

Heinrich Hansjakob

Aus meiner Jugendzeit



Ausgewählte Schriften

Band 1



Heinrich Hansjakob

Ausgewählte Schriften

Volksausgabe

Erster Band

Aus meiner Jugendzeit

Mit einem Bildnis des Verfassers von C. Liebich.



Stuttgart.
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1910.

Aus meiner Jugendzeit

Erinnerungen

von

Heinrich Hansjakob

1.—6. Tausend.



Stuttgart
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1910.

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Der lieben Heimat

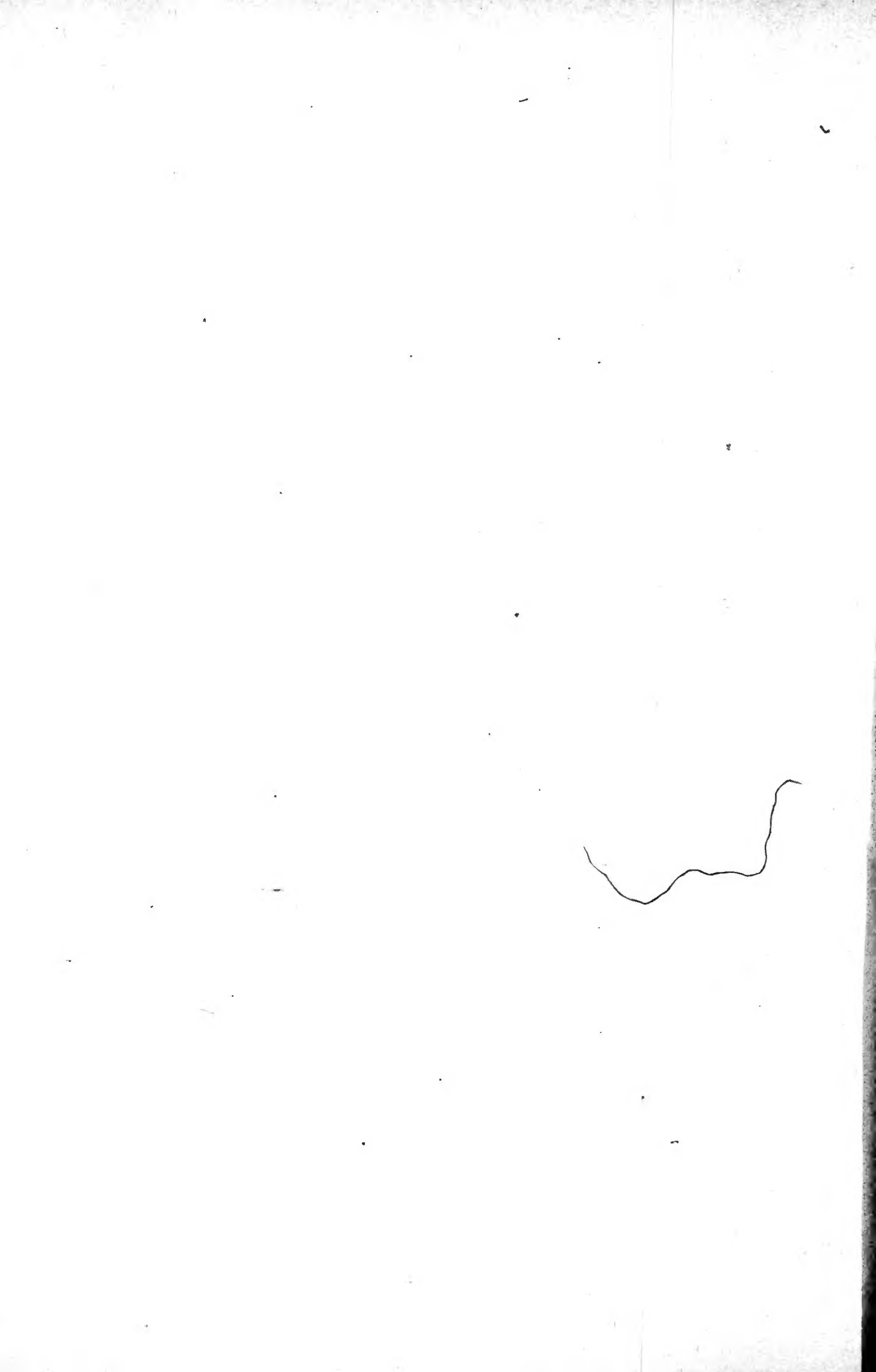
und den Genossen der Jugendzeit

weiht dies Buch

in

treuer Erinnerung

der Verfasser.



Vorwort und Entschuldigung.

Ein Zufall führte mir letzten Winter Fritz Reuters „Meine Vaterstadt Stavenhagen" und Bogumil Goltz' „Buch meiner Kindheit" in die Hände. Beide Schriften brachten einen in mir längst schlummernden Gedanken zum Ausbruch, den Gedanken nämlich, die Erinnerungen an meine erste Jugendzeit zu Papier zu bringen. Es ist zwar Übung, daß man sich nur um die Jugendzeit „großer und berühmter Menschen" interessiert. Allein ich bin der Ansicht, daß das Leben des einfachsten und armseligsten Menschen es verdiente, aufgeschrieben und veröffentlicht zu werden. Auch der niedrigsten und unbedeutendsten Menschenseele Leben, Wirken und Kämpfen wäre, niedergeschrieben, ein wertvoller Beitrag zur Gottes-, Welt- und Menschengeschichte.

Mit dieser meiner Ansicht möchte ich mich entschuldigen, wenn ich mir herausnehme, in den folgenden Blättern die Erinnerungen an m e i n e Kindeszeit zu veröffentlichen.

Wollte man einwenden, ich sei noch nicht alt genug dazu, so entgegne ich, daß ein Mensch mit vierzig Jahren und einigen dazu jedenfalls alt und erfahren genug ist, um zu wissen und zu fühlen, daß seine Kindheit seines Lebens glücklichste Zeit gewesen.

Im übrigen möchte ich mich auf ein Wort Byrons berufen:

Wozu gedruckt? Nicht Lohn ist zu erwarten,
Ruhm nicht und Gold der Feder hier entquillen.
Frag ich dagegen: Warum spielt Ihr Karten?
Trinkt? Lest? „Um uns die Mußezeit zu füllen."—
Ich schau zurück gern auf durchwallten Garten,
An Blumen reich, an Sehnsucht mir und Grillen,
Und was ich schrieb, geb' ich dem Wogenschaum;
Schwimm's oder sink's — ich hatte meinen Traum.

In diesem Sinne bitte ich den Schreiber und sein Buch freundlich entgegenzunehmen.

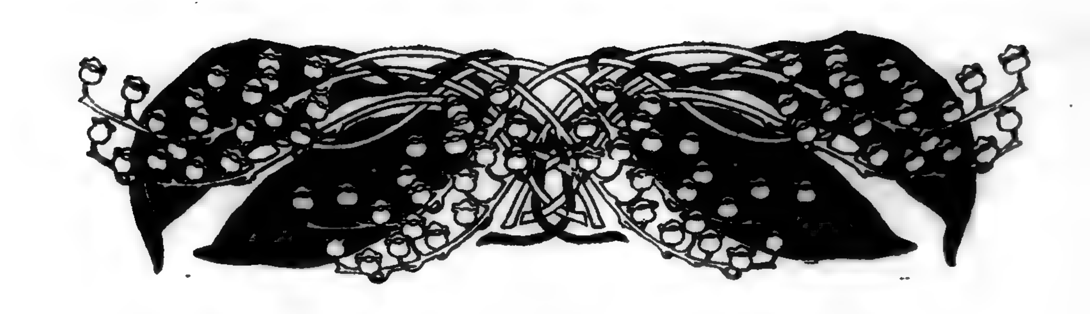
Hagnau, am Bodensee, im Herbst 1879.

Vorrede zur neunten Auflage.

Ich habe diese Auflage, die als Volksausgabe erscheint, neu bearbeitet und vielfach erweitert. Je älter ich werde, um so mehr treibt mir die Sehnsucht nach dem Glück der Jugendzeit neue Erinnerungen in mein Gedächtnis, die ich hier auch wiedergegeben habe.

Freiburg, im Dezember 1909.

Inhaltsverzeichnis.



Die Heimat.

Der Himmel auf Erden ist für den Menschen die erste Jugendzeit und das Paradies, in welchem die Kindheit ihre „Augenblicke Gottes" feiert, die Heimat. Diese ist das Heiligtum, auf dessen Boden das Kinderherz die seligsten Stunden gelebt und geträumt hat. Wo dieses Heiligtum auf Gottes weiter Erde gestanden, ist dem sehnenden Herzen des alternden Menschen gleichgültig. Ja, je stiller, je einsamer, je verlassener vom Weltgeräusch das heimatliche Paradies gewesen, um so größer unsere Liebe zu der Stätte des Kinderglücks.

Darum zieht es den Sohn unseres Schwarzwaldes, wenn er in den Weltstädten seinen Kampf ums Dasein gekämpft hat, heim in die einsame Strohhütte am Waldrande. Er will sein Heimweh stillen nach dem „verlornen Jugend-Paradies" und will träumen auf den Matten und in den Wäldern, zurückträumen die Jugendzeit und jung werden nochmals, ehe er sich niederlegt zum Sterben. Die Sonne, die auf sein Kindesglück einst strahlte, sie soll ihm nochmals auf der gleichen Stelle leuchten, ehe er sein Auge dem irdischen Lichte verschließt für immer. —

An der Grenze zwischen dem nördlichen und südlichen Schwarzwald, welche die Kinzig bildet, liegt mir die liebe Heimat.

Mitten im lieblichen Kinzigtale des an wunderbaren Talgründen so reichen Badnerlandes erhebt sich meine kleine Vaterstadt Haslach, im Volksmund Hasle genannt. Hohe Berge, mit stolzen Tannen und Buchen gekrönt, üppige Matten und der silberhelle Bergfluß schließen das Paradies meiner Jugendzeit ein.

Ich war etwa vier Jahre alt, und man zählte das Jahr 1841, als ich das erste Bild des Städtchens in meine Seele aufnahm. Meiner Großmutter Schwester, die alte „Lenebas“, der greise Schutzengel meiner Jugend, führte mich eines Tages auf die Zinne des kleinen „Schänzleberges“, westlich vom Städtchen, und zeigte mir die Herrlichkeit der Heimat. Sie wies zuerst hin auf den mit „Silber“ beschlagenen Kirchturm, von dem ich bis zur Stunde manchmal träume aus der Kindeszeit, als zöge ich an seinen Glocken oder hörte ich die alte Turmuhr schlagen.

Sei mir heute wieder gegrüßt, du erster Himmelszeuge meiner Kindheit! Zwar weiß ich schon längst, daß dein „Silber“ eitel Blech ist — aber dieses Blech glänzt wie Silberschein in meine Jugenderinnerungen, und um dich reihen sich die Häuser, Straßen, Gassen und Gäßchen, durch die meine Kindesseele ihre „Hochzeit“ hielt alle Tage. Du bist das Zentrum meiner Erinnerungen an die Heimat, an die ich nicht denken kann, ohne daß dein „Silberhaupt“ zuerst mir entgegenstrahlt, um welches alles andere sich im Geiste gestaltet! Von dir geht mir das Städtchen aus.

„Eng ist der Weg und schmal die Pforte, die zum Himmel führt.“ Diese Bibelworte verewigten die alten Haslacher an ihrem Gotteshause, zu dem ein gar enges Gäßchen vom Marktplatz hinaufführt zum „silbernen“ Kirchturm. Er ist uralt wie seine beiden Nachbarn, die ihn vorne und hinten einrahmenden alten Zehntgebäude der ehemaligen Souveräne

von Haslach, der Fürsten von Fürstenberg. „Kästen" nennt sie bezeichnend das Volk bis heute, weil in ihnen ehedem die Zehntfrüchte aufgespeichert wurden. Die „Vogtei" über sie war viele Jahre in meinem Geschlechte und der letzte Kastenvogt mein seliger Vetter Eduard Hansjakob.

Die meisten Haslacher wissen nicht, daß sie einstens zähringisch waren und daß die Gräfin Agnes von Urach, Schwester Bertolds V. von Zähringen, ihrem Gemahl, Egino V., 1218 Haslach zubrachte. Als die Uracher sich in Urach-Fürstenberg und Urach-Freiburg abzweigten, kam Haslach an das Haus Fürstenberg, das vom 13. bis 19. Jahrhundert seinen Scepter führte über das Kinzigtal.

Eine eigene Residenz schlug 1284 ein Zweig dieses Geschlechtes zu „Hasela" auf; aber schon in der Schlacht bei Sempach fiel der letzte dieser Linie, der Graf Johann von Fürstenberg. Schloß und Burg sind längst verschwunden, nur die „Zehntkästen" sind noch Zeugen einstiger Untertänigkeit. Sie und das alte Rathaus am Marktplatz sind die einzigen Nachbarn des Kirchturms, die den spanischen Erbfolgekrieg überlebt haben, und zu ihnen kommt noch St. Sebastian, der gepfeilte Heilige, auf dem Brunnen am Platz.[1]

Aber wie sie ist so ziemlich alles beim alten geblieben seit jenen Tagen, da ich den ersten Eindruck bekam von der Heimat.[2] Straßen, Häuser und Gassen sind dem Zahn des Fortschritts nicht verfallen. Meist noch die alten Läden und Fenster, und nur der veränderte Hausschild eines Wirts, Krämers oder Hutmachers verkündet, daß die Menschen gewechselt haben. Doch eines vermisse ich! Das alte, ehrwürdige Straßenpflaster haben sie mir in der „vordern Gasse" herausgerissen, von dem jeder Stein meinen flüch-

---

[1] 1704 brannten die Franzosen das alte Städtchen gänzlich nieder.

[2] Es hat sich seit dem ersten Erscheinen dieses Buches (1879) manches verändert, besonders hat der Kirchturm einen Kameraden erhalten, der ihm aber als Kunstwerk weit nachsteht.

tigen Knabenfuß trug, und dessen Kühle den kleinen Barfüßler im Sommer doppelt sprungfertig machte. Auf diesem Pflaster dröhnten einst die Thurn- und Taxisschen Postwagen durch das Städtchen, von Ulm oder Frankfurt kommend, vermittelten den Weltverkehr und brachten Briefe und Zeitungen.

Draußen vor der Stadt, oberhalb der Mühle, die von Osten her den Reigen der Häuser beginnt, stand ich als Fünfjähriger manchen Morgen und harrte, bis der gelbe „Eilwagen" das Tal herabkam und des Postillons gelbes Röcklein und sein Hörnlein sichtbar wurden. Und wenn dann der „Jakob", der Mann der Köchin meiner Taufpatin im Adler, gerade als Kondukteur die Route hatte von Stockach bis Offenburg, da jubelte mein Kinderherz. Denn der Jakob, den ich im folgenden Jahrzehnt in meiner Studienzeit in Rastatt wieder traf als Briefträger, nahm mich in sein Coupé oder er schob mich dem Postillon auf den „Bock" zu, und hinein ging's ins „Städtle". Und wenn dann der Postillon sein Hörnlein ansetzte und der Wagen auf dem Pflaster rasselte, da klang's „wie Orgelton und Glockenklang" in meine Seele. Darum vermisse ich schmerzlich das alte, poetische Straßenpflaster.

Auch die „Eilwägen" sind verschwunden, und die Schwarzwaldbahn führt die Menschen vorüber an der Heimat, ohne daß sie eine Ahnung haben von dem Paradies, das meine Jugendgenossen und ich hier verlebten.

Wollen wir noch weiter auf den alten Steinen wandeln und alle Gassen und Gäßchen durchziehen? Die vordere Gasse, die hintere Gasse, die Kirch-, Pfarr-, Bach- und Adlergasse, den Graben und die Vorstadt? Fast von jedem Hause könnte ich erzählen, wer und wie viele Leute damals darin lebten, wie viele Kammern und Stuben es hatte, und vom Keller bis zum Taubenschlag Auskunft geben. Doch wozu erzählen, was jeder aus seiner eigenen Heimat kennt. Ich will ja nur vom Glück sagen, vom Kindesglück und von dem,

was zu diesem Glücke beitrug. Und da brauche ich die Straßen und Häuser nicht alle zu nennen, obwohl sie fast alle Zeugen waren jener glücklichsten Lebenstage.

Und wenn ich im Kindergeiste über die Häuser der Heimat hinblicke, so kommt eben immer wieder der silberne „Kirchturm“ und unmittelbar neben ihm das „Storchennest“ auf dem südlichen Zehntkasten. Ja, die Storchenfamilie und ihr Haus verschlangen manchen Blick meiner gierig schauenden Kindesaugen!

Ewiger Frühling lebt ja im Kinderherzen; wenn aber die ersten Storchen kommen, so bricht er los im Kindermund, und wie „Feuerreiter“ rannten wir durch das ganze Städtchen und heim zu Mutter und Großmutter und erzählten die Ankunft der Storchen. Der Athener, welcher seinen Landsleuten die erste Nachricht vom Siege über die Perser in die Stadt gebracht, war kaum so freudig bewegt, als wir mit der Kunde: „Die Storke sind da!“

Der „Kasten“ mit dem Storchennest war mir unendlich lieber, als das nebenanstehende Pfarrhaus. Da waren die Türen stets verschlossen, die Fenster stets verhängt — und nichts zu sehen. Die Kindesseele will aber überall schauen und genießen, und wo sich nichts findet, da wendet sie sich ab, kalt und gleichgültig.

Zwei Gebäude noch, außer den Häusern der Eltern, Großeltern und Nachbarn, stehen zuvorderst in den Erinnerungen meiner Kinderzeit — die Apotheke und das Kloster. Erst war mir das freundliche, außerhalb der alten Stadtmauer am Klosterbach gelegene Haus unheimlich. Denn da wohnte die steinalte Baronin v. Kraft, eine geborene Lassolaye; die trug Mannskleider, einen kleinen Schnurrbart und rauchte eine Pfeife; ein Mannweib in des Wortes kühnster Bedeutung. Als Witwe vergeudete ihr der Sohn Hab und Gut; da wurde sie selbst ein Mann, gründete die Senfmühle droben am Mühlbach, fabrizierte Senf und fristete so ihr Leben. Aber ihre Züge waren hart und häßlich in der

blauen Männertracht, und wir Kinder fürchteten die Frau, die nie ein Lächeln mehr auf ihrem Gesichte zeigte.

Als sie aber starb, kam die Apotheke ins Haus, und jetzt ward es mir zum Lusthaus für meine Geruchsnerven. Mit welcher Ehrerbietung, aber zugleich mit welch innerer Wonne trat ich von jetzt ab in die Apotheke! Still, aber in kräftigen Zügen sog ich die Wohlgerüche ein und schaute voll Bewunderung dem Apotheker Ernst, einem stattlichen, jungen Manne, dem sein alter Vater eben das Geschäft übergeben hatte, zu, wie er aus den alabasterweißen Gefäßen einen Wohlgeruch um den andern ausströmen ließ. Mir war dieser Mann der größte Gelehrte der Stadt; er imponierte durch die Geruchsnerven meinem kleinen Geiste.

Leider war selten jemand krank im eigenen Hause, ich mußte mir daher selbst wieder von Zeit zu Zeit ein „Wurmpulver" verschreiben, um so in das Haus der Wohlgerüche zu kommen. So oft ich aber in der Nachbarschaft den alten Physikus Fendrich mit seinem goldknopfigen Meerrohr aus- oder eingehen sah, flugs war ich am Platze und meldete mich als Bote in die Apotheke. Auf dem Rückweg roch ich noch an dem Gold- oder Silberpapier, mit dem das Medizinglas eingebunden war, und freute mich des Duftes.

Bis zur Stunde ist mein erster Gedanke, wenn ich eine Apotheke betrete, die Erinnerung an die beseligenden Wohlgerüche im Haus des heimatlichen Pharmazeuten.

Nie hätte ich in jenen Stunden geahnt, daß ich einst zur Überzeugung käme, daß aus diesen Häusern auch durch die Gifte, die verschrieben werden, viel medizinisches Elend in die kranke Menschheit getragen wird. Aber so ist das spätere Leben! Es zerstört erbarmungslos alle Ideale der Kindheit. —

Nicht weit von der Apotheke trauert einsam und zerfallend am stillen Bach das Kapuzinerkloster, an das sich mir von den süßesten und frühesten Erinnerungen anknüpfen. Nur noch ein Pater und zwei Brüder lebten in dem aufgehobenen

Klösterlein zur Zeit meiner erwachten Kindheit. Aber es war einer der feierlichsten Gänge, der Weg zur Klosterpforte, um „Klosterbrot" zu „heischen". Wie klopften unsere Herzen, wenn auf unser Pochen an der Pforte die Schritte des Bruders Othmar nahten! Wenn wir am Himmelstor den Erzengel Gabriel erwartet hätten, die freudige Spannung hätte nicht größer sein können. Er war ein häßlicher Mensch, der Bruder Othmar, sein Lächeln mehr ein Grinsen; aber wenn er jedem sein Stück Brot reichte, das er stets hinter der Klostertüre in einem Schrank parat hielt, da kam uns der braune, schmutzige Mönch wie ein verklärter Heiliger vor, und wir hätten ihn alle küssen können.

Und wenn er dann, freundlich nickend, die Türe wieder schloß und wir davonjauchzten mit unserem Klosterbrot, da hätten wir mit keinem Menschen die Wonne vertauscht, mit der das schwarze Gebäck uns erfreute. Das war uns mehr, als den Engelein im Himmel Ambrosia und Marzipan.

Möge der liebe Gott dir, guter Bruder Othmar, die ewige Seligkeit geben um der Seligkeit willen, die du in unsere Kinderherzen einst ausgegossen!

Nie mehr bin ich seit jenen Tagen so glücklich über die Klosterbrücke geschritten, wie damals, als Bruder Othmar noch lebte, bettelte und uns wieder vom Erbettelten selig machte. Und wenn ich es vermöchte, allein um des Klosterbrotes für die Kinder willen würde ich das Klösterlein in Hasle wieder aufrichten und den demütigen Söhnen des hl. Franziskus zurückgeben, damit auch die jetzigen und kommenden Kinderherzen es wüßten, welch Glück es ist, an der Pforte der Bettelmönche Klosterbrot zu betteln.

Neben dem Bruder Othmar, der zugleich Koch war, amtierte noch als Gärtner und Sakristan der Bruder Daniel. In seinen Garten kamen wir nie, — es war strenge Klausur für kleine Buben — aber wenn der Bruder in der Klosterkirche abstaubte, schlichen wir behutsam hinein zu ihm.

Er zeigte uns auf dem Hochaltar das Bild des Grafen

Friedrich Rudolf von Fürstenberg, eines großen, schwarzbärtigen Mannes, und erzählte, daß dieser vor zweihundert Jahren das Kloster gestiftet habe.

Der Graf war also im letzten Grunde auch der Stifter des guten Klosterbrots und wir schauten andächtig und dankbar an ihm hinauf, wie an einem Heiligenbild.

Aber auch die Gruft, in welcher der Stifter und seine Nachkommen begraben sind, zeigte uns der Bruder Daniel, und jedesmal mußten wir mit ihm ein Vaterunser beten für diese gräflichen armen Seelen. —

Die Klosterbrotfreuden hörten gar bald auf. Der Bruder Othmar starb und der Daniel legte seine Kutte ab und zog in seine Heimat Eschau oberhalb Hasle an der Kinzig. Der letzte Pater, Leopold, aber verlegte seinen Wohnsitz ins Städtle zum Kastenvogt.

Das geschah anno 1844.

Der Kinderhimmel hat aber so viele Sterne, daß das Kinderherz es nicht lange verspürt, wenn ein oder der andere Stern erlischt. So hatten wir auch das Klosterbrot bald vergessen.

Wir dürfen das Kloster aber nicht verlassen, ohne des Klosterbachs zu Hasle zu gedenken, der lustig fortlebte, als die Kapuziner aus dem Kloster und aus dem Leben ausgezogen waren.

Aus jedem der Seitentäler, die auf das Städtchen ausmünden, fließt ein lustig Bächlein der Kinzig zu. Diese Bächlein ziehen durch die Stadt und um die Stadt. Ihre Namen sind: der Stadtbach, der Klosterbach, der Hofstetterbach und der Mühlenbach. Ich weiß heute nicht, wem diese Bäche gehören, allein zu meiner Kindeszeit gehörten sie, der Stadtbach ausgenommen, als unbestrittene Domänen uns Knaben. Da war kein Stein, unter dem eine Grundel ihr wohliges Dasein fristete, keine Höhlung am Uferrand, in der das Forellchen spielte, die wir nicht kannten. Stunden, ja Tage lang ward gefischt mit bloßer Hand oder mit

der Eßgabel Grundeln und Kroppen gestochen. Und wer schildert die Wonne des Knabenherzens, wenn das glänzende Fischlein zwischen den Fingern oder an der Gabel zappelte und in den mitgebrachten „Milchhafen" abgesetzt wurde! Wer ein Königreich erobert, ist nicht glücklicher.

Der Stadtbach, welcher auch an meinem Elternhaus vorübergeht, machte uns keine Freude. Er war eine Kloake, weil aus den angrenzenden Häusern aller Unrat hineingeworfen wurde und er viele Glasscherben enthielt, die unsere nackten Füße verletzten. Auch tote Katzen und Mäuse und lebendige Ratten lagen und hausten in ihm.

Wir ließen auf ihm höchstens kleine Schiffchen schwimmen und kleine Mühlwerke von ihm treiben — alle von uns selbst gebaut. —

Wenn ich heute noch in die Heimat komme und höre die Bächlein rauschen, so rauschen sie mir die ganze Wonne jener Stunden in die Erinnerung hinein, und wehmütig schaut meine Seele in die forteilenden Wasser. Und die Bächlein fließen wie dazumal, und die Kinder spielen an den Ufern und im Wasser wie ehedem, aber die Bächlein sind nicht mehr mein, und das Spiel im Leben ist ein ernstes geworden.

Kinderseelen in seligem Spiel in den eilenden Bächen, welche Harmonie! Das Wasser eilt, weiß nicht wohin, und mit dem eilenden Wasser unter den Füßen des Kindes eilt diesem die Lebensstunde fort; es weiß nicht wie, nicht wohin, — und darum ist es selig im unbewußten, flüchtigen, flüssigen Spiel.

Habt Dank, ihr Bächlein der Heimat, für jene Stunden auf eurem kühlen Grunde und fließt weiter dem Strom zu und macht immer und immer wieder Kinderherzen glücklich, ehe sie im Strom des Weltlebens ihr „Paradies" verlieren und untergehen! —

Sehen wir uns jetzt nun einmal nach den Menschen um, die unter dem Schutze des silbernen Kirchturms in den Häusern, an den Straßen und an den Bächen der Heimat wohnen.

In meiner Jugendzeit lebten etwa sechzehnhundert sogenannte Seelen in dem malerischen Städtchen. Trotzdem eine Generation seitdem abgelebt hat, werden's heute nicht weniger sein, aber auch nicht viel mehr.[1] Wie damals, so sind die Menschen meiner Heimat Doppelnaturen, halb Bauern, halb Handwerker. Am Morgen flicken sie Schuhe, reparieren alte und machen neue Hosen, färben Zwilch, walken Strümpfe und Filzhüte, verkaufen Cichorie und Kaffee, und am Nachmittag hacken sie ihre Kartoffeln und holen ihren Klee. Die Weiber gießen am Abend den Salat und die Krautköpfe in den Gärten in der Vorstadt, „auf dem Graben" und im „Grün", und die Männer sitzen im Bierhaus und üben „Kannengießerei".

Die letztere Tat ist neu. In meiner frühen Jugendzeit war das anders, wie wir noch sehen werden. Aber die Haslacher haben von jeher die Hand am Pulse der Zeit gehabt, und so haben sie seit 1848 auch das Politisieren im Wirtshaus gelernt und es so weit gebracht, daß es heute, im Zeichen des Kulturkampfes, einzelne gibt, die um kein Geld „nach Canossa gingen." Sonst sind sie wie ehedem ein heiteres, mildes und frommes Geschlecht. Die Frühmesse am Sonntag wird fast von keinem versäumt.

Zwei Dinge aber kann man meinen lieben Mitbürgern vor allem nachsagen: Es ist noch keiner aus Gram gestorben und hat sich noch keiner zu tot gearbeitet. Dazu kommt noch ausgesprochenes Talent zu Fastnachtsstücken, unerschöpflicher Witz und Galgenhumor zum Wegwerfen. Und wenn sie auch im Bierhaus über den Stadtrat, über Steuern, Umlagen oder Militärzwang noch so eifern und krakeelen, sie sind nie gefährlich und waren es selbst in der Revolution nicht, in der sie über Katzenmusiken nicht hinausgingen. Das erste weltliche Lied, das ich in meiner Kindheit hörte, noch ehe ich

[1] Das „heute" gilt hier und im folgenden der Zeit des ersten Erscheinens dieser Erinnerungen, 1879.

zur Schule ging, sang eines Tages der alte „Murertoni", als er meiner Großmutter die Stube weißelte. Es lautete:

Freund, ich bin zufrieden,
Geh' es, wie es will;
Unter meinem Dache
Leb' ich froh und still.

Dazu fuhr er in aller Maurergemütlichkeit mit seinem Pinsel langsam am Plafond hin und her. Ich selbst war tief gerührt; denn das Lied stimmte den Grundton an, der bewußt oder unbewußt im Herzen jedes Haslachers ruht, wenn auch die Zunge das Herz bisweilen Lügen strafen möchte.

Fast jeder Haslacher hat, wenn ich trivial reden soll, ein böses Maul, aber ein ehrliches, deutsches, zufriedenes und vorab lustiges und gutmütiges Herz. Ich habe in meiner Jugend nur zwei Personen nie heiter gesehen: die eine war die Baronin v. Kraft und die andere der alte, blinde Bürgermeister Ruedin, welcher an hellen Tagen in seinem Lehnstuhl vor dem Hause saß, tiefernst, wie die römischen Senatoren auf dem Forum beim Einzug der Gallier. Aber diese beiden alten Leute waren keine Stamm-Haslacher.

Und die Frauen? Solcher gab es in meiner Jugendzeit nur zwei: die „Frau Oberamtmann" und die Frau des fürstenbergischen Rentmeisters Fischer, der in meinem elterlichen Hause wohnte. Alle anderen waren „Weiber", von denen mir in jenen Tagen nur zu Sinnen kam, daß sie im Winter gerne „z'Liacht" gingen und fleißig am Spinnrad und mit der Zunge arbeiteten, im Sommer die schönsten Gurken und die größten Salatköpfe der Umgegend pflanzten und anno 48 noch hitziger als ihre Männer für „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" schwärmten.

Ich weiß nicht, ob die heutigen Wibervölker noch so schlagfertig sind in Rede und Gegenrede, wie in meiner Bubenzeit. Aber mit Freude denke ich in meinen alten Tagen an jene schneidigen Weiber zurück, unter denen meine

Großmutter und meine Mutter in obigen Eigenschaften nicht die letzten waren. —

So waren, kurz gesagt, die Menschen beschaffen, unter denen ich meine Kindes- und Knabenzeit verlebte und mit denen ich alle guten und schlimmen Eigenschaften teile bis zum heutigen Tage.

Wenn ich das ganze heimatliche Kinzigtal nach seiner Lage personifizieren will, so liegt in Wolfach das Haupt, in Haslach das Herz und in Offenburg stehen die Füße. Die Wolfacher sind geborene Diplomaten, kühl bis ans Herz hinan. Zur Revolutionszeit waren sie die ruhigsten und befinden sich drum heute im Besitze des Oberamts und des Amtsgerichts. Meine Haslacher sind im Herzen des lustigen Tales und sein heiteres Herz. Sie haben die meisten Fehler, aber es sind dies lauter Herzensfehler, und die machen die Menschen bekanntlich am liebenswürdigsten. In der Kreishauptstadt Offenburg sind die Füße. Der Fortschritt und der Hauptverkehr gehen und gingen, wie auch die Revolution von anno 1848, fürs ganze Tal von dieser alten Reichsstadt aus.

Noch darf ich zum Schlusse nicht vergessen, daß mein Heimatstädtchen in Stadt und Vorstadt sich abteilt. Eine lange Querstraße trennt beide. Die Stadt ist die ehemals ummauerte Altstadt, und in der Vorstadt sitzen die Nachkommen der außerhalb der Mauern angesiedelten Fremden, der Hintersaßen und Pfahlbürger. In der Stadt lebten die Patrizier, draußen die Plebejer. Mein Name schon weist meinem Geschlecht den Platz unter den letzteren an.

Ein Färbergeselle vom unfernen Gengenbach, der nach dem Dreißigjährigen Krieg in Hasle einzog, war hier der erste meines erlauchten Stammes. Zwar eroberten seine Söhne und Enkel bald einige „Palazzi“ im Patriziergebiet, aber sie blieben innerlich doch Plebejer. Noch im vorigen Jahrhundert, als die Haslacher mehrere Male revoltierten gegen ihre Landesherren, die Fürsten von Fürstenberg, da waren

meine Ahnen unter den ersten, die mitmachten. Im fürstlichen Archiv zu Donaueschingen liegen heute noch viele Akten, die davon erzählen und von den bösen Reden und Taten der Weber, Färber und Bäcker Hansjakob.

Schon zu meiner Zeit aber waren die alten Unterschiede verschwunden, nur sagt der Vorstädter heute noch, so er am Sonntag ins Wirtshaus geht: „Ich will ins Städtle" — und politisch hat unsere neueste Zeit die Haslacher wieder gespalten: die Patrizier-Söhne sind liberal, die Plebejer-Enkel konservativ und ultramontan. Die Welt steht ja heutzutage auf dem Kopf, und da mußte meine Vaterstadt auch mit, ob sie wollte oder nicht.

Das ist in kurzen Zügen meine Heimat und ihr Volk, die Heimat, von der Byron singt, sie bleibe

Süß dem Knaben,
Mag sie auch zehnmal ihn vergessen haben.

Die Erinnerung an die Heimat und an all das, was ihr Name umschließt, ist die Aeolsharfe im Herzen des Menschen. Sie tönt fort und fort in allen Lagen des Lebens. Die leisen Zephyre heiterer Stunden, wie die Stürme kampfbewegter Tage, sie alle schlagen an diese Harfe an, weil in Glück und Unglück, in Trauer und Freude das Bild der Heimat vor die Seele dessen tritt, der fern von ihr weilt, und den sein Geschick hinaustrieb in die Welt, fort von der Heimat und fort vom Vaterhaus.

So will ich denn im Geiste nochmals durchleben auf diesen Blättern die Heimat und ihre Jugendseligkeit nach des Dichters Wort:

O du Heimatflur, o du Heimatflur,
Laß zu deinem sel'gen Raum
Mich noch einmal nur, mich noch einmal nur
Entflieh'n im Traum! —

Das Vaterhaus.

Wenn die Heimat das Heiligtum unseres Jugendglückes ist, so ist das Elternhaus das Allerheiligste. Es ist der Tabernakel, in welchem der Genius des Kindesglücks seine Wohnung hat.

Wer nie das Elternhaus verließ, in ihm geboren ward, wuchs und allzeit lebte, der kennt diesen Genius nicht und findet ihn auch nimmermehr. Und wer im Palaste geboren, seinen Kindessinn frühzeitig abgestumpft und verloren hat durch den künstlichen Flitter eitler Herrlichkeit, der weiß von jenem Genius des Elternhauses wenig oder gar nichts. Nur der, dessen Wiege in der Hütte des Bauern oder im Hause des Bürgers gestanden, und der diese Stätte verlassen mußte, der schaut und sieht überall im Vaterhaus diesen Zwillingsbruder seiner Kindesseele, diesen Schutzengel, der die Erde uns zum Himmel gemacht.

Warum weint oft das alternde Menschenkind, wenn es nach Jahren das Vaterhaus wieder betritt? Weil der Genius der Kindheit in jeder Stube, in jeder Kammer des Elternhauses sitzt, zu jedem Fenster herausschaut, in jedem Winkel noch seinen Platz hat und uns trauernd ins altgewordene, kranke Herz blickt. Und warum stört es uns in solchen Augenblicken, wenn wir baulich das eine oder andere verändert finden? Weil man den Schutzgeist uns aus den alten Räumen vertrieben hat.

Da, wo Stadt und Vorstadt der Heimat sich scheiden, an

einer Ecke der Trennungsstraße, steht mir das Vaterhaus, ein Bürgerhaus wie die meisten Häuser der Art in kleinen Städten. Der Vater hatte dasselbe, eben neu erbaut, als lediger Bürgerssohn im September 1835 von dem Landwirt Josef Anton Neumayer für 9000 Mark gekauft. Vater und Mutter waren im gleichen Jahr als angehende Eheleute in ihr neues Heim eingezogen. Mein braver Vater war Bäcker, wie der Großvater und Urgroßvater und wie seine sämtlichen Brüder. Die Zahl der Bäcker in meiner Vaterstadt war überhaupt, so weit zurück ich es erforschen konnte, zu allen Zeiten Legion. Und es hat mich schon in der Jugend oft gewundert, wer das Brot alles essen möchte, das von diesem Bäckerbataillon täglich bzw. nächtlich gebacken wurde und noch gebacken wird.

Mein Großvater, der Philipp hieß wie mein Vater und den ich nicht mehr kannte, wohnte in einem kleinen Häuschen neben dem Pfarrhause und hieß der „Eselsbeck". Er hatte sich diesen Namen selbst gegeben, weil an Markttagen die oberen Schwarzwälder, welche auf Eseln und auf Saumpfaden ihre Butter brachten, ihre Grautiere bei ihm einstellten. Von seinem Humor, der auf Sohn und Enkel sich vererbte, erzählte mein Vater mir, dem Knaben, noch viel.

Von seinem Vorfahren auf dem Häuschen, dem Bäcker Peter Hammerstiel, hatte er auch den Namen „Becke-Peter" überkommen.

Trotzdem er einen Bruder hatte, der geistlicher Herr war, hielt der „Becke-Peter" und „Eselsbeck" nicht viel auf Bildung. Er wollte seine Buben nicht einmal in die Schule schicken, weil er keine „Herren", die er nicht leiden konnte, aus ihnen machen wollte und weil er glaubte, wer lesen und schreiben könne, sei schon ein halber Herr und tauge nichts mehr zur gewerblichen Arbeit. So kam es, daß mein Vater anno 49 bei dem preußischen General, der ihn zum Bürgermeister ernannt hatte, mit der Entschuldigung davon kam, „daß er schlecht in der Feder" sei.

Ich habe von meinem Vater, der anerkannt ein Mann von offenstem Kopfe, wenn er dazu aufgelegt war, ein hervorragender Erzähler und Schilderer[1], ein tüchtiger Geschäftsmann und kreuzbraver Familienvater war, kaum mehr Schriftliches gesehen, als seine Namens-Unterschrift oder Einträge in den Kalender über Ankauf oder Verkauf von Kühen und Schweinen, Früchten und Kartoffeln.

Ich muß noch ein Stück der Anschauungen über Volksbildung vom Großvater her in mir haben, weil ich auf die jetzige Schuldressur unserer Bürger- und Bauernkinder gar nichts halte.

„Gebildeter" war die Mutter, die Tochter eines Kaufmanns, der, ein geborner Triberger, bei den Franziskanern an der Wallfahrtskirche seines Heimatstädtchens um Gotteslohn und als armer Ministrant tüchtig lesen und schreiben gelernt hatte. Sie war in Freiburg, beim „Becke-Meier" in der Kaiserstraße wohnend, auf Schule gewesen und besorgte alle Korrespondenz, auch die spätere mit mir, dem Studio, und nur, wenn ein Leichtsinn zu rügen war, setzte der Vater um des Eindrucks willen noch seinen Namen darunter.

Meine Mutter war ein heiteres, lebensfrohes Haslacher Kind, mit kleinen, lebhaft funkelnden, schwarzen Augen, oft aufgelegt zu Witz und Satyre — ehe in ihrem tieferen Frauenalter des Lebens Kummer und Sorgen, deren sie unmenschlich viel zu tragen hatte, auch ihr die ständige Heiterkeit nahmen.

Als ich Vater und Mutter, deren Erstgeborener unter sieben Kindern ich war, kennen lernte, sah ich den Vater in der Backstube und die Mutter am Spinnrade:

Der Vater buck, die Mutter spann,
Als das Kind sie lieb gewann.

---

[1] Ein Jugendfreund von ihm, der Küfermeister Lambert Braun, ein Mann von großer Intelligenz, sagte mir in seinen alten Tagen noch, mein Vater habe schon in jungen Jahren eine „ganze Stube voll Menschen" aufs beste unterhalten können.

Und wenn der Vater, ein großer, starker Mann, aus der Backstube in die Stube kam, mich mit einer Hand ergriff und an seiner Riesengestalt hinauf an die Zimmerdecke hielt und dann in den Schoß der spinnenden Mutter niedersetzte — damals erkannte ich in den ersten bewußten Momenten Vater und Mutter.

Es ist eine lange, lange Zeit vom ersten Erkennen der Eltern bis zu jenen Stunden, da man sie voll und ganz erkennt und sie in ihrem gebührenden Wert zu schätzen weiß. Ich behaupte nämlich, daß diese Zeit erst kommt, wenn die Eltern nicht mehr sind, wenn sie tot sind, und wir selbst, älter geworden und in der Welt umhergeworfen, nach dem Kindesglück zurück uns sehnen und nach jenen Tagen, in denen wir alles Kümmern und Sorgen den Eltern überließen.

Bogumil Goltz ruft den jungen Menschen zu: „Liebet euere Eltern, liebet Vater und Mutter mit der vollen, letzten Kraft eueres Herzens; denn es kommt eine Zeit noch vor den grauen Haaren, wo das Gemüt wieder stärker spricht, als aller Verstand der Welt und der Politik, und wehe dann dem Herzen, dem Gewissen, das nicht vor der wieder erwachten Liebe besteht!"

Wenn diese Zeit kommt, und sie kommt meist erst in unserem Mannesalter, dann fühlen wir erst recht, was Vater und Mutter uns gewesen, und dann tritt jenes süße Bild, das in jeder Menschenseele ruht, jenes Bild, das im Dunkel der Nacht, wie im Geräusche des Tages uns erscheint, voll und ganz in unser Bewußtsein, jenes Bild, das da ist das Andenken an treue, liebevolle Eltern. Dann kommen jene Stunden, in denen man sein Herzblut gäbe, wenn man die Toten wieder auferwecken könnte, um sie zu ehren und zu lieben, wie sie es verdienten.

Ihr seid schon lange tot, geliebte, unvergeßliche Eltern! Jene Jahre, da du, braver Vater, im Schweiße deines Angesichtes für deine Kinder sorgtest, und du, gute Mutter, ihnen das Linnen spannst, liegen in fernster Vergangenheit

— aber ich bin heute nicht imstande niederzuschreiben, was ich euch schulde, und was ihr mir waret. Ich kann nur weinen, weinen Tränen der tiefsten Wehmut und des innersten Dankes. —

Jeder natürliche Mensch, sei er Fürst oder Bettler, wird seinen Eltern das dankbarste Andenken bewahren. Wessen Eltern aber durch die stete, ehrliche Arbeit ihrer Hände dafür sorgten, daß der Kinderhimmel immer ungetrübt ihm leuchtete, der wird mit der süßesten, dankbarsten Erinnerung seines Vaters und seiner Mutter gedenken. Und um dieser Erinnerung willen wollte ich nicht, daß der liebe Gott mir andere Menschen zu Eltern gegeben hätte. —

In jedem Bäckerhaus konnte man damals in Hasle eine Suppe bekommen oder ein Glas Schnaps. So auch in meinem Vaterhaus; den letztern um so mehr, als mein Vater eine eigene Brennerei für Frucht- und Obstschnaps besaß.

Es kamen dadurch mehr Leute in die väterliche Wohnstube, als in die anderer Kinder, und ich lernte frühzeitig manche Menschen vom Städtle und vom Land kennen.

Ich war noch ein Knabe, als der Vater die „Stadtwirtschaft" ins Haus nahm. Diese war die ehemalige Gemeinde-Wirtsstube auf dem Rathaus und seit etwa zwanzig Jahren von da weg im Pachtwege in ein Bürgerhaus verlegt worden. Hier wurden nun alle Steigerungen der Stadt abgehalten, wie Verkauf von Holz, Verpachtung der Marktgefälle, Vergebung städtischer Arbeiten usw. Mir aber wurde die Wirtsstube eine wahre Schule des Lebens.

Was kann ein Kind da Gutes lernen? — wird man fragen. Ich habe in dieser Stube das Volk kennen gelernt, das sogenannte gemeine Volk, den niederen Bürger und Handwerker, den Bauer und sein Gesinde. Und wer das Volk nicht kennt, der kennt den Menschen und die Menschheit nicht. Wer das Wasser kennen lernen will, muß es im Fluß, im See, im offenen Meere sehen und nicht in der destillierten Feuchtigkeit eines Apothekerglases. So auch mit der Menschheit.

Vortrefflich schön schreibt hierüber Bogumil Goltz, der Sohn eines hohen Beamten: „Was für mich über allen Zweifel erhaben dasteht, ist die Wahrheit: daß in den sogenannten gemeinen Lebensarten, d. h. in den Daseins-, in den Empfindungs- und Vorstellungsweisen der Leute aus dem Volke, der Arbeits-, Bauers-, Dienst- und Handwerksleute, der Überrest von natürlicher Lebens- und Denkweise eben konserviert wird, welche die hochgebildete und gelahrte Welt fortwährend absorbiert, und daß kein Mensch was Ordentliches und Herzhaftes von dem natürlichen Menschentum und Menschenschicksal in Erfahrung bringen kann, wenn er es nicht im herzlichen und ebenbürtig erachteten Umgang mit den niederen, dienenden und handarbeitenden Klassen irgendwie an sich herankommen läßt."

Ich habe in der väterlichen Wirtsstube manch rohes Wort gehört — ein unsittliches nie, weil der Vater derlei nicht duldete — und manchen Fluch vernommen, aber sie sind spurlos der Zeit verfallen, während eine Summe von Menschenkenntnis unbewußt damals in mich hineinkam, die mir jetzt längst zur klaren Erkenntnis aufgestiegen ist. Welche Fülle von Charakteren, von Individualitäten, von Witz, Humor, Treuherzigkeit, Freude und Seligkeit, und welche Menge von Urteilen aus dem Volk über das Volk! Welche Erfahrungen über Leben und Treiben des gemeinen Mannes habe ich in jenen Tagen in mein rasch in sich aufnehmendes, mit Heißhunger lauschendes Knabenherz strömen lassen!

Es sind die allermeisten längst von der Erde geschieden, die Bauern und Bäuerinnen, die an Markttagen von den Bergen herab im Vaterhaus Einkehr hielten, ebenso die Bürger, welche an Werk- und Sonntagen da ihr „Schöpplein" holten, aber sie sind mir unvergeßlich als die besten Lehrer für Volks- und Menschtum.

Das ist der politische und nationalökonomische Katzenjammer unserer Tage, daß die „Schulweisheit" und die After-Klugheit des grünen Tisches mit ihren Theorien das

Volk glücklich machen will, während diese Bureau- und Kathederhelden vom Volke nichts gelernt haben und nichts lernen wollen! —

Sie stehen, je älter ich werde, um so lebendiger vor mir, die Gestalten der alten Buren und Burger, die in meiner Knabenzeit in der väterlichen Bäcker- und Wirtsstube aus- und eingingen — lauter Originale und Kraftmenschen dem heutigen Geschlechte gegenüber.

Ich habe zu der vorliegenden Ausgabe des Jahres 1910 wieder in den alten Protokollbüchern des Gemeinderats aus meiner Knabenzeit geblättert, und da sind sie mir wieder neu und glänzend vor die Erinnerung getreten, die alten Bürger von Hasle und darunter viele, an die ich nimmer gedacht, und ich wurde im Geiste wieder ein Knabe und ließ in mir aufleben voll süßer Wehmut die längst vergangenen Zeiten und Menschen. —

Noch näher als die Gäste in der Wirtsstube standen meinem Herzen die Dienstboten im Vaterhaus. Das waren Hugo, der Knecht, der Sepp, der Toni und der Peter, die Bäckerlehrlinge, und die Mägde. Alle waren einfache Bauernkinder, aber alle sind glänzende Sterne an meinem Kinderhimmel.

Hugo lehrte mich die Liebe zu den Tieren, ihm verdanke ich meine Kinderfreuden im „Stalle". Wie garstig, von „Stallfreuden" zu reden! Wie rümpfen so viele Menschen hochmütig die Nase, wenn sie von „Stall" und „Vieh" reden hören! Ich gestehe gleichwohl offen, daß ich im Stalle bei meinem Freund Hugo, dem schmutzigen Bauern-Knecht, unter den Rindern, Kühen und Kälbern mehr natürliche Freude erlebt habe, als die vornehmen Kinder unserer Zeit in ihren „Puppenzimmern" und unter dem Firlefanz, welcher dieselben ziert. Und wenn ich mit Hugo auf dem Kuhwagen, der mit duftigem Klee beladen war, mitten in Grün und Blumen sitzend, heimfuhr, da war ich mindestens ebenso glücklich, wie das kleine Prinzlein, das mit seinem lang-

weiligen, steifen Hofmeister im Prachtwagen durch des Vaters Residenz fährt.

Wer nicht mit den Haustieren im Stalle herzlichen Verkehr gehabt in seiner Jugend, dem geht ein Stück Humanismus ab, der wird nie ganz lernen, die Tiere als Mitgeschöpfe Gottes zu lieben und zu — achten.

Manch alte, vornehme „Mademoiselle" hält es für eine „Gemeinheit", in einem Stalle ein prachtäugiges, munteres Kälblein zu liebkosen, während sie selbst einer räudigen Katze oder einem von Fettsucht schäbigen Mops abgöttische Verehrung erweist. Da wäre das „Pfui-Rufen" auf Seite der Stalljungen!

Als mir der Vater später einmal ein Schaf kaufte beim „Dierlisbur", zwei Stunden vom Vaterhaus weg im Gebirge, das Tier aber dort auf der Weide blieb, da kannte ich keine größere Freude, als von Zeit zu Zeit mein Schaf zu besuchen. Und als im ersten Jahre das Tier mir zwei Lämmer brachte, da hatte ich an meiner Schaffamilie auf der steilen Bergwand des Kinzigtals mehr und reinere Freuden als alle Katzenfreundinnen in Europa zusammen, wenn sie ihren Kater oder ihre Kätzin auf dem Schoß streicheln.

Aber „der Hugo" hat auch noch ein anderes Verdienst um mich. Ihm verdankt meine Jugendseele den ersten Anblick einer „Ritterburg".

Auf einer Höhe zwischen Elz- und Kinzigtal, in einsamer Gegend, steht die längst zerfallene „Heidburg"; zu ihren Füßen an einem vermoosten Bergsee lag die kleine, schwarze Vaterhütte Hugos. Dahin nahm er mich an einem Sommer-Sonntag-Morgen mit. Ich hatte partout einmal eine Burg sehen wollen. Und warum? In der kleinen, dunklen Backstube war „König Arturs Tafelrunde"; da saßen fast allabendlich und allnächtlich im Sommer wie Winter Hugo, Sepp und ich. In diesen trauten Stunden, da das Geschäft dem Sepp Pausen auferlegte, bis das Brot „gegangen" war, hat er „Geschichtenbücher" vorgelesen: Ida von Toggen-

burg, die vier Haimonskinder, die schöne Magellone, Ritter Peter mit dem goldenen Schlüssel u. a. Der Jahrmarkt hatte Stück für Stück zu sechs Kreuzer ins Städtle gebracht.

Heutzutage lesen die Bauernburschen Zeitungen, armselige, nüchterne, lumpige Tagesgeschichte, und für die Knaben und Schulkinder hat man Schülerbibliotheken um teures Geld angeschafft, wo sie vorab patriotische Bücher lesen sollen und reine, nackte Erzählungen. Mir und meinesgleichen las man die alten deutschen Sagen vor, die für zwei Groschen vom Buchhändler Spohn in Reutlingen in tausend Hände wanderten, die „Rittergeschichten", von denen eine einzige mehr Poesie und darum Gemüt fürs Kinderherz hatte, als zehn Kästen voll der modernen Lesebücher für Kinder.

Aber man will eben in unsrer Neuzeit die Menschen dressieren, den „Verstand wecken" — und dabei ginge das Gemüt, die Poesie im Menschen, sein Himmel auf Erden verloren, wenn nicht Gottes Sonne und Gottes Natur in unsern armen, schulmeisterisch geplagten Kinderseelen immer und immer wieder den Kinderhimmel auftäte und all den Aberwitz moderner Schulweisheit wohltätig ausgliche.

Ich habe in meines Vaters Backstube bei „Sepps" Vorlesungen mehr Ideale in meine Seele aufgenommen, als später in allen Kollegien über Geschichte, Philosophie und Anthropologie.

Und was Sepp aus den Büchern las, das zeigte mir Hug' eines Tages in Wirklichkeit — eine Ritterburg, zwar fast bis auf den Grund zerfallen; aber meine Seele jubelte doch, als wir die Wasserscheide erstiegen hatten und in dem alten Gemäuer umhergingen. Jetzt hatte ich ein Quartier für meine Ritter und Burgfräulein aus der Backstube, für den Ritter Peter und die Emma von Finkenstein und die Ida von Toggenburg.

Und von der Burgruine herab gingen wir zum Vater Hugos, der in der armseligen Hütte unter dem Schlosse lebte, auf jener verlassenen Flur, die jahraus, jahrein kein

fremder Fuß betritt, die aber eine Fernsicht bietet auf alle Berge, die zwischen Schwarzwald und Rhein sich lagern. Mir schwamm damals der arme Taglöhner in seiner „Hochmunde" genannten Einsamkeit in einem Meere von Herrlichkeit, obwohl er uns nichts geben konnte, als Milch und schwarzes Brot. —

Ich hatte Hugo, den Braven, seit vielen Jahren nicht mehr gesehen, noch von ihm gehört. Und als dies Büchlein zum ersten Male erschien, glaubte ich ihn auf der Hochmunde in der Hütte seines Vaters. Erst als ich Ende der achtziger Jahre mein „Paradies" in Hofstetten aufschlug, erfuhr ich, der Hugo sei über dem Berg drüben in dem Welschensteinacher Tale als Taglöhner und Straßenwart verheiratet und ansäßig.

Ich lud ihn daraufhin ein, mich zu besuchen, aber es vergingen Jahre, bis er sich losmachen konnte. So wurden es fast fünfzig Jahre, seitdem wir uns nicht mehr gesehen, und wir waren indes Greise geworden, er ein Siebziger und ich ein Sechziger.

Droben in der großen Stube in „den drei Schneeballen" saßen wir allein an einem Sommertag des Jahres 1896 und erzählten uns von der goldenen Jugendzeit.

Und als er schied, der alte Hug vom alten Heiner, waren beide wieder jung geworden. Im folgenden Jahre aber schon fiel der brave Mann von einem Kirschbaum an der Landstraße und starb an diesem Falle.

Das war Hugo, der einzige Knecht im Vaterhause, ein blasser, stiller Mensch, mit dunklen, sinnenden Augen und keiner der kleinsten Sterne an dem Himmel meiner Jugendzeit. —

Ihm folgte am Kinderhimmel Sepp, der erste Bäckerjunge, an den ich mich noch erinnere, mein Lehrer in der Tauben- und Vogelkunde, der Vorleser in der Backstube.

Jeder Mensch ist ein geborener Egoist und bleibt es mehr oder weniger sein Leben lang. Ja, es liegt selbst wieder

ein Stück Selbstsucht darin, wenn wir um des Himmels willen unsern Egoismus bekämpfen und hienieden leiden und dulden.

So ist auch das naturgemäßeste Menschengewächs, die Kindheit, voll Egoismus. Alle Elemente müssen dienen, um den Himmel der Kindesseele selig zu machen. Ob die Stürme toben und den kleinen Menschen auf der Straße fast umwerfen, ob die Wasser des Himmels und der Erde rauschen, ob die Glühhitze der Sonne oder die Eisdecke des Winters die Erde heimsuchen — immer dienen sie der Kindesseele zur Freude. So muß auch die Blume des Feldes, die Frucht des Baumes, das Fischlein im Bache und der Vogel in der Luft — sie alle müssen dem Liebesrausche der Kindesseele zum Opfer fallen.

Wenn die ersten Schlüsselblumen auf den stillen Matten in den engen Waldtälchen der Heimat ihre lichtgelben Köpflein in den Frühling hineinstreckten, da kamen wir Knaben und Knäblein, um sie zu brechen, und so viele die kleine Hand umfassen konnte, wurden getötet. „Mattengele", die Engelein der Matte, nannten wir diese armen Frühlingskinder, aber diese Engelein mußten eben mit ins Vaterhaus, um wenigstens für einen Tag an unserem Himmel mitzuwirken.

Das Höchste aber, was die Kindheit ihrer Selbstsucht opfert, womit sie ihren Himmel aus der Natur belebt — ist die Vogelwelt. Von der steilsten Tanne des Waldes, aus dem himmelhohen Gemäuer des Kirchturms müssen mit Lebensgefahr der junge Sperber und die wollige Eule herunter in den Kinderhimmel, so gut wie die Grasmücke aus dem niedrigen Strauche am Talbach und der Distelvogel vom Zwetschgenbaum im Hausgarten. Und dreimal selig das Kinderherz, wenn das erste Vögelein an seiner klopfenden Brust ruht, das ängstlich schauende, mit dem kleinen Vogelherzen zitternde Vögelein. Das eine, das Vögelein, möchte sterben vor Angst, und das andere, das Kind, vor Freude.

Und diese stärkste Herzensfreude hat mir zuerst der Sepp verschafft. Und ich sollte seiner vergessen?

Die Mutter hatte einmal den Lehrjungen beauftragt, im „Urwald" Reisig zu holen zu den Erbsen im Garten. Der Sepp nahm mich mit. Kaum in den Tannenwald eingetreten, hörten wir das Geschrei junger Vögel. Sepp eilt dem Geschrei zu, und nach wenig Minuten hat er zwei bunte „Herrenvögel" erjagt und bringt sie mir. In ein Taschentuch gebunden, empfängt sie mein stürmisch schlagendes Herz und drückt sie mit beiden Händen an die Brust fest, bis Sepp sein Reisig hat und wir zu Hause sind.

Drei Tage dauerte die Herrlichkeit, und dann waren die Vögelein — tot. Wenn übermäßige Freude und flüchtige, aber momentan heftige Trauer einem Kinderherzen schaden könnten, ich hätte damals schon Herzerweiterung bekommen, und alle Knabenherzen meiner Heimat wären in der Kindheit schon an diesem Uebel verschieden; aber Kinderherzen und Kindermagen ertragen alles.

Sepp gab die erste Vogelfreude, aber auch den ersten Trost über die toten Vögelein. Er lehrte mich das Begräbnis. Jedes wurde in ein besonderes Gräblein gegraben, und jedes bekam ein kleines, hölzernes Kreuzlein auf sein Grab. Fortan haben ich und meine Kameraden viele, viele tote Vögelein, die in unserem Kinderhimmel fliegen und sterben m u ß t e n, so begraben, und sie alle wähnten wir unsterblich und selig kraft des Siegeszeichens Jesu Christi über Tod und Vergänglichkeit.

So die Vögelein zu begraben, das haben nur die Kinder erfinden können, und es liegt in dieser Kinder-Erfindung millionenmal mehr Menschenverstand und Beseligung, als in dem Forschen, Sezieren und Analysieren der Gelehrten, die nicht ruhen wollen, bis alles tot wäre, Mensch und Tier, tot für immer — und bis sie die Erde zu einer Modergrube für alles Lebendige gemacht hätten. Aber die eine Tatsache, wie wir Kinder unsere Vögelein begruben, schlägt alle diese

Attentate der „neueren Forschung" auf das Herz des Menschen nieder. —

Aber noch mehr hat Sepp um meinen Kinderhimmel sich verdient gemacht. Er fertigte mir den ersten Taubenschlag und holte mir in seiner Heimat, weit droben im Schapbachertale, die ersten Tauben. Was das für eine Großtat in einem Kinderleben ist, das vermag nur der zu begreifen, welcher in seiner Jugend einen Taubenschlag besessen hat.

Was den älteren Menschen Gesellschaften, Museen, Bälle, Konzerte, Theater leisten sollen, das liefert, wenn es sein muß, dem Knaben sein Taubenschlag allein. Das ist seine kleine Welt, alles andere in Haus, Straße, Feld und Flur die große. Im Taubenschlag lernt er, was der Dichter so schön in den Worten ausdrückt:

O du Kindermund, o du Kindermund,
Unbewußter Weisheit froh,
Vogelsprachekund, vogelsprachekund,
Wie Salomo!

Die Taube ist aber auch unseres Herrgotts Lieblingsvogel. Eine Taube brachte dem Noah den Ölzweig der versöhnten Gottheit, das Zeichen der verrinnenden Sündflut; ein Paar Tauben opferte die Mutter für den erstgeborenen Gottessohn, und in Taubengestalt erschien der hl. Geist am Jordan.

Sie ist ferner der Lieblingsvogel der Haslacher. Nirgends gibt's im Verhältnis so viele Tauben, als in meiner Heimat, und nirgends so viele Herzmenschen voll Taubeneinfalt. Und um den Zusammenhang der Taube mit der Sündflut nicht zu vergessen, haben meine Mitbürger das einsame Bierhäuschen an der Kinzig, welches bei jedem Hochwasser in der Flut schwimmt, die „Arche" genannt und seinen Erbauer „Noe" — bis auf den heutigen Tag.

Bis auf den heutigen Tag aber liebe ich die Tauben und ahme ihre Einfalt nach. Und während ich dies schreibe, fliegen sie zu meinen „Häupten" auf meinem Pfarrhaus

zu Freiburg. Manche Viertelstunde gehört in meinen alten Tagen noch dem Taubenschlag und den „einfältigen“ Erinnerungen an die Taubenfreuden der Jugendzeit. —

Sepp, einer der Hauptregisseure meines Kinderhimmels, ging schon gleich nach der Revolution „übers große Wasser“, wie die Kinzigtäler sagen, d. i. nach Amerika. Dort ist er nach allerlei Irrfahrten gestorben. In meinen Jugenderinnerungen aber lebt er fort und wird fortleben, so lange das Andenken an die Jugendzeit in mir nicht stirbt. —

Auf Sepp kam als Lehrbub der Toni, ein Hauptleser, dem anno 1851 der Peter folgte. Beiden mußte ich schon backen helfen, und von dem einen erzähle ich in der „Studienzeit“, vom andern im „Bauernblut“ mehr.

Verschwunden ist aber längst das Revier im Vaterhaus, die Backstube, wo mein wohligster, wärmster und stillster Kindergenius saß. Mein Bruder, der das althergebrachte Familiengewerbe nicht kannte, hat daraus eine Schankstube gemacht.

Wie manche Stunde bin ich mit meinen zwei Freunden in der väterlichen Backstube gesessen, wie manche Brezel habe ich dort geknetet, aber auch gegessen, und wie viele Stunden der Nacht hat der Vater dort zugebracht in mühsamer Arbeit — für die Kinder. —

Die weiteren Engel im häuslichen Kinderhimmel waren die Mägde.

Wer da weiß, wie oft der junge Erdensohn mit der Mutter Erde in Berührung kommt, der wird auch das Verdienst derjenigen zu würdigen wissen, welche Höslein und Hemdlein waschen und flicken. Die Mägde waren aber auch meine Lehrerinnen im — Schuh- und Stiefelwichsen. Man wird vielleicht lächeln über diesen einfältigen Satz. Aber man kennt eben die Seligkeit nicht, die ich genoß, wenn ich am Vorabend vor Sonn- und Feiertagen auf der Bank vor dem Vaterhause saß und meine Stiefel wichste, voll von Gedanken an den morgenden Freudentag.

Jeder Tag, den der liebe Gott vom Himmel gibt, hat seine Freuden in der Jugendzeit, ist ein Festtag im Kalender des Kinderhimmels; aber die eigentlichen Sonn- und Feiertage, das sind die Hochzeitstage des Jugendglücks. Da gibt's keinen Schulzwang, und der Genius der Kindheit kann seine Fittiche frei entfalten durch den ganzen, langen, lieben, ewigen Sonntag. Und mir war der Glanz der gewichsten Stiefelchen der Vorglanz des goldnen Sonntags. Darum mußten sie aber auch „blank" werden wie der Spiegel des Waldbächleins, und immer und immer wieder wurden sie auf die Bank gestellt und aus der Entfernung betrachtet, vom Nachbarhaus aus, ob sie auch gehörig glänzten. Und wenn sie dann unter die „Bettlade" gestellt wurden, und die Magd das weiße, frische Hemdchen auf den alten Strohstuhl in der Kammer, die ich später mit den Lehrbuben teilte, gelegt hatte — da ging's zu Bette mit einem Herzen voll Freude, wie nur die Kindheit sie kennt, die im Kleinsten und Einfachsten ihren Himmel, ihren Frieden und ihre Seligkeit findet. —

Wir hatten während meiner Knabenjahre nacheinander vier Mägde, die Käther, Regi, Luitgard und Bärbel hießen.

Die Käther Ries war aus dem benachbarten Dörfchen Schnellingen und liegt in meiner Erinnerung am dunkelsten. Als ich 1884 nach Freiburg gekommen war, meldete sich eines Tages zum Besuch ein greises Weiblein. Es war die Käther, die bei einer Enkelin in Freiburg lebte und die ich seit mehr als vierzig Jahren nicht mehr gesehen hatte.

Meine Freude war groß. Sie erzählte mir aus meiner frühen Knabenzeit viel mehr, als ich noch wußte.

Ich erinnere mich noch wohl, daß ich etwa vom vierten bis zum zehnten Lebensjahre allein im untern Stock schlafen mußte — in einem Alkoven neben der großen Stube, weil meine kleinen Geschwister bei den Eltern den Platz einnahmen und der zweite Stock noch von der „Herrschaft" Fischer belegt war, beim Lehrjungen aber der Knecht schlief.

Als wir keinen Knecht mehr hielten, weil der Vater die

Ochsenmast aufgab, kam ich zu den Lehrbuben in eine lichtlose Kammer des zweiten Stockes. Ich mußte aber in meine große Himmelsbettlade noch meine zwei jüngern Brüder — heute längst tot — aufnehmen.

Wir waren in diesem dunkeln Raum aber kreuzfidel und spielten in dem Bette wie junge Katzen in dem Neste, nur viel lebhafter und oft so laut, daß von dem benachbarten Zimmer öfters der Vater oder die Mutter mit einem Stock kam und uns ruhig klopfte. Das geschah meist beim Zubettgehen oder beim Aufwachen, wo der Bäckerbub nicht da war, weil er später zu Bett ging oder früher aufstehen mußte.

Die Riese-Käther erzählte mir nun, daß ich anfangs mich so gefürchtet hätte, in dem Alkoven allein zu schlafen, und daß sie am Abend oft an meinem Bett saß und mich mit „Geschichten" unterhielt, bis ich einschlief. Am Morgen hätte sie mich oft getroffen in einem epileptischen Anfall und mir den Schaum vom Munde weggewischt.

Jetzt dämmerte mir das Bewußtsein von diesem Zustand, der mich schon in der Kindheit bleibend verließ, auf, machte mir aber auch den letzten Grund meines Nervenleidens völlig klar.

Die Käther bekam nach unserem Wiedersehen täglich ihren Wein von mir bis zu ihrem baldigen Tode. —

Die zweite Magd war die Regine vom Rufenhof auf der Breitebene, ein großes, starkes Weibsbild mit kohlschwarzen, kleinen Augen. Sie war mir nicht so sehr sympathisch; eine fleißige, schaffige Person, aber geistig minderwertig und mehr ein Mannsbild als ein Wibervolk.

Ich erinnere mich nur, daß ich ihr bisweilen Brot nachtrug, wenn sie unter dem Rathaus für meinen Vater solches feilhielt.

Sie lebte noch auf dem Rufenhof als alte Jungfer, als ich meine Studien, während deren ich sie öfters gesehen, vollendet hatte. Sie wurde steinalt auf ihrer Bergwand.

Am besten steht mir in der Erinnerung die dritte Magd, die Luitgard.

Sie war ein kleines, lebhaftes Maidle mit blauen Augen und auch ein Kind einsamer Berge. Wie ein Schwalbennest hing die Hütte ihres Vaters an einer Bergwand gegen den Rhein hin. Öfters begleitete ich sie auf den Hessenberg, wie ihre Heimat hieß. Dieser Berg liegt auf der alten Grenze zwischen Franken und Alemannen und war zweifellos einst im Besitz eines Franken oder Alemannen namens Hesso, daher sein Name.

Auch dieser Berg war ein Wunderberg, wie die Heidburg, mit einer Sicht auf ein Stück irdischen Paradieses. Und ich weiß nicht, ob ich so glücklich war, als ich von Camaldolis Höhe Neapels Golf und den Vesuv gesehen, wie damals, da ich oberhalb der Hütte unserer Luitgard den Vater Rhein, das Straßburger Münster, die Vogesen und all das Bergland rings um die Heimat zum erstenmal in meine Seele einließ.

Die großen Menschen nur sind undankbar. Das Wort „schwarzer Undank" steht nicht im Wörterbuch der Kindheit. Für jedes, auch das kleinste Gute, das wir in der Kindeszeit genossen, bleibt uns die dankbare Erinnerung. So habe ich es auch dem greisen Vater der Luitgard nie vergessen, daß er mir den ersten Honig aufgestellt hat und aufgestellt im Überfluß. Und als ich später in der Schule vom „gelobten" Lande hörte, das von Milch und Honig floß, so dachte ich mir das ganze „heilige Land" voll von Hütten, wie Luitgards Vater sie bewohnte, und rings um die Hütten Bienenkörbe und an den Tischen Kinder, die den Honig mit großen Löffeln zum Munde führten. Das gelobte Land der Heimat war mir der Hessenberg, und der alte „Hessen-Bernhard" war mein Josua und der Hohepriester meines Kinderhimmels.

Er ist längst in der Ewigkeit, der kleine Mann mit der nie fehlenden Tabakspfeife; möge er wohnen im Lande der Lebendigen. Und die Luitgarde ist ihm auch schon lange nachgefolgt.

Sie heiratete, unfern der Vaterhütte, den „Wolf-Matthis“, einen Hofbesitzer im Hademarsbächle, und wurde eine Bäuerin. Dort sah ich sie anno 1879 zum letzten Male, umgeben von Söhnen und Töchtern. Nicht lange danach starb sie. Aber Vater und Tochter leben in mir fort. —

Die schönste unter den Mägden war die letzte während meiner Knabenzeit, die Bärbel. Sie stammte auch vom Hessenberg und war ein Maidle, schlank wie eine Tanne, mit einem Gesicht von Milch und Blut und einem Wald von hellblonden Haaren. Dabei lustig, wie ein junger Staar.

An ihr merkte ich zuerst, daß ein Unterschied zwischen den Wibervölkern bestehe und es schöne, minder schöne und wüste gebe.

Sie mußte, weil kein Knecht mehr da war, auch Knechtsdienste besorgen; so Gras und Klee mähen. Sie hat mich, der ich ihr oft den Graskarren zog, auch das Mähen gelehrt.

Sie ging 1852 mit dem großen Auswandererzug nach Amerika. Dort sei es ihr, wie mir eine Schwester fast fünfzig Jahre später erzählte, gut gegangen. Sie hat aber auch dieses schöne Zeitliche längst gesegnet. —

In unsern Tagen, namentlich bei sogenannten „Herrenleuten“, da werden die Kinder sorgfältig vom Umgang mit den Dienstboten ferne gehalten. Man meint, die Kinder könnten nur Gemeines und Rohes bei diesen armen Mägden und Knechten aus dem Volke lernen. Ich weiß nun allerdings nicht, wie die Dienstboten in den Städten beschaffen sind; sie mögen sich vielfach aus dem Proletariat der Städte, teils aus bereits in der Stadt faul und wurmstichig gewordenen Bauernburschen und Landmädchen rekrutieren, aber ich würde heute noch jedes Kind zu seinem größten Nutzen einer Magd oder einem Knecht aus den Bergen und Tälern meiner Heimat zum Umgang anvertrauen.

Sie mögen zwar auch ihre Fehler haben, und Hug, Sepp, Toni, Peter und Luitgard, und wie sie alle hießen, waren offenbar keine Heiligen; aber ich erinnere mich heute

nicht des geringsten Bösen, das ich von ihnen gelernt, wohl aber der vielen Seligkeiten und Freuden, zu denen sie mir verholfen haben.

Ganz übereinstimmend sagt Bogumil Goltz, der sein Buch in der Zeit schrieb, als ich ein Knabe war: „Es ist eine abgeschmackte und sündhafte Ängstlichkeit obenein, wenn man, wie überall unter den vermeintlichen Honoratioren gang und gäbe ist, in dem Umgang der Kinder mit Gesinde und gemeineren Leuten nur allein eine Pflanzschule der Gemeinheit und Lasterhaftigkeit ersieht und gar nicht fühlen kann oder will, daß dem reinen Kindergemüt alles rein ist, und daß im ordentlich gehaltenen Gesinde und im Volke all' die natürlichen Elemente des Lebens und der Bildung wuchern, die bei Leuten von Distinktion und Extraktion aus Anlaß all' der verkrüppelten Bildung nur zu oft einen heillosen Spuk treiben und sich in Unnatürlichkeit ergehen." —

Die genannten Dienstboten waren mir nach Vater und Mutter die sympathischsten Menschen im Vaterhaus. Die mir in der Geburt nächstfolgenden Geschwister waren drei zank- und denunziationssüchtige, rechthaberische, kleine Weibsbilder, auch Schwestern genannt. Mit solchen Herlein wollte ich mir meinen Kinderhimmel nicht verderben und hatte keinen weiteren Verkehr mit ihnen als am Tische.

Ich erinnere mich noch, daß meine kleineren Geschwister eine Kindsmagd hatten, die Valentine Brucker hieß, die Tochter eines armen Webers aus der Vorstadt.

Sie war ein stilles, blasses, schlankes Mädchen mit großen schwarzen Augen. Es starb aber bald an der Schwindsucht, und dann mußte ich oft die kleinen Geschwister in einem Kinderwagen spazieren führen, was ich ungern tat.

Zu meinen frühesten Erinnerungen gehört es auch, daß im Vaterhaus noch ein junges Ehepaar wohnte, und zwar — Metzgersleute. Es war das um das Jahr 1841. Der Metzger, ein schöner, junger Mann, hieß Kleyle und war der Sohn des Posterpeditors von Hasle, der ein Bruder des

Vaters der Sophie Löwenthal, die im Leben des Dichters Lenau eine so große Rolle spielte, gewesen ist.

Seine kleine Metzig hatte der junge Kleyle im Nachbarhause, in dem des Strumpfstrickers Schmieder, und seine Frau war aus Scheuern bei Gernsbach, eine Bauerntochter namens Rheinschmidt.

Was mir am meisten im Gedächtnis haftet, ist sein Hund. Einen solchen hatte man in Haslach noch nie gesehen. Es war ein — Dalmatiner.

Der schöne Albert Kleyle starb bald, und seine Frau zog in ihre Heimat; seinen Hund kaufte mein Vater, verkaufte ihn aber bald wieder um teures Geld zu meinem großen Leidwesen. —

Nachher zogen vornehme Leute ins Haus, der „Herr" und die „Frau", d. i. das alte, rentmeisterische Ehepaar Fischer, nebst einer auch nicht mehr jungen Köchin, der „Mariann'".

Die beiden Weibsleute waren mir, dem Gassenlümmel, der nichts als Unruhe, Gepolter und Staub ins Haus brachte, spinnenfeind, und ich sehe die Augen der beiden jetzt noch in feindlich giftigem Sinn auf mich gerichtet. Der „Herr" aber, die beste Seele von der Welt, saß den ganzen Tag am Fenster und rauchte aus einer Pfeife; denn er war außer Dienst. Wenn aber die Türe zu der Wohnstube der Herrschaft aufging, und ich von weitem die goldenen Tafelrahmen, die Kanapees und gepolsterten Stühle sah, da ergriff mich die Vornehmheit, Steifheit und Totenstille jener Räume derart, daß ich die Stiege hinabeilte auf Gottes freie, unmöblierte und lustige Straße.

Bekannter als mit den Rentmeistersleuten war ich mit ihren Pferden. Zwar standen diese Pferde in einem Stalle beim Amthause droben, aber der Kutscher „Xaver Braun" zählte unter meine Freunde. Ihm ward manche Stunde geweiht, und das erste Reiten und Fallen vom Pferde habe ich unter seiner Leitung gelernt. Er starb hochbetagt als der „alte Ochsenwirt von Hasle". —

So sah es aus im Vaterhaus, wo alles still und friedlich seine Arbeit, seine Wege und seine Freuden ging. Unterbrochen ward die Ruhe nur durch die Strafexekutionen, die mir nicht selten, unter einigem Weinen meinerseits, vom Vater zukamen, und die unten noch zu besprechen wären. Bisweilen hatte auch der Vater mit der Mutter einen kleinen häuslichen Zwist, wobei ich aber bald lernte, daß der Vater fast immer im Recht war. Seitdem bin ich bei solchen Hausszenen auf Seite der Männer, wenn mir diese nicht als geborene und erzogene Lumpen bekannt sind.

Mein Vater hatte, so oft die Mutter — ein unauslöschliches Merkmal, der Charakter indelebilis aller weiblichen Seelen — nicht nachgab, bis sie das letzte „Wort" behielt — die Gewohnheit, plötzlich ein Liedlein zu pfeifen, entweder zum Fenster hinaus oder in der Stube auf- und abgehend. War das Liedlein gepfiffen, so war alles wieder gut und der Zorn über weibliche Rechthaberei verwunden.

Mein seliger Vater war überhaupt ein großer Freund vom Pfeifen. Und diese Gewohnheit ist auch auf seinen geistlichen Sohn übergegangen. Auf meinen einsamen Spaziergängen, im Hause, im Zimmer während des Lesens und Schreibens wird heute noch fast regelmäßig eins gepfiffen. Es ist das eine sehr plebejische Gewohnheit, allein die Färber-, Weber- und Bäckermeister, welche von Gottes Gnaden meine Ahnen waren, sind ja echte Plebejer gewesen, und ich sollte mich proletarischen Pfeifens schämen?! Nimmermehr, so wenig als der Baron, Graf oder Herzog sich schämt seines Hanges zur edlen Weidlust und zum Sport.

Und auf meiner Seite steht kein Kleinerer als der klassische Goethe selbst. Er hat die Untugend auch gehabt und schreibt hierüber:

Durch Feld und Wald zu streifen,
Mein Liedchen wegzupfeifen,
So ging's den ganzen Tag.

Ich behaupte aber ferner noch, daß man vom Pfeifen sagen kann, was vom Singen:

Wo man pfeift, da laß dich ruhig nieder,
Böse Menschen pfeifen keine Lieder.

Und Englands größter Lyriker hat gesagt:

Oft strömt im unvollkomm'nen Wort
Das ganze Weh' der Seele fort.

Ich nehme diese ganze Stelle für das Pfeifen in Anspruch, als einem unvollkommenen Wort, das in Lust und Freud', Schmerz und Unmut der Seele des — gemeinen Mannes Ruhe und Behagen schafft. Darum wird fortgepfiffen wie der Vater einst im Vaterhaus.

Unheil bringt nach altem Volksglauben nur das Pfeifen der Wibervölker. Wenn eine Frau oder ein Mädchen pfeift, sagt der Volksmund, lacht der Teufel und weint die Muttergottes. Pfeift ein Mann oder ein Knabe, ists umgekehrt. Es muß wohl so sein; denn unsere neumodischen Wibervölker, die auch sonst dem Teufel viele Freude machen — pfeifen auch.

Bei der Großmutter.

In den Kinderhimmel der Jugendzeit gehört unbedingt eine Großmutter. Die Großmutter ist so recht eigentlich die irdische Muttergottes. Sie steht in ihrer milden, versöhnenden Macht zwischen Kindern und Eltern, sie ist vorzugsweise die „Trösterin der Betrübten" und die „Zuflucht der kleinen Sünder und Sünderinnen".

Die Großmutter hat auch am meisten liebende „Schwäche" für das Enkelkind, was der dümmste Erdenbürger heraus hat, noch ehe er in die Schule geht. Die Großeltern sehen sich ja in den Enkeln abermals gleichsam verjüngt und verebenbildet, und je älter die Menschen werden, um so lieber wären sie noch einmal jung. Auch geben die Kleinen den alten Leuten durch ihre Unruhe und Munterkeit die nötige Aufregung und Elektrizität ab. So liegt auch in der Großmutter und ins Großvaters Liebe ein bißchen Selbstliebe, wie überall im Leben.

Ich traf von den Großeltern, als ich in die Welt und Kindheit trat, nur noch eine Großmutter auf Erden an, die Mutter meiner Mutter. Sie war die Tochter eines armen Schlossers namens Heim, frühe, mit sechzehn Jahren schon in den Ehestand getreten, aber auch frühe Witwe geworden und geblieben.

Mein Großvater trug als Hausierer seine schwere Kiste, die heute in meinem Besitze und hochgeschätzt ist, in alle Täler und auf alle Berge und Höfe des oberen Kinzigtals und

brachte den Bäuerinnen Faden, Nadeln, Hals- und Taschentücher. Abendbrot und Nachtlager auf der Ofenbank fand er bei den Bauern. Wenn er dann von den mühsamen Wanderungen in der Nähe meiner Heimat ins Städtle kam, um neue Waren zu laden, kehrte er „im Kreuz" ein. Die Kellnerin war meine spätere Großmutter, und so fanden sich beide. Der Hausierer kaufte vom hart erworbenen Geld ein Haus, wurde Kaufmann und wohlhäbig. Die Strapazen seiner jüngeren Jahre brachten ihm aber den Tod noch im besten Mannesalter. Die Großmutter trieb das Geschäft weiter, und als ich sie kennen lernte, stand sie im „Laden" und verkaufte mit ihren zwei erwachsenen, ledigen Töchtern, meinen Tanten, Zucker und Kaffee, Pfeffer und Salz.

Meine Wenigkeit war das erste Enkelkind. Die erste, mir vollbewußte Liebestat meiner Großmutter war, daß sie mich in meinem fünften Lebensjahre porträtieren ließ, schon ein Zeichen großmütterlicher Schwäche. Aber das ging nicht so leicht. Zum Porträtieren muß bekanntlich einer sitzen, und das wollte ich um alles nicht. Mir ging es wie den Söhnen Mohammeds. Ich glaubte, sie wollten mir bei dieser Operation die Seele aus dem Leibe aufs Papier heften. Zudem kam mir die Geschichte unendlich dumm vor, meine Kindesseele sah gar keinen Zweck ein.

Und ich halte es heute noch für einen Unsinn, kleine Kinder, jetzt gar schon in den Windeln, zu malen und zu photographieren. Der Kindesseele ist ja alles nur Objekt, sie selbst ist Gottes schönster, reinster und wahrster Photographier-Apparat. Wozu also das Kind photographieren?! Es wird keinem Photographen einfallen, seine Maschine selbst wieder zu photographieren. Es ist drum eine Portion Affen- und Eigenliebe der Eltern und Großeltern in diesem Abbildenlassen kleiner Kinder. Sie schicken die Porträts in alle Welt, um zu zeigen, was s i e für schöne Kinder und Enkel haben.

Ich wollte also nicht sitzen. Wie nun den Wildfang beruhigen und den Widerspenstigen zähmen? Damals sandte

der Zufall ein Beruhigungsmittel, das später eine unheimlich große und schädliche Rolle in meinem Leben spielte, weil es fortan mein Lieblingsgetränk wurde, dem ich erst in meinen alten Tagen gänzlich entsagen mußte. Es ist das Bier. Der junge Maler, der Sohn des Oberlehrers der Vaterstadt, bekam, nachdem er vergebens mich zum Sitzen hatte schmeicheln wollen, zu seiner Erholung eine Flasche Gerstensaft. Jetzt wollte ich auch von dem „braunen Ding". Die Großmutter verlangte für die Gewährung mein Stillsitzen und das Recht des ersten Porträts. Wie Esau leichtsinnig seine Erstgeburt in solch schwacher Stunde hingab, lieferte ich um eines Gläschen Bieres willen meinen kleinen Leib dem Maler aus. Und so oft er kam, und so oft ich sitzen mußte, bekam er sein Bier und bekam ich mein Bier, und wir tranken, bis das biersüchtige Schelmlein gemalt war.

Das Porträt aber hängt heute in meinem Arbeitszimmer in der Karthause, und der „Junge" mit dem großen, weißen Hemdkragen schaut den „Alten" mit dem langen, schwarzen Rock so fremd an, als wären sie einander im Leben nie etwas angegangen. —

Das Haus der Großmutter war nur durch ein drittes, den alten, einstigen Holzpalast der Patrizier Gebele von Waldstein, vom Vaterhaus getrennt, und so der Weg für mich nicht weit. Schon in aller Frühe wandelte ich dorthin, denn meine beiden Tanten frühstückten stets Milchsuppe mit Zucker, und die hatte für mich mehr Anzüglichkeit als die Mehlsuppe auf des Vaters Morgentisch. Um dieser Milchsuppe willen habe ich den beiden Schwestern meiner Mutter, Heinrike und Auguste, stets ein freundliches Andenken bewahrt. Im übrigen waren sie zwei unpoetische Weibsleute für ein Kinderherz. Sie waren im Villinger Kloster gewesen, im Pensionat, und das hatte die Haslacher Natur verunstaltet und mir alle weitere Sympathie genommen.

Es gibt in meinen Augen heute noch nichts Dümmeres als solche Pensionatsgänschen, die halb vornehm und halb

bürgerlich tun wollen, denen dabei aber die Kielfedern zu allen Ecken herausschauen.

Es war das auch eine Schwäche der Großmutter gewesen; sonst war sie aber eine hochenergische, tätige und vor allen Dingen streng religiöse Frau. Vom täglichen Kirchgang konnte kein Unwetter sie abhalten, so lange sie lebte, und sie lebte lange und wurde 81 Jahre alt. Sie glaubte, „in der Kirche könne man gar nicht krank werden". Und der ständige Schluß all ihrer Reden an mich war: „Büble, sei au brav!" Sie gab mir keine Zibebe, keinen Zucker und kein Johannisbrot aus dem Laden, ohne diesen Spruch beizufügen. Und ich kann mir die Großmutter und meine Kindheit nicht zusammenreimen, ohne daß es mir im Ohre wiederklingt: „Büble, sei au brav!"

Und als Musterbild der Bravheit hielt sie mir den Großvater vor. Sie erzählte, wie er ein armer, frommer Knabe gewesen, wie er mit 30 Kreuzern seinen Handel angefangen, und wie Gott ihn gesegnet habe auf seinem mühevollen Lebensweg. Sie zeigte mir oft auf dem Speicher den großen, schweren Stock und die Kiste, die der Großvater getragen, und knüpfte daran Betrachtungen, wie man sich's im Leben sauer werden lassen müsse, um sein ehrliches Fortkommen zu finden.

Freilich fielen diese Moralpredigten damals auf ziemlich dürres Erdreich. Denn neben der Kiste des Großvaters auf dem Speicher stand der Großmutter „Schnitztrog", und während ihrer Lobrede auf den Großvater hing mein ganzes Herz an den im Trog aufbewahrten, gedörrten Apfelschnitzen, Pflaumen und Zwetschgen. Hatte die Großmutter ihre Rede zu Ende, so hub ich regelmäßig an: „Aber jetzt bekomm' ich ein paar Schnitze!"

Später wußte ich jedoch die Predigt vor des Großvaters Stock und Kiste wohl zu würdigen; der Gedanke an sie hat mich in der Studienzeit oft vom leichtsinnigen Schuldenmachen abgehalten und mir später den Entschluß ein-

gegeben, die Hausierkiste in einem eigenen Büchlein zu verherrlichen. —

Aber in der Großmutter Haus lebte auch noch eine andere Seele, eine Goldseele, wie ich keine mehr auf Erden gefunden. Und das war der Großmutter ledige, alte Schwester, die „Lenebas" — hochdeutsch „Großtante Lene". Sie ist meiner Jugend heiliger, lebendiger Schutzengel geworden, mein bester Lehrer in der Gottesfurcht und in der Gotteserkenntnis. Sie war in ihrem Leben Köchin gewesen. Die Großmutter und sie, beide, wie schon erwähnt, Kinder eines armen Schlossermeisters, hatten zusammen gedient im Kreuz, dem ersten Wirtshaus des Städtchens. Alt geworden am Herdfeuer, beschloß sie ihre Tage bei ihrer wohlhabend gewordenen jüngeren Schwester. Sie bewohnte ein kleines, dunkles Zimmer, das in den Hof ging.

Ich bin kaum im Leben mit solcher Andacht in ein Heiligtum getreten, wie als Kind und Knabe in das Stüblein der „Lenebas". Da saß sie, meist den Rosenkranz in der Hand, bisweilen auch spinnend, mit einer Ruhe und Frömmigkeit, die selbst mein lustiges Kinderherz überwältigte.

Alte, vereinsamte, religiöse Menschen, die in ihrem stillen Kämmerlein auf den Tod warten, kommen mir vor wie ein abgelegener, einsamer Waldsee, den kein Windeshauch und kein Sturm berührt, der träumend in sich selbst ruht und in den die Sternlein Gottes herabschauen und ihn mild verklären. So sitzt in kleinen Städten, in Dörfern, auf einsamen Höfen manch ein altes Mütterlein in enger, tiefdumpfer Stube, mutterseelenallein, vergessen und verlassen von der Welt und oft auch von ihren Angehörigen; aber sie lebt den Frieden Gottes, ihr Gebet steigt wie Weihrauch zu seinem Thron empor, und ihre Tage verrinnen, sie weiß nicht wie. Auf dem Boden solcher Seelen wachsen lauter Himmelsblumen.

Solch ein Menschenherz war unsere Lenebas. Und wenn Tertullian sagt, daß die Seele des Menschen von Natur

aus religiös und christlich sei, so muß ich von meiner Kindesseele es bezeugen durch die Tatsache, daß ich mich zu dieser frommen, alten, äußerlich nichts weniger als anziehenden Seele hingezogen fühlte, wie zu einem Magnet. Meine Großmutter erzählte mir später oft, wie ich allein auf „allen Vieren" die Stiege hinaufgeklettert sei, um zur Lenebas zu kommen. Und was wartete dort meiner? Eine magere, kleine, unschöne, alte Person in ärmlicher Kleidung und mit einer uralten Spitzenkappe. Und wenn sie am Beten war, da endigte sie erst ihr „Gesätzle" am Rosenkranz, und dann nahm sie mich auf ihren Schoß und fing an von Gott, vom Jesuskinde, von der Muttergottes in so wunderbar einfachen Worten zu reden, daß mein kleines Menschenherz auftaute, wie ein Veilchen beim ersten, warmen Frühlings-Sonnenschein.

Und den Worten folgte die Übung. An Sommertagen nahm sie mich an der Hand und ging mit mir spazieren. Die erste Blume, die ich kennen lernte, hat sie mir gezeigt. Es war eine Schafgarbe, welche Pflanze sie gerne suchte, um daraus für sich Tee zu bereiten. Und an ihr wies sie hin auf die Allmacht und Güte Gottes. Und so sehr ist mir's in die Seele gegangen, daß ich heute noch, am Wege zur Kinzigbrücke, genau die Stelle weiß, wo jene Blume gestanden. Und diese Scharfgarben-Lehre der Lenebas ist mir damals besser geblieben und hat fester in mir das Gottesbewußtsein erhalten, als später alle philosophischen Beweise fürs Dasein Gottes zusammen. —

Außerhalb des heimatlichen Städtchens liegt gen Osten die Mühlenkapelle und gen Westen am Kapuzinerkloster das Lorettokirchlein, beide zu Ehren der Muttergottes. Das waren die Lieblingskirchen der Lenebas, und dahin führte sie mich unzähligemal. Da zeigte sie mir die Mutter und das göttliche Kind, da lehrte sie mich zu beiden die Hände falten, während sie in wahrer Verzückung betete.

Ich weiß nicht, welcher Heilige gesagt hat, es gäbe keinen schönern Anblick als einen Soldaten in der Schlacht

und einen Christen im Gebet. Wenn ich mir den letztern vorstellen will, so habe ich nur e i n Bild, die Lenebas vor der Muttergottes in der Mühlenkapelle und in Loretto.

Zur Maienzeit führte sie mich auch bisweilen über die Kinzigbrücke hinüber zu der kleinen Kapelle in dem malerischen Dörfchen Schnellingen.

Dieses Kapellchen war viel einfacher als die eben genannten kleinen Heiligtümer, aber es hatte ein Muttergottesbild und einige Blumen darum und das genügte der himmlischen Seele der alten Jungfrau, um stundenlang im Gebet zu verharren, obwohl ich sie immer wieder an der Schürze zupfte zum Aufbruch. Sie hieß mich dann hinausgehen und vor dem „Käpelle" spielen und Blumen brechen.

Und am Abend, wenn die ersten Schatten an den steilen Rebhalden des Dörfchens hinabfielen, gingen wir in der sommerlichen Luft heim — die Bäume blühten, die Vögel sangen, die Kinzigwasser rauschten, und die Lenebas betete immer noch still vor sich hin; sie hatte ihren Rosenkranz noch nicht ganz zu Ende. In meiner kleinen Seele aber lag ein Frieden, den ich seitdem nie mehr empfunden habe. —

War es Sommer geworden, so nahm sie mich spät abends von der Lorettokapelle weg in das einsame Tälchen westlich davon. Da stand das kleinste aller heiligen Häuser in und um Hasle — des „Pfarrers Käpelle". Ein Pfarrer hatte es einst auf seinen Acker setzen lassen, der über dem Tälchen lag.

Auf Steintreppen stieg man zu dieser Kapelle hinauf; es hatte kaum Raum für zwei Personen, für einen Betstuhl und ein Altärchen, auf dem hinter einem Holzgitter ein Muttergottesbild stand.

Ich habe nie eine so heilige Einsamkeit empfunden, wie in diesem winzigen Kirchlein in dem stillen, winzigen Tälchen. Und noch viele, viele Jahre später habe ich es aufgesucht und mich in die Stunden zurückversetzt, die ich mit der Lenebas hier zugebracht. Sie drinnen ganz allein und

ich ganz allein auf der obersten Treppe, unbewußt schauend und sinnend in den kleinen Erdenwinkel hinein, in dem nur die Grillen zirpten unter blumigem Rasen.

Wenn dann die Betglocke vom Städtchen herüberdrang durch das Gitter der Türe, kam sie heraus, die Lenebas, holte mich hinein und laut beteten wir zusammen den „englischen Gruß", und dann ging ich an ihrer Hand dem dunkelnden Städtle zu.

Was gäbe ich heute für das Glück und den Frieden einer einzigen jener vielen mit dem alten Schutzengel so verbrachten Stunden!

Die Lenebas starb, 75 Jahre alt, im August 1857. Ich fühle heute aber viel lebendiger, wen sie damals mir begraben, als in jener Stunde, da ich ihrer Leiche zum Grabe folgte. Aber eines reute mich schon an ihrem offenen Grabe, daß ich sie so wenig mehr besucht hatte, nachdem die Kinderzeit vorüber war. Schon die oberen Klassen der Volksschule mit ihrer Gassenfreiheit und ihren Knabenspielen hatten mich von ihr entfernt und noch mehr die Jahre auf dem Lyceum. Sobald die Welt draußen uns in ihre Arme nimmt, will man nicht mehr mit stillen, frommen und einsamen Seelen verkehren.

Die ihrem Tode unmittelbar vorhergehenden und nach ihrem Tode kommenden Jahre haben religiös in mir nicht nur nicht aufgebaut, sondern niedergerissen — niedergerissen all das, was der Katechismus mich gelehrt. Ich darf es offen gestehen: Als ich mit 22 Jahren anfing Theologie zu studieren, wußte ich nicht mehr, wie viele Sakramente die katholische Kirche hat und wie viele Gebote. Alles war fort. — Nur eines haben Welt und Menschen mir nicht nehmen können: die Felsen, welche die Lenebas in mich gelegt — den Glauben an einen Gott und die Liebe zur Muttergottes. Und auf diesem Fundament hab' ich wieder aufgebaut. Es war mir nie möglich, Spott oder Gleichgültigkeit gegen die Muttergottesverehrung anzuhören oder

gar mitzumachen — immer traten die betende Lenebas und die Mühlenkapelle und das Lorettokirchlein der Heimat derartigen Gelüsten in den Weg.

Wenn ich es in meiner Hand hätte, ich würde meine unvergeßliche Lenebas unter die Heiligen versetzen um der Religion willen, die sie mich gelehrt und mir erhalten hat. —

Es ist in meinen Augen und nach meiner Erfahrung geradezu unverantwortlich, ich möchte fast sagen teuflisch, wie es heute bei manchen sogenannten gebildeten und besseren, ja selbst bei höchsten Ständen Mode ist, das Religiöse von den Kindern im Elternhaus möglichst fern zu halten. Man scheut sich, weil man selbst nicht weiß, was man eigentlich glaubt oder glauben will, vor den Kindern von Glaubenssachen zu reden. Oder man hat die mehr als unnatürliche Ansicht, die Kinder verstünden noch nichts davon. So werden dann diese armen Gottesgeschöpfe, begabt mit einer Seele, die überall Gott sieht, und deren Engel „allezeit das Angesicht des Vaters schauen, der im Himmel ist" — mit Musik und mit fremden Sprachen gefoltert, sobald sie nur die Hände rühren und die Zunge gebrauchen können. Und wenn so eine Kindesseele einmal unbewußt eine religiöse Frage tut, ist man in Verlegenheit und im Zweifel, was man sagen soll.

Gibt's denn für diese armen Kinder glaubensloser Väter und religiös gleichgültiger Mütter in unsern Tagen keine Großmütter und keine „Lenebasen" mehr, die da säen, was das Kind als Mann und Greis noch ernten kann, wenn die Hagelwetter des Weltlebens alles andere vernichtet haben?! Warum denn nicht gerade in jener Zeit das Kind beten und Religion lehren, in jener Zeit, in welcher alles unverweslich sich niederlegt ins Kinderherz, bis die unauslöschlichen Erinnerungen an die Jugendzeit es wieder auferwecken. Darum bewahrt nicht die Schule im Menschen Gottes Ebenbild, sondern das Vaterhaus und der Großmutter Haus, weil, was hier getan wird, wie auf Felsen geschrieben bleibt im Menschenherzen. —

Noch eine kindesfreudige Errungenschaft der Jugendzeit verdanke ich aber der Großmutter. Sie verschaffte mir öfter, im Sommer und Winter, die Möglichkeit, recht lange am Abend aufbleiben zu dürfen. Niemand geht unlieber frühe zu Bett, als Kinder. „Licht, mehr Licht!“ ist die Parole der tagesmunteren Jugend. Mir und meinen Geschwistern war das eines der größten Übel, daß der Vater uns regelmäßig zu Bette sprach, da der Tag noch in die Dämmerung hineinschaute. Weinend gingen wir darob oft zur Ruhe.

Ausnahmsweise aber ward mir manchmal erlaubt, bei der Großmutter noch den Abend zu verbringen. Die saß nun in der Sommerszeit vor ihrem Hause und mit ihr auf der langen Bank die Nachbarn und Nachbarinnen, der Schmiedhans, der Schreiner Hauschel, der Buchbinder Hinterskirch und ihre Frauen, lauter betagte Leute. Da ward dann erzählt von der bösen und von der guten alten Zeit, von längst verstorbenen Freunden und Verwandten. Und an dem Schoß der Großmutter stehend, lauschte ich den meist greisen Erzählern und Erzählerinnen, und ich hätte die ganze Nacht „zuhorchen“ können, so schön und gescheit kam mir das vor, was diese alten Menschen unter sich erzählten.

Es ist ja keine Seele neugieriger als eine Kindesseele und eine Frauenseele; nur ist das Kind neugierig, um seine junge Seele zu füllen, das Weibsbild aber ist neugierig aus Neugierde und um irgendwie aus dem Gehörten Kapital schlagen oder Zungendrescherei damit treiben zu können.

Gegen zehn Uhr ging diese Abendgesellschaft regelmäßig auseinander mit dem all- und gegenseitigen Gruß: „Gute Nacht! Behüt euch Gott und 's heilig Kreuz!“ — Da gab's keinen Wein und kein Bier, keinen Tee und kein kaltes Fleisch — nichts als stillen, süßen Abendfrieden und ein erbauliches Wort.

So lebten die Menschen vor sechzig und mehr Jahren ihre Abende durch in meiner Vaterstadt und allüberall in den kleinen Städten und Städtchen. Und auch in den großen

Städten war es so Übung in dem Bürgerstand. Jetzt aber ist das anders geworden. Jetzt geht der ehrsame Bürger abends „zum Bier", politisiert und kannegießert. Ist's aber auch besser geworden?! —

Und im Winter? Da ging's noch familiärer zu bei der Großmutter. Da kamen ihre beiden verheirateten Schwestern, alte Matronen, die Frauen der Fuhrleute Wölfle und Pfundstein, und die „Sägerin", eine Base der Großmutter, und die Sandhäsin mit den Spinnrädern, und da wurde drauf los gesponnen, als gälte es die Ewigkeit zu gewinnen. Und unter dem Sumsen der Spinnräder las eine meiner Tanten das Unterhaltungsblatt des „Schwarzwälder Boten" vor, oder die Großmutter erzählte aus dem „Russenrumpel", wo sie den Großvater hatten totstechen wollen, oder die Sägerin ließ Gespenster und Adventsgeschichten los.

Ihr Mann namens Schwarz hatte die städtische Säge an der Kinzig in Pacht und erlebte, wenn er oft nachts seine Säge bediente, allerlei Geistergeschichten, die seine Frau wiedergab. Die Sägerin und die Großmutter waren damals erst Fünfzigerinnen und noch stattliche Wibervölker, die lebhaft erzählen konnten.

Das war für mich in den Jahren, ehe die Vorlesungen in der Backstube begannen, das Allerhöchste einer Abendunterhaltung. Da ward alles mit einem Heißhunger verschlungen, was vorgelesen und erzählt wurde, und die schönste Oper von Mozart ist Kinderspiel gegen die Musik, die der Schwarzwälder Bote oder die Sägerin meinem Ohre verkündeten.

Der Schwarzwälder Bote, der heute fast nur noch unter den Bauern lebt, war damals das Intelligenzblatt der wohlhabenden Bürgersleute meiner Vaterstadt, wohin es von Oberndorf schwäbische Fruchthändler jeden Sonntag Abend brachten, und sein „Unterhaltungsblatt" war die Romanzeitung für Jugend und Weibsleute. Mein Vater hielt gar keine Zeitung, so wenig wie die meisten

Bürger. Heute ist fast in jedem Hause ein Blatt oder „Blättle" — in meinen Augen kein Nutzen und kein Fortschritt. Der „Herr" in unserm Haus aber hielt das „Frankfurter Journal" nebst „Didaskalia, Blätter für Geist, Gemüt und Publizität."

Was hat dies Blatt mir für Schmerzen bereitet! Ich fand oft so eine alte „Didaskalia" und hätte dann, des Lesens schon wohl kundig, gerne gewußt, was „Didaskalia" und „Publizität" bedeuten. Vergebens fragte ich meinen guten Vater und den Strumpfstricker Schmieder, der unser Nachbar und ein halber Philosoph war. Keiner konnte mir Auskunft geben; den alten „Herrn" aber zu fragen getraute ich mir nicht, und zu ihm hatte außerdem ich unsauberer Gassenjunge keinen freien Zutritt.

Heute habe ich so und so viele Jahre studiert, bin examinierter Philologe und weiß noch nicht, was die „Publizität" der Didaskalia neben „Geist und Gemüt" eigentlich für einen rechten Sinn haben soll. Der Untertitel war zweifellos nichts anderes als eine hochtönende Redensart. Mein Vater und der Strumpfstricker sind ob ihrer Unwissenheit glänzend gerechtfertigt. —

Es herrscht vielfach die Ansicht, man solle den Kindern keine Gespenstergeschichten erzählen. Das mache sie furchtsam und abergläubisch. Aber ich frage: Sind denn diese Sagen nicht Fleisch von des Kindes Fleisch? Hat nicht die Kinderphantasie des Volkes, diese Urquelle von Sinnigkeit und Poesie, sie erfunden? — Da hüpft ein lustig Irrlichtlein in der Advents- oder Fastenzeit die dunklen Matten herunter; flugs macht die kindliche Phantasie daraus eine arme Seele, die umgeht. Ist das nicht die Poesie zu Pferd?!

Mein Vater behauptete fest, daß, so oft er in jungen Jahren seines Vaters Mehl auf der Stadtmühle gemahlen habe, er nachts in der Adventszeit jeweils Irrlichter, d. i. Gespenster gesehen habe. —

Wann haben denn die Völker des Altertums in jeder

Quelle und in jeder Blume, auf jeder Wiese und in jedem Wald eine Gottheit gesehen? Antwort: In ihrer Kindeszeit.

Und warum glüht das Auge des Kindes und warum hält sein Atem stille, wenn eine „Geistergeschichte“ erzählt wird? Weil dieselbe in Worten ausspricht, was seine Seele schon längst überall geahnt und geträumt hat, weil das Kind überall Leben und Seele sieht, sie aber noch nicht zu gestalten vermag, und in jenen Geschichten nun die Gestalten erhält.

Ja, überall ist Poesie und Lebensäther, Geister- und Hellseherei auf Gottes Erde, wenn die Kindesseele hineinschaut. Es fehlt ihr nur die Macht des Wortes, um alle Dichter zu übertreffen.

Und wenn der Volksmund diese Macht einmal gefunden, so bildet er die Volkssage und das Volkslied, deren kindlich reinen, in jeder Seele wiederklingenden Ton nachzuahmen die größten Dichtergenies sich oft vergebens angestrengt haben.

Die Kinder werden, so sagt man, abergläubisch, wenn man ihnen solche Geschichten erzählt. Aber ist denn nicht der Aberglaube etwas Urmenschliches seit dem Sündenfalle?! Ohne Offenbarung, abgeirrt vom wahren Gottesbewußtsein, suchten die Menschen überall die Ursache der millionenfachen, wunderbaren Erscheinungen in Natur und Menschenleben zu erklären, aber nicht mehr durch Gott, sondern durch ihre Kindesphantasie, und so entstand der Aberglaube, den auch das strengste Christentum nie völlig aus den Kindern und aus dem Volke, dem alten Kinde, zu vertreiben imstande sein wird und den das Mittelalter einen „irrseligen Glauben“ nannte, in welchem das neue Christentum und das alte Heidentum sich verbanden oder, richtiger, sich verglichen.

Die Kinderwelt macht tagtäglich den alten Leuten ihre ganze Philosophie vor, aber man versteht die kleinen Philosophen noch weniger als die großen. Da bringt einem Knaben „das Christkindle“ ein Pferd von angestrichenem Tannenholz, dem Mädchen eine Puppe von gefärbtem Pappendeckel.

Und nun, ihr Väter und Mütter, ihr Anthropologen und Pädagogen, die ihr die Kindesseele immer mehr zu einer Schultafel und zu einem Rechenheft machen wollt, schaut nun den kleinen Ebenbildern Gottes zu, wie der Knabe seinem Pferd Futter vorsetzt und ihm zuspricht, zu „fressen“, und wie das Mädchen seiner Puppe alles mögliche serviert und ihr die schönsten Komplimente sagt — und lernt daraus, daß der „Aberglaube“ eure Kinder selig macht, und daß die Kinderseele selbst einem Stück Holz oder Pappendeckel Leben und Odem gibt!

O Kinderphilosophie, wie machst du die Weisheit der großen Menschen und all ihren Aberwitz zuschanden durch deine Einfalt!

Ich bin einmal vor vielen Jahren einem kleinen Knaben von kaum vier Jahren begegnet, der heftig weinte. In der einen Hand hielt er sein hölzernes Fünfpfennig-Pferdchen und in der anderen dessen Kopf, der abgebrochen war. Und warum weinte der kleine Philosoph? Nicht weil sein Pferd keinen Kopf mehr hätte, sondern weil es jetzt nicht mehr fressen könne. Ich hätte den Kleinen küssen mögen, so selig hat mich sein „Aberglaube“ durchschauert.

O Kinderhimmel, du Idealgymnasium der Menschheit, wie machst du all die Realisten samt ihren Realgymnasien und höheren Töchterschulen zuschanden!

Schon um dieses süßen Aberglaubens und allein um der alles belebenden Kinderphantasie willen wäre die erste Jugendzeit es wert, das irdische Paradies des Menschen genannt zu werden. —

Die Menschen alle, welche in jenen Abendstunden bei der Großmutter sich versammelt, sind längst, längst tot — bis auf mich. Die letzte der Verstorbenen war die Großmutter selbst.

Sie hatte im Jahre 1847 ihr Geschäft der jüngsten Tochter und deren Mann, einem Kaufmann Lukas Klein aus Durmersheim bei Rastatt übergeben, und wohnte nun in einem kleinen

Zimmer im zweiten Stock und führte gemeinsamen Haushalt mit der „Lenebas".

Täglich besuchte ich beide hier bei oder nach Tisch und bekam Besseres zu essen, als daheim. Nach dem Essen durfte ich jeweils das Zimmer ausräuchern mit Kohlengluten, auf die Zucker und Wacholder gelegt waren. Das war mir ein Hauptspaß. Auch ein Schöpplein alten Wein mußte ich holen im Kreuz oder in der Sonne zum Vieruhrbrot; denn Kaffee kannte man damals noch nicht im Bürgerhaus.

Die Großmutter mußte viel Leid erleben in ihren alten Tagen. Sie mußte fast allen ihren Kindern ins Grab sehen und in ihrem achtzigsten Lebensjahre noch erfahren, daß das „Büble", dem sie so oft zugerufen, auch brav zu sein, als Staatsgefangener auf der Festung saß. Sie starb anno 1872, zur Zeit, da ich in der badischen Ständekammer die ersten Kulturkampf-Debatten miterlebte. Aber eines hat sie noch zu ihrem großen Erstaunen erlebt — daß ich Priester wurde.

Als ich ihr eines Tages den festen Entschluß mitteilte, Theologie studieren zu wollen, da sprach sie: „Wenn du Geistlicher wirst, so werde ich Klosterfrau". Ich habe Wort gehalten, die gute Großmutter nicht. Aber es war ja auch nicht nötig. Sie lebte in ihren letzten zehn Lebensjahren nur Gott in ihrer kleinen, sonnigen Stube, abgeschieden von der Welt und ihrem Hader.

Möge der Herr des Himmels ihr und der Lenebas den Lohn gegeben haben für all das, was sie meinem Kinderherzen getan und was sie meinem Kinderhimmel gewesen sind!

Die Nachbarschaft.

Mir, dem Kinde und Knaben, war die Nachbarschaft nichts anderes als das erweiterte Vaterhaus. In jedem Hause rings um das Heim des Vaters war ich auch daheim. Und als ich später vom platonischen Philosophenstaat hörte, wo alles ein Herz und eine Seele sein sollte kraft der göttlichen Weltweisheit, so dachte ich zurück an das Vaterhaus und die Nachbarschaft als solch einen Verein von Menschen, die, ohne Weltweise wie der alte Grieche Plato und seinesgleichen zu sein, einen Frieden und eine gegenseitige Brüderlichkeit übten, wie kein Philosophenstaat ihn zu schaffen imstande ist. Es war aber auch unter den einfachen Handwerksleuten meiner Nachbarschaft eine solche Fülle von Individualität und Originalität, daß man aus jedem den Gründer einer eigenen philosophischen Schule hätte machen können, wenn diese Menschen „Bildung" gehabt und sich aufs Philosophieren verlegt hätten.

Ich habe unsere Nachbarn kennen gelernt von meinem vierten bis zum fünfzehnten Lebensjahre, aber ihr Bild und Wesen hat sich unbewußt in der Kindesseele so fixiert, daß ich heute mit so vollendetem Urteil an sie und ihre Charaktere herantreten kann, als hätte ich erst in meinen gereifteren Jahren ihre nähere Bekanntschaft gemacht.

Jeder von ihnen beschäftigte damals meine Seele, trug bei zu meinem Kinderhimmel. Sie sind alle längst tot. Machen wir sie wieder lebendig und suchen wir sie auf in der Nachbarschaft.

Da war der nächste Nachbar der Strumpfwirker Schmieder, ein kleiner, unschöner, dürrer Mann, mit einem Glatzkopf und sinnenden Augen. Wer je einmal unsern Alban Stolz gesehen, der darf dem berühmten Manne nur die Brille abnehmen, und er hat äußerlich das vollendetste Ebenbild meines Strümpfe strickenden Nachbars. Er strickte seine Ware, — lange, blaue Strümpfe für das weibliche Bauernvolk und wollene „Schoben"[1] für die Bauern — mit höchst eigener Hand. Über seine langen, hölzernen Nadeln hinaus sah er bei der Arbeit, gebückt in einem Stuhle sitzend, meist in ein Buch und las, oder er brütete für sich hin. Wenn er seine Lesung und die Gedanken darüber in seine Strümpfe gestrickt hätte, so wären die Bauernmädchen meiner Heimat in den dreißiger und vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts lauter „Blaustrümpfe" und die Bauern und ihre Knechte rote Republikaner geworden.

Er war ein hoher Freiheitsmann. Sein Schwager, er hieß Hofmann, war Leichenkommissär in Colmar; den besuchte er bisweilen, und dort muß er seine Revolutionsideen eingesogen haben. Dazu kam noch die Bibliothek meines Vaters, seines Jugendfreundes. Diese Bücherei bestand aus vier Bänden: der hl. Schrift von Leander van Eß und der dreibändigen „Geschichte der französischen Revolution" von Thiers. Ich zweifle, ob mein Vater diese Geschichte je gelesen; um so gründlicher aber besorgte dies der Strumpfstricker. Und so kam es, daß er anno 48 dem Gebaren des französischen Konvents und der Halsabschneiderei verfiel.

Sein Intimus war der Hafnermeister Nikolaus Haberstroh in der vorderen Gaß, ein Mann, der im reinsten Hochdeutsch von sich behauptete, „er sei sittlich gebildet und habe in der Welt zu leben gelernt". Am Sonntag nach dem Mittagessen saßen beide beisammen auf der Bank vor unseres Nachbars Haus, und wenn nicht wichtigere Dinge mich ab-

---

[1] Jacken.

hielten, stand ich neben ihnen und hörte ihren mir spanischen Dörfern von sittlicher Bildung, Weltgeschichte und Volkswohl mit gespanntester Aufmerksamkeit zu. Ich verstand davon so viel wie gar nichts, aber um so mehr imponierten mir die zwei Redner.

Es ist dies auch ein Charakteristikum älterer Knaben, mit Vorliebe bei erwachsenen Leuten sich aufzuhalten. Es liegt dieser Tatsache teils ein gewisser Hochmut, schon an dem Alter hinaufzulangen und kein kleines Kind mehr zu sein, zu Grunde, teils ist es die schon genannte Neugierde, zu sehen und zu hören, was man bei seinesgleichen nicht sieht und nicht hört.

Aber der kleine Mann mit der dünnen Zaunkönigstimme und den großen Stricknadeln half mir auch zu wirklichen Kindesfreuden. Wenn ich ihn mit seinem Sohne Pius, der wenige Jahre jünger war als ich, begleiten durfte in seine Walke am Mühlbach, wo er seine Strümpfe und „Schoben" einstampfte in uralter Weise, so war mir das ein Freudentag.

Die kleinste Mechanik, vom Wasser getrieben, hat für ein Kindergemüt ihre Poesie. Ist aber erst die Geschicklichkeit so groß geworden, daß ein selbstgefertigtes Mühlrad oder ein Stampfwerk im kleinen Bache arbeitet, so ist das für einen Knaben ein höherer Genuß, als wenn ein Astronom nach vielen Nachtwachen endlich einen neuen Planeten entdeckt hat.

Das ist ja das Selige im Kinderleben, daß es seine Genüsse so billig überall findet im Kleinsten wie im Größten, an einem Stück Holz wie im ganzen grünen Wald. „Die wahre Freude", sagt der berühmte Franzose Chateaubriand, „muß billig sein, sonst ist sie nicht von der rechten Art." Darum haben die Kinder die einzig wahre Freude, weil sie billig ist. —

Und wenn ich dann dem Meister helfen konnte, seine gestampfte Ware vor seinem Hause, auf hölzerne Formen gespannt, an die Sonne zu stellen, und dabei oft kleine und große Strümpfe zusammenstellte, und das strickende Zaunköniglein bitterbös wurde über mein schlechtes Augenmaß,

so war das abermals eine Freude für die im Innern lachende Knabenseele.

Aber die höchsten Triumphe feierte er in meiner Seele von Weihnachten bis Dreikönig. Der Schwärmer für Marat und Robespierre hatte eine der schönsten „Weihnachtskrippen" im ganzen Städtchen. Die Figuren in Moos zu stellen auf den heiligen Berg, dabei durfte ich ihm zu meinem großen Leidwesen nicht helfen. Wenn aber seine Krippe fertig war, so fand ich nächst seinen Kindern, dem Pius und der Klara, den ersten Zutritt.

Auf jeden der nach der Geburt des Heilandes folgenden Festtage hatte der Stricker eine neue, passende Figurenänderung an seinem Berg. Wenn er aber einmal den bethlehemitischen Kindermord aufgestellt hatte, so war ich nicht mehr aus seiner Stube zu bringen. Er verfügte nämlich über die meisten „Kindlesmörder" von allen Krippenbesitzern der Heimat. Eine Masse von Soldaten, jeder ein Kind am Spieß, oder Säbel, Messer, Gewehr und Bajonett, jeder sein Opfer in einer andern Stellung haltend — das war für mich zum Närrischwerden vor staunender Aufregung.

Und was das Merkwürdigste war, mit den armen Kindern hatte ich nicht das geringste Mitleid, meine ganze Verwunderung galt den „Kindlesmördern". Die kamen mir vor wie die Helden; ich guckte nur jedem ab, wie geschickt er seine Stellung genommen, und die Mannigfaltigkeit dieser Stellungen war der Grund meines Staunens.

Der bekannte Herzog von Larochefoucauld spricht einmal in seinen „Maximes et réflexions morales" den auffallenden Gedanken aus, daß „im Mißgeschick der Menschen immer etwas läge, das ihren besten Freunden gefalle". Wenn ich nun an meine Freude über des Strickers „Kindlesmörder" zurückdenke, so finde ich ein groß Stück Wahrheit in der Behauptung des genannten Franzosen.

Eine der schwersten Wolken, die an meinem Kinderhimmel vorüberzogen, war jener Tag, an dem der Walker

mir seine Krippe: Kind, Maria, Joseph, Ochs, Esel, die hl. drei Könige nebst Gefolge, Jesus im Tempel und sämtliche Hirten und „Kindlesmörder" um fünf Gulden zum Kaufe anbot, der Vater aber nichts davon wissen wollte. Damals fühlte ich bitter, was es heißt, „arm im Beutel und krank am Herzen" zu sein. Ich war persönlich arm, arm wie eine Kirchenmaus, und mein Herz krank, tief krank, die „Kindlesmörder" nicht mein nennen zu dürfen. —

Der Stricker starb schon während meiner Studienzeit am Auszehren, und seine Familie zog nach Amerika. Einige seiner Bilder, die er aus der Fremde gebracht, so die Stadt Passau und das Schloß Schönbrunn, die ich oft beim Stricker angestaunt, kaufte mein Vater und hing sie zu meiner Freude über dem Familientisch in der Stube auf. Wo aber die Krippe hingekommen, weiß ich nicht. Ich würde sie heute um teures Geld kaufen, wenn sie noch zu haben wäre, und mir, dem alten Knaben, an Weihnachten die Freude machen, sie aufzustellen, und die kindliche Wonne aus jenen Tagen wieder heraufbeschwören, da ich im Nachbarhause davorstand. —

Im zweiten Stock beim Stricker wohnte der Uhrmacher Joseph Zachmann. Die Uhrmacherei bildet in kleinen Städten die „Haute Volée", den Adel, unter den eigentlichen Handwerkern; sie vereinigt in sich in der Regel auch den Goldarbeiter, der in meiner Knabenzeit noch den Mädchen die Ohren durchbohrte und Ringe daran hängte, welcher Operation ich beim Nachbar Zachmann jeweils gerne zusah. Auch einzelne Mannsleute, namentlich vom Land, trugen damals Ohrenringe, und man glaubte allgemein, es sei gut für die Augen.

Ich habe stets gefunden, daß alle Leute von diesem Metier etwas „Patentes" und „Selbstgefälliges" an sich tragen. So war auch unser Nachbar-Uhrmacher. Er spielte mit dem Advokaten Benz bisweilen ein Zego, und dabei holte er einige juristische Anschauungen. Wenigstens vertrat er stets die juristische Seite der Ideen und Pläne seines Wolle verarbeitenden Hausherrn, mit dem er oft auch auf dem Haus-

bänkle saß und politisierte. In letzter Instanz berief er sich bei seinen Äußerungen immer auf die „Doktoren der Rechte“, die ihm über alles galten.

Schade, daß der Mann nicht mehr lebt; er hätte in unserer Zeit, wo die Juristerei überall obenan ist, Kirchweih gehabt!

Mir hat er aber auch viele Freude bereitet. Die Werkstätte eines Uhrmachers ist für eine Kindesseele ein wahrer Zauberkasten. Da tickt's und tackt's in allen Ecken, und das kleine Menschenkind weiß nicht, wo es hinschauen soll, um den Grund dieses Tick-Tacks zu fixieren.

Ein Kind hat ja ungemein viel Sympathie für ein Uhrwerk. Wenn der Vater dem weinenden kleinen Knaben die Uhr ans Ohr hält, verstummt in der Regel das Weinen sofort. Die Seele der Uhr und die des Kindes berühren sich; die eine meldet sich an, und die andere forscht. Und wenn eine Kindesseele forscht und lauscht, hat sie keine Zeit mehr zum Weinen.

Wenn aber der Vetter Zachmann, denn das war er nebenbei von meiner väterlichen Großmutter her, mir noch hie und da eine gebrochene, blauschillernde, zusammengerollte Uhrfeder gab, da war meine Freude vollkommen.

Es gibt Menschen, die keine höhere Sehnsucht mehr kennen und nur den einen Wunsch noch haben, einmal mit einem Orden dekoriert zu werden. Ich bin aber fest überzeugt, daß solche Leute, wenn sie den längst Ersehnten zum erstenmal auf die Mannesbrust heften, keine kindlichere und größere Freude haben können, als ich damals an einer abgehenden Uhrfeder.

Zachmann war ein kleiner, ziemlich dicker Mann mit sehr kurzen Beinen, infolge deren er den Beinamen „der Stremperle“ bekommen hatte. Im übrigen war er ein hübscher, ernster Mann. Ihm verdanke ich noch eine besondere Freude. Er hatte die Kirchenuhr aufzuziehen und nahm mich bisweilen mit in den sonst verschlossenen Kirchturm. Das schwermütige Rasseln der Turmuhr, die den Sterb-

lichen von Hasle die Flüchtigkeit der Zeit ankündigte, imponierte mir mit Macht. Und wenn ich ganz oben im Turm Fledermäuse und Käuzchen aufscheuchen konnte, war mir das ein besonderes Vergnügen. —

In einem Anbau an des Strickers Haus wohnte der verarmte Bäcker und Cafétier Zachmann. Er war ein vornehm dreinschauender Mann mit kummervollen Mienen; denn er hatte, ehedem Cafétier in Hasle und später Salmenwirt in Kehl, sein ganzes Vermögen an seinen Bruder verloren und frühzeitig auch seine schöne Frau und lebte nun arm und verlassen mit seinen Buben beim Strumpfstricker.

Aus Armut hatte der stolze Mann, der unverschuldet nun um seine Habe gekommen war, die Stelle eines städtischen Waldhüters angenommen, die hundert Gulden eintrug und deshalb in jener geldarmen Zeit gesucht war.

Ich habe in jenen Tagen mehr als einen bessern Bürger gekannt, der, zum Teil aus Vergnügen am Waldleben, diese Stelle bekleidete. So der Bäcker Alexander Fischinger, der zugleich Jäger war, und der Bierbrauer zur Kanone, Xaver Thoma.

Der Zachmann hatte Buben, die wenig älter oder gleichalterig mit mir waren — den Robert, den Xaver und den Rudolf. Mit diesen fischte ich oft spät am Abend oder in aller Herrgottsfrühe in der Kinzig; und um der damit verbundenen Freude willen sind sie mir unvergeßlich. Den Robert traf ich in den siebziger Jahren einmal wieder, als ich in der Nähe von Offenburg, in Niederschopfheim, als Abgeordneter des Bezirks eine Rede tat. Er war damals ein ärmlicher Bäcker in einem benachbarten Dorfe. Er starb 1903 als armer Mann und Badmeister in Lahr. Der Xaver und der Rudolf gingen frühe nach Amerika, wo der Xaver ein reicher Metzgermeister und der Rudolf, gelernter Schreiner, ein Möbelfabrikant in Toledo (Michigan) geworden sein soll. —

Neben des Strickers Haus, nur durch den schmalen Weg über den alten Stadtgraben von ihm getrennt, erheben sich

in der Nachbarschaft die „Halles Centrales“ meiner Heimat — nämlich das allgemeine städtische Waschhaus. Und was die Hallenweiber in Paris, das waren in meiner Knabenzeit die Wäscherinnen in meiner Vaterstadt, eine Großmacht, vielleicht gar die einzige. Wehe dem, der es mit der Partei im Waschhaus „verschüttet“ hatte. Bis zu seinen Ahnen und Urahnen hinauf wurden alle Sünden seines Geschlechtes und Stammes im Waschhaus hervorgegraben. Die schwarze Wäsche der ganzen Stadt wurde hier gewaschen mit der Hand und mit der Zunge, und schon um Mitternacht begannen sie ihre Arbeit.

Und an Salz und Lauge fehlte es den plätschernden Damen dieser Halle so wenig als der männlichen Bevölkerung meiner Heimat. Es wird heute noch gerade so sein.

„Wanderer durchs Leben, du magst noch so bescheiden, noch so still, noch so demütig an jenen Hallen vorübergehen, du zahlst deinen Tribut der Unterhaltung den nimmerruhenden Wäscherinnen!“ O, man müßte verzweifeln und nirgends sagen, woher man sei, wenn ein Trost nicht wäre, daß dieses Geschlecht es überall so macht, sei es im Waschhaus oder im „Damenkränzle“, in den Hallen von Paris oder in Haslach, am Waschzuber wie am Stickrahmen.

Verzeihen wir also meinen „Landsmänninnen“ und denken wir an Goethes Wort, frei übersetzt:

Wenn der Weiber Mühle geht,
Halte sie nicht ein;
Denn wer einmal sie versteht,
Wird wohl auch verzeihn.

Für meine Jugenderinnerungen aber spielen die Wäscherinnen von Althasle vielleicht die bedeutendste Rolle; denn ohne sie würden dieselben nie das Licht der Welt erblickt und ich nie Bücher geschrieben haben.

Eines Tages, im Sommer des Jahres 1841, schwamm ein Knäblein wie tot den Bach daher, welcher das Waschhaus

eiligen Laufes durchzieht. Angsterfüllt ziehen die Wäscherinnen den kleinen Moses aus dem Wasser und bringen ihn lebend ins Vaterhaus. Das Knäblein aber war ich, beim Elternhaus ungesehen in den Stadtbach gefallen, und meine Lebensretterinnen die Damen der Halle.

„Und zum Dank dafür hält er jetzt den Retterinnen ihre Sünden vor und zieht in seinen Schriften gegen das schwache Geschlecht zu Felde, wo er kann", — so werden die freundlichen Leserinnen denken. Und sie hätten recht, wenn sie nicht auf der andern Seite bekennen müßten, daß ich unparteiisch nur der Wahrheit diene und sie höher halte, als das von Wäscherinnen gerettete Leben.

Und wenn ich hier auch verrate, daß die Waschweiber meiner Vaterstadt an der allgemeinen Geschwätzigkeit ihres Geschlechtes teilnehmen, so habe ich ihnen doch stets ein dankbares Andenken bewahrt. Es lebt zwar keine mehr von jenen, die mich gerettet, aber ihre Nachfolgerinnen freuen sich, deſſ' bin ich gewiß, daß ich in meinem Buche auch von ihnen gesprochen. Denn sie sind stolz auf ihre Zungen, stolz auf ihre Großmacht, stolz, wie nur ein Mensch sein kann, der in der Welt etwas gilt, und wenn er auch mit jenem römischen Kaiser sprechen müßte: „Oderint, dum metuant!" (Sie mögen hassen, wenn sie nur fürchten!) Und gefürchtet sind meine heimatlichen Waschdamen; auf Liebe aber verzichten sie. Ihre Führerinnen leben zudem in der Regel ehelos, wie die Vestalinnen Roms.

Die Löwinnen im Waschhaus waren zu meiner Zeit des Gyger-Webers Helene, „das Eichenbacher-Frenz", „das Ribe-Nanne", des Bärbels Luitgärdle und des Peters Käther, zu denen sich dann jeweils die Mägde und Töchter der Familien kamen, für die gewaschen wurde.

Fortan, nachdem sie mich aus dem Wasser gezogen, habe ich gerne unter ihnen geweilt. Oft mußte ich unserer Luitgard und ihren Gehilfinnen, zu denen frühzeitig meine Schwestern gehörten, das Vesperbrot bringen oder Holz zuführen

und blieb dann einige Zeit in der Halle. Jedesmal erinnerten sie mich an meine Rettung und an ihre Großtat.

Das Rauschen des Wassers, das Klingen der Zungen und das Plätschern in den Zübern brachte eine angenehme Sinnenverwirrung bei mir hervor, und dann fiel auch regelmäßig von ihren sauber gewaschenen Händen ein Stückchen Käs und Brot für mich ab, was bekanntlich auch kein „leerer Wahn ist“ für einen allezeit eßlustigen Knaben. —

Brandend schlugen die Zungenwellen vom Waschhaus an den nächsten Nachbar, und der war in meiner Kindeszeit der Färber Basil Schättgen. Der Mann war ein Patrizier, wie er sein muß in Gesicht und Auftreten. Ja, ich glaube, er hätte durch den Ernst seiner Miene im Rate der Zehn von Venedig seinen Mann gestellt. Wenn er auf seinem großen Rappen spazieren ritt, so staunte ich ihn an, wie die römischen Knaben wohl an einem Triumphator mögen hinaufgeschaut haben bei seinem Einzug in die ewige Stadt. Ich war bei ihm, einem streng dreinschauenden, sarkastischen Mann, wohlgelitten und nicht wenig stolz auf seine Nachbarschaft. Drei Dinge aber waren es insbesondere, die mein Kindesherz nach seinem Hause zogen: Basil hatte den besten geräucherten Speck im ganzen Städtle, einen Star, der sprechen konnte, und seine Gesellen hatten blaugefärbte Hände.

Bei allen Nachbarn ließ ich mich nicht zweimal zum Mittagessen heißen, wenn ich um die Zeit, da es an den Tisch ging, gerade bei ihnen war.

Weil in jedem Kinde ein Stück ungenierter Selbstsucht wohnt, tut es überall anstandslos mit. Ein Stück Brot in des Nachbars Haus oder gar ein Mittagessen schmeckt aber auch unendlich besser, als selbst feineres Brot und reicherer Tisch im Vaterhaus. Und warum? Weil es dem Kinde etwas Neues, eine Abwechslung ist. Und den Gedanken, der in dem Satze liegt: „Abwechslung erfreut“, den haben die Kinder zuerst gedacht. Drum sind sie unergründlich im Erfinden neuer Spiele, neuer Unterhaltungen und Zer-

streuungen. Jedes Stück Holz, jedes Häufchen Sand genügt ihnen, um Neues zu schaffen und sich zu erfreuen.

So ist auch ein anderer Tisch, anderes Brot, andere Suppe und anderes Gemüse dem Kinde zu jeder Zeit etwas Willkommenes, und je schwärzer das Brot und je rauher die Suppe, um so lieber werden sie gegessen.

Beim Färber Basil aber gab's auf hölzernen Tellern den besten Speck. Was sind alle fürstlichen Diners auf silbernem Service gegen diesen Speck auf Gottes Naturholz! Ich habe nie wieder im Leben mit solch innerer Lust gegessen. Und wenn ein Kind sich versündigen könnte durch übermäßige Liebe zu Speck auf Holztellern, ich hätte damals schon mich schwer versündigt durch die Begierde, mit der ich nach Basils Mittagstisch mich sehnte.

Wie wenig bedarf es, um einem Kinde das größte und unschuldigste sinnliche Behagen zu verschaffen! —

Zum Dessert gab's dann noch ein Konzert des gesprächigen Stars. Wenn ein Vogel an sich schon des Kindes Herz klopfen machen kann, so ist ein Star mit „gelöster Zunge" ein Naturwunder, worüber die Seele des Kindes in ungeahnte Sphären verzückt wird. Basils Star konnte die Worte: „Jawohl, Jakob, herein", ganz deutlich sprechen und pfiff jedes Stück nach, das sein Herr auf einer kleinen Drehorgel ihm vorspielte.

Ich hätte ein Fürstentum, so es mein gewesen, um des Basils Star gegeben.

Aber noch etwas war es, das mir in jenem Hause imponierte, und das waren die blauen Hände der Färbersgesellen, die ich stets, namentlich auch bei Tafel, mit stummer Bewunderung anschaute. Den Eindruck, den das Wort „Modes de Paris", auf irgend einem Fabrikat gedruckt, auf gewisse weibliche Seelen macht, den machten die Färbershände auf mich in meiner Jugend. Und ich wundere mich, daß man nicht schon längst in der Mode, wo ja so mancher Unsinn erfunden wird, auf den Gedanken verfallen ist, die Hände zu färben, man könnte dann die Glacés sparen. Der

Färber-Basil hatte auch einen blaugefärbten Pinscherhund, der Melac hieß und um seiner Färbung willen mir als der nobelste seines Geschlechtes in der ganzen Stadt galt.

Neben seinem Hause hatte der alte Basil seine an den Stadtbach grenzende Werkstätte, die nur durch diesen Bach von meinem Vaterhaus getrennt war.

Auch hier weilte ich gern bei seinen Söhnen Fabian, dem spätern vieljährigen Ratschreiber, und Xaver, die beide als Färber arbeiteten, und denen ich mit Wonne zuschaute, wie sie Leinwand und Wolle, die ihnen die Wibervölker von Stadt und Land gebracht, blau und schwarz färbten.

Der Basil, nichts weniger als ein verschwenderischer Mann, kam in jener kreditlosen Zeit zurück, wie manche der besseren Bürger vor ihm. Es blieb ihm nur hinter seiner Werkstätte ein kleines Häuschen für seine alten Tage.

Schon vor ihm waren zwei angesehene Gerber, der Joachim Sandhas, einst Stadtrat, und der Joseph Braun, um all ihre Habe gekommen und verdienten sich ein hartes Brot als Stadttaglöhner und Nachtwächter. Ich habe beide noch gekannt in ihrem armseligen Amte und leistete dem „Herre-Jochem", wie er von seiner Ratsherrenzeit her noch hieß, oft Gesellschaft, wenn er in hohen Wasserstiefeln den Stadtbach bei meinem Elternhaus putzte.

An Stelle der Färberwerkstätte kam ein neuer Nachbar. Der Zuckerbäcker Krämer, des Bachseppen Sohn, baute 1845 ein neues Haus dahin. Er war ein unfreundlicher Mann, stand mit meinem Vater nicht gut, und so kam ich fast nie in sein Haus. Nur seine Buben, jünger als ich, aber längst tot, spielten bisweilen mit mir, und wenn ich einen freien Kreuzer hatte, holten sie mir bei ihrem Vater „Papilloten" oder „Gerstenzucker".

In den ersten Jahren, als das Haus erstanden war, wohnte dort auch ein älterer Mann, der Bruder des Strumpfstrickers, aus Amerika gekommen.

Ich schaute ihm oft von den Fenstern unseres zweiten

Stockes aus zu, wie er im Schlafrock dasaß und Bücher las — eine vornehme Erscheinung. Er zog aber bald wieder dahin, woher er gekommen. Hasle, wo er mit niemanden verkehrte, war ihm offenbar zu klein geworden —

In das Wohnhaus des Basil war der „Wiener-Sattler“ Jäckle gezogen mit seiner jungen Frau, und ich kam fortan nicht mehr in das Haus, das einst so viele Freude für mich geborgen. —

Wir kommen nun bei unserm Rundgang in der Nachbarschaft zum Wagner Fürst, dessen Haus an die Ostseite des unsrigen angebaut war. Der Mann hatte offenbar, wider seinen Willen, den Beruf verfehlt; denn er hätte viel mehr das Zeug zu einem Baron als zu einem Holzarbeiter gehabt. Er fühlte das auch und träumte, der Sohn eines an Kindern überreichen Unterförsters im oberen Kinzigtal, viel von hoher Abstammung, war stolz auf seinen Namen „Fürst“, konnte die Werkstätteluft nicht gut ertragen und arbeitete zierlich fein, aber teuer. „Ein Fürst läßt sich bezahlen“, pflegte er zu sagen.

Ich habe bei dem Mann zweierlei Vergnügen erlebt: Ich lernte bei ihm ahnen, was man unter Galgenhumor versteht, denn der war seine starke Seite und der Balsam, welcher ihn bei seinem „Holzhauen“ es immer wieder verschmerzen ließ, daß er zu etwas „Besserem“ geboren. Als Philosoph — vorausgesetzt, daß er diesem Schicksal verfallen wäre, hätte er jedenfalls zwischen den Peripatetikern und Zynikern die Mitte gehalten. In der ersteren Richtung ging er sehr gerne mit seinem Zollstab spazieren in der Nähe von „Real-Schild-Wirtschafts-Gerechtigkeiten“, wie man in unserer Gegend die Wirtshäuser damals hieß — und in der letzteren war er in seinen Reden ungemein derb und formlos.

Ein bildschöner Mann mit elegantem Schnurrbart, hatte er ledigerweise mit unserer Luitgard angebunden, aber, weil diese nichts hatte, eine häßliche Putzmacherin aus Offenburg geheiratet. Und diese plagte ihn begreiflicherweise mit Eifersucht. Drum war er auf das weibliche Geschlecht bitterböse

und meinte: „Wenn es einmal heißt s i e, so ist der T—f—l schon dabei!“ Seine Frau war oft krank, und er seufzte dann in der Werkstatt: „Wenn ich nur einmal wüßte, wie hoch die Beerdigungskosten für eine Frau sind. Mein Weib liegt die ganze Woche im Bett, und am Sonntag stirbt es erst recht nicht.“

Ähnliche Redensarten, die mir merkwürdigerweise alle im Gedächtnis geblieben sind, hatte er ganze Mengen auf Lager.

Aber ich weilte nicht ob dieser verderblichen Lehren über Verachtung der Damenwelt gerne bei unserem Nachbar, meine Freude war eine kindlich reinere. Wie alle Kinder hatte ich eine große Begierde, mit Handwerkszeug umzugehen oder den Handwerkern zuzusehen. Mit der Axt des Wagners einige Späne vom Holz zu hauen, war mir eine Lieblingsbeschäftigung. Und später wurden alle Reparaturen am Taubenschlag eigenhändig beim „Fürst“ vorbereitet, ein Genuß, den ich nie vergessen kann. —

Ebenso gerne, wie beim Wagner Fürst, weilte ich aus gleichem, gesteigertem Grunde beim Schreiner Ferdinand Hauschel, einem andern Nachbar. Der Nachbar Hauschel war ein trockener Patron von jungen Jahren. Sein Vater, aus Württemberg einst eingewandert, gehörte mit seiner Frau zu den Gästen auf dem Großmutter-Bänkle, war ein schöner Greis, mit Kniehosen, der, was jetzt kein Haslacher mehr täte, an jedem Marienfeiertag den Schild der Rosenkranzbruderschaft, mit einer Kerze daran, andächtig zur Kirche trug.

Sein Sohn war ein tüchtiger Schreiner, hielt aber auf das Beten nicht so viel, wie sein Vater. Mir hat er viele Freude gemacht in seiner Werkstätte, und ich sah ihn fünfzig Jahre später mitleidsvoll als Spitalarmen sein Alter verleben.

Jetzt werden die Kinder abgestumpft. Man gibt ihnen ganze Ausrüstungen von Handwerkszeug zu Weihnachten, und sie haben nicht mehr jene höhere Empfindung, die wir hatten in dem Gelüst, solch ein Instrument, mit dem man an der Quelle, in der Werkstatt, gespielt, zu besitzen. —

Im gleichen großen Hause mit dem „Fürst" arbeitete aber der Wundermann meiner Jugendzeit, der alte Glücker. Er trieb in meinen Augen das Gewerbe eines Hexenmeisters; denn er war Orgelbauer, Maler, Vergolder und Bildschnitzer. Wenn er an seinen Heiligenfiguren schnitzte oder einen Engel aus einer Dorfkirche frisch anstrich und ihm die Flügel vergoldete, da überkam mich Staunen und Entzücken zugleich.

Ich bin in den Galerien von Florenz und Venedig nicht mit der Bewunderung vor den Meisterwerken der Malerfürsten Italiens gestanden, wie in meiner Jugendzeit vor den Aposteln, Kirchenpatronen und Engeln des alten Glücker. Und wenn er mir hie und da ein Blättchen von seinem Kompositionsgold schenkte oder einen zerbrochenen und durch einen andern ersetzten Engelsflügel, an dem noch Spuren einstiger Vergoldung oder Versilberung sich fanden, so war ich glücklicher, als wenn man heute mir einen Raphael oder Tizian zum Präsent machen würde.

Es hat mich bei meiner Primiz als Priester anno 1863 von irdischen Gaben nichts so sehr gefreut, als ein von dem damals noch lebenden, bereits über achtzig Jahre alten Kunstmeister der Heimat für mich geschnitztes und vergoldetes Kruzifix, das heute noch auf meinem Schreibtisch steht und mich noch oft erinnert an die Gold- und Silberfreuden der Jugendzeit. —

Mein Freund, der Fürst, starb als Opfer seines Berufes. Ein Baumstamm schlug ihm beim Abladen ein Bein derart ab, daß ein Wegschneiden desselben von den Ärzten für nötig erachtet wurde. Das litt aber mein Fürst absolut nicht. „Lieber sterben," sagte er, „als einen Stelzfuß tragen. Ich habe noch nie einen Fürsten mit einem Stelzfuß gesehen!" So behielt er seinen Humor noch angesichts des Todes, und wenige Tage darauf haben sie ihn mit beiden Füßen begraben. Er starb wie ein alter Held. —

In der Regel wohnen Wagner und Schmiede nicht weit von einander, schon um des vielfachen Zusammenhangs ihrer

Arbeit wegen. So stand unweit von des Fürsten Haus, dem unsrigen gerade gegenüber, die Esse unseres Nachbars Fidel Sandhas, des Schmieds. Wenn das Kind gerne bei jedem Handwerksmann weilt — den Schneider vielleicht ausgenommen — so wird eine Schmiede seine Phantasie vorab in hohem Grade beschäftigen, denn da gibt's Feuersglut, und Feuer ist das dem Kinde am meisten imponierende aller Elemente.

Schon das lallende Kind streckt seine Hand mit großer Vorliebe nach einem Lichtlein aus. Das helle, lebige, glänzende Ding zieht seine volle Aufmerksamkeit auf sich. Es möchte mit der Flamme spielen, wie mit dem Wasser. Das Feuerlein, von Knaben hinterm Haus angezündet, das so manch Unheil schon angerichtet, ist der Kulminationspunkt des Kinderspiels in den ersten Jahren der Knabenzeit. Das Feuer auf dem Felde, das Äpfel und Kartoffeln bratet, war uns Hirtenknaben die süßeste Frucht des Hütens, eine Feuersbrunst aber, die „losgelassen wachsend ohne Widerstand" Häuser und Gassen zerstört, ist der Knabenseele ein Jubiläum für ihre Phantasie und ihre Schaulust.

In Ermangelung eines solchen Hochbrandes ist die Lohe in der Werkstätte eines Schmieds dem Knaben ein Ersatz für höhere Feuerflammen. An Regen- oder strengen Wintertagen dem Schmied Sandhas den Blasbalg zu treten, in die Feuersglut zu schauen und die Funken zu sehen, das war Poesie für meine Kindesseele und wahrlich kein kleiner Beitrag zu meinem Kinderhimmel.

Der alte Meister, ein bildschöner Mann, auch im Schurzfell, mit dem bartlosen Gesichte und den runden, tiefen Augen war ein geborener Philosoph, unbewußter Anhänger der altheidnischen Weisen, denen das Feuer als das Urelement der Schöpfung galt. Ohne Feuer und Licht meinte er, wären wir Menschen macht- und kraftlos; Feuer und Licht seien neben der nötigen Nahrung die Hauptmittel zum Leben und Wirken. Der Mann beim Feuer sei darum etwas wert; drum war der alte Sandhas stolz auf sein Handwerk.

Die ganze Familie Sandhas in meiner Heimat bestand meist aus genialen Menschen. In meiner Jugendzeit lebte noch der närrische Maler Sandhas, ein Künstler ersten Ranges — aber ein Narr; närrisch geworden ob einer unglücklichen Liebe. Es lebte ferner der Instrumentenmacher Sandhas, der immer den „Stein der Weisen“ suchte, brütend und verschlossen umherging, aber ganze Ströme von Geist aus seinen großen Augen quellen ließ. Es lebte mein Nachbar, der Schmied, der Mann „am Für“. Noch heute lebt mein Freund, der Sattler Sandhas, ein Mensch, der von allem mit Façon zu reden weiß, von Chemie und Demokratie, von alter und neuer Forschung[1]. —

Wenn der alte, ernste Schmiedmeister ein Bauernpferd beschlug, und ich die rostigen Nägel, die er aus den Hufen zog, aufheben und behalten durfte, so war das meiner Kindesseele eine Eroberung, wertvoll genug, um mir wirkliche, innere Freude zu schaffen.

O Kinderhimmel, mit wie wenig Herrlichkeit bist du tapeziert, und doch wie glücklich machst du! —

Wenige Häuser oberhalb des untern Schmiedes war der obere — Lambert Fischinger, zugleich Kapellmeister der Stadtmusik, abermals ein philosophischer Kopf, aber mehr Epikuräer; er hielt viel auf einen guten Schoppen nach getaner Arbeit. Er konnte alle Gedichte des schwäbischen Dichters Waizmann auswendig und rezitierte sie in der Gesellschaft mit Vorliebe. Zur irdischen Glückseligkeit gehörte ihm die Musik und ein „guets Glas Wi“.

Seine Arbeit in der Schmiede begann er jeweils damit, daß er unter Anrufung der heiligsten Dreifaltigkeit dreimal auf den Ambos schlug, und als das schönste Lied galt ihm der Kirchengesang in der Fronleichnamszeit: „Deinem Heiland, deinem Lehrer.“

Ihm leistete ich in der Schmiede nicht so viel Gesellschaft, als dem andern Feuersmann. Aber er ist mir ins Herz ge-

[1] Ich verweise hier auf mein Buch „Wilde Kirschen“.

schrieben als Lehrer der Musik. Alle Kinder, nicht bloß die Böhmen, sind geborene Musikanten, aber nur auf Holzklappern, auf Blechdeckeln, auf der Jahrmarktstrompete, auf der Mund- oder Handharmonika oder auf den aus Weidenrinde selbst gefertigten Musikwerkzeugen. Sobald jedoch die ausübende Musik in die Bande des Systems und der Theorie gekleidet werden soll, da weichen die meisten Kinderherzen zurück. Das Kind will musizieren, wie der Vogel auf dem Zweig, wie es ihm gerade in die Kehle kommt, nur dann hat seine Seele Freude. Das Notenmäßige ist ihm Zwang und deshalb den meisten Kindern verhaßt.

So ging es auch mir. Lambert, der Schmied, sollte mich auf Wunsch der Mutter die Flöte lehren. Aber es war umsonst. Der Meister gab sich alle Mühe, ich lernte nichts, weil mir das Blasen nach Noten entsetzlich langweilig war. Schließlich ward ich entlassen; der Lehrer meinte, ich hätte kein Gehör, und ich war der Ansicht, es fehlte mir der Geschmack. Später stellte mich der Großmutter Wille noch ans Klavier, abermals ohne Erfolg. So hab' ich aus meiner Jugendzeit an Musik nichts gerettet als das vom Vater ererbte Pfeifen.

In unsern Tagen ist Musik ein Stück allgemeiner, sogenannter Bildung geworden, und die Kinder der bessern und wohlhabenden Stände werden alle ohne Erbarmen in die Klavierstunde getrieben. Zur Aussteuer eines jeden jungen Mädchens gehört unbedingt ein Pianino, wenn auch nie oder herzlich schlecht darauf gespielt wird.

Ich halte dies für unnötigen Zeit- und Geldverlust. Es gibt eben einmal zahllose Menschen, die für ausübende Musik so wenig Talent haben als fürs Seiltanzen. Solche Menschenkinder sollte man nicht plagen und dem lieben Gott nicht in seine Schöpfung pfuschen wollen, der in diesem Punkte die einen zu Musikanten und die andern zum Zuhören geschaffen hat. —

Noch einen Nachbar muß ich nennen, dessen Kunst ich

manche Augenblicke kostbarer Jugendzeit gewidmet; es ist der Schuhmacher Landolin Stelker. Wer in seinem Leben nie auf einem Schuhmacherstuhl gesessen ist, der wird den poetischen Sinn der Söhne Knieriems nie zu begreifen imstande sein. Das Sitzen auf einem solchen Schuhmacherstuhl war für mich ein Behagen, das jetzt alle Diwans, Chaiselongues und „Amerikaner" nicht in mir hervorrufen können. So einen Vormittag, wenn die Schleusen des Himmels geöffnet waren, beim Stelker in der „Butik" sitzen, mit der Ahle hantieren und die Drahtspitzen durch ein altes Stück Leder ziehen oder einige Nägel in die eigenen Stiefel hämmern, das muß man erlebt haben in seiner eigenen Jugend, sonst fehlt am Kinderhimmel ein Sternlein, das nur leuchtet auf dem Schusterstuhle und beim Schusterpech. Wer es aber erlebt und die Poesie davon in seinem Kinderherzen gefühlt hat, der wird sich nicht mehr wundern, wenn er in späteren Jahren hört, die Weltweisen Jakob Böhme und Hans Sachs seien Schuhmacher gewesen.

Ich wäre ums Leben nie ein Schneider geworden, aber ein Schuhmacher mit Vergnügen. Die Schneiderei mit zwei Werkzeugen, Nadel und Schere, und dem ewigen Einerlei des Nähens hat für eine Knabenseele nichts Anzügliches, sie ist ihm zu weibisch. Aber ein Schuhmacher mit der Summe von Handwerkszeug und der Abwechslung des Nähens, Glättens, Hämmerns, Raspelns, Pappens und Wichsens — der hat Poesie im Leib für ein Kinderherz.

Wenn mir aber Landolin, der „Meister vom Stuhl", ein Stückchen glänzenden Saffianleders oder wohlriechenden Juchtens gab zum Abschied, da kam ich heim mit der Freude eines Staatsministers, der vom Fürsten eben im Palast den Großkordon zu irgendeinem Löwen oder Adler erhalten hat.

O, Kinderhimmel und Ministerseelen, Saffianleder und Großkordons! —

Das waren die Nachbarn beim Vaterhaus. Sie alle haben die Werkstätte mit dem Kirchhof vertauscht. Am

längsten haben sich am Leben erhalten der Schuhmacher Stelker und Lambert der Schmied. Der Stelker war aus dem „Runzengraben" bei Steinach, zwar ein Kinzigtäler, aber kein geborener Haslacher, hatte sich aber gut akklimatisiert. Er war äußerst wißbegierig, und wenn ich als Studentlein in der Vakanz noch manchmal neben ihm auf dem Philosophenstuhl saß, fragte er genau nach allem, was auf dem Gymnasium gelehrt wurde.

Noch Ende der siebziger Jahre suchte er mich einmal im Abgeordnetenhaus zu Karlsruhe auf, und ich hatte eine kindliche Freude, dem alten Nachbar die Residenz zeigen zu können.

Ein oder zwei Jahre später kam ich an einem Herbsttag das Tal herauf. Da begegnete mir an der „Gottlütbruck" ein Leichenzug. Es war Landolin, der Schuhmacher meiner Knabenzeit, den sie begruben. Und als ob sie mir ein Stück vom eigenen Leben begraben wollten, so ergriff es mich.

So oft ich in der Ferne hörte, der oder jener alte Haslacher sei gestorben, so ging es mir zu Herzen, wie wenn ein Mitspieler aus dem Lustspiel meiner Jugendzeit zu Grabe gegangen wäre.

Lambert, der Schmied, wurde von meinen Nachbarn der älteste. Er betete sein Nachtgebet am längsten. Er schloß es in seinen letzten Jahrzehnten jeweils mit den Worten: „Lieber Herrgott, do liegt der Lambert. Kannst ihn bruche, dann hol ihn, kannst ihn nit bruche, dann loß ihn liegen". Er schwang seinen Hammer im Namen der Dreifaltigkeit bis herauf in die achtziger Jahre, aber bis an sein Ende führte er auch heiter und lebensfroh den Taktstock. Sein Nachfolger, in alleweg nur noch origineller, wurde sein Sohn Otto.

Es waren, wenn ich heute so an sie zurückdenke, lauter Originale, meine Nachbarn aus der Knabenzeit. In jedem saß ein Stück jener Weisheit, die jede Menschenseele zu einem ungelösten Gotteswunder macht.

Freunde und Kameraden.

Wenn wir Menschenkinder in stillen, einsamen Stunden des späteren Lebens an die Jugendzeit zurückdenken, so stehen im Leben außerhalb des Elternhauses in erster Linie neben uns unter dem Himmelszelt der Kindheit die Freunde und Kameraden jener unsterblichen Tage. Unter Freunden verstehe ich jene älteren Menschen, denen das Kinderherz nächst den Eltern und Großeltern, Hausgenossen und Nachbarn zugetan ist, und unter Kameraden die gleichalterigen Spielgenossen, die Mitseligen im Kinderhimmel.

An beiden fehlte es mir in meiner Knabenzeit nicht, und eine Kindesseele ist groß genug, sie hat Raum für alle, welche mit Liebe, Wohlwollen oder gleicher Gesinnung ihr nahen.

Beginnen wir mit den Freunden, unter denen übrigens nur die „besten" genannt werden sollen.

Eine der ersten Freundschaften verband mich mit dem kleinen, alten Jakob, welcher das städtische Amt hatte, die Gänse der Bürgerschaft zu hüten, und deshalb kurzweg der „Gäns-Jokele" hieß. Er war ein zwergartiges, steinaltes Männlein, das am frühen Morgen mit einem Kuhhorn blasend durch das Städtchen zog, aus den Häusern seine Pfleglinge in Empfang nahm und hinaustrieb auf den „Steinrucken" an der Kinzig, eine Wüste von Sand, Kies, Pfützen und grünen Oasen. Uns Kindern aber kam der „Jokele", wenn er seine stattliche Gansherde vor sich her der Vorstadt zutrieb, wie ein Gänsekönig vor, dem wir mit Neid nachschauten.

Sobald das Frühstück genommen war, folgten drei oder vier Kameraden der Nachbarschaft oder der Vorstadt — denn Schule hatten wir damals noch keine zu besuchen oder erst am Nachmittag — und ich dem Jokele nach, hinaus an den Fluß. Hier setzten wir uns, wie die Türken um einen Erzähler im Kaffeehause, im Kreise um den Alten herum auf den weichen Flußsand, und der Jokele fing an zu erzählen von dem zerfallenen Bergwerk „Gottes Segen" am nahen Herrenberg, vom Reichtum, dem Übermut und der Strafe der Bergleute oder er teilte uns die Naturgeschichte seiner Gänse mit, denen er einer jeden ihren Charakter und ihre Gewohnheiten abgeguckt hatte. Er lehrte uns ferner aus den Weiden am Flusse hin allerlei Blasinstrumente und Pfeifen fertigen und war für uns, was für die Musiker von Fach Mozart, Beethoven und andere sind. Ab und zu ward einer von uns abgesandt, um verlaufene Gänse wieder beizutreiben, aber im Fluge eilte jeder wieder zu den Füßen des Zwerges.

Was war das eine Poesie! Der rauschende Fluß, die lustig grasenden Gänse, die stillen Weidenbäume am Ufer hin, und wir Kinder im Sand um den Gänsehirten geschart und zu ihm aufschauend, wie neubekehrte Heiden zu einem christlichen Missionär.

Wie manches Mittagessen wurde versäumt, wie mancher herbe Tadel getragen ob des überlangen Verweilens beim „Jokele"! Ja, scharfe Schläge gab es einst, als ich beim Gänsehirten ein Paar neue Stiefel im Fluß verschwinden sah — aber all das war nicht imstande, meine Liebe zum Freunde an der Kinzig zu vertilgen. Am andern Tag saß ich wieder bei ihm, und so oft er seine Herde an meinem Vaterhause vorbeiführte, sahen wir uns liebevoll und verständnisinnig in die Augen.

Er war ein häßlicher, triefäugiger Mensch, der Gänsjokele, und doch liebten wir ihn. Darin steht die Seele des Kindes hoch über den Seelen der erwachsenen Menschen. Ein

Kind läßt sich von alten, häßlichen Leuten herzen und küssen, hängt voll Liebe an ihnen, während die Erwachsenen oft mit Abscheu sich von derlei Personen abwenden. Allein dem Kinde gilt eben die ihm wohlwollende, freundliche Seele des Nebenmenschen alles, das übrige, die Schale dieser Seele, ist ihm völlig gleichgültig. Die Kindesseele ist deshalb in dieser Hinsicht ein viel reineres Ebenbild Gottes, der nicht auf das Ansehen und Aussehen der Person schaut.

Wir leisteten aber dem Jokele bisweilen auch einen Liebesdienst. Es wurde nämlich jede Gans, die sich im Städtle herumtrieb, vom Polizeidiener in den „Pfandstall" gesperrt. Dies war ein leerer Schweinestall auf dem Graben beim Hause des Schuhmachers Holzer.

Wem nun am Abend eine Gans fehlte, der ging zum Pfandstall, der unter Verschluß des Polizeidieners stand. Dieser gab das Tier aber nur los gegen ein kleines Fanggeld. Den Unwillen des betreffenden Wibervolkes hatte der Jokele zu tragen.

So oft wir nun eine Gans in den Gassen erblickten, trieben wir sie der Kinzig und dem Jokele zu, der dankbar grinste für diesen Liebesdienst.

Oft aber gingen wir am Abend auch an den Pfandstall, wo sich für uns heitere Dispute abspannen zwischen dem Polizeidiener und den Wibervölkern. —

Jokele, mein lieber Freund, war der letzte seines gänsehirtlichen Geschlechts; mit ihm, der noch in meiner frühen Knabenzeit starb, hörte das Amt überhaupt auf. Und Gänse, die man an die Kinzig treibt, gibt es in meiner Vaterstadt fast keine mehr. Die Menschen sind auch im kleinsten Städtchen „kultivierter" geworden, die Gänse-, Küh- und Schweinehirten sind verschwunden, die Gemeinden haben nur noch Geld für „Bildung", und jeder Bürger muß für sein armes Vieh selbst besorgt sein, während in alten Zeiten — in schöner Art — auch Gänse, Schweine und Hornvieh zur „res publica", d. i. zum „gemeinen Wesen" gehörten. —

An des Gänsehirten Stelle trat in meine Freundschaft ein ebenso armes, von den Menschen und der Welt verlassenes Geschöpf, der „Läuferjok". Er trank fast täglich im Vaterhaus am Morgen ein Gläschen Schnaps, wozu er das schwarze Brot selbst mitbrachte. Es schenkte aber dem alten, äußerlich verwahrlosten Manne niemand Aufmerksamkeit, als ich, dem er die ersten Erdbeeren oder Kirschen heimtrug, und dem er erzählte aus den napoleonischen Kriegszeiten, in denen er als Fuhrmann Proviant- und Munitionswagen das Tal hinauf und hinab zu führen gehabt hatte.

Wir wurden innige Freunde. Und wie tat es dem alten, verachteten, durch herbes Geschick heimgesuchten Taglöhner so wohl, eine Seele gefunden zu haben, die noch Freude an ihm und seinen Gesprächen zeigte!

Unglücklich verheiratet mit einem Weibe, mit dem er mehr denn zwanzig Jahre nicht ein Wort gesprochen, und um Hab und Gut gekommen, blieb ihm nichts mehr als ein Stück Feld mit vielen Kirschbäumen in einem abgelegenen, waldigen Seitentale der Heimat. Dort baute er sich eine Strohhütte, lebte darin im Sommer Tag und Nacht unter seinen Kirschbäumen, machte Holz im nahen Stadtwalde oder taglöhnerte und fristete so ein freudeleeres Dasein.

Er wußte alle Stellen in Feld und Wald, an denen es nicht „geheuer" war und wo irgend ein Geist seinen Spuk trieb. Am meisten lauschte ich seinen Waldgeistern; denn ein Geist im Walde, der erschien mir viel geheimnisvoller und poetischer, als ein Geist auf einer Wiese oder in einem Hause. Dem Jok waren aber alle diese Geister böse und nur „durch Beelzebub, den obersten der Teufel", zu bannen. Gar oft erzählte er von dem Geist am „Reiher-Wald", der ihm bisweilen seinen Wagen gestellt habe, so daß keine Pferdekraft mehr imstande gewesen, ihn vom Platz zu bringen und alle Hilfe von Menschen oder Soldaten umsonst war. Auch die Anrufung heiliger Namen habe nichts genützt; erst wenn er ausgerufen: „Nun vorwärts denn in Teufels Namen!" —

sei der Spuk gewichen und er wieder mit seinem Gespann weiter gekommen.

Daß der Teufel meinem Freunde einen kleinen Spuk gespielt, kam mir gar nicht so schlimm vor, und wenn nicht die „Lenebas“ mir denselben anderweitig gezeichnet und mich gelehrt hätte, bei seinem Namen schützend das hl. Kreuzeszeichen zu machen, so wäre mir der Teufel am „Reiher-Wald“ gar spaßig und unschuldig erschienen. Ich hatte während meines Freundes Schilderungen oft den Wunsch, einmal so einem Wagenbanne zusehen zu können, und bedauerte, daß der alte Fuhrmann keine Pferde mehr hatte und daß keine Kriegszeiten mehr im Lande und auch die Geister ausgestorben waren. Das ist eben die Kinderpoesie im Geisterwesen.

Viel mehr als den Teufel am Reiher-Wald fürchtete ich des „Läuferjoks“ Weib. Nicht als ob er in meine junge Seele den Abscheu gegen sie gepflanzt; er sprach nie von ihr und mit keinem Menschen. Aber sie selbst, so selten ich sie auf der Straße sah, kam mir wie eine „Hexe“ vor, und die Hexen fürchtete ich, denn die hatten nach meinen Anschauungen und Belehrungen Fleisch und Blut, waren leibhaftige Weibsbilder.

Ich begreife sehr wohl, wie im 16. und 17. Jahrhundert die Hexerei und die Hexenprozesse wie eine Geisteskrankheit durch Europa zogen. Und so lange die Menschheit existiert, wird der Hexenglaube nie vollständig aus der Welt verschwinden. Das Volk hat ihn nie ganz verloren, und unsere aufgeklärte Zeit selbst treibt jetzt schon wieder allerlei Hexerei, am ärgsten in Berlin, der Metropole deutscher Intelligenz und Philosophie. Auch ich huldige ein Stück weit dem Glauben — an Hexen. Wenn man aber alle Hexen unserer Tage, wie ehedem, verbrennen wollte, man brächte bei den teuren Holzpreisen nicht Geld und Holz genug auf.

Meines Freundes Frau war allerdings nur ein Hexlein, eine kleine Person mit ungemein großen, düstern Augen und angetan mit schwarzen, zerrissenen Kleidern. Die Woche

über zog sie meist bettelnd auf den Bauernhöfen umher und kam am Samstag abend schwer beladen mit Viktualien heim. Als sie starb, fand man in ihrer Kammer ganze Zentner von verdorbenem Speck, Butter, Bohnen usw., die sie im Laufe der Zeit zusammengebettelt hatte, während mein armer Freund, ihr Mann, oft nicht ein Stück Brot zu seinem Schnaps gehabt hätte ohne meine Freundschaft.

Es war mir ein Hochgefühl, dem guten Alten ein Stück Brot schenken zu können; oft erbat ich auch von der Mutter noch ein Extragläschen gratis für den verlassenen Einsiedler aus der Strohhütte am „Strickerwald".

Das Kind ist von Natur aus voll Mitleids gegen arme Mitmenschen. Es hat eine innige Freude, wenn es dem Bettler einen Pfennig oder ein Stückchen Brot eigenhändig reichen darf. Ein Kind gibt nicht gerne von seinem Brot seinen Geschwistern oder andern Kindern, aber den Armen und Notleidenden werden die allermeisten Kinder stets gerne geben, selbst wenn ihnen dadurch etwas abgeht.

Der Anblick leidender Menschen und Tiere greift in der Regel einem Kinde tief in die Seele, aber je mehr das Tier zur niederen Gattung absteigt, im gleichen Maße nimmt auch des Kindes Mitleid ab. So konnte ich um alles nicht zusehen, wenn ein Schwein oder Rind getötet wurde; ein Fischlein mit der Gabel zu durchstechen, machte mir aber nicht den geringsten Kummer. So wird auch ein natürliches Kind nie imstande sein, ein junges Schaf zu quälen, während es mit einigem Vergnügen einem Käfer Füße und Flügel abreißt oder einen Schmetterling anspießt. In dieser letztern Hinsicht ist das Kindesalter, wie Lafontaine sagt, das Alter der Grausamkeit. Und daß Mitleid und Grausamkeit in der gleichen Seele wohnen können, weist der große Forscher Lombroso auch bei den Wibervölkern schlagend nach. —

Als der Läuferjok starb, trug ich als zwölfjähriger Knabe das Kreuz seinem Sarge voran auf den Kirchhof, ich, sein einziger Freund, den er wohl im Leben zurückließ. Das

Kreuz ist längst auf dem Grabe vermodert, und vergeblich suchte ich in den siebziger Jahren die Stätte, wo wir ihn dreißig Jahre zuvor begraben hatten — aber in mir lebt noch die helle Erinnerung an den weltverlassenen Greis, der so manche Stunde der Jugendzeit mir versüßt hat. —

Ein weiterer, älterer Freund war mir der Pfaffensepp von dem benachbarten Dörflein Schnellingen. Er war ein armer Holzmacher, der im städtischen Urwald vom Herbst bis Frühjahr tätig war und im Sommer ein ganz kleines Gütchen bearbeitete. So oft er den Wald verließ, um heimzukehren, kam er zuerst in mein Vaterhaus, um einen Schnaps zu trinken und ein Stück Brot dazu zu essen.

Er saß dabei immer abseits still und steif wie ein Götzenbild da und redete mit niemanden als mit mir von seinem Waldleben, von der Gefährlichkeit des Holzfällens, vorab des „Schlitterns“[1], das manche Lebensgefahr in sich barg.

Er erzählte mir, wie der oder jener vom Schlitten, den er nicht mehr bewältigen konnte, an einen Baum gedrückt und getötet oder verstümmelt worden sei.

Er erzählte aber auch vom Feuer, an dem die Holzmacher ihr Essen kochten und wärmten, von Hasen und Rehen, die sie aufgescheucht. Mit Spannung hörte ich dem Pfaffensepp zu, an seinen Knien stehend, und ich liebte den alten Mann. —

Die größte Tierfreude hat ein Kind an den Pferden. Das Pferd ist ihm der König unter den Haustieren, und das Sitzen auf dem Rücken eines Gauls ist ein Königsthron für das Knabenherz. Den Kindern meiner Heimat ist mit der Eisenbahn ein großes Stück dieser Pferde-Poesie verloren gegangen. In meiner Jugendzeit zogen täglich fremde Lastfuhren und Herren-Chaisen ins Städtchen ein. Da kamen die riesigen „Scholterwagen“ des Hauses Hummel in

---

[1] So heißt man die Beförderung des Scheiter-Holzes von den Bergen herab vermittelst Handschlittens.

Mannheim, die von Frankfurt herauf die Kolonialwaren ins Tal brachten, bespannt mit sechs bis acht Kolossalgäulen, oder es rollte eine Extra-Post durch mit einem alten Baron, oder ein Geschäftsreisender fuhr mit seinen Muster-Koffern zum Tor herein. Flugs waren wir Knaben zur Stelle, denn da gab's im Sommer Pferde in die Schwemme zu reiten und im Winter in den Stall abzuführen und zu helfen beim An- und Ausspannen. So waren wir befreundet mit allen Hausknechten und allen regelmäßig durchfahrenden Fuhrleuten — um ihrer Rosse willen.

Uns heiligte damals, wie den meisten Menschen, so sehr sie den Satz auch verpönen, der Zweck das Mittel. Wir liebten die Hausknechte und hofierten den fremden und einheimischen Fuhrleuten nur um der Pferde willen, und in diesem Sinne bestand eine vorzugsweise, intime Freundschaft zwischen mir und dem Fuhrmann im Vaterhaus, dem „Peterwendel", der für uns pflügte, säete und das Heu und die Garben holte.

Die Zunft der Fuhrleute in meiner Vaterstadt war in meiner Jugendzeit eine ganz besondere Menschenklasse. Vorab gehörte keiner als Mitglied einem „Tierschutzverein" an, sie waren alle mehr oder weniger „Schinder" und gönnten weder sich, noch ihren Tieren Ruhe. Da ging's Tag und Nacht, in Feld und Wald, talauf und talab. Knigges „Umgang mit Menschen" hatte auch keiner studiert, und sie benahmen sich dementsprechend im Verkehr mit andern Leuten. Ihr Senior war damals der alte „Othmar", der, wenn sein abgeschundener Gaul nicht mehr ziehen wollte, auf ihn einhieb mit dem stehenden Zuruf: „Zieh'n mußt, Kaib; wenn du Kapuziner wärst, müßt' predigen!"

So wie des Kapuziners Beruf das Predigen ist, so galt dem Othmar als Pferdeberuf das Ziehen. Sein Nachfolger in Theorie und Praxis wurde später des „Säcklers Fidel", ein älterer Jugendfreund von mir, zugleich Reitlehrer, Pferdebändiger und Rossehändler, ein Mann, von dessen

„Roßgeschichten" man eine kleine „Iliade" schreiben könnte[1]. Sein Schwager aber war unser Leibkutscher, der Wendel Neumaier. Er hatte zwei abgemagerte Pferde, von denen das eine blind und das andere krumm war. Der blinde „Bläß" und ich bildeten die eigentliche Freundschaft, die nur unter Wendels Firma, als dem Besitzer meines blinden Kameraden, geführt werden mußte.

Ein blindes Tier wird immer eine Kindesseele noch mehr beschäftigen, als ein blinder Mensch. Das Kind fühlt besser wie erwachsene Menschen, daß so ein armes Geschöpf viel elender und hilfloser daran ist, als ein Mensch ohne Augenlicht. Niemand wird roh genug sein, einen blinden Menschen zu malträtieren, während von den edlen Fuhrmannsseelen das blinde Pferd die gleichen Schläge, wie das sehende, bekommt, ja, in der Regel, wegen seiner Fehltritte, noch mehr. Und doch sind, wie die Fuhrleute damals behaupteten, die blinden Pferde die besten, und der „Säckler-Fid" meinte, sie seien blind geworden, weil sie sich zu sehr angestrengt hätten.

Wenn ich an die Leiden meines blinden Freundes „Bläß" zurückdenke und die jetzigen Bestrebungen für Tierschutz vor mir sehe, so möchte ich unsern Tierfreunden ans Herz legen, vorab um ein Reichsgesetz zu petitionieren, wonach kein blindes Pferd mehr gehalten und gebraucht werden darf. Meist sind diese ärmsten der Tiere in den Händen von Fuhrleuten unterster Stufe und müssen mehr leiden, als unsere Seele zu ahnen sich anstrengt. Ich tadle es deshalb, daß die Tierschutzvereine ihre Sorgfalt vielfach nur den Singvögeln zuwenden, die von Fuhrleuten, Metzgern usw. mißhandelte höhere und bewußter fühlende Tierwelt aber noch lange nicht genug zu schützen suchen. —

In den vielen Jahren, da der Wendel unsere Felder

---

[1] Der Fidel Dietrich starb erst 1908 als Feld- und Bannwart, und ich hatte oft noch in meinen und seinen alten Tagen die Freude, ihn zu sehen.

bebaute und unsere Ernte einführte, war sein blindes Pferd meine stete, liebende Sorge. Der arme Bläß kannte meine Stimme besser und hörte sie lieber, als die seines Herrn. An Brot und Liebkosungen fehlte es nie, so oft er vor meinem Vaterhaus ankam oder abging, jeweils mich auf dem Rücken tragend.

Zweimal brachte mein jugendlicher Leichtsinn und seine Blindheit uns beide in Lebensgefahr. Vor lauter Reiterstolz vergaß ich, das blinde Tier zu leiten, und das eine Mal fielen wir in den Stadtbach, das andere Mal von der Brücke hinab in den Mühlkanal. Ein Schutzengel ließ uns wunderbarer Weise stets unversehrt aufstehen. Verdoppelte Zärtlichkeit sollte dem armen Bläß dann die Ungeschicklichkeit seines kleinen Freundes vergessen machen.

Von einheimischen Pferden ritt ich damals noch die Müllerpferde. Mein Vater kaufte die Frucht zum Backen jeweils am Montag ein, und am Nachmittag holte sie entweder der Stadtmüller Ambs oder der Kunstmüller Benz ab in seine Mühle außerhalb des Städtchens.

Der Stadtmüller hatte einen störrigen Braunen und der Kunstmüller einen hitzigen Rappen, seiner Kleinheit wegen nur „des Kunstmüllers Guller" (Hahn) genannt.

Beide gingen mit mir und den paar Säcken Weizen oft im Galopp durchs Städtle, der Mühle zu, und das war mir jeweils eine große Freude.

Noch einmal jung zu werden und aufs Wendels blindem Bläß oder aufs Kunstmüllers kleinem Rappen durchs Städtle zu reiten — dieser Gedanke kam mir schon öfters.

Sie haben längst ausgelitten, die armen Gäule; mein Freund Wendel aber schwang, als der Sprosse eines langlebigen, zähen Fuhrmannsgeschlechtes seine Peitsche noch bis in die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. —

Ich nenne noch zwei Freunde aus den seligen Jugendtagen. Beide haben mehr die Stellung des Mephisto zum Faust bei mir eingenommen, aber gerade deshalb sollen sie

nicht vergessen werden. Beide hatten das „edle Handwerk der Metzger" erlernt, doch dem einen war längst das Fleisch ausgegangen, und er trieb ein viel poetischeres Gewerbe; er war Vogelfänger geworden und in dieser Eigenschaft der Freund aller Knaben. Es war dies des „Stubenwirts Alise", ein Bruder des Christian in den „Wilden Kirschen".

Der andere war aber der „dicke Metzger", Xaver Franz alt, auf dem Graben, in seinem Metier keiner der geringsten seines in meiner Heimat höchst zahlreichen, blutigen Standes. Er hatte in Göttingen „studiert" und machte die besten Würste. Darauf beruhte zunächst unsere Freundschaft, auf Göttingen und auf den guten Cervelats. Von den letzteren war ich ein großer Verehrer, und was Göttingen betrifft, so erzählte der Dicke mir oft von den Göttinger Studenten und ihren Streichen.

Er hatte aber bei all seinen Lockmitteln einen ganz besonderen Zweck für sich im Auge, und darin zeigte er den Mephisto. Seine Körperbeschaffenheit erschwerte ihm das Gehen; er saß meist vor seinem Hause und wartete auf seine Kunden und uns Buben. Zu seiner leichteren Verdaulichkeit liebte er nun ungemein das Lachen. Zu diesem Behuf war es bei ihm stehende Sitte geworden, uns Knaben um sich zu sammeln und uns dann gegeneinander zu hetzen, bis wir handgreiflich wurden. Der Sieger bekam sodann eine Wurst oder ein Stück Schwartenmagen, der dicke Zuschauer durch sein Lachen wieder Hunger und Durst, und wir, seine Schauspieler, obendrein, wenn wir mit zerrissenen Hosen und beschmutzten Kleidern heimkamen, eine Tracht Schläge.

Wie waren die Menschen in früheren Zeiten erfinderisch! Heute geht der „Mastbürger" zu seiner Verdauung zum Kaffee, spielt eine Partie Billard oder raucht eine gute Zigarre — in meinen Jugendjahren ließ der dicke Metzger die Leidenschaft der Jugend los und bewirkte auf diesem billigeren Weg eine Beschleunigung des Stoffwechsels.

Schlimmer war es, daß der schlaue Metzger-Franz uns

allerlei Stichelreden lehrte, die wir den vorübergehenden Bürgern und Bürgerinnen nachrufen mußten. Wenn dann das gereizte Menschenkind uns greifen wollte und wir ihm behend davonliefen, so war das abermals eine angenehme Zwerchfellerschütterung für den Alten.

Ich mochte seinen Absichten am besten nachkommen, denn ich war sein Liebling, sein „Freundchen und Brüderchen“, wie er mich gerne taufte. Leider war mein Vater ein scharfer Gegner dieser Freundschaft; der boshafte Metzger bekam von ihm manch hartes Wort und ich das strenge Verbot, nicht mehr zum „Dicken“ zu gehen. Aber die „Göttinger Würste“ und das Vergnügen am Raufen und Sticheln ließen mich gar oft dem guten Vater ungehorsam werden, so schwer es mein Leib auch büßen mußte, wenn es daheim bekannt wurde.

Der Göttinger Wurstfabrikant hat schon anno 1860 ins Gras beißen müssen, wie man in Hasle sagt. Ich war noch Student, als der junge Vikar Ferdinand Späth, der heute noch (1910) als greiser Pfarrer in Forbach im Murgtal lebt, ihm die letzte Wegzehrung brachte. Mir selbst ist die jugendliche Rauflust durchs Studieren, das anfänglich mir alle Lebenslust raubte, bald vergangen. Wenn ich aber heute noch bisweilen wider willen in einige Bosheit gegen den Nebenmenschen verfalle, so mag man das der Schule des metzgerlichen Freundes zuschreiben. Ich sehe ihn heute noch vor mir, wie er lacht, während sein großer Hund „Moreau“ bellt und wir uns raufen und mit den Blicken der sterbenden römischen Gladiatoren zu ihm aufschauen und sagen wollen: „Morituri te salutant, Caesar!“[1] —

Nicht gar weit von diesem Mephisto-Freunde wohnte auf demselben „Graben“ in einem kleinen, einstöckigen Häuschen der zweite Mephisto, des „Stubenwirts Alise“. Was das Museum Barnum in Newyork für die Amerikaner, das war zu meiner Zeit die Hütte des „Alise“ für uns Haslacher

[1] Sterbend grüßen wir dich, Kaiser!

Knaben. Da war alles zu sehen in einer Stube, was des Knaben Herz erfreut: Vögel aller deutschen und kanarischen Art, Tauben, Hühner, Hasen und Hunde. Fast jeden Tag änderte sich die Szenerie. Neue Vögel waren gefangen oder eingetauscht, alte verkauft worden. Dazu gab Alise Vorlesungen über alle seine Tiere, ihren Fang, ihre Erhaltung und Lebensart. Und wenn alle Studenten so aufmerksam den Worten ihrer Professoren zuhören und dieselben in Kopf und Herz bewahren würden, wie wir die unseres Freundes Alise, es würde keiner im Examen durchfallen.

Der Alise lehrte es mich, den ersten Meisenschlag zu bauen und im Garten der Großmutter, der an des Vogelstellers Hütte angrenzte, aufzustellen. Was in dem Worte „Meisenschlag" für ein Zauber liegt für ein Knabenherz, das kann nur empfunden, nicht beschrieben werden. Die erste gefangene Spiegel- oder Blaumeise könnte für ein Kinderherz tödlich wirken vor Freude und Aufregung, wenn der junge Naturmensch nicht die besten Nerven hätte.

Aber die Meise ist auch der echte und rechte Kindervogel — lustig und ruhelos wie ein Kinderherz. Mit welcher Entsagung haben wir die im Spätjahr unter den Bäumen gesuchten Nüsse zusammengespart auf den Winter für die Meisen! Und welch ein Glück war es, den Tierchen dann in der warmen Stube zuzuschauen, wie sie bald die Nüsse pickten, bald „im Triller" auf und ab rasten, bald einen Pfiff taten!

Das aber war die Mephisto-Natur in meinem Freund Alise, daß, so oft eine Meise in meinem Schlag in der Großmutter Garten, der seinen Fensterchen gegenüber lag, gefangen und ich nicht frühe genug am kalten Wintermorgen da war, der Freund den Vogel selbst holte, den Schlag wieder in Ordnung brachte und mir dann meine eigene Meise als eine von ihm gefangene zum Kauf anbot. Geld hatte ich noch keines, aber mein Freund trieb Tauschhandel. Ich brachte mit der Mutter Erlaubnis ein Viertele Schnaps, und der Vogel war mein.

Später, als ich seine List erfuhr, stellte ich meine Meisenschläge aus dem Bereich seiner Freundesaugen in den elterlichen Garten, weit ab von seiner Wohnung, blieb aber doch im Spätherbst und Winter sein täglicher Stammgast. Auch diese Freundschaft wurde vom Vater schließlich verboten, da er der Ansicht war, ich würde es im Leben nie weiter bringen als zu der Stellung meines Freundes Alise.

Dem Alise, der stets ein Kölnerpfeifchen rauchte und eine Zipfelkappe trug, habe ich noch als Pfarrer in seinen greisen Tagen manchen Schnaps bezahlt in dankbarer Erinnerung an die schöne Vogelzeit. —

Das waren die Hauptfreunde außerhalb des Vaterhauses und der Nachbarschaft in meiner Kindes- und Knabenzeit. Es sind Menschen unterster Art, ja vielleicht zweideutigen Charakters gewesen, aber sie waren Sterne am Kinderhimmel und hafteten deshalb viel stärker in der Erinnerung, als viele andere, bessere und gebildetere Menschenkinder, mit denen ich in späteren Jahren freundschaftlichen Verkehr gepflogen. —

Und die Freundinnen? Solcher besaß ich in jenen Tagen außerhalb des Hauses, wo die Mägde diese Rolle spielten, und den Schutzengel Lenebas nicht gerechnet, nur zwei, eine kleine, junge und eine größere, ältere.

Es bestand in meinen Knabenjahren schon in den Klassen der „unteren Schule" ein eigentümliches, merkwürdiges Verhältnis zwischen Knaben und Mädchen.

Wenn wir Knaben zur Schule gingen und ein gleichalteriges Mädchen trafen, das auch der Schule zutrippelte, so nahmen wir es bei der Hand und gingen so vereint der Schule zu.

Sahen wir den gleichen Knaben mit dem gleichen Mädchen regelmäßig diesen Weg gehen, so sagten wir: „Des isch dem si Schätzli."

Es ist mir heute noch ein Rätsel, wie wir auf diese Bezeichnung kamen. Sie ist aber psychologisch sehr interessant.

Mein „Schätzli" war auf diese Art ein kleines Mädchen geworden namens Sophie. Es gehörte der Witwe des Hammerschmieds Kern, die im zweiten Stock des Bierhauses zur Kanone wohnte. Es hatte auch einen Bruder Fridolin, fast gleichalterig mit mir, während das Mädchen etwas älter war als ich.

Es kam so weit — es war keines von allen dreien noch zehn Jahre alt — daß ich die zwei regelmäßig draußen vor dem oberen Tor abholte und wir zusammen in die Schule gingen.

So blieb es auch in der „oberen Schule". Aber die Engelein im Himmel können nicht unschuldiger miteinander verkehren und spielen, als wir es getan.

Und als ich „ins Studi" kam, hatte alles ein Ende, und in den Lyceumsjahren kam ich kaum mehr mit dem „Schätzli", das ein schönes Mädchen geworden war, zusammen.

Sie heiratete frühzeitig einen braven Lehrer in dem einsamen Husenbacher Tale oberhalb Hasle und starb ganz jung, während ich noch in Rastatt Student war.

Der Fridolin ging einige Zeit mit mir „in die Stund" zum Kaplan, gab es aber bald wieder auf und wurde später ein vermöglicher Kaufmann in Hasle, wo er auch schon vor Jahren gestorben ist.

Ich erinnere mich nur noch, daß auch mein etwas älterer Vetter Karl Franz sein „Schätzli" in der Nähe des meinigen hatte; es hieß Luise und gehörte dem Fuhrmann Fauz. Vetter Karl und ich besuchten die kleine Luise bisweilen und besprachen mit ihr, die am niederen Fenster stand, die kindlichsten Dinge. Sie ist, wie ihr Verehrer, auch längst tot und starb als Frau eines Haferhändlers in Villingen.

Ich aber sage mit Rückert:

O du Kinderherz, o du Kinderherz,
Unbewußten Fühlens froh,
Kennst das Menschherz, kennst das Menschherz
Wie Salomo! —

Ich hatte dann aber zu gleicher Zeit eine viel gefährlichere Freundin.

Unter dem Rathause der Vaterstadt saßen im Sommer und Herbst ständig zwei Obstverkäuferinnen hinter ihren mit allen Delikatessen des Kinderherzens gefüllten Körben. Die eine war eine jüngere Person aus dem unfernen Dorfe Bollenbach, die andere das alte Weib des ersten Polizei- und Ratsdieners Pfrengle.

Welche Milliarden von sehnsüchtigen Blicken verschlangen diese Süßigkeiten, wenn wir auf dem Weg zur Schule an diesen Weibsleuten und ihren Schätzen vorüberzogen, meist unvermögend, etwas zu kaufen! Aber die wenigen Kreuzerlein, die damals ein Kind erringen konnte, wanderten alle in die Hände der Rathausdamen.

Die jüngere hieß Magdalene Schwendemann, kurz bezeichnet die „Biremadel" oder, wie die Haslacher sagten, „das Biremadel". Sie war meine Freundin und Verräterin. Hab und Gut des Kindes waren seit Jahren ihr zugeflossen; nie trat ich an einen andern Korb als an den ihrigen. Da hat die Schlange den armen Knaben zuerst verführt und dann verraten. Sie verleitete mich nämlich, bei ihr in geldlosen Zeiten auf „Borgs" zu kaufen und so mein brennendes Verlangen nach den ersten Kirschen, Zwetschgen, Birnen oder Kastanien zu stillen.

Man verkehrt oft im Spaß den Schillerschen Satz von der „Schuld", und sagt, das größte Übel seien „die Schulden". Ich stimme dieser Travestie in allem Ernste bei; denn die Schulden, die ich, verführt vom Weibe wie Adam durch die Frucht vom Baume, damals machte, waren in jenen Tagen mein größtes Übel und meine tiefempfundenste Schuld.

Mit welcher Seelenangst ging ich von jetzt ab in die Schule, vorbei an dem Weibe, das meine ganze Ehrlichkeit in der Hand hatte und im Besitze eines Geheimnisses war, dessen Eröffnung Vater und Mutter mit Schrecken erfüllt hätte. Und wieviel betrug die Schuldsumme? — Zwölf

badische Kreuzer! Und um dieser zwölf Kreuzer willen habe ich mehr Angst gelitten, als ein Börsianer unserer Tage um eine zu verlierende Million.

Ich konnte der „Biremadel" nie mehr fröhlich in die Augen schauen, es war mir jeder Blick von ihr eine Mahnung an die Schulden. Sie besaß ein Töchterlein, das mit mir in die Schule ging, und selbst in diesem unschuldigen Geschöpfe verfolgte mich die Teufelin „Schuld". So oft ich das Mägdlein sah, dachte ich an die Mutter und an die zwölf Kreuzer.

Und woher diese nehmen und nicht stehlen?! Ach, wie schwer erwarb damals ein Kind nur einen Kreuzer oder Groschen. Heute verfügen Kinder im Alter von zehn und zwölf Jahren über Gold. Ich kannte in meinem Pfarr-Dorfe am Bodensee Knaben, die, teils durch Geschenke, teils durch kleinen Erwerb, hundert Mark auf der Sparkasse hatten. In meiner Jugendzeit wäre das für des reichsten Mannes Kind meiner Heimat eine reine Unmöglichkeit gewesen.

Wie sehr ist einerseits der Geldwert gesunken und wie sehr anderseits die Jugend verwöhnt worden!

Wie verdiente ich meine Kreuzerlein? Am Namenstag bekam ich von Vater, Mutter und Großmutter je einen neuen Kreuzer; hie und da gab ein fremder Fuhrmann für Kommissionen beim Schmied oder Sattler einen Kreuzer, oder am Jahrmarkt ein Krämer für Beihilfe, um seine Bude aufzuschlagen, eine Kupfermünze. Oder der Gerber Aiple zahlte für hundert Stück gestampfte Lohkäse zwei Kreuzer oder die Großmutter ebensoviel für Holztragen oder der Hammerschmied Haiß die gleiche Summe für ein Pfund altes Eisen.

Den höchsten Lohn in meiner ganzen Knabenzeit, der mir deshalb unvergeßlich ist, gab mir der alte Amtsrevisor Ganter, dem ich einmal einen Brief nach dem zwei Stunden entfernten Städtchen Zell am Harmersbach tragen mußte. Er honorierte mich mit einem Sechser. Kein preußischer General hat nach dem großen Kriege mit d e r Freude seine Dotation entgegengenommen.

Der nobelste Geber aber für uns Knaben war der bayerische Schweinehändler, der im Sommer jeden Jahres seine Herde ins Städtle trieb und im „Engel" einstellte. Sofort sandte er die Buben der Nachbarschaft als Herolde in die Straßen, jeden in ein besonderes Stadtviertel. Im Galopp ging's ab, und bald erscholl in allen Gassen von helltönenden Knabenstimmen der Lockruf an die Ohren der ehrsamen Bürger:

Wer will Sau kaufen,
Der soll in Engel laufen.
Borgs bis Martini!

Beim dritten Kinderhimmel! Kein Herold des Altertums und kein Wappenkönig der Turnierzeit war stolzer, glücklicher und von seinem Amt eingenommener als wir, wenn wir den Männern am Kinzigstrand verkünden konnten, daß der bayerische Schweinehändler „ins Land gekommen sei"!

O Jugendzeit und Jugendglück! Wir Knaben waren nichts denn die Gesandten eines Schweinehändlers, aber wie jubelte unser Herz, wenn wir den Mann einziehen sahen oder hörten: „Er ist da!"

Und erst der Lohn!? — ein Groschen, Silbergeld nach dem ewigen Kupfer des Jahres, Silbergeld wenigstens einmal innerhalb zwölf Monaten.

Als ich in der Studienzeit später im Homer las von „göttlichen Schweinehirten" und die Herrensöhnlein neben mir auf den Schulbänken spotten hörte über Homers Einfalt, da begriff ich beide, den Dichter und die Stadtknaben. Um den ersteren zu verstehen, brauchte ich nur an unsern bayerischen Schweinehändler zu denken, und bei den letzteren, zu wissen, daß sie nie im Leben „Schweine ausgerufen" hatten.

Zu Homers Zeiten waren aber die Menschen und Dichter noch Kinder, und in Kindesaugen kann selbst der Schweinehirt ein göttlicher Mann werden, göttlich für den Kinderhimmel. In meinen Kindeserinnerungen ist der Sauhändler aus dem Bayernland heute noch wenigstens ein „unsterblicher" Mann.

Wenn ich heute wüßte, aus welchem Ort in Bayern der damalige Schweinehändler, ein großer, schlanker Mann, gewesen und in welchem Hause er gewohnt, ich würde ihm eine Gedenktafel an das letztere setzen lassen. —

Doch zurück zur Jugendschuld! Die Zeit kam, da die Furie unter dem Rathaus zum Zahlen drängte, um so mehr, als ich ihr nicht mehr so viel unter die Augen kam, um nicht meinen Schuldbrief in ihrem Katzenblick lesen zu müssen. „Wo die Not am höchsten, ist die Hilf' am nächsten." In der größten Schulden-Angst und Bedrängnis brachte mir mein Kamerad, der „Brucker-Karle", die Kunde, der Sauhändler sei da, nach der Schule müsse ausgerufen werden. Wie ein Granitfelsen fiel's vom Herzen. Der Groschen ist mein, dachte ich, und damit eine Abschlagszahlung und neue Fristung!

Und solche Menschen, die einen trüben Kinderhimmel wieder hell machen, und wenn sie auch Schweinehirten sind, sollte Homer nicht „göttlich" nennen! Fürwahr, wenn er es nicht getan, ich hätte meinen Schweinehändler mindestens einen „Engel" genannt.

Glück und Unglück kommen in der Regel doppelt. Am Nachmittag des Heroldsdienstes engagierte mich die Großmutter, ihr Holz auf den Speicher zu tragen, und versprach, weil ich es jeweils sehr ungern tat, als Lohn der Kreuzer zwei. Nie habe ich mit solcher Lust dies mir sonst verhaßte Geschäft besorgt. Aber es galt ja meiner Ehrlichkeit und dem Loswerden von dem unseligen Banne des Weibes.

So geschah es, daß ich um vier Uhr des Nachmittags fünf Kreuzer mein Eigentum nennen konnte, und gehobenen Mutes eilte ich dem Rathaus zu, um die „Pomona"[1] zu befriedigen. Doch

Mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten,
Und das Unglück schreitet schnell.

---

[1] So hieß bei den heidnischen Römern die Göttin der Früchte.

Bereits war ich in der „hinteren Gasse", beim „Kreuz", etwa hundert Schritte von meiner Megäre, angekommen, als ich auf einen Guckkasten-Mann traf, der eine Anzahl Kinder um seinen Apparat versammelt hatte und sich gegen zwei Kreuzer Schaugeld anbot, jedem sein zukünftiges Glück zu zeigen.

Was „zukünftiges Glück" heißt, versteht kein Knabe von zehn Jahren, er weiß nur vom Glück der Gegenwart; aber ein Guckkasten hat an und für sich schon einen so geheimnisvollen Zauber für ein Kinderherz, daß es männiglich begreifen wird, warum ich keine Zeit mehr hatte, über meine Schulden Betrachtungen anzustellen, meine zwei Kreuzer hingab und in den Kasten guckte. Drinnen aber zog ein „geputztes" Frauenzimmer an meinen Blicken vorbei; der Guckkasten-Prophet fragte, was ich sehe, und erklärte dann auf die von mir geschaute Dame hin, ich würde einmal eine reiche Frau bekommen.

Ich verstand den Schwindel nicht, aber bei dem Wort „reich" dachte ich an meine Schulden und an meine Armut. Um zwei Kreuzer Blutgeld ärmer, schlich ich von dannen und meiner Biremadel zu, um ihr wenigstens den Groschen zur Besänftigung zu überliefern. Die aber war wie eine erzürnte Hexe. Sie hatte zugesehen, wie ich, angesichts meiner Schuld, noch in einen Guckkasten zu schauen das Geld und den Mut hatte. Sie nahm zwar den Groschen, aber die restierenden neun Kreuzer forderte die Verkäuferin noch am Abend von der Mutter. So ward ich an den Pranger gestellt, von der Mutter schwer geschimpft und vom Vater abgeprügelt. Und das „hatte mit ihrem Singen die Biremadel getan!"

Ich werde jenen Tag nie vergessen: Am Morgen Herold und Ausrufer, am Nachmittag der „Zukünftige" einer reichen Frau und am Abend verraten von der Freundin, von der Mutter verstoßen und der Prügeljunge des väterlichen Meerrohrs.

Nie habe ich aber der „Jungfrau“ unter dem Rathaus ihre Schändlichkeit verziehen. Wir waren geschieden für immer, und mein Obst kaufte ich fortan bei der „Pfrenglerin“, die mich solid bediente und auch nie zum Kaufen einlud ohne Geld.

Wenn ich aber heute, nach mehr denn fünfzig Jahren, an die „Biremadel“ denke, so erscheint sie mir im mildesten Versöhnungslichte der Jugendsonne, und ich verzeihe ihr von Herzen, schon deshalb, weil sie in meiner Kindeszeit eine Rolle gespielt, wenn auch keine schöne.

Alles aus der Jugendzeit steht ja, wenn wir älter geworden, verklärt in der Erinnerung vor uns: Jeder Mensch, ob gut oder bös, jeder Baum auf dem Felde, der damals schon gestanden, wie jedes alte Stück Möbel im Vaterhaus.

Die Schuld bei der „Biremadel“ bereitete mir einige schwere Stunden, war aber nicht imstande, mich lange unglücklich zu machen. Was sind derlei Dinge unter der steten Sonne des Kinderhimmels? Kaum so viel, als einige Tropfen Tinte in der Kristallflut eines Bergsees. —

Es war am Fronleichnamsfest des Jahres 1907. Ich saß am Nachmittag in meiner Karthause. Da ließ sich eine alte Frau anmelden; sie sei auch von Hasle. Ich ließ sie alsbald vor, und wer kam? Die siebzigjährige Tochter der „Biremadel“, meiner falschen Freundin.

Ich freute mich königlich, „das Vittorle“, wie wir es in der Schulzeit nannten, wieder zu sehen. Ich glaubte, wir hätten uns seit sechzig Jahren nicht mehr zu Gesicht bekommen. Sie klärte mich aber auf, es seien noch nicht ganz fünfzig; denn anno 1859 habe sie mir als junge Näherin neue Hemden gemacht im Schlafzimmer meiner Eltern, und damals hätten wir uns zum letzten Male gesprochen.

Ich hatte aber nie mehr etwas von ihr gehört, und nun erzählte sie mir. Sie habe in den sechziger Jahren einen Bahnwart namens Santo geheiratet, mit dem sie in verschiedenen Bahnwartsstellen viele Jahre glücklich gelebt habe.

Als er pensioniert wurde, zog sie mit ihm in seine Heimat, in das Dörfchen Orschweier bei Ettenheim, wo er vor wenig Jahren starb und ihr ein eigenes Haus und brave Kinder hinterließ.

Die Mutter habe sie viele Jahre bei sich gehabt, und sie sei auch bei ihr, hochbetagt, erst in den neunziger Jahren gestorben.

Hätte ich das alles früher gewußt, ich würde die Bire-Madel und ihre Tochter zu einem Festessen nach Freiburg eingeladen haben. Das Vittorle aber glänzte mir heute trotz seiner greisen Züge im Glorienschein jener Tage, da ich der Schuldner seiner Mutter war, und ich schenkte ihm zum Abschied Zins und Zinseszins der damaligen Schuld. — —

Und nun sende ich euch meinen Jugendgruß, ihr Genossen jener heiligen Zeit, ihr Mitseligen im Kinderhimmel, ihr Kameraden der Schule, der Spiele und der Gasse!

Wenn ich auch mit dem Dichter sagen muß:

Sind denn alle fortgegangen,
Jugend, Sang und Frühlingslust,
Lassen scheidend nur Verlangen
Einsam mir in meiner Brust? —

so leben doch noch manche von euch[1] in der stillen Heimat, an der Stätte unseres Kinderglückes, auf dem Boden des Heiligtums unserer Jugendzeit, der eine und der andere ist aber auch schon jung in der Ewigkeit oder in fremden Landen verschollen.

Die Häuser, in denen wir gespielt als Kinder, sind heute der Daheimgebliebenen Eigentum, die Felder und Gärten, auf denen unser Kindergenius mit uns gejubelt, gehören euch. Ihr seid Eigentümer, Väter, selbst Väter der Stadt, Grundbesitzer und Werkstätte-Meister geworden, — aber wie viele Mühe, Sorge, wie vielen Schweiß und wie viele Arbeit habt ihr damit erkauft! Denkt ihr noch der Seligkeit, die wir

[1] Das Folgende gilt vom ersten Erscheinen des Buches 1879.

unser nannten, als wir noch nichts waren, nichts als Kinder, selige Kinder, und nichts unser eigen nannten als unser lustiges Kinderherz, als noch Vater und Mutter für uns sorgten, und wir am Abend kaum an den nächsten Morgen dachten!? —

Und doch wie reich waren wir damals: Alles gehörte uns, alles trug zu unserm Kinderhimmel bei, von Gottes Sonne herab bis zum Wurm im Staube. In Haus und Feld und Wald und Flur diente alles unserem Glück. Jetzt sitzt mancher von euch Tag für Tag bei seiner Arbeit, in seiner dunkeln Werkstätte im alten Vaterhaus, das Herz voller Sorge für Existenz, für Haus und Hof, für Weib und Kind. Und mancher denkt vielleicht bisweilen in bitterm Haslacher Humor mit Heine:

Vorbei sind die Kinderspiele,
Und alles rollt vorbei —
Das Geld und die Welt und die Zeiten
Und Glaube und Liebe und Treu'. —

Und wenn ihr in trübseligen Lebensstunden zurückdenkt an die Kindheit und Jugendzeit, so erfaßt euch Heimweh, unstillbares Heimweh nach dem Kinderhimmel, den eure eigenen Kinder jetzt durchleben oder schon durchlebt haben und der für euch verschlossen ist für immer und ewig. Und doch scheint euch die gleiche Sonne, blühen euch die gleichen Blumen, grüßen euch der gleiche Wald und die gleichen Berge, fließen die gleichen Wasser und Bächlein wie ehedem, — aber in eure Herzen ist die Welt und die Sorge eingezogen, der bittere, kalte Kampf ums Dasein und die Selbstsucht im Haben, Besitzen und Genießen!

Und wenn ich euch dieses Heimweh in meinem Buch schwarz auf weiß vormale, so geschieht es nur, um euch aus der Ferne ein Zeichen zu geben, daß auch ich jenes Heimweh nach dem Kinderhimmel fühle, viel tiefer fühle als ihr, weil fern der Heimat, fern vom Vaterhaus, und weil ich Welt

und Menschen besser kennen gelernt habe als ihr in dem kleinen Kreise, in welchem euer Leben sich bewegt.

Und welchen Nutzen soll das haben für euch, für mich, für alle Leser? — Ich will dies mit den Worten eines andern sagen. „Auch im bloßen Nachhall," schreibt Bogumil Goltz, „ist die Kindheit ein Bad der Wiedergeburt, eine Erneuerung des poetischen und sittlichen Menschen zugleich. Wer die Kindheit im Herzen wiederholt und bewahrt, der befestigt und orientiert sich in der Grundfeste der Menschennatur, im idyllischen und himmlischen Zeitalter seines Lebens." —

Ich will nicht alle nennen, die Kameraden, obwohl alle mir hell vor der Seele stehen in ihrer Kinderfröhlichkeit. Es waren lauter klassische Menschen, neugebackene Haslacher Naturen in der Vollkraft sorgenlosen Humors, klassisch schon in der Nomenklatur der Kameradschaft. Jeder ward benannt nach seinem Vater oder des Vaters Gewerbe. Mein Vater hieß Philipp und darum ward ich nur und ausschließlich der „Philipple" genannt oder, weil der Vater Bäcker war, „der Beckephilipple". Dann kamen der „Metzgerkarle", der „Schniderlepold", der „Schnidermeierle", „'s Schwarzbecken Rudolf", „'s Hammerschmieds Wilhelm", „'s Holzer-Peters Rudolf", „'s Sau-Bruckers Karle", der „Weber-Balde", „'s Liboris August", der „Hoppaier", der „Specknazi", des „Zachmanns Schwarzer" u. a.[1] Jeder von ihnen ist mir unvergeßlicher Mittrabant am Kinderhimmel. Der „Metzgerkarle" war zugleich mein Vetter. Er ist heute (1879) Kreuzwirt in der Vaterstadt, erster Hotelier und einer der bedeutendsten Geschäftsleute im Holzhandel des Kinzigtals. Er hat es, was irdisches Gut betrifft, am weitesten von uns gebracht.

Weißt du noch, Vetter Karl, wie wir vor vierzig Jahren deinem Vater die Kälber und Schafe holten auf den höchstgelegenen Bauernhöfen? Herr Gott im Himmel, war das

[1] Heute (1910) leben von den eben genannten nur noch der Wilhelm Haiß und ich.

als ein Vergnügen! Jeder mit einem Metzgerstock bewaffnet, gefolgt vom Metzgerhund, eilten wir im „Metzgerschritt“ über Berg und Tal. Du trugst in einer getrockneten Schweinsblase das Geld, und wenn das auf des Bauern Tisch klingelte und wir Speck, Brot und „Küchle“ vorgesetzt bekamen, da fühlten wir uns wie Männer, die etwas leisten können. Und dann ging's bergab mit den Tieren; der „Sultan“ bellte, die Kälber und Schafe hüpften, und unser kleines Metzgerherz jubelte.

Du und dein Vater, der alte Vetter, werden's nicht übel nehmen, wenn ich jetzt verrate, wie wir manchmal auch einen stattlichen, greisen Geißbock mit Hörnern, die einem Steinbock Ehre gemacht hätten, am dunklen Abend von Berg zu Tal und in die Stadt trieben, und wie dann am andern Morgen des stolzen Tieres Leib den Weibern der ehrsamen Bürgerschaft als Hammelfleisch serviert wurde.

O, wie ehrlich war die gute, alte Zeit im Punkte der Verfälschung von Nahrungsmitteln! Sie verwechselte höchstens hie und da einen Geißbock mit einem Schafbock, während man heute der Menschheit Gift wie Zuckerbrot vorsetzt.

Und wie gewissenhaft haben die alten Bürgersleute den ledernen Geißbock unter dem Gehege ihrer Zähne verarbeitet!

Darin sind die guten Haslacher bis heute nicht verwöhnt; altes, zähes Fleisch ist ihr täglich Brot. Und das Sprichwort, das zu meiner Zeit im Tal ging:

Isch amme Ort a alte Kua,
So goht sie immer Hasle zua —

soll heute noch vollen Kurs haben. Ja, das Fleisch war früher noch besser. Jetzt kommen die alten Kuh-Lummel nach Straßburg und Baden-Baden per Eisenbahn, und nur der Rest bleibt der Haslacher Neuzeit. —

Mit welcher Bewunderung habe ich damals die Geißböcke angestaunt! Ihr prächtiger Bart, ihr gravitätischer Schritt und ihr bewußtes Geißenauge imponierten mir mit

Macht. Sie kamen mir vor wie „der Alte vom Berge“. Und wie nahe standen diese Tiere einst der Menschheit! Sie waren ja die Sündenböcke des Alten Bundes. Und zur Abbüßung ihrer Sünden verzehren die Haslacher heute noch manchen im Schafspelz.

Ist das nicht idyllisch, und sind nicht oft selbst Metzger Träger sinniger Gedanken!?

Jetzt irrt mein Vetter Karl ruhelos von einem Wald zum andern, vom Kinzigtal bis weit ins Schwabenland hinein, und die Kinderpoesie des Waldes ist ihm aufgegangen in Meter und Zahlen. Er sieht nur noch das nackte, kalte Holz; das Leben und der Duft in den Tannen ist ihm entflohen im „Geschäftsgeist“. Die Lämmer, Kälber und — Geißböcke aber treiben andere Menschenkinder dem Städtle zu. Und der „Philipple“, sein Begleiter über Berg und Tal, sein Mittransporteur und Mitschmuggler im Geißenverkehr, der schießt jetzt andere Böcke als jene unschuldigen Lämmer, Böcke mit der Feder, mit der Zunge und mit dem erbhaften Haslacherherzen; Böcke, welche ihm die Menschen viel weniger verzeihen, als die Haslacher ihren Metzgern die Geißböcke in Schafskleidern.

So vergeht des Kinderhimmels Herrlichkeit!

Und der „Schniderlepold“? Er sitzt auf seines Vaters „Hölle“ und näht und schneidert. Wie er das aushält, ist mir unbegreiflich. Der war unser lustigster und ruhelosester Kumpan; in ihm hatte sich der Haslacher Humor zur höchsten Komik gesteigert. Er gab den „Clown“ im Lustspiel unserer Knabenzeit ab.

Was hab' ich diesen kleinen Schneiderssohn in jenen Tagen beneidet um seine Narrheiten und Sprünge! An Fastnacht war er der Kinder Narrenkönig, der beste Tänzer auf des „Kanonenwirts“ Speicher und das ganze Frühjahr der gewandteste Stelzenläufer.

Konkurrenzfähig an Kühnheit war ihm nur sein Pendant, des Schneider-Meiers Joseph, dessen Mutter in der Pfalz

das Licht der Welt erblickt hatte. In ihm kam deshalb die fröhliche Pfalz in Verbindung mit dem Haslacher Humor, und er wurde zum „Faun“. Sein Spitzname ward „Waldteufel“.

In seinem Umgang wurde ich ohne Not oft Holzfrevler. Und wie denkt mir jener Tag, da wir vom Urwald herabzogen mit unsern „Fahrten“, am Waldsaume ausruhten angesichts des Städtchens und des herrlichen Tales und dem Bürger „Uhlhans“ Rüben stahlen von seinem Feld am Waldrand und sie zum Abendbrot, auf unsern Holzbündeln sitzend, verzehrten. Drunten aber hatte der Uhlhans uns entdeckt, kam, sah und nahm unser Holz in Beschlag. Aber der Waldteufel wußte Rat; er befiehlt uns, in der Nähe zu bleiben, eilt heim und holt seinen Schneider-Vater. Der kömmt, wirft sich für uns aufs Schlachtfeld und kämpft im Handgemenge mit dem Uhlhans. Jetzt hält der Waldteufel den Moment für geeignet zur Bergung des Holzes — wir nehmen unsere „Fahrten“, eilen damit bergab und lassen den Schneider und den Uhlhans kämpfen für — unser Holz und unsere Rüben. Fürwahr! Unter den Haslacher Schneidern war zu meiner Zeit das Holz, um neue „Derfflinger“ daraus zu schnitzen. Der Vater ein tapferer Soldat, und der Sohn ein Taktiker ersten Ranges!

Der Waldteufel ward Schneider, zog in die Pfalz, macht dort irgendwo Hosen und Röcke und ist einer der wenigen unserer Kindheit, die das Schicksal in die Fremde trieb[1].

An Erfindungsgabe, an Tatkraft zur Ausführung kühner Gedanken übertrafen diese beiden gleichalterigen Schneiderlein weit den „Philipple“. Was wäre aus diesen Menschen geworden, wenn ein ander Ziel als Schere und Nadel ihnen gesteckt worden wäre! Aber wie war es ihnen unter sotanen Umständen möglich, „zu wachsen mit ihren größeren Zielen“?! Der Mensch wird eben meist nur das, was man aus ihm macht.

---

[1] Er starb vor Jahren als Schneider in Mannheim.

In ganz anderer Richtung zeigte sich mein Kamerad Wilhelm, des Hammerschmieds Sohn. Er war der gelehrteste und ernsteste unter uns. Schon mit zehn Jahren rezitierte er aus Hebel und Schiller. Schillers „Glocke" konnte er schon auswendig, als unsereiner kaum recht zu lesen verstand. Und wenn er dann uns vortrug:

Wohltätig ist des Feuers Macht usw.

oder gar:

Freude, schöner Götterfunken,
Tochter aus Elysium —

so galt uns der Wilhelm als ein Wunderkind. Und nur einer, der Sohn des Nikomedes Neumaier aus der Vorstadt, „Mede" genannt, ein langer Schulkamerad, er tat's ihm nach, und „das Werk, das den Meister lobt" und „das Umschlingen von Millionen" nach den gleichen Schillerschen Gedichten war Medes starke Seite.

Der „Philipple" verstand von all den Dingen nichts; ihm gefielen die Streiche der beiden Schneidersbuben weit mehr, und erst später fiel ihm ein, daß Schiller durch obige und ähnliche Gedichte so recht eigentlich der Dichter des deutschen Philisters geworden ist.

Wenn aber der „Schniderlepold" mich ärgern wollte und sang:

Schnitzphilipp het d' Supp verschütt'
Im Ofeloch, jetzt kocht sie noch —

so war mir diese Poesie weit harmonischer und verständlicher als die „Tochter aus Elysium" oder die „zarte Sehnsucht und das süße Hoffen" aus Schillers Glocke. —

Sonst war der Wilhelm mein guter Kamerad, und seine Gelehrtheit glich wohltätig bei mir das Proletarische meiner sonstigen Kameradschaft aus. Ein Mensch von entschiedenem Talent, wurde er schließlich auch Hammerschmied. Ich bin aber überzeugt, daß er heute noch beim Klopfen seiner Hämmer und beim Glutofen der Eisenschmelze Verse aus Schillers Glocke oder aus dem „Gang nach dem Eisenhammer" vor

sich hinsagt, so sehr schwärmt er für Schiller und nebenher für Demokratie und für Abschaffung des Impfzwanges.

Aber in seines Vaters Haus genoß ich viel Vergnügen und zwar an den Haufen alten Eisens, die in dem Magazin lagen. Ein Durcheinander von altem Eisen hatte für mich etwas Hoch-Anziehendes. Da lagen die Reste aller möglichen Handwerkszeuge, Feld- und Hausgeräte, untermischt mit Kanonenkugeln, Messingstücken und Wagenreifen. Ganze Tage hätte ich in diesem alten Eisen wühlen und Entdeckungen machen können. Und das schönste Gedicht von Schiller hätte ich damals um solch einen Berg alten Gerümpels gegeben.

Was war das ein Studieren und Phantasieren, wenn ich so die einzelnen Eisenstücke betrachtete, um herauszubringen, wozu sie gedient und wie sie von neuem mochten ausgesehen haben!

Es liegt in der Kindesseele eine Ahnung davon, welche Unsumme von Kräften und Wirkungen in einem Haufen alten Eisens begraben liegt, und das Kind rekonstruiert sich, tief philosophisch, diese Kräfte und Wirkungen, indem es in der Phantasie die zerbrochenen Werkzeuge wieder neu macht.

Ja es steckt, so ungereimt es auch klingen mag, ein groß Stück Kultur- und Menschengeschichte in einem Haufen alten Eisens, die, niedergeschrieben vom Hufnagel und vom zerbrochenen Schlüssel bis zur Kanonenkugel, einen hoch interessanten Folianten gäbe! —

Ich kannte Wilhelms Großvater noch, der auch Hammerschmied und ein trockener, aber äußerst witziger Mann war, der oft in meines Vaters Stube eins trank.

Und seinem Vater, ebenfalls einem sehr gescheiten Mann, verkauften wir Buben alte Eisenstücke und Nägel, die wir gefunden und gesammelt, das Pfund zu zwei Kreuzer, die uns einen wahren Mammon dünkten, — der uns leider selten zuteil ward. —

Das Kraftgenie unter uns war des Sau-Bruckers Karle, ein robuster, massiver, aber sehr talentvoller Kerl. Sein Vater

war Sauhändler im Kleinen nnd stammte von Hofstetten, die Mutter amtete in Hasle als Hebamme. Der Sohn besorgte frühzeitig schon dem alten Posthalter Kletzle das Herumtragen der Briefe, wobei wir ihm bisweilen behilflich waren.

Ich erinnere mich noch wohl, wie wir einst in der Nähe meines elterlichen Hauses am Stadtbach saßen und die Briefe verlasen, die der „Karle“ in seiner Tasche trug. Als plötzlich einer von uns zu bluten anfing und einige Briefe mit seinem Blute befleckte, warf der „Karle“, kurz entschlossen, die blutigen Briefe in den Stadtbach, und damit waren sie expediert.

Er ging frühzeitig nach Amerika, wo er Aufseher in einem Zuchthaus geworden sein soll.

Im gleichen Hause mit ihm wohnte des „Holzer-Peters Rudolf“, ein ernster, stiller Knabe, der sich durch eine gar schöne Schrift auszeichnete und als Schulknabe noch Adjunkt beim Amtsrevisor wurde. Er starb frühzeitig. —

Der Weber-Balde war der Sohn einer ledigen Wäscherin; sie hieß „das Weber-Nanne“ und wohnte mit ihrem Sprößling in einer kleinen Zelle des 1844 verlassenen Kapuzinerklosters. Hier wohnte die „Hefe“ des Haslacher Volkes, und nur im geheimen durfte ich den Balde besuchen, der ebenso arm als lebensfroh und ausgelassen war. Seine Zelle hatte aber für seine Kameraden einen großen, lockenden Vorzug. Er befand sich, weil seine Mutter ihrem Brot nachging, meist allein zu Hause, und wir konnten ungestört bei Regenwetter darin kampieren und spektakeln.

Er wurde später ein schöner, reitender Artillerist und starb als ein armer Schuhmacher. Sein Weib, des Blechners Ambros Brechter, eines Pfälzers, Vef, war unsere Schulkamerädin. Sie amtet heute noch, im 20. Jahrhundert, als Leichenfrau. Was für eine sinnige Seelnonne sie ist, hab' ich selbst erfahren. Als ich anno 1892 an den offenen Sarg meines verstorbenen Vetters und Freundes Karl Franz trat, schnitt sie sofort einige Haare von ihm ab und überreichte

sie mir, wie eine Gärtnerin eine Rose in ihrem Sommergarten. —

Ein Übermensch an Kraft war auch des schon erwähnten Bäckers und Waldhüters Zachmann Sohn, Xaver, ob seines schwarzen Haares von uns genannt „des Zachmanns Schwarzer". Er war der wildesten einer von uns, wurde später Metzger, ging nach Amerika und brachte es durch seine schon in der Jugend gezeigte Tatkraft zum reichen Mann.

Gewöhnlich bildeten die Buben eines Bezirks eine eigene Kameradschaft; so die Vorstädtler und die an der Grenze desselben wohnenden Städtler, zu denen auch ich gehörte. Doch war nicht selten einer Gast bei einer Kameradschaft, die ihm besser behagte. So bei uns der Weber-Balde. Und ich gastierte oft im oberen Städtle, wo der Hättich-Xaver und des Schwarzbecken-Rudolf den Reigen anführten.

Der Rudolf Fackler, er starb schon vor vielen Jahren als Rabenwirt, war ein guter Mensch und besaß in einer Abteilung des väterlichen Hausgangs einen Altar mit allem Zubehör, selbst mit einem Meßgewand, und wir spielten oft mit der größten Andacht „Pfarrerles". —

Unter den Vorstädtlern war der lebhafteste der „Hoppaier", Heinrich Thoma, der Sohn der „wüsten Neumaierin", die aber nebenbei eine schöne Frau war, nur bisweilen wüst tat, und des Schneider-Miehle, eines Sympathiedoktors.

Der Hoppaier, der einen auffallend langen Kopf mit schneeweißen Haaren hatte, ging frühe nach Amerika und starb dort bald am Heimweh. —

Der phlegmatischste, aber brävste von uns war der Ignaz Dufner, wegen seiner Dicke der „Specknazi" geheißen. Er wurde später ein Weber und Nachtwächter und starb schon frühzeitig.

Zu den Buben auf dem zwischen Stadt und Vorstadt gelegenen Graben gehörte außer des Holzer-Peters Rudolf auch des Schuhmacher-Holzers Xaveri, ein lustiges, leichtes

Tuch. Er wurde, wie der Rudolf Holzer, Schreiber, brachte es zum Aktuar auf dem Bezirksamt, litt aber an großem Durst, dessen Stillung ihn früh ins Grab brachte.

Heute, 1910, leben in Hasle nur noch drei von meinen Schulkameraden, der Hättich-Xaveri, früher Metzger und seit dreißig Jahren Bürgermeister, der Wilhelm Haiß, der einstige Hammerschmied und jetzige Rentner und des „Bachseppen August“, dem ich im „Bauernblut“ ein Denkmal gesetzt. Ein Vierter lebt gar in Freiburg in meiner Pfarrei, der Schneidermeister Joseph Kern, genannt der Sommerhalden-bürle, weil sein Vater, ein großer Sympathiedoktor, in der „Sommerhalden“ am westlichen Stadtwald einen Hof hatte.

Zu meiner Kameradschaft zählte er nicht, weil er jeweils nach den Schulstunden in seine einsame Sommerhalde hinauf wanderte.

Wenn ich mich heute unter diese und alle Kameraden meiner Knabenzeit zurückversetze, so finde ich, daß der „Philipple“ eigentlich zu den „minderen Brüdern“ unter ihnen gehörte. Die meisten zeichneten sich vor mir aus durch irgend etwas, sei es durch Leistungen in der Schule, sei es durch Geniestreiche im Spiel und auf der Gasse. Ich tat überall nur so mit, eine Rolle spielte ich nicht.

Nur der dicke Metzger meinte öfters, ich sei ein Hauptkerl, weil ich das „böseste Bubenmaul“ hatte und am liebsten seine Bosheiten weiter telephonierte.

Spiele und Festzeiten.

Schiller hat das Leben einen Traum genannt, wohl deshalb, weil es flüchtig vorübereilt und die meisten Menschen eigentlich nie recht zum Verstand kommen bei diesem Lebenstraum. Wollen wir aber die ganze Tätigkeit unserer irdischen Laufbahn bezeichnen, so können wir besser sagen, das Leben sei ein Spiel. Alles im Leben ist Spiel: Spiel um Geld und Gut, um Lust und Freude, um Wissen und Verstehen, um Krieg und Frieden, um Land und Leute, um Himmel und Hölle. So spielt alles und jedes in der Welt, am seligsten aber das Kind.

Das Spiel ist die Blume der Kindheit, die Quintessenz der Kinderseligkeit. Und das hat die Kindesseele vor allen Menschenseelen im Spiele voraus, sie erreicht, was sie will, während die alten Menschen spielen, wagen, hetzen und jagen und nichts erreichen als vermehrte Sorge, vermehrtes Defizit und vielfach den ganzen Bankrott.

Das Kind aber spielt und gewinnt immer, es spielt und ist glückseilg, — weil es wenig setzt, wenig wagt — und mit wenigem zufrieden ist.

Auch hier zeigt sich wieder die große Philosophie der Kindheit in ihrem ganzen Glanze. Das Kind spielt immer und gewinnt immer; sein Leben ist Spiel und im kindlichen Spiel Glückseligkeit. So findet das Kind im Spiele, was die größten Schulphilosophen mit all ihren Verstandesoperationen

vergebens gesucht haben. Und so liegt eigentlich der ganze „Stein der Weisen" im Kinderspiel.

Unserer modernen Erziehungskunst blieb es vorbehalten, auch das Kinderspiel zu „verhunzen" und den Kindern das Spielen zu entleiden. Der ganze Fluch, der auf dem heutigen Erziehungswesen liegt, die Dressur und Regelung aller Bildung nach Heften und Büchern hat sich auch auf die Kinderspiele ausgedehnt und bereits den Kindern in den Städten und Städtchen ihr angeborenes Spielgenie vergiftet.

Man nimmt bei dieser Bildungsart den Menschen immer mehr an Selbständigkeit im Denken und Erfinden und regelt alles nach der von den Schulbehörden vorgeschriebenen Schablone. So führt man jetzt die kleinen Kinder aus den Kinderbewahr-Anstalten an langen Seilen spazieren, damit keines von der Schnur läuft und eins wie das andere „an der Leine" geht. Ebenso werden die Spiele den Kindern systematisch vordoziert, gelehrt. Ja — höre und staune, Genius der Kindheit — man schreibt Bücher zu Kinderspielen, damit der junge Germane, dessen Ahnen den ganzen lieben langen Tag auf der Bärenhaut im Urwald deutscher Eichen ihr Spiel trieben, aus ihnen spielen lerne!

So kommt es, daß die Kinder nicht mehr spielen wie früher und der Spielwitz der Kindheit ganz ausgesogen würde vom Schulwitz, wenn nicht daheim im stillen Kämmerlein des Vaterhauses die Kindesseele ihrem Spiel und ihrer Phantasie bisweilen noch Luft schaffte und selig wäre — ohne Theorie, ohne Leitseil und ohne Buch.

Wahrlich, bei solchen Erscheinungen muß man mit Platen ausrufen:

Doch, was die Zeit uns auch verspricht,
Natur, versiege du nur nicht,
Du Mächtige, Mannigfache, Reiche,
Versinke nicht ins flache Gleiche!
Denn du hast niemals mit beschworen
Den Aberwitz beschränkter Toren,
Du strebtest nie, daß Eins wie's Andere,
Und gönnst, daß jeder im Frieden wand're.

Alle Unnatur rächt sich beim einzelnen Menschen, wie bei der Menschheit. Die Folgen dieser Kinderdressur und dieser Überbildung werden sich zeigen und zeigen sich heute schon im Fehlen der Originalität und im Abgehen des selbständigen Denkens.

Ihr Mütter aber, arbeitet dieser Dressur entgegen und laßt eure Kinder ohne Buch und Lehre ihre Spiele selber erfinden, und gebt euren Kleinen lieber zwei Stückchen Holz aus der Küche zum Spiel als irgend ein erfundenes, buchmäßiges Kinderspiel aus dem neumodischen Nürnberger Trichter-Lager! —

Was haben wir kleine Buben von Althasle in meiner Jugendzeit nicht gespielt, und keiner von uns hatte ein Spielbuch oder ein Bilderbuch je vorher gesehen! Wir spielten die ganze Welt und ahmten sie nach im Kinderspiel: Könige und Kaiser, Räuberhauptmänner und Bankiers, Kaufleute, Köche, Kellner, Wirte, Hausierer, Hafnermeister und Bildhauer, Gendarmen und Gefangene, Maurer und Bäcker, Totengräber und Scharfrichter. Wir bauten Paläste und Backöfen aus dem gleichen Lehm, gruben Kanäle und machten Seen, belebten sie mit Schiffen, legten Gärten und Landhäuser an — alles ohne Lehrmeister, ohne Geld, ohne Schule und Buch und ohne andere als selbstgefertigte Werkzeuge und Figuren.

Ja, wir gaben Gesetze ohne Reichstag und Landtag, und wer nach diesen Gesetzen auf des Königs Befehl oder des Räuberhauptmanns Gewaltspruch hin geprügelt wurde, der fügte sich der bestehenden Ordnung, wie es recht und billig ist, und nahm seine Prügel hin als von Rechts wegen.

Daß das Königtum im letzten Grund von Gottes Gnaden, d. h. in der menschlichen Natur gelegen ist, zeigt das Kinderspiel. Wir wußten in unserer Kindesseele nichts von einer Republik und einem Präsidenten. „E i n e r muß Herrscher sein“ — sagten wir uns mit Homer. Und den Räuberhauptmann wählten wir aus Poesie, die wir geschöpft hatten aus

den Erzählungen vom „Schinderhannes“ und vom bayerischen „Hiesel“. Zum Räuberhauptmann aber gewählt zu sein von seinen Kameraden, galt für eine größere Ehre, als auf den Königsthron gesetzt zu werden. Denn der Nachfolger des Schinderhannes war umduftet von Wald und Räuberhöhlen und verklärt durch Räubermut und Räubertaten. Und „Räuberles“ spielten wir meist im nahen Wald, „Königles“ aber auf offener, nicht so poetischer Straße.

Heutzutage würde das unschuldige „Räuberlesspielen“, wie wir es übten, als Sozialdemokratie und das Königsspiel als Majestätsbeleidigung von gewissen Erziehungskünstlern, Humanisten und Patrioten ausgelegt. Auch blickt man mit Greuel zurück auf die Zeiten eines Rinaldo und Schinderhannes und rühmt, wie viel es besser geworden sei in Punkto des Raubsystems. Ich aber muß offen gestehen, daß mir eine Räuberbande im Walde viel lieber ist, als eine Gründerbande in der Stadt, die auf gesetzlichem Wege mehr Unheil anrichtet, als eine Legion Räuber auf ungesetzlichem. —

Aber die Kinder spielen auch nicht mehr so viel, wie früher. Es hat dies nach meiner Ansicht drei Gründe: Einmal sind die Kinder überfüttert durchs „Christkindle“ mit in der Fabrik gemachtem Spielzeug, wodurch sie den eigentlichen Kinderwitz im Spiel verlieren und blasiert werden. Zu meiner Zeit war ein hölzernes Pferd oder ein Wägelchen das höchste Spielzeug und ließ noch Raum genug zu eigener Phantasie. Sodann müssen die kleinen Weltbürger jetzt viel mehr studieren als wir. Die Menschheit muß ja immer gebildeter werden auch auf den Volksschulen. Dabei werden die Leute immer roher und unzufriedener. Es fehlt darum der Jugend bei der unnützen und schädlichen Viellernerei die Zeit zum Spiel.

Das „Gassenjungentum“ der Jugend ist des ferneren verpönt von Eltern und Lehrern; denn dabei wird der kleine Monsieur wild und ausgelassen, schlüpft in allen Gäßchen und Winkeln herum und kommt beschmutzt nach Hause. Des-

halb spielen und führen jetzt die Kinder, namentlich in größeren Städten, wie ich mich selbst überzeugt, so weit ihnen übermäßige Schülerarbeit Zeit läßt, welk und blaß und dazu noch geimpft — in den Stuben ein verkümmertes Spiel und verkümmertes Jugendleben. Oder sie werden von den Lehrern und Lehrerinnen spazieren geführt und dabei Dinge gezeigt und vorgeführt, die wir einst alle von selbst oder spielend kennen lernten.

Gebt den Kindern, ihr Eltern und Lehrer, ihre glücklichste Freiheit wieder, die aufsichtslose „Gassenfreiheit", und macht sie nicht zu Treibhaus- und Kellerpflanzen und nicht zu blassen, gelben Kanarienvögelchen, die ihre Jugend schon im Käfig vertrauern und nie kennen lernen den freien Flug! Die Zeit kommt früh genug, wo das Weltleben dem Menschen seine Jugendflügel beschneidet und ihm das „Gassenjungentum" nur noch zurückläßt — als selige Erinnerung.

Wie wohlig war es uns auf der Gasse im Spiel, wie wohlig in den Schlupfwinkeln des alten Städtchens, wie wohlig, wenn wir, ganz uns selbst überlassen, den Reif schlugen auf der Landstraße, mit der „Windmühle" auf und ab rannten, auf Stelzen durch die Bäche und Bächlein wateten, oder Könige, Räuber und alle Stände der Welt nachahmten im lustigen Gassen- und Waldspiel!

Und auch die ärmsten und notdürftigsten unter uns waren in diesem Spiele glücklicher als wirkliche Könige. Sie vergaßen, die armen Buben aus dem „Kloster" und „Spital", das häusliche Elend, sie vergaßen, daß daheim in der Tischlade oft kein Brot war für sie — und waren selig und satt im Kinderspiel.

Was hätte aus diesen Kindern werden sollen, wenn sie nicht ihre Gassenfreiheit gehabt und genossen hätten?! —

Wir alle waren mehr oder weniger ausschließlich „Gassenjungen" mit all dem Lärm und Spektakel dieser kleinen Menschenklasse.

Eine Ausnahme machte e i n Schulkamerad, des Akzisor

Webers Peter; er war ein geziertes Männlein, aber gutmütig.

Er hielt sich, obwohl sein Vater, ein biderber Mann, nur Akzisor war, für den Sohn eines Staatsbeamten und deshalb fern von uns Gassenbuben. Er hatte auch eine feinsinnige Mutter, die ihn verzärtelte.

Er studierte später im Lehrerseminar Ettlingen auf Lehrer, ging dann aufs Polytechnikum und wurde 1859 in Rastatt Dampfleutnant bei der Artillerie, wo ich, noch ein einfacher Sextaner, staunte über seine glänzende Laufbahn.

Als der Krieg vorüber war, hielten es diese Dampfoffiziere nicht lange aus, und anno 1869, als ich mit meiner Rede, die mir Festung brachte, nach Engen fuhr, war der Peter an einer Eisenbahnstation zwischen Singen und Engen Expeditor. Nicht lange hernach starb er in ähnlicher Eigenschaft in Emmendingen bei Freiburg. —

Die ärmeren unter uns waren in der Regel die ausgelassensten, um ihre sonstige Gebundenheit auszugleichen. Sie sind fast alle, wie ihre Eltern, in Armut wieder auf- und untergegangen im späteren Leben, aber sie hatten doch einmal ihren Kinderhimmel. Wer will ihnen diesen einzigen Himmel auf Erden vergönnen?! —

Jede Jahreszeit hatte für uns ihre eigenen Spiele. Beim nahenden Frühling, wenn der Schnee geschmolzen von den Straßen, spielten wir Ball am Waschhaus. Es gab damals aber noch keine Gummiballen. Die unsrigen machten uns Mutter und Schwestern aus Lumpen, nicht selten aber außen mit farbigen Tuchresten schön ausstaffiert. Am liebsten spielten wir zu fünft, wobei wir ein Karree bildeten und der fünfte in demselben, wie wir es hießen, „in der Kuche“ stand und bombardiert wurde. Je geschickter er auswich, um so größer war sein Ruhm. Da dies Spiel gewöhnlich in die Fastenzeit fiel, störte uns jeweils unliebsam die Glocke vom Kirchturm her, die ins „Miserere“, in die Fastenandacht, rief. Wehe dem, der gewagt hätte, noch Ball zu spielen und nicht

in die Kirche zu gehen. Die schärfste elterliche Strafe hätte ihn getroffen.

Waren die Straßen ganz trocken geworden, so begann das „Kügeln", meine Hauptleidenschaft. Ein Ziegelstück gab die schiefe Ebene ab, über welche die Kugeln hinabrollten, und jede Hausecke den Spielplatz. Am liebsten trieben wir dies Spiel droben hinter der Kirche, wo es sonnig und wo wir, weil dort keine Fuhrwerke gingen und am Nachmittag keine Leute, am ungestörtesten waren.

Für einen Kreuzer kauften wir zehn Kugeln, rot, blau, grün gefärbt, beim Kaufmann „Gotterbarm". War das eine Seligkeit, wenn ich Mittel hatte, wieder zehn Stück zu kaufen und meinen Vorrat durch neue, im Spiel gewonnene Kugeln vermehren konnte! In einem weißen Säckchen verwahrte ich meinen Schatz unter meinem Kopfkissen im Bett, und mit Wonne wurden die Kugeln jeden Abend gezählt und Gewinn und Verlust berechnet.

Ich habe meinen Vetter „Boschekasper", der es später zum Bürgermeister brachte, nie beneidet, als in jenen Tagen, da er Kugeln von Marmor hatte, ein altes Familienerbstück. —

Weiter ins Frühjahr hineingekommen, begann das „Kleppern"[1] und das Reifschlagen auf der Landstraße, talauf und talab.

Im Sommer ging es in Wald und Feld los, im Herbst ward das Spiel auf den Wiesen fortgesetzt, und im Winter wurden neben den Schlittenfahrten im Eichenbach und am Urwald riesige Schneemänner an die Straßen gebaut, ein Kürbis ausgehöhlt, zum Kopf des Schneemanns modelliert und innen mit einer Laterne versehen. Und wenn dann der Schneemann seine feurigen Augen zeigte in dunkler Winternacht, da war unsere Freude voll.

[1] Zwei Stückchen buchenes Holz, innen mit je einem dickkopfigen Nagel beschlagen, zwischen den Fingern, schlugen wir alle Märsche.

Selten zogen wir uns mit unserem Spiel von der Gasse und Flur ins Haus zurück. Von den Spielen hier ist mir namentlich eines unvergeßlich, das Bilden und Fortsenden von Seifenblasen vom Fenster aus. Wer es die Kinder zuerst gelehrt hat, aus einem Strohhalm mit Seifenwasser jene wunderbaren, farbigen Ätherkugeln zu bilden, dem gehört heute noch ein Denkmal aus Erz gesetzt für all die Seelenfreude und Augenlust, die er Kinderherzen bereitet hat. Aber merkwürdigerweise ist den heutigen Kindern dieses Spiel ganz abhanden gekommen. Ich habe seit meinen eigenen Jugendjahren, so sehr ich überall Kinderspiele gerne beobachte, nie mehr Kinder so spielen sehen, während jedes von uns Tausende und aber Tausende jener kleinen, vom Licht so wunderbar gefärbten Weltkugeln aus dem Hauch seines kleinen Mundes schuf und mit trauriger Wollust wieder zerplatzen sah.

Und welch' tiefe Symbolik liegt in diesem Spiel mit Strohhalm und Seifenschaum! Ist es nicht ein Vorbild von all unserm spätern irdischen Ringen und Schaffen, Schäumen und Träumen? Und ist es nicht auch ein Sinnbild von etwas weit größerem, von der Schöpfung? Gott sprach — und sprechen ist Hauch, Luftbewegung aus dem Munde — und das ganze Weltall mit seinen unzählbaren Weltkugeln wurde! Ja, im Kinderspiel liegt viel Wahrheit, oft noch die einzige! —

So vergehen dem Kinde Tage und Jahre im seligen Spiel und den übrigen Menschen in Mühe und Arbeit. Dem spielenden Kinde ist jeder Tag gleich, ob trüb oder hell das Licht vom Himmel niederfällt, ob Sommer oder Winter, Herbst oder Frühling im Lande ist.

Wie oft schaute ich an meiner Mutter staunend hinauf, wenn sie nach trüben Winter- oder Regentagen am Abend sagte: „Gottlob, jetzt ist wieder so ein trübseliger Tag vorüber!" „Die Mutter ist auch eine kuriose Frau," dachte ich jedesmal, weil ich gar nicht begreifen konnte, warum der

Tag „trübselig" gewesen sein sollte. Dieses Wort gibt es nicht im Jugendkalender.

Und heute können zwei Tage Regenwetter meine Seelenstimmung in die schwärzeste Melancholie verwandeln!

Wenn ein Tag der Jugendzeit noch so sehr mit allen Elementen in Wind, Wasser, Schnee und Eis kämpfte, und wenn er längeres Weilen auf der Gasse unmöglich machte, so wußte mein Genius Hilfe gegen Langeweile und Trübseligkeit. Ich stieg hinauf auf des Vaters Bühne, legte mich auf den „Heustock" unter das Dach, auf dem die Regentropfen ihr monotones Lied plätscherten, und schlief den Schlaf des Gerechten oder lag vegetierend und nichts „denkend" in dem duftigen Gras des Sommers, so wohlig, wie ein Götterprinzlein der alten Heiden im „Olymp" seines Gottvaters.

Oder ich nahm einige Kameraden mit, und wir „purzelten" auf dem Heu herum in allen Stellungen, selbst auf dem Kopf.

Glückselige Kindheit, in der selbst ein „Heustock" Poesie hat und Trübsale verscheucht und jede Sorge abwehrt! —

So ward jeder Tag der Knabenzeit ein Spieltag, und ohne irgendwelche Freude verlief keiner. Die eigentlichen „Hochzeitstage" aber waren die Festtage, die weltlichen und kirchlichen Kinderfesttage, und ihrer zählte unser Kinderkalender eine schwere Menge, jeder mit seinem besonderen Reiz und seiner besonderen Seligkeit fürs Kinderherz.

Es waren unter ihnen nicht wenige Hochfeste, bei deren Nahen schon beim bloßen Gedanken, daß sie bald kämen, wir das Herzklopfen bekamen. Gleich die zwei ersten Monate des Jahres brachten jeder eines dieser Patroziniumsfeste des Genius unserer Kindheit — den Dreikönigstag und den Storchentag. Man braucht diese Namen nur zu nennen, und die Kinderaugen glänzen voll Freude und Sehnsucht in meiner Heimat bis auf diesen Tag.

Ich schildere beide aus m e i n e r Knabenzeit:

Am Vorabend vor Dreikönigstag erschienen die „heiligen drei Könige mit ihrem Stern". Und wer waren die drei

Weisen? Drei Singknaben vom Kirchenchor[1], angetan mit Kronen und einem schneeweißen Hemdlein über ihrem „Sonntagshäs". Der Stern aber war gebildet aus in Öl getränktem, weißem Papier, hatte vier mächtige „Zinken", in seinem Herzen einen „Lichtstumpen" aus der Kirche, ward von einem Nachtwächter getragen an einer großen Stange und mit einer Schnur in planetenmäßige Bewegung gesetzt. Das war die Gesellschaft, auf die jedes Kind in freudiger Erwartung sein Herz lenkte.

Am äußersten Hause der Altstadt ward nun angefangen; der Stern, leuchtend in stiller Nacht, drehte sich um seine eigene Achse, der Nachtwächter, zu unserer Zeit der „Jägermurer", dampfte dazu aus seiner Tabakspfeife, und die „heil. Dreikönige" fingen an zu singen. Und was sie sangen, klang so wunderbar aus Kindermund zu Kinderherzen, daß wir nicht genug horchen konnten. Und die alten Leute schauten aus den Fenstern, und in ihrer Seele tönten wieder aus der Jugendzeit — die alten Dreikönigslieder, und mancher Greis ward wieder jung im Herzen und fing drinnen mit zu singen an.

Es sind lauter Kinderlieder, d. i. Volkslieder, diese Dreikönigslieder von Hasle und, weil zudem bislange ungedruckt[2], wert, daß ich ein oder das andere ganz oder teilweise mitteile.

Das erste Lied lautete:

Singet, preiset Gott mit Freuden,
Seht, die Güte unsers Herrn
Sendet für die blinden Heiden
Einen hellen Wunderstern!

Diesen sahen die drei Weisen,
Sie bemerkten seinen Lauf.
Lasset, sprachen sie, uns reisen,
Jakobs Stern, der gehet auf!

---

[1] Die Chorknaben hatten dies Vorrecht, weil es ihnen den Sold bringen sollte für ihre Gesangesleistungen in der Kirche das Jahr über.

[2] Sie sind vor einigen Jahren gedruckt erschienen mit Melodie im Selbstverlag des Fabrikanten A. Schättgen in Haslach.

An der Stadt der Bethlehmiten
Findet sich der Stern jetzt ein,
Wirft auf eine schlechte Hütten
Seinen wunderbaren Schein.

Wie? Im Stall? Ihr zweifelt wieder!
Wie, ein Kind, ein Völkerhaupt?!
Ja, kommt her und werft euch nieder
Hier vor Gott im Kinde. Glaubt! usw.

Ein anderer Sang hub an:

Hört Menschen, die ihr diese Erd'
Bewohnet und besitzet,
Die ihr mit Trübsal seid beschwert,
Ohn' daß euch jemand schützet.

Es ist der Stern nun allbereit
Desjenen aufgegangen,
Auf den die Welt schon lange Zeit
Gewartet mit Verlangen. usw.

Das lieblichste dieser Lieder setze ich ganz her:

O Jesulein!
Die Liebe hat fürwahr
Dich bunden ganz und gar!
O Kindelein!
Sie in der Tat
Dich g'fesselt hat,
Gelegt in die Krippe dich
Unter das arme Viech,
O Jesulein!

O Jesulein!
Aus Lieb' verlassen hast
Den himmlischen Palast,
O Kindelein!
Und in den Stall
Vom Himmelssaal
Bist g'stiegen uns zulieb,
Weil dich die Liebe trieb,
O Jesulein!

O Jesulein!
Dein zartfeurig's Herz
Ist voll der Liebe Schmerz,
O Kindelein!
Drum fließen hier
Lieb'szähren dir
Von deinen Äugelein,
O liebstes Herzelein!
O Jesulein!

O Jesulein!
Wir zwar bedauern all',
Daß liegen mußt im Stall,
O Kindelein!
Doch ungemein
Wir fröhlich sein,
Daß uns abg'nommen hast
Des Adams Sündenlast,
O Jesulein!

O Jesulein!
Wir rufen all' dich an,
Ach, uns doch höre an,
O Kindelein!
Wir bitten dich
Herzinniglich,
Gib allen uns dein' Gnad'
Und hüt' vor Feindes Schad',
O Jesulein!

O Jesulein!
Wir hier absonderlich
Bittlich ersuchen dich,
O Kindelein!
Daß diesem Haus,
Allen heraus,
Willst geben immerdar
Dein Segen noch viel' Jahr',
O Jesulein!

O Jesulein!
Wir jetzund fertig sein,
So schlaf' denn wieder ein,
O Kindelein!

O Herzelein schlaf,
Schlaf ach schlaf,
Doch schlaf nicht, wenn wir
Klopfen an der Himmelstür,
O Jesulein!

Fürwahr, Friedrich von Spee, der fromme Dichter, hat in seiner „Trutznachtigall" kaum ein lieblicheres und naiveres Lied, als dieses Dreikönigslied meiner Jugendzeit!

Es war im Jahre 1849, da mich, der ich auf dem Kirchenchor Sopran sang, die Reihe traf, unter die heiligen Dreikönige einzutreten, ein Los, auf das ich um keinen Preis der Welt verzichtet hätte. Und als die Mutter mich zum alten Buchbinder Gottlieb Hinterskirch führte, damit er mir die „Krone anmesse", da war ich glücklicher und stolzer, denn ein römischer Dichter, der auf dem Kapitol gekrönt wird.

Jeden Abend von Weihnachten ab hielten wir Singprobe, wobei ich den Soprano und die zwei Mitkönige die Altstimme vertraten und des „Schmied-Balden Louis", ein vormaliger Dreikönig, der jung sterben mußte, den Instruktor spielte. Den Baß übernahm der Sternenträger, wenn er es nicht vorzog zu rauchen. Dann ward auch der „Sternen" in Reparatur genommen, geflickt, gepappt und frisch eingeölt. All das mit einem seligen Eifer, als ob es gälte, ein Schauspiel für Menschen und Engel, für Himmel und Erde aufzuführen.

Am Abend des längst ersehnten Tages aber kam der „Louis", der mich aus besonderer Gunst zum „Schwarzen" unter den drei Heiligen bestimmt hatte, beizeiten, um mir das Gesicht zu färben.

Keine Königsbraut, die vom ersten Maler ihres Jahrhunderts porträtiert werden soll, kann mit größerem Behagen sich in Positur setzen, als ich getan, da Louis einen Korkstöpsel in Öl tauchte, ihn am Licht einer Talgkerze schwarz machte und mir das Gesicht übermalte.

Was tut der Mensch nicht aus Eigenliebe! Der schwarze Dreikönig, Kaspar, war von uns Kindern von jeher am meisten

bewundert worden, und deshalb war ich nicht wenig stolz auf seine Rolle und das schwarze Gesicht. Auch schritt der Kaspar stets in der Mitte seiner beiden Kollegen hinter dem „Sternen" her.

Beim untern Tor wurde abends sieben Uhr angefangen, und vor jedem Haus ein Lied, und wenn im zweiten Stock eine zweite Familie wohnte, ein zweiter Sang losgelassen. Aus dem untern Stockwerk brachten die Kinder des Hauses in einem Papier eingewickelt die Sängergabe, und das war der innerste Kern des ganzen Königtums und der Sternen-Dreherei — die Leute im obern Stockwerk brannten das Papier an und warfen die Kreuzer und Groschen wie Leuchtkugeln zu den Füßen der „hl. Dreikönige". Der „Schwarze" aber, als der vornehmste, hob nie „ein Geld auf", das besorgte einer der andern, entweder der Melchior oder der Balthasar.

Wenn Könige und Stern den halben Lauf der Altstadt durchzogen hatten, kamen sie an das Haus meines Vetters Bosch, eines reichen Bäckers. Da ward seit alten Zeiten von den hl. Dreikönigen und ihrem Stern Einkehr gehalten. Der letztere wurde in den Hausgang gestellt und einstweilen gelöscht, den hl. Dreikönigen und ihrem Sternenträger aber am Stubentisch Wein und frisch gebackene Brezeln serviert.

Ich bin überzeugt, daß es den wirklichen Dreikönigen im Palast des Herodes, als sie ihn besuchten, nicht so geschmeckt hat, wie uns beim „Boschenvetter", da wir in königlicher Vertretung bei ihm zu Tische saßen.

Dem Bäckermeister mußten wir jeweils vor seinem Hause sein Lieblings-Dreikönigslied singen, dessen erste Strophe also lautete:

Ich lag in einer Nacht und schlief,
Da träumte mir, König David rief:
Wie kann ich singen und träumen,
Wie kann ich singen und träumen
Von den heil'gen drei König' ein neues Lied!
Sie liegen zu Köllen am Rheine,
Sie liegen zu Köllen am Rheine.

Der Bäcker Bosch war ehedem „zu Köllen am Rheine“ auf der Wanderschaft gewesen und deshalb wollte er dieses Lied haben, über das der sonst so strenge Mann ganz weichherzig wurde.

Draußen warteten die Kinderherzen des ganzen Städtchens auf die Wiederkunft von Königtum und Stern, frierend in der kalten Nacht, während die „drei Heiligen“ sich wärmten und gütlich taten. Doch nahm ihnen das in den Augen der Kinder nichts von ihrem „Heiligenschein“. Sobald der „Jägermurer“ seinen Stern wieder leuchten ließ, war alles zufrieden, und die Fahrt ging weiter, den Häusern in der Mühlenstraße zu.

Gegen zehn Uhr war die Sternenfahrt der drei Könige zu Ende. Und dann ging's zum „Dinderade“, wie man dem Bierbrauer zum „grünen Baum“, Seraphin Franz, einem Vetter meines Vaters, sagte. Da gab's Freibier, und hier wurde das Geld gezählt und verteilt. Denn dem Melchior und dem Balthasar wurde es die Nacht über nicht anvertraut. Der Jägermurer bekam einen halben Gulden, und auf jeden König traf es über einen Gulden.

Königlichen Hochgefühls voll und reicher als Krösus mich dünkend, ging ich heim, wusch mein schwarzes Gesicht und legte mich zu Bette mit der Freude, morgen noch einmal den schwarzen Dreikönig spielen zu können. Denn am Tage des Festes selbst ging die Fahrt durch die Vorstadt und vor die Häuser am „Graben“.

Schluß wurde gemacht beim „süßen Lang“, einem Bierbrauer bei der Gottlütbrück und in der Nähe des Kirchhofs.

Hier wurde der „Sternen“ ausgelöscht, wie denn alle menschlichen Sterne auf dem Friedhof verlöschen. Dann ging es in die Bierstube und es wurde wieder gezählt und geteilt.

Der zweite Abend brachte weniger als der erste, weil die vermöglichern Leute im Städtle wohnten.

Still und friedlich zogen die Könige heim und aus war für jeden die Dreikönigsherrlichkeit. Die Würde ging fürs

nächste Jahr an andere über, denen man meist auch die Kronen, so sie noch neu und nicht durch Regen oder Schnee verdorben waren, verkaufte.

Friedlichstes Königtum der Erde, bei dem einer dem andern die Krone für zwei Batzen verkaufte!

Summen, wie die man am Dreikönigstag verdiente, und ebenso größere Geschenke von Eltern oder Großeltern am Neujahr oder Geburtstag kamen in die Sparkasse. Diese war ein kleines, irdenes Gefäß mit einem Spalt, aus dem nichts mehr herausfiel und das zerschlagen wurde, wenn es voll war. Dann wurde für den Inhalt ein größeres Kleidungsstück gekauft. —

Fast dreißig Jahre später, am Abend vor dem Dreikönigstag 1876, stand im „Kirchgäßle", im Dunkel der Nacht, eine lange Gestalt an der Ecke des westlichen Zehntgebäudes, als eben die hl. drei Könige vor dem Hause sangen, das zu meiner Zeit der „Bergfidele" bewohnte. Die Knaben hatten scheint's erst angefangen und waren von wenigen Kindern noch begleitet; sie sangen das Lied: „O Jesulein!" Da liefen dem Manne, der ungesehen in ihrer Nähe stand, die Tränen von den Augen; er gedachte der Jugendzeit seiner eigenen Dreikönigswürde und des kindlich seligen Glückes jener Tage, da auch er „dem Sternen" gefolgt und gesungen: „O Jesulein!"

Lange noch folgte ich von ferne den Dreikönigen und der still lauschenden Kinderschar durch die Gassen und träumte mich zurück in die Kinderzeit und in den Kinderhimmel. Ich hätte sterben mögen an jenem Abend, so selig und wehmütig zugleich war mir zumute!

Am andern Tag sollte ich in Offenburg als Reichstagskandidat eine Wahlrede halten, und wie ich am Abend so die Dreikönigsknaben vor mir sah und in ihrer Knabenseligkeit singen hörte, da hätte ich alle Reichstagsmandate der ganzen Welt dafür gegeben, noch einmal jung zu sein und als „Dreikönig" an den Häusern der Heimat vorüberziehen und singen

zu können, singen zu können aus der vollen Lust des Kinderhimmels, zu dessen Sonnen der Stern am Dreikönigstag gehörte. —

Kaum waren die letzten Erinnerungsstrahlen an den Dreikönigstag in unseren Kinderherzen verblichen, so zeigte sich das Morgenrot des zweiten Hochfestes unserer Jugendzeit. Es nahte der „Storchentag".

Am 22. Februar, dem Tage, da die römische Kirche das Fest des hl. Petrus, die Stuhlfeier von Antiochia genannt, begeht, war für uns Kinder der „Storchentag", ein Frühlingsfest ältesten Ursprungs.

Um zwölf Uhr mittags versammelte sich die gesamte Schuljugend, Männlein wie Weiblein, jedes mit einem kleinen Sack umgetan, in der Mühlenkapelle und betete einen Rosenkranz. War der beendigt, so zog der helle Haufen der Stadt zu; in seiner Mitte ging der „Storchenkarle", Karl Kinast, ein armer Teufel, mit einem leibhaftigen, ausgestopften Storchen auf einem großen Hut. Sein Amt war ein von der Gemeinde mit zwölf Kreuzern und einem Laib Brot besoldetes. Von weitem schon ertönte der Schlachtruf des anstürmenden Kinder-Kreuzzuges:

Heraus, Heraus!
Äpfel und Bire zum Lade raus!

Und die Hausmütter beeilten sich, Körbe mit Äpfeln, gedörrten Schnitzen und Nüssen zu füllen und sich unter die Fenster zu stellen. Vor jedem Hause hielt der Zug, der Ruf erscholl und immer wieder, bis die Frau endlich den Inhalt des Korbes aus vollen Händen herabstreute. Und nun war die ganze Jugendschar nur noch ein Knäuel, so stürzte alles zu Boden, um möglichst viel zu erhaschen. Im Nu ist alles aufgerafft, so sehr auch die Geschosse von oben sich wiederholen; jedes bringt seine Beute in dem Sacke in Sicherheit, und weiter geht's zum nächsten Haus und so fort bis zum Stadtende.

Gravitätisch stand bei all diesem Lärmen und Ringen und Kämpfen der „Storchenkarle" wie eine Säule in dem Gewirr von Kinderstimmen und Kinderleibern. War die Schlacht geschlagen, so lief man an den Stadtbrunnen und an die Bächlein, wusch zuerst seine Äpfel und Birnen vom Straßenstaub, dann sich selbst, sein Angesicht und seine Kleider, kam mit gefülltem Sacke heim und zeigte im Triumph Vater und Mutter die Beutestücke. Hierauf verbarg eines seinen Schatz vor dem andern im Heu oder Keller, und wochenlang ward gezehrt an den Errungenschaften des Storchentages.

Wie sinnig ist dieses Fest! Der Frühling kommt, will es sagen, der Storch, sein Bote, ist da; gebt drum die Winterreste von Äpfeln und Birnen der lustigen Jugend, damit sie in Jubel singe dem kommenden Lenz! Gebt dieser Kinderschar; denn sie hat eben erst in der Muttergotteskapelle gebetet um des Himmels Segen für eure Felder und Bäume! — Und der einzige Mann, der den Zug begleitet, erhält von der Gemeinde die Gabe Brot, das „Mark der Männer", und der Kreuzer zwölfe — zum Trunke.

Und die Kinderherzen haben Hochfest, sie schlagen freudig erregt um den „Storchenkarle", und die Kinderhände kämpfen für den Kindermagen, der in jenen Tagen ausgesprochener Verehrer von Äpfeln und Nüssen ist.

Darum Respekt vor den heutigen Vätern der Stadt, den Genossen meiner Jugendzeit, daß sie eingetreten sind für den Storchentag, als vor einigen Jahren moderne Schulmeisterlichkeit und armselige Bureaukratie den Kindern das Fest abstellen wollten, weil der Lärm zu groß sei, und die Kinder sich balgten und die Kleider beschmutzten.

O heilige Einfalt! Wie vielen Lärm machen die großen Menschen um „Nichts" und streiten sich in der Wissenschaft und in der „Forschung" um des „Kaisers Bart" — und die kleinen Menschen sollten keinen Lärm machen dürfen um die vor ihre Augen fallenden Äpfel und Birnen?! Und wenn sie sich auch balgen und bisweilen ein kleiner Erden-

bürger oder ein zartes Weibsbildchen statt des erhofften Apfels eine Träne des Schmerzes erobert beim Sturm um die Beute, so lacht doch jedes Kind am Ende, weil keines leer ausgegangen ist. Nie ist einem ein Unglück passiert; wir kamen alle mit heiler Haut und mit dem glücklichsten Herzen davon.

Euch neumodischen Erziehungskünstlern aber, die ihr den Kinderhimmel zu einem fahl getünchten, leeren Schulzimmer machen wollt, sage ich: Alle eure „humanen" Erziehungsgrundsätze sind für das Wohl und das Glück der Kinder und der menschlichen Gesellschaft in meinen Augen nicht so viel wert, als ein einziger kleiner Sack voll Äpfel an Petri Stuhlfeier!

Darum ihr Väter und Mütter von Hasle, lasset euern Kindern ihren Rosenkranz und ihren Storchentag und seid eingedenk der eigenen Glückseligkeit an diesem Festtag eurer Jugendzeit!

Unser „Storchenkarle" trug das ganze Jahr diesen Namen, und wer von uns ihn sah, gedachte des vergangenen oder kommenden Storchentages. Er ist tot, längst tot, der König unseres Festes, aber die Kinder rufen: „Der alte König ist tot, es lebe der neue!" — und haben immer wieder einen andern Storchenkönig. Ich rufe ihm zu: „Vivat sequens!" —

Kaum waren die letzten Äpfel und Birnen vom Storchentag her verzehrt, so kam die Fastnacht[1], wo in Haslach fast alle Menschen Narren und Kinder werden und hüpfen, tanzen und spielen, als wären sie alle wieder im Kinderhimmel der Jugendzeit.

Jeder Mensch hat das Bedürfnis, „Dummheiten" zu machen; er macht sie unbewußt, wenn er sie nicht absichtlich erzeugt. Und die gescheitesten Menschen machen bekanntlich die größten Dummheiten. Die Fastnachtszeit gibt nun den

[1] Fastnacht ist ein Wort, das nicht auf diese lustigen Tage paßt. Es hieß früher richtiger Faselnacht, von faseln, närrisch tun, daher das Wort Faselhans und auch der Name Hansele für die charakteristischen Narren.

Leuten aus dem Volke Gelegenheit, aus diesem Bedürfnis der menschlichen Natur ein Privilegium, ein Vorrecht zu schaffen. Man vergißt das Elend und die Sorgen des Lebens, träumt sich in eine andere Rolle hinein, spielt dieselbe einige Stunden und ist wenigstens für die Zeit wieder glücklich — im Wahn und in der Narrheit.

Wo aber die Menschen geborene Humoristen und Satyriker sind, da gestaltet sich die Fastnacht zu einer Bacchanalie für Witz und Humor. So bei den guten Haslachern, die wochenlang vorher studieren, dichten, malen, zeichnen, nähen und schneidern für die Fastnachtsstücke, groß und klein. Das Städtchen wird in jener Zeit ein Klein-Venedig des Karnevals, und selbst der ernsteste Mann schlüpft in jenen Tagen in einen Weiberrock und lacht, höhnt und spottet von Haus zu Haus.

Und was haben die Kinder für eine Freude, wenn sie die erwachsenen Menschen „närrisch" sehen! Sie kommen ihnen vor, wie sie selber das ganze Jahr hindurch sind, heiter, lustig und sorgenlos durch die Gassen springend.

Sobald der erste Narr großer Natur am Fastnachtsonntag nach der Vesper aus einer Seitengasse hervortauchte, umtanzten wir alsbald den Kerl wie kleine Faune den Silen, halb neckend, halb fürchtend. Eine Stunde später und die Zahl der Narren war Legion.

Aber die einzig Vernünftigen in diesen Tagen, die Philosophen selbst in der Narrenzeit, waren wieder wir Kinder. Während die großen Narren ihr Geld verschleuderten, sich Katzenjammer und Elend holten, spekulierten wir und bekamen Geld und Genuß. Wir fertigten nämlich schon lange vor Fastnacht Schwefelhölzer und Kienspäne zum Anmachen des Feuers in der Küche. Am Fastnachtmontag in der Frühe ward ein Hemd über die Werktagsmontur angezogen, eine Maske vors Gesicht gebunden — und nun ging's von Haus zu Haus, die Ware in einem Sack über dem Rücken tragend. Unter jeder Stubentür rief die kleine Maske: „Kaufet Ihr

keine Kienhölzle?" Jede Frau nahm um einen Kreuzer ein „Bündele", und bald war der Sack leer und die Tasche voll mit Kreuzern.

Jetzt änderte sich aber die Szenerie. Am Nachmittag war Kindermaskenzug, wo wir Schwefelholzkrämer als Ritter, Barone, Grafen, Offiziere auftraten, und jeder seine entsprechende Dame an der Hand führte. In nobler, silberbebordeter Mantille, mit Barett und Feder und mit einem kleinen, papiervergoldeten Holzdegen umgürtet, zog dann der Hausierer vom Morgen durch die Hauptstraße mit seiner „Dulzinea". Die Kosten des Anzuges hatte der Handel mit Schwefel- und Kienholz gedeckt. So, von lustigen Bajazzis umsprungen, besuchte die närrische Kinderwelt den Oberamtmann Dilger und sämtliche besseren Bürger der Stadt — da gab's überall Wein und „Guts", d. i. Zuckerbrot.

„Es wächst der Mensch mit seinen größern Zielen." Was machten wir kleine Herren für ernste, wichtige Mienen und wie fühlten wir uns in unsern aristokratischen Kostümen!

Am Morgen verschämte Bettler und am Nachmittag feine Kavaliere und in jeder Rolle glücklich, das bringt im Ernste nur ein Kind zustande.

Schon Monate zuvor hatten wir unsere Tanzstunde und das Einstudieren galanter Wendungen begonnen. Der Tempel Terpsichorens war des „Kanonenwirts" leerer Speicher, ehemals eine Hopfendarre, und die Tanzmeister unsere Kollegen, der „Schnider-Lepold" und des „Hättichs Xaver". Letzterer wurde, wie schon gesagt, später Metzger, Lummel- und Hammelhändler nach Straßburg und Baden-Baden, Bürgermeister und Pompierhauptmann.

Was die Leute gestiegen sind! Wer in seiner Vaterstadt etwas gilt, ist mehr denn ein Prophet. Ich bin fest überzeugt, daß ich es in meiner Heimat nicht zum Nachtwächter gebracht hätte. Aber der „Xaveri" spielte schon in unserer Jugendzeit die erste Violine und kommandierte nicht bloß beim Tanzen, sondern auch bei unserm „Soldätlesmachen" anno 1848.

Im Tanz-Unterricht war ich der dümmste und plumpste von allen; es war für mich diese schöne Kunst eine wahre Pferdearbeit. So sehr ich auch später im Turnen mich auszeichnete und selbst Preise errang, im Tanze blieb ich ein bärenhafter Stümper. So kam es, daß ich schon auf's „Kanonenwirts Speicher" auf einem sehr schwerfälligen Fuß mit dem andern Geschlecht verkehrte und manchen „Korb" bekam. Ich brachte es höchstens zu einem „Schottisch". Ein Walzer oder gar eine „Française", welch' letztere auf unserer Hopfendarre sonst mit Eleganz ausgeführt wurde, das waren und blieben mir Riesenleistungen und verschlossene Bücher. Das fühlte ich auch später noch, und nie habe ich eine andere Schule für diese Kunst besucht, als des „Kanonenwirts Bühne".

Gleichwohl bin ich kein Feind der sogenannten Tanzstunden und Tanzkränzchen vom Bildungsstandpunkt aus, sofern sie von einem wirklichen Kunstjünger arrangiert sind. Der junge Student oder angehende Kaufmann bekommt in diesen Tanzstunden nicht wenig äußeren Schliff in Haltung und Benehmen, und das ist allen Ernstes nicht ohne bleibenden Wert fürs Leben. Es gibt den Leuten ein Stück äußerer Bildung, nach der eben, ob mit Recht oder Unrecht, bleibe dahingestellt, der Mensch einmal in maßgebenden Gesellschaftskreisen taxiert wird, und die oft eine halbe, rechte Bildung ausmacht.

Angesichts dieser Tatsache und des Bewußtseins meiner Unbeholfenheit in feineren Formen habe ich es schon bereut, meine Tanzstudien mit der Hopfendarre abgeschlossen zu haben.

An den drei Abenden der Fastnacht, während wir Kinder unsere Rolle schon ausgespielt hatten und ins Bett mußten, fingen unsere Eltern, vorab die Mutter, ihre Narrheit an.

Mein ernster Vater machte nie so etwas mit, um so mehr die Mutter. Ich erinnere mich noch wohl, daß das Weib des Nachbar Strumpfstrickers, eine hübsche, kleine Frau, regel-

mäßig an solchem Abend in unser Haus kam und mit der Mutter verkleidet und maskiert „aufs Schnurren" ging, d. h. in verschiedene Privat- und Wirtshäuser, wo überall Narren sich fanden und sich gegenseitig Wahrheiten sagten, die man das Jahr über nicht gerne sagte. —

Auf die Fastnacht kam, wie in aller Welt, auch in Haslach der Aschermittwoch, für uns Kinder gleichwohl ein interessanter Tag. Da gab's Asche aufs kleine Weltköpfchen und am Mittag Stockfische auf den Tisch; beides für uns wichtige Ereignisse.

Es ist eine wunderbar sinnige Zeremonie, daß die katholische Kirche ihren aus dem Taumel der Fastnachtstage kommenden Gläubigen das Ende aller irdischen Herrlichkeit im Staube zeigt. Für Kinder aber bleibt die Bestreuung mit Asche ohne Verständnis, denn das Kind weiß nichts von Vergänglichkeit. Es sieht voll Gleichmut die Tage scheiden und die Tage kommen und benützt jeden Tag zu seinem Spiel und zu seiner Freude, den einen mehr, den andern weniger.

Die Zeit ist uns in der Kindheit ungemessen, sie ist noch nicht „Geld" — und das Wort Vergänglichkeit, das den erwachsenen Menschen alle Freuden bitter macht, rührt die Kinder nicht. Sie kennen noch nicht die düstern Worte Lenaus:

Friedhof der entschlaf'nen Tage,
Schweigende Vergangenheit,
Du begräbst des Herzens Klage,
Ach, und seine Seligkeit.

Drum war uns der Gang um den Altar am Aschermittwoch und das Aschenholen eine Freude; wir durften uns dabei an einem öffentlichen Akte beteiligen. Und wenn der vorüber war, so zeigte einer dem andern seinen Scheitel, damit er sehe, ob auch eine tüchtige Portion Asche in den Haaren liege. Je mehr Asche, um so größer die Zufriedenheit.

Und die Stockfische, die waren von uns im „Laden" geholt, geklopft und gewässert und unter unseren Händen wieder echtes und rechtes Fischfleisch geworden, darum wurden sie auch mit väterlicher Liebe verzehrt, und den ganzen Ascher-

mittwoch-Morgen wässerte uns der Mund nach den Stockfischen. Am Abend aber ward der Kurs mit dem Ballspiel eröffnet und fortgesetzt bis Ostern. Es folgten langsam die übrigen Frühjahrsspiele, und bald war unser Geist wieder voll beschäftigt mit anderen Bildern und anderen Genüssen.

So verlief uns die Bußzeit der Christenheit in Lust und Freude — ein Beweis, daß wir noch nichts zu bereuen und nichts zu büßen hatten. Wir waren ja noch Himmelskinder, selige Kinder der Jugendzeit, Lieblinge Gottes und der Schutzengel.

Erst am Palmsonntag traten wir wieder auf das Forum des Kirchenjahres, aber nicht aus religiösen Gründen, sondern weil der Tag zu unsern Festtagen gehörte. Da hatten wir in den Wäldern der Heimat einige Tage zuvor die Stechpalme geholt, schlanke Fichten gehauen und geschält, in den Gärten den „Fesenbaum" (Thuja) beraubt, an den Bächen Haselruten geschnitten, um „einen Palmen" zu machen.

Am Sonntag früh, beim zweiten Glockenzeichen, zogen wir mit unsern Palmen, an den haushohen Fichtenstangen sie tragend, dem Kirchplatze zu. In diesem Moment lag die ganze selbstbewußte Knabenseele in ihrem „Palmen". Herr Gott! Mit welchem Stolz ward bei jedem Schritt an der Stange hinaufgeschaut, und wie ward des Nebenmenschen „Palmen" gemessen und fixiert, wenn alle vor der Kirche versammelt waren! Jeder wollte den schönsten und längsten Palmen haben, und oft kam's in diesem Wettstreit zur Palmenschlacht; der eine hieb auf den andern mit seinem stolzen Besen ein, und es entstand ein Höllenspektakel unter den Palmenträgern. Erst das Erscheinen des Pfarrers unter der Kirchentür, um die Zeremonie des Segnens vorzunehmen, trennte die Kämpfer. Aber jetzt rauschten die Palmen nochmals durcheinander, jeder wollte den meisten Segen und die größte Fülle von Weihrauch und Weihwasser auf seinem Liebling haben, und bis vor die Nase des Priesters hin stritten die Palmenköpfe sich um den Vorrang.

Mit dem gleichen Hochgefühl, mit dem wir gekommen, trugen wir die Palmen heim und bewahrten sie als Zeichen göttlichen Schutzes unter dem Dache des Elternhauses auf.

Wie liebenswürdig und bescheiden ist die Kindheit selbst in ihrem Stolze! Die großen Menschen setzen ihren Hochmut in Geld, Wissen, Schönheit, Ehre, die Kinder aber in einen grünen Palmen, in ein Paar neue Stiefel oder Hosen. Wer ist der gescheitere?

Wie im Frühjahr am „Palmsonntag", so geschah's zur Sommerszeit an Maria Himmelfahrt bei der „Kräuterweih". Jeder gab sich Mühe, die schönst' „Krüterbuschel" zur Kirche zu bringen. „Das Schönste sucht er auf den Fluren, womit er seine Liebe schmückt". Unsere Liebe war aber ebenso rein als tief, denn das, was wir suchten, war eben unsere Liebe, die sich selbst schmücken sollte. Wer am meisten „Tausendguldenkraut" (Erythraea centaurium) und die wohlriechendsten Kräutlein in seiner Buschel hatte, der war König. Das Tausendguldenkraut ist die Alpenrose des Kinzigtals und neben dem „Mattengele" des Frühlings die Lieblingsblume der Kinder. Ihr Name imponierte uns über Macht. „Tausend Gulden" waren uns als Münzbegriff das Non plus ultra von Geld, und die Blume, die uns an diesen Kolossalbegriff erinnerte, von uns am höchsten taxiert. —

Fast alle kirchlichen Feste haben für das Kinderherz nur insoweit eine Bedeutung, als sie zugleich Festtage für seine eigene Lust, sein Spiel, seinen Genuß sind. Und wer diese Behauptung nicht richtig findet, der gehe nach Italien und Sizilien und schaue, wie dort das kindliche Landvolk seine kirchlichen Feste begeht. Sie sind ihm alle Volksfeste, verbunden mit Jubeln, Tanzen, Feuerwerk und Schmaus. Das Kindergemüt und die Kinderphantasie jener Menschen wollen ihre Befriedigung neben dem Religiösen haben. Die Religion ist ihnen Poesie.

In diesem Sinne hielten auch wir, nach Umfluß der kinderfreudigen Fastenzeit, Ostern um der Ostereier willen.

O heiliger Osterhas, du stets gesuchter und nie gesehener Götterfreund der Jugendzeit! Wie hast du alle Jahre unserer Kindheit in den frühlingssonnigen Ostertagen unsere Phantasie beschäftigt über deine Existenz, dein Wohnen und Weilen und vorab über dein Eierlegen!

Wer den Kindern den „Osterhas" erdacht hat[1], war ein hochfeiner Kenner des Kinderherzens; denn dieser Osterhas ist für eine Kindesseele ein wunderbares Phantasiestück, umgeben vom ganzen Zauber des Unbegreiflichen. Aber das liebt ja die Kinderseele über alle Maßen. Je geheimnisvoller ihr etwas erscheint, um so lieber versenkt sie sich darein. Eine „Osterhenne" wäre nackteste Prosa für das Kind, aber der „Osterhas", der schneeweiße, rotäugige und doch nie geschaute Eierleger am Ostertag, der ist ein herrliches Phantasma für seine Seele.

Meine Taufpaten, der „Fürstenbergerhof-Wirt" Zachmann und die Frau „Adlerwirtin" Kröpple, hatten wahre Paradiesgärten mit dunkeln, grünen Buchseinfassungen an den Beeten hin. In diese kühlen Rabatten legte mein Osterhas seine Eier, und ich mußte seine Nester darin aufsuchen.

Wer nach langer Reise in der Südhitze Afrikas die Quellen des Nil entdeckt, kann unmöglich freudiger erregt sein, als mein Kinderherz, wenn es ein Nest vom Osterhas fand und die buntgefärbten Eier ihm entgegenlachten.

Ein halbes Dutzend gefärbter Eier, gelegt vom unsichtbaren Osterhasen, können ein Kind in den siebenten Himmel verzücken, so sehr wirken das ungelöste Rätsel und die bunten Eierschalen auf seine Seele.

O selig, ein Kind noch zu sein und an den „Osterhasen" zu glauben und an sein Nest im Garten des Ostertages!

Aber das ist das große Geheimnis vom „verschleierten Bilde zu Sais" — auch in der Jugendzeit. Was dem Kinde die Osterzeit und den Christtag verzaubert und alles das, was

[1] Ich rede gleich unten von dem Erfinder, der niemand anders war als das sinnreiche, deutsche Volk der heidnischen Vorzeit.

jene Tage ihm bringen, sind nicht die Gaben allein, sondern die Geheimnisse, unter denen sie erscheinen: der in der Nacht seine Eier legende Osterhas und das „Christkindle", das seine Geschenke unter den Christbaum legt, während das Kind schläft. Darin liegt der Zauber dieser Tage für das Kinderherz. Uns alten Menschen hat die Zeit den Schleier gelüftet — und wir sehen nur noch die sinnlichen Gaben — der Geist und mit ihm des Herzens Seligkeit sind fort.

Darum preist auch der göttliche Heiland die Kinder selig, wenn er sagt: „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, könnt ihr ins Himmelreich nicht eingehen." Die Menschen wollen immer, auch in übernatürlichen Dingen, den Schleier vom Bilde lüften, wollen sehen und begreifen, statt zu glauben, kindlich zu glauben und zufrieden zu sein mit der Beseligung des Glaubens, — und das Ende vom Lied ist der Materialismus in Wissenschaft und Leben.

Die Ostereierzeit ist zweifellos noch altdeutsch heidnischen Ursprungs und spielten die Eier und die Hasen eine große Rolle in der Religion der heidnischen Deutschen. Diese färbten schon am Gertrudistag, dem Tage der Göttin der Fruchtbarkeit, Eier mit roter Farbe, weil ihr Gott Thor, der Gott des Landbaus, einen roten Bart trug und rot als die Farbe des Lebens und der Freude galt.

Die Eier am Gertrudistag hatte das fruchtbarste Tier, der Hase, gelegt.

Gerne gaben die alten Germanen in ihren religiösen Sagen ihren Göttinnen und Elfen Hasen als Begleiter und Sinnbilder.

Die Ostereier sind also Sinnbilder des neuerwachten Lebens und der wiederkehrenden Fruchtbarkeit in der Natur.

Das Osterei weist aber auch zurück auf die germanische Urheimat, auf Indien. Nach der Schöpfungslehre der alten Inder schuf Gott, ähnlich wie bei Moses, zuerst das Wasser. Über diesem bewegte sich der göttliche Geist und es gerann und sammelte sich zu dem Welt-Ei. Dies spaltete Brahma, der

schaffende Gott, in zwei Hälften und schuf aus der einen den Himmel und aus der andern die Erde:

Selber durch Geistes Sinnen
Teilte er das Ei entzwei,
Schuf die Erde und den Himmel
Aus dem so geteilten Ei.

Auch die Perser beschenken sich am Frühlingsfeste Neuruz, mit dem sie das Jahr beginnen, mit gefärbten Eiern.

Mit den Ostereiern und dem Osterhas stehen wir also noch ganz und voll im Gebiet unserer heidnischen Voreltern, die nach Jakob Grimm, dem berühmten Germanisten, auch eine Göttin Ostera verehrten, eine Göttin der aufgehenden Sonne, des wiederkehrenden Lichtes im Frühling[1].

Vielleicht hängt der Osterhas auch mit Ushas, der „leuchtenden Jungfrau" der alten Deutschen, zusammen. Sie nannten so die Morgenröte, welche die Finsternis verscheucht und herrliche Gaben bringt, vorab das Gold der Sonne. Also auch hier wieder ein Frühlingsfest. —

Es ist eine lange Zeit von Ostern bis zur Kirchweih, zum nächsten kirchlichen Festtag, der uns sinnliche Gaben brachte. Dazwischen liegt der Sommer, von dem ein anderes Kapitel reden soll. Ich sage, es ist eine lange, lange Zeit für ein Kinderherz, dem jeder Tag unendlich lange erscheint, weil im Kinderhimmel nicht mit der Zeit, sondern wie im echten Himmel mit der Ewigkeit gerechnet wird. „Langeweile" kennt das Kind trotzdem nicht, höchstens in der Kirche, wo es nicht spielen und nicht lustig sein darf.

Tage erscheinen im Kinderleben, wie uns später ganze Wochen, und ein Jahr ist dem Kinde eine Ewigkeit. Und wenn wir zurückdenken an die Jugendzeit, so kommt uns diese als die längste Zeit vor, selbst noch in der Erinnerung.

Aufwärts geht's überall langsam und schwer im natür-

[1] Siehe das Buch von Dr. A. Freybe, „Ostern in deutscher Sage und Dichtung". Gütersloh 1893.

lichen, leiblichen, geistigen und sittlichen Leben, aber abwärts schnell und immer schneller. Wie mühsam und langsam geht die Besteigung eines Berges und wie schnell und leicht der Abstieg vor sich. Je älter wir werden, um so eiliger schwinden Jahre um Jahre, weil es bergab geht, während im Kindesalter ein Jahr kein Ende nehmen will. —

Die Tage der allgemeinen Kirchweih waren uns Kindern wieder rein weltliche Festtage. Da gab's „Kirchweih-Küchle" allüberall, und in jedem Hause dampfte die „Schmalzpfanne", um „Küchle" zu backen. Am Kirchweih-Montag und -Dienstag aber ging's „aufs Land", um die Verwandten heimzusuchen.

Da lebte drunten in Steinach noch der letzte Bruder meines Großvaters, des „Becke-Peters". Er war Besitzer der „oberen Mühle", hatte Mehl und Schmalz im Überfluß, und sein Name war „Tobias" oder, wie man im Volksmund sagte, „Toweis", ein Wort, das süße Erinnerung in meiner Seele weckt. Da saß er, der alte Müller, in seiner Stube, eine weiße Zipfelkappe auf dem Haupte, und empfing mich und den ältesten Knaben seines in Haslach als Schlosser lebenden Sohnes Xaver mit dem bekannten, faltigen Großvaterlächeln. Der Tisch ward mit einem ganzen Berg von gebackenem Mehl aller Art und Façon bedeckt und die Gläser mit süßem Trauben-Most gefüllt, alles für uns Buben.

Als ich nach Jahren vom „Schlaraffenland" hörte, da versetzte ich sein Innerstes in die Stube des Müllers Tobias, denn da türmten sich himmelhoch die Küchle vor mir auf, und diese Berge abzutragen war keine Kleinigkeit.

Wenn ich später, als Student, das bekannte Lied von Eichendorff mitsang:

In einem kühlen Grunde
Da geht ein Mühlenrad,
Schön Liebchen ist verschwunden,
Das dort gewohnet hat —

so zog gar oft die Mühle des Toweis an meinem biergetrübten Geiste vorüber mit ihrem Rauschen im kühlen Grunde und ihren Bergen von lieben Küchlein, die längst verschwunden samt dem greisen Müllersmann. Es war ja die einzige Mühle im Leben, die ich mit meinem liebenden Kirchweih-Herzen umfaßt hatte! —

Eine Tochter des Tobias lebte als Bäuerin — ihr Mann hieß Roser — auf einem kleinen Hof in dem Dorfe Bollenbach an der Kinzig drüben. Der galt mein und meiner jüngern Geschwister Besuch am Dienstag in der Kirchweihwoche.

Unser deutsches Landvolk ist bis heute überall so naiv und treuherzig, daß es Kinder aus einer Stadt oder einem Städtchen empfängt wie „Herrenleute". So waren auch unsere „Base" in Bollenbach und ihr Mann und ihre Kinder. Sie hatten festtägliches Gewand an, wenn wir Haslacher Knirpse einrückten, und eine ebenso große Freude an uns, als wir an ihren Küchlein, Trauben und Nüssen.

Es ist mir durch den Besuch in diesem Bauernhause und in manchem einsamen Berghofe der Heimat das Leben eines freien Bauern auf seinem Gute inmitten von Feld, Wald, Wiese und Bach, die er sein eigen nennt, bis heute ein Ideal geblieben, von dem ich mich nicht lossagen kann trotz allem, was man dagegen behauptet.

Ein Bauer, wie ich sie in meinen jungen Jahren in den Tälern der Heimat kannte, ist der unabhängigste Mann auf Gottes Erdboden. Der Handwerksmann ist von seiner Kundschaft, der Fabrikant von dem Geschäftsgang, der Beamte und Geistliche von seinen Obern und andern Dingen abhängig — der Bankier vom Schuldenmachen und vom Stand seines Kapitals, der Rentier von seinen Papieren und Zinsen, der Bauer aber, der auf seines Vaters Gut sitzt, ist, wie der Fürst, von Gottes Gnaden. Er hängt von niemand ab, als von unserm Herrgott, und braucht niemand zu flattieren und Komplimente zu machen.

Man muß so einen wohlhäbigen Bauer der guten alten

Zeit auf seinem Hofe gesehen haben, um zu begreifen, daß diese Leute von Gottes Gnaden sind. Aber in meiner Heimat sind ihre Güter auch „Fideikommisse"; der Erbprinz, der jüngste unter den Söhnen, erhält vom Vater das Besitztum und die übrigen Kinder werden vom Stammhalter mit dem wenigen abgefunden, das der Vater bestimmt hat.

Die Neuzeit mit ihren unsinnigen Gesetzestheorien hat den Bauernstand bei uns schwer geschädigt. Allein es wird, so Gott will, zum Heile der Nation auch wieder besser werden, ehe es zu spät ist; denn wo der Bauer arm ist oder gedrückt, da ist der ganze Staatskörper krank und elend, weil aus dem Bauernstand sich schließlich die ganze Nation wieder leiblich und geistig auffrischen und erneuern muß.

Das Leben auf einem solch vereinsamten Gehöfte hätte für mich als Kind einen ungemeinen Reiz gehabt, weil da alles, was zu einem richtigen Kinderhimmel gehört, in nächster Nähe sich findet: alle Sorten Haustiere, Geflügel, Feld, Wald und Bächlein. Daher kommt es, daß Menschen, die auf dem Lande geboren sind und ihre Kindheit daselbst verlebt haben, viel mehr Heimweh bekommen als in Städten geborene, und daß es sie mit Macht wieder heimzieht und viele im späteren Leben wieder dahin zurückkehren. —

Zu meiner Knabenzeit wimmelte es an den Kirchweihtagen von Haslachern, jung und alt, auf den umliegenden Dörfern. Die Wirte stellten an diesen Tagen allen ihren Kunden, die aus der Stadt kamen, Gratis-Küchle in allen Formen und Arten auf.

Das hat jetzt aufgehört, wie die gute alte Zeit auch. —

Aber auch sonst kam ich bei festlichen Gelegenheiten auf die benachbarten Dörfer. An Hochzeitstagen mußte ich oft als Knabe den Bauernwirten Brot zuführen auf unserm Kinderwägelchen, oder ich durfte am Nachmittag Vater und Mutter zu einer Hochzeit begleiten. Was mich dabei am meisten interessierte, das waren nicht Braut und Bräutigam, sondern die Bratwürste, die Lebkuchen und ganz besonders

die Hochzeitsmusikanten, wie sie mit ihren mit Bändern gezierten Geigen und Klarinetten von Tisch zu Tisch zogen in der Wirtsstube, die lustigsten Weisen spielten, die heitersten Lieder dazu sangen und mit allerlei Mimik und Sprüngen sie begleiteten. Der Kapellmeister dieser Dorfmusikanten war der „Scherenschleifer" von Haslach, ein Virtuos auf der Volksgeige und ein Mime ersten Ranges. —

Nach der Kirchweih- und Herbstzeit gehen rauhe Winde über Feld und Gasse, und der junge Weltbürger ist, nachdem er die ersten Schneeflocken als Winterengel bejubelt und sich von ihnen hat umhüllen lassen — vorübergehend auch kein Feind eines warmen Ofens, um seine erstarrten Hände zu wärmen.

In diese Zeit fiel uns ein schauerlich schöner Festtag, der Tag des heiligen Nikolaus — „Santi Klaustag". Er war in seinen Vorwochen ein Tag des Gebets und halb freudigen, halb ängstlichen Harrens, an seinem Vorabend ein Tag der Furcht und am Feste ein Tag der Freude. Schon Wochen zuvor wurden „Kerbhölzer" mit dem Küchenmesser geschnitten, wahre Plagehölzer für uns; denn sobald sie fertig waren, begann das allabendliche Beten. In einer dunkeln Ecke saß das kleine Menschenkind, das Kerbholz zwischen den Händen, und betete je fünf Vaterunser und den Glauben, und so oft dies Thema abgebetet, ward eine Kerbe ins Holz geschnitten. So ging's fort, bis vor Müdigkeit die Äuglein zufallen wollten; dann ward das Holz in die Tischlade gelegt und der Leib des Beters ins Bett.

Zum Beten ist der sündige Menschengeist nicht aufgelegt; deshalb gibt die katholische Kirche, seelisch ganz zutreffend, auch das Gebet als „Buße" dem Sünder auf.

Es gehört schon ein heiligmäßiger Mensch, der seine Seele ganz in der Gewalt hat, dazu, um längere Zeit recht beten zu können. Eine Kindesseele ist dessen nicht fähig, und deshalb ist ihr langes Beten eine Plage. Wir beteten aber aus Furcht vor dem „Santi Klaus"; denn der kam,

um an unsern Kerbhölzern Gericht zu halten, wie viel wir gebetet hätten. Mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit wurden „die Kerbe" geschnitten; mehr zu schneiden, als es gebetet, wagte keines von uns auch nur zu denken.

Sobald es Nacht geworden am 5. Dezember, saßen die Kinder jeder Familie um den väterlichen Tisch, jedes sein Kerbholz vor sich liegend und unter Herzklopfen der Dinge wartend, die da kommen sollten. Wenn einst die Posaunen zum Welt-Gericht blasen, können die Menschen nicht leicht mehr erschrecken, als wir erschraken, wenn vor der Türe ein Kettengerassel die Ankunft des „Santi Klaus" verkündete. Und nun öffnete sich die Pforte, und herein trat der Richter des Kinderhimmels. Von seinem Angesicht wallte ein langer Bart, seine Augen rollten, Kettengeklirr folgte seinen Schritten, und eine große Rute in der Hand, trat er an den Tisch, wo die armen Sünderlein zitterten und als einzige Waffe dem Weltenrichter das Kerbholz entgegenhielten. Er zählte die Einschnitte, fragte die Eltern nach dem Benehmen des Kindes im Hause, und je nach Befund gab es mehr oder weniger Äpfel und Nüsse aus seiner Tasche oder einige Rutenstreiche.

Mit der Mahnung, brav und folgsam zu sein, ging er von dannen. Das Gericht war überstanden, der Herzschlag minderte sich. Mit wonnigem Schauer blickte man dem greisen Richter nach und hörte das Klirren der Ketten an des Nachbars Tür. Aber jetzt begann der zweite Teil; jedes Kind holte einen Teller in der Küche und stellte ihn auf den Tisch — in der sicheren Gewißheit, daß am andern Morgen der Teller gefüllt war mit Äpfeln, Lebkuchen und „Klausenwecken". So geschah es, und der Klaustag wurde dann zum Festtag.

Jetzt ist der Santi Klaus-Tag in der Heimat fast ganz verschwunden und dem „Christkindle" gewichen. Wo er noch besteht, hat er nur den freudigen Teil, die gefüllten Teller, der Mann des Schreckens aber existiert nicht mehr. Und doch hatte er in meinen Augen seine Bedeutung. Man mag mir von der neueren Erziehungskunst aus zurufen: „Es

ist grundfalsch und gefährlich, die Kinder so zu ängstigen durch Mummenspiel und Pelznickel." Allein aus meiner ganzen Jugendzeit ist mir nicht ein Fall bekannt, daß ein Kind Gichter oder Herzleiden bekommen hätte vom Santi Klaus-Tag, höchstens das Magenweh von der Bescherung am andern Morgen. Aber das weiß ich, daß wir alle wochenlang vorher lammfromm waren und die Mutter dem kleinen Trotzkopf nur drohen durfte: „Ich sag's dem Santi Klaus!", so wich aller Widerstand dem willigsten Gehorsam. Da haben wir dann allerdings die Geschichte vom Mittel, das durch den Zweck geheiligt wird — allein diese Geschichte ist eben uralt und nirgends aus den Menschen, auch mit dem besten Willen nicht, herauszubringen, namentlich, wenn das Mittel, wie hier, ein so unschuldiges ist. Jedenfalls hat die Drohung mit dem „Santi Klaus" auf uns Knaben seinerzeit mehr gewirkt, als wenn jetzt die Lehrer mit dem „Kreisschulrat" drohen.

In unsern Kinderhimmel gehörte auch einmal ein außerordentlicher Richter, und die Gemütsbewegung, die sein Gericht hervorrief, war wohltätig für Leib und Seele. Und so denke ich mit Vergnügen zurück an jene Tage des Gebetes, der Furcht und der Klausenwecken. Und als mir, dem zwölfjährigen Knaben, der Nachbar Fürst einst verriet, daß der Santi Klaus von des Schmieds Xaver gegeben werde, so war das nicht im geringsten imstande, meinen Respekt vor dem Rutenmann hinwegzunehmen.

Ich bin in alleweg ein Freund der Abschreckungstheorie, und wenn ich es machen könnte, müßte noch öffentlich geköpft und gehängt werden.

Die Verbrechen haben nicht ab-, sondern zugenommen, seitdem man die Todesstrafe, besonders in der Öffentlichkeit, abgeschafft hat.

Freilich würde ich, so ich Gewalt dazu hätte, selten einen Menschen köpfen lassen, weil ich sehr stark der Ansicht zuneige, daß der Verbrecher in gewissem Maße geboren wird, wie auch der Heilige. —

Das einzige Fest, das für uns eine religiöse Bedeutung hatte, war das Weihnachtsfest. Christbäume kannte man in meiner Heimat zu jener Zeit nur dem Namen nach, auch das „Christkindle" als Gabenbringer war uns unbekannt; diese Stelle vertrat der Santi Klaus, der, wenn es hoch herging, noch einen hölzernen Gaul oder ein Halstuch auf den Teller legte. Uns lächelte das leibhaftige Christkindlein aus der Krippe an, und die Weihnachtskrippen waren unsere Weihnachtsfreuden.

Für den leidenden und sterbenden Heiland, für sein Leben als Mann hat das Kind nur ein gemachtes, in dasselbe hineingetragenes Verständnis, wenn man dieses Wort überhaupt anwenden darf — aber das Jesuskind in der Krippe, zwischen Ochs und Eselein, umgeben von Engeln, Hirten und Schafen, das ist die volle Poesie für ein Kinderherz. Der eigentliche Kinderheiland ist das „Jesulein" in der Krippe.

Daß der Sohn Gottes Mensch geworden ist und als Kind, nicht als fertiger Mann in die Welt trat, das hat er sicher den Kindern zulieb getan. Und die Menschen, die über einen Gott in der Krippe spotten und das Kindlein im Stall verachten, die haben als Kinder es nie gefühlt oder sind sich des Eindruckes nicht mehr bewußt, den das Jesukind, umgeben von allen Gegenständen eines Kinderhimmels, auf das Kinderherz macht. Sie sind in ihrer Kinderzeit vor einem Christbaum gestanden, aber vor keinem „Krippele".

Aus diesem Grunde bin ich Gegner der Christbäume, und es ist der schönste nicht imstande, mir mehr zu sein als eine kindische Spielerei mit Lichtern und Zuckerbrot. Ich bin der festen Meinung, daß die Christbäume von einem Konditor oder einem weiblichen Wesen erfunden worden sind. Der Erfinder der Krippen aber ist der lieblichste und kindlichste aller Heiligen, der hl. Franz von Assisi. Dieser Mann war ein heiliges Kind in des Wortes barstem Sinn; er sprach mit den Blumen und predigte den Vögeln und Lämmern. Und wer

mit mir glaubt, daß sie ihn verstanden hätten, das ist Arthur Schopenhauer, der große Philosoph, dem der hl. Franziskus nebenbei „als einer der ihrer Bestimmung am nächsten kommenden Menschen" galt.

Der heiligen Kindesseele des Franziskus kam das Jesukind in der Krippe eben vor wie uns Kindern, als ein vom Zauber des ganzen Kinderhimmels verklärtes Mit-Kind. Das „kleine Kind von Bethlehem" nannte er seinen „Lehrmeister". Uns Kindern von Hasle schien es deshalb so holdselig, weil wir bei ihm alles fanden, was zu einem Kinderhimmel gehört. Da stand in frischem Moos, umsäumt von grünem Tannenreis, die „Höhle", in der das Kindlein lag auf Stroh und in Windeln, umgeben von Ochs und Eselein. Wir glaubten den Atem der Tiere zu hören, der es erwärmen sollte, das nackte, bloße Kind in der kalten Winternacht. Vor der Höhle standen die Hirten mit Lämmern auf den Schultern, ihre Frauen brachten in Körben Tauben und Brezeln — ihre Herden weideten in einiger Entfernung, und über der Höhle strahlte der „Gloria-Engel", der die Geburt verkündete. Das alles zeigten uns in der Weihnachtszeit die Krippele der Heimat in leibhaftigen Gestalten, und darum zogen wir in fröhlichen Kinderhaufen den Häusern zu, wo schöne Krippele zu sehen waren. —

Da lebte im Kloster, das den armen Leuten als Wohnung diente, der alte Pfrengle, welcher nächst meinem Nachbar Strumpfwirker das schönste Krippele besaß. Er war einst Grenadier gewesen und mit Österreichs Heerscharen gegen Napoleon im Felde gestanden; später ward ihm das Los zuteil, erster Polizeidiener in der Vaterstadt zu werden, wo dieses Amt den hochtönenden Titel trägt: „Die Sicherheit".

Diese Sicherheit war übrigens damals das fünfte Rad am Wagen, und ihr Träger wurde von den Haslachern stets als komische Figur aufgefaßt, wozu die jeweilige Sicherheit selbst immer ihren Beitrag lieferte. So trug unser Krippeles-Mann ständig einen Frack, wie die alten öster-

reichischen und napoleonischen Grenadiere, und schritt aufrechten, stolzen Ganges daher, als ob Haslach 400000 Seelen hätte und er Stadtkommandant wäre. Nebenbei, so weit es die öffentliche Sicherheit gestattete, machte er Krippeles-Figuren zum Verkauf und für sich. Seine Figuren trugen alle schöne, fleischfarbige Wachsgesichter und Haare von Flachs, seine Hirten schwarze Hosen und Fräcke, als ob sie antichambrieren müßten bei dem Kindlein, und der „Gloria-Engel" hatte einen himmelblauen Mantel an, mit Sternen besät, und Beinkleider von weißem, feinem Stramin.

Aber das Kabinettstück seiner Krippe war der „Waldbruder", welcher vornen am Rande der Krippe seine Klause hatte. Mit dem Kindlein im Stall teilte dieser Waldbruder unser Herz und unsere Augen. Er war mit einem schwarzen Talar bekleidet, umgürtet mit einer Schnur aus Pferdehaaren, hatte einen Riesenbart und auf dem Kopfe einen Zylinder; in der Hand aber hielt er einen leeren Beutel. Und dieser Beutel war der Sicherheit „Christkindle", denn da opferte jedes Kind für seinen Zutritt zur Krippe einen Kreuzer. Sobald der entrichtet war, stellte sich die Sicherheit, die Tabaksdose in der Hand und eine Prise zwischen den Fingern, an die Seite der Krippe und gab ihre Erklärungen ab. Er fing aber stets mit dem Waldbruder an, denn dieser trug seinen Schatz und damit sein stolzes Grenadierherz, und hörte mit dem Kindlein, „was man bei der Temperatur auf Stroh frieren sieht" — auf.

Die heilige Geschichte an seinem Krippele interessierte uns aber viel weniger, als der Waldbruder. Schon der Name war uns Poesie. Eine Hütte im Wald und ein einsamer Mensch darin, das klang geheimnisvoll in der Kinderseele. Noch mehr aber, was der Waldbruder ißt — nach Pfrengle: „Gras, Kräuter und unfruchtbare Bäume, wie es in der hl. Schrift geschrieben steht." „Sein Trunk ist das tägliche Wasser und sein Lager hart und auf Moos." So sprach die Sicherheit in vorder-österreichischem Dialekt, der

uns, weil fremd klingend, die Geschichte um so glaublicher machte, sprach's jedes Jahr an der Krippe, bis wir es auswendig konnten.

Und wenn einer die kühne Frage tat, und das taten wir immer, wo der Waldbruder herstamme, da steckte er eine Prise in seinen Schnurrbart, eine sogenannte „Mücke" unter der Nase, und sprach mit Rührung: „Der Waldbruder war ein Graf mit sieben Schlössern und zwanzig Schafherden; da kamen die Türken, die ‚zweimal vor Wien gelegen seyn' — nahmen ihm seine Frau und seine Schafe und verwiesen ihn ins ‚Elend'. So ist ‚der Grof Woldbruder wor'n'"!

Heiliges Christkindle! Jetzt warst du vergessen, und der Waldbruder im Zylinder besaß unsere ganze Sympathie; dein Stroh und deine Windeln waren nicht mehr imstande, uns von deinem größeren Elend zu überzeugen!

Die Anzüglichkeit des Waldbruders mit seinem Beutel hatte aber der Schuhmacher Xaver Holzer am Graben auch gemerkt, und er machte an seine Krippe ebenfalls einen Waldbruder. Die erste Nachricht schlug wie ein die ganze Kinderwelt bewegendes Ereignis in unsere Weihnachtsherzen. Und zuerst ging's diesmal zum Konkurrenz-Waldbruder mit einer Spannung, als gälte es ein oberhofgerichtliches Urteil zu fällen über die Rechte eines Kronprätendenten.

Und die Entscheidungsgründe waren schwer. Die Richter lagen in langem, unentschiedenem Streit, ob der „sicherheitliche" Waldbruder oder der „schuhmacherliche" der schönste sei. Der letztere trug ein Paar Stiefel à la Suworoff aus grünem Saffianleder, einen Mantel aus Schafspelz und eine phrygische Mütze von Schafleder. Der Bart war ebenso, wie an seinem Kollegen im Kloster. Ich stand entschieden auf Seite der in ihrem Beutelerträgnis schwer bedrohten „Sicherheit" und ihres Waldbruders, vorab deshalb, weil der Schuhmacher Holzer keine Herkunft mit etwas Türkischem für seinen Beutelmann hatte, sondern ruhig fortschusterte und uns Kindern die Gedanken allein überließ. —

Wo wäre ein so duftiger Waldbruder und ein Streit um seine Echtheit möglich an einem so fad glitzernden Christbaum!? Und wenn die „Kindlesmörder" mir auch am Tage der unschuldigen Kinder alles übrige am Krippele verdrängten und, wie schon früher gesagt, meine ganze Bewunderung hatten, so war mir und andern doch die „Krippeleszeit" eine in Religion und Phantasie überaus liebliche und poesievolle.

Ich habe in den siebziger Jahren eine Krippe für meine Dorf-Pfarrkirche am Bodensee erworben, und als ich sie zum erstenmal aufgestellt hatte und die Kinder des Dorfes in hellstrahlender Andacht und Bewunderung davor stehen sah, da traten Tränen mir ins Auge. Ich las die Seligkeit in den Kinderherzen und dachte an die Weihnachtstage in der Heimat und in der Jugendzeit.

Also fort mit den Christbäumen und Krippele her und „Waldbrüder" für die Kinder! —

Ein weltlich Fest steht noch lebhaft in der Erinnerung an meine Jugendzeit, der Geburtstag des Großherzogs Leopold am 29. August. Da ging's hoch her in der Vaterstadt, denn es rückte das Bürgermilitär aus, und am Mittag war Festessen für die Väter, und für die Kinder gab's dabei Kuchen. Am Vorabend ließ Lambert, der Schmied und Kapellmeister, „Zapfenstreich" halten durch die Straßen, und morgens um vier Uhr bliesen seine türkischen Musikanten die „Tagreveille", begleitet von der gesamten Jugend.

Ich kann heute noch die alten Märsche alle pfeifen, die damals am späten Abend und am frühen Morgen in der Vaterstadt ertönten. Was waren das für sommerduftige Morgen, wenn wir, barfuß und kaum die Höslein recht am Leibe, hinter den Musikanten drein trabten zu Ehren des Landesvaters! Und wenn die große „Trumm" erdröhnte und der „Schellenbaum" dazu und die „Platten", da hüpften wir vor Freude, und „bumm, bumm, bumm, br—rumm, bumm, bumm!" — machten wir hintennach. War dann

die Tagreveille zu Ende und berieten sich „die Türken" auf dem Rathausplatze, wo man den ersten Morgentrunk nehmen wolle, so zogen wir heim hinter die Suppenschüsseln, Kopf und Herz voll von Musik.

Um acht Uhr zog der „Boschesepp", der rotwangigste Bursche der Stadt, durch die Gassen und trommelte zum Antreten fürs Bürgermilitär die bekannte Melodie: „Zusammen, zusammen, ihr Lumpenhund usw." Jetzt trat ich in eine der wichtigsten und feierlichsten Aktionen des ganzen Jahres. Der Vater, ein ehemaliger Soldat, war Bürgerwehr-Hauptmann mit dem Charakter eines Majors, und ich durfte ihm, sobald der Trommler am Haus vorbeizog, im Kasten des zweiten Stockes den Degen holen, die silberbetreßten Epauletten, und den Tschako, während die Mutter die weißen Englisch-Lederhosen und den blauen Frack herbeitrug.

Stolz, wie ein Königssohn, legte ich die Insignien des Majors auf den Tisch und schaute freudig am Vater hinauf, während er sich vom Bäckermeister in einen stattlichen Offizier verwandelte. Jetzt kamen auch die beiden Leutnants in die Stube und meldeten sich beim Kompagnie-Chef, der Vetter Eduard Hansjakob als Premier- und der „Schwarzbeck" Joseph Fackler als Sekonde-Leutnant; letzterer der schönste Leutnant, den ich im Leben gesehen habe. Er wurde schon 1846 noch ganz jung Bürgermeister.

Unterdessen war es auch vor dem Hause lebhaft geworden, die Unteroffiziere und Soldaten traten an, wurden vom Feldwebel, dem Schuhmacher und Stadtrechner Gißler, verlesen und gemustert — für uns Kinder ein militärisches Schauspiel ersten Ranges. Ja, es waren stolze Soldaten, die alten Haslacher — ganz uniformiert wie die badische Linie — nach napoleonisch-französischer Art — getragen vom Festgeiste und einem guten Morgentrunk!

Die Türken von der Tagreveille erschienen jetzt auch in Uniform auf dem Platze, und sobald der Hauptmann heraustrat, ward Tusch geblasen, die Stadtfahne, geschwenkt vom

Fähndrich, dem Weber Stines, Justin Uhl, flatterte, und der Kompagnie-Chef kommandierte: „Achtung! Gewehr bei Fuß! Gewehr auf Schulter! Rechts um! Vorwärts marsch!" — Die Tambours schlugen, und die Hauptstraße hinauf marschierte das Kontingent der Kirche zu.

Nicht um eine Million hätten wir Knaben es uns abkaufen lassen, hintendrein zu marschieren. Ebensowenig waren wir aber in die Kirche zu bringen, weil die Soldaten auch nicht hineingingen, sondern am obern „Kasten" sich aufstellten — um bei „der Wandlung" drei Gewehrsalven abzugeben. Sobald es aber ans Schießen ging, fiel mir — ein Zeichen, daß ich frühzeitig nervös war — das Herz in die Hosen; ich sprang, so schnell ich konnte, heim zur Mutter in die Küche und schaute in das Herdfeuer. Man hatte mir gesagt, man solle beim Schießen ins Feuer schauen, d. i. in das Feuer, das aus dem Gewehrrohr blitzt, dann brauche man den Schuß nicht zu fürchten. Ich glaubte aber, man müsse in ein Herdfeuer schauen.

Nichts fürchtete ich mehr, als das Schießen. Und die Haslacher schossen doch so unschuldig; die meisten der alten Steinschlösser gaben oft gar kein Feuer, worüber sich der Vater nach der Schlacht manchmal bitter ausließ. —

Am Fronleichnamsfeste ward es ebenso gehalten mit dem Militär; aber da an diesem Tage auch in die Vesper am Nachmittag ausgerückt wurde, so wartete meiner noch ein besonderes Gaudium. Nach dem Frühgottesdienst marschierte nämlich das Volk in Waffen zum Vaterhaus zurück, stellte die Gewehre auf dem Vorplatze in Pyramiden auf, übergab einem Posten die Wache und verfügte sich zum Frühschoppen und nachher zum Mittagessen.

Regelmäßig hatte den Wachtposten der „Kappenmurer" inne. Er war, ehe er in die Linie von Haslach eintrat, vierzehn Tage in der Fremde gewesen und behauptete bei der Heimkehr, imstande zu sein, einem eine Kappe aus Stein und Mörtel herzustellen, weshalb er den obigen Spitznamen trug.

Sobald die Hauptarmee samt Offizieren ins „Bierkrämers“ Keller abgezogen war, befahl mir meine Mutter, dem Posten ein „Viertele Schnaps“ auf einen der Fruchtsäcke, die im Hausgang standen, zu stellen. Jetzt verließ der „Kappenmurer“, der als echter Soldat, welcher am Morgen im Feuer gestanden, wenn er auch wahrscheinlich nicht geschossen hatte, das „Feuerwasser“ liebte — seinen Posten und erschien beim Schnaps. Mich aber stellte er als Vorposten hinaus zu den Gewehren, um ihm allenfallsige Angriffe der Buben auf die Männerwaffen zu melden. Das war mir die zweitwichtigste Aktion der Militärtage meiner Vaterstadt und eine der kriegerischsten Erinnerungen meines Lebens. Und ich bin heute noch dem längst toten Deserteur, dem Kappenmurer, dankbar für die Summe von Hochgefühl, mit welchem er in jenen Tagen mein junges Herz erfüllt hat. —

Der Fronleichnamstag hatte für uns sonst noch seine eigenen Freuden. Da wurden am Vortag Birken und Lärchen im Walde geholt und am Morgen in aller Frühe vor den Häusern eingegraben, wobei wir Buben voll Vergnügen mittaten.

Am „Leopoldstag“ aber, wenn die ersten Gänge am großen Festtische im Kreuz vorüber waren, erschienen wir männlichen Soldatenkinder unter der Türe des Speisesaals und harrten des süßen Moments, da die Aufwärter den Vätern die Kuchen auf die Tische stellten. Sobald dies geschehen, eilte jeder auf seinen Vater zu, dessen Platz er zuvor scharf erspäht hatte, postierte sich hinter ihn, empfing des Vaters Anteil am Dessert und retirierte sich auf die Straße, um mit dem stillen, behaglichen „Gutsessen“ den Tag des Landesfürsten seinerseits zu beschließen.

Aber in jenen Stunden, da wir auf „das Guts“ warteten unter des Kreuzwirts Saaltüre, zogen auch die ersten Redensarten von Politik in mein Gehör. Gewöhnlich hielt der bürgerliche Festredner, Wunibald, der Schmied, ein kleiner dicker Mann und der Vater des „Louis“, der mich am Drei-

königstag zum Mohrenkönig gemacht, seinen Toast auf die badische Verfassung und das freie Bürgertum. Dieser Wunibald war einer jener heimatlichen Originalmenschen, wie sie die Vaterstadt meiner Jugendzeit zu Dutzenden zählte. Er übertraf an politischem Wissen den Strumpfwirker Schmieder um eine ganze Pferdelänge, denn seine Lektüre ging über Rottecks Weltgeschichte hinaus; er konnte Börnes „Briefe aus Paris" auswendig.

Für Börne und die badische Verfassung hätte er sein Leben hingegeben, wenn das Sterben so süß wäre wie das Redenhalten. Er übertraf an Redefluß alle anwesenden Beamten. Wenn da der Oberamtmann oben am Tisch saß und der Amtsrevisor und der Notar und der Gerichtsvollzieher und der Gendarmerie-Brigadier — und Wunibald, der Schmied, seine Rede tat, da schauten die Haslacher stolz auf den Sprecher und halb höhnisch auf „die Herren", als wollten sie sagen: „Aber unser Wunibald übertrifft euch alle!"

Gewöhnlich pries er die badische Verfassung und den Großherzog Karl, der sie anno 1818 gegeben. Der Wunibald war sehr belesen, aber das wußte er nicht, wie schwer diesem Großherzog die Verfassung vom Herzen ging und wie lange es hielt, bis er seine Unterschrift darunter setzte. Er würde sonst seine Lobreden einige Töne tiefer gestimmt haben.

Noch in seinem achtzigsten Lebensjahre hielt der Wunibald Reden über Volk und Freiheit. Und außer dem badischen Abgeordneten Kiefer hab' ich niemand so beredt das „freie, maßvolle Bürgertum" herausstreichen hören, wie Wunibald Kern, den Schmied. Zur Zeit des Perikles wäre er auf dem Prytaneum gespeist worden; so starb er ohne eine Bürgerkrone, die ihm gebührt hätte für die politische Begeisterung, in welche er seine Mitbürger beim Großherzogs-Essen zu versetzen wußte. Für seinen Mut aber war nicht leicht einzustehen. Als die Sache anno 49 kriegerisch wurde, trug er ständig ein Medizinglas in der Tasche und präsentierte es jedem, der von „Waffen" redete, als Beweis, daß er nicht

imstande sei, fürs Vaterland zu kämpfen. Ein Volksmann, wie es noch viele gibt. —

Zu den Festtagen rechneten wir in unserer Jugendzeit auch die Jahrmärkte in der Vaterstadt. Aber nicht bloß wir Knaben hatten da Festtage, sondern alle Bürger und Handwerksleute erkannten in Freuden die nationalökonomische Bedeutung dieser Tage. Denn an ihnen kamen die „Völker" aus allen Teilen des Kinzigtales und strömten zu Fuß, zu Roß und Wagen, mit Ochsen, Kühen und Geißen der Stadt zu, wo die Fleischtöpfe Ägyptens, die Krämerstände Schwabens und die Gewölbe und Bazars der Haslacher ihrer warteten nebst einem kleinen Stamm aus Jakobs Nachkommen, um sie zu bewirten, zu speisen, zu kleiden, zu schmücken, zu betrügen und auszuziehen. Es war ein Geldkrieg aller Geschäfts- und Handelsleute gegen das Landvolk. Alle Hände waren da beschäftigt im Dienste der Bauersleute, und die schlauen Haslacher hatten die süßesten Redensarten für die heiteren Kinder der Waldberge.

Der Löwenanteil am Genuß aber gehörte uns Kindern. Wir hatten nichts zu verkaufen und nichts zu kaufen — keines auch nur sechs Kreuzer in der Tasche — und doch gehörte die ganze Jahrmarktswelt unseren Augen und unseren Herzen. Aber während die Wirte und Krämer, Metzger und Bäcker, Juden und Judengenossen die Bauern um ihr Geld brachten, mußten wir mitkämpfen, am Morgen wenigstens, in diesem Krieg aller gegen die Bauernschaft.

So saß denn auch ich, ehe meine Schwestern größer waren, am Viehmarkt draußen mit einem Tisch voll Brot und Brezeln, um die ärmeren Landleute, die Geißen-Verkäufer und -Käufer, die Viehtreiber, das sparsame Volk Israels zu sättigen. Freilich nicht ohne Konkurrenz, wie sie in solch friedlichen Kriegszeiten bei einer Bäcker-Legion vorkommt. Da hatten sich neben mir ganze Reihen von Bäckers- und Metzgers-Kindern mit ihrer Ware postiert, und ich war der schlechteste Redner unter ihnen. Ich hab' nie im Leben das Flat-

tieren zuweg gebracht weder bei den Bauern noch bei Herren — und so kam es auch, daß ich in der Regel am wenigsten Brot verkaufte. Die Folge davon war, daß ich, sobald es ihr Alter zuließ, durch meine Schwestern ersetzt wurde und als „unbrauchbar zum Geschäft" freie Pirsch auf den Jahrmarkt erhielt. Schon vorher hatte mich die Magd ablösen müssen, wenn sie irgendwie abkommen konnte.

In dieser Lage, von den Eltern zur Disposition gestellt, suchte ich bei den Hausknechten der größeren Wirtschaften, bei denen wir uns täglich umhertrieben, weil stets fremde Fuhren kamen und gingen — mein Jahrmarktsgeld zu verdienen. Ich half ihnen, wie auch sonst oft, Rosse aus- und einspannen, tränken und füttern, und es kam dabei an diesen Tagen soviel heraus, um eine Wurst zu kaufen und einigemal auf einem „Karussell" zu fahren. Die übrigen Komödianten, wie Käsperle-Theater, Orgelspieler usw. genoß ich gratis, soweit es immer möglich war.

Wenn ich's machen könnte, so bekäme jeder Orgelspieler und Jahrmarkts-Komödiant, Feuerfresser, Schlangenbändiger, Zauberkünstler usw., nachdem er alt geworden im ehrlichen Volks- und Kinderdienst, aus dem Staatsbeutel eine Pension; denn diese Menschen haben ein unbestrittenes Verdienst um die Kindheit und um das mit ihr vielfach gleiche, gemeine Volk. Sie beleben die Phantasie, erheitern das Gemüt und bieten den Kindern und dem Landvolk den einzig geistigen Genuß unter all den Brot-, Fleisch- und Krämerwaren der Jahrmärkte. Und was sie spielen und was sie singen und sagen und machen, diese komödien- und vagabundenhaften Volkskinder, das ist eben aus dem Volk und für das Volk.

Statt aber diesen Leuten einen Ehrenplatz anzuweisen, werden sie vielfach schikaniert auf Jahrmärkten, während die Scharlatans, die Zuckerbäcker und Giftmischer, Fleckenwasser-Händler und Warenschwindler eine Rolle spielen; und diejenigen, welche dem Volk und den Kindern allein noch echte

Herzens- und Gemütsware, Poesie und Heiterkeit zuführen, sind verachtet und verfolgt.

Bis zur Stunde liebe ich, in treuer Erinnerung an die Jahrmärkte der Jugendzeit, die Drehorgeln und ihre Weisen und die Käsperle-Theater und ihre Witze. Und wenn ich den Ahnen dieser Leute in der Regel wenig oder nichts gab, weil ich nichts hatte, so bezahle ich heute dafür die Enkel um so besser.

Im Leben Richard Wagners las ich einmal, daß er auf einer Reise zu Heidelberg das erste Käsperle-Theater sah und entzückt war von der Virtuosität des Spielers, den er für den besten Schauspieler erklärte, den er im Leben getroffen habe. Heute im 20. Jahrhundert sind diese Theater auf den Jahrmärkten fast ganz verschwunden und neumodischer, gedankenloser Tingel-Tangel ist an ihre Stelle getreten. —

Mächtig wirkten in meiner Knabenzeit auch die „Moritaten", die auf den Jahrmärkten gezeigt wurden. Da standen vor einer an einer Stange aufgehängten mit Mordszenen und Hinrichtungen bemalten Leinwand auf einer Brettererhöhung ein Mann und ein Weib, meist Pfälzer, und sangen zu den Tönen einer Drehorgel im Biedermeier-Styl eine Schauergeschichte von Mord und Totschlag in jeder Form und von der Sühne der Untat.

Nach dem zweistimmigen Sang nahm der Mann eine Haselnußgerte und erklärte an den Bildern die grausen Taten und ihre Sühne.

War dies geschehen, so verkaufte die elegant aufgeputzte Pfälzerin das schöne Lied gedruckt für einen Kreuzer.

In Menge kauften es die Landleute, lasen es daheim und trugen so viel mehr Erbauung und Belehrung davon, als von der schönsten Predigt.

Auch die sittlich so famos wirkenden Moritaten haben aufgehört, wahrscheinlich, weil sie nicht mehr human genug gemalt und geschildert waren. —

Am „Martinimarkt" konnten wir Knaben übrigens für

unser Jahrmarktsvergnügen etwas mehr ausgeben. Es kamen da am Vorabend die „Brisgäuer", wie in Hasle die Bauern unterhalb Offenburg und des obern Hanauerlandes hießen, und brachten zahllose Wagen voll Krautköpfe zum Sauerkraut fürs ganze Tal. Wir Knaben spannten die Pferde aus, ritten sie in die Stallungen, luden die Wagen ab und setzten das Kraut in Pyramiden, pro Hundert um zwei Kreuzer. Mit zehn bis zwölf Kupferkreuzern in der Tasche verließen wir spät am Abend den Krautplatz; der „Fink hatte wieder Samen" und pfiff lustig in den kommenden Jahrmarkt hinein.

Jahre kamen und gingen, und von 1871—80 vertrat ich die Söhne jener „Brisgäuer", denen ich das Kraut manch Jahr abgeladen und aufgesetzt, teilweise im Landtage. Ich gäbe aber meine schönsten Kammerreden um einen einzigen Krautabend vor dem Martinimarkt in meiner Knabenzeit. —

Die Jahrmärkte hatten für uns noch eine kleine Nachfeier. Sobald nämlich die Krämer mit ihren Kisten am andern Morgen abgezogen waren, krochen wir auf den Knien in den Buden herum und suchten auf dem Boden: Nadeln, farbiges Papier, Geld und anderes, was im Gedränge des Tages auf die Erde gefallen war. Und jede Nadel oder Gluse wurde mit Freuden begrüßt als ein willkommener Fund. Fand man aber einen Groschen oder Sechser, so konkurrierte unser Pläsier mit dem eines kalifornischen Goldminen-Entdeckers.

Dankbar erinnere ich mich auch noch eines Käsehändlers aus dem Allgäu, der vor unserem Hause seine Ware feil hielt und mir an jedem Jahrmarkt ein Stück Käs schenkte, weil ich ihm Wein oder Essen an seine Bude holen mußte. —

Das ganze Welt- und Menschenleben gleicht eigentlich einem Jahrmarkt. Da ist ein Kaufen, Verkaufen, Drängen und Jagen, Fahren, Reiten und Treiben, bei gutem und schlechtem Wetter, wie an einem Maimarkt in meiner Heimat. Der eine spielt Komödie, und der andere lacht dazu; der eine

fährt Karussell, und der zweite bezahlt's ihm; des einen Bude steht oben im Weltleben, die des andern unten; ein vierter handelt mit Kraut und der fünfte setzt es ihm — (Schriftstellerei und Presse!). Da wird gekocht und gedämpft, dort wird gegessen und geraucht; die einen streiten und die andern gehen „per Arm" durchs Gedränge des Weltjahrmarkts. Der eine verkauft Zunder und Schwefelholz, und der Käufer zündet sein Lebenshäuschen damit an; dort schenkt einer Lüge für Wahrheit aus und die andern trinken's, als wär's „Krambambuli". Die einen sind nüchtern, die andern voll, die einen haben Hunger und kein Geld, die andern überladen sich den Magen. Der eine sitzt in einer Jahrmarktsecke und überzählt sein „Bares", der andere sucht in leeren Taschen, denn er hat's verloren. Dort ist eine Menagerie und hier ein Zauberkasten, jeder mit einem Kollegium. Ochsen brüllen, Schafe blöken, und die Vernünftigen hören zu und schweigen. Israel triumphiert, und der Christ lamentiert. Der eine hat Lebkuchen feil und der andere Wurmpulver; beides wird lebhaft gekauft, während das gesunde „Bäckerbrot" keinen Absatz findet. Bauern fahren Karussell, und „Herren" gehen zu Fuß. Esel sitzen zu Pferd und Gänse auf dem Stadtturm. Die einen tanzen auf dem Seil, und die andern halten sie für Künstler. So geht's auf dem Jahrmarkt der Welt! Und wozu?

Wozu? — wenn wir sterben — sterben müssen
Und von all dem Jahrmarkt nichts mehr wissen?!

Wozu, wenn schließlich alle ausverkaufen und ausgekauft haben, nur die nicht, welche Schätze sammelten, die weder „Rost noch Motten" verzehren?!

Und wer sind die einzigen Weltjahrmarktsmenschen, welche in diesem Drängen und Jagen am glücklichsten sind, am wenigsten haben und doch am lustigsten leben? Die Kinder, denn ihrer ist das Himmelreich hüben und drüben. Darum machen sie sich aber auch aus dem Sterben nichts,

weil das Leben ihnen in ihrer „Armut des Geistes" nur ein Stück Poesie ist, das der Tod in eine höhere Sprache übersetzt. —

Ich habe jetzt noch außerordentliche, periodische Festmomente zu nennen in unserer Jugendzeit: Festzeiten, die als solche, so auffallend es auch scheinen mag, jeder anerkennen wird, welcher ehrlich in seine Knabenseele zurückschaut. Diese Feste feierten wir bei Feuersbrünsten und Wassernöten. Feuer und Wasser sind Lieblingselemente des Kindes. Im Wasser zu waten, sich vom Regen durch und durch nässen zu lassen — oder ein Feuer anzuzünden, mit dem Lichte zu spielen, ist Lieblingstun schon dem kleinsten Knaben.

Je mehr aber diese Elemente ihre Naturkraft entfalten, um so poetischer kommen sie der Kindesseele vor, d. h. um so mächtiger wirken sie auf dieselbe ein und um so willkommener sind sie ihr. Ein großer Brand oder eine Überflutung der Kinzig, das waren uns Wonne-Erscheinungen.

Wenn die Sturmglocken ertönten, die Feuerspritzen rasselten und alles durch die nächtlichen Gassen rannte, so war uns das Musik, und im gestreckten Galopp ging's der Brandstätte zu. Je höher die Feuerswogen schlugen, je mehr das Gebälk krachte und stürzte, und je größer das Durcheinander, um so freudig staunender schlug unser Herz. Je ohnmächtiger die Menschenhilfe, um so lieber war es uns; denn wir standen ganz entschieden auf der Seite des Feuers. Wenn bis auf den Grund alles ausbrannte, so war das uns Wohlbehagen, ein Brand aber, gleich gelöscht, ein halber Kummer.

Als einst der Feuerlärm kam, es sei ein Brand in Steinach ausgebrochen, und ich die Stunde Weges im Sprung zurückgelegt hatte in der dunkeln Nacht, da brannte richtig meines Großonkels, des Tobias Mühle, meine Kirchweih- und Küchle-Mühle. Aber auch mit ihr hatte ich nicht das geringste Mitleid; sie sank, sank, sank vor meinen Augen, und das Feuer hatte mein Herz.

Ich erinnere mich wohl, daß es in dem benachbarten Städtle Wolfach damals oft brannte und wir Buben es schwer bedauerten, nicht mit den „Pumpiers" von damals mitfahren zu können. So brannte es im Februar 1849 in Wolfe, und man sprach allgemein davon, wie sehr sich dabei ein Haslacher, der Säger-Karle, ausgezeichnet habe. Es gab aber damals noch keine Medaillen. Der Säger, der schon oft sich bei Feuersbrünsten hervorgetan, bekam nur seine verbrannten Kleider und Stiefel von der Stadt ersetzt.

Er war übrigens auch ein kleiner Freund von mir, weil wir Buben öfters bei ihm auf der Säge waren, seinem Sägewerk zuschauten und uns im Sägmehl tummelten. —

Gerade, wie bei Feuersbrünsten, verhielten wir uns, wenn die Kinzig, was oft vorkam, so namentlich im Januar 1849 und im Herbst 1851, wieder einmal eine größere elementare Vorstellung gab. Was war das für eine Hochfreude für uns, wenn die Wogen höher und höher sich daherwälzten, Gartenhäge niederrissen und Felder und Wiesen überfluteten, wenn sie auf ihrem schäumigen Rücken Bäume und Balken, Hausrat jeglicher Gattung, Brücken und Stege einhertanzen ließen! Da rauschte Wonne in unser Kinderherz hinein. Und wenn die große Kinzigbrücke zu wanken begann, da ergriff uns nur ein einzig banges Gefühl, es möchte dem Wasser nicht gelingen, sie ganz in seine Umarmung zu ziehen. Wir ärgerten uns über die Anstrengungen der großen Leute, die dem Element noch etwas abkämpfen wollten. Wenn aber die letzten Brückenbogen in die Wogen versanken und die ganze Herrlichkeit dröhnend hinabsank in die Flut, da hätten wir gerne „Viktoria! Vivat Kinzig!" gerufen, wenn wir uns getraut hätten.

Bei dem „großen Wasser" von 1851 fiel der Schreiner Kraft nachts bei Rettungsversuchen zugunsten der Brücke in die empörten Wellen. Er konnte sich in der Ferne an einem Baume halten und rief um Hilfe durch die Nacht hin. Es wagten einige, ihm zu nahen, und es gelang die

Rettung. Wenn aber damals alle Männer ins Wasser nachgesprungen und ertrunken wären, ich glaube kaum, daß einer von uns geweint oder abgewehrt hätte.

Aber wie ist diese unbändige und unchristliche Kinderfreude an Bränden und Hochwassern zu erklären?

Es ist dieselbe weder Bosheit noch Schadenfreude, sondern lediglich das Interesse der Kindesseele an dem Hoch-Dramatischen solcher Erscheinungen. Das Alltagsleben des Kinderhimmels wird zur Abwechslung tüchtig durcheinander geschüttelt, die Elemente zeigen den großen Leuten zur Freude der Kinder wieder einmal „den Meister" und stellen riesige Wegweiser ihrer Kraft in die Gebilde „von Menschenhand". Bei solchen Schauspielen der Natur ist aber das Kind, welches dabei nichts zu verlieren hat, der lustige Zuschauer, in dessen weit offener Seele die Elemente mit Riesenschrift ihre Gewalt zeichnen. Jedes derartige Ereignis ist der Kindesseele willkommen, je großartiger und elementarer, um so lieber.

So sah ich denn mit Vergnügen die große Brücke über den heimatlichen Fluß mehr denn einmal in die Wasser sinken und aus denselben wieder erstehen. Dieses Wiedererstehen hatte für uns Knaben abermals seine eigene Anziehungskraft. Zunächst wurde ein Notsteg errichtet, auf dessen schwankenden Brettern über den Fluß zu tanzen uns ein Hauptvergnügen war. Die Errichtung der Brücke selber ging jeweils sehr langsam von statten.

Der Zimmermann Siefert, ein tüchtiger Meister, machte die Pläne und überwachte die Arbeiten. Bis aber die Pläne genehmigt, das Geld bewilligt, das Wasser klein genug war, gingen Jahr und Tag vorüber, und die Haslacher Volksdichter machten Spottgedichte auf das Werk.

Wenn aber einmal das Schlagwerk, die sogenannte Katze, ertönte und die riesigen eichenen Pfähle ins Flußbett zu treiben begann, da fehlten wir keine freie Stunde als Zuschauer. Es war uns ein ebenso interessantes als lustiges

Schauspiel. Die Katzen-Zieher waren damals meist die Haslacher Bürger und die Bauern am rechten Kinzigufer, welche fronsweise die Katze ziehen mußten.

Da wurde dann beim Neune- und Vesperbrot allerlei Kurzweil getrieben mit den Bauern, die Schnaps, Käse und Speck im Überfluß brachten und mit uns Buben und mit den lustigen Haslachern gerne teilten. Und es war für uns den ganzen Tag Kirchweih' an der Kinzig, und die „Katze" gab zwischen hinein dazu ihre Salven ins Tal ab. —

Aber auch in friedlicheren Zeiten, wenn im Frühjahr die Flöße aus dem oberen Kinzigtal talab fuhren, bot der Fluß uns seine Freuden. Die gewaltigen Flöße, die stolzesten Tannen des Schwarzwaldes dem Rheine und Holland zutragend, lockten uns Knaben zum Kinzigstrand. Und wenn die Flößer, Urmenschen an Kraft und Bildung, einzelne von uns, die ihnen bei kurzem Halt Wein und Brot hatten holen müssen, einluden, mitzufahren, so ward das mit Jubel akzeptiert und ohne daheim anzufragen.

Bis Gengenbach, vier Stunden unterhalb der Vaterstadt, machten wir die Floßfahrt dann mit. Und je mächtiger die Wasser zwischen den Tannen heraufzischten, je nässer sie uns machten, wenn es über einen Deich hinabging, je mehr die Flößer ihre Riesenkraft im Stauen und Lenken des langen Holzzuges zeigten, um so größer unsere Freude und unser Staunen. Und wenn wir dann durchnäßt zu Fuß den weiten Heimweg suchten und daheim, müde angekommen, gestraft wurden, so konnte dies keine Stunde lang die Freude über unsere Lustfahrt trüben.

Zwei Tage später fuhren in der Regel die Flößer, nachdem sie drunten an der Kinzig bei dem Dorf Willstätt ihren „Floß„ den Rheinschiffern übergeben, auf Leiterwagen singend durchs Städtle, und wir abonnierten dann bei ihnen schon wieder für die nächste Fahrt und die nächsten väterlichen Prügel.

Die Heiligen geißelten sich für ewige Freuden, und wir ließen als Kinder uns prügeln um eine Floßfahrt von wenig

Stunden, die uns nebenbei Nässe und Hunger im Überfluß brachte. Ist das nicht auch ein Stück Heldentum?! Ja, wenn wir alte Menschen für die himmlischen Freuden so viel dulden wollten, als oft ein Kind erträgt für seinen Kinderhimmel — in Kälte, Schnee, Regen, Flößerei und Prügel, so kämen wir alle in Abrahams Schoß! —

Sie sind verhallt und verrollt im Zeitenstrome, die Spiele und Festzeiten meiner Jugendjahre. Die Knabenspiele sind dem ernsten Spiele des Lebens gewichen, Osterhas und Santi Klaus legen und richten nicht mehr für uns und über uns. Die „Krippele" und ihre „Waldbrüder" von ehedem sind vergangen, wie der Schuhmacher Holzer und die „Sicherheit" im Kloster, ihre Schöpfer. Den Narrheiten der Jugend sind die Dummheiten des Alters gefolgt. Die Kirchweihtage mit ihren „Küchlen", Trauben und Nüssen und die Jahrmärkte der Heimat sind keine Kinderfeste mehr für uns. Und die Kinzigwasser fließen und toben, und die Feuer brennen, ohne daß wir es so lustig ansehen und uns freuen können, wie einst. Das Bürgermilitär ist eingegangen, und der „Kappenmurer" trinkt keinen Schnaps mehr auf dem Wachtposten. An des Großherzogs Geburtstag wird in Hasle nicht mehr gegessen und getrunken, wie damals, und die Knaben können kein „Guts" mehr holen und keine Reden mehr anhören über die badische Verfassung. Alles vorüber! Aber eines ist geblieben in dem großen, wunderbaren Gotteshaus, das wir Seele nennen, die Erinnerung daran mit der unverwüstlichen Flammenschrift des Kindergenius:

O selig, o selig, ein Kind noch zu sein!

Feld und Wald.

Eines der ersten Lieder, die wir als Kinder in der Schule singen lernten, besagte in wenigen Worten unsere Lust an Wald und Feld, und wir sangen deshalb jeweils aus Leibeskräften:

Im Wald und auf der Heide,
Da such' ich meine Freude.
Halli! Hallo!

So zieh' ich durch die Wälder,
So eil' ich durch die Felder
Wohl hin den ganzen Tag,
Wohl hin den ganzen Tag. Halli! Hallo!

Das Vaterhaus und die Straßen und Gassen der Heimat legen der Kinderfröhlichkeit noch eine gewisse Zurückhaltung auf. Sie muß sich mehr oder weniger an „Piano" halten; ihr „Fortissimo" aber feiert sie in Feld und Wald. Eine lustige Knabenschar im freien Feld oder im grünen Wald, die spielt mit vollen Registern die große Orgel des Jugendhimmels. Und hierin liegt mit der Unterschied zwischen der Kindheit eines Mannes und der eines Weibes.

Ich behaupte, daß die Erinnerungen an die Kindeszeit im Mann viel tiefer liegen und viel stärker auftreten, als in der Seele der Frau — einfach deshalb, weil im Knaben eine ganz andere Seele liegt als im Mädchen. Des Knaben Seele ist viel urwüchsiger, natürlicher, kräftiger und volltönender. Und darum weiß sie auch viel mehr zu erzählen aus der Jugendzeit.

Sie hat Kräftigeres erlebt. Ja, mancher ist als Knabe mehr an Energie und Schwung seiner Seelenkraft, denn als Mann. Zwischen einer echten und rechten Knabenseele und der Seele eines Mädchens ist ein Unterschied, wie zwischen einem blassen Veilchen und einem wilden Rosenstock. Darum sieht auch der Kinderhimmel eines Mädchens ganz anders aus als der eines Knaben; da ist abermals ein Unterschied wie zwischen einem tapezierten „Puppenzimmer" und einer grünen Waldhütte.

Der Kindergenius der Weibsleute kommt kaum übers Vaterhaus und die nächsten Gassen hinaus; er fürchtet den Regen, flieht vor den Schneeballen der Knaben, bekommt keine Prügel, bringt keine zerrissenen Hosen und keine steifen Finger heim, ist mitunter ein kleines Teufelchen, das lügt und denunziert, will gescheiter sein als des Knaben Jugendengel und schimpft über die „wüsten Buben" und ihre Unarten. Und in dem Mädchenhimmel stehen keine Tannen und Waldbäume, keine Kühe und Schafe, brennen keine Feuerflammen und rauschen keine Hochwasser. Da wird nicht „Räuberles" gespielt und ist kein Verständnis für Höhlen und Waldbrüder. Die Spiele sind ohne Witz und daher fad und weibisch oder eine armselige Nachahmung einzelner Knabenspiele. Spielgenie und Erfindung null.

Aber so ist's recht, so will es der Schöpfer der Menschenseelen. Der Mann muß „hinaus ins feindliche Leben", und deshalb treibt's den Knaben in Feld und Wald; er kämpft mit allen Elementen und spielt alle Rollen erwachsener Menschen. Die Frau gehört ins Haus, und danach ist die weibliche Seele schon in der Jugend angetan. Ihr Spiel und ihr geistiger Horizont bewegen sich im kleinen Kreise, und darum der große Unterschied zwischen beider Jugendzeiten. Mädchen, die in ihrer Kindeszeit schon knaben- und amazonenhaft auftreten, geraten in der Regel nicht und geben entweder Blaustrümpfe oder unbrauchbare Hausfrauen, oft gar Hausteufel ab.

Ich bin deshalb in dieser Richtung schon ein entschiedener Gegner der Emanzipation des weiblichen Geschlechtes, und das Turnen, Rad- und Schlittschuhfahren, das Reiten und Schwimmen, wie unsere weibliche Jugend in großen Städten es treibt, während sie nebenbei keine Suppe kochen kann, halte ich für einen verderblichen Unsinn. „Aber es ist sehr gesund!" Wenn die Menschen, um gesund zu sein und sich „kräftig zu entwickeln", turnen, reiten, schwimmen und auf Eis und Schnee fahren müßten, wäre das Menschengeschlecht schon längst ausgestorben und kaum so viele übrig, als nach der großen Sündflut zur Zeit Noes. Treibt den „deutschen Schulmeister" aus den unteren, mittleren und höheren Töchterschulen hinaus, gebt den Mädchen etwas mehr „Gassenfreiheit" und etwas weniger an unnötiger, klassischer „Bildung", dann braucht ihr keine Turnlehrerinnen und keine Schlittschuhe![1]

Es kommt für die Jugendzeit und ihre Erinnerungen sehr viel darauf an, wo man geboren ist, ob in Stadt oder Land, ob in kahler, baumloser Ebene oder in Berg und Tal, bei Wald und Seen. Für ein lustiges Knabenherz gehört entweder Wald oder großes Wasser zum vollen Jugendhimmel. Es werden deshalb Kinder vom Land und kleinen Landstädten viel mehr Heimweh haben, als Großstädter, und es werden sich Kinder, deren Vaterhaus in den Bergen und an Wäldern gestanden, viel mehr nach der Heimat zurücksehnen, als im flachen Lande geborene.

Seid mir darum zeitlebens tausendmal gegrüßt ihr Wälder und Berge der Heimat mit euern düstern Tannen, euern lichten Buchen, euern blumigen Matten und euern silbernen Quellen! Ohne euch fehlte den Erinnerungen an meine Kindeszeit die frische, frohmachende Bergluft und der grüne, herzerfrischende Waldesduft! —

Im Süden und Westen überragen, durch enge Tälchen von einander getrennt, drei hohe Waldberge das Heimat-

[1] Ich habe das anno 1879 schon geschrieben. Seitdem hat der Emanzipations-Teufel an Umfang riesig zugenommen.

städtchen: der „Urwald“, der „Bächlewald“ und der „Stricker-wald“. In jedem von ihnen liegen ganze Folianten meiner freudigsten Jugenderinnerungen. Der „Urwald“ war unser Liebling, der „Bächlewald“ unser Vogelhaus und der „Stricker“ das Terrain unserer Herbstmanöver.

Sommers- und Winterszeit hatten wir Fühlung mit dem Urwald. Wenn Schnee und Eis im Tale lagen und schneidig-kalt der Ostwind über die Berge pfiff, da fuhren wir Schlitten an den Abhängen und durch die steilen Hohlwege des Ur-walds herab. Und wie mühsam ward der Schlitten am Strick wieder den Berg hinaufgezogen! Aber ruhe- und rast-los ging's den Berg hinauf und hinunter, und wenn Schweiß und Durst uns überkamen bei dieser tagelangen Sisyphus-Arbeit, so galt eine Handvoll Schnee als Labetrunk, ohne daß je einer die Lungen oder den Magen sich erkältet hätte.

Unterhosen, Mäntel, Pelzmützen und Handschuhe kannten wir nicht in jenen schneeigen Urwaldstagen. Und doch waren alle Freuden der erwachsenen Menschen auf Winterbällen und an Bierabenden nicht zu vergleichen mit dem Kinderjubel, den wir mit unseren Schlitten am Urwald aufführten, während der Schnee unsere Eisenbahn und die Restauration in einer Form war. Und die Verzierung bei unserem Winterball besorgte der Wald mit seinen schneeblühenden Tannen und den kristallenen Eiszapfen am Waldrande hin.

Und die Schlitten, die hatten wir alle selbst gemacht mit erbettelter Hilfe nachbarlicher Handwerksleute. In jenen Tagen hatten Vater und Mutter kein Geld für Schlitten und Schlittschuhe, selbst wenn die Eltern nicht arm waren. Die ersten Schlittschuhe kaufte ich vons „Kühmartis Fritz“, einem Schlosserlehrling, der sie selbst gefertigt hatte, um 18 Kreuzer. Ich hatte zwei Jahre lang daran zu zahlen, bis sie mein waren. Und die Riemen dazu, aus lauter Lederstückchen zusammen-geflickt, „heischte“ ich beim Nachbar Landolin Stelker, dem Schuhmacher. Jetzt hängen die Schlittschuhe aller Systeme an den Christbäumen.

Wenn aber die ersten Frühlingslüfte über den Urwald gingen, die Schneedecke vertrieben und seine Bächlein flüssig machten, da holten wir auf seinen Waldwiesen im „Ried" die „Mattengele", welche das Zeichen waren, daß das Waldtor sich uns wieder öffnete. Und wenn dann der Kuckuck seine Rufe erschallen ließ im Walde und Drossel und Amsel lockten, da zogen wir hellauf in die Tannen hinein und sangen und jauchzten mit ihnen, daß Berg und Tal ihr Echo gaben.

Der erste Zug galt dem heiligen „Brunnen", der in der Mitte des Urwaldes sein kühles Wasser in die Schluchten hinabsendet. Er heißt der „heilige Brunnen", weil hier ein frommer Knabe, den das Volk deshalb selig sprach, vor Jahrhunderten war ermordet worden. St. Rudolfus ist sein Name, und sein Mörder soll ein Metzger gewesen sein. Der Brunnen aber quillte erst auf den Mord hin aus dem Waldboden, und sein Wasser gilt als heilsam für kranke Augen.

Als noch das untere Kinzigtal zur Diözese Straßburg gehörte, zogen viele Wallfahrer aus dem Elsaß zum heiligen Brunnen und sangen das uralte Lied vom hl. Rudolfus:

Es war ein feiner Knab',
Sein's Alters achtzehn Jahr,
Im Haslacher Tal.
Er ging abends spat
Bei Haslach durch den Wald,
Wohl durch den Wald, wohl durch den Wald.

Sein Kamerad ging auch mit ihm.
Er gedacht kein Böses nicht,
Kein Böses nicht —
Da sprach der Bösewicht:
Bald sterben mußt du heut'
Wohl in dem Wald, wohl in dem Wald.

Ach liebster Kamerade mein,
Was hab' ich dir Leid's getan?
Gedenk' an Gott, gedenk' an Berg und Tal,
Wo wir sein's geloffen all'!
Gedenk an Gott, gedenk an Gott! usw.

Längst sind die Wallfahrer von drüben verschwunden, und auch das Lied ist verhallt; aber der heilige Brunnen ist eine Kinderwallfahrt in den Urwald geblieben bis heute. Da wird getrunken, die Äuglein werden gewaschen, auf den Bänken geruht und Waldluft eingesogen nach Herzenslust.

Die Kinderliebe zum hl. Brunnen hatte aber zu meiner Zeit noch einen geheimnisvollen Grund. Uns war gesagt und von uns selbstverständlich geglaubt worden, daß aus dem hl. Brunnen sämtliche kleine Kinder geholt würden und zwar aus der dunkeln Brunnenstube unter den „drei großen Tannen". Wie oft lagen wir, einer nach dem andern, unter dem kleinen Mauerloch und schauten in das stille, schwarze Wasser hinab, um einmal so ein kleines Menschenkind darin zu erblicken! Vergeblich! Zum Zeichen aber, daß der Ort uns heilig sei, machten wir kleine Kreuze aus Tannenholz und steckten sie ins Laub und ins Moos über der geheimnisvollen Brunnenstube im heimatlichen Urwalde.

An Frühjahrs- und Sommer-Sonntag-Nachmittagen, wenn Alt-Haslach vor den Häusern oder in den Bierkellern saß, war zu meiner Zeit ein großer Teil der Schuljugend regelmäßig am hl. Brunnen und machte Kreuzle; ob im zwanzigsten Jahrhundert noch, möcht' ich sehr bezweifeln. Die heutigen Kinder sind ja viel gebildeter und aufgeklärter als wir.

Wenn wir getrunken und geruht und unsere Kreuzlein vollendet hatten, ging's hinunter auf die Engelsfelsen, wo wir „Engelsüß" ausgruben. Weil diese süße Wurzel nur auf jenen Felsen wuchs, hatten dieselben den schönen Namen bekommen. Und weil das Volk neben den Engeln auch gleich an den Teufel denkt, so hieß ein einzeln stehender Fels weiter unten im Wald des „Teufels Kanzel".

Hunderte von Nachmittagen der Jugendzeit verrannen mir im Urwald auf diesen Felsen und am hl. Brunnen. Und wenn ich an sie zurückdenke, so geht's mir wie unserm Eichendorff:

Noch rauscht der Wald im Grunde
Fort durch die Einsamkeit
Und gibt noch immer Kunde
Von unsrer Jugendzeit.

Bald mächt'ger und bald leise,
In jeder guten Stund'
Geht diese Waldesweise
Mir durch der Seele Grund. —

Ich bin leider arm an irdischen Gütern; es geht bei mir jahraus, jahrein „Null von Null" auf, und ich werde wahrscheinlich auch nie zu größeren Mitteln gelangen. Allein, wenn mir's möglich wäre, zum hl. Brunnen würde ich ein Kapellchen bauen und dazu eine Einsiedelei für mich selber, so oft ich mich von der Welt losmachen könnte[1]. —

Wenn der Mai kam, so machten wir frühmorgens schon lange vor Sonnenaufgang unsere „Maienkur" in den Urwald und streiften über seine höchsten Höhen hin bis zur Hütte des Malers Sandhas, von der aus wir dann die Sonne das ganze Tal weithin vergolden sahen. Und die Drosseln sangen dazu, die Tannen rauschten, und wir jubelten ins Tal hinab, von dem herauf die Glocken riefen zum Angelus des Morgens. Maiblümchen hatte er keine, unser Urwald, aber Mailuft in seinen Tannen, die uns ebenso entzückte. Wollten wir Maiblumen, so mußten wir in den „Eichenbach" beim Strickerwald. Aber nur um ihretwillen ward in der Maienzeit der Eichwald aufgesucht. Denn ein Eichwald hat für ein Kinderherz nichts Anziehendes. Die Eiche ist zu aristokratisch, zu langweilig, zu parforcejagdlich und darum ohne Poesie für die Kindesseele. Sie ist ein Baum für den altgewordenen Menschen, weil alte Eichen alte Lieder singen, Lieder voll Wehmut und Elegie. Ich kann es deshalb nicht recht begreifen, warum die Eiche vorzugsweise der „deutsche Baum" genannt wird.

[1] Aus dem Plan wurde nichts, denn als ich zu Mitteln gekommen, war ich zu alt und hätte den nicht fahrbaren Weg zum heiligen Brunnen nicht mehr zu Fuß zurücklegen können.

Wenigstens wird das keinem Schwarzwälder und keinem Süddeutschen einleuchten. Bei uns ist der Tannenbaum der deutsche Baum, und wenn wir recht poetisch sein wollen, der Lindenbaum. Diese beiden haben ihre eigenen Volkslieder, vom Eichbaum ist mir keines bekannt. —

Man kann es nicht genug wiederholen, daß die Seligkeit der Kinderzeit vor allem darin besteht, daß das Kind seine höchsten Freuden in den einfachsten Dingen sucht und findet. So erregt ein Vogelnest, im Walde gefunden, in der Kindesseele eine ganze Batterie elektrischer Freudenströme.

Wer vermag die herrlichen Stunden zu zählen, welche wir im „Bächlewald" verlebten, wenn wir in den düstern jungen Tannenschlägen umherkrochen, um Nester von Amseln und Drosseln zu suchen, und die hocherregten Herzschläge, wenn wir ein Nest gefunden und die getüpfelten Eilein oder die jungen Vögelein vor den gierig geöffneten Kinderaugen lagen, während der Körper zitternd an den Tannenzweigen hing?!

Nur zum Zwecke der Nester-Suche sah uns der Bächlewald in seinem Walddom, zum Spiel war er zu finster, hatte keine Felsen und Brunnen, und es fehlten ihm die Kinderfrüchte. Da hatte uns der liebe Gott im Sommer wieder seinen Tisch im Urwald gedeckt in den Heidelbeerschlägen und in dem Himbeerwald ins „Seilers Dobel".

Was das für ein Vergnügen ist für ein Knabenherz und welche Delikatesse für seinen Magen, so einen Nachmittag, wenn die Sonne draußen sengt und brennt, im kühlen Wald in einem Heidelbeerfeld liegen — das kennen Kinder in großen Städten nicht! Arme Land- und Bettelkinder, die sie selbst lieber gegessen hätten, bringen diese Waldbeeren in die Städte. Ich möchte keine davon; es hängt Kinderblut daran, das Herzblut oft der armen Kleinen, die im Wald für andere sammeln müssen, was der liebe Gott recht eigentlich für sie hat wachsen lassen. -

Darum, ihr Stadtmenschen, bedenkt es, wenn ein abgehärmtes Bauernkind erschrocken an eurer Türe klopft und

Erdbeeren oder Heidel- und Himbeeren feil bietet, oder wenn mit solchen ein armes Bauernweib, dessen Kinder sie gesucht, auf dem Markt sitzt, bedenkt es, daß die Kinder ihr Liebstes euch verkaufen mußten, schachert nicht um sein Herzblut und versüßt ihnen und ihrer Mutter noch durch irgendeine andere Gabe den Verlust! —

Wie teuer erkaufen die erwachsenen Menschen ihre Sommer-Erfrischungen, ihr Gefrorenes und ihr Lagerbier, während die Knaben im Walde, in unseres Herrgotts Sommergarten, an den edlen Säften der Beeren sich erkühlen, bis die Zähne ihren Dienst versagen! Und wenn wir die Frage aufwerfen, wer von beiden gesünder sich erfrischt, so kommt die richtige Magenphilosophie auf Seite der Kinder. —

Wenn der Herbst das Buchenlaub unseres Urwaldes zu vergolden und die Sonne melancholisch zu werden anfing, zogen wir in den „Strickerwald“, der am meisten gegen Westen lag, am längsten die Sonne und keine sterbenden Buchen hatte. Da war der „Galgenbühl“, auf dem einst die fürstenbergische Kriminaljustiz ihre Delinquenten hinrichtete, unser Hauptquartier und der Wald nebenan das Revier fürs Räuberleben. Jeder Sonntag-Nachmittag gehörte diesem ehrsamen Spiel, und ward dabei in der Regel wirklicher Raub verübt an den Apfelbäumen der benachbarten Felder.

Es ist die Lust, Obst zu stehlen, eine Versuchung aller Jugend, die dazu in der Lage ist, aber in meinen Augen ein entschuldbares Vergehen. In unserm ganz schrecklich ausgebildeten Polizeistaat werden jetzt die Knaben gestraft, wenn sie Obst auflesen, das unseres Herrgotts Wind vom Baum herab auf die Straße geworfen hat. Wenn aber kaum der Schule entwachsene Buben erklären, sie seien religions- und konfessionslos, hat der gleiche Staat nichts dagegen und behält diese gottlose Jugend mit Vergnügen in seinen Gymnasien. —

Wenn es viele Menschen gibt, die in ihrem Hochmut nicht begreifen wollen, daß der Sündenfall der ersten Menschen an einem Apfelbaum geschah, so bedenken diese Leute

nicht, daß Eva im Zustande absolutester Kindheit war und darum Kinderbegierde nach den „schönen, rotbackigen Äpfeln“ hatte und daß es somit der Schlange, dem „ersten Blaustrumpf ohne Füße“, wie Heine sie nennt, schon aus diesem Grunde leicht wurde, unser gutes Ur-Mutter-Kind zum Falle zu bringen. Ja, es liegt echt göttliche Weisheit darin, die ersten Kindermenschen zu ihrer Willens- und Gehorsamsprobe vor einen vollen Apfelbaum zu stellen!

Auf mich machte ein mit Früchten beladener Apfelbaum — ich weiß nicht, ob im Zusammenhang meiner Seele mit dem Sündenfall — den verlockendsten Eindruck unter allen Obstbäumen. Äpfel brechen, Äpfel auf dem Baum essen, Äpfel — stehlen war mir Hochfreude, und ich erinnere mich lebhaft, daß ich eines Tages auf dem Weg zu einem rechtlich zu leerenden Apfelbaum beim „Neuen Tor“ vor Freude buchstäblich in den Bach sprang und in nassen Kleidern lustig den Baum bestieg. —

So ein Räubertag am Galgenbühl kam uns als das unschuldigste Vergnügen vor trotz des Diebstahls. Wir sahen uns als Gotteskinder an, die an allem teil hätten, was der liebe Gott hatte wachsen lassen. Geld stehlen z. B. war uns ausgemachte Sünde, aber Kirschen, Äpfel, Nüsse und Rüben zu „holen“, galt uns als Kinder-Recht, namentlich unter dem Räubertitel.

Man wird vielleicht sagen, ich predige da eine schöne Moral. Ich will nun allerdings zugestehen, daß ich diese Kinderübung für keine berechtigte Leidenschaft halte, allein so viel ist mir doch sicher, daß wenn wir auf dem Todbett dereinst nichts mehr und nichts anderes werden zu bereuen haben, als daß wir in den Kinderjahren bisweilen, um süddeutsch zu reden, „an die Äpfel und Birnen gegangen“ seien — so dürfen wir die Augen ruhig schließen — als Heilige. —

Was war das ein Kinderhimmel! Drunten im Tale die Sonne, wie sie ihren sterbenden Sommer verklärte und küßte, und überall Sonntagsruhe im Herbstgewande, und

wir droben auf dem Galgenbühl, geschart um den Hauptmann, Äpfel verzehrend am Tannenwald, der in den wunderbaren Farben des Spätsommers seinen Frieden ergoß über die kleine Räuber-Schar!

Wir waren nichts im Leben, hatten keine Stellung und keinen Rang, keine Titel und keine Orden, keine Staatspapiere und keine Diplome, wir waren die verworfensten Individuen — Räuber — im Spiel und in der Tat — und doch königlich vergnügter als alle jene Menschen, welche die Welt um ihrer Vorzüge und Besitztümer willen selig preist. —

Dreißig Jahre später war mein Vetter Karl Besitzer des Galgenbühls, aber gewiß nicht so glücklich, als damals, da auch nicht der Fleck sein eigen war, auf dem er als Räuber die gestohlenen Äpfel sich zu Gemüt führte. —

Der Herbst nahm uns für kurze Wochen aus dem Wald hinab ins Tal, auf die Wiesengründe am Flusse hin. Da verlebten wir unsere Tage als Hirten. Selige Hirtentage, ich kann fast nicht ohne Tränen der Wehmut euer gedenken!

Ich bin fest überzeugt, daß der große Hirte der Menschen, Jesus Christus, unter Hirten wollte geboren werden, weil dieser Stand zu den ersten und schönsten in der Welt gehört.

Wer nie im Leben Hirtenknabe war, wird auch die Seligkeit dieses Stück Kinderlebens nicht recht begreifen. Und doch ahnt jedes Dichterherz die Poesie desselben und mit die schönsten Gesänge und Lieder des Dichtergenius lehnen sich ans Hirtenleben an.

Ich meine aber damit nicht die Schäferpoesie und das Schäferdrama, wie sie seit dem 16. Jahrhundert aus Italien nach Deutschland und England zogen, wo die Schäfer in der Montur von Kammerherren auftraten und die Schäferinnen seufzende Hofdamen waren. Ich meine die Lieder, wie sie die Hirten auf den Feldern Bethlehems gesungen und ihnen nach die Hirtenknaben „an Wief' und Quelle“ und „die hl. drei Könige von Haslach“, jene echten Volkslieder, denen ein Goethe gelauscht hat.

Wenn der Spätherbst seine zarten Lichter auf die Matten der Heimat sandte und die Schule uns keine Sorgen mehr machte, ward am Nachmittag „ausgefahren", wie der übliche Sprachgebrauch lautete. Wenn ein Fürst „ausfährt" mit seinen arabischen Vollblutpferden, kann er unmöglich so still-vergnügt sein, als ich, wenn die Mutter das Stück Brot dem Hirtenknaben in die Hand gab mit dem Auftrag, jetzt auszufahren, und wenn dann die Kühe, im Stalle entfesselt, munter auf die Straße eilten, der Hirte seinen gegen Regen schützenden groben Zwilchsack um die Schultern legte, seine selbstgefertigte Peitsche knallen ließ und, sein Hirtenbrot verzehrend, die Tiere vor sich hertrieb, der Wiese zu, dem Mühlengrün oder den Kinzigmatten oder auf den Brühl oder in des Sandhasen Halde.

Draußen aber, wenn die Herde im Grase weidete, traten die Hirten zusammen zum fröhlichen Spiel. Das kleine Hirtenfeuer ward angezündet, der nahe Wald hatte das Holz geliefert, Äpfel wurden gebraten und Kartoffeln geröstet. Nebenbei ging's auf den Mäusefang oder es wurden „Ringle gespickt", eine Schützenübung. Das „Diner" aber bestand an feierlichen Hirtentagen aus einer Kartoffelsuppe mit Milch, die wir selbst von unseren Kühen gemolken und zu der wir die „Erdäpfel" auf dem nächsten besten Acker ausgegraben hatten.

Und wenn es dann zu dämmern anfing und das Abendglöcklein rief und die Hirtenbüblein heimkehrten mit ihren satten Kühen und vor dem Hause sie vorführten, damit Vater oder Mutter schaue, ob der Hirte auch gut geweidet, dann zog der seligste Kinderfriede durch unser Herz, und Sternlein schwammen am Kinderhimmel, die wir jetzt, alt geworden, nur noch ahnen können in der Tiefe wehmütiger Erinnerung — an die selige Zeit des Hirtenknaben.

Und wie beneideten wir in jenen Tagen die einsamen Berg-Hirtenknaben der umliegenden Dörfer, die große Herden und dabei auch Schafe hüten durften droben auf den Bergen

und hüten durften nicht bloß den ganzen Tag, sondern auch den ganzen lieben Sommer hindurch bis tief in den Herbst hinein — und die keine „Schule“ hatten.

Wie unendlich sinnig und praktisch waren die Menschen von ehedem! Noch kannte ich in meinen Knabenjahren den alten Hirtenlehrer aus dem Fischerbach. Er war Stammgast im Vaterhaus. Ihn hatten vor Jahren die Bauern angestellt als Lehrer für ihre Hirten auf den Bergen. Ein „Seminar“ hatte er nie gesehen, nicht einmal eine Volksschule; aber er konnte lesen, schreiben und rechnen wie ein „Professor“, war ein armer Teufel und ließ sich deshalb folgendes gefallen: Die Bauern gaben ihm, je einer acht Tage lang, Speise und Trank und für die Nacht ein Lager auf der Ofenbank, und dafür ging er den Tag über zu den Hirten in die Berge, setzte sich mit ihnen unter eine „Hecke“ und lehrte sie die Elemente alles Wissens. An Sonntagen schrieb er den Bauernmädchen ihre Briefe an die Soldaten, besorgte die Korrespondenz des Bauern und verdiente dabei noch einiges Bare.

Das war der Stand des „Heckenlehrers“, wie er allgemein hieß — vor vierzig Jahren. Ich habe seine Schüler alle gekannt als Männer, und wenn ich sie mit den heutigen Bauern der Heimat vergleiche, so waren sie um kein Haar dümmer als diese. Sie wußten allerdings nicht, wie viele Flüsse China, wie große Berge Persien und wie viele Amtsgerichte Baden habe, sie wußten nicht mit Dezimalen zu rechnen, hatten nichts vom Einfluß des Phosphors und Kalis auf den Feldbau gehört und konnten nicht Schöffen und Geschworene werden, aber sie hatten mehr Frucht in den Kästen, mehr Kirschenwasser auf dem Speicher, mehr Schinken im Kamin und mehr Kronentaler im Beutel, als ihre Söhne und Nachfolger. Auch räsonierten sie nicht über Dinge, die sie nicht verstanden. —

Die Hirtenbüblein trieb man später im Sommer und Winter in die Schule, und der Heckenlehrer mußte mit Besenmachen sein Geld verdienen, aber das ganze Bauerntum

ist heute im Kopf und im Magen viel schlimmer daran, als zur Zeit der „Heckenlehrerei“, wo die Gemeinden diese Riesenausgaben nicht hatten für die Schulen und die Menschen doch das lernten, was übergenug ist für den, der im Schweiße seines Angesichtes sein Brot verdienen und es in der Erde suchen muß — nämlich Lesen, Schreiben und Rechnen nach den vier Spezies. —

Mir erschien das Hirtenleben der Bauernkinder auf den Bergen der Heimat unendlich reizvoll in den Tagen meiner Jugendzeit. Der Vater hatte mir einmal ein Schaf gekauft bei dem Knecht eines Bauern auf dem Dierlisberg, einer zwei Stunden von Haslach entfernten, steilen Bergeshöhe. Das Tier sollte aber entsprechender Weide wegen bei dem Bauer bleiben. Da zog ich denn manchmal hinauf, um das Schaf zu besuchen. Und wenn dann der Bauer mich in die Berghalde wies, hoch oben über seiner Strohhütte, wo der „Hirtenbub“ bei den Tieren sei, da eilte ich voll Herzklopfens zu ihm hinauf und saß stundenlang bei ihm und seinen Schafen und Rindern.

Er hieß Sepp und war ein armer, vaterloser Bube, aus dem Dorfe Biberach, drunten an der Kinzig.[1] Auf dem Kamm des Berges kamen dann noch die Hirten vom Barbaraster- und vom Heizenhof mit uns zusammen. Und wir aßen das „Weißbrot“, das ich aus dem „Städtle“ mitgebracht, und schauten weithin über Berg und Tal, hinab bis zum Straßburger Münster und hinauf bis zum Kandel.

Des Bauern Sohn, der Klaus, war jeweils auch dabei. Er wurde später selbst „Dierlisbur“, starb aber schon vor Jahren.

Der Dierlisberg weckt mir heute noch, so oft ich ihn von irgend einer Höhe der Heimat aus sehe, die seligsten Gedanken an jene Hirtenstunden.

Und welch sinnige Zusammenkünfte hatten die Hirtenknaben unserer Berge damals und, wie ich höre, heute noch!

[1] Ich sah diesen Hirtenknaben erst 1898 wieder auf dem Haslacher Trachtenfest als greisen Mann.

Am Pfingstsonntag-Nachmittag, ehe der Weidgang für den Sommer begann, sammelten sie sich auf der Höhe des Elztals, unweit der „Heidburg", und hielten Glocken-Revue. Jeder brachte die Glocken mit, die seine Lieblingstiere zu tragen pflegten, um am Glockenton zu hören, wo das Vieh weide, wenn es vom Hirten sich entfernt. Da wurden dann Glocken vertauscht und in allen Tonarten die Glöcklein probiert, die einsam über die Berghalden hintönen sollten den Sommer über und hineintönen in das stille Kinderherz des Hirtenknaben. Wie hochpoetisch ist solch eine Kinder-Versammlung! Nur in Kinderseelen konnte der Gedanke wachsen, der Hirtenglocken wegen sich zu versammeln. —

Wie muß das ungeschaute, vom Hirtenkinde selbst nicht verstandene Schaffen einer kleinen Menschenseele wunderbar sein, wenn sie so monatelang auf den Bergen weilt, über die Waldeshöhen hinschaut und hinab in die Täler und den ganzen Tag still sinnend bei den friedlich weidenden stummen Tieren ihr Leben lebt und ihre Gedanken spinnt?!

Und wenn ich heute noch bei Besuchen in der Heimat auf einsamen Höhen hütende Kinder treffe, so ist es mir eine wahre Wonne, bei ihnen zu verweilen und durch allerlei Fragen in ihrer mir so geheimnisvoll erscheinenden Hirtenseele zu forschen und zu lesen.

Es durchzuckt mich eine Ahnung von diesem Leben der Kindesseele beim einsamen Hirtendienst, wenn ich zurückdenke an die Stunden und Tage, an denen ich selbst mit meinen Kühen — fern vom großen Weidfeld an der Kinzig — droben in der „Halde" unter dem Urwald allein hüten mußte auf den Kleeäckern des Vaters. Ich saß da oft stundenlang auf einem Markstein und spielte mit den Grashalmen zu meinen Füßen oder auf einem Apfelbaum und träumte von seinen vergangenen Früchten und verkehrte so mit der todesstillen Pflanzenwelt, als könnten wir reden miteinander und zwar per „Du".

Wir hatten damals eine schwarze Kuh, die des Vaters

Brennknecht Joseph Matt in dem württembergischen Dorfe Waldmössingen, zwischen den Städtchen Oberndorf und Schramberg gelegen, gekauft hatte. Mit dieser stand ich auf so gutem Fuß, daß ich auf ihr reiten konnte.

Ich legte bei der Heimfahrt meinen Zwilchsack als Sattel auf ihren Rücken, trieb die andern drei Kühe vor mir her und ritt auf der Schwarzen, pfeifend und mit der Peitsche knallend, am Abend heim und führte meine satten Kühe „zu Pferde vor“, ein nützlicherer und für mich stolzerer Vorgang, als wenn bei einer Parade ein Regimentsinhaber dem „allerhöchsten Kriegsherrn“ sein Regiment vorführt. —

Ganz in der Nähe der genannten, einsamen Weide stand in einem kleinen Waldtale die Hütte des Abdeckers oder, wie er in Hasle hieß, des Schinders, behangen mit allerlei Gerippe von toten Pferden, das da in der Luft bleichen sollte. Es war schreckhaft still und öd' um diese Hütte, und doch weilte ich manche Stunde an dieser Gräberstätte gefallener Tiere. Was ich dort alles phantasierte, hab' ich vergessen, aber das Wohlbehagen an dem schauerlichen Ort lebt noch in meiner Seele. Über dem Tälchen drüben weidete bisweilen mein Schulkamerad, Sieferts Rudolf[1], seine Kühe. Am Abend zogen wir dann gemeinschaftlich heim mit unseren Tieren, die frei uns vorausliefen.

Einmal nun gingen meine Kühe vom Wege ab und tanzten in eine neuangelegte Wiese tiefe Löcher hinein. Da kam des Wegs eben der Eigentümer daher, der Schmied Sahl, sah den Schaden, schnitt eine Weide am Bach, ergriff den nächsten besten der zwei Hirten und prügelte ihn trotz der Beteuerung seiner Unschuld durch. So kam es, daß der unschuldige Rudolf die Prügel erhielt, die eigentlich von Rechts wegen dem „Philipple“ gehört hätten. —

Noch eines ist mir aus dem Solo-Hirtentum erinnerlich. Ich las dabei zum erstenmal den „Till Eulenspiegel“. Mein Vetter Karl hatte ihn von seinem Nachbar, dem alten Breit-

[1] Der Postsekretär in meinem Buch „Wilde Kirschen“.

haupt, geliehen erhalten und mir als Kleinod anvertraut. Das ungebundene Büchlein war ganz schwarz auf allen Blättern vom vielen Gelesenwerden, und als ich dahinterkam, im Kleefeld liegend, da hätte man meine Kühe stehlen können, ich hätte es nicht mehr gesehen. Diese Schwänke, diese Komik, dieser Mutwille waren Musik für ein lustiges Haslacher Knabenherz.

Heute sind der „Eulenspiegel“ und die vielen wunderbar schönen deutschen Volksbücher fast ganz aus den Häusern der Bürger und Bauern verschwunden, und an den Jahrmarktsbuden trifft man meist neuern, gemeinen Schund. So fand ich erst dieser Tage in einem Pferdestall die Lektüre des Kutschers; sie hieß: „Der Spitzenkragen oder König Georg und Lady Horatia.“ Das Büchlein hatte ganz das Röcklein der alten Volksbücher, aber der Inhalt ist nicht edles Rittertum und fidele Eulenspiegelei, sondern moderner Skandal.

In meiner Jugendzeit war in jedem Haus irgend eines der alten Volksbücher. Dieses und ein Kalender bildeten in der Regel mit den Gebetbüchern das ganze Inventar an Lesbarem. Heute hängt in jedem Bauernhaus hinter der Stubentür ein Zeitungsblättle, und jedes Schulkind hat eine kleine Bibliothek von Schulbüchern, und auf den Jahrmärkten fragen die Bauernbursche und Mädchen nicht mehr nach dem „Eulenspiegel“ und der „schönen Magellone“, sondern nach „Liebesgeschichten“ ordinärster Art. —

Noch an einen stillen Hüteort, den ich vergessen hatte, wurde ich erst im Jahre 1906 wieder erinnert. Da kam eines Tages zu mir ein alter Mann aus Dinglingen bei Lahr und stellte sich mir vor als der Hirtenbube, der in den Jahren 1846—51 neben mir „im Stricker“ gehütet habe.

Jetzt fiel es mir wie neue Sternschnuppen an meinem Kinderhimmel ein, daß ich oft allein, weitab vom Städtle, in dem einsamen Rinnsal, das einst Gletscherwasser in die Strickerwaldberge gerissen, meine Kühe hütete, gerade unter der Hütte meines Freundes Läuferjok.

Hier hatte mein Vater eine Matte mit einer Quelle. Unter ihr waren die Weideplätze der zwei Buren auf den Strickerhöfen.

Der Hirte des obern Buren hieß Albert Liebert, war ein armer Bub aus dem Dorfe Steinach und mein nächster Nachbar. Mit ihm saß ich oft an der Quelle oder am gemeinsamen Hirtenfeuer.

Er hütete dem Walter-Toni acht Jahre lang sein Vieh und wurde dann nach der Schulentlassung ein Weber. Als solcher ließ er sich in Dinglingen nieder, und als er das Sitzen am Webstuhl nicht mehr ertrug, wurde er Straßenarbeiter.

Er hat sich als solcher, trotzdem er vier Kinder aufzog, die alle gut ausgefallen sind, einiges Vermögen erworben und ißt jetzt im Alter ungesorgtes Brot.

Daß es ihm gut geht, ist daraus zu ersehen, daß er mit einem Gesangverein, dessen passives Mitglied er ist, nach Freiburg gekommen war.

Mir hat er durch seinen Besuch in der Trübsal des Alters neue Sterne am Kinderhimmel leuchten lassen, und dafür sei ihm hier gedankt. —

War die Hirtenzeit vorüber, so kam die Kartoffel- und Rüben-Ernte. So gerne ich bei letzterer mitwirkte, die Rüben aus der Erde zu ziehen, abzuschneiden und auf den Wagen zu werfen, so langweilig war mir das Kartoffel-Auflesen.

Alles Mechanische und Einerlei ist dem Kinde zuwider. Nur eines hatte dieses Geschäft im Gefolge, das mich freute. Die Kartoffeln wurden am späten Abend heimgeführt und im Gartenhauskeller der Großmutter abgeladen. In diesem Keller aber, hieß es, ginge ein Geist; auch habe da ein „Schatz" gelegen, von dem mein Großvater einen Teil gehoben, woher sein Vermögen gekommen. So sagten die Leute, und Knecht und Magd hatten es mir längst verraten. Deshalb kam mir dieser Keller an den finstern Herbstabenden ganz anziehend unheimlich vor, und der Gedanke, in den Schatz-

und Geisterkeller zu kommen, tröstete mich oft beim Kartoffel-Auflesen. Wenn wir dann die Säcke im Keller ausleerten, so dachte ich mir immer den Großvater darin, wie er in tiefer Nacht bei stillem Lichtlein schatzgrub, und so wurde mir der Keller geheimnisvoll und sagenduftig.

Und er blieb es, trotzdem die Großmutter mir auf Befragen erklärt hatte: „Büble, der Schatz, den dein Großvater selig gehoben hat, das waren seine schwere Kiste, die er als Hausierer über Berg und Tal getragen, und sein Fleiß und seine Sparsamkeit. Die Leute nun, welche des Großvaters Bravheit und seinen Schaffgeist nicht haben und es deshalb nicht so weit gebracht, wie er, die haben das dumme Geschwätz von dem Schatz im Keller erfunden." [1] —

Die letzte Herbstfreude bot uns in manchen Jahren der Urwald. Wenn die Sonne nur noch matt und trüb auf die vom Reif wie vom Todesschweiß erkaltete Erde schien, wenn die Blätter und Früchte der Buchen abgefallen waren, da zog eine heitere Kinderwelt am frühen Morgen auf die höchste Höhe des Urwalds, um Buchnüsse zu suchen. Jedes Kind hatte sein Säckchen und in demselben ein Stück Brot und eine Schachtel voll „Bibeleskäs" zum Mittagessen. Am „heiligen Brunnen" wurde kurz Rast gemacht, und dann ging's hinauf in den Buchwald. Auf den Knien rutschten wir nun von Stelle zu Stelle in dem gelben Laub und suchten mit emsiger Hast die „Bucheln". Und wenn die kleinen Finger so ganze Nester voll Nüsse im Laube enthüllten, wie ward da gejubelt und gelesen!

Am Mittag das köstliche Bibeleskäs-Mahl unter den alten Buchenbäumen, kurze Siesta im kühlen Laube und dann wieder Lesen und Lesen, bis der Abend durch die toten Baumkronen herabschaute. Bergab tanzte jetzt die kleine Schar. In den Stuben brannten schon die Lichter, wenn

---

[1] Der Garten samt Gartenhaus und Keller ging 1910 in meinen Besitz über. Ich habe ihn gekauft um der vielen Jugenderinnerungen willen, die darin begraben liegen.

wir heimkehrten; die vollen Säckchen wurden auf den Tisch gestellt, und Vater und Mutter mußten den Fund sehen und den Eifer des Kindes loben, ehe es seine Mehlsuppe aß zum Nachtmahl oder seine Milch mit Kartoffeln — glücklich, froh und selig, wie nur ein Kind es sein kann, dessen Herz einen Tag lang geschlagen hat für Buchnüsse bei „Bibeleskäs" im hohen Urwald.

O Kinderhimmel, der du selig machst zu allen Zeiten! Auch wenn die ganze Natur im Sterben lag, hast du im toten Laub und unter den sterbenden Bäumen uns ein fröhliches Leben leben lassen! —

Ich besuche die Heimat, seitdem ich älter geworden bin, viel mehr als in früheren Jahren, weil, je älter ich werde, um so stärker die Jugenderinnerungen in mir hervorbrechen. Aber so oft ich heimkomme, gilt mein erster Besuch Feld und Wald. Ich kenne keinen größeren Genuß, als allein die Pfade des Kinderhimmels wieder aufzusuchen. Jeder Schritt in den Wäldern der Heimat und an den Wiesen und Äckern hin ist mir dann ein leuchtender Stern seliger Erinnerung und wehmütiger Sehnsucht an die Tage der Jugendzeit. Sie alle wissen ja zu erzählen von meinem Kinderglück in Feld und Wald, und ich lausche jenen fernen, fernen Zeiten und ihrem wehmutsvollen Sang. Es geht mir dann nach des Dichters Wort:

Ich irr' in Tal und Hainen
Bei kühler Abendstund';
Ach, weinen möcht' ich, weinen
So recht aus Herzensgrund.

Und alter Zeiten Grüßen
Kommt da, im Tal erwacht,
Gleichwie von fernen Flüssen
Das Rauschen durch die Nacht.

Die Sonne geht hinunter,
Da säuselt kaum die Welt,
Ich bleib' noch lange munter
Allein im stillen Feld. —

Die leblose Natur wirkt in meine Erinnerungen an die Jugendzeit viel drastischer, als die noch lebenden Menschen aus jenen Tagen. Denn die Berge, die Wälder, die Täler, die Bäche, Wiesen und Felder schauen mich gerade noch so an, wie in den Jahren der Kindheit. Nur ich bin anders geworden und die Menschen aus jener Zeit.

Und was hat sich in uns vor allem geändert? Antwort: Das Herz.

„Die Natur und die Welt," sagt so schön der Spanier Balmes, „sind stets dieselben, man mag sie von der Wiege aus betrachten oder am Rande des Grabes. In unserm Herzen ging die Veränderung vor."

In der Jugend strahlt die Welt in unsern Augen mit aller Helle, welche die Morgenröte eines schönen Tages am Horizont verbreitet. Als Kinder sehen wir die Welt unter den glänzendsten Farben, sie erscheint uns wie ein gold'ner Traum, der den Geist der Kindheit beschäftigt; sie ziert sich mit allen Hoffnungen, welche ein herrlicher Frühling bieten kann.

Und wenn wir alt geworden sind, drücken die Tage kalt und blaß und flüchtig auf unsere Seele, und wir seufzen unter der Last des Daseins. Warum? Unser Herz hat sich geändert, jener bodenlose Abgrund, in welchem die Geheimnisse unseres Daseins, unseres Ursprungs und unserer Bestimmung verborgen sind. —

Mein einziger Wunsch, der sich wohl nicht mehr erfüllen wird, wäre, noch einmal als Siebziger alle die vielen Plätze in Feld und Wald allein aufsuchen und von ihnen Abschied nehmen zu können. Doch je älter ich werde, um so elender werden meine Nerven und nehmen mir in den vielen trüben Stunden, die sie mir machen, alle Lust, an Orte zu gehen, an denen ich einst glücklich war. —.

Kirche und Schule.

Ich wohnte vor vielen Jahren einmal einer Religionsprüfung in der Kirche der Vaterstadt an. Der Unterlehrer examinierte einen achtjährigen Schüler auf sokratische Lehrweise über die notwendige innere und äußere Ausstattung des Menschen im Gotteshaus. So fragte er auch, nicht sehr geistreich, den angehenden Haslacher Bürger: „Was hast du, wenn du in der Kirche bist?" Der Lehrer erwartete als Antwort: „Ein Gebetbuch." Der Knabe aber sagte frischweg: „Langeweile!" Mir gefiel dieses offene Bekenntnis des Jungen über alle Maßen; es entsprach ganz den Erfahrungen meiner eigenen Jugendzeit. Der Kirchenbesuch auf Befehl mit dem für Kinder langen sonntäglichen Gottesdienst machte mir in der Tat viele Langeweile. Meine Gebete sprach ich am liebsten und kindlichsten in den Muttergotteskapellen mit der Lenebas.

Lange Predigten, welche die Kinder in der Regel gar nichts angehen, sind für erwachsene Menschen nichts Angenehmes, für Kinder aber, die immer still sein sollen, eine Qual. „Je länger die Predigt, um so kürzer der Erfolg," das dürften sich alle jene Kanzelredner merken, die zu keinem Ende kommen, und ihre Zahl ist leider noch Legion.

So kam es, daß, um uns im Zaume zu halten in meiner Knabenzeit, strenge „Kirchenvögte" über die Knaben gesetzt waren, die mit sogenannten Ohrfeigen jeden, den sie in flagranti am Schwätzen oder Spielen ertappten, reichlich

regalierten. Zum Glück für mich war in unserer Abteilung mit diesem Amte der „Kappenmurer" betraut, mein Freund vom „Herrgottstag" her, wo ich seine militärischen Strapazen ihm versüßte, sonst hätte ich jeden Sonntag Schläge in Folio bekommen. Gleichwohl hat er mir mehr als einmal sein altes Gebetbuch um den unruhigen Knabenkopf geschlagen, was aber unserer Freundschaft keine Stunde lang Eintrag tat.

Neben ihm amtete der Kistenhofer, ein alter Soldat und Schneider, der im aufgehobenen Kloster wohnte und die Lehrbuben auf der „Emporbühne" zu beaufsichtigen hatte. Er bekam aber mit diesen bald Krach, weil er sie zu scharf verohrfeigte. Er legte sein Amt 1848, wo die Freiheit zu blühen anfing, nieder, und an seine Stelle kam der sanfte Haften-Alise, ein Haftenmacher namens Alois Lehmann, mit dem Auftrag, nicht gleich mit Strafen wie bisher einzuschreiten, sondern dem Bürgermeisteramt Anzeige zu machen.

Diese Kirchenvögte, die übrigens sehr schlecht bezahlt waren und nur zwei Gulden pro Jahr aus der Stadtkasse bezogen, waren ein notwendiges Übel; denn wenn man uns hätte machen lassen, so wäre die Kirche zum Spielplatz geworden. Jene weise Einrichtung hat in unserer humanen Zeit meist aufgehört; denn einem zukünftigen deutschen Bürger, und wenn er noch so unartig wäre, eine Ohrfeige geben, in der Kirche oder sonstwo, hieße nach liberalen Anschauungen dessen Ehrgefühl kränken und würde unter Umständen schöffengerichtlich geahndet. Die Folgen davon pfeifen die Spatzen bereits von den Dächern. In der Kirche sind heute die Kinder nur mit aller Mühe zur Ordnung zu bringen. Die unartigsten aber sah ich bis jetzt, nach dieser neuen Praxis, in der eigenen Vaterstadt. Den Kindern verüble ich das nicht, wohl aber dem „humanen" Schul- und Strafgesetz.

Mancher Pfarrer sieht heute noch einen Buben, der in der Kirche unartig ist, für einen Frevler erster Güte an und haut um sich im „heiligsten Zorn". Und doch ist der Frevel

des Buben nicht Mangel an Respekt vor dem Heiligtum, sondern lediglich sich vergessende Lebenslust.

Mit dem zehnten Lebensjahre wurde ich übrigens der Vogtei des Kappenmurers entzogen. Der Lehrer hatte mich meiner hellen Sopranstimme wegen „aufs Chor" genommen zum Singen. Nie in meinem Jugendleben fühlte ich meine Knabenehre mehr gekränkt, als da mich der Maëstro zu den Mädchen einreihte, die Chorsängerinnen waren, um mit ihnen Sopran zu singen. Die Tränen liefen mir vor Schmerz und Schamgefühl anfangs oft über die Wangen, wenn ich in der Probe und „auf der Orgel" bei den Weibsleuten stehen mußte. Und warum habe ich jene Tränen überwunden, warum das herbe Los, zu den Mädchen gezählt zu werden, ertragen? Weil ich ein „heiliger Dreikönig" werden wollte, was ohne Chorgesang unmöglich war. Nur Chorknaben hatten jenes beneidenswerte Privilegium. So duldete ich um eine — papierne Königskrone!

Aber noch eine süße Frucht lag im Chorgesang. Wir Chorknaben durften unter der Predigt ungeniert schwätzen. Wir gingen nämlich regelmäßig, wenn der Pfarrer die Kanzel bestiegen hatte und das „Heilig-Geistlied" gesungen war, hinter die Orgel zum Blasbalgtreter, setzten uns auf seinen Thron d. i. Tretstuhl und machten Pläne für den Nachmittag in Feld und Wald. Aus dem Leben des Balgtreters kann ich nichts schreiben, denn er benutzte die Pause immer, um den Schlaf des Gerechten zu schlafen, bis wir ihn beim „Amen" des Pfarrers aufweckten.

Es war damals noch derselbe Haften-Alise, der später den Schlaf brechen und die Lehrbuben in der Nähe der Orgel beaufsichtigen mußte.

Wenn der Haften-Alise aber am Tag jeden freien Augenblick verwendete, um zu schlafen, so kann ihm dies niemand verübeln, denn er bekleidete noch das Amt eines Nachtwächters.

Die Nachtwächter meiner Jugendzeit galten mir als hochpoetische, geheimnisvolle Gestalten. Es waren mit dem

einen Polizeidiener acht Mann, von denen jeden Abend vier anzutreten hatten. Abwechselnd hatten je zwei den äußern Dienst in dem Städtle, wo sie besonders auf „Feuer und Licht" zu achten hatten, während die zwei anderen auf der Wachstube, im sogenannten „Narrenhüsle" am ehemaligen unteren Tor, verbleiben mußten.

Die Nachtwächter hatten einen elenden Lohn, jeder 36 Gulden pro Jahr, und es meldeten sich nur ganz arme oder sehr sparsame Männer dazu.

Ich erinnere mich außer dem Haften-Alise noch an die folgenden: an den Herren-Jochem, an den alten Braun, an den Wölfle-Toni, an den Schille-Lorenz, an den dicken Weber Stöhr und an den Schreiner Uhl.

Sie riefen die Stunden regelmäßig auch an unserer Hausecke, und gar oft hörte ich sie, den einen Baß, den andern Bariton und den dritten Tenor, die Stunde anrufen:

Höret, was ich euch will sagen,
D' Glock' hat elfe g'schlagen,
Wohl über die elfe!
Lobet Gott und Maria!

Ich hatte in der Winterszeit um elf Uhr schon fünf Stunden geschlafen und wäre manchmal gerne aufgestanden und mit den Nachtwächtern gegangen, um zu rufen, so schön und lieblich kam mir ihr Amt vor. Und wenn sie bei Anbruch des Morgens den „Tag anriefen":

Im Namen des Herrn Jesu Christ'
Der helle Tag erstanden ist!
Der Tag fängt an zu leuchten
Dem Armen wie dem Reichen.
Lobet Gott und Maria! —

so klang das so fromm in meine Kindesseele, daß ich unwillkürlich die Hände faltete und mein Morgengebet betete, wie die Lenebas es mich gelehrt.

Es war in der Tat ein wunderbar schöner katholischer Ruf, dieser Wächterruf am Morgen, und es ist kein kleines Zeichen unserer „Kulturkampfsimpelei" — anders vermag ich es nicht zu nennen — daß diese Wächterrufe in den siebziger Jahren in kleinen Städten von liberalen und aufgeklärt sein wollenden Bürgermeistern und Gemeinderäten abgeschafft wurden. Die katholische Parole: „Lobet Gott und Maria!" war diesen schwachköpfigen Philisterseelen zu „fromm" und zu „mittelalterlich", drum mußte sie fort. Diese Leute hätten ja die Wächterrufe zeitgemäß umändern und etwa rufen lassen können:

Höret, was ich euch will sagen,
D' Glock' hat zwölfe g'schlagen,
Wohl über die zwölfe —
Lobt die Preußen und Bismarck!

In meiner Vaterstadt mußte der schöne Wächterruf, der in meinen Knabenjahren mir so oft die Stunden der Nacht versüßte, auch weichen, was ich von Herzen bedaure. Und wenn die jetzigen Stadtväter etwas wahrhaft Schönes wieder einführen und mir eine Freude machen wollten, so würde ich sagen: „Laßt eure Nachtwächter nicht still und stumm durch die Straßen schleichen, sondern rufen, wie sie in unserer Kindheit gerufen und von alters her, wo man sich in keiner katholischen Gemeinde schämte, auch in der Nacht an Gott und die Muttergottes erinnert zu werden!" —

Zur Zeit, da ich in die Schar der hl. Cäcilia eintrat, war übrigens der Kirchengesang zu Hasle schon im Niedergang. Anno 1848 ging das Politisieren los, und die Sänger und Ministranten hatten wenig Zeit, um „Proben" zu halten. Sein völliger Untergang in der alten Form hing mit der Revolution zusammen, die den alten, sehr musikalischen Lehrer vertrieb und einen neuen brachte, der von Figuralmusik nichts mehr wissen wollte, wie der neue Pharao von den Kindern Israels. Aber die Zeiten der Figuralmusik

sind mir noch in der besten Erinnerung. Wenn an hohen Festtagen der hl. Cäcilia eine Hekatombe geschlachtet werden sollte, da kamen der alte Schwarzbeck, der Seiler Hämmerle, der Weber Brucker, der Hafner „hinter der Kirche", Fidel Haberstroh, und andere mit Geigen, Waldhörnern, Posaunen und Klarinetten und führten ein musiziertes Amt auf, wozu die Gebrüder Kilgus, der Josef und der Lorenz, zwei Hutmacher, den Gesang gaben.

Heilige Cäcilia, was war das für ein Wolkenbruch von Tönen, der sich über das betende Haslach ergoß und besonders über die hochauflauschende Kinderschar! Wenn der Joseph Kilgus sein Tenor-Solo sang: „Er wohnt in einem Lichte, wohin kein Auge dringt", oder der Hafner hinter der Kirche mit der Posaune unter dem Hochdruck einer Pferdekraft arbeitete, so mußten die Engelein im Himmel die Himmelsfenster aufmachen und staunend herabschauen auf das Kirchendach der Vaterstadt.

Wenn ich heute an jene stürmische Kirchenmusik zurückdenke, so beschleicht mich eine tiefe Wehmut bei dem Gedanken, daß alle jene Musikanten samt ihrem Heldentenor, dem Hutmacher Kilgus, längst tot sind. —

Merkwürdigerweise, oder wohl richtiger natürlicherweise, habe ich von der Geistlichkeit meiner Jugendzeit weder aus der Kirche noch aus der Schule mehr eine andere Erinnerung, als an die äußere Persönlichkeit. Der Pfarrer und sein Vikar standen uns Kindern zu fern, machten in der Kirche uns „Langeweile" und in der Schule hatten sie, wenigstens so weit ich mich entsinne, nicht vielen Verkehr mit uns.

So erinnere ich mich noch an den Pfarrer Jung er war ein geborener Freiburger — einen großen, blassen Herrn, und an seinen frühen Tod im Jahre 1846. Auf ihn kam bis 1848 ein Pfarrverweser Weber, ein kleiner, unsympathischer Mann mit großen, runden Augen. Auch dieser war ein Freiburger und starb, ohne daß ich ihn je wieder gesehen, 1880 als Pfarrer von Nöggenschwihl auf dem Hozenwald.

Anno 1848 kam der Pfarrer Kurz, von dem ich in meiner „Studienzeit“ mehr erzähle. —

Mehr als an die Geistlichen aus meiner Knabenzeit erinnere ich mich an ihren Kirchendiener. Der war ein richtiges Haslacher Original, das uns Buben zum Läuten gut brauchen konnte.

Der alte Mesner Kistler wäre unstreitig zu etwas Höherem geboren gewesen, wenn nicht des Geschickes Mächte ihm sein Los in die Sakristei geflochten hätten. Ich habe noch nie einen Oberamtmann aus der guten, alten Zeit — denn jetzt gibt's meist Oberamtsjünglinge — mit so vollendeter und so standesgemäßer Amtsmiene gesehen, wie unsern damaligen Sakristan. Wenn er gar mit der Jagdflinte einem begegnete, da konnte man fast nicht mehr recht glauben, daß er nur der Pfarrmesner sei. Latein redete und verstand er wie ein Kapuziner, und in die kirchlichen Gebräuche und Festzeiten war er eingeweiht, wie ein Kardinal-Präfekt der Kongregation der Riten.

Ich habe die originellsten Menschen unter den Sakristanen und unter den Polizeidienern kennen gelernt. Beide Berufsarten reihen sich an höhere Gewalten an, während ihre Träger meist Denker billigster Art sind und deshalb in komischer Weise sich benehmen. Unser Vaterstadt-Mesner war davon eine Ausnahme; er trug sich vollauf mit der gemessenen Rolle, die eines Domkapitulars zuzeiten der Zwölf-Ahnen-Probe an fürstbischöflichen Residenzen würdig gewesen wäre.

Es ist eben vielfach schade, daß die Menschen durch das Schicksal nicht auf den Platz gestellt werden, der ihnen gebührt, und daß die Verhältnisse der Geburt und des Standes der Eltern so viele Sterbliche nicht über das Niveau des Durchschnittsmenschen hinauskommen lassen. So ist mancher Sakristan und wäre unter anderen Verhältnissen ein vortrefflicher Domherr, ein anderer ist Domherr und hat oft nur das Zeug zu einem Sakristan. Ein Dritter ist Schuhmacher und hätte einen gewandten Oberamtmann abgegeben, während

mancher höhere Beamte nur Schustermäßiges leistet. Da stirbt einer als Polizeidiener auf einem Dorfe, der, unter die rechte Sonne gesetzt, ein berühmter General geworden wäre.

So sind die Wege des lieben Gottes wunderbar, nicht bloß „in seinen Heiligen", sondern auch bei den einfachsten, wie bei den höchsten sündigen Menschenkindern. Aber, und gerade hierin bewundere ich die Weisheit des Weltenlenkers, es ist ja ein wahres Glück für die Menschheit und für die Welt, daß sehr viele Menschen ihren Beruf verfehlen, d. h. das nicht werden, wozu sie das Zeug hätten, denn sonst bekämen wir zu wenig gute Sakristane, Schneider, Bauern und Schuhmacher und zu viele Domherren, Oberamtmänner, Generäle und Professoren. —

Unser Mesner hatte für uns Knaben noch einen andern Wert, der außerhalb seiner imponierenden Person lag. Wenn er an stillen Nachmittagen das Taufglöcklein zog und dessen zitterndes Bimbim uns verkündete, daß ein Kindlein zum Taufbrunnen getragen werden sollte, so stürmten wir der Kirche zu. Sobald der Taufzug kam, mußte das Kind unsere Revue passieren und die Hebamme das Geschöpf jedem von uns zeigen und uns antworten auf die Frage, ob sie dieses Kindlein auch im hl. Brunnen geholt habe. Weiter wollten wir zunächst mit dem kleinen Heiden nichts zu schaffen haben.

Sowie er aber durch die Taufe Christ geworden war und nun als solcher die Kirche verlassen wollte, spannten wir ihm eine Schnur über den Weg. Der Vater und der Pate des Kindes mußten nun jeder mit einer Handvoll Kupferkreuzer den freien Abzug erkaufen und damit die Aufnahme des Kindleins in unsern Kinderkreis. Hatten wir aber je einmal das Glöcklein überhört, so überraschten wir die Leute mit dem jungen Eulenspiegel noch auf der Straße und verlangten unsern Eingangs-Zoll.

Auch in dieser Zeremonie lag nicht wenig Poesie von seiten der Kinder. Der kleine Weltbürger sollte sich einkaufen in das Kinderrecht und lernen, daß der erste Schritt

ins Leben mit Hindernissen verbunden sei und daß das Leben Geld koste. Diese schöne Sitte hat längst aufgehört; man hat sie den Knaben verboten, wahrscheinlich seitdem im deutschen Reichstag das famose Gesetz von der Freizügigkeit, welches das Land entvölkert und die Städte verproletarisiert hat, ins Leben getreten ist. Daß man aber daran dächte, die armen Kleinen endlich einmal auch vom Impfteufel zu befreien, habe ich noch nicht gehört. Ja, der moderne liberale Staat bekümmert sich gar nichts darum, ob der Erdenbürger und die deutsche Frau der Zukunft auch nur getauft sind; wenn sie nur einen Impfschein besitzen, so können sie selig werden — im Staatshimmel. —

Die Kirche der Heimat, ein Bau aus den letzten Zeiten des 18. Jahrhunderts, hatte zu meiner Zeit in ihrem Innern wenig Anziehendes für Kinderaugen. Vergilbte Stukkaturen, alte, farblose Glasfenster und bilderarme, statuenlose Altäre können kein Kinderherz fesseln. Nur hinten im tiefsten Dunkel stand der „steinerne Mann“, ein Graf von Fürstenberg, in Lebensgröße und im Stahlkleide auf seinem Grabmal. Der hatte unsern vollen Respekt und nächst dem „Santi Klaus“ war er eine der gefürchtetsten Persönlichkeiten unserer Kinderzeit. Hätte man den steinernen Mann vornen in die Kirche gestellt, so wären die Kirchenvögte unnötig gewesen, denn der hob so grimmig ernst über seinem Schwert seine steinernen Hände zum Gebet zusammen, daß wir, von Furcht gebannt, gerne das gleiche getan hätten.

Es ist Graf Götz († 1341), der bedeutendste der Haslach-Fürstenberger, ein gewaltiger Ritter „ohne Furcht und Tadel“. Sein Leben ging in Fehden auf. Heute noch heißt die Stätte „die Kampfäcker“, auf der er 1335 bei Haslach eine große Anzahl Adeliger, welche die Herren von Baden, von der Pfalz und Württemberg ihm auf den Hals geschickt, besiegte und gefangen nahm. Nebenher trieb er auch zeitgemäße Raubritterei. —

Einmal im Jahre konnten wir es übrigens nicht erwarten, bis die Kirche anging, und das war in den ersten Morgenstunden des Weihnachtsfestes. Die halbe Nacht schlief ich da nicht vor Aufregung, denn der Gang zur Christmette durch die nächtliche Straße hatte schon einen ungemeinen Reiz für mich. In der Kirche selbst aber spielten die Musikanten ein „Hirtenamt" mit Schalmeientönen, und zum „Gloria in excelsis" erklangen alle Glocken, sang der Tenor seine schönsten Weisen und rasten bacchantisch die Figuralkünstler auf ihren Instrumenten. Nach der Wandlung ließ des Uhrmacher Zachmanns Ricke, die später nach Amerika auswanderte, ein Solo mit Musik-Begleitung los: „Es kam die gnadenvolle Nacht". Dazu hatte der Mesner ein großes Christkind auf den Hochaltar gestellt und glänzend illuminiert. Mein ganzes Herz wurde da stürmisch aufgerührt, und in meinem Kinderhimmel rauschte es, wie droben auf der Orgel.

Nach der Christmette aber ward noch eine heilige Messe gelesen, in der wir Kinder auch bleiben mußten. Die Orgel verstummte, die Musikanten schwiegen, und düster brannten die Kerzen beim Christkind auf dem Hochaltar. Da ward es mir einsam und totenstille in der Seele, und diese halbe Stunde kam mir lange und öde vor, wie eine Nacht auf einem Kirchhof. Ums Leben gern wären wir deshalb nach der Christmette heimgegangen.

War endlich alles vorüber, so eilten wir durch den anbrechenden Wintermorgen dem Elternhaus zu, wärmten uns am frischen Ofenfeuer und hielten Hochfrühstück. Da gab's, was nicht dreimal im Jahre vorkam, Kaffee. Der wurde aber in einer großen Schüssel aufgetragen und mit Löffeln gegessen wie die Suppe. Unterdessen wurde es Tag, und es begannen die „Krippelesfahrten".

O selige Kindheit! Du kehrst nicht wieder, wenn wir auch noch so oft die Christmette am Weihnachtsmorgen läuten hören! —

Einige Zeit bekleidete ich in jenen Tagen auch einen Dienst in der Hierarchie. Ich war Ministrant. Dazu hatten mich zwei Dinge bestimmt, einmal, weil die Ministranten am Fronleichnamstag Kronen trugen, und dann meine brennende Sehnsucht, das Rauchfaß am Altar schwingen zu dürfen, ein Vorrecht des ältesten Ministranten. Der einzige Mensch, den ich in meinen Kindesjahren in der Kirche bewunderte, das war des „Schmied-Balden Louis", wenn er zum „Segen" oder zum „Sanktus" kniend dreimal das Rauchfaß in die Höhe schwang und ganze Wolken von Weihrauch ihn einhüllten. Und doch brachte ich es nie zu dieser Ehre. Der Lehrer zog mich vorher zu den Sängern, und dort winkte eine dreifache, viel höhere Krone, die Dreikönigskrone. So verließ ich gern den Ministrantendienst.

Eines aber ist mir noch lebhaft aus dieser Zeit in der Erinnerung. Als der Christian Wolber von Schiltach, der reiche Fruchthändler, welcher bis ins 20. Jahrhundert herauf lebte, anno 1847 Hochzeit hielt mit einer Tochter des Zieglers Haser, hatte ich gerade „du jour" am Altar, und der Bräutigam ließ dafür jedem von uns zwei Meßdienern im Adler eine Flasche Wein und für einen Batzen Brot geben. Ich sehe mich heute noch vor mir, wie ich mit dieser Flasche und dem Batzenlaible voller Seligkeit heimeilte.

Acht Tage lang ward geschwelgt an dem goldgelben Wein, und so oft ich nachher den „Christian" gesehen, dachte ich jedesmal an jene Festgabe. Wenn mir heute der Fürst Metternich ein Faß Johannisberger verehren würde, wäre er nicht imstande, mich so glücklich zu machen, wie es einst getan der Christian. Das gewöhnliche Sprichwort sagt:

Es ist eine Kleinigkeit,
Was Kinder freut.

Aber das ist eben das Großartige im Kinderleben und das Beseligende jener Zeit, daß wir an „Kleinigkeiten" unendlich mehr Freude haben und dabei zufriedener sind, als

die alten Leute an all den mit Hast ersehnten und erjagten großen Gütern und Genüssen des Weltlebens. Und gerade deshalb gehört den Kindern hienieden schon das Himmelreich und den großen Menschen die Sorge, die Qual — das Fegfeuer und die Hölle. — — — —

Viel kräftiger als in der Kirche gestalten sich mir die Erinnerungen an die Schule. Die alten Haslacher hatten kein Geld für Schulpaläste, wie sie in neuerer Zeit geschaffen werden, wo das ganze Bildungswesen im äußern Firnis aufgeht. Sie verlegten die „untere" Schule in das Rathaus und die „obere" auf das Kornhaus am Marktplatz. Auch die Lehrer hatten ihre Wohnungen daselbst, wobei der Unterlehrer sein Quartier auf dem Rathausspeicher aufschlagen mußte.

An Ostern 1842, ich war noch nicht fünf Jahre alt, mußte ich in die untere Schule wandern. Es hieß törichterweise bei meiner „gebildeten" Mutter, der Bub muß von der Gasse weg und aus dem Haus, sonst hat man keine Ruhe und er wird ein Tagdieb. Wenn ich es machen könnte, dürfte kein Kind vor dem achten Lebensjahr in die Schule, und müßte es bis dahin möglichst viele Gassen- Wald- und Feld-Freiheit haben. —

Es gibt nichts Köstlicheres, als so einen jungen Erdenbürger auf der ersten Wanderung zur deutschen Wissenschaft. Schon Wochen vorher hat die Mutter ihm die ersten Waffen des Geistes gekauft: eine Schiefertafel, einen Schwamm und ein gemaltes Federrohr für den Griffel. Mit ziemlichem Verdacht und einigem süßsauern Lächeln betrachtet der zukünftige Staatsbürger diese Geräte. Kommt aber der Tag und die Stunde, da der Delinquent des lieben Schulzwangs vorgeführt werden soll, so rinnt die erste herbe Schmerzensträne des Lebens über die Wangen. Der Kindergenius weint; er weint, weil er seine bisher volle Herrschaft teilen muß mit dem deutschen Schulmeister. Der Knabe hat eine Ahnung davon, daß jetzt die „Kultur", diese Unglückshexe

der Menschheit, zum erstenmal ihre Fangarme nach ihm ausstreckt. Er verschmäht die dargereichten Waffen und wird trotzig, so daß schließlich nichts anderes übrigbleibt, als daß die Mutter das Schulzeug in die eine Hand nimmt, mit der andern den weinenden Erdensohn faßt und ihn seinem Schicksal entgegenführt.

So wenigstens ging's mir beim ersten Gang zur Schule — und wohl auch den andern Haslacher Buben. Denn ich erinnere mich gar wohl, daß vor dem Unterlehrer in der Schule eine Schar weinender Kinder stand und ebensoviele Mütter, von denen jede ihren Sprößling anfänglicher Milde empfahl.

Ich weiß nicht, aber ich sehe die Kinder heutzutag nicht mehr so allgemein weinen auf dem ersten Schulweg wie ehedem. Erklären kann ich mir diese häufige Beobachtung in Städtchen und Städten nur aus der Dressur, in welche die Kinder schon kommen, sobald sie reden können. Die sogenannten Kleinkinder-Bewahr-Anstalten, so nützlich sie sonst sein mögen, leisten in dieser Richtung viel. Der Genius der Kindheit wird da aus einem halbwilden Gassenengel in ein zahmes Vögelchen umgemodelt, das schon an die Schule gewohnt ist und bereits allerlei Verslein pfeift. —

Man wird nach dem, was ich einmal in der badischen Kammer gesagt, von mir nicht behaupten können, daß ich im allgemeinen ein Verehrer der Unterlehrer sei; aber wenn ich, in Erinnerung an meine erste Schulzeit, an die Mühe denke, welche diese Leute mit dem jungen Menschentum haben, bis so ein Kind nur buchstabieren kann, wobei sie noch das Amt einer Kindsmagd nebenher besorgen, so muß ich ihnen alle sonstigen Fehler verzeihen. Wer mit solcher Anstrengung einen Menschen lesen und schreiben lehrt, der darf nebenher auch einige „Sprünge" machen und spielt in der Geschichte der Menschheit doch eine viel schwerere Rolle, als der Professor auf dem Katheder, der einfach das vorliest, was er in seinen Heften hat.

Als ich beim ersten Niederschreiben dieses Buches an meine erste Schulzeit zurückdachte, reute es mich fast, wie schon angedeutet, im Ständehaus gegen die „Sprünge" der Unterlehrer zu Felde gezogen zu sein.

Beneidet habe ich aber einen Unterlehrer doch schon im Leben, und das war mein erster. Er hieß Bareth und war aus Radolfzell, ein blasser Mann mit einer gebogenen Nase und einem spärlichen, schwarzen Bart. Beneidet habe ich ihn aber nicht um sein Amt, sondern um sein Frühstück. Weil er mich schon vor dem fünften Lebensjahr in seine Schule aufgenommen hatte, spendete ihm meine Mutter gratis den täglichen Kaffee zum Morgenimbiß, und ich war der Träger und Überbringer der Gabe.

O, wie oft habe ich auf dem Weg über den Speicher des Rathauses das Körbchen noch einmal geöffnet, die Deckelchen auf den kleinen Töpfen gelüftet und das Frühstück des Unterlehrers betrachtet mit dem Gedanken: „Wenn ich nur ein Unterlehrer wäre und Kaffee bekäme jeden Morgen statt der Mehlsuppe!" Und mit welchem Respektsgefühl nahte ich dann dem eben beneideten Kaffeetrinker, der im Schlafrock mich empfing und mir das Körbchen abnahm!

Daß in demselben noch bisweilen ein Briefchen lag von der heiratslustigen Schwester meiner Mutter, wußte ich zwar, hatte aber keine Ahnung davon, daß ich in meinen jungen Jahren schon als „Postillon d'amour" dienen mußte. —

Aus jenen ersten „Studienjahren" in der unteren Schule steht mir besonders unvergeßlich in der Seele die Freude, welche ich empfand, als ich einmal im „Gottbüchlein" von Ägidius Jais lesen konnte. Du heiliges Buch, du Bibel meiner Kinderzeit, mit welcher Liebe habe ich in dir gelesen und mir deine Worte in das junge Herz geschrieben!

Ich weiß von einem Religionsunterricht in der unteren Schule absolut nichts mehr, und aus dem Hirscherschen Katechismus der oberen Schule ist mir nicht eine einzige Frage präsent; aber was im „Gottbüchlein" stand, kann ich jetzt

noch wie damals hersagen: „Gott schuf die Welt; er sprach ein Wort und sie war da. Was auf der Welt nur ist, das kommt von Gott. Die Sonn' und auch der Mond, sie sind von Gott. Gott macht den Tag, Gott macht die Nacht. Die Luft und Feld und Wald und Berg und Tal, sie sind von Gott. Der Bach, der Fluß, das Meer, sie sind von Gott. Es ist kein Baum, kein Strauch, kein Gras, kein Tier in Feld und Wald, das nicht von Gott da ist. . . . Gott zählt den Tau im Gras, den Sand am Bach, das Laub im Wald. Es fällt kein Blatt vom Baum, das er nicht kennt. Gott kann, was er nur will. Er spricht ein Wort, die Nacht hört auf, es kommt der Tag. Er spricht ein Wort, es schmilzt das Eis, es grünt das Feld, es blüht der Baum, es reift das Korn und das Obst."

Diese goldenen Worte des Gottbüchleins schlugen blitzartig in meine Kindesseele. Da hatte ich jetzt schwarz auf weiß vor mir, was die Lenebas mich mündlich gelehrt. Mit jedem dieser Sätze ging ein Fensterlein auf in meinem Herzen, und der liebe Gott schaute hinein und heraus.

Nie mehr im Leben hat ein Buch auf mich religiös so gewirkt, wie das Gottbüchlein, und ich gäbe alle meine Schriftstellerei, die allerdings nicht viel wert ist, darum, wenn ich der Verfasser des einzigen Gottbüchleins wäre.

Man hat das Gottbüchlein von Jais und die biblische Geschichte des kindlich einfachen Christoph Schmid aus den Schulen verdrängt und dafür absolut schlechteres eingeführt. Es gibt eben in unseren neuesten Tagen Leute, denen auch der innig fromme Christoph Schmid nicht mehr theologisch und dogmatisch genug ist für die Kinder, und so hat man Bibeln geschustert und die geschusterten neuerlich abermals verschustert und dem Kinde die ganze Poesie und damit das Gemüt in der biblischen Geschichte genommen. Im Katechismus aber muß es zuerst die Frage lernen: „Wozu bist du auf Erden?" Der kleine Kindergenius erschrickt ganz ob dieser voreiligen philosophischen Frage, und der Katechet muß eine

Stunde reden, bis das arme Menschenkind nur begreift, wer denn eigentlich der „Du" sei. —

Die untere Schule fand sich, wie schon bemerkt, auf dem gleichen Boden mit dem Ratszimmer der Väter der Stadt. Ich habe schon oft Minister zum Vortrag beim Fürsten gehen sehen, aber noch keinem mit dem Staunen nachgeschaut, wie in meinen ersten Schuljahren den Stadträten der Heimat, wenn sie zu Ratsversammlungen die gleiche Treppe mit uns Kindern hinaufschritten. Wenn immer möglich, lauschten wir am Schlüsselloch, um zu hören, was die „Herren" drinnen verhandelten, denn das kam uns so geheimnisvoll vor, wie großen Menschen die Sitzung eines Femgerichts. Leider aber saß vor der Tür meist der „Stadtbot" Oschwald oder der alte Polizeidiener Pfrengle auf einem Stuhle, wie der Zerberus vor dem Höllentor, und ihre struppigen Schnurrbärte gähnten uns Langeweile und Verzweiflung entgegen.

Ich kenne die heutigen Stadträte von Hasle nicht, es mögen meinetwegen erstklassige Leute sein. Aber unbeschaut sind sie gegen die Räte zu meiner unteren Schulzeit die reinsten Waisenknaben.

An ihrer Spitze stand der Bürgermeister und Kaufmann Ruedin, aus Mannheim gebürtig. Kein Senator des ersten französischen Kaiserreichs kann würdevoller aufgetreten sein, als der Handelsmann Ruedin, ein ziemlich beleibter, mittelgroßer Mann mit einem Patrizierkopf.

Nach ihm kam als Senior des Stadtrats der Buchbinder Gottlieb Hinterskirch. Er war schon Gemeinderat, da er als Zeuge der Trauung meiner mütterlichen Großeltern anwohnte.

Eine große, hagere Gestalt mit rötlichen Haaren, einem roten, pfiffigen Gesicht und einer Brille, schritt er in seinem langen Rock und der großen Schildkappe am Freitag, dem jeweiligen Ratstage, mit einer Würde die Rathausstiege herauf, wie ein alter römischer Prokonsul aufs Kapitol.

Dann kam im Rang der Krämer Schindele, einer unserer

Nachbarn, den ich aber nie besuchte, außer wenn ich für meinen Vater Schnupftabak holen mußte, den er besser hatte als meine Großmutter in ihrem Kramladen.

Sein Vorgänger hatte Storz geheißen und er den Namen behalten, aber wegen seiner kleinen Person in „Störzle" verändert.

Aber der Störzle war ein ebenso kleiner als feiner Mann mit einer zierlichen, langen Nase, über der zwei ungemein kluge, schwarze Äuglein hervorschauten. Seine schwarzen Haare, die mit einer Zerevismütze bedeckt waren, schauten gut gepflegt über den Ohren weit ins Gesicht hinein.

Was mir am meisten imponierte, wenn ich Schnupftabak holte, war seine vornehme, rein hochdeutsche, sonore und gemessene Sprache.

Er war würdig, vollauf würdig, im Rate der Götter von Hasle zu sitzen.

Nicht weniger der dritte Rat, der Kaufmann Lorenz Armbruster, ein Wolfacher. Er war in Paris gewesen und nannte sich deshalb gerne Laurent. Aber kein Schiffsreeder von Hamburg konnte eleganter und selbstbewußter auftreten, denn der Laurent.

Der Benjamin unter den Stadtvätern jener Tage war der Bäcker Eduard Hansjakob, ein Brudersohn meines Großvaters, des Eselsbecken. Kaum dreißig und wenige Jahre alt, hatten die Mannen von Althasle den jungen, schöngewachsenen Bäcker ob seiner Belesenheit und Schreibfertigkeit in ihren Rat berufen.

Doch der Löwe auf dem Rathaus war uns Buben der Stadtschreiber Soderer, ein Mann, der im Äußeren jeden Staatsrat hätte vertreten können und ganz entschiedene Anlagen für höhere Diplomatie besaß. Wenn der Bürgermeister ihm einen Beschluß diktierte, der nicht nach des Schreibers Kopf ausgefallen, so rief dieser gehorsamst beim Diktieren stets das letzte Wort, zum Zeichen, daß der Satz fertig geschrieben sei. War aber das Diktat zu Ende, so stand auf dem

Papier, was der Sekretär gewollt, und der Gemeinderat unterzeichnete den Willen des gewandten Ratschreibers.

Oft habe ich zum Schlüsselloch hineingeguckt und ihn einsam brütend über den Büchern der Stadt gesehen, die Brille auf die Stirn geschoben und tief nachdenkend über seiner Mitbürger Wohl und Wehe. Und der schon bejahrte Mann kam mir anziehend unheimlich vor, wie ein Schatzgräber in dunkler Nacht.

Die Klasse der Ratschreiber auf Dörfern und kleinen Städten bildet auch eine Original-Abteilung unter den verschiedenen Ständen der Menschheit. Sie sind im Reiche der Bureaukratie, was die Sakristane in der Hierarchie, und teilen mit diesen deshalb vielfach die Eigenart, aber sie übertreffen in einem Punkte alle Kirchendiener. Es wird nämlich nicht gerade oft vorkommen, daß ein Sakristan den Pfarrer unter seine geistige Überlegenheit nimmt, obwohl es viele alte Mesner gibt, die in Pfarrei- und Kirchensachen per „Wir" sprechen. Sicher aber haben gar viele Bürgermeister den Ratschreiber zum „leitenden Geiste".

So ein alter Ratschreiber ist aber auch ein lebendiges Register aller Gesetze und Verordnungen, die ins gewöhnliche, bürgerliche Leben einschlagen, und man dürfte diesen Leuten füglich mit der Zeit die Staatsdiener-Eigenschaft verleihen, weil sie am meisten dazu beitragen, daß der einfache Untertanenverstand nach und nach die Weisheit der landständischen Gesetzgeber und die Langweile der ministeriellen Bureaukratie begreift. Daß unser Volk die Unsumme von Rezepten, die man ihm auf dem Wege der Gesetzgebung in den letzten dreißig Jahren verschrieben, auch nur einigermaßen verdaut hat, ist am allermeisten das Verdienst der bäuerlichen und kleinstädtischen Ratschreiber. —

Unser Stadtschreiber von dazumal hatte auch einen Sohn; dessen Name war Vinzentius. Er war nicht bloß der Sohn seines Vaters, sondern übertraf diesen um einen ganzen „Weberbaum", wie der Riese Goliath ihn trug.

Ein großer Gelehrter und geistreicher Mann, den ich näher kannte, hatte nicht sehr intelligente Söhne, und er pflegte deshalb oft zu sagen: „Ein Adler hat Tauben gezeugt." Anders hätte unser Ratschreiber im Hinblick auf seinen Vinzenz behaupten können: „Ein Staatsrat ward der Vater eines Staatsministers."

Der Vinzenz trug im Leben zwar nur den Titel eines Kellners, aber ich habe, so viele englische Lords und Gentlemans mir auch schon unter die Augen kamen, noch nie ein so vollendetes Peersgesicht gesehen, wie der Vinzenz es besaß. Er war meist ohne Kondition; aber ich bin heute fest überzeugt, daß dieser Umstand lediglich daher kam, weil weder die Hoteliers, noch weniger die reisenden englischen Seiler und Schuhmacher den stillen Vorwurf ertragen konnten, der in Vinzenzens Miene lag und der da sagen wollte: Ich, ein geborener Lord, muß euch Lumpen dienen und bedienen!

Und wenn der Vinzenz später durch dieses unfreiwillige Privatisieren gezwungen wurde, nach Amerika auszuwandern, so tat er es gewiß nur in dem guten Glauben, die Amerikaner seien weniger empfindlich gegen überlegene Mienen, als die Menschen diesseits des Meeres.

Ich wünsche, er möge sich nicht getäuscht haben, und freue mich, daß es Haslacher gibt, denen man auch im Kellnerfrack ansieht, daß sie zu etwas Höherem geboren sind. —

Übrigens bewahre ich den längst toten Stadtherren meiner Schulzeit ein dankbares Andenken um der Freude willen, die sie uns Kindern jedes Jahr bereitet. Wenn an Ostern die Prüfungen vorüber waren, so öffnete sich die Türe des Schulzimmers, und herein traten der „Stadtbot" und die „Sicherheit", jeder mit einem Riesenkorb voll großer Brezeln. Ein „Vater der Stadt" nahm die Ehrengabe der Bürgerschaft an die Schuljugend in Empfang und stellte sich an den Körben auf. Nun begann das Defilieren: Männlein für Männlein und Weiblein nach Weiblein marschierten vorüber, und jedes erhielt eine Brezel.

Das war die große allgemeine Preisverteilung, und die versüßte uns mit einem Mal all das Bittere des ganzen Schuljahres. Welcher Jubel in allen Gassen, durch welche die Schulkinder mit ihren Brezeln heimsprangen! Jedes hatte seinen „Preis“ erhalten, und keines war vor dem andern bevorzugt, und darum alle voll gleicher Glückseligkeit. Wer das Jahr über nichts gelernt, hatte dafür seine Prügel; am Schlusse aber erwies der Stadtrat allen seine väterliche Liebe und gab dem guten wie dem schlechten Schüler seine Brezel, und das war weise und wohlgetan.

Ich gebe überhaupt nicht viel auf die Preisverteilung an Schüler. Ich habe die Überzeugung, daß diejenigen, welche Preise erhalten, auch ohne dieselben das Ihrige leisten würden, und auf der andern Seite kenne ich viele Menschen, die nie einen Preis bekommen haben und doch im Leben zu den tüchtigsten gezählt werden müssen. Den talentlosen, fleißigen Schüler dagegen beelendet es, wenn er gar oft andere, die viel weniger arbeiten, preisgekrönt sieht. Ich selbst habe zu den Zeiten, da ich unter die ersten zählte, viel weniger „studiert“, als da ich zu den letzten der Klasse gehörte.

Jetzt ist die Brezelverteilung in den Schulen fast überall abgeschafft. Dafür aber bekommt das Kind schon in der untern Schule ein „Notenbüchlein“ und bringt schriftlich heim, was es geleistet. Uns gab man keinen Buchstaben mit, wohl aber jedem eine Brezel. Das war Poesie, das andere ist nacktester Bureaukratismus. Wenn ich je zu Mitteln käme, um eine Stiftung machen zu können, so würde ich eine Brezelstiftung gründen für die Kinder meiner Heimat, vorausgesetzt, daß ich nicht zu fürchten hätte, daß später die Stiftungsgelder gar zur Anschaffung von Notenbüchlein verwendet würden[1]. —

Den schon genannten Unterlehrer Bareth aus Radolfzell verloren wir, ehe unser Kursus bei ihm beendigt war. Eines Tages, anno 1846, erschien in der Schule, da der Lehrer noch oben beim Frühstück saß, ein stolzer, fremder Herr in

[1] Die Stiftung ist jetzt gemacht und angenommen.

geistlichem Gewand und befahl mir, den Lehrer zu holen. Der kam, wie gewöhnlich, in seinem Schlafrock; es wurde ihm bedeutet, eine Prüfung vorzunehmen. Es geschah, und ich sehe ihn heute noch, wie er am Schluß auf seiner Geige uns zu einem Liede begleitete. Der Gestrenge — ein geistlicher Oberkirchenrat namens Zimmermann [1] — ging, wie er gekommen. Wenige Tage später, und unser Unterlehrer war nicht mehr da; ich weiß nicht, ob entlassen oder freiwillig geschieden. Er verkehrte, wie ich später hörte, zu viel mit den lustigen Haslachern seines Alters und leistete deshalb nicht genug in der Schule. Er zog in seine Heimat am Bodensee, wo er ein städtisches Amt als Spitalverwalter überkam. Als ich 1873 in seiner Vaterstadt im Gefängnis saß, besuchte er seinen alten Schüler, und wir beide hätten nie geahnt, uns nach dreißig Jahren auf solchen Wegen wieder zu treffen.

Sein Nachfolger war aus der Gegend von Ettlingen, ein baumlanger Mensch, und hieß Kunz. Er hatte eine alte Mutter bei sich, die uns durch ihre Unterländer Volkstracht auffiel. Er erschien nie im Schlafrock in der Schule, wohl aber mit Stegen an den Beinkleidern und war in seinem ganzen Wesen so steif, wie seine stramm angespannten Hosen. Zudem war er gar nicht musikalisch und sang selten mit uns, während bei seinem Vorgänger täglich gegeigt und gesungen wurde; eine Übung, die das Leben eines Schuljungen ungemein versüßt. So waren wir doppelt froh, als die letzte Brezel in der untern Schule uns gereicht ward und wir in die obere befördert wurden.

Im genannten Jahre 1846 plante man auch den Bau eines neuen Schulhauses für alle Schüler. Die untere Schule auf dem Rathaus und die obere auf der Fruchthalle sollten in demselben vereinigt werden. Wir Buben jubelten.

Der Straßenmeister Näher, ein genialer Haslacher,

[1] Er starb 1857 in den besten Jahren als Stadtpfarrer in Bühl und war aus Gündlingen bei Freiburg.

machte den Plan. Das Haus sollte in den Klostergarten gestellt werden, und der „wütig Schlosser", Xaver Neumeier, hatte unter Bürgschaft des Hafners Fidel Haberstroh den Bau für 13 000 Gulden übernommen. Als er aber das Fundament gegraben, sah er ein, daß er Schaden nehme, und stellte die Sache ein, die man nach langen Unterhandlungen einschlafen ließ.

Es kam die Teuerung von 1847, dann die Revolution, und alles unterblieb. Wir Buben hatten uns vergebens gefreut auf eine neue Studienanstalt, die erst im 20. Jahrhundert ins Leben trat. —

Noch eines Ereignisses im letzten Jahre der „untern Schule" muß ich hier gedenken. Im Winter 1846/47, als die teuere, brotlose Zeit war, wollte der Stadtrat einen neuen Erwerbszweig einführen, und sämtliche Schulkinder mußten die Strohflechterei erlernen. Als Instruktor war eine Schwarzwälderin von Furtwangen berufen und die Schule auf dem Rathausspeicher etabliert.

Buben und Mädchen widmeten sich mit Eifer dem neuen Erwerb, und auf allen Wegen und Stegen ward Stroh geflochten und Kleingeld verdient.

Ich erinnere mich aber nicht, je ein preiswürdiges Geflecht geliefert zu haben, und zeigte auch hier, wie beim Brotverkaufen am Jahrmarkt und in meinem ganzen Leben, daß ich zum Geldverdienen nichts tauge.

Bald kamen wieder bessere Jahre ins Städtchen, und die Strohflechterei ging gänzlich unter.

Im Februar 1847, wo die Hungersnot am schlimmsten war, führte der Gemeinderat Armensuppen im Spital ein für Kinder und Erwachsene, dreimal täglich. Sie enthielten Fleisch mit Reis oder Bohnen und Gerste.

Obwohl ich nicht zu den armen Schulkindern gehörte, ging ich doch einige Male hinaus, und der Spitalmeister Kirnberger, ein Altersgenosse meines Vaters, gab mir auch von der Suppe, die durch eine Hauskollekte bezahlt wurde.

Ich habe in meinem Leben nie mit solchem Behagen Suppe gegessen, wie damals die Spitalsuppe. —

Für mich trat beim Übergang von der unteren in die obere Schule eine Pause ein, die ich in der Fremde zubrachte und in einem eigenen Kapitel behandeln werde.

Doch genoß ich nach meiner Rückkehr noch zwei Jahre den alten Oberlehrer Blum, den berühmtesten Schulmeister Haslachs im 19. Jahrhundert.

Ich kann mir diesen Mann, dessen Vater und Großvater schon in Hasle Volksschullehrer gewesen, nur vorstellen mit einer gestickten „Zereviſmütze“ auf dem Kopf und einem starken Meerrohr in der Hand. Und das ist nach meiner Anschauung die richtige Ausstattung des Lehrers in seinem äußeren Erscheinen. Das bedeckte Haupt bedeutet die Autorität und das Meerrohr die Strafgewalt; beides die Pole eines gedeihlichen Unterrichts.

Ich habe mich in den siebziger Jahren im badischen Ständehaus als Anhänger der Prügelstrafe ausgesprochen und diese Vorliebe von den Lehrern meiner Knabenzeit eingesogen und vom eigenen Vater. Ohne Prügel ist es unmöglich, einen geborenen echten Haslacher zu erziehen. Seit Jahren sind die Prügel auch in Hasle gesetzlich abgeschafft, und richtig haben bald darauf einige junge Mitbürger in der heimatlichen Schule den eigenen Lehrer unter die Bank geworfen.

Zu meiner Zeit wäre das einem Mordanfall gleichgeachtet worden. Wer dem Lehrer sich nur grob widersetzte, dem ward die „Sicherheit“ über den Leib geschickt, und der Grenadier, Krippelesmann und Waldbruderfabrikant Pfrengle hat mehr als einen vor unsern Augen auf die Bank gelegt und mit seinem Polizeistock traktiert. Das war unser Jugendgerichtshof!

Weil ich dieses Schauspiel und seine Wirkung auf uns gesehen, bin ich heute auch entschiedener Anhänger der Feuerbachschen Abschreckungstheorie und fürs Köpfen und für

öffentliche Hinrichtungen. Jetzt treibt man mit diesen Dingen eine wahre Gefühlsduselei, und vom Rücken des boshaften Schulknaben bis hinauf zum Mordbrenner wird alles Strafbare mit einer schrecklichen Humanität behandelt. —

Unser Vater Blum war, wie alle alten Lehrer, ein Praktiker im Kopfrechnen. Trotzdem brachte er mir blutwenig davon bei, und das Rechnen blieb allezeit und bis heute die schwächste Seite meines geistigen und ökonomischen Lebens. Jetzt rechnen die Schulkinder nach Milliarden auf der Tafel und dem Papier, wie ich erst dieser Tage mich überzeugte; im Kopf aber bleibt's leer. Es hat aber ja im Leben nicht immer einer den Kopf bei sich, wohl aber jeder ordentliche Deutsche etwas Schriftliches, wenn's auch nur der Impfschein wäre!

Ich sah vor einigen Jahren in einer Dorfschule Kinder den Kubikinhalt eines Gefäßes mit Dezimalen berechnen, wobei die Brüche in die Millionen gingen. Wenn man mich auf die Folter gesetzt hätte, es wäre mir ein Geständnis, daß ich davon etwas verstanden, unmöglich gewesen. Aber ebensowenig werden die Kinder nach wenigen Jahren noch eine Idee von der ganzen Millionengeschichte haben.

Es ist unter Umständen etwas Schreckliches um den Fortschritt in der Volksbildung! —

Unser Oberlehrer huldigte einer gewissen Aufklärung, auch in religiösen Dingen, namentlich kämpfte er stark an gegen den Aberglauben, vorab gegen Hexen und Gespenster, als hätte er gewußt, daß wir am liebsten von derlei Wesen erzählen hörten. Jeder von uns mußte den Vers lernen:

An Hexen und Gespenster glaubt kein gescheiter Mann,
Nur in verrückten Köpfen trifft man so was an.

Ob unser Lehrer den Spruch selbst gemacht oder woher derselbe sonst stammte, erfuhren wir nie, aber gewiß ist, daß er uns gar nicht abgeschreckt hat — auch ferner für Geistergeschichten zu schwärmen und ihnen, wenn solche erzählt wurden, mit Wonne zu lauschen.

Von Geographie lernten wir nichts, nicht einmal die von Baden. Der alte Blum meinte, der beste Unterricht in der Geographie sei das Wandern. All unsere Geographie stand auf dem Wegweiser beim Viehmarkt und lautete: „Haslach, Stadt, Mittelrheinkreis, bis Karlsruhe $22^1/_2$ Stunden.“ Das war übergenug. Von Karlsruhe sagte man uns, daß da der Großherzog wohne und die Regierung sei, und daß alle Wohlfahrt von da ausgehe, $22^1/_2$ Stunden von Haslach entfernt.

Es hat mich schon oft geärgert, daß man auf den neuen Wegweisern den Kreis und die Residenz wegläßt; denn, Spaß beiseite, uns hat das in der Kindheit imponiert, und unser Herz, so weit es bürgerlicher und loyaler Gefühle fähig war, neigte nach Karlsruhe. Ich habe mehr als hundertmal jene Tafel gelesen in meiner Jugendzeit; ein Beweis, daß der Inhalt mich interessierte. Jetzt ist auf den öffentlichen Tafeln zu lesen das Bezirksamt und das Landwehr-Bataillon mit dem königlich preußischen Bezirkskommando. Auch Geographie genug, um zu erfahren, wie weit wir von Berlin entfernt sind! —

Der Wegweiser am heimatlichen Viehmarkt war uns eine Art Stellvertreter der Regierungsgewalt, und wir hielten ihn hoch in Ehren! Keiner hätte es gewagt, ihn zu verletzen, so sehr der Zerstörungsgeist der Knaben auf öffentliche Gegenstände gerichtet ist. Und ich bin überzeugt, daß meine ausgesprochene Vorliebe für Karlsruhe mit ihrer ersten Wurzel in jenem Wegweiser ruht.

Es gibt überhaupt nichts Sinnigeres an Landstraßen und Wegen hin als einen richtigen Wegweiser oder ein „Bildstöcklein“; der erstere zeigt die Richtung in der Zeit, und das letztere mahnt an den Weg in die Ewigkeit. Mir war als Kind ein Bildstock am Weg ein kleines Heiligtum, das ich, wo möglich, mit Blumen schmückte.

In neuester Zeit schreibt man dem guten, deutschen Volk den Weg in Kilometern vor, und so ein wandernder

Handwerksbursche oder ein die Straße daherziehendes Bäuerlein, die stehen verzweiflungsvoll vor diesen Runensteinen mit der Hieroglyphen-Schrift — 2, 3, 4 Kilometer bis nach N. Ich habe mehr als vierzehn Jahre studiert und bin ein guter Deutscher; aber, so wahr ich lebe, ich wußte zur Stunde, da ich dies zum erstenmale schrieb, am 2. August 1879, nicht, wie viele Kilometer auf eine Stunde gehen. Und das soll der Bauer wissen!

Aus der Naturwissenschaft teilte unser Lehrer einiges mit. In einem alten Kasten in der Schule hatte er unseres Kinzigtäler Landsmanns Oken „Naturgeschichte". Aber mehr als vier Elemente ließ er in uns nicht aufkommen: Wasser, Feuer, Luft und Erde. Und er hatte ganz recht, denn von den andern sechzig, als da sind: Stickstoff, Wasserstoff, Selen, Jod, Brom, Fluor usw. hätten wir doch keine Ahnung gehabt.

„Das Volk wird nie über die vier Elemente der alten Philosophen hinauskommen" — dachte ich schon oft. Siehe, da hat mich mein Sakristan in Hagnau, ein Original seines Standes, eines andern belehrt. Er behauptete nämlich, daß das gemeine Volk heutzutage sechs Elemente haben müsse, um existieren zu können, und diese heißen: „Wasser, Feuer, Luft, Erde — Kartoffeln und Kaffee." Diese Naturgeschichte, welche buchstäblich den Nagel auf den Kopf trifft, mache ihm einer zuvor! —

Unser alter Lehrer hatte einen Fehler, der fast allen Haslachern gemein ist: er dachte mit dem Herzen statt mit dem Kopfe, und so fiel er der Revolution in die Arme, wenigstens wehrte er sich nicht gegen deren Eintritt in die Schule.

„Wer die Jugend hat, der hat die Zukunft," dachten richtig die Republikaner meiner Vaterstadt, und darum weihten sie die zwei letzten Jahrgänge der Schule, d. i. die ältern Knaben, auf zweifache Art in den Gang der Revolution ein.

Eines Tages erschien der Lehrer mit einer Düte aus grauem Papier und verteilte daraus jedem eine — schwarz-

rot-goldene Kokarde für die „Heckerhüte", welche bereits seit Wochen unsere für die Freiheit begeisterten Köpfe zierten. Das war ein Hallo, eine Kokarde tragen zu dürfen und damit gleichsam eingereiht zu sein in „die Gleichheit und Brüderlichkeit" mit den erwachsenen Republikanern!

Übrigens waren diese Freiheitsmänner meiner Heimat unendlich pfiffiger, als die vielen Hurrapatrioten unserer Tage, welche der Jugend den Patriotismus in Buchformat beibringen wollen und Bücher austeilen zur Erinnerung an wichtige vaterländische Ereignisse, oder patriotische Reden halten auf Fürst und Vaterland. Das haben die republikanischen Haslacher viel billiger und unendlich wirksamer besorgt durch die schwarz-rot-goldenen Kokarden. Jetzt trugen wir das Siegel der Freiheit auf unseren Stirnen, und stolz, al pari gestellt zu sein mit den großen Menschen, hätten wir unter Umständen unser junges Blut und Leben der Freiheit zum Opfer gebracht.

Bestand die eine Art, uns patriotisch zu machen, mehr im sichtbaren Zeichen und im Sinnbild der „Gleichheit", so sollte die zweite Methode, uns republikanische Gesinnungen beizubringen, einen Vorgeschmack geben von der zu erwartenden „Freiheit".

Jede Woche kam ein- oder zweimal ein Blusenmann mit Gewehr unter die Schultüre und rief im Namen der Freiheit: „Es wird heute ein Treibjagen im Urwald abgehalten und sollen die größeren Schüler aus der Schule entlassen werden, damit sie als Treiber Dienste leisten!" Wir hatten den Mann kaum erblickt, als es aus vollen Kehlen scholl: „Auf die Jagd! Auf die Jagd!"

Einen Tag im Urwald statt in der Schule — holde Göttin Freiheit, kannst du einem Knaben größere Güter bringen!

Klassische Menschen, diese Acht- und Neunundvierziger im Kinzigtal! Als Cyrus seinen Persern den Krieg gegen Medien beibringen wollte, ließ er sie tagelang bewirten und nichts arbeiten. So, sprach er dann, könnten sie es alle Tage

bekommen, wenn sie die Meder niederwürfen. In ähnlicher Gesinnung führten uns die Republikaner aus der Schule auf die Jagd in den grünen, grünen Wald zu Halli und Hallo, und unser Freiheitssinn wuchs und ward stark wie die Tannen im Urwald.

Trotz der großen Wälder hat meine Heimat fast gar keinen Wildstand, und so richteten die Freischärler blutwenig Schaden an. Die Hauptfreude hatten wir am Treiben und sie am gemeinsamen Mahle im Walde bei Brot, Speck und Kirschenwasser, wobei wir nicht bloß mittun durften, sondern auch noch, wie bei den Gastmählern Platos, praktische Reden über Freiheit auf uns, die wir im weichen Moose lagen, herabträufelten. Zum Dessert wurden — im Gespräch — verschiedene Fürsten aufgehängt, Minister zum Teufel gejagt, Oberamtmänner abgesetzt — so daß wir bald an die blutigsten Gewalttaten geglaubt hätten, wenn unsere Mitbürger nicht auf der Jagd so zahm und unblutig gewesen wären.

Am schlimmsten kam infolge dieser patriotischen Vorgänge unser Lehrer weg. Nach dem bekannten Sprichwort „von den Großen, die man laufen läßt, und den Kleinen, die gehängt werden", ward er entlassen, kam nie mehr zu Gnaden und brachte auf einem elenden Schuldienstlein im Unterlande seine Greisentage hin in Not, Kummer und Sorge. Später ließ er sich pensionieren und starb gegen neunzig Jahre alt in dem Städtchen Bühl. Sein Andenken bleibt mir stets ein gesegnetes.

Reaktion trat bei seinem Dienstnachfolger in der heimatlichen Schule nur in bezug auf die Revolution ein. Dieser Nachfolger hieß Scherle, stammte aus Pfaffenweiler bei Freiburg und war vorher Lehrer in Staufen gewesen.

Auch ihn kann ich mir nur denken mit der Mütze und dem Meerrohr. Die Prügelstrafe florierte nachher wie vorher. Der neue Lehrer, ein Mann in den besten Jahren, war in der Revolutionszeit vorsichtiger gewandelt, was ihm den guten

Posten eintrug. Seine erste Anrede an uns junge Freiheitsschwärmer bestand in den Worten: „Milliardensapperment, ich will euch Kerlen die Freischärlerei vertreiben!" — Sprach's und schlug mit dem Meerrohr auf die erste Schulbank, daß sie zitterte. Hier hörten wir zum ersten Male von „Milliarden", und von da bis 1870 habe ich das Wort kaum mehr gehört.

Doch ein wackerer Haslacher „forcht sich nit" — wir waren die Exerzitien mit dem Meerrohr gewohnt und der grimme Reaktionär nicht imstande, uns zahmer zu machen, als wir früher gewesen. So loderte in uns die Flamme der Freiheit noch lange, nachdem sie bei den Erwachsenen längst ausgelöscht und allen schönen Bürgertugenden wieder gewichen war.

Unsere Kokarden trugen wir in der Tasche, und selbst in der Schule ward noch manches freischärlerische Zündhütchen losgelassen, das wir in den Bächen gesucht hatten, in welche sie von den mit Zündnadel-Gewehren bewaffneten Preußen verschüttet worden waren. Und manchmal, ehe die Schule anging, sangen wir das revolutionäre Schnaderhüpferl:

Hecker, Struwe, Bitz und Blum,
Kommt und bringt die Preußen um! —

Mit der Zeit wurde ich in der Familie des Lehrers Stammgast. Sein Sohn Julius ward mein Freund, und ich kam auch zum Klavierunterricht in die Stube seines Vaters. Wenn ich einst den Unterlehrer um seines Frühstücks willen beneidet hatte, so ging beim Oberlehrer mein Neid auf dessen Abendessen. Die Frau „Lehrerin", eine dicke, freundliche Frau aus dem weinreichen Dorfe Schliengen im Oberland gebürtig, machte regelmäßig am Abend für „den Vater" ein „Kalbsbrätle", und gar oft schaute ich in der Küche der Zurichtung und im Zimmer dem Verzehren von seiten des Lehrers zu — und meine höchste Sehnsucht in kulinarischer Hinsicht bestand damals in dem heißen Wunsch,

auch einmal abends Kalbsbraten verzehren zu dürfen. Der Höhepunkt in der Stellung eines Oberlehrers war mir der allabendliche Kalbsbraten. Ich rieche jenes Kalbsbrätle des Lehrers jetzt noch, wenn ich daran denke.

Ich bin später lateinischer Schulmeister geworden, hatte meinen Kaffee und meinen Braten, aber nie war mein Genuß an diesen Dingen im entferntesten ähnlich meinen Gelüsten darnach als Schulbube.

Die Lehrerin war eine kreuzbrave Frau, die mir, weil ich so gerne bei ihr in der Küche stand, wiederholt prophezeite, aus mir würde einmal ein „Koch" werden. Und meine Schwester tadelte es oft, daß ich als Dorfpfarrer gerne in der Küche mich aufhielt. Es muß demnach ein Stück von einem Koch in mir liegen, und wer weiß, was geschehen, wenn ich in der Nähe einer Hofküche wäre geboren worden. Jedenfalls hätte ich dann „Kochbücher" geschrieben und die Nebenmenschen nicht so erzürnt, wie mit meiner dermaligen Schriftstellerei. —

Auch beim neuen Lehrer war ich nicht hoch taxiert. Zum Studieren hielt er mich ganz entschieden „für zu dumm", als mein Vater ihm einmal davon sprach. Und er hatte nach meinen Proben in der Volksschule sicherlich recht, denn meine Leistungen im Rechnen waren null, im Schreiben und im Styl mittelmäßig, wie heute noch, und nur im Lesen gut. Und es war „des Schicksals Tücke", die mich trotz des obigen Ausspruches zum Studieren gelangen ließ, bei dessen Beginn es allerdings elend genug herging. Ich dachte in jenen ersten Zeiten in Rastatt oft tränenden Auges des weisen Urteils meines Lehrers in der Volksschule.

In seinen alten Tagen erlebte er noch vieles an mir, was ihn freute und was ihn nicht freute. Nicht freute es ihn, daß ich in der Kulturkampfzeit extrem ultramontan war, während er alles Heil im Liberalismus erblickte. Sonst war er später „stolz auf seinen Schüler".

Jetzt ist er längst tot und die gute Frau Lehrerin ist

auch tot und der brave Kamerad Julius ist auch tot. Auch die hübsche Lehrerstochter Mina ist tot — nachdem sie fast gänzlich verarmt war und im Spital sterben mußte.

Was habe ich in dieser Lehrersfamilie, in der dunklen Stube am Abend, wenn Julius und Mina Klavier spielten, der Lehrer an seinem „Brätle" saß und die Lehrerin am Fenster noch zu stricken versuchte, für gefühlsselige Stunden erlebt, wenn man das Wort gefühlsselig auf einen Knaben anwenden darf! —

Wie sehr sehnt man sich nach der Stunde, in welcher die Entlassung aus der Volksschule stattfindet, und doch begräbt der Knabe in dem Augenblick, da er seine Volksschultasche in eine Ecke wirft oder seinem jüngern Bruder übergibt, seinen eigenen Genius der Kindheit und seine glücklichste Lebenszeit. Er tritt hinein ins Leben in irgend einer Form, um bald zu erfahren, daß er aus dem Paradiese verstoßen ist in eine feindliche Welt; und je älter er wird, um so greller tritt diese Einsicht zutage. Es geht uns wie den ersten Menschen. So lange sie im Paradies in Kindesunschuld sorgenlos dahinlebten, wußten sie ihren glückseligen Zustand gar nicht zu schätzen. Erst als sie draußen waren und die Erde Dornen und Disteln trug und sie im Schweiße ihres Angesichts ihr Brot essen mußten, jetzt erst erkannten sie, was ihrer einst gewesen, und — weinten.

In der Fremde.

Im Frühling des Jahres 1847 war, wie schon erwähnt, eine Teuerung in den Landen. Uns Kindern kam dieses Ereignis fast vor wie eine Hochflut an der Kinzig; je höher die Brotpreise gingen, um so höher stieg unsere Achtung vor der Hungersnot. Da kamen schwäbische Bauern und brachten „Habermehl" ins Städtle, das sie aus großen Kufen vor dem Adler „mäßlewis" verkauften. Jetzt gab's zweimal des Tages „Habermus", das wir vorher nicht gekannt hatten, uns aber zu solch freudigem Genuß wurde, daß wir schon um seinetwillen mit der Hungersnot auf bestem Fuß standen. Mitten aus dieser lieblichen „Habermehlzeit" sollte ich die Heimat verlassen müssen.

Meine Großmutter, der ich bereits allerlei Handdienste leistete im Krämerwesen, wollte mich zum Kaufmann bestimmen und kam deshalb auf die Idee, man solle mich in eine „bessere Schule" bringen. Nun hatte eine meiner Tanten im verwichenen Herbst einen Kaufmann Walter in Freiburg geheiratet, und drum ward im Familienrat beschlossen, mich nach Ostern in die Dreisamstadt zunächst in die dortige Volksschule zu schicken.

Mein Herz freute sich; denn Freiburg war für mich damals ein Weltwunder. Der Wolfacher Bote, der alte Borho, kam jeden Sonntag morgen mit seinem Einspänner vor die Sonne gefahren, direkt von Freiburg; er brachte für die Großmutter Geschenke von der Tochter und für ihren Laden allerlei

feinere Waren mit und erzählte uns gar oft beim Aus- und Einspannen von der schönen Stadt und vom „Münsterturm".

Die „bessere Schule" und das „Kaufmannwerden" war mir absoluteste Nebensache; meine Freude konzentrierte sich lediglich auf die fremde Stadt, von der die alten Leute so viel zu erzählen wußten, und nach welcher der Nachbar Strumpfstricker und seine Frau einige Male im Jahr auf die Messe fuhren mit ihren Waren.

Es war um Mitternacht an einem Dienstag im Frühjahr des genannten Jahres, als ich leichten Herzens dem Vaterhaus Lebewohl sagte und mit der Mutter in den Wagen des Vetters „Bachsepp" stieg.

Für gewöhnliche Bürgersleute waren in jenen Tagen die Wagen der Fruchthändler, die am Dienstag und Samstag leer nach Offenburg zu Markt fuhren, um Getreide zu holen, die Beförderungsmittel in die Hauptstadt des Kinzigtales und an die Eisenbahn. Solch ein Fruchthändler war auch obiger Vetter. Diese Art zu reisen war viel billiger und bequemer, als die im Omnibus oder Postwagen. Da konnte man sich auf die leeren Säcke unter die schirmende „Blache" aus Leinwand legen und schlafen bis an Ort und Stelle. An Erschütterung litt man dabei nicht im geringsten, denn die Wagen fuhren nur gemächlich, und die Pferde marschierten, weil auch der Fuhrmann schlief, im langsamsten Schritte talab, ja, sie selbst konnten nebenbei halb schlafen, da sie den Weg blind wußten.

So ziehen heute noch geisterhaft still die Gefährte einzelner Haslacher Frucht- und Holzhändler durch das nächtliche Tal der Kornkammer zu. Aber jetzt schlafen die Fuhrleute allein, da andere Menschenkinder, hoch und nieder, mit der Eisenbahn fahren.

Ich fror im kühlen Morgenwind, da wir in Offenburg ankamen, wo man mich sofort an den Bahnhof führte, um mit dem ersten Zug ins Oberland gen Freiburg befördert zu werden. Mit uns war der Rasierer Pfundstein aus der

Heimat im Frachtwagen gefahren; er, der Sohn einer Schwester meiner Großmutter, ging ebenfalls nach Freiburg in Sachen Blutegelkaufs.

Wenn ein Haslacher sich entschließt, Barbier zu werden, so darf man sicher darauf rechnen, daß er unter die Creme seines Metiers rangiert, was den äußeren Schliff und die zu diesem Berufe gehörigen Eigentümlichkeiten betrifft. Die Zungen aller Haslacher sind gewandt, die der eingeborenen Rasierer aber sind zu wahren „salti mortali“ fähig und besitzen eine Unterhaltungsgabe und eine Fertigkeit in der „Entenfabrikation“, die jedem Journalisten am Pariser „Figaro“ Ehre machen würde.

Wenn ich an meinen Jugendfreund Birbele, einen Schwager und Schüler Pfundsteins, denke, der bis Mitte der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts unter der Firma: „Friseur und Kabinett zum Haarschneiden“ das genannte Gewerbe in der Vaterstadt trieb und nebenher schröpfte, „zu Ader ließ“ und Tauben fing — so lacht mir das Herz im Leibe ob seiner Originalität. Wir „konditionierten“ beide in den fünfziger Jahren in Rastatt, ich am Lyzeum und er bei einem Barbier und Wundarzt. Er trank damals schon seinen selbstgefertigten Kaffee aus einem Totenschädel, um seine anatomische Kälte zu beweisen, und sprach, weil er stets wußte, was not tat, den preußischen Dialekt mit nadelspitziger Feinheit.

Er kannte alle großen Mediziner von Paracelsus und Hufeland bis zu unserm Kußmaul und wußte in den schwierigsten Fällen einen Rat. Mit jener Freundin, die den Menschen lieber sein soll als Cicero und Plato, mit der Wahrheit, ging er rasierermäßig um. Auch war er zur besseren Ausbildung in allen zu seiner Branche notwendigen Eigenschaften in Amerika gewesen. Sein Sohn und Nachfolger soll, wie ich höre, ihn noch übertreffen, und der Alte ihm eines Tages zugerufen haben, wie Philipp von Macedonien seinem Alexander: „Suche dir ein anderes Reich, Haslach-Macedonien ist für dich zu klein!“

Mich selbst hat er in Rastatts Mauern, da ich noch nicht ahnte, wie notwendig es mir in meinem bartlosen Stande werde — gelehrt, den ersten Flaum aus dem Gesichte zu schaben und einen regelrechten Scheitel zu machen, welch' letztere Kunst ich aber längst vergessen habe. Zum Dank aber will ich in meinen Jugenderinnerungen seiner nicht vergessen, weil er mir eben einfällt, da ich mit seinem Lehrmeister Pfundstein in den „Stehwagen" der Eisenbahn, die ich heute zum ersten Male sah und benützte, einsteige.

Die Mutter fuhr dritter Klasse, mich aber übergab sie dem Vetter Pfundstein und jenem, einer Zeit der Leibeigenschaft würdigen Raum, der unter dem Namen „Stehwagen" damals bekannt war, heutzutag aber, in Baden wenigstens, nur noch den Kühen, Ochsen und Hämmeln zum Transport dient. So fuhr ich zum ersten Male Eisenbahn und der „bessern Schule" entgegen[1].

Es läßt sich kein Volk so viel gefallen, wie das deutsche. Demut und Geduld sind seine größten Eigenschaften im Verkehr nach oben. Aber über die Stehwagen ging ihm bei den lebhaften Badensern doch die Geduld aus, und die ersten Klagen gegen die hohe Obrigkeit vernahm ich im Stehwagen zwischen Offenburg und Freiburg, wo der arme Plebs räsonierte und schimpfierte; denn es war kalt und regnerisch geworden.

Mir ward bei der Geschichte höchst elend zu Mut. Über die Brüstung des Wagens sah ich nicht, hatte also keine Aussicht und stand mitten unter den deutschen Kulis, die ihrem Unmut Luft machten, wie ein weinendes Kindlein unter einer Dachtraufe. Erst als oberhalb Denzlingen der Münsterturm von Freiburg in die verlassene Volksherde hereinblickte

[1] Jetzt soll eine Art Stehwagen wieder eingeführt werden, wie die Bahnsteigsperre, weil die Preußen beides haben. Am meisten können sich darüber die Sozialdemokraten freuen, denen ja die Leute, die sie am ärgsten hassen, die schönsten Hasen in ihre Küche jagen. —

und sein goldener Stern in unsere trostlose Lage mitleidsvoll seinen Schein sandte, wuchs mir die Hoffnung wieder im kleinen Busen.

Eine Stunde später, und ich saß in einem schönen Kaufmannshause am Martinstor, hatte lauter herrenmäßiges Essen vor mir und um mich den dicken Onkel und die schmächtige Tante, meine Mutter und einige „Ladendiener" — und mein Herz vergaß bald das Stehwagenelend auf meiner ersten Lebensreise.

Aber von diesem Freudenmahle an habe ich in meinem Gedächtnis eine große Lücke. Ich weiß nicht mehr, wann die Mutter wieder heimging, wie man mich dem Lehrer präsentierte und zum Wohnen in das Nachbar-Haus des Bäckers Kuhnle transportierte, weil bei der Tante kein Platz war. Darüber hat der Genius meiner Kindheit in meiner Seele auch keinen Buchstaben aufgeschrieben, wohl weil es ihm zu schmerzlich war.

Ich erinnere mich nur, daß ich in dem genannten Hause bei einer Beamten-Witwe wohnte, die, wenn ich nicht irre, Wolf hieß und eine erwachsene Tochter bei sich hatte; daß noch einige größere Studenten, von denen ich ebenfalls nicht mehr Namen und Vorstellung habe, bei der gleichen Frau ihr Quartier hatten, und daß die Studenten mich schüchternen, blassen Knaben aus dem Kinzigtal oft auslachten, wenn ich weinte, und daß ich viel weinte. Ich hatte Heimweh, Heimweh nach dem Vaterhaus, nach den Kameraden, nach Feld und Wald.

Ich habe in meinen jungen Jahren, das eine Mal in Freiburg und einige Jahre später in Rastatt, namenlos an Heimweh gelitten. Wer dieses Weh noch nie an sich erfahren, der kann seine Höhe und seine Tiefe nicht ermessen. Es ist der Katzenjammer des Herzens in bester Form. Menschenkinder aus großen Städten werden das Heimweh selten oder nur bekommen, wenn man sie vom Vaterhaus weg aufs stille Land setzt. Aber ein Kind, aus dem Kinderhimmel

seiner ländlichen, friedlichen, waldesduftigen Heimat in eine Stadt zu fremden Menschen verbannt, wird diese Krankheit, wenn es einigermaßen Gemütsseiten hat, im höchsten Grad durchleiden müssen. Darum gibt es Fälle, und es sind mir selbst solche bekannt, daß junge Leute vom Land am Heimweh gestorben sind — jedenfalls eine der furchtbarsten Todesarten.

Darum, ihr Stadtmenschen, ehret den Schmerz jener Bauernkinder, die das Schicksal in die Städte treibt, und wisset, daß ihr es mit Kinderseelen zu tun habt, die im Heimweh weinen um ein verlorenes Paradies!

Was mein Heimweh noch vergrößerte, war der Umstand, daß ich in einem Bäckerhaus wohnte, wo schon der ständige Brotgeruch mich ans Vaterhaus erinnerte und an den „Sepp" und den „Hugo" und die Backstube. Sonst war der Bäcker Kuhnle der Mann meiner vollsten Sympathie, und wenn ich am Morgen für die Tante, bei der ich aß, das Frühstücksbrot holte, da schwamm ich minutenlang in einem Wonnemeer in der von frischem Brot über und über vollen, herrlich duftenden Bäckerstube.

So viel buken alle Bäcker der Heimat zusammen nicht. Ich kam mir, im Vergleich zum Vaterhaus, vor, wie das Söhnlein eines armseligen Landschlossers, das in eine Maschinenfabrik kommt. So lange ich unter Kuhnles Mehlprodukten weilte und während ich seine mir unvergeßlich guten Kreuzerwecke zum Kaffee verzehrte, so lange hatte ich kein Heimweh.

Von der „bessern Schule" ist mir gar wenig mehr in der Erinnerung. Ich weiß nur noch, daß das Gebäude am äußersten Ende der „Pfaffengasse" hinter dem Münster sich befand, daß die Lehrer aussahen, wie bei uns der Oberamtmann, daß mein Lehrer Strohmeier hieß, und daß ich manch Tränlein vergoß, weil ich hinter den Schülern der Stadt zurück war. Ich saß unter ihnen wie ein scheues Waldvögelein unter einer Schar Kanarienvögel oder Stadtspatzen.

Doch verläßt der liebe Gott kein Kinderherz, und so milderte sich bald auch mein Heimweh, wiewohl ich es nie ganz verlor. Es gab bald einzelne Lichtpunkte in der Fremde, und ein und das andere Sternlein an meinem dunkel gewordenen Kinderhimmel begann wieder zu leuchten. Ich bekam Kameraden und Freunde, fand Zerstreuung in der Nachbarschaft, in den Straßen und Gassen und träumte mich auf dem „Schloßberg" und im „Sternenwald" in die Berge der Heimat zurück.

Die mir am lebhaftesten in der Erinnerung stehenden Kameraden, die ich erst vierzig Jahre später wiedergesehen, waren der Felix Pyhrr aus dem „Kopf", der Sohn August des Konditors Wolfinger, ein junger Gramm, ein Gerberssohn Stolz aus der Gerberau, des Rasierer Lederles Joseph und der Sohn eines Aufsehers im Zuchthaus, dessen Name ich nicht mehr weiß[1].

In Wolfingers Konditorladen erlebte ich mit die seligsten Stunden meiner Freiburger Fremde. Daheim gab es nur einen Zuckerbäcker und eine Zuckerbäckerin, die hatten lediglich Lebkuchen und Osterhasen feil, und doch waren ihre Buden uns wahre Götterhimmel; aber der Konditorladen des Herrn Wolfinger versetzte mich in einen völligen Taumel über alle die zuckernen Herrlichkeiten und Kuchen, die ich hier sah und roch. Alle Wohlgerüche der Haslacher Apotheke und der heimischen Zuckerbäcker vereinigten sich hier im

[1] Als ich 1884 als Pfarrer nach Freiburg kam, lebten die meisten noch als ältere Herren, aber keiner erinnerte sich mehr meiner. Natürlich. Ein Knabe vom Land vergißt es nie, wenn er jung einmal in einer Stadt geweilt; die Stadtbuben aber vergessen leicht ein Bauernbüblein, das kurze Zeit mit ihnen gespielt hat.

Nur einen habe ich in den sechziger Jahren schon als junger Priester wieder gefunden, der sich meiner wohl erinnerte, des Rasierer Lederles Joseph, der in jenen Jahren die meisten geistlichen Herren der Stadt rasiert hat. Der Rasierer Lederle wohnte gerade neben dem Bäcker Kuhnle.

Der Joseph war in meinem Alter und habe ich ihn als Pfarrer 1885 nochmals getraut und 1894 beerdigt. Jetzt, 1910, sind alle tot.

Quadrat. Und ich hege heute — bei aller Hochachtung — nicht so vielen Respekt vor dem ganzen, gegenwärtigen badischen Staatsministerium, wie in jenen Tagen vor dem Konditor Wolfinger in Freiburg, der mir als ein vollendeter Zauberkünstler erschien und als der verehrungswürdigste Mensch in der ganzen Dreisamstadt.

Nach ihm auf der Skala meiner persönlichen Bewunderung kam der „rote Schweizer", welcher als Wächter in den Hallen des Münsters umherwandelte im scharlachroten Frack, mit Schiffhut und dem Tambour-Majors-Stock.

Ich habe in jenen Tagen jedenfalls den Erzbischof auch öfters gesehen, aber keine Idee mehr davon; der Kirchenwächter aber steht heute noch vor mir in seiner ganzen Glorie, wie ehedem. Ich ging nie am Münster vorbei — auf dem Wege in die Schule oder aus der Schule — ohne einen Augenblick durchs große Portal einzutreten und die dunkeln Hallen mit den prächtigen Glasfenstern auf meine staunende Knabenseele wirken zu lassen, aber auch nie, ohne dem „Schweizer" den Zoll der Bewunderung in meinen Blicken darzubringen. Der Mann hatte nie eine Ahnung von meiner Vorliebe für ihn und seinen Stand; ernst, streng und still ging er an mir vorüber, wies die Bauernweiber mit ihren Körben zur Türe hinaus, wobei es mir stets schmerzlich war, kein Freund oder Verwandter dieses Gewaltigen zu sein.

Aber noch zwei andere Menschen wurden von mir in dem Münster still verehrt, und das waren die Turmwächter. Wie den erwachsenen Leuten die hohe Stellung in der Gesellschaft imponiert, so galten mir die Wächter auf dem Münsterturm viel ob ihrer örtlichen Erhabenheit, in der sie thronten. Meine größte Freude war es, wenn ich ihnen ihre Wasserkrüge, die sie an Seilen vom Turm in die Vorhalle vom Hauptportal herabließen, füllen und den Krügen dann nachschauen konnte, wie sie langsam in die Höhe gezogen wurden von den unsichtbaren Wächterhänden.

Ich habe schon manchen Turmwächter besucht seit jener

Zeit und Städte und ihre Umgebung bewundert von den luftigen Wohnungen dieser Wächter herab und dabei öfters vergeblich darüber nachgedacht, warum nicht aus diesem Stande große Naturdichter oder Philosophen hervorgegangen sind. Man sollte glauben, einigermaßen dazu angelegte Menschenseelen müßten auf einem hohen Turm zu irgend etwas Höherem begeistert werden. Und doch sind diese Leute meist die langweiligsten und trockensten Gesellen. Ist ihr Wächterdienst schuld und die damit verbundene Unruhe und Schlafentbehrung, oder treten nur jeden Talentes bare Menschen in dieses hochpoetische Amt?! —

Von Freunden, im Sinne der Haslacher Freunde, fand ich in der Fremde eigentlich nur zwei. Der eine war ein alter, blinder Mann namens Strohm, der jede Woche dreimal in der Küche meiner Tante das Essen bekam. Als blinder Spielmann hatte er, so lange als möglich, die Welt bereist und auch die Jahrmärkte meiner Heimat, wo er alle Wirtshäuser kannte, mir davon erzählte, mein Heimweh milderte und darum mein Freund ward. Wie gerne hätte ich, so oft der blinde Musikant kam, draußen mit ihm in der Küche gegessen, statt mit den mir unsympathischen Kommis, von denen ich absolut nichts mehr in der Erinnerung habe, als daß sie mir fremd und gleichgültig waren und blieben.

Jeder Orgelmann war mir in der Kindheit eine liebliche Erscheinung und galt mir, wie schon ausgesprochen, als der Träger eines Stückes Volkspoesie, aber ein blinder Spielmann kann mir heute noch die tiefste Elegie abgewinnen. Blind sein und andern Menschen, die man nicht sieht, aufspielen zum Lustigsein, ist ein unendlich tragisches Geschick. Und von diesem Geschick gab mir der arme Blinde in der Küche oft Kunde, während ich starr in seine ausgelöschten Augensterne sah und innigstes Mitgefühl meine Seele erfaßte. Ich habe von der Tante manches Glas Wein für meinen Freund erbettelt, und wenn er dann aus Dank weinte, weinte ich mit ihm. Nie mehr im Leben habe ich so sehr gefühlt,

wie selig das Wohltun macht, als in jenen Tagen, da ich dem blinden Spielmann Gutes tun konnte.

Ich erinnere mich dann noch eines älteren Studenten namens Schill aus dem Glottertal, der ein und den andern Kosttag bei meiner Tante hatte und mit dem ich mich anfreundete. Erst als ich Pfarrer in Freiburg geworden, hörte ich wieder von ihm, daß er in Amerika als angesehener Arzt lebe. —

Auch die Nachbarschaft bot mir, außer des Bäcker Kuhnles Brotbergen, manche Zerstreuung. Da befand sich dem Hause meines Onkels gegenüber der „Goldladen" des Juweliers Grafmüller. Wenn ich für jeden Blick, den ich in die Auslage dieses Meisters getan, nur einen Pfennig bekäme, ich wäre reich genug, um für ewige Zeiten die Schriftstellerei an den Nagel hängen zu können. Unser Goldschmied daheim, der Uhrmacher Zachmann, mein Nachbar, hatte all' seine goldenen und silbernen Herrlichkeiten in einem kleinen Kästchen mit Glasdeckel; deshalb erschien mir Grafmüllers Schaufenster wie eine Weltausstellung, und er selbst als der bei weitem reichste Mann der ganzen Stadt. Goldene Uhren hingen da so zahlreich, als ob sie billig wären wie Brombeeren. Ich hatte im Leben vorher erst eine einzige goldene Uhr gesehen beim Vetter Zachmann, und die gehörte dem alten Posthalter Kleyle in meiner Vaterstadt, den ich ihretwegen für den Krösus hielt und die nach seinem Tode der Dekan und Stadtpfarrer Kurz von Hasle unter meinen Knabenaugen ersteigerte; aber Grafmüller hatte sie dutzendweise und viel schönere.

Wer mir damals gesagt hätte, ich brächte es im Leben auch einmal zu einer goldenen Uhr, den hätte ich für verrückt gehalten. —

An jenem Goldladen ging mir eine ganz neue Welt auf; ich bewunderte da Dinge, von denen ich keine Ahnung gehabt, und mein Blick in die Schätze dieser Erde erweiterte sich in riesigen Dimensionen. Das „Münster" und die Läden des

Goldschmieds Grafmüller und des Konditors Wolfinger bildeten die Glanzpunkte meiner Erinnerungen an die Fremde, wenn ich daheim später den Kameraden erzählte und auch ihre Herzen und ihre Blicke im Staunen erweiterte. —

Nur durch eine kleine Gasse von des Onkels Kaufladen getrennt lag das Gasthaus „zum römischen Kaiser", ein weiterer Ableiter wehmütiger Gedanken an die Heimat. Hier bekam ich den ersten Anschauungsunterricht über das höhere Wirtshausleben, sah die ersten Kellner im Frack und mit der weißen Serviette und beneidete die Table-d'hôte-Menschen. Unzählige Male schaute ich zu, wie die Fremden anfuhren und abgingen, und wie sie bekomplimentiert wurden, ohne daß ich etwas vom Komplimentenmachen gelernt hätte.

Zum Kellner oder Hotelier hätte man mich nie machen können, ich wäre sicherlich ob meiner Steifheit in Bücklingen und entsprechenden Redensarten die ersten acht Tage meines angehenden Kellnerlebens vom „Prinzipal" fortgejagt worden. Unter den Kutschern und Hausknechten trieb ich mich „beim Kaiser" in jenen Zeiten viel lieber herum, aus heimatlicher Gewohnheit. —

Zu der Nachbarschaft meines Onkels gehörte auch die bekannte Bierbrauerei „Buck", in der ich jeden Nachmittag um vier Uhr für mich und die Ladendiener Bier holen durfte, was mir stets ein freudiges Ereignis war. Ein Glas Buckisches Bier und ein Stück Schwarzbrot aus der Kuhnleschen Bäckerei ließen mich gar oft die Tränen des Heimwehs trocknen, wenn ich weinend aus der Schule kam, wo ich erfahren hatte, wie dumm ich eigentlich sei den Stadtbuben gegenüber.

Beim Bierholen sah ich dann aber auch die Studenten auf der Kneipe. Ein altgriechisches Bäuerlein konnte unmöglich mit mehr ängstlicher Andacht an den Heroenstatuen in den Straßen von Athen hinaufschauen, als ich an den „großen Studenten", während die Kellnerin meinen Krug füllte. Da saßen sie mit ihren langen Pfeifen, bunten Mützen,

Sammetröcken und hohen Stiefeln, die Musensöhne, und erschienen mir wie göttergleiche Riesen einem armseligen Zwerglein von Volksschüler gegenüber. Sie sind schuld, jene Biergenies im „Buck“ anno 1847, daß mir später der nicht vertilgbare Gedanke kam, ein Student werden zu wollen.

Unter diesen Studiosen befand sich damals auch einer meines Geschlechtes, ein reicher Vetter von mir aus Offenburg, des dortigen Engelwirts Sohn namens Franz Hansjakob. Er lud mich einmal ein auf sein Zimmer in der Dreisam-Vorstadt, zeigte mir seine Schläger und all' die üblichen Zierden einer Studentenbude und gab mir zum Abschied einen leibhaftigen — Kronentaler. Wenn ich vor Freude den Verstand verloren hätte, wäre der steinreiche Vetter schuld gewesen; denn einen Kronentaler mein eigen nennen zu dürfen, das ging über meinen Haslacher Knaben-Horizont.

Der reiche Student hat mit seinem vielen Geld gar oft Freunde und andere Menschen glücklich gemacht, keinen aber so glücklich, als seinen zehnjährigen Cousin und heimwehbehafteten Volksschüler mit dem Kronentaler. Ihn selbst trieb die Revolution, in der er die Offenburger Freischärler kommandiert hatte, nach Amerika, wo er als armer Mann schon in den fünfziger Jahren starb.

Aber diese Kronentaler waren auch das schönste Stück Silbergeld, das wir je in deutschen Landen besessen, und der preußische Taler steht im Verhältnis zu ihm, wie die heutige Sympathie für Preußen zu der einstigen für Österreich, wenigstens in Süddeutschland.

Ich meine — abgesehen von den politischen Ereignissen — mit dem Kronentaler hat man in Deutschland und Österreich die gute, alte Zeit begraben, jene Zeit soliden Wohlstandes, mäßiger Sparsamkeit und Genügsamkeit, in welcher ein Bauernknecht mehr Kronentaler in seinem Beutel hatte, als jetzt oft der vermöglichste Hofbauer Markstücke. Die Kronentaler waren der Stolz des Bürgers, die Freude des Bauers und das Kleinod von Knechten und Mägden. Sie sind ver-

schwunden, und seufzend gedenken die alten Menschen der einstigen Kronentalerzeit. —

Einer meiner Sorgenbrecher war auch der kleine Garten meines Onkels in der „Grünwäldergasse". Ein Magazingebäude schloß ihn von der engen, altbürgerlichen Gasse ab, und so lag er einsam auf einer Terrasse, und nur der Münsterturm schaute feierlich herab auf das elegante Gartenhaus und hinein in die Bäume, Sträucher und Beete. Lebhaft erinnere ich mich heute noch, wie ich oft allein in diesem trauten Winkel saß, zum hohen gotischen Dom aufschaute und weinte, weil ich der Heimat gedachte und an Feld und Wald. Von hier aus sah ich auch, wie eines Tages, am Geburtsfest des Großherzogs Leopold, zwei Maurer auf die Turmspitze des Münsters kletterten, „um den Sternen zu putzen". Und die „Sternenputzer" des Jahres 1847 haben kaum einen einsameren und größeren Bewunderer ihrer Kühnheit gehabt als mich.

Onkel und Tante sind längst nicht mehr unter den Lebenden; auch der Garten kam in fremde Hand, aber es liegen in ihm viele wehmütige und still beglückende Stunden meines Jugendlebens begraben, die in meinem Herzen fortleben.

Seitdem ich in Freiburg amtiere, ist er gänzlich verschwunden und an seiner Stelle eine große Brauerei errichtet worden. So oft ich aber in meinen alten Tagen daran vorbeigehe, gedenke ich des verschwundenen Gartens in Wehmut. —

Aber nicht bloß im heimlichen Gärtchen in der Grünwäldergasse weckte ich die Erinnerung an Feld und Wald in der Heimat, ich suchte auch auf dem Schloßberg und seinen Waldungen und draußen im dunklen „Sternenwald" heimatliche Bilder.

Der Schloßberg ist der Monte Pincio der Freiburger, und wer in Freiburg gewesen und den Schloßberg nicht bestiegen, weiß die „Perle des Breisgaues" nicht zu schätzen. Wie die heutigen Römer täglich stolz vom Pincio herab auf ihre ewige

Stadt niederschauen, so wandeln zu allen Stunden des Tages Freiburger auf ihrem Schloßberg zur Lust und freuen sich ihrer schönen Heimat.

Aber um eines willen steht derselbe vorab in dem Buche meines Jugendlebens. Ich fing auf ihm den ersten Schmetterling mit dem Garn. Ein Schmetterlingsgarn war zu jener Zeit in meiner Heimat eine unbekannte Größe; wir fingen uns die Schmetterlinge mit der Hand oder mit dem Hut. Es war daher einer der glücklichsten Tage meiner Knabenzeit, als die Tante mir ein Schmetterlingsgarn und bei einem Schreiner Maier einen schön polierten Kasten zur Aufbewahrung der Insekten machen ließ. Von da ab fand mich jeder sonnige Nachmittag auf den Höhen des Schloßbergs mit Schmetterlingsfang beschäftigt, und wenn ich gen Abend, meine Mütze mit den mühsam erhaschten Buntflüglern verziert, in die Stadt heimkehrte, da ahnte keiner der am Schwabentor mir begegnenden, erwachsenen Menschen, welches Glück und welche Zufriedenheit in dem blassen, unscheinbaren Knaben wohnte ob seiner Schmetterlingsjagd.

Noch gesteigert wurde diese Kindes-Glückseligkeit, wenn mich die im gleichen Hause wohnenden Lyzeisten am Abend mitnahmen an die Dreisam hinunter zum Fang von „Schwärmern“ und Nachtschmetterlingen. Du, mein Gott, war das ein Lauschen und Spähen an den Weidenbäumen und an den Blüten der Nachtkerzen am stillen Flusse hin, bis eine dieser Nachtgestalten dahersummte! Und was war das für ein Wonnegefühl, einen Elefantenrüssel, einen Wolfsmilchschwärmer oder ein Ordensband, blau, rot oder gelb, gefangen zu haben!

Glückselige Kindheit! Während die großen Menschen auf Boulevards, in Kaffeehäusern, in Theatern und Bierkneipen ihre Abendfreuden suchen, sendest du deine Schützlinge auf den Schmetterlingsfang und machst einen einzigen von ihnen seliger in der Kinderfreude, als ein ganzes Theater voll alter Menschenkinder!

Weit unten am Fluß lag in jenen Zeiten das Haus des Abdeckers, der stets Hunde zur Fütterung oder Tötung hatte. Ich höre heute noch das Bellen jener Tiere durch die Nacht hin aus dem unheimlichen Hause, in dessen Nähe wir jeweils umkehrten und unsere kleinen Stuben am Martinstor aufsuchten. —

Lieblingstage waren mir in jener Verbannungszeit auch die Samstage. Da ist in Freiburg Wochenmarkt. In hellen Haufen kamen die Bauersleute zum Martinstor herein, und bei der Heimkehr kauften sie in Onkels Laden ihren Zucker, Kaffee, Tabak, Pfeffer und Salz. In diesen Stunden verging mein Heimweh, denn ich sah Landmenschen, wie sie in des Vaters Bäckerstube daheim auch aus- und eingingen, und ihr Anblick versetzte mich in die Heimat. An Sonntagen machte dann der Onkel den Bauern seine Gegenbesuche und nahm auch mich oft mit. So kam ich nach St. Georgen, Munzingen, Opfingen, Umkirch und wie sie alle heißen, die freundlichen Dörfer im Südwesten der Dreisamstadt. Heute noch kann ich mir jedes Wirtshaus vorstellen, das wir damals besuchten, und wenn ich an die Wirtsleute und ihre Gäste denke, so kommt es mir vor, als seien in jenen Zeiten alle Menschen fröhlich und glücklich gewesen.

Es ist dies jedenfalls Täuschung, aber man ist eben versucht, sein eigenes Glück und die kindliche Freude der Jugendzeit auf alle damals lebenden Menschen zu übertragen. —

So verging mir das halbe Jahr in der Fremde in Freud und Leid. Es ward Herbst, es kamen die Ferien, und ich durfte wieder heim. Meine Fortschritte in der „bessern Schule" waren derart, daß man der Großmutter schrieb, es sei besser, wenn ich wieder heimgenommen würde. Ich war einer der mindesten in der ganzen Klasse.

Mir war die Heimkehr alles, und ich kann heute die Nächte nicht mehr zählen, die ich fast schlaflos zubrachte vor Sehnsucht nach dem Tage, da die Schule geschlossen wurde. Vorher fand noch die übliche Prüfung statt — der Onkel wohnte bei;

ich sollte an der Tafel rechnen und fiel durch, was später fast regelmäßig dem Lyzeisten von Rastatt begegnete. Ich weinte, als der Lehrer Strohmeier mich von der Tafel weg in die Bank zurücksandte, und so schloß ich die Fremde mit Tränen, wie ich sie angetreten hatte.

Mehr als sechzig Jahre später wurde ich wieder an die Freiburger Volksschule, an die ich während meiner Universitätsstudien merkwürdigerweise kaum gedacht, lebhaft erinnert.

In der Karthause treffen, weil alt und arm, von Zeit zu Zeit neue Insassen aus der Stadt ein, mit denen ich mich gelegentlich unter dem großen Ulmenbaum bekannt mache. So traf ich auch zwei ehemalige Schulkameraden und Altfreiburger, die mit mir anno 1847 in die Volksschule gegangen sind, einen Maurer Schnetzler und einen Mühlemacher Müller, beide fast gleichaltrig mit mir und beide originelle Leute.

Sie konnten mir noch alle damaligen Volksschullehrer, an die ich nie mehr gedacht, aufzählen, und was ich gar nicht mehr gewußt, unsere Katecheten nennen, den Domprübenden Schmidt, einen Herbolzheimer, und den Schuldekan Heberling, einen Rastatter, meinen zweiten Vorgänger an St. Martin.

Und oft rede ich seitdem mit den alten Kameraden allerlei aus jenen längst vergangenen Tagen. Sie sind beide weit zufriedener und glücklicher als ich, der ich ihnen ihr Glück neide, aber gleichzeitig durch Tabak und Geld zum Trunk vermehre. —

Wie eine Waldmeise, die ein Städter monatelang im Käfig gefangen hielt, mit fröhlichem Tra-tara-ta dem Walde zufliegt, wenn sie die Freiheit wieder erhält, so eilte ich mit jauchzendem Herzen nach der Eisenbahn. Aber in den Stehwagen war ich nicht mehr zu bringen, und dritter Klasse fuhr ich gen Offenburg. Und auch nicht mit dem Frachtwagen ging's das Kinzigtal hinauf — denn diese nahmen talaufwärts, wo sie mit Frucht beladen waren, keine Passagiere mit — sondern mit dem grünen Privatomnibus von Wolfach.

Er steht heute in vollem Glanze vor meinem Geiste, jener sonnengelbe September-Sonntag-Nachmittag des Jahres 1847, an welchem ich beim „oberen Tor“ hereinfuhr und vor dem „Kreuz“ ausstieg, mitten unter einer lustigen Volksmenge, die den ganzen Marktplatz füllte; denn es war eine landwirtschaftliche Ausstellung mit Volksfest. Da lagen zur Schau ausgestellt alle Erzeugnisse eines gesegneten Obst- und Fruchtjahres.

Auf die Hungersnot war des Himmels Segen gefolgt und deshalb alles voller Fröhlichkeit. Inmitten aber dieser Berge von Äpfeln, Birnen, Ähren usw. stand eine Rednerbühne und auf ihr Wunibald, der Schmied — und tat eine Rede. Im Sturm hatte all das meine Seele wieder erobert, und vergessen waren im Nu Freiburg und sein Münster, seine Gold- und Silberläden, der Konditor Wolfinger, das Martinstor samt dem Schloßberg — ich war im Elemente meiner Kindheit. Selig eilte ich die Straße hinab ins Vaterhaus. Unter der Türe stand die „Luitgarde“ und hieß mich hoch willkommen. In der Stube erwarteten Vater und Mutter den Fremdling. „Aber fort will ich nimmer, sondern daheimbleiben mein Lebtag!“ war mein erster Bittruf an die Eltern. Mein Zeugnis wies schwarz auf weiß nach, daß ich so ziemlich nichts geleistet, und der Vater ließ den Gedanken an die „bessere Schule“ sofort fallen.

„Der Mensch denkt und das Schicksal lenkt!“ Wenige Jahre später, und ich selbst trieb mich aus dem Vaterhaus, um seitdem heimatlos oder wenigstens fern der Heimat mein Leben zu durchpilgern. —

Vom Festplatze kamen später der „Hug“ und der „Sepp“; an ihrer Seite wanderte ich in die Backstube, in den Stall und auf den Speicher, und alles ward gegrüßt, ob lebend oder leblos, und geschaut, ob's noch am alten Platze stehe. Und bald lag das ganze Bild meines Kinderhimmels wieder vor mir, und im kleinen Herzen war Sonnenschein, heller, überirdischer Sonnenschein der jungen

Menschenseele, die mit dem Schutzengel des Vaterhauses sich wieder vereint hatte.

Mehrere Tage vergingen in diesen Wieder-Erkennungsfreuden, denn die Nachbarn mußten auch besucht werden, vom Stricker bis zu Lambert, dem Schmied, und überall heftete sich in meine Seele der Gedanke: „Es ist halt nirgends schöner, als daheim.“ Und dann ging's zu den Freunden und Kameraden und hinaus in Feld und Wald, und mein Knabenherz war voll Jubel über das ganze wiedergewonnene Paradies der Kindheit.

O selig, o selig, ein Kind noch zu sein! — Und doch kamen bald Tage, in denen ich, nicht bewußt des Kinderglücks, wünschte, kein Kind mehr zu sein, sondern ein Jüngling, um fürs Vaterland kämpfen zu können in der — Revolution.

Die Revolution.

Die alten Haslacher waren ein kriegerisches Geschlecht, wenn es galt, fürs Vaterland zu sterben. Schon 1386 fielen ihrer viele samt ihrem Herrn, dem Grafen Hans von Fürstenberg, in der Schlacht bei Sempach — zu Ehren des Hauses Österreich. Im Dreißigjährigen Krieg gehörten die Haslacher unter Anführung des den Schweden als „Leutnant von Haslach" wohlbekannten Rappenwirts zu den gefährlichsten Gegnern der Scharen Gustav Adolfs und seiner Genossen, nachdem schon ein Jahrhundert zuvor Ulrich, der Verbannte, von Württemberg sein Werbelager in der kleinen Kinzigstadt aufgeschlagen hatte.

Von da ab traten meine Mitbürger nie mehr aktiv in blutigen Dramen auf, bis in den neunziger Jahren, wo sie unglücklich gegen die französischen Republikaner bei Gengenbach fochten und einige Mann verloren. Der „Russenrumpel" wälzte sich auch durchs schöne Tal, brandschatzte und setzte die friedlichen Bewohner in große Angst und Pein, von der meine Eltern noch vieles zu erzählen wußten. Die Mutter bewahrte noch einen Silberrubel, den ein russischer Offizier ihr geschenkt, nachdem er ihren Vater hatte töten wollen.

Doch das sind Dinge, die außerhalb meiner eigenen Erinnerungen liegen und nur einleiten sollen, was ich an kriegerischen Taten selbst erlebt.

Bekanntlich spukte kurz vor der badischen Revolution der Rongeanismus auf kirchlichem Gebiete. Und ich erinnere

mich gar wohl, daß seine Vertreter in der Vaterstadt der „Seifenazi“ und der Nagler Bührer waren. Sie predigten aber ziemlich vergeblich den Haslachern und den umwohnenden Bauern die Lehren des „Schlesingers“. Die Bauern nahmen von der Sekte nur den Namen, um ihre damals zum ersten Male krankhaft angesteckten Kartoffeln als rongisch zu bezeichnen, und die Haslacher räsonierten einige Zeit über Religion und Pfaffheit, blieben aber katholisch wie vorher.

In der Revolution aber waren die beiden obgenannten Apostel Ronges ebenfalls obenan mit stürmischen — Redensarten, um nachher in Amerika ihr Heil zu suchen. —

„Wenn die kleinen Buben Soldätles spielen,“ sagt ein Sprichwort, „so gibt es bald Krieg.“ Vor der Revolution bewährte sich dies, wenigstens in meiner Heimat.

Den ganzen Winter von 1847 und das Frühjahr 1848 brachten wir Knaben in kriegerischen Übungen zu. Wir bildeten unter dem „Hättich-Xaveri“ eine stattliche Kompagnie, die der Kreuzwirt Merkle mit schönen, hölzernen Gewehren ausgestattet hatte. Auch an Kämpfen fehlte es nicht. Die Knaben des eine Stunde kinzigabwärts gelegenen Dorfes Steinach und ihre Kirchspielsgenossen von Schnellingen galten uns als die Franzosen, mit denen wir fast jeden Sonntag auf halbem Weg zum Kampfe zusammentrafen. Steinwürfe gingen dem Handgemenge voran, dessen Ausgang in der Regel mit der Flucht der Bauern vor den strategisch gebildeteren Haslachern endigte. Doch auch eine große Unglücksschlacht kämpfte ich in jenen Tagen mit auf einer Wiese am rechten Kinzigufer bei Schnellingen.

In Voraussicht einer scharfen Begegnung hatten wir uns entsprechend bewaffnet mit Messern, Sensen und Säbeln. Ja selbst Geschütze führten wir mit uns. Diese Kanonen waren aus Flintenläufen gefertigt, welche des Hammerschmieds Wilhelm im alten Eisen gefunden. Des Liboris August, eines Wagners Sohn, hatte Lafetten und Wägelchen dazu gefertigt. Geladen wurde mit Pulver und Sägespänen.

Ich bekleidete das Amt des Bannerträgers, trug vom alten Fuhrmann Wölfle, einem Schwager meiner Großmutter, einen langen, klirrenden Dragonersäbel, den er als Haslacher Stadtreiter ehedem umgeschnallt hatte; denn bis in die dreißiger Jahre herauf besaßen die von Althasle auch eine reitende Bürgergarde.

Über die Kinzigbrücke zogen die kühnen Enkel jener Sempacher, während vom genannten Dorfe her das Bauernvolk in Sicht kam. Auf der genannten Wiese kam's zur Schlacht. Die Phalanx der Haslacher begann bald zu wanken, schon lag einer leblos auf dem kühlen Grase, des Zachmann-Maurers Constantin — als auch in meiner Fähnrichsbrust dunkle Sorge aufstieg, nicht um — mich, sondern um das schwarz-rot-goldene Fähnlein, die Ehre der ganzen Kompagnie. Ich riet deshalb meinen zwei Begleitern, die als Ehrengarde der Fahne zur Seite standen, zur heimlichen Flucht. Gesagt, getan! Wir verließen feige das Schlachtfeld und retirierten in einen — Schweinestall des nahen Dörfchens Schnellingen. Hier krochen Fähnrich, Ehrenwache, Fahne und der lange Dragonersäbel unter.

Von ferne hörten wir das Schlachtgetöse, die Siegesrufe der Bauernstimmen und die Rückwärtsbewegungen der Freunde. Zum Glück suchten die Sieger nur das Schlachtfeld, nicht aber die Schweineställe ab, und so konnten der Ehren-Fähnrich von Haslach und seine Trabanten, als es stille geworden, den Heimweg antreten.

Auf der Kinzigbrücke stand das geschlagene Heer und hielt sofort Kriegsgericht über die Tapfern aus dem Gehege der Schweine. Schon neigte das allgemeine Urteil auf Feigheit und Verrat — als dem wackern Fähnrich einfiel, daß der Vater ihm erzählt, die Rettung einer Fahne und die Eroberung einer solchen gehörten zu den höchsten militärischen Leistungen. „Ohne mich und meinen Rückzug hätten die Steinacher unsere Fahne erobert, und das wäre die größte Schande gewesen. Ich habe sie beizeiten gerettet

und damit die Ehre der ganzen Kompagnie" — so lautete etwa meine Verteidigung, die mir sofortige Freisprechung eintrug.

Übrigens bin ich nicht der erste Ritter, welcher in einem Schweinestall des Kinzigtales Schutz gesucht. Kein anderer hat es ebenfalls getan, als Kaiser Wenzel, der Faule. Dieser böhmische Hitzkopf, der nebenbei unverdient die deutsche Kaiserkrone trug, jagte einst — so erzählt die Volkssage — im Harmersbacher Tal, einem Seitentale der Kinzig, unweit meiner Heimat. Persönliche Feinde lauerten ihm hiebei auf, Wenzel mußte flüchten und entkam seinen ihn verfolgenden Gegnern nur dadurch, daß ein Bäuerlein den Kaiser zu seinen drei Schweinen in den Stall sperrte. Zum Dank dafür gab der gerettete Böhmen-König dem Bauern das Privilegium einer Wirtschaft und dem ganzen Tale die Reichsunmittelbarkeit. Heute noch existiert das Wirtshaus „Zu den drei Sauköpfen", und daß das ganze Tal reichsfrei war, ist geschichtliche Tatsache. Daß Wenzel später einem seiner Hauptleute die Stadt Haslach verlieh, wie ich gleich noch berühren werde, spricht für die weitere Wahrscheinlichkeit der Sage. —

Es war die letzte Knabenschlacht gewesen, die Schlacht bei Schnellingen. Wir Knaben legten die Waffen nieder, um sie durch die Jünglinge und Männer wieder aufnehmen zu lassen.

Wenn die allermeisten Haslacher der revolutionären Bewegung sich anschlossen, so geschah es sicher in der besten Absicht. Sie denken ja, wie schon gesagt, mit dem Herzen und nicht mit dem Kopf[1]. Aus dem Herzen aber kam ihre patriotische Begeisterung für Freiheit, für Volksrechte und Volkswohl, kamen jene Lieder, die der Haslacher heute noch gerne

[1] Heine meint übrigens, „alle Gedanken kämen aus dem Herzen und nicht aus dem Kopfe, weshalb jeder Mensch dumm sei, der kein Herz habe." Es ist dies auch biblische Anschauung und darum für die Haslacher ein Kompliment.

singt: „Was ist des Deutschen Vaterland?" „Zu Mantua in Banden." „Kommt, Brüder, trinket froh mit mir!" Vor lauter Singen und Reden über die Freiheit kamen die guten Haslacher nicht zum rechten Denken und eilten deshalb voll Enthusiasmus der Revolution in die Arme.

Außer Wunibald, dem Schmied, als Staatsredner, hatten sie auch ihren Tyrtaeus, ihren Kriegssänger, wenn auch in Prosa — und das war der „Gottlütsepp", ein von der Vaterstadt im Gutleuthaus verpflegter, armer Zeitgenosse. Der Mensch war ein geistreicher Halbnarr, der für nichts im Leben geschwärmt hatte, als für die Hussitenkriege. Die kannte er auswendig in allen Details, und die predigte er jung und alt auf offener Straße. Einer seiner eifrigsten Zuhörer aus der Knabenwelt war ich. Von ihm hörte ich zum ersten Male von dem wilden Hussitengeneral Ziska, von den beiden Prokopen, von den Schlachten bei Horszicz und Böhmischbrot. Wie sehr seine Worte Boden faßten, beweist der Umstand, daß die Haslacher dreißig Jahre später noch einem entsprechend aussehenden Mann den Spitznamen „Ziska" gaben[1].

So war alles vorbereitet für große Aktionen: Wir Knaben hatten den Anfang gemacht, Wunibald, der Schmied, und der Nagler Bührer seit Jahren von Freiheit und Gleichheit gepredigt, und der „Gottlütsepp" die Schlachten der Hussiten gegen ihre Obrigkeit besungen.

In dieser Stimmung traf das Jahr 1848 die sonst nicht zu gefährlichen Taten aufgelegte, friedliche Bürgerschaft.

Das Vorspiel zur allgemeinen Volksbewaffnung bildete der bekannte „Franzosenlärm" in der Nacht vom 25. März 1848. Ich vergesse diese Nacht und den darauffolgenden

[1] Merkwürdigerweise gehörte Haslach nach dem Aussterben der Fürstenberg-Haslacher Linie einige Zeit unter König Wenzel dem böhmischen Hauptmann Venesch von Chusnyk, der es, weil zu entfernt, aufgab, worauf Wenzel 1388 den Bischof von Straßburg damit belehnte. „Der „Gottlütsepp" wußte davon nichts, sonst wäre er noch viel schärfer böhmisch gewesen.

Morgen in meinem Leben nie. Um drei Uhr morgens klopfte eine starke Hand unter heftigem Geschrei an unsere Haustüre. Ich erwachte und hörte, wie dem Vater, welcher ausnahmsweise in der Backstube beschäftigt war und die Türe sofort geöffnet hatte, die Fruchthändlerin Neumeier, ein Amazonenweib, angsterfüllt zurief: „Die Franzosen kommen. Offenburg steht schon in Brand. Ich komme eben das Tal herauf!"

Ihre erste Meldung galt meinem Vater, als dem Hauptmann des Bürgermilitärs, ihr Geschrei durch die „vordere Gasse" herab hatte aber schon viele Leute geweckt. Im Nu war die Bürgerschaft vor dem Rathaus versammelt, umringt von uns Knaben, und entschlossen, alles zu tun gegen den anstürmenden Feind. Auf das Rathaus wurde Pulver geschafft, Patronen wurden gemacht und drunten beim Büchsenmacher in der vordern Gasse Bleikugeln gegossen; welch letzterem Geschäft wir Buben anwohnten, um dann in der Hosentasche oder in Säckchen die Kugeln auf das Rathaus zu tragen. Das geschah, noch ehe es Tag ward. Mit Tagesanbruch kamen aus allen Tälern und von allen Bergen Bauern zu vielen Hunderten, mit Sensen, Flegeln, Mistgabeln bewaffnet und mit der gleichen Franzosenangst, wie die Haslacher sie hatten.

Draußen auf dem Viehmarkt sammelten sich die Scharen, und es ward Kriegsrat gehalten. Mein Vater, in allen Lagen des Lebens stets kalt und besonnen, entschloß sich jetzt erst zur Bewaffnung und ließ seinen Degen holen. Wir Knaben hatten uns mit Stöcken versehen, um eventuell ebenfalls fürs Vaterland dreinschlagen zu können. Während aber die erwachsenen Menschen, besorgt um Hab und Gut, in ängstlicher Spannung waren und im Städtchen die Reichen bereits an das „Vergraben" ihrer Gelder gingen, befanden wir uns in der angenehmsten Aufregung, und niemandem war es leider als uns, daß der Franzosenlärm sich bald als blind entpuppte.

Also Kriegsrat ward gehalten, ob man den Franzosen entgegengehen oder sie vor den Mauern der Stadt abwarten

solle. Mein Vater entschied sich für das letztere und drang durch. Aber die Angst sollte doch etwas beschwichtigt werden. Der Sonnenwirt Fauz, hoch zu Roß auf einem dicken Braunen, erbot sich, das Tal hinabzureiten, bis er die Franzosen sehe, und dann im Galopp solches seinen Kompatrioten zu melden. Staunend schaute die Menge zu diesem, eines Römers würdigen Entschlusse auf, und der Sonnenwirt ritt unter allgemeiner Bewunderung davon. Er kam aber kaum gegen das Dorf Steinach, als ihm Fuhrleute begegneten, die talaufwärts galoppierten wegen der Franzosen. Da ergriff auch den Sonnenwirt die allgemeine Panik, und er kehrte spornstreichs um mit der Kunde, er habe keinen Franzosen gesehen.

Jetzt ward unter Anführung des „dicken Metzgers", meines Freundes, eine Patrouille auf die Berge beim „Fehrenbacher Hof" gesandt, um nach dem Erbfeind zu spähen. Ich und noch einige Knaben wollten uns anschließen, allein die Tapfern wiesen uns zurück mit den Worten: „Da können wir keine Buben brauchen!" Jetzt reute es mich zum erstenmal heftig, „ein Kind noch zu sein" — und mein Ehrgefühl als Fahnenretter von Schnellingen fand sich tief beleidigt. — Die kleine Schar zog ab, kam aber nach vielen Stunden noch nicht zurück.

Als sie von der Zinne des Berges das ganze untere Tal überschaut hatten und nirgends Brand und Feuer, sondern überall Frieden sahen, patrouillierten sie den Bauern auf der Höhe Speck und Kirschenwasser ab, revanchierten sich so für die gehabte Franzosenangst und rückten erst gen Abend, nachdem auch daheim der Lärm als ein blinder sich erwiesen, mutentflammt vom Kirschengeist in die Vaterstadt ein. —

Aber wie war jener merkwürdige Lärm entstanden? Im Februar war in Paris die Revolution losgebrochen, welche den Thron Louis Philipps mit Eleganz wegfegte, während zu gleicher Zeit oder gleich darauf der freiheitliche, revolutionsschwangere „Märzwind" durch alle deutschen Lande zog.

Die Fürsten und ihre Minister begannen zu fürchten und zu zagen.

Gleich nach der siegreichen Revolte in Paris hatten sich die dortigen Deutschen unter dem Dichter und Demokraten Herwegh zu einer Legion vereinigt und bewaffnet, um den Gesinnungsgenossen in Deutschland Mut zu machen und Hilfe zu bringen. Auch davon hatten die Regierungen Wind.

Um nun dem deutschen Michel und dem Philisterium diesseits des Rheins Angst einzujagen vor einer Revolution, fabrizierten die Regierungen von Württemberg und Baden amtlich den „Franzosenlärm", wie hernach der damalige badische Minister Bekk selbst zugestand.

Merkwürdig und rätselhaft bleibt mir nur, wie es gelang, in jedem Winkel und auf jedem Hof des Schwarzwalds die Franzosenangst in einer Nacht so anzufachen, daß in derselben der einsamste Bauer mit dieser Angst aufwachte und mit der Wehr zu Tal eilte, wo in allen Dörfern die Sturmglocken heulten. Und höchst merkwürdig ist es, daß kein einziger Mensch sich fand, der gestand, er sei amtlich beauftragt worden, den blinden Lärm zu verbreiten.

Mir gilt jene Nacht vom 25. auf den 26. März 1848 trotz aller amtlichen Macherei als ein Rätsel in der durch die französische Revolution aufgeregten Volksseele. —

Im folgenden Monat spielte sich der „Heckerputsch" ab, so genannt nach dem Mannheimer Advokaten Friedrich Hecker, dem Sohne des Posthalters in Eichtersheim im Kraichgau.

Hecker, damals ein Mann von 37 Jahren, war seit 1842 in der badischen Kammer auf der Seite der Linken, ein ehrlicher, überzeugungstreuer Republikaner und ein brillanter Volksredner, aber kein Menschenkenner und dabei ein Idealist und Wolkensegler allerersten Ranges.

Er war auch im Frankfurter Vorparlament gewesen und, von diesem in den ersten Tagen des April heimgekehrt, machte er sich daran, in Baden die Republik mit Gewalt einzuführen.

Leider war der beste General der Sache der Republik, der Konstanzer Kaufmann und hervorragende Volkstribun Joseph Fickler am 8. April fast unter den Augen Heckers durch den Verrat des bisherigen Parteigenossen und späteren liberalen Ministers Mathy in Karlsruhe als Landesverräter verhaftet worden.

Fickler hatte den Boden für den Aufstand in der Seegegend so gut vorbereitet, daß Hecker von Konstanz aus loszuschlagen beschloß und trotz der Abmahnungen bewährter Konstanzer Volksmänner und ohne den energischen Fickler am 13. April wirklich losschlug. Mit 57 Mann zog er an diesem Tage aus der Seestadt aus, dem Hegau zu. Zwei Tage nach ihm marschierte der später in Amerika berühmt gewordene, ehemalige badische Leutnant Sigel mit einem größeren Kommando aus Konstanz, wo man nach dem armseligen Auszug Heckers sich schämte und Mut bekam.

Wie im Bauernkrieg des 16. Jahrhunderts wuchsen die Haufen auf dem Weiterzug und nahmen wieder ab, je nachdem gutes oder schlechtes Wetter war.

Unterwegs, den Hegau herunter, wurde die Republik organisiert und die Revolution „auf gesetzlichen Boden" gestellt.

Dummerweise lehnte General Hecker in Stockach den Antrag der zugereisten Frau Herwegh ab, die ihm im Namen ihres Mannes die deutsche Legion aus Paris, die schon in Straßburg stand, sofort zur Verfügung stellte.

Indes rückten von Osten her die bayerischen und von nordwestlicher Seite die württembergischen Bundestruppen den Freischaren in den Weg oder versperrten ihnen denselben.

In mühsamen Märschen zogen die Republikaner im tiefsten Schwarzwald hin und her; die einzelnen Korps waren zerstreut und der Beschluß zu ihrer Vereinigung erfolgte zu spät.

So wurde Heckers Harst beim Rückmarsch zu dieser Ver-

einigung am 20. April bei Kandern von badischen und hessischen Truppen zersprengt, nachdem er kurz vorher die Frau Herwegh abermals abgewiesen hatte mit ihrer Legion.

Hecker floh auf Umwegen in die Schweiz und nach kurzem Aufenthalt zu Muttenz im Kanton Basselland wanderte er nach Amerika aus, wo er 1881 als Farmer starb. —

Die Freischarenführer Sigel, Mögling und Struwe erlitten wenige Tage nach dem Gefecht bei Kandern eine Niederlage vor Freiburg und damit hatte der Heckerputsch ein Ende.

Am tapfersten hatte sich in letzter Stunde bei Dossenbach im Wiesental die Legion Herweghs geschlagen, die erst in der Nacht vom 23./24. April, zu spät gerufen, über den Rhein gesetzt war. Als sie ankam, waren Sigel und seine Leute vor Freiburg schon geworfen und versprengt. —

Eben als Hecker sich anschickte, von Konstanz aus aufzubrechen, hatte der Rat von Hasle auf einen Befehl der Regierung und auf den Franzosenlärm hin „die Volksbewaffnung" in die Hand genommen.

Der Polizeidiener Pfrengle und der Rat und Buchbinder Gottlieb Hinterskirch hatten von Haus zu Haus eine Zählung der Waffen vorgenommen. Da nicht genug Säbel und Schießwaffen sich ergaben, wurde den Schmiedmeistern von Hasle die Fertigung von achtzig Spießen und Sensen in Auftrag gegeben.

Es waren schon bei den Scharen Heckers viele Sensenmänner, die aber im Fliehen das Tapferste leisteten.

Ich erinnere mich noch wohl der nach polnischem Muster gefertigten Sensen. Sie waren an lange Stangen geschmiedet und wurden von den Schmiedgesellen aufs Rathaus getragen.

Sie waren noch nicht alle fertig, als die „Heckerei" zu Ende war, aber nur auf dem Schlachtfelde. Im Volke lebte allenthalben die Begeisterung für Hecker fort. Hatte er schon vorher einen Namen ob seiner seit Jahren gehaltenen freiheitlichen Reden, so stieg sein Ruhm durch die Tatsache,

daß er für die Republik gekämpft, wenn auch nicht gesiegt hatte.

Überall im Lande, in Hasle von Haus zu Haus, wurde sein Bild als Freischarenführer feilgeboten und massenhaft verkauft. Ich kann mir das Heckerbild, welches Pfälzer Bilderhändler kolportierten, noch wohl vorstellen: Ein großer Mann mit langem Vollbart, in blauer Bluse, Pistolen umgeschnallt und einen Schleppsäbel, auf dem wallenden Haare einen grauen Schlapphut, der mit schwarz-rot-goldener Kokarde und Hahnenfedern geschmückt war; dazu große Kanonenstiefel.

Mein Vater, wie wir bald sehen werden, ein Gegner der Heckerei und der Revolution, war einer der wenigen Familienväter, die das Bild nicht kauften. Ich erinnere mich aber noch wohl, daß er dem Bilderhändler, der ihm das Heckerbild anbot, ein anderes abkaufte, das Porträt des Generals Cavaignac, der kurz zuvor, im Juni 1848, die rote Republik in Paris niedergeworfen und die Militärdiktatur eingeführt hatte.

Die Heckerhüte und Heckerbärte kamen überall auf, besonders auch in Hasle. Wer immer irgend in der Heimat ein Herz fürs Volk und die nötigen Haarmittel hatte, ließ sich in jenen Tagen einen Vollbart wachsen. Und um die Heckerhüte mit Federn zu schmücken, ward Jagd gemacht auf die Schweife aller Hähne im Städtchen. Ich habe in den Jahren 48 und 49 manchem Vaterlandsverteidiger manchen Hahn in den Gassen und Gäßchen hetzen helfen, um das arme Tier zu rupfen. Kein Hahn krähte mehr in dieser patriotischen Zeit, weil jeder trauerte um seinen schönsten Schmuck.

Als 1849 gar wir Buben Heckerhüte und Kokarden annahmen, wurden selbst die Hennen nicht mehr verschont, um hinreichendes Material zu erhalten. Ich erinnere mich noch wohl, eines Tages mit zwei Kameraden selbst in den geschlossenen Hühnerhof des Pfarrhauses eingedrungen zu sein, um den Hahn und die besseren Hühner des Dekans zu rupfen. Die Köchin Magdalene erhob aber einen Mordsspektakel, und wir mußten die Flucht ergreifen.

So seufzte die ganze Hühnerwelt unter der Manie der Heckerhüte und unter dem Druck der Freiheit.

Nebenbei redete, sang und trank man auch unter den Haslachern weiter über freiheitliche Wahnbilder, bis Struve im September die Republik in Lörrach nochmals proklamierte und den Philistern Badens neuen Stoff zu — Reden verschaffte. Trotzdem Struve, ein Fanatiker für Republik, aber ein sehr vielseitig gebildeter Mann, schon drei Tage nach seinem Einfall ins Land bei Staufen geschlagen und auf der Flucht in die Schweiz gefangen wurde, so war doch seine dreitägige Razzia nicht imstande gewesen, die Regierung, so günstig auch ihre Lage war, zur nötigen Energie zu bringen, und es ward eben weiter geschwärmt für Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit — allüberall im Lande. —

Spät im Jahre hielten wir damals in Hasle die Gedächtnisfeier für Robert Blum ab, der anfangs November in Wien, wo er auf den Barrikaden gekämpft, erschossen worden war.

In feierlichem Zuge ging's — die Jugend voran — auf den Kirchhof, drunten am trauten, grünen Stickerwald. In der Mitte des Gottesackers erhob sich ein Altar mit einer Rednerbühne davor. In der Höhe des Altars, in Ermangelung von Lorbeer mit Buchsbaumstauden verziert, hing ein Bildnis des Wiener Barrikadenhelden, den nun Wunibald, der Schmied, ein Diakonus von Hornberg und der Haslacher Rabenwirt Grieshaber als Ideal eines Republikaners verherrlichten.

Als ich später aus den Büchern den Robert Blum als einen wackern Volksmann, tüchtigen Redner und energischen Parlamentarier für die Freiheit kennen lernte, war ich froh, an seiner Totenfeier teilgenommen und einige Zeit neben einem Heckerhut auch einen hohen Robert Blum-Hut getragen zu haben.

Das denkt mir auch noch, daß während jener Feier ein sehr kalter Novembertag über dem heimatlichen Kirchhof lag

und daß es am Abend hieß, die Veranstalter des Festes seien in Untersuchung genommen, was ziemlich erschütternd auf kleinbürgerliche Seelen zu wirken pflegt. Des „Gotterbarms Franzsepp", des Oberlehrers Rudolf, zwei junge Leute, und der Metzger „Giger" wurden am gleichen Tage wegen hochverräterischer Wirtshausreden in Haft gesetzt und den ganzen Winter darin festgehalten.

Kaum aber war auch diese Untersuchungsgeschichte im Sand verlaufen, so faßten die Männer der Freiheit — aus der Presse stets neue Nahrung schöpfend — wieder Mut und brachten, nachdem sie schon im Mai dem konservativen Oberamtmann Dilger eine Katzenmusik gewidmet hatten, am Sylvesterabend die gleiche Ovation dem Pfarrer Kurz, einem Studienfreund und Intimus des Oberamtmanns.

In der Nähe des Pfarrhauses wohnte ein Gendarm Dürr, später Postschaffner in Freiburg; dieser gab auf die abziehenden Katzenmusiker einen Schuß mit Rehposten ab. Er traf einen der Haupträdelsführer, des „Stegenwebers Jörgle", so in den Oberschenkel, daß er Jahr und Tag krank lag. Er lag an seiner Wunde noch über die Revolutionszeit hinaus und ging dann nach Amerika.

Bei dieser Katzenmusik war ich nicht zugegen, wohl aber bei der oberamtlichen, und hatte dafür vom Vater Prügel bekommen, weshalb ich bei der pfarramtlichen wegblieb. —

Die Haslacher hatten durch ihre Taten des Jahres 1848 die Blicke der Regierung so auf sich gezogen, daß in den ersten Monaten des verhängnisvollen Jahres 1849 eine Kompagnie Soldaten unter Hauptmann Asbrand in der Vaterstadt einzog und längere Zeit darin verblieb. Sofort erkannte man, daß „Ruhe des Bürgers erste Pflicht" sei, und ich stelle mir noch ganz deutlich das patriarchalische Verhältnis zwischen Bürgern und Soldaten vor. Die letzteren arbeiteten an Werktagen zugunsten ihrer Quartiergeber alles mögliche, und an Sonntagen führten diese ihre Soldaten zu Bier und Wein, und alles war Harmonie und Friede.

Mir ward in jener Zeit zum erstenmal das Vergnügen zuteil, welches Kinder in sonst soldatenlosen Gegenden empfinden, wenn Einquartierung kommt. War das von da ab, so oft Militär kam, ein Rennen und Laufen von uns Knaben, bis wir die Soldaten das Tal heraufkommen sahen und dann mit ihnen in die Stadt einrücken konnten! Je mehr der Vater Einquartierung bekam, um so größer die Freude der Kinder.

Die ersten zwei Soldaten, die im Vaterhaus einzogen, waren aus dem Oberlande, der eine ein Glaser, der andere ein Rebmann, und ihr Bild steht heute noch zum Malen scharf vor meiner Seele. Einer hieß, das weiß ich noch, Gutgsell und war von Ebringen bei Freiburg. Ich habe mich vierzig Jahre später in seiner Heimat erkundigt nach ihm und die Auskunft erhalten, er sei schon anfangs der fünfziger Jahre nach Amerika ausgewandert. —

Kaum zogen aber diese badischen Soldaten, die vorgeblichen Beruhiger der Haslacher Freiheitsmänner, wieder ab, so loderte die Flamme der Demokratie wieder empor. Es kam der denkwürdige 13. Mai und die Offenburger Versammlung, zu der am frühen Morgen die Talbewohner in Scharen auf Leiterwagen abgefahren waren, um am Abend die Flucht des Großherzogs, die Meuterei der Karlsruher Garnison und die Bildung der provisorischen Regierung heimzubringen.

Von jetzt ab tobte die Revolution in unserem kleinen Städtchen wie ein alles mit sich reißender Strom. Wenn wir Knaben, oder richtiger gesagt, wenn ich bisher an der ganzen Geschichte nur Freude gehabt, weil es etwas zum Schauen, Spektakel und Neuigkeiten gab — so änderte sich in meinem jungen Herzen die Sache, als neun Zehntel der Haslacher Menschen, die Weiber und Mädchen mitgerechnet, republikanisch verrückt wurden. Auch mich riß die allgemeine Krankheit mit fort, und ich wurde Freiheitsmann mit Leib und Seele und bin es geblieben bis zum heutigen Tage. Die Milch der frommen, kindlichen Denkungsart verwandelte sich in gärend republikanisches Drachenblut, nachdem ich

auf einer Versammlung im Fürstenberger Hof den Diakonus Gerwig von Hornberg[1] und die kleine, lebhafte Frau des Schneiders Wendelin Eisenmann zur Freiheit hatte aufrufen hören.

Wie sehr beneidete ich die Menschen, die achtzehn und zwanzig Jahre alt waren und eine Bluse anziehen, den Heckerhut aufsetzen und exerzieren durften! Alle Hände waren beschäftigt fürs Vaterland: Die Hutmacher walkten Hüte, die Schneider, die „Damen" und Jungfrauen nähten Blusen, Schuster und Sattler machten Tornister und Patrontaschen, und uns Knaben blieb nur das Zuschauen und das Rupfen der Hähne und Hennen.

Es kamen bald zwei Feldwebel vom umgefallenen Militär als Exerziermeister. Der eine mochte in den ersten Tagen einsehen, was er getan, und erschoß sich, der andere aber blieb und machte das erste Aufgebot feldfertig. Als dasselbe zum ersten Male im Feuer exerzierte, ging dem „Biremichele", Florian Schwendemann, später Schutzmann in Mannheim, sein Gewehr nach hinten los und der Schuß ihm ins Gesicht; zum Glück das einzige Blut, das in der Vaterstadt vergossen wurde.

Hauptmann des ersten Aufgebots war der „Jörgle uf'm Graben", Georg Baumgartner, ein bildschöner Drehergeselle, sein Adjutant ein Aktuar des Oberamtmanns, Dirhold, beide gebürtige Haslacher. Das zweite Aufgebot, von den älteren Bürgern gebildet, kommandierte der Hafnermeister Nikolaus Haberstroh, der Freund meines Nachbars, des Strumpfwirkers. Es übernahm den öffentlichen Dienst, als das erste Aufgebot zu Expeditionen verwendet wurde.

Zu St. Georgen auf dem Schwarzwald wollten die Leute, von ihrem vernünftigen Pfarrer belehrt, nicht exer-

---

[1] Der Mann predigte auf dem Balkon gegenüber dem aufgehobenen Kapuzinerkloster und pries es namentlich, daß „jenes Geiernest der Pfaffen ausgehoben sei" und „der Freiheit nur noch eine Gasse zu machen sei durch die Revolution"!

zieren. Der Zivilkommissär jener Gegend, der Diakonus von Hornberg, erließ, in Abwesenheit des Haslacher Zivilkommissärs, eines jungen Rechtspraktikanten namens Stigler, der dreißig Jahre später als Bürgermeister von Rastatt mit mir in der Kammer saß, den Befehl an unsere Truppen, auf Exekution nach St. Georgen zu rücken und die Widerspenstigen zum Gehorsam zu zwingen.

Als die Haslacher einzogen, exerzierten die St. Georgener bereits; aber treu dem Befehl hielten jene Standquartier im Dorf und warteten auf Contre-Ordre zum Rückmarsch. Der machthabende Zivilkommissär ließ aber nichts mehr von sich hören und war auch nirgends zu finden. Er hatte den Haslachern und St. Georgenern einen Spuk gespielt. Endlich kehrte unser Zivilkommissär heim, fand sein erstes Aufgebot nicht und gab sofort Befehl zur Umkehr. Auf dem Rückweg trafen unsere Patrioten den Diakonus Zivilkommissär in Hornberg und prügelten ihn weidlich durch im Namen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit.

Es war übrigens ein Glück, daß es nicht zum Schießen kam, nicht für die St. Georgener, sondern für die Haslacher. Es stellte sich nämlich gleich nach der Heimkehr der letzteren heraus, daß das Pulver ihrer Patronen so schwach war, daß die Schüsse zischten wie Raketen und die Kugeln kraftlos vor dem Rohre zur Erde fielen.

Irgend jemand hatte den Haslachern einen Spuk ins Pulver getan. Hätten sie nun geschossen, so wäre ihre Schießerei so berühmt geworden, wie das bekannte Schießen der Nachbarstadt Hornberg. —

Indes hatte sich das zweite Aufgebot bewaffnet. Eingedenk der Worte Herweghs:

Reißt die Kreuze aus der Erden,
Alle müssen Schwerter werden! —

predigte der Nagler Bührer, man müsse den Rock vom Leib verkaufen, um Waffen zu bekommen. Er forderte selbst vom

Pfarrer Waffen, der aber nichts hatte als eine alte Pistole ohne Schloß. Gleichwohl nahm sie der Patriot in seinen Gürtel und versprach, „nach dem Sieg über Pfaffen und Fürsten" sie wieder heimzubringen.

Selbst Jungfrauen schlichen in jenen freiheitlichen Stunden umher, den Dolch im Gewande, und schwuren, nur einen solchen zu heiraten, der für die Freiheit die Waffen getragen. Einzelne Weiber wurden zu „Hyänen" und brachten zuerst den Gedanken an die Guillotine, von der unser Nachbar Strumpfwirker schon oft gesprochen, auf die Tagesordnung, indem sie vorschlugen, jedem „Feinde des Vaterlands" auf einem „Strohschneidestuhl" den Hals abzuschneiden.

Von diesem Schicksal bedroht war in erster Linie mein guter Vater, einer der wenigen Bürger, die den Kopf nicht verloren hatten. Er nannte die ganze Geschichte von 1848 und 1849 ganz richtig eine unüberlegte „Advokatenkomödie"; denn Advokaten, vorab Hecker und Struve, waren es, die den Spektakel in Szene gesetzt und, als der Sturm losbrach, ihn nicht zu leiten wußten. Mein Vater sagte den Leuten von Hasle, es sei eine Narrheit, daß wir in Baden Deutschland in eine Republik verwandeln wollten; und je unsinniger es getrieben wurde, um so schneller sah er das Ende kommen. Er war auch kein Freund der Fürsten, sah aber ihre Macht noch für zu groß an, um sie zu brechen. Ich erinnere mich noch, daß er öfters sagte: „Wenn ihr einmal alle Fürsten gefangen habt und mir sie in meiner Scheuer einsperrt, so will ich an eure Sache glauben und euch helfen, den Fürsten den Meister zu zeigen für alle Zeit."

Auch auf das Nationalparlament in Frankfurt hielt er nichts. Er nannte es „Geschwätzwerk" — aus dem nichts hervorgehen könne, als daß es noch minder werde denn vorher.

Und so war es auch. Die Mehrheit jener Versammlung wollte ja nie von ihren lieben Fürsten lassen und erwartete alles von der konstitutionellen Monarchie, bei der jeweils und

bis heute die Fürsten am besten abschneiden. Sie wollte, wie Scherr so treffend sagt „den Pelz waschen, ohne ihn naß zu machen, sie wollte ein Messer ohne Klinge handhaben, eine Revolution machen ohne Revolution“[1]. —

Und was hatte mein verständiger Vater, der brave Mann, alles zu dulden? Genau das, was man denen antat, welche anfangs der siebziger Jahre als „Reichsfeinde“ galten. Und noch mehr! In seine eigene Familie war die Revolution eingezogen: Die Mutter, die Großmutter und meine knabenhafte Wenigkeit standen mit Leib und Seele auf Seite der Revolution, besuchten wider willen des Vaters Volksversammlungen und stifteten Zorn, Streit und Ärger in das sonst so friedliche Haus.

Eines Tages, an einem Sonntag, hatte eine Versammlung stattgefunden in dem benachbarten Dörfchen Weiler, im Ochsen. Hier machte man den Leuten die famose Anleihe der provisorischen Regierung mundgerecht, und als wir am Abend heimkamen, wollte die Großmutter einige Tausend Gulden bei der neuen Republik anlegen. Wenn der Vater nicht mit ewiger Feindschaft und mit der Verbannung aus dem Hause gedroht, die gute, alte Republikanerin hätte ihr sauer verdientes Geld den Revolutionsmännern in Karlsruhe geopfert.

An jenem Abend aber grollten Mutter, Großmutter und Kind in finsterem Grimm republikanischer Herzen dem verständigen Vater.

Ich hätte nie geglaubt — ich kann dies ja jetzt erst ermessen — daß man für die Ideen von Freiheit und Volkswohl, selbst wenn sie die reinsten Karikaturen sind, so entsetzlich begeistert werden kann, wie damals Männer, Weiber und Buben es waren in meiner Heimat und im ganzen Lande. Es ist jammerschade, daß jene Unsumme von Begeisterung keiner vernünftiger angelegten Sache galt.

---

[1] Johannes Scherr „1848 ein weltgeschichtliches Drama“. Leipzig 1875. Ein herrliches Buch.

In mir selber haben jene Tage die Liebe zur Freiheit angezündet; aber ich bin längst zur Erkenntnis gekommen, daß die wahre Freiheit nur ein persönliches Gut ist, das man sich erringen muß durch eigene Arbeit und eigene Erziehung zum freien Manne. Da dies aber schwer ist und zudem die meisten Menschen von Natur, Geburt, Erziehung und Gewohnheit aus knechtselig sind, so wird die Mehrheit der Menschen allezeit so bleiben und das ist der Trost für Fürstentum, Monarchie und Despotismus. Darum ist auch eine wahre Republik so selten möglich unter den Menschen. Zu den Völkern aber, die am wenigsten für eine Republik taugen, gehört das deutsche. — —

Spott, Hader und Drohung konnten meinen Vater nie einschüchtern, die Sache beim wahren Namen zu nennen. Ja, er ließ unsere jungen Burschen, Hugo und Sepp, nie zum Exerzieren, wenn er sie daheim nötig hatte. Unvergeßlich wird mir der Abend sein, da eine Abteilung Blusenhelden, geführt von einem Gerbersjüngling, mit Gewalt meine beiden Hausfreunde zu den Waffenübungen holen wollte. Mein Vater, ein riesengroßer Mann und alter, gedienter Grenadier, sah die Tapfern nahen, holte sein Gewehr mit Bajonett und stellte sich unter die hintere Haustüre. „Wer mit Gewalt in mein Haus dringt, wird mit Gewalt empfangen!" rief er der Schar zu, die, verblüfft ob der entschiedenen Haltung des ehemaligen Bürgerwehrhauptmanns, Kehrt machte.

Hätte das badische Ministerium Bekk gegenüber dem Heckerputsch und der Struve-Geschichte so viel Energie gezeigt, wie der einfache Bäckermeister von Haslach, so wäre namenloses Elend unserm Lande erspart worden. Allein Bekk war eben ein liberaler und deshalb humaner Mann, der vor „Bürgerblut" zurückschreckte, wie unsere heutigen Liberalen vor der Prügelstrafe und vor dem Kopfabschneiden.

Immer wilder wurde die Revolution in der stillen Heimat. Der Nagler Bührer und der Seifenazi machten bereits

Teilungsprojekte, um die Gleichheit des Besitztums herzustellen. Eine diesbezügliche Proklamation schlug der nichts zum Teilen besitzende Naglermeister eines Morgens an unsere Hausecke, und „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit!“ rief er pathetisch an den Fenstern des dummen „Bäckephilipps“ hinauf. Und des Vaters unendlich dümmerer Sohn flammte damals für den Nagler Bührer und Konsorten.

Ich erinnere mich noch, daß dieser Aufruf schloß mit den Worten: Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Gleich darauf kam ein großer Student, der Sohn des Notars Vögele, las das Papier und riß es wieder ab. Ich bewunderte den Mut des jungen Mannes, der später als Pfarrer gestorben ist, war aber doch bös auf ihn, weil er sich als Gegner der Revolution kundgab. —

So kurz auch der Revolutionstaumel dauerte, so machten die Haslacher Freischaren doch noch beim Auslöschen der badischen Republik einen zweiten Feldzug. Drunten im Unterlande waren die Freischärler bereits geschlagen und ihre Armee auf dem Rückzug gen Rastatt, während die revolutionäre Regierung und etwa zwanzig Gesetzgeber sich nach Offenburg retiriert hätten. Sie beschlossen jedoch, sofort von da nach Freiburg zu wandern, die in Karlsruhe mitgenommenen Gelder aber vorauszusenden.

In der benachbarten Stadt Lahr war dies bekannt geworden, und einige antirevolutionäre Männer planten, den Geldwagen an der Station Dinglingen anzuhalten. Sie verjagten die wachhaltenden Freischärler am Bahnhof; doch der Bahnzug mit dem Geld kam nicht, weil die Herren in Offenburg Wind bekommen hatten.

Jetzt erschien am folgenden Morgen, 26. Juni, Brentano mit der Offenburger Bürger-Artillerie und den Haslacher, Gengenbacher und Zeller Freischaren zur Exekution in Lahr. Die Stadt wurde entwaffnet und kontributiert. Zum Glück floh die ganze Gesellschaft, zu der sich später noch Sigels aufgelöste „Armee“ gesellt hatte, erschreckt durch Kanonen-

donner von Straßburg her und durch die Kunde vom Anrücken des Lahrer ersten Aufgebots, das im Unterland gekämpft — in den ersten Tagen des Juli nach allen Seiten. Sie nahmen aber noch mit, was zu bekommen war. Auch die Haslacher gingen mit einem annektierten Pferde unter den ersten der Heimat zu.

Vorher aber verlangte ein Bierwirt in Dinglingen, wo die Haslacher kampiert hatten, Geld für gelieferten Gerstensaft. Unser Hauptmann, „der Jörgle" — so erzählte mir sein Diener, der „Schneidersepp" und spätere Stadtbote, der heute, 1910, noch lebt, ein hoher Achtziger, — lag noch voll Katzenjammers im Bett. Auf Drängen des Gläubigers mußte der sorgsame Hauptmannsbursche den „Gestrengen" wecken und ihm das Begehren des Dinglinger Bierlieferanten mitteilen. Empört springt der Held von seinem Lager, ergreift sein Schwert und stürzt „im Hemd" auf den fliehenden Biermann mit den Worten: „Was! Du willst Geld für Bier, das Männer getrunken haben, die fürs Vaterland kämpfen?!"

So hat der Mann, wenn er noch lebt, sein Bier noch „zu gut". —

Auf dem Heimzug über den Schönberg stritten sich die Führer der beiden Kinzigtäler Kontingente, wer auf dem annektierten Gaul reiten dürfe. Der Sieg blieb meinen Mitbürgern, und ich sehe heute noch, wie der Drechsler-Hauptmann auf dem Rappen an der Spitze seiner Schar ins Städtchen einritt.

Die Tage von Aranjuez waren zu Ende. Die Treffen an der Bergstraße und in der Rheinebene waren vorüber, und schon zogen die Oberländer Soldaten versprengt und flüchtig über die Berge und durch die Wälder des Kinzigtales der Heimat zu. Sie wurden von den Patrioten meiner Vaterstadt gesucht und gefangen wieder landabwärts geliefert. Als ich die armen, gehetzten, von den Bier- und Maulhelden beschimpften Soldaten im Rathaus-Saale sah, da wich mein

Fanatismus für Freiheit dem Mitleid, und gerne brachte ich den Leuten jeweils im Auftrag des Vaters Brot und Speck. „Diese Lumpen brauchen nichts zum Fressen!" hieß es zwar, allein ich drang als anerkannter Patriot durch die Wächter und erquickte die Opfer der Betörung.

Diese Soldaten waren doch vor dem Feinde gestanden, während ihre Beschimpfer geflohen waren, als sie aus der Ferne schießen gehört hatten.

Einer der Gefangenen hatte ein von den Preußen erobertes Zündnadelgewehr bei sich. Es wurde ihm abgenommen und als das erste dieser Art von den Freischärlern angestaunt. Draußen beim Kloster wollten sie damit schießen, aber sie konnten es nicht; worüber mein Knabenherz nicht wenig sich freute. „Wenn die Preußen solche Waffen führen," meinte der probierende Biremichele, „so können wir nicht gewinnen." Sprach's und abgehärmt im Geiste zog man mit dem unergründlichen Zündnadelgewehr zum Rathaus zurück.

Noch in den letzten Tagen war viel vom Strohstuhl (Guillotine) die Rede. Einige wollten, echt kommunardenmäßig, die kurze Macht noch benützen, um denen, die nicht mitgetan, ans Leben zu gehen. Ich bin aber überzeugt, daß, wenn es drauf und dran gekommen wäre, niemand sich zum Henkeramt hergegeben hätte. Die ganze Geschichte vom „Blutgericht" saß mehr auf der Zunge als in dem Ernst einer Tat. —

Unter Raub und Plünderung wälzten sich die geschlagenen Freischaren das Land herauf, der Schweiz zu. Das Korps Willichs, der schon mit Hecker bei Kandern gefochten, nahte dem oberen Kinzigtal. Weil dasselbe in Offenburg die Eisenbahnkasse und einiges andere hatte mitgehen heißen, war man in Haslach besorgt, von diesen Mitbürgern und Freiheitsmännern ebenfalls bestohlen zu werden.

Es war an einem Sommer-Sonntag-Abend, als die Vorboten für den andermorgigen Einzug im Städtchen er-

schienen. Am folgenden Tag sollte ein Jahrmarkt stattfinden, eine gefährliche Gelegenheit für durchziehende Horden. Man beschloß deshalb, die Truppen auf dem „Mühlengrün“, oberhalb der Stadt, zu plazieren und reichlich zu bewirten, den Führer aber zu bitten, seinen Freiheitsmännern den „Besuch“ des Jahrmarkts zu untersagen.

Willich, wohl eingedenk dessen, daß die Haslacher zu den begeistertsten Freiheitsmännern gehört hatten, ging auf das Gesuch des Bürgermeisters ein, und so sahen wir die Scharen durchziehen und auf dem Wiesenplan kampieren. Mit Willich ritt ein Weibsbild in Bluse und mit Heckerhut voraus, hierauf folgten zwei bayerische Chevaulegers, einzelne Infanteristen und das Gros der Blusenmänner, fast aus allen revolutionären Nationen bestehend. Einige Geschütze und einige Wagen voll Marodeurs und elender Militäreffekten bildeten den Schluß.

Daß wir Knaben keinen Augenblick von den Freischärlern wichen, versteht sich von selbst. Ich entsinne mich, daß dieselben draußen auf der Wiese in Gruppen beisammen standen und über Willich schimpften. Warum, weiß ich nicht mehr. Vielleicht, weil er ihnen den Jahrmarktsbesuch verboten? Jedenfalls konnte auch ein Knabe merken, daß Ordnung und Disziplin völlig gewichen seien.

Da fiel von der Treppe des unfern der Wiese am obern Stadtende gelegenen Ochsenwirtshauses ein Schuß. Ein Freischärler hatte ihn in der Richtung abgesandt, in welcher Willich mit einigen Führern stand. Sofort hieß es, er habe den Oberkommandanten erschießen wollen; worauf die zwei bayerischen Reiter auf den Attentäter losgelassen wurden. Der Mann floh, die Reiter im Galopp hinter ihm her; am Mühlbach angekommen, sprang der zum Tod Geängstigte in das Wasser, in welches die Chevaulegers ihm folgten. Am andern Ufer erreichten sie ihn und wollten eben mit blanker Klinge auf ihn einhauen, als der Ochsenwirt, der gleiche Xaver, der einst als Kutscher des „Herrn“ im Vater-

haus fungiert hatte, den Pferden in die Zügel fiel und die Reiter mannhaft und todesmutig abhielt, den gehetzten Menschen niederzuhauen. Mit Schrecken hatte ich dieser Szene zugeschaut. Was weiter geschah und wie die Geschichte sich aufklärte, ist mir nicht mehr im Gedächtnis.

Am Nachmittag zog das Freiheitsheer, nicht ohne daß einzelne den Jahrmarkt besucht und Schuhe und Stiefel mitgenommen hatten, talaufwärts mit allen Zeichen beginnender Auflösung. In Donaueschingen plünderten sie noch, wie die Kunde bald kam, das Schloß des Fürsten von Fürstenberg.

Wenige Tage später, und es hieß, die Preußen rückten schon gen Offenburg. Jetzt flohen die Rädelsführer der heimischen Revolution nach allen Seiten, die ärger Gravierten der Schweiz zu, die weniger Besorgten, aber doch Ängstlichen in die nahen Wälder. Unter den letztern befand sich Wunibald, der Schmied. „Inter arma silent musae.“ Sobald es an die allgemeine Volksbewaffnung gegangen war, wurde unser Volksmann still und stumm. Gleichwohl floh er, eingedenk seiner früheren Feuerreden über Robert Blum usw.

Die misera plebs, die gemeinen Freischärler und sonstigen Bürger, blieben, mit ihnen der freiheitliche Bürgermeister, der trotz der Gefahr seinen Posten nicht verließ. Es war der ehemalige Leutnant im Bürgermilitär, der „Schwarzbeck“ Joseph Fakler, ein hochbegabter Mann.

Aber jetzt begann eine der komischsten Aktionen sich abzuspielen: Die Heckerbärte wurden schleunigst aus dem Gesicht der Patrioten vertilgt, und die Rasierer hatten wahre Riesenarbeit, bis diese Haarwälder gefällt waren; denn jeder wollte „glatt“ sein, ehe die Preußen kämen. Man erkannte die Leute kaum mehr, so zahm sahen sie jetzt aus. Auch die Heckerhüte und die Hahnenfedern verschwanden, und mit den reinsten Lammesmienen sah man den kommenden Preußen entgegen.

Mich aber empfingen diese seitdem so bekannt und be-

rühmt gewordenen deutschen Brüder noch im — Heckerhut. Der Tag, an dem ich die ersten Preußen sah, ich glaube, es war der 24. Juli 1849, während noch das Banner der Republik auf dem jungen Kopfe prangte, ist in meiner Erinnerung doppelt rot angestrichen!

Mit der Republik war es aus, wenigstens im Publikum; in meinem Innern aber lebte noch die republikanische Begeisterung, und auf meinen schwarzen Haaren saß noch das schwarze Heckerhütchen mit Kokarde und einem Büschel feiner Hennenfedern. Gleichwohl hatten auch wir Knaben uns bereits wieder den Werken des Friedens zugewandt, und so zogen denn eines Morgens mein Vetter Karl und ich zwei Stunden westwärts auf die „Breitebene", um Tauben zu holen.

Droben auf jener luftigen Bergeshöhe im Westen des Städtchens weilte auf einsamem Hof unser Taubenlieferant, der Sohn des „Roserbauers". Er hatte schöne, schwarze und lichtgraue Tiere um billigen Preis, die aber in der Regel den weiten Weg wieder heimfanden und von uns dann wieder geholt wurden. So auch an jenem schönen Sommermorgen des Jahres 1849. Jeder von uns trug außer dem Heckerhut einen Korb, um die Flüchtlinge zu bergen.

Eben hatten wir am Nachmittag mit unserer Ware den Rückweg angetreten und hüpften lustig bergab, als uns des Geiger-Metzgers Heinrich, später Charcutier (Wurster) ersten Rangs in der Heimat, unser Schulkamerad, begegnete, der aufwärts stieg, um Schafe zu holen für seinen Vater. Schon von weitem hatte er uns zugerufen: „Die Preußen sind da!" — und dann, näher gekommen, erzählt, wie sie den Bürgermeister und andere bereits verhaftet hätten, um sie zu erschießen.

Das war ein großes, neues Ereignis und füllte unsere Knabenseelen mit freudiger Neugierde; hurtiger als zuvor eilten wir deshalb dem Tale zu.

Kaum hatten wir aber unterhalb des Dörfchens Hofstetten die Landstraße erreicht, als von Haslach her uns die

ersten Pickelhauben entgegenfunkelten. Es war ein starkes Detachement Preußen, das dem Elztal zudirigiert wurde. In kurzer Zeit mußten sie an uns vorüberziehen.

Die Preußen konnten nach der Schlacht bei Sedan nicht mehr Respekt vor sich selber haben, als ich damals fühlte, da ich die ersten Pickelhauben auf mich zukommen sah. Wenn ich heute alle Großtaten des preußischen Volkes überdenke und seine lobenswerten Eigenschaften zehnfach potenziere, ich bringe jenes Hochgefühl von Staunen und Furcht nicht mehr hervor, das in jenem Moment in meinem Innern wogte.

Von diesem Gefühl lediglich in Besitz genommen und Auge und Herz nur auf die nahenden Preußen gerichtet, hatten wir vollständig vergessen, daß wir noch Heckerhüte auf den Köpfen trugen, und so schritten wir harmlos, mit den Insignien republikanischer Freiheit bedeckt, den Soldaten entgegen. Wir getrauten uns aber nicht, als wir noch wenige Schritte von ihnen entfernt waren, die Straße mit ihnen zu teilen, sondern wichen respektvollst aus und schlichen demütig am Rande der Felder hin.

Unsere Aufregung und unser Staunen hatte alle Sinne mit Beschlag belegt, als die erste Sektion an uns herankam. Wie betäubt schauten wir in die anrückende Soldatenmasse. Aber, o weh! Kaum hatte der erste Leutnant uns erblickt, als er, den blanken Degen in der Hand, uns zurief: „Jungens, wollt ihr diese verfluchten Hüte herunternehmen!“ — und zu gleicher Zeit hielten einige Soldaten, ebenfalls schimpfend, ihre Gewehrläufe — offenbar nicht im Ernst, auf uns an. Wenn man in diesem Augenblicke uns erschossen hätte, wir hätten davon nichts verspürt, so war uns der Schrecken in die republikanischen Glieder gefahren. Wie die ersten Menschen erschraken, da sie erkannten, daß sie nackt seien, so grell ging uns das Mißliche der Situation auf, als wir erinnert wurden, daß wir bedeckt seien, bedeckt mit dem Hute der Empörung.

Nie mehr habe ich seitdem die Preußen so gefürchtet, wie in jenem unheimlichen Moment, da ich vor den Siegern erschien als Empörer. Im Nu hatten wir die Hüte abgenommen und trugen sie so bescheiden als möglich in der den Preußen nicht zugekehrten Hand, nahe an den Leib gedrückt. So zogen wir barhäuptig und mit den ehrerbietigsten Mienen von der Welt an den immer nachrückenden Kolonnen vorüber. Aber siehe da! Ein Soldat hat unsere Heckerhüte wieder erkannt, droht abermals mit dem Gewehr und ruft: „Jungens! Fort mit diesen Hüten! Verdammte Freischärler!"

Wiederholter Schrecken, der jetzt in Tränen überging, um das Mitleid der Krieger zu gewinnen! Und doch warfen wir die Hüte nicht weg. Es kam bei aller Not ein rettender Gedanke. Wir öffneten sachte unsere Körbe und legten die unheilvollen Filze auf unsere Tauben. Jetzt hatten wir Ruhe, und unbeschrieen konnten wir die folgenden Truppen passieren. Im Taubenkorb trugen wir unsere Revolutionshüte heim, um sie nie wieder — in dieser Form — aufzusetzen. Wir waren bekehrt zur Untertanentreue, bekehrt durch die Gewehrläufe der Preußen. —

Man sagt mir nach, ich sei kein Freund der Preußen und hätte das schon in verschiedenen Schriften ausgesprochen; wenn das der Fall wäre, so könnte möglicherweise ein Stachel in mir sitzen geblieben sein von dem ersten Zusammentreffen mit den preußischen Soldaten her, zurzeit, da ich noch Revolutionär war. Die Preußen haben mir ein Ideal zerstört, die kleine badische Republik, und mich scharf verdemütigt, indem sie mich unbedeckten Hauptes an sich vorüberziehen machten. Beides vergißt man aber nicht leicht, zerstörte Ideale und scharfe Verdemütigungen.

Heute noch schwärme ich für Demokratie, doch nicht mehr für badische oder deutsche Republik; zu haben wäre ich nur für eine solche mit drakonischen Gesetzen und mit Bürgern, die keine geborenen und erzogenen Deutschen wären, welche Nation es ohne Fürsten nicht aushält. —

Als Vetter Karl und ich daheim ankamen, hatte daselbst durch die vorgenommenen Verhaftungen eine allgemeine Panik Platz gegriffen. Wer irgend noch freiheitliche Regungen, sei es in Lied, Wort oder Tat, auf dem Gewissen fühlte, verduftete nachträglich. Am folgenden Morgen kamen abermals zwanzigtausend Preußen aller Waffengattungen das Tal herauf. Zuerst erschienen einige Lanzenreiter, dann Infanterie mit gespanntem Hahn in solcher Menge, daß wir armselige, junge Freischärler im Gefühle unserer Nichtswürdigkeit erschauerten. Tausende und aber Tausende von Soldaten lagerten nun auf der Landstraße, da alle Quartiere voll waren, und wir Knaben holten ihnen für Geld Brot und Wein. Unsere Freude an den vielen Soldaten hatte alle republikanischen Gedanken verdrängt, und gerne leisteten wir den Preußen, aber unbedeckten Hauptes, Handdienste.

Wunderbar, und das muß ich den Preußen nachsagen, war in jenen Zeiten, wo sie als Feinde in Feindesland waren, ihre Mannszucht, die auch für uns Knaben verständlich grell abstach gegen das Gebaren des Freiheitsheeres.

Am gleichen Tag ließ der kommandierende General meinen Vater rufen und ernannte ihn zum Bürgermeister. Man hatte im Fürstenberger Hof die Akten des Revolutions-Komitees gefunden und dabei auch eine Liste der zum Strohstuhl Befähigten. Obenan stand der Name meines braven Vaters. Der General dachte sich nach dieser Skala den Mann als den „königstreuesten" und rief ihn deshalb zu jenem Amte. Mein Vater weigerte sich, weil er „schwach in der Feder" sei, eine große Familie habe und bei seinem Geschäfte bleiben müsse. Der General gibt ihm Bedenkzeit und droht mit Strafeinquartierung. Mutter und Großmutter, jetzt bekehrt, wünschen in weiblichem Unverstand, daß der vielgeplagte Gegner der Revolution nachgebe. Er bleibt fest bei seiner Weigerung und schlägt dem General einen federgewandten Bürger vor, der seit Jahren im tiefsten Frieden sein „kölnisch Pfeifchen" geraucht, den ehemaligen Hammerschmied Alois

Kern. Der Kommandant — ich glaube, er hieß Hanecken — ging darauf ein, und der konservative Bäckermeister blieb in seiner Backstube, statt auf die Ratsstube zu wandern.

Der ganze Gemeinderat und der Ausschuß wurde abgesetzt und neu ernannt. In den Ausschuß sollte aber mein Vater eintreten, und er tat es, weil diese Behörde selten zusammentrat und auch große Amtsbefugnis besaß. Sie hatte alle Ausgaben, selbst die kleinsten, zu genehmigen, so wenn der Kapellmeister Lambert Fischinger eine Klarinette für die Stadtmusik anschaffen wollte oder ein Polizeidiener einen neuen Rock brauchte. —

Wir bekamen in der Folge viele preußische und norddeutsche Soldaten aller Waffengattungen ins Quartier, die teils talab, teils talaufwärts zogen. Mit allen hatte ich Verkehr, eben weil sie Soldaten waren, am liebsten mit den Reitern, unter denen auch schöne mecklenburgische Dragoner sich befanden, die einen Adler auf dem Helm trugen und ihre Rosse in der alten fürstenbergischen „Trotte" hatten.

Ich habe manchem Offiziersdiener in jenen heißen Sommertagen die Pferde in die Schwemme reiten helfen; für mich war es eine wahre Staatsaktion, einmal auf einem Militärgaul sitzen zu können.

Eines fiel mir jedoch schon damals auf: Unter den preußischen Unteroffizieren und Soldaten, die mir, wie alle Soldaten und jeder Mensch in der Fremde überhaupt, von ihrer Heimat erzählten, fanden sich sehr viele, die behaupteten, ihre Väter seien Rittergutsbesitzer, worauf ich die Leute wie vornehme Herren anschaute. Heute würde das jenen Eindruck schon deshalb nicht mehr auf mich machen, weil ich den „preußischen Dialekt" etwas besser verstehe als damals. Übrigens hatte schon in jenen Tagen ein mecklenburgischer Dragoner, der bei uns im Quartier lag, die Bosheit, mich aufmerksam zu machen, diese preußischen Rittergutsbesitzergeschichten nicht als bare Münze anzusehen.

Auch den späteren Kaiser Wilhelm I. sah ich in jenen

Tagen als nicht sehr beliebten Prinzen von Preußen in einer Chaise mit einer Truppenabteilung am Vaterhaus vorüberziehen. Die Tochter des Rentmeisters, an einen Beamten verheiratet und eben bei ihren Eltern auf Besuch, winkte dem hohen Herrn mit einem weißen Taschentuch vom Fenster aus zu. Mir kam diese Hantierung hier zum erstenmal im Leben zu Gesicht. Ich fand es aber damals schon sehr dumm, wie heute noch, einem berühmten Manne oder gar noch einem Soldaten mit einem Taschentuch „laudes" zu schießen. Einen Mann der Schlachten so ehren wollen, kommt mir gerade vor, wie wenn man ein Kanonenrohr mit einem Strohhalm oder einer Taubenfeder zieren wollte. Wenn ein „Gänschen" dem andern mit dem parfümierten Stück Leinwand ein nichtiges Adieu zuweht, so mag das würdig sein, sonst aber ist's lächerlich. Ich erinnere mich deshalb noch lebhaft des Ärgers, den ich über die „Dame" empfand, als sie dem Prinzen zuwinkte, wie wenn er ihresgleichen wäre. —

Ich entsinne mich aus den Jahren 1848 und 49 noch zweier deutscher Bundeskontingente, die in der Heimat einzogen, aber der Zeitpunkt ist mir nicht mehr präsent. Ich weiß nicht mehr, waren die Frankfurter und die Hessen im Heckerjahre oder in der eigentlichen Revolution bei uns. Vor den letzteren bekam ich keinen großen militärischen Respekt. Wir hatten deren sechs Mann im Quartier und sie in eine geräumige Stube in einem kleinen, der Großmutter gehörigen Hause gelegt. Als ich aber am Morgen ihnen den Kaffee bringen wollte, hatten sie die Türe von innen vollständig verbarrikadiert aus Furcht vor den blutdürstigen Haslachern. Mir kam diese Furcht sehr schwächlich vor, und ich glaube kaum, daß ich vor diesen Hessen meinen Heckerhut in den Taubenkorb versteckt hätte, wie vor den Preußen.

Von den Frankfurtern aber lag in unserem Hause beim „Herrn" als Einquartierung ein blutjunger Fähnrich, Patrizierssohn der freien Reichsstadt. Mit dem bekam ich Streit,

weil er prahlte, wie man die Freischärler zu Paaren treiben müsse. Geärgert darüber, erklärte ich ihm, daß, wenn es darauf ankäme, wir Buben es mit ihm und seinesgleichen aufnehmen würden, worauf er sein Säbelchen zog und mir die Stiege hinunter nachsprang. Ich retirierte auf die Straße und in das Haus des Strumpfwirkers; der Held folgte nicht, weil mein Vater ihn mit kräftiger Hand unter unserer Haustüre aufhielt und ihm begreiflich machte, daß ein Soldat nicht auf kleine Buben Jagd machen dürfe.

Wir blieben aber, so lange das Männchen mit seinem geschliffenen Frankfurter Deutsch im Hause wohnte, stets auf Kriegsfuß. Sein Bild steht noch unverwischt vor mir. Vielleicht fungiert er jetzt, alt geworden, als Handelsherr in einem Frankfurter Kontor. Jedenfalls rangiert er nicht unter den preußischen Generalen.

Überhaupt benahmen sich die Frankfurter Söldlinge am ungezogensten. Und es ist auch in der Richtung ein Glück, daß in Deutschland derartiges Militär aufgehört hat. —

Soldaten kamen, Soldaten gingen, bis endlich der letzte Preuße abwärts gezogen war und die Nachwehen der Revolution in der Heimat gefühlt zu werden begannen. Der Bürgermeister, Wunibald, der Schmied, der Nagler Bührer und einige andere wanderten nach Freiburg in längeres Gefängnis, wieder andere, wie der Seifenazi, zogen übers große Wasser und starben in Amerika. Den Hauptmann vom ersten Aufgebot traf ich 1874 als Drechslermeister in der Bundeshauptstadt der Schweiz. Die Freischärler von dazumal sind bis auf einige wenige längst tot, selbst schon die meisten Buben, die ihren Taten einst zugeschaut.

Der Rabenwirt und langjährige Gemeinderat Grieshaber, ein intelligenter Mann, der es in jenen Tagen zum Abgeordneten „der konstituierenden Versammlung“ gebracht, floh nach Frankreich und starb hochbejahrt in Angers.

Von denen, die eine Rolle spielten, lebte, als dies Buch 1879 zum erstenmal erschien, in Hasle nur noch der Sattler

Jäckle, und seine Rolle fällt in die Zeit unmittelbar nach dem Aufstand. Er hatte im Auftrag der Stadt Patrontaschen und Tornister für die Haslacher Freischärler gefertigt, aber kein Geld erhalten. Er ließ deshalb am 19. November 1849 durch den Notar auf die Rathausglocke und die städtische Speckwage Beschlag legen. So wurde das Glöcklein, das die Bürger in der verwichenen Sturm- und Drangperiode so oft zum Dienst fürs Vaterland gerufen, gepfändet und sollte am 24. Dezember richtig versteigert werden. Jetzt wich der reaktionäre Gemeinderat dem energischen Sattler-Wendel, bezahlte ihn und rettete die eherne Stimme der Gemeinde vor Schmach und Schande.

Wunibald, der Schmied, ließ noch manche Rede los; er erlebte noch die Zeit des Kulturkampfes und hat noch wacker in diesem Genre gepaukt, bis der Tod, welcher auch die stärksten Redner zwingt, ihn niederkämpfte, ihn, den Mann mit entschiedenem Talent und mit dem redlichen Herzen für Freiheit und Volkswohl.

Die Haslacher aber blieben seitdem die loyalsten Untertanen und gingen, meine Wenigkeit ausgenommen, stets die Wege einer weisen Regierung. Nur vor Jahren vergaß der Gemeinderat am Geburtsfest des Landesfürsten „mit Böllern" zu schießen, was einige niedere Bedienstete meinen Mitbürgern als illoyal und revolutionär auslegen wollten. Ich aber sage: „Honny soit qui mal y pense!" Vergessen können ist die schönste Tugend des Menschen. Und wenn die Väter der Stadt auch einmal das Pulver vergessen haben, so ist den Haslachern das Pulver doch noch lange nicht ausgegangen, das Pulver ihres heitern, unverwüstlichen Herzens, das alle Tugenden und alle Fehler echten Deutschtums in sich trägt und als Erbteil weiter geht von Geschlecht zu Geschlecht. —

So zog die Revolution an meiner Jugendzeit vorüber, eine Revolution, die auf gerechte, wahrhaft freisinnige Ursprünge zurückzuführen ist. Durch die Unfähigkeit ihrer

Leiter und durch den schmachtlappigen Liberalismus der Professoren, Beamten und besseren Bürger, die im Frankfurter Parlament saßen, verlief die große freiheitliche Bewegung des Jahres 1848 im Sande und bald triumphierten wieder die Fürsten und die „Rückwärtserei" in ganz Deutschland. — — —

Ich habe in diesem Kapitel die äußere Revolution der großen Menschen aus kleinem Kreise vorgeführt und so das eigentliche Knabenterrain verlassen. Kehren wir wieder dahin zurück, aber, in einigem Anklang an das eben Erzählte, zu den Schattenseiten der kleinen Menschen.

Mutwillen und Bosheiten.

Ein deutscher Schriftsteller, wenn ich nicht irre, ist es Friedrich August Schlegel, sagt irgendwo, man nehme bei Darstellung seiner Jugenderinnerungen gerne „seine Kindheit auf den Arm und liebkose dieselbe zärtlich". Ich möchte diesem Fehler nicht verfallen und habe zu diesem Zweck mir von Anfang an vorgenommen, ein eigenes Kapitel all dem zu widmen, was mit „zärtlichem Küssen" nichts zu tun hat.

Ich darf dieses Sündenbekenntnis um so weniger unterlassen, weil viele Leute, die mich heute für hochmütig halten, alsbald sagen würden, ich sei schon von Kindesbeinen an in mich verliebt gewesen und verschweige deshalb auch alle jugendlichen Schattenseiten. Ich habe zwar nach meinem besten Wissen und Gewissen mich noch nie zu verherrlichen gesucht, allein meine Feinde sagen es, und die kommen oft der Wahrheit viel näher, als die Freunde.

Trotzdem ich aber überzeugt bin, daß selbst eine offene Darlegung meiner Sünden und Fehler meine Gegner nicht mit mir versöhnen wird und sie mir nie das Lob eines demütigen Sünders geben werden, will ich doch die hervorragendsten Bosheiten meiner Knabenzeit erzählen; denn sie gehören, ob ich damit etwas erreiche oder nicht — zur Vervollständigung meiner Jugenderinnerungen.

Wenn die Offenbarung von der Erbsünde nicht wäre, bliebe es ein seelisches Rätsel, über das alle Philosophen nicht hinauskämen, warum das kleine Menschenkind stets eher zum

Bösen als zum Guten geneigt ist. Schon in dem kaum zum Leben erwachten Wiegenkind tritt das Grundübel des Menschengeschlechts zutage, die Selbstsucht. Schon hier zeigt sich im künftigen Weltbürger und noch mehr in der Bürgerin der Hang zum Eigensinn. Sie weinen, gestikulieren mit den Händen, zappeln mit den Füßen — aus Eigensinn, und wer da gleich das Urheilmittel aller moralischen Kinderschäden — die Schläge — anwendet, wird sich bald überzeugen, daß alle jene Erscheinungen purer Eigensinn gewesen sind.

Wenn ich deshalb sehe, wie ein Vater, unter dem Widerspruch der Mutter, so einen böswillig schreienden „Wiegenengel" aus seinem Pfühl herausgreift, ihm einige Handbewegungen zukommen läßt und den mutwilligen Schreihals etwas unsanft in sein Bettchen zurücklegt, so denke ich jeweils: „Der Mann ist ein großer Seelenkenner und vortrefflicher Erzieher und die Frau ein dummes — Weibsbild."

Zu diesen großen Erziehern gehörte auch mein seliger Vater, den ich so bei meinen jüngeren Geschwistern praktizieren sah, und dessen Schläge mir schon aus der Zeit wohl erinnerlich sind, da ich noch im Weiberröckchen auf Erden wandelte und heftig weinte, wenn die Milch zu heiß oder das Stück Brot zu klein war.

Man wird mir zwar wieder schöne Komplimente zukommen lassen, da ich die Prügelstrafe schon in der Wiege einführen will. Allein ich mache diesen Vorschlag nur aus eigener Erfahrung und Beobachtung bei Kindern, die, wie ich, gemeiner, plebejischer Herkunft sind. Ob die Sprößlinge der „besseren Stände" und die wohl- und hochgeborenen Kleinen solch kräftiger Mittel auch bedürfen, weiß ich nicht. Aber das weiß ich, daß es ein wahrer Segen für die Welt und für die Existenz der bessern Stände ist, daß die Bürger und Bauern ihre Kinder beizeiten und noch unter Rutenstreichen und Schlägen erziehen, die von den Eltern „besserer" Kinder so sehr verpönt werden.

Also die jungen Plebejer haben ihren vollen Anteil an den Folgen der Erbsünde und sind von früh auf zum Bösen geneigt. Drum war's auch ich.

Die erste, mehr mutwillige als boshafte Handlung übte ich an meiner guten Großmutter und zwar in der Kirche aus. Alte Leute pflegen in katholischen Gegenden gar gerne die Kinder mit in den öffentlichen Gottesdienst zu nehmen. So hatte auch die Großmutter mich kaum vierjähriges Menschenkind in Predigt und Amt eingeführt an einem Sonntagmorgen. Was auch dem gerechtesten und frömmsten Christenmenschen passieren kann, passierte meiner Ahnfrau — sie schlief unter der Predigt ein.

In jenen Tagen war das Pariser Modejournal noch nicht bis an den Kinzigstrand durchgedrungen, und meine Großmutter trug noch die althergebrachte, ehrwürdige, goldgestickte Haube in Form einer Mandelschale, hinten mit mächtiger, seidener Masche geziert. Da die Predigt mir auch zu langweilig ward, stand ich auf der Bank neben der schlafenden Muhme auf und beschäftigte mich damit, ihr die „Kappe" verkehrt aufzusetzen, so daß die Masche über das Gesicht herabhing. Die alten Weiber der Umgebung kamen darob in solches Lachen, daß der Pfarrer Jung aufmerksam wurde und befahl, den kleinen Ruhestörer vor die Türe zu setzen. Jetzt erwachte die Großmutter und war ebenfalls empört.

Eine kleine Tür unterhalb der Kanzel heißt das „Segentürle", weil, unter diesem Türchen stehend, der Pfarrer am Palmsonntag und an Maria Himmelfahrt die Palmen und die Kräuter segnet. Durch dieses Segentürle schleppte mich die entrüstete Schläferin, um mir fortan nie zu vergessen, was ich Böses getan.

Weibliche Wesen sind sehr empfindlich, wenn man sie der Lächerlichkeit aussetzt, und so hätte ich diese Tat bei meiner Jugend nicht im Gedächtnis behalten, wenn nicht die Großmutter von da ab bis in ihr achtzigstes Lebensjahr davon gesprochen hätte.

„Was ein ordentlich Häkchen werden will, krümmt sich beizeiten," sagt das Sprichwort. Von mir behauptet die „Damenwelt" heute, ich hätte als Schriftsteller schon verschiedene Bosheiten gegen sie ausgeübt — und wie es scheint, habe ich damit schon in den besten Jahren angefangen — an meiner eigenen Großmutter.

Die großmütterliche Kappe besitze ich heute als alter Mann noch und halte sie hoch in Ehren. —

Nicht so gar viel später, in die erste Zeit des Schulbesuchs, fällt mein erster Diebstahl. Ich spielte eines Tages mit Kameraden hinter dem Haus der Großmutter „Schlupfis" (Versteckens) und kam auf diesem nicht ungewöhnlichen Knabenweg in das Haus des Schlossers Xaver Hansjakob, eines Sohnes des alten Tobias in der Mühle zu Steinach, und zwar, um recht sicher verborgen zu sein, durch Zufall in den Hühnerstall. Die gackernden Damen des Hühnerhauses waren abwesend, aber ein Nest voll der schönsten weißen Eier präsentierte sich den erstaunten Knabenaugen. Die zehn Gebote Gottes und die fünf Gebote der Kirche hatten wir in der Schule noch nicht gehabt, und zu Betrachtungen über die Stimme des Gewissens ließ mir die Freude an dem Fund auch keine Zeit, und so griff ich fest — in das Hennennest, füllte meine Hosentaschen und Hände und zog ab.

Daß der kleine Dieb aber kein selbstbewußter Schelm war, zeigt der Umstand, daß er sofort zur Großmutter lief und sie bat, ihm die Eier zu kochen. Der Eierkuchen fiel aber schlecht aus. Alsbald nahm die erschrockene Muhme den hoffnungsvollen Enkel am Arm und führte ihn in das Haus der Missetat. Hier mußte er der Schlossersfrau die Eier überliefern und abbitten. Jetzt erst gingen mir die Augen auf, und wenn ich später in der Schule hersagen mußte: „Du sollst nicht stehlen" — dachte ich jeweils an das Eiernest. Ich hatte eine Straftat begangen, ehe ich Gesetz und Verbot kannte. Auch ein Weg zu sittlicher Erkenntnis, aber ein sehr bedenklicher.

Und da ich gerade am Stehlen bin, so will ich einen mehrere Jahre später fallenden Diebstahl gleich anfügen. Ich beging dieses zweite und letzte Vergehen gegen das siebte Gebot aus der wohlbegründeten, kindlichen Leidenschaft für Vögel. Ums Leben gern hätte ich einmal einen alten Distelfink gehabt. Da bot mir eines Tages der „Stocker-Hans" von Hausach, eine damals bekannte Vogel- und Taubengröße, einen solchen an um zwölf Kreuzer. Ich nannte zurzeit keinen Heller mein eigen, versprach aber dem „Hannes", den Vogel am folgenden Sonntag abzuholen, wenn indes „die Gelder" eingingen. Ich mußte in jener Zeit der Großmutter im Kram-Laden behilflich sein, und es riet mir der böse Geist, das Vogelgeld aus der Kasse im Laden zu nehmen.

Da ich mehr an den Distelfink dachte, als an Treu und Redlichkeit, ward ein Moment benützt, wo die gute Frau aus dem Laden in die Stube ging. Schon hatte ich die Schublade, in welcher „das laufende Münz" lag, geöffnet und wollte gerade zwei Sechser herauslangen, als mein Schutzengel der Großmutter eingab, durch das Fensterchen in der Stubentüre in den Laden zu schauen und mich am ersten, unehrenhaften Eingriff in das Eigentum zu erwischen. Im Nu stand sie, hochaufgerichtet vor Zorn, an meiner Seite und eine Flut von Worten aus empörtem Herzen drang in das Ohr des tiefbeschämt zuhörenden Sünders. Alle möglichen Folgen des Diebstahls bis zum Zuchthaus malte mir die Großmutter vor, bis ich weinend alles gestand, gelobte, nie mehr das zu tun, und bat, dem Vater nichts davon zu sagen.

Wenn alle Schätze von Peru von da ab vor mir gelegen wären, ich hätte meine Hände unbefleckt erhalten, so wirksam war der erste Eindruck des Erwischtwerdens am Stehlen und die Schande, als Dieb dazustehen.

Wer weiß, was aus mir geworden wäre, wenn nicht ein guter Geist meine Großmutter avertiert hätte. Der erste gelungene Gelddiebstahl hätte sehr leicht die schlimmsten

Folgen haben können. So gibt es im Menschenleben Augenblicke, die fürs ganze Leben entscheiden.

Einen Distelfink bekam ich in der Jugendzeit nie mehr, und den Stocker-Hans floh ich wie einen bösen Geist. —

Über die Entwendungen von Obst, frischem wie gedörrtem, habe ich meine Bekenntnisse und meine Ansicht schon dargelegt.

In den „Bekenntnissen des hl. Augustin" lese ich zwar, daß dieser größte Geist unter den großen Heiligen sich in seinem spätern Alter Vorwürfe machte, weil er einmal in seiner Jugend Äpfel gestohlen hatte. Ich muß nun offen gestehen, daß es mir rein unmöglich ist, ähnliche Gefühle in mir zu wecken über das gleiche, wiederholte Vergehen — ein Beweis, daß unsereiner noch auf einer sehr niedrigen Stufe christlicher Vollkommenheit steht. —

Aber die mir unvergeßliche Mutter meiner Mutter hatte auch sonst noch viel unter der Bosheit ihres Enkels zu leiden. Sie wollte, wie schon angedeutet, mit Gewalt aus mir einen Kaufmann machen, und deshalb lehrte sie mich beizeiten „Düten" fertigen, Kaffee mahlen, Zucker „verschlagen" und auf der Wage vierling-, halbpfund- und pfundweise abwägen. Mir war dies Geschäft aber in der Seele zuwider, da ich bis auf den heutigen Tag eine schreckliche Antipathie gegen alles Schablonenmäßige und Gleichförmige habe.

Selbst die Zuckerstücke, die dabei in meinen Mund kamen, waren nicht imstande, mir die ersten Anfänge des Krämerwesens zu versüßen. Und wenn dann die Kameraden draußen jubilierten und spielten und gar oft noch am Fenster klopften und mir winkten zum fröhlichen Reigen, da kam ich mir vor wie ein Negersklave auf einer Zucker- oder Kaffee-Plantage. Ich versuchte deshalb alles mögliche, um loszukommen; selbst Lüge und Verstellung wurden nicht gespart. Wenn das nicht half, so griff ich zu einem drastischen Mittel: In Abwesenheit der Prinzipalin schlug ich mir mit dem Zuckerhammer so lange auf die Nase, bis das Blut kam. Jetzt rief ich laut: „Großmutter, Großmutter, ich blute!"

Von Mitleid gerührt, sandte mich die Gute an den „Stadtbach" hinter dem Haus, um mein Blut zu stillen, ängstlich besorgt über mein häufiges Nasenbluten. Kaum war aber das nicht recht fließen wollende Rot am Bache abgewaschen, so floh der kleine Negersklave seinen Kameraden und der Freiheit zu und überließ der Großmutter die ganze Kleinigkeitskrämerei. —

Ich bin weit entfernt, das Unehrenhafte meines damaligen Gebarens völlig entschuldigen zu wollen, allein man sollte lebhafte Knaben, so lange der Zwang der Schule schon drückend genug auf dem Genius ihrer Jugend lastet, eben nicht zu Dingen anhalten, die den Knabenhimmel zu einem Kramladen machen. Man lasse den Knaben seine „Bubenschuhe" austreten, so lange er in die Volksschule geht, und mute ihm nicht Geschäfte zu, die seinem Jugend-Genius die Flügel förmlich zusammenbinden.

Ich war zu allem bereit, was es zu tun gab in Feld und Wald, im Stall oder auf dem Heuschober, aber Düten machen und Zucker wägen, waren Gift für meinen Kinderhimmel. Wenn ich ganze halbe Tage in der „Mühlenbacher Gasse" und am „Neutorbach" die Schweine hüten mußte, war ich mehr als königlich vergnügt, aber Krämerei treiben machte mich unmoralisch, trieb mich zu Lug und Trug — aus Langeweile; Langeweile aber ist der Tod des Kinderherzens und „aller Laster Anfang". —

Ein ähnliches, namenlos mir verhaßtes Geschäft, dem ich um jeden Preis, auch auf Kosten der Wahrheit, des Gehorsams und der Mutterliebe zu entrinnen suchte, — war das „Bohnenabzupfen" im Spätherbst. Wenn ich da in der Scheuer, auf einem Schemel im Kreise meiner Schwestern und der Magd sitzend, die Bohnenstöcke von den „Schäfen" entkleiden sollte, kam ich mir vor wie jener orientalische König unter seinen Weibern, aber ich hatte noch weit mehr Ehrgefühl als Sardanapal, ich schämte mich. Dazu war mir diese absolut geist- und poesielose Arbeit eine wahre Qual.

Ganz anders verhält es sich mit derartigen Arbeiten beim weiblichen Geschlecht. So ein weibliches Wesen, sei es jung oder alt, ist imstande, einen ganzen, hellen Tag lang, nichts denkend und doch in der größten Selbstzufriedenheit, auf eine „Stickerei" oder „Häkelei" herabzuschauen und immer die gleichen Maschen zu machen. Für diese Menschenklasse hat darum der weise Schöpfer schon von Jugend auf derartige Arbeiten bestimmt.

Alles Maschinenmäßige und Gleichförmige werden „Damen" stets besser besorgen als Männer. Deshalb sind Mädchen resp. Frauen die besten und zuverlässigsten Fabrikarbeiter, Telegraphisten, Bahnwarte, Billettausgeber, Abschreiber, Registratoren, Kellner, Ladendiener usw. —

Übrigens weiß der liebe Gott auch das Böse zum Guten zu lenken, und so fügte er es, daß mein Mißbehagen an der Krämerwage bewirkte, daß ich kein Kaufmann wurde. Ein wahres Glück für mich, denn ich wäre schon längst bankrott aus dem einfachen Grunde, weil ich nicht zu rechnen und zu spekulieren verstehe.

Es gibt in der deutschen Sprache zwei Worte, die mir, in ihrer ganzen kaufmännischen Nacktheit hingestellt, einerseits als die kältesten und trockensten des ganzen Sprachschatzes gelten und auf der andern Seite mir eine wahre Gänsehaut erzeugen. Es sind dies die Worte „Soll und Haben". Sie bezeichnen am schärfsten die ganze prosaische Öde und Wüste alles Krämerwesens. Und wenn ich bei handelsmännischen Freunden und Bekannten oder auf einem Kontor jene großen Bücher mit der stehenden Überschrift „Soll und Haben" sehe, so meine ich, alle bösen Geister der Habsucht, der Gewinnsucht, des Schuldenmachens und vorab der Langeweile tanzten darauf herum. —

Schließlich übergab die Großmutter, noch ehe ich zu studieren anfing, ihr Geschäft der jüngsten Tochter, die schließlich einen Kaufmann gefunden, und so kam ich als Nachfolger aus dem Spiel. —

Nicht allein meine gute Großmutter hatte aber von meinen Bosheiten zu leiden, sondern auch andere ehrbare Menschen. Ich will hiefür nur einige wenige Belege anführen. Mit einem großen, losen Streich vergalt ich eines Tages meinem Nachbar Strumpfwirker die ihm zu verdankende Freude am bethlehemitischen Kindermord.

In den Tagen meiner Jugendzeit machte jeder Bürger sein aus dem Stadtwald gratis bezogenes Holz mit höchsteigener Hand, wozu in der Regel die ersten Monate nach Neujahr gewählt wurden. So war auch an einem kalten Februartag unser kleiner Nachbar vor seinem Hause mit Holzspalten beschäftigt. Um seine zarten Strickersfinger vor Kälte zu schützen, trug er wollene Handschuhe jener uralten Form, bei der nur der Daumenfinger einen besonderen Raum hat, die übrigen Finger aber in e i n e m Futteral stecken. Als es Mittag geworden, legte der Schwärmer für Robespierre Handschuhe und Axt auf den Spaltklotz und ging zum Essen.

Das süße Stilleben, so er zurückgelassen, ward von mir erblickt, und sofort erfaßte mich ein wahrhaft bösartiger Gedanke. Und obwohl dieser Gedanke nicht zu jenen gehörte, von denen Byron sagt:

Ja, Dinge gibt's, die müssen, wenn gedacht,
Nicht überlegt sein, sondern schnell vollbracht —

so ward er, kaum gedacht, schon ausgeführt. Ich schlich mich hinüber, trennte mit schnellem Axthieb die beiden Daumenstücke von den Handschuhen, legte sie wieder enge zu dem getrennten Leib und die Axt im Frieden dazu. Jetzt ging ich auf die Lauer.

Von dem „Tagloch" auf dem Dach neben dem Taubenschlag spähte ich, wie der Kater in Scheffels Trompeter, herab:

Und die Katzenaugen leuchten und das Katzenauge lacht,
Wie das Völklein der Pygmäen unten dumme Sachen macht.

Hei! Wie zappelte der kleine Republikaner vor Zorn und Unmut, als er, vom Essen gekommen, flugs in seine Handschuhe schlüpfte und die nackten Daumen herausstreckte! Was war das für eine Freude für die boshafte Knabenseele! Erst hüpfte das Männlein einige Zeit, mit der Axt fuchtelnd, um seinen „Hauklotz“ herum, und dann eilte er in richtiger Fühlung in mein Vaterhaus. Anfangs hatte er meinen Hausfreund „Sepp“ im Verdacht; der aber wusch sich durch die Macht des guten Gewissens sofort rein. Jetzt rief man nach mir. Aber als das „Adam, wo bist du?“ — zu mir herauftönte, da ging es mir wie dem ersten Sünder im Paradies; ich versteckte mich — im Stroh, und die ganze Fülle meiner Bosheit überkam mich erst jetzt.

Wenn das Wissen und das Wollen bei Übertretung eines Gebotes die eigentliche Schuld und Sünde begründen, so bin ich überzeugt, daß der liebe Gott bei vielen Sündern es zu bemessen weiß, daß sie oft ohne überlegtes Wissen sich mit dem göttlichen Willen in Widerspruch setzen. So rannte ich damals dem Spaltklotz meines Nachbars zu, ohne zu bedenken, wie folgenschwer die Tat sei. Auf dem Strohhaufen unter dem Dache überschaute ich erst, was ich getan. Der Vater, seinen eigenen Sohn wohl kennend, suchte und fand den Übeltäter, der sich durch sein Verstecken hinlänglich geoffenbart. Die Strafe waren Meerrohrprügel erster Klasse.

Diese erste Klasse bestand bei meinem Erzeuger darin, daß ich nicht einfach abgeprügelt wurde, sondern nach empfangener Tracht hieß es: „Marsch in den Keller!“ Sofort jagte ich zur Stubentüre hinaus, der Vater hintendrein, immer wieder draufschlagend, bis ich den „kleinen“ Hauskeller erreicht hatte. Wenn ich mit dem letzten Streich unter der Kellertüre verschwunden war, schloß der Mann mit dem väterlichen Meerrohr die Türe ab, der Sohn aber legte sich weinend auf die Kartoffeln, die das ganze Kellerchen füllten. Hier rannen dann einige Zeit die hellen Schmerzenstränen wie Tautropfen aus einem betrübten Kinderhimmel herab

auf die Erdäpfel, und dann schlief der Geschlagene den Schlaf des Gerechten.

Ich kannte damals noch nicht das schöne Lied aus dem „Nachtlager von Granada“, sonst hätte ich auch singen können:

Und ein ruhiges Gewissen
Kann uns nur den Schlaf versüßen —

so sanft war mein Schlaf jeweils auf dem Kartoffelhaufen, bis gen Abend die Mutter die Türe öffnete, dem Büble eine Milchsuppe in der Küche servierte und ihm befahl, ins Bett zu gehen, damit er dem Vater „heute“ nicht mehr unter die Augen komme.

Am andern Morgen sah es in dem Knabenherzen aus, wie auf der Flur nach einem starken Gewitter — frisch und fröhlich, wenn auch noch leise der Sturm vom Abend nachzitterte in den heilsamen Akkorden „guter Besserung“. —

Die Strafe erster Klasse wirkte immer für einige Wochen, während deren aber die einfache Prügelstrafe nicht ruhte. Mein Vater war ein großer Anhänger dieser Strafart, und von ihm hat sich diese Vorliebe auf seinen Sohn vererbt, der für Prügel ist — bei kleinen wie bei großen Buben. —

Ein ander Beispiel mit der Folge einer Strafe erster Klasse ereignete sich bald wieder: Da kam in jenen Jugendjahren wöchentlich ein oder zwei Mal von Mühlenbach, einem südlich der Heimat gelegenen Dorfe, ein „Besenbinder“, der „Rappierer-Karle“ genannt, eine wandelnde, stattliche Menschenruine, ein alter Soldat aus den Zeiten des ersten Napoleon. Er hatte uns Knaben schon oft erzählt von der Schlacht bei Bautzen, die er am 20. und 21. Mai 1813 hatte schlagen helfen, und so war es doppelt unschön von mir, ihm seine Unterhaltung mit schwarzem Undank zu vergelten.

Der Rappierer-Karle schwärmte nicht bloß für den großen Kaiser, sondern auch für — den Schnaps, den er schoppenweise zu vertilgen imstande war. So kam es, daß der Veteran gar oft betrunken im Städtchen gesehen wurde.

Eines Tages nun lag er in schwerem Rausch und tiefem Schlaf vor dem Hause unseres Nachbars Basil, des Färbers — in lauer Sommerszeit am Nachmittag.

Ich muß in meiner Jugend eine eigene Ader für raffinierten Mutwillen gehabt haben, und von dieser inspiriert, kam mir auch angesichts des schlafenden Rappierer-Karle wieder eine unüberlegte Bosheit in den Sinn: Ich eilte in die Küche, tränkte meine Hände mit dem „Ruß" eines eisernen Kochhafens, eilte zum Helden von Bautzen und färbte ihm sein Gesicht kohlschwarz. Bald umstand jung und alt lachend den negerartigen Schläfer, und als er sich erhob, ohne zu ahnen, was geschehen, und umhertaumelte, nahm der Spektakel kein Ende. Auch diesmal ward der Bösewicht bald entdeckt, und es folgten Meerrohr und Keller. —

Auf sehr gespanntem Fuß stand ich in meiner Knabenzeit mit den „Stadtlaternen" der Heimat. Diese, an langen Haarseilen mitten in der Straße hängend, waren für mich eine unwiderstehliche Versuchung zu Steinwürfen nach den blanken Glasscheiben. Ich habe manche, bald oben, bald unten in der Stadt, zertrümmert, bin für manche gestraft worden, bei mancher kam ich auch „ungeschlagen" davon.

Diese Laternen hatten die Eigentümlichkeit, daß sie in der Regel bei Vollmondschein brannten und lichtlos waren in den dunkelsten Nächten. Wenn ich nicht mit Leib und Seele Haslacher wäre, würde ich diese Erscheinung eine Art „Wahrzeichen" oder einen „Schwabenstreich" von Althasle nennen. —

Manche Schläge bekam ich auch wegen des zweiten Polizeidieners, Xaver Stulz, der den äußern Dienst besorgte, während der Pfrengle mehr den innern hatte. Er war das Bild eines Polizeidieners, wie man ihn in den „Fliegenden Blättern" oft gesehen, klein, mit einer Kartoffelnase, einem kurzen, struppigen Schnurrbart, einer hohen Dienstmütze und einem großen Säbel an altmodischem Bandelier.

Er hatte den „Spitznamen" der Stumperle, weil er an der linken Hand einige Finger zu wenig besaß, war aber

ein herzensguter Kerl, der viel vom Spott von jung und alt zu erdulden hatte.

So riefen wir Buben ihm gerne „Stumperle" nach und verschwanden um die nächste Gassenecke. Ich weilte halbe Tage lang bei meinem Taubenschlag und schaute meinen Tauben zu oder lag zur Abwechslung unter den Guclöchern im Dach. Erblickte ich nun auf der Straße die kleine Sicherheit, so rief ich: „Stumperle, Stumperle!" und verschwand dann unter dem Dachfenster.

Der Stumperle schaute rechts und links, sah aber niemanden. Kaum ging er wieder seines Wegs, so tönte es wieder hinter ihm: „Stumperle, Stumperle!" Endlich erspähte er mich einmal, da ich den Kopf nicht schnell genug zurückzog, meldete es meinem Vater, und das Meerröhrle spielte.

Ich gab aber nicht nach, denn jetzt war ich erbost über den Stumperle, der, so oft ihm in der Nähe meines Elternhauses sein Spitzname gerufen wurde, mich als den Schuldigen beim Vater meldete. Ich bekam auf jede Meldung das Röhrle, meist allerdings nicht unschuldig.

Der Stumperle war Sicherheit bis zum Jahre 1849. Da war er nicht mehr gewachsen. Er wurde zum Feldbammert zurückversetzt und an seine Stelle kam der Schuhmacher Schmieder, bisher Waldhüter.

Als solcher hatte er mich einmal wegen Waldfrevels angezeigt; wir Buben hatten im Urwald eine kleine, dürre Tanne gefällt. Wir kamen daraufhin vor den Oberamtmann Dilger, der uns wegen allzugroßer Jugendlichkeit freisprach.

Der häßliche, arme Stumperle hatte, was selbst uns Buben ein Rätsel war, eine bildhübsche Frau, des „Gottsackerjägers Theres". Die verstand sich auf das Kartenschlagen und hatte viele Kundschaft, die ihr zu gönnen war, denn der Stumperle hatte pro Jahr nur 55 Gulden Gehalt und 10 Gulden für das allabendliche Läuten der Lumpenglocke, nebst freier Montur.

Als er starb, nahm die Theres nochmals einen jungen und schönen Mann, was ihr niemand verübelte.

Der Stumperle hatte auch einen Vetter von gleicher Figur und Häßlichkeit, der Schuhmacher war. Trotz seiner Zwerghaftigkeit hatte er sich weit in die Welt gewagt als Handwerksbursche. Er war bis nach Savoyen gekommen und erzählte, heimgekehrt, von den vielen Murmeltieren, (Marmottes), die es dort gäbe. Er wollte sie mit ihrem welschen Namen bezeichnen und nannte sie mit seiner schweren Zunge „Mamottle", und von Stund an hieß er in Hasle „der Mamottle".

Er wurde aber nie bös, wie der Stumperle, wenn man ihm seinen Spitznamen gab, sondern lächelte nur still vor sich hin. —

Es gab Zeiten, in denen ich jeden Tag meine richtigen Schläge erhielt, stets von Vaters Hand; sei es, daß ich einen größern oder kleinern Bubenstreich ausgeführt hatte, sei es, daß ich der Mutter „das Maul anhing", wie die Alemannen sagen, oder zu spät zum Essen kam oder irgend einen Auftrag schlecht vollzog. Die Meerrohre aber mußte ich stets selber, wenn die alten verbraucht waren, einkaufen beim Kaufmann Gotterbarm. Und doch haben diese zahllosen körperlichen Züchtigungen alle jene Befürchtungen nicht hervorgebracht, um deretwillen die humanen Menschen unserer neuesten Zeit gegen die körperlichen Strafen sind. Einmal hat der Stock resp. das Meerrohr meiner Gesundheit nicht geschadet; ich bin körperlich nicht verkümmert, sondern sechs badische Fuß, drei Zoll und fünf Striche groß gewesen, als der Korporal bei der Konskription im Rathaussaal zu Wolfach im September 1857 mich gemessen hat. Auch mein Ehrgefühl hat nicht gelitten. Im Gegenteil! Es gibt viele Mitmenschen, die behaupten, mein Ehrgefühl sei viel zu groß. Auch die Liebe zu meinem Vater habe ich nicht verloren. Ich bin alt geworden, aber jene Liebe bleibt ewig neu, und wenn ich den braven Vater, dem ich aus vollstem

Herzensgrund dankbar bin für all' die Schläge, für einen Tag aus dem Grabe rufen könnte, ich gäbe den ganzen Rest meines eigenen Lebens darum.

Noch nie habe ich erwachsene Leute klagen hören, daß der Vater sie in der Jugend zu scharf erzogen und gezüchtigt habe, wohl aber haben schon Hunderte die Milde und Schwäche ihrer Eltern im spätern Leben verflucht. —

Noch steht, ganz am Schluß meiner Knabenzeit, ein mehr illoyaler als boshafter Akt lebhaft vor meiner Erinnerung; eine Tatsache, die beweist, daß ich von jung auf nicht zu höfischem Wesen und zum Verkehr mit „großen Herren" geschaffen war.

Ich meine, es war im Jahre 1850, da bereiste der damalige Großherzog Leopold zum ersten Male nach der Revolution wieder das Oberland und sollte an einem schönen Sommertag mit dem Prinzen Friedrich, dem späteren vieljährigen Landesfürsten, talabwärts auch durch meine Vaterstadt kommen. Die Haslacher waren, auf Grund ihres bekannten Herzens, voller Freude. Als ob es nie eine Revolution gegeben hätte, ward alles vorbereitet zum würdigen Empfang des Landesvaters: Kränze, Fahnen, Triumphbogen, weißgekleidete Mädchen, deren eines, meine Schwester Cäcilie, ein Gedicht sagen mußte, — alles ward aufgeboten, was zu derartigen Empfängen gehört. Und am Morgen sammelte sich die ganze Bürgerschaft mit der Beamtenwelt und den Schulkindern vor der „Kanone", um hier die Ankunft des Fürsten abzuwarten.

Was ich im Leben nie geliebt, das ist das „Warten", eine Folge meines Mangels an Geduld. So ward es mir bald langweilig, selbst als ich auf einen Fürsten warten sollte, den ich noch nie im Leben gesehen hatte. In dieser Langweile dachte ich an den schönen Pflaumenbaum in unserm Garten in der Vorstadt und an die dunkelblauen, runden Pflaumen, von denen es wiederholt daheim geheißen: „Es dürfe nicht darangegangen werden, bis die Mutter mitgehe."

Es kam mir nun der Gedanke, daß die Gelegenheit ungemein günstig sein müßte, „an die Pflaumen zu gehen", ohne von jemandem gesehen zu werden; denn alles, was Odem hatte von Menschenkindern, groß und klein, stand beim Kanonenwirtshaus und wartete auf den Großherzog.

Ich befand mich nur eine Sekunde lang im Kampfe zwischen der Untertanenpflicht und meiner Vorliebe — für Pflaumen. Entweder den Großherzog sehen, hieß es in meinem Innern, und auf die Pflaumen verzichten, oder umgekehrt die Pflaumen heimsuchen und des Landesvaters Angesicht nicht schauen.

Die Schlacht war gleich geschlagen. Leichtsinnig wie Esau angesichts des Linsenmuses, gab ich um ein „Gericht Pflaumen" meine Loyalität preis, schlich von der Menge fort und dem Garten zu. Eben saß ich im Vollgenuß meiner Pflaumenseligkeit auf dem Baum, als die „Böller" krachten, die Glocken läuteten und die „Hochs" meiner Mitbürger durch die Lüfte zu meinem Ohre drangen. Wie einen verstockten Sünder ließ aber all das mich kalt. Ohne Reue, die ganze Feierlichkeit versäumt zu haben, wandelte ich nach Vollendung meines Mahles dem Vaterhaus zu, wo keine Seele ahnte, daß ich nicht dabei gewesen, weil ich aufs kräftigste einstimmte in das allgemeine: „Des isch a mol schö gsi, und der jung' Prinz isch a nette Herr und der Großherzog so fründlich!"

Als die Mutter andern Tags mit meinen Schwestern den Pflaumenbaum leeren wollte, zeigte er ganz bedenkliche Lücken, für die dann ein „Maurersgeselle" des anwohnenden Meisters Zachmann in Verdacht genommen wurde. Daß ich eine solch niedrige Natur wäre, um unter dem Empfang des Landesfürsten an die Pflaumen zu gehen, glaubte meine gute Mutter nie.

So habe ich den Großherzog Leopold von Baden im Leben niemals gesehen[1]. Und doch lebte ich unter seiner

[1] Er zog einmal in Freiburg ein anno 1847, aber abends und zu Fuß und war so umringt von großen Menschen, daß ich ihn nicht erblicken konnte.

Regierung im Kinderhimmel, unter seinem Nachfolger aber zweimal im — Gefängnisse. Aber so geht oft der Gang der Menschen- und Weltgeschichte! —

Der Pflaumenbaum stand noch lange Jahre, für mich stets eine Erinnerung an meine Selbstsucht und an die demokratische Ader meines kurz vorher noch republikanischen Kinderherzens. —

Das war so das „Genre" meiner Jugendstreiche, wie ich sie in einigen wenigen charakteristischen Beispielen vorgeführt. Aber das schlimmste bei dem Mutwillen und den Bosheiten jener Tage ist eben, daß man in späteren Jahren mit — Vergnügen daran zurückdenkt, statt mit Reue. Alles, was eben in jener paradiesischen Zeit geschah, das Gute wie das Böse, alles, was man an Freude und Leid erlebt, bleibt im Alter noch vergoldet von der Morgensonne des Kinderhimmels, und deshalb denkt man, ich wenigstens, mit inniger Lust an die Jugendstreiche, aber auch — an die Jugendprügel.

Wer anders denkt, und wem Reue über derartige Jugendstreiche im Herzen wohnt, dem gebe ich volles Recht, auf mich den ersten Stein zu werfen oder auch den fünften und sechsten, vorausgesetzt, daß er schon früher einige auf mich und meine „frivolen" Behauptungen geworfen hat.

Aber einen Wunsch hab' ich noch zum Schluß auf dem Herzen: Ich wünsche jedem Knaben, der zu Streichen und Bosheiten aufgelegt ist, wie ich es war, einen Vater, wie ihn mir Gott gegeben, einen Vater, der sein Kind züchtigt, weil er dessen Zukunft lieb hat.

Abschied von der Jugendzeit.

Fritz Reuter schreibt in den Erinnerungen an seine Vaterstadt Stavenhagen: „Ist die Kindheit ein fröhliches, liebliches Wellengewimmel, von Gottes Sonne vergoldet, so ist die Erinnerung daran der glänzendste Streif, den das durch die Nacht fortarbeitende Schiff in seiner Fahrt zurückläßt." Wenn ich auch, nicht derart weltschmerzlich gestimmt wie der nordische Dichter, das Leben nach der Kindheit nicht in alleweg als ein „durch die Nacht fortarbeitendes Schiff" bezeichnen möchte, so ist es um so wahrer, daß die Jugendzeit der glänzendste Streif am Horizont unserer Lebensfahrt bleibt und daß dieser Streif um so heller und friedlicher glänzt, je weiter wir uns von ihm entfernen.

Das Paradies der Kindheit erscheint uns mehr und mehr als solches, je greller uns die trüben Erfahrungen und die harten Kämpfe des spätern Lebens den Gegensatz zwischen Kindesalter und Mannesalter zum Bewußtsein bringen. Je mehr wir zurückdenken an die seligen Tage der Kindheit, zurückdenken namentlich in Zeiten schwerer, innerer oder äußerer Seelen- und Lebenskämpfe, um so wehmütiger werden wir bekennen müssen:

> O wie liegt so weit, wie liegt so weit,
> Was mein einst war —

jener Kinderhimmel mit seiner ganzen Kindesseligkeit, jene bescheidenen, stillen, anspruchslosen Tage im Vaterhaus, so

voll von innersten Herzensfreuden, jene Jubelstunden in Feld und Wald, jene kindlich einfachen und doch so beglückenden Spiele unter gleichglücklichen Menschenkindern, jenes absolut sorgenlose Leben von einem Tag in der langen Kindeszeit zum andern, jenes Unbekümmertsein um das, was wir essen und trinken wollten und sollten am folgenden Morgen, jenes beseligende Nichtswissen von des „Weltalls Kummer und Sorgen", jenes treuherzige und ahnungslose Umherschwimmen im Zeitstrom des Lebens mit dem Wohlbehagen des Fischleins in der sonnigen Flut.

Es ist vorbei für immer und — ewig! Vorbei das irdische Paradies, für d i e s e Zeit unwiederbringlich vorbei! Vorbei der süße, lockende Traum des Kinderlebens! Wir sind längst aufgewacht aus jenem seligen Träumen, das Elternherzen und der Schutzengel der Kindheit behütet und bewacht haben. Das nackte, kalte Erdenleben erwachsener Menschen hat jene Gebilde kinderhimmlischer Traumzeit längst zerstört in der rauhen Äußerlichkeit des Lebens. Die Rosen sind fort und nur die Dornen geblieben nach den schönen Worten eines neuern italienischen Dichters:

Die Pfade des Lebens sind erst mit Rosen bestreut,
Mit Rosen darauf und mit Dornen, dann nimmer mit Rosen.

Nur in der Seele, die nie alt wird, weil Unsterblichkeit ihr Los, lebt die Erinnerung. Und wenn wir aus den Tiefen dieser Erinnerungen jene Gebilde des Kinderhimmels wieder heraufrufen, wird es uns so wohl und doch so weh in der Seele; so wohl, weil wir uns wieder hineinträumen in die selige Kindheit, in die Schutzengelzeit und an den Schoß der Mutter und an des Vaters Hand, hineinträumen in den Frieden, der allein das „Erdreich besitzt", und in jene Armut des Geistes, der das Himmelreich verheißen ist — so weh, weil in dieses selige Träumen die armselige Wirklichkeit des alten Menschen hineinschaut, und weil die Seele dann Heimweh bekommt und weint. —

Die Zentralsonne der Kindheit, jene Zeit, da in seinem ganzen, aber — letzten Verklärungsglanze der Himmel auf Erden strahlt, ist der „weiße Sonntag" und die Zeit der Erwartung desselben. In den Kindesaugen ruht in jenen Tagen die ganze Fülle der Jugendsonne, als ob sie all ihr Licht sammeln wollte, um zum letzten Male zu leuchten in des Kindes Paradies, während das kleine Menschenkind schon am verhängnisvollen Tore steht, durch welches es hinaustritt in die dunkle Zukunft des Weltlebens, freudig hinaustritt, als ob's noch zum Spielen ginge und hinaus in die Maimorgen der Kindheit.

Arme Kinderherzen, wie werdet ihr getäuscht, und wie selig freut ihr euch auf die ersten Stunden dieser — Täuschung!

Ich weiß nicht, wie es bei protestantischen Kindern hergeht, wenn sie dem Tag der „Konfirmation" und der „Schulentlassung" sich nähern — jedenfalls sieht es ähnlich aus, weil das Kinderherz unter allen Formen sich Bahn bricht — aber bei der katholischen Jugend ist der „weiße Sonntag" der ersehnte Freudentag des jungen Lebens. In seinem vollen Glanze aber zeigt sich dieser Tag, nach meiner Meinung, nur dem Kinde auf dem Land und in kleinen Städten, oder richtiger gesagt, nur da, wo das arme „Menschengewächs" noch nicht geplagt ist vom „Studieren", wo es noch nichts gehört und gesehen hat von einer — lateinischen Grammatik, und wo ihm nicht der Gedanke, nach dem „weißen Sonntag" noch jahrelang auf den Schulbänken sitzen zu müssen, die reine, volle Weißen-Sonntags-Freude trübt. Der Stadtknabe, dem ohnedies so viel fehlt zum vollen Kinderhimmel, und dessen Seele in vielen Fällen schon durch „formelle Bildung" lateinisch und französisch verschulmeistert ist, der kann unmöglich die Freude jener Zeit genießen, wie wir barfüßige und ungehobelte Wald- und Feldbuben, von denen keiner drei deutsche Sätze orthographisch schreiben konnte, sie genossen haben. —

Nach dem Aschermittwoch des Jahres 1851 begann der

„Kommunionunterricht“ und damit unsere tägliche Berechnung, wie viele Tage es noch seien bis zum weißen Sonntag. Es ist mir von dem religiösen Unterricht, auch in dieser hochwichtigen Zeit, nicht mehr das geringste im Gedächtnis. Die fromme, religiöse Seite des weißen Sonntags war uns, oder wenigstens mir, bei weitem nicht die Hauptsache. Es liegt unverwest in meiner Seele begraben, daß ich meine Freude auf ganz andere Dinge konzentrierte, als auf den erstmaligen Empfang des Leibes und Blutes des Herrn. In erster Linie stand uns allen die Entlassung aus dem Schulzwang und die sehr törichte Sehnsucht, kein Kind mehr zu sein.

„Wenn's dem Menschen zu wohl ist, so begeht er in der Regel Dummheiten“. Diese Wahrheit zeigt sich schon beim Kinde, das nicht warten kann, bis es aus seinem wohligen Kinderboden herausgetreten ist, um die Sonne der Kindheit mit dem Regenwetter des Lebens zu vertauschen.

Es ist einem in der Jugendzeit zu wohl gewesen und man hat keine Ruhe, bis man dieses Wohlseins los wird.

Der zweite, dem ersten fast gleichstehende Grund unserer Freude am weißen Sonntag hing vollauf mit den „neuen Kleidern“ zusammen. Ich habe keine Ahnung davon, wie es einer Braut zumute ist, wenn der Bräutigam ihr den Lyoner-Stoff zum Hochzeitskleide überreicht, aber das ahne ich, daß sie unmöglich eine solch brennende Freude empfinden kann, wie die Haslacher Erstkommunikanten des Jahres 1851 — schon beim G e d a n k e n an die schwarzen Kleider, an den feinen „Zylinder“, an den weißen Strauß auf der angehenden Mannesbrust und — an die neuen Stiefel. Täglich ward dann geredet, wo der und jener seinen Stoff herbeziehe, und welcher Schneider ihn verarbeite zum Festgewand. Es war die einzige Zeit meines Lebens, in welcher ich für Schneider geschwärmt habe.

In jenen Tagen wurde der junge Mensch von Kopf bis zu Fuß und vom Hemd bis auf den Rock vollständig neu gekleidet, und zwar hatte die Patin Hut, Hemd und Halstuch —

das übrige das Vaterhaus zu liefern. Hut und Rock waren aber die auszeichnenden Insignien des Erstkommunikanten; ihre Beschaffenheit bildete das ständige Thema unserer Reden über äußere Vorbereitung.

Nun bauten damals drei Brüder, jeder selbständig, in der Heimat die „Zylinder" oder „Seidenhüte": die Hutmacher Lorenz, Sepp und Nikolaus Kilgus. Der letztere wohnte unmittelbar neben meiner Taufpatin, und er mußte jedenfalls der Erbauer meines ersten und letzten „Zylinders" werden. Wochenlang vor dem Festtag fragte ich den Nikolaus täglich, ob die Adlerwirtin den Hut noch nicht für mich bestellt habe. So oft er „nein" sagte, ebenso oft klagte ich der Mutter, die „Göttle" — wie die Patin im alemannischen Dialekt heißt — werde gewiß den Seidenhut vergessen.

Als aber die edle Kopfbedeckung endlich bestellt und fertig war, holte ich sie schon acht Tage vor dem Weihetag feierlich heim und besah sie täglich zehnmal, um ihr meine Bewunderung zu zollen und im stillen mich ihrer Zierde zu freuen. Sie war kühn und hoch gebaut, steif wie ein Kanonenrohr, vom feinsten Kaninchenpelz und von dem damals bezeichnend „Kübel" genannten Format. Aber gleichwohl glaubte ich und mit mir die übrigen Glücklichen, die Zylinder seien das höchste Zeichen der Mannheit und der kühnste Beweis, daß seine Erstlingsträger keine „Buben" mehr seien.

Es war, wie gesagt, der erste und letzte Zylinder, den ich mein eigen nannte im Leben, und so sehr mich diese Hutart erfreute am weißen Sonntag, ebenso sehr ist sie von mir verabscheut seit vielen, vielen Jahren. Der Frack und der Zylinder sind die schlagendsten Beweise, wie beispiellos die männliche Menschheit in der Kostümierung zurückgekommen ist. Daß diese unaussprechlich geschmacklosen Kleidungsstücke heute noch bis in die höchsten Kreise beliebt sind, zeugt mehr als alles andere dafür, daß wir in der Zeit der Überkultur und damit der Unkultur angekommen sind.

Als das zweite Prachtstück des ersehnten Tages galt

der erste schwarze Tuchrock. Der Vater, eingedenk seiner eigenen Jugend, wollte, daß sein blauer Hochzeitsrock dem Sohne auf den Leib geschnitten werde; allein Mutter und Großmutter, vom Geiste der Neuzeit angehaucht, beschlossen zu meiner Freude ein neues Gewand, zu dessen Anfertigung der Schneider Wendelin Eisenmann den Auftrag erhielt. Bis der Rock angemessen, probiert und genäht war, besuchte ich täglich den Meister, als ob er gratis Zuckerbrot feil hätte, und gab ihm die zärtlichsten Worte, damit der Weißen-Sonntags-Rock ja auch recht schön würde.

Den „Strauß" auf die Brust fertigte des „Buchbinders Ricke", eine ehrbare Jungfrau und Blumenfabrikantin. Eine Weste von schwarzem „Atlas" mit roten Streifen sollte die Brust des Weißen-Sonntags-Kindes decken, von der Großmutter gestiftet, die außerdem noch eine lange, silberne Halskette mit des Großvaters Taschenuhr, ein wahres Riesenwerk, am Tage zu überreichen versprochen hatte. Je näher das Fest kam, um so eifriger beteten wir um — gutes Wetter, damit wir nicht naß würden bei unserem feierlichen Ausmarsch aus dem Kinderhimmel und unsere Zylinder, von der Sonne beglänzt, strahlen könnten, wie unsere Augen. Aber auch sonst zeichneten wir uns durch Folgsamkeit und gute Sitte in den Sehnsuchtswochen aus; es wurden keine Laternen mehr eingeworfen, und das Meerrohr war zur Disposition gestellt.

So kam der Tag, den der Herr für die armen Kinder gemacht hat zur ausschließlichen Freude für sie, ehe der Jugendhimmel sich ganz verschließt und die Welt ihre kalten Fangarme nach ihnen ausstreckt. Jedes von uns schien sich an diesem Tage eine kleine Welt, um die alles im Hause und in der Verwandtschaft sich drehte, wie Planeten um ihre Sonne.

Wer beschreibt die Seligkeit des Kindes am Weißen-Sonntags-Morgen, auch nur schon in den Stunden, da es sich schmückt zum Hochzeitstage!

Von meiner religiösen Stimmung an jenem heiligen Tage ist mir nichts mehr klar, nur das hab' ich bewahrt, daß ich staunte, als bei der Predigt und schon vorher, da wir, strahlend wie neugeschaffene Engel, zur Kirche zogen, viele alte Leute weinten. Ich begriff damals noch nicht, daß die erwachsenen Menschen an ihre Jugendzeit dachten, an den längst verlorenen Kinderhimmel, und daß ihre Seelen weinten aus Heimweh nach diesem verlorenen Kinderhimmel und daß sie ferner weinten bei dem Gedanken: „Wie heiter und selig sind diese Kleinen; sie ahnen nicht, was die Welt ihnen bald Schlimmes bringen wird!" —

Nach der Feier ging's ins Pfarrhaus, wo der „Herr Dekan" jedem ein Andenken gab, während die jüngere Schuljugend vor dem Hause wartete, um sich recht satt zu sehen an den Glücklichen und heiße Wünsche im Herzen brennen zu lassen, auch bald einmal „aus der Schule zu kommen" und „Erstkommunikanten" zu sein.

Am Nachmittag besuchten wir die Mühlenkapelle und die Klosterkirche, nnd dann zogen die Mütter mit den Auserwählten nach Hofstetten. Da gab's Wein und „Bibeleskäs" in der „Linden", und der Zylinder ging auch mit samt dem Strauß; denn es war ja den ganzen, lieben, langen Tag Hochzeit für das Kinderherz, das da jubelte und frohlockte, während der Genius der Kindheit sich schon anschickte, es zu verlassen, um sich zu verbergen in der jungen Weltseele, bis er später wieder gesucht wird im Trauerflor der Erinnerung an das verlorene Paradies.

Noch wenige Tage mußten wir in die Schule, bis die Prüfung stattgefunden, auf welche die Verteilung der „Brezeln" folgte. Mit der letzten Schülerbrezel in der Hand legten wir die Kinderzeit dann zu Grabe, abermals aufjauchzend in törichter Freude. Schon am folgenden Tage zogen meine Kameraden das Handwerkskleid an; der eine ging zum Schuhmacher, der zweite setzte sich auf seines Vaters Schneider-Thron, ein dritter kam in eine Schmiede, der vierte und fünfte

wurden Metzger usf. Die Poesie des Lebens war zu Ende, und der kleine Mensch, aus dem Paradiese der Kindheit herausgetreten, sollte lernen, im Schweiße des Angesichts sein Brot zu verdienen, und bald erfahren, daß die Erde außerhalb des Paradieses Dornen und Disteln trägt.

Was aus mir geworden und wie ich von der Schulbank weg dummerweise wieder auf die Schulbank kam, das will ich in einem zweiten Erinnerungsbüchlein, „Aus meiner Studienzeit", erzählen. —

Nahezu sechzig Jahre sind, heute 1910, da dies Buch neu erscheint, umgegangen in der Welt und in der stillen Heimat, seitdem wir Erstkommunikanten des Jahres 1851 unsere Kindheit am weißen Sonntag begraben haben, sechzig lange Jahre, während deren Umlauf die mannigfaltigsten Lebenserfahrungen jedem von uns zuteil geworden sind. Die meisten aus jenem frohen Kinderkreis sind bereits in der Ewigkeit, nachdem sie lange genug gelebt, um zu begreifen, daß die Kindheit ihr Paradies hienieden gewesen ist. Die meisten kämpften in der Heimat den Kampf des kleinen Gewerbsmanns ums Dasein für sich, für Weib und Kind, wie einst unsere Eltern ihn gekämpft, bei denen sie jetzt auch schon drunten auf dem Kirchhofe ausruhen von ihren Sorgen, Leiden und Kämpfen.

Jeder von uns hat die Not des Lebens und die Not der Seele gefühlt, der eine mehr, der andere weniger, und jeder hat Stunden gehabt, in denen er seufzend des Kinderhimmels gedacht hat, getäuscht in seinen Hoffnungen und niedergeworfen von den Stürmen des späteren Lebens. —

Sie sind mir alle, so weit es Knaben waren — von den Mädchen, die damals mit uns aus der Schule kamen, könnte ich nicht eines mehr nennen — unverwischt im Herzen stehen geblieben, und jeder von ihnen ist mir ein Stück unseres Jugend-Paradieses. Ich konnte später keinem von ihnen begegnen und kann heute noch an keinen mich erinnern, ohne zu gedenken der schönen Jugendzeit, und wenn auch

nicht alle fühlen und gefühlt haben, was ich fühle, so bin ich doch der festen Überzeugung, daß keiner unter uns ist und war, der nicht der Kindheit als des ewigen Sonntags der Seele gedächte und gedacht hätte, keiner, weil jeder ein Haslacher Herz hat und hatte, ein Herz voll Gemüt und Gefühl. — —

Was mir am wehesten tut bei der Erinnerung an den Kinderhimmel, ist der Schmerz, daß diejenigen, die am meisten dazu beitrugen, meine Jugendzeit zu einer doppelt fröhlichen, weil leiblich sorgenlosen zu machen, Vater und Mutter so viel zu leiden hatten in ihrem Leben und daß sie starben, ehe ich imstande war, ihnen ihre Sorgen abzunehmen und ihre Leiden zu mildern.

Mein braver Vater wurde, — es hatte kaum der Kinderhimmel sich hinter mir geschlossen — leiblich und seelisch zwölf Jahre lang krank und blieb es bis zu seinem 1864 im 62. Lebensjahre erfolgten Tod.

Die Mutter folgte ihm drei Jahre später in die Ewigkeit nach, noch nicht 57 Jahre alt. Zu all dem Leid und den Sorgen, die sie während der langen Krankheit des Vaters getragen, trat bei ihr ein qualvolles Krebsleiden auf, so daß ihr der Tod eine wahre Erlösung wurde.

Ich selbst habe in einem langen Leben viel, unsäglich viel gelitten, aber am wehesten tat mir der Tod der Eltern. —

Auch die Taufpaten, die durch den alljährlichen Osterhas und die „Klausenwecken" am Nikolaustag so viele Sterne an meinem Kinderhimmel aufleuchten ließen, traf ein hartes Los. Der Götti (Pate) Adlerwirt Franz Zachmann baute 1840—42 ein gewaltiges Bad- und Gasthaus am nordwestlichen Ende des Städtchens und nannte es „Fürstenbergischer Hof". Bei der „Aufrichtung" des Hauses ließ er, ein sinniger Mann, jedem Schulkind eine Brezel geben zum Andenken.

Aber er hatte sich überbaut und in der Zeit verrechnet. Die Kur- und Badegäste blieben aus, weil es noch nicht Mode war, in die Sommerfrische zu gehen, und den Bauern und Fuhrleuten war das Hotel zu vornehm.

Nach drei Jahren brach sein Glück zusammen, und der Fürstenbergische Hof wurde um ein Spottgeld versteigert.

Der Götti und seine schöne, stolze Frau retteten sich auf ein kleines Bauerngut im nahen Harmersbach und mußten im Schweiß ihres Angesichts ihr Brot verdienen. Dem Mann stieß dabei einmal ein Ochse ein Auge aus, und ich sah ihn in meinen armseligen ersten Studentenferien öfters auf dem Markte in Hasle, halb geblendet und halb arm, das Bild eines hart getroffenen Mannes.

Heute haben er und seine Frau dieses irdische Jammertal schon ein halbes Jahrhundert überstanden und auch ihre Kinder sind längst tot. —

Ähnlich hartes Los traf meine Göttle (Patin). Sie war, als ich geboren wurde, die Frau des Metzgermeisters Vinzenz Kröpple. Als dieser nach wenig Jahren starb, heiratete sie, eine lebenslustige Wolfacherin, Sophie Neff, die Tante meines Theodor, des Seifensieders, 1841 den „Frankfurter-Hans", Johannes Merz, einen stattlichen Fuhrmann aus Riedheim, Oberamt Tuttlingen im Schwabenland, der jahrelang mit seinem Viererzug von Frankfurt her in Hasle angefahren war. Sie kauften 1842 das Adlerwirtshaus von dem abziehenden Fürstenbergischen Hofwirt.

Die Reaktionsjahre 1851 und 52 zogen auch die Adlerwirtsleute, wie so viele Tausende jener geldarmen Zeit, in die Tiefe. Sie verloren alles, wanderten nach Amerika und trieben noch bis zu ihrem Tode viele Jahre lang eine kleine Wirtschaft in Reading bei Newyork. —

Es gibt Menschen, denen die Kindeszeit zu „dumm" vorkommt und die sie nicht für so beseligend halten, weil das Kind sein Leben noch nicht mit „Verstand" zu genießen wisse. Ich habe bislang geglaubt, daß es in Deutschland weniger solcher Kamele gäbe; allein erst vor kurzem hörte ich einen Gebildeten unserer Nation behaupten: „Die schönste Zeit des Lebens sei jene, in der man die deutschen Klassiker kennen lerne". Wenn ich wüßte, daß es noch viele solcher Unaus-

sprechlichen gäbe, und wenn ich die Gewalt dazu hätte, ich würde die „deutschen Klassiker“ bei Todesstrafe „kennen zu lernen“ verbieten.

Goethe hat einmal gesagt, „es sei etwas Schreckliches um große Männer, auf welche sich die Esel etwas zu gut täten.“ Ich muß gestehen, daß auf obiges Bekenntnis hin mir unsere Klassiker geradezu „schrecklich“ vorkamen.

Wenn gewisse Leute die Zeit, in der sie das Leben im sinnlich-tierischen Sinn „mit Verstand zu genießen“ anfingen, für ihr Paradies halten — und es gibt ganze Klassen solcher Individuen — so wird sie darum kein anständiger Mensch beneiden. In der Regel aber war dann solcher Menschen Kindheit schon befleckt — das größte Elend, das eine Menschenseele treffen kann. —

Ich schwärme für meine Knabenjahre, und es vergeht fast kein Tag und namentlich keine schlaflose Nacht, ohne daß ich an dieselben zurückdenke. Mit unwiderstehlicher Macht aber überwältigt mich dieses Denken, so oft ich in die Heimat komme, wo Natur und Menschen, Häuser und Steine mir verkünden, daß in ihnen einst alle meine Gedanken und Empfindungen aufgingen in den freudigseligen Tagen der Kindheit und daß in dieser kleinen Welt mein irdisch Paradies gestanden ist.

Drum ist mir alles so lieb und wert in der Heimat, weil alles mich erinnert an das Glück der ersten Jugendzeit. Und am meisten fühlt dies der, den das Schicksal der Heimat entrückt hat. —

Etwa zwanzig Stunden östlich von Hasle, in dem einsamen Eyachtälchen, liegt das württembergische Dörfchen Margrethausen. In ihm wurde 1851 dem Schullehrer und Küster Bertsch ein Knabe Hugo geboren, der später als Kürschnergeselle in die Welt ging und in Amerika landete, wo er in Ermanglung von etwas Besserem, als Bauer, Bergmann, Holzhacker, Ziegelbrenner, Matrose und Fabrikarbeiter tätig war.

Der Mann, jetzt ein hoher Fünfziger, schrieb mir vor einiger Zeit aus Brooklyn eine kleine Erinnerung an seine Heimat, so voll von Poesie und Gemütstiefe, wie ich noch nie etwas gelesen. Er erzählt, wie er als Knabe morgens für den Vater, der zugleich Sakristan war, die Betglocke läuten mußte, und wie er dann noch in der dunkeln Kirche betete, bis „der Morgen auf der Felsentreppe ins Tal hinabstieg."

Er schließt die herrliche Schilderung also: „Du armes und doch so reiches Kind! Mit deinen geflickten Höslein und deinem reinen Herzen, deinem Seufzen und deinem Beten, deinen winzigen Sorgen und deinen riesigen Erwartungen fühltest du gar nicht, was deiner wartete in der Welt draußen, und hattest du keine Ahnung, was die Zukunft um dich spinnen würde."

„O meines Lebens schönste Stunden! Wie weit bin ich jener Stille entlaufen!"

„Doch nie ist die Verbindung ganz zerrissen. Wie Erden um die Sonne kreisen, durch Magnetenzug zurückgehalten vom Fliehen in die bodenlose Nacht, so hielten das Heimweh und die Sehnsucht mich fest:

Du kleine grüne Insel
In Gottes weitem Meer,
Du Spielplatz meiner Jugend,
Ich seh' dich nimmermehr.

Die Wiesen, die mich trugen,
Wie ich zur Quelle lief,
Die Wälder, die mich grüßten,
Wenn ich ihr Echo rief.

Die Wiege in der Kammer,
Der Mutter summend Lied,
Der Mutter Kuß und Beten,
Wenn ich vom Tage schied —

Dahin! Auf immer, immer
Ein Traum! Und der ist trüb!
Die Träne nur ist alles,
Was mir vom Kinde blieb." —

So redet ein Naturgenie[1], das sich selbst gebildet, vom Heimweh!

So schön kann ich nicht reden und höchstens zum Schluß mit unserem Dichter Eichendorff meinen Haslachern gegenüber sagen:

Was hier auf diesen Blättern steht,
Was lächelnd winkt und sinnend fleht,
Das soll kein Kind betrüben.
Die Einfalt hat es ausgesä't,
Die Schwermut hat hindurch geweht,
Die Sehnsucht hat's getrieben. —

Man könnte aus meiner übergroßen Sehnsucht nach den Tagen der Kindheit wohl den Schluß ziehen, meine Seele müsse mehr, als die anderer Leute, vom Weltschmerz durchzogen sein. Ich habe vielleicht Gelegenheit, mich später des näheren darüber zu enthüllen, was ich unter Weltschmerz verstehe und inwieweit ich Grund habe davon eingenommen zu sein; für jetzt will ich nur folgendes sagen: Ich habe in meinem bisherigen Leben neben vielen Kämpfen und Leiden wohl mehr Glück und Gnade gehabt, als ich es verdient; allein gleichwohl neige ich durch Anlage und Erfahrung stark zum Pessimismus, zur Weltschmerzlichkeit. Von Natur aus zu Humor nicht mehr geneigt als zur Schwermut, bewirkt die letztere, daß ich die Armseligkeit des Lebens vielleicht viel mehr und öfters fühle, als manch andere Menschen, und deshalb auch mit schmerzlicheren Gedanken an das Paradies der Kindheit zurückdenke.

Aber das ist mein großer Fehler und der Fehler aller jener Mitmenschen, die mit mir für die Jugendzeit und das Jugendglück schwärmen und in wehmütiger Lust sich in sie zurückträumen, daß wir immer und immer rückwärts schauen, um den Frieden und das Glück da zu suchen, wo es absolut

---

[1] Wer den Hugo Bertsch näher kennen lernen will, der lese sein 1903 bei Cotta erschienenes Buch: „Die Geschwister".

nicht mehr zu finden ist, weil wir nicht mehr jung und nicht mehr selige Kinder werden können.

Wie schön sagt nicht Rückert in dieser Hinsicht:

Keine Schwalbe bringt, keine Schwalbe bringt
Dir zurück, wonach du weinst,
Doch die Schwalbe singt, doch die Schwalbe singt
Im Dorf wie einst!

Vorwärts sollen wir schauen, vorwärts, wo der Lebensweg immer kürzer wird und die Tore der Ewigkeit immer näher rücken und wo das himmlische Paradies dem winkt, der nicht in Elegie und Weltschmerz auf- und abwogt im Meere des Lebens, sondern mit allem Ernst den Frieden und das Glück des Kindes bei dem sucht, der in wunderbar göttlicher Weisheit uns zuruft:

Wenn ihr nicht werdet, wie die Kinder, könnt ihr ins Himmelreich nicht eingehen! —

Heinrich Hansjakob
Ausgewählte Schriften

Volksausgabe

Inhalt:



Heinrich Hansjakob

Aus meiner Studienzeit



Ausgewählte Schriften

Band 2

Heinrich Hansjakob

Ausgewählte Schriften

Volksausgabe

Zweiter Band

Aus meiner Studienzeit



Stuttgart
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1910.

Aus meiner Studienzeit

Erinnerungen

von

Heinrich Hansjakob

1.—6. Tausend.



Stuttgart
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1910.

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Vorwort.

Schon seit Jahr und Tag ist die hier vorliegende Fortsetzung meiner „Jugendzeit" fertig in meinem Schreibtische gelegen. Das Drängen meiner wenigen, aber aufrichtigen Freunde hat mich endlich bestimmt, sie „ans Licht zu geben".

Aus der Kindes- und Knabenzeit läßt sich leicht erzählen; alle Welt darf von den Tugenden und Fehlern jener Zeit wissen; niemand schämt sich darob, und keiner geht mit ihnen ins Gericht. Wenn wir älter werden, kommt die strenge Moral, und unser Leben verfällt dem Urteile der Mitmenschen. Sobald man es aber in dieser Hinsicht mit seinem lieben Nächsten zu tun hat, darf man auf alles eher rechnen als auf Schonung. So kam es, daß es wiederholten Drängens bedurfte, bis ich mich entschloß, das vorliegende, offen und ehrlich geschriebene Buch in den Druck zu geben.

Eigentlich war es nicht recht gescheit von mir, mich lange zu besinnen, da ich ja schon längst wissen konnte, daß gewisse Leute mich nicht schonten, selbst wenn ich ein Gebetbuch schreiben würde.

Ob ich berechtigt bin, meine Biographie zu schreiben, darüber lasse ich Goethe reden. Er sagt: „Die Frage, ob einer seine eigene Biographie schreiben dürfe, ist höchst ungeschickt. Ich halte den, der es tut, für den höflichsten aller Menschen." Eines „höflichen Mannes" Buch aber wird man nicht weiter zu empfehlen brauchen.

Freiburg, Ende November 1884.

Zur zweiten Auflage.

Ein badischer Philologe hat in einem Blatte die Schilderung meiner Studienzeit als eines der schlechtesten Bücher unserer Zeit bezeichnet. Da aber bekanntlich die schlechten Bücher viel lieber gelesen werden, als die guten, so kam es, daß, auch infolge der genannten Empfehlung, mein Büchlein eine zweite Auflage erlebte. Ich schicke dieselbe in die Leserwelt, ohne mir ein Gewissen daraus zu machen, ein so schlechtes Buch geschrieben zu haben, freue mich vielmehr der vielen Leser meiner Schlechtigkeiten.

Freiburg, im September 1893.

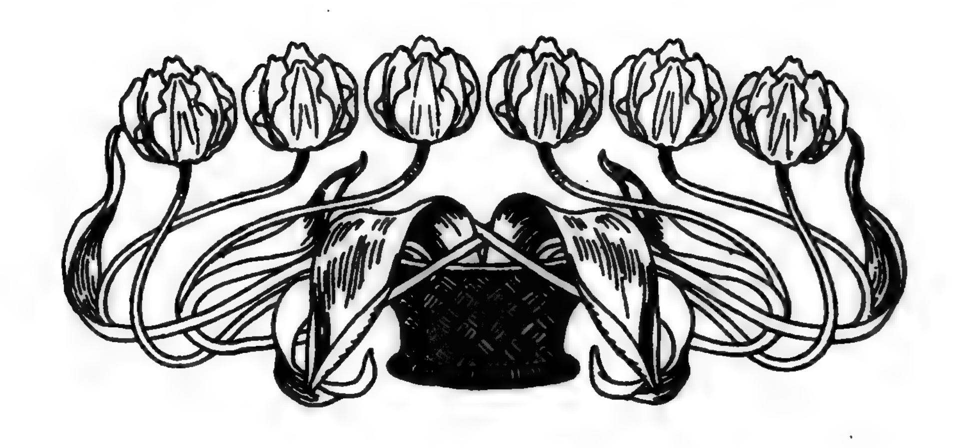
Zur siebten Auflage.

Ich habe das Buch für diese Auflage neu überarbeitet und vermehrt. Ich habe mich aber auch für diese Auflage nicht entschließen können, die „Schlechtigkeiten" des Buches auszumerzen, da mir die Wahrheit mehr gilt als die Meinung neuzeitiger feministischer Platone und Cicerone.

Freiburg, im März 1910.

Hansjakob.

Inhaltsverzeichnis.



Die Entscheidung.

Mit dem weißen Sonntag des Jahres 1851 hatte sich für uns Haslacher Erstkommunikanten „der Kinderhimmel" geschlossen. Zwar fanden wir uns an Sonn- und Feiertag-Nachmittagen noch mit den älteren Volksschülern zusammen, um auf Straße und Gasse, in Feld und Wald den Genius der Kindheit frei leben zu lassen. Allein die meisten wußten schon zu erzählen von der Mühe und Arbeit in den Werkstätten ihrer Väter und Meister. Einzelne hielten sich auch stolz gänzlich ferne von den jüngeren Schulkameraden, die noch unter dem Zepter des Oberlehrers standen, und gingen nach der sonntäglichen Vesper ins Bierhaus.

Ich war in jenen ersten Monaten nach dem Auszug aus dem Kinderhimmel Amphibium und konnte ebenso vergnügt mit den „Schulbuben" spielen, als mit den Sezessionisten und Mannbaren drunten am Klosterbach beim „süßen Lang" sitzen, wo jeder einen Schoppen Bier „um zwei Kreuzer" trank und für sechs Kreuzer Brot dazu aß.

Doch rief mich von allen angehenden Lehrjungen der Sonntag Abend zuerst heim. Ich mußte in die väterliche Backstube und den „Vorteig" anmachen für die nächtliche

Brotbereitung. Denn seitdem die Schule mich entlassen, hatte ich mit unserm Lehrjungen, dem Peter, alle einschlägigen Arbeiten zu teilen, und weil ich der jüngere war, mußte ich den Vorteig zurichten und so einige Stunden früher ans Geschäft als mein Kollege.

Dieser war der Nachfolger des in meinen Jugend-Erinnerungen erwähnten „Sepp“ aus dem Schapbach und des Toni von Biberach. Er kam aus dem Dochbach, einem einsamen Gehöfte auf der Höhe hinter dem Strickerwald, war ein stiller Waldbursche mit krausem Rollenkopf und gutmütig schielenden Augen, aber ein Denker billigster Art. Als ich ihm das erstemal von den Rittergeschichten sprach, die Sepp, Hug, Toni und ich in der Backstube gelesen, schielte er mich an, als wäre er eben frisch vom Himmel gefallen. Auch stand er mit dem Lesen und Schreiben auf gespanntestem Fuß. Doch durfte ihm dies alles nicht verargt werden; denn seine Heimat liegt so versteckt und abgeschieden von Welt und Menschen, daß dort „die Füchse und Hasen einander gute Nacht sagen“, und der Weg zur Schule nach dem Dorfe Steinach im Tal drunten war gar zu beschwerlich, um nebenbei noch vieles lernen zu können.

Hugo, der Knecht, war auch nicht mehr da, und seinem Stellvertreter, dem Matt, galt ein Viertele Kartoffelschnaps mehr als eine Ladung voll Rittergeschichten. Matt war ein um sein Gütchen gekommener Bauer aus dem „Müllibach“, der im Städtle taglöhnerte, meist bei meinem Vater, ein lustiges, durstiges Haus, an dem des Weltalls Sorgen so spurlos vorübergingen, daß er ein hoher Achtziger wurde und als solcher lebte, arbeitete und trank bis an die Grenze unseres Jahrhunderts.

Mit dem Erscheinen von Peter und Matt hatten Poesie und Rittertum sich aus unserer Backstube entfernt, und dafür waren für mich die ersten, quälenden Begriffe vom „Staat“ eingezogen. In jenen Tagen spielte nämlich die Landesregierung noch in einer von mir jetzt höchlich gebilligten Art

die Rolle „des öffentlichen Gewissens“ für Bäcker, Metzger und Bierbrauer. Da mußten der Zwei-Kreuzer-Weck und das „Groschen-Laible“ so und so viel wiegen, und der vierpfündige Laib Schwarzbrot durfte nicht teurer verkauft werden, als der Amtmann dekretiert hatte. Ähnlich beim Bier und beim Fleisch. Jede Woche kam zu den Bäckern „unverhofft“ der Gendarmerie-Wachtmeister mit der städtischen „Sicherheit“, welch letztere die offizielle Staatswage trug, und es wurden die Taten der Bäcker abgewogen.

Da pochte mir jeweils das Herz; denn ich war der verantwortliche Redakteur. Ich hatte in nächtlichen Stunden den Teig gewogen und Peter ihn geformt. Wenn die Ware zu leicht befunden und mein Vater bestraft worden wäre, hätte die Schuld sich an meine Fersen geheftet. Doch mein Wägen ward in allweg als treu anerkannt, und es freut mich jetzt noch, daß ich damals, in meinem ersten Dienst für das öffentliche Wohl, ehrlich gedient und den Haslacher Untertanen währhaftes Brot geliefert habe.

Es waren jene Wochen meiner Wirksamkeit als Bäckerjunge mehr wert für die Menschheit meines Heimat-Städtchens, als gar manches Gesetz der Neuzeit, das dem armen Volk Steine statt guten Brotes gibt.

Aber eine Qual war es mir, Hunderte von Halbbatzenlaibchen und Vierpfündern nach der Gewichtstaxe zu normieren, und so sehr ich heute noch den gewinnsüchtigen Meistern den Staat mit der Brot- und Gewichts-Taxe auf den Hals wünschte, ebensosehr gönne ich es den armen Bäckerjungen, daß sie das Gewicht leichter zu bestimmen haben.

Lieber arbeitete ich an Brezeln und „Gipfeln“, denn die durfte ich nicht bloß wägen, sondern auch modeln und mit dem obligaten Eiweiß bestreichen.

Hatten Peter und ich die verschiedenen Brotsorten auf den Brettern zum „Gehen“ fertiggestellt und den Ofen geheizt, so weckten wir meinen Vater, der das „Einschießen“ besorgte und das eigentliche Backen überwachte. Um Mitter-

nacht kam das Brot aus dem Ofen, Peter und ich erhielten jeder ein Gläschen „Nußwasser" und „zwei verg'ratene" Gipfel, die wir „kuhwarm" verspeisten, und deren Genuß samt dem Likör uns einigermaßen entschädigte für die geopferten Stunden des Schlafes.

Der Haftenalise, der Nachtwächter, rief auf seiner Runde gewöhnlich die zwölfte Stunde an unserer Hausecke, da wir langsam die Stiege hinaufwanderten in unsere Kammer, während der Vater, noch seine Pfeife ausrauchend, die Türen schloß und im Stall „umzündete", ehe auch er sich zur Ruhe legte. Mein letztes Wort an Peter lautete gar oft: „O Päter, wenn i no a mal wißt, was i wäre muaß; denn des Bache isch m'r in der Säl' (Seele) z'wider!"

Und in der Tat war meine Backstubenarbeit nur ein Provisorium, da Vater und Mutter sich noch nicht geeinigt hatten, was aus mir werden sollte. So viel stand zu meinem großen Troste beim Vater fest, daß keiner von seinen Buben Bäcker werden dürfe, weil die Bäckerei „das lumpigste Handwerk auf dem ganzen Erdboden sei". Er war hierin das gerade Gegenteil von seinem Vater und meinem Großvater, dem „Eselsbeck" oder, wie er auch noch hieß, „Beckepeter". Der hatte vier Söhne und zwei Töchter; die ersteren mußten alle Bäcker werden, und die letzteren verheiratete er sämtlich zu diesem Handwerk.

Der älteste Bruder meines Vaters, Joseph, war so stolz auf seinen Stand, daß er „gegen alle Bäckerregel" einen mächtigen Schnurrbart trug und deshalb nur der „Schnauzbeck" genannt wurde. Er hatte sich zuerst in Offenburg niedergelassen und hier als Backstuben-Plebejer und geborener Demokrat eine kleine Revolution unter den Halbbürgern gegen die Vollbürger in Szene gesetzt, weshalb diese nach erlangtem Sieg den „Schnauzbeck" vertrieben, worauf er mit einem zweiten Bruder tauschte und sein Brot in Haslach buk. Er starb — mit Hilfe seiner Frau — als Rentner, ein seltenes Ende für Demagogen und Kleinbäcker.

Hätte mein Vater den „Kastengeist" des Großvaters gehabt, so wäre ich heute auch Bäckermeister in Hasle und trüge, da bei den Haslachern nicht leicht einer ohne „Spitznamen" wegkommt, bei meiner Körperlänge wahrscheinlich den Namen „Storchenbeck" oder „der lang Beck" und wäre jedenfalls linksliberal, schon deswegen, weil die Welt den Liberalen die Abschaffung der Brottaxe verdankt. —

Auch die Großmutter hatte ihren Plan, mich zum Kaufmann zu machen, zu meiner höchsten Beruhigung aufgegeben. Ihre jüngste Tochter hatte einen Kaufmann geheiratet und das väterliche Geschäft übernommen, und so ward die Großmutter der Zukunft ihres Kramladens sicher ohne mich. Aber „was sollte nun aus dem Kinde werden"? Diese Frage der hl. Schrift stellte mein Vater auch öfters an die Mutter, nur etwas derber. Manchmal, wenn die zahlreiche Familie beim Mittagessen saß und das unvermeidliche Gericht jedes Haslacher Bäckertisches, Wasserschnitten[1], verzehrte, hob der Vater, zur Mutter gewendet, an: „Was fange mer (wir) au mit dem Kärle a?" Die Mutter wußte unter obwaltenden Verhältnissen auch keinen Rat, und ich wagte meinen seit Wochen fertigen Plan noch nicht zu veröffentlichen.

Mir waren allmählich immer und immer wieder die in meinen „Jugenderinnerungen" genannten Studenten aus der Buckschen Bierbrauerei zu Freiburg vor der jungen Bäckerseele aufgestiegen, und ich wähnte, ein Student müsse das schönste Leben haben. Oft sprach ich mit Peter in der Backstube davon, und der war nicht abgeneigt, an die Möglichkeit zu glauben, daß ich „auf Pfarrer" studieren könnte; denn der Pfarrer Moser in Steinach, seiner Kirchspielsgemeinde, sei früher auch Schreiner gewesen und doch noch „ein Herr" geworden.

Dazu traten noch die Schilderungen aus dem Munde

---

[1] Eine Mehlspeise, bereitet aus dem nicht verkauften Brote.

des Lorenz Maus[1], eines Neffen unseres Stadtpfarrers, der bereits in Offenburg auf der Schule war und die Ferien bei uns Haslachern zubrachte. Der Lorenz, sonst ein sehr mittleres Talent, imponierte mir damals mächtig, und ich habe heute vor dem großen Humanisten Erasmus von Rotterdam nicht mehr Respekt als in jener Zeit vor dem Studiosus Maus von Schuttern, der bereits von Chrestomathie, von Styl und Mathematik sprach, während ich Groschenlaible fabrizierte.

Was mich aber genierte, meine stille Liebe zum Studieren vor den Eltern zu proklamieren, das war die Furcht, der Vater möchte ein entschiedener Gegner davon sein. Er hatte schon gar oft geäußert, daß Lesen und Schreiben dem gemeinen Mann nicht viel helfen könnten, und vom Großvater erzählt, der seine Buben nicht einmal in die Schule hätte schicken wollen, weil Lesen, Schreiben und Rechnen Sache „der Herren" sei und er keine Herren aufziehen wollte. Doch hatte der „Beckepeter" einen Bruder gehabt, der Geistlicher war, und auch von diesem und seinem „schönen Vermögen" hatte der Vater wiederholt zu berichten gewußt. Diese Tatsache gab mir jeweils einige Hoffnung beim Nachdenken über den zukünftigen Urteilsspruch des Vaters.

Die erste Eröffnung machte ich der Großmutter, die für Ausbildung Sinn hatte und an meinem ersten, allerdings schlecht ausgefallenen Bildungsausflug in die Volksschule nach Freiburg schuld gewesen war. Ihre Antwort ist mir heute noch so gegenwärtig, als ob ich sie erst vor zwei Tagen gehört hätte. Auf meine Frage: „Was meine Ihr, Großmuatter, wenn i au schtudiere tät?" nickte sie beifällig mit ihrer Goldhaube und sprach: „Frili wär's schö, wenn de a rächte Geischtliche tätsch wäre, denn des isch der schönscht Schtand, unn wenn einer krank wordt, isch er versorgt unn het si Läbtag 's Johrs 300 Guldi."

[1] Mein guter Freund Lorenz starb schon in den siebziger Jahren als Oberförster zu Kork.

Ich muß lächeln, so oft ich an diese Worte denke. Die 300 Gulden „Tischtitelgeld“, die ein dienstunfähiger Priester bekam, schienen in jenen Jahren meiner Großmutter eine Versorgung ersten Ranges. Wie naiv und genügsam waren die Menschen noch vor wenigen Jahrzehnten! Heute kann einer mit solchem „Tischtitel“ verhungern, wenn ihn nicht eine öffentliche Anstalt aufnimmt.

Studieren und Geistlicher werden war damals — heute ist das ganz anders geworden — in den bessern und besten bürgerlichen und bäuerlichen Kreisen ein Wort; nur die Söhne der „Herren“, d. i. der Beamten, dachte man sich als zukünftige Staatsdiener. Deshalb ging die Rede meiner Großmutter sofort auf den „geistlichen Stand“ hinaus. Mir schwebte aber etwas ganz anderes vor als der „Pfarrer“. Die höchste Stufe im Rang der Studierten schien mir damals — ein Rentmeister einzunehmen. Der alte Rentmeister Fischer, welcher im zweiten Stocke des väterlichen Hauses wohnte, war mein Ideal von einem „Herrn“. Er saß den größten Teil des Tages in seinem schönen Gemach am Fenster und rauchte aus einer langen Pfeife, und wenn er das Haus verließ, so geschah es meist im eigenen, von zwei glänzenden Braunen gezogenen Wagen. Den Oberamtmann Dilger sah ich nur zu Fuß, von seinen Hühnerhunden begleitet, auf die Jagd gehen, aber der Rentmeister fuhr spazieren wie ein Fürst. Daß ich aber „auf Rentmeister“ studieren wollte, verriet ich keinem Menschen und war zufrieden, als ich die Großmutter fürs Studieren gewonnen und von ihr das Versprechen hatte, daß sie mit Vater und Mutter das weitere bereden wollte.

Meine Mutter pflegte regelmäßig ihr Mittagsschläfchen zu machen, aber nicht in unserm unruhigen Hause, sondern droben bei der Großmutter. Da saßen dann beide auf dem kleinen Sofa in dem Schlafzimmer der letztern, die Arme übereinandergelegt, und schliefen. Vor dem Einschlummern wurden in der Regel die Tagesfragen erledigt, und so auch

einmal mein Studierplan. Vereinigt rückten die Schläferinnen in einer schönen Nachmittagsstunde in meiner Abwesenheit vor den Vater und schlugen ihm vor, mich studieren zu lassen. Das Resultat war ein überaus günstiges. Der Vater wollte sich nur erst vergewissern, ob ich auch Talent hätte, und entließ die zwei weiblichen Wesen mit dem Beschluß, er werde in nächster Zeit mit dem Oberlehrer Scherle reden und dessen Meinung über meine Fähigkeit hören.

Mein Vater war in manchen Dingen das gerade Gegenteil von seinem Sohne. Während bei diesem Denken und Handeln immer möglichst schnell beieinander sind, infolge dessen er schon zahllose Male übereilte Streiche gemacht hat, konnte es nicht leicht einen ruhiger überlegenden Mann geben als meinen Vater. Drum pressierte es ihm gar nicht, schon am gleichen oder am folgenden Tage zum Lehrer zu gehen, und jedes Drängen wäre ins Gegenteil umgeschlagen. Ich mußte darauf gefaßt sein, noch einige Wochen ohne Endurteil mit Peter in der Backstube und auf dem Felde hantieren zu müssen, und ich tat es, von Hoffnung getragen, ziemlich unverdrossen.

Eines Tages nun arbeiteten Peter, Bärbel, die Magd, und ich in „der Leimengrube“[1]. Wir hackten die Kartoffeln; es war Ende Mai. Um zehn Uhr des Morgens kam der Vater den Hohlweg beim „Schinderhäusle“ herauf, um, wie er zu tun pflegte, nach seinen Feldarbeitern zu sehen. In gewohnter Weise sein Lied pfeifend, nahte er sich uns und rief, nach einigen geschäftlichen Fragen an die Bärbel, mir zu: „So schaff jez nur rächt uff'm Fäld; denn mit dem Schtudiere isch es do (doch) nix; i bin den Morge bim Lährer gsi, und der het g'sait, du seisch z'dumm dezua!“ Sprach's und ging pfeifend von dannen, „des Sandhasen-Halden“ hinunter.

Wie vom Himmel gefallen stand ich auf dem Kartoffelacker zwischen Magd und Lehrjunge. Scham und Zorn kämpften in mir, bis der letztere sich in Schimpfen über den

[1] Ein Gewann-Name der Haslacher Gemarkung.

Lehrer Luft machte. Und doch hatte, wie ich heute klar einsehe, der Mann nach bestem Wissen und Gewissen geurteilt. Ich war in der „obern Schule“ ein ziemlich ausgelassener Revolutionsbube gewesen, hatte dem guten Oberlehrer, wenn er öfters vor Müdigkeit in der Schule schlief, mit der Kreide den Rücken bemalt und ihm gar manches „Milliardensapperment“ ausgepreßt. Dazu leistete ich geistig gar wenig; im Rechnen war ich null, im Schreiben sehr mittelmäßig und nur im Lesen gut. Was soll nun ein Schulmeister anders sagen, wenn man ihn fragt, ob ein solcher Schüler zum Studieren fähig sei? —

Als ich mit Schimpfen zu Ende war, ohne daß mein Zorn sich gelegt, warf ich meine Hacke auf die Mutter Erde und ging ingrimmig hinauf zum nahen Wald. Dort, bei „Seilers Tobel“, in den ich so manchmal mit meinen Kameraden, Heidelbeeren oder Vogelnester suchend, unter Halli-Hallo eingezogen war, setzte ich mich unter eine Tanne nieder und weinte tiefbetrübten Herzens, daß der Traum vom zukünftigen Rentmeister so plötzlich mir zerrissen worden war durch des Lehrers Ausspruch.

Am grünen, grünen Wald, so voll Erinnerungen an den Kinderhimmel, saß, wenige Monate nach dem Abschied von der Kindheit, der sonst so heitere Knabe und weinte — aus Sorge für seine Zukunft und seine Existenz im Leben. Die Tannenbäume grünten und winkten wie ehedem, die Vögelein sangen in alter Lust, das Kinzigtal ringsum blühte und strahlte im Maienduft, und nur die kleine Menschenseele mußte fühlen, daß sie verstoßen sei aus dem Paradiese. Schon begann der verhängnisvolle Vorhang sich zu lüften, von dem Schopenhauer so schön sagt:

„In früher Jugend sitzen wir vor unserem bevorstehenden Lebenslauf, wie Kinder vor dem Theatervorhang in froher Erwartung der Dinge, die da kommen sollen. Ein Glück, daß sie nicht wissen, was wirklich kommen wird. Denn wer es weiß, dem können zuzeiten die Kinder vorkommen wie

unschuldige Delinquenten, die zwar nicht zum Tode, hingegen zum Leben verurteilt sind, jedoch den Inhalt ihres Urteils noch nicht vernommen haben." —

Als die Mittagsglocke zum Städtchen herauftönte, rief mir der Peter zum Heimgehen. In stummer Verzweiflung nahm ich meine Hacke auf die Schulter und wanderte dem Vaterhaus zu. Hier strahlte gleich ein Hoffnungstern, und der entsprang dem Kopfe der Mutter. Sie selbst war ebenfalls erbost auf den Lehrer; es mochte sie ärgern, daß ihr ältester Sohn ein dummer Kerl sein sollte, und sie verfiel auf den richtigen Gedanken. Der Vater, meinte sie, solle den Kaplan[1] fragen, ob er es nicht mit mir probieren wolle im lateinischen Unterricht. Der werde dann bald herausfinden, ob der Lehrer recht habe; sie könne es nicht glauben.

Der Nachbar Schmieder, der Strumpfstricker, und unser Vetter Zachmann, der Uhrmacher und Schwärmer für die Doktoren der Rechte, wurden, nach dem Mittagessen vor ihrem Hause stehend, von der Mutter ebenfalls interpelliert. Beide wollten an mir „Intelligenz" bemerkt haben. Das kleine Strickerlein schloß dieselbe namentlich aus der Aufmerksamkeit, die ich jeden Sonntag den politischen und geschichtlichen Gesprächen gewidmet, die er und der Hafner Haberstroh „auf dem Bänkle" vor seinem Hause losließen.

Nach der Schlafstunde kam noch die Großmutter herunter und bestürmte den Vater, der ob des ersten Fehlganges fast die Lust verloren hatte, dem Rat der Mutter zu folgen und noch zum Kaplan zu gehen.

Der Weiber Rat ist nicht viel wert,
Doch ist ein Narr, wer nicht drauf hört,

mochte mit Cervantes der „Becke-Philipp von Hasle" denken, und so sagte er diesen Gang, aber als den unumstößlich letzten, zu.

[1] Kaplan heißt im Kinzigtal der Vikar des Pfarrers.

Es ging abermals einige Tage die Sonne über meiner Sehnsucht auf, ehe der Vater seine Schritte dem Pfarrhause zulenkte, um die Entscheidung über meine Zukunft zu holen. Ein Freitag Morgen, welcher mir unvergeßlich vor der Seele steht, war es, der die frohe Botschaft brachte. Peter und ich spalteten vor dem Hause Holz für den Backofen, als wir den Vater die „vordere Gasse“ hinaufschreiten sahen. Er hatte den langen, blauen Rock an, und der verriet mir sofort, daß es zum Kaplan gehe.

Mein Vater, der stets nur einen kurzen Kittel (Wams) trug, zog nur an Sonntagen zum Kirchgang oder bei sonstigen feierlichen Anlässen einen Rock an, und er tat es jeweils höchst ungern. Er besaß auch nur einen einzigen, und der war blau, von einer Färbung, wie ich sie nur noch einmal wieder gefunden — im Meere zwischen Neapel und Palermo. Richtig bog er seine Schritte in die „hintere Gasse“ beim Adler ein, den nächsten Weg zur Wohnung von Pfarrer und Kaplan. Mir klopfte das Herz vor banger Erwartung, die der Peter noch steigerte, indem er in seinem Dochbacher Dialekt anhub: „Hainr, was mainsch, wenn's jez bim Kaplan au nix isch, noa muasch doch no a Beck wäre!“ „Jo, Päter,“ antwortete ich grimmig, „no wor i a Beck, unn no gemm'r[1] mitnander in d' Fremdi!“ Aber das Weinen stand mir bei diesen entschlossenen Worten näher als das Lachen. Von jetzt ab wandte ich meine Augen mehr auf die Ecke des Adlerwirtshauses als auf die „Backscheiter“, um das Wiederkommen des Vaters zu erspähen.

Wenn ein Verliebter einen dritten zur Zukünftigen und zu deren Vater schickt, um für ihn das entscheidende Jawort zu holen, kann er nicht unruhiger sein, bis der Freund wieder da ist, als ich, da ich auf den Vater wartete. Nach einer halben Stunde kam seine große Gestalt um die Ecke, und ernst, wie immer, vor sich hinschauend, nahte er und ging vornen, abseits von uns, ins Haus. Fragen hätte nichts genützt, und

[1] gehen wir.

ich wußte wohl, daß ich bald würde berichtet werden. Nachdem er den blauen Rock abgelegt, pfiff er durch den Hausgang daher, stellte sich unter die „hintere Haustüre" und schaute uns eine Weile zu. Mein Herz klopfte wie ein Eisenhammer, und ich wagte nicht, den Vater auch nur anzusehen, so groß war die Angst, es möchte abermals nichts sein. Da rief er mich zu sich, langte aus seiner Westentasche ein Stückchen Papier und sprach: „Am Möntig sollsch zuem Kaplan kumme und dia Bücher mitbringe, wo uf dem Zädel stenn!"

Ein Bettler, dem ein reicher Mann einen Tausendmarkschein schenkt, kann denselben unmöglich mit seligern Gefühlen empfangen als ich den Zettel aus des Vaters Hand. Er erschien mir als die volle Quittung, daß mein Studium geraten werde und alle weiteren Hindernisse beseitigt seien. Und was stand auf dem Papier? — „Feldbausch, Lateinische Grammatik nebst Übungsbuch."

Freudig las ich dem Peter diese Worte vor, warf meine Axt aufs Holz, rief: „So, Päter, jez isch's us mit'm Beck wäre!" und eilte davon, hinauf zur Großmutter und zur „Lenebas", meinen Zettel hoch in der Hand schwingend wie eine Siegesfahne. Die Großmutter freute sich ob der Kunde, die Lenebas betete, und ich sprang jubelnd abermals von dannen, um beim Vetter „Bachsepp", der jeden Freitag Nacht zum Fruchtmarkt nach Offenburg fuhr, die Bücher zu bestellen.

Stolz wie ein Adjutant, der dem kommandierenden General den Sieg meldet, gab ich dem Bachsepp den Zettel und sprach: „Vetter, Ihr solle mir au dia Schtudentebüacher morgen mitbringe; ich derf jez schtudiere!" „Du worsch mer a subere[1] Schtudent ge[2]," meinte, trocken lächelnd, der Vetter Fruchthändler.

Am Abend des folgenden Tages stand ich frühzeitig vor dem Städtchen draußen auf der „Gottlittbruck" und wartete auf den Fruchtwagen, der das Tal heraufkommen

[1] sauberer. [2] geben.

sollte, mit einer Ungeduld, als brächte er mir alle Schätze Indiens. Endlich ächzte er daher. Der dicke Wilhelm, der Sohn des Vetters und spätere „Bierkrämer" in Hasle, lenkte Roß und Wagen. Auf den Fruchtsäcken saß der Vetter und holte, als er meiner ansichtig geworden, aus einem Fruchtsack ein Paket. Es war der Feldbausch samt Übungsbuch, sauber gebunden.

Mit welcher Wonne und mit welcher Ehrfurcht habe ich diese Bücher, die Schlüssel zur klassischen Welt, an jenem Abend betrachtet, und wie glücklich hat mich der Anblick der ersten lateinischen Grammatik gemacht!

Wie ein Kleinod wurden am andern Tag, Sonntag, die Bücher bei Kameraden und Nachbarn herumgetragen und gezeigt. Als ich zum Nachbar Basil Schättgen kam, wo sein gefärbter Hund, der Melac, heute besonders feierlich mir zuwedelte, erhob Basil einen dunkeln, scharfgeistigen Blick in die Zukunft und sprach: „Hör, Bürschle, i will Dir ebbis sage: Du gisch entwäder an Hauptschtudent oder an Hauptlump!" Mit diesen Worten gab er mir die Grammatik wieder zur Hand, der alte Nachbar, der seit Jahren mich und meine guten und schlechten Knabenseiten kannte. Das Endresultat seiner Prophezeiung hat er nicht mehr erlebt, obwohl ein Teil derselben, wie wir sehen werden, zu seiner Lebzeit noch eintraf.

Als ich „ausstudiert" hatte, waren meine geistig bedeutendsten Nachbarn, der Strumpfstricker und der Färbermeister, tot.

Mit Wehmut erfüllte meine Freude den dritten der Nachbarn, den Wagner Fürst; er schimpfte über sein Schicksal, das ihn, den „zu etwas Höherem Geborenen", zum Wagner gemacht, weit mehr als sonst und gratulierte mir mit blutendem Herzen.

Wenn ich heute an die Freude zurückdenke, welche ich beim ersten lateinischen Buch empfand, so ergreift mich eine eigene Wehmut. Den Knaben, eben aus seinem Kinder-

himmel gekommen, himmelt gleich wieder alles an, und er verspricht sich goldene Tage. Ich ahnte nicht, welch traurige Stunden ich in den ersten Jahren meines Gymnasialstudiums mit dieser Grammatik erleben und wie vieler Tränen Zeuge das Buch werden sollte. —

So war denn die Entscheidung getroffen. Nach langem Hangen und Bangen ging's am bestimmten Tage, es war der zweite oder dritte Juni 1851, hoffnungsvoll zum Kaplan.

Beim Kaplan.

Das Pfarrhaus war mir, dem Knaben, eine unheimliche Erscheinung, weil stets alle Fenster des alten, hohen Gebäudes dicht mit Vorhängen verdeckt waren, eine Mode, die, mir höchst widerwärtig, heute noch an zahlreichen geistlichen Häusern in Übung ist, selbst da, wo niemand gegenüber wohnt.

Ich hatte die Residenz des Pfarrers in meinem bisherigen Leben nur zweimal betreten, zuerst anno 1849, als wir Buben für die Hüte der Freiheitsmänner die Hähne und Hennen des Städtchens rupfen mußten. Da stiegen wir in hitziger Verfolgung zweier „Güller" von hinten ins Pfarrhaus und fingen die armen Tiere im „Holzschopf". Zum zweiten Male kam ich dahin, als wir am Tage der ersten heiligen Kommunion beim „Dekan" die Gedächtnisbilder holten. Als Studentenaspirant aber wandelte ich sechzehn Monate lang, Sonn- und Feiertage ausgenommen, täglich ins Pfarrhaus, und es ist mir ein Vergnügen, heute die Erinnerungen an dasselbe zu Papier bringen zu können.

Das Haupt des Hauses war selbstverständlich der Dekan, das Bild des freundlichen Pfarrherrn, wie es im Buche steht. Er hieß Joseph Kurz, war 1799 geboren zu Schuttern bei Lahr als Sohn eines wohlhabenden Bauern und seit 1832 in dem benachbarten Dorfe Mühlenbach Pfarrer gewesen, von wo er 1848 nach Haslach gekommen war.

Ohne tiefe theologische oder sonstige Bildung besaß der gute Herr eine Feinheit in äußeren Formen, die alle diese Fehler verdeckte und verklärte. Er war kirchlich Wessen-

bergianer. Man mag mir aber von diesen Geistlichen, die eben Kinder ihrer Zeit waren, sagen, was man will, eines steht fest: sie besaßen alle, so viele ich deren gekannt, eine Freundlichkeit und einen Anstand, die ihnen alle Herzen gewannen und um die ich sie später oft beneidet habe. Sie waren die Diplomaten in der Sutane, kluge, welt- und formgewandte Leute. So auch unser Haslacher Pfarrer.

Kaum ins Städtchen gekommen und ein Studienfreund des Oberamtmanns Dilger, galten beide als die Häupter der anti-republikanischen Partei.

Der Pfarrer war deshalb den meisten so verhaßt wie der Amtmann, und es bekamen beide ihre Katzenmusik; der einen für den Amtmann wohnte ich als Knabe bei.

Die Haslacher Demokraten nannten den Pfarrer damals nur den „Krutsepp", weil er Joseph hieß und seine Heimat im Gebiete der breisgauischen „Krautbauern" lag. Im eigentlichen Revolutionsjahr 1849 hatte aber sein entzückendes, scharmantes Wesen einen Führer der Freischärler, den Hafner Haberstroh „hinter der Kirch", so für ihn eingenommen, daß derselbe jede Nacht bewaffnet als „Sauvegarde" im Pfarrhaus lag.

Der Dekan wohnte im ersten Stock, der Kaplan im zweiten, während im Parterre der Keller und die Scheuer sich befanden. So oft ich nun an des ersteren stiller Wohnung vorüberging, um zum Kaplan zu gelangen, und er gerade um den Weg war, hatte er stets einige liebevolle, ermunternde Worte für den angehenden Studio. In jeder Vakanz lud er mich später an seinen gastlichen Tisch, und als ich Priester geworden war, zog er mich ganz in sein Vertrauen. Er ließ, zum Greis geworden, mich oft in seiner Seele lesen, wenn wir zusammen einen Spaziergang machten, wobei er stets den Stock unterm Arme trug und einen uralten Zylinder auf hatte. Seine Erholung bestand am Abend in einem Zego beim „Bierkrämer", wobei er kaum einen halben Schoppen Bier trank.

Ich habe seitdem schon manchmal an seine Gespräche gedacht und sie, je älter ich geworden, um so wahrer gefunden und es schon oft bedauert, damals manche gute Lehre, die er aus seiner Lebenserfahrung mir gegeben, in den Wind geschlagen zu haben.

Er starb in den ersten Monaten des Jahres 1872. Ich bewahre ihm zeitlebens das beste Andenken. —

Der Kaplan Schele, mein zukünftiger Lehrer, war mir eine ganz fremde Persönlichkeit. Ein Schwabe, aus dem Allgäu [1], als Neupriester 1849 in unsere Diözese eingetreten und nach Haslach versetzt, hatte ich ihn kaum ein oder das andere Mal flüchtig gesehen, da des Vikars Haupttätigkeit nicht auf die Stadt, sondern auf die eine halbe Stunde von dieser entfernte Dorfgemeinde Hofstetten sich erstreckte. Daß er meine volle Sympathie besaß, ehe ich ihn in der Nähe gesehen, versteht sich wohl von selbst. Denn hätte er es abgelehnt, mir Stunden zu geben, so wäre ich aller Wahrscheinlichkeit nach in der Backstube untergegangen, hätte aber wahrscheinlich ein glücklicheres Leben gefunden. —

Eben kamen die Leute aus der Zehnuhr-Messe, als ich an jenem Montag mit meinen zwei Büchern in der Hand über den Marktplatz schritt, wobei ich glaubte, alle Bauern des eben versammelten Wochenmarktes müßten es mir ansehen, daß ich jetzt nicht mehr Bäcker-Lehrjunge sei, sondern Student werden wolle. Die Mutter hatte mir die Toilette gemacht und besonders angekündigt, ja auch vor der Tür anzuklopfen und erst auf „Herein!" einzutreten.

Gar sanftmütig, wie ein Bettelbube, läutete ich am Pfarrhof, Freude und Bangigkeit wogten in mir auf und ab. Als träte ich in ein Heiligtum, so bescheiden schlich ich die

[1] Aus dem Dorfe Egloffs bei Wangen, wo er 1823 geboren wurde. Er kam fast gleichzeitig mit meinem Abgang aufs Lyzeum als Pfarrverweser nach Lautenbach ins Renchtal, 1853 als Pfarrer nach Mimmenhausen im Linzgau, 1863 nach Denkingen im gleichen Gau, und 1872 nach Rast, Amts Meßkirch, wo ich, wie wir bald hören werden, ihn 1878 besuchte.

Treppe hinauf. Da stand oben eine der beiden Köchinnen des Pfarrers, mit einem ziemlich giftigen Blick, wie ich ihn in dieser Nuancierung nur bei Pfarrersköchinnen kenne, und schaute auf den Ankömmling herab. Und unter der Küchentüre zeigte sich die Gestalt eines wahren Hünenweibes, die schwarzen Haare nach Keltenart über den Kopf zurückgestrählt. Mir fiel das Herz in die Hosen, als ich merkte, daß der Weg zum Kaplan an so „zauberhaften“ Hindernissen vorbeiführte. Erst als ich Red' und Antwort gestanden über Wohin und Warum, durfte ich passieren und wurde die kleine Treppe hinaufgewiesen zum zweiten Stock.

Die zwei Weibsbilder, zwei Schwestern Marie und Magdalene, welche mir anfänglich so unheimlich vorkamen, stellten sich später als die brävsten und gutmütigsten Personen der Welt heraus. Wir wurden bald gut Freund, und ich leistete ihnen manchmal Gesellschaft in der Küche und fand, daß die Marie so unheimlich und hünenhaft nur dann aussah, wenn sie weinselig war. Beide stammten vom südlichen Schwarzwald, aus Niederwyhl im Hozenlande, wo der Pfarrer ehemals pastoriert und von wo er sie mit sich genommen hatte. Die Magdalena, eine schöne Person, starb noch ziemlich jung vor dem Dekan, und die Marie kehrte, geisteskrank geworden, auf den Wald zurück. Dort lebte sie bis in die achtziger Jahre herauf und starb hochbetagt.

Zur Winterszeit, wenn der Kaplan noch nicht da war von Hofstetten, wartete ich oft bei der Marie in dem kleinen Gemach hinter dem Speisezimmer, während sie am Spinnrad saß. Wenn dann die Magdalene in der Küche war, fing die Spinnerin zu klagen an über die Einsamkeit und Langeweile in dem Pfarrhaus und wie schön es dagegen in ihrer Heimat gewesen. Obwohl eine Vierzigerin, hatte sie noch Heimweh, und da sie es ungestillt in ihrem einförmigen Alltagsleben herumtragen mußte, „beweinte“ sie es bisweilen im Keller, und dann leuchteten ihre dunkeln Keltenaugen wie Karfunkelsteine.

Der Magdalene war es auch nie recht ums Lachen; es sah, wenn sie es je tat, gezwungen aus. Aber sie klagte nie; gemessen und freundlich war ihre Unterhaltung in der Küche. Sie gab mir, so oft irgend ein Extragebäck gemacht wurde, davon zu kosten. Ich schaute ihrer Kochkunst mit Vergnügen und Staunen zu und erinnere mich lebhaft meiner Verwunderung, als sie einmal aus Eiweiß „Schnee schlug" und mir, nachdem sie es mit Zucker und Mehl vermischt hatte, von dem Ding zu kosten gab. Als ich später von der Götterspeise „Ambrosia" hörte, dachte ich an die Küche des heimatlichen Pfarrhauses, an die Magdalena und an den süßen „Schnee". —

Leicht auf atmete ich, als an jenem Morgen die zwei Pfarrersköchinnen passiert waren, und rasch ging's die weißtannene Stiege hinauf zum Kaplan. Eine sanfte Stimme rief „Herein!", nachdem ich an der ersten Türe, an welcher zu lesen war: „Anton Schele, Kaplan", angeklopft hatte.

Man hat mir schon viele Bosheiten und Fehler nachgesagt, aber als Komplimentenmacher bin ich bis jetzt noch nicht verschrien worden. Das schönste und intensivste Kompliment meines Lebens aber habe ich vor dem Kaplan Schele gemacht. Die Mutter hatte es mich eingelernt, und zudem beseelte mich ein solch gewaltiger Respekt vor dem schwäbischen „Vikari", daß ich in jener Stunde vor ihm auf die Knie gefallen wäre. So sehr glaubte ich, daß meine ganze lateinische Zukunft von ihm abhänge, und so dumm und blind sind wir Menschen in der Zeit, wo wir meinen, der Himmel der Zukunft hänge voller Baßgeigen, welche aber in der Regel sich als Folterwerkzeuge entpuppen!

Doch bald war meine Befangenheit geschwunden. Ich stand vor einem jungen Herrn, der so lieblich aussah wie ein schüchternes Morgenrot. Schwarze, krause Haare, große, dunkle Augen und ein gesundes, frisch-rotes Gesicht, wie man es in dieser Röte ganz spezifisch nur bei schwäbischen Neupriestern und württembergischen Infanterie-Soldaten

findet, machten das anziehende Hauptbild meines ersten Studienlehrers aus.

Er sprach mir mit seiner Flötenstimme so freundlich Mut zu und stellte das Latein-Lernen so leicht hin, daß ich nach kurzem Unterricht über die erste Deklination von ihm mit dem frohen Bewußtsein schied, daß mein Studium nun auf felsenfestem Fundamente gegründet sei.

In meiner Seele war heller, zukunftsfreudiger Sonnenschein. Selig eilte ich heimwärts, überall meinen ersten Erfolg beim Kaplan erzählend. Deutlich erinnere ich mich jetzt, daß ich eigentlich an jenem Tage anfing, ein „Kindskopf“ zu werden, was ich bis zur Stunde geblieben bin. Wenn Freude oder Ärger, Lust oder Schmerz mein Inneres bewegen, so bin ich heute noch so naiv wie ein Kind und meine, ich müßte es allen Leuten erzählen. Es ist diese Naivität aber gar oft eine große Dummheit und Unvorsichtigkeit.

So mußten denn auch alle meine Bekannten unter den heute, als am Tage des Wochenmarktes, in der väterlichen Wirtsstube anwesenden Bauern meine lateinischen Bücher sehen und sich erzählen lassen, daß ich jetzt studieren dürfe. Von einem Tisch zum andern wanderte ich und ließ meine Freude los. Und sie freuten sich mit mir, jene wackern Tal- und Bergburen, die vor fünfzig und mehr Jahren einkehrten in des Vaters Haus: Der Nilljock, der Bergetsgori, der Remmlerbasche, der Ilgebasche, der Ramsteinerjock, der Peterbur, der Martisbur, der Löchlebur, der Kostbur, der Vogelsbur, und wie sie alle hießen, die jetzt längst tot sind.

Nur einer von ihnen lebte noch bis vor zwanzig Jahren auf seiner luftigen, einsamen Bergeshöhe gegenüber dem düstern Kostwald, der Vogelsbur, und führte als rüstiger Greis noch seinen Leibspruch:

Haiden unn dia Wält,
Schulde unn kei Gäld!

Nach der „zweiten Stunde" beim Kaplan konnte ich schon im Übungsbuch verdeutschen: „Mensa est longa, viola est pulchra." Und als ich dem Peter in der Backstube diesen Fortschritt verkündete und ihm meine Kunst vormachte, da schielte er mich mit großen Augen an und sprach: „Hainr, jez glauwi, daß de a rächter Herr worsch!" Ein solch rascher Sprung vom Teigwägen bis zur Latinität schien dem Peter ein Riesenwerk.

Übrigens blieb mir die Backstube nicht völlig erspart. An Samstagen und Sonntagen, und wenn der Vater den „Abertag"[1] hatte, mußte ich noch mithelfen in der Brotfabrikation, weil da mehr gebacken wurde. So habe ich denn in jenen ersten Studienmonaten dekliniert, konjugiert und übersetzt und nebenher „das Mark der Männer" mit Peter fabriziert. Statt von duftigen Rittergeschichten aus Sepps und Hugos Tagen hallte die dunkle, warme Backstube von lateinischer Prosa wieder. So gerne ich aber auch meine Aufgaben studierte, so fühlte ich doch, daß es etwas anderes sei, Rittergeschichten zu lauschen, und etwas anderes, lateinisch zu lernen. Es kam mir zum Bewußtsein, daß ein Unterschied sei zwischen Lernen und Unterhalten, zwischen Pflicht und Liebhaberei, zwischen der Poesie einer Rittergeschichte und der Öde und Prosa einer lateinischen Grammatik.

An gewöhnlichen Abenden durfte ich ins Bett, und der Vater wirkte mit Peter in der Backstube. Am Tage dagegen mußte in mancher freien Stunde noch jede Arbeit im Felde mitgemacht werden. Ernten und Säen, Pflügen und Graben, alles ward im kommenden Sommer und Herbst noch getrieben und mancher Ritt getan aufs „Peter-Wendels Bläß". Nebenbei aber schlug bei mir allein noch der Kinderhimmel bisweilen durch. Während meine Kameraden in

[1] Die alten Zunftbäcker waren praktische Leute. Weil in Haslach ihre Zahl Legion war, so durften nur je zwei an einem Tage Weiß- und Milchbrot backen, damit die Konkurrenz nicht zu sehr schadete. Dieser Tag hieß „Abertag".

den Werkstätten den Tag verbrachten oder durchweg der Feldarbeit sich widmen mußten, blieb mir hin und wieder Muße, um auf der Gasse zu spielen und dem Genius der Kindheit die Flügel loszubinden. Da wurden dann mit jüngeren Knaben, die noch in die Volksschule gingen, alle die alten Spiele wieder gemacht, und ich hätte oft meine Studenten- und Bäckers-Pflichten in diesem Kindertaumel ganz vergessen, wenn mich Vater oder Mutter nicht von der Gasse weggerufen hätten mit den Worten: „Komm heim, du alter Kindskopf!"

Auch mit Vetter Karl, der jetzt völlig in der Metzgerei aufging, ward noch hie und da ein Kalb oder ein Ziegenbock geholt auf den Bergen des Dorfes Mühlenbach. Aber die reine Kindesfreude wurde schon getrübt, indem wir, statt, wie früher, zufrieden mit dem, was die Bauern uns vorgesetzt, jeweils noch unten im Dorfe „einkehrten", das Tier an einen Pfosten banden und im Löwen oder im Ochsen einen Schoppen tranken, den selbstverständlich der Vetter bezahlte. Sein Vater hatte uns einen Sechser Zehrgeld mitgegeben, und der ward redlich vertan. Wir wollten damit beweisen, daß wir keine kleine Buben mehr wären.

In der ersten Zeit meiner Studien gelangte ich zu einer mir hochwichtigen Erwerbung. Der Pater Leopold Marxner war gestorben, die beliebteste Persönlichkeit des Städtchens, ein Mann, wie die Haslacher ihn brauchen konnten. Der Letzte aus dem in meinen Jugenderinnerungen erwähnten aufgehobenen Kapuzinerklösterlein, ein Elsässer aus Pfaffenhofen, hatte er seit Jahren die Zelle verlassen und lebte von seiner geringen Pension im Hause meines Vetters, des Bäckers und Kastenvogts Eduard Hansjakob.

Er war allgemein beliebt bei Frauen, Männern und Kindern. Die Weiber hatten ihn gern, weil er an den Namenstagen der besseren Bürgerinnen in ihre Häuser kam, ihnen gratulierte und mit ihnen Kaffee trank. Die Männerwelt sah in ihm ihren angenehmsten Seelsorger; denn er las an

Sonntagen die Frühmesse sehr kurz und machte in der Osterzeit den Beichtvater. Als solcher ward er nicht bloß von den lebenslustigen Bürgern fast ausnahmslos benützt, sondern auch von jenen Bauern der ganzen Umgegend, die einen feinhörenden Priester nicht gut brauchen konnten. Pater Leopold war nämlich in den letzten Jahren seines Lebens stocktaub. Mit seiner Taubheit hatte aber alljährlich der Zulauf der Mannsleute zu seinem Beichtstuhle zugenommen.

Ich erinnere mich noch gar lebhaft, wie damals in den letzten Tagen der Buß- und Fastenzeit das Haus des Vetters Eduard von „armen Sündern" förmlich umlagert war; denn der Pater nahm die Beichte auf seinem Zimmer ab.

Allein wenn der greise Kapuziner auch nichts mehr hörte, so kannte er seine Klienten doch allermeist und wußte, in welchem Spital sie krank lägen. Hatte er auch von der Beichte des Sünders wenig oder nichts verstanden, so machte er gleichwohl dem einen oder andern einen ganz passenden, scharfen Kapuziner-Zuspruch, aber wegen seiner Taubheit so laut, daß die vor der Zimmertüre und im Hausgang Stehenden alles hören konnten und sich höchlich darüber freuten. Wochenlang nachher gingen dann diese „Zusprüche" des Paters unter den Haslachern um, die bei ihrem angeborenen Humor es nicht lassen konnten, auch diese ernste Angelegenheit sich erheiternd darzustellen.

Den Kindern war der Pater eine stets willkommene Erscheinung. Er trug in der Tiefe seiner Kapuze nicht bloß die obligate Schnupftabaksdose eines jeden Kapuziners, sondern auch eine Anzahl kleiner, bemalter Fingerringe von Blei. Kaum erblickten nun die Kleinen den Alten auf der Straße, so umsprangen sie ihn mit der von jedem wiederholten Bitte: „Päter Lepold, gemm'r[1] a Ringle!" Mit seinen bunten Ringlein hat er Hunderte von Kinderherzen glücklich gemacht.

Zwanzig und dreißig Jahre früher, als ich mein Studium

[1] gebt mir.

begann, war der Pater Leopold auch der Lateinlehrer gewesen in meiner Vaterstadt. Er hat mehrere fürs Gymnasium vorbereitet, so auch den geistvollen Pfarrer Dirhold und den durch seinen Humor einst weitbekannten Pfarrer Pfaff, den Abraham a Sancta Clara unter den Geistlichen der Erzdiözese Freiburg[1]. In ihm hatte sich der Haslacher Humor ausschließlich zum Witz ausgebildet, und er war ein Hauptexempel für diese Naturanlage aller Haslacher. Oft noch in seinen alten Tagen hat der Pfarrer Pfaff mir erzählt von den „Stunden" beim Pater Leopold.

Der Pater starb 1851 zum großen Leidwesen aller seiner Beichtkinder und ward begraben. Bald nach seinem Tode wurden seine Bücher und Mobilien versteigert. Ich wohnte der Versteigerung bei aus einer besonderen Liebhaberei zu dieser Prozedur. Eine solche hat für Kinder und Knaben gar viel Anziehendes, weil ein reicher Wechsel an Dingen und allerlei Szenen unter den Menschen bei derselben sich abspielen.

Es wurde auch ein dickes, altes lateinisches Wörterbuch ausgerufen. Der Schuhmacher Räpple, welcher nebenbei mit Speck und Viktualien im kleinen handelte, bot einen Groschen darauf. Kreuzerweise steigerten er und ich uns nun hinauf, bis der „Bergfidele" dem Schuhmacher Halt gebot mit den Worten: „Loß des Buach dem Beckephilipple, er brucht's zuam Schtudiere!" Ich höre heute noch den Räpple mit seiner langsamen Zunge antworten: „Noa isch's ebbis anders, jez soll er's ha, i hätt' nu Späck dri g'wickelt." Alsbald ward mir das Buch um 13 Kreuzer zugeschlagen. Es war: „Adami Kirschii cornu copiae linguae romanae", mein erstes und bis heute mein einziges lateinisches Lexikon.

Ich hatte eine gewaltige Freude an dem „alten Schunken" und vergaß es dem Bergfidele nie, daß er zu meinen Gunsten beim Speckhändler Räpple interveniert hatte. Jetzt besaß

[1] Diese originellen Haslacher Priester starben beide in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts als Pensionäre in Freiburg.

ich drei lateinische Bücher, mir ein dreifaches Unterpfand für glückliches Studium. Gar oft aber brauche ich noch den Adam Kirsch in meinen alten Tagen und erinnere mich fast bei jedem Gebrauch an die Versteigerung der Hinterlassenschaft des Paters Leopold. —

Beim Kaplan ging's täglich besser. Ich habe aber heute noch das Gefühl, daß mein Lateinlehrer an mir sicher keine hervorragende Befähigung entdeckte. Und er hat mir das später auf Befragen selber gestanden.

Im Pfarrhause war ich bald wie daheim, und so erschrocken ich am ersten Tag die Stiege hinaufgeschlichen war, ebenso lustig ging's jetzt die Treppen auf und ab. In der Regel gab mir der Kaplan seine Lektion jeweils am Nachmittag, um halb zwei Uhr. Oft kam es nun vor, daß ich warten mußte, bis er vom Essen heraufkam. Denn beim alten Stadtpfarrer Kurz hatten die Vikare, was Essen und Trinken anbelangt, ein wahres „Herrenleben". Ich kenne kein gastlicheres Pfarrhaus, als in jenen Tagen das Haslacher war, trotzdem die Pfründe eine der armseligsten ist. Wenn ein Gast am Tisch saß, was oft vorkam, so wurde lange getafelt und die herrlichen Talweine des Dekans, der Bermersbacher, Klingelberger und Durbacher, nach Herzenslust getrunken. Er war für sich sparsam, der alte Herr, weil er keine andere Wahl hatte, aber seine Gäste und Vikare hielt er nobel, und das zeugt von seinem trefflichen Charakter.

So oft ich nun warten mußte, vertrieb ich mir im Frühjahr und im Sommer die Zeit meist auf dem „Trippel"[1], der unmittelbar neben dem Kaplans-Zimmer seinen Eingang hatte und eine gar liebliche Aussicht bot. Vor mir hatte ich den Urwald und den Bächlewald und unter mir den Mühlenbach und den Klosterbach, wie sie aus ihren Waldtälern schlängelnd ihren Weg suchten ins Städtchen. Stun-

[1] Trippel heißt im Kinzigtal ein gedeckter Gang, eine hölzerne Galerie, ein Lustgänglein, das außerhalb des Hauses hinläuft.

denlang konnte ich nun, über meinen Büchern auf dem Gesims der „Veranda“ liegend, hineinträumen in Berg und Tal, Matten und Bächlein. Und es war mir so wohlig wie der Eidechse, die in der Sonne sich badet auf trockenem Gestein.

Aber stolz, wie ein König auf seines Schlosses Zinnen, stand ich auch jeweils auf meinem Balkon; denn unten zog die Grabengasse hin, und auf ihr wandelten Haslacher, jung und alt. Wenn sie nun zu mir aufschauten, meinte ich, jedermann müßte mich beneiden um mein Latein und mein Studium.

Ganz in der Nähe lag die niedrige Hütte meines Freundes aus der Kindeszeit, des „Stubenwirts Alise“, den ich nur selten noch besuchen konnte in diesen Monaten, von denen Studium, Backstube und Feldarbeit die meiste Zeit verzehrten. Ich sehe ihn aber, wie wenn erst vier Wochen seitdem vergangen wären, noch lebhaft vor mir, wie er oft unter dem Trippel vorüberwandelte, seiner Hütte zu, die Tabakspfeife aus dem Mund nahm und mir zurief: „Was isch, Alterle? Jez hesch kei Zit me zuam Maise-Fange; jez muasch ibrenne[1] mit'm Schtudiere!“ Und selbstbewußt lachte ich dem Vogelfreunde zu.

Ich habe im Herbste 1882 den Alise zum letzten Male wiedergesehen. Es dunkelte bereits, als ich in sein Häuslein trat, dessen Ziegel jetzt mein Haupt berührten, so klein ist es. Drinnen saß er an jenem Fenster, durch das der Großmutter einstiger Garten noch hereinschaute, wie ehedem. Alles war noch wie vor dreißig Jahren: Stube, Ofen, Tisch und Stühle; selbst die gleichen, alten Vogelkäfige hingen noch an den Wänden. Garten und Gartenhaus der Großmutter sahen aus wie einst. Nur der Alise und ich hatten uns verändert; er war ein gebrochener Greis geworden, und ich stand zwar baumlang vor ihm, aber müde und krank von den Mühen, Kämpfen und Arbeiten des Lebens.

Auch seine und meine Freude, seine Menagerie, war dahin. Da, wo in meiner Knabenzeit Dutzende von Vögeln

[1] Einbrennen — mit Eifer an etwas gehen.

ihre Lieder sangen, herrschte Totenstille. Die Käfige waren alle leer, sie trauerten finster über vergangene Zeiten, und kein Vögelein sang mehr dem greisen Vogelmann. Verlassen von seinen eigenen Kindern, die in Amerika sind, verlassen von den Knaben des Städtchens, lebte er einsam in seiner Hütte mit seinem ebenfalls steinalt gewordenen Weibe. Nur eines war ihm treu geblieben, sein Tabakspfeifchen, das dem welken Alten die langen Stunden in seiner dunkeln Stube versüßte.

Mich ergriff namenlose Wehmut, und ich mußte mit Tränen kämpfen über die unheimliche Art, mit der die Vergänglichkeit mir hier vor die Seele trat. Ich drückte dem über meinen Besuch hocherfreuten Greis ein Stück Geld in die Hand und ging von dannen, tiefes Weh im Herzen. —

Ich komme nicht ebenso oft in das Pfarrhaus meiner Heimat als in diese selbst, aber ich komme jedesmal durch die Grabengasse und versäume es nie, dem verwitterten „Trippel" und der unfern davon gelegenen Hütte meines Freundes Alise, der längst heimgegangen, dankbar grüßende Blicke zu senden und des äußern und innern Sonnenscheins zu gedenken, den ich bei ihnen verlebt. —

Von der sonnigen Warte meines Trippels vertrieben mich jeweils die Schritte des Kaplans, der, je länger es bei der Tafel gegangen, um so schneller die Treppe heraufsprang. Manchmal war aber der Grund meines Wartenmüssens ein ernster. Wenn ein Versehgang zu einem Sterbenden der Filialgemeinde Hofstetten den Vikar in die entlegenen Berge gerufen hatte, durfte ich viel länger auf meiner Altane weilen und träumen. Zwar sagte dann die Magdalena mir oft schon beim Heraufgehen, es würde heute wohl „keine Stunde sein", da man nicht wüßte, wann der Herr Kaplan heimkäme. Allein ich ließ mich nicht abtreiben, sondern stieg wohlgemut auf meine Veranda, wo mir die Zeit besser verging im „dolce far niente", als, wenn ich heimgegangen wäre, bei der Arbeit, die dort meiner gewartet hätte. So harrte ich denn in süßem

Träumen und Schauen auf den Lehrer, bis er bei 's Bierkrämers Keller aus dem Talweg herausbog und über den „Schaffsteg" dem Pfarrhof zueilte.

Wenn es spät am Nachmittag war, hatte er schon gegessen in Hofstetten. Das Leben eines Haslacher Vikars ist ein mühsames angesichts der vielen Berge und Täler, die er zu pastorieren hat. Aber dafür hat er eine brave Gemeinde, und unter den Brävsten der Braven glänzte bis in die neunziger Jahre herauf die Wirtin zu den „drei Schneeballen". Ich habe in meinem langen Leben, meine heiligmäßige Lenebas ausgenommen, kein wahrhaft religiöseres weibliches Wesen kennen gelernt, als die Mutter „Helene" in „den Schneeballen" es war, eine Witwe, fromm wie die Prophetin Anna. Und da ein richtiger Christ auch gern andere Menschen erheitert, so führte die Schneeballenwirtin die qualitativ beste Wirtschaft auf dem ganzen untern Schwarzwald. Man aß bei ihr billiger und besser als in den meisten Stadthotels. Ihr Tisch wurde Sommer und Winter auch gedeckt für arme Handwerksburschen, welche nach mühsamer Wanderung über die „Eck"[1] drunten im Kinzigtal „die drei Schneeballen" erreichten.

Der Wirtin Dienstboten ließen mehr an Speise und Trank nach der Mahlzeit stehen, als manch andere zu essen hatten. Der Unterlehrer des Dorfes speiste als ihr Kostgänger für 50 Pf. pro Tag wie ein Landrichter. Und wenn an Hochzeits- und Festtagen oder sonst einmal der Herr Kaplan bei ihr dinierte, so wurden die dunkeln Forellen geholt aus dem Brunnentrog, und in allen Formen, gedämpft, gebacken und blau abgesotten, erschien diese Delikatesse des Schwarzwaldes vor dem speisenden Vikarius[2]. —

So kam „mein Kaplan" bisweilen auch aus „den Schneeballen" heim und statt, wie ich in seiner Lage getan haben

[1] Die Wasserscheide zwischen Kinzigtal und Elztal.

[2] Ihre Kinder, die Helene und der Jörg setzten nach dem 1895 erfolgten Tode der Mutter die Art derselben in alleweg fort.

würde, mich fortzuschicken und nach der langen Bergwanderung Siesta zu machen, nahm er in seiner unerschöpflichen Geduld meine Lektion vor. Ja, er lobte mich noch: „Heinrich, du bist doch brav, daß du so lange gewartet hast!" Er hatte keine Ahnung davon, daß der Trippel mein „Sorgenlos" war und ich lieber auf ihm mich sonnte, als ins Feld ging oder in die Backstube. Es kam mehr denn einmal vor, daß von meinen Schulkameraden der eine oder andere unten vorbeiging, sei es in Handwerks- oder Feldgeschäften, und mir die richtigen Worte hinaufrief: „Du hesch es guat dert dowe, Du kannsch fulenze!" —

Ich kenne keinen Mann, der demütiger und bescheidener sein könnte, als mein erster Studienlehrer es war. Sein ganzes Wesen bestand aus Milde und Sanftmut. Man pflegt zu sagen, in den Augen der Menschen liege ihr Herz. Das trifft gar oft zu, allein es gibt Menschen, bei denen die Stimme das Echo des Herzens ist, und zu denen gehörte mein Kaplan. Seine Stimme tönte so weich und wohlwollend, so stille und geräuschlos, daß jeder nach den ersten Worten merken konnte, wes Geistes Kind er vor sich habe.

Leider habe ich in dieser Richtung nichts von ihm gelernt und besitze in gar vieler Hinsicht die seinen Tugenden gegenüberstehenden Fehler.

Dabei war er ein Mann voll lustigen Gemütes, der gerne unter die Menschen ging und in Gesellschaft verkehrte. Ich erinnere mich gar wohl, daß ich ihn eines Abends im Schwanen sah, wo er, auf dem Tanzboden stehend, heitern Angesichts den Tanzenden zuschaute. Ich selbst hatte mich mit einigen Kameraden unter die Saaltüre des Wirtshauses geschlichen und tat wie mein Lehrer.

Auch sonst hielt er, im übrigen in jeder Hinsicht ein frommer Priester, sehr wenig auf „Ordonnanz". Er trug meist eine Schildkappe und im Winter eine Pelzmütze, Dinge, die jetzt einen zum „Modernisten" stempeln würden.

Sein Zimmer, in welchem die lateinischen Stunden ab-

gehalten wurden, lag in der gleichen Front wie mein „Trippel" und besaß somit auch die liebliche Schau auf Berg und Tal. Das Meublement bestand aus Kasten, Bett, Schreibtisch und einem kleinen Büchergestell. Am Schreibtisch saß der Schüler und trug sein Pensum vor, während der Lehrer im kleinen Gemach langsam auf und ab ging.

Schon nach wenigen Wochen gab er mir ein Brieschen an den Vater mit, worin es hieß, der Heinrich sei fleißig und brav, zeige Liebe und Anlagen zum Lateinisch-Lernen und sei deshalb zum ferneren Studium empfehlenswert. Ich hatte vom ersten Tage an, da ich zum Kaplan ging, nie mehr gezweifelt; aber der Vater wollte die Gewißheit schwarz auf weiß haben, ehe er Vertrauen faßte. Jetzt zog er abermals eines Morgens den blauen Rock an und ging dem Pfarrhaus zu, um mit dem Kaplan eins zu werden über das „Lehrgeld". Dieser wollte anfänglich gar nichts für den Unterricht und verwies den Vater auf Gotteslohn. Da der Bäckermeister aber auf einer Bezahlung bestand, forderte der edle Priester einen ganzen Groschen für die Stunde!

Ich weiß nicht, wie arm der Kaplan damals war, jedenfalls gehe ich nicht fehl, wenn ich annehme, daß er noch weniger sein eigen nannte als ich später in seinem damaligen Alter. Und doch hat er für einen Groschen mir eine Lektion gegeben, während ich es nie um zehn Mark getan haben würde, wenn ich es nahezu täglich und so lange hätte tun müssen, als er es getan. Zu meiner Entschuldigung aber sei gesagt, daß dies nicht Eigennutz wäre, sondern lediglich Antipathie gegen jedes „Stundengeben". Es käme mir zu störend in meinen gewohnten täglichen Gedanken- und Arbeitskreis. Ein wahres Glück aber ist es, daß nicht alle geistlichen Herren so egoistisch, so launisch und eigenartig sind, wie ich einst als Pfarrer von Hagnau am Bodensee, und so kann manches talentvolle Bauernbüblein noch seinen Durst nach Wissenschaft befriedigen bei seinem Kaplan oder Pfarrverweser. Die betreffenden Herren

aber, welche dazu sich hergeben, haben meine volle Bewunderung.

Nur sollten diese Herren bei der Auswahl manchmal etwas vorsichtiger sein. Sie schauen in der Regel mehr auf das „Bravsein" als auf das Talent. Die braven Buben sind aber selten die „talentvollen". —

Nachdem ich einmal beim Kaplan festen Fuß gefaßt und die ersten Schwierigkeiten der lateinischen Grammatik überwunden hatte, schickte man mich noch in eine Extrastunde zum Oberlehrer, dem ich sein so ungünstiges Urteil über mich bald gerne verzieh. Ich bekam von ihm Unterricht im Klavier auf Wunsch der Großmutter, und im deutschen Styl und Aufsatz nach des Vaters Willen. In beiden Dingen machte ich schlechte Geschäfte. Drum hab' ich's erst in meinem spätern Leben zu einem nur halbwegs ordentlichen Styl gebracht und noch weit weniger zum Klavierspielen, das ich, wie wir sehen werden, in Rastatt bald ganz aufgab.

Bei der Familie des Lehrers verlebte ich aber in jenen Tagen noch manche vergnügte Stunde. Der Julius, mein Schulkamerad, war zwar fort, in Lahr bei einem Kaufmann, aber ich blieb nach der abendlichen Stunde, wenn der Lehrer zum Bier gegangen, bei der Tochter Mina und bei der Frau Lehrerin und plauderte mit ihnen, als wäre ich zu einem Weibe geboren gewesen. —

In der zweiten Jahreshälfte meiner Studien im Pfarrhaus begann bei mir auch das Französische. Die Grammatik lieferte aber diesmal nicht der Vetter Bachsepp aus Offenburg, sondern der Tod einer jungen Haslacherin, die eben aus dem Kloster-Institut Villingen heimgekehrt und gestorben war. Sie hieß 's „Grebers Theres". Aus ihrem Nachlaß ersteigerte ich die Grammatik von Hirzel und den „Télémaque" par Fénelon, zwei weitere Kleinode meiner anfänglichen Wissenschaft. Und der Lehrer? Mein erster Präzeptor in der gallischen Sprache war kein Mensch mehr und keiner weniger als ein alter, brotloser Schauspieler, den Hunger und Not

nach Haslach verschlagen hatten, wo er im Engel Logis nahm und sich als Lehrer der französischen Sprache ankündigte. Soweit ich mich erinnere, meldeten sich aber von den Knaben nur ich und mein Vetter Karl Franz, der neben den blutigen Studien in des Vaters Metzig noch die Sprache der Rothosen erlernen wollte.

Ich kann mir den armen, alten Mann heute noch wohl vorstellen. Abraham a Sancta Clara hat gemeint, Judas, der Erzschelm, habe ausgesehen wie eine „abgebrannte Ziegelhütte". Wenn ich ein ähnliches Bild gebrauchen wollte, so könnte ich sagen, der Mensch sah aus wie eine im Feuer aufgegangene Wachsbleiche. Und so oft ich im Geiste in jenes von allen Stürmen des Weltlebens und der Leidenschaften durchfurchte, blasse, faltige Gesicht meines „Franzosenlehrers", wie wir ihn nannten, zurückschaue, so kommt mir der Gedanke, ein mittelloser, verbummelter, alter Schauspieler müsse einer der unglücklichsten Menschen sein, die es auf Erden geben könne.

Wir hatten es kaum so weit gebracht, daß wir französisch bis hundert zählen konnten, als der Lehrer eines schönen Tages verschwunden war. Die Existenzlosigkeit hatte ihn von dannen getrieben, ohne daß er imstande gewesen wäre, den Engelwirt zu befriedigen, der uns in der Hausflur die Erklärung gab, der Franzos sei fort, und er wolle viel lieber seine bayerischen Sauhändler beherbergen als solche „Franzosenlehrer". Vetter Karl ließ jetzt seine Studien fallen, und mich unterrichtete fortan der Kaplan auch im Französischen, indem er zwei Stunden Latein in der Woche abzog.

Mein Freund Peter wurde, wie man im Kinzigtal zu sagen pflegt, ganz zipfelsinnig, als ich in der Backstube nun auch meine französischen Brocken losließ. Sein Respekt vor meiner Gelehrsamkeit wuchs ins Riesenhafte. Eines Tages besuchte ihn seine Schwester, eine kleine, ebenfalls schielende Bäuerin mit einer Miene, friedlich wie die Mondnacht auf der einsamen Dochbacher Höhe, und ich höre ihn jetzt noch,

wie er mich ihr vorstellte als „des Meisters Hainer", der schon so gut lateinisch und französisch könne als der Pfarrer von Steinach. Ich war stolz, als ob ich vor einer Königin belobigt würde.

In meinem lateinischen Übungsbuch stand auch ein kurzer Abriß der ältern römischen Geschichte, den ich im Winter 1851 beim Kaplan übersetzte. Unter steigendem Interesse zogen die sagenhaften Anfänge des römischen Volkes in meine Seele ein, und ich unterließ es nicht, auch einmal meinem Nachbar, dem Strumpfstricker, zu berichten von Romulus und Remus. Aber wie staunte ich beschämt, als das kleine Männlein das alles schon wußte und mir noch weit mehr erzählen konnte, als ich bis jetzt gelernt hatte! Kleinlaut ging ich von dannen, besiegt von Rottecks Weltgeschichte, welche der Walker so gut los hatte wie das Stricken wollener Strümpfe und Unterhosen. —

Der Kaplan war ein vorzüglicher Lehrer, und das Lateinische floß bei ihm so leicht wie Wasser. Aber er war ja ein Württemberger, und bei denen ist, dank ihren vortrefflichen Mittelschulen, der einfachste Dorfvikar in klassischen Sprachen besser daheim als im Badischen ein mittelmäßiger Professor. So machte ich denn bei meinem schwäbischen Allgäuer sprachlich ziemlich schnelle Fortschritte. Schon im Frühjahr 1852 bekam ich den Cornelius Nepos. Man sagt sonst gerne, dieser sei für Knaben langweilig; allein ich empfand davon nichts. Ich verschlang begierig die Lebensbeschreibungen der großen Feldherren und Staatsmänner des griechischen Volkes. Sie stellten sich mir zwar nicht dar mit dem Zauber der Rittergeschichten; aber der Umstand, daß ich ihre Taten aus einer fremden Sprache kennen lernte, hatte für mich einen eigentümlichen Reiz, und es machte mir jeweils große Freude, wenn ich, an gastfreien Nachmittagen in der väterlichen Wirtsstube sitzend, wieder ein Kapitel aus dem Latein entziffert hatte.

Ich hatte in dieser Zeit auch einige Wochen lang zwei

nachexerzierende Kollegen beim Kaplan und auf dem Trippel, zwei Schulkameraden, den Fridolin Kern und den Xaver Holzer. Der erstere wollte, meinem Beispiele folgend, auch studieren, und der letztere war Schreiber beim Bezirksamt und wollte Aktuar werden, wozu damals einige Spuren von der lateinischen Sprache nötig waren.

Der Fridolin, gescheiter als ich, steckte das Studieren bald wieder auf. Er wurde Kaufmann, ließ sich als solcher in Hasle nieder, amtete noch als Sparkassenrechner und Stadtrat und starb vor wenig Jahren als ein vermöglicher Mann.

Der Xaver Holzer, der begabteste von uns dreien, wurde richtig Aktuar. Aber sein Durst war viel größer als der damalige elende Gehalt eines Amtsschreibers. Das brachte ihn in allerlei Mißstände, von denen ihn ein früher Tod erlöste. —

Im Juli 1852 trat ein für mich hochwichtiges Ereignis und damit eine achttägige Pause im Kaplans-Unterricht ein. Die Großmutter unternahm mit mir eine Wallfahrt nach Einsiedeln, wozu eben Gelegenheit sich bot. Ein Haslacher — er hieß Buchholz — seit Jahren schon in Richterswyl am Zürichersee, unweit des genannten und weit bekannten Wallfahrtsortes, als Schreiner ansässig, war in seine Heimat gekommen mit seiner Ehehälfte, einer ältern Schweizerin. Auf seiner Rückreise konnten wir das Paar begleiten. Die Großmutter zog die eigene Frömmigkeit nach dem berühmten Gnadenort, und mich wollte sie dort samt meinem Studium der Muttergottes empfehlen. Mir war es, offen gesagt, ganz gleichgültig, was die gute Frau mit mir in Einsiedeln anfangen wollte, mein Hauptvergnügen war die weite Reise.

In einer milden Sommernacht um die zwölfte Stunde traten wir vier Reisegefährten in die Stube des „Petersepp“, eines Fuhrmannes, der am „Graben“ wohnte, in der Nähe meines Vaterhauses, und mit seinem Frucht- und Botenwagen regelmäßig am Freitag nacht seine Tour nach Lahr machte. Leute von Hasle, die nicht gerne zu Fuß nach Lahr

gingen und gerne billig reisen wollten, fuhren in der Regel mit dem Petersepp. Bei dem kostete es höchstens einen Schoppen bei der Ankunft, und dafür durfte man unter das schützende Zelttuch seines Wagens, unter die „Blache", liegen und konnte auf leeren Fruchtsäcken schlafen bis in die Stadt, in welcher der viel geschnupfte „Lotzbeck" fabriziert wird.

Um 6 Uhr waren wir am Bahnhof in Dinglingen, und schon vor Mittag pilgerte die kleine Karawane in der schönen Stadt Basel ein. Der Schreinermeister geleitete uns in eine ziemlich armselige Wirtschaft, in enger Gasse gelegen, wo wir aber zum Glück einen Kutscher trafen, der mit seinem Zweispänner leer nach Baden im Aargau fuhr und um billiges Geld uns dahin mitnahm. Über Liestal und Brugg, durch herrliches Land, ging's der Bäderstadt zu. Aug' und Herz schwelgten bei mir, während die drei alten Personen meist schliefen; denn es war ein heißer Sommertag und die Fahrt eine gar lange.

Spät in der Nacht langten wir in Baden an. Der Fuhrmann setzte uns in „der Wage", einem stattlichen Gasthof in der Nähe der Kirche, ab. Alles war von Fremden überfüllt, und wir mußten in e i n Zimmer, aus dem man die schon zu Bett gegangenen Mägde vertrieben hatte.

Am andern Morgen benützte ich vor Abgang des Zuges nach Zürich die Zeit, um in den Straßen von Baden zu lustwandeln. Es kam mir alles so fremd und merkwürdig vor, daß ich die Abreise bald vergessen hätte und der Schreinermeister mich suchen mußte und endlich traf, wie ich ganz in Betrachtung versunken auf der schönen, alten Limmatbrücke stand. Es muß damals schon der spätere Reisebeschreiber in mir gesteckt sein! Die zwei Frauen waren bereits am Bahnhof, als ich mit dem Meister Leim dahergaloppierte und von der Großmutter gehörig gezankt wurde, weil ich ein gedankenloser „Wunderfiz" sei und keinen „Wallfahrtsgeist" hätte.

Das einzige, was die Großmutter im Auge hatte, war

eben Einsiedeln, und das Schreiner-Ehepaar dachte nur ans Heimkommen. Drum sprengte der Schreinermeister uns in Zürich auch möglichst schnell durch Straßen und Gassen der Dampfschiffstation zu, und ich konnte, mit unserm Reisesack beladen und mit den zwei alten Damen hintendrein hinkend, nur im Flug die schöne Stadt anstaunen.

Wenn einem Sterblichen sich einmal der Himmel öffnet, kann er unmöglich mehr staunen als ich Pilgrim, da das erste Dampfschiff mich über den Zürichersee trug. Der Schreinermeister aber, mit Zylinder und einem langen blauen Rock angetan, mußte schwere Not leiden, bis er alle meine Fragen beantwortet hatte. Wer mir damals gesagt hätte, daß ich in meinem Leben auch noch jahrelang an einem solchen schönen See wohnen dürfte, den würde ich als einen Engel Gottes verehrt haben.

In Richterswyl nahm uns der Haslacher in sein Haus auf, wo ich Kaffee bekam nach Schweizerart, mit Butter und Syrup; und dieser vornehme Kaffee ist die einzige, lebhafte Erinnerung, die mir von meinem Aufenthalt im Hause des Schreiners geblieben ist.

Zwanzig Jahre später kam ich wieder nach Richterswyl auf dem Weg nach Einsiedeln. Ich wollte den Schreiner besuchen, aber er und seine Frau waren tot und ich den gänzlich verschwyzerten Kindern ein Fremdling. —

Gegen Abend zog die Großmutter mit mir weiter gen Einsiedeln, aber zu Fuß. Die fromme Frau hatte sich seither beklagt, daß man immer gefahren sei, eine solche Wallfahrt habe kein großes Verdienst. So mußte ich denn den mühsamen, dreistündigen Weg über die „Schindellegi" neben der Ahne herlaufen und, was mir noch härter vorkam, beten. Kaum vor dem Dorfe draußen, hatte sie ihren Rosenkranz aus der Tasche genommen und zum Gebet kommandiert. Ich hätte so gerne über Berg und Tal mit der Großmutter gesprochen und Land und Leute in aller Gemütsruhe betrachtet, und jetzt mußte ich den Rosenkranz beten mit seinem

für Kinder und besonders für Knaben so langweiligen Einerlei. Und so oft ich aus der Rolle fiel und der Großmutter dies oder jenes am Weg hin zeigen wollte, da wurde ich abgekanzelt und zur Andacht zurückgetrieben.

Offen gesagt, hat mir damals der Rosenkranz, den wir noch oft gebetet, bis wir heimkamen, die ganze Reisefreude getrübt. Ich habe dann deshalb dieses herrliche Gebet viele Jahre nicht mehr gebetet und so gründlich verlernt, daß ich es als Anfangs-Theologe gar nicht mehr beten konnte. Erst die Not hat mich im spätern Alter den Rosenkranz wieder beten und lieben gelehrt. Und heute kann ich aus eben so offenem Herzen sagen: Wer den Rosenkranz nicht liebt, der kennt ihn nicht.

Es dunkelte schon stark, als wir in Einsiedeln einrückten und in den „drei Herzen" einkehrten, aber der vielen Pilger wegen, die alle Wirtshäuser füllten, uns mit einer Kammer und mit e i n e m Bett begnügen mußten, während in einem zweiten Lager im gleichen Zimmer ein Elsässer Bauer und seine Frau Platz genommen hatten. Ich weigerte mich standhaft, als fast fünfzehnjähriger baumlanger Junge zu der Großmutter zu schlafen und gab nicht nach, bis diese den schon schlafenden Elsässer weckte und ihn bestimmte, mich in sein Lager aufzunehmen und die Frauen zusammen zu tun.

Ich schlief wie ein König neben dem Überrheiner, aber schon um vier Uhr morgens weckte mich meine Begleiterin, die bereits marschfertig war für die Gnadenkapelle. Nüchtern und schlaftrunken stieg ich zum Tempel hinan. Voll der heiligsten Andacht und Verehrung warf sich die Großmutter vor das Madonnenbild, an dem ich keinen großen Unterschied fand, wenn ich es mit jenem in der heimatlichen Lorettokapelle verglich. Nur das reichere Gewand und die zahllosen Votivgeschenke in der dunkeln Kapelle reizten meine Aufmerksamkeit. Die Großmutter hörte und sah nichts vor Inbrunst, und so bemerkte sie es nicht, als ich, da zudem immer mehr Leute vor dem Gnadenort sich sammelten, mich erhob

und mir das große, herrliche Gotteshaus von Altar zu Altar musterte. Dann betrachtete ich aber auch die Pilger. So viele mir in Kleidung und Mienen fremdartige Menschen hatte ich im Leben noch nie gesehen, und sie nahmen mich deshalb ganz in Anspruch.

Daß die Seele eines Knaben, in all das äußere Sehen und Betrachten versunken, nicht zum Beten aufgelegt ist, begriff die gute Großmutter nicht. Sie fahndete auf mich, nachdem sie ihr langes Gebet beendigt, schleppte den leichtsinnigen Enkel in die Beichtkapelle, wo er, wie sie, beichten und dann die heilige Kommunion empfangen mußte. Ich tat es, aber sie mochte mir angesehen haben, daß die rechte Stimmung fehlte. Sie sprach mir auf dem Weg zum Wirtshaus und Frühstück gar scharf zu und meinte, sie würde mich nie mehr mitnehmen auf eine Wallfahrt, man habe nichts als Zorn und Ärger mit mir, weil ich nicht beten wollte. Ich solle von nun an in Einsiedeln laufen, wo ich wolle, sie werde in ihrer Andacht nur gestört durch mein Benehmen.

Jetzt war mir aufgeholfen, und die zwei Tage unseres Verweilens am Gnadenorte boten mir jetzt außerhalb der Kirche viele Stunden großen Genusses. Ich schlenderte in den Straßen umher, besah die Krämerstände und Auslagefenster, saß stundenlang auf den steinernen Treppen vor dem Gotteshaus und ließ die Pilger an mir vorbei passieren oder wanderte vor den Flecken hinaus, wo mir namentlich das Beinhaus auf dem Gottesacker mit den zahllosen Totenschädeln mächtig imponierte. Um die Mittags- und Abendzeit suchte ich die Großmutter auf in der Kirche, aus der sie den ganzen Tag nicht herauskam außer zum Essen. —

Noch ist mir von jenem ersten Aufenthalt in Einsiedeln wohl erinnerlich, daß der Nachtwächter so schön seine Stunden gesungen hat.

Zu Fuß ging's am dritten Tage, abermals unter Rosenkranzgebet, über die Schindellegi zurück nach Richterswyl. Hier ward dem Schreinermeister Adieu gesagt und in Zürich

im „Schwert“ übernachtet. Als wir am andern Morgen durch die Straßen der Stadt hinauszogen gen Schaffhausen, wurden wir als Pilger erkannt und von bösen Buben verspottet. Empört wollte ich mich mit meinem dünnen Meerrohrstöckchen auf die Schlingel stürzen, allein die Großmutter wehrte dringend ab.

Es ging uns noch öfters so in den Dörfern, durch die wir an diesem und am folgenden Tage betend pilgerten, und heute noch sollen die Wallfahrer, welche zu Fuß daherziehen und beten, ähnlich insultiert werden. Wenn es Juden wären, die nach Einsiedeln zum Grabe irgend eines Patriarchen zögen, würde man sie natürlich mit der größten Toleranz behandeln! Der ganze Vorgang aber ist eine Schande für die „freie Schweiz“, weil es ein gemeines Vergehen gegen die wahre Freiheit ist. —

Zu Kloten im „Leuen“ fanden wir am ersten Abend von Zürich weg unser Nachtquartier und trafen dort den „Basche“ (Sebastian Fehrenbacher), einen Fuhrmann aus Haslach, der in jener eisenbahnarmen Zeit jede Woche mit Salz, das er in Dürrheim bei Donaueschingen geholt, nach Zürich fuhr.

Laufen und Beten war auch die Tagesordnung für den kommenden Morgen; allein die Sonne brannte so heiß, daß ich um Mittag — wir hatten eben bei Eglisau den Rhein passiert — erklärte, zu Fuß nicht mehr weiter zu können. Ich erinnere mich noch der vielen reifenden Saatfelder, an denen wir vorbeizogen. Die Großmutter munterte mich auf und versprach mir, im nächsten Dorfe, Rafz, ein Fuhrwerk zu nehmen; dies geschah, und unter ihrem beständigen Predigen über meinen schlechten Wallfahrtsgeist kamen wir nach Schaffhausen.

Hier aber rächte mich ein Wirt und Metzger, bei dem wir einkehrten und Mittag machten, am „Wallfahrtsgeist“ meiner Begleiterin. Der Wirt, welcher gefragt hatte, woher die Reise käme, stellte uns einige Stücke Fleisch vor, die ziemlich schlecht sich präsentierten, aber nicht schlecht waren.

Meine Großmutter, eine bessere Bürgerin, war ungehalten über die „Möckel" und sagte das dem Wirt. Der aber meinte, Wallfahrtsleute sollten nicht so wählerisch sein, denn zum Wallfahren gehöre nicht nur Gebet, sondern auch Abtötung.

Ich schwieg aus Respekt vor der Großmutter; aber innerlich freute es mich, daß auch ihr Wallfahrtsgeist seinen Tadler gefunden.

In Schaffhausen nahm uns abends um 8 Uhr der Eilwagen auf und, von einer Poststation auf die andere durchfahrend, gelangten wir über das Randengebirg ins Badische und durch die Baar und den oberen Schwarzwald am nächsten Nachmittag in der Heimat an. Aber hier ging der Tanz erst recht los. Die Großmutter hatte nichts eiligeres zu tun, als sich bei Vater und Mutter zu beklagen über meine irreligiöse Aufführung: Ich hätte nur herumvagieren, aber nicht beten wollen; aus mir werde „seiner Lebtag" kein Geistlicher, weil ich viel lieber auf der Straße als in der schönsten Kirche sei usw.

Mein braver Vater mit seinem praktischen Verstand ergriff meine Partei und fertigte die übereifrige Frau ab mit den mir heute noch präsenten Worten: „So amma Bua muaß mer nit z'viel zuamuate im Bette!" Die ersten Zweifel, ob je ein Priester aus mir werden würde, konnte er jedoch der Großmutter nicht mehr nehmen. Der Delinquent aber ging, noch ganz erfüllt von all dem Vielen, das er gesehen, wieder zu seinem Kaplan und setzte eifrig seine Studien fort.

Noch erinnere ich mich, daß mir meine Mutter als Reisetaschengeld einen halben Gulden, d. i. dreißig Kreuzer mitgegeben hatte.

Von diesen hatte ich bei der Heimkehr noch zwölf Kreuzer erspart.

Diese nahmen mir zwei Kameraden, der Wilhelm Haiß und der Richard Neumeier, genannt der Mede, beide angehende Hammerschmiede beim Vater Haiß, am ersten Sonntag nach der Heimkehr im Spiel ab.

Sie hatten hinter dem Haißschen Haus eine Kegelbahn angelegt, und auf der lernten wir das Kegelspiel, das ich später so gerne trieb. Wir spielten nur um Kreuzer, aber diese waren dazumal rarer bei Leuten meines Alters, als heute die Markstücke.

Beide Kameraden, die mich damals durch meinen Verlust tief betrübten, gehören zu den wenigen meiner Zeitgenossen, die heute, 1910, noch leben.

Beide sind ehemalige Hammerwerksbesitzer und Rentner geworden. —

So schwand der Sommer, und es ward Herbst, der mich von der Heimat weg auf die Staatsschule bringen sollte.

Hatte auch die Zeit der „Stunden" beim Kaplan dem Genius der seligen Kindheit schon bedeutend die Flügel beschnitten und mich belehrt, daß ich kein sorgenloses Kind mehr sei, so winkten mir doch immer noch die süße Heimat und das liebe Vaterhaus. Aus diesem Kreise verbannt, lernte ich, wider Erwarten, erst recht die Not des jungen Menschenlebens kennen und fühlen, daß ich aus dem Paradiese der Jugendzeit verstoßen sei.

Wenn ich aber heute zurückdenke an die Tage und Monate beim Kaplan, so erscheinen sie mir immer noch verklärt vom Glanze der scheidenden Sonne des Kinderglückes. Die reinsten Freuden meiner Studienzeit fallen in jene Tage, da ich vom „Trippel" des Pfarrhauses herabschaute oder in dem stillen Zimmerchen des Kaplans meine lateinischen und französischen Sätze hersagte und da ein milder, sanfter, ewig lächelnder Priester mein Lehrer und die Marie und die Magdalena meine ersten, wahren und aufrichtigen Freundinnen außerhalb des Vaterhauses waren.

Mit der Stunde, da ich das heimatliche Pfarrhaus als Kaplansschüler für immer verließ, hatte ich, was stete Ruhe und Heiterkeit betrifft, die Glanzperiode meiner Studienzeit begraben. Der alte Trippel am Pfarrhause war die letzte Höhe, von der ich, noch mit einem Fuß in der Kinderzeit

stehend, ungetrübten Herzens zurückblicken konnte in die Vergangenheit. —

Der Kaplan schied, wie schon erwähnt, bald nach mir aus dem Städtchen und wirkte als Pfarrverweser bald da bald dort im Lande, bis er als Pfarrer im Linzgau jahrelang sich niederließ. Hier besuchte ich ihn einmal im Jahre 1878, nachdem wir uns seit 1861 nicht mehr gesehen hatten. Es war ein regnerischer April-Nachmittag, als ich mit der eleganten Equipage des benachbarten Reichstagsabgeordneten und Großindustriellen Heilig von Pfullendorf, den ich besucht hatte, vor dem einsamen, armseligen Pfarrhause in Rast, Amt Meßkirch, vorfuhr und nach dem Pfarrer mich erkundigte. In einem trüben Gemach traf ich ihn, wie er eben, aufgeschreckt durch das Vorfahren einer Chaise, seinen Hausrock mit der Sutane wechseln wollte. Ich gab mich nicht zu erkennen; er schaute einige Zeit prüfend in des Fremdlings Antlitz, und dann sprach er das eine Wort: „Heinrich".

Er hatte seinen Schüler, den er als Priester noch nie gesehen, erkannt und eine lebhafte Freude, ihn, der seitdem so manchen Sturm erlebt, einmal zu sehen. Welche Veränderungen waren aber an uns beiden vorgegangen?! Der Knabe vom „Trippel" war zum grauwerdenden Manne herangewachsen, und der rotbackige schwäbische Vikar dem Greisenalter zugeschritten. Seine Wangen waren gebleicht, sein volles Gesicht eingefallen und seine schwarzen Locken fast weiß geworden.

Aber seelisch hatte er sich nicht geändert. Der gleiche milde Blick, die sanfte Stimme, die anspruchslose Bescheidenheit sprachen aus dem alten Pfarrer, wie aus dem jungen Kaplan. Und der Schüler? Der blasse Knabe, der einst stillvergnügt auf dem „Trippel" des Pfarrhauses geträumt hatte und jeweils demütig in des Lehrers Zimmer getreten war, ging heute schweren Schrittes, unruhig, lebhaft redend und gestikulierend im Pfarrhause seines Lehrers auf und ab. Und der stille Mann staunte und schaute, ohne ein Wort zu sprechen,

an dem Ruhelosen hinauf und dachte wohl: „Aber der hat sich verändert!" — Und warum so verändert? Weil er keine jener Eigenschaften besitzt, die des Lehrers Tugenden waren und sind. Wäre ich so sanft und demütig durch die Welt und die Menschen gewandelt wie mein erster Studienlehrer, so hätte ich vieles nicht erleben und erfahren müssen. Allein wenn es nicht „im Holz liegt, so gibt es keine Pfeifen". Bei mir lag eben das Gegenteil von dem im Holz, was meinem Lehrer die Natur gegeben, und da ich leider nicht asketisch und selbstverleugnend genug bin, um aus meinem Holze bessere Pfeifen zu schneiden, so pfeife ich eben allermeist aus dem schlechten Naturholz.

Ich nahm den lieben Herrn in meiner Equipage mit bis Klosterwald, im Lande Sigmaringen, wo wir noch einige schwäbisch-preußische Geistliche trafen und „ein gutes Bier" tranken. Den ganzen Abend aber konnte ich mich nicht satt sehen an meinem „Kaplan" und nicht genug zurückdenken an das erste, selige Jahr meiner Studienzeit.

Zu Anfang der achtziger Jahre hat er die unwirtsame Hochebene, auf welcher er gegen 20 Jahre verlebt, verlassen und im schönen Breisgau, im Dorfe Gündlingen bei Freiburg, eine wohlverdiente Pfründe bezogen, auf der er noch amtete, als ich nach Freiburg kam, und von der ihn Alter und Krankheit 1890 abriefen. Er zog als Pensionär hinab ins Renchtal, nach dem Städtchen Oberkirch, in dessen Nähe er einst Pfarrverweser gewesen war, und wo ich ihn 1894 zum letzten Male als zittrigen Greisen gesehen habe. Er starb hier 1895, und ich bedauerte sehr, daß eigenes Kranksein mich verhinderte, ihn zu Grab zu geleiten. Möge ihm die Erde leicht sein. Ich aber werde ihn nie vergessen, bis ich ihm nachfolge aus diesem Tale der Zähren, in dem er mir nicht wenige Freuden verschafft hat während meiner Studienzeit bei ihm. —

Der Quartaner zu Rastatt.

So große Hindernisse, wie dem Beginn meiner Studien, stellten sich der Fortsetzung derselben entgegen. Man wußte lange nicht, wohin ich aufs Gymnasium, damals Lyzeum genannt, kommen sollte. Erst frug die Mutter in Freiburg bei ihrer Schwester an, wo ich ja früher schon einige Zeit „studiert" hatte[1]. Da hieß es, man nehme dort nicht gerne auswärtige Schüler auf, weil das Lyzeum überfüllt sei; auch gäbe es keinen Platz mehr am Tische des Freiburger Onkels für mich, es seien zu viele „Ladendiener" im Hause.

Jetzt wandte ich mich an meinen in dem benachbarten Offenburg studierenden Freund Lorenz Maus. Der machte zunächst ein Quartier ausfindig beim Sattlermeister Hugelmann, worauf ich eines Tages die Mutter mit des Stadtmüllers „Fuchsen" hinunterkutschierte. Sie wurde aber mit den Leuten im Preis nicht einig, fand keine andere Wohnung, und am Abend fuhren wir trübselig und resultatlos wieder das Tal hinauf.

Die Not war groß. Noch am Abend ward Familienrat gehalten, in welchem die Großmutter das Wort führte und meinte, es sei eben kein Segen mit dem „Bua", der keinen „guten Geist" habe und nicht beten wolle.

Da zündete mir, da ich weinend neben der Mutter stand, der Vater das letzte Hoffnungslichtlein an.

Ihm fiel ein Haslacher in Rastatt ein, mit dem er in den zwanziger Jahren daselbst beim Militär gewesen, der aber dort geblieben war und sich als Schuhmacher niedergelassen

[1] Siehe „Aus meiner Jugendzeit".

hatte. Bei diesem, seinem alten Freund und Kriegskameraden Joseph Braun, würde ich sicher Aufnahme finden.

In aller Frühe am andern Morgen schrieb die Mutter dem Schuhmacher einen Brief. Und nun hing mein Schicksal von der Entscheidung eines Schuhmachers ab. Denn, so ward am Abend beschlossen, wenn's in Rastatt auch nichts ist, dann tut man den „Kärle" eben doch in die Backstube. Man wird begreifen, mit welcher Spannung ich der Lösung harrte. Mein Kaplan tröstete mich mit dem Versprechen, im Schwabenland mich unterzubringen, wenn ich im Badischen nicht ankomme, und Peter, mein Backstubenfreund, ermunterte zum Widerstand gegen die Rückkehr in die Backstube. „Hainer," sprach er, „wenn i scho so viel latinisch und französisch könnt' wie Du, tät i ums Läbe kei Beck mehr wäre (werden)."

Briefträger in Hasle war damals der Polizeidiener und Schuhmacher Schmieder, der mit dem Säbel umgürtet von Haus zu Haus die Neuigkeiten trug.

Mit Zittern und Beben sah ich die nächsten Tage den dicken Schuster die „vordere Gasse" herabschreiten mit seiner großen Brieftasche, und ängstlich frug ich ihn jeweils, ob er keinen Brief von Rastatt „für uns" habe. Endlich am fünften oder sechsten Tage kam die Antwort. Ein Zufall gab eine günstige Entscheidung.

Des Schuhmachers Sohn Adolf, 1893 als Pfarrer von Ilmenau gestorben, wollte, um der „Tyrannei des Direktors" zu entgehen, das letzte Gymnasialjahr in Konstanz machen. So bekam sein Vater Platz für mich und Geld für ihn von mir. Für vierzehn Gulden, d. i. 24 Mark, monatlich bot er sich an, mich in „Kost und Logis nebst Licht, Holz und Wasch" zu nehmen.

Er hatte schon mit dem Direktor des Lyzeums gesprochen und lud uns auf den letzten September nach Rastatt ein, da am 1. Oktober die Aufnahmsprüfung stattfinden sollte.

Der Familienrat genehmigte einstimmig des Schuhmachers Antrag, und ich war in jener Stunde sicherlich das

glücklichste Menschenkind in Hasle. Was mein Glück noch erhöhte, war die neue Ausstaffierung, die ich bekam. Der „Schnidersepp", Joseph Liebert, der heute, 1910, noch lebt als ein hoher Achtziger, kam ins Haus und mit ihm „'s Holzer-Peters Magdalene", eine Näherin, und die zwei richteten mir Kleider und Hemden zu, und an einen alten nußbaumenen Koffer meines Großvaters, des „Wälder-Xaveri", mußte der Schlosser Sahl ein neues Schloß machen, damit er meine Habe aufnehmen und bewahren konnte.

Wie eine Braut glücklich ist in den Tagen, da ihre Ausstattung gemacht wird, und nicht ahnt, daß sie vielleicht in kurzem weint über ihr Elend und sich zurücksehnt ins Elternhaus, so ging es mir.

Der Himmel hing mir buchstäblich voller Baßgeigen, und alles, was ich sah und hörte und hoffte, war mir Musik. Ich sah lauter goldene Berge in der Zukunft und verließ, als der ersehnte Tag gekommen war, leichten Herzens das Vaterhaus, den Kaplan und die trauten, tannengrünen Berge der Heimat.

So marschieren wir Menschenkinder alle mit „Pfeifen und Trummen" aus dem Paradies der ersten Jugendzeit hinein ins feindliche Leben und in den Kampf ums Dasein. Und erst, wenn wir tüchtig Schläge und Wunden empfangen haben, kommen wir wieder zu uns und sagen uns:

O selig, ein Kind noch zu sein.

Die Mutter begleitete mich. Als wir an einem nebelfeuchten Herbstmorgen vor dem Vaterhaus in den „Privat-Omnibus", der von Wolfach nach Offenburg fuhr, einstiegen, kam mir der alte, klapperige Kasten auf vier Rädern vor wie ein „Sonnenwagen", der zum Himmel fährt.

In Rastatt empfing uns am Bahnhof der Schuhmacher Braun, der mit seinem eleganten Auftreten und seinen Steghosen einem Oberamtmann ähnlicher sah als einem Schuhmacher und mir deshalb gewaltig imponierte. Er war zudem

behaftet mit großer, eines Haslachers würdigen Lebendigkeit. Unser erster offizieller Gang galt dem Direktor des Lyzeums, welchem die Zeugnisse nebst Heimats- und Impfschein, ohne welch letztern damals kein Deutscher studienfähig war, übergeben wurden. Noch sehe ich den Knaben lebhaft im Geiste vor mir, wie er mit großen Augen das Lyzeum, seine altehrwürdigen Lindenbäume und den gestrengen Herrn anschaute, den der Schuhmachermeister in seinem Rastatter Dialekt immer wieder „Herr Tärrekder" titulierte, und der in einem besonderen Hause neben der Schule wohnte.

Der Direktor, ein stattlicher Herr mit einem Spitzbauch und einem Schweizerbart, meinte, als er gefragt hatte, wie alt der „lange Junge" sei, der sei zwar etwas alt, aber wenn er Talent habe, könne er es doch noch zu etwas bringen. Ich sollte morgen früh zur Aufnahmsprüfung kommen, wo es sich entscheide, in welche Klasse ich aufgenommen würde. Dann filzte er den Schuhmacher, weil dieser seinen Sohn von der Anstalt wegnehme. Meister Braun ließ sich auf keine Diskussion ein, da er die Heftigkeit des Direktors kannte, erwiderte aber mit Haslacher Humor, „er bringe ja in mir der Anstalt einen Ersatz für seinen Sohn." —

Nach dieser Vorstellung ward im Gasthaus „zum Pflug", wo die Mutter den morgigen Examenstag abwarten wollte, herrenmäßig zu Mittag gespeist, und unser Haslacher, nebenbei auch Stadtrat, erzählte während des Mahles seine noch frischen Erlebnisse aus der Revolutionszeit. Ich saß da wie der Herkules am Scheidewege; ich wußte nicht, ob ich zuhören und nicht essen, oder essen und nicht zuhören sollte; so spannend war die Erzählung, aber ebenso reizend auch das Menu der Frau Pflugwirtin.

Am Nachmittag bezog ich mein Quartier. Das Häuschen des Schuhmachermeisters stand an der Murg, unmittelbar am Eingang zum „Rohrersteg", vom Flusse nur getrennt durch den Damm, der die Gewässer von den Wohnungen der Menschen abhalten sollte. Auf der Flußseite zeigte das kleine,

zweistöckige Haus eine Bombe, die während der Beschießung durch die Preußen da eingeschlagen hatte und mir neuen Respekt vor denselben einflößte zu dem alten, den ich in Haslach gewonnen[1].

Das freundlichste Zimmer des Hauses, im zweiten Stock, ward mir angewiesen. Ich mußte es aber mit einem jüngern Sohne der Familie, Karl, der ebenfalls das Lyzeum besuchte, teilen. Er wurde später der Nachfolger seines Vaters in Besitz und Gewerb, ist aber jetzt seit Jahren auch schon tot. Die Frau Braun, eine dicke, richtige Rastatterin, hatte in dem Häuschen das Licht der Welt erblickt und nebenbei vollauf das Zeug, mir bisweilen eine Standrede zu halten, was bald vonnöten wurde. Die Tochter Amalie, ein Mädchen in meinem Alter, konnte nie meine Sympathie gewinnen, weil sie mir stets sehr kleine Stückchen Brot um vier Uhr schnitt und fast ständig eine sogenannte „Rotznase" trug. Sie starb vor Jahren schon im schönsten Alter als wackere Bäckersfrau in Baden-Baden. Eine Magd aus dem Murgtal, „Hanne" genannt, zwei Schuhmachergesellen und drei Lehrjungen, Vinzenz, Otto und Gervas, bildeten die weitere Hausgesellschaft, in die jetzt der „Becke-Philipple" von Hasle eintrat.

Der 1. Oktober kam. Gegen die neunte Morgenstunde zog ich zum erstenmal in die Hallen des Lyzeums ein, wo es von Aspiranten und Nachexaminanden wimmelte. Mitten aus diesem Knabengewimmel ragte die fabrikschlotige Gestalt des Lyzeumsdieners Schill hervor, ordnend und zurechtweisend. Kein Rekrut kann ängstlicher und wildfremder am ersten Tage im Kasernenhof vor seinem Korporal stehen als ich heute vor dem alten Schill. Sein praktischer Blick kannte aber sofort unter den „Neuen" die ländlich Einfältigen, und als ehemaliger Bauernbub' nahm er sich derselben zunächst an.

Außerdem mochte ihn meine lange Gestalt reizen, und so schritt er denn alsbald auf mich zu und fragte, woher ich käme und in welche Klasse ich aufgenommen werden wollte. „Ich

[1] Siehe hierüber die Erinnerungen „Aus meiner Jugendzeit".

möcht' 's Exame mache in d' Unterquarta und bin von Hasle," lautete meine Antwort. „So, von Haslach, aus dem Freischärlernest, wo sie die Gendarmen so verfolgt haben!" meinte der Alte, welcher in der Revolutionszeit noch Brigadier bei der Gendarmerie gewesen war. Ich erschrak nicht wenig, dachte an meinen Heckerhut mit seiner Kokarde und seinen Hennenfedern und gab das Examen schon verloren, falls meine Heckertaten bekannt wären.

Es sollte noch besser kommen. In das Zimmer, welches der ehemalige Gendarm mir und einigen andern zur Prüfung und Nachprüfung Bestimmten angewiesen hatte, stampfte alsbald juckenden Schrittes der Professor Donsbach, Klassenlehrer von Unterquarta. Er war der erste Professor, den ich im Leben sah, und ich hielt damals einen Professor für das, wofür ein richtiger lateinischer Schulmeister sich selber hält, für einen Mann, der alles weiß[1]. So benahm sich auch mein zukünftiger Klassenlehrer.

Seine ganze Anrede an mich zitterndes Bauernbübchen war eine Verherrlichung des systematischen Unterrichts durch akademisch und philologisch gebildete Lehrer und eine Verurteilung jeder Kaplansstudien. „In seine Klasse könne ich nicht aufgenommen werden, da bei ihm nur tüchtig und regelrecht gebildete Schüler Zutritt fänden", so lautete der Schluß seines Selbstlobs. Ich weinte und verwünschte im stillen mein ganzes Studium. Doch, wie es Prahlhansen eigen ist, nachdem der Professor sich in seiner ganzen Wichtigkeit vorgestellt hatte, wurde er vernünftig und diktierte mir und meinem Mitaspiranten aus Ettlingen, namens Eisele, ein Pensum zu lateinischer Übersetzung.

Wenn einer sein eigenes Todesurteil schreiben soll, kann

[1] Er war geboren in Kirchberg in der Pfalz und ehe er 1841 als Vorstand der Bürgerschule zu Ettenheim ins Badische gekommen, Lehrer in Germersheim und Neustadt a. H. gewesen. Von 1848—1850 hatte er als Direktor des Progymnasiums in Donaueschingen funktioniert und war 1850 nach Rastatt, damals ein Hauptsitz für unbrauchbare Direktoren, versetzt worden.

er unmöglich befangener sein, als ich es war bei Fertigung dieser Übersetzung. Eine Stunde später und unter allerlei wichtigtuenden Redensarten erklärte uns Donsbach für aufgenommen in seine Klasse. Sonst wurde ich in nichts geprüft; das Latein mußte die Signatur fürs Ganze abgeben. Beruhigt kehrte die Mutter am Nachmittag heim, und ich begann am andern Morgen das Tagewerk eines Unterquartaners am Lyzeum zu Rastatt.

Damals war die badische Welt noch nicht so verkehrt wie heute, wo man den Preußen alles, auch die Dummheiten, nachmacht und nach preußischer Art bei der Klasseneinteilung an den Gymnasien mit Eins, d. i. mit Prima, zu zählen aufhört und mit Sexta zu zählen anfängt. Zu meiner Gymnasiumszeit war Prima die unterste Klasse und Obersexta die höchste und letzte, so wie es nach Adam Riese und nach dem gesunden Menschenverstand richtig ist; jetzt zäumt man den Gaul beim Schwanz auf, wie in vielen Dingen der Pädagogik und des Volkswohls, und nennt Prima die oberste und Sexta die unterste Klasse. Unterquarta war also zu meiner Zeit die vierte Klasse unterer Abteilung, und auf dieser Schanze fing mein Leiden an.

Schon in der ersten Woche zeigte sich, daß ich meinen Mitschülern, das Latein ausgenommen, weit hintennach stand. Dazu kamen als neue Lehrfächer Griechisch, Geometrie, Geschichte, Naturgeschichte und Geographie: lauter spanische Dörfer für mich. Im Deutschen hatten wir den Lyzeumslehrer Rauch, einen Mann, der einen affektierten preußisch-hochdeutschen Dialekt sprach, dem mein Kinzigtäler Alemannisch ein Greuel war und der mit der rücksichtslosesten Derbheit dem eingeschüchterten Knaben begegnete. Um, ich kann es nicht anders nennen, seinen Haß gegen mich zu schildern, wird sich später reichlich Gelegenheit finden.

Den französischen Unterricht gab ein junger Lehramtspraktikant Forster, welcher schon in der zweiten Woche ein großes Wort gelassen zu mir sprach, und das lautete: „Geh Du

wieder heim, mit Dir ist es doch nichts!" Mir, der ich allezeit weichherzig gewesen und geblieben bin, liefen die hellen Tränen aus den Augen. Trotzdem fügte der Herr, weil ich größer und älter war als meine Mitschüler, unter deren Hohngelächter seinem salomonischen Urteil als Witz den Studentenvers bei:

Geh du lieber in ein Kloster
Und bet dreitausend Paternoster,
Du alter Haslacher, Du! —

Elf Jahre später, ich hatte eben das philologische Staatsexamen in Karlsruhe bestanden, traf ich in der Residenz den inzwischen Professor gewordenen Herrn Forster.

Er staunte, daß ich, trotzdem ich nur sechs Semester auf der Universität gewesen und Philologie nur nebenher studiert hatte, das Examen, das heute viel schwerer sei als zu seiner Zeit, bestanden hätte.

Jetzt rächte ich mich für seinen Spott und meinte: „Das ist der gleiche Hansjakob, den Sie beim Beginn seiner Rastatter Studien wieder heimschicken wollten, weil nichts mit ihm sei."

Im übrigen war ich dem Mann, der als überguter Direktor des Gymnasiums in Konstanz starb, nie böse; denn Unterlehrer und Lehramtspraktikanten haben ja zu allen Zeiten gewisse jugendlich-knabenhafte Vorrechte gehabt; allein, was ich damals gefühlt, ist nicht zu beschreiben. Von Schwierigkeiten aller Art umgeben, in ein förmliches Chaos mir ganz fremder Lehrgegenstände eingetaucht, von einzelnen Lehrern malträtiert, von andern verspottet, von den Mitschülern verlacht, zu alledem, gleich nach der Abreise der Mutter, von namenlosem Heimweh geplagt, erfuhr ich zum ersten Male jene Lage, in der die Menschenseele nur noch einen Wunsch hat, nämlich den, nicht mehr zu existieren.

Ich war später auch jahrelang badischer Lehramtspraktikant; aber ich habe die schüchternen Bauernbuben in

der ersten Zeit mit der größten Rücksicht behandelt, eingedenk meines eigenen Elends als angehender Unterquartaner. —

Nur ein akademisch gebildeter Lehrer hat in jenen Schmerzenstagen mit Milde mich behandelt, und das war der ebenfalls blutjunge Lehramtspraktikant Stephan, welcher uns den Unterricht in der griechischen Sprache und in der Geschichte erteilte. Daß aus ihm später ein so wilder Politiker und Journalist werden würde, der als Professor und Redakteur in Offenburg seinen ehemaligen Schüler als Reichstagskandidaten mehr denn einmal scharf bekämpfte, hätte ich damals nicht geahnt.

So oft ich ihm später, da er als greiser Pensionär in Freiburg lebte und starb, begegnete, habe ich ihn freundlich gegrüßt in dankbarer Erinnerung an sein mir in den elendesten Stunden meines jungen Lebens gezeigtes Wohlwollen, habe ihn gegrüßt, obwohl ich wußte, daß er als Altkatholik kein Freund der römischen Priester war.

Reallehrer Santo, der Mathematiker und Zoologe der Klasse, welcher mich mit seinen Steghosen an den Haslacher Unterlehrer Kunz erinnerte, war ein braver, gutmütiger Mann. Daß mir von seiner Rechnerei nichts in meinen, jedem mathematischen Denken abholden Kopf wollte, dafür konnte er nichts.

Wie oft saß ich in den ersten Wochen meiner Rastatter Studienzeit am Abend nach der Schule im kühlen Herbstwind auf dem Murgdamm, wie die Israeliten an den Flüssen Babels, und weinte. Die Tränen benetzten mein dünngestrichenes Butterbrot, das ich eben erhalten hatte, und über dasselbe hinaus in die flüchtigen Wellen sehend, träumte ich von der Heimat, von Vater und Mutter, von Berg und Tal und von den friedlichen Zeiten beim Kaplan.

O, wie hatte sich alles geändert in so kurzer Zeit! Mit welch süßen Hoffnungen war ich nach Rastatt gezogen, und wie ward ich enttäuscht! Wenn ich mich nicht geschämt hätte,

ich wäre auf und davon gelaufen und heim zum Vater und hätte ihn auf den Knien angefleht, mich doch für ewige Zeiten in der Backstube zu lassen. So entsetzlich entleidet war mir das „Studieren", das Leben in der Fremde und die Behandlung am Lyzeum.

Und wo fand ich allein für Augenblicke Trost? Ich zögere keine Sekunde, es offen zu sagen: Bei den Gesellen und Lehrbuben in der Schuhmacherwerkstätte meines Hausherrn. Und ich füge bei: „Honny soit qui mal y pense!" Sie waren die einzigen Menschen, welche, auch fremd, mich fragten und selbst erzählten über die Heimat und von allem, was das Denken an sie hervorruft. Von meinen Kindestagen her noch eingenommen für Schuhmacherei, vergaß ich, ihnen zuschauend, für kurze Zeit mein Elend. Bald griff ich auch zur Ahle, zum Hammer und „zum Drahtspitz" und fing zu schustern an. Ich habe es in den drei Jahren, da ich im Schusterhause weilte, so weit gebracht, daß ich meine Stiefel „flecken" und einen „Riester" ansetzen konnte. Selbst Sohlen hab' ich bisweilen aufgenäht. Und das alles frohen Herzens, wobei manches „Schul- und Heimweh" vergessen wurde.

Ich war oft so vertieft in die Schuhmacherei und die Gespräche mit den Schuhmachern, daß mir Meister Braun, der nie mehr auf dem Stuhle saß, sondern in der Stube zuschnitt, wiederholt durch das kleine Fenster, welches von der Wohnstube in die Werkstätte ging, rufen mußte, es sei Zeit zum Lernen.

So habe ich mir unzählige schwere Stunden bei diesen Leuten vertrieben und absolut nichts Böses von ihnen gelernt. Es ist mir nicht das Geringste der Art auch nur noch in der blassesten Erinnerung. Die Gesellen arbeiteten „auf Stück" und verköstigten sich deshalb morgens und abends selbst. Ihr tägliches Brot ließen sie beim Bäckermeister Greil im „Dörfl", jenseits der Murg, holen, und manchmal mußte der jüngste Lehrjunge, Gervasius Falk, ein dicker, guter Kerl aus Lichten-

tal bei Baden[1] und der Gesellen Diener, auch mir ein frischgebackenes „Groschenlaibchen" mitbringen, das ich dann unter meinen Pechfreunden mit königlicher Glückseligkeit verzehrte.

Die Lehrbuben waren, der Vinzenz ausgenommen, in meinem Alter. Der Otto Hermann war der Sohn eines Grenzaufsehers und sehr begabt. Er wurde später Soldat und Sergeant, und als ich nach Freiburg kam, war er nach vielen Fährnissen Schreiber beim erzbischöflichen Bauamt geworden. Er starb als gänzlich verarmter Mensch.

Von den Gesellen erinnere ich mich nur noch an den Namen des einen; er hieß Neuner und beschloß sein Leben in Rastatt, wo ich ihn 1870 noch beim gleichen Meister Braun antraf. —

Ich will hier gleich noch eines gewöhnlichen Mannes gedenken aus meiner Quartanerzeit, der mir in jenen schlimmen Tagen manchen Zeitvertreib gewährte. Zwei Häuser unter dem unsrigen wohnte am Flußdamm ein Weber und bei diesem ein Hornist von den badischen Truppen, namens Lorenz. In seinen freien Stunden stopfte er Vögel aus, wobei ich ihm sehr oft Gesellschaft leistete. Auch blies er mir bisweilen ein Stückchen auf seiner Trompete. Er hat so dem trübseligen Quartaner viele Stunden versüßt. Noch vor mir verließ er aber seine Wohnung an der Murg, und ich sah ihn nicht wieder, bis er mir fünfundzwanzig Jahre später als alter Postschaffner auf einem Dampfschiff des Bodensees wieder unter die Augen kam. Ich hatte ihn sofort erkannt, aber alle Mühe, ihm das abgehärmte Studentlein, dem er so manchen Trost verschafft, wieder ins Gedächtnis zu rufen. —

„Wo die Not am größten, da ist die Hilfe Gottes am

---

[1] Er starb vor einigen Jahren als alter Junggeselle in seiner Heimat, wo er sich als Schuster niedergelassen hatte.

Der Vinzenz hatte bereits ausgelernt, da ich ins Haus kam. Er war ebenfalls aus Lichtental, wo er als junger Meister gestorben ist.

nächsten." An einem November-Nachmittag des Jahres 1852 wandelte ich die Schloßstraße herab und weinte. Ich kam eben aus der Schule, wo der Lyzeumslehrer Rauch mich armen Jungen wieder malträtiert hatte als den dümmsten „und liederlichsten Gesellen"[1] der Klasse. Mir war das Leben entleidet. Als ich nun in dieser Stimmung an die Ecke des Pflugwirtshauses gekommen war, rief mir eine wohlbekannte Stimme von weitem zu: „Hainer, Hainer!" Wer war's? Kein anderer Mensch als der „Peter", welcher freudigen Schrittes vom Bahnhof her den „Kapellenberg" herab auf mich zukam. Er hatte ein Felleisen auf dem Rücken und befand sich auch „in der Fremde". Seit vier Tagen hatte er mein Elternhaus verlassen und den Weg zu Fuß hierher gemacht. Er brachte Grüße von Vater und Mutter, zog sein ledernes Beutelchen und gab mir einen „Sechsbätzner", den ihm der Vater für mich mitgegeben. Jetzt traten Freudentränen in meine Augen, und der gute Peter erschien mir wie ein Bote des Himmels. All mein Jammer war vergessen, auch das Verbot des Wirtshausbesuchs störte mich keine Sekunde. Flugs ward mit Peter in die nächste Bierbrauerei „Blasl" gezogen, wo ich ihm Bier und „Käsebrot", wie die Rastatter sagen, bezahlte und nach der Heimat fragte, als ob ich dieselbe schon vor zwanzig Jahren verlassen hätte.

Als aber Peter endlich fragte, wie es mir gehe, da trat mein Elend wieder tiefschwarz vor die Seele. Ja es tat mir noch weher als vorher. Ich dachte an den Sechsbätzner des Vaters, der offenbar ein Zeichen seiner väterlichen Liebe sein sollte — denn so viel Geld hatte er mir nie zuvor gegeben — und an das, was ich dem guten Vater dagegen bieten konnte: die sehr wahrscheinliche Aussichtslosigkeit meiner Studien. Peter konnte es fast nicht glauben, daß ich, daheim so gescheit, jetzt so dumm geworden sein sollte. „Du duursch mi in d'r Säl[2], Hainer!" sprach er, und als abermals die Tränen mich

[1] Ein Lieblingsausdruck dieses „akademisch" gebildeten Lehrers.
[2] Ich bedaure dich in der Seele.

ergriffen, weinte der gute Mensch mit mir. Trüb und still gingen wir zusammen an den Bahnhof; Peter wollte noch mit dem Abendzug nach Karlsruhe.

O, wie beneidete ich den armen Bäckergesellen, als er nach treuherzigem Abschied davonfuhr! Wie gerne wäre ich damals mit ihm als Handwerksbursche durch die Welt gezogen, statt zu meinem Studierelend zurückzukehren.

Ich habe den guten Peter seit jener traurigen Stunde nie mehr gesehen. Es ging auch ihm schlecht auf der Wanderschaft. Der unscheinbare, schielende, schüchterne Bursche mochte an vielen Türen verächtlich abgewiesen worden sein. Da kehrte er zurück auf den Dochbach, packte seine Habseligkeiten in einen Koffer und fuhr übers Meer.

Es waren mehr denn dreißig Jahre durch die Welt gegangen, als ich in den achtziger Jahren eines Tages einen Brief und Zeitungen aus Amerika erhielt. Beide waren vom „Peter", der Schriften von mir in amerikanischen Zeitungen besprochen gefunden und dieselben sich verschafft hatte. Er freute sich hoch, daß ich es doch noch „zu etwas gebracht hätte", und erinnerte an unsern schweren Abschied am Bahnhof in Rastatt. Er lebte als Bäckermeister in einem Städtchen des Staates Ohio, und es ging dem braven Menschen gut. Ich habe seitdem nichts mehr von ihm gehört. Er wird den Weg alles Fleisches gegangen sein, der gute Peter. —

In der Rastatter Unterquarta des Jahres 1852/53 fand sich unter den siebzehn Schülern gewiß keiner, der mehr gearbeitet hätte als ich, und dies unter erschwerenden Umständen. Mein Zimmerchen wurde zur Winterszeit des Abends weder geheizt, noch bekam ich ein eigenes Licht. Ich mußte mit den Weibsleuten der Familie am gleichen Tisch um eine Unschlittkerze sitzen und, während sie nähten, spannen und schwatzten, meine Aufgaben machen von 7 bis 10 Uhr. Meister Braun ging regelmäßig „zum Wein" in die „Laterne" oder in den „Karpfen", wo er auch zu Nacht speiste, und die Schuster arbeiteten bis 8 Uhr in ihrer „Boutique".

Wenn aber dann die Zeit der Ruhe für den geplagten Quartaner kam, so fand er sie doch nicht, weil das kleine Häuschen im Winter, wo sie vom Murgdamm und den benachbarten Gärten einwanderten, voll war von Mäusen, die ich fürchtete wie's Feuer, und die in der Nacht ihr störendes Unwesen im Zimmer trieben und selbst mein Lager nicht verschonten.

Die gute Großmutter hatte mir beim alten Allerweltskünstler Glücker, dessen ich in den Jugenderinnerungen erwähnt, ein Klavier gekauft und geschickt, nicht ahnend, daß es mir nicht ums Klavierspielen sei. Auf diesem Klavier brachte ich manchmal, auf der Flucht vor den Mäusen, die Nacht zu. Noch heute tönen mir bei dieser Erinnerung die nächtlichen Rufe der österreichischen Soldaten auf den Wällen und Bastionen jenseits der Murg im Ohre; denn ihr „Halt, wer da!" hörte ich in gar vielen schlaflosen Stunden jenes Winters.

Es kam Weihnachten und damit die ersten Ferien. Tag und Nacht hatte ich, je näher diese Zeit rückte, keinen andern Gedanken mehr als das Heimkommen, trotzdem ich auf ein schlechtes Zeugnis zu hoffen hatte nicht bloß vom Lyzeum, sondern auch von meinen Pflegeleuten. Ich kam, wie fast immer in meinem Leben, mit den „Damen" des Hauses nicht aus, weil meine Haslacher Zunge so wenig schwieg als die Weiberzungen; zudem schmeckte mir nicht alles, was die Weiber kochten und mir und den Lehrbuben samt dem Hausherrn und seiner Familie servierten. Meister Braun aber hatte zu klagen, daß ich zu viel Taschengeld von ihm fordere. Das ging aber so zu:

Jeder Haslacher, wenigstens jeder normale, es gibt auch „verg'ratene", hat das Bedürfnis, für seine irdische Trübsal im Wirtshaus Heilung zu suchen. Diesem Zug des Erbherzens folgte ich beizeiten, und weil die Zahl meiner Trübsal Legion war, trank ich nicht selten einen „Schoppen". Da wohnte ein Mitschüler, der spätere Apotheker Schoch von

Lichtenau, jahrelang ein Fixstern am Himmel der liberalen Landesboten Badens, bei dem Restaurateur Nußer, während ein anderer Mitschüler, Diehl mit Namen — er wurde später Zugmeister — der Sohn des „Sternenwirts" war. Diese beiden besuchte ich öfters und trank mit ihnen bescheiden ein Schöpplein, verzehrte eine „Karlsruher Wurst" und vergaß meine elende Lage, wenigstens so lange ich aß und trank.

Alle diese Fehler und Schwächen standen in einem Uriasbrief, den mein Hausherr mir mitgab an den Vater. Dazu kam mein Lyzeumszeugnis, das, kurz gesagt, dahin lautete, daß ich der zweitletzte in der Klasse sei und es mir an allen Ecken fehle. Mit diesem „Christkindle" für die hoffnungsvollen Eltern kam ich heim. Ich weiß das folgende noch so genau, als wäre es erst gestern passiert. In der Stube standen der Vater und der Nachbar Basilius, der Färber, und schauten dem alten Metzger Kröpple zu, wie er eben von dem fürs Vaterhaus geschlachteten Schwein Leberwürste machte. Die Mutter trat gleich darauf aus der Küche herein und brachte dem Wurstler noch einige Zutaten.

Als ehrlicher Junge gab ich sofort alle meine Papiere hin; die Mutter las, der Vater las und der Basil las. Der brach das Schweigen zuerst mit den Worten an meinen Vater: „Gält', i hab der's g'sait, der Kärle word nint do dunte. B'halt'n deheim un nemme in Bachschtub, sonsch hesch in a paar Johr a Lump!" Vergeblich erzählte ich unter Tränen von meinem fleißigen Studieren, von der „Schinderei" durch die Lehrer, von den vielen, mir fremden Lehrgegenständen. Die Trostschoppen hatten den Stab über mich gebrochen. So kam zum alten Elend in der Fremde neues im Vaterhaus. Ich hatte traurige Ferien; der Vater würdigte mich keines Wortes während der ganzen Vakanz.

Der liebe Gott hat es doch gut gemeint mit dem jungen Menschenherzen, daß er es so stark gemacht hat in Ertragung von Widerwärtigkeiten. Ein Kinder- und Knabenherz bricht nicht, und an gebrochenem Herzen stirbt kein Kind und kein

normaler Knabe. Erst die erwachsenen Menschen greift Not und Elend, Kummer und Gram auf Leben und Tod an. So war auch mein Herz in jenen Tagen und Monaten stark und blieb es. Wenn ich noch so sehr die Armseligkeit meiner Lage fühlte und in Momenten gerne gestorben wäre, so gab ich mich doch nie ganz auf und trug mein Leid rüstig weiter. —

Es wäre mir lieb gewesen, wenn ich nach diesem trostlosen Anfangserfolg mein Studium hätte aufstecken müssen; allein im „Schlafkollegium" bei der Großmutter ward anders beschlossen. Die beiden Frauen glaubten ihren Stolz beleidigt, wenn es im Städtchen geheißen hätte: „Schtadtwirts Heinrich het mer nit bruche kenne zuam Schtudiere!" Die Großmutter hatte vorab starken „Korpsgeist". Drum ward verfügt, daß ich nach Neujahr abermals nach Rastatt zöge, und dem Scheidenden wurden entsprechende Ratschläge in Menge eingepackt; unter andern auch d e r, Privatstunden zu nehmen, um doch ja mit Ehren fortzukommen.

So trat ich denn nach Neujahr wieder in die alten Sorgen ein. Ein Obersextaner, Steinbrenner, der heute noch leben und in Heidelberg Reallehrer sein soll, gab mir Extrastunden. Er wohnte in der „Saugasse", dem Haupt-Studenten-Viertel, und im gleichen Hause mit ihm, in einem elenden Zimmerchen im Hof, der Tertianer Leopold Hirn, Sohn eines Lehrers aus dem Dorfe Weiler bei Haslach[1]. So oft nun meine Stunde zu Ende war, besuchte ich meinen Landsmann, dem es besser ging als mir, dessen ganzes Schulelend meist daher kam, daß er sich nicht auch für die Tertia gemeldet hatte, wo er mit seinem schlechten Volksschulsack eher zu Streich gekommen wäre.

Die Philisterin des Sextaners und des Kinzigtälers war eine alte Witwe mit ihrer ebenfalls bejahrten Tochter. Die letztere holte uns Jungen jeweils aus der nahen Bierbrauerei Kolb eine Flasche Bier. Wir beide plauderten dabei von der Heimat und von den Bauern des Dorfes Weiler, die ich alle

[1] Der gute, kleine Leopold, ein Virtuos im Klavierspielen, starb 1887 als Pfarrer in Randegg.

kannte. So war ich für eine Stunde wieder selig. Dann wandelte ich dem Rohrersteg zu, saß zwischen „Tag und Licht" bei meinen Schustern, bis die Zeit kam, neben den Weibsleuten meine Studien zu beginnen.

Der Winter ging, das Frühjahr kam, ohne daß ich an Ostern bedeutende Fortschritte gemacht hätte; ich war nur vom Zweit- zum Drittletzten avanciert und brachte so einen schlechten „Osterhas" nach Hause. Ich selbst war's jetzt gewohnt, einer der dümmsten in der Klasse zu sein, während Vater, Mutter und Großmutter sich trösteten mit dem Schimmer von Hoffnung, der in dem einen Schritt lag, mit welchem ich mich vom Letzten entfernt hatte. Daß im Avancieren aber noch nicht der Sieg liegt, sollte sich später nur zu klar erweisen. —

Vom Sommer 1853 sind mir noch zwei Dinge, die außerhalb der Schule spielten, lebhaft in der Erinnerung: Die Gründung einer kleinen Kneipgesellschaft von Unterquartanern und mein erster Besuch in der Weltstadt Baden-Baden. Was ein ordentliches Bier- und Kneipgenie werden will, muß sich beizeiten entwickeln. Und so hatte ich von den ersten Tagen meines Rastatter Aufenthaltes an einen unwiderstehlichen Drang nach Bier und nach Bierhäusern. In diesem Sinne gewann ich einige Mitglieder zur Errichtung einer Verbindung. Es waren darunter von den besten und von den schlechtesten Schülern der Klasse; unter den erstern Schoch und Holder, der jetzige Hofbibliothekar in Karlsruhe, beide durch ihre Leistungen in der Schule mich um so viel übertreffend, als ich länger war denn sie. An Körpergröße aber übertraf ich fast die zwei Kleinen, wenn man sie aufeinander gestellt hätte. Unter den letztern, den schlechtesten, waren ein Muxel aus Baden, ein Friedmann aus Plittersdorf, beide jung gestorben, und meine Wenigkeit. Wenn ich mich recht erinnere, häkelte uns eine Schwester des Friedmann die „Korpsbänder" aus gefärbter Baumwolle, das Stück zu sechs Kreuzer.

Unsere Kneipe schlugen wir im Salmen auf, drunten an der Murg, am Eingang in das Gebiet der „Schwabengasse". Salmenwirt war damals ein ehemaliger preußischer Oberfeuerwerker, der eine Rastatterin geheiratet hatte. Er räumte uns, da an Werktagen wenig Gäste kamen, gerne in der Rückseite des Hauses ein geräumiges Zimmer ein zu unseren heimlichen Zusammenkünften an den freien Nachmittagen des Mittwoch und Samstag. Da schlich dann einer um den andern, wenn die Spaziergänger auf dem Murgdamm sich verlaufen, herbei, und bald saß das Kollegium beisammen. Die Korpsbänder wurden „angezogen", die Zigarren angezündet und geraucht, gesungen und getrunken, als ob wir das größte Recht dazu hätten. „Wir fühlten uns!"

Wie an lauen Sommerabenden in stillen Teichen die Frösche behaglich ihr monotones Lied quaken und der Lindenbaum am Ufer hin mit den Zweigen dazu nickt im Abendwind, so freuten wir „Frösche" uns in dem von der Außenwelt abgewandten Gemach; der Lindenbaum aber war die Schwiegermutter des Wirts, die uns bediente und wohlwollend nickend unter den lustigen Fröschen[1] stand.

Dabei waren wir „mindere Brüder" aus der Schule weit fideler als jene, welche in der Klasse prosperierten, und wir sangen aus vollster Kehle:

Und des Weltalls Kummer und Sorgen,
Sie gingen an ihnen vorbei.

Bei mir fing in jenen Tagen der Galgenhumor zu keimen an. Wenn ich auch am Morgen in der Schule geweint hatte, im Salmen ward gejubelt und gescherzt, als wäre ich der erste in der Klasse. Oft ging ich dann gen Abend mit dem kleinen Holder heim, schrieb ihm seine elegant gefertigten „Präparationen" ab und ließ mir von ihm eine Übersetzung

---

[1] Frosch wurde zu meiner Zeit der Student des Gymnasiums (Lyzeums) von den Akademikern genannt; das Gymnasium aber hieß Teich.

vorkonstruieren; aber es wollte eben nicht Tag werden in meinem Kopf. Am andern Morgen, trotz allnächtlichen Studierens und frühen Aufstehens, war ich eben wieder der „dumme Hansjakob". Ebenso hat Schoch mir manchmal Begriffe aus der Arithmetik und Geometrie beibringen wollen, aber da war erst recht nichts. Ich habe in meinem Leben nie auch nur den ersten und einfachsten Beweis aus der Geometrie verstanden.

Mit dem Schlusse des Schuljahres ward unser „Korps" aufgelöst. Muxel und Friedmann, die das gleiche unten zu besprechende Schicksal traf wie mich, wandten sich dem Handwerk zu; Schoch, den ich erst zwanzig Jahre später wieder im Landtag sah, ging in eine Apotheke, und denen, die nach Oberquarta kamen, verging bald jede Freude. Warum, werde ich später melden, wenn die Würde eines Oberquartaners einmal an mich gelangt sein wird. —

An Pfingsten 1853 machte ich meinen ersten Ausflug nach Baden auf Einladung meines Leidensgefährten Muxel, der tags zuvor schon heimgereist war. Den Begleiter und Führer auf dieser Fußpartie über Ebersteinburg und das alte Schloß machte mein Hausfreund, der Schusterjunge Gervasius, welcher nach seiner Heimat Lichtental wollte.

Um 4 Uhr des Morgens ward aufgebrochen. Vor dem „Niederbühler Tor" gesellte sich zu uns der Knecht des Hofapothekers Wagner, der die gleiche Tour zu machen vorhatte. Ich bin all mein Lebtag mit „gemeinen Leuten" gerne umgegangen, deswegen haben meine Schriften, um mit dem „Württembergischen Staatsanzeiger" zu reden, auch eine „so stark demokratische Basis", und so wanderte ich mit dem Apothekersknecht und dem Schuhmacher auf „al pari" lustig bergan.

Der erstere war ein köstlicher Kerl. Weil sein Beruf ihm auferlegte, die Apothekerwaren seines Herrn in einem Mörser zu stoßen, wußte er eine Menge lateinischer Namen, die mir wildfremd klangen, so daß ich zu dem Glauben kam,

der Knecht gäbe einen bessern Quartaner ab als ich. Er sprach mir beharrlich zu, „Medizin" zu studieren, während ich mäuschenstill war über meine Zukunft; denn es durchzogen mich Ahnungen, es könnte nichts Studiertes aus derselben herauskommen. Es war gut, daß wir bald in der „Rose" zu Ebersteinburg anlangten, wo uns Essen und Trinken auf andere Gedanken brachte; denn mir ging es in jenen Tagen, so oft ich vom Fachstudium hörte, wie dem Gehenkten, dem man vom Hause des Seilers erzählt.

Weder die Ruine Eberstein, noch das alte Schloß imponierte mir, sondern vorab der herrliche Wald, der von Ebersteinburg nach Baden führt, und die Sicht von jenem Dorfe in die Lande weithin. Die Natur hat von meinen Kindestagen an stets mein Herz gehabt und hat es in meinen alten Tagen noch; ja sie bekommt es täglich mehr, weil sie sich uns allein von allem Irdischen ewig treu und ewig schön präsentiert mitten im Wechsel, in der Armseligkeit und in den Täuschungen des Menschenlebens.

Auch von Baden gefiel mir lediglich seine wunderbare Lage; die Stadt selbst, ihre Brunnen, Bäder und Gasthäuser konnten mich nicht begeistern. Nur zwei Dinge machten einen bleibenden Eindruck auf meine Knabenseele. Das eine war das berühmte Kruzifix auf dem alten Kirchhofe und das andere die Göttin der Gerechtigkeit auf dem Amthause der Stadt. Warum letztere, die ich hier zum ersten Male sah, solchen Effekt auf mich machte, ist mir heute noch unerklärlich. War es eine Ahnung meines Geistes, daß ich im Leben mit der Gerechtigkeit so stark in Konflikt kommen und dereinst ihr „Märtyrer" werden sollte? Sicher ist, daß ich in mir die erste Erinnerung an Baden-Baden nie wecken kann, ohne im Vordergrunde jene Dinge zu schauen. Der herrliche Kopf jenes Kruzifixes aber hängt seit vielen Jahren in meinem Arbeitszimmer in der Karthause.

Mit meinem Kollegen Muxel, dessen Vater, mein' ich, Kupferschmied war, bummelte ich den Tag über in den

Straßen der Stadt herum und verzehrte zwischenhinein meine paar Kreuzerlein in den Bierhäusern. Den vielen vornehmen Menschen gegenüber, die an mir vorüberwandelten, kam ich mir vor wie der arme Lazarus an den Pforten des reichen Prassers. Dies fühlte ich beim Scheiden noch mehr. Da mein Quartaner-Beutelchen nicht auf die Badener Preise eingerichtet war, hatte ich am Abend kein Geld mehr, auch nur um von Oos nach Rastatt fahren zu können, und es mußte der weite Weg zu Fuß gemacht werden. Mit einer Rastatter Maurersfamilie, welche ich vor Oos draußen traf, trabte ich über das öde Dorf Sandweier ziemlich abgehärmt und müde der Festung zu. Gervasius, der Schusterjunge, hatte Urlaub bis zum andern Abend.

Wer mir an jenem Pfingstabend gesagt hätte, es käme die Zeit, wo ich in einem der schönsten Häuser der Stadt Baden, bei meinem Freund Max Reichert, wohnen, Champagner trinken und Delikatessen genießen dürfte, den hätte ich für einen Märchenerzähler aus „Tausend und eine Nacht" gehalten. —

Zu den Hintermännern meiner Klasse gehörten auch der schon genannte Alois Eisele aus Ettlingen und ein Ernst Weick aus Freiburg. Mit ihnen mußte ich einmal im Sommer 1853 von 12—1 Uhr in der Schule bleiben. Wir hatten beim Lyzeumslehrer Rauch ein Gedicht zwar auswendig gelernt, aber nicht in dem von diesem Herrn damals schon scharf akzentuierten preußischen Dialekt hersagen können, weil diese Sprache den badischen Menschen in jenen Tagen noch nicht so geläufig war wie heute.

Als der Lyzeumsdiener uns eingeschlossen und in seinem kratzbürstigen Kaiserstühler Dialekt[1] das obligate „So, hab' ich wieder einige Vögel" — zugerufen hatte, berieten wir drei, was wir anfangen wollten, wenn der nahende Schluß des Schuljahres uns zum „Repetieren" verurteilen sollte. Eisele, ein alter, breiter Knabe, mit einem Sokrateskopf und schlot-

[1] Schill war aus Oberbergen am Kaiserstuhl.

ternden Knien, entschied sich für Eintritt in die Weberei und Spinnerei seiner Vaterstadt, und Weick, ein schlanker, blasser Jüngling, der mit der Zunge etwas anstieß, sprach die Absicht aus, zu den Dragonern sich wenden zu wollen. Ich getraute mir nicht, ohne Wissen der Eltern einen Plan zu machen, und erklärte: „Ich gehe heim, und dann sollen sie mit mir machen, was sie wollen.“ Alle drei haben, als die Katastrophe eintrat, ihre Entschlüsse zur Ausführung gebracht[1]. —

Noch eine Hoffnung kam bei mir zum Strahlen. Der Lehrer Rauch, der mich am schlechtesten behandelte, bestimmte mich zum Vortrag eines Gedichtes bei dem Schlußakt, offenbar nicht weil er sein Übelwollen gegen mich geändert hatte, sondern weil ich eine helle Stimme besaß und er selbst sich nicht blamieren wollte.

Diese „Auszeichnung“ ließ in mir die Hoffnung leuchten, ich würde sicher durchkommen, denn man könne ja, so sagte ich mir, einen Repetenten nicht öffentlich auftreten lassen.

So schrieb ich denn kühn meinen Eltern, sie sollten zur Prüfung kommen. Dieser Brief, datiert vom 7. August 1853, ist der einzige, der sich aus meiner ganzen Studienzeit erhalten hat, aber mir erst 1909 wieder zu Gesicht kam.

Ich lud darin meine Eltern zur Prüfung am 19. August ein und besonders den Vater, den ich auf den am 18. jeweils mit großer Feierlichkeit begangenen Geburtstag des Kaisers von Österreich aufmerksam machte. Ich teilte dann noch stolz mit, daß ich „in der Prüfung eine kleine Rede vortragen würde“.

Der Brief schließt also: „In der Hoffnung, daß jemand kommt, grüßt Euch nebst Geschwister, Großmutter, Lenebas und allen unsern Hausgenossen Euer stets dankbarer Sohn Heinrich, studiosus theologiae.“

[1] Weick ging einige Jahre später freiwillig zu den gelben Dragonern und starb als Zahlmeister. Eisele soll als Aufseher in einer Fabrik seiner Vaterstadt das Leben beschlossen haben.

Dieser Studiosus der Theologie hat mich am meisten erstaunt, als ich den Brief 56 Jahre später wieder in die Hand bekam. Denn das ist mir so erinnerlich, als ob es gestern erst gewesen, daß ich in jenen Quartanertagen an alles eher dachte, als an die Theologie. Im Anfang des Briefes bedankte ich mich für ein Geldgeschenk der Großmutter und ich vermute, daß ich mich mit dem studiosus theologiae dafür bedanken und für weitere Gaben empfehlen wollte. Im Ernst genommen wäre jener Titel sonst eine Lächerlichkeit gewesen beim damaligen Stand meines Alters und meiner Studien.

Kaum war der Brief fort, so änderte sich die hoffnungsvolle Situation.

Schon mehrere Tage vor der offiziellen Verteilung der Zeugnisse ging nämlich in der Klasse das Gerücht, es müßten sechs Mann sitzen bleiben.

Durch allerlei Kanäle schwitzte immer etwas über die Beschlüsse der entscheidenden Lehrerkonferenz in die Schülerschaft. Die Väter mancher Schüler aus der Stadt saßen mit den Professoren und Lehramtspraktikanten auf dem Museum, oder die Hausfrauen, bei denen sie wohnten, und die eigenen Gattinnen der verheirateten Lehrer wurden als Spioninnen angestellt.

So erfuhren wir Nicht-Rastatter durch die eingeborenen oder eingesessenen Kameraden auch das uns drohende Schicksal.

So war ich schon etwas vorbereitet, als der 23. August des Jahres 1853 herankam. An diesem Tage, einem Dienstag, fand in der Schloßkirche, welche, dem Lyzeum gegenüber liegend, unser ständiges Gotteshaus war, der feierliche Schlußgottesdienst statt. Der geistliche Professor Nicolai stimmte das Tedeum an; mir aber war's nicht ums Singen, denn nach dem Tedeum sollten die Zeugnisse verteilt werden. Wie ein armer Sünder schritt ich aus der Kirche meinem Klassenzimmer zu. Gleich darauf juckte Professor Donsbach

daher mit — den Endurteilen. „Was dumme und faule Buwe gewesen sind, die müssen sitzen bleiben.“ Mit diesen Worten fing er die Verteilung an. Beim dreizehnten begann das Repetieren, und ich war der vierzehnte, abermals um einen avanciert, aber das Schicksal hatte mich doch erreicht. „Hansjakob,“ sprach der Professor, indem er mir mein Zeugnis gab, „Du kannst das Studieren aufstecken, sonst mußt Du noch heiraten auf dem Lyzeum, so alt wirst Du!“ Die Mitschüler lachten, und ich starrte weinend in mein Todesurteil, das da lautete: „Muß repetieren.“

Es gibt Augenblicke im Menschenleben, in denen wir unsern ganzen Seelenzustand, getrennt vom Leibe, als Objekt vor uns haben, und zu solchen Momenten gehört jener, da ein fleißiger und strebsamer Schüler es schriftlich vor sich hat, daß er unfähig sei zum Weiterkommen. Mein volles seelisches Elend lag, während ich in mein Zeugnis schaute, gleichsam in dem Raum zwischen dem verhängnisvollen Papier und mir Unglücklichem.

O ihr alle, die ihr schon von dem Lose des „Repetierens“ betroffen worden seid oder es noch werdet, ich kenne eure Situation und versichere euch als einstiger Leidensbruder meiner vollsten Sympathie!

Ihr Eltern aber, denen ein Repetent am Schlusse des Schuljahres heimkommt, verurteilt den armen Knaben nicht, nehmt ihm nicht durch Schimpfen und Schelten alles Ehrgefühl und alle Hoffnung; denn auch aus einem „Sitzenbleiber“ kann sehr oft noch etwas Rechtes auferstehen!

Man hüte sich überhaupt, ganz abgesehen von meinem Fall, in den Kreisen der Eltern und Lehrer, einen Knaben nach seinen erstjährigen Leistungen zu beurteilen. Manchen Menschenkindes Talent liegt tief in der Seele Grund; es will und muß Zeit haben, bis es an die Oberfläche kommt. Es gleicht einem Samenkorn, das lange in der Erde ruht, bis es keimt. Andere schießen früh ins Kraut und sterben frühe ab. Wer Kresse säet, hat in acht Tagen was Grünes,

aber bis eine Eichel zum Boden herausschaut, geht's lange. Die erstere gibt nur einen Salat, die letztere aber einen Eichbaum.

Ich habe viele Studenten gekannt, die in den unteren Klassen exzellierten und in den oberen, wo es ans Denken ging, als Esel paradierten und es fürs ganze Leben geblieben sind. —

Mit mir mußten noch sieben andere Unterquartaner repetieren: Leopold von Adelsheim, Sohn eines Obersten, Graf August Rhode, Sprößling eines österreichischen Majors, meine Freunde Eisele, Weick und Muxel, ein Gustav Fingado von Lahr und der Rastatter Bäckerssohn Andreas Huhn.

Drei andere: ein Emil Klehe von Rastatt und meine Mitkneipanten im Salmen, Friedmann und Diehl, waren vor der Entscheidung ausgetreten. Heute sind alle, alle, zum größten Teil schon längst, tot. —

Getroffen habe ich im späteren Leben nur noch zwei von ihnen, den Leopold von Adelsheim als Major und Grundherr und den Heinrich Diehl als Zugmeister, während der Andreas Huhn mit mir weiterstudierte und schließlich als pensionierter Pfarrer der schönen Stadt Bühl gestorben ist.

Der Graf Rhode erschien, während wir andere noch am Lyzeum waren, als blutjunger österreichischer Leutnant, soll aber später in Amerika untergegangen sein. —

Sechs Stunden nach Verkündigung des Urteils lag an der schönen, weißen Landstraße, welche von Offenburg aus das Kinzigtal durchzieht, oberhalb des Dorfes und Schlosses Ortenberg ein junger Mensch weinend im Schatten eines Apfelbaumes, sein Haupt auf das „Ränzchen", in dem einige Habseligkeiten waren, in tiefer Trauer niedergelegt. Die Augustsonne brannte glühendheiß auf das Land ringsum, aber heißer sengte das Weh im Herzen des armen Quartaners und Repetenten, der ermattet von Elend und Hitze auf der Heimreise hier niedergesunken war.

Da kam des Wegs ein junger, blonder Herr und sah

das Studentlein, welches bei seiner Annäherung sich erhoben und, so gut es ging, die Augen ausgewischt hatte, um nicht nach dem Grunde seiner Tränen gefragt zu werden. Das Woher und Wohin hatte sich bald ergeben, und weil der Herr bis Gengenbach den gleichen Weg machen mußte, lud er mich ein, ihn zu begleiten.

Als er bemerkte, daß ich müde und elend sei, nahm er mir mein Ränzchen ab und trug es selbst. Im Weitergehen frug er mich über mein Studium, in welcher Klasse ich sei, was ich studieren wolle usw. Er stellte seine Fragen so milde und hatte durch seine freundliche Hilfeleistung bereits mein Herz so gewonnen, daß ich nicht umhin konnte, ihm meine ganze Lage unter Tränen zu schildern.

Alles, vom Anfang an, von den Kaplanstagen und vom Rentmeister-werden-wollen bis zur Katastrophe des Repetieren-müssens entquoll meinem hoffnungslosen Innern. Schließlich zog ich mein Zeugnis aus der Tasche und präsentierte es dem teilnehmenden Manne, und da er in demselben meinen Fleiß als gut bezeichnet las, machte er mir alle Hoffnung, munterte mich auf, nicht abzustehen, es werde sicher noch gelingen, ich sähe keineswegs aus wie ein Mensch ohne Talent.

So rückten wir in das Städtchen Gengenbach ein, wo mein Begleiter als Arzt wirkte. Er verließ mich aber auch hier nicht sofort, sondern führte mich in den „Badischen Hof" zum Bier und erquickte mich nicht bloß mit trostreichen Worten, sondern auch mit Gerstensaft und Schweizerkäs. Herzlichen Dankes voll nahm ich Abschied von meinem Wohltäter — der kein anderer war als der vor Jahren in Konstanz gestorbene Oberstabsarzt a. D. Flaig[1] — und wandelte in den Abend hinein, talaufwärts.

Je näher ich aber, zwischen den lieblichen Bergen an

[1] Ich wurde, wie wir sehen werden, neun Jahre später näher mit ihm bekannt, aber er konnte sich des Vorfalls kaum mehr erinnern.

der Kinzig hin vorwärts schreitend, der Heimat kam, um so kummerhafter ward ich wieder. Oberhalb Steinach tönten die Abendglocken der Vaterstadt das Tal herunter und griffen in mein Herz so voll der Wehmut, daß ich abermals zu weinen anfing und weinend weiterwankte.

Vor dem Städtchen, am Kirchhof, lief mir mein jetzt längst toter Schulkamerad Rudolf Holzer entgegen. Er hatte von der Mutter erfahren, ich würde heute eintreffen, und da er, untertags als Schreiber beim Amtsrevisor fungierend, abends gerne lustwandelte, wollte er mich auf der Straße willkommen heißen. Sein erstes Wort, nachdem er mich gegrüßt, war eine Trauerbotschaft. Es kommt ja selten ein Unglück allein. „Dein Vater", sprach er, „ist schwer krank, man hat einen Professor von Freiburg kommen lassen." Von dieser trüben Kunde weiterredend, gelangten wir zum Vaterhaus in dunkler Nacht.

Die Mutter war beim Vater, den ich nicht sehen durfte; er lag in Phantasien. In der Stube führte die Großmutter das Zepter. Kein Mensch hatte am ersten Abend Zeit, nach dem Resultat meiner Studien zu fragen; alles war um den todkranken Vater beschäftigt.

Seitdem ich „Student" geworden, hatte mir die Großmutter ein eigenes Zimmerchen in ihrem Haus eingeräumt, in welchem ich während der ersten Studienjahre in den Ferien schlief. Am Morgen nach meiner Ankunft trat die Ahne beizeiten in mein Gemach und erzählte, daß der Vater eine schlechte Nacht gehabt und sie bald an seinem Aufkommen zweifle. Sie fügte bei: „Jetzt wär's am End' do besser gsi, du wärsch Beck wore; d'Muatter hätt' dermo a Schtütz!" „Großmutter," erwiderte freudig der Repetent, „ich kann noch Bäcker werden; denn mit dem Studieren ist's doch nichts. Ich muß repetieren." Als ich ihr das Wort Repetieren erklärte, schlug sie die Hände zusammen und sprach — ich höre sie heute noch —: „Ums Himmels wille, Bua, het di d'r Gaischt Gottes ganz verlosse, unn isch all

mi Bätte umsonscht gsi! Di Großvatter isch d'r g'scheidscht Mann gsi im ganze Kinzigdaal unn du schlechsch[1] so uß d'r Aart!" —

Ich bewies ihr meine Unschuld und zeigte ihr im Zeugnis, daß Fleiß und Betragen gut wären, was weitere persönliche Vorwürfe abhielt. Gemeinsam wallten wir dem Vaterhaus zu, wo der Mutter die Hiobspost mitgeteilt wurde. Wenn ein Mensch recht tiefen, tiefen Kummer bereits hat, so kommt's ihm nicht darauf an, wenn auch noch ein zweites Unglück ihn ergreift. So nahm auch die Mutter meine Niederlage mit ziemlicher Gleichgültigkeit auf. Einstweilen bekam ich Befehl, in die Backstube zu wandern. Hier hantierte an des Vaters Stelle der alte „Husacher-Beck", Ferdinand Schmidt, dem selbst das Mehl längst ausgegangen und der von dem Nachbarstädtchen Husen nach Hasle gezogen war. Ich ward jetzt sein Bäckerknecht in manch langer Nacht.

Der Mann war das Phlegma und die Langweile zu Pferd. Seine Rede kroch im Schneckengang vom Munde weg, und ebenso lahm war seine Arbeit. Ich hatte traurige Tage in jenen Ferien. Der Vater fortwährend bewußtlos, todkrank, meine Zukunft düster, die Backstube dunkel und freudelos, im Hause alles wie tot, und neben mir die meiste Zeit des Tages und der Nacht die trübselige Gestalt des Husacher-Becks. Meine Kameraden floh ich; denn sie redeten vom „Studieren", und davon wollte ich nichts hören aus guten Gründen.

Mitten in dieser traurigen Lage begegnete mir, um das Maß des Elends vollzumachen, noch ein leichtsinniger Streich, den ich im Leben nie vergessen werde. Eines Tages erschien in meiner Vaterstadt ein Rastatter Mitschüler, Gramlich, eines Lehrers Sohn aus Muggensturm. Er war promoviert worden und nun glücklicher Oberquartaner und machte eine kleine Ferienreise. Ich lud ihn ein, den Tag bei mir zu verbringen, und mit ihm und mit des Haslacher Akzisors Peter,

[1] schlägst.

der in Ettlingen im Lehrerseminar prosperierte, ward ein Ausflug unternommen auf das „Husacher Schloß“. Dieses, eine Ruine aus alter Zeit, eine Stunde oberhalb Hasle gelegen, bietet prächtigen Blick auf Berg und Tal; zu seinen Füßen liegt das stille, graue Städtchen Hausach, nach dem die Fürsten von Fürstenberg heute noch den Titel führen „Herren von Husen im Kinzigtal“. —

Es war ein lieblicher September-Nachmittag, als wir drei Studiosi, d. h. ein Oberquartaner, ein Seminarist und ein Repetent und Halbbäcker, von dem verwitterten Gemäuer des einstigen Schlosses herabschauten auf die sonnenbeglänzten Fluren und Wälder. Doch die Tage der Knabenzeit waren nicht mehr. Wenn ich damals auf Bergen und Burgen umhergeklettert war, erquickten ein Stück Brot, einige Äpfel oder eine Schüssel Milch den genügsamen Knaben. Heute mußte im Wirtshaus die Poesie begraben werden, die ich oben ins Herz aufgenommen.

Tief drunten, unter der Burgruine, lag die Bierbrauerei des „Speckehans“. Er hieß Johann Schmieder, und er und sein Haus hatten offenbar den Namen von dem Nachbarhaus, welches einem Pfannenschmied namens Speckle gehörte. Aus diesem Haus ging der letzte Abt des Schwarzwaldklosters St. Peter hervor, Ignaz Speckle, ein hochbedeutender Mann, der 1824 in Freiburg gestorben ist.

Der Speckehans aber war in den fünfziger Jahren berühmt im ganzen Tal als der beste Biererzeuger. Herren und Bauern sangen sein Lob und tranken sein Bier. Bei ihm kehrten die drei „Auch-Studenten“ ein und wollten die Studenten spielen im Trinken. Lustige Gesellschaft war schon da. Hochzeitsmusikanten, die gestern im benachbarten Bergdorf Einbach aufgespielt, versoffen unter Anführung ihres Kapellmeisters, des Scherenschleifers Fehrenbacher von Hasle, ihren Spiellohn und machten Musik dazu

Wenn ein Mensch schweren Gram hat und diesen für Augenblicke vergißt, so wird derselbe alsbald mit Macht

wieder hervortreten, wenn er heitere Musik hört. So schlugen auch die Spielleute bei mir die dünne Wand durch, welche sich zwischen meine Seele und den Kummer um meine Existenz gelegt. Ich sah jetzt die zwei glücklichen Kameraden vor mir und mich in meiner ganzen Unfähigkeit, etwas Rechtes zu werden. In dieser Stimmung griff ich — das erste und das letzte Mal im Leben — zum Bierglas in der Absicht, meine Sorgen zu betäuben. Die andern tranken aus Lust und ich aus Unlust, und schließlich waren alle drei schön betrunken. Ich habe in den folgenden Jahren dem Gambrinus als Student viele und schwere Opfer gebracht, aber nie, wie damals beim Speckehans unter der Burgruine von Husen — aus Verzweiflung.

Von der abendlichen Bierstube bis zum frühen Morgen im Zimmerchen bei der Großmutter wußte ich nichts mehr. Erst später erfuhr ich, daß der Kronenwirt und Posthalter Armbruster von Hausach, der meine Herkunft durch den Scherenschleifer erfahren, uns drei, unfähig zum Gehen, habe heimführen lassen. Freund Gramlich, der noch einige Hohllichter von der Vergangenheit hatte und bei mir übernachtet war, nahm in aller Frühe „Reißaus“, ohne sich bei der Großmutter zu verabschieden[1]. Meiner allein harrte ein streng Gericht, obwohl es in meinem Innern schon genug richtete; denn es war mir am andern Morgen noch viel elender zumut, als da ich aus Unmut zu trinken angefangen hatte.

Ich ging hinab ins Vaterhaus und bat um ein Frühstück. Es ward mir von der Großmutter verweigert; sie sammelte vielmehr alle meine jüngeren Geschwister, an der Zahl sechs, um mich, der ich an einer Tischecke mich niedergelassen hatte. Tisch und Platz sind heute noch unverändert wie in jener schweren Stunde. Die brave Muhme aber

[1] Beide Gefährten jenes Tages sind seit vielen Jahren tot. Gramlich starb als Pfarrverweser von Königheim schon 1871 und gleich nach ihm Peter Weber als Eisenbahnbeamter in Emmendingen.

begann vor diesen Geschworenen: „Do b'schaut den Schandpfohl von unserer Familie. Geschterd z' Obe[1] henn sie en heimbrocht im gräschte[2] Rusch. Der Vater isch uf den Tod krank, und der Bua a Lump. Er isch a Lump und blibt a Lump, sonscht könnt er in denne Umstände kei so Schandstreich mache!"

Verhüllten Angesichtes ließ ich alles über mich ergehen; denn ich fühlte meine Schuld so sehr, daß ich nicht mehr weinen, sondern nur aus tiefster Seele stöhnen konnte. Aus ihren Augen verwies mich dann die Großmutter, und nüchtern mußte ich mit dem Husacher-Beck auf den „Brüel"[3], um Öhmdgras dürr zu machen. Mein Mitarbeiter, in Figur und Rede ein halber Falstaff, kam auch auf mein gestriges Unglück zu sprechen und suchte mich mit folgenden Worten zu trösten: „Deß muß di nit kränke; bim Speckehans het scho mancher a Rusch g'holt." —

Die nächst kommenden Tage und Wochen meines jungen Lebens wurden immer trüber. Das Ende der Ferien nahte. Bäcker zu werden schämte ich mich eigentlich doch, weil ich im ganzen „Städtle" von meinem Studieren zu viel Rumor gemacht hatte in den Kaplanstagen, und nach Rastatt zu gehen und in meiner ganzen Länge zu noch kleineren Schülern zu sitzen als im vergangenen Schuljahr, schämte ich mich abermals. Zu alledem wußte ich nicht, wie Mutter und Großmutter, die mich jetzt keines Wortes mehr wert hielten, sich entscheiden würden.

Der Vater lag immer noch besinnungslos, und die Ärzte umstanden hilflos sein Lager. Da nahm die Mutter ihre Zuflucht zur „Altenheimer Wunderdoktorin", einer protestantischen Bäuerin aus dem großen Dorfe Altenheim drunten in der Rheinebene, welche jeden Samstag zu Offenburg in der „Wieden", einem Wirtshaus, zu sprechen war. Diese verhieß, ihre „Sympathie" spielen zu lassen; aber

[1] Abend. [2] größten.
[3] Ein Gewann-Name.

die ganze Familie sollte mitwirken, und diese Mitwirkung bestand darin, daß wir acht Tage lang bei Wasser und Brot fasten und dazu eine bestimmte Anzahl Gebete verrichten mußten.

Wir Kinder taten's alle mit Freuden, dem Vater zulieb. Ich erinnere mich aber noch lebhaft, wie starken Hunger ich litt und mit welcher Begierde ich das Stück Schwarzbrot verzehrte mittags und abends. Meine gute Haltung während dieser Bußübung hatte mir das Herz von Mutter und Großmutter wieder gewonnen. Die Bäuerin von Altenheim hatte, was richtig eintraf, prophezeit, der Vater werde nicht sterben, aber auch nie mehr ganz gesund werden. Daraufhin beschloß die Mutter, die Bäckerei aufzugeben und mich nicht Bäcker werden zu lassen. Ich sei außerdem noch zu jung, um ihre Stütze zu sein; man probiere am besten nochmals das Studieren. Mir war's eigentlich auch recht; denn ich schämte mich weniger, wieder in Rastatt zu erscheinen, als daheim bleiben zu müssen. Ich zog die kleinere Schande der größeren vor.

Die fromme Großmutter wollte aber noch übernatürliche Mittel anwenden, damit ein „besserer Geist" in mich käme. Ich mußte, trotz ihrer früheren Versicherung, mich nicht mehr mitzunehmen, eine Wallfahrt mit ihr machen nach dem zwei Stunden von der Heimat entfernten Städtchen Zell am Harmersbach, wo die Muttergottes „zur Ketten" verehrt wird. Unter Beten und Predigen der guten Ahnfrau langten wir in der Wallfahrtskirche an, und ich betete so lange und so andächtig, als es mir möglich war. Die Großmutter war zufrieden und kehrte voller Hoffnung für mich von der Wallfahrt heim. Wenige Tage darauf rückte ich am 3. Oktober 1853 wieder gar kleinlaut in Rastatt ein.

Als mich Professor Donsbach am ersten Morgen in der Klasse sah, wo ich 25 neue Schüler und zwei Mitrepetenten (den Leopold von Adelsheim und den Gustav Fingado) getroffen hatte, rief er hellauf: „Sichst'de, der Hansjakob isch

a widder do, der laßt sich nit abtreiwe!" Ich mußte auch diesen Spott hinnehmen von dem alten Gecken. Mehr denn zwanzig Jahre später, er war schon pensioniert, humpelte er einmal nach einer Sitzung des Landtags auf einer Straße Karlsruhes auf mich zu und gratulierte mir, daß ich, sein Schüler, es zum Abgeordneten und Schriftsteller gebracht hätte. „Es ist eben doch hie und da gut, Herr Professor," meinte ich, „wenn man sich nicht so leicht ‚abtreiwe' läßt," und erinnerte ihn mit allem Humor an obige Redensart. —

Doch jetzt ging's in der Schule bald anders. Es begann allmählich zu tagen in meinem Kopfe, die Gegenstände waren mir nicht mehr so wildfremd, und mein größter Gegner unter den Lehrern, der Lyzeumslehrer Rauch, war aus der Klasse gewichen und hatte dem ebenso jungfräulich schönen als milden Lehramtspraktikanten Mayer, einem geborenen Rastatter, Platz gemacht. Schon an Weihnachten war ich der sechste unter 28 Schülern, und frohen Mutes saß ich den Winter über wieder unter den Weibern des Hauses Braun und bei seinen Schustern. Aber „die Katze läßt das Mausen nicht, wenn sie es einmal angefangen", und so wurde auch im stillen wieder öfters „gekneipt". Die Biergenies vom vorigen Jahre waren aber nicht mehr in der Klasse. Meine Kollegen in der Bierbrauerei Siebert im „Dörfel" wurden jetzt einige Soldaten aus der Vaterstadt und den umliegenden Tälern.

Mit meinen jetzigen Mitschülern hatte ich keinen ständigen Umgang, und wenn ich auch öfters mit einzelnen verkehrte, so waren es meist die „minderen Brüder" und meist geborene Rastatter. Zu diesen gehörten mein lustiger Freund Heinrich Hirschmann und ein Karl Weber, beide später, wie ihre Väter, der erstere Rasierer, der letztere erster Schneidermeister in Rastatt. Als ich 1884 nach Freiburg kam, traf ich den Weber als Rentner und Villenbesitzer in der Dreisamstadt. Beide sind jetzt längst tot.

Auch einige Söhne Israels fanden sich unter meinen

Kollegen, so der stille Leopold Edelschild, immer vor sich hinträumend wie ein Gelehrter des Talmud, und der gesunde, handelskräftige David Maier, beide aus der Schwabengasse. Sie führten mich auch zum erstenmal in eine Synagoge.

Es hat mich, obwohl sozial Antisemit, nicht wenig gefreut, als im Sommer 1892 ein starker, großer, fremder Mann in mein Haus trat und sich mir vorstellte als David Maier, jetzt Lederhändler in Straßburg.

Der erste unter uns in der Klasse und in der Eleganz des Auftretens war der 1882 verstorbene Regierungsrat Fesenbeckh, Sohn eines badischen Militärbeamten. Er wohnte unweit von mir an der Murg in einem schönen Hause. Ich sah ihn bisweilen auf dem Murgdamm, aber der blasse, feine Karl paßte zu mir wie ein Kanarienvogel zu einer Waldkrähe. —

Mein Heimweh hatte sich mehr und mehr verloren. Aber gleichwohl schaute ich an den Donnerstagen, wo Rastatt Wochenmarkt hat, fleißig nach, ob keine Haslacher Fruchthändler da wären. An der nördlichen, rechten Ecke der Pfarrkirche hielt stets Meister Braun, obwohl Stadtrat und ein intelligenter Mann, persönlich seine Schuhe feil, und ihn fragte ich zuerst, wenn um elf Uhr die Schule aus war, ob er keine Haslacher gesehen; dann fahndete ich auf sie im „Karpfen“ oder in den „drei Königen“. Am meisten traf ich die Fruchthändlerin Neumaier, genannt „die wüste Neumaierin“, ein Mannweib, das in jenen Tagen mir manchen Schoppen bezahlt und manche Neuigkeit aus dem „Städtle“ gebracht hat und das ich deshalb gar schön fand. —

Die Ferien des Schuljahres 1853—54 wurden durch meine günstige Stellung in der Schule jetzt auch besser. Ich kam aber während derselben in einen süßen Schlendrian, den selbst die andauernde Krankheit des Vaters und der dadurch bedingte Rückgang unserer Familie nicht wesentlich zu stören vermochten. Der Vater konnte zwar wieder

stehen und gehen, aber er war und blieb für immer ein gebrochener Mann. Die ganze Last des Hauswesens ruhte auf der Mutter. Diese predigte jedoch tauben Ohren, wenn sie mir von ihrem Kummer sprach. Ich wanderte den ganzen Tag über in Feld und Wald, lag im Herbst halbe Tage lang auf den Apfel- und Zwetschgenbäumen und ließ fünfe g'rad sein. An Sonntagen aber ward mit meinen alten Schulkameraden in die Bierhäuser gezogen und Kegel gespielt. Die Bäckerei war im Vaterhaus eingegangen, und so hatte ich keine Nebengeschäfte mehr. —

Ich muß hier ein Lob des weiblichen Geschlechtes einschalten. Meine Schwestern, sämtlich jünger als ich, halfen der Mutter ihre Sorgen tragen mit all ihren schwachen Kräften, und während ich in alleweg den „Bruder Leichtsinn" spielte, hatten sie tiefes Verständnis für die Lage der Familie. Es kränkte sie deshalb jeweils sehr, wenn die Mutter bei meinem Weggang noch die schönsten Äpfel und Birnen des Gartens in eine Kiste packte und mir mitgab. Sie glaubten dieselben eher verdient zu haben als ich.

Ich war und blieb eben, trotz all meines Leichtsinns, der Stolz und die Hoffnung meiner braven Mutter. Und gar oft danke ich unserm Herrgott dafür, daß er mir geholfen hat, die Hoffnung der Schwergeprüften nicht zu täuschen. —

Beim Schlusse des zweiten Quartaner-Jahres war ich der Dritte gewesen, und doch trat ich mit trüben Ahnungen in die Oberquarta; denn hier war indes der zum Professor avancierte Lyzeumslehrer Rauch Chef der Klasse[1].

Mein Vorgefühl hatte mich nicht getäuscht: das jetzt kommende Jahr wurde für mich das trostloseste meiner ganzen Studienzeit. Rauch war ein Tyrann gegen alle

---

[1] Dieser Schultyrann war geboren zu Kißlau, allwo ein Zuchthaus ist, und starb hochbetagt erst 1905 zu Heidelberg, nachdem er's zum Direktor der Gymnasien in Rastatt und Freiburg gebracht hatte, schließlich aber zum Professor in Wertheim zurückversetzt worden war.

seine Schüler; er hatte seit Jahren manchen verzweiflungsvoll aus seiner Klasse und aus dem Lyzeum vertrieben, manchen, der ein tüchtiger Beamter oder Kirchendiener geworden wäre, so aber unterging im Leben. Es waren damals die Jahre der politischen Reaktion in allen Zweigen des öffentlichen Lebens, und deshalb konnte sich jener Lehrer alles erlauben gegen seine Schüler; Klagen verhallten wirkungslos.

Manche Schüler verließen die Anstalt, ehe sie in seine Klasse traten. So auch der schon genannte Leopold Hirn, der nach Freiburg verduftete und erst im Konvikt wieder mit mir im gleichen Kurse war.

Wie ein Tatarenhäuptling unter seine Feinde, so stürmte Rauch jeweils in das Klassenzimmer, wo wir alle, samt und sonders, ihn erwarteten, als ob er käme, um unser Todesurteil zu fällen. Auf seine Stunden hatten wir eine Angst, als ob ein Henker käme, um uns zur Folterbank zu führen. Einer von uns, jetzt badischer Medizinalrat, ein ebenso fleißiger als begabter Schüler, bekam vor Ängsten jeweils das „Herzwasser" und mußte das Zimmer verlassen. Er erhielt deshalb den Cerevis-Namen „Wässerle".

Nicht eine Sekunde ließ Rauch einem Schüler Zeit, um sich auf eine von ihm gestellte Frage zu besinnen. Sofort brüllte der kleine, stämmige, kahlköpfige, wildäugige Professor unter seinem Schnurrbart hervor: „Der folgende, liederlicher Geselle!" und so sauste es durch alle Bänke hindurch, wobei er jedem einen Strich in sein Notenbuch machte.

Wenn er aber jeden Schüler malträtierte, so bekam ich die Quintessenz seiner Tyrannei. Man kann im Leben oft die Erfahrung machen, daß kleingewachsene Menschen die großen nicht leiden können. So hatte auch der kurze Rauch auf mich lang aufgeschossenen Jüngling einen Hauptha߀. Ich mochte meine deutsche oder lateinische Aufgabe noch so gut gelernt haben, ich war und blieb eben immer der faule, liederliche Geselle. Ja es kam vor, daß er mir am Ende

der Stunde Arrest diktierte, trotzdem die sämtlichen Mitschüler bezeugten, ich hätte ja seine Fragen alle richtig beantwortet oder das zu Memorierende buchstäblich hergesagt.

Wir mußten alles, was wir aus Cäsar und Ovid übersetzten, wörtlich auswendig lernen, eine unsinnige Schinderei, die jetzt noch grassieren soll. Wenn die römischen Klassiker wüßten, wie die jungen Germanen, statt den Geist und die Schönheit der Alten kennen zu lernen, mit Formenkram und Buchstabendienst geplagt werden, sie würden sich im Grabe umdrehen über die barbarische Schulmeisterei, der ihre Werke verfallen sind. Auf diese Art werden Hunderten die Klassiker entleidet; sie sind froh, wenn sie nichts mehr davon hören und sehen müssen, und verkaufen bei ihrem Weggang vom Gymnasium selbst die Bücher, welche sie ja nur an Qual und Folter erinnern.

Dem Himmel sei Dank, daß er mir wenigstens zwei oder drei vernünftige Philologen auf meinen Studienweg sandte, so daß ich heute noch der klassischen Studien im großen und ganzen mit Freuden gedenken kann.

Mein einziger Trost in jenen Tagen als Oberquartaner war ein Mann, der sonst bei seinen Schülern ob seiner Strenge und seiner harten Formen verhaßt war, ein Mann, der allein die Ursache wurde, daß nicht auch ich, wie viele vor mir, dem Studium Lebewohl gesagt habe, um den Quälereien des genannten Lehrers zu entgehen. Dieser Herr aber war kein anderer als der gefürchtete Lyzeumsdirektor Schraut, von den Lyzeisten damals allgemein „Etzel" genannt. Die Schüler der oberen Klassen hatten ihm diesen Namen gegeben, indem sie seine Härte mit der des Hunnenkönigs Attila (Etzel) verglichen. Schon um dieses einen, von mir in vollem Maße verehrten Mannes willen sollte ich die Preußen lieben; denn er war ein Preuße, in Kreuznach geboren und im Jahre 1850 von Neuß, wo er Rektor des Gymnasiums gewesen, nach Rastatt berufen worden.

Schraut war ein Philologe von Gottes Gnaden und

wenn auch nicht frei von rheinpreußisch-philologischer Silbenstecherei, so trieb er dieselbe doch im höchsten Grade geistreich und originell und wurde daneben der inneren Schönheit der lateinischen und griechischen Sprache vollauf gerecht.

Als er nach Rastatt kam, traf er von seinem Vorgänger Scharpff und von der eben beendigten Revolution her an der Anstalt manchen Schlendrian, dem er scharf zuleibe ging, wodurch er sich bei Lehrern und Schülern unbeliebt machte. Er hatte dabei einen Fehler, den ich mit ihm teile: er war sehr sanguinischen Temperaments, darum jähzornig, und in diesem Zustand maß er namentlich seine Worte nicht recht ab. Er schimpfte in den kräftigsten Zügen und redete dabei den Schuldigen nur per „Er" an.

Ich habe den Mann zu lieb und halte, im Gegensatz zu fast allen seinen Rastatter Schülern, sein Andenken zu hoch in Ehren, sonst würde ich eine Sammlung seiner originellen Schimpfereien anfügen. Sie würden Shakespeares gleichartigen Redensarten nahekommen. Daß er Hagestolz war und blieb, trug jedenfalls viel zu seinem menschenfeindlichen Wesen bei.

Aber abgesehen von diesen berechtigten und unberechtigten Eigentümlichkeiten war der Direktor Schraut ein Mann von eminentem Geiste, von tiefstem philologischem Wissen und für den gelehrigen und aufmerksamen Schüler ein ganz vorzüglicher Lehrer. So schlimm manchmal seine Zunge hauste, so gut war sein Herz, wenn es Ernst galt. Ich habe mit manchem talentarmen Kameraden das Lyzeum absolviert, keinen von ihnen hat der Direktor in den oberen Klassen vom Studium vertrieben, sie alle wurden promoviert und gelangten zu einer Existenz. Hierin war der Professor Rauch gerade sein Widerspiel. Bei diesem kam alles aus bösem Herzen, bei Schraut aber alles aus gutem.

Der Direktor hatte beschlossen, mit Beginn des Schuljahres 1854/55 einmal von Oberquarta an bis zur Obersexta den gleichen Schülern den griechischen Unterricht zu

erteilen. Zum Glück bei allem Unglück traf mich jenes Jahr als Oberquartaner. Ohne diesen Entschluß des Direktors wäre ich sicher zu einem Handwerk heimgekehrt. Schon nach den ersten Stunden hatte er mich lieb gewonnen und blieb mir, trotz meiner späteren Streiche, stets gewogen, solange ich am Lyzeum weilte.

Manchmal, wenn er nachmittags vom „Kreuz", wo er speiste, zum Lyzeum hinaufschritt, während ich bangen Herzens den gleichen Weg in die Klasse des Professors Rauch machte, legte er mir seinen Arm auf die Schulter und ging so mit mir bis zum ersten der alten Lindenbäume vor der Anstalt, mich tröstend und ermunternd. Er wollte oder konnte den Tyranneien unseres Klassenlehrers nicht entgegentreten; aber mehr als einmal ließ er mir durch den alten Schill Speise anbieten, wenn ich über Mittag Arrest hatte, oder er besuchte mich und trocknete mit freundlichen Worten meine Tränen.

Als ich im Frühjahr 1855, übersatt der steten Kujonagen, den Meister Braun zum Direktor schickte, um ihm meinen Abgang von der Anstalt und meine Rückkehr in die Heimat anzukünden, da war Schraut es, der mit aller Macht gegen diesen Entschluß auftrat. „Der Junge hat entschiedenes Talent, und wenn es erst später kommt. Schreiben Sie seinen Eltern, seinem Willen ja nicht nachzugeben," so sprach er unter anderm zu meinem „Philister". Mich selbst brachte er durch die Aussicht auf eine bessere Zukunft und dadurch, daß er mir die Befürchtung nahm, noch einmal repetieren zu müssen, zum Bleiben. Aber es war noch eine heiße, tränenreiche Zeit, bis das Qualjahr zu Ende ging.

In der neuesten Zeit pflegen Schüler, die vom Lehrer sich malträtiert glauben, zur Pistole zu greifen. Wenn ich keinen andern Beweis dafür hätte, wie sehr seit dreißig Jahren unsere Jugend an moralischem Fond verloren hat, so wäre diese eine Tatsache Beweis genug. Ich bin der festen Überzeugung, daß heute kein Schüler mehr traktiert

wird, wie wir damals in der Oberquarta, aber an Selbstmord auch nur zu denken, wäre keinem von uns eingefallen. Ein solcher Gedanke lag uns unendlich ferner als dem Herzen unseres Klassenlehrers die Milde, und die war himmelweit von ihm weg. Wir hätten uns nicht einmal getraut, dem Wüterich auch nur die Fenster einzuwerfen, so große Dulder waren wir. —

Noch einen Lehrer darf ich nicht vergessen, den ich in Oberquarta bekam und behielt bis zum Ende meiner Gymnasialstudien. Es war der Professor Eisinger[1]. Ehedem Volksschullehrer, hatte er spät die akademischen Studien ergriffen und sich zum höhern Lehrfach heraufgemacht. Er gab von Oberquarta an in allen Klassen den naturwissenschaftlichen und mathematischen Unterricht in bester Art.

Kein Lehrer an der ganzen Anstalt wußte sich so durchweg, ohne jede Blöße, die Achtung der Schüler zu verschaffen, wie Eisinger. Ein großer, schmaler Mann mit unschönen, ernsten Gesichtszügen, machte er nicht den gewinnendsten Eindruck. Ein Anflug von Heiterkeit überkam ihn nur, wenn er bisweilen einen trockenen, in der Regel etwas derben Witz losließ. Vor seinen Schülern stand er wie ein Gardefeldwebel vor Rekruten; aber es war nicht die Angst vor dem Tyrannen, das jene erfaßte, sondern der Respekt vor dem tüchtigen Lehrer. Leider waren und blieben die meisten seiner Fächer meine größte Schwäche. Ich lernte seine Aufgaben nur mechanisch, dem Gedächtnisse nach, ihm zulieb, aber ohne jedes innere Verständnis. In den obersten Klassen, wo ich unter die ersten zählte, brachte ich es nie zur Note gut in Mathematik und Naturlehre. Gut ging's nur in der Naturgeschichte.

Schon in den ersten zwei Klassen des Lyzeums war deshalb meine Vorliebe für den zukünftigen „Rentmeister" geschwunden, als ich gelegentlich einmal vernommen, daß

[1] Er war geboren 1806 zu Heidelsheim bei Bruchsal und starb 1876 als Pensionär in Ziegelhausen bei Heidelberg.

dessen Hauptberuf nicht das Chaisenfahren sei, sondern das Rechnen, meine Hauptschwäche.

Erwähnen will ich auch noch, daß ich als Quartaner den Zeichenunterricht besuchen mußte. Dies geschah in den ersten zwei Jahren bei dem Lehrer Kaufmann, einem guten, langen, kranken Mann mit einem langen Schnurrbart. Er starb schon anfangs 1855. Sein Nachfolger war der freisinnige, stille Maler und Schriftsteller Lucian Reich. Bei beiden aber habe ich nichts Besonderes geleistet, so gerne ich ihre Stunden besuchte. —

In dem Sommer der Oberquarta kam ich zum zweiten Male nach Baden-Baden. Mein Vater hielt sich einige Zeit dort auf, um Heilung zu suchen. Er wohnte bei einem Buchbinder Laile, dessen Häuschen ich jetzt noch jedesmal mit Wehmut anschaue, so oft ich in die Bäderstadt komme. Auch dieser mein zweiter Besuch war kein freudiger. Ich traf den Vater, dessen Nervenschwäche ich geerbt habe, als Ruine dessen, was er gewesen, und auch Badens Thermen konnten ihm nicht helfen. Er konnte nicht einmal nach Rastatt kommen, um sich nach meinen Verhältnissen umzusehen, was mir übrigens lieb war.

Ich wohnte nun bald drei Jahre in dem kleinen Hause am Rohrersteg und war ein himmellanger Bursche von achtzehn Sommern geworden, hatte an Körperlänge gewaltig, an Weisheit und Liebenswürdigkeit aber gar wenig zugenommen. Ich kam nun mit den Weibsleuten des Hauses gar nicht mehr aus, wollte abends nicht mehr in ihrer Gesellschaft studieren, mir von der Tochter nicht mehr das Vesperbrot vorschneiden und von der Mutter nicht mehr predigen lassen. Meister Braun nahm sich zwar als trefflicher Landsmann und Haslacher oft meiner an den Weibern gegenüber, aber bei seiner regelmäßigen abendlichen Abwesenheit brach eben das Feuer immer wieder aus.

Zur Sommerszeit, wo ich zum Studieren kein geheiztes Zimmer brauchte, saß ich am Abend in diesem und machte meine

Aufgaben beim Schein einer Unschlittkerze für drei Kreuzer, welche Kerzen ich beim Kaufmann Sallinger einkaufte.

Vom Rohrersteg bis zu diesem Kaufmann wohnte niemand; hohe Mauern, die einerseits den Klostergarten der Nonnen von der Kongregation „unserer lieben Frau", andererseits den Garten des genannten Kaufmanns umschlossen, umrahmten das schmale Sträßchen, das von der Kapellenstraße herab zum Rohrersteg führte.

Und am Murgdamm hin standen nur vier Häuschen gegenüber der Ostmauer des großen Klostergartens — die zwei Häuschen meines Hausherrn, dann zwei noch kleinere des Webers Stöhr-Lechner und am Ende des Gäßchens die kleine Villa des „Abbé Burger", d. i. des Klosterpfarrers, eines langen, blassen Franzosen aus Straßburg, der schon 1860 starb. So war es, von der Geisteskranken, die ich gleich nenne, abgesehen, ziemlich still an dem Murgdamm hin; mir fast für meinen Umgang zu still.

Der Trompeter Lorenz hatte seine Wohnung längst gewechselt, und von meinen Schusterjungen und Freunden in der Werkstätte war ein und der andere ebenfalls von dannen gegangen.

In dem nächsten, ebenfalls dem Meister Braun gehörigen Nachbarhäuschen herbergte ein alter, geisteskranker Bauersmann namens Schönenberger aus der Gegend von Bruchsal mit seinen stillen Töchtern. Der Vater hatte beim Festungsbau sein Vermögen verloren und sich „hinterdenkt"; trübsinnig und unheimlich saß er tagelang am Fenster, und aus den Zügen seiner Kinder las man nichts als Kummer und Sorge. Im Dachstübchen über dieser Familientrauer aber trieb die ganz närrisch gewordene ältere Schwester meiner Hausfrau ihr Wesen. Sie schrie und schimpfte buchstäblich unaufhörlich Tag und Nacht zu ihrem Fenster hinaus über Gott und die Welt. Das alles trug noch weiter dazu bei, mir den Aufenthalt am Rohrersteg zu entleiden. Und so beschloß ich denn, vom nächsten Schuljahr an ein anderes Quartier zu suchen. —

Noch erinnere ich mich, daß ich im Sommer 1855 bisweilen zu meinen Schulkameraden Fesenbeckh und Mannlicher, letzterer der Sohn eines österreichischen Militärbeamten, die weiter unten am Murgdamm wohnten, hinüberging.

Die Wohnhäuser ihrer Eltern standen in der Kapellenstraße, während die dazu gehörigen, von Rosen duftenden Gärten an die Murg stießen. Wir trafen uns auf dem Damm, aber ich paßte zu den gebügelten und geschniegelten Muttersöhnchen wie ein Bär zu zwei Turteltauben. Drum entwickelte sich auch keine Kameradschaft.

Mannlicher soll übrigens später als renommierter Ingenieur in Wien gelebt haben. —

Die Herbstferien kamen. Ich war unter zwölf Schülern der siebente, hatte in der griechischen Sprache beim Direktor die Note gut, in der lateinischen beim Tyrannen mittelmäßig und deshalb in der letzteren Sprache eine Nachprüfung „im Styl" zu machen. Ich bin fest überzeugt, ohne die Vermittlung des Direktors hätte ich abermals repetieren müssen. Aber noch war es möglich, mich im Nachexamen durchfallen zu lassen. Wer weiß, dachte ich, den untern Gang des Lyzeums mit meinem Zeugnis durchwandernd, was der Kalmückenhäuptling im Schilde führt? Da kam vom zweiten Stock herunter der Direktor auf mich zu und sprach: „Junge, daß Du mir wieder kommst; übersetze während der Ferien täglich eine Übung aus Krebs, und dann garantiere ich Dir für Unterquinta."

Getrost ging ich der Heimat zu und befolgte getreulich seine Mahnung. Jeden Tag ward ein „Styl" gemacht morgens in der Frühe. Die übrige Zeit gehörte Feld und Wald, den Werkstätten der Nachbarn und alter Schulkameraden und — dem Bierhaus.

Alle Ferien meiner Studienzeit hab' ich einen großen Teil des Tages in Gottes freier Natur zugebracht und, wie einst als Knabe, die Berge und Wälder durchstreift. An Regentagen und in den ersten Stunden des Nachmittags

weilte ich, solange die unteren Klassen des Lyzeums mich ihren Schüler nannten, gerne in den Werkstätten der alten Nachbarn oder älterer Jugendfreunde, die bereits Meister ihres Handwerks waren.

So saß ich namentlich oft bei meinem Freunde Ruf, dem Schreinermeister in der Vorstadt. Er hatte nach der Revolution vor den Preußen flüchten müssen und längere Zeit in der Schweiz gelebt, war außerdem sehr belesen und im Besitz eines echten Sokrateskopfes. So hatte er das Zeug und wußte immer etwas zu erzählen. Am liebsten politisierte er und machte dann in Republik, womit ich leicht anzustecken war.

Sein Gegenteil war mein weit älterer Freund, des „Herre-Jochems Baschtian", der kleine Schlosser. Er sprach gar nichts, hörte immer seinem Besuch zu, lächelte still und feilte unverdrossen weiter. Er war einer jener in Haslach höchst seltenen Menschen, die kein „gutes Mundstück" haben, und insofern hatte er aus der Art seiner Vaterstadt geschlagen. Eine kindliche Natur all sein Leben lang, blieb er als Greis noch die gleiche, gute, stille Seele, und ihm galt das Wort des Heilandes: „Selig sind die Armen im Geiste, denn ihrer ist das Himmelreich" — hüben und drüben.

Heute sind beide Freunde längst tot. —

Noch sind mir aus den Oberquarta-Herbstferien zwei sich ganz entgegengesetzte Ereignisse in lebhafter Erinnerung: der erste und letzte öffentliche Tanz in der Heimat und eine Wallfahrt zur Muttergottes nach Triberg.

Es war eine Hochzeit im „Löwen"; die Mutter mußte aus Verwandtschaftsrücksichten auch dazu, und ich sollte sie am Abend abholen. So sehr ich in meiner Knabenzeit für die Hochzeiten auf dem Lande schwärmte, wo echte und rechte Volksmusikanten ihr Wesen trieben und Männlein und Weiblein mit Sträußen verziert waren, ebensowenig konnten mich jemals die gleichen Festlichkeiten „im Städtle" interessieren.

Die Haslacher haben sonst viel Volkstümliches und Poetisches im Leib, aber bei ihren Hochzeiten ging es ihnen völlig verloren. Es geht dabei „städtisch", d. i. nobel, steif und neumodisch her. Nur eines haben sie noch gemein mit den Bauern des Tales: es muß jedes ordentliche Hochzeitsessen „Bratwürste, gebeiztes Fleisch und Nudeln" enthalten, sonst kommt die ganze Geschichte in Verruf. Das wäre ärger als ein trennendes Ehehindernis kurz vor der Trauung.

Mich brachte nur das Versprechen der Mutter, mir auf den Abend eine Bratwurst zu reservieren, zur Hochzeit. Nachdem diese vertilgt war, verfügte ich mich auf den Tanzboden und schaute zu. Da überkam mich, was mir später nur noch einmal im Leben passierte, die Lust, auch zu tanzen. Doch mit den mir gleichalterigen Mädchen wagte ich nicht, dies zu tun, eingedenk meiner stümperhaften Leistungen auf der in meinen „Jugenderinnerungen" erwähnten „Hopfendarre" des Kanonenwirts. Da stand, ich sehe sie heute noch, einsam und allein in einer Ecke des Saales das Frauchen des Sattlers Alexander Sandhas, meines ältern Freundes[1], die Tochter des „Giger-Michels", den ich in meinen Knabenjahren allzeit fuhrwerken gesehen mit einem roten Ochsen. Die engagierte ich, und mit der tanzte ich den ersten und letzten „Hochzeitstanz" meines Lebens. Es war ein „Schottisch". Ich habe einige Jahre darauf noch einen einzigen Tanz auf einer Kirchweihe getan, fern von der Heimat, aber nach dem römischen Sprichwort: „Nemo saltat sobrius"[2], wie ich später noch berichten werde.

Auffallend ist, daß ich im Tanzen ein so elender Stümper war, während das Turnen meine beste Leistung am Lyzeum in Rastatt wurde. Schon als Quartaner erhielt ich einen Preis für gymnastische Leistungen und blieb fortan der erste Turner in der Klasse. —

---

[1] Siehe in meinen „Wilden Kirschen" das Kapitel „Die Sandhasen".

[2] Niemand tanzt, solange er nüchtern ist.

Meine Eltern und vorab die Großmutter besaßen ein unerschütterliches Gottvertrauen. Als deshalb die Badekur in Baden-Baden dem Vater nichts geholfen hatte, wurde für seine Genesung eine Wallfahrt beschlossen. Diesmal nach Triberg, wo die Muttergottes „zur Tanne" ein altes, vielbesuchtes Heiligtum hat, und wo mein mütterlicher Großvater, der „Wälder-Xaveri"[1], als Sohn eines armen Drechslers geboren war.

Aus einer Tanne hörten vor Jahrhunderten österreichische Soldaten wiederholt eine Stimme und fanden in derselben ein Marienbild, dem heute die Wallfahrtskapelle von Triberg, droben am Walde, geweiht ist. Schon Prinz Eugenius, der edle Ritter, verehrte diese für den Schwarzwald so sinnig passende „Maria zur Tanne".

Ich sollte den Vater, der infolge seiner Krankheit nur mühsam gehen konnte, begleiten, weil der sechsstündige Weg zum größern Nutzen zu Fuß gemacht werden mußte. Leider war unsereinem bei dieser Wallfahrt der Ausflug nach dem mir bis jetzt unbekannten Waldstädtchen wieder die Hauptsache. Aber der gute Vater trug mehr Rücksicht auf ein junges, weltfrohes Menschenkind als einst die Großmutter auf dem Weg nach Einsiedeln.

Ich mußte unterwegs nicht beten, sondern durfte ungestört Berg und Tal bewundern. Ja, während der Vater, nachdem wir unser Ziel erreicht, am späten Abend noch einige Zeit und den folgenden Morgen ganz in der dunkeln, mir unheimlichen Wallfahrtskirche zubrachte, schickte er mich selbst weg, mir Land und Leute zu besehen. So kletterte ich denn am rauschenden Wasserfall hinauf, saß stundenlang auf den Felsen am Tannenwald und schaute in die tosenden Wellen und hinab in das damals noch einsame und menschenleere Städtchen. Die Krankheit des Vaters machte mir in diesen Stunden wenig Kummer.

[1] Ich habe ihm in dem Buch „Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin" ein eigenes Denkmal gesetzt.

Es ist dies eine Erscheinung, die man oft im Leben beobachten kann, daß junge Leute, namentlich vom männlichen Geschlechte, sich in ihrer Seelenstimmung wenig beeinflussen lassen von den Leiden der Familie. Ich halte dies gar oft für eine besondere Gnade, die dem jugendlichen Menschenherzen verliehen ist. Was würde aus manchem Menschenkinde werden, wenn früher Kummer und Gram seine Lebensfreudigkeit abtöten würden! Der liebe Gott weiß, daß es später noch Gelegenheit genug gibt, dem armen Sterblichen zu zeigen, daß er im „Tale der Zähren" wohne, und hat deshalb dafür gesorgt, daß das Herz der Jugend so stark ist wie ihr Magen, der ohne Beschwerden alles verdaut.

Noch erinnere ich mich, daß der Vater und ich im Auftrag der Großmutter eine Base in Triberg besuchten. Sie war eine Verwandte meines mütterlichen Großvaters. Diese Muhme, eine fromme und vermögliche Jungfrau, die ihre meisten Tage in der Wallfahrtskirche zubrachte, fragte mich gleich, ob ich „Geistlicher" werden wolle, in welchem Falle sie mir in ihrem Testament ein „Namhaftes" aussetzen würde. Ich konnte und wollte ihr dieses Versprechen aber nicht geben, worin mich mein Vater, jedenfalls der Vernünftigste der Hansjakobschen Familie seit hundert Jahren, bestärkte. Ich konnte froh sein, daß Mutter und Großmutter nicht dabei waren; denn einmal erwarteten beide mit Zuversicht, daß aus mir ein Pfarrer werde, und dann verlieren Weibsleute, wenn sie vom Erben hören, in der Regel den Verstand und versprechen Tod und Teufel. So kam ich um das erste und letzte „große" Erbe meines Lebens.

Doch ließ mich die Triberger Base nicht ganz leer ausgehen. Zwei Jahre später, zu einer Zeit, da ich dem Gambrinus all meine Habe zum Opfer brachte, sandte mir ein Notarius fünfzig Gulden als Vermächtnis der indessen verstorbenen Jungfrau. Es war die Bedingung daran geknüpft, „wenn ich je Priester werden sollte, für ihr Seelenheil zu beten".

Ich weiß nicht, wem und wohin sie sonst ihr Geld „vermacht“ hat, aber das weiß ich, daß keiner ihrer Erben so selig war als ich, als mir die fünfzig Gulden in mein dünnes Lyzeisten-Beutelchen flogen wie einem Hungrigen die gebratenen Tauben des Schlaraffenlandes in den leeren Magen. Aber ich dachte damals lediglich ans Trinken und nicht ans Beten. Später jedoch dachte ich daran, und bis heute erfülle ich gar oft den Wunsch der frommen Gottesbraut von Triberg, die mir jedenfalls Tausende vermacht hätte, wenn sie bestimmt gewußt, daß dereinst ein armseliger Landpfarrer[1] und noch ein armseligerer Schriftsteller aus dem Wallfahrtsknaben hervorgehen würde. —

Einige Tage, ehe die Ferien abgelaufen, verließ ich die Heimat; denn bevor die Schule begann, hatte ich nicht nur mein Nachexamen zu bestehen, sondern auch noch ein neues Quartier zu suchen. Meister Braun, der meine Gründe wohl einsah, war mir gar nicht böse, als ich ihm mein Scheiden eröffnete, und die Weibsleute im Hause herzlich froh, mich loszubekommen.

Ich fand alsbald eine neue Wohnung und Verköstigung in der im nächsten Kapitel näher zu beschreibenden „Studentenkaserne“. Auch mit dem Nachexamen ging es gut. Professor Rauch nahm mir dasselbe auf seinem Zimmer ab. Er wohnte, damals noch Junggeselle, im Hause der Witwe Gaß neben der Post. Milde schienen die Strahlen des letzten Septembertages anno 1855 in des Tyrannen Gemach, als ich dasselbe betrat. Und milde, wohl weil der Direktor mit ihm gesprochen, war auch heute einmal sein steinern' Herz; er machte es gnädig und erklärte nach einer Stunde mich als promoviert nach Unterquinta.

Wenn eine arme Seele aus Dantes „Fegfeuer“ für immer in den Himmel versetzt wird, kann sie unmöglich glücklicher sein als ich, da ich das Haus obiger Witwe verließ mit dem Bewußtsein, für meine ganze folgende Studien-

[1] Als dies Buch 1879 erschien, war ich noch Landpfarrer.

zeit befreit zu sein von dem Wüterich der Oberquarta, dessen „Tyrannis" gottlob über diese Klasse nicht hinausging. —

Ehe wir aber die Quarta verlassen und in Quinta und die Kaserne einziehen, muß ich Abschied nehmen von Meister Braun und seiner Frau, meinen Pflegeeltern in den trübsten Tagen meiner Gymnasialzeit.

Der Schuhmachermeister Braun zählte unter jene nicht seltenen Haslacher, welche ihren Beruf verfehlt haben, d. h. zu etwas Besserem geboren gewesen wären. Er hatte unendlich mehr Verstand, als zum Beruf eines Schuhmachers gehört, und der erste Blick auf ihn bewies dies hinlänglich. Wenn er in Gala auftrat mit Steghosen und Zylinder, hatte er den Typus des reinsten Diplomaten aus älterer Zeit: blaue Augen, schöne, gebogene Nase, glattes, wohlgenährtes Gesicht, zurückgestutzten, echt diplomatischen Rundbart und die Haare à la Titus frisiert.

An Bildung und Belesenheit ragte er weit über seinen Stand hinaus und ging etwa parallel mit meinem Jugendnachbar, dem Strumpfstricker. In einem Glaskasten seines kleinen Schuhladens prangte das Brockhaussche Konversationslexikon, dessen Lektüre er in freien Stunden emsig oblag. Als echter Haslacher war er religiös und politisch aufgeklärt. Doch hatte er in der Revolution Verstand genug, den Konservativen beizutreten. Ein äußerst sorgsamer Familienvater und tätiger Geschäftsmann, der selbst auf auswärtige Jahrmärkte mit seinen Schuhwaren zog, dazu eine heitere Haslachernatur, verdiente er vollauf das Prädikat eines braven Mannes und liebenswürdigen Menschen. Sein Andenken steht bei mir in vollen Ehren.

Wir sahen uns, nachdem ich sein Haus verlassen, nur noch an Donnerstagen, wenn er an der oberen Kirchecke seine Ware feilhielt und ich auf dem Wochenmarkt umherbummelte. So oft wir uns aber erblickten, hatte er stets freundliche Worte für seinen Mit-Haslacher.

Zum letzten Male traf ich ihn am 1. Juni des Jahres 1870, nachdem ich den ganzen Mai auf der Festung Rastatt als Staatsgefangener gesessen war. Ich wollte die Stadt nicht verlassen, ohne meinen ersten „Philister" und Landsmann besucht zu haben. Als gebrochener Greis saß er auf seinem Kanapee im Laden; hellauf leuchtete sein Gesicht, als die große, schwarze Gestalt sich ihm zu erkennen gab. Seitdem ich als lustiger Studio Rastatt Lebewohl gesagt, hatten wir uns nicht mehr gesehen. Er wunderte sich, wie er mir sofort erzählte, daß aus mir ein Geistlicher geworden, wunderte sich aber nicht, daß ich es bereits auf die Festung gebracht. „Denn," meinte er, „Sie haben allezeit ein böses Maul gehabt." „Aber," fügte er hinzu, „das ist mir unbegreiflich, wie ein Haslacher ultramontan werden kann!" Heitern Mutes ließ ich mir all das sagen und ging, betrübt über den nahenden Tod des braven Mannes, von dannen. Bald darauf ist Meister Braun in die Ewigkeit gegangen.

Seine Frau hat vor ihm das Zeitliche gesegnet. Sie war eine echte und rechte Schuhmachersfrau gewesen, dabei eine gute Mutter und Wirtschafterin, hatte trotz ihrer Korpulenz eine sehr bewegliche Zunge, wie sie den Weibern im und am Rastatter „Dörfl" nie fehlt, und schnupfte neben rühriger Arbeit fleißig aus ihrer Dose. Ihre Mußestunden verbrachte sie auf dem obengenannten Kanapee, wo sie, in der einen Hand das „Schnupftuch", in der andern die Dose, in stillem Frieden das Gäßchen hinausschaute, welches den Rohrersteg mit der Kapellenstraße verbindet. Mir hat sie mehr denn einmal prophezeit: „Heinr, aus Dir wärdt meiner Läbtag nix!" Und sie hatte recht.

Aber auch die Kinder der braven Leute sind jetzt alle tot. Zuletzt starb mein Zimmergenosse, der Karl, der, nachdem er drei Klassen auf dem Lyzeum absolviert hatte, auch Schuhmacher wurde und später des Vaters Geschäft übernahm.

Zum letztenmal sah ich den guten Mann bei der Ver-

sammlung alter Rastatter Lyzeisten im Jahre 1903. Sein Haus aber hat nach seinem Tode die Stadt angekauft für den Fall einer Erweiterung des Rohrerstegs. Und bald wird auch das Häuschen nicht mehr stehen, in welchem ich die trübsten Stunden meiner Studienzeit verlebt habe. —

Ich kehrte als absolvierter Oberquartaner auf einem Umweg heim, weil ich mit zwei Obersextanern eine kleine Schwarzwaldtour machte.

Ich weiß nicht mehr, wie ich mit den beiden Obersextanern Gustav Schwab von Renchen und Otto Böhringer aus Lahr bekannt wurde, aber das weiß ich noch, daß wir drei am 18. August 1855 eine Fahrt antraten nach dem Mummelsee, nach Allerheiligen und über das Renchtal ins Kinzigtal.

In Achern verließen wir den Zug und wanderten durch das Achertal bis in das verträumte Dörfchen Seebach. Hier blieben wir in einem winzigen Bauernwirtshaus übernacht.

Der Wirt hatte eine Sägmühle beim Haus, zu der er einen Wasserfall geleitet hatte. Dieser rauschte in der Nacht derart, daß ich nicht schlafen konnte.

Müde mußte ich um 4 Uhr mit meinen Kameraden wieder weiter. Wir stiegen zum Mummelsee, von da hinab zum Kloster Allerheiligen, dann weiter ins Renchtal, und von diesem hinüber ins Harmersbachtal — ein Weg von wenigstens zehn Stunden bei Augusthitze.

Im Harmersbachtal, das wir gegen Abend passierten, bekam ich ein solches Nasenbluten, daß ich immer wieder zum Harmersbach hinabsteigen mußte, um mit seinem Wasser das Blut für kurze Zeit zu stillen.

Mit Mühe brachten mich meine Gefährten nach Zell, wo wir im Raben übernachteten und ich todmüde einschlief. Am Morgen aber war das Bett mit meinem Blut durchnäßt, so sehr hatte ich im Schlafe geblutet.

Weiter ging's dann ins nahe Kinzigtal vor, wo wir uns in Stöcken trennten. Böhringer zog dem nahen Lahr und

der Schwab Renchen, ich aber dem ganz nahen Hasle zu, wo ich lange zu tun hatte, bis ich wieder hergestellt war.

Der gute Böhringer wurde später evangelischer Pfarrer und starb schon in den besten Jahren, nachdem er mich zum letztenmal in den siebziger Jahren in Karlsruhe aufgesucht hatte. Während er in Tübingen studierte, besuchte er mich auf dem Heimweg wiederholt in Hasle, wo ich immer noch als Lyzeist in den Ferien weilte. Der kleine Gustav Schwab aber lebt heute noch als Philosoph und pensionierter Professor in Freiburg.

Der Quintaner.

Am Abend des 1. Oktober 1855 machten die Schustergesellen und die Lehrbuben am Rohrersteg früher Feierabend, um mir den letzten Liebesdienst zu erweisen. Sie transportierten meinen nußbaumenen Koffer und mein Klavier hinab zu den „roten Häusern" in die „Studenten-Kaserne", womit mein Umzug dahin vollzogen war.

Den Namen der Studenten-Kaserne trug das Haus des Metzgers Walter am Gewerbsplatz, weil in ihm stets eine größere Anzahl von Lyzeisten ihr Quartier und ihre Kost hatte. Dieses vorn zweistöckige und hinten einstöckige Haus, das einen ziemlich großen Hof umschloß, war zurzeit, als ich in dasselbe eintrat, ein wahrer Mikrokosmus im Makrokosmus, eine Welt im kleinen, und verdient es, seiner Originalität wegen einmal schriftstellerisch behandelt zu werden. Es lag an der Grenze des „Kalabrich", jenes zu meiner Zeit berüchtigten Stadtviertels, das einst italienische Arbeiter für sich errichteten, als sie, meist Kalabresen, von 1692—1712 für Ludwig von Baden, den Türkenbesieger, das herrliche Rastatter Schloß erbauten.

An der Vorderfront des Walterschen Hauses liegt der Gewerbsplatz, zu meiner Zeit ein lucus a non lucendo; denn die einzigen an ihm wohnenden Gewerbsleute waren in jenen Tagen der Bücherjude „Schasef", ferner ein Bierbrauer ohne eigenes Bier und der Metzger Walter, der nie mehr Fleisch hatte, als er für seine Studenten brauchte.

Die Rückseite unserer Kaserne bestrichen der langweilige Murgdamm und dessen Kastanienbäume. In diesem Flügel

lag meine Bude, deren Kreuzstöcke so nieder waren, daß ich durch sie bequem mit einem Schritt meiner langen Beine von der Murgstraße aus im Zimmer stand. Durch den Hofweg von meiner Kammer, die noch einen „Alkoven" für das Bett und gesonderten Eingang hatte, getrennt, befand sich eine ganz gleiche Wohnung, damals eingenommen von dem lustigen Untersextaner Ambros Müller aus Untergrombach, genannt Bummler, später Pfarrer in Grafenhausen auf dem Schwarzwald und gestorben 1898 als Pfarrer von Minseln am Oberrhein.

Im Innern des Hofes, der nach alter Römerart auch wohnlich verbaut war, erschien abermals rechts und links je eine Klause für „Studenten". Die eine beherbergte einen kleinen Sekundaner, den ich alsbald als „Fuchs" benutzte, um mir Bier und Zigarren zu holen. Er war der Sohn eines Lehrers Reinhart aus Mörsch und starb schon 1887 als Pfarrer in Hödingen im Linzgau.

In der andern aber lebten die zwei Dioskuren Karl und Wilhelm Bunkofer, Söhne eines Regierungs-Registrators in Karlsruhe, die einzigen Gerechten unter den studentischen Bewohnern der Kaserne. Da sie meine Mitschüler in der gleichen Klasse waren und mir vielfach meinen Leichtsinn erleichterten, werde ich noch des nähern auf sie zu sprechen kommen[1].

Gegen den Gewerbsplatz hin, auf der Vorderseite des Hauses, hausten eine Treppe hoch die zwei Untersextaner Pfaff aus Buchen und Weindl, der letztere auch der „schöne Wilhelm" geheißen, und der Obersextaner Gutgesell[2], beide aus Forst bei Bruchsal. Diese drei bildeten in ihrem ganzen Auftreten, wenn wir in der Kasernensprache reden wollen,

[1] Beide gingen 1908 aus dem Leben, der Karl als pensionierter Pfarrer von Münchweier und der Wilhelm als Professor am Gymnasium in Wertheim.

[2] Pfaff starb als alter Postsekretär, Weindl 1881 als Pfarrer von Käfertal und Gutgesell 1907 als Pfarrer in Niederschopfheim bei Offenburg.

die Nobelgarde, Bummler und ich vertraten die „leichte Kavallerie“, die beiden Bunkofer hielten ständig „Zimmertour“, und der kleine Sekundaner, den wir wegen seiner weißen Haare und seiner gedrungenen Figur „Spiz“ tauften, spielte den kleinen Marketender und Bierholer.

Im untern Stock vorderer Front hatte die Familie Walter ihren Sitz. Ihr Haupt, der Metzger Walter, war ein an Schwermut leidender Mann, der nicht zehn Worte in der Woche sprach und stumm und still, die Hände auf dem Rücken, den Tag über im Hof auf- und abging. Die Frau, eine echte, rührige Rastatterin, leitete die ganze Wirtschaft; als Gehilfen und Gehilfinnen standen übergenug Söhne und Töchter ihr zur Seite; denn die Zahl der Kinder war sehr groß, von jedem Alter und Geschlecht.

Am besten sind mir die vier erwachsenen Töchter noch in der Erinnerung, von denen die zweitälteste, „das Resele“, die von den „salonfähigen“ Studenten gefeiertste war. Salonfähig waren aber nur jene, welche ihr Mittagessen in dem Arbeitszimmer der jungen „Damen“ einnahmen, und dazu zählten nur die drei Nobelgardisten und die zwei leichten Reiter. Wir fünf neigten uns vor dem Thereſele, wie die Garben der Söhne Jakobs vor der des Joseph, und unter allen älteren Lyzeisten ward ihre Schönheit gepriesen. Sie war eine volle, junonische Gestalt, „schwarzäugig und schwarzlockig“, mit schmachtendem, südlichem Gesichtstypus.

Ein Untersextaner, Ludwig Wieser aus Untergrombach, der die Studien am Lyzeum verlassen und nach Karlsruhe auf die Kunstschule gezogen war, kam während meines einjährigen Aufenthaltes oft in die Kaserne, um seine Freunde Weindl und Müller, mit denen er auf dem Progymnasium in Bruchsal gewesen, zu besuchen. Er porträtierte auch das Resele. Es saß ihm im Zimmer Bummlers, und gar oft hab' ich dabei zugeschaut und Original und Porträt verglichen. Nach der Sitzung kneipten der Maler, der Ambros und ich auf des Bummlers Bude.

Der Ludwig Wieser, ein Duzfreund von mir, war ein begabter Künstler und ein flotter, sehr schöner Mensch, hatte aber eine bewegte Zukunft.

Von der Kunstschule in Karlsruhe ging er 1857 nach München, holte sich aber dort nach einem Jahre den Typhus und kam todkrank zu seinen Eltern heim.

Wieder gesund, will er nach Rom, der Sehnsucht aller Künstler. Unterwegs wird er bei Mailand gänzlich ausgeplündert. Eben war der Krieg gegen Österreich 1859 losgebrochen und er trat in die italienische Armee ein als Freiwilliger und kämpfte mit in den Schlachten bei Magenta und Solferino. Nach dem Krieg entlassen und heimgekommen, wanderte er nach Amerika aus, wo es ihm anfänglich schlecht ging, bis der Bürgerkrieg der sechziger Jahre losbrach, den er im Heere der Nordstaaten durchmachte. Er geriet in die Gefangenschaft der Südstaaten, aus der ihn erst nach Jahr und Tag eine Offiziersfrau, die er porträtiert hatte, befreite.

Nun ließ er sich, da es Frieden geworden, in Washington nieder, gründete eine Malschule und heiratete eine junge, reiche Witwe, mit der er bis zu seinem 1905 erfolgten Tod ein glückliches, sorgenloses Familienleben führte. —

Ich war zwar in der Studentenkaserne der längste, aber der jüngste und der Klasse nach der unterste von den „Salonfähigen" und mußte deshalb in der Galanterie dem „schönen Wilhelm" und dem süßen Andreas Pfaff den Vorrang lassen. Aber an Sonntagabenden, wo die „kneipfähigen" Sextaner ins Bierhaus gingen, war ich allein der „Hahn im Korb" und saß dann unter den Nymphen der Kaserne und verübte allerlei gescheite Redensarten, wie sie bei derartigen Gelegenheiten seit Menschengedenken üblich sind.

Das Resele heiratete, während ich noch am Lyzeum war, einen jungen Notarius, einen Rastatter namens Klumpp, wurde aber früh Witwe. Ich sah sie von meinem Abgang von Rastatt an nie mehr bis zum Jahre 1878, wo ich von Karlsruhe aus extra nach der Festungsstadt gefahren war,

um alte Erinnerungen zu erneuern. Ich suchte dabei auch das Resele auf, das ganz in der Nähe des Pfarrhauses in einem kleinen Häuschen wohnte. Aber, o weh! Nie hätte ich geglaubt, daß die Zeit so mit der weiblichen Schönheit umgehen könnte! Aus dem blühenden Resele war eine alte Matrone geworden, ebenso unschön als früher schön, die lebhafteste Predigt von der Vergänglichkeit alles irdischen Flors. In tiefer Elegie sagte ich ihr Lebewohl und ging von dannen, nachdenkend, wie des Menschen Herrlichkeit,

vom Zeitenstrom geboren,
Als nicht'ges Trümmerwerk im Zeitstrom geht verloren. —

Das Volk sagt: „Saturnus sei der Weiber Feind", und in der Tat, der Zeitengott haust schrecklich mit den Frauenbildern!

Zehn Jahre später besuchte mich das Resele in Freiburg und stimmte mich gar traurig durch die Erzählung vom Tode ihrer Eltern und der meisten Geschwister.

Es soll heute noch leben in Offenburg bei einer verheirateten Tochter und wünsche ich ihm ein fröhlicheres Alter, als es mir zuteil wird. —

Noch zweier dienender Geister in der Kaserne muß ich erwähnen. Der eine war Alois, der Knecht und mein Freund, der andere die alte „Lina", der Studenten Kammerjungfer. Knecht Alois hatte sein Logis unter der Stiege, welche vom Hof in den ersten Stock des Vorderhauses führte; es war schon mehr Höhle als Wohnung. Abends saß er nun darin und machte bei trübem Lampenschimmer Holzschuhe, während ich ihm infolge meines angeerbten proletarischen Zuges gar oft Gesellschaft leistete.

Ein Faun innen und außen, gebürtig aus Eisental bei Bühl, wußte Meister Alois, dem ich von den Studenten allein Aufmerksamkeit erwies, stets etwas Lustiges zu erzählen. Bald machte er Satyren auf die Rastatter oder die Mitbewohner des Hauses, bald erzählte er „schöne Ge-

schichten" aus seiner Heimat, beides Dinge, die mich sympathisch berührten. Er war ein häßlicher, schmutziger Kerl, aber seine heitere Seele zog mich an und die Zufriedenheit dieses Höhlenbewohners mit seinem Stande und seinem Dasein.

Sein weibliches Pendant, die Lina, überragte ihn noch an körperlichen Mängeln ganz bedeutend. Eine kleine, koboldartige Erscheinung, brachte sie es auch beim stärksten Versuch zum süßesten Lächeln nie weiter als zu einem waldmenschlichen Grinsen. Doch wie gar oft im Leben eine schöne Seele in einen wüsten Käfig eingesperrt ist, so auch bei diesem alten Wesen. Sie war die Gutmütigkeit selbst und unermüdlich in geduldigem Bedienen ihrer Mitmenschen. Da sie wußte, daß ich am Morgen gerne möglichst lange im Bette liegen blieb, brachte sie mir regelmäßig mein Frühstück an das Lager und sprach mir immer mit den gleichen Worten zu, doch ja recht viel zu schlafen, da ich so stark im Wachsen wäre. Sie sei deshalb so klein geblieben, weil sie von frühester Jugend an zu bald habe aufstehen und arbeiten müssen. Ich war damals schon boshaft genug, mit der Alten meinen Spaß zu treiben, wofür sie mir dadurch dankte, daß sie mich „am liebsten" hatte, weil sie in der Einfalt ihres Herzens alles, was ich mit ihr redete, für bare Münze annahm. —

So sah es in der Studentenkaserne aus im Jahre 1855 bis 1856, in welchem Jahre ich ihr Bewohner war und wo mein eigentlicher Leichtsinn seinen Anfang nahm. Doch führen wir den Unterquintaner erst auch in seine Klasse ein, ehe wir seiner sonstigen Leistungen uns erinnern.

Das Schulzimmer der Unterquinta war eines der armseligsten im ganzen Lyzeum. Klein und dunkel, wurde es im Sommer noch verdüstert durch das Laubwerk des sonnenlosen Lyzeumsgartens, welcher nicht bloß der Botanik diente, sondern auch den Frauen der Professoren ihren Kohl großzog.

Als Klassenlehrer herrschte mit mildem Zepter ein junger katholischer Geistlicher, kaum 33 Jahre alt, der Professor Karl Holzherr, ein richtiger Schwabe aus Rottenburg

am Neckar. Er war 1851 in den badischen Staatsdienst übergetreten und nach Rastatt versetzt worden. Äußerlich das Vollbild eines gesunden Württembergers, wie mein Kaplan Schele, bekam er meine Sympathie schon um des letzteren willen. Der sonst gute Herr litt gar oft an hypochondrischer Laune, in welcher er die Gewohnheit hatte, wiederholt ein schnaubendes Geräusch aus der Nase vernehmen zu lassen, was uns aber eher zum Lachen als zur Furcht stimmte. War er aber gut aufgelegt, so glänzte seine Miene von altschwäbischer, biederer Freundlichkeit.

Ein Schulmeister im besten Sinn des Wortes, leistete er in seinem Amte Gründliches. Es wurde bei ihm weder Spaß noch auch viel Geist verschwendet, obwohl es ihm an letzterem nicht fehlte, aber die Pensa wurden „durchg'fuhrwerkt", wie es billig und recht ist. Der Schulsack wurde in guter, württembergischer Art gefüllt, nicht mit Eleganz und Klassizität, aber mit wohlgebackenem, schwäbischem Hausbrot. Holzherr war kein klassischer Philologe wie der Direktor Schraut, aber vollauf das, was man einen guten Lehrer nennt, der sein „Handwerk" versteht. —

Es muß schon ein besonderer Glücksstern über einem Lehrer an einer Studienanstalt herrschen, wenn er nicht von seinen Schülern einen „Spitznamen" erhalten soll. Da Professor Holzherr nicht unter einem solchen Zeichen geboren war, trug er unter uns nur den Titel „der Schwob", und seine landsmännische Haushälterin kursierte als „Schwobs Marie". Aber so sehr uns der Herr Professor auch in der Klasse imponierte, die Marie imponierte uns doch noch weit mehr. Sie war von Adel, eine geborene Endreß von Fürsteneck, und eine majestätische Erscheinung, hatte goldenes Haar, wie die Lorelei, und trug dasselbe in schönen Locken. Mit Vergnügen ließen wir uns zum „Nachexerzieren", oder wenn der Professor unwohl war, in seine Wohnung in der Schloßstraße zitieren; denn da konnten wir ehrfurchtsvoll die Goldlockige sehen und grüßen. Sie verließ den guten Professor

später und heiratete einen Posthalter im schwäbischen Allgäu. —

Professor Holzherr gab uns Latein und Deutsch, das Griechische der Direktor, Mathematik Professor Eisinger, Französisch mein alter Klassenlehrer aus Unterquarta, Professor Donsbach, der seine Liebe zu mir auch hier bewährte. Ich bekam im Französischen die Note „noch ziemlich gut". Zu seiner Entschuldigung muß ich beifügen, daß ich in Unterquinta anfing, was ich bis Obersexta fortsetzte, den geckenhaften Mann komisch zu behandeln. Er merkte dies bisweilen und wurde dann teufelswild.

Er trieb gerne Allotria, aber nur, wenn er Gelegenheit bekam, sich selbst zu verherrlichen. Ich war allzeit ein Freund davon, wenn die Lehrer nicht immer bei der Sache blieben, sondern zwischenhinein auch etwas anderes zum besten gaben, und habe später, selbst „lateinischer Schulmeister" geworden, auch danach gehandelt.

Man verübelt es vielfach akademisch gebildeten Lehrern, wenn sie „Allotria" treiben; allein ich nehme die Herren, welche dies mit Verstand tun, alle in Schutz. Ja, ich möchte das „Allotriatreiben" als eine Art pädagogischer Regel hinstellen. Wenn bei trockenen Lehrgegenständen wie z. B. Grammatik, der Lehrer zwischenhinein etwas Unterhaltendes bringt, so wird er dadurch die Aufmerksamkeit für Fortsetzung des eigentlichen Themas neu beleben. Es kann das jeder Kanzelredner bezeugen, namentlich, wenn er zu den Langweiligen gehört. Wenn die Zuhörer noch so schläfrig dreinschauen, so werden sie sofort munter, sobald der Prediger ein „Geschichtchen" erzählt, und, durch dieses zu Leben gekommen, passen sie wieder besser auf. Ähnlich Schüler in der Schule.

Also Professor Donsbach schweifte während des Unterrichts gerne vom Thema ab, und wenn dieses Abschweifen auch stets seine Person zum Gegenstand hatte, so erheiterte uns dabei doch seine lächerliche Eitelkeit. Die Veranlassung dazu gab

meistens ich. Wenn er, um ein Beispiel zu erzählen, in die Klasse kam und sich in seinem eleganten Anzug[1] vor uns hinstellte, schaute ich ihn fest an, bis er fragte, warum ich ihn heute wieder so ernstlich betrachte. „Herr Professor," antwortete der lange Haslacher, „Sie haben heute eine so schöne Weste an." Jetzt lächelte der Alte selbstgefällig an sich hinunter und erzählte die Geschichte des angerufenen Kleidungsstückes vom Kaufmann an durch den Schneider samt Knöpfen und Faden hindurch bis zu seinem philologischen Leib, dem „eben gut schöne Kleider machen seien, weil er danach gebaut sei". Ein andermal kamen dann die Hosen an die Reihe oder der Rock.

Die stärkste Leistung des Professors Donsbach aber, was Eitelkeit betrifft, war jene Frage, die er einmal in jenen Tagen meiner Rastatter Zeit in Baden-Baden an die Menschheit richtete, als ihm dort seine Frau verloren ging.

Ein französisches Sprichwort sagt bekanntlich: „Madame vaut monsieur et monsieur vaut madame," d. h. kurz gesagt, eines ist des andern wert. So sehr dies oft zutrifft, bei der Frau Professor Donsbach war das nicht der Fall. Sie konnte als ein Muster von Bescheidenheit und Einfachheit gelten und paßte zu ihrem Monsieur wie ein Landhühnchen zu einem Papagei. Auch in ihrem Äußern war sie höchst unscheinbar und schielte nicht unbedeutend aus ihrem alten Angesicht. Eines schönen Sommertages nun hatte der Professor seine Ehehälfte in die Bäderstadt geführt und durch Zufall beide sich verloren. Verzweiflungsvoll rannte nun der unglückliche Philologe durch alle Straßen der „Aurelia-Aquensis" und schrie die Menschen an: „Haben Sie nicht eine schöne, junge Frau gesehen?" Zum Glück trafen sich die Getrennten von selbst wieder, denn unter „diesem Zeichen"

---

[1] Das muß ich dem alten Professor Donsbach noch zugut halten, daß er immer schön gekleidet erschien. Sonst kann man bis zur Stunde gar viele lateinische Schulmeister sehen, deren einzige Philosophie und Weltverachtung in schäbigen Kleidern besteht.

hätte kein Sterblicher dem Professor seine Frau ermitteln können. —

Eine zeitgemäße Eigenschaft, welche bis vor Jahr und Tag jeden deutschen Mann auf die Höhe der Bildung und Kultur stellte, hatte Professor Donsbach in hohem Grade; er war wütend liberal und pfaffenfresserisch. Anno 1870, da ich als ultramontaner Staatsverbrecher auf der Festung saß und eines Tages mit meinem Gefangenwärter zum Karlsruher Tor hinauswanderte zum gewohnten Spaziergang, begegnete mir der alte Donsbach, der erst 1871 in den Pensionsstand trat, mit seiner Frau. Ich grüßte ihn freundlich. Wer aber meinen Gruß nicht erwiderte und nur tief verächtlich mich anschaute, war er. Infolge dieses Vorfalls zog ich Erkundigungen ein und erfuhr, daß der Mann lieber den Teufel sehe als einen Ultramontanen und Infallibilisten.

Aber Respekt muß ich doch vor ihm haben. Solange ich sein Schüler war, hatte ich nicht eine blasse Ahnung davon, daß Professor Donsbach oder irgend ein anderer Lehrer der Anstalt kirchenfeindlich und liberal sei, trotzdem der Kampf bei uns in den fünfziger Jahren schon angegangen war. Aber das war damals der große Segen an den Schulen des Landes, daß die Lehrer und Professoren ihre religiösen und politischen Ansichten für sich behielten und in der Schule nichts davon auskramten. Später und bis in die neueste Zeit meinte jeder feuchte Unterlehrer an der Volksschule und jeder burschikose Lehramtspraktikant am Gymnasium, er könne nichts Gescheiteres tun als vor seinen Schülern in Kulturkampf oder in Unglauben machen. Und diesem Umstand ist unendlich viel von der Verderbnis unserer Jugend zuzuschreiben, über die man jetzt so allgemein klagt. Das miserabelste daran aber ist, daß es in den siebziger Jahren eine Zeit gab, in welcher Lehrer durch derlei Dinge sich empfehlen zu können glaubten.

Ich bin fest überzeugt, daß ein großer Teil der Schuld an dem nihilistischen Treiben der russischen und rumänischen Studenten auf ihre ausländischen Lehrer und Erzieher kommt.

Wenn, wie es in jenen Ländern der Fall ist, Kinder eines ungebildeten, religiösen Volkes ihre Bildung bei religionslosen Lehrern holen, so dürfen Erscheinungen, wie der Nihilismus, uns gar nicht wundern.

Ich würde, so sehr ich auch jede persönliche Überzeugung respektiere und freigebe, trotzdem, wenn ich Meister wäre, jeden Lehrer, der Religionsspott vor seinen Schülern treibt, an der Türe des Schulhauses aufhängen lassen. —

Also immerhin noch Respekt vor dem Professor Donsbach, wenn er mir auch, die einzige freundliche Begegnung in Karlsruhe, von der ich oben sprach, ausgenommen, im Leben nie recht hold war! Er gab Ende der siebziger Jahre in Heidelberg seinen Geist auf und ruhe im Frieden! —

Noch eines Lehrers der Unterquinta muß ich Erwähnung tun, des „geistlichen Lehrers" Merz, der, während ich noch Pfarrer in dem benachbarten Hagnau war, 1881 als Direktor des Lehrerseminars Meersburg gestorben ist. Er war aus Wolterdingen in der Baar gebürtig, damals ein junger Mann, eifrig und gewissenhaft, aber langweilig in seinem Unterricht. Die „deutsche Geschichte" diktierte er uns, und nach diesen trockenen Diktaten mußten wir sie auswendig lernen. So sehr mich „Geschichte" stets anzog, so widerwärtig kam mir eine mühsam in die Feder diktierte Historia vor, und deshalb studierte ich das Manuskript sehr mangelhaft. Zum Unglück hatte dieser trockene Verstandesmensch auch noch die hebräische Sprache, diese Mutter der Langeweile für einen deutschen Studio, und so geschah es, daß Merz und ich auch nicht auf dem besten Fuße standen. Öfters wurde ich auf sein Zimmer kommandiert — er wohnte im Lyzeum beim Direktor — und mußte da aus seinem Geschichtshefte nacherzählen.

Die Dienerin dieses Herrn sowie des Direktors war „Schills Töchterlein", wie der einzige Sprößling des Pedellen von den Lyzeisten genannt ward. Bei ihr und ihrer Mutter, welch letztere in den freien zehn Minuten des Morgens Kreuzerwecke an die studierende Jugend verkaufte,

galt ich während meines ganzen Rastatter Aufenthaltes ein großes Stück.

Die Alte pflegte mir oft zu sagen, ich sei der lustigste von allen Lyzeisten und hätte die längsten und schönsten schwarzen Haare. Jeden Donnerstag, wenn sie vom Wochenmarkt frische Butter geholt, lieferte sie mir um billiges Geld ein Extra-Butterbrot, einen meiner damaligen Lieblingsimbisse. Das „Töchterlein" aber wußte mir nicht bloß zu melden, wie ihre zwei Herren gegen mich gestimmt seien, sondern sie avertierte mich bisweilen von bevorstehenden Razzias, welche ihr Vater auf die gegen das Verbot kneipenden Lyzeisten zu machen vorhatte, was mir oft gar hoch zustatten kam.

Oft auch, wenn der alte Schill Wind bekommen, daß ich da oder dort bei einem unerlaubten Schoppen gesessen sei und Krakeel verführt hätte, machten die zwei Damen für mich die Advokaten, damit nichts angezeigt würde. Und da, wenn es gilt, Fürsprache bei Männern einzulegen, die Frauen alles vermögen, so ließ sich selbst der sonst stets von unerbittlicher Pflichterfüllung redende ehemalige Gendarmerie-Wachtmeister in allen Fällen zu meinen Gunsten erweichen. So kam es, daß ich nie den „Karzer" bewohnt habe, trotzdem ich ihn des öfteren verdient hätte.

Manchmal, wenn ich durch den Gang ging, der vom Lyzeum aus in die Wohnung des Direktors und des geistlichen Lehrers Merz, der im unteren Stock wohnte, führte, um beim letztern Geschichte nachzuholen, bemitleidete mich das Töchterlein vor der Türe und meinte: „Ich weiß schon lange, daß der da drinnen Sie nicht mag; aber beim Direktor gelten Sie alles."

Am liebsten arbeitete ich aber auch für den Direktor. Seine Lehrstunden waren und blieben mir stets ein Genuß. Die geistige Art seiner Behandlung des Homer und Xenophon brachte mir in Unterquinta die ersten leuchtenden Begriffe von der Schönheit der alten Klassiker bei. Doch auch dem Professor Holzherr muß ich gerecht werden; seinem Cicero

und Virgil wandte ich, wenn auch zu Hause wenig Fleiß, so doch in der Schule volle Aufmerksamkeit zu. Ciceros offener Sinn für alles Schöne zog mich mächtig zu dem eitlen und geschwätzigen Römer hin, und ich schwärmte in jenen Tagen am meisten für den Mann, dessen einziger, ihm schadhafter Fehler der war, daß ihm jedes militärische Talent abging. Wäre Cicero nebenbei noch Soldat gewesen, so würde die römische und mit ihr die Weltgeschichte sehr wahrscheinlich einen andern Gang genommen haben, da dann Octavianus nie Kaiser Augustus geworden wäre. —

Wenn ich heute mein Osterzeugnis von Unterquinta anschaue, in welchem ich unter zwölf Schülern als der siebte glänze, so muß ich mich verwundern, daß ich in der Mathematik verhältnismäßig eine der besten Noten hatte. Aber ich erinnere mich genau, daß ich bei Professor Eisinger aus lauter Respekt vor ihm die mathematischen Aufgaben mit meinem sehr leichten Gedächtnis mechanisch erfaßte, jedoch ein rechtes Verständnis dafür nie besaß.

Wie schwach in den meisten Fächern meine Leistungen in jenen Tagen waren, da mein „Talent", wenn ich so sagen darf, zu gleicher Zeit mit meinem Leichtsinn sich zu zeigen anfing, und wo ich merkte, daß das „Studieren" mir täglich leichter wurde, wenn ich nur bessern Willen hätte, soll die folgende Notenangabe vom 11. März 1856 beweisen: Fortgang: ziemlich gut. Religionslehre: gut. Deutsche Sprache: noch ziemlich gut. Lateinische: ziemlich gut. Griechische: ziemlich gut bis gut. Hebräische: noch ziemlich gut. Französische: noch ziemlich gut. Mathematik: ziemlich gut bis gut. Geschichte: ziemlich gut. Naturgeschichte: gut. Fleiß: noch gut. Betragen: gut. Lokation: Unter zwölf Schülern der siebente.

Die gute Note in der Religion erhielt ich von dem noch bessern Professor Nicolai, von dem ich in der Oberquinta des nähern reden werde. Er gab uns Kirchengeschichte in Buchform, weshalb ich dieselbe nicht ungern memorierte. In

der Quarta hatte ich in der Religion auch immer eine gute Note von Professor Holzherr. Ich weiß aber heute nicht mehr warum und erinnere mich auch gar nicht mehr an die Art des Religionsunterrichts in jenen Klassen.

In der Naturgeschichte verdiente ich redlich das gute Prädikat; denn mein ganzes Leben ein Freund der Natur, habe ich, so schwer und unverständlich mir die Physik vorkam, stets Mineralogie, Zoologie und Botanik mit großer Liebe gelernt und getrieben.

Mit süßer Wehmut gedenke ich jener stillbeglückenden Stunden, in denen ich ganz allein im Ottersdorfer oder Iffezheimer Wald Pflanzen suchte und bestimmte oder aus den kleinen Altwassern des Rheines zwischen jenen Waldungen die wunderbar elegischen Seerosen herausfischte. Die wenigen Momente reiner Poesie, die mich in Lyzeumstagen umdufteten, sind meist in jenen Stunden zu suchen. —

Die einzige, unverdiente Note trug ich im Betragen davon, das bis zu meinem Abgang zur Universität stets auf gut lautete, ein Prädikat, wie es die solidesten und brävsten unter uns auch nicht besser bekamen. Ich führte eben äußerlich, und soweit es zur Kenntnis meiner Lehrer kam, einen legalen Lebenswandel und war den Professoren gegenüber, den einzigen, Donsbach, ausgenommen, stets bescheiden und respektvoll.

Daß sich aber schon von Unterquinta an ein so mächtiges Biergenie in mir entwickelte und ich mehr in den Bierhäusern als auf meinem Studierzimmer saß, davon hatten die Lehrer, in meinen Quintanertagen wenigstens, keine blasse Ahnung. Wenn ich nun hier und später davon rede, und offen und frei davon rede, so will ich es ganz mit Goethe halten, der gesagt hat:

Nehmt nur mein Leben hin, in Bausch
Und Bogen, wie ich's führe.
Andre verschlafen ihren Rausch,
Meiner steht auf dem Papiere.

Hatte ich in der Quartanerzeit manchmal mit gemeinen Soldaten aus dem Kinzigtal mein Bier getrunken, so fiel ich als Quintaner in die Hände von Unteroffizieren. Damals hatte des „Glaser-Kerne Antoni“, ein richtiger Haslacher, der als Fabrikglaser und alter Mann in Lörrach starb, es zum Korporal gebracht; durch ihn lernte ich die sämtlichen Korporale des Kinzigtals und nach und nach eine Menge von andern Korporalen und Feldwebeln kennen. Mit diesen kneipte ich fast täglich, bzw. allabendlich, bald in den Kasernen, bald auf den einzelnen Tor- und Fortswachen, selbst draußen im dunklen Wachzimmer auf dem Schlößchen „Favorite“ oder in den Soldatenkneipen der Stadt und der umliegenden Dörfer. Auf die letzteren ging es gewöhnlich an Sonn- und Feiertagen, meist nach Rheinau oder Ottersdorf. Zu Ottersdorf im Kreuz bin ich gar manchen Sonntagnachmittag gelegen bei Bier und Rheinfischen, singend und jubelnd mit diesen Soldaten.

In der Stadt kampierten wir in der Regel im „untern Prinz“, den ein Schuhmacher aus dem Dörfle namens Stoll gepachtet hatte.

In den achtziger Jahren noch trat ein greises Männlein in mein Zimmer zu Freiburg und präsentierte sich als „einen alten Bekannten“. Es war der Stoll, der gehört hatte, daß ich hier sei, und mich, weil ich einer seiner besten Kunden ehedem war, wieder besuchen wollte. Wir sprachen von jenen Tagen, da ich noch „Bier- und Käsebrot“ bei ihm genoß und sang wie eine junge Lerche und er ein munterer, junger Mann war.

Er ist bald darauf heimgegangen, aber seine Frau besuchte mich noch längere Zeit alljährlich, so oft sie zu ihren Töchtern kam, die in Freiburg Wirtinnen waren. Jetzt ist sie ihrem Mann auch schon seit Jahren nachgefolgt. —

Oft saß ich mit den Unteroffizieren auch in der „blauen Katze“, und sie „belegten“ aus Rücksicht auf mich das kleine Nebenzimmer, weil die größere Bierstube oft von Profes-

soren und dem fahndenden Lyzeumsdiener besucht war. Man mußte dieselbe aber passieren, wenn man auf gewöhnlichem Weg in das Nebenzimmer kommen wollte, weshalb ich dieses stets von der Straße aus durch das Fenster betrat, was keine Kunst war, weil das Lokal parterre lag. Noch tönt in meinem Ohre das „Halli Hallo", mit dem die Unteroffiziere den lustigen Hansjakob empfingen, wenn seine lange, schmale Gestalt über der Fensterbrüstung erschien.

Ich habe bei diesen Leuten absolut nichts Böses gelernt oder auch nur gesehen; es müßte denn nur das viele Singen und Biertrinken als sündhaft angerechnet werden. Es war unter diesen Unteroffizieren mancher Originalmensch, der das Zeug zum General gehabt hätte. Der eine und andere hat es später wirklich auch, selbst in Friedenszeiten, zum Offizier gebracht, so einer namens Ringwald, der als Ratschreiber in Hornberg starb. Viele habe ich seitdem nicht wieder gesehen, noch von ihnen gehört, der oder jener begegnete mir bisweilen als Eisenbahnschaffner, Gendarm, Bureaudiener oder Grenzaufseher. Mancher hat mir auch schon aus der Ferne geschrieben und gefragt, ob ich jener Hansjakob aus Rastatts Tagen wäre. Keiner aber blieb ohne freundliches Wort oder Gegenschreiben, wo und wie immer wir unsere Bekanntschaft erneuerten.

Heute dürfte nur noch einer leben, nahezu ein Achtziger. Er wohnt in Freiburg in meiner Nachbarschaft als Verwalter des Pfirtschen Damenstifts. Es ist der Nepomuk Kremp von Neuershausen bei Freiburg. Er brachte es später zum Zahlmeister und als Pensionär zum Verwalter und Rechnungsrat. Aber der Nepomuk war auch einer der brävsten unter uns, was allerdings damals nicht viel heißen wollte. —

So habe ich in jener Zeit unzählige Schoppen Bieres und manchen Laib frischen Kommißbrotes auf Wach- und in Wirtsstuben mit Unteroffizieren vertilgt und freue mich heute noch dessen. Denn ohne meine Bekanntschaft mit Korporalen und Feldwebeln würde mir ein Glied fehlen in

der Reihe der menschlichen Stände, die ich in meinem Leben schon kennen gelernt.

Was unter diesem Lebenswandel allein litt, waren meine Gesundheit und mein Fleiß. Ich fing in diesen Tagen das Rauchen an und trieb es unsinnig. Zigarren und Tabak wurden in aller Frühe wie spät in der Nacht verdampft, während mein Körper in der stärksten Entwicklung begriffen war. Die Folgen davon waren damals schon eine hochgradige Nervosität mit Schlaflosigkeit und Magenleiden. Ich befand mich des Abends, wenn ich zu Bette ging, so aufgeregt, daß ich mich vor dem Einschlafen förmlich fürchtete und mich wehrte gegen den Zustand der Bewußtlosigkeit. Es war mir jedesmal angst, wenn die Nacht kam, und ich erinnere mich lebhaft, wie es mich ordentlich schauerte, so oft die Trompeter und Trommler der Festung den Zapfenstreich bliesen und trommelten und mir die Zeit der Nachtruhe ins Gedächtnis riefen.

Gegen mein Magenleiden riet meine Kammerfrau, die alte Lina, morgens als Frühstück Milch mit Knoblauch zu nehmen, ein wahrer Teufelstrank. Ich ging auch zum Doktor Oster, einem freundlichen Herrn, der mir alles verbot, nur die Hauptsache nicht, nämlich das Rauchen und das Biertrinken, weshalb ich meinen Lebenswandel ruhig fortsetzte, bis der Gescheiteste, d. i. der Magen, nachgab und sich an das Elend gewöhnte.

So sündigt die Jugend auf ihre Gesundheit, und das Alter muß die Sünden büßen. Heute wäre Rauchen mein Tod, und Bier kann ich seit vielen Jahren keinen Tropfen mehr trinken.

Ich meine, die studierende Jugend raucht zur Zeit nicht mehr so viel wie früher, wenigstens die „Frösche“ nicht, während in meinen Tagen schwer geraucht wurde von den Rastatter Lyzeisten. Ein Beweis dafür war, daß alljährlich der damals berühmte „Heidelberger Binsebu“, welcher sonst nur Hochschulen besuchte, auch nach Rastatt kam, um uns mit

seiner Ware zu versorgen. Es rauchten alle Kühneren, und deren gab es nicht wenige. Wir hatten zwar auch zahme Muttersöhnchen, die ihr Taschengeld dem Konditor brachten, eine Weiblichkeit, die mir aber stets höchst undeutsch vorkam.

Und wenn heute, im zwanzigsten Jahrhundert, die Studenten Temperenzler spielen und Limonade, Selterswasser und Tee trinken statt Bier, so will mir das noch viel weniger gefallen. Es ist ein Zeichen von Blasiertheit, Degeneration und Feminismus. Drum haben wir auch so viele weibliche Männer und so viele männliche Weiber, die statt der Männer jetzt trinken und rauchen. —

Wenn ich an Samstag-Nachmittagen mit meiner langen Pfeife gegen den Murgdamm hinaus unter meinem Fenster saß und die Töchter Israels aus der Nachbarschaft, und unter ihnen des „Juden Mayers Jette“, meine nächste Nachbarin, in ihren blauen Kleidern auf dem Murgdamm promenierten, da glaubte ich mitten unter den Blumen des Semitentums eine junge, deutsche Eiche zu sein.

Am liebsten aber rauchte ich meine Pfeife oder meine Zigarre abends nach der Heimkehr aus den verbotenen Kneipen bei dem Höhlenbewohner unter der Stiege, beim Knecht Alois, zu Ende. Hatte ich ausgeraucht oder war unser Portier schon zu Bett, wenn ich in den Hof trat, so galt mein Besuch regelmäßig noch den Gebrüdern Bunkofer. Diese saßen bleich und still bei dem elenden Licht einer Unschlittkerze hinter ihren Büchern und Heften und studierten und schrieben für den kommenden Morgen. Ihr Fleiß war noch weit größer als mein damaliger Leichtsinn und Unfleiß. Sie arbeiteten mehr als notwendig, oft abwechselnd die ganze Nacht, der eine bis zwölf und der andere nach Mitternacht.

So kam es, daß ich Faulenzer an ihrem „Überverdienst“ teilnehmen konnte. Ich schrieb ihnen entweder am Abend noch oder morgens in der Frühe die Präparationen und Übersetzungen ab, und der Bruder Wilhelm fertigte mir noch mit seiner kleinen Schrift die nötigen „Spickzettel“, den

Passe-partout eines faulen Studenten. Zum Lohn seines damaligen Fleißes war der Wilhelm auch dreißig Jahre später Seminardirektor in Meersburg und ich eine Stunde davon armseliger Bauernpfarrer.

Wenn ich spät am Abend in das Zimmer der beiden Brüder trat, wo mir übrigens das Rauchen strenge verboten war, weil der Bruder Karl es absolut nicht riechen konnte, sang ich ihnen ein lustig Lied vor oder deklamierte ein Gedicht und erheiterte so für einige Zeit die zwei Unermüdlichen. Der Karl ließ sich dann von mir berichten, wie viel Bier ich am Abend getrunken, worauf er mir jeweils predigte und mich durch folgende Illustration abzuschrecken suchte: „Denke Dir einmal," pflegte er zu sagen, „die zehn Schoppen übereinander gestellt. Welche Summe von Flüssigkeit, und die hast Du heute in Dich aufgenommen! Pfui!" Ich lachte ihn natürlich aus und spottete über die nächtlichen Brüder, weil sie nicht imstande waren, das, was ich an einem Abend trank, in einer Woche zusammen zu vertilgen.

Aber eines mußten mir beide Freunde allezeit und später noch bezeugen, daß ich nie „zu viel" hatte, so oft ich in ihre matterleuchtete Stube trat. Ich konnte eben viel vertragen, und dann war in jenen Tagen das Bier noch echter, altgermanischer Stoff. Ja, wenn damals dieser Trank so heillos fabriziert worden wäre wie später, so wären die meisten Rastatter Lyzeisten der fünfziger Jahre, die überall im Lande unter ihresgleichen als die flottesten Biertrinker und die besten Philologen galten, frühzeitig ins Grab gesunken. Wenn jetzt ein baumfester Bauernbursche nur acht Tage lang jeden Abend so viel Bier trinken und so viele Zigarren rauchen wollte wie vor fünfzig Jahren ein Unterquintaner meines Schlages, der Mensch müßte nach Doktor und Apotheker rufen. Was aber ein damaliger Sextaner vertilgte, wäre jetzt für einen Riesenbauern ein Ding der Unmöglichkeit. Allerdings war zu jener Zeit das Bier auch reiner und gesünder als heutzutag.

Darum Dank euch allen, ihr wackeren, längst toten Brauer, die ihr in meiner Studienzeit in Rastatt Bier gebraut oder dahin importiert habt! Ohne eure Ehrlichkeit hätten wir Lyzeisten von damals die Wiedererrichtung des Deutschen Reiches, dessen Gründer Bismarck allzeit auch einen guten Durst gehabt, nicht erlebt! Mögt ihr belohnt werden dafür in der Ewigkeit, daß ihr so und so vielen Dienern des Staates und der Kirche das Leben erhalten und gerettet habt durch einen ehrlichen, gesunden Trunk, und mögen die heutigen Studenten in Rastatt und überall sich hüten, so viel zu trinken wie wir alte Rastatter! —

Der freundliche Leser wird sich vielleicht auch fragen, woher ich die Geldmittel bezogen, und wie es mit meinen ökonomischen Verhältnissen damals bestellt war. Ich werde auch hier ehrlich bekennen. Von meinen Eltern bezog ich jeden Monat zwanzig und vier Gulden, mit denen ich Kost, Logis und „Rekreationsgelder" zu bestreiten hatte. Für meine Stube und für dreimalige Speisung des Tages bezahlte ich nur sechzehn Gulden, so daß acht Gulden für Bier und Zigarren übrig blieben. In jener „guten alten" Zeit bekam man aber für einen Gulden dreißig Schoppen trefflichen Bieres und um das gleiche Geld 40 Stück brillante Zigarren. Dazu kam noch, daß meine Kaufmannstante in Freiburg, die ich in meinen Jugenderinnerungen erwähnt, mir manchmal ein ganzes Kistchen Zigarren schenkte, und in den Ferien gab's zum Abschied von der Großmutter oder von dieser oder jener Base auch ein halbes oder ganzes Guldenstück, und so hatte der durstige und rauchende Fink immer einigen Samen. Schulden habe ich als Student nie gemacht und besaß daher bei den Rastatter Bierwirten einen besonderen Kredit. Aber einen schlimmen finanziellen Streich hab' ich doch und gerade als Unterquintaner vollführt. Ich habe mein „großmütterliches" Klavier verkauft und den Erlös dem Gambrinus geopfert.

Das Klavierspielen wurde mir in den ersten Jahren

meines Rastatter Aufenthaltes entleidet durch die Sorge um mein Fortkommen in den betreffenden Klassen, und als meine Vierzeit anfing, war ich froh, wenn ich das Lyzeum hinter mir hatte, und es wandelte mich nicht die geringste Lust mehr an, an freien Samstag- und Mittwoch-Nachmittagen in die Anstalt hinaufzuwandern, um bei Musiklehrer Bender, der von 1852—1882 diese Stelle versah, Klavierstunden zu nehmen.

Dieser Lehrer war, wie alle Musikanten höherer Art, ein milder, sanfter Mann, dem die Bonhomie mit Macht aus seinem runden, dicken Angesicht leuchtete. Ich hatte schon als Quartaner einige Stunden bei ihm Klavier gespielt, wobei er sich die Zeit damit vertrieb, daß er, während ich klimperte, mit einem kleinen Kamme die hintern Kopfhaare auf sein kahles Vorderhaupt zu dressieren suchte. Später, wie wir hören werden, machte ich den harmlosen Mann oft böse, und er war der einzige Lehrer, um dessentwillen mir der Direktor manchmal gram ward. Talent für Musik hatte ich nie und ebensowenig Fertigkeit in irgend einer mechanischen Hantierung. So machte ich mir kein Gewissen daraus, mein altes Hackbrett bei der ersten Gelegenheit abzugeben.

Meine Hausfrau hatte längst bemerkt, daß mein Klavier selten einen Ton von sich gab, und da ihr jüngstes Töchterlein dieses Spiel lernen wollte, unterhandelte sie mit mir über den Verkauf meines Instruments. In Geldsachen allezeit ein billiger Denker, schloß ich so mit der Hausfrau ab, daß sie mein Klavier für zehn badische Gulden erhielt, einen Preis, wie ihn wohl selten ein Klavier erduldet[1]. Die zehn Gulden aber gab ich in den folgenden Wochen aus, um ein viel unnötigeres Spiel zu lernen, das „Zego" nämlich.

In meiner Klasse, wo ich zwar nicht gerade der älteste, wohl aber der längste war, hatte ich nur zwei Kameraden,

---

[1] Die Großmutter hatte es dem alten Orgelbauer und Bildschnitzer Glücker, ihrem Nachbar, für zwanzig Gulden abgekauft.

die mir an leichtem Sinn und an Liebe zum Biertrinken und Rauchen gleichkamen, mich aber an Talent übertrafen. Es waren dies der Karl Abetz, Sohn eines armen Wagners in Rastatt, und Emil Kuhn, Sohn eines Lehrers in dem unfernen, einsamen Dörfchen Leiberstung. Es fehlte ihnen aber meist an Mitteln zum Biertrinken, und wenn ich nun mit „Studenten" kneipen wollte, mußte ich mich an die Schüler der höhern Klassen halten. Und in der Tat hatte ich „Freunde" bis in die Obersexta (Prima) hinauf, von denen ich nicht bloß frühzeitig den „Komment", sondern auch das Zegospielen lernte.

Meine ersten öffentlichen Studien mit „Skis und Bagad" machte ich im „obern Prinz", einem feinern Bierlokal, das meist von österreichischen Offizieren besucht war. Ich erinnere mich noch lebhaft jenes Samstag-Nachmittags im Herbst 1855, da ich das erste Bierzego mitmachte. Die Mutter hatte mir am Tage zuvor einen gekochten Schinken geschickt, und den opferte ich als erste Hekatombe dem „Skis". Er ward auf dem Zimmer des Obersextaners Wickert, des schönsten Studenten von damals, der später beim Leibregiment Fähnrich war und dann verschwand[1], verzehrt und hernach wurde zum „Zego" im „Prinz" geschritten. Die Obersextaner Strauß, später Jesuit, und Fingado, als junger Kameralpraktikant in Freiburg gestorben, waren die weiteren Mitglieder der Gesellschaft.

Sie „schmierten" mir richtig auch die Zeche hin. Allein das trübte meine Heiterkeit keinen Augenblick; ich war stolz

[1] Im Juli 1896 kam eines Tages ein fremder Herr mit dem Aussehen eines Staatsrats in mein Zimmer und stellte sich vor als der Otto Wickert von Lahr. Er war nicht, wie er vorhatte, in holländische Dienste getreten, sondern nach London gewandert, deutscher Lehrer geworden und hatte zweiunddreißig Jahre als solcher auf der Insel Man gewirkt. Er lebt jetzt noch, ein Siebziger, in Liverpool im Kreise seiner Familie ein behagliches Dasein. So groß mein Staunen war, nach fast vierzig Jahren den verschollenen Freund wiederzusehen, eben so groß war auch meine Freude.

darauf, mit Obersextanern mein erstes offizielles Zego gespielt zu haben. Denn zu meiner Zeit galten den Lyzeisten unterer Ordnung die Sextaner mit ihrer Kneipfreiheit als wahre Halbgötter. Schmerzlich habe ich mich jahrelang danach gesehnt, einmal Sextaner zu werden. Ich bildete mir damals auf meine Freundschaft und auf den „Schmollis" mit einer Anzahl dieser Herren mehr ein, als wenn heute regierende Fürsten mich ihrer höchsten Gnade und des vertraulichsten Umganges würdigen wollten.

Von jetzt an bis zum zweiten Jahre meiner Universitätsstudien blieb ich ein leidenschaftlicher Verehrer des Zegospiels. Sowohl in Rastatt als in den Ferien ward fast täglich „getrockt", und unzählige freie Nachmittage saß ich als Sextaner mit Freunden auf irgendeinem Studentenzimmer an der Murg und machte „Geldzego", dem dann in der Regel ein Bierzego folgte, das den Abend verschlang. —

Noch ein Spiel fing ich in diesen Tagen mit mehr als erlaubter Vorliebe zu treiben an, das Kegeln. Diesem huldigte ich ganz besonders in den Ferien von Quinta an bis zum Ende meiner Studienzeit. Auf der Kegelbahn im „Bayerischen Hof" z' Hasle, draußen am nordwestlichen Ende des Städtchens, lag ich in der Ferienzeit fast jeden Nachmittag.

Am Morgen ward durch Feld und Wald gestreift, an den Waldsäumen geruht und gelesen, und nach dem Mittagessen suchte ich einen Mitkegler, was an Werktagen nicht so leicht war, weil die meisten Menschen in der Werkstätte oder im Feld zu tun hatten. Doch ein älterer Freund, Richard Köbele, der Metzgermeister, oder der Vetter Boschesepp, ein Bäcker, welch beide ihre Tagesarbeit am Morgen beendigten, jetzt aber schon längst tot sind, leisteten mir in der Regel Gesellschaft zu obigem Zweck.

An Mittwoch- und Samstag-Nachmittagen hatten die Schullehrer von Stadt und Land frei, und da wanderten die Unterlehrer der Kegelbahn zu und „machten mit". Unter ihnen lernte ich wieder einen oder den andern Originalmenschen

kennen. Ich erinnere mich namentlich zweier solcher, die es aber beide nicht weit brachten. Der eine war Unterlehrer im Dorfe Mühlenbach und hieß Schraut, der andere in Hausach, namens Hiß. Diese Leute hatten Talent zum Wegwerfen, aber ebenso großen Durst und ebenso gewaltigen Geldmangel. Talentvolle Menschen in untern Stellungen ohne Aussicht auf bessere Karriere und mit schlechter Bezahlung „verkommen“ sehr leicht, ohne daß man ihnen viel Schuld anrechnen darf.

Schraut ging später auf das Polytechnikum, brachte es aber zu keinem Examen und starb 1871 als Unterlehrer in Mannheim. Er hatte sehr viele Anlage für die Dichtkunst. Hiß war nebenbei ein vortrefflicher Zitherspieler. Er mußte den Schuldienst quittieren, lebte lange in der Schweiz und starb, nach Baden zurückgekehrt, in den neunziger Jahren als armer, unglücklicher, alter Mann in Freiburg, ohne daß ich ihn wiedergesehen hätte. —

Mein Hauptpartner im Kegeln aber lebte damals in dem lieblichen Dörfchen Weiler am rechten Kinzigufer, oberhalb der Vaterstadt. Er hieß der „Remmlermichel“ und besaß einen kleinen Hof am Fuß des alten Burgstalls der Ritter von Ramstein. Er war ein sogenannter „Kirwekegler“, d. i. ein professionsmäßiger Kegelspieler. Da ich in Bälde durch tägliche Übung auch Virtuos wurde, fanden wir uns bald auf dem Schlachtfelde. Ich sehe ihn heute noch vor mir, den magern, galligen Bauersmann, ständig die kurze Pfeife im Munde, wie er an Markttagen in meines Vaters Wirtsstube hereinschaute und frug: „Wo isch d'r Schtudent?“ Denn seine erste Sorge, wenn er zu Markt ging, war, einen Kegler zu finden. Wir wanderten dann, unbekümmert um Handel und Wandel des Wochen- und Viehmarktes, hinaus zum Bayerischen Hof und kegelten auf Bestimmung nach einzelnen Kegeln. Der Wurf galt einen Sechser. Mehr denn einmal hab' ich dem Remmlermichel einen Kronentaler und darüber abgewonnen, worauf er

beim Abschied mich jeweils mit den Worten grüßte: „Schtudent, Du bisch an Malefizkaib, awer am nägschte Mändig muasch mir Revanschi[1] ge[2]!"

Wenn ich in den Ferien bisweilen die Mutter zu einer Bauernhochzeit begleitete und nach Weiler kam, vergaß ich nie, den Michel zu besuchen. Er servierte dann ein Glas Kirschenwasser und rohen Speck, zog seinen sonntäglichen Zwilchrock an und ging mit in den Ochsen. Während dann andere Menschenkinder droben tanzten und jubilierten, waren wir zwei einsam auf der elenden Kegelbahn drunten und kegelten, bis die Mutter mich am Abend heimrief.

Er hat längst ausgekegelt, der Remmlermichel, aber dankbar gedenke ich heute noch seiner, denn er hat mir nicht bloß manche vergnügte Stunde bereitet, sondern auch öfters meine Feriengelder zeitgemäß vermehrt. —

Ich hatte viele Jahre nicht mehr gekegelt, als ich im Landtag 1877/78 erfuhr, daß unser Kammerpräsident Lamey und eine Anzahl liberaler Abgeordneter sich bisweilen nach Tisch im Harmonie-Garten zu Karlsruhe mit Kegeln beschäftigten. Sofort erwachte meine alte Liebe, und ich ließ mich auch in diese liberale Partei aufnehmen und wettete neben dem eigentlichen Spiel her à la „Remmlermichel" auf einzelne Kegel, wobei ich manches Zwanzigpfennigstück gewonnen. Doch die Zeiten, wo ich einen Tag lang, ohne zu ermüden, kegeln konnte, waren vorüber. Ich fühlte mich nach jeder landtäglichen Kegelstunde so elend und nervös, daß ich dem Vergnügen bald entsagen mußte. —

Wie das mir heute noch vorliegende Zeugnis aus Unterquinta vom 17. August 1856 nachweist, war ich am Ende des Schuljahres unter elf Schülern der sechste und wurde frank und frei nach Oberquinta promoviert. Ein Oberquintaner hat die dem Heroentum des Sextaners nächste Stufe erreicht und fühlt sich deshalb nicht wenig. Er wird, angesichts der baldigen Freiheit, kühner in jeder Hinsicht. Daß dies bei

[1] Revanche. [2] geben.

einem, der vorher schon kühn genug war, doppelt eintraf, versteht sich von selbst.

Zunächst wechselte ich mit Beginn des neuen Schuljahres meine Wohnung. Ich zog von den „roten Häusern" herauf in die schöne, helle Schloßstraße — zum Kürschner Pfeifer neben der stattlichen Hofapotheke. Es war mir nicht mehr „nobel" genug gewesen in dem abgelegenen Hinterbau am Murgdamm. Das von mir jetzt bezogene Quartier, ein langes Zimmerchen parterre, ward stets von Lyzeisten der obern Klassen bewohnt und trug seiner schmalen Länge wegen den Namen „Kegelbahn". Ganz in seiner Nähe fand ich meinen Kosttisch beim Metzger Birkle, und gegenüber hatte ich fortan mein Lieblings-Bierhaus, das „Schwert".

Aus dieser Umgebung und diesen Räumen zog ich im Oktober 1856 in die Oberquinta ein, deren Schulzimmer, wie die der beiden Sextaklassen, im zweiten Stock des Lyzeums lag, während alle übrigen Klassen ebener Erde plaziert waren. Chef der Klasse war der geistliche Professor Nicolai, wohl der gutmütigste und wohlwollendste aller Lehrer der Anstalt. Ein kleiner, fast ebenso dicker als großer Mann mit etwas wackeligem Gang, schaute er so unschuldig über seiner massiven silbernen Brille hervor, daß man sofort seine milde Denkungsart und sein freundliches Wesen erkennen mußte. Er war stets tadellos schwarz gekleidet, wenn auch mit kurzem Rock. Eine bedeutende Sorge legte er auch auf den sorgfältig gepflegten, stattlichen „Titus" seines Haupthaares, von dem keiner von uns je erfahren konnte, ob es Perücke oder Natur sei.

Er gab in den drei oberen Klassen Religion und Geschichte, in Oberquinta noch Latein und Deutsch und zu meiner Zeit in Untersexta Horaz; aber sein größter Feind hätte ihm nicht nachsagen können, daß er ein Philologe gewesen. Mit Horaz und namentlich mit dessen Versmaß stand er auf ziemlich gespanntem Fuß. Dagegen wußte er seinen Geschichtsunterricht durch Anführung von Details interessant

zu machen, und er regte namentlich in mir Vorliebe zu diesem Studium an. Ich begann damals mit vielem Eifer außerhalb der Schule Geschichte zu lesen und widmete der englischen und französischen Geschichte weit mehr Zeit, als für die Klasse notwendig gewesen wäre.

Nicolai war zugleich Bibliothekar und unterstützte mich in freundlichster Weise in meiner Privatlektüre von Geschichte und deutscher Literatur. Man konnte mich jeden freien Nachmittag bei ihm auf der Bibliothek finden, wo er sich immer wunderte, daß ich so viel gelesen und schon wieder neue Bücher haben wollte. Er kam daher auf die Meinung, als wäre ich einer der solidesten Schüler, wußte aber nicht, daß der Abend dem Bierhaus gehörte, ein Teil der Nacht aber in meiner „Kegelbahn" mit Lesen zugebracht wurde.

Ich war überhaupt in der Oberquinta nicht fleißiger denn als Unterquintaner, aber ich arbeitete von Jahr zu Jahr leichter, und so konnte ich beim alten Lebenswandel doch bessere Fortschritte machen.

Nicolai oder, wie wir ihn seiner Körperkürze wegen nannten, der „Nikele" war ein geborener Rastatter. Sein Bruder, der Schuhmacher Nicolai, der stets Lyzeisten beherbergte, besaß eine Anzahl unschöner Töchter, während zwei Schwestern der Gebrüder Nicolai, alte, fromme, kleine Damen, beim Professor im Lyzeum hausten.

Nicolai, der wie alle guten Leute mit dem Vornamen Joseph hieß, war von 1832—48 Lehrer am Lyzeum in Konstanz gewesen, während gleichzeitig auf dem nahen Arenenberg die Königin Hortense mit ihrem Sohn Louis, dem späteren Franzosenkaiser, hauste.

Der gute Professor war eine Art Hofkaplan bei der Exkönigin und hielt 1837 bei ihrem Tode die Trauerrede. —

Als „neuen" Lehrer in Oberquinta erhielten wir den Professor Trotter, bisher Direktor am Gymnasium in Offenburg. Wenn ein Direktor oder älterer Professor nach Rastatt versetzt wurde, so geschah es, wie ich schon einmal angedeutet,

in jenen Tagen in der gleichen Meinung, wie wenn heute die Preußen einen Divisionsgeneral zum Kommandanten irgend einer Stadt oder Festung ernennen, es galt als Vorstufe zur Pensionierung. Von dieser Sorte war unser Trotter, ein braver, ja selbst frommer Mann, aber als Philologe ein schlechter Musikant. Er hatte das Aussehen eines Herrnhuters und diesem gleich den Typus einer etwas starren Religiosität. In der Kirche zeigte er sich neben dem gutgläubigen Direktor als der andächtigste von allen Professoren; aber er war auch im Leben, soweit es uns in die Sinne trat, ein liebenswürdiger, bescheidener und vorab höflicher Mann. Der alte Professor und Domdekan Hirscher in Freiburg würde von ihm gesagt haben: „Er war gutmütig und auch gut." In den oberen Klassen gab Trotter nur Hebräisch, und das verstand er; hinsichtlich der klassischen Sprachen aber wurde seine Tätigkeit auf die Unterquarta reduziert. Er war aus Sandhausen bei Heidelberg und trat schon, obwohl nicht sehr alt, 1863 in den Ruhestand, den er bald mit der ewigen Ruhe vertauschte. —

Gleich in den ersten Oberquinta-Tagen, am 4. Oktober 1856, wurden eines Morgens sämtliche Schüler im Festgewande an die Eisenbahn geführt. Der junge Großherzog Friedrich passierte mit seiner ihm eben angetrauten Gemahlin Luise Rastatt, um nach der Insel Mainau zu fahren, und diesen Augenblick wollte unser von preußischer Loyalität hoch erfüllter Direktor nicht vorübergehen lassen, ohne auch uns und seine Lehrer am Bahnhofe aufzustellen. Mir passierte dabei wieder ein ganz ähnlicher Streich, wie ich ihn in den „Jugenderinnerungen" bei der Durchreise des Großherzogs Leopold durch meine Vaterstadt erzählen mußte.

Wir Lyzeisten wurden längs der Bahnlinie aufgestellt und sollten bei der Einfahrt „Hoch" rufen. Mir kam auch diesmal der Zug zu lange nicht, und ich schlug meinem intimen Freunde, dem Obersextaner Beckert, vor, in der Eisenbahnrestauration, beim Streb, einen Schoppen zu holen,

was bei der Menge Menschen, die rings umherstand, kein Wagnis war. Gesagt, getan! Doch während wir den ersten „Zug" aus dem Glase taten, pfiff auch der Bahnzug daher, und das Hoch brauste dahin. Die Hoheiten stiegen zwar aus und wieder ein, aber gesehen habe ich keine derselben, da sie von einer solchen Masse Staats- und Militärdiener umstanden waren, daß ein schlichter Oberquintaner füglich nichts besseres tun konnte, als beim Vater Streb noch „einen" zu trinken.

Ich bin in späteren Jahren oft an Rastatt vorübergefahren, aber nie, ohne an den dicken, alten, längst toten Restaurateur Streb zu denken, der immer vorzügliches Bier und echte Karlsruher Würstchen hatte und beides im Wartesaal III. Klasse den Lyzeisten unterer Ordnung servierte. So oft er mich zur Tür hereinkommen sah, zwitzerte er schon mit seinen kleinen Äuglein und stellte mir schmunzelnd und schweigend ein Glas hin, ehe ich selbst nur eine Silbe hatte verlauten lassen. Große Seelen haben gleiche Ahnungen!

Im gleichen Jahre, da ich Oberquintaner war, fuhr auch der Kaiser Napoleon III. einmal an Rastatt vorbei, ohne daß ich ihn gesehen habe. Unser Professor Nicolai aber hatte sich im höchsten Staat an den Bahnhof gemacht, denn er glaubte, wie schon erwähnt, ein alter Bekannter des Dezembermannes zu sein. Es tat dem guten Herrn deshalb um so weher, daß Louis, der nicht gerne an seine armselige Jugendzeit erinnert sein mochte, ihn kaum mehr kennen wollte am Bahnhof und ihm möglichst wenig Beachtung schenkte in Gegenwart der hohen Militärpersonen, die dem Kaiser auch ihre Komplimente darbrachten.

Der brave Mann wirkte noch bis 1871 am Lyzeum und starb hochbetagt 1877 in seiner Vaterstadt, wo ich sein Grab schon besucht habe. —

Professor Nicolai hatte um seine Schüler alle ein großes Verdienst dadurch, daß er, selbst nicht kapitelfest in derlei Dingen, sie und die alten Klassiker mit philologischer Silben-

stecherei und Grammatikfuchserei verschonte. Ein Philologe von Gottes Gnaden, wie es Direktor Schraut war, der den Geist und die Schönheit der Klassiker auch in ihrer philologischen Behandlung nicht untergehen ließ, und dessen etymologische und grammatikalische Spitzfindigkeiten immerhin hochoriginell und scharf geistig waren, ein solcher Philologe wird seinen Schülern zwar auch zum Heile sein, aber derlei Leute sind rar in der philologischen Gesellschaft, rarer als weiße Raben.

Unsere Durchschnittsphilologen sind vielfach nicht sehr begabt, hölzerne, pedantische Schulmeister, welche den Klassiker nach allen Regeln der Grammatik klein hacken, wie einer, der eine uralte, kräftige Eiche, die den Äther des Himmels küßt, niederhaut und Zündhölzchen daraus macht. Dadurch geht dem Schüler aller Geist und jede Poesie verloren, und der Klassiker wird mißhandelt und mißbraucht und so dem Schüler entleidet.

Unser Nicolai ließ den Cicero, Virgil und den Sallust eben einfach übersetzen und verschonte uns mit Regeln und Konstruktionen. Und wenn er auch keinen feinen Senf dazu gab, so konnte der geistig begabtere Schüler doch in Ruhe sich selbst mit der Schönheit des Klassikers bekannt machen.

Mir gefiel vorab der Sallustius, ein Schriftsteller, dessen Styl keine Gnade findet vor den philologischen Heringsseelen, der aber mehr Spiritus, Knochen und Fleisch aufweist als eine halbe Legion neumodischer lateinischer Schulmeister und ihre Geistesprodukte.

Der römische Prätor Cajus Crispus Sallustius, der zu einer Zeit lebte, wo Krieg und wieder Krieg an der Tagesordnung war, hatte keine Zeit, seinen Styl zu feilen, und das rechnen ihm die germanischen Philologen zu einem solchen Verbrechen an, daß er nur selten noch an Gymnasien gelesen wird, damit der junge Teutone seinen lateinischen Styl nicht verderbe. Schon unser Nicolai mußte den Mann als Privatlektüre einschmuggeln. Ist so was nicht zum Tot-

lachen? Und solche Formenreiterei hieß man in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts klassische Bildung! —

Als ich nach Neujahr 1857 bei der Rückkehr aus den Weihnachtsferien im Omnibus das Kinzigtal hinabfuhr, saß mit mir im Coupé ein greiser Herr. Er fragte mich, ob ich Student sei, in welcher Klasse und welche Klassiker wir läsen. Da ich ihm auch den Sallust nannte, fing er eine Lobrede auf diesen Schriftsteller an und sprach mit solcher Begeisterung von diesem und andern römischen und griechischen Autoren, daß ich glaubte, einen Universitätsprofessor vor mir zu haben. Täglich, sagte er mir, lese er zu seiner Unterhaltung und Erholung in einem Klassiker, und zum Beweise dafür ließ er mich den Titel des Buches sehen, in welchem er bisher gelesen hatte. Es war der Thukydides. Ich hätte jetzt geschworen, einen akademischen Philologen vor mir zu haben. Und doch wäre mein Schwur falsch gewesen; denn der klassisch gebildete Herr war seines Zeichens — ein badischer Bergrat Walchner, und er hatte sein Latein und Griechisch in einer Klosterschule geholt.

Ich lasse mich heute noch in der Residenz Karlsruhe öffentlich köpfen, wenn noch ein Bergrat, Baurat oder Landgerichtsrat in Baden existiert, der „ex stapede“ Thukydides aus dem Griechischen zu lesen imstande ist. Ähnlich steht's mit dem Latein, das man durch Sallust nicht verderben will, während es wenige Jahre nach der Gymnasialzeit doch größtenteils verschwunden ist. —

Der Winter des Jahres 1856—57 war ein sehr kalter, was ich in meiner Kegelbahn, welche parallel mit dem Hausgang lag, doppelt schwer empfand. Gleichwohl heizte ich in derselben nie ein. Ich schrieb wohl des öftern um Geld zu einem Viertelsklafter Holz nach Hause, aber gekauft wurde trotz des strengen Winters kein Span. Ich wärmte mich in den Bierhäusern.

Wenn ich am Nachmittag aus der Schule kam, legte ich, ohne das Zimmer zu betreten, die Bücher durchs Fenster

hinein und stürzte mich ins „Schwert". Denn von vier bis sechs Uhr des Abends war es dort „geheuer", um sechs Uhr aber rückten die Professoren Eisinger und Nicolai an, die im Nebenzimmer ihr Standquartier hatten, und dann mußte unsereiner „verduften".

Nach dem Nachtessen saß ich in der Regel mit meinem Vetter Wilhelm Krämer, einem gelernten Bierbrauer, welcher in jenem Winter als Karabinier bei den Dragonern stand, beim Bierbrauer Blasl, einem Bayern, der, ebenfalls in meiner Nachbarschaft, vortreffliches Bier braute.

Einen Beweis, wie kalt meine Kegelbahn war, mag die folgende Tatsache abgeben. Wenn Vetter Wilhelm bisweilen auf mich warten mußte, bis ich vom Nachtessen kam, traf ich ihn regelmäßig mit Stiefel und Sporen in meinem Bette liegend, um sich vor Kälte zu schützen. Gleichwohl schrieb er einmal in Geldnöten seinem Vater nach Haslach, er habe in meinem Zimmer am Ofen den Rock verbrannt und müsse der Kammer 12 Gulden ersetzen. Sein Vater, der Bachsepp, welcher mir die ersten lateinischen Bücher gebracht, ließ sich dann von mir an Ostern erzählen, wie das zugegangen. Natürlich konnte ich den Wilhelm nicht Lügen strafen.

Der Vetter Wilhelm ward später der „Bierkrämer" in unserer Vaterstadt, machte aber kein so gutes Bier, wie wir es in jenen Zeiten beim Blasl getrunken. Doch haben sie ihn schon seit vielen Jahren begraben. —

Meine Aufgaben für die Schule wurden sämtlich im Bette abends und am frühen Morgen gemacht. Weil meine Tinte aber zur strengen Winterszeit meist eingefroren war aus bereits bekanntem Grunde, so kam am Morgen die Magd des Kürschners Pfeifer, eine alte Schwäbin aus dem Enztale, in meine Kabine, um mein Tintenfaß zu holen und es auf dem Herd, wo sie den Kaffee bereitete, aufzuwärmen. Da ihr mein schöner Geschlechtsname nicht sehr geläufig war, so nannte sie mich immer „Herr Johannes", und ich höre sie heute noch, wie sie in aller Früh' in die Kegelbahn

trat und mich regelmäßig weckte mit dem Rufe: „Herr Johannes, i will Ei dia Tinta wieder aufg'werme, aber i dät aneweag amol a Holz koufe!"

Dieser Winter war der kälteste meiner Rastatter Studienzeit, aber auch der einzige, der mich ohne Holz traf. Früher und später hab' ich regelmäßig meine Feuerung gekauft beim Bankier Maier; denn dieser war Besitzer des großen „Holzhofes" an der Murg.

Es steht noch lebhaft vor mir, wie ich eines Tages an die Kasse des Bankhauses trat, um mir eine Anweisung auf Holz zu holen, und wie dann der Kassier mir auf meinen Zehnguldenschein viel zu viel Geld herausgab. Als ich auf der Straße den Irrtum merkte, kehrte ich sofort zurück und meldete ihn dem Manne an der Kasse. Wie groß ward aber meine Freude, als er mir meinen Schein zeigte und darauf hinwies, daß ich ihm einen Zehntalerschein gegeben hätte! Ich hatte noch nie im Leben einen Talerschein gesehen und drum nur an Zehnguldenscheine geglaubt. Aber nie mehr seitdem hat das preußische System mir so eingeleuchtet wie damals. Die Mutter, welche den Schein mir gesandt, hatte sich zweifelsohne auch geirrt, aber ihr Irrtum war mir ein Wohlgefallen. —

Welch liebliche Erscheinung war mir in jenen Tagen ein Briefträger! Es konnte der Prophet Daniel keine größere Freude haben, da sein Kollege Habakuk mit Speise zu ihm in die Löwengrube kam, denn ich, wenn der Briefträger in meine Bude trat mit einem Geldbrief in der Hand.

Mein Beglücker war zudem ein guter, alter Bekannter. Der in meinen Jugenderinnerungen erwähnte Eilwagen-Kondukteur „Jakob" Geppert — er war aus dem Amte Offenburg — hatte in seinen alten Tagen eine Briefträgerstelle in Rastatt bekommen und wir unsere Bekanntschaft erneuert. Aber wie anders wird der Mensch in fünfzehn Jahren! Zu jener Zeit, als ich, kaum fünf Jahre alt, an der obern Mühle zu Hasle auf der Landstraße stand und

wartete, bis der Eilwagen das Tal herabrollte, um mit ins Städtle fahren zu können, hing mein ganzes Herz beim Anblick des Kondukteurs an der lustigen Fahrt und an dem Blasen des Postillons. Wenige Jahre später — und all jene kindliche Poesie war fort. Wenn ich den Briefträger Jakob Geppert sah, dachte ich nur an elendes Geld, an Bier und Zigarren. Der gute Mann trug aber dieser veränderten Gesinnung vollständig Rechnung, und so freundlich er mich einst auf seinen Eilwagen gehoben, ebenso freudig streckte er mir oft schon von weitem auf der Straße meine Geldbriefe entgegen.

In seiner Familie wohnten und lebten jetzt auch die Gebrüder Bunkofer, nachdem sie zu gleicher Zeit mit mir die Kaserne in den roten Häusern verlassen. Ich habe sie auch da noch öfters besucht und ihnen ihre Arbeiten abgeschrieben, aber den ständigen Verkehr mit ihnen vermißte ich doch und mußte deshalb manches selbst machen, was sie für mich getan, solange wir in der gleichen Herberge gehaust. Das kommende Schuljahr führte die zwei Soliden nach Karlsruhe, und wir trafen uns erst auf der Universität wieder. Eines aber hat der Bruder Karl bis an sein Rastatter Ende immer noch für mich ausgearbeitet, den Beichtzettel, worüber wir später reden wollen. —

Noch einen Mann und Wohltäter darf ich in der Oberquintazeit nicht vergessen, den damaligen Brigadier (Gendarmerie-Wachtmeister) Schreiber. Dieser, ein strammer alter Soldat mit Tillykopf, war bis vor wenig Jahren in Haslach stationiert gewesen und hatte viel im Hause meiner Eltern verkehrt. Er kannte die guten und schlimmen Eigenschaften aller Haslacher; namentlich meinte er, ein geborener Haslacher habe das Bedürfnis, jede Woche einige Abende ins Bierhaus zu gehen und über Dinge zu reden, von denen er nichts verstehe. Deshalb nahm er mir auch mein verbotenes Kneipen nicht übel, ja er beschützte dasselbe zuzeiten. Und das ging so zu: Das beste eingeborene Rastatter

Lagerbier sott damals der Bierbrauer Kolb in der Engelgasse, an den Grenzen des Kalabrich. Hier war der Brigadier, der ganz in der Nähe wohnte, Stammgast und jeden Abend zu treffen. Wir hatten nun ausgemacht, daß, so oft ich im Kolb erscheine, er für den Fall meines Erwischtwerdens sich als meinen vom Vater gesetzten „Vormund" ausgebe. Und da saß ich denn gar manchen Abend neben meinem „Vormund" und trank mit einer Ruhe und Sicherheit, als ob ich gefeit wäre gegen alle etwaigen Vorkommnisse.

Bisweilen machte ich auch in Kolbs düsterm Biergarten, droben beim Kirchhof, eine nachmittägliche Kegelpartie mit meinem Brigadier und seinesgleichen, mit Amtsdienern, Gefangenwärtern, Aktuaren, nicht ahnend, daß ich in meinem spätern Leben als Störer der öffentlichen Ruhe und Ordnung und als Gefangener derlei Leuten noch dienstlich so viel zu schaffen machen würde.

Der brave Brigadier starb als Pensionär in Rastatt bald nach meinem Abgang von da, aber seine Tochter, die Frau des Glasers Schmid, lebt dort heute noch als Matrone meines Alters.

Aber noch eines alten Brigadiers muß ich hier gedenken, der vor Schreiber in Hasle war und den ich als Amtsdiener in Rastatt wieder traf. Er hieß Trupp und schenkte mir anno 1855, als ich in die Kaserne zog, einen ausrangierten Aktenkasten zu meinem ersten Bücherschrank. —

Nachdem ich den kalten Winter in meiner Kegelbahn ausgehalten, zog ich mit Beginn des Sommerkurses hinüber zu meinem Kostherrn, dem Metzgermeister Birkle, wo der Obersextaner Beckert und ich ein großes, schönes Zimmer gemeinsam bewohnten. Beckert, der später als junger Kooperator am Münster in Freiburg starb, war Senior der offiziellen, erlaubten Sextanerkneipe, aber auch als Untersextaner schon erster Chargierter des nicht erlaubten Korps der Markomannen gewesen. Diese Verbindung, der einst auch Bischof Lothar von Kübel, und zwar als keiner der ge-

ringsten Brüder, angehört hatte, fand ihr Ende unter Beckert. Als sie draußen im Dörfel beim „Siebert“ an einem Winterabend des Jahres 1855 versammelt waren mit all ihren Insignien als Korpsburschen, rückte unser Schill mit einer Schar Polizeidiener an, besetzte Eingänge und Fenster und fing die Übeltäter, über die dann der Direktor im Schul-Programm sich ausließ, als ob er eine den Staat und die Kirche in ihren Grundfesten bedrohende Anarchistenbande abgefaßt hätte.

Die harten Karzerstrafen und die erstmalige Aufhebung sprengten das Korps für viele Jahre, seine „ärarischen“ Stulpen, Rapiere und Floretts aber besaß Beckert, und sie kamen, 1857, bei seinem Abgang zur Universität an mich.

Beckert war ein Hauptschläger und lehrte auch mich Rapier- und Florettfechten, wozu unser Zimmer Raum genug bot. Unsere Betten standen einander gegenüber an beiden Zimmerwänden, und manchmal reizten wir uns morgens beim Erwachen absichtlich durch allerlei Stichreden, worauf jeder von seinem Lager aufsprang und zur Wehre griff. So fochten wir dann „im bloßen Hemd“ zwischen den beiden Bettstellen — bis zur Ermüdung. —

Man hat von lange her ein schweres Vergehen darin gesehen, wenn Lyzeisten, resp. Gymnasisten, zu einer Verbindung zusammentreten, wie sie auf Universitäten üblich sind. Und erst in neuerer Zeit ging wieder durch alle Zeitungen wie ein die badische Welt erschütterndes Ereignis die Kunde, man habe an den Gymnasien „geheime Verbindungen“ entdeckt. Ich weiß nun nicht genau, ob dies ähnliche Vereine waren wie die Markomannen in Rastatt, ich denke mir sie aber so, und dann begreife ich den Spektakel nicht, welchen man darüber macht. Es sind das alte Neuigkeiten, und es war immer so oder ähnlich, ohne daß man ein besonderes Unglück für Staat und Kirche oder auch nur für den einzelnen daraus hätte ableiten können. In der Regel erheben von den Professoren und Direktoren

diejenigen den größten Lärm, welche in ihrer Jugendzeit als Hasenfüße und Schwächlinge nie solchen Verbindungen angehört und angewohnt haben.

Aus den deutschen Studentenverbindungen, großen und kleinen, sind allzeit Deutschlands beste und tüchtigste Männer hervorgegangen. Auch die Rastatter „Markomannia" lieferte viele sehr tüchtige Beamte und Geistliche, die sich stets mit Vergnügen jener Tage erinnerten.

Was geschieht denn auf solchen Kneipen Böses? Achtzehn- bis zwanzigjährige Gymnasisten trinken Bier, singen Volks- und Studentenlieder, machen allerlei unschuldige Zeremonien akademischer Studenten nach, vergessen so ihre viele Mühe und Arbeit in der Schule und holen sich etwas Gemüt und Poesie zum Ersatz für die Öde und Leere philologischer Pedanterie, mit der sie von den lateinischen Schulmeistern geplagt werden. Es ist ihnen diese Erholung noch mehr zu gönnen als den Akademikern, welche als „Studenten" erster Klasse gelten, aber oft nichts studieren, während der „Frosch" studiert und studieren muß.

Sonst kommt nichts Böses vor in diesen Gesellschaften, und diejenigen, die eigentlich Böses und Gemeines tun, sind in der Regel die „Duckmäuser", welche sich auf keiner Kneipe sehen lassen, im geheimen aber viel schwerer sündigen. Es waren mir derlei Exemplare mehr denn eines bekannt.

Nicht die sogenannten geheimen Verbindungen sind das Krebsgeschwür an unserer heutigen studierenden Jugend (bei der, wie schon einmal gesagt, Erscheinungen zutage treten, die meine Studienzeit nicht kannte, wie z. B. Selbstmord) sondern die materialistische Weltanschauung und der Mangel an Achtung vor der Religion, letzterer hervorgerufen aus der unbändigen Freiheit in religiösen Dingen, die man in den jetzigen Tagen jedem bartlosen Knaben einräumt. Man mag mir sagen, was man will, und so sehr ich die Ursachen desselben unparteiisch rechts und links sehe, ich behaupte: Der Kulturkampf, in welchem überall gegen Kirche

und Dogmen gehetzt und gespottet wurde, und die Freigeisterei mancher Lehrer hat am allermeisten bei unserer Jugend seine schlimmen Folgen hinterlassen, in der Volksschule sowohl wie in den höheren Schulen.

Und daß unsere studierende Jugend vielfach an keinen Gott und keinen Teufel mehr, aber um so fester an Darwin und Häckel glaubt, ist für Staat und Gesellschaft viel gefährlicher als die Kneipbrüderschaften. —

Seitdem ich mit Beckert zusammenlebte, besuchte ich mit ihm gar oft die Kneipe der Sextaner, welche sie damals fast regelmäßig in der Bierbrauerei Gromer am Kehler Tor aufgeschlagen hatten. Ich lernte da all das beizeiten, was ich später, selbst Senior geworden, zu praktizieren hatte. Nächst Beckert, der eine joviale, heitere Natur war, glänzte unter den Biergenies jener Tage auch ein späterer Oberschulrat namens Wallraff, ein Gernsbacher, der aber, allzeit zu den kleinen Geistern gehörend, teufelswild wurde, weil ich in meiner „Studienzeit" seiner Erwähnung getan und erzählt habe, wie ich ihm zu einem „Ständchen" verholfen.

In dunkler Nacht von der „Gromerei" mit ihm heimkehrend, machten wir an der Murg in der Nähe der Badener Brücke halt, und ich mußte ihm, der eine krächzende Baßstimme besaß, vor dem Fenster eines Mädchens, für das er ritterliche Minne fühlte, Simon Dach's „Ännchen von Tharau" singen. Hell tönte meine Stimme durch die Nacht hin, während der zukünftige Oberschulrat etwas Baß dazu summte. Aber des Glockengießer Schweigerts Ännchen, so hieß die Besungene, mochte keine Ahnung haben von der Poesie, die in einem Ständchen liegt; ihr Fenster blieb dunkel und geschlossen, und ziemlich abgehärmt zogen wir über die Brücke der Stadt zu.

Als ich 13 Jahre später, 1870, in meiner Eigenschaft als Staatsgefangener mit meinem Gefangenwärter eines schönen Maitages auf einem Spaziergang über die gleiche Badener Brücke ging, begegnete uns das Ännchen. Ich

hatte es auf den ersten Blick wieder erkannt; es war noch das kleine, niedliche, rotbackige Ding — aber, wie mir mein Begleiter sagte, immer noch ledig. Sie konnte natürlich nicht vermuten, daß jener Sänger von damals als Gefangener an ihr vorüberziehe, und sagen konnte ich es ihr nicht, denn das Reden auf der offenen Straße war mir, dem politischen Verbrecher, nicht gestattet.

Es soll aber das Ännchen später doch einen rechten Mann bekommen haben, und das freut mich. —

Mit Beckert und mir saß am Kosttische des Metzgers Birkle, der damals nicht dreißig Jahre alt, heute noch, aber nicht mehr in Rastatt, am Leben sein soll, als dritter im Bunde der Postpraktikant Nowak aus Karlsruhe, den ich nicht vergessen darf, weil er drei Jahre lang mit mir aß und bisweilen auch trank. Ich habe in meinem Leben keinen gutmütigeren Menschen kennen gelernt als diesen Nowak. Seine Gutmütigkeit ging so weit, daß er selbst leichtsinnig wurde, nur um in der Gesellschaft Leichtsinniger nicht den Sonderling zu spielen. Er glaubte z. B. trotz seiner schwächlichen Figur und Konstitution ebensoviel trinken zu müssen, wie andere Leute, weil er fürchtete, die Vieltrinker sonst zu beleidigen. Daß diese Gutmütigkeit mißbraucht wurde, liegt nahe.

Ich habe manchen schlechten Spaß auf dem Gewissen, den ich mit ihm über Tisch getrieben, aber zum Übermaß des Trinkens verleitete ich ihn doch nie, da ich Mitleid mit seiner Gesundheit hatte. Meist verbrachte er seine Abende in anderer Gesellschaft, klagte mir dann am folgenden Tage über schrecklichen Katzenjammer und fügte regelmäßig bei: „Ich sollt' halt immer nur mit Dir gehen!" Meine Bosheit ließ ich an ihm vorzugsweise dahin aus, daß ich ihm, in dessen Brust ein liebendes Herz schlug, von Lenz und Liebe redete und so sein ganzes Wesen vor Vergnügen strahlen machte. Er hatte dabei einen unerschütterlichen Glauben an seinen Mephisto. Ich war kaum ein Jahr auf der Universität,

als mir die Kunde ward, der gute Nowak, auch Schnackel genannt, sei gestorben.

So verließen meine beiden damaligen Tischkollegen in der Blüte ihrer Jahre diese Erde, und ich allein blieb übrig, um mich mit Wehmut ihrer und unserer lustigen Tage zu erinnern.

Beckert war aus dem Dorfe Bietigheim bei Rastatt, und sein Vater, ein armer Bauersmann mit einer fuchsroten Perücke, besuchte uns deshalb öfters an den Markttagen. Trotz seiner Mittellosigkeit brachte er seinem Sohn regelmäßig einen großen Laib schwarzen Brotes und ein Stück Speck, wozu ich natürlich jeweils auch eingeladen wurde. Als Dessert zu diesen Bietigheimer Delikatessen gab uns der gute Mann Lehren und Mahnungen, die aber auf ein sehr trockenes Erdreich fielen. Sein Brot und Speck hielten viel länger an; denn wir hatten tagelang daran zu zehren in der Zeit zwischen Mittag und Nacht, seine Predigt aber war vergessen, ehe der Prediger das Haus verlassen hatte. Seine letzten Worte, die wir mit Lächeln begleiteten, lauteten stets: „Lepold, pass' m'r numme uff in d'r Schuel und zieh m'r nett in dene Wertshüser rumm!" Als sein Leopold schon auf der hohen Schule zu Freiburg sich befand, besuchte mich der gute Alte bisweilen noch in Rastatt, und ich erinnere mich gar wohl, wie er mir eines morgens einige Würste aus Kuhblut brachte, die aber meines metzgerlichen Hausherrn Hund, der „Sultan", verzehren mußte. —

Ich habe oben schon zwei Mitschüler genannt, Abetz und Kuhn, die ebenso gerne wie ich rauchten und kneipten. Aber wir hatten trotzdem Ideale; wir waren alle drei junge, literarische Schöngeister und schwärmten für deutsche Klassiker, für deutsche Wissenschaft und für das Germanentum überhaupt, wie nur Jungdeutsche in diesem Alter schwärmen können. Manche Stunde saßen wir unter dickem Tabaksqualm in dem Zimmer des einen oder andern und lasen Platen, Uhland, Goethe, Lessing oder deutsche Geschichte.

Unter den Dichtern wurde Platen wegen seiner glatten Verse unser Liebling und von den Historikern Menzel. Unsere politische Gesinnung war extrem liberal und die deutschen Kaiser des Mittelalters, welche mit der Kirche im Streit lagen, unsere Helden. Wie oft haben wir einen Gregor VII. verwünscht, weil er in Heinrich IV. unser Kaisertum erniedrigt, und den deutschen Gottesmann Luther gepriesen, weil er gegen den Ablaßkrämer Tetzel aufgetreten!

Ich kann mich eines Lächelns nicht erwehren, wenn ich an unsere ebenso unreifen als jugendlichen Urteile über Zeit und Weltgeschichte zurückdenke, finde aber derartiges an jungen Leuten verzeihlich. Es wird heute noch so sein. —

In den Ferien suchte jeder für sich Neues zu lesen, und nach der Rückkehr kramte einer um den andern aus, welch neue Dinge er kennen gelernt, und neben Bier und Tabak ward mit großem Eifer erzählt, disputiert und diskutiert.

Ich lag manche Morgenstunde mit meiner Geschichte der Deutschen von Menzel, gekauft vom Antiquar Hanke zum Silberschild in Zürich, oder mit meinem Platen an den Waldsäumen der Heimat, schaute, nachdenkend über das Gelesene, hinab auf das Städtchen, wo die Rauchwölkchen leicht von den Kaminen aufstiegen, und träumte über Geschichte und Poesie.

Die selige Kindeszeit war vorüber. Wenige Jahre zuvor war ich noch mit Lesholz oder gesammelten Buchnüssen aus diesen Wäldern gezogen und hatte mich um die Welt so wenig bekümmert als ein Tannenbaum; jetzt machte ich mir schon Kopfweh mit Nachdenken, und während meine Seele damals ganz und vollauf der Natur gehört hatte, wandelte ich jetzt durch Wald und Feld mit Büchern in der Hand. Duft und Äther des Seelenlebens waren fort. Buch und Natur stehen in einem Verhältnis zusammen wie die Heuschrecke zur Nachtigall.

Hatte ich meine Studien am Wald vollendet, so ging's, auch ein Zeichen, daß die genügsame Kindeszeit verschwunden war, hinab ins Städtchen zu einem Frühschoppen. Während

ich ehedem bei der Heimkehr aus Feld und Wald glücklich war bei einem Topf Sauermilch, stolzierte ich jetzt wie ein junger Storch im ersten Gras, mein Buch unterm Arm, am Morgen schon ins Bierhaus. Hier traf ich in der Regel die besseren Bürger und die allzeit durstigen Handwerksleute der Vaterstadt beim Glase.

Unter den ersteren glänzte der Kaufmann Armbruster, mit dem ich vorzugsweise mich unterhielt, denn er hatte einstens am Gymnasium in Offenburg zwei Klassen absolviert. Da er außerdem in der Diplomaten-Nachbarstadt Wolfach geboren war, übertraf er an „façon de parler" sämtliche gewöhnlichen Haslacher Bürger. Mit Vorliebe gab er lateinische Brocken zum besten und wußte stets, wo der feinste „Stoff" in Haslach zu finden war. Wenn wir manchmal beim „Bierkrämer" saßen, konnte er mitten im Gespräch abbrechen und unter einem „à propos" mir still ins Ohr flüstern: „Der feinste Stoff ist wirklich drüben beim Bierweible!" Wie oft hat der alte Herr, stets eine gestickte Zerevismütze auf dem Haupte, behaglich den Wunsch ausgesprochen: „Wenn mir das Bier nur auch noch zehn Jährle so schmeckt wie heute!" Er hat's erlebt, aber die „zehn Jährle" sind längst vorüber, und mit ihnen ist er verschwunden aus dieser flüchtigen Erdenzeit. —

In die Zeit des Oberquintaners fällt auch meine nähere Bekanntschaft mit dem in meinen Jugenderinnerungen öfters genannten Schmiedmeister Wunibald Kern. Er führte mich zuerst in die höhere Politik ein, die auf Börnes „Briefen aus Paris" fußte, welche mein Lehrmeister besaß, mir zum Lesen gab und mit mir besprach. Ich glaube fast, daß von jener politischen Jugendlektüre und von den Wunibaldschen Erklärungen dazu, welche auf ein Haslacher Herz fielen, eine meiner größten Untugenden herkommt, die nämlich, über die bestehenden Verhältnisse in Kirche und Staat unpolitische Gedanken loszulassen, wodurch ich mir schon viel geschadet und viele Feinde gemacht habe. —

Noch ein wichtiger Akt fiel in jene Tage. Aufgemuntert durch meine Freunde Abetz und Kuhn, von denen jeder 150 Gulden theologisches Stipendium bezog, ließ ich mich durch das Verlangen nach mehr „Geld" herbei, auch um ein solches nachzusuchen. Theologische Anlagen hatte damals keiner von uns. Die eigentlichen Berufstheologen in der Klasse, Leute, die schon sehr fromm taten und selbst das „Freiburger Kirchenblatt" hielten, bekamen von uns den Namen „Schöpsen", und das einzige Mal, da ich den Professor Nicolai bös sah über mich, war, als er erfahren hatte, daß ich einer der malitiösesten Gegner des „Schöpsenbundes" sei.

Mit Rücksicht auf mein vorgelegtes Vermögenszeugnis erhielt ich zwar nur fünfzig Gulden, allein es waren mir dieselben immerhin eine angenehme Vermehrung meines Taschengeldes. Das theologische Stipendium hatte aber auch im elterlichen Hause meine Berufswahl flüssig gemacht. Mutter und Großmutter schwärmten natürlich für ein theologisches „Stipendi", aber in erster Linie nicht wegen des Geldes, sondern weil sie mich eher an ihren Lieblingswunsch gebunden glaubten. Ich selbst hatte lediglich den Mammon im Auge und im übrigen meine Sache noch ziemlich auf nichts gestellt.

Anders als Mutter und Großmutter dachte mein praktischer Vater. Eines Morgens ging ich mit ihm, der immer noch ein kranker Mann war, spazieren „um die Seilerbahn", wie die ausgeebneten Remparts des einst festen Städtchens heißen. Dort, wo man vom „Neuen-Tor-Bach" her in das Städtle hineingeht, stand damals, an der Ecke des Apothekergartens, ein „Bildstock" aus Stein mit der Jahreszahl 1736. An dieser Stelle riet mir der Vater, mit dem ich seither nie über meine Zukunft gesprochen hatte, doch ja nicht Geistlicher werden zu wollen, und zwar deswegen nicht, weil er den Zölibatszwang für ein Unding halte. Ich war zwanzig Jahre alt, hatte aber keinen Begriff, höchstens eine Ahnung von dem, was der Vater sprach, und meinte, das werde mir

nichts machen und mich nicht abhalten, Theologie zu studieren. Der Vater schwieg darauf und hat von jenem Augenblick an nie mehr über meine Berufswahl ein Wort mit mir gewechselt. Einige Jahre später, ich war schon Theologe, gab mir der alte Dekan Kurz ähnlichen Rat und erhielt dieselbe Antwort wie mein Vater. —

Ich war kaum als Oberquintaner in die Sommerferien heimgekehrt, als am 23. August 1857 die Lenebas starb. Ich sah sie noch auf dem Sterbebett, mit dem Tode kämpfend und ihren geliebten Rosenkranz in den kalten Händen.

Ich hatte sie, wie schon gesagt, seit dem Ausgang der Kindeszeit nicht mehr so oft besucht, während meiner bisherigen Studienzeit nur selten noch. Und als sie starb, fühlte ich lange nicht so wie in meiner späteren Lebenszeit, was sie mir einst gewesen war und wie viel ich ihr zu danken hatte.

Sie wurde 75 Jahre alt und wenn ich heute bedenke, daß ich diesen Jahren auch ganz nahe stehe, so faßt mich die Flüchtigkeit und Kürze unseres Lebens in erschreckender Art. —

Wenige Wochen nach dem Tode der Lenebas, am 14. September, dem Tage, da die katholische Kirche das Fest der Kreuzerhöhung feiert, zog ich mit einer Schar älterer Haslacher Jungfrauen, unter ihnen befanden sich „'s Hinterskirchs Rote" und ihre Schwester, „das Lis", auf das „Kreuzbergle" bei Hausach, wohin die Verstorbene auch oft gewandelt. Es ist dies eine prächtig gelegene Waldkapelle, wohin in jener Zeit noch die Haslacher an den hl. Kreuztagen gerne wallfahrteten. Ich hatte mich angeschlossen der „schönen Partie" wegen und trieb unterwegs „in Ehren" meinen Spaß mit den „alten Blumen der Heimat".

Wir waren etwa halbwegs am Berg hinaufgestiegen, als mich die „Rote" fragte, was ich studieren wolle. Mit ernsthafter Miene sagte ich ihr: „Pfarrer", worauf die ganze fromme Gesellschaft hohnzulachen begann. Sie verschworen sich alle, ledig bleiben zu wollen, wenn ich Pfarrer werde,

worauf ich erwiderte, dies Gelübde werde ihnen nicht schwer werden, auch wenn ein Geistlicher aus mir würde, da die meisten von ihnen zum Ledigbleiben verurteilt seien von Natur aus. Und so geschah es auch; ich ward Pfarrer, und die Lacherinnen lebten und starben fast ausnahmslos im ledigen Stand. —

Im Herbste des ebengenannten Jahres fand in der Stadt Lahr ein großes landwirtschaftliches Fest statt. Über den Schönberg und die Geroldseck fuhr ich mit meinem ältern Freund, mit des „Gotterbarms Franzsepp", in einem flotten Einspänner dahin. Bei dieser Gelegenheit sah ich die neue katholische Kirche und das ebenfalls neue, überaus liebliche Pfarrhaus von Lahr, und es kam mir beim Anblick des letztern zum erstenmal ganz ernsthaft folgender Gedanke: Wenn ich wüßte, daß mir einmal ein solch schönes Pfarrhaus zuteil würde, könnte ich mich ernstlich entschließen, Geistlicher zu werden.

Ich beneidete im stillen den Pfarrer von Lahr, von dem ich übrigens nichts zu sehen bekam, und hätte nie gedacht, daß ich einmal mit ihm bekannt und enge befreundet werden würde. Denn jener Glückliche war damals schon kein anderer als der später, 1889, ermordete Dekan Förderer von Lahr. Meine „theologischen Gedanken" beim Anblick des schönen Pfarrhauses waren bald wieder weggeschwemmt vom Festjubel. Mein Begleiter hatte viele Freunde unter den Lahrern, und bei denen ging es, in jener Zeit wenigstens, massiv lustig her, so daß wir erst gen Mitternacht mit unserem Rappen an den Ruinen von Geroldseck vorbeisprengten hinab ins Kinzigtal. —

So gingen die Dinge in Quinta, die viel glänzender schloß, als ich am Anfang erwartet. Ich wurde beim Übergang zur Sexta im Zeugnis und bei Verkündigung der Promotionen in der Aula öffentlich belobt, rangierte unter den Ersten und hatte in Fleiß und Betragen die ersten Noten — all das ohne Verdienst.

Der Sextaner.

Wenn ein russischer Leibeigener von seinem Kaiser die Freiheit erhält und zugleich zum Baron ernannt wird, kann er unmöglich froher sein, als ich es war, da sich mir nach jahrelangem Sehnen die Türe der Untersexta (Unterprima) auftat. Ging ja doch damit das „verstohlene" Kneipen zu Ende und konnte ich meinem „Bier-Genius" freien Lauf lassen. Ich hatte mich aber bis jetzt nach keiner andern Freiheit mehr gesehnt als nach dieser. Deshalb galten auch mir, wie schon oben bemerkt, die Sextaner (Primaner) als die „Grands Seigneurs", als die großen Herren am Lyzeum.

Der Sextaner ist aber sonst auch die schönste Blüte des ganzen Studententums. Zwischen dem allzufreien Akademiker und dem zu eingeschränkten niedern „Frosch" stehend, erhebt er sich über beide. Den Universitätsstudenten übertrifft er an Fleiß und Leistungen, an Freude zum klassischen Altertum, an Idealen; den kleinern „Mitfrosch" aber stellt er in Schatten durch seine akademischen Allüren, durch eine geistigere Auffassung seines Daseins und durch seine Kneipfreiheit.

Viele meiner geistlichen Mitmenschen sagen heute noch von mir, ich sei stolz und hochmütig. Bewußt aber war ich das erstere im ganzen bisherigen Leben nur in meinen Sextanertagen, wo ich glaubte, auf dem studentischen Olymp angekommen zu sein und deshalb das Recht zu haben, mich zu fühlen als einen halben Götterjüngling, der überall Nektar und Ambrosia sieht, und in dessen Gehirn die klassischen Zeiten Kirchweih halten.

Lessing nannte diese Jahre die einzig glücklichen in seinem ganzen Leben, und wenn ich offen sein will, und das will ich auch, auf die Gefahr hin, wieder „verschimpft" zu werden, so muß auch ich sagen, daß die zwei Jahre der Sexta nächst der Zeit „beim Kaplan" die glücklichsten meiner ganzen Studienzeit gewesen sind. Sie sind zwar nebenbei meine „Flegeljahre" gewesen, allein es scheint sich dies ganz natürlich zu verstehen. Mir kommt es vor, als ob das erste verständnisinnige Eindringen klassischer Bildung in den Geist eine Art Revolution in dem Sterblichen hervorbringe, bei welcher der Naturmensch kämpft mit der Humanität. Diese wird innerlich Meister und der „Flegel" muß hinaus, behauptet aber zum Ersatz sein Regiment äußerlich. Daher die tollen Streiche der studierenden Jugend. —

Unser oben besprochener Dreibund arbeitete mit neuem Eifer in der neuen Klasse, angeregt durch die offizielle Geschichte der Literatur, welche uns ein bisher noch nicht genannter Lehrer, Schlegel, gab[1]. Dieser noch junge Herr, ebenso fleißig als gewissenhaft in seinem Amt, hatte zwar auch die unglückliche Idee, die Literaturgeschichte zu diktieren; allein wir lernten daraus wenigstens Quellen und Namen der ältesten deutschen Literatur bis auf Opitz, und wenn wir auch des Professors Diktat nicht sonderlich studierten, so holten wir auf der Bibliothek die vom Professor angeführten Quellen und widmeten uns diesen umsomehr.

Wir drei taten für die Schule damals nicht allzuviel, wohl aber fürs Leben. Vom Nibelungenlied angefangen, gingen wir alle namhaften mittelalterlichen Dichtungen durch, wobei Abetz, ein Schwärmer für die Arbeiten der Gebrüder Grimm, vorab den sprachlichen Teil behandelte, während Kuhn und ich den poetischen Gehalt hervorhoben.

Die in Untersexta beginnende „Philosophische Propä-

---

[1] Schlegel stammte aus dem einsamen Randendörfchen Weizen. Er starb in den achtziger Jahren als pensionierter Hofrat und Direktor des Gymnasiums in Wertheim.

deutik," gegeben von Professor Holzherr, war mir in ihrer Elementarlehre der Logik ein Greuel, weil ich das Denken nach Formeln als eine geistige Tortur verabscheute. Der Mensch muß seine Logik mit auf die Welt bringen, alles Zuschneiden und Einschachteln nützt nichts. Der wahre Logiker wird auch, wie der Dichter, geboren und nicht gemacht. Feind von allem Abstrakten und von Formeln, weil es mir meinen Geist austrocknet wie ein Samum die Vegetation, habe ich nie Geschmack an Philosophie gefunden, auch nicht als ich auf der Universität dieselbe hörte. Mit Interesse gelesen und in mich aufgenommen habe ich in meinem Mannesalter nur e i n e n Philosophen, den der Verzweiflung, Artur Schopenhauer, der aber selbst an seinen professionsmäßigen Mitphilosophen kein gutes Haar ließ. —

Den Cicero in seinen philosophischen Schriften, ebenso den Horaz lernte ich in ihrer g e i s t i g e n Feinheit erst in Obersexta erfassen. Holzherr, bei dem wir in der Untersexta Cicero's Tusculanen lasen, arbeitete mehr aufs „Stück", und Nicolai verunedelte den Horaz durch Betonung der Versmaße, die er selbst nicht immer verstand. Ich muß jetzt noch lächeln, wenn ich an den guten Professor Nicolai in Verbindung mit Horaz denke. Auf die Übersetzung des letztern bereitete ich mich stets gerne vor, die Versmaße aber habe ich gehaßt und verachtet und deshalb selten berücksichtigt. Wenn nun der „Nikele" mich danach fragte, machte ich schnell ein ungefähres Metrum, und wenn er Einsprache erhob, behauptete ich kühn, in „alten Ausgaben" ein solches gefunden zu haben. Jetzt wurde der brave Mann vorsichtig und sprach: „Ja, man kann a so sagen, kann aber auch a so sagen," und dann gab er s e i n e Jamben, Trochäen und Daktylen zum besten. —

Die angenehmsten Stunden blieben mir eben die des Direktors. Er las mit uns in Untersexta Homer und Herodot; da war stets Geist und Leben. Die meisten Schüler der Klasse fürchteten sich auf seine Stunden, ich freute mich.

Etwa die fünf ersten ließ er vorübersetzen, die andern mußten, wie er zu sagen pflegte, „nachsägen"; sie hatten die mühevollere Arbeit, denn wenn ihnen nur ein Wort anders kam, als es vorher übersetzt worden, ergoß sich eine Flut von Schimpfreden über das Haupt der Unglücklichen. Da hieß es: „Setz er sich, er Rindvieh!" „Er ist ein geborenes und erzogenes Rindvieh!" „Werd' er Schuster!" „Es sind nur vier oder fünf in der Klasse, die ich brauchen kann, die andern sind und bleiben Schafsköpfe" usw.

Wenn er sich ausgeschimpft hatte, legte er sein Haupt einige Zeit trauernd in die rechte Hand, dann fing er wieder an, voll der höchsten Feinheit seinen Klassiker zu erklären. Ich wußte mit der Zeit jedes Partikelchen nach seinem Geschmacke zu übersetzen, hatte gar oft nur flüchtig die Übersetzung „geschlaucht", während andere mühsam sich präparierten, und doch kam ich mit Lob, jene aber mit Schimpf davon. Aber es hat auch mir mehr denn einmal die Rede geblüht: „Er ist eben auch ein Rindvieh!" Ich habe jedoch dem vorzüglichen Lehrer derlei Dinge nie übel genommen; er war und blieb mein Lieblingslehrer, dessen auffahrende Hitze nebst ihren mündlichen Folgen ich heute in hohem Maße teile, ohne solch ein klassischer Philologe zu sein, wie er es gewesen ist. —

Man kann im gewöhnlichen Leben oft die Erfahrung machen, daß Menschen, solange ihnen etwas verboten ist, danach trachten, sobald es aber erlaubt wird, gleichgültig dagegen werden. Bei mir war dies mit dem Wirtshausgehen nicht der Fall. Im Gegenteil, es steigerte sich meine „Bierlümmelei" mit dem Eintritte der Sextanerfreiheit. Ich hatte eben in den Tagen meiner Studienzeit ein leidenschaftliches Verlangen nach Bierhaus und Gesellschaft, während beide seit vierzig Jahren von mir in meinem Alltagsleben vollständig gemieden werden. Es hat meine Natur hierin ganz ins Gegenteil umgeschlagen, und ich bin in diesen Dingen einer der langweiligsten Philister geworden.

Manche werden es mir zur Schande anrechnen, daß ich in jenen Tagen in meinen Vergnügungen ganz im Bierhaus aufging. Mir ist aber schon oft der Gedanke gekommen, daß es für mich in gewisser Beziehung ein Glück war; denn es hielt mich vielleicht von größern Fehlern ab. Und in der Tat hat in jener Zeit keine andere Leidenschaft mich gefesselt außer Biertrinken und entsprechendes Krakeelen. —

Meine desfallsigen Bestrebungen wurden jetzt systematisch abgeteilt. Der Frühschoppen an Sonn- und Feiertagen und an jenen Werktagen, an denen um elf Uhr die Klasse aus war, wurde in der „blauen Katz" genommen. Einige Glas Sinzheimer Bieres vor Tisch nebst einer „Fastenbrezel" galten mir damals als ein Hochgenuß, den ich jetzt an einer fürstlichen Tafel nicht mehr fände. Der Katzenmeier, ein dicker, urgemütlicher Altbayer und mein intimer Freund, meinte des öftern, so ein lustiger „Bruder" wie ich käme keiner mehr ans Lyzeum. Er setzte sich deshalb stets an meinen Tisch, an dem einige Stammgäste saßen, wie der fidele Ratschreiber Wildemann, Virtuos im Rettigschneiden, der Oberfeldwebel Maurer von der Strafkompagnie und andere, die alle längst unter die Toten gehören.

Ich weiß nicht, ob die Menschen heutzutag beim „Frühschoppen" auch noch so heiter sind, aber bei uns herrschte eine Heiterkeit, die mir jetzt in meinen alten, trüben Tagen wie ein Märchen aus „Tausendundeine Nacht" vorkommt. —

Die Nachmittage von vier Uhr ab wurden in Untersexta eine Zeitlang ganz regelmäßig, selbst im Winter, in dem Dorfe Kuppenheim zugebracht. Es konnten die Schildwachen am Niederbühler Tor in den Herbst- und Wintertagen des Jahres 1857 täglich nach vier Uhr zwei junge Leute zur Festung hinauseilen sehen; der eine groß, schlank und blaß, der andere breit und stämmig. Sie rannten dahin, als gälte es, ein Wettrennen nach dem eine Stunde entfernten Kuppenheim abzuhalten.

Durch das Dorf Niederbühl ging's im Sturm, im gleichen

Tempo vorbei am Preußendenkmal beim Eisenbahndamm und durch die kerzengerade Obstbaumallee der Landstraße bis zur Sabbatsgrenze der Kuppenheimer Juden am Eingang des Dorfes. Jetzt mäßigten die zwei ihre Schritte, um nicht für Feuerboten gehalten zu werden. Sie durchschneiden die Hauptstraße beim Rathaus und haben ihr Ziel, „die Sonne", erreicht.

Die Sonnenwirtin, eine junge, stattliche Witwe, ließ damals einen köstlichen Gerstensaft brauen; der zog die zwei herbei, und beim vergnügten Trunk saßen sie im Nebenzimmer bis um 8 Uhr, neben dem Trinken Geschichtsdaten sich fragend, in denen der Breitstämmige besonders zu Hause war. Kurz vor Torschluß, um neun Uhr, galoppierten die Jünglinge wieder zum Niederbühler Tor hinein, und bald sitzt der Lange bei mattem Talglicht in der Rappengasse an seinen Pensa für den kommenden Morgen. Ihn kennen die Leser; der andere war der Obersextaner Christian Walk aus Weingarten bei Bruchsal, genannt Massig, später wandernder Priester und Rentier. Von beiden ging die Sage, sie hätten am meisten Geld zum Biertrinken, weshalb sie mehr als andere dies besorgten.

Der Christian war ein Original und mit mir das erste Jahr in der Unterquarta gewesen. Er wurde aber befördert und ich blieb sitzen. Mit ihm und dem Wilhelm Reinacher, einem sehr talentvollen Schneiderssohn von Rastatt, der schon auf der Universität starb, hielt ich noch Kameradschaft, trotzdem sie nicht mehr in meiner Klasse waren.

Walk war der stärkste Mensch im ganzen Lyzeum; er aß aber auch für vier.

Sein Quartier hatte er bei seinem Schwager, dem Blumenwirt Augenstein, wo viele Gäste verkehrten. Was diese beim Diner übrig ließen, hatte der Christian, auf großen Platten aufgespeichert, auf seiner Bude.

Er besaß ein sehr gutes Gedächtnis und kannte alle geschichtlichen Daten. Er wurde später als Geistlicher auch ein

guter Redner, aber was ihn überall unmöglich machte, war seine Geldgier, die so weit ging, daß er, allein hausend, bei den Bauern Holz hackte ums Essen. Und als er einmal im Unterland angestellt war, ging er zu seinem Bankier nach Frankfurt zu Fuß und nährte sich von Baumfrüchten an der Straße hin, um keine Auslagen zu haben.

Er wurde schließlich aus dem Kirchendienst entlassen und ließ sich nach manchen Irrfahrten in Frankfurt nieder, wo er als Greis in einem Dachzimmer lebte und starb und gegen 300 000 Mark hinterließ. —

Ich kann Kuppenheim nicht nennen, ohne eines gleich im Anfang des genannten Schuljahres vorgefallenen Abenteuers zu erwähnen. Es war am Kirchweihsonntag 1857, als Massig und zwei weitere Obersextaner — ich meine, es waren Reinacher und Dengler von Ubstadt[1] — mit mir nach dem Dorfe zogen in keiner andern Absicht, als bei der Sonnenwirtin Einkehr zu halten. Diese selbst aber machte uns nach einiger Zeit aufmerksam, daß droben im „Kreuz", der Wirtin Heimat, Tanzmusik sei, gegeben von Böhmen des österreichischen Regiments Benedek. Wir, so äußerte sie wiederholt, sollten doch auch tanzen am Kirchweihtag.

Mehr als sonst, weil Kirchweih im Lande, hatten wir dem Gambrinus geopfert und ließen uns deshalb bereden. Meine Kollegen befanden sich bald im vollen Reigen, welchen Bauernmädchen mit ihren „Schätzen", unter letzteren einzelne Soldaten, bildeten. Ich hatte mich, im Bewußtsein meiner schlechten Leistung auf dem Gebiete der Tanzkunst, als Zuschauer unter die Türe postiert; da kam des Kreuzwirts Töchterlein, der Sonnenwirtin Schwester, und forderte mich auf, doch auch zu tanzen. „Nemo saltat sobrius", und weil ich nicht mehr sehr nüchtern war, unternahm ich einige Tänze, die ersten und die letzten meines Lebens außerhalb Hasle, mit der Primadonna von Kuppenheim.

---

[1] Dengler, einer der solidesten von uns, starb 1884 als Pfarrer von Wieblingen bei Heidelberg.

Die Kuppenheimer Bauernbursche waren anfangs anständige Leute und freuten sich, daß ihre Mädchen mit „Studenten" tanzten; allein jene teilten die allgemeine weibliche Schwäche der Eitelkeit und wollten diesen Abend immer nur mit uns und nicht mehr mit den jungen Herren ihres Dorfes sich abgeben.

Das erregte mit Recht den Zorn der ländlichen Jünglinge, und sie suchten Streit. Den Anfang machte ein eingeborener Kanonier, indem er mich mitten im Tanz durch ein Stuhlbein zu Falle bringen wollte. Ehe er seinen Zweck erreichte, merkte ich sein Vorhaben, ließ die Tänzerin fahren und griff den Kerl am Leibe so kräftig an, daß ich ihm seine Koppel samt Säbel wegriß und unter eine Bank warf. Jetzt stürzte eine Schar auf mich zu, die zweifelsohne meine langen Glieder schwer heimgesucht hätte, wenn nicht in demselben Augenblick der zur Aufsicht für Soldaten nach Kuppenheim abkommandierte Wachtmeister der Artillerie in den Saal getreten wäre. Dank meiner Bekanntschaft mit Unteroffizieren zählte er zu meinen „Freunden". Er sieht mich von Feinden umringt, eilt herbei, gebietet Ruhe, stellt die Musik ein und säubert den Tanzboden.

Es war aber indes für uns Studenten zu spät geworden, um noch in die Festung eingelassen zu werden, und meine Kameraden beschlossen, im Kreuz zu übernachten. Ich wollte, da die Bauernbuben drohend das Gasthaus umlagerten, nicht im Dorfe bleiben und schlug meinem Freund Artillerist vor, mich unter seiner Hut nach Rastatt zu nehmen, da ihm jedenfalls das Tor geöffnet würde und er zum Rapport heute noch dahin mußte. Er erklärte, mich nur als Gefangenen in die Festung bringen zu können, andere Leute einzuführen wäre ihm unmöglich. Ich war damit einverstanden. Eng an ihn mich anschließend, begleitete ich meinen Patron noch in die verschiedenen Wirtschaften, wo er zu inspizieren hatte, und gegen zehn Uhr zum Dorfe hinaus.

Am Niederbühler Tor hatten die „Badischen" die Wache,

und hier war Gefahr, daß meine Pseudo-Gefangennahme offenbar werden möchte; wir gingen deshalb um die Feste herum bis zum Kehler Tor, das Österreicher besetzt hielten. Die bekümmerten sich voraussichtlich nicht um die Frage, warum ein badischer Wachtmeister einen Zivilgefangenen bringe. Das Palisadentor öffnete sich, nachdem die Wache und mein Begleiter die „Parole" des Tages gewechselt; der österreichische Wachkommandant erschien, und mein Freund erklärte: „Ich habe hier einen Studenten arretiert und muß ihn auf die Hauptwache führen." Jetzt war der Paß frei; schweigend und sechs Schritt vor meinem Wachtmeister zog ich in die Festung ein und durch die österreichischen Posten hindurch. In der Stadt angekommen, wandte der Artillerist sich der Hauptwache zu, um „Nichts Neues" zu melden, und ich ging heim in die Rappengasse.

Mein Retter aus den Händen meiner Feinde hieß Wizmann, gebürtig aus Heiligenzell bei Lahr, und ist längst im badischen Unterlande, in Mosbach, als Straßenmeister gestorben. Seine Soldatenmacht ließ am andern Tag auch jenen Kanonier „antreten" und um Verzeihung bitten. —

Ich habe die Tat des Wachtmeisters bald darauf im gleichen Orte vergolten an einem seiner österreichischen Kameraden. Lichtmeß 1858 hatten wir Sextaner in Kuppenheim, ausnahmsweise „beim Rammelmaier", ein Faß Bier getrunken. Während ich mit dem Wirt abrechnete, waren meine Kommilitonen vorangegangen, Rastatt zu. Ich folgte nach acht Uhr des Abends langsam, meine Zigarre rauchend, nach. Als ich vor das Dorf hinauskam, es war eine kalte Winternacht, und Schnee bedeckte das Land, bemerkte ich jenseits der Straße auf dem Felde eine Gestalt liegen, die sich hin und her bewegte, aber nicht in die Höhe kommen konnte. Ich ging auf das Wesen zu und fand einen österreichischen „Führer" (Sergeanten) mit Gewehr und Tasche am Boden liegend, beschwert von der Kraft des Alkohols.

Ich schleppte den Mann, der kaum eines verständlichen Wortes fähig war, auf die Straße, allein er konnte ohne Hilfe weder stehen noch gehen. Seinem Schicksal durfte er nicht überlassen werden ohne Gefahr für sein Leben. Es kam mir außerdem noch ein anderer Gedanke. Der Sergeant war offenbar zur militärischen Aufsicht nach Kuppenheim beordert gewesen und mußte heute noch rapportieren. Seine Existenz stand auf dem Spiel. Da fiel mir die österreichische Wache am Kehler Tor wieder ein, wo ein Führer kommandierte. Dem wollte ich seinen Kameraden zuführen und ihn für das weitere sorgen lassen. Aber das war keine Kleinigkeit. Bis zum Kehler Tor hatte ich noch weit mehr als eine Stunde Weges, und ringsum war alles totenstill und niemand da, der mir hätte helfen können. So nahm ich denn auf meine linke Schulter des Soldaten Gewehr und mit dem rechten Arm ergriff ich den Betrunkenen und bewegte ihn mühsam weiter. Bald schwitzte ich in kalter Nacht, so schwer war meine Bürde.

Als wir nach dem Dörfchen Niederbühl kamen, hatten Nachtluft und Bewegung den Böhmen zu einiger Besinnung gebracht, die er dazu benutzte, um hastig an mich das Verlangen zu stellen, ihn zu seiner Geliebten, die in Niederbühl residiere, zu führen. Vergeblich stellte ich dem Manne seine Pflicht vor; er ging mir nicht mehr vom Fleck, bis ich ihm versprochen, seinen Wunsch zu erfüllen. Da er sich selbst aufgab, so konnte es mir nur angenehm sein, ihn loszuwerden.

Kein Licht brannte, und kein Hündlein bellte in dem finstern Dorfe. Ich wollte aber heute noch bei gleicher Finsternis die Bahn finden, welche er mir angab: Hinter der Kirche eine steinerne Treppe hinauf zum Kirchhof, über diesen weg durch eine kleine Seitentüre vor das nächste Bauernhaus.

Gewehr auf Schulter brachte ich meinen Weißrock über das Totenfeld glücklich in das Weichbild seiner Geliebten, als ihm ein neues Unglück zustieß. Wenige Schritte von

der Haustüre weg sank mir der Österreicher in das überfrorene und schneebedeckte Dungloch. Er brach bis unter die Arme in die Jauche ein. Sein Hilferuf weckte die Bewohner der Hütte. Doch ehe diese, der Vater der geliebten Jungfrau und sie selbst, mit einer Laterne erschienen waren, hatte ich meinen Mann wieder herausgezogen und präsentierte ihn unter Bericht über sein Geschick als verspäteten Gast.

Das Mädchen schlug die Hände über dem Kopf zusammen und fing an, ihrem „Führer" eine Standrede zu halten, daß er es wage, „in diesem Zustand" zu ihr zu kommen. Sie schwor ihm für ewig Treue und Liebe ab, wenn er nicht alsbald sich entferne und in anständigerer Art in Zukunft erscheine. Der alte Bauersmann hielt ihm dabei schweigend die Laterne vors Gesicht. In eigentümlichem Braun leuchtete der weiße Waffenrock des Österreichers, den ich stumm und still am Arme festhielt. Das Ganze hätte ein Genrebild gegeben für den Pinsel eines Rembrandt, um sein Helldunkel anzubringen. Um Gotteswillen aber baten mich die „Dame" und ihr Vater, doch den „wüsten Kerl" wieder mitzunehmen.

Gutmütig wie immer, zog ich den widerstrebenden Wenzel von dannen über den Kirchhof zurück auf die Straße. Zum Glück gefror die Jauche bald an seinen Kleidern, und ich konnte ohne große Belästigung meiner Geruchsnerven den Mann weiterbringen. Um elf Uhr kam ich endlich mit ihm ans Kehler Tor, wo der Wachkommandant mit meiner Meldung des Vorganges seinen Kollegen in Empfang nahm. Ich gab ihm nebst meinem Namen und meiner Wohnung noch einige Mittel an, wie dem Verunglückten zu helfen wäre, und schied von dannen.

Des andern Morgens, da ich kaum von der Schule zu Haus war, trat der Böhme in mein Zimmer und dankte mir aufs innigste, daß ich ihn vor Degradation und „Stockhaus" bewahrt. Sein Kamerad, so erzählte er, habe ihn auf der Wachstube schlafen lassen, ihm dann seinen eigenen Rock

angezogen und es so möglich gemacht, auf der Hauptwache seinen Rapport anzubringen. Alle Gefahr für ihn sei jetzt vorüber, wofür er mir nicht dankbar genug sein könne. Was aus dem Manne später geworden, weiß ich nicht, vielleicht fiel er 1866 bei Custozza, wo das Regiment Benedek viele Leute verlor; aber seinen Namen weiß ich heute noch, und sein Bild und jene Nacht stehen noch lebendig vor meiner Seele. Er hieß Wenzel Markert und war aus Böhmen. —

Die dritte Art, seine Loyalität für den Gambrinus zu bezeigen, war dem Untersextaner jetzt auch die offizielle Kneipe der vereinigten Schüler der beiden oberen Klassen. Es war etwas gar Köstliches und kulturhistorisch Interessantes, so eine „Froschkneipe", wie sie unter den Rastattern jener Zeit gehalten wurde. Heute, so höre ich, sollen die obern Gymnasisten in einzelnen Gruppen in Kaffeehäusern sitzen, Billard spielen, Glacéhandschuhe tragen und Limonade trinken. Das ist schon Treibhausgeschichte und Unnatur in diesem Alter.

Bei uns alten Rastattern herrschte Natur in wilder Größe. Unsere Parole war viel Bier und viel Krakeel in dunkler Kneipe. Aufs „Schwidisieren" und derartige Windbeuteleien gaben wir nichts. Wir waren junge, kräftige deutsche „Flegel" nach außen, inwendig aber voll attischer Weisheit. Wir trugen klassische Bildung in rauhem Gewande. Wenn ich heute noch mich und meine Freunde mir vorstelle im Benehmen und in der Gesinnung jener Tage, so freue ich mich ordentlich an den Kraftgestalten und Krakeelern von damals. Lauter „brave Kerle", die der Schule gaben, was ihr gehörte, aber auch ihrer Jugendlust und ihrem ungeschminkten Deutschtum freien Lauf ließen in allem, was nicht schwere oder gemeine Sünde war.

Wie mancher von uns mußte die Woche hindurch elend sich durchschlagen mit schlechten Kosttagen, in elender Stube frieren und die freien Stunden benützen, um jüngeren Lyzeisten Unterricht zu geben und ein paar Kreuzer zu ver-

dienen. Wenn aber der Samstagabend kam, so war es ihm gewiß zu gönnen, wenn er auf der Kneipe erschien, des Weltalls Kummer und Sorgen vergaß und dem Gambrinus und der Jugendlust opferte, was er ehrlich und sauer während der Woche verdient hatte.

Ich bin überzeugt, daß wieder verschiedene „fromme und auch unfromme Seelen" die Hände über dem Kopf zusammenschlagen, daß ich so verderbliche und Ärgernis erregende Dinge erzähle und mich noch freue in der Erinnerung an jene Stunden und Tage. Diese Leute, die so den Stab über mich brechen werden, gottlob aber meine eigentlichen, wirksamen Richter nicht sind, haben entweder in ihrer Jugend es gerade so gemacht, wollen aber, in einer Art von Pharisäertum befangen, nicht mehr dafür angesehen sein, oder sie sind damals kraftlose, unnatürliche Menschen, sog. „Simsentanzer", wie sie der Haslacher nennt, gewesen, und dann mögen sie dem lieben Gott danken, wenn sie keine größeren Sünden begangen haben als wir Biertrinker jener Tage.

Wie oft mußten uns im Winter 1857/58 die österreichischen Patrouillen aus dem dunkeln Nebenzimmer in der „Gromerei" am Kehler Tor entfernen, weil die „Polizeistunde" längst vorüber war! Wir haben mehr denn einmal das Bierfäßchen mitgenommen bei dieser Ausweisung und es leer getrunken auf meinem großen Zimmer in der Rappengasse. Noch sehe ich die breite Gestalt des Christian Walk vor mir, wie er mit dem Fäßchen auf der Schulter uns voranging und wir singend hinterdrein.

Und wie oft bin ich in jener Zeit noch gegen Mitternacht mit meinem früh verstorbenen Freunde Reinacher Arm in Arm auf absichtlichen Umwegen durch die Schwabengasse gezogen und hab' mit ihm gesungen, daß die kleinen Häuser erzitterten:

Scheint der Mond so schön vor meines Vaters Laden,
Kerl, wo bleibst so lang bei den Kam'raden?!

Oder:

Drei Lilien, drei Lilien, die pflanzt ich auf ein Grab,
Da kam ein stolzer Reiter und brach sie ab.

Noch erinnere ich mich mit einer gewissen Elegie der jungen, schwarzäugigen und schwarzlockigen Kellnerin in der genannten Bierbrauerei. Sie war braver Eltern Kind aus dem Dorfe Durmersheim und selbst ein ebenso schönes als tadellos braves und charakterfestes Mädchen. In ihren Augen lag ein ganzer dunkler Bergsee, in dessen Tiefe Bergkristalle funkelten. Wir waren ihr alle freundlich, ohne uns viel mehr um sie zu bekümmern, als es ihr Amt und unser Bierbedarf erforderte. Sie selbst hielt sich noch reservierter, nur gegen mich glaubte ich einige „Vorliebe" zu bemerken.

Da vertraute sie mir eines Abends an, sie ginge morgen, am Sonntag, zu Besuch in ihre Heimat, und ich dürfe sie eine Strecke weit durch den „Niederwald" begleiten. Ich bildete mir nicht wenig auf diesen Vorzug ein, den ich natürlich keinem andern verriet. Wer aber in seiner Bierduselei die ganze Geschichte wieder vergaß und den Sonntagmorgen verschlief, war ich. Das erstemal in meinem Leben, da ich galant sein wollte, schlug es fehl.

Die dunkle Schönheit hat es mir nie vergessen, und so oft ich später zum Bier kam, schaute es mich aus ihren Augen an wie eine Sturmflut in finsterer Nacht. Viele, viele Jahre vergingen, bis ich gelegentlich durch ihren Bruder, der einige Klassen unter mir am Lyzeum gewesen und als Pfarrer gestorben ist, wieder von ihr erfuhr; sie sei nach Amerika ausgewandert und habe sich dort gut verheiratet. Als sie aber, nach einigen Jahren für kurze Zeit in die Heimat zurückgekehrt, wieder in die neue Welt hinübersegelte, habe eine Sturzwelle sie vom Verdeck gespült und im Meere begraben. —

Zu Anfang des Monats Dezember 1857 mußte ich als Rekrut heim zur Musterung. Wir Haslacher Rekruten jenes

Jahres, etwa ein Dutzend an der Zahl, waren die ersten, welche nach Aufhebung des Bezirksamtes in unserer Vaterstadt in Wolfach sich zu stellen hatten. Unser Ärger hierüber war nicht klein, denn wir sahen es als eine Art Degradation an, wie Bauernburschen nach einer Amtsstadt uns begeben zu müssen. Aber imponieren wollten wir wenigstens den Wolfachern. Unser Rekrutenwagen wurde zu einem grünen Tannenwald und mit Fahnen aller Farben behangen, und unsere Leiber badeten wir am Abend vorher in der Waschküche von „Gotterbarms Senfmühle". Des „Schwarzbecken Rudolf" sprang damals in jugendlichem Übermut in den vorbeifließenden Mühlbach und trotz der Winterkälte lustig darin auf und ab.

Seit unserem Austritt aus der Volksschule waren wir nie mehr alle so versammelt gewesen; aber wie hatten die sechs Jahre uns verändert! Die meisten waren schon als „Handwerksburschen" in der Welt draußen gewesen, die eigentliche Poesie des Lebens war geschwunden, unser Dasein teilte sich in Sorge um Existenz und in die Sucht nach armseligen Vergnügungen. Welch ein Riesenunterschied zwischen den Freuden des Kindes am ersten Kommuniontage und den Rekrutenfreuden! Und doch liegen nur sechs flüchtige Jahre dazwischen.

Der Bürgermeister Sahl, ein ebenso geistreicher als freisinniger Bürger, begleitete seine Rekruten, wie üblich, in die Amtsstadt, wo gerade Wochenmarkt war. Als ich mit ihm über den Marktplatz dem Rathaus zuschritt, zeigte er auf einen alten Mann, der Strohschuhe feil hielt, und sagte: „Das ist auch ein Vetter von Ihnen." Es war „der Harter aus dem Kaltbrunn", einst der reichste Bauer des obern Kinzigtales, dessen Tochter mein Vetter Eduard, der Kastenvogt, zur Frau hatte.

Wenn in den dreißiger Jahren der Fürst von Fürstenberg und der Großherzog Leopold, des Fürsten Schwager, nach dem Bade Rippoldsau kamen, war der reiche Harter eine bei den hohen Herren gar gern gesehene Persönlichkeit.

Ja der Fürst nahm ihn einst mit, um ihm seine Herrschaften in Böhmen zu zeigen. Sein Sohn stand als Leutnant bei den badischen Dragonern, und ich betrachtete diesen wie einen Halbgott, als er einmal, kurz vor der Revolution, in Uniform seine Schwester besuchte.

Der Leutnant wurde in der Revolution „Major", nachher eingesperrt und entlassen. Er starb als französischer Legionär im Krimkrieg. Der Vater kam um Hab und Gut, sein Riesenhof mit Feld und Wald wurde um ein Spottgeld verkauft. Er wohnte später im Taglöhnerhause seines Hofgutes, machte Strohschuhe und besorgte den Dienst als Ratschreiber seiner Gemeinde.

In dieser Zeit traf ich ihn und lud den armen Vetter zu unserem Rekrutenmittagessen in der Sonne zu Wolfach ein. Der arme Mann hatte eine kindliche Freude und dankte mir mit Tränen in den Augen. Mir aber schwebt, so oft ich an meine Rekrutenzeit oder an die Armseligkeit unseres Lebens denke, die Gestalt des alten Harter und sein herbes Schicksal vor der Seele[1]. —

Nur drei von meinen Jugend- und Schulgenossen, „'s Schwarzbecken Rudolf", der „ful' Alise" — beide schon längst tot — und Wilhelm, der Hammerschmied, wurden Soldat, ich aber wegen „erprobter und bezeugter Kurzsichtigkeit" für bleibend untauglich erklärt. Dieses Übel hinderte mich auch zwei Jahre später, im Jahre 1859, als während des französisch-österreichischen Krieges Baden mobil machte und das Regiment Benedek in Rastatt ebenfalls Offiziersaspiranten annahm, bei den Österreichern einzutreten, für deren Wesen und Uniform ich viel Sympathie hatte.

Ich lernte als Sextaner „im Schwert" eine große Anzahl österreichischer Kadettfeldwebel und Feuerwerker kennen. Unter den letztern befand sich mein intimer Freund, der spätere Artillerieleutnant Gogl, ein Tyroler und ehemaliger

[1] Ich habe später in den „Erzbauern" sein Leben ausführlich geschildert.

Student. Ihn rief der Krieg von 1859 direkt auf die Schlachtfelder von Oberitalien. Seit unserem damaligen Abschied hab' ich nichts mehr von ihm gehört.

Was mich mit all diesen Österreichern ganz besonders verband, war die Harmonie des gleichen leichten Sinnes, der in hohem Grade dem austrischen Wesen eigen ist, und den man bei den Österreichern deutscher Zunge überall, selbst in der Politik, nachweisen kann. Ich hätte jedenfalls das Zeug zu einem echten Österreicher gehabt! —

Es dürfte jetzt wohl angezeigt sein, auch einmal meinen religiösen Zustand in jenen Jahren zu besprechen. In meinen Jugenderinnerungen wurde bereits erzählt, daß ich im elterlichen Haus und in dem der Großmutter in streng katholischer, tiefgläubiger Umgebung mich befunden habe. Die Volksschule, von deren religiöser Erziehung mir die Erinnerung gänzlich geschwunden ist, hat in dieser Richtung gar keinen Einfluß auf mich ausgeübt. Die ersten Jünglingsjahre aber verwischten auch die formellen Begriffe des christlichen Glaubens ziemlich vollständig.

Der junge Mensch ist von seiner erbsündlichen Natur aus religiös und politisch entschieden liberal. Er wird dies um so mehr sein, je lebhafter er veranlagt ist. Der erste Liberale mit dem Urgrundsatz des Liberalismus, der persönlichen Freiheit, war die Schlange im Paradies. Der Teufel hat — allen Ernstes — zuerst den Satz des badischen Ministers Jolly: „Selbst ist der Mann!" proklamiert. Seitdem Adam und Eva diesen liberalen Spruch angenommen und geglaubt haben, ist der Mensch von Natur aus religiös „freisinnig" und zum Glauben an die bindenden Offenbarungen Gottes wenig geneigt. Die Lehre von denselben oder, kurz gesagt, der Religionsunterricht ist darum dem erbsündlichen Menschenkind etwas Unangenehmes und Langweiliges. Wer es nicht glaubt, der greife nur in seine eigene Brust und erinnere sich der „Religionsstunden" in der Volksschule und am Gymnasium.

Dazu kommt noch, daß Katecheten, welche diesen Unterricht anziehend und spannend zu geben wissen, so rar sind wie weiße Raben. Man wird aber solch seltene Katecheten weit eher in den Volksschulen als an den Mittelschulen finden.

Ja, so ein „Gottbüchlein", wie wir es in den ersten Jahren der Volksschule gehabt und dessen Loblied ich in meinen Erinnerungen aus der Jugendzeit gesungen, das dem Kind die Religion im Poesiegewand, Gott in der Natur bringt, wird die Kindesseele immer verstehen und mit Liebe umfassen. Sobald aber die Religion in der Form von abstrakten Glaubenssätzen und langweiligen Katechismen auftritt, wird sie dem jungen Gemüt unsympathisch. Darum hat die ewige Weisheit, der offenbarende Gottessohn, seine Lehren so oft in Verbindung mit der Natur gebracht im Hinweis auf die Blumen des Feldes und auf die Vögel des Himmels, und sie eingekleidet in lebendige Parabeln und Gleichnisse.

Ich kenne die Religionslehrbücher anderer christlichen Konfessionen nicht; aber die katholischen Katechismen, ganz besonders die größern, leiden an einer entsetzlichen Trockenheit und Abstraktheit. Der so berühmte Deharbesche Katechismus ist hierin ein wahres Meisterstück.

Wir hatten in den oberen Klassen des Rastatter Lyzeums ein Handbuch der christ-katholischen Glaubenslehre, das durch seine namenlose Abstrusität, seine Unklarheit und wüstensandliche Öde geradezu angetan war, uns die Religion zu entleiden. Der Verfasser hieß Stadlbaur, seines Zeichens, wenn ich mich recht erinnere, irgendwo in Bayern Domkapitular. Trotzdem hätte das Buch auf den „Index" gehört, auf welchen man nicht bloß solche Schriften setzen sollte, welche Falsches lehren, sondern auch jene, die einem ehrlichen Christen die Wahrheiten des Glaubens entleiden.

Die heutigen katholischen Religionsbücher an den Gymnasien sollen übrigens auch noch das Menschenmögliche leisten an Trockenheit und Langweile.

Wenn jener Stadlbaur in die Hände eines Lehrers kam, der seine Schüler diese konfusen, schrecklich stylisierten Lehren förmlich „durchochsen" ließ, so muß das für dieselben eine wahre Zuchthausarbeit gewesen sein, ein Geschäft, das Geist und Leib zu töten imstande war. Trotzdem unser Nicolai dies nicht von uns verlangte, hatte er doch weder so viel Energie, das Machwerk aus der Schule zu verbannen, noch Geist genug, um einiges Leben in diese Kirchhofsöde zu bringen. Und so kam es, daß wir bei der unter den meisten von uns stark ausgebildeten erbsündlichen Abneigung alles für die Klasse eher lernten als den unglückseligen Stadlbaur. Ja in der Regel wurde, statt dem Unterricht Aufmerksamkeit zuzuwenden, unter der Religionsstunde präpariert oder übersetzt für die folgenden Lehrstunden. Ich tat dies stets. Wie ich zur Note „gut" kam im Religionsunterricht, ist mir nur durch die Güte des Professors erklärbar.

Stadlbaur und Erbsünde haben es in diesen zwei Jahren der Sexta so weit gebracht, daß ich auf die Universität kam und Theologe im ersten Kurs wurde, ohne mehr zu wissen, wie viele Sakramente und Gebote die katholische Kirche hat.

Wie stand es mit der religiösen Übung? Da haben denn die Samenkörner der „Lenebas", gelegt ins Kindesherz, unendlich mehr gewirkt als ein Stadlbaur. Ich habe in jenen Tagen, in denen mir fast jeder religiöse „Lehrbegriff" abging, doch nie aufgehört zu beten. Und wenn mein Geist noch so trüb heimkehrte aus den nächtlichen Kneipen, ich habe wohl gar nie vergessen, mein Nachtgebet zu verrichten, und wenn es auch nur aus e i n e m Vaterunser und Ave Maria bestand. Mehr als einmal hab' ich auch ganz allein die mich durch ihre Abgelegenheit und Totenstille anheimelnde Bernharduskirche oder die dunkle Lorettokapelle in Rastatt aufgesucht und dort etwas weniges gebetet oder mit andern als irdischen Gedanken mich beschäftigt.

Dazu kam noch, was ich nicht genug loben kann, im Gegensatz zu der unheilvollen Praxis, die heute an Gym-

nasien herrscht, daß wir regelmäßig am Mittwoch und Sonntag den Gottesdienst besuchen und jedes Jahr wenigstens zweimal beichten m u ß t e n. Jedesmal vor dem Gang in die dem Lyzeum gegenüberstehende alte Schloßkirche der katholischen Markgrafen von Baden hatten sich sämtliche Schüler der Anstalt in der „Aula" zu versammeln. Ein Professor erschien, las nach Klassen die einzelnen Schüler ab, wie beim Appell der Soldaten, und führte dann den ganzen Zug in die Kirche.

An Sonntagen und in der österlichen Bußzeit gingen sämtliche Lehrer mit gutem Beispiel voran, besuchten den Gottesdienst und empfingen die heiligen Sakramente. Das brachte uns wenigstens Achtung vor der Religion bei, und dies um so mehr, als der Direktor, den wir vorzugsweise wegen seiner eminenten Kenntnisse hochschätzten, sich als wirklich gläubigen Katholiken zeigte. Er fehlte nie im Werktagsgottesdienst, und selbst die Vesper besuchte er meist an Sonntagnachmittagen. Fern von jener unsinnigen Manier unserer Tage, überall durch „Konfessionslosigkeit" falsche Toleranz und zur Verwilderung führende Humanität zu verkünden, hatte man auch nur katholische Lehrer an der alten, katholischen Anstalt zu Rastatt angestellt, und auch das hatte für die religiöse Seite der Schüler sein Gutes.

Und wie sieht es heute an unseren Gymnasien aus? Die Herren Studentenknaben brauchen vom 14. Jahre an weder Kirche noch Abendmahl mehr zu respektieren, wenn sie nicht wollen; sie können sich vollständig konfessionslos gerieren, wenn nur ihr Herr Papa, der in vielen Fällen meilenweit wegwohnt, nichts dagegen hat. Und die Herren Professoren, unter denen es blutwenig tüchtige Philologen mehr gibt, sind ihrer Weisheit natürlich selbst überlassen; von ihnen verlangt man noch viel weniger, daß sie den Schülern in religiöser Hinsicht ein gutes Beispiel geben sollen. Die letzteren können von ihren Lehrern höchstens lernen, daß der Mensch auch ohne Religion und ohne öffentlichen

Gottesdienst leben könne, eine Kunst, welche auch die Tierwelt schon längst der vernünftigen Menschheit vorgemacht hat. Dazu braucht man keine Professoren. —

Disziplin und Autorität jeder Art ruhen in letzter Instanz auf der Religion, weshalb die preußischen Kriegsminister nicht bloß ihre Soldaten, sondern auch die Herren Offiziere in die Kirche kommandieren. Respekt vor dieser preußischen Weisheit, die schon daraus ersichtlich ist, daß die französischen Radikalen und die Kommunarden die Militärseelsorge aufgehoben haben! —

Ich hörte später oft Professoren, die mit mir studierten, schwer klagen über die Zuchtlosigkeit an unsern Gymnasien im Verhältnis zu unserer Lyzeumszeit. Das wundert mich absolut nicht, mich wundert's nur, daß es nicht noch schlimmer aussieht. Wo soll denn das Autoritätsgefühl unserer Jugend herkommen? Doch sicher nicht daher, daß ihnen freisteht, und zwar offiziell verkündet, die Religion zu achten oder zu verachten, d. i. zu üben oder nicht, und daß sie sehen, wie die Lehrer selbst auf die höchste Autorität, auf Gott, keine Rücksicht mehr nehmen und den öffentlichen Gottesdienst auf die Seite setzen.

Wie schon oben gesagt, kann ich es nicht genug anerkennen, daß wir und mit uns die Lehrer angehalten wurden, äußerlich wenigstens Gott zu geben, was Gottes ist, wenn es auch bei mir und den meisten meiner Kommilitonen innerlich ziemlich schlecht bestellt war. Die Religion und ihre gottesdienstlichen Übungen waren uns nichts weniger als ein Herzensbedürfnis; aber wir durften beide nicht verachten, und das war schon ein unendlich großer Segen. Und wenn wir auch in der Kirche, beim Beichten und während der Predigt und Vesper uns nicht aufführten, wie ein gläubiger, ernster Christ es tun soll, so waren wir doch noch weit entfernt von jenem Zustande, der dies alles gänzlich unterläßt, mißachtet oder gar verhöhnt und verspottet.

Was das Beichten anbetrifft, so war ich stets gewissen-

haft in Angabe meiner Fehler, allein von einer eigentlichen Reue fühlte ich nichts. Meist habe ich den „Beichtzettel" meines Freundes Karl Bunkofer übernommen, von dem ich wußte, daß er sein Gewissen auf das Sorgfältigste und Peinlichste erforschte. Aber eines ist mir doch noch wohl erinnerlich, daß mich jedesmal ein besonderes Wohlbehagen erfüllte, wenn ich die Sakramente der Buße und des Altars empfangen hatte, ohne von beiden auch nur eine halbwegs richtige Vorstellung zu haben. —

Beim sonntäglichen Hauptgottesdienst war ich von Sexta an bei den Chorsängern als Tenorist. Die Sänger auf der Orgel sind stets die am wenigsten Andächtigen in einer Kirche, und wir Rastatter machten von dieser Regel keine Ausnahme. Wir schauten während der Predigt meist entweder in die Kastanienallee des ehemaligen Schloßgartens, oder hinab auf die Rastatter Frauenwelt, welche in ihrer jüngeren Generation mit Vorliebe „die Studentenkirche" besuchte. Was ich von den Predigten hörte, war, soweit es mir noch erinnerlich ist, nicht geeignet, uns in den dogmatischen Wahrheiten der katholischen Kirche zu befestigen; es war ein mehr oder weniger langweiliges und süßliches Moralisieren. Der beste Redner unter den drei Geistlichen, Professor Holzherr, bereitete sich zu wenig vor, während unser guter Nicolai stets in höchst poetischen Wendungen sich gefiel. Er redete gerne „vom Adler, der sich in den Lüften wiecht, und vom Wurme, der im Staube kriecht".

Übrigens war die Chorsängerei die einzige Ursache, welche mir öfters den Unwillen des Direktors zuzog. Ich „schwänzte" nämlich mit Vorliebe die Gesangproben des Musiklehrers Bender, die gewöhnlich an Samstagnachmittagen statthatten, an denen ich am liebsten auswärts meinen Trunk suchte. Der Mann wußte dann, wie alle Leute ohne besondere Autorität, keine andere Hilfe, als mich beim Direktor zu melden. Manchen Montagmorgen fuhr mich dieser scharf an mit den Worten: „Er biergedehnter

Dickhäuter hat auch wieder die Gesangstunde versäumt. Er kann ja noch Bier genug trinken, ohne dem Herrn Bender Grund zur Klage zu geben.“ Gleich darauf aber, wenn ich ihm nach seinem Wohlgefallen das Pensum übersetzt hatte, war er wieder der beste Mensch mit mir. —

Am unartigsten benahmen wir uns in der Vesper, wenn der Direktor nicht darin war und irgend ein junger Lehramtspraktikant die Aufsicht führte. Da hatten die meisten Sextaner, die hintersten in den Bankreihen der Schüler, nichts anderes zu tun, als sich umzukehren und die anwesenden „Besen“[1] zu mustern, eine in der Kirche ebenso unpassende als im übrigen völlig unschuldige Aktion. Wir kümmerten uns sonst blutwenig um das andere Geschlecht; mir und meinen Gesinnungsgenossen galten Bier und Tabak mehr als das, was man im gewöhnlichen Leben „Liebe“ nennt. Viel schlimmer war es, daß wir die Vespergesänge stellenweise parodierten. In einem Psalm z. B., der von der Unveränderlichkeit Gottes handelte, sangen wir, statt wie es in dem Gesangbüchlein hieß:

Ein alt Gebirg' vergeht,
Ein neues türmt sich auf —
Ein altes Weib vergeht,
Ein neues türmt sich auf.

Keine geringe Aufregung entstand im Sommer 1858 auf die Kunde hin, daß ein junger Vikar[2] des Stadtpfarrers Buchdunger den christenlehrpflichtigen Mädchen untersagt hätte, fernerhin die „Studentenvesper“ zu besuchen. Wenn wir nicht den alten Dekan, seinen Prinzipal, so respektiert hätten, würden wir, was schon beschlossen war, dem jungen Herrn die Fenster eingeworfen haben. So aber lief die

[1] So nannte damals der Student die jungen Mädchen, die Backfische.

[2] Er hieß Warth und starb 1908 als mein Nachbarspfarrer in der Stadt Waldkirch.

Sache unblutig ab, und die Mädchen waren standhaft genug, sich die Vesper in der Schloßkirche nicht entleiden zu lassen. —

In den beiden Sextajahren brachte ich manchen freien Tag zur Frühjahrs- und Sommerszeit in dem zwei Stunden von Rastatt entfernten Dorfe Durmersheim zu. Hier wohnten zahlreiche Brüder des Mannes, der die Schwester meiner Mutter geheiratet und das großmütterliche Kaufmannsgeschäft in Hasle, einst mir zugedacht, übernommen hatte.

Ich habe viele vergnügte Stunden in jenem großen, einsam gelegenen Hardtdorfe erlebt, wo ich stets bei dem nun längst toten Bruder Johannes, einem heitern, lebensfrohen Menschen, Quartier nahm. Er war Inhaber eines schwunghaften Kaufladens, besaß treffliche Zigarren, viele Felder und eine Jagd, lauter Dinge, die mich interessierten. Als junger Kraftgermane zog ich jagend über die fruchtreiche Hardt oder durch die Wälder draußen am Rheine hin und saß abends nach vollbrachtem Weidwerk rauchend und trinkend beim „Abatt" oder im „Wolf und Lamm" mit den behäbigen Bauern des Dorfes. Bisweilen fuhren wir auch von der Jagd weg über den Rhein hinüber, tranken Roussillon in Französisch-Lauterburg und Bier im bayerischen Orte gleichen Namens. Auch den Jahrmarkt bei der dem Dorfe benachbarten Wallfahrtskirche Bickesheim habe ich mehrmals mitgemacht und lustig unter lustigem Hardtvolke verkehrt.

Wenn ich an jene Tage zurückdenke, so meine ich, die Menschen seien damals viel heiterer gewesen und die Erde sonniger und schöner als jetzt. Diese falsche Meinung kommt aber einfach daher, daß ich selbst ein alter Griesgram und Hypochonder geworden bin und Land und Leute eben nicht mehr mit so fröhlichen Augen anschaue wie damals. —

Die Osterferien in Untersexta brachte ich teilweise auf dem „Gröbernhof" bei Zell am Harmersbach zu. Auf diesem ehemaligen Besitztum des Klosters Gengenbach saß damals

der Sohn des in meinen Jugenderinnerungen genannten „Herrn", des Rentmeisters, Heinrich Fischer. Ehemals auch ein lustiger Studio, der mit Recht ein unabhängiges, durch Erbschaft ihm zugefallenes Stück Land dem Staatsdienste vorgezogen, hatte er mich eingeladen auf seinen Landsitz am Eingang des Harmersbacher Tales. Es waren mir stillvergnügte Stunden, die heute noch in der Erinnerung ein poetischer Zauber umhüllt. Morgens und mittags trieb ich mich in Feld und Wald, bei Pferden und Rindern herum, wie zu Kindeszeiten, am Abend aber wanderten der Gutsherr und ich hinein ins Städtchen zum Bier.

Ich kenne kein Städtchen im badischen Lande, das elegischer und stiller gelegen wäre, als dieses Zell, die Heimat des ehedem weithin bekannten Professors Buß. Es liegt an sonnigen Tagen eine solch verklärte Ruhe über diesem alten Reichs- und Waldstädtchen, daß man glauben möchte, es wäre eben vom Grabe auferstanden und harre der lebendigen Bewohner. Und doch wohnte zu jener Zeit ein gar lebendiges Völklein darin, mit dessen „Spitzen" ich damals bekannt wurde, eine Bekanntschaft, die ich fortan in allen kommenden Ferien fortsetzte.

Was waren das für lebensfrohe Menschen, der reiche Granatenschleifer Mösch, der geistvolle Modelleur Schmieder, genannt Graf Magga, der Tierarzt König und vorab der „schwarze Doktor", der Xaveri, das Urbild eines gemütlichen, biertrinkenden Süddeutschen! Bismarck, der bekanntlich selbst gerne und viel Bier trank, hat einmal über das viele Biertrinken der Süddeutschen geklagt und gemeint, dasselbe tauge nichts, mache schläfrig usw. Allein der Reichskanzler hat eben wahrscheinlich noch nie einen Abend oder Nachmittag unter süddeutschen Biertrinkern zugebracht. Ich bin überzeugt, daß, wenn er in den fünfziger Jahren einmal im Raben in Zell gesessen wäre bei obiger Gesellschaft, er sicherlich einen andern Begriff davon bekommen hätte, was dem Süddeutschen das Bier ist. Die Herren Preußen können

sich gratulieren, daß wir, ihre südlichen Brüder, so gerne Bier trinken; denn davon und von nichts anderm kömmt jene Gemütlichkeit, in der wir so gerne folgen und uns von ihnen so vieles gefallen lassen.

Der „deutsche Michel" ist von Geburt Süddeutscher und das Bier sein Lebenselement. Wenn die Bayern, von den Franzosen „die blauen Teufel" genannt, kein Bier hätten, kein Volk der Welt wäre sicher vor ihrem „furor teutonicus", und sie waren gerade deshalb so wild im letzten Krieg, weil ihnen, fern der Heimat, das Bier fehlte. Der badische Philister aber singt jenes Trostlied: „Freund, ich bin zufrieden", nur weil er Bier hat in allen Lagen des politischen Lebens.

So hoch das Bier über dem norddeutschen Fusel steht, ebenso hoch ragt unsere Gemütlichkeit über die der Norddeutschen hervor. Wenn man uns Süddeutschen das Bier nähme, dann würden bei uns die Reichsschwärmer, die Poeten, die Komponisten, die gemäßigten Bürger und Landtagsabgeordneten aussterben, es gäbe bei uns dann lauter Menschen ohne Gemüt und mit purem Verstand. Dann würden wir denken, philosophieren, schweigen und rechnen. Unser Herz würde vergletschert und unsere Zunge würde hart reden wie Stein. Es kämen Zustände, die der süddeutsche Student schon längst geahnt, wenn er gesungen:

Was soll aus der Welt denn noch werden,
Wenn keiner mehr (Bier) trinken will?!

Der Süddeutsche ist vom Bier so abhängig, daß er selbst Rattengift zu sich nimmt, wenn es nur den Namen „Bier" trägt.

Ich bin fest überzeugt, wenn die Franzosen Biertrinker wären wie wir Badenser, Schwaben und Bayern, sie würden nicht alle zwanzig Jahre eine blutige Revolution und ein anderes Regierungssystem haben. Und wenn ich heute auf den Thron der Napoleone berufen würde, mir wäre nicht

bange auf diesem Vulkane. Mein erster Regierungsakt wäre eine Einladung an einige hundert bayerische Bräumeister und die Gründung von Biersiedereien im ganzen Lande. Der französische Bauer liebt das Bier, aber es wird ihm so spärlich zuteil, wie unserem deutschen Landmann der Bordeaux. Hätte jeder Franzose billiges Bier, so würden in kurzem der französische Elan und der Geist der Revolution der schwäbischen Gemütlichkeit und Ruhe weichen, und die süddeutsche Nationalhymne von der Zufriedenheit würde ins Französische übersetzt werden, um die Marseillaise zu ersetzen. —

Meine Leistungen in der Klasse gingen fast parallel mit denen im Bierhaus: je mehr ich Bier trank, um so besser und günstiger ward meine Stellung in der Schule. So trat ich im August 1858 aus der Untersexta in die Obersexta als der Dritte unter 18 Schülern. Wie zum Hohn aber hatte Professor Donsbach, mit dem ich den Sommer über allerlei Bosheit getrieben, mir ein Nachexamen in der französischen Sprache „aufgehenkt", trotzdem ich noch die Note „ziemlich gut" hatte. Ich erklärte dem Direktor sofort, daß ich dasselbe nie machen würde, und habe treulich Wort gehalten. —

Stürmischer und wildpoetischer hatten sich noch keine Rastatter Sextaner verabschiedet als die von 1858. Die Abschiedskneipe zu Ehren der auf die Universität abgehenden Obersextaner ward schon einige Wochen vor Schluß des Schuljahres in Sinzheim bei Baden abgehalten. Dort war das Vaterhaus des herrlichen Bieres, das der Katzenmeier und der Streb am Bahnhof verzapften; dorthin wallten wir von Oos aus an einem prächtigen August-Nachmittag, um an die Quelle uns zu setzen und zu trinken. Was die Stimmung mächtig hob und den Durst steigerte, war das Bewußtsein, Freibier zu bekommen.

Der kleine Obersextaner Alfred Holder, heute Hofrat und Hofbibliothekar in Karlsruhe und ein Gelehrter ersten Ranges, zu aller Zeit aber ein Freund germanischen Wesens, hatte stets auf den Kneipen mitgemacht, wenn ihn seine

Konstitution auch davon abhielt und ihn bestimmte, wenig zu trinken. Auf diese Art hatte er wider Willen vieles Geld gespart. Davon wollte er einen Teil zum Abschied opfern und hatte sich deshalb zum voraus bereit erklärt, 100 Maß Bier zu „ponieren“, für etwa 20 „Mann“ ein gehöriges Quantum.

Die Brauerei Rheinbold in Sinzheim lag an jenem Tage, da wir einzogen, friedlich im Dorfsonnenschein an der Landstraße; weder sie noch das Dorf hatten eine Ahnung von dem Lärm, der heute sich da abspielen sollte. Erst ward im Garten gesungen und getrunken, und als die Sonne mehr dem Rheine zuschritt, unter meinem Vorsitz in dem Nebenzimmer eine formelle Kneipe organisiert mit Salamandern und Rundgesang. Als Hebe fungierte eine dunkle Schönheit, wie sie mir sagte, des „Schmied-Kraften“ Töchterlein aus dem „Dörfl“ in Rastatt, wo sie vor Jahren als eine angesehene Bäckersfrau gestorben ist. Sie meinte damals, so viel habe sie noch nie trinken sehen. Ich fühlte mich damals zu ihr, die ich im Leben nie mehr sah, so hingezogen, weil der Vater, den ich wohl kannte, in alleweg eine frappante Ähnlichkeit mit meinem Vater hatte.

Die Sonne sank, aber das letzte Faß ward eben angestochen, und deshalb wollten wir „nicht eher vom Platze heim“. Drum ward beschlossen, zu übernachten, und der Herr Rheinbold ließ bereits in verschiedenen Wirtshäusern Quartier ansagen; mich selbst wollte er in seinem Hause behalten, weil es sich im Laufe des Nachmittags herausgestellt hatte, daß meine „Göttle“, die Adlerwirtin in Haslach, seine Base gewesen sei.

Die jungen Germanen tobten immer unbändiger, die Nacht wurde dunkler und mit ihr die Augen der scharfen Zecher. Dem guten Braumeister ward's anfangs bang, und er hätte die wilden Gäste gerne fortgehabt. Draußen aber stand das halbe Dorf und lauschte den Bacchanten und ihrem brüllenden Sang. Dem Herrn Rheinbold ward's auch unheimlich für die andern Wirte, bei denen die Studenten übernachten sollten. Da kam ihm ein rettender Ge-

danke, der zugleich verrät, daß auch ein Bierbrauer weiß, was Poesie heißt, und welchen Einfluß sie übt auf deutsche Musensöhne. Er schlug mir vor, mit meinen Kameraden einen nächtlichen Gang auf die benachbarte Yburg zu machen, um dort den Sonnenaufgang abzuwarten. Gerne wolle er uns in der Person eines seiner Arbeiter einen Führer mitgeben. Mit Macht fand sein Vorschlag Widerhall in mir und in uns allen, und alsbald ward aufgebrochen.

Ich bin seit jener Nacht nie mehr in jene Gegend gekommen, würde aber heute noch den Weg finden, den der Mann uns geführt, trotzdem ich stark an der Ohm Bier partizipiert hatte. Es ging einen schmalen Weg durch Rebgelände bergauf, anfangs unter lebhaftem Gespräch und Gesang; bald aber verstummten die Geister. Es begann bald da, bald dort zu rauschen in den Weinstöcken, wie vom Falle eines Menschen. Ein oder der andere hatte sich zur Ruhe gelegt, um die goldene Morgensonne unter den Ranken der Weinstöcke zu erwarten. Auf dem Sattel des Berges, in dem Dörfchen Varnhalt angekommen, fehlten deshalb von der lustigen Schar bereits nicht wenige Häupter.

Es war Mitternacht. Die Nachtwächter wurden alarmiert, um das Schulhaus uns zu zeigen, denn einer von uns kannte den Unterlehrer, der herausgeklopft wurde. Wir brachten dann noch einen Wirt vom Schlafe auf; denn in Varnhalt wächst ein berühmter Wein.

Die guten Winzer in ihrem abgelegenen Bergdörfchen mußten wohl denken, die Russen seien eingefallen.

Durch einen hohen Tannenwald ging's der Ruine zu. Aber auch dieser Wald forderte seine Opfer, und schlaftrunken sank noch mancher nieder in des „Waldes düstern Gründen". Nur vier Mann, den Führer und den Lehrer abgerechnet, erreichten gen zwei Uhr morgens das Ziel, unter ihnen meine lange Wenigkeit. Ein altes, häßliches Weib ließ uns in ein finsteres, schmutziges Gemach ein, wo wir auf Bänken uns zu kurzem Schlafe niederlegten. Schon nach vier Uhr standen

wir auf dem ruinenhaften Bergturm und schauten hinab in die herrlichen Lande. Aber es kam kein rechtes Entzücken in uns auf, ein schrecklicher Katzenjammer tötete alle Poesie, namentlich bei mir, den jenes Übel stets in Hochpotenz heimsuchte, dem es aber jeweils mit Erfolg für einige Zeit Moral predigte.

Nachdem wir unsere Namen im alten Gestein verewigt und von der Alten einige Eier uns hatten sieden lassen, zogen wir schleunigst bergab, denn der erste Zug mußte in Steinbach erreicht werden, weil's Sonntag war und um neun Uhr der Gottesdienst in der Rastatter Schloßkirche unser wartete.

In der hellsten Morgensonne passierten wir das Denkmal des großen Baumeisters Erwin von Steinbach, und im „Sternen" ward ein Kaffee genommen. Auf den Stationen Steinbach und Oos fanden sich sämtliche Nacht-Wegelagerer ein. Keiner aber wußte mehr, wie es zugegangen, daß er in den Reben oder im Wald das Licht des neuen Tages erblickt hatte. Zur rechten Zeit standen wir in der Aula zum Verles und wandelten in die Schloßkirche. Wir sangen in hellen Tönen auf dem Chor: „Kyrie eleison!" und keiner der Professoren hatte eine Ahnung von der Schlacht, die wir eben geschlagen.

So treibt's die Jugend, und alt geworden wundert sich der Mensch, daß er einmal so hat sein können, und schaut auf jene Tage zurück mit wehmütiger Freude und mit griesgrämigem Kopfschütteln[1]. —

---

[1] Die heutige Rastatter Gymnasiumsjugend ist weit solider, wenigstens soweit ich es an meinen Kaplänen beobachten konnte, unter denen einmal in den neunziger Jahren drei „Rastatter" waren, alle drei aber von einer Solidität im Trinken, die mich in Erstaunen setzte. Einer derselben hatte gar, ohne seinen Eltern am Gymnasium einen Pfennig zu kosten, 300 Mark erspartes und durch Stundengeben verdientes Geld auf die Universität gebracht. Ein solches Muster muß genannt werden. Er heißt Joseph Leible, ist von Bittelbrunn bei Engen im Hegau und heute Pfarrer in Immendingen an der Donau.

Am nächsten Markttag kam der Brauer Rheinbold, dem wir einen baldigen Besuch versprochen, nach Rastatt, suchte mich auf und bat, ihn doch ja mit diesem Besuch zu verschonen, er wolle uns gerne ein Faß Bier gratis schicken; denn sein Nebenzimmer habe am andern Tage ausgesehen wie ein Schlachtfeld, und er müsse dasselbe frisch tapezieren und anstreichen lassen. Der reiche Mann war eben gewohnt, von fremden Gästen nur feine Herren und Damen aus dem nahen Baden-Baden bei sich zu haben, hatte keinen Begriff von der Tragweite des bekannten Wortes: „Bildung macht frei", und wußte demnach nicht, daß Studenten unter Umständen unangenehmere Gäste sein können als Bauernbuben. —

Im Jahre 1905 ließ ich bei meiner Grabkapelle in Hofstetten einen Brunnen errichten, zu dem das Wasser weit oben vom Berg hergeleitet werden mußte. Ich erkundigte mich nach einem tüchtigen Brunnenmacher und erfuhr, daß der beste zurzeit in Renchen wohne. Ich setzte mich mit dem Manne in Verbindung. Er kam alsbald zu mir in die Karthause, wo wir unser Geschäft abschlossen.

Als dies geschehen, sagte er mir: „Herr Pfarrer, wir sind alte Bekannte. Ich habe vor Jahr und Tag Ihr Buch gelesen aus der Studienzeit und stelle mich Ihnen vor als den Führer von Sinzheim auf die Yburg. Ich habe damals gerade auch in der Brauerei Rheinbold einen Brunnen gegraben und wurde an jenem Abend ersucht, die Studenten fortzuspedieren."

Ich hätte den alten, gichtbrüchigen Mann, der es vom Brunnengräber zum vermöglichen Besitzer einer mechanischen Werkstätte gebracht hat, umarmen können, so freute mich sein Bericht.

Den Brunnen an meiner Totenstätte machte er zur vollsten Zufriedenheit. Bald darauf ist der brave Mann — Keller hieß er — aus dem Leben geschieden, obwohl wir noch auf eine Begegnung bei meiner Kapelle gehofft hatten. —

Während dieser meiner „Flegeljahre" herrschte übrigens ein Geist in mir, der weit abstach von dem genügsamen und gemütvollen Wesen meiner ersten Knabenzeit. Ich ging in freien Stunden, und also vorab auch in den Ferien, so sehr in meiner Bummelei und Biertrinkerei auf, daß ich gar wenig Mitgefühl hatte mit den wachsenden Familiensorgen meiner Mutter.

Infolge des langwierigen Krankseins und der dadurch bedingten Untätigkeit des Vaters war unser Hausstand finanziell bedeutend heruntergekommen. Die gute Mutter hatte deshalb oft mit Geldmangel und Schulden zu kämpfen. Wenn sie nun in den Ferien mir, als dem Ältesten, darüber berichten und ihr Herz ausschütten wollte, fand sie sehr schlechtes Gehör. Es war mir höchst unangenehm, von derlei Dingen reden zu hören, weil es mich störte in meinem lustigen Lebenswandel.

Die Großmutter, bei der ich in der frühen Jugend oft und gerne geweilt, mied ich ängstlich, weil sie immer vom Familienelend redete und mir Moral predigte. Ich kam, um Ruhe zu haben, wochenlang nicht mehr auf ihr Zimmer. Und doch war und blieb ich der Mutter und Großmutter Augapfel und ihre stete Hoffnung. Die Schwestern klagten oft, daß sie zu Hause arbeiten und sorgen müßten, während mir die „Mutter alles zustecke, damit ich ja keinen Schoppen Bier weniger bekäme". Auch wurde mir von Sexta an in den Vakanzen am Mittag und Abend extra serviert und stets das, was ich wünschte, ebenfalls zum nicht geringen Anstoß der schwesterlichen Weibsleute. Aber zwei Dinge habe ich doch beobachtet mit Rücksicht auf meine Mutter. Ich sagte mir immer wieder: „Du mußt in der Schule etwas leisten und darfst keine Schulden machen." Ich habe beides treu gehalten.

Wer weiß, was aus mir geworden, wenn mein Vater gesund geblieben und ein vermöglicher Mann gewesen wäre und ich ohne Rücksicht auf Familienverhältnisse hätte schalten und walten können?! —

Wie gut und besorgt die Mutter für mich war, davon nur ein Beispiel aus der Zeit der Sexta. Sie war eine sehr gewandte Spinnerin und drehte den feinsten Faden am Spinnrad. Um ihre Töchter diese edle Beschäftigung des weiblichen Geschlechtes zu lehren, hatte sie in der Zeit, da ich in Sexta mich befand, nach längerer Unterbrechung das Spinnen wieder aufgenommen und dann ein Stück feines Tuch aus dem Gespinst fertigen lassen. Eines Tages kam die Stunde, da sie mir Geld schicken sollte und nicht genug zur Hand hatte. Mich wollte sie keinen Augenblick auf meinen Sold warten lassen, und deshalb verkaufte sie, schnell entschlossen, einem Händler aus dem „Gutachertal" das Werk ihrer Hände, das erstemal im Leben, daß sie gezwungen war, etwas zu veräußern, was ihr sonst um kein Geld feil gewesen wäre.

Es schmerzt mich heute tief, in jenen Tagen nicht mehr Verständnis gehabt zu haben für die Sorgen meiner Mutter. Aber es liegt ein eigentümliches Geschick hierin über den meisten Menschenkindern; sie lernen ihre Eltern und deren Herzeleid erst würdigen, wenn Vater und Mutter nicht mehr sind.

Einige Freude konnte ich der Mutter später doch noch machen. Sie erlebte noch meine Priesterweihe, mein Staatsexamen und die ersten Jahre meiner Anstellung. Sie war glücklich, so oft ich dann in die Ferien kam und innigere Teilnahme zeigte an ihrem häuslichen Kummer. Doch starb sie wenige Jahre nach der Vollendung meiner Studien, im Jahre 1867, erst 56 Jahre alt, nachdem der Vater ihr drei Jahre im Tod vorausgegangen war. Das erste Geld aber, das ich über meine Bedürfnisse verdiente, galt einem Grabstein für die braven, unvergeßlichen Eltern, und später, da meine Mittel es erlaubten, habe ich zu ihrem Andenken in der Kirche zu Haslach ein gemaltes Fenster, gefertigt von Künstlerhand, aufstellen lassen. —

Der Herbst 1858 brachte mich auf die höchste Stufe der

Lyzealstudien durch den Eintritt in die Obersexta. Wenn den Untersextaner schon eine Götterwonne überfällt, so steigert sich diese beim Obersextaner zu mehr als olympischer Größe. Meine erste Tat war, daß ich demgemäß auch eine Wohnung suchte für den angehenden Olympier, dem jetzt die Rappengasse in Rastatt zu klein und zu armselig war. Ich zog in die Hauptstraße zum Buchhändler Hanemann in ein so elegant und niedlich ausgestattetes Zimmerchen, wie ich es in dieser Schönheit kaum als Landtagsabgeordneter in Karlsruhe gefunden und mir erlaubt habe.

Heute noch kann ich nur mit einer gewissen Elegie an die elf Monate zurückdenken, die ich in diesem zierlichen Kabinett verlebte. Es lag im Hofe, mit Aussicht auf Garten und Murgdamm, ganz abgeschlossen vom übrigen Hause, eine köstliche Zelle, still und idyllisch wie ein Sonntagsmorgen im Maien.

Was für ein süßes Behagen durchzog mich als da, wenn ich an Frühlings- und Sommerabenden spät heimkehrte, meinen Fauteuil ans Fenster rückte und noch vollends die letzte Tageszigarre verdampfte, frei von allen Sorgen und Leidenschaften, erfüllt nur vom Bewußtsein des Obersextaners! Ringsum tiefe Stille, höchstens im Hofe unten bisweilen ein leises Geflüster, das von der Köchin des Hauses und ihrem „Schatz" ausging, einem Unteroffizier und richtigen Kinzigtäler namens Krayer aus Steinach.

Die meisten Mietsleute des Hanemannschen Hauses waren österreichische Offiziere, wilde, junge Herren, unter ihnen ein Badener, von Seldeneck, und ein Sohn des famosen Feldzeugmeisters Eynatten. Der Hausherr Hanemann hat mir später noch bezeugt, daß ich der ruhigste und solideste seiner damaligen Gäste und am Abend von den letzten stets der erste gewesen sei.

Eine köstliche Anekdote ergab sich in jenen Tagen einstmals wegen des Schließens der Haustüre. Diese fand sich seit einiger Zeit am Morgen regelmäßig offen, und der Haus-

herr stellte der Reihe nach alle mit Schlüssel behafteten Bewohner zur Rede. Als er an den Leutnant von Eynatten kam, der blutjung eben vom Vaterhaus weg auf Empfehlung zum Leutnant avanciert war, meinte der gute Österreicher: „Ja, er lasse die Tür jeweils auf, weil er geglaubt hätte, sein Hausschlüssel sei nur zum Aufschließen da, zum Zuschließen habe man ihm bis jetzt noch keinen gegeben." Ich hoffe nicht, daß der Mann heute im österreichischen Generalstab sich befindet, sonst verlieren die Österreicher das nächstemal wieder.

Ich hatte nur die Wohnung in der Rappengasse aufgegeben, nicht aber den Tisch bei Metzger Birkle, und so saß ich denn immer noch in der alten Lustigkeit neben meinem Freund Nowak, auch in der Obersexta.

Es wurde mir das Schuljahr 1858/59, wenn ich einerseits lediglich den Lebensgenuß und Frohsinn und anderseits den Fortschritt in klassischer Bildung ins Auge fasse, entschieden das fruchtbarste meiner ganzen Studienzeit. Es war das „fidelste" Jahr meines Lebens und zugleich die Zeit, in der ich das eigentliche Fundament legte zu einem vollen Verständnis der Schönheit der alten Klassiker, die Zeit, in der ich völlig Herr wurde über das, was ich in der Schule leisten sollte, und wo es mir, wenige Gegenstände, wie Physik und Philosophie, ausgenommen, ein angenehmes Spiel war, zu studieren und zu denken.

Jetzt erst lernte ich den philologischen Geist unseres Direktors kennen; denn er gab uns in dieser obersten Klasse auch den lateinischen Unterricht. Es war ein Hochgenuß, an der Hand dieses Mannes Horaz, Tacitus und Cicero zu lesen. Wie wunderbar geistreich erfaßte Schraut den Horaz! Ich wußte oft nicht, ob der Autor oder sein Ausleger mehr Bewunderung verdiene. Im übrigen tobte der sanguinische Philologe in Obersexta am wildesten, weil er da die meisten Stunden hatte und namentlich Fehler im lateinischen Styl ihn aufbrachten. Der klassische Lehrer wachte mit solch peinlicher Sorgfalt über die Reinheit und Echtheit des latei-

nischen Ausdruckes beim Übersetzen, daß ein grober Stylfehler ihn aus aller Fassung bringen konnte. Es kam vor, daß er mit den „Stylheften" in die Klasse trat und sämtliche fünfzehn Hefte über Schüler und Bänke hinwarf voll heftigen Zornes. Dann setzte er sich stumm und still auf den Katheder und fing nach einiger Zeit an: „Da hab' ich fünfzehn Kerls, von denen keiner imstande ist, einen lateinischen Satz niederzuschreiben! Lauter Schusterjungens!" Daß er nicht weinte vor Schmerz, war alles.

Ich bin allezeit ein schlechter Stylist gewesen, im Deutschen wie im Lateinischen, und so kam es, daß mein lateinischer Styl das Wohlgefallen des Direktors bei weitem nicht so gewann wie meine „Exposition". In dieser hatte ich stets die erste Note, im Styl aber nie mehr denn ziemlich gut. Ich habe ihn aber auch fast regelmäßig „mutatis mutandis" meinem Freunde Kuhn abgeschrieben, mir also nie eigene Mühe gegeben.

Im Griechischen lernten wir unter Schrauts Anleitung Platon und Sophokles kennen, und ich widmete diesen beiden Schriftstellern mit Lust und Liebe meine Aufmerksamkeit. Wir lasen von Sophokles den Philoktet, und ich erinnere mich noch gar wohl, wie der Direktor mich zuerst aufrief, um die ziemlich schwierige Übersetzung zu beginnen, und, als es mir gelungen war, sagte: „Setz' Er sich; Er ist einer von den wenigen, die ich brauchen kann!" Es war das einzigemal, daß er seiner Zufriedenheit mit mir mündlichen Ausdruck verlieh. Noch einige Jahre später, im philologischen Staatsexamen kam es mir zu gut, als Obersextaner den Philoktet tüchtig bearbeitet zu haben; denn gerade dieses Stück von Sophokles kam vor.

Geschichte und Literatur wurden von mir in- und außerhalb der Schule auch im letzten Lyzeumsjahre mit Vorliebe behandelt. Die Naturlehre in ihrer höheren Darstellung war mir als Experimentalphysik stets interessant, sobald aber die Erscheinungen und Gesetze in mathematische Formeln gebracht

werden sollten, da stand bei mir „der Ochs am Berg". Gleichwohl nahm mich Professor Eisinger, der mir sonst wohlwollte, zu seinem Assistenten an, als er im Winter 1858/59 einigen badischen Artillerie-Leutnants Privatissima in der Physik gab. Ich war im gleichen Alter wie sie, hatte aber damals einen Mordsrespekt vor der erhabenen Stellung eines badischen Leutnants[1]. —

Ich kam mit Obersexta aber auch sonst zum Kulminationspunkte meiner Lyzeistengröße durch die Erwählung zum ständigen Kneippräsidenten von seiten meiner Kommilitonen. Es fand dieses Präsidium, das ich damals mit größerem Stolz übernahm, als ich heute einen Reichstagspräsidentenstuhl besteigen würde, bald Gelegenheit zu seiner feierlichen Inauguration.

Am 15. November 1858 waren es fünfzig Jahre seit der Verlegung des Lyzeums von Baden-Baden nach Rastatt.

Die Frau des Markgrafen Ludwig, des Türkenbesiegers, Sibylla Augusta, Herzogin von Lauenburg, ließ 1715 aus Böhmen die Väter der frommen Schulen, Piaristen genannt, nach Rastatt kommen, wo sie ihnen ein Kollegium eingerichtet hatte. Sie übergab ihnen auch das Hofpfarramt an der 1723 eingeweihten Schloßkirche und die Erziehung der eigenen Söhne.

Der eine derselben, Ludwig Georg, ließ ihnen 1737—45 die stattlichen Gebäude aufführen, welche heute das Lyzeum einnimmt.

Die Piaristen wirkten bis 1808 vortrefflich, aber die Zeit war in alleweg den Ordensleuten ungünstig; sie litten namentlich in Rastatt Mangel an Novizen und konnten den Unterricht nicht mehr in allen Klassen besorgen. Die Regierung des protestantischen Markgrafen Karl Friedrich, an den 1771, nachdem der zweite Sohn der Sibylle, August Georg, als der letzte der baden-badischen Linie gestorben,

[1] Einer derselben lebt heute, 1910, noch in Freiburg. Es ist der Baron Ernst von Böcklin.

die Herrschaft gefallen war — hob nun das Piaristenkollegium auf und verlegte am 15. November 1808 das schwachbesuchte Lyzeum von Baden-Baden samt den Lehrern nach Rastatt.

Daher das Jubiläum.

Die Sextaner beschlossen, den Tag in ihrer Art festlich zu begehen. Ich ward zunächst beauftragt, den Direktor um Erlaubnis zu bitten, ihm und den Lehrern einen solennen Fackelzug bringen zu dürfen. Schraut war gegen eine solche Kundgebung. Da wir nun unsern Festspektakel nicht öffentlich vorführen konnten, sollte ein „schönes Trinken" Tag und Abend krönen. Schon am Nachmittag spielten wir zu viert ein Zego auf dem Zimmer unseres jetzt längst toten Mitschülers Horg[1] bei der Blechnerswitwe Hiß, und machten ein kleines Faß Bier zum Gegenstand des Spiels, das wir auch ritterlich austranken. Abends um sieben Uhr fand großer Kommers in der „Blauen Katz" statt, zu welcher der jüngste Lehramtspraktikant, Kränkel, ein geborener Rastatter, später Gymnasiumsdirektor in Lahr[2], erschienen war, während die Professoren mit dem Direktor in echt schulmeisterlicher Poesielosigkeit im Löwen eine „Bowle Punsch" vertilgten — zu Ehren des fünfzigjährigen Bestandes ihrer Anstalt.

Kränkel, ein alter Teutonensenior, erklärte mir im Verlauf des Abends, er habe schon manche akademische Kneipe mitgemacht, aber so viele „Kneipgenies" nicht beisammen gesehen wie heute. Es war eine stolze Schar von etlichen dreißig Fröschen, unter ihnen alte „Parlamentarier" und in Biersachen lernbegierige Jünglinge; letztere eben erst von den Gymnasien zu Bruchsal und Offenburg eingerückt, um in Rastatt neben der höhern Bildung sich dem freiern Bierstudium zu ergeben. Ein Generalschmollis verband an diesem Abend auf Antrag des Vorsitzenden sämtliche Neulinge mit den Obersextanern:

---

[1] Er starb als Student in Freiburg.

[2] Er starb 1908 als Pensionär und Geheimer Hofrat in Konstanz.

Ich trink' euch ein Schmollis, ihr Brüder,
Was sitzt ihr so stumm und still,
Was soll aus der Welt denn noch werden,
Wenn keiner mehr trinken will?!

Wer es nicht glaubt, daß in dem bier- und sangestollen Leben eines deutschen Studenten doch noch ein Stück Poesie herrscht und natürliche Jugendfrische, den mache ich auf eine Tatsache aufmerksam. Man betrachte einmal eine Gesellschaft von ältern gebildeten Herren, wenn sie, lustig geworden, anfangen Lieder zu singen aus der Studentenzeit, wie da diese langweiligen, bureaukratischen und hierarchischen Physiognomien eine Heiterkeit erfaßt und überstrahlt und wie die Jugendsonne durch die düstern Wolken des Alltagslebens hindurchleuchtet auf die alten Häupter und sie verklärt.

Zu allen Zeiten, seitdem es in Deutschland Bier, Gymnasien und Universitäten gibt, haben die Studenten sich auf ein entsprechendes Leben verlegt, in früheren Jahrhunderten noch in weit höherem Grade als in unserer Zeit. Schon Abraham a Sancta Clara, der 1659, fünfzehnjährig, vom Gymnasium in Ingolstadt wegkam, erzählt aus der Zeit dieses Aufenthaltes von einer „versoffenen Studentenrott" und von dem Liedlein, das sie gesungen und das da lautete:

Qualis est vita auf der Welt,
Quae mihi semper wohlgefällt,
Ist es nicht das Studentenleben?
Ita vere, das ist's eben.
Studenten seynd jucundi,
Bisweilen furibundi. —

Heute sind die Herren Studenten zahm und vom Bier auf die Teekanne, die viel mehr Gift enthält als das Bierglas, herabgesunken. —

Wenn die offizielle Samstagskneipe mich nicht in die „Blaue Katz" oder in die „Gromerei" rief, saß ich als

Obersextaner allabendlich und, wenn möglich, jeden Morgen im „Schwert". Hier lernte ich auch die Rastatter Bürger kennen, von denen einige Originale da ihren Stammsitz hatten. Das waren köstliche Menschen, wie sie nur das deutsche Kleinbürgertum hervorzubringen imstande ist: der Bäcker Gerstner, der Schlosser Beck, der Maurer Schweigert, der Schneider Wunsch und der Rasierer Hirschmann. Wie manch lustige Stunde hab' ich mit diesen bierfidelen „Spießen" zugebracht!

Der Bäcker Gerstner war der stillvergnügte Trinker, Schlosser Beck vertrat das krakeelende Element des Philisters, Maurer Schweigert mit seinem Leibspruch: „Gravem sanctum" spielte den selbstbewußten Meister von der Kelle, Schneider Wunsch den flotten Bourgeois und der Rasierer Hirschmann den lachenden Philosophen. Ein geborener „Schlesinger", hatte er sich in Rastatt niedergelassen, überließ aber zu meiner Zeit sein Geschäft meist den Gehilfen und philosophierte im Schwert über die „Natur" und die „Zustände aller Dinge" in einer Weise, die seine Unterhaltung zu einer hochkomischen gestaltete. Mir war es stets ein Vergnügen, mit ihm zu reden, und zwar in seiner Art. Seine Nationalhymne, die er aber nur in feierlichen Momenten und bei höheren „Zuständen" anstimmte, war das Lied vom „schönen, grünen Jungfernkranz", das ich ihm so oft habe singen helfen.

Auch die „goldene Jugend" von Rastatt verkehrte damals im Schwert, meine beiden Freunde Müller und Birnstill, junge, vermögliche Leute ohne jeden Beruf. Sie hatten eben eine Droschkenanstalt errichtet, aber am Sonntag doch jeweils noch ein Paar eleganter Pferde frei, um mit mir in irgend ein benachbartes Dorf fahren zu können, wobei wir es in jeder Beziehung „nobel" gaben.

Sie wohnten neben der Brauerei zur „Linde" am Murgdamm, und noch lebhaft steht vor mir jener Abend des Sommers 1859, da wir drei, mein alter Philister und Mithaslacher Braun und mein Speisemeister Birkle bei

Lampions am Flusse ein Fäßchen Bier tranken, das mein Vetter Wilhelm, der Bierkrämer von Hasle, mir gesandt hatte. Wir sangen die lustigsten Lieder in die Nacht hinein, und gegen Schluß erhob sich Meister Braun, toastierte auf mich als den Veranstalter des „herrlichen Abends" und sprach seine Freude darüber aus, daß ich mich in Rastatt nicht bloß in der Schule so vorwärts gemacht, sondern in mir auch alle gesellschaftlichen Tugenden eines echten Haslachers zur Entwickelung gebracht hätte. —

Im Schwert lernte ich in jenen Tagen auch eine weibliche Kunst kennen, die ich seitdem nie mehr geübt, und der ich heute das Holzspalten vorzöge. Fräulein Emilie, eine der Töchter des Hauses, eine ernste, verschlossene Schönheit, lud mich bisweilen am Abend ein, mit ihr eine Partie „Damenbrett" zu spielen. Ich tat es ihr zulieb, konnte aber diesem geistlosen, zahmen Zeug, das den richtigen Namen hat, nie einen Geschmack abgewinnen. Da war mir ein tüchtiges Bierzego eine andere Musik als dieses fade Hin- und Herschieben von beinernen Täfelchen. Es ärgert mich eigentlich jetzt noch, daß ich der schönen Emilie zulieb, die heute noch als Matrone und Großmutter in Baden-Baden lebt und mich als solche schon wiederholt durch ihren Besuch erfreut hat, ein so dummes Spiel gelernt habe. Ihr Mann, ein geborener Rastatter, der spätere Stadtrat und Baumeister Werner, verkehrte im Schwert schon zu meiner Zeit.

Bei ihrer Mutter, der dicken, energischen Frau Ampt, galt ich ein großes Stück wegen „meines soliden Charakters". Die Schwertwirtin prophezeite mir stets eine gute Zukunft, ein Beweis, daß auch in Rastatt keine guten Prophetinnen wohnen. —

Wenn ich an die Zeit zurückdenke, da ich täglich im Schwert ein- und ausging, trinkend, rauchend, spielend und scherzend, um alles eher bekümmert als um meine Zukunft, nur dem Tage und der Stunde lebend, so weiß ich nicht, soll ich mich freuen oder betrübt sein. Freuen ob der heitern

Sorglosigkeit und betrüben ob des leichten Sinnes, der mich damals beherrschte. Doch, meine ich, wir Menschen sollten über derlei Dinge nicht moralisieren. Alt und hypochondrisch geworden, pflegen wir unsere Jugendstreiche gern in einem Spiegel zu betrachten, der wohl unserer heutigen Stimmung, nicht aber der früheren entspricht. Wenn wir jedoch jenen Leichtsinn ins rechte Licht zurückversetzen, so können wir, wenn wir ehrlich sein wollen, nicht trauern. Man muß die Lustigkeit seiner Jugendzeit nicht beschauen von den düstern Wolken seines spätern Lebens herab, sondern im Jugendsonnenschein, der sie groß gezogen und verklärt hat. Im übrigen wollen wir Abraham a Sancta Clara beipflichten, der da gesagt hat: „Lustige Leute gefallen mir wohl; ist ein Anzeichen, daß Gott bei ihnen und in ihnen." —

Im Winter 1858—59 machte ich auch einen Maskenball mit im Rastatter Kornhaus. Es war strenge verboten vom Direktor, sich bei derlei Vergnügungen sehen zu lassen; aber gleichwohl konnten ich und der Untersextaner Nöltner, vor vielen Jahren schon als Arzt in Bühl gestorben, es uns nicht versagen, in Dominogestalt den Ball zu besuchen. Beim Schneidermeister Weber liehen wir die „Dominos", und beim Posamentier Schöttle wurden schwarze Handschuhe gekauft, bei welcher Gelegenheit uns das Ladenmädchen für Unteroffiziere hielt und bedauerte, uns nicht begleiten zu können. Auf der Redoute selbst vermuteten verschiedene weibliche Masken hinter meinem langen Domino einen österreichischen Leutnant. Getanzt haben wir nicht; wir zogen lediglich neckend und geneckt werdend unter den Masken umher. Einzelne Professoren waren als Zuschauer da und mußten einige anzügliche Redensarten von uns hinnehmen. Mich verfolgte den ganzen Abend eine niedliche, weibliche Maske, die all ihrem Gered nach in mir einen tiefern Bekannten vermutete. Es interessierte mich, dieselbe kennen zu lernen, und als es zum Demaskieren kam, sagte mir Freund Birnstill, dem ich

mein Inkognito verriet, die Person sei eine — Schneidersfrau aus der Schwabengasse.

Wir zwei Studenten durften uns natürlich nicht demaskieren und entwichen um die zwölfte Stunde. Mein erster und letzter Maskenball! Gleichwohl hatte ein Hebräer, der Kasernenverwalter Marx, mich erkannt und beim Direktor Meldung gemacht; so referierte mir andern Tags meine Vertraute, des Schills Töchterlein, zugleich mit der Beruhigung, der Direktor habe sich nicht viel daraus gemacht. Und richtig, er schwieg vollständig darüber; mich aber hatte ein heftiger Antisemitismus erfaßt, dem ich bald darauf Ausdruck gab.

Nicht gar lange nach der Fastnachtszeit, an einem schönen Märzen-Samstag des Jahres 1859, saß eine Anzahl Obersextaner unter meiner Führung im Nebenzimmer des Gasthauses zum Kreuz in Ottersdorf. Draußen in der Stube hatten sich einige Israeliten aus Rastatt niedergelassen, uneingedenk des Sabbatgebotes. Sie sollten es büßen, daß einer ihrer Glaubensgenossen mich verraten, und ich schlug deshalb meinen Kameraden vor, das Lied zu singen „von der Sau und dem Juden" mit dem Schlußreim:

Schalomachei o waih,
O Jud, o Jud, o Judele,
O Judele, o Jud!

Gesagt, getan! Ich sang den Vers und die andern den Refrain. Sofort entstand merkliche Aufregung unter den Semiten, und einer von ihnen kam zu uns herein und „verbat sich dieses Lied". „Wir singen, was uns gefällt," war die Antwort, worauf der Hebräer mit Recht wenigstens die Türe zumachte, um in der Stube den Gesang nicht mehr zu hören. Ich aber erhob mich, nahm die Tür aus ihren Angeln, stellte sie an die Wand, und das Judenlied brauste weiter in alle Wirtschaftsräume hinein. Da trat abermals ein Sohn Israels an mich heran mit der Erklärung: „Wir werden so-

fort nach Rastatt zurückkehren und beim Direktor uns beklagen." „Tun Sie das," war meine Antwort, „und wenn Sie nicht wissen, wo er im Lyzeum wohnt, so merken Sie: Statt einer Klingel hat er einen Sauschwanz an der Türe hängen!" Ich sprach's, und unter unserm Hohngelächter zog der Semite von dannen. Den boshaften Frevler traf aber am gleichen Abend noch die Strafe.

Auf dem Heimweg, den wir am Altrhein hin über das Dörfchen Rheinau machten, entstand Streit zwischen dem Obersextaner Schaible, dem auch schon längst verstorbenen späteren Pfarrer von Windschläg, und dem Untersextaner Sohler, einem stämmigen Kinzigtäler aus Berghaupten, ebenfalls schon seit Jahren als junger Arzt von der Welt geschieden, — ein Streit, den ich als Senior schlichten wollte. Der Kinzigtäler war aber in solchem Feuer, daß er mir mit der Faust ins Gesicht schlug und das eine Brillenglas unter dem Auge ins Fleisch trieb. Blutend saß ich lange unter der Murgbrücke bei Rheinau und suchte mit Wasser die Wunde zu kühlen und zu stillen. Vergeblich. Wir zogen heim, mein Freund Kuhn versah Samariterdienst. Einen Arzt zu rufen wegen einer blutenden Schramme, war uns zu unbedeutend. Aber der Gehilfe in der Hofapotheke kneipte oft mit uns; er ward herausgeschellt in dunkler Nacht, kam mit Heft- und englischem Pflaster, und bald gab's Ruhe im Blut. In der gleichen Nacht war wiederholt der Attentäter Sohler, vom schlechten Gewissen geplagt, vom Murgdamm her vor mein Fenster gekommen und hatte sich nach meinem Befinden erkundigt.

Am andern Morgen, Sonntag, erschien ich in der Aula zum „Kirchenverles" mit einem bedeutenden Pflaster unter dem Auge und erklärte dem fragenden Professor Eisinger, ich hätte mich mit dem Rasiermesser geschnitten. Von Schills Töchterchen aber erfuhr ich nach der Kirche, daß der Hebräer am gestrigen Abend noch zum Direktor gestürmt sei, aus dessen Mienen sie jedoch noch nichts zu lesen vermocht. Mit

Bangen sah ich am kommenden Schultag dem Erscheinen des Direktors entgegen und machte mich bereits auf Karzer gefaßt. Er kam und schwieg. Die Woche verging mit seinem Schweigen. Am Samstag „schwänzte“ ich wieder die Gesangstunde und ward gemeldet. Am folgenden Montag rief mich Schraut vor Beginn der Stunde in den Gang hinaus, und dem Gehege seiner Zähne entflog es also: „Er hat auch wieder die Gesangstunde versäumt aus bekannter Bierlümmelei, und Er ist auch derjenige, welcher den Juden in Ottersdorf gesagt, ich hätte einen Schweineschwanz an der Tür hängen.“ So sprechend drehte er sich schnell um und ging von dannen; denn er konnte selbst das Lachen nicht halten.

Solche und ähnliche Streiche kamen oft vor und blieben dem Direktor selten verborgen; gleichwohl behielt ich seine Gunst, weil er eigentlich Schlechtes nie von mir hörte. Auch das wußte er, daß ich die Kneipe dirigiere, was mir bei ihm so viel eintrug, daß ich ihm für alle Streiche anderer den Sündenbock abgeben mußte. War irgend einer oder der andere den österreichischen Wachen in die Hände gefallen oder sonst ein Bierhausspektakel vorgekommen ohne mein Beisein, so fiel er in erster Linie über mich her, den er dann stets mit „Er Leithammel“ titulierte.

Bei einer solchen Gelegenheit entfuhr ihm auch einmal der Vorwurf: „Wozu braucht Er theologische Stipendien, Er hat zu allem eher das Zeug als zu einem Theologen!“ Alsbald erhob ich mich und verlangte meine Eingabe um ein Stipendium zurück und verfolgte ihn, als er das Schulzimmer verließ, mit dieser Forderung bis in den Gang hinaus, ohne ihn bestimmen zu können, meinem Willen zu entsprechen. Aber meinen theologischen Beruf, der damals weit unter Null stand, wagte er fortan nie mehr anzuzweifeln. —

An Ostern 1859 kam meine Schwester, die heute mein Hauswesen leitet, nach Rastatt, um im Löwen das Kochen zu lernen. Mit ihr lagen dem gleichen Studium zwei junge Pfälzerinnen ob aus Maikammer bei Edenkoben, naive,

kindliche Mädchen. Sie hießen Josephine Heilweck und Maria Schwarzwälder[1]. Ich besuchte bisweilen alle drei in ihren Mansardenzimmerchen, teils um der Schwester ihre paar Pfennige abzujagen, teils um das Kochkollegium zu einem versprochenen Spaziergange abzuholen.

Wie ein junger Storch neben drei Bachstelzen stolzierte ich an Sonn- und Feiertagen mit den drei Landpomeranzen zu den Toren der Festung hinaus. Einmal begegnete uns auf dem Wege zur Eisenbahn-Restauration der Direktor und glaubte, da ich etwas in der Hand barg, ich hätte eine Zigarre vor ihm verstecken wollen, weil Rauchen auf der öffentlichen Straße verboten war. Er trat auf mich zu, wollte die Zigarre sehen, erhielt aber ein Veilchenbukett unter die Augen gehalten, was ihn so wunderbar überraschte, daß er ausrief: „Er ist eben doch ein ordentlicher Kerl!" Hierauf mußte ich ihm meine „Damen" vorstellen.

Als der Professor Eisinger mich einmal mit denselben wandeln gesehen hatte und ich am andern Morgen mit ungewichsten Stiefeln in die Klasse gekommen war, meinte er spöttisch: „Hansjakob, wenn man mit jungen Damen spazieren geht, sollten auch die Stiefel besser in Ordnung sein!" — „Die Damen', mit denen ich wandle," war meine Antwort, „nehmen es nicht so genau." —

Die ganze Zeit meiner Studien, die Ferien ausgenommen, wo meine lieben Schwestern es tun durften, habe ich meine Stiefel stets selbst gewichst, allerdings nicht jeden Tag. Sonst trug ich mich immer möglichst elegant, namentlich als Obersextaner. Für den Sommer hatte mir damals mein „Landsmann", der Schwadronsschneider Bolander, einen feinen Anzug gemacht, den Rock aus glänzendem Lüster, die Hosen von weißem Drilch. Bolander stand damals bei einer Eskadron der gelben Dragoner und führte die Nadel offiziersmäßig, war dabei ein lustiges, leichtes Haslacher-

[1] Die letztere lebt heute noch als Rentnerin und Witwe in Speyer.

kind, flickte mir meine Kleider gratis, die neue Gewandung aber machte er möglichst billig.

Zum Dank für seine billige Schneidersrechnung und als treuer Landsmann mußte ich einmal einer reichen, mir bekannten Dorfschönen aus Durmersheim, die in den schlanken Schneiderdragoner sich verschossen, bestätigen, daß Bolander Geometer sei, da sie einen Tailleur verabscheut hätte. Doch ehe es Ernst galt, erfuhr die Katharine, daß mein Freund und Landsmann Hosengeometer sei und Röcke und Hosen an- und vermesse. Als ich wieder nach Durmersheim kam, mußte ich schwere Vorwürfe hinnehmen, obwohl ich bewies, daß Geometer und Schneider manche Ähnlichkeit hätten. Die Blondine verschwor sich, keinem Schneider und keinem Studenten mehr etwas zu glauben. Wie ich im Laufe der Zeit erfuhr, glaubte sie später aber einem — Unterlehrer und wurde glücklich. Sie starb aber schon vor Jahren als Lehrerswitwe.

Heute privatisiert Freund Bolander, den ein brennender Durst nie lange „auf seiner Schneidershölle" sitzen ließ, in Hasle als greiser Gatte einer reichen Amerikanerin. —

In meinen letzten Rastatter Sommer fielen noch zwei heitere Ausflüge in Orte und Gegenden der Rastatter Umgebung, die mir bisher fremd geblieben waren. Einmal machten wir unter Führung des Professors Eisinger eine trigonometrische und botanische Exkursion über Muggensturm und den Eichelberg ins untere Murgtal. Zunächst ward an einem prächtigen Sommermorgen auf der breiten Landstraße zwischen Ettlingen und Rastatt haltgemacht, um von der Straße aus die Entfernung der beiden in der Ferne sichtbaren Kirchtürme von Ötigheim und Bietigheim zu messen und zu berechnen.

Da ich bei meiner großen mathematischen Schwäche von der ganzen Geschichte nichts verstand, so schickte mich der Professor in das Dorf Muggensturm voraus, um zu rekognoszieren, wo das beste Bier wäre, damit die Kirchturms-

messer nach getaner Arbeit nicht fehlgingen. Das war nun keine geringe strategische Aufgabe; denn die Bierbrauer jener Tage auf den Dörfern machten zwar Bier aus Hopfen und Malz, aber im Sommer wurde es ihnen in der Regel sauer. Ich übernahm deshalb im voraus keine Garantie für die glückliche Ausführung des mir gewordenen Auftrages, erbat noch zwei Kameraden als „Unparteiische" für die Expedition und schritt dem großen, einsamen Dorfe zu. Gleich am Eingang begegnete uns ein alter Bauersmann, in dessen Gesicht zu lesen war, daß er mehr im Wirtshaus als auf dem Felde sich aufhalte. Er führte uns in ein kleines, einstöckiges Bierhaus, wo man einen Stoff kredenzte, der „pudeldick" und sauer war. Das sei das beste Bier im Dorfe, meinte unser Führer, es „speise und tränke", aber er trinke jeweils einen Schnaps dazu. Wir überließen ihm all unser Bier und flohen entsetzt von dannen.

In einer zweiten Brasserie, der Besitzer hieß Kränkel, sein Name ist mir geblieben, erklärte derselbe, einen feinen Stoff zu haben, der nur infolge der großen Hitze „etwas zücke". Er stach ein Faß an, das richtig einen „Stich" hatte, aber äußerlich einladend erschien. Angesichts der großen Sonnenglut des Jahres 1859, die auch die Geometer auf der Landstraße influieren mußte, blieb ich bei dem Mann und sandte einen meiner Adjutanten vor das Dorf, um die Armee zu erwarten und ins richtige Quartier zu geleiten. Sie kam, den Professor an der Spitze. Dieser, ein trockener Satyriker und ebenso guter Bierkenner als Mathematiker, verzog beim ersten Schluck spöttisch seine Miene und sprach: „Da hab' ich immer geglaubt, der Hansjakob sei ein so renommierter Biertrinker, und jetzt sehe ich erst, daß er nichts versteht." „Das war meine Absicht, Herr Professor," erwiderte ich, „und Sie werden jetzt in Zukunft eine bessere Meinung von meiner Solidität haben."

Die Leute hatten schweren Durst und tranken das Bier doch. Meister Kränkel, der mehrere Fäßchen weggebracht,

dankte mir beim Scheiden noch „für die Kundschaft“.

Die Truppe zog in der Mittagshitze weiter über das Dörfchen Oberweier der Höhe des Eichelberges zu. Unterwegs wurde im Walde botanisiert und wurden Pflanzen bestimmt. Der Professor wollte sehen, was wir noch von Oberquinta her wüßten oder vergessen hätten. Auf dem Berge, dessen riesiger Sandsteinbruch alle Quadern zur Festung Rastatt lieferte, angekommen, hatte man eine wundervolle Sicht auf das untere Murgtal und die Rheinebene. Doch in seinen Flegeljahren fehlt dem deutschen Studio gar oft das richtige Gefühl für die Schönheiten der Natur. Wir schauten meist lechzend auf das tief unter uns liegende Dorf Rothenfels, wo wir wieder Bier und etwas zum Essen bekommen sollten, und drängten den Professor zum Niedersteigen vom Eichelberg ins Tal hinab.

Ich kam an jenem siedend heißen Tag zum erstenmal nach Rothenfels und seither nie mehr. Es ist mir von ihm nur das Häuschen erinnerlich, das ich heute noch finden wollte, und in welchem wir ein famoses Bier tranken in so schwerer Menge, daß gegen Abend alle, der Professor ausgenommen, „biergedehnt“ auf dem Murgdamm der Festung zuwankten. —

Es war dies an einem Samstag gewesen. Am folgenden Sonntag nach der Vesper machte ein Elitekorps von uns einen Ausflug nach Ötigheim durch den Rastatter Niederwald. So nahe dies Dorf auch bei der Festung gelegen ist, so war ich doch nie hingekommen in den sieben Jahren meines Rastatter Aufenthaltes. Und was zog uns jetzt nach diesem abgelegenen Orte? Wir hatten erfahren, daß dort ausgezeichnetes „Seldeneckisches Bier“ sei aus der Brauerei des gleichnamigen Barons zu Mühlburg bei Karlsruhe, und da wir von dieser Rarität noch keinen Begriff hatten, suchten wir Ötigheim auf.

In der kleinen Laubhütte eines Bierwirtes trafen wir den berühmten Stoff und zollten ihm scharf trinkenden Beifall. Mein Freund Kuhn hatte Verwandte im Dorf,

die er herbeiholte. Unter ihnen befand sich ein alter, lustiger Bauersmann, der mir von seinen Kindserlebnissen aus der Franzosenzeit erzählte und meine ganze Aufmerksamkeit dadurch gewann. Wir machten später eine Kunstpause und begleiteten den Alten hinaus ins Feld, wo er uns seine wallenden Kornäcker zeigte und dabei immer Erinnerungen an seine Jugendzeit anknüpfte. Namentlich zeigte er uns eine Kiesgrube, in der sich die Ötigheimer in den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts vor den Franzosen versteckten, wobei er als Knabe auch gewesen war. Es heimelte mich immer mehr an bei ihm, und auch er hatte seine helle Freude an dem „Lustigsten unter den Studenten". Wir mußten in seinem Hause zu Abend essen.

Es stellte sich heraus, daß auch von mir entfernte Verwandte, von Durmersheim her, hier wohnten, eine Krämersfamilie Zahn. Sie ward aufgesucht in Dämmerung und Bierlaune. Dann zogen wir mit all den neuen „Freunden" von Bierhaus zu Weinhaus und umgekehrt. Die ganze Bauernschaft war schließlich von unserer Kompanie. Wir sangen die „schönsten" Studentenlieder, und die Ötigheimer hatten eine Freude, als ob heute Kirchweih wäre. Die Zeit, noch in die Festung zu kommen, war längst vorüber; wir übernachteten im Dörfchen, das bis gen Mitternacht von unsern Liedern und Wanderungen ertönte. Wie das Wirtshaus hieß, in welchem wir unsere „Zöpfe" ausschliefen, weiß ich nicht mehr, aber ich wollte es auch wie die Kammer, in der ich herbergte, heute noch ohne Führer aufsuchen.

Am andern Morgen, da gerade meine Schwester die Wirtsstube im Löwen zu Rastatt auskehrte, traten wir, vor sieben Uhr, bei ihr ein und bestellten „saure Nieren", um den „Kater" zu beruhigen. Eine Stunde später, und wir saßen in der Klasse, frisch und munter, und präparierten unter den Bänken Platon, während der Professor Nicolai aus dem unaussprechlichen Stadlbaur die Lehre vom „sittlichen Grundvermögen" vortrug.

Das hieß man damals im Leben „schöne Tage", und das waren Hochfeste im Kalender meiner Studienzeit! —

In den gleichen Sommer 1859 fiel auch der Krieg in Oberitalien, und ich erinnere mich heute nicht ohne einige Wehmut der Sympathie, welche damals überall in Rastatt für Österreich sich geltend machte. Es ging diese Sympathie nicht allein aus der Beliebtheit des Regiments Benedek hervor, sondern auch aus der damals in Süddeutschland noch allgemein herrschenden Vorliebe für Österreich. Und heute ist dieses Österreich bei den Süddeutschen kaum noch eine blasse Erinnerung, allerdings nicht ohne seine eigene Schuld. Daß die Preußen die Hegemonie Deutschlands überkommen, gereicht ihrer Energie und namentlich ihrer Politik nicht zur Unehre.

Der Deutsche Bund machte 1859, ohne jedoch helfend einzuschreiten, zum Kriege mobil und somit auch Baden. Studenten von der Obersexta wurden als Offiziersaspiranten angenommen. Einige von uns meldeten sich. Auch ich wäre mit Leib und Seele gern Soldat geworden, aber bei den Österreichern. Die Vorbereitungen waren bereits getroffen. In sechs Wochen wäre ich Leutnant im Regiment Benedek gewesen. Allein einmal war ich kurzsichtig, und dann kam von der Mutter auf meine Anfrage hin scharfe Absage. „Sie habe Kummer und Elend genug," schrieb sie, „infolge der Krankheit des Vaters, es fehle nur noch, daß ich Soldat werde, um ihre letzten Hoffnungen zu zerstören." Ich war gehorsam und begrub meine Streitaxt schweren Herzens.

Ein Haslacher, mein Schulkamerad Peter Weber, der vom Lehrerseminar weg sich auf das Polytechnikum begeben hatte, wurde als Offiziersaspirant angenommen und kam nach Rastatt zur Artillerie. In kurzem ward er Leutnant. Wie oft hab' ich damals des Akzisors Peter beneidet um seine Stellung und seine Uniform! Ich war ordentlich stolz darauf, wenn er zu mir kam und mit mir spazieren ging. Er brachte

es aber nicht weit beim Militär, trat wieder aus und ist jetzt auch schon längst unter den Toten.

Wie stammverwandt fühlten wir Rastatter uns mit den österreichischen Böhmen der Garnison! Wie manchen guten Freund hatte ich unter ihnen, und wie vielen Genuß verdankte ich damals ihrer köstlichen Regimentsmusik! Wenn an den Donnerstag-Abenden auf dem Schloßplatz die Österreicher spielten, fehlte ich nie. Wie neckende Faune und bierselige Bacchanten schwebten wir Lyzeisten durch die Zuhörermenge und hinter dem Musikkorps drein, wenn es durch die Straßen der Stadt der Kaserne zuzog.

Bisweilen, wenn es recht dunkel und „Schills Töchterle" beim Zapfenstreich auf dem Schloßplatz stand, mußte ich es heimbegleiten, weil es sich fürchtete den einsamen Weg hinauf zum Lyzeum. Ich tat dies jeweils ungern, die alte Jungfrau, mehr denn zehn Jahre älter als ich, zu den alten Linden zu führen. Doch ich tat es, einmal dem von mir hochverehrten Direktor zuliebe, dessen Hausgeist das Töchterle war, und dann weil dasselbe uns Studenten und besonders mir schon manchen Spionierdienst geleistet hatte.

Als ich elf Jahre später eines Tages mit meinem Gefangenwärter einen Spaziergang außerhalb der Stadt ausführte, begegnete uns des „Schills Töchterle". Ich eilte, ohne lang auf meinen Begleiter Rücksicht zu nehmen, alsbald auf sie zu und stellte mich als ihren ehemaligen Freund Hansjakob vor. Sie hatte eine königliche Freude, mein Begleiter aber drängte mich von weiterem Gespräche mit ihr ab. Als er mich darüber aufgebracht sah, erzählte mir der sonst gutmütige Mann, daß das Fräulein Schill eine gefährliche Person sei und ihn vor einigen Jahren, da sie noch im Lyzeum wohnte, in große Verlegenheit gebracht habe. Sie half nämlich eines Abends zwei Studenten aus Karlsruhe aus dem Festungsgefängnisse zu entkommen durch die angebaute Schloßkirche, zu der sie die Schlüssel hatte. Die Studenten wohnten hierauf einer Kneipe in Karlsruhe an

und kehrten am andern Morgen auf dem gleichen Wege zurück.

Mich freute es zu hören, daß des Schills Töchterle noch solche Vorliebe für Studenten hatte.

Sie starb, ohne daß ich von ihrer Anwesenheit in Freiburg etwas wußte, daselbst Ende der achtziger Jahre als vermögliche Rentnerin, denn der Direktor Schraut, ein Junggeselle, der wenige Jahre nach meinem Weggang von Rastatt pensioniert wurde und schon 1869 in Heidelberg starb, hatte sie zu seiner Universalerbin eingesetzt.

Zu meinem großen Bedauern erfuhr ich erst nach ihrem Tode, daß sie in Freiburg gelebt, ich hätte sie sonst besucht und nach Kräften geehrt. Wie ich hörte, war sie nie „so keck“ gewesen, zu mir zu kommen. —

Als nach dem Friedensschluß die gefangen gewesenen Österreicher zu Tausenden über Kehl aus Frankreich kamen und in den Forts und Kasematten Rastatts vorübergehend einquartiert wurden, beeilte sich jung und alt, den braven, unglücklichen Soldaten, unter denen namentlich auch viele „Grenzer“ waren, Erfrischungen zu bringen. Wir Studenten versorgten sie mit Zigarren. Die Offiziere fanden Unterkunft in der Stadt, und ich selbst teilte mein Zimmer mit einem Militärarzt, der bei Solferino widerrechtlich gefangen worden war und mir schreckliche Dinge erzählte über das österreichische Sanitätswesen.

Unter solchen Vorgängen nahte das Schuljahr 1858/59 seinem Ende und damit die Trennungsstunde vom Rastatter Lyzeum. Der kleine Hofrat Bähr von Heidelberg, ein altes, schlottriges Philosophenmännchen voll Leutseligkeit, nahm uns Obersextanern die Abiturientenprüfung ab. „Schills Töchterle“ hatte sich alle Mühe gegeben, in den Papieren des Direktors nach den von Karlsruhe gekommenen Thematen für die Abiturienten zu spähen, und drum traf die Schlacht ihre Vertrauten nicht so ganz unerwartet.

Ich begreife überhaupt nicht, wozu man Schüler, welche

das ganze Jahr hindurch die betreffende Klasse mitgemacht und die Zufriedenheit der Lehrer erworben haben, noch extra prüft, ob sie fähig seien, auf die Universität entlassen zu werden. Aber das ist zivilisierter Germanen Art; jeder muß es doppelt und dreifach schriftlich haben, daß er ein „geprüfter" Mensch ist, sonst kommt er im modernen Staate nicht zu Gnaden. —

Beim feierlichen Schluß nach abermaliger, öffentlicher Prüfung mußte ich, auserkoren dazu von unserem Literaturdozenten, eine Rede halten über Shakespeares Hamlet. Erst dreißig Jahre später habe ich jene Dichtung des großen Briten wieder gelesen und mir gedacht, welch ein Unsinn es war, einen Obersextaner über Hamlet eine Abhandlung fertigen zu lassen. Zwei Dritteile derselben bestanden aus unreifem Zeug, und ein Drittel hatte ich aus Gervinus „Studien" abgeschrieben. Gleichwohl lauschte die Zuhörerschaft in der Aula, die Väter, Mütter und Schwestern der Lyzeisten, verstand aber von dem Vortrag so wenig als der Vortragende selbst.

Ich behaupte, daß ein Durchschnitts-Germane, und als solchen betrachte ich mich auch, vor seinem 40. Lebensjahre nicht imstande ist, einen großen Geist seiner Nation richtig zu verstehen und zu würdigen. Ich habe diese Erfahrung an mir selbst gemacht, und wer seit seiner „Studienzeit" die „Klassiker" nicht mehr gelesen hat, der soll mir nicht sagen, er kenne sie. —

Als die Deklamationen zu Ende waren, erfolgte die Verkündigung der Entlassung der Abiturienten. Ich war unter fünfzehn Glücklichen der dritte und wurde öffentlich belobt. Einige Wochen später, nachdem ich mich definitiv entschlossen hatte, Theologie zu studieren, mußte ich nochmals ein „allgemeines" Zeugnis einholen beim Direktor; denn auch die Aufnahme in ein theologisches Konvikt wurde einem sterblichen Germanen im 19. Jahrhundert nur auf Grund möglichst vieler „Schriften" gestattet. Jenes Zeug-

nis, datiert vom 28. September 1859, gezeichnet Schraut, liegt heute vor mir. Es heißt darin: „Seine (des Heinrich Hansjakob aus Haslach) Führung während der Zeit seines Schulbesuches ist durchaus gesetzlich gewesen und hat ihm die Zufriedenheit seiner Lehrer erworben; seine Strebsamkeit in Verbindung mit sehr guten Anlagen berechtigt zu der Hoffnung, daß er, wie er jetzt den Anforderungen der Schule vollkommen genügt hat, auch die Zeit der akademischen Studien mit sehr gutem Erfolge benützen werde." Ich führe dieses Zeugnis an als Beweis meiner „gesetzlichen" Führung und um zu zeigen, was im Menschenleben ein „legaler Lebenswandel" überhaupt besagen will. —

Von den fünfzehn Abiturienten, die mit mir die oberste Klasse absolviert haben, leben außer mir heute, 1910, nur noch zwei und merkwürdigerweise beide im gleichen Stand und in der gleichen Stadt. Es sind dies die zwei Ärzte: Ludwig Klehe und Jakob Kusel in Bruchsal. —

Ehe wir mit dem Omnibus des Meisters Hatz zu den Toren der Festung hinausfahren und dem Lyzeum für immer Lebewohl sagen, müssen wir doch auch kurz der Stadt gedenken, die sieben Jahre uns geistig und körperlich genährt hat, und in der wir die eigentlichen Flegeljahre des Lebens zum größten Teile zugebracht haben.

Rastatt, einst eine alte, fränkische Niederlassung aus der Zeit, da der Rhein noch an diesem Hochgestade hinzog und die Schiffer hier eine Raststätte fanden, verdankt seine heutige, vornehme städtische Gestalt — dem Mord- und Brandkönig Ludwig XIV. Seine Horden ließen 1689 im famosen pfälzischen Erbfolgekrieg auch den Marktflecken Rastatt wie die benachbarte Stadt Baden in Flammen aufgehen.

Da in Baden auch die zwei Residenzschlösser in Asche gelegt worden waren, beschloß der Markgraf Ludwig nach dem Vorgang des gleichen französischen Mord- und Brandkönigs sein neues Residenzschloß à la Versailles nach Rastatt zu bauen und die Regierung dahin zu verlegen.

So entstand das prächtige Schloß von Rastatt, dem die ganze Anlage der Stadt angepaßt wurde. Der Erbauer starb schon 1707 vor dessen Vollendung, aber der Friedensschluß des spanischen Erbfolgekriegs fand 1714 in dem vollendeten Prachtbau statt.

Nur bis 1771 diente dieses als Residenz, und dann ging für Rastatt die Verödung an, die nur 1799 der Kongreß mit der französischen Republik für kurze Zeit unterbrach.

Das schöne Schloß sank bis zur Wohnung von Staatsgefangenen herab und hat auch mir als solchem elf Jahre nach meinem Abgang vom Lyzeum Quartier gegeben.

Die Stadt war bislang eine Trauerweide unter den blühenden Städten und Städtchen des Badenerlandes. Ihre breite, schöne Hauptstraße mit der Pfarrkirche in der Mitte konnte zu meiner Zeit durch ihre namenlose Leere und Einsamkeit einen schon trüb gestimmten Menschen zur Verzweiflung bringen. Melancholisch zog die Murg an der stillen Stadt hin und trennte von ihr die noch öderen Vorstädte, das „Dörfle“ und die „Schwabengasse“. Die Forts, Bastionen und Festungsmauern erhöhten das Bild der Langweile, und die sandige, wenig erhöhte Ebene ringsum half noch weiter jeden Reiz von Rastatt verbannen. Das einzig heitere Gesicht unter den leblosen Dingen machte das prächtige Renaissanceschloß der alten Markgrafen.

So kam es, daß hier kaum jemand lebte, der nicht hier leben mußte. Und doch hab' ich in dieser einsamen Stadt, meine Kinderzeit abgerechnet, die sorgenlosesten und wildlustigsten Tage meines Lebens zugebracht. Die Rastatter von damals waren frohe, gemütliche Menschen, die noch fideler gewesen wären, wenn nicht die Reaktion und die Erinnerung an die Folgen von 1849 auf ihrem Gemüt einigen Eindruck hinterlassen hätten. So oft ich drum in meinen alten Tagen von Rastatt höre, geht mir das Herz auf. —

Im Jahre 1878, an einem trüben Februarnachmittag, wanderte ich, vom Landtag in Karlsruhe aus einen Ausflug

dahin machend, wieder einmal allein durch die Straßen Rastatts in stiller Wehmut, die sich in den toten Gassen des Dörfles und der Schwabengasse zur förmlichen Trauer gestaltete. Nirgends begegnete mir auch nur ein bekanntes Gesicht. Am andern Morgen — ich hatte beim Pfarrer Ruth übernachtet — ging ich durch die entlaubte Allee des Schloßgartens dem Kirchhofe zu, und hier traf ich meine alten Rastatter fast alle — in ihren Grüften. Da ruhten sie unter der Erde, Männer und Frauen, die ich vor zwanzig und mehr Jahren alle im besten Alter heiter und lebensfroh gesehen und gekannt hatte. Erschrocken mußte ich öfters ausrufen, wenn ich an einen andern Grabhügel trat: „Ja, ist der oder die auch schon tot?!" Ich bin leicht zur Schwermut geneigt, aber seit vielen Jahren nicht so trübselig gewesen wie in jener Stunde auf dem Rastatter Kirchhofe. Die Armseligkeit und Hinfälligkeit unseres Erdenlebens ergriff mich bis zu hellen Tränen. Auf dem Rückweg kam ich an unserm Lyzeumsgebäude und seinen toten Lindenbäumen vorüber, und es schaute mich alles so veraltet und so verwittert an, als ob auch hier jene Lust entflohen wäre, mit der wir Studenten vor zwei Jahrzehnten da ein- und ausgingen.

Noch bis heute lebt in manchen Nächten in meinen Träumen Rastatt in mir auf. Ich wandle durch seine Straßen mit meinen Büchern, komme in die Klasse und habe nichts präpariert, werde vom Professor aufgerufen und weiß nichts. In der ärgsten Verlegenheit — wache ich plötzlich auf und meditiere dann darüber nach, wie fest die Lyzeumszeit in meiner Seele sich eingegraben haben muß. Von der Kindeszeit träumt man nie, wenigstens ich nicht. Nie sehe ich mich in den Träumen als Kind oder Knaben auf der Straße spielend oder durch Feld und Wald jubelnd — aber gar oft auf den Schulbänken Rastatts. Die Schulfuchserei, welche der Kulturmensch mitmachen muß, gräbt sich eben gar zu tief in die durch die Wissenschaft geplagte Seele, verwischt nie und ängstigt uns noch nach Jahrzehnten selbst im Traume. —

Als ich im August 1859 Rastatt verließ, hätte man alle meine dort zurückgelassenen Freunde und Bekannten fragen können, ob sie glaubten, daß ich Theologie studieren und elf Jahre später als ultramontaner Staatsverbrecher auf der Festung Rastatt sitzen würde — alle hätten sicherlich diese beiden Fragen einstimmig verneint. Und doch sollte es so kommen. —

Indes ist in Rastatt die Festung gefallen und die Stadt hat sich seitdem in jeder Beziehung gehoben und verschönert. Im Sommer 1909, da es gerade fünfzig Jahre geworden seit meinem Wegzug vom Lyzeum, wollte ich eine Fahrt dahin machen zu einem Abschiedsbesuch. Doch schlechte Gesundheit und schlechtes Wetter vereitelten mein Vorhaben, das ich aber noch nicht aufgeben will. Und so hoffe ich denn, die „klassische Stätte" der Sturmperiode meines Lebens noch einmal zu sehen, ehe ich dieses irdische Dasein vollende.

Der Maulesel.

Bekanntlich heißt der deutsche Student in der Zwischenzeit, die den Abgang vom Lyzeum (Gymnasium) und den Aufzug zur Universität trennt, „Maulesel", weil er, wie dieser, ein Bastardgeschöpf ist, weder Gymnasist mehr noch auch schon Akademiker. Die in diese Zeit fallenden Ferien werden dementsprechend „Mauleselferien" genannt. Da bei einem normalen germanischen Studio in diesen Tagen der Größenwahn und das Selbstgefühl steigen, so sind alle seine Taten und Leistungen ebenfalls auf einer entsprechenden Höhe.

Ich trat in diesen Ferien zunächst und zum erstenmal in den Kreis der Haslacher „Herren" ein. Bisher hatte ich in den Vakanzen nur mit den Genossen meiner Knabenzeit, mit besseren Bürgern, niederen Staatsdienern und Unterlehrern verkehrt, mein Bier vorzugsweise im „Krämer" und beim „Bierweible" getrunken und an den Abenden mein Zego beim „Haserhans" mit Gendarmen und dem Akzisor gemacht. Jetzt aber ward ich in die „Polyhymnia" aufgenommen, wo nur die sogenannten Herren aus- und eingingen.

Die damaligen Polyhymnier in meiner Vaterstadt bildeten der Oberamtsrichter Bodemüller, der praktische Arzt Feederle, der Notar Serger, der Apotheker Ernst, ein Registrator (Annifer) und ein Aktuar (Rausmüller) des Amtsgerichts und zwei Bürger ersten Ranges, der Kaufmann und Fabrikant Schick und der Kreuzwirt Merkle, welch letzterer in der Regel noch die eben im Städtchen übernachtenden Geschäftsreisenden mitbrachte.

Sie sind heute, diese Mitglieder der Polyhymnia, und diese längst selbst ist mit ihnen zu Grabe gegangen.

Polyhymnia hatte sich die Gesellschaft in dem kleinen Nebenzimmer des „Bayerischen Hofes" genannt, weil an den Wänden des Lokals allerlei Musikinstrumente hingen, von denen aber keines je gespielt ward, und weil oft gegen Mitternacht ein Gesang ertönte, vielstimmig wie der Schlachtruf von Rothäuten.

Sie war nicht zahlreich, diese Polyhymnia, aber sie übertraf an Heiterkeit alle „Museen" und größeren gesellschaftlichen Vereine, die ich seitdem kennen gelernt. Eine solche Gemütlichkeit und „Fidelität" ist nur möglich in einem kleinen süddeutschen Amtsstädtchen zu Zeiten, wo die Menschen nicht durch Parteikämpfe verbittert sind.

Ich habe fortan die ganze noch folgende Studienzeit in den Ferien fast ausschließlich in dieser Gesellschaft verkehrt und bin seitdem nie mehr durchweg so lustig gewesen im Kreise von Männern wie in der Polyhymnia. Wer mich vor fünfzig Jahren einen Abend daselbst gesehen und beobachtet hätte, würde nie geglaubt haben, daß bei mir eine Zeit käme, in der ich absolut kein Bedürfnis mehr hätte für Gesellschaft und die Menschen eher fliehen würde als aufsuchen.

Die Seelen der Polyhymnia waren der Doktor und der Notar, zwei junge Männer in den besten Jahren, voll Lebenslust und Frohsinn. Sie wurden mehr und mehr im Laufe der Zeit meine Freunde. Als „Maulesel" und noch im ersten theologischen Kurs ging ich mit beiden den Weg ihres politischen und religiösen Liberalismus. Beide haben durch ihren Witz und Spott nicht wenig dazu beigetragen, daß ich Theologe blieb. Und als ich in der theologischen Erkenntnis fest geworden war, hatten wir ewigen Disput über die Lehren der katholischen Kirche. Wie siegreich ich manchmal später über ihren Meinungen stand, dafür könnte ich schlagende Beweise aus dem Leben beider Freunde bringen, die sich zeitweilig allen Ernstes bekehrt hatten.

Wie manchen Abend standen wir drei, lange nachdem das „schätterige" Bimm-Bimm der Haslacher Lumpenglocke ausgetönt, noch disputierend vor meinem väterlichen Haus, in welchem auch der Doktor wohnte, während der Notar vor dem Städtchen draußen „im Löwen" logierte. Feederle und ich tranken in der Regel, nachdem sein blasses Dienstmädchen, die Berta, uns die Haustür geöffnet, weil wir meist ohne Schlüssel waren, in des Doktors Arbeitszimmer noch ein „Nußwässerle" und disputierten weiter bis gegen Mitternacht.

Was mußte ich alles über die Pfaffheit hören von den beiden Freunden, und welch zahllose Anekdoten und schlechte Witze über die Klerisei machten sie, wenn ich den einen auf seine Praxis, den andern auf die Jagd begleitete! Ihre Satyre reizte mich förmlich, erst recht Pfarrer zu werden.

Es gibt fast keinen Bauernhof der ganzen Haslacher Umgegend, den ich nicht mit dem Doktor besucht hätte. Gewöhnlich fuhren wir bis ins betreffende Dorf mit dem Chaischen und dem wilden Fuchsen, der so gerne und so manchmal mit uns durchging. Dann wanderten wir zu Fuß ins Gebirge, hinauf zu den Patienten, immer voll der besten Laune. Auf der Heimfahrt sangen wir alte Lieder in die engen Täler und in die lauen Frühjahrs- und Herbstabende hinein.

Ja, es war eine schöne Zeit, da ich mit Freund Hubert in den Salmersbach und Ullerst, auf den Mill und die Breitebene, in den Einbach und Adlersbach die Kunst des Äskulap trug und ihm half, tote Bauern zu sezieren und lebende zusammenzunähen! Tempi passati! Oft in traumreichen Nächten fahre ich noch mit dem Doktor durch die Schluchten der Heimat; der Fuchs geht im Traume durch, ich springe vom Wagen, erwache und denke dann bei guten Sinnen in wehmütiger Stimmung an jene schönen, vergangenen Tage.

Der heitere, lebensfrohe Mann und gewissenhafte Arzt, ein geborener Donaueschinger, starb vor Jahren schon als

Bezirksarzt und Medizinalrat im markgräflichen Müllheim, ein Opfer seines Berufes.

Der Notar, von Gerlachsheim stammend, jetzt auch schon längst tot, wurde mein Lehrer in der Jagd. Da es in meiner Knabenzeit stets meine Lust gewesen, durch Feld und Wald zu ziehen, so hatte mein Jägermeister an mir einen eifrigen und gelehrigen Schüler. Unsere Jagdzüge gehören zu den lieblichsten Erinnerungen an die Ferien meiner akademischen Studienzeit. Wie voll des Reizes waren nicht jene Stunden auf dem Schnepfenstrich?! Wer nie dieses Stilleben des Jägers mitgemacht, dem geht ein Stück Poesie verloren, und der hat der Natur nicht abgelauscht zu allen Zeiten.

Es ist ein milder Märzabend, die Sonne ist eben untergegangen über einem heitern Frühlingstag, die Landleute kehren von ihren Feldern heim, im Städtchen rauchen bereits die Kamine der Abendküche, droben am Waldrande stehen zwei Jägersleute unter den lichten Föhren und den schon frühlingsduftigen Birken. Amseln und Drosseln singen den Schluß ihres Abendliedes, die Jäger schauen hinab ins stille Tal und reden vom Frühling. Wenn der letzte Drosselschlag verhallt ist und die Nacht ihre süße Ruhe über Feld und Wald auszubreiten sich anschickt, schweigen auch die Jäger, denn jetzt beginnen die Schnepfen zu streichen. Bald ertönen einzelne Schüsse ins stille Tal hinab, und der englische Hühnerhund des Notars, die edle Diana, apportiert das geschossene Wild. Wenn der dunkle Wald die letzte Schnepfe aufgenommen, ziehen die Jäger bergab, um in der Polyhymnia den schönen Abend zu beschließen.

So habe ich viele Frühjahrsabende mitgemacht und die Poesie davon jeweils tief empfunden, trotzdem ich nebenbei als gewöhnlicher Halbwilderer fungierte, d. h. ein Gewehr hatte, aber keinen Jagdpaß.

Weniger poetisch ging's auf unsern „wilden Jagden" zu, wenn alle Haslacher Jäger zusammen auszogen. Das war eine lustige Schar: der Notar als Oberjägermeister,

meine drei Vettern, der Kastenvogt, der Metzgerfranz und sein Bruder, der grüne Baumwirt Seraphin, dann der alte Kauffmann Welle, der Schwarzbeck, der Katzenkrämer und der Matthäus Haberer als Unterjäger, der Hasenbeck als Treiber und ich als Gastschütze. Da wurden regelrecht die Berge und Wälder abgejagt unter Hundegebell und Treiberruf.

Unser Hauptrevier war der Höhenzug, welcher das Kinzigtal vom Elztale scheidet, und wo Füchse, Hasen und Hühner einander gute Nacht sagten, soweit wir sie am Morgen nicht erlegten. Gen Abend ward jeweils ein Häslein hinabgeschickt ins Tal zur „Schneeballenwirtin", die dann ein Jagdessen präparierte, das jedem Hofkoch am Hubertustage Ehre gemacht hätte. Da ging's dann hoch her, wenn die hungrigen und durstigen Jägersleute von den Bergen herabkamen. Talwein und Jägerlatein flossen in Strömen neben Hasenpfeffer und Schinken. Ich könnte mit mehr Freude an jene Tage zurückdenken, wenn ich nicht jene lustigen Jägersleute heute alle tot wüßte.

Noch als Priester nahm ich in den Ferien meiner lateinischen Schulmeisterzeit manchmal teil an den Jagden in der Heimat. Ich erinnere mich noch wohl eines Jagdtages im Jahre 1864, wo ich mit Flinte und Brevier zugleich auszog. Es war das Offizium des hl. Chrysostomus (27. Jänner) zu beten, und da der Weidgang den ganzen Tag über dauern sollte, mußte ich mein Brevier auf die Jagd mitnehmen, weil ich meine desfallsige Verpflichtung nicht auf den Abend verschieben wollte.

So oft ich nun „auf den Anstand" kam, lehnte ich mein Mordgewehr an einen grünen Tannenbaum, zog mein Brevier aus der Tasche und betete, bis die Hunde laut gaben und die Jagd ihren Anfang nahm; dann griff ich zur Flinte, bis der Zug der Meute und Treiber an mir vorüber war. Richtig kam ich dafür, wenn auch anonym, in den „Kalender". Der „Rastatter Hinkende Bote" von 1865 bemächtigte sich dieses betenden Jägers, und es ist ihm recht geschehen. —

Mit den „Mauleselferien“ erfolgte mein Eintritt in die Polyhymnia und in den Jagdklub, aber es erfolgte auch, was viel wichtiger war, die Entscheidung meiner Berufswahl. Wem ich seit zwei Jahren auf sein Fragen mit lachendem Munde gesagt hatte: „Ich werde Pfarrer“, der nahm meine Antwort als schlechten Witz auf und äußerte aufs launigste seine Zweifel. Dieser allgemeine Unglaube bewog mich erst recht, das doch zu werden, wozu andere so beharrlich den Kopf schüttelten. Und hierin sehe ich, menschlich gesprochen, den ersten Grund meines theologischen Studiums. Selbst meine Großmutter hatte in Beobachtung meines so wenig beschaulichen Studentenlebens ihre Hoffnung gänzlich aufgegeben und in dieser Zeit tat sie den Ausspruch: „Wenn Du ein Geistlicher wirst, werde ich in meinen alten Tagen noch eine Klosterfrau.“

In welche Worte die Mutter ihre Ansicht kleidete, werden wir bald sehen. Der Vater aber schwieg absolut seit jener Unterredung vor dem „Bildstöckle“ beim Garten des Apothekers.

Seine Krankheit bildete den zweiten entscheidenden Grund. Ich hatte seit Jahren ziemlich gleichgültig den Ruin der Familie und die großen Sorgen der Mutter mit angesehen. Der Mutter Lieblingswunsch war, daß ich Priester würde, und diesen zu erfüllen, ihr eine Freude zu machen in dem vielen Kummer, bestimmte mich des weiteren zur Theologie. Höhere, religiöse Gründe hatte ich absolut keine; denn mit meiner „Religion“ sah es, wie schon gesagt, schlimm aus.

So suchte ich denn, wenn auch etwas verzögert, unter Vorlage der betreffenden Zeugnisse um Aufnahme ins erzbischöfliche Konvikt nach. Sie kam bald, und ich ward gegen geringes Entgelt in die Zahl der Konviktoren eingeschrieben.

Was mir an der einschlägigen Urkunde damals nicht gefiel und gleich ein Zeichen dafür abgab, daß ich ein vorlauter Kritiker hoher obrigkeitlicher Erlasse werden würde, war der Umstand, daß der Erzbischof von Vicari dieselbe eigenhändig

unterzeichnet hatte. Ich dachte mir einen Erzbischof viel erhabener, als daß er ein Blatt Papier unterschriebe, auf welchem verzeichnet war, wie viel Hemden, Weißzeug, Messer und Gabeln ein angehender Studiosus theologiae mitzubringen habe.

Als ich dem Dekan Kurz und seinem Freunde Armbruster ins Bierkrämers meine Konviktsorder mit obiger Bemerkung vorzeigte, meinte unser alter Pfarrer: „Heinrich, wenn Ihnen schon das nicht gefällt, so werden Sie es im Konvikt gar nicht aushalten!“ Ich trug aber fortan das Patent in der Tasche, und jeden, der mich nach meinem Universitätsstudium fragte und zweifelte, ließ ich schwarz auf weiß lesen, daß ich richtig zur Theologie übergegangen sei.

In mir selbst aber herrschten starke Zweifel, ob ich ausführen würde, was ich, andern zum Widerspruch, beschlossen hatte. Von einem „Beruf“ konnte keine Rede sein, und mein ganzes Mauleselwesen widersprach einem solchen. Ich ging viel lieber und weit mehr in die Bierhäuser als in die Kirche, die ich an Werktagen nie von innen zu sehen bekam. Am Sonntag aber saß ich, wie in den Zeiten als Chorknabe, meist hinter der Orgel und parlierte mit alten Schulkameraden.

Gegen Ende der Ferien erschien mein Freund Abetz von Rastatt, um mich zu besuchen und mit mir die Reise ins Konvikt anzutreten. Wir machten noch die Weinlese mit an der obern Kinzig. Die Haslacher pflanzen den letzten Wein vor dem Eingang in den Schwarzwald, aber, nach dem Sprichwort: „Der letzte ist der beste“, den besten im ganzen Tal. Es hätte dieser Wein längst Weltruf, wenn es ihm möglich wäre, in die Welt zu kommen; allein meine Mitbürger wehren es ihm, in die Ferne zu schweifen, und trinken „allen“ selbst. Im fürstlich fürstenbergischen Archiv zu Donaueschingen aber fand ich seinerzeit eine alte Urkunde, wonach der Haslacher Herrenberger im 16. Jahrhundert dem Burgunder gleich geschätzt wurde. Wehe darum dem „Zeller Roten“, der sechs Stunden unterhalb des Herrenberges wächst, wenn die ehr-

samen Bürger meiner Vaterstadt nicht so weinselig und ihre Reben nicht so wenig ertragsfähig wären!

Freund Abetz und ich trieben uns, aus Pistolen schießend, jeden Morgen der Weinlesetage am Herrenberg hin und her, und als die Haslacher ausgeherbstet, zogen wir flußabwärts zum Kronenwirt von Bollenbach, der mit der Familie des Oberamtsrichters Bodemüller mich, den Registrator Anniser und meinen Kollegen eingeladen hatte. Am Fuße des hohen Weinbergs lag die Hütte meiner Base, die ich in Kindeszeiten an Kirchweihtagen so oft besucht. Es war ein herrlicher Septembertag des Jahres 1859; in den prächtigsten Farben schimmerte das Tal, neben dem Weinberg lag ein lichter Buchwald. Unter den Buchen stand der Kronenwirt mit seiner Geige und spielte die lustigsten Weisen und jauchzte dazu wie ein echter Dorfmusikant. Und wir jungen Leute alle, wir jauchzten mit ihm, daß Berg und Tal widerhallten.

Doch wie armselig und flüchtig ist unsere Lebenslust! Heute, da mir das Bild jenes idyllischen Herbsttages vor der Seele glänzt, sind die meisten Mitgenossen längst tot, und das jüngste und schönste Mädchen der Gesellschaft wurde bald darauf geisteskrank und verlebte alle ihre Jahre bis zum späten Tod in einer Anstalt für Unheilbare in Pforzheim. Hier traf ich sie in meinen Landtagsjahren, wo die Anstalt von uns Abgeordneten besichtigt wurde, unter einer Schar weiblicher Wesen auf der niedrigsten und unglücklichsten Stufe menschlicher Erkenntnis und menschlichen Daseins. —

Wenige Tage später, und in Haslach fand der Michaelisjahrmarkt statt, wo die Völker von allen Bergen und aus allen Tälern des nordwestlichen Schwarzwaldes in Hasle zusammenströmen. Abetz, voll germanisch-linguistischer Manie, fahndete unter den Bauern nach den verschiedenen alemannisch-schwäbischen Mundarten, und fragend und scherzend trieben wir uns den ganzen Tag auf dem Markte umher.

Als aber der urdeutsche Freund Abetz die feinblassen Mädchen aus dem Gutachertal sah, da wurde er ganz irre

an der Rasse der Talbewohner. Er schwur nicht höher, als diese Leute seien aus Polen eingewandert und hätten gar nichts Germanisches an sich. Am Abend setzten wir Maulesel uns noch in ein Karussell, das draußen vor der Kanone für den Jahrmarkt aufgestellt war, und fuhren im Kreis herum mit den Kindern und Knaben. Ich lud noch meine alte Nachbarin dazu ein, die Frau des Strumpfwirkers, der in meinen „Jugenderinnerungen" eine so große Rolle spielt, und das damals schönste Maidle in Hasle, des „Hafer-Hansen Berta", die mir in der Bierstube ihres Onkels schon so manchen Schoppen aufgestellt hatte.

Die Berta wurde später Adlerwirtin und lebt und amtet heute noch, eine hohe Sechzigerin, als solche unter den lustigen Haslachern. —

Unter solchen und ähnlichen jugendlichen Streichen vergingen die Ferien, und es kam der Morgen der Abreise zur Universität. Welch ein anderer Mensch zog ich dahin, denn vor sieben Jahren auf das Lyzeum! Damals war ich ein bescheidener, schüchterner Kaplansschüler, und jetzt erfüllte mich philologischer Größenwahn, den in jener Zeit alle bessern Rastatter mit auf die Universität brachten, und dazu ein unbestimmtes, banges Gefühl vor dem Konvikt, in das ich denn eigentlich doch nicht taugte.

Es ward mir zumute wie einem, der prahlerisch eine kühne Tat auszuführen übernommen hat, im Augenblick der Ausführung aber das Herz sinken läßt. Und doch hätte ich mich geschämt, von meinem Entschluß gleich wieder abzustehen. Einen Trost aber gab mir beim Scheiden meine Mutter, die noch besser wie ich fühlen mochte, daß meine Theologie auf sehr schwachen Füßen stünde. Als ich ihr in aller Morgenfrühe, es war noch dunkel auf Erden, unter der vordern Haustüre Adieu sagte, um in den „Wolfacher Omnibus" zu steigen und nach Offenburg an die Eisenbahn zu fahren, lauteten ihre letzten Worte: „Schreib auch gleich wieder, wenn Du etwas anderes studierst!"

Mein Begleiter beneidete mich im Weiterfahren sofort um diese Rede der Mutter. Ich weiß, meinte er, daß ich es nicht sechs Wochen im Konvikt aushalte; aber wenn ich heute den Theologen aufgebe, bin ich morgen mittellos, etwas anderes zu studieren. Der Fall trat ein, aber Abetz hat es später doch unter den sorgenvollsten Stunden zum juristischen Staatsexamen gebracht.

In Offenburg im Ochsen hielt unser Wagen an, und ich erinnere mich noch lebhaft, wie wir davon sprachen, falls uns die Theologie entleiden sollte, der Philologie uns zuzuwenden und vorzugsweise der altdeutschen. Wir faßten dann den Entschluß, mit dem „Pan" sich damals eifrig herumtrug, ein Sammelwerk der deutschen Geschlechtsnamen herauszugeben, und um damit gleich zu beginnen, schrieben wir sämtliche Namen der Offenburger Zunftmeister ab, die in Glas und Rahmen im Ochsen, als der Herberge, verzeichnet waren. Man mag daraus erkennen, welch ideale und naive Schwärmer damals in uns zweien steckten.

In solcher Absicht fuhren wir gen Freiburg.

Universität und Konvikt.

Wir waren am Morgen vor der abendlichen Eröffnung des Konvikts in der Musenstadt angekommen. Unser erster Gang galt aber nicht etwa dem Konviktsdirektor, sondern dem Pfeifenmaler Krebs in der Gerberau, um uns gemalte Dedikationspfeifen mit den gegenseitigen Porträtköpfen zu bestellen. Es heimelte mich in diesem Klein-Venedig von Freiburg mächtig an; denn in meiner Knabenzeit war ich als „Fremdling" manchmal an seinen melancholischen Bächlein hingewandelt, der Heimat gedenkend.

Der alte Krebs, welcher schon zahllose Studenten auf Porzellan gemalt und gebrannt hatte, schaute uns mit Kennermiene in unsere jugendlich kühnen „Angesichter". Er erkannte sofort die Neulinge, aber auch das Biergenie in uns und fragte unter dem Kopieren, bei welchem Korps wir „einzuspringen" gedächten. Als wir ihm lachenden Mundes eröffneten, wir wollten im Konvikt „einspringen", schüttelte er bedenklich sein altes, rötliches Haupt und orakelte: „Von Euch beiden ist keiner vier Wochen im Konvikt!" Von dem einen hat er's erraten, der andere aber hat seinen Prophetenblick zuschanden gemacht. —

Um die Mittagszeit suchten wir den Konviktsdirektor Kübel auf. Wir schauten das große, ummauerte Konviktsgebäude am Fuße des Schloßberges an wie zwei Landstreicher ein Amtsgefängnis, und der Portier Zöpfl, später als Pfarrmesner in Baden-Baden gestorben, kam uns vor wie ein Kerkermeister. In den kühlen Gängen des Hauses wogte ein Leben wie in einer Kaserne. Alte und neue Konviktoren

zogen aus und ein. Die Theologen des zweiten und dritten Kurses wechselten ihre Studien- und Schlafzimmer und brachten ihr Mobiliar in Ordnung, während die Rekruten scheu und schüchtern ihre vom Direktor angewiesenen neuen Kabinen aufsuchten.

Der Direktor empfing uns mit gemessener Freundlichkeit. Er stand, ein noch junger, blühend und gesund aussehender Mann von 36 Jahren, an seinem Schreibpult am Fenster. Als er unsere Namen hörte und erfuhr, daß wir „Rastatter" seien, ließ er seinen Blick mit befriedigtem Wohlwollen auf uns streifen. Er war ja selbst einst „Rastatter" und Markomanne gewesen und hatte auf diese, namentlich wenn sie unter die ersten zählten, besonderes Vertrauen. Jeder von uns beiden bekam die Nummer seines Studierzimmers und seiner Schlafstelle und ward entlassen. Draußen im Gang traf ich meinen alten Freund Beckert, der bereits das dritte Konviktsjahr antrat und mir behilflich war, mein Kasernement zu beziehen.

Die Konviktoren waren nach Jahreskursen abgeteilt und in diesen die Zimmer den Studenten nach dem Alphabet ihrer Geschlechtsnamen angewiesen. So kam ich mit fünf andern in ein kleines, dunkles, einfensteriges Gemach auf der Westseite des Hauses. Die Aussicht ging auf einen schmutzigen, alten Hof und einige Dächer benachbarter Wohnungen, über denen düster und ernst der Münsterturm hereinschaute in das noch düsterere Zimmer, in welchem ich hinter einem großen, hölzernen Schreibpult das erste Jahr meines Konviktlebens zubringen sollte.

Schon waren meine zukünftigen Mitbewohner mit Einräumen ihrer Bücher in die Pulte beschäftigt, als ich eintrat. Unter ihnen traf ich einen alten Bekannten, Hirn, den Lehrerssohn von Weiler bei Hasle, der Rastatt vor dem Eintritt in die Oberquarta wieder verlassen und in Freiburg das Gymnasium absolviert hatte.

Mich schauderte es in dem elenden Zimmer, und ich

ging nach kurzem Einblick von dannen, um mir meine Schlafstelle zeigen zu lassen. Ich fand sie in einem geräumigen, luftigen Saale, der in viele kleine Alkoven eingeteilt war. Zwei Bretter, so weit von einander, um Platz für ein Bett, einen Stuhl und einen Waschtisch zu geben, durch einen Vorhang nach der Mitte des Saales abgeschlossen, bildeten den Raum, der bestimmt war für meine Ruhe und für meine Träume.

Freund Beckert mußte es mir ansehen, daß ich im Herzen wenig Sonnenschein verspürte ob der Konviktsherrlichkeiten, und er meinte, in kurzem würde es mir hier gefallen; es sei ihm auch so gegangen. Ohne meinen Koffer für jetzt auszupacken, verließ ich die Anstalt und begab mich zu meinem in den Jugenderinnerungen bereits genannten Onkel, Kaufmann Xaver Walter am Martinstor. Dem schilderte ich meine Eindrücke, und er, von vornherein kein Freund der Geistlichkeit, riet mir, alsbald in sein Haus zu ziehen, Jurisprudenz zu studieren und bei den „Schwaben", seinem Lieblingskorps, einzutreten.

Ich kam bedeutend ins Schwanken, und wenn ich mich in meinem ganzen innern und äußern Habitus von damals mir vorstelle, so wird es mir geradezu unbegreiflich, warum ich nicht augenblicklich den Rat und die Hilfe des Onkels angenommen habe. Es war, offen gesagt, ein gewisser Eigensinn, der mich abhielt, so bald schon von meinem Vorhaben abzustehen.

Gegen Abend ging ich mit dem Onkel in seine Stammkneipe, den „römischen Kaiser". Hier machte ich in dem kleinen Bierzimmer die Bekanntschaft eines vereinzelten Theologen des zweiten Kurses, namens Diemer. Auch der redete mir zu, nicht ins Konvikt zu gehen. Er würde, wenn ihm so günstige Aussichten blühten wie mir, augenblicklich austreten, was er später auch ohne solche getan hat, aber ohne je zu einem gesicherten Beruf zu gelangen. Ich traf ihn zwei Jahrzehnte später in einer Stadt des badischen Unter-

landes als Schreiber eines Advokaten. Mit ihm wanderte ich damals gegen sechs Uhr abends ins Konvikt zurück, wo der Direktor zunächst im Speisesaal die Plätze verteilte. Alsbald begannen sodann die geistlichen „Exerzitien".

Wenn ein lustiger Rekrut in die Kaserne kommt und gleich am ersten Tage die stramme militärische Zucht fühlt, kann er unmöglich niedergeschlagener werden, als ich es war bei diesen ersten geistlichen Übungen. Ich halte dieselben für ein ganz vorzügliches Mittel, junge und alte Christen zur richtigen Besinnung zu bringen; allein sie sind zu streng für den jungen Studenten, der mitten aus der tollen Welt seiner Flegeljahre plötzlich in sie hineingeworfen wird. Das mag gut gewesen sein für die wohlgezogenen und wohlbewachten Jünglinge, welche ihre Gymnasiumszeit in einem Knabenseminar verlebt hatten, für einen Rastatter meiner Zeit war der theologische Angriff zu stark.

Den größten Teil dreier Tage in der Kirche zubringen, Predigten anhören, Betrachtungen anstellen und dazu absolutes Stillschweigen beobachten, ist eine zu schnelle und zu konträre Feuerprobe, die mancher nicht besteht, der bei gelindern Saiten ausgeharrt hätte und tüchtig geworden wäre. Daß ich sie bestand, ist mir gerade so wunderbar wie mein ganzes dreijähriges Aushalten im Konvikt, in welchem es mir nie gefiel, aus dem es mich beständig zog, wo mich kein Mensch zurückhielt, und in dem ich trotzdem geblieben bin.

Meine zwei Intimi und Rastatter Gesinnungsgenossen, Kuhn und Abetz, hielten nicht stand; sie traten gleich in der ersten Zeit aus, der eine, um Philologie zu studieren, und der andere, um sich der Jurisprudenz zuzuwenden. Der erstere ging nach wohlbestandenem philologischem Staatsexamen nach Amerika, machte gleich den Bürgerkrieg mit und soll dann als Professor gewirkt haben. Direkt habe ich nie mehr von ihm etwas erfahren. Abetz starb schon 1870 als junger Referendär. Und ich, der dritte, blieb allein in dem öden Konvikt zurück.

Die ersten Exerzitien gab uns der berühmte Kapuzinerpater Theodosius Florentini. Auf mich machten die Worte dieses Mannes einen mächtigen Eindruck, der aber mehr der gewandten und imponierenden Rede, dem talentvollen Kapuziner als dem Inhalt galt. Für den letztern hatte mein Herz kein Verständnis; es fehlte mir am positiven Glauben und an der Glaubensübung. Ich erinnere mich lebhaft, wie nach einer scharfen Exhortation des Paters über den theologischen Beruf Abetz mir spät abends im dunkeln Gang des zweiten Stockes zuflüsterte: „Da bleib ich nicht und wenn ich nach Amerika müßte, um junge Affen zu fangen!"

Am Morgen des vierten Tages endigten die geistlichen Übungen mit gemeinsamer Kommunion, am Mittag war ein kleines Festessen, sogenanntes „Duplex", und am Nachmittag durften wir eine Stunde spazieren gehen.

Gleich beim ersten, fröhlichen Mahle überwarf ich mich mit einem großen Teile meiner Kursgenossen. Es waren selbstverständlich Studiosi da von allen Gymnasien des Landes, und die meisten kannten natürlich nur diejenigen, mit denen sie seither auf den Schulbänken gesessen. Bei dem obigen Essen ging's nun an ein allgemeines „Schmollieren" mit seinen Tischnachbarn.

In meiner nächsten Nähe saßen einige Freiburger und Konstanzer, denen ich den „Schmollis" verweigerte mit dem Bemerken, daß ich nur mit Menschen, die ich genau kennen gelernt hätte, Brüderschaft machen wolle. Von Stund' an galt ich als hochmütig und lebte auf gespanntem Fuße mit meinen neuen Zimmer- und Kurskollegen. Ich hielt mich fortan fast nur an die Rastatter der verschiedenen Kurse, deren das Konvikt drei zählte. —

Mit den größten Schwierigkeiten hatte ich zu kämpfen, bis mir die Hausordnung auch nur einigermaßen zum Aushalten wurde. Mit vielen einen gemeinsamen Schlafsaal teilen, entsetzlich früh aufstehen, mit dem ersten Morgen und beim späten Abend in die Kirche gehen, in den Studier-

zimmern mit andern zusammen sein und schweigen — das waren lauter Dinge, die mit meinem seitherigen Tun und Treiben im schreiendsten Widerspruch standen.

Wenn ich einen Grund finden soll, warum ich das alles, wenn auch unter Anwendung aller meiner Willenskraft, mitmachte, so war es abermals ein gewisser Eigensinn. Ich wollte nicht ausgelacht werden, daß ich so bald meinem Vorhaben untreu geworden wäre. Religiöse Überzeugung spielte dabei nicht die geringste Rolle, da ich keine besaß.

Auf der Universität, welche wir vom Konvikt aus täglich in dunkeln Scharen aufsuchten, hatte ich mich als Studiosus theologiae et philologiae immatrikulieren lassen. Philologie nahm ich dazu, nicht weil ich je ernstlich daran gedacht hätte, lateinischer Schulmeister werden zu wollen, sondern aus der vom Rastatter Direktor mir eingeimpften Vorliebe für klassische Studien.

Die Universität Freiburg, in einem ehemaligen, ziemlich verwahrlosten Jesuitenkolleg untergebracht, bestand damals zu einem starken Dritteil aus Theologen, und wenn um 12 Uhr die Studenten die Hochschule verließen, wimmelte es die Salzgasse hinauf von „Konviktlern", unter denen die vom dritten Kurs in ihren Sutanen am dunkelsten sich abhoben.

Die Zeit, welche ich in den Vorlesungen zubrachte, verging mir angenehm, aber in dem dunkeln Konviktszimmer überfiel mich entweder bittere Langweile oder der Schlaf, der letztere um so mehr, als wir morgens sehr früh aufstehen mußten, was ich nicht gewohnt war. Gar oft, wenn meine Zimmerkollegen Glattfelder, Hirn, Honold, Hermann und Hug studierten, lag ich auf meinem Stuhl hinter dem hohen Schreibpult und schlief. Der begabteste unter uns, ein Konstanzer Lyzeist und Biergenie, aus Engen gebürtig, war der Fridolin Honold, der als Pfarrer in Bonndorf auf dem Schwarzwald gestorben ist.

Der Studienplan für Theologen, die zu allen Zeiten

einer strammern Disziplin unterlagen als andere Studenten, war uns genau vorgeschrieben, und so mußte ich im Wintersemester 1859/60 folgende Vorlesungen über mich ergehen lassen: Kirchengeschichte, Einleitung in die Schriften des Alten Testaments, Exegese der Apostelgeschichte, Erklärung der Psalmen und Enzyklopädie der Theologie. Dozenten für diese Fächer waren die Professoren Alzog, König, Maier und Wörter.

Dr. Alzog, ein Schlesier aus Ohlau, war ein Lehrer von sehr umfassendem Wissen, sein Vortrag aber teils störend, teils komisch dadurch, daß er nach jedem zweiten Satz die Worte „denn da" einzuschalten pflegte. Sein Lehrbuch, eine wahre Quellensammlung, war zu voluminös und deshalb für den angehenden Studenten zum Memorieren viel zu schwer. Er besaß, wie fast alle Norddeutschen, einen guten, philologischen Schulsack. Ich las unter ihm ein Semester griechische Kirchenväter und staunte über die Leichtigkeit, mit welcher er die griechische Sprache handhabte. Im Privatumgang zeigte sich Dr. Alzog voller Liebenswürdigkeit und sprudelte von Witz und Humor.

Ich habe in späteren Jahren oft mit ihm verkehrt und erinnere mich noch mancher trefflichen Charakteristik, die er über Zeitverhältnisse und Personen gab, und deren Richtigkeit ich erst einsah, als der Professor tot war. Er starb 1878 in Freiburg. —

Professor König, ein Hegauer aus Hausen am Hohentwiel, konnte mich nie recht anziehen. Er machte stets ein so misanthropes Gesicht und diktierte seine Vorlesungen. Vom Diktiertbekommen war ich aber schon am Lyzeum ein Feind gewesen. Der Professor mochte mir wohl ansehen, daß ich höchst ungern wörtlich niederschrieb, was er vortrug. Beim Examinieren frug er mich jeweils länger als jeden andern kreuz und quer und wollte mich, trotzdem ich ihm keine Antwort schuldig blieb, nie gerne laufen lassen. So eintönig auch sein Vortrag war und so langweilig die Stoffe, die er zu

behandeln hatte, Wissenschaftlichkeit und Gründlichkeit waren dem Professor sicher nicht abzusprechen. Er dozierte noch, da ich als Pfarrer nach Freiburg kam, und starb hochbetagt im Jahre 1900. —

Der scharfsinnigste Theologe an der Universität war unstreitig der damalige Dekan der Fakultät, Dr. Adalbert Maier, ein Villinger. Wenn ich in späteren Jahren und Studien mir einen echten Humanisten des 16. Jahrhunderts vorstellen wollte, so dachte ich mir denselben stets wie unsern „Exegesen-Maier", eine lange, hagere Gestalt mit spitzigem Gesicht und einer feinen, dünnen Stimme. Kerzengerade stand er auf seinem Katheder, machte nie einen Witz, lächelte höchst selten, aber was er sprach und erklärte, war die Logik und Klarheit selbst. Seine „Einleitung in das Neue Testament" hat sicherlich bis heute kein Werk neben sich, das mit ihr an Geist sich messen könnte. Ich hörte und studierte als angehender Theologe die Maierschen Vorlesungen am liebsten.

Was aus dem größten Menschengeiste werden kann, wenn Alter und Siechtum über ihn kommen, das zeigte der Professor Maier. Ich habe ihn, 25 Jahre später, während seines langen Krankseins als sein Pfarrer öfters besucht und mit Schmerz jeweils gesehen, wie der einst so bedeutende Mann mehr und mehr zur vernunftlosen Mumie herabsank. Und manchmal, wenn ich von ihm fortging, hab' ich mir zugerufen: „Was ist doch der Mensch für ein armseliges Geschöpf!" Ich selbst beerdigte ihn anno 1889. —

Meine eigentliche Theologie verdanke ich dem Professor Wörter, einem Kinzigtäler aus Offenburg[1]. Dieser Dozent hatte eine Eigenschaft, die in seiner und meiner Heimat zu den Seltenheiten gehört, er war ein wortkarger, ernster Mann. Gleichwohl bekam er schon durch seine äußere

[1] Er dozierte auch noch, als ich Pfarrer in Freiburg war, zog aber 1897 nach seiner Vaterstadt und starb daselbst 1901. Beim Abschied gab ich ihm noch ein Diner in meinem Pfarrhaus.

Erscheinung meine landsmännische Sympathie. Er hatte in seinen gesunden, frischen Gesichtszügen eine merkwürdige Ähnlichkeit mit dem Kronenwirt Spielmann von Bollenbach, dem ich als Knabe so oft für Hochzeiten Brot zugeführt und wo ich oft den Klängen der ländlichen Tanzmusik der Kapelle des Scherenschleifers von Haslach gelauscht habe.

Wörters „Enzyklopädie der Theologie" war mir teils langweilig, teils unverständlich, letzteres, weil ich von Theologie überhaupt noch keine blasse Ahnung hatte. Meinem Nachbar im Kolleg, mit dem ich die hinterste Bank in einem dunkeln Parterrezimmer teilte, ging es ebenso. Sein Vater war auch ein Kinzigtäler gewesen und zwar aus dem diplomatischen Wolfach. Ehemals Jurist und Amtmann von Revolutions Gnaden hatte Freund Adolf Baur[1] seine Existenz verwirkt und als „letzter Hoffnung" zur Theologie seine Zuflucht genommen, ein Studium, das ihn deshalb doppelt anstrengte, weil er schon in den vierziger Jahren stand. Um sein Gedächtnis zu stärken, gab er sich stark mit Schnupfen ab, und wenn dann uns beiden vor lauter Enzyklopädie das Mühlrad in unseren untheologischen Köpfen herumging, reichte er mir seine Dose und sprach mit satyrischer Wolfachermiene: „Landsmann, jetzt wieder einen Pris drauf!"

Doch in meinem zweiten theologischen Studienjahre haben, wie wir sehen werden, die Vorlesungen des Professors Wörter meinen Verbleib bei der Theologie entschieden. —

In der Philologie hatte ich für die ganze Universitätszeit zwei Professoren, aber beide, so verschieden auch ihr Charakter und die Art ihres Lehrens war, von gleich ausgezeichneter Qualität. Ich bewahre jedem das respektvollste Andenken.

Der alte Professor Baumstark, Sohn eines Volksschullehrers in Oos bei Baden, ein Riese von Körper, Charakter

[1] Er starb 1888 in Freiburg, ohne es je zum Pfarrer gebracht zu haben. Zuletzt war er Kaplan in Liptingen gewesen.

und solidem Wissen, hatte von einem Philologen in seiner ganzen Erscheinung keine Spur. Während man einem echten Professor seinen Stand schon auf fünfzig Schritte ansieht, hätte man Baumstark für alles eher gehalten als für einen lateinischen Schulmeister. Und doch hat die Universität Freiburg im 19. Jahrhundert nicht drei Philologen gehabt von der Gründlichkeit eines Baumstark. Es wurde dies zwar weder von seinen Zeitgenossen und noch viel weniger von seinen Vorgesetzten anerkannt, weil Baumstark zu jenen Menschen gehörte, die, ihres wirklichen Wertes bewußt, sich nicht beugen, nicht bücken und nicht wedeln wollen, um in der Welt etwas zu werden. Nebenbei hatte er noch das Unglück, gescheiter zu sein als seine Obern und viele seiner Kollegen.

Ich habe keinen Mann kennen gelernt von ausgeprägterem Selbstgefühl als meinen hochverehrten Lehrer Baumstark, aber auch keinen von solcher Geradheit und Unbeugsamkeit des Charakters. Diese Eigenschaften ließen es ihm nie zu, die Wege zu wandeln, welche zu allen Zeiten und Stunden Tausende gingen und gehen, die nach Ämtern und Würden trachteten und trachten.

Baumstark hatte dazu noch einen Fehler, den sein gegenwärtig redender Schüler ebenfalls in hohem Grade besitzt: er konnte nicht schweigen, weder nach oben noch nach unten, wenn ihm etwas mißfiel. Rücksichtslos diente er der Wahrheit und seiner Überzeugung. Er hat sich dadurch in seiner Lebensstellung viel geschadet und gesteht in seiner Lebensbeschreibung selbst zu, daß es von ihm oft unklug war, zu reden, statt zu schweigen. „Mein Temperament und mein starkes moralisches Gefühl ließen mir für mein ganzes Leben wenig Raum für Klugheit," sagt er von sich selber.

In meinen Augen war er ein ganzer Mann und ein überaus vortrefflicher Lehrer. Ich hörte bei ihm im ersten Semester Vorlesungen über „Literatur der römischen Prosa" und besuchte das von ihm geleitete „philologische Seminar".

Baumstark war ein Philologe der guten, alten deutschen Schule der zwanziger Jahre unseres Säkulums. Kernhaftes Wissen in einfacher Form war ihr Gepräge. Mit einer eisigen Ruhe und Sicherheit trug Baumstark seine Sache vor, und trotzdem jeder sogenannte Schwung fehlte, imponierte sein Vortrag meinem jungen Gemüte mit Macht.

Bis zur Stunde machen ruhige Menschen auf mich unruhigen einen starken Eindruck, den ich geradezu als Respekt bezeichnen möchte. So bekam ich auch vor dem Professor Baumstark, der nebenbei gesagt der Vater des berühmten Reinhold Baumstark gewesen ist, eine mit jedem Semester und jeder Vorlesung wachsende Hochachtung nicht bloß vor seinem Wissen, sondern auch vor seinem Charakter. Er starb ohne Titel und ohne Orden; wer ihn aber näher gekannt hat, wird ihn höher achten als viele, deren Brust von „Sternen" glänzt. —

In mancher Hinsicht das gerade Gegenteil Baumstarks war sein Kollege und einziger Mitdozent in der Philologie, Professor Bücheler. Dieser, ein blutjunger Mann aus Rheinpreußen, fast im Alter seiner Zuhörer, war ein ebenso ausgeprägter Anhänger der neuern philologischen Schule wie Baumstark der älteren. Beide vertrugen sich schon aus diesem Grunde nicht gut, obwohl nie einer den andern vor den Schülern angriff, was ja nicht selten der Fall ist bei höheren und niederen lateinischen Schulmeistern. Bücheler war lebhaft und jugendlich, Baumstark ernst, langsam und gravitätisch; beim erstern sprudelte die Rede aus dem Gehege seiner Zähne, beim letztern tönte es feierlich wie im Orakelton.

Was mich aber sofort auch bei Bücheler anzog, war sein eminentes philologisches Talent. Feines, attisches Salz tischte er auf in seinen Vorträgen und ein Wissen, das einen doppelt staunen machte bei der hohen Jugend des Lehrers. Die beiden Preußen Schraut und Bücheler haben mir lebenslänglichen Respekt eingeflößt vor der rheinländischen Philologie.

Ich hörte bei Bücheler, der später noch viele Jahre als Professor in Bonn lehrte und dort starb, in meinem ersten Semester nur ein Kolleg über „die griechischen Bukoliker", aber dies eine genügte, um, wie er mir im Frequenzschein bezeugte, „mit ausgezeichnetem Fleiß und großer Teilnahme" dem jungen Professor zuzuhören.

Lebhaft erinnere ich mich heute noch des Vergnügens, mit dem ich an den trüben Wintertagen des Jahres 1859/60 das melancholische Konvikt am Nachmittag und Abend verließ, um in meine philologischen Vorlesungen zu wandeln, die in der Regel in die Zeit von 3—7 Uhr fielen. Das „akademische Viertel" ward gegen Abend jeweils benutzt, um bei meiner Tante am Martinstor eine Flasche Buck'sches Bier zu trinken und mich vom Onkel etwas verhöhnen zu lassen, daß ich immer noch ein „Pfäfflein" werden wollte.

Als sogenanntes „Philosophikum" besuchte ich in diesem Winter die Vorlesungen über „alte Geschichte" von Gfrörer, dem berühmten Konvertiten und Historiker. Er war eine gewinnende Erscheinung: ein starker, korpulenter Mann mit einem echt schwäbischen, offenen und heitern Gesicht, aus dem Geist und Humor gleichmäßig sprachen.

Die biedere Schwabennatur, das geistvolle Beherrschen seines Stoffes machten Gfrörer zu einem durchaus anziehenden Lehrer für süddeutsche Schüler. Bewundern aber lernte ich diesen Gelehrten erst, nachdem ich längst sein Schüler nicht mehr und er schon tot war.

Gfrörer war ein Historiker von Gottes Gnaden. Wer je dessen „Leben Gregors VII." gelesen, dieses Riesenwerk deutscher Gelehrsamkeit, der wird und muß, wenn er ehrlich denkt, den Verfasser unter die geistreichsten und größten Historiker des 19. Jahrhunderts rechnen. Ich habe in meinem ganzen Leben nur zwei historische Werke der neueren Zeit gelesen, die, trotz der Verschiedenheit ihrer Verfasser, mich in gleichem Grade anzogen und begeisterten. Diese beiden Werke aber sind Gfrörers „Gregor VII." und Gregorovius'

„Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter". Wenn man die Geistesprodukte solcher Männer liest, so muß man sich wundern, warum nicht schon längst Schriftstellern meiner Art das Handwerk polizeilich verboten worden ist.

Das Elend unserer liberalen Tage ist die allzu freie Stellung des Individuums der Gesellschaft gegenüber. Ich wünschte in vielen Dingen eine Einschränkung der individuellen Freiheit, und so wie man in der goldenen Zeit des Handwerks jedem verbot, als Meister zu arbeiten, der seine Profession nicht verstand, so sollte auch nicht jedermann erlaubt sein, in Schriftstellerei und Geistesprodukten zu pfuschen. Nur große Geister und tiefe Gelehrte dürften mir, wenn ich's machen könnte, ihre Schriften ans Tageslicht geben. Die kleinen Geister, zu denen ich auch mich rechne, müßten darauf verzichten. Es wäre dann manche Lumperei weniger auf Erden. —

Den Schattenseiten des Konviktslebens, das so wenig meiner Eigenart entsprach, stehen auch Lichtseiten gegenüber. Zu diesen gehört vor allem das geregelte Studium. In solch einem Konvikt wird derart zum Studium angehalten, daß es oft mehr dem sogenannten „Ochsen" sich nähert. Allein dieses sonst so verschmähte Ochsen halte ich für gar viele Menschen für unbedingt notwendig. Es gibt ja, man darf es kühn sagen, gottlob nicht lauter Talente und Genies auf der Welt, drum muß auch dem billigen Denker und dem Menschen mit mäßigem Talent und schlechtem Gedächtnis der Weg zum Studium offenstehen. Zudem existieren gar viele Stellen im Staats- und Kirchendienst, welche von geistig mittelmäßigen Menschen weit besser verwaltet werden als von sogenannten Talenten.

Ein Hauptmittel zum Studium und zur Vorbereitung fürs Examen sind in den theologischen Konvikten die „Repetitionen", welche darin bestehen, daß das, was in den Vorlesungen an der Universität gehört worden ist, unter Leitung von Priestern, den sogenannten Repetitoren, im

Konvikt repetiert oder richtiger auswendig gelernt und examiniert wird.

So hatte jeder der drei Kurse in unserem Konvikt einen Repetitor. Der unsrige im ersten Kurs war der Dr. St. Braun, zugleich Redakteur des Freiburger Kirchenblattes. Braun, aus Hoffsteinbach im Taubergrund, in welcher Gegend die Theologen g e b o r e n werden, weshalb dieselbe und der benachbarte Odenwald von uns schwäbisch-alemannischen Konviktoren „das heilige Land" genannt wurden, konnte die Rastatter Studenten zum voraus nicht besonders leiden, weil sie ihm zu wenig fromm und zu ignorant in religiösen Dingen erschienen.

Daß ich überhaupt im Konvikt ausgehalten, gilt mir, wie schon gesagt, wunderbar, daß ich aber trotz des Repetitors Braun ausgehalten habe, ist ein zweites Wunder.

Dieser fromme, fleißige Mann, eine kindliche Seele ohne jede Welt- und Menschenkenntnis, hatte die Gepflogenheit, uns zweideutige Rastatter in den Repetitionsstunden nebenher auch aus dem Katechismus zu fragen, in welchem sehr wenige von uns auch nur einigermaßen kapitelfest waren.

Wenn nun einer die Antwort schuldig blieb, so schlug unser „Spezel", wie er hieß, die Hände überm Kopf zusammen und lamentierte über die schreckliche Unwissenheit. Mich interpellierte er eines Tages über die fünf Gebote der Kirche. Ich erklärte ihm offen, ich könnte sie ihm mit dem besten Willen nicht mehr sagen, würde sie ihm aber auch nicht sagen, wenn ich sie wüßte, da ich nicht hier sei, um mich von ihm examinieren zu lassen wie ein Schulknabe.

Er schwieg voll flammenden Zornes und meldete mich nachher dem Direktor, der mich zu sich rief und mir noch eine weitere Denunziation vortrug, die eines „Dritt-Kürslers", welcher heute ein kirchlich sehr liberaler Mann ist, und die darin bestand, ich hätte meinen Äußerungen nach gar keinen Glauben.

Ich gab nun dem Direktor feierlich folgende Erklärung

ab: „Es sei alles wahr, was man ihm berichtet habe; allein ich hätte geglaubt, das Konvikt sei nicht bloß dazu da, um fromme, religiös wohlunterrichtete Studenten aufzunehmen, sondern auch glaubensarme und religiös schlecht unterrichtete. Zu den letztern gehörte ich. Ich könne ihm aber die Versicherung geben, daß ich keinen Heuchler abgeben werde. Ich wollte das zweite Jahr der Theologie, die Dogmatik, abwarten, und wenn ich dann nicht zum Glauben käme, würde ich unbedingt die Anstalt verlassen."

Von dieser Stunde an war und blieb ich ein Liebling des Direktors, der später als Bischof mich noch manchmal an diese Worte erinnerte und an meiner Ehrlichkeit und Offenheit nie irre ward. Aber auch das hat er mir später oft gesagt, daß er es mir angesehen habe, wie ungern ich anfangs im Konvikt gewesen sei und wie ich mit dem Austreten gekämpft hätte.

Mit dem Repetitor Braun lebte ich auf gespanntem Fuße, solange ich sein Untergebener war. Später aber, da ich als Gast des Direktors öfters und lange im Konvikt weilte, söhnten wir uns bestens aus. Ich habe dann zur großen Erheiterung des Direktors und der übrigen Repetitoren manchen Spaß mit seiner kindlichen Leichtgläubigkeit getrieben, und er ist mir oft „in den Spieß gerannt", während er wähnte, ich hänge an dem seinen.

Der einsame und vereinsamte Mann starb, als ich schon Pfarrer in Freiburg war, 1889 an Gehirnerweichung eines elenden Todes. —

Eine allgemeine Bemerkung möchte ich hier doch noch anknüpfen. Man sollte in derartigen theologischen Bildungsanstalten stets den jüngsten Repetitor zum ältesten Kurs und den ältesten und erfahrensten Priester zum jüngsten Jahrgang tun; denn die angehenden Theologen verlangen eine subtilere Behandlung als die eingelebten.

Unser Braun war kaum einige Jahre älter denn wir, und deshalb ertrugen wir auch oft mit Unwillen seine Bemerkungen. —

Die einzig heiteren Stunden meines ersten Konviktsjahres boten mir die „Rekreationen" im Hause und die „Spaziergänge" in und außerhalb der Stadt. Die erstern fanden in einem eigens dafür bestimmten Saale statt, in welchem auch eine größere Anzahl katholischer Zeitungen auflag.

Am Donnerstag und Sonntag wurde nachmittags und am Dienstag jeweils abends Bier verabreicht. Dazu gab's Gesang, Kartenspiel und eine Zeitlang auch eine Kneipzeitung. In letztere lieferte ich zahlreiche satyrische Artikel, die vom Publikum mit großem Beifall aufgenommen wurden, von einzelnen mir aber schwere Feindschaften eintrugen. Das Bier war in der Regel herzlich schlecht. Der Lieferant, ein sogenannter guter Katholik, glaubte wohl, weil er zur Partei gehöre, müßten die Konviktoren sein elendes Gebräu allein trinken. Es gibt heutzutage noch viele ähnliche Kumpane auf katholischer Seite.

Doch der Stoff aus der Brauerei Gramm war wenigstens immer noch Bier, ein Präparat aus Hopfen und Malz, und so tranken wir's mit heiterer Todesverachtung. Ich vertilgte im Anfang noch, nach Rastatter Art, viele Schoppen, die jeder sich beim Faß, das einer der Diener des Hauses bewachte, holen und bezahlen mußte. Meine Freunde Karl und Wilhelm Bunkofer, die fast nichts tranken, mußten mir oft auf ihre Rechnung holen, damit auf meine nicht allzuviel kam.

Die Konviktsdiener spielten nämlich nebenbei die Rolle von Polizeidienern. Wenn einer am Morgen nicht aufstand, wenn die Glocke des Portiers durch die dunkeln Gänge hin in die Kirche rief, oder wenn einer sehr viel Bier trank, rapportierten sie beim Direktor. Doch ich muß zu Ehren des letztern sagen, daß, trotzdem ich mich beider Sünden oft schuldig machte und man ihm sicher oft meine Langschläferei und meine Lumperei denunzierte, er mir in dieser Richtung nie einen Vorhalt machte. Ich besaß seit obiger Unterredung sein absolutes Vertrauen; was nicht wenig dazu beitrug, daß ich im Konvikt aushielt

In den Rekreationen hielten wir Rastatter aller drei Kurse in der Regel fest zusammen. Wie einst in der „blauen Katz" am Murgstrand, machten wir unser Zego zu den Füßen des Freiburger Schloßberges und benahmen uns, als wären wir noch in unserem alten Element, bis die Glocke uns aus diesem Wahne weckte und in die einsamen Studierzimmer zurücktrieb oder abends noch in die Kirche rief.

Jeden Mittag nach dem Essen war freier Ausgang bis zwei Uhr. Da ging's zum Tore des Konvikts hinaus wie zu einem längst nicht mehr geöffneten Taubenschlag, und die jungen Theologen zerstreuten sich nach allen Himmelsgegenden inner- und außerhalb der Stadt.

Ich zog mit einigen Rastattern in der Regel die Kaiserstraße auf und ab. Durch und durch Weltkind, suchte ich Welt und Menschen auf. Gar zu schnell verging die Zeit bei diesem „Bummeln", und mich tröstete bei der Rückkehr oft nur der Gedanke, bald wieder in die Stadt zu kommen. Denn um drei Uhr begannen meine philologischen Vorlesungen, und schon eine Viertelstunde zuvor entwischte ich wieder dem mir so lästigen Konviktsgehege.

Oft wenn ich abends zwischen sechs und sieben Uhr durch die dunkle Schustergasse der noch dunkleren Konviktsstraße zuschritt, und wenn ich dazu noch kurz vorher im Kolleg einen Korpsstudenten oder Burschenschafter gesprochen hatte, so faßte ich den Entschluß, am andern Morgen aus dem Konvikt auszutreten und ein „freier" Student zu werden. Warum ich diesen Vorsatz ebenso oft faßte und ebenso oft nicht ausführte, ist mir heute noch rein unerklärlich.

In der Regel wurde an Donnerstagen die Zeit der Freiheit bis vier Uhr ausgedehnt, und dann wanderten die Konviktoren gruppenweise und im Laufschritt durch den Sternenwald oder über Loretto nach dem Dorfe Günterstal.

Dieses in waldigem Tale gelegene Dörfchen war von jeher der beliebteste Ausflugsort für die weltfreudigen Freiburger. Wer nie einen Kaffee in Günterstal getrunken,

der ist auch nicht recht in der heiteren Dreisamstadt gewesen. Er hat Rom gesehen, aber den Papst nicht. So stürmten denn auch wir in freien Stunden durch den Sternenwald dem Tälchen zu, um im „Hirschen" oder im „Kibfelsen" Bier und Kaffee zu trinken und ein Zego zu machen.

Wie oft hatte ich als Knabe zwölf Jahre zuvor mich im Sternenwald herumgetrieben oder war mit meinem Schmetterlingsgarn über das „Lorettobergle" gezogen, glücklich im reinen Verkehr mit der Natur. Und jetzt eilte ich, unbekümmert um Waldesduft und Schmetterlinge, dem Bierhause zu, froh, dem Konviktszwang für einige Stunden entrinnen zu können. Wenn ich mir heute den Knaben des Jahres 1847 und den Studenten von 1859 vorstelle, so kommt mir der erstere völlig verklärt vor.

Schopenhauer hat recht, wenn er sagt, daß im Menschen mit der Sensibilität und mit dem Intellekt die Gier und die Leidenschaft wachse und damit auch das Elend des Lebens.

Doch der Mensch wird ja im Alter wieder wie ein Kind. Und wenn ich später, als Pfarrer in Freiburg, meinen täglichen Weg am Sternenwald hin machte, und einerseits die Kinder sah mit ihren Schmetterlingsgarnen und andererseits die Erwachsenen in ihrem Rennen und Jagen nach den verschiedenen Vergnügungsorten, so wäre ich am liebsten mit den Kindern gegangen, aber nimmermehr mit den Erwachsenen. —

An Weihnachten waren im Konvikt keine eigentlichen Ferien, d. h. in die Heimat durfte keiner, aber täglich gab's Gelegenheit zum Ausfliegen nach Günterstal. Ich fing in diesen ersten Weihnachtstagen des Konviktlebens an, ein eigentümliches Saitenspiel zu lernen. Im dritten Kurse lebte ein Schwarzwälder, Eisele aus Bonndorf, als Pfarrer von Kappel bei Freiburg gestorben, der war Virtuos auf der Zither, einem Instrument, das durch sein zitterndes, elegisches Wesen mich allezeit angesprochen hat.

Trotz meiner vielen Kollegstunden akkordierte ich mit

dem Zitherspieler, mir Unterricht zu geben in seinem Saitenspiel. Wir kauften beim Musikalienhändler Widmann in der Salzgasse ein Instrument für mich um fünfzehn Gulden. Ich hatte eine kindische Freude an diesem Ding. Allein mit dem Lernen wollte es nicht vorwärts gehen. An Gehör und Vorliebe für Musik hat es mir nie gefehlt; aber ich war, wie einstens beim Klavierspiel, zu linkisch und zu täppisch in der Fingerfertigkeit. In dieser Hinsicht glaube ich, daß ich nicht einmal das Zeug zu einem ordentlichen Schneider in mir gehabt hätte. So entleidete mir das Zitherspielen bald. Das so freudig gekaufte Instrument wurde einem andern theologischen Kunstjünger verkauft, und seitdem ruhte bei mir für immer die das Saitenspiel betreffende Muse.

Daß in jenen Tagen, trotzdem ich das zweiundzwanzigste Lebensjahr erreicht hatte, doch noch eine gewisse naive Kindlichkeit in mir wohnte, zeigte sich auch an meinem Pläsier, das mich ob der ersten neuen Taschenuhr ergriff. Der Kauf geschah fast zu gleicher Zeit mit dem der Zither bei einer Uhrmacherswitwe Butz in der Kaiserstraße. Bisher hatte ich noch immer die alte, riesige Uhr meines Großvaters getragen, am Tage der ersten hl. Kommunion von der Großmutter mir überreicht. Jetzt sollte sie einer neumodischen Zylinderuhr weichen.

Wie leichtsinnig man in der Jugend ist und wie pietätlos, zeigt auch die Gleichgültigkeit, mit der ich die Uhr des „Wälder-Xaveri", meines Großvaters, weggab. Heute wäre sie mir wertvoller als eine mit Diamanten besetzte goldene — aber ich weiß nicht, wo sie hinkam.

Als die in mittleren Jahren stehende Uhrmachersfrau, bei der ich die neue Uhr kaufte, meinen Namen erfuhr, um denselben nebst der Nummer der Uhr in ihr Verkaufsbuch einzuschreiben, da wurde ihr Angesicht lebhaft gerötet, und sie fing ein Loblied an auf meinen in den „Erinnerungen aus der Jugendzeit" erwähnten Vetter Franz Hansjakob. „Der sei der schönste Student ihrer Jugendzeit gewesen, sie

habe ihn gut gekannt und manchen Tanz mit ihm getan." Schmerzlich berührte es sie, als sie von mir erfuhr, er sei vor einigen Jahren im fernsten Westen Amerikas gestorben.

Mir war das Benehmen der Frau aufgefallen, und ich interpellierte über die Sache den alten Universitätspedellen Schmidt, der den Vetter noch bestens gekannt hatte und ihm bezüglich seiner Schönheit das gleiche Zeugnis gab. „Ja," meinte er lächelnd, „die Frau Butz ist eben auch eines der vielen Freiburger Mädchen gewesen, die damals für den ebenso reichen als schönen Hansjakob schwärmten. Wenn er als in die Ferien ging, kamen sie in Scharen zu mir, um seinen Aufenthalt und seine Adresse zu erfahren." —

An meiner Uhr aber hatte ich jedenfalls noch eine größere Freude als die Uhrmacherin einst an meinem Vetter. Wohl hundertmal des Tages zog ich sie aus der Tasche und betrachtete sie in Liebe, und wochenlang schlug keine Viertelstunde vom Münster herab in meine dumpfe Konviktskammer, ohne daß ich ihren Schlag mit dem Gang meiner Uhr verglichen hätte. —

In das erste Quartal meines Konviktslebens fiel auch der Abschluß des so kurzlebigen Konkordats zwischen Karlsruhe und Rom. Im Konvikt wurde derselbe an einem Sonntag gefeiert mit der nicht sehr geistreich angeordneten Verlesung der einzelnen Paragraphen des Vertrags und mit Tedeum. Ich verstand damals von einem Konkordate so wenig als ein Bauersmann von der sphärischen Geometrie, die Hauptsache war mir und wohl den meisten andern auch, daß es an jenem Tage am Konviktstische „Duplex", d. h. besseres Essen und Wein gab.

Nebenbei gesagt, kann ich das Essen im Konvikt, wo barmherzige Schwestern die Küche besorgten, nur loben; es war einfach, aber gut und kräftig. Nur die Mehlsuppe am Morgen vertrug mein Magen nicht, und ich bekam deshalb auf eigene Rechnung Milch. Am meisten waren mit dem Essen jene unzufrieden, welche zu Hause nie etwas

Ordentliches zu essen gehabt hatten. Diese Leute machten dann auch als Vikare bei den Pfarrern die größten Ansprüche. Es soll heute noch so sein. —

Nach Weihnachten begannen die meisten jungen Theologen auf die Semestralprüfung, welche mit Schluß des Winterhalbjahres von den betreffenden Professoren vorgenommen wurde, sich vorzubereiten. Ich habe schon oben gesagt, daß im Konvikt überhaupt studiert wurde; in den Monaten und Wochen vor der Prüfung aber ging's her, daß die Wände schwitzten. Leute mittlern und untern Talents und solche mit schwerem Gedächtnis arbeiteten mit einer wahren Riesenanstrengung.

Es ist eine Qual, solcher Tortur des Geistes nur zusehen zu müssen. Einzelne liefen mit ihren Heften in den Gängen des Hauses auf und ab, leise vor sich hinmurmelnd und memorierend; andere saßen hinter ihren „Holzburgen" in den Zimmern, sorgenvoll das Haupt gebeugt über die „verba magistri"; ein dritter suchte den fernsten Winkel im Hause auf, um allein zu sein mit seinem Heft und seinen Gedanken; ein vierter raste in der Kegelbahn auf und ab, während der fünfte im toten Gesträuch des Gartens seine Seufzer übers Examen aushauchte.

Man muß es miterlebt haben, wie Wissenschaft und Kultur den einzelnen Menschen behandeln, um zu begreifen, wie dieselben alle Völker aussaugen und dann, zugrunde gerichtet, wegwerfen! —

Ich hatte, meiner philologischen Kollegien wegen, nicht so viele Zeit, um mich frühe schon auf die Examina zu präparieren. Mein, Gott sei Dank, sehr glückliches Gedächtnis machte es mir möglich, erst in den letzten zwei oder drei Wochen ans Studieren zu gehen. In kurzer Zeit und mit großer Leichtigkeit lernte ich jeweils den Inhalt der theologischen Vorlesungen kennen und bestand im Examen durchschnittlich mit der Note „vorzüglich", was übrigens nicht allzuviel besagen wollte; denn in der theologischen

Fakultät war die Notenskala damals und ist jetzt noch eine überschwängliche. In ruhiges Deutsch übersetzt, bedeutet jenes „vorzüglich" so viel als sonst und anderswo „gut".

Bei dem greisen Quästor und Bibliothekdiener Wagner mußten die vom examinierenden Professor und dem Dekan der Fakultät unterzeichneten Zeugnisse gegen einen Sechser Gebühr pro Stück abgeholt werden. Ich tat dies stets gern, weniger der Zeugnisse halber, als weil der Alte immer etwas zu erzählen wußte von vergangenen Zeiten. Er war Trompeter gewesen bei dem in Freiburg in den zwanziger Jahren stationierten Infanterieregiment und hatte jene zahlreichen Streitigkeiten zwischen Studenten und Soldaten mitgemacht. Er schilderte die damaligen Studenten als lauter Heroen und Riesen, gegen die wir jetzigen Akademiker wahre Lämmlein wären, derenthalben man nicht mehr Generalmarsch blasen und trommeln müsse.

Es muß etwas Wahres an seinen Erzählungen gewesen sein; denn der in meinen Jugenderinnerungen geschilderte „dicke Metzger" hatte mir von den Göttinger Studenten ähnliche Dinge erzählt und vor der Streitlust und der Tatkraft derselben allen Respekt geäußert. Heute sind, wie vor einigen Jahren ein Student bei einem Bankett in der Freiburger Sängerhalle äußerte, die Musensöhne „glückselige Untertanen". Wohl bekomm's! Solche Dinge sind auch eine Folge der Kultur, welche die Menschen schwach, charakterlos und knechtselig macht. —

Mitte März zogen wir in die Osterferien. Ein lustiges Quartett hatte sich zusammengetan, um durchs Elztal dem Kinzigtal zuzuwandern. Es bestand aus den Theologen des dritten Kurses: Müller, genannt Bummler, einem alten Rastatter und vorzüglichen Sänger, von dem ich früher schon erzählt, Eisele, dem Zithervirtuosen, einem Bonndorfer, Schnaider, dem Musikanten, und meiner blassen Länge.

Der Ludwig Schnaider, ein „Landsmann" von mir, ein Zeller, des Bärenwirts Sohn, dessen Bekanntschaft ich

erst im Konvikt gemacht, war ein musikalisches Genie. Er blies und spielte alle Instrumente, besaß alle guten und schwachen Seiten echter Söhne der Polyhymnia und verband damit eine Gemütlichkeit und Seelenruhe, die „kein Unglück niederzuschlagen" imstande war.[1]

Wir zwei hatten den Winter über, in den dunkeln Konviktsgängen manchmal abends hin- und herwandelnd und der Heimat gedenkend, ausgemacht, gemeinsam und zu Fuß in die Ferien zu ziehen. Um den Jubel recht süß zu machen, luden wir den Zitherspieler Eisele und den Sänger Müller ein.

So kam es, daß an einem sonnigen „Märztag" vier fidele Musensöhne von der Station Denzlingen aus das Elztal hinaufzogen. Wer uns nicht kannte, konnte leicht auf den Gedanken kommen, die Wanderer möchten „fahrende Musikanten" sein; denn Eisele trug seine Zither bei sich, Bummler eine Partie Gesangbücher und Schnaider ein kleines Waldhorn, auf dem er Virtuos war. Und in der Tat wollten wir an jenem Abend ein Konzert geben und als Quartett auftreten in der „Polyhymnia" im bayerischen Hof in Hasle, und unsere Ankunft nebst Programm war bereits dem Doktor Feederle notifiziert.

Ich glaube kaum, daß jemals lustigere Menschen durch das Elztal jubelten als wir vier Theologen an jenem Frühlingstag. Die Wolken zogen so licht und rein am Himmel hin, von allen Bergen und Wäldern rauschten die Bächlein, und die Vögel musizierten und sangen mit uns, daß das Echo schallte von einer Talwand zur andern.

Damals tönte noch dumpf durch das Tal hin der Eisenhammer von Kollnau. Hier war ich vor sieben Jahren einmal gewesen mit meinem Jugendfreunde „Wilhelm, dem Hammerschmied", dem Schwärmer für Schiller. Er hatte für seinen Vater Geschäfte zu besorgen beim Hammerschmied

[1] Er starb schon 1865 als junger Vikar in St. Märgen auf dem Schwarzwald.

von Kollnau, und an einem sonnigen Herbsttage hatten wir die Berge überstiegen und waren hinabgewandelt gen Kollnau. Des Hammerschmieds Töchterlein, ein rotwangiges, blondhaariges Mägdlein, hatte in Wilhelms Herzen die ersten Funken der Liebe geweckt, und auf dem Heimwege schwärmte er nicht nur für Schiller, sondern auch für das „Röslein" in der dunkeln Eisenschmiede.

Da wir heute vorbeizogen am „Hammerwerk", hielt ich Einkehr und fragte nach dem Mann „am Feuer" und seinem Töchterlein. Der Vater war tot und das Mägdlein nach Amerika ausgewandert. Die Erinnerung an jenen heitern Septembertag war getrübt. —

Draußen vor dem winzigen Dörflein Kollnau, in das der gewaltige Keltenberg, der Kandel, finster herabschaut, in dem noch kleinern Gutach stand einsam an der rechten Talwand, unweit der flüchtigen, braunen Elz, ein kleines Häuschen. Hier wohnte in jenen Tagen der Meister Stratz, ein dicker, behäbiger Mann; der braute ein Tränklein, so fein und rein, wie sie es im Münchener „Hofbräu" nicht besser machen.

Da zogen an Werktagen „die Herren" vom nahen Städtchen Waldkirch herauf und an Sonntagen die Simonswälder Bauern, die tapfersten Schwarzwälder des Dreißigjährigen Krieges, hinab ins Tal zum „Stratz" und tranken, bis der Vollmond über die dunkeln Wälder strahlte und ihnen heimleuchtete auf ihren steilen Pfaden.

Hier kehrten aber auch die Studenten ein, wenn sie von Freiburg her ihren Weg ins Kinzigtal suchten, und ergaben sich dem Trunk und dem Gesang, so daß es manchmal Mitternacht wurde, bis sie die hohe Wasserscheide zwischen Elz- und Kinzigtal, die „Viereck", erreicht hatten. Wer weiß, wenn nicht das „Konzert" in Haslach uns gemahnt hätte, ob es uns heute nicht auch gegangen wäre wie mir später manchmal, nämlich den ganzen Nachmittag in der kleinen Stube fortzusingen und fortzutrinken!

Öfters kam ich noch auf meinen Ferienwanderungen

durchs Elztal in das Bierhäuschen an der Talwand, das letztemal nach kaum beendigten Studien, im März 1864. Mit mir wanderten damals meiner Heimat zu der Konviktsdirektor und spätere Bischof Kübel und der Prälat von Schätzler. Schätzler, ein Konvertit und Sprößling der bekannten Augsburger Bankiersfamilie, war der geistreichste Theologe, den ich in meinem Leben getroffen. Ich war ihm gegenüber als Theologe ein Sandkorn im Verhältnis zum Montblanc. Er war von 63—72 Privatdozent an der Freiburger Universität, wurde später Consultor in Rom und Mitglied des Jesuitenordens. Er starb in Interlacken 1880.

Heute, da dies Buch neu erscheint, sind beide tot, und auch der Meister Stratz braut längst kein Bier mehr, er ruht drüben auf dem Kirchhof am Flusse. Da soll man nicht elegisch gestimmt werden! —

Es dunkelte bereits, als wir vier Studenten die Wasserscheide überschritten hatten und drunten im Kinzigtal anlangten. Bei der Schneeballenwirtin" zu Hofstetten ward ein Abendschoppen goldenen Weins getrunken, und auf dem Weitermarsch blies Schnaider ein Stück auf seinem Waldhorn talabwärts Haslach zu. Der Nägelemetzger von Hasle, mit jungen Ziegen beladen, gesellte sich unterwegs zu uns, angelockt durch die süßen Töne des Waldhorns. Schnaider blies das Lied des „Jägers Abschied vom Wald" von Eichendorff:

Wer hat dich, du schöner Wald,
Aufgebaut so hoch da droben?
Wohl den Meister will ich loben,
Daß es tausendfach verhallt!
Lebe wohl,
Lebe wohl, du schöner Wald!

Tief die Welt verworren schallt,
Oben einsam Rehe grasen,
Und wir ziehen fort und blasen,
Daß es tausendfach verhallt!
Lebe wohl,
Lebe wohl, du schöner Wald!

Und wir sangen, was das Waldhorn blies, und in die Wälder der Heimat klangen unsere Lieder bis hinauf zu den höchsten, dunkeln Wipfeln. —

Heimwärts kam ich spät gezogen
Nach dem väterlichen Haus,
Die Gedanken weit geflogen
Über Berg und Tal voraus.

Mutter und Großmutter empfingen den jungen Theologen, an dem sie so fest gezweifelt, aufs freundlichste. Und wenn er ihnen auch noch kein definitives Resultat seines Bleibens im Konvikt geben konnte, so hatten sie doch nicht so viel erwartet. Die Großmutter nahm meine Begleiter ins Quartier. Spät am Abend ließen wir unser Konzert los und ernteten reichlichen Beifall. Meine alten Polyhymniafreunde wunderten sich, daß Konviktsmenschen so heiter und lustig sein könnten, während die Erklärung dieser Erscheinung doch recht nahe lag.

Am folgenden Morgen zeigte ich meinen Freunden die Berge und Wälder meiner Jugendzeit, und am Nachmittag zogen wir talabwärts nach Zell ins „Bärenwirtshaus". Im fröhlichen Wallfahrtsstädtchen am Harmersbach hatte ich manch alten Bekannten zu begrüßen, und es wurden Stunden lauter, gambrinischer Lust hier verbracht. Die Poesie der Knabenzeit war ja vorüber, und der Mensch stand außerhalb des Paradieses.

So und ähnlich vergingen meine ersten Ferien als „Theologe", kein Jota anders als in den Tagen des Rastatter Sextaners. Mit der Geistlichkeit verkehrte ich so wenig wie früher, und auch die Kirche besuchte ich nur an Sonntagen. Meine religiösen Begriffe entsprachen meinem noch geringen theologischen Wissen, und dieses hatte das innere Gebiet des Glaubens bis jetzt in mir nicht verändert.

Es war damals als Vikar im Pfarrhaus der so frühe verstorbene, talentvolle und seeleneifrige Priester Häring,

ein Offenburger Kind. So freundlich er mich auch zu sich einlud, so gerne wich ich ihm aus. Ich befand mich weit behaglicher in den alten Feriengesellschaften und auf meinen einsamen Berg- und Waldgängen. —

Das Sommersemester 1860 begann und mit ihm eine neue Phase meines Kampfes für und gegen das Konvikt. Die Ursachen desselben kamen von außen. In der schönsten Frühlings- und Sommerszeit die Tage in einem geschlossenen Raume verbringen zu müssen, war mir fast unerträglich. Auch der Konviktsgarten brachte duftende Blumen und blühende Bäume hervor, aber sie selbst kamen mir vor, als welkten sie hinter der übermenschlich hohen Mauer aus Heimweh nach Luft und Licht — wie viel mehr erst ich! Gar manchmal wandelte ich verstimmt und melancholisch in diesem Garten und meditierte, wie ich den Zwang loswerden könnte; zu einem festen Entschluß brachte es der Träumer aber nie.

Von den Sommervorlesungen hörte ich, was Theologie betraf, nur gerne die „Einleitung in das Neue Testament" von Dr. Adalbert Maier nach dessen geistreichem und kritischem Buch. Wörters „Theorie der Religion und Offenbarung" setzte mehr theologischen Sinn und theologische Bildung voraus, als ich besaß.

Meine helle Freude aber hatte ich in den philologischen Vorlesungen an dem „Thukydides" und der „Literatur der griechischen Poesie" von Baumstark. Das war Musik für meinen halb heidnischen, für klassisches Altertum jugendlich schwärmenden Geist.

Am schlimmsten kam ich weg bei meinem ersten und letzten Versuch, auf einer deutschen Universität Philosophie hören zu wollen. Der Dozent dieser Disziplin war der Hofrat Sengler, ein Mann, dem ein unendliches Wohlwollen aus allen Zügen sprach, der aber alles eher als ein Philosoph eigenen Denkens sein mochte. Wer nicht Denker von Fach, d. i. ein eminentes Talent oder ein Genie ist, der sollte eben

nie Philosophie dozieren, wenn er mehr lesen will als eine Geschichte derselben.

Wir machten zu dritt, zwei Theologen und ein junger Prinz von Hohenlohe, das Kollegium des Hofrats aus, der über „praktische Philosophie" vortrug in einer Monotonie und Schwerverständlichkeit, die zum Verzweifeln gewesen wäre, wenn nicht mich oft die dunkeln Regionen, in welche mein Geist geriet, heiter gestimmt hätten.

In sein Gehör eine Stunde lang die dicksten Unverständlichkeiten aufnehmen und nachschreiben, hat denn doch auch etwas Komisches, und Schopenhauer hat völlig recht, wenn er einmal schreibt: „Wirklich belustigend muß es sein, einen Philosophieprofessor auf dem Katheder zu sehen, der bona fide seinen Wortkram vorträgt, ganz ehrlich, in dem Wahn, dies seien eben Gedanken, und vor ihm die Studenten, welche ebenso bona fide, d. h. im selben Wahn, andächtig zuhören und nachschreiben, während doch im Grunde weder der eine noch die anderen über die Worte hinausgehen, vielmehr diese, nebst dem hörbaren Kratzen der Federn, das einzige Reale bei der Sache sind."

Die Philosophie soll auf unseren Universitäten heute noch ebenso unverständlich doziert werden wie zu meiner Zeit. —

Ich wurde ein mittlerer Dreißiger, bis ich wieder einmal versuchte, Philosophie zu studieren, aber erst als Fünfziger trieb ich diese ebenso oft mißbrauchte als mißverstandene Wissenschaft mit klarem Erkennen und Verstehen.

Philosophie, deutsche, moderne, sollte jeder gebildete Christenmensch bis ans Ende seines Lebens studieren und verfolgen. Sie wäre ihm der lichteste Beweis von der Wahrheit des Christentums. Wenn man liest, wie diese Herren Philosophen mit der Stange im Nebel herumfahren und, wenn sie das Christentum niedergerissen zu haben glauben, doch immer wieder zu demselben zurückkehren, wenn sie etwas Vernünftiges behaupten wollen, so freut man sich

doppelt seines christlichen Glaubens. Mich hat beispielsweise der scharfsinnigste und geistreichste unserer neuern Philosophen, Schopenhauer, der sonst als ein schrecklicher Geist des Unglaubens gilt, mehr denn jeder andere von der Göttlichkeit des Christentums überzeugt. —

Im gleichen Sommer 1860 wurde ich auch das Opfer einer andern Wissenschaft, der ich später hohe Aufmerksamkeit geschenkt habe. Wir sämtlichen Konviktoren mußten uns revakzinieren lassen, denn die Blattern gingen um, und deshalb beschloß unser Hausarzt Dr. Blas, uns durch die Lanzette zu schützen. Mir bekam die Prozedur so schlecht durch Fieber und hochgeschwollenen Arm, daß ich, krank und elend hinter meiner Holzburg im Studierzimmer sitzend, schwor, dem Impfteufel auf die Finger zu sehen und ihm für mein ganzes Leben abzuschwören. Ich habe Wort gehalten, und einer meiner ersten schriftstellerischen Versuche war „das Büchlein gegen das Impfen".

Doch bei jedem Unglück ist in der Regel ein Stückchen Glück, und die Impfnarbe aus der Zeit der Revakzination bestimmte zwei Jahre später den kleinen, alten Amtsarzt von Wolfach, mir in den Ferien ein Zeugnis auszustellen, daß ich als Kind so vorzüglich geimpft worden sei, daß heute noch eine stattliche Narbe sich zeige. Diese Urkunde war hoch vonnöten, um ins Seminar aufgenommen zu werden, denn meine Mutter hatte die erste Impfquittung verloren.

Ich hoffe, daß noch die Zeit kommt, in der man allgemein darüber lachen wird, daß es eine Periode gab, welche von jedem Deutschen, wenn er irgendwie Vater und Mutter verließ und in der Welt sich umsehen mußte, einen Impfschein verlangte.

Unserem Hausarzt fiel ich später nochmals unter die Hände wegen Magenentzündung, gegen welche er mir auch mit einem Hauptmittel der alten Schule zu Hilfe kam, mit „Blutegeln", einem Rezept, das damals vielen Leuten Heilung brachte, wie auch das Aderlassen. Diese beiden

Methoden sind zum Schaden der Kranken heute gänzlich aufgegeben.

Im Konvikt bestanden zwei Krankenzimmer, die aber selten von Schwerkranken belegt waren. Die meisten Patienten konnten trotz ihrer Leiden den Tag über dem Zegospiel obliegen. Manche wurden auch ständige „Spitalbrüder", um dem „dolce far niente" und längerem Schlaf zu huldigen. Bisweilen schlüpfte auch einer, der dem Examen für diesmal aus dem Wege gehen wollte, unter die Fittige des Dr. Blas. Dieser war einer der brävsten Männer an der Dreisam, aber kein großer Diagnostiker. Weder die Leiden, noch die Faulheiten und Tagdiebereien einzelner seiner „Patienten" vermochte er in der Regel zu durchschauen. Seine Gutmütigkeit war förmlich dazu angetan, allerlei jugendlichen Übermut zu provozieren.

Wie gut die Patienten im Konvikt allermeist aufgelegt waren, beweist die Wette, die ich in meinen kranken Tagen damals einging. Es galt, zu gleicher Zeit einen Brief zu schreiben, einen Brief zu diktieren und mit einem Dritten zu konversieren. Ich gewann die Wette trotz meines Magenleidens und Blutverlusts. Heute bin ich manchmal nicht imstande, nur wenige Zeilen zu schreiben. Sic transit gloria cerebri! —

Im Sommer des Jahres 1860 feierte einer der bedeutendsten Lehrer der Universität, der Domdekan Hirscher, ein Schwabe aus Altergarten bei Ravensburg, sein fünfzigjähriges Doktorjubiläum. Nahezu die gesamte Studentenschaft vereinigte sich, um dem edlen Greis eine Huldigung darzubringen durch einen großartigen Fackelzug.

Der reiche Domdekan ließ diese Ovation nicht unbelohnt und lud die Fackelträger alle auf einen Nachmittag ein in den Hirschen zu Günterstal. Daß Hirscher „etwas Umfangreiches wichsen" werde, hatten wir vorausgesehen, und die meisten beschlossen, das ihrige zu einer tüchtigen Zeche beizutragen. Ich mußte für ein Konsortium von

meinem Kaufmannsonkel eine Portion bitterer Mandeln beischaffen als Mittel, viel trinken zu können, ohne berauscht zu werden. Sie wurden auf dem Weg nach Günterstal gekaut. Die Kauer waren sämtlich „alte Rastatter", und wenn ein solcher in jenen Tagen noch zu bittern Mandeln griff, so leistete er Gigantisches im Trinken, wie die geharnischten Ritter der Turnierzeit.

Wie ein milder Herbstabend saß der alte Hirscher im Garten zu Günterstal unter der lärmenden akademischen Schar. Die waldigen Berge ringsum bildeten einen feierlichen, dunkeln Rahmen um das Schlachtfeld, während der rauschende Waldbach am Garten hin übertönt ward vom Sang der Trinker. Es war ein wilder, bacchantischer Tag, wie sie der Student liebt in jener Lebenszeit, wo, um philosophisch zu reden, der „blinde Wille den Intellekt so oft zurückdrängt". —

Unser Konviktsdirektor trug dieser Lebensperiode in ebenso vernünftiger als freundlicher Art Rechnung und gab uns nicht bloß im Hause, sondern auch auswärts öfters Gelegenheit, etwas „auszutoben". So wurden jeden Sommer gemeinschaftliche Ausflüge veranstaltet in die herrliche Umgebung von Freiburg, wo jeder Wald und jede Bergeshöhe ein gutes Wirtshaus birgt und trägt. Der Direktor und die Repetitoren machten diese Exkursionen mit und ließen dabei dem Durst und der Lust der Studenten freien Lauf. Der einzige, welcher bisweilen ein griesgrämiges Gesicht schnitt, war der fromme Repetitor Braun, der naive Menschenkenner.

Mit innerem Widerwillen aber kehrte ich jeweils in das Konvikt zurück von solchen Touren, die mich wieder hatten „ahnen lassen, was Freiheit heißt".

Ich für meine Person bin heute noch kein Freund vom Konviktsleben und glaube kaum, daß ich, ganz abgesehen von andern Dingen, nochmals das Zeug zu demselben in mir trüge, falls ich wieder auf die Welt käme; allein es wäre ein

Unrecht von mir, wenn ich die Einrichtung und Hausordnung im Freiburger Konvikt, objektiv angesehen, tadeln wollte. Die Anstalt, wie sie unter der Direktion des späteren Bischofs Kübel bestand, war durchaus frei von Übertreibungen und trug die möglichste Rücksicht auf Bedürfnisse, wie sie der deutsche Student und der junge Mensch zu haben pflegen.

In den Sommertagen anno 1860 nahte mir ein starker Mephisto, der mich in große Versuchung brachte, dem Konvikt Adieu zu sagen. Es kam der Kaufmann und Senffabrikant Gotterbarm von Hasle, ein ebenso intelligenter als in jeder Beziehung freisinniger Mann, nach Freiburg und suchte mich bei dieser Gelegenheit auf. Ich hatte als Lyzeist manchen Abend beim „Haserhans" mit ihm getrunken, gesungen und seine freiheitlichen Reden angehört und ihnen begeistert zugestimmt. Als Flüchtling von 1849 war er in Italien gewesen und wußte vieles zu erzählen vom Lande jenseits der Alpen. Ein Feind der „Pfaffheit" und Freund der Volkssouveränität behandelte er in all seinen Reden diese beiden Gegenstände mit ebensoviel Wärme als Geschick. Er hatte an mir in jenen Tagen stets einen verständnisinnigen Zuhörer gefunden und wunderte sich deshalb doppelt, mich als Theologen zu wissen.

Ich meldete dem Direktor, ein „Vetter von Haslach" sei da, und stellte den Antrag auf freien Ausgang, was natürlich gewährt wurde. Wir machten einen Spaziergang ins „Brückle", damals ein beliebtes und besuchtes Wirtshaus draußen an der Landstraße nach St. Georgen.

Meister Gotterbarm ging nun unterwegs scharf mit mir ins Gericht, sprach mir jeden theologischen Beruf ab, erinnerte mich an erst kurz vergangene Zeiten und getane Aussprüche und mahnte dringend, doch nicht Geistlicher zu werden. In mir stecke das Zeug zu einem freisinnigen Advokaten, ich sollte Jurist werden und kämpfen für Freiheit, Volk und Vaterland. An Geld würde es mir nicht fehlen, und dabei zog er einen Beutel voll glänzender Napoleons aus der

Tasche, von denen er mir jedes beliebige Quantum zur ersten Verfügung stellte.

Noch nie stand meine Theologie an einem gefährlichern Scheidewege, wie in jener dunkeln Abendstunde auf der Brücke beim botanischen Garten, und noch nie wanderte ich so fest entschlossen, es am andern Morgen zu verlassen, dem stillen Konvikt zu. Der Morgen kam, der Gotterbarm ging und ich — blieb im Konvikt. Jedenfalls aber waren die nächsten Tage von jenen, von denen der Direktor mir später oft sagte, er habe mir manchmal angesehen, daß ich auf dem Sprunge gewesen sei, aus dem Konvikt auszutreten.

Der Gotterbarm starb erst 1892, ein Achtziger, als Altkatholik, und die Haslacher stürmten bei seiner Beerdigung den vom Pfarrer verschlossenen Kirchturm, um dem alten Freiheitsmann ins Grab zu läuten. —

Bald nach der Gotterbarmschen Versuchung kam die Zeit der Prüfungen über die gehörten Vorlesungen und mit ihnen die Ferien zu Anfang des Monats August. Ich zog diesmal allein durchs Elztal und besuchte en passant in Waldkirch den Advokaten Benz, der vor kurzem von Haslach hierher gezogen und dessen Gesellschafter ich in der „Polyhymnia" noch gewesen war.

Haslach hatte 1857 sein Bezirksamt verloren, und Benz ging von dannen, nachdem er eine ganze Generation hindurch an der Kinzig — Zego gespielt. Denn dieses Spiel und ein guter Morgenschlaf bis in den Mittag hinein ließen ihm wenig Zeit, seine Prozesse zu gewinnen. Er trachtete deshalb auch nicht nach den Reichtümern dieses Lebens und nahm genau nur so viel Arbeit über sich, als zur Fristung seines Hagestolzen-Daseins notwendig war.

Es gehört zu meinen frühesten Erinnerungen, daß ich als Knabe um die Mittagsstunde den dicken, übrigens sehr intelligenten Doktor der Rechte von der Vorstadt, wo er wohnte, am elterlichen Hause vorüber dem „Kreuz" sich zuwälzen und spät am Nachmittag wieder heimwandeln sah: das Bild des behaglichen Stillebens.

Kam ein neuer Beamter oder Geistlicher nach Haslach oder in dessen Umgebung und traf in der Gesellschaft den Advokaten Benz, so war des letztern erste Frage: „Können Sie auch Zego spielen?" Wurde diese verneint, so antwortete Benz trotzig: „Es ist eine Schande, wenn man 14 Jahre studiert hat und nicht Zego spielen kann." Bei Geistlichen fügte er noch hinzu: „Wenn ich Bischof wäre, ich hätte Sie nicht ausgeweiht."

Der dicke Mann war aus Salem, Sohn eines Klosterbeamten, wußte viel vom alten Zisterzienserstift zu erzählen und hatte in dessen Schule auch das Orgelspiel gelernt, worin er Virtuos war. Ich sah ihn aber gleichwohl nie bei einem Gottesdienst.

Sein Kollege und ehemaliger Mitadvokat im heimatlichen Gerichtssprengel, der Anwalt Blattmann, ein geborener Elztäler, stand ihm in jeder Hinsicht würdig zur Seite. Auch er hielt das Prozeßführen für ein zum Lebensunterhalt notwendiges Übel und arbeitete in seinem Beruf nie mehr, als soweit es sein ebenfalls eheloses Dasein erheischte. Doch besaß er idealere Passionen als sein dicker Kollege. Seine Lieblingsbeschäftigung waren Vogelfang und Wandern in Feld und Wald. Er wohnte im letzten Hause am südwestlichen Stadtende, beim Gerber Engler, am Klosterbach, um mit einem Schritt in der freien Natur zu sein, und gar oft begegnete ich in meinen Knabenjahren dem ernsten, schwarzen Mann, wenn er still sinnend durch die Fluren streifte.

Beide Advokaten sind mir Ideale ihres Standes und wohl die einzigen Stoiker dieser Kaste im 19. Jahrhundert gewesen. Sie starben beide arm und mittellos. Sie hatten das Geld in den Taschen der Bauern gelassen, denen sie von Prozeßkrämerei abrieten, wo sie konnten, und die deshalb ihr Andenken segneten. —

Anwalt Benz empfing den jungen Theologen in Waldkirch aufs freundlichste; denn ich hatte als Zegospieler längst sein Herz gewonnen. Er führte mich in die „Arche" zum

Frühschoppen, dann in die „Post" zum Tisch und gab mir schließlich das Geleite bis hinaus „zum Stratz", wo wir unser letztes Glas zusammen tranken. Wir nahmen im kleinen Häuschen an der Elz Abschied auf Nimmerwiedersehen; denn nicht lange danach legte sich der gute Mann zum Sterben nieder. Ich aber zog an jenem Tage lebensfroh weiter über Berg und Tal der lieben Heimat zu. –

Aus den nun folgenden Ferien sind mir zwei Ereignisse besonders erinnerlich, der Besuch des Direktors Schraut und ein kleiner Straßenskandal mit körperverletzendem Ausgang.

Ich saß eines Abends, mit dem Notar von der Jagd zurückgekehrt, in der „Polyhymnia", als mir aus dem Hotel Kreuz die Kunde kam, es sei dort soeben ein Herr angekommen, welcher mich zu sprechen wünsche. Unhöflich, wie immer, ließ ich dem Herrn sagen, wenn er Biertrinker sei, möge er doch in unsere Gesellschaft kommen, worauf er mir melden ließ, er trinke keinen Gerstensaft und bäte mich, ihn aufzusuchen.

Vergeblich war eine Beschreibung des Unbekannten durch den indes zum Bier gekommenen Kreuzwirt Merkle. Ich konnte kein erkennbares Bild bekommen, und so trieb mich mehr die Neugierde als die Höflichkeit dem „Kreuz" zu. Mein Staunen und meine Freude war so groß wie die Reue über meine Grobheit, als ich in dem Fremden meinen Lyzeumsdirektor fand, der, als richtiger Preuße, bei seinem Tee saß. Er war auf einer Fußreise das Kinzigtal herabgekommen und wollte, in Haslach übernachtend, nicht versäumen, seinen „langen Hansjakob" rufen zu lassen.

Ich verzichtete auf jedes geistige Getränk und verbrachte den ganzen Abend freudenvoll in der Nähe des von mir so hochverehrten Lehrers. Am andern Morgen gab ich ihm das Geleite auf die Bergeshöhe gen Elzach bis zur „Viereck". Während wir die steilen Pfade hinanstiegen, sprach der geistreiche Mann über die lateinischen und griechischen Klassiker, vorweg über Horaz und Homer, seine Lieblingsschriftsteller,

so ergreifend schön, wie ich ihn noch nie gehört. Es war aber auch sein „Schwanengesang" einem seiner aufmerksamsten Schüler gegenüber. Wir sahen uns nie mehr im Leben.

Auf dem Gipfel des Berges schieden wir wie Vater und Sohn dem Geiste nach. Mein Herz war im Hinabsteigen zum Tal übervoll von Verehrung zu dem großen Lehrer und von schwärmerischer Liebe zum klassischen Heidentum. Von der „Heidburg" herüberkommend, begegnete mir damals der alte „Dorfmüller" von Hofstetten, ein guter Bekannter von meinen Jagdzügen her. Er war eben mit seinem Hunde auf der Hühnerjagd gewesen und begleitete mich nun weiter bergab. Sein Jägerlatein, in welchem der alte Müller hätte doktorieren können, brachte mich wieder ab von meiner elegischen Stimmung.

Am Ende des Jahrzehnts, zu dessen Anfang wir auf der Bergeshöhe gestanden, starb, wie schon erwähnt, Direktor Schraut, noch ein Fünfziger. Weil das Programm des Rastatter Lyzeums dem Manne keinen Nachruf gewidmet, tat ich es vom Bodensee aus, in etwas scharfer Art gegen das Totschweigen meines Lieblingslehrers losziehend. Als ich bald nachher, 1870, auf der Festung Rastatt gefangen saß, besuchte mich einer meiner ehemaligen Lehrer, der Professor Eisinger, aber nicht in der Absicht, mich zu trösten, sondern um zu erfahren, ob ich den Nachruf geschrieben, was zu erraten nicht schwer war, da ich meine Entrüstung wiederholte. Jetzt verriet mir der Herr Professor eine Schwäche aus dem Privatleben des Direktors als Grund jenes Schweigens. O lateinischer Schulmeister, o Splitter- und Sittenrichter, dachte ich und gab folgende Antwort: „Lieber Herr Professor! Wegen d i e s e s Fehlers hätte Schraut Staatsminister und selbst Großherzog von Baden sein und den schönsten Nachruf von der Welt erhalten können." Nicht eine Sekunde lang schwankte meine Verehrung gegen den bedeutendsten Lehrer meiner Gymnasiumszeit.

Schraut war bei seinen Kollegen nicht beliebt, weil er

geistig um Elephantenlänge über sie hinausschaute, mit ihnen am Abend kein Bier trank und keinen Alltagskohl schwatzte. Drum wurde er in beliebter Art totgeschwiegen.

Was den Direktor Schraut auch äußerlich als genialen Menschen kennzeichnete, war der Umstand, daß man ihm, wie auch meinem Universitätslehrer Baumstark, den lateinischen Schulmeister gar nicht ansah. Den „Diis minorum gentium“ unter den klassischen Philologen prägt sich nicht der Geist der Klassizität, sondern nur der lederne Einband der alten Codices im Äußern auf, so daß ihnen der steife, langweilige, lederne Schulmeister aus der ganzen Haltung, aus allen Zügen und aus allen Knopflöchern hervorschaut.

Mein Schraut aber präsentierte sich wie ein vortragender Staatsrat im Auswärtigen Amte. —

Weniger erfreulich ist die zweite Erinnerung aus den Herbstferien des Jahres 1860. Es war ein Kommers sämtlicher Akademiker des obern Kinzigtales nach Haslach bestimmt und mit der üblichen Kneiperei abgehalten worden. Am Abend zogen wir Studenten mehr als bierfröhlich durch die Straßen des Städtchens, singend und lärmend.

Vor dem „Raben“ ward haltgemacht und mit meinem „Vetter Karl“, dem damaligen jungen Rabenwirt, und mit seiner Familie unterm Fenster gesprochen. Rings um uns sammelten sich hierbei die Gesellen und Lehrjungen des Städtchens, welche nach altem Herkommen ihren nächtlichen Korso abliefen. Ihre Neugierde ärgerte uns, wir geboten ihnen, sich zu entfernen, und da sie behaupteten, für „ihre Pläsier“ dazustehen, hieb ich mit dem Stock auf die Menge ein.

Sie ging auseinander, aber einen alten Küfergesellen hatte ich am Arme schwer getroffen, was mir am andern Morgen in aller Frühe, da ich noch zu Bette lag, ein Gendarm mitteilte. Zum Dank für diese verfrühte Annoncierung wies ich dem Mann des Gesetzes die Türe und verweigerte jedes Verhör. Am Nachmittag machte mich aber der mir sehr wohlwollende Oberamtsrichter Bodemüller auf der

Kegelbahn im „Bayerischen Hof" auf die Folgen der ganzen Affäre aufmerksam. Er übernahm es, den Gendarmen zu beschwichtigen, und mir riet er, mit dem Verletzten „abzumachen". Das tat die besorgte Mutter, welche den Mann zum Bürgermeisteramtsverweser, dem Hutmacher Lorenz Kilgus, kommen ließ und mit fünf Gulden Schmerzensgeld befriedigte.

Es war dies das erstemal in meinem Leben, daß ich bei öffentlichem Auftreten mit der öffentlichen Ordnung in Kollision geriet, aber auch das einzigemal, wo ich so gelinde dabei wegkam.

Jahre gingen ins Land, ich war viel älter, aber nicht viel klüger geworden, aus dem Stockstudenten hatte sich ein politischer Streithahn, ein sogenannter Hetzkaplan, herausgebildet. Als solcher ging ich eines Tages einsam ein Bergtal der Heimat hinauf. Da steht plötzlich an einer Strohhütte ein greiser Mann vor mir, grüßt mich ehrerbietig, stellt sich vor als den damaligen Küfergesellen und erinnert an jenen Abend. Er tat dies aber mit solch zufriedenem Lächeln, als ob er sich etwas einbilde, von mir einstens „gehauen" worden zu sein.

Ich schüttelte ihm die Hand und sagte ihm: „Lieber Freund, seid getrost, Ihr seid längst gerächt, mich haben seitdem Welt und Menschen mehr als genug eingesperrt, geprügelt, gehetzt und gepeitscht, so daß der Streich, den Ihr an jenem Abend von einem leichtsinnigen Studenten bekommen habt, dagegen wahres Kinderspiel ist." „Jo, Härr," meinte er, „i glaub's, denn i ha davo scho g'läse in de Zittunge!"

Ich gab ihm ein Stück Geld zu einem Trunk, und wir schieden im hellsten Frieden. Er lebte noch lange in seiner Hütte unfern der Karfunkelstadt und ich bin ihm noch einmal in den achtziger Jahren in jenem Tale begegnet. —

Mit Beginn des Wintersemesters 1860/61 trat ich in den zweiten theologischen Kurs ein, in welchem ich meine gläubige Überzeugung endlich gewann, und zwar aus den Vorlesungen über katholische Dogmatik von Professor Wörter.

Es galt dieser schon erwähnte Universitätslehrer bei manchen Theologen nicht als gelehrt und orthodox im neuesten Sinne. Er trug zu wenig scholastische Spitzfindigkeiten vor und ließ es an unverständlichen Phrasen fehlen. In der Theologie geht es manchmal wie in der Philosophie. Je hohler einer doziert und schreibt und je höher er seine Zuhörer auf den Wolken seiner Phrasen trägt, um so mehr wird er von allen Dumm- und Hohlköpfen angestaunt. So hat es ein Hegel in der Philosophie des 19. Jahrhunderts zu einem Helden der Wissenschaft bringen können, und so gilt in der deutschen Theologie — nomina sunt odiosa — mancher für ein dogmatisches Genie, weil er Dinge zu sagen und zu schreiben weiß, die er selbst nicht versteht.

Ich habe später manch dogmatisches Buch in der Hand gehabt, mit manchem „sublimen" Theologen disputiert über Dogmatik, aber stets gefunden, daß Professor Wörters einfaches, gutes „Schwarzbrot" mir am besten zusagte und mir den Phrasen gegenüber zum Siege verhalf. Es gibt viele Theologen, die meinen, wenn einer den Thomas von Aquin nicht studiert habe oder einen seiner Nachahmer, so sei seine Dogmatik nichts. Allein Thomas von Aquin war ein Genie, und für solche ist „die deutsche Welt nicht eingerichtet"; mit unverstandenen Phrasen aber einem Genie nachäffen, ist die schwerste Versündigung gegen einen solchen Geist. Wenn ein Zinngießer Diamanten in Blei fassen will, kommt gewiß etwas recht Ungeschicktes heraus.

Ich bin überzeugt, daß wenn ein solch hochfliegender theologischer Zinngießer mir die erste Dogmatik vordoziert hätte, ich nie zu einem gläubigen Begriff des katholischen Lehrgebäudes gekommen wäre. Drum laß ich mir den Professor Wörter nicht schelten. Ruhig, einfach und klar trug er seine Dogmatik vor, und nachdem ich ihm zwei Semester zugehört hatte, war ich ein überzeugungsvoller, positiv gläubiger Mensch geworden.

Von der Person des Heilandes, vom Erlösungswerk

und von den Sakramenten hatte ich bisher absolut keine richtige Vorstellung gehabt. Jetzt bekam ich sie und damit auch den rechten Begriff von Beicht und Abendmahl. Im Sommersemester des zweiten theologischen Kurses habe ich das erstemal im Leben mit vollem Verständnis gebeichtet und kommuniziert. Mein Beichtvater war der milde Dompräbendar Schnyder, ein alter Herr aus Gambel im Kanton Wallis, welcher schon seit 1818 am Freiburger Münster wirkte und für meinen damaligen Seelenzustand vortrefflich paßte.

Durch die Dogmatik bekam ich Glaube und Liebe zur Theologie. Das Priestertum ward mir zum Ideal, und da ich, so oft noch im Leben ein solches mich ergriff, stets mit meinem ganzen übersanguinischen Temperament dafür schwärmte, kannte ich nichts Höheres mehr, denn Priester zu werden. Was trotzdem unverändert blieb, war mein Widerwille gegen das Konviktsleben. Allein, weil dasselbe der notwendige Durchgang zur Erreichung meines neuen Ideals war, so wurde es mir wenigstens erträglicher als bisher. —

Bei einem weit gefeierteren Lehrer, als Wörter war, profitierte ich in der gleichen Zeit trotz seiner Genialität nichts. Ich meine den Professor und Domdekan Hirscher, der uns im Wintersemester 1860/61 seine letzten Vorlesungen über Moral gab nach seinem eigenen Lehrbuch. Hirscher war ein genialer Mensch; allein Leute mit geniehafter Anlage leisten durch ihre Schriften in der Regel nicht sehr viel fürs praktische Leben. So ging es auch Hirscher mit seiner Auffassung und Darstellung der christlichen Moral „als der Lehre von der Verwirklichung des göttlichen Reiches in der Menschheit". Die Idee war geistreich und mit allem Scharfsinn eines tiefen Denkers durchgeführt, aber das Buch für junge Theologen viel zu schwer, zu kompliziert und so alles eher als ein Lehrbuch. Mich hat das Studium keiner theologischen Disziplin so sehr gelangweilt als das der Moral nach Hirscher.

Das nämliche kann man von den Hirscherschen Katechismen sagen, mit denen die Jugend unserer Diözese vor fünfzig und mehr Jahren förmlich malträtiert wurde. Hirscher war zeitlebens Repetent und Professor gewesen an Hochschulen; wer aber nicht mit Kindern und mit dem Volke jahrelang umgegangen, kann keinen populären Katechismus schreiben, und wenn er auch ein Genie wäre.

Gleichwohl schaute ich verehrungsvoll an dem greisen Lehrer hinauf, der, damals schon ein Siebziger, ein klassisch schönes Gesicht hatte und eine in hohem Grade ehrwürdige Erscheinung war. Doch seine Körperkräfte verließen ihn zusehends; gebrochen saß er hinter seinem Katheder, und mühsam trug er seine Sache vor. Es kam ihn sichtlich schwer an, seiner Pflicht als akademischer Lehrer noch nachzukommen[1]. Im Sommer las er nicht mehr. Es supplierte nun im Konvikt der Repetitor des zweiten Kurses, Ehrat. Die Sache wurde womöglich noch langweiliger, trotzdem der Supplent ein talentvoller Mann war.

Ich habe später wiederholt versucht, die Moral Hirschers uno tenore zu lesen; es war mir unmöglich. Man kann von diesem zweifellos genial angelegten Buch sagen, was von der Messiade Klopstocks. Dagegen harmoniere ich heute noch sehr mit Hirschers „Betrachtungen über die sonntäglichen Evangelien“, in denen sich die ganze, reiche Individualität Hirschers und sein tiefes Gemüt ausspricht. Sie sind mir oft willkommene Nothelfer im Predigtamte gewesen. —

Noch eine Zelebrität lernte ich im Winter 1860/61 zum ersten Male als Lehrer kennen, den Professor Alban Stolz. Ich glaube, es gab damals in Deutschland keinen akademischen Dozenten, der weniger sogenannte Gelehrsamkeit besessen hätte als Alban Stolz, und doch werden die Zuhörer kaum bei einem Professor mehr profitiert haben als bei diesem „ungelehrten“.

[1] Er starb aber erst 1865.

Originell und klassisch populär sind die Schriften und waren die Vorträge von Alban Stolz, und deswegen ziehen und zogen sie die Leser und Hörer jeden Bildungsgrades an. Merkwürdig war bei den Stolzschen Vorlesungen, daß der ungemein trockene und monotone Vortrag den Eindruck des Gesagten durchaus nicht minderte, was abermals von dem gewichtigen Inhalt seiner Gedanken zeugt.

Wer da weiß, daß er nur vorzügliche Ware verkauft, der braucht dazu keine rednerische Wendungen; wer aber leichte Ware auf den Markt bringt, der muß dazu etwas Krakeel machen, sonst bringt er sie nicht an den Mann. Diese Erfahrung kann man gar oft bei Professoren und Predigern machen. Alban Stolz gehörte nicht zu den Männern der Phrase und der blendenden Rhetorik, er gab viele und gute Wolle und wenig Geschrei. Im Jahre 1875 hörte ich ihn zum erstenmal in einem Gebirgsdorfe bei Bludenz den Bauern des vorderen Walsertales predigen. Diese konnten kaum mehr ergriffen sein als ich. Die Rede war fortgesetzte Monotonie, aber, was er sprach, fiel nieder wie gediegenes Gold.

Ich hörte im zweiten theologischen Kurse die Vorlesungen dieses Professors „über christliche Pädagogik" und fühlte mich sofort von ihm angezogen, trotzdem die betreffende Disziplin mir etwas wildfremdes war und etwas zu früh kam in meinen theologischen Studien.

Alban Stolz hatte einst viele Feinde, weil er zu jenen Menschen gehörte, die stets sagen und schreiben, wie sie denken. Wer aber, wie ich in späteren Jahren, das Glück gehabt hat, diesen heiligmäßigen Mann näher kennen zu lernen und in seine kindliche Seele zu schauen, der wird ihn lieben und verehren von ganzem Herzen. Und wer ihn nicht persönlich kannte, aber den innern Alban Stolz in seiner Religiosität und Poesie bewundern will, der lese seine „Witterungen der Seele." In meinen Augen ist diese Schrift sein Hauptwerk, mir immer wieder ein Erbauungsbuch und

dabei so voll von Zügen tiefer Poesie in der Darstellung, daß ein klassischer Dichter nicht schöner schreiben könnte. Schon manchmal hab' ich dies Buch zugemacht mit den Worten: „Das ist ein Schriftsteller von Gottes Gnaden!" —

So oft ich an die beiden genialen Lehrer Hirscher und Stolz zurückdenke, kommen mir zwei Gedanken: einmal, wie unendlich verschieden große Geistesgaben in den Menschen sich äußern, und dann der Wunsch, solche Männer in späteren Jahren wieder hören zu können. Man ist in der Universitätszeit doch noch zu jugendlich und zu wenig für innere Reflexionen angetan, als daß man hochgeistigen Lehrern recht folgen könnte. Es geht einem mit den Menschen wie mit den Schriften der Klassiker, man hört und liest sie, aber das Beste davon verstehen wir nicht in jenen Lebensjahren. Und so wie einer einen Goethe, Dante, Byron, Shakespeare anders liest mit vierzig Jahren denn mit zwanzig, so würde er auch große Lehrer besser begreifen denn ehedem. —

Zu allen Zeiten meines Lebens bis zur Stunde habe ich mich gerne in Extremen aufgehalten und dann alles übertrieben, stürmisch, leidenschaftlich und im höchsten Grade sanguinisch. So trieb ich's auf dem Lyzeum mit dem Pokulieren und so auf der Universität und im Seminar mit dem Studieren. Den ganzen Tag bis zum tiefen Abend in den Vorlesungen zu sitzen, war mir eine Lust, und jede Stunde, die mir neben der Theologie übrig blieb, wurde auf philologische „Kollegien" verwendet. Namentlich im Winter 1860/61 wurde ohne jede Rücksicht auf Gesundheit gehört und gelernt.

Ich trat in das philologische Seminar ein und machte sämtliche lateinische und griechische Arbeiten unter Leitung des Professors Baumstark mit. Bei dem gleichen Lehrer hörte ich noch „Geschichte der prosaischen Literatur der Griechen" und „Tacitus' Germania". Bei Professor Bücheler las ich „Aristophanes' Wolken", und vom Hofrat Müller vernahm ich Vorlesungen über „populäre Astronomie". Von

den letzteren profitierte ich am wenigsten. Ich hatte, weil der Sternenhimmel immer so mächtig auf mich wirkte, etwas näheres darüber hören wollen; allein was ich hörte, ging weit über meinen Horizont, und dazu wurde viel gerechnet, was nicht wenig dazu beitrug, mein Unverständnis zu vergrößern.

Um so größern Gewinn zog ich aus Baumstarks „Germania des Tacitus". Das war des Professors Lieblingsschriftsteller und darum die Vorlesungen über Tacitus klassisch schön und im höchsten Grade belehrend. Wie ein delphischer Oberpriester auf seinem Dreifuß, saß da die gewaltige Gestalt Baumstarks, wenn er über Tacitus redete, auf dem Katheder und sprach in feierlichem Orakelton.

Bücheler behandelte den Aristophanes mit einer so geistreichen Leichtigkeit, daß man nur staunen mußte über den blutjungen Professor. Item und abermals, ich habe vor den Preußen als Schulmeister und Soldaten unentwegten Respekt! —

Im Konvikt genoß ich vom zweiten Kurse an wenigstens eine kleine Annehmlichkeit. Ich hatte beim Umzug in die Quartiere der zweijährigen Theologen den Direktor gebeten, mich in ein Zimmer zu tun, in welchem ich möglichst wenig Gesellschaft hätte; denn das Zusammenessen, -studieren und -schlafen war mir neben dem Frühaufstehen entschieden das widerwärtigste am ganzen Konviktsleben.

Mein Wunsch ward erfüllt, und so kam ich in das kleinste Zimmer zu den zwei ersten im Kursalphabet. Beide waren ebenso fromme als fleißige Leute, aber in vielen Stücken himmelweit verschieden von meinem Wesen und Charakter. Gleichwohl kamen wir stets friedlich aus, meist jedoch, wie ich meine, aus dem Grunde, daß ich die wenigen Stunden, welche ich bei ihnen auf der Stube zubrachte, ehrlich und redlich hinter meinem Studierpult verschlief.

Ihre Namen waren: Max Berger von Säckingen und Wilhelm Baumann von Bräunlingen. Ich weiß nicht, wel-

cher der stillere und ernstere war. Jedenfalls war eine Windmühle zwischen zwei gefrorenen Teichen.

Der Baumann war ein älterer, häßlicher Kamerad mit schielenden Augen, aber mit einer herzensguten Seele. Er hatte ursprünglich Maurer werden wollen und bekam deshalb von uns den Namen „Baurat“. Er starb 1903 als Pfarrer in dem schönen Dorfe Orsingen bei Stockach und hinterließ schöne Stiftungen. Berger segnete das Zeitliche schon 1898 als Pfarrer von Heitersheim.

Mir gefiel diese kleine Stube so gut, daß ich auch im dritten Konviktsjahre in derselben blieb und dann zwei Theologen des zweiten Kurses als Kommilitonen hatte. Auch sie waren Zeugen, daß ich der brävste Kamerad war, weil ich sehr viel schlief. Der eine von ihnen, Karl Bender, mußte schon 1880 als Pfarrverweser in Eiersheim sterben, während der andere, Franz Sales Beutter bis 1909 noch in Freiburg, wo er 45 Jahre der Kirche gedient, gelebt hat. Beide waren im Konvikt ebenso stille Leute, wie ihre unmittelbaren Vorgänger.

Die Sonntage waren mir im Konviktsleben die angenehmsten Tage, soweit es den internen Verkehr betrifft. Morgens gab es einen gar schönen vierstimmigen Männergesang im Gottesdienst und bisweilen auch eine mich recht ansprechende Predigt. Das Predigtamt übten die Repetitoren abwechselnd mit dem Direktor aus. Was mir an allen ihren Vorträgen nie gefiel, war ihre Länge. Die Qualität betreffend, übertrafen die Repetitoren den Direktor, welcher zu wenig Zeit zur Vorbereitung hatte. Eigentlich gut gepredigt, nach meiner jetzigen Beurteilung, hat nur der Repetitor des dritten Kurses, Schmitt, während mein „Freund“, der Repetitor Braun, schöne Predigten in Mosaik setzte, denen man aber die mühevolle Zusammensetzung zu sehr ansah. Sie ließen deshalb kalt wie eine Florentiner Mosaik-Tischplatte.

Nach dem sonntäglichen Gottesdienst sammelten sich

jeweils sämtliche Studenten und ihre Vorsteher im Speisesaal, und es mußten der Reihe nach einzelne aus allen drei Kursen Deklamationen halten, um sich im freien Sprechen zu üben. Das war mir an all den Tagen, da ich nichts dabei zu tun hatte, ein Vergnügen. Es hatte für mich etwas theatralisch Unterhaltendes, und wer wie ich für komische Seiten im Menschenleben empfänglich ist, konnte dabei oft reichlichen Stoff bekommen. Aber auch die einzelnen Charaktere konnte man studieren in der Art und Weise, wie sich die jungen Leute in die Rolle ihres zukünftigen Predigtamtes hineindachten. Alle möglichen Arten von Emphasen, Gestikulationen, Augenverdrehen kamen da zum Ausdruck und kennzeichneten den inneren Zustand des Redners.

Waren die Deklamationen zu Ende, so ging's zu Tisch, nach welchem, wer wollte und ihn bezahlte, einen Kaffee bekommen konnte. Dieser Konviktskaffee denkt mir zeitlebens. Alle Hochachtung vor den barmherzigen Schwestern, auch vor denen, welche damals im Konvikt kochten, aber jener Kaffee war ein schreckliches Gebräu: fahl wie Asche und dick wie Bierhefe. Und doch — bildete er einen Teil meines leiblichen Sonntagsvergnügens. Wenn ich mit einer Zigarre hinter einer Tasse dieses unaussprechlichen Mokka saß, da vergaß ich für einige Zeit, daß ich ungern im Konvikt sei.

Das unsinnige Rauchen hatte ich von Rastatt noch mitgebracht, ja es steigerte sich meine Liebe zu einer guten Zigarre, weil ich sie in Freiburg von meiner Kaufmannstante stets gratis bekam. Ich lernte hier eigentlich erst die „feinen" Tabake kennen. Wenn meines Onkels Namenstag gefeiert wurde, am 3. Dezember, da gab's echte Havannas und Champagner in Fülle. Wenn aber an jenen Tagen der dicke Mann meiner Tante die Kraft des Weines zu spüren anfing, bekam ich auch die spitzigsten Reden gegen meinen theologischen Stand zu hören.

Doch meine Tabaksdampferei nahm gerade im zweiten

Jahre meiner Universitätsstudien ihr unerwartetes, bleibendes Ende, und das ging also zu: Im ersten Jahr meiner Konviktszeit war ich trotz meiner übergewöhnlichen Körperlänge doch nur der drittgrößte in meinem Kurs; denn aus der Gegend von Mannheim hatten sich zwei Hünen eingefunden, die um einen oder zwei Zoll mich überragten. Beide starben im ersten, respektive zweiten Jahre an der Schwindsucht.

Ich glaubte nun bei unserer körperlichen Verwandtschaft nicht anders, als ich würde der dritte sein im Totenbunde. Und da durch das viele Kollegsitzen und die so verschiedenartige geistige Tätigkeit meine Gesundheit viel zu wünschen übrig ließ, meldete ich mich im Sommer 1861 eines Tages bei dem freundlichen Professor v. Rotteck, der damals eine Autorität für „Auskultation und Perkussion" war. Er erklärte meine Lungen für ganz gesund, mein Herz aber als zur Hypertrophie neigend, und verbot mir, mehr denn eine halbe Zigarre täglich zu rauchen. „Herr Professor," sprach ich, „lieber gar keine, als nur eine halbe." Es war der 15. Juni 1861, und seit jener Stunde habe ich keine Zigarre mehr geraucht bis heute.

Als ich mehr denn 20 Jahre später nach Freiburg kam als Pfarrer, wurden der Professor und ich gar gute Bekannte. Er interessierte sich für die Freiburger Blindenanstalt und hatte mich bald nach Antritt der Pfarrei bestimmt, deren Leitung zu übernehmen. Manchen Abend hat er bei mir zugebracht, und oft hab' ich ihm gedankt, daß er mir die Anregung gegeben, nicht mehr zu rauchen. Ich selbst aber schäme mich, so oft ich daran denke, mit welch entschiedener Willenskraft ich dem Rauchen entsagt habe. Hättest du, so sage ich mir jedesmal, in anderen guten Vorsätzen den gleichen festen Willen gezeigt, du wärest heute ein Mann nach dem Herzen Gottes und manche Leiden wären nicht so hart an dir vorübergegangen! —

Bald konnte ich als Nichtraucher den Qualm im „Rekreationssaal" nicht mehr ertragen, und es begann für mein

ganzes, weiteres Konviktsleben, was „Rekreation" anbetrifft, eine neue Phase. Ich setzte mich an allen Biertagen ganz allein in den großen Speisesaal, an den hintersten Tisch, trank mein Bier und las oder studierte. Dies wurde mir so gewohnheitsmäßig, daß ich dem geselligen Verkehr mit meinen Kommilitonen gänzlich fremd wurde. Meine Unbeliebtheit steigerte sich, und ich wurde noch mehr denn zuvor als hochmütig verschrieen. Und doch war es nichts weniger als Hochmut, der seine Mitmenschen mißachtet, sondern lediglich Egoismus, der das tat, was dem eigenen Ich mehr behagte und mehr zu frommen schien. Ich bin ein derartiger Egoist und ein Einsamer bis heute geblieben und zähle bis dato zu den unter ihren Mitbrüdern „unbeliebten" Geistlichen der Erzdiözese Freiburg. Wenn Schopenhauer recht hätte, wäre das übrigens kein schlimmes Zeichen. Er meint, allgemein beliebt seien nur die Lumpen und die dummen Leute. —

Meine durch das Studium der Dogmatik gewonnene religiöse Überzeugung zeigte sich auch durch eine Veränderung meines äußeren Lebens, vorab in den Ferien. Ich besuchte täglich den Gottesdienst, war nicht mehr so burschikos und bierhausmäßig und suchte mehr Umgang mit älteren, ernsten Leuten.

In dieser Zeit machte ich in der Heimat Freundschaft mit dem Kaufmann Philipp Sahl, der eben erst nach langer Abwesenheit in seiner Vaterstadt sich niedergelassen und den ich vorher nie gesehen hatte, da er zu meiner Knabenzeit schon in der Fremde war. Ich habe kaum einen ernsteren, ruhigeren Menschen im Leben kennen gelernt als meinen spätern Ferienfreund Philippus, einen Großneffen des letzten Abtes von St. Peter, Ignaz Speckle. Dabei war er äußerst verständig, wißbegierig und von einer Sanftmut und Friedensliebe, die geradezu in Erstaunen setzten.

Der Umgang mit diesem Manne wirkte auf mich sanguinischen und exaltierten Menschen wie Eis auf Kongestionen,

und nach dem bekannten Worte, daß Extreme sich oft berühren, fühlte ich mich ganz besonders von ihm angezogen. Alle meine Gedanken und Pläne und im dritten Kurs selbst meine Erstlingspredigten teilte ich dem stillen Freunde mit, der dann mit klassischer Ruhe darüber sein Urteil sprach.

Unter seiner Ladentüre stand ich gar manchmal neben ihm, disputierend und gestikulierend, während er ruhig zuhörte, unbeweglich wie ein Granitblock. Er ist bis in sein hohes Alter der gleiche geblieben, derselbe Stoiker wie in meiner Studienzeit, und so oft ich ihn später noch sah, beneidete ich ihn um seinen Optimismus und seine innere und äußere Ruhe. Der brave Mann starb erst 1908, ein hoher Achtziger. —

Unter den geistlichen Herren, welche in jenen Tagen im Gebiete meiner Heimat wohnten, verkehrte ich am meisten mit dem damaligen Pfarrverweser Benz von Mühlenbach, dem spätern Stadtpfarrer von Karlsruhe. Fast täglich holte ich ihn an Nachmittagen ab in seinem freundlichen Pfarrhaus in dem lieblichen, engen Seitental der Kinzig.

Am „Urwald“ hin wanderten wir dann dem Städtchen zu, und Freund Benz, ein ruhiger Denker und ein überaus kluger Mann, mußte gewiß oft im stillen lächeln über meine theologischen Schwärmereien und Extravaganzen, die ich ihm vortrug. Er selbst hat mir in den siebziger Jahren, da ich als Abgeordneter in Karlsruhe ihn wieder traf, manche meiner damaligen übertriebenen Ansichten wieder in die Erinnerung gebracht, und ich mußte mich wundern, wie ich einmal so gewesen sein konnte. St. Paulus schreibt: „Als ich ein Knabe war, dachte ich wie ein Knabe, und als ich ein Mann war, dachte ich wie ein Mann.“ Er hätte, da er ja auch Vorlesungen besucht hatte, noch sagen können: „Da ich ein Student war, dachte ich wie ein Student.“

Wie jeder Mensch, der sich etwas genauer betrachtet, leicht finden kann, ist unsere Grundstimmung täglich und stündlich eine andere, je nachdem wir nüchtern sind, gegessen

oder geschlafen haben. Weit mehr noch ändert sich dieselbe nach den Perioden des Alters, vorab bei geistig tätigen Individuen. Wer in seiner Weltanschauung von den Jünglingsjahren bis zum Mannesalter keine wesentliche Änderung durchgemacht hat, der gehört jedenfalls und absolut in die Reihe der allerbilligsten Denker.

Es ist mir heute ein ganz besonderes Vergnügen, einen Studenten, mag sein Berufsstudium dieses oder jenes sein, in seinem ganzen schäumenden, gährenden und vorlauten Wesen anzuhören. Das Vergnügen daran besteht dann darin, daß ich lebhaft mich selbst wieder reden höre, wie ich in diesem Alter auch geredet. Deshalb nehme ich es auch diesen jungen Herren nie übel, wenn sie noch so selbstgefällig von ihrer Weisheit sprechen.

Wenn nun aber ein solcher Akademiker, wie unsereiner, zwei Disziplinen studiert und unter diesen Philologie, so steigert sich sein akademisches Wissen in seiner Einbildung turmhoch. Und wenn man dann nach Jahren zurückblickt auf jenes Wissen, so sieht man, wie einfältig man gewesen und wie sehr Erasmus von Rotterdam recht hat, wenn er in seinem „Lob der Narrheit" behauptet, daß die Frau Stultitia (Torheit) im Jünglingsalter am meisten floriere. Ganz natürlich: Der Jüngling lernt und schwatzt, was er gehört, der Mann denkt und räsoniert, genial ist nur das Kind. —

Im Sommersemester 1861 besuchte ich außer den theologischen Vorlesungen über Dogmatik und Moral noch die Kollegien über „Catull" und „griechische und römische Mythologie" bei Professor Bücheler und über „Geschichte der Philologie" bei Baumstark. Ich schwärmte in diesen Tagen gleichzeitig für das Christentum wie für das Heidentum. Am Morgen folgte ich mit gespanntester Aufmerksamkeit und frommer Miene den dogmatischen Vorträgen des Professors Wörter und am Nachmittag freute ich mich der Poesie und der Götterlehre der alten Heiden. —

Aus diesem Sommer ist mir noch ein Ausflug nach Kirchhofen, einem drei Stunden von Freiburg entfernten Dorf im Rebgebirge, erinnerlich, der ziemlich lustig endete. Es war, wie schon erwähnt, Übung im Konvikt, im Sommer ein oder das andere mal einen größeren gemeinschaftlichen Spaziergang unter Aufsicht des Direktors oder eines Repetitors zu machen.

So wanderten denn auch eines schönen Sommernachmittags die Theologen des zweiten und dritten Kurses mit dem Repetitor Ehrat durch „das Hexentälchen" nach dem genannten Dorfe und kehrten in der Krone ein.

Da Sänger und Musikanten aller Grade in Fülle unter uns waren, so fehlte es neben einem guten Trunk nicht an Heiterkeit bis zum späten Abend. Mit dem letzten Personenzug wollte die zahlreiche Gesellschaft von der eine Stunde von Kirchhofen entfernten Station Schallstadt nach der Dreisamstadt zurückfahren. Doch eine Gruppe blieb zu lange im Wirtshaus sitzen und kam gerade zur Eisenbahn, als der Zug abfuhr. Da ich im Wirtshaus nie einer der ersten von denen war, die gingen, befand auch ich mich bei dem kleinen Nachtrab.

Wir beschlossen nun, auf einem Leiterwagen nach der Stadt zurückzukehren, bis zu dessen Bereitstellung aber in der Restauration am Bahnhöfchen von Schallstadt noch einen und den andern Schoppen zu trinken. So kam es, daß wir keineswegs nüchtern unsere dunkle Heimfahrt antraten. Unter uns befand sich auch einer „aus dem Reich", d. i. aus Hohenzollern. Diese preußische Provinz gehört zur Diözese Freiburg, und deshalb waren auch die Studierenden der Theologie aus diesem Ländchen in unserem Konvikt.

Die preußischen Schwaben waren, soweit sie zu meiner Zeit in Freiburg weilten, sämtlich durchaus biedere, ehrliche, talentvolle Leute. Einer von ihnen, Albert Miller von Langenenslingen[1], war, wie gesagt, bei unserem Nachtrab

[1] Er starb 1897 als Pfarrer in Stetten unter Hohlstein im Lande Hohenzollern.

und mächtig beeinflußt von der Kraft und Menge des Bieres. Als wir nun auf den Leiterwagen stiegen, überkam ihn der „Furor suevicus“, und er weigerte sich entschieden, mit uns zu fahren. Da jedes Zureden vergeblich blieb, fuhren wir ab. Der Schwabe aber nicht faul springt lustig hintendrein, und kaum hatten wir nach mehr als einstündiger Fahrt das kleine Zollhäuschen vor der Stadt erreicht, trabt der wackere Hohenzoller schweißtriefend auch schon daher. Er hatte die zwei Wegstunden rastlos springend zurückgelegt, ein „Schwabenstreich“, den ihm nicht jeder nachmacht.

Es war Mitternacht, als wir an der Pforte unseres geistlichen Hauses läuteten und dem Portier Zöpfl, einem ebenso schlauen als gewissenhaften Diener, unsere Zöpfe zeigten. Wir hatten aber auf der Fahrt schon beschlossen, morgen in aller Frühe einen „Entschuldiger“ zum Direktor zu senden, um jeder Denunziation und Zitation zuvorzukommen. Ich ward dazu auserkoren und schäme mich heute noch des ehrenden Zeugnisses, das der Direktor mir bei dieser Gelegenheit ausstellte. Nachdem er mich angehört, antwortete er freundlich lächelnd: „Es ist schon gut, denn ich weiß, daß es, wo Sie dabei sind, nicht lumpig hergeht.“ So sehr mich diese gute Meinung des Direktors erfreute, ebenso fühlte ich mich innerlich beschämt, weil ich mir sagen mußte, daß es eben doch ziemlich lumpig hergegangen und ich keiner der letzten dabei gewesen war. —

In die Herbstferien des Jahres 1861 fällt meine erste größere Reise in diesem Leben. Bisher war ich abwärts nicht über Karlsruhe und aufwärts nicht über Freiburg hinausgekommen. Nun hatte ich den Sommer über in langweiligen Konviktsstunden mit drei Freunden eine Reise an den Bodensee geplant, die auch verwirklicht wurde. In Haslach sollte der Sammelpunkt sein.

Die Großmutter gab mir sechsunddreißig Gulden, und als die Gefährten eingetroffen, ging's zu Fuß talaufwärts dem obern Schwarzwald zu. Wir waren vier ganz verschiedene

Charaktere und paßten vortrefflich zu einer disharmonischen Reise. Der dicke, gemütliche Ruth, als Pfarrer in Heddesheim gestorben, wollte immer lieber fahren als gehen; mein Intimus, der schon genannte Christian Walk, als Börsenspieler in Frankfurt aus dem Leben geschieden, wollte als Vertreter ungezügelter Naturkraft nie einen Wagen nehmen, der wirklich fromme und zarte Adam Henneka aus Mannheim, seit vielen Jahren auch schon tot, möglichst wenig in den Wirtshäusern einkehren, während ich, immer noch das Rastatter „Biergenie", bei jedem Bierschild, der an der Heerstraße winkte, trinken wollte.

So kam es, daß, als wir am ersten Abend mit dem Omnibus von Triberg aus in Donaueschingen ankamen, bereits die ganze Gesellschaft in Dissonanz sich befand.

In der fürstlich fürstenbergischen Residenz ärgerte mich die Pfütze, die man fälschlich als Donauquelle ausgibt, und freute mich das fürstliche Gebräu im „Lamm". Ich hatte aber keine Ahnung, daß hier oben, kaum zwei und ein halbes Jahr später, meine Praxis als Lehrer am Gymnasium beginnen sollte. —

Mit der Chaise des alten Posthalters fuhren wir am andern Morgen bis auf die „Engemer Höhe", nicht ohne unterwegs den fürstlichen Tiergarten besucht zu haben, unter dessen Eichen ich später manchmal voll Elegie hin und her wandelte. Auf der Höhe sahen wir zum erstenmal in weiter Ferne einen Streifen des Bodensees, und dann eilten wir bergab nach dem altersgrauen Städtchen Engen und tranken in der Post den ersten Seewein, wozu der musikalische Henneka Klavier spielte.

In Engen befanden sich zwei eingeborene Theologen, der Honold und der Ludwig Degen, letzterer als Pfarrer in Konstanz gestorben, die dann ebenfalls begrüßt wurden und uns in verschiedene Bierhäuser führten, als den einzigen Genuß, den sich damals deutsche Studenten in den Ferien verschaffen konnten. Gegen Abend wanderten wir zu Fuß gen Stockach.

Bei dem Städtchen Aach lag an der Straße eine Bierwirtschaft, in deren Sommergarten wir überdurstig von der heißen Herbstsonne einfielen. Das Städtchen selbst lag vor uns auf einem Hügel. Da fiel uns ein, daß ein ehemaliger „Konviktler", ein kurioser Kauz, aus Aach sei, und da wir hörten, daß sein Vater, ein Schneider, noch lebe, ließen wir den Alten holen. Ich war namentlich begierig, den Vater kennen zu lernen, nachdem ich den Sohn kennen gelernt.

Dieser, der Sohn, hatte ehedem Jurisprudenz studiert, um seine Jugendliebe, eine Schneiderstochter aus Konstanz, heiraten zu können. Sie war ihm aber untreu geworden, und der Gram darüber trieb ihn, wie er oft erzählte, aus der Welt. Wir wollten ihm das nicht glauben und gaben als Grund seiner Theologie die Unfähigkeit zum Staatsexamen an. Da wurde der Emanuel stets teufelswild und schilderte sein Herzeleid so naiv und kindlich, daß es eine wahre Freude war. Wenn man ihm aber sagte, es sei nicht hochherzig, wegen einer ungetreuen Schneiderstochter der Welt zu entsagen, so kam er ganz aus dem Häusle, woran ich oft schuld war.

Der gute Emanuel starb vor Jahren als Pfarrer in der einsamen Bergpfarrei Wittichen im Kinzigtal. Dort habe ich im Jahre 1891 noch seine hochbetagte Stiefmutter in den ärmlichsten Verhältnissen getroffen.

Der Vater Schneider aber unterhielt uns an jenem Abend vortrefflich, indem er die Taten seines Sohnes Emanuel von Jugend an erzählte in einer Art, als wäre der sehr billig denkende Emanuel stets ein wahres Wunderkind gewesen und sein Erzeuger deshalb der größte Mann in und um Aach.

Es gibt in der Schneiderzunft eine Menge Exemplare von ungemeiner Originalität, und ich verkehre, wo immer möglich, gerne mit derlei Leuten, lieber als mit Universitätsprofessoren. Wenn ich als Pfarrer am Bodensee je einmal auf meinen täglichen Wanderungen durch Feld und Wald einen Begleiter mitnahm, so war dies in der Regel einer

unserer alten Dorfschneider. Dieser brachte manchmal meine elegische und misanthropische Stimmung in ein anderes Geleis, und ich verdankte seinem Umgang nicht wenige heitere Stunden. Wir redeten zwar bei unseren Spaziergängen nicht „von Lenz und Liebe“, aber von „seliger, goldener Zeit“. Er erzählte mir aus seinen Jugendjahren, die er unfern von Hasle, in Elzach verlebt, von alten, längst verstorbenen Menschen und ließ dabei einen so unversiegbaren Optimismus strahlen, daß er für einige Zeit meinen Pessimismus verdunkelte. —

Es kam mir in meinem Leben noch kein Weg weiter und beschwerlicher vor als der von Engen nach Stockach, und doch führt er auf einer prächtigen Straße hin. Ich meinte, es nicht zu erleben, bis wir am Ziele wären.

Tiefe Nacht umhüllte das bekannte „Narrenstädtchen“, als wir einrückten und in der „Post“ Quartier bezogen. Trotzdem wir nahe an der „Polizeistunde“ uns befanden, bestimmte ich doch noch meinen Freund Christian, mit mir ein Bierhaus aufzusuchen. Hier traf ich einen alten Bekannten aus der Haslacher „Polyhymnia“. Hüttenverwalter Reiner, einst auf dem fürstenbergischen Hammerwerk Hausach im Kinzigtal, amtete jetzt auf einem solchen in der Nähe von Stockach, wo er abends sein Bier holte. Er staunte nicht wenig, mich hier zu treffen, und noch dazu als zweijährigen Theologen. Ich besuchte ihn am andern Morgen auf seiner Eisenhütte, und er gab uns das Geleite bis zum Ufer des Bodensees, nach Ludwigshafen. Wir gingen eine Strecke hinter meinen Reisegefährten auf der heißen Straße dahin, und ich weiß noch fast jedes Wort, das er mit mir sprach. Er suchte namentlich durch eine Menge von Beispielen mir das fernere Studium der Theologie abzuraten.

Wenige Jahre später suchte ich ihn gelegentlich wieder auf dem Hammerwerk Immendingen an der Donau auf und verlebte mit ihm einige heitere Stunden. Jetzt ist der gute Mann auch längst unter den Toten. —

In Überlingen, wohin uns meine erste Dampfbootfahrt brachte, trennte ich mich von der Gesellschaft, die ebenso froh war, mich zu verlieren, als ich mich freute, von ihr loszukommen. Zwei Stunden von Überlingen, in einem Dörfchen des Salemertales, in Mimmenhausen, wirkte damals als Pfarrverweser mein erster Lateinlehrer, der ehemalige Kaplan Schele. Ihn wollte ich aufsuchen und ließ deshalb meine seitherigen Gefährten allein seeaufwärts ziehen, während ich meine Schritte dem Hinterlande zuwandte und an einem schönen Septembermittag in dem stillen Dörfchen meinen Einzug hielt.

Kein Hahn krähte, kein Hündlein bellte und keines Menschen Auge sah den langen Studenten, bis er in die Wirtsstube eines neuen, freundlichen Gasthauses, zum Hirschen, eintrat. Hier bestellte ich für zwei Tage Quartier, und dann erst suchte ich meinen „Kaplan" auf, den ich seit zehn Jahren nicht wieder gesehen hatte. Ich fand ihn in einer elenden, alten Pfarrhütte — denn Pfarrhof konnte man die zerfallende Baracke nicht nennen — heiter und zufrieden. Drei Tage blieb ich in seiner Nähe, in denen er mir alle Herrlichkeiten des Salemer Tales zeigte, vorab die Abtei Salem und das fürstliche Schloß Heiligenberg mit ihren Kunstschätzen. Ich ging aber in jenen Tagen an Werken der Kunst vorüber mit kaum mehr Verständnis als heute noch ein Bauersmann. Darum blieb mir von dem ersten Besuch jener Orte auch kein Eindruck in meiner Seele.

Lebhaft steht vor mir nur der letzte Abend meines Aufenthaltes in Mimmenhausen. Schele führte mich zu einer Hochzeit, die ein Lehrer mit einer Tochter des Landes da abhielt. Es war in der guten alten Zeit, wo Geistliche und Lehrer im tiefsten Frieden miteinander lebten und wirkten, und deshalb waren die meisten Hochzeitsgäste Pfarrer und Präzeptoren der Umgegend. Am Abend kamen nun diese alle in meine Herberge, um Bier zu trinken. Da saß nun oben am Tisch in der Ecke der Dekan des Kapitels und Pfarrer

in Weildorf, Stör, ein geborener Villinger, und rings um ihn seine Amtsbrüder und die verschiedenen Lehrer mit ihren Ehehälften. Die Leute waren heiter, wie es Hochzeitsgästen geziemt, Sang auf Sang folgte, wobei die Stimme des Dekans mächtig vorklang. Ich höre ihn noch, wie er zu singen anfing: „Jetzt gang i ans Brünnele, trink aber nit.“ Niemand nahm an all den Vorgängen jenes Abends den geringsten Anstoß, nur der junge, dumme Konviktsmann Hansjakob ärgerte sich.

Zehn Jahre später hat mich der gleiche Dekan, ein hochbegabter Mann von allgemeiner Achtung, in Hagnau als Pfarrer investiert. Er war aber indeß Pfarrer in Überlingen geworden, wo er auch starb. —

In Meersburg gelangte ich andern Tags wieder an den Bodensee, fuhr ahnungslos an dem Dörfchen Hagnau vorbei, saß am Nachmittag auf dem Gebhardsberg bei Bregenz, schaute über das ganze schwäbische Meer hin und trank mitten in den Herrlichkeiten der Natur viel Bier auf dem Balkon des kleinen Wirtshauses neben der Gebhardskapelle. Ich war hier am Endpunkt meiner Reise, von welcher mir blutwenig Eindrücke aus der Natur geblieben sind.

Ein Student, der wirklich studiert, vermag überhaupt nur schwer zu lesen im Buche der Natur; das öde, berufliche Bücherwesen hält sein ganzes Innere gefangen, und was er nicht schwarz auf weiß sieht, bleibt ihm allermeist ganz verschlossen. So weiß er in der Regel von seinen Reisen nicht viel mehr zu erzählen, als wo er am besten getrunken hat.

Später, als ich, älter geworden, das ganze Jahr kein Wirtshaus von innen sah, las ich in der Natur am liebsten, und die süßesten Stunden verbrachte ich viele Jahre lang als Dorfpfarrer an Frühjahrs- und Sommerabenden am Waldrand hinter meinem Dörfchen. Da lagen See und Alpenwelt in ruhiger Majestät vor mir wie ein aufgeschlagenes Buch Gottes, während von Menschen nichts zu hören und zu sehen war und mir nur im Walde bisweilen ein Vöglein die

Melodie sang zum Text, den meine Seele in jenen Augenblicken zusammenwob. In jenen Stunden fühlte ich gar oft, was der mir sympathischste deutsche Dichter, Eichendorff, so schön wiedergibt:

Die Welt treibt fort ihr Wesen,
Die Leute kommen und geh'n,
Als wärst du nie gewesen,
Als wäre nichts gescheh'n.

Wie sehn' ich mich aufs neue
Hinaus in Wald und Flur!
Ob ich mich gräm', mich freue,
Du bleibst mir treu, Natur.

Da klagt von tiefem Sehnen
Schluchzend die Nachtigall,
Es schimmern rings von Tränen
Die Blumen überall.

Und über alle Gipfel
Und Blütentäler zieht
Durch stillen Waldes Wipfel
Ein heimlich Klagelied.

Da spür' ich's recht im Herzen,
Daß du, Herr, draußen bist —
Du weißt, wie mir von Schmerzen
Mein Herz zerrissen ist. —

Als ich an jenem Augustabend des Jahres 1861 vom Gebhardsberg herabstieg, begegnete mir ein Herr, der sich als ein Justizassessor von Bregenz kundgab, und den ich als Beleg anführe, wie treu mir die Erinnerung an Personen blieb von meiner ersten größeren Reise, während die Natur mich kalt ließ. Ich traf den obigen Mann 17 Jahre später im Kapuzinerkloster zu Bezau, wo er Bezirksrichter war, wieder und erkannte ihn alsbald als jenen Begleiter vom Gebhards-

berg herab. Und heute, da ich im Buch der Natur zu lesen verstehe, schwindet mir das Gedächtnis von Personen, mit denen ich in den letzten Jahren flüchtig verkehrte. Ich muß mich oft in unangenehmer Weise erinnern lassen, und mancher meint, man wolle ihn nicht mehr kennen. —

Auf der Rückreise traf ich in Konstanz wieder mit meinen Reisegefährten zusammen. Von der alten Constantia, die später jahrelang meine Nachbarin werden sollte, ist mir von diesem ersten Besuch absolut nichts mehr erinnerlich als die Menschen, denen ich begegnete, und die Bierhäuser. Ich weiß heute nicht mehr, ob ich damals auch nur den Konziliumssaal und das Münster innen gesehen habe.

Gemeinschaftlich reisten wir den Rhein hinunter nach Schaffhausen und von da über Winterthur und Zürich nach Waldshut. Ob wir in Zürich, was sehr wahrscheinlich ist, anhielten, kann ich heute nicht mehr sagen. In Waldshut verschwinden meine Kollegen aus meiner Erinnerung; ich weiß nur noch, daß mich der dortige Oberamtmann Rieder mit einem Waldshuter Theologen Ruf, der vor Jahren schon als Pfarrer starb, einlud zu einer Fahrt ins Albtal. Von diesem herrlichen Schwarzwaldtale aber steht aus meiner ersten Wanderung nur noch das Wirtshaus von Tiefenstein in meinem Gedächtnis und die in demselben verzehrten Forellen.

Meine ersten Reiseeindrücke waren und blieben so miserabel, daß ich mich nicht einmal mehr besinnen kann, wie ich aus dem Albtal wieder heimkam und meine erste Weltumsegelung zu Ende ging. Nur so viel weiß ich noch, daß die Großmutter schimpfte, weil ich ihr Geld verreist hatte und absolut nichts zu erzählen wußte. Sie zitierte richtig das Volkssprichwort:

Es flog eine Gans wohl über den Rhein
Und kam als Gigag wieder heim.

Wir beide aber, die Großmutter und ich, hätten damals

eher an den Tod gedacht, als daß aus mir noch einmal ein Reiseschriftsteller werden würde. Freilich ist der auch darnach ausgefallen!

Merkwürdig war bei diesem meinem ersten Ausflug in die Welt, daß er mich an den drei Orten vorüberbrachte, in denen ein großer Teil meines Berufslebens sich abspielen sollte, nämlich Donaueschingen, Waldshut und Hagnau. —

Ich war noch nie so freudig ins Konvikt zurückgekehrt wie im Herbst 1861. Und warum? Ich sollte, was mit Beginn des dritten und letzten Kurses stets geschah, seitdem das Konvikt existierte, die „niederen Weihen“ empfangen und mit ihnen die erste Sutane und den ersten Chorrock.

Wenn heute ein päpstlicher Nobelgardist zu mir ins Pfarrhaus käme mit den Insignien eines Kardinals, ich würde mich gewiß nicht so geehrt und gehoben fühlen, als da der Schneider Stelker von Haslach mir die erste Sutane und eine alte Näherin von Freiburg den ersten Chorrock brachte. Und als der greise Bischof von Vicari uns die Weihen erteilte und wir zum erstenmal in der geistlichen Uniform in der Konviktskirche damit paradierten, da glänzte heller Sonnenschein in Herz und Aug' und die Zukunft lag im rosigsten Lichte vor mir.

Aber so geht es überall im Menschenleben bei ähnlichen Vorkommnissen. Der Fähnrich hat eine weit größere Freude an seinem Leutnantspatent als vierzig Jahre später der gleiche Mann, wenn er zum General ernannt wird.

Solange eben am Menschen noch ein Stück Jugend ist, schaut er mit kindlicher Seele in jede Lebensveränderung; aber je älter er wird, um so mehr nehmen ihm Welt und Erfahrung die Poesie und die Illusionen. —

Die Theologen des dritten Kurses mußten nun stets in der Sutane ausgehen, was uns natürlich ein Hochgenuß unserer geistlichen Würde war. Als ich das erstemal meine lange, blasse Gestalt die „Schustergasse“ hinunter der Universität zutrug und ein altes Mütterlein mir einen „Knix“

machte, während ein kleines Mädchen mir die Hand gab, weil beide glaubten, ich wäre Priester, da wurde ich fast rot über die hohe Anerkennung, die mein erster geistlicher Ausgang in der Welt gefunden.

An Sonntagen aber rückten wir junge Kleriker sämtlich in Gala vom Konvikt aus in das Münster, um den wenigen, meist bresthaften Domherren die Vesper singen zu helfen. Das war eine Ehre! Und an einem Domkapitular schaute ich in jenen Tagen hinauf, als wäre er ein überirdisches Wesen und ein Abgrund aller Weisheit! Glückliche Zeiten! —

Seit den vielen Jahren, die ich in Freiburg bin, ziehen alltäglich die Theologen mit ihren Sutanen an meinem Hause vorbei. Aber so oft ich ihnen nachschaue, wundere ich mich, daß auch ich einmal so durch die Straße gezogen und zwar — mit Stolz! —

In meinen Studien ging's auch im letzten Universitätsjahre rüstig vorwärts. Ich hörte und lernte mit Lust und Freude, zog mich immer mehr zurück und lebte den Büchern. Der Hauptdozent für die Theologen des dritten Kurses war Professor Stolz, bei dem in beiden Semestern Pastoral und praktische Exegese gehört wurden. Alban Stolz hatte in seinem Priesterleben nur kurze Zeit in der eigentlichen Seelsorge zugebracht, und doch waren seine Vorlesungen überaus praktisch, richtig und wahr. Ich hörte alle seine Vorträge über Homiletik und Seelsorge mit ebenso vielem Interesse als Nutzen.

Wie verschieden aber unser Herrgott die Talente unter den Menschen gebildet und geartet hat, das konnte man an dem Dozenten kennen lernen, dessen Vorlesungen neben denen von Stolz die Theologen des dritten Kurses vorzugsweise besuchten. Es war dies der weithin bekannte Hofrat Dr. Buß, ein Kinzigtäler aus Zell, zwei Stunden unterhalb Hasle, der uns allgemeines, deutsches und badisches Kirchenrecht dozierte.

Stolz und Buß waren so verschieden von einander wie

Olivenöl und Champagner: der eine ebenso ruhig und still, wie der andere brausend und gärend. Buß war ein vielseitigeres Talent als Stolz, aber an Tiefe weit übertroffen von diesem. Aus seinen eigentlichen Vorlesungen war entschieden am wenigsten zu profitieren, weil er viel zu viel „Allotria" trieb und jeden fremden Gedanken, den sein lebhafter Geist ihm dazwischen warf, ergriff und verarbeitete.

Das „Allotria" aber, dem Buß so gerne huldigte, ist in meinen Augen, wie ich schon einmal gesagt habe, absolut kein Vorwurf für den so bedeutenden Mann. Was er sagte, war geistreich, und wenn es auch nicht zur Vorlesung gehörte, so konnte man doch gar vieles daraus lernen. Von Kirchenrecht nahm ich blutwenig bei ihm auf, aber das, was er drum und dran hing, ging wegen seiner pikanten Art nicht nutzlos an mir vorüber. Ich wohnte deshalb den Vorlesungen von Buß stets mit Vergnügen an.

Zehn Jahre später, nachdem ich zu seinen Füßen gesessen, wurde ich mit Professor Buß näher bekannt als Landtagskollege. Ich wohnte und aß mit ihm zusammen während zweier Winter in Karlsruhe, und wir zwei Kinzigtäler hatten über Tisch oder bei gemeinsamen Spaziergängen manch' heitere Stunde im Austausch unserer Gedanken und Einfälle. In Anbetracht meiner langen Gestalt und im Anklang an eine in unserer waldigen Heimat bekannte, nicht sehr höfische Erscheinung nannte er mich stets „den Flözer".

Buß war, wie die meisten hochbegabten Menschen, bis in sein Greisenalter ein kindlich naiver Mensch und dabei, trotz aller schlimmen Lebenserfahrungen, Idealist und Optimist bis zum letzten Atemzug. Wie oft hat er meinen Pessimismus zu bekämpfen gesucht, und wie oft hab' ich den Siebziger beneidet um seinen nie wankenden Idealismus!

Ich freute mich, von seinen vielen Schülern derjenige zu sein, der Gelegenheit hatte, ihm nach seinem Tode ein kleines Monument in den „Badischen Biographien" zu setzen. Sonst hat man den um die katholische Sache hochverdienten Mann

schwer vergessen, ein Los, das nicht nur den kleinen, sondern auch den meisten großen Toten widerfährt. —

Übrigens habe ich, trotzdem das Bußsche Kirchenrecht mir wenig frommte, mit Vorliebe diese Disziplin studiert und in meinem letzten Konviktsjahre alle bekannteren deutschen Kirchenrechtswerke kennen zu lernen gesucht. Am meisten konvenierte mir damals Schulte. Anleitung aber gab mir in dieser Richtung der erzbischöfliche Kanzleidirektor Dr. Maas[1]. Direktor Kübel hatte mich an ihn gewiesen und mich ihm für kirchenrechtliche Studien empfohlen. Maas predigte, wie er mir später oft sagte, in jenen Tagen schon gegen meinen Egoismus, während ich damals schon merkte, daß ich einen grundgescheiten Mann vor mir hatte, der mir nicht nur durch sein Wissen imponierte, sondern mich auch durch seinen feinen Sarkasmus anzog. —

In der Philologie hörte ich vom Herbst 1861 bis August 1862 bei Baumstark Enzyklopädie der Philologie, Literatur der lateinischen Poesie, Tacitus (Dialogus de oratoribus) und Thukydides. Ebenso machte ich unter des gleichen Professors Leitung die lateinischen Arbeiten des philologischen Seminars mit. So großartig und schön wie Baumstark den Tacitus zu behandeln verstand, ebenso traktierte er auch den Thukydides, so daß ich heute noch mit Bewunderung an die beiden klassischen Historiker und an ihren Kommentator denke.

Den Professor Bücheler konnte ich nur im letzten Sommersemester noch einmal besuchen in seinen Vorlesungen „über Kunstgeschichte der Griechen und Römer". Der junge Gelehrte gewann auch hier meine ganze Hochachtung. —

Was das innere Konviktsleben betrifft, so war ich im dritten Jahre verhältnismäßig am liebsten in der Anstalt.

---

[1] Maas war aus Hemsbach bei Heidelberg und konvertierter Israelit. Er starb erst lange nachher, nachdem ich in Freiburg Pfarrer geworden war, und ich habe noch viel mit ihm verkehrt und viel von ihm erfahren. Schade, daß der Mann keine Memoiren hinterließ. Ich habe ihn oft dazu aufgefordert.

Ich bekam zur Frühjahrs- und Sommerszeit vom Direktor unumschränkt freien Ausgang, den ich aber gewissenhaft für meine Gesundheit verwendete. Einsam wanderte ich in den ersten Morgenstunden über den Schloßberg oder an der Dreisam hinauf gegen das Dörfchen Ebnet. Blaß und angekränkelt von der Wissenschaft, meditierend und philosophierend pilgerte ich an all jenen Orten vorüber, die ich fünfzehn Jahre zuvor als Freiburger Volksschüler geringster Leistung hellauf und fröhlich mit dem Schmetterlingsgarn durchzogen hatte. —

Repetitor des dritten Kurses war Joseph Schmitt aus Oberwittighausen im Taubergrund, ein ernster, seinem Amte vortrefflich gewachsener Priester, der übrigens mehr den Respekt als die Liebe seiner Untergebenen besaß. In manchen Dingen pedantisch, predigte er bei jeder Gelegenheit Moral, was jungen Leuten selten zusagt.

Ich habe dem begabten und pflichteifrigen Mann unter dem gesamten Repetitorium am meisten Sympathie entgegengebracht und erinnere mich noch lebhaft des Eindruckes, den die Nachricht von seinem schnellen Tod in mir hervorrief. Es war an einem Maimorgen des Jahres 1874 und ich zu Besuch beim Bistumsverweser Kübel, als eines Morgens, während ich noch zu Bette lag, der Diener des Bischofs zu mir hereintrat und erzählte, man habe den Dompräbendar Schmitt gestern abend tot auf der Straße gefunden. Er war am Abend beim Heimgang aus dem katholischen Vereinshaus vom Schlage getroffen worden. Wie der Blitz eine Eiche, so plötzlich hatte der Tod den großen, starken Mann niedergeworfen. Auch den Bischof ergriff dieser Hingang mächtig. Heute ist auch er schon lange tot und auch sein Diener, der gute Konrad.

Was ich in den Konviktstagen für ein Schriftsteller gewesen, das beweist ein Diktum des eben genannten Repetitors. Wir hatten einst, ich weiß nicht mehr über was für ein theologisches Thema, einen Aufsatz zu fertigen und Schmitt ihn

zu kritisieren. Als er nun an den meinigen kam, sprach er: „Dieser Aufsatz ist dem Inhalte nach einer der besten, aber der Verfasser hat einen schlechten Stil, ja er kann manchmal nicht einmal orthographisch schreiben.“ Am Ende seiner akademischen Laufbahn noch nicht orthographisch schreiben können, das will denn doch nicht wenig besagen! Allein in der Volksschule hatte ich es nicht gelernt und, als ich ins Lyzeum kam, die Klassen hinter mir, in denen Orthographie doziert wird, und so schleppte ich meine orthographischen Schnitzer oder wenigstens Reste derselben bis in den dritten theologischen Kurs und noch weiter.

Und erst mein Stil! Wenn je einmal ein Blaustrumpf etwas Vernünftiges gesagt hat, so war es die Frau von Staël mit ihrem geflügelten Worte: „Le style c'est l'homme“ — und wenn dies je zutraf, trifft es bei mir zu.

Ich bin in meinem ganzen Wesen hastig, flüchtig und ohne bessere Formen, und so ist auch mein Stil. Es kann aber jemand ein ganz eleganter Mensch sein und einen ebenso eleganten Stil führen, und doch kommt man weder aus dem Mann noch aus seiner Schreiberei, während ich vielfach nur zu offen und zu ehrlich denke und schreibe. Die Hauptsache an einem Schriftsteller ist, daß man ihn versteht und weiß, was der Mann sagen will. Mich und meinen Stil verstehen aber die Leute meist nur zu gut, ja sie lesen oft noch mehr aus meinen Büchern heraus, als darin steht.

Es ist etwas schönes um einen klassischen Stil, allein, „wenn's nicht im Holz liegt, gibt's keine Pfeifen“, und so wenig man aus mir einen Hofkavalier, wie er sein soll, machen könnte, ebensowenig wird es mir je gelingen, formell schön zu schreiben.

Den Schluß des Konviktslebens bildet der „Concursus pro Seminario“, d. i. eine Gesamtprüfung aus allen theologischen Disziplinen. Sie wird jedem Konviktstheologen, der bereits die einzelnen Semestralprüfungen gut bestanden hat, leicht. Es fällt deshalb höchst selten einer in diesem

kirchlichen „Staatsexamen“ durch, das zu meiner Zeit der milde Generalvikar Buchegger[1] leitete. Frohen Herzens verließ ich Anfang August 1862 das Konvikt, um im November hinaufzuziehen nach dem ehemaligen Kloster St. Peter auf dem Schwarzwald, ins Priesterseminar für die Diözese Freiburg.

Die letzten Ferien als Studenten führten mich zum erstenmal wieder mit dem Arzt Fleig zusammen, der am Anfang meines Studiums mich als Repetent auf der Landstraße getroffen und getröstet hatte.

Er kam am 7. September von Freiburg aus, wo er jetzt Militärarzt war, zum Besuch seines Freundes, des Arztes Feederle nach Hasle. Und gemeinschaftlich machten wir drei andern Tags einen zweitägigen Ausflug über das Bad Rippoldsau und die Holzwälderhöhe ins Renchtal.

In Oppenau feierten wir in der Post das Geburtsfest des Großherzogs mit Champagner, den die zwei loyalen Doktoren bezahlten.

In Appenweier gelangten wir wieder an die Bahn, die den Dr. Fleig nach Freiburg, uns Kinzigtäler aber nach Offenburg führte, von wo wir in einer sommerwarmen Sternennacht mit Feederles Fuhrwerk, das sein Kutscher, der alte Uhlklaus nach Offenburg gebracht, nach Hasle heimkehrten. —

Zu der „Auszeichnung“ eines angehenden Seminaristen gehört es auch, daß er eine Sutanelle trägt, wie ein Priester. Ich erinnere mich noch gar wohl, wie stolz ich auf diese Uniform war, ebenso stolz, wie ich mich heute über jene Kinderei ärgere.

Was hatten die drei Jahre Konvikt aus mir gemacht! Aus einem wilden, derben Rastatter Studio einen bigotten, zahmen Schwarzrock. Innen und außen war alles verkehrt.

---

[1] Buchegger war aus Singen im Hegau. Er wurde frühe Professor der Dogmatik an der Universität, später Domkapitular und Generalvikar. Er starb 1865 auf einer Reise zu Bregenz.

Aber so sind wir Menschen, zu Tausenden lediglich das, was die Umstände, in denen wir leben, die Lehren, die uns eingeprägt werden, aus uns machen!

Es gingen viele Jahre über mich hin, bis ich aus eigener Kraft wieder ein anderer wurde. —

Ich kann das Kapitel über mein Konviktsleben nicht schließen, ohne nochmals dankbar und verehrungsvoll des Direktors Kübel zu gedenken. Es hat mir in meinem ganzen Leben nächst meinen Eltern niemand mehr Wohlwollen zuteil werden lassen wie er und niemand so richtig meine guten und schlechten Seiten beurteilt, wie der Konviktsdirektor und spätere Bischof Lothar Kübel.

Was ich an ihm besonders hochschätze, ist der Umstand, daß er auch als Bischof seinen Freunden und Bekannten menschlich nahe blieb und sich nicht wie ein Halbgott benahm, der in steifen, salbungsvollen Redensarten sich ergeht. Er war der gleiche heitere, ungezwungene, freundliche Mann wie vorher auch. Und den niederen Klerus sah er als seine Freunde und Söhne an, nicht als seine untertänigsten Knechte. Er war kein Gelehrter, aber ein praktischer Mann mit vielen Kenntnissen und einem gesunden Menschenverstand, und das ist die Hauptsache. Ich besitze von ihm noch eine große Anzahl Briefe, die mir, so oft ich sie lese, imponieren durch ihre Klarheit, ihre Weisheit und ihre phrasenlose Sprache.

Von einfachen Landleuten in Sinzheim bei Baden 1823 geboren, blieb er einfach und bescheiden sein Leben lang. Sein Amt als Weihbischof uud Bistumsverweser mitten im Kulturkampf brachte ihm, der die friedliebendste Natur war, nur Leiden und Verkennung. Dieses Martyrium führte seinen frühen Tod herbei. Er starb 1881, kaum 58 Jahre alt.

Mir bleibt sein Andenken ein gesegnetes. —

Im Seminar.

Es gibt in der katholischen Christenheit jedenfalls nicht viele Weltpriesterseminarien, die für ihren Zweck so geeignet sind wie das Freiburger. Eine stattliche ehemalige Benediktinerabtei aus der Mitte des 18. Jahrhunderts auf einsamer Bergeshöhe des Schwarzwaldes dient den Kandidaten des Priesteramtes, die bis 1842 in Freiburg im Konvikt ihr Seminar gehabt hatten, im letzten Jahre ihrer Vorbereitung als Aufenthalt. „St. Peter" ist ihr Name, Herzoge von Zähringen waren ihre Gründer und Patrone, und ihr letzter Abt war ein Kinzigtäler, Ignaz Speckle von Hausach, der sehr interessante Erinnerungen über die Aufhebung oder richtiger Beraubung des Klosters hinterlassen hat.

In den ersten Novembertagen des Jahres 1862 zog eine lange Reihe von Droschken durch das Schwabentor in Freiburg und durch die Karthäuserstraße an der Dreisam hinauf dem Schwarzwald zu. Die Wagen waren alle dicht besetzt mit jugendlichen, schwarzen Gestalten, die heiter und lustig in den kühlen Spätherbstmorgen hineinfuhren. Es waren die angehenden 48 Seminaristen und unter ihnen meine lange Wenigkeit.

Im Dorfe Ebnet hält ein oder der andere Wagen nochmals an, weil manche einen „Trunk" tun wollen, eingedenk, daß droben auf der Höhe dem Seminaristen keine Wirtshäuser mehr blühen. Nicht gar weit oberhalb des genannten Dörfchens lenken die Ein- und Zweispänner in ein Seitental ein, das direkt nach St. Peter hinaufzieht. Eine zerfallene Ruine, einst Sitz des mächtigen Dynastengeschlechtes derer

von „Schnewelin", grüßt von dunklem Waldsaum herab die anfahrenden Klosternovizen.

In düsterer Schlucht, am Fuße des Klosterberges, liegt das tristeste aller Schwarzwalddörfer, Eschbach. Hier wird ausgestiegen, die Freiburger Kutscher werden bezahlt, und zu Fuß gehen die Seminaristen ihrem Ziel entgegen, steil bergan.

Mein Begleiter auf dieser Wanderung, ich erinnere mich noch gar wohl, war mein Kursgenosse Vogt[1], ein Freiburger und alter Jesuitenzögling. Er hatte diesen Orden nach manchem darin verlebten Jahre verlassen, um Weltpriester zu werden, und besaß, was die Jesuiten, zu ihrem großen Lob sei's gesagt, am ungeformtesten Menschen zuwege bringen, einen gewissen „Schliff" in Form und Redensart. Weil er jeden von uns nach Jesuitenart mit „Carissime" (Teuerster) anredete, bekam er dieses Wort als „Übername". Mit diesem „Carissime" ging ich den Berg hinauf. Er konnte aber nicht fünf Minuten mit einem von uns reden, ohne daß er ihm irgend einen „Kasus" (Fall) aus der Moral zur Entscheidung aufgab, eine Gewohnheit, die er von den Jesuiten mitgebracht haben mochte.

Ich machte mir schon im Konvikt und namentlich im Seminar oft einen unterhaltenden Spaß daraus, unserm Carissime, der sonst gerne mit mir verkehrte, die unsinnigsten „Fälle" zur Lösung vorzulegen, die er mit allem Ernst aufnahm. Tagelang beschäftigte er sich mit der Lösung, und wenn er dann damit in meine Zelle im Seminar trat und ich ihm satyrisch trocken erklärte, solch ein Unsinn käme eigentlich gar nicht vor und ich hätte ihm nur seine üble Gewohnheit entleiden wollen, da wurde Freund Carissime teufelswild und eilte in tiefster Entrüstung von dannen, um andern Tags wieder zu kommen und sich abermals einen Moralbären aufbinden zu lassen.

Wenn ich bis heute kein Freund der Kasuisten in der Moral bin, so ist ein gut Stück von dieser Gegnerschaft auf

[1] Er lebt heute noch, ein Achtziger, als Pensionär in Neuburg an der Donau.

Rechnung unseres Carissime zu setzen, der später als Pfarrer einer kleinen Schwarzwaldgemeinde fungierte, wo er sicher wenig Gelegenheit zur „Kasuistik“ hatte.

Er war übrigens der beste und freundlichste Mensch von der Welt, nur durfte man seiner „Kasuistik“ nicht in meiner Art zu nahe kommen.

Mit ihm also Kasus besprechend und deshalb den Weg doppelt lang findend, gelangte ich nach St. Peter, das man erst gewahr wird, wenn man vor seinem Gebäudekonglomerat angekommen ist. Ich meine, das erste Haus sei die ehemalige Klostermühle. Wir trafen vor Mittag ein und wurden in die verschiedenen Mönchszellen verteilt. Die meinige lag zu ebener Erde beim Eingang zum Klostergarten und mit Aussicht auf diesen und die riesige Klostermauer.

Als ich mich nun allein in diesem kleinen Gemach befand und mir vorstellte, wie ich nun fast ein Jahr lang, abgeschieden von der Welt, hier leben sollte, da überfiel mich ein unsägliches Heimweh nach Welt und Menschen. Laut aufweinend und schluchzend legte ich mich auf das Bett und ließ meinem Weh vollen Lauf. Am Nachmittag wiederholte sich dieser Anfall, und ich kämpfte lange mit mir, ob ich nicht gleich wieder den Berg hinabgehen und dem Priestertum den Rücken kehren wollte. Zeit im Studium hätte ich keine verloren, da ich Philologie auf der Universität völlig absolviert hatte.

Ich war aus innerster Überzeugung und ungezwungenstem Willen hier heraufgestiegen. Woher nun diese plötzliche tiefe Verstimmung? Ich habe später oft darüber nachgedacht und gefunden, daß jenes Weinen eine Ahnung meiner Seele war von den schweren Prüfungen und Kämpfen, die mir seitdem widerfahren sind. —

Ich hätte im Anfang nicht gedacht, daß ich mich so leicht an die klösterliche Einsamkeit gewöhnen könnte. Es ging von Woche zu Woche besser, wozu am meisten der Umstand beitrug, daß ich nicht mehr, wie im Konvikt, gemeinsam mit andern wohnen und schlafen mußte. Jeder Seminarist hatte

sein eigenes Zimmer. Das meinige lag unmittelbar an der linken Seite des Ausgangs in den Garten. Dazu kam noch, daß die Ruhe und Abgeschiedenheit gar wohl paßte für meine schwermütige Natur, die sich im Seminar zu entwickeln begann und bis heute die Grundstimmung meines Innern geblieben ist. Ich würde mich nie mehr entschließen können, ins Konvikt zurückzukehren, während mich die Einsamkeit von St. Peter heute noch anzieht.

Praktischer als im Konvikt, begannen die „Exerzitien" nicht gleich am ersten Abend, sondern erst, nachdem die Novizen sich auch etwas im Haus eingewöhnt hatten. Sie wurden in der kleinen Kapelle gehalten, die hinter meiner Zelle lag und in der auch zur Winterszeit der tägliche Frühgottesdienst stattfand. Mir war dieser enge Raum der unliebste im ganzen Kloster. Zum Beten muß ich allein sein oder in einer Kirche, die Luft, Licht und Platz hat und nicht die Andächtigen, Mann an Mann, „in dumpfer Stube" zusammendrängt. Wenn jemand unmittelbar neben mir steht, kann ich mit Verstand weder lesen, noch schreiben, noch beten. Drum haben in diesem Betsaal weder die ersten noch die folgenden Exerzitien großen Eindruck auf mich gemacht, trotzdem der Exerzitienmeister, Repetitor Schmitt, Geist und Mühe nicht sparte.

Da war die große Barock-Klosterkirche von St. Peter, ein herrliches Gottes- und Bethaus, mir ein wahres Labsal für Leib und Seele. Wenn wir in den Chorstühlen längst vergangener Mönche standen und in dunkler Nacht unser Kompletorium sangen, da wurde ich voll poetischer Andacht, und wenn an Sonntagen unten im Schiff die ganze Bauerngemeinde von St. Peter kniete und ihre „offene Schuld" im Wälderdeutsch sprach, da rauschte es durch die Kirche und durch meine Seele mit Macht. —

Jeden Morgen nach der hl. Messe mußte männiglich auf seiner Zelle eine „Meditation" (Betrachtung) über irgend ein religiöses Thema anstellen. Den Stoff dazu gab

ein Buch ab, in welchem die Betrachtungspunkte zugleich angegeben und analysiert waren. Mir wurde jedesmal ordentlich wohl, wenn ich aus der dumpfen, engen Hauskapelle heraus in meine Zelle kam und allein sein konnte mit meinen Gedanken. Die Betrachtungen machten mir innere Freude und Ruhe, welche erhöht wurde durch die tiefe Stille und Bewegungslosigkeit rings um mich herum.

Ich habe seitdem stets an mir die Beobachtung gemacht, daß zur innern Betrachtung, mag sie nun Religion oder Natur betreffen, vorzugsweise das Fern- und Unbelästigtsein von den Menschen gehört. Wenn ich z. B. in meinem Rebhäuschen am Bodensee saß und über den träumerisch stillen See hinschaute, hinter welchem sich noch stiller und ruhiger die Berge erhoben, oder ganz allein in meiner Dorfkirche kniete, da wurde mein unruhiger Geist innerlich gesammelt, und ich erwachte oft nach langen Augenblicken, als ob ich geschlafen hätte.

Vortrefflich sagt dies ein neuerer Philosoph mit den Worten: „In den echten Zustand der Kontemplation können uns nur völlig ruhige Gegenstände versetzen. Weil sie keine äußere Bewegung haben, bringen wir sie schon gar nicht in ein Verhältnis zur Zeit. Zugleich werden wir zeitlos, weil die Bewegung unseres Willens ganz aus unserem Bewußtsein geschwunden und wir ganz im ruhigen Objekt versunken sind. Wir leben gleichsam in der Ewigkeit: wir haben durch Täuschung das Bewußtsein absoluter Ruhe und sind unnennbar selig. Werden wir in dieser tiefsten Kontemplation gestört, so erfüllt uns die Bewegung des Willens wieder: wir treten aus der Ewigkeit in die Zeit zurück."

Aus meiner Betrachtung in der stillen Klosterzelle weckten mich jeweils die Hausglocke, welche meine Kommilitonen zur Morgensuppe rief, und der Diener Lorenz, der alsbald nach dem Glockenzeichen zu mir hereintrat und mein Frühstück brachte. Auch im Seminar gab es am Morgen nur eine Mehlsuppe, die ich gerne gegessen hätte, aber

nicht ertragen konnte, weshalb ich mir wieder gegen Extravergütung Milch servieren ließ, die mir im Seminar in die Zelle getragen wurde.

Meine erste „menschliche" Unterhaltung pflog ich in der Regel bei dieser Gelegenheit mit dem Servitore Lorenzo. Dieser, ein kleiner, alter Mann, ganz der Typus eines Schwarzwälder Bauern mit über der Stirne gerade geschnittenen Haaren, verband mit bedeutender geistiger Billigkeit die auch dem dümmsten Schwarzwälder angeborene Schlauheit. Er war somit bei aller anscheinenden Gutmütigkeit ein Schlaumeier, den ich bald durchschaut hatte und dann mit all seinen Eigenschaften teils im Spaß teils im Ernst benützte. So kam es, daß er bald lächelnd, bald räsonierend von dannen ging.

Er hatte auch das Amt eines Weckers und ging am frühen Morgen nach dem Glockenzeichen von Tür zu Tür und rief die Stunde in die Zellen. Damit aber keiner mehr einschlafe, zündete er unter dem lateinischen Gruße „Benedicamus Domino" — jedem das Licht an. Das Lichtanzünden war mir aber so widerwärtig wie der Eule, der man am Tag eine Fackel in ihr Turmloch bringt, und so verbot ich ihm jeweils, ein Licht zu machen, da ich es selbst besorgen würde, wenn ich aufstände. Das war aber eine Kollision seiner Pflichten, die er sonst strenge erfüllte. Wir hatten deshalb meist schon Disput vor dem Frühstück, und grollend und murmelnd trippelte er meinem Nachbar zu.

Mich aber schaudert jetzt noch, wenn ich daran denke, wie ungern ich jeweils im Sommer um fünf Uhr und im Winter um halb sechs Uhr aufstand.

Früh aufstehen ist eine schöne Sache, aber nicht für jeden, am wenigsten für nervöse Leute. —

Meister Lorenz hatte viele Jahre als Hausierer mit Uhren in England zugebracht und sich dort ein Stück Geld erworben, mit dem er die Waldhütte, in welcher er geboren war, kaufte und, weil ledig, mit armen Verwandten besetzte.

Das waren unsere friedlichsten Stunden, wenn der alte Lorenz von England oder von seiner Heimathütte mir erzählte und dann den bösen Geist in mir zur Ruhe brachte.

Trotz meiner vielen Neckereien und Streitereien besaß ich doch des alten Lorenz ganzes Herz, was er mir in guten Stunden oft gestand, und wir schieden in schönster Harmonie, als ich das Seminar verließ. Er ist vor vielen Jahren schon in die ewige Heimat abgereist. —

Neben dem Lorenz funktionierte noch ein junger Diener, ich glaube, er hieß Johann, ein steifer, aber guter und kranker Mensch, der vorher Schuhmacher gewesen war, jedoch das Sitzen nicht ertragen konnte.

Als Hausmeister, Oberdiener und Sakristan amtete der Philipp, ein kluger, ruhiger St. Petriner. Er lebt und amtet heute, 1910, noch, trotzdem es 47 Jahre sind, seitdem ich im Seminar gewesen bin. Wenn ich es machen könnte, der greise Philipp würde Ehrendomherr am Freiburger Münster und Ritter eines päpstlichen Ordens werden. —

Bald nach dem Frühstück begannen die Vorlesungen des Regens und der Repetitoren und nahmen in der Regel den ganzen Vormittag in Anspruch. Unser Regens (Direktor), einst ein äußerst lebhafter und enragierter Student, war das Wohlwollen und die Frömmigkeit selbst, von allen Lehrern und Vorgesetzten, die ich in meiner Studienzeit gehabt, neben Alban Stolz ganz entschieden der frömmste. Allein derartige Naturen eignen sich nicht leicht zu einem Kommando, und so stand auch unser Regens nicht am rechten Platz. Er fühlte es auch, daß er zum Regieren nicht viel tauge, und überließ deshalb das Regiment getrost den andern.

Regens Lender[1] war in dieser Beziehung das gerade Gegenteil von seinem Vetter, dem Dekan und Reichsboten Franz Xaver Lender von Sasbach. Der ist ein geborener

[1] Er war 1813 in Pfullendorf geboren und seit 1840 im Priesterseminar tätig. Er mußte 1883 wegen körperlicher und seelischer Krankheit zurücktreten und starb 1887 in Sigmaringen.

„Regens“ und hat nur den Fehler, daß er zu viel leiten und regieren will und so sein Regententalent zersplittert. —

Entsprechend seiner Frömmigkeit gab Regens Lender uns Vorlesungen über Asketik, die mir zum langweiligsten gehörten, was ich bis dahin an Lehren vernommen hatte. Ich vertrieb mir die Langeweile dadurch, daß ich regelmäßig hinter dem Rücken meines Vordermannes lateinische oder griechische Literatur studierte, was der gute Vorleser doch endlich merkte und in allem Wohlwollen untersagte, wiewohl vergeblich.

Fast zwanzig Jahre später begegnete ich einmal in Konstanz dem greisen Regens, und seine erste Rede war: „Es ist schon lange her, daß Sie während meiner Vorlesungen über Asketik Literatur studierten.“ Ich freute mich über das merkwürdige Gedächtnis des sonst geistig keineswegs mehr frischen Mannes. —

Ich muß mich und mein Verhalten der christlichen Asketik gegenüber doch etwas entschuldigen, da gewisse fromme Leute zur Meinung kommen könnten, unsereiner müsse schon im Seminar ein halber Ketzer gewesen sein, und es sei deshalb kein Wunder, daß ich später noch in vielen Dingen anderer Ansicht wurde als frömmere Leute meines Standes.

Meine Ansicht über Askese ist die folgende: Es gibt für den Menschen nichts wichtigeres, als diese Disziplin, welche absolut nichts anderes ist als das, was einer der größten philosophischen Denker des 19. Jahrhunderts, Schopenhauer, „die Verneinung des Willens zum Leben“ genannt hat. Die einzig wahrhaft glücklichen Menschen sind, nicht bloß nach der Lehre des Christentums, sondern auch nach den Resultaten vernünftiger Philosophie, die Asketen. Und es ist ein gewaltiges Zeugnis für die Wahrheit der christlichen Moral, daß die Philosophie in ihren denkendsten Vertretern sie vollauf bestätigt. „Aus der Verneinung des Willens zum Leben fließen alle Tugenden, welche die christliche Askese uns empfiehlt, und je mehr der Mensch sich von der Welt, ihren

Genüssen und Gütern emanzipiert, im gleichen Maße wächst seine innere Ruhe und seine Seligkeit hienieden schon" — sagt Schopenhauer.

„Der, in welchem die Verneinung des Willens zum Leben aufgegangen, ist, so arm, freudlos und voll Entbehrungen sein Zustand, von außen gesehen, auch ist, voll innerer Freudigkeit und wahrer Himmelsruhe. Es ist nicht der unruhige Lebensdrang, die jubelnde Freude, welche heftiges Leiden zur vorhergegangenen oder nachfolgenden Bedingung hat, wie sie den Wandel des lebenslustigen Menschen ausmachen; sondern es ist unerschütterlicher Friede, eine tiefe Ruhe und innige Heiterkeit, ein Zustand, zu dem wir nicht ohne die größte Sehnsucht blicken können . . . . jener Friede, der höher ist als alle Vernunft, jene gänzliche Meeresstille des Gemüts, jene unerschütterliche Zuversicht, deren bloßer Abglanz im Antlitz, wie ihn Rafael und Correggio dargestellt haben, ein ganzes, sicheres Evangelium ist." — So schreibt der gleiche Philosoph.

Darum waren jene Heiligen die größten und glücklichsten, welche sich gänzlich von der Welt zurückzogen, und dahin gehören in erster Reihe die „Väter der Wüste". Dieser Männer Willenskraft hat mir von allen menschlichen Taten am meisten Bewunderung abgezwungen.

Und gerade die „pessimistische" Weltanschauung des Christentums, die besonders in den Worten des göttlichen Heilandes liegt: „Wer sein Leben liebt, der wird es verlieren, und wer es haßt, der wird es gewinnen" — die hat der Lehre Jesu Christi in den ersten drei Jahrhunderten die meisten und größten Bekenner zugeführt.

Die Menschheit war von Zivilisation, Kultur und Weltgenuß und dem damit verbundenen Elend übersatt und erkannte all deren Leere und Erbärmlichkeit. Deshalb war ihr das Christentum mit „seiner Verneinung des Willens zum Leben" ein wahres Labsal. Aber gerade aus diesem Grunde wird das Christentum, abgesehen von seiner göttlichen Stif-

tung, in der Menschheit nicht untergehen, weil es allein von allen Religionen den innersten Bedürfnissen des gequälten Menschen zu Hilfe kommt durch „das Kreuz" und die Askese.

Aber, und hierin soll die Entschuldigung liegen für mein Verhalten den asketischen Vorlesungen gegenüber, „die Verneinung des Willens zum Leben", d. h. die Askese, kann man keinen Menschen lehren in der Zeit, da er mit seinem ganzen Willen das Leben bejaht, voll irdischer Ideale in seine Zukunft blickt und, um gewöhnlich zu reden, den Himmel und die Erde „voller Baßgeigen" sieht. Da werden ihm jene Lehren ebensowenig einleuchten als dem armen Sozialdemokraten, dem ich vorreden will, er möge sich doch nicht nach den Kapitalien seines Fabrikherrn sehnen; denn er sei, auch wenn er dessen Geldsack besitze, doch nicht glücklich.

Die besten Vorlesungen über Askese gibt dem denkenden Menschen mit der Zeit das Leben von selbst. Es schreibt ihm die ganze Erbärmlichkeit und das ganze Elend dieser Welt unter Donner und Blitz in die Seele hinein und macht ihn entweder zu einem guten Christen oder wenigstens zu einem vernünftigen Pessimisten.

In meinen Augen ist daher Askese nur Leben und nicht Wissenschaft. Sie muß gelebt und geübt, aber nicht schwarz auf weiß niedergeschrieben und memoriert werden; deshalb war mir die Asketik unseres braven Regens so zuwider. —

Die zweite Persönlichkeit, dem Range nach, bildete der Subregens Knittel[1], dem Regens an Menschenfreundlichkeit und innerster Seelenruhe nahestehend, aber wie dieser zum Herrschen nicht geboren. Auch sein Titel Subregens war ein lucus a non lucendo. Er gab uns so trocken, wie er selber war, den sogenannten „Eheunterricht" und leitete unsere

---

[1] Er war ein Jahr älter als der Regens und aus dem Dorfe Buchheim bei Meßkirch und schon seit 1842 im Seminar tätig. Er wurde 1883 Regens und starb nur wenige Wochen vor Regens Lender in Freiburg, wohin er sich in seiner letzten Krankheit hatte bringen lassen.

Einübung in den Ritus. Diese letztere Funktion machte ihn mir zum liebsten und unterhaltendsten Lehrer im Seminar. In der „Ituskapelle" Messe lesen, taufen und all' die schönen Zeremonien der katholischen Kirche bei Ausspendung der Sakramente kennen zu lernen, daran hatte ich eine kindliche Freude. Manchmal ging ich allein mit meinem alten Schulfreunde Karl Bunkofer, der ein feiner Ritualist war, in die Kapelle und machte mit ihm alle dem Priester für seine Funktionen nötigen Übungen durch — vom „Hochamt" bis zur Taufe des hölzernen Kindes, das als Lehrmaterial vorhanden war.

Der Subregens paßte sonst vortrefflich als Ritusinstruktor; denn er zelebrierte schön und sang noch schöner, so daß er in dieser Hinsicht mit gutem Beispiel voranging. —

Der eigentliche, geistige Regens im Seminar war der schon genannte Repetitor Schmitt, ein junger Priester, der an Talent und Wissen die erste Stelle einnahm, und welchen seine zwei bescheidenen Vormänner gerne als Spiritus Rector zuließen.

Mit diesem Herrn, den ich übrigens später als ebenso bescheiden wie liebenswürdig kennen lernte, der aber, wie unsereiner, bis heute viele Leute zählt, die ihn nicht mögen, kam ich am wenigsten aus. Er führte mir sein Regiment zu kleinlich und zu polizeidienermäßig. Seine Gewohnheit, abends an den Türen zu klopfen, wo er noch Licht sah, und den Zellenbewohner zum Bettgehen zu mahnen, machte mir diesen Herrn förmlich verhaßt, und wir tauschten bisweilen ziemlich heftige Redensarten gegen einander aus. Seine Vorlesungen über Dogmatik gefielen mir damals gar wohl, wären mir heute aber nicht mehr genügend[1].

Der vierte und letzte unserer Vorgesetzten gehörte der Filiale unserer Diözese, dem preußischen Ländchen Hohenzollern an. Repetitor Augustin Maier, ein ganz jugendlicher, freundlicher Herr aus Betra im Lande der hohenzollernschen

[1] Schmitt lebt heute noch als Domkapitular in Freiburg.

Schwaben, las über Moral nach den praktischen „Heften" des ehemaligen Regens Kössing. Er verwaltete zugleich das Amt des Bibliothekars und besorgte uns auf antiquarischem Wege alle möglichen theologischen Bücher. Zum Buchhandel war der Mann wie geschaffen und das Antiquariat seine Passion. Ganze Wagenladungen alter Bücher ließ er den Berg heraufführen, und ich bin fest überzeugt, daß er während seines langen Aufenthaltes in St. Peter mehr Bücher abgesetzt hat, als in seiner ganzen heimatlichen Provinz Hohenzollern vorhanden sind.

Auch mit diesem sonst so gefälligen Repetitor stand ich nicht auf dem besten Fuß. Der Grund davon lag in meinem starken „Freiheitsgefühl". Was allein mir das Seminarleben öfters entleidete, war der Mangel an hinreichender Bewegung im Freien, die Klausur. Ohne menschlichen Umgang kann ich leicht leben, und je einsamer die Gegend, um so lieber ist sie mir; aber „eingesperrt" sein und nicht frei wandeln können in Feld und Flur, das widersteht meiner Seele über alle Maßen. Und was ich an der Seminarerziehung in St. Peter auszusetzen habe, betrifft vorzugsweise diesen einen Punkt.

Ehemals befand sich das Priesterseminar der Diözese in Meersburg am Bodensee und später in Freiburg, also mitten in der Welt und unter den Menschen, wo eine gewisse Klausur sicher zu billigen ist. Aber wenn ein Seminar, wie das zu St. Peter, auf einer Einöde des Schwarzwaldes liegt, wo kaum jede halbe Stunde eine Bauernhütte sichtbar wird, da könnte man den Kandidaten für das Weltpriestertum tagtäglich freien Wandel lassen in Berg und Wald. Statt dessen wurden wir wöchentlich zweimal gemeinschaftlich spazieren geführt wie die Unmündigen und Säuglinge in einer Kleinkinderbewahranstalt. War aber an einem der Ausgehtage Regenwetter, so fiel es unserem Regens und seinen Gefährten nicht ein, an einem andern Tag uns an die Luft zu lassen. Dem letzteren Mißstand half ich, nach manchem Auftritt mit

den Vorgesetzten, wenigstens für die Seminaristen von 1862/63 ab.

Außerdem, und dies brachte mich in Differenzen mit dem kleinen Repetitor aus Sigmaringen, der uns meist auf den Spaziergängen begleitete, dehnte man unsere Exkurse möglichst wenig aus. Der kleine Mann war kein Freund von größeren Touren und führte uns, wenn immer tunlich, im Rayon einer ordentlichen Gänseweide herum. Ich stieg ihm deshalb öfters aufs Zimmer und beschwerte mich. Je kürzer die Spaziergänge ausfielen, um so länger ward mein Zorn über unsere Spazieramme.

Repetitor Maier war im Seminar fünfundzwanzig Jahre lang, ging aber, wie man hörte, wider Willen 1887 auf die Pfarrei Glatt in seiner schwäbischen Heimat, wo er schon im folgenden Jahre an Heimweh nach St. Peter starb. —

Ich kann es mit absoluter Sicherheit voraussagen, daß meine Stimme im Kirchenregiment unserer Diözese nie gehört werden wird. Wenn dies aber der Fall wäre, so würde ich vor allem dafür eintreten, daß die St. Petriner mehr an die Luft kämen; dann würden unsere Neupriester nicht bleich, wie Gebeine aus der Sandwüste, vom Berge herabkommen, und mancher, auf strengen Posten versetzt, nicht so schnell dahinwelken.

Wie oft hab' ich von irgend einem Fenster des zweiten Stockwerkes aus meine Blicke sehnsüchtig hinaus gerichtet auf Berg und Wald und die Bauern beneidet, die von St. Märgen her bergab wanderten oder auf ihren Feldern arbeiteten, beneidet um der Freiheit willen! Ja selbst das Wasser des Klosterbrunnens, das vor unserem Speisesaal plätscherte, hab' ich manchmal mit Neid betrachtet und seinen lustigen Weg durch Wiese und Flur im Geiste verfolgt und es ihm mißgönnt, daß es nach kurzem Lauf durch unsere Klausur wieder forteilen durfte, hinaus in Gottes freie Natur.

Am mächtigsten wirkte die Gegend um St. Peter aber bei mir im Winter, wo der Schnee meterhoch auf dem Lande

lag und eine Melancholie erzeugte, die mit Macht zu meiner Seele sprach. Leider durften wir auch nicht so oft durch das Schneeland stampfen, als ich es wünschte.

Ich könnte mich heute noch unschwer entschließen, in wilder Einöde als freier Einsiedler zu leben, aber Klosterzwang wäre mir eine furchtbare Last. Nur der schöne Orden der Karthäuser mit seinem vollen Einzelleben oder der bettelnde Kapuziner könnten mir's, wenn Not an den Mann käme, antun.

Wir hatten zwar einen großen Klostergarten und in demselben ein Rauchhäuschen zur beliebigen Benützung in kollegfreien Stunden, allein den umzog eine so langweilige Riesenmauer, daß ich mich in ihm nur erging wie in einem notwendigen Übel. —

Ob meines vielfachen Räsonierens wegen mangelhafter Bewegung im Freien war ich bald beim ganzen Kollegium unserer Vorgesetzten mißliebig geworden. Dazu kam noch meine übrige Unbotmäßigkeit, die sich in einem Falle besonders eklatant erwies. Ich litt im Winter 1862 fast beständig an Zahnweh infolge einer Fistel. Als mein Leiden anfing, sehr schmerzhaft zu werden, verlangte ich nach dem nächsten besten Arzt.

Nun saß draußen vor dem Kloster der Doktor Blas, seit Jahren hier oben unter den Waldbauern tätig. Aber es ging ihm wie mir selber, er war bei der Seminargeistlichkeit nicht beliebt, weil er, abermals wie unsereiner, nicht schweigen konnte und bisweilen mehr redete, als für gut befunden wurde. Man rief ihn deshalb nur in den allerdringendsten Fällen zu Hilfe und hatte als eigentlichen Seminararzt den Physikus v. Wänker in Freiburg bestellt, der auch ungerufen von Zeit zu Zeit kam, um sich nach dem Gesundheitszustand der Kandidaten zu erkundigen.

Ich hatte nun keine Lust, in meinen Schmerzen zu warten, bis der Physikus gekommen wäre, und verlangte den Doktor Blas. Meister Lorenz weigerte sich aus ihm

wohlbekannten Gründen, den Mißliebigen zu rufen, worauf ich ihm voll Zorn und Energie sagte, „er möge dem Regens melden, wenn in einer Stunde der Betreffende nicht gerufen sei, würde ich sofort das Seminar verlassen, mich draußen im Wirtshaus niederlassen bis zur Genesung und dann auf Nimmerwiedersehen den Berg hinabsteigen".

Scheu, als ob ich im Begriff stände, ein Verbrechen zu verüben, eilte mein Schwarzwälder von dannen, und nach einer halben Stunde trat der Arzt in meine Zelle. Es hatten sich zwei gerne „räsonierende" Seelen gefunden, und der Doktor und ich waren bald „gut Freund". Er besuchte mich von jetzt an nach Belieben, und manche Stunde hat der gescheite, mit widrigen Schicksalen aller Art kämpfende Mann mir verkürzt. Ich habe den alten Doktor Blas, einen Bruder des Konviktsarztes gleichen Namens, als Achtziger noch in meiner Martinskirche getraut und auch noch besucht auf seinem spätern Landsitz in Buchenbach, wo er in den neunziger Jahren gestorben ist. —

In der Einsamkeit des Klosterlebens kommt man auf allerlei Dinge, die einem im Weltleben sonst nicht mehr begegnen würden. So kam auch mir in der Winterszeit, da ich eines Tages an meinem Fenster stand und in den öden, schneebedeckten Garten hinausschaute, die Erinnerung an das Meisenfangen der Knabenzeit. Der Gedanke wurde alsbald zur Tat. Ich machte mir einen Meisenschlag, fing eine Meise und setzte sie zwischen Fenster und Vorfenster meiner Zelle. Das muntere Tierchen verschaffte mir den ganzen langen Winter über manch heitern Augenblick und bekam dafür im Frühjahr seine Freiheit, die es in der ersten Zeit dankbar in meiner Nähe verbrachte.

Sonst hatte ich wenig Unterhaltung, der Doktor und mein Vogel waren die Hauptrepräsentanten derselben. In den freien Stunden, welche meine Kommilitonen in der Rauchhütte im Garten oder auf der Kegelbahn verbrachten, lag ich meinen philologischen Studien ob; denn ich hatte

dem Direktor Kübel versprochen, gleich nach Beendigung des Seminars das Staatsexamen machen zu wollen.

Am Sonntag und einmal in der Woche gab es zur Rekreation eine Flasche Bier auf eigene Kosten. Lieferant war ein Bierwirt draußen vor dem Kloster, welcher an Sonntagen den Bauern nach dem Kirchgang aufwartete; der betreffende Gerstensaft aber war ein Getränk, das eher einer Mixtur für einen Vierfüßler gleichsah als einem Bier. Und doch ward's vertilgt, als wär's Nektar!

Wie oft hatte ich meine trübe Flasche in einer Fensternische des hinteren Klosterganges bei der Bibliothek stehen, ging studierend auf und ab und trank von Zeit zu Zeit vom „Trunk der Labe"!

Täglich wanderte ich auf diesem düstern Gang einsam und allein hin und her, an den Bildern vergangener Äbte des Klosters vorüber, Horaz, Tacitus, Cicero, Thukydides oder Sophokles lesend. Und wenn dann bisweilen der Regens oder ein Repetitor meine Halle durchkreuzte, schauten sie mit mißtrauischen Blicken den Heidenjüngling an. Und sie mochten nicht unrecht tun; denn in ein Priesterseminar paßte mein Studium allerdings nicht. Doch vertiefte ich mich gar oft, mitten aus meinen klassischen Studien heraus, ins innerste Christentum.

Von meinem Gang aus führte eine kleine Treppe auf die Empore der Klosterkirche, und dahin begab ich mich oft, um eine Anbetung des allerheiligsten Sakramentes vorzunehmen. Die tiefe Stille in dem weiten, menschenleeren Gotteshaus mutete mich jeweils ungemein an, und es gehören jene Augenblicke zu den friedlichsten meines unruhigen Lebens.

Durch mein unsinniges Studieren, von dem ich mir selten eine Erholung gönnte, wurde mein Nervensystem so aufgeregt, daß ich am Abend keinen Schlaf finden konnte und mich in der gleichen Lage befand wie vor Jahren in Rastatt, da Tabak und Zigarren die gleiche Wirkung hervorgebracht hatten. Vergeblich verschrieb mir der Doktor allzukleine

Dosen von Opium, statt mir das Studieren zu verbieten, und die ganze Seminarzeit hindurch blieb dieser elende Zustand, dem ich später allein durch den Genuß von Bier entgegenwirken konnte, bis auch das nicht mehr wirkte und ich bis auf den heutigen Tag zu kräftigen künstlichen Schlafmitteln greifen mußte.

Das hat man von dieser verfluchten Wissenschaft, daß sie einen physisch ruiniert, gegen das Elend dieser Welt aber nichts und für die Ewigkeit gar nichts nützt. Ich habe vor kurzem die Schrift eines englischen Spiritisten gelesen, dem ein „Geist Samuel" folgendes höchst Vernünftige geoffenbart hat: „Das, was wir moderne Bildung nennen und was den Stolz von Millionen ausmacht, ist im allgemeinen die unglücklichste Art von Vorbereitung für das künftige Leben, und wir können uns in jeder Hinsicht füglich das Bedauern über die sogenannten unzivilisierten Völker durchaus ersparen. Die ganze heutige Jagd nach Wissenschaft, nach Glücksgütern und nach einer Stellung im sozialen Leben, das egoistische Strebertum und die hundertfältige Nahrung, welche den Dünkel und den Wahn großziehen von der Schule bis zum Grabe — kurz das ganze moderne Weltleben ist genau das Gegenteil von dem, was die Geisterwelt dereinst von uns verlangen wird." —

Im Frühjahr 1863 kam der greise Erzbischof v. Vicari den Berg herauf, um uns die Diakonatsweihe zu erteilen. Wir alle hatten uns den ganzen Winter über danach gesehnt; denn mit der Übernahme dieser Weihe durften wir in der Kirche den Bauern von St. Peter predigen und im „Amt" an Sonn- und Feiertagen dem zelebrierenden Priester diakonieren.

Es kamen jeweils zwei an die Reihe zum Predigen, der eine in der Frühmesse zur „Homilie" und der andere im Hauptgottesdienst zur „Predigt". Mich traf am Dreifaltigkeitssonntag die Frührede, welche ich ehrlich und redlich aus des alten Hirschers „Betrachtungen" abgeschrieben hatte.

Nach der Frühmesse kamen einige Kollegen und baten mich, ihnen doch meinen Sermon zum Abschreiben zu geben, da er so schön gewesen sei. Ich wies sie aber alle auf meine Quelle hin, in deren Besitz sie meist schon waren.

Einzelne wurden darob irre an mir und meinten, von mir hätten sie erwartet, daß ich meine erste Predigt selbst fertigen und mich schämen würde, buchstäblich abzuschreiben. Ich schämte mich aber keineswegs, weil ich jede gute Predigt, damals schon, für ein Gemeingut der katholischen Kirche hielt. Leider werden aber derartige Gemeingüter guter Art immer seltener, und so habe ich es schon längst verlernt, Predigten abzuschreiben, die der Druckerschwärze nicht wert sind.

Am meisten an Belehrung und Unterhaltung zugleich profitierten die Bauern von St. Peter, da sie von Ostern bis zum August jeden Sonn- und Feiertag zwei andere, möglichst gut vorbereitete Prediger hörten. Doch kamen die guten Leute bisweilen auch in Verlegenheit, wenn sie so einen armen Kandidaten auf der Kanzel sahen, der zitternd und bleich mit Angst und Gedächtnisschwäche zu kämpfen hatte. —

Es kam der Sommer, und der erst kleidet die Höhen des Schwarzwaldes in das Grün des Frühlings. Aber je bunter die Matten wurden und je frischer die Tannenwälder, um so mehr wuchs meine Sehnsucht nach der freien Natur. Wenn hie und da ein größerer Ausflug genehmigt wurde, so freute ich mich wie ein Kind, das man nach langer Krankheit zum erstenmal wieder aus der dumpfen Stube in die warme Sonne hinausführt. An den Fall des Zweribaches oder an die Grenzen des „Roßkopfes" gingen in der Regel diese weiteren Spaziergänge, von denen ich jeweils nur ungern in die kalten, feuchten Klosterräume zurückkehrte. —

Eine der glänzendsten Erinnerungen an die Seminarzeit ist mir das Peter- und Paulsfest geblieben. Von allen Bergen und Wäldern herab und tief herauf von den Tälern zogen da die Landleute in ihrer schönen Volkstracht unserem

Kloster zu. In prächtigem Sonnenschein ward im Angesicht des Feldbergs eine Prozession gehalten. Ich habe in meinem Leben nie wieder so viele fromme, von gläubiger Freude strahlende Menschen gesehen, wie auf der einsamen Höhe von St. Peter an jenem Tage. Ich glaube, wenn ich ein großer Maler wäre und müßte die Freuden der Seligkeit menschlich darstellen, ich würde meinen Stoff aus der Erinnerung an jenen Festtag der Schwarzwälder nehmen. —

Die Tage der Priesterweihe und der nächsten Vorbereitung kamen darauf immer näher. Ich kann die Gefühle, welche den jungen Theologen in dieser Zeit erfüllen, nicht anders bezeichnen denn genau als dieselben, von denen das Erstkommunionkind beseelt ist. Mir wenigstens ging es so. Und wie in jenen Kindestagen das, was mit der Erstkommunion verbunden war, die neuen Kleider, der Seidenhut, die Schulentlassung, mich viele Wochen vorher beschäftigten und erfreuten, gerade so bei der Priesterweihe.

Die „Primizbilder", die „erste heilige Messe", die verschiedenen zu erwartenden Geschenke an priesterlichen Gewändern, das Ende des Klosterlebens — das alles zog wie Sonnenschein durch meine wieder durchaus kindlich gewordene Seele. Tage und Stunden wurden gezählt wie ehedem vor dem weißen Sonntag, und Briefe nach allen Richtungen geschrieben, voll des zukünftigen Glückes. Mutter und Großmutter ließen es sich nicht nehmen, die Reise nach St. Peter zu machen, obwohl die letztere eine Siebzigerin war. Sie wohnten der Priesterweihe an, aber sprechen durfte ich sie an diesem Tage (6. August) nicht. Wir trafen uns erst am andern Morgen, an dem ich frei wurde, in Freiburg.

Wie unendlich selig und voll von Hoffnungen und Idealen verließ ich das Seminar und eilte den Berg hinunter, als ging's dem Himmel zu aus dem Fegfeuer! Gerade wie in der Kindeszeit! Mit welcher Herzensfreude und welchem Jubel verläßt die Weißen-Sonntags-Jugend Schule und Kindheit und hüpft mit offenen Armen der Welt zu, um

nach wenigen Jahren, enttäuscht, all' ihre Bitterkeiten und Kämpfe zu erfahren. So ist die Welt und nichts ist sie in alleweg! Wunderbar schön sagt ein persischer Dichter:

Ist einer Welt Besitz für dich zerronnen,
Sei nicht im Leid darüber, es ist nichts;
Und hast du einer Welt Besitz gewonnen,
Sei nicht erfreut darüber, es ist nichts.
Vorüber gehn die Schmerzen und die Wonnen,
Geh an der Welt vorüber, sie ist nichts.

Ich war so voll freudiger Gefühle, daß ich heute nicht mehr weiß, wie und auf welchem Wege ich von Freiburg mit Mutter und Großmutter heimkam ins Kinzigtal.

Am folgenden Sonntag, den 9. August, sollte ich meine erste heilige Messe in der Pfarrkirche zu Haslach feiern. Wenn ich je wieder auf die Welt käme und zum Priestertum, so würde ich ganz gewiß nie mehr eine „Primiz" öffentlich und in der Heimat abhalten. Denn eine solche Feier ist mit so vielen Äußerlichkeiten verbunden, daß ein junger Mensch am Tage selbst nicht mehr weiß, wo ihm der Kopf steht. Man ist ein wahres Schlachtopfer der Freude seiner Verwandten und des eigenen Hochgefühls seiner neuen Würde. Wenn ich an jene Tage zurückdenke, so fühle ich am besten, wie kindlich und kindisch eigentlich noch ein Mensch von 25 Jahren ist, selbst wenn er zwölf Jahre studiert hat.

Und wenn ich mir die verschiedenen Szenen vor und am Tage der Primiz vorstelle, so zuckt es durch meine schwachen Nerven, als fürchteten sie sich, nochmals solche Aufregungen mitmachen zu müssen.

Am Abend meiner Heimkunft erschien Lambert, der Schmied, mit der Haslacher Stadtmusik und brachte dem Neupriester ein Ständchen. Dieser zeigte sich auf der steinernen Haustreppe und hielt seine erste „Standrede", von deren Inhalt der alte Pfarrer aber heute keine Silbe mehr weiß. Nur so viel klingt noch in meiner Seele wieder, daß

der blasse, lange Neupriester schrecklich gerührt war von dieser Huldigung seiner „lieben Mitbürger“.

Heute würde ich die Flucht ergreifen, wenn ich eine solche Ovation entgegennehmen müßte.

Ich kann übrigens nur dankbar der vielen Anstrengungen gedenken, welche die guten Haslacher damals machten, um meinen Festtag möglichst glänzend zu gestalten. Derselbe war für das Städtchen, was die Menschenmenge betrifft, ein doppelter und dreifacher Jahrmarkt. Es hatte schon fast dreißig Jahre lang keine „Primiz“ mehr hier stattgefunden, und beim Landvolk des Kinzigtales gilt noch der alte Spruch: „Um zu einer ersten heiligen Messe zu kommen, soll man ein Paar Schuhsohlen durchlaufen.“ Daher die große Volksmenge.

Unter diesen befanden sich natürlich alle jungen und alten Bauersleute, die seit den Tagen meiner Kindheit im väterlichen Hause Einkehr gehalten, und die heute alle mir die Hand schütteln wollten. Das Vaterhaus konnte die Gäste nicht alle aufnehmen, und noch zwei Nachbarhäuser wurden mit solchen gefüllt.

Ich kam halbtot aus der Kirche, wo mein alter Dekan mir assistiert, mein Freund, Kooperator Kärcher aus Freiburg, später Stadtpfarrer in Endingen, wo er heute noch lebt, gepredigt, und mein Konviktsfreund Ludwig Winterhalter aus Hubertshofen, damals Vikar in Offenburg, und mein Kursgenosse Albert Bock von Gengenbach mir die Diakonen gemacht hatten[1].

Ich lag einige Stunden auf dem Zimmer meines Freundes, des Doktors, unter seiner Obhut und Pflege, bis es mir möglich war, an dem Festmahl teilzunehmen, dessen Ehrengäste die sämtlichen Mitglieder „der Polyhymnia“ bildeten. Lambert, der Schmied, aber musizierte mit seiner Kapelle bis in die Nacht hinein.

---

[1] Beide sind seit Jahren tot. Der geistreiche Winterhalter starb als pensionierter Pfarrer in Herthen bei Basel und der gute Albert Bock als Pfarrer in Salem.

Es war ein schöner Tag, der 9. August 1863, aber mitmachen möchte ich ihn, wie schon gesagt, nicht mehr. Da haben jene meiner Mitbrüder, die in der Stille von St. Peter ihre erste heilige Messe feierten, viel vernünftiger gehandelt. Doch, es muß auch öffentliche Primizen geben um des Volkes willen, das mit Recht im Neupriester ein Ideal sieht, und darum sorgt der liebe Gott dafür, daß es auch Neupriester gibt, welche öffentlich primizieren. —

Die folgenden Tage, da ich die Kapellen meiner Kindheit bei der Mühle droben und am Klosterbach als Priester besuchte, wurden mir weit lieblicher in der Tat und in der Erinnerung. Auch eine Predigt hielt ich einmal in der Vaterstadt — und dann kehrte ich wieder nach Freiburg zurück; denn eine neue Sorge beschäftigte jetzt vollauf den Neupriester: das Staatsexamen.

Von den 48 Kandidaten aber, die mit mir am 6. August 1863 die Priesterweihe empfangen haben, leben heute, 1910, mit mir noch acht, unter ihnen der achtzigjährige Carissime Vogt, der, wie schon erwähnt, als pensionierter Pfarrer in Neuburg an der Donau seine Tage beschließt. Aktive Pfarrer sind außer mir noch fünf: der Julius Krug in Werbach, der Johann Link in Hochemmingen, der Siegfried Banotti in Holzhausen, der Melchior Vierneisel in Berolzheim und der Friedrich Weißhaupt in Reichenau.

Wenige Jahre und wir Überlebenden werden ebenfalls unter der Erde verschwunden sein. Todeskandidaten nächster Zeit sind wir alle.

Und wie schnell ging das alles, was wir Leben nennen, vorüber! — — —

Das Staatsexamen.

Direktor Kübel hatte mich eingeladen, als sein Gast nach Freiburg zu kommen, um dort, der verschiedenen Hilfsmittel halber, mich auf das im Spätherbst stattfindende philologische Examen endgültig vorzubereiten. Es gehören die Wochen, welche ich von jetzt ab bis zum Dezember im Konvikt zubrachte, mit zu den angenehmsten Erinnerungen meines ganzen Lebens.

Gewöhnlich ist die nächste und letzte Vorbereitung auf das Staatsexamen die unbehaglichste und mühevollste Zeit im Dasein des Studenten; allein mir wurde sie in dem vorher so verhaßten Konvikt überaus leicht und heiter.

Ich lebte jetzt nicht mehr als Zögling in dem geistlichen Hause, sondern als Freiherr. Mein Quartier hatte ich im „Gastzimmer" des Direktors aufgeschlagen, und weil in den ersten Wochen noch keine Theologen da waren, der Ferien wegen, so ward ich in den Gängen und im Garten von niemand gestört bei meinem Studium. Diesem wurde jedoch in der Regel nur der Morgen geweiht und einige Abendstunden vor dem Nachtessen. Am Nachmittag schloß ich mich den Kooperatoren am Münster, Kärcher und Beckert, an und machte mit ihnen Ausflüge in die nächste Umgebung der Stadt.

Besonders vielen Umgang und Ausgang aber pflegte ich mit meinem ehemaligen Repetitor des zweiten Kurses, Ehrat, den ich, als er mein Vorgesetzter war, nicht besonders ästimierte, jetzt aber bald als einen feingeistigen Mann schätzen lernte[1]. Wir durchstreiften weithin an Nachmittagen die

---
[1] Er starb 1887 als Pfarrer in Merzhausen bei Freiburg.

Dörfer um Freiburg. Auch in seine Heimat, Waltershofen, wanderten wir eines Tages, und ich erinnere mich lebhaft der Freude, welche seine Verwandten, darunter der Vater, hatten, als wir in das kleine Bauernhaus eintraten. Wir besuchten auch den Pfarrer des Orts, einen alten Mann, der ehedem im Kinzigtale, in Hausach, pastoriert hatte. Er erzählte mir manches über die Heimat aus Zeiten, da ich noch nicht unter den Lebenden war, und ich schaute an dem greisen Priester hinauf wie an einem Propheten. Er war aus Endingen und amtete von 1832—44 in Hausach als Pfarrer. Er starb erst 1886, fast neunzigjährig.

Auf dem Rückweg gingen wir in der Nähe eines Waldes vorüber und hatten vor uns die Berge des Schwarzwaldes; da erfaßte mich eine namenlose Melancholie, die mich fortan lange Zeit nicht mehr verließ. Sie entsprang offenbar meinen durch die Jahr und Tag hindurch ruhelos fortgesetzte geistige Tätigkeit verstimmten Nerven, und Berg und Wald hatten am stillen Abend diese Mißstimmung in mir plötzlich wachgerufen.

Wie ein Funke lange unter der Asche glimmt, bis der Windhauch kommt, welcher ihn zum Flammen bringt, so ging es mir auf dem Wege von Waltershofen nach Freiburg. Und merkwürdigerweise kehrte die gleiche Stimmung jeden Abend um dieselbe Zeit wieder, wie ein Fieber. Ich bin mir jenes Anfalles noch so sehr bewußt, daß ich auch noch genau weiß, wie wir an jenem Abend in einem Wirtshaus in Umkirch einen Bürger aus Freiburg, einen Möbelhändler aus der Nußmannsgasse trafen, der uns einlud, mit ihm in die Stadt zurückzufahren, und wie ich stumm und still im Wagen fortbrütete an meiner Melancholie.

Dieses trübselige Nervenspiel konnte mir aber jene schönen Tage im Konvikt nur für ein oder die andere Stunde verbittern, die übrigen Stunden verliefen um so heiterer, namentlich auch diejenigen, welche auf die Abendtrübung folgten.

Nach dem Nachtessen kamen regelmäßig einzelne geistliche und weltliche Herren ins Konvikt, um mit uns ihr Bier zu trinken und sich zu unterhalten. Diese Stunden waren mir noch angenehmer als die auswärts verbrachten. Ich lernte da manch geistreichen oder liebenswürdigen Mann kennen, wie z. B. den Baurat Bader, den Domkapitular Weickum und den ebenso kindlich frommen als christlich heitern damaligen Dompräbendar, spätern Domkapitular Boulanger. Auch Professor Alzog kam zuweilen, ebenso der unverwüstliche, derbgeistige Registrator Hägele. Ich bin all diesen Männern, sowie dem Direktor und den Repetitoren jener Tage zu Dank verpflichtet teils wegen der Belehrung, die ich aus ihren Gesprächen schöpfte, teils wegen der großen Freundlichkeit, mit der sie mir jungem Menschen entgegenkamen, den sie ganz „al pari“ behandelten.

Die komische Seite der Unterhaltung fiel meist mir und dem Repetitor Ehrat zu, die wir beide den ernsten Dr. Braun, meinen Liebling aus der Zeit des ersten Kurses, oft in die bizarrsten Aufregungen versetzten, indem wir dem leichtgläubigen, fern der Welt stehenden Manne die dicksten Bären aufbanden.

Hie und da brachte ich auch einen Abend in der musikalischen Familie Schweitzer zu. Hier versammelte sich um den bekannten Domkapellmeister und Komponisten Johannes Schweitzer und um seine musikalischen Brüder die jüngere Klerisei, lauschte den Konzerten der Virtuosen und trank Bier dazu. Mein Rastatter Zimmerkollege Beckert, als Kooperator am Münster, war jeweils auch dabei, und wir beide wurden hier manchmal nach Rastatter Art lustig. Wenige Jahre nachher gehörte er zu den Toten.

Einmal machte ich mit dem Domkapitular Weickum einen Ausflug nach der Ruine Limburg am Rhein. Die Katholiken Freiburgs hatten damals die eigene Idee, dem Kronprinzen von Österreich diese zerfallene Burg, auf der Rudolf von Habsburg das Licht der Welt erblickt haben soll, zum Ge-

schenke zu kaufen. Schon zu jener Zeit wollte mir der Gedanke nicht einleuchten, einem Fürsten oder Fürstensohn ein Präsent zu machen, und ich stritt mit dem patriotischen Domherrn lange über diese Knechtseligkeit und meinte, wenn die heutigen Habsburger sich nichts kümmerten um ihre Stammburg, so hätten wir andere Sterbliche noch viel weniger Grund, dem reichen Hause Österreich damit ein „Douceur" zu tun.

Ich weiß nicht, ob je ein Prinz dieser Dynastie auf den Ruinen der Limburg gestanden ist; wenn es aber der Fall wäre, so müßten die jetzigen Nachkommen Rudolfs von Habsburg die poesielosesten Menschen der Welt sein, wenn sie nicht empfunden hätten, daß ihr Ahne auf einem herrlichen Stück Erde zur Welt kam. Ich glaube aber, es war noch keiner dort, sonst hätten sie die Burgruine gewiß gekauft. Heute im 20. Jahrhundert würden sich kaum mehr solche Freunde Österreichs in Freiburg finden, wie ehedem, da ich mit dem Vertreter jener Patrioten hinausfuhr an den Rhein. —

So teilte ich meine Zeit zwischen Studium und Unterhaltung. Die letztere aber nahm bisweilen den Löwenanteil des Tages in Anspruch, so daß der Direktor manchmal Bedenken äußerte, ob ich im Examen auch bestehen würde. Es kam infolge davon zu einer Wette zwischen uns beiden, wonach der Direktor zehn Flaschen Champagner zahlen sollte, wenn ich durchkäme; wenn nicht, wäre das Bezahlen an dem Durchgefallenen.

Ich verließ mich auf mein glückliches Gedächtnis, das mir möglich machte, in einem halben Tag so viel in den Kopf zu bringen, als manch anderer in einem ganzen. Während meines vormittägigen Studiums wurde alles mögliche in bunter Mischung durchgegangen, fast jede halbe Stunde ein anderer Gegenstand. Da wechselten lateinische und griechische Grammatik, Sophokles, Horaz, Thukydides, Euripides, Cicero, römische Literatur und griechische Antiquitäten, Phi-

losophie und Hebräisch mit einander wie Karten im Spiel. Und am Nachmittag wurden alle aus dem Kopf geschlagen und Natur und Menschen studiert.

Ich bin bis auf den heutigen Tag in meinen geistigen Arbeiten ein merkwürdiger „Wechselbalg" geblieben. Bis heute nehme ich fast jede halbe Stunde ein anderes Buch in die Hand, und es ist mir unmöglich, einen ganzen Tag mit e i n e m Schriftsteller oder einem zu behandelnden Gegenstand mich zu beschäftigen. Wenn ich Genuß und Nutzen von der Lektüre haben soll, so muß ich meinem Geiste möglichst mannigfaltige Bilder und Gedanken vorführen. So z. B. liegen zur Stunde, da ich diese Worte zum erstenmal niederschreibe, auf meinem Schreibtische folgende Bücher, mit denen ich mich zur Zeit beschäftige, aufgeschlagen: August Nicolas' „Die Jungfrau Maria", Güldenstubbes „Positive Pneumatologie", Schopenhauers „Parerga und Paralipomena", Baumanns „Quellen zur Geschichte des Bauernkrieges" und Shakespeares „Othello". Nach einer dieser Schriften wird nach jeder Viertelstunde des Schreibens gegriffen; sie kommen täglich an die Reihe, und am Abend auf meinen einsamen Spazierwegen lasse ich mir dann die aus ihnen entnommenen Gedanken durch den Kopf gehen.

Eigentlich hätte ich dieses eben gemachte Geständnis nicht machen sollen; denn jetzt habe ich meinen vielen „Freunden" wieder einen Schlüssel in die Hand gegeben zur Erklärung meiner „Konfusionen" und meiner unberechtigten Eigentümlichkeiten und Verschrobenheiten.

Ich betrachte eben die Lektüre des Tages als eine geistige Mahlzeit; bei einer guten Mahlzeit aber muß Abwechslung sein. Wenn man uns an einer „Table d'hote" oder bei einem fürstlichen „Diner" nur einerlei Fleisch brächte, wenn auch jedesmal in anderer Art der Zubereitung, so würden wir ein solches Mahl weder genußreich, noch fein nennen. Ähnlich geht es, mir wenigstens, bei den „Diners", welche ich meinem Geiste vorsetze. Den ganzen Tag Shakespeare

oder Nicolas oder Schopenhauer wäre mir ein geistiges „toujours perdrix" (immer Rebhühner).

Daß diese Art der Lektüre keine unnatürliche ist, geht schon daraus hervor, daß die Menschen, wenn sie sich gegenseitig unterhalten, auch nicht bei e i n e m Gegenstand stehen bleiben, sondern die verschiedensten Dinge mit der Zunge bearbeiten, wenn die Konversation nicht langweilig werden soll.

Und was die Art des eigentlichen Studierens betrifft, so ist diese eben individuell, und muß jeder am besten wissen und fühlen, wie er's anzugehen hat, um etwas in seinen Kopf zu bringen. —

Es lebte damals in Freiburg noch ein sehr begabter Mitkandidat der Philologie, ein Laie namens Biechele, der ebenfalls zum Staatsexamen gehen wollte. Er kam öfters zu mir, und wir examinierten uns gegenseitig, wobei es sich jedesmal herausstellte, daß der kleine Mann, den ich um mehr als eine Elle überragte, besser „beschlagen" war denn ich. Namentlich verstand er sich trefflich auf die Sophoklesschen Metren, die mir wie alles, was Zahl und Rhythmus heißt, nicht in den Kopf wollten, trotzdem der Kleine sich alle Mühe gab. Er kam auch im Examen um zwei Plätze vor mich, wie es recht und billig war. Seit jenen Stunden im Konvikt und im Examen hab' ich ihn nie wieder weder gesehen noch gesprochen und doch hielt uns einst das gleiche Geschick enge verbunden[1]. —

Mitte Oktober rückten die jungen Theologen wieder im Konvikt ein und bannten mich und mein Studium in des Direktors Gastzimmer, weil sie jetzt meine seitherigen Studienplätze in Haus und Garten okkupierten. Aber mein sonstiges Wohlbehagen steigerte sich täglich bei ihrem Anblick. Wenn ich so oben am „Herrentisch" saß und hinabschaute auf die essende Schar der Konviktoren

[1] Er starb 1909 als Gymnasiumsdirektor in Baden-Baden.

oder am frühen Morgen beim Ruf der Hauptglocke in meinem Bette liegen bleiben konnte, während die Armen durch die dunkeln Gänge der Kirche zueilten, da kam mir jeweils der Gedanke: „O selig, o selig, kein Konviktsstudent mehr zu sein!“ —

Während meines diesmaligen Aufenthaltes im Konvikt predigte ich auch einmal im Münster und in der Konviktskirche, levitierte bei Hochämtern in der letzteren und besorgte öfters für die Münstergeistlichkeit den Gottesdienst im „weißen Kloster“, so daß ich neben meinen philologischen Studien auch mit den priesterlichen Funktionen in Übung blieb.

Die damalige Klostersakristanin Frau Angelika lebt heute noch als greise Dame in meiner Pfarrei im Pfründhaus als eine der letzten der vom Minister Jolly so unerbittlich aufgelösten Freiburger Dominikanerinnen. —

So vergingen mir die Wochen bis zum Examen in angenehmster Tätigkeit und meist ungetrübter Heiterkeit. Und wenn ich meine Stimmung und Weltanschauung aus jenen Tagen vergleiche mit meiner heutigen Anschauung und Erfahrung, so fühle ich, welch eine Riesenkluft in meinem Innern zwischen beiden liegt, und wie sehr ich mich geändert habe.

Und doch, so sehr ich heutzutage dem Pessimismus huldige, während ich damals der reinste optimistische Baßgeigenmann gewesen bin, würde ich meine heutigen Begriffe von Welt und Menschen nicht mehr vertauschen gegen die damaligen, ebensowenig als ein Mann seinen nüchternen Zustand hingäbe für den Taumel eines Berauschten.

Und ein Taumeln und weiter nichts ist das Leben eines jungen Menschen, der die Welt nicht kennt und überall nur Lust und Freude sieht und hoffend und wünschend von einem Tag in den andern stelzt. Von d e r Periode des Lebens besonders gilt, was Shakespeare einmal sagt:

Ein Schatten nur,
Der wandelt, ist das Leben, weiter nichts;
Ein armer Komödiant, der auf der Bühne
Ein Stündchen stelzt und große Worte macht,
Worauf man weiter nichts von ihm vernimmt.
Ein Märchen ist's, erzählt von einem Schwachkopf,
Voll wilden Wortschwalls, doch bedeutungsleer.

Da lob' ich mir die Kindes- und Knabenzeit, in der man die Welt und ihre Freuden sucht in Feld und Wald, im Gassenjubel und Kindeslärm, wo der Mensch nichts gilt und nichts weiß und doch im Spiel mit einem Stück Holz oder einer Handvoll Sand glücklicher ist als der Jüngling mit all seinem Wissen, seinem Wollen, seiner Einbildung und seiner Leidenschaft! —

Am 17. November sollte das Examen in Karlsruhe beginnen. Zwei Tage zuvor rückte ich in der Residenz ein. Ich war erst einmal dort gewesen, da ich 1859 als Lyzeist an einem Sommertag auf einem Bauernwägelchen von Durmersheim her zum Mühlburger Tor hineinrollte. Damals hatte ich mit einem alten Rastatter, dem Fähnrich Wickert vom Leibregiment, der, wie schon erzählt, später in England als Sprachlehrer sein ergiebiges Auskommen gefunden hat, lediglich sämtliche renommierten Bierlokale durchzogen und war wieder abgefahren, wie gekommen, über Grünwinkel und Durmersheim Rastatt zu.

Den 15. November 1863 aber betrat ich die badische Hauptstadt als Neupriester und Professoratskandidat, und feierlich, wie der ganze Mann, erschien mir alles am Landgraben. Weniger Bedeutung mochte der Wirt zum „Weißen Bären" dem blassen, hagern Jüngling beilegen; denn er wies ihm für die nächsten 14 Tage ein kleines Zimmerchen an, in den Hof gehend und in unmittelbarer Nachbarschaft seiner Kochkandidatinnen.

Ich war viel zu ernst gestimmt und zu vertieft in das Examen, als daß ich remonstriert hätte gegen den „Käfig",

und so blieb ich in Geduld all die langen Nächte in der elenden Kabine, deren Ruhelosigkeit mir zeitlebens gedenken wird.

Mit mir hatte sich noch ein zweiter Neupriester zum Examen gemeldet, Karl Rückert, der in meinem Konviktskurse gewesen war und mit mir die philologischen Fächer gehört hatte, ohne daß wir uns besonders näher getreten wären. Wir hatten uns brieflich verabredet und trafen am ersten Abend in der Residenz in meinem „Bärenzwinger" zusammen, um die gemeinsamen Schritte des kommenden Vortages zu besprechen.

Am folgenden Morgen trat mein Kollege in eleganter Ausstattung bei mir an und begleitete mich zunächst in die „Lange Straße", wo ich beim Hutmacher Nagel erst noch einen „Zylinder" leihen mußte, um hoffähig beim Oberschulrat eintreten zu können. Lang wie eine Telegraphenstange machte mich das „Angstrohr" des Hofchapeliers, und ich weiß nicht, wie viele Menschen mich werden ausgelacht haben, als ich in diesem Aufzug dem „äußeren Zirkel" zuwanderte, um den Sitz der Oberschulbehörde aufzusuchen.

Einige Schreiber nahmen unsere Anmeldung in Empfang nebst zehn Gulden, die wir als „Examensgebühr" zu deponieren hatten. Ich bin heute noch im Dunkeln, wozu der arme Kandidat das Geld zahlen mußte, und kann mir nur denken, daß es zur Heizung und Beleuchtung während der Examinationszeit oder für gebrauchtes Schreibmaterial verwendet wurde.

Schon die Schreiber musterten uns zwei Schwarzröcke mit ziemlich höhnischen Mienen; denn derlei Kandidaten waren diesen Federseelen etwas ganz neues. Seit nahezu dreißig Jahren hatte kein katholischer Geistlicher des Landes mehr die philologische Staatsprüfung gemacht, und jetzt kamen zwei zu einer Zeit, wo man sie am wenigsten wünschte. Wir befanden uns in Baden damals im vollen staatskirchlichen Schulstreit.

Noch schnippischer schaute aber der Dirigent des ganzen

Examens, Oberschulrat Deimling, drein, als wir uns ihm auf seinem Bureau präsentierten. Seine erste Frage aus seinem glatten, diplomatischen Gesichte lautete: „Wie lange haben die Herren Philologie studiert?" „Wir waren drei Jahre als Theologen auf der Universität und trieben die Philologie nebenher" — entgegnete ich. „Was? Drei Jahre nebenher! Ich habe vier Jahre Philologie ausschließlich studiert, ehe ich zum Examen ging, und damals war das Examen weit leichter als heute!" rief — der Schulmann.

Jetzt sah ich, daß wir es mit keinem Freund zu tun hatten und eine scharfe Gegenrede nicht mehr viel verderben konnte. Bitter humoristisch lächelnd, erwiderte ich: „Herr Oberschulrat! Wir wollen es einmal probieren. Fallen wir durch, dann sind unsere Röcke lang genug, um doch eine Existenz zu haben!"

Der Mann mochte nun merken, daß er Leute voll Resignation vor sich habe, die zu siegen, aber auch zu sterben wüßten, und er entließ uns sarkastisch schmunzelnd mit den Worten: „Also, probieren Sie's!"

Als wir durch die „Arkaden" des Zirkels von dannen gingen, sagte ich zu meinem etwas niedergeschlagenen Kollegen: „Wenn's auf d e n ankommt, sind wir in sechs Wochen irgendwo Vikare!" So gleichgültig ich auch äußerlich tat, so hatten doch im Innern die Worte des Herrn Deimling allerlei beunruhigende Gedanken in mir erweckt. Denn, abgesehen von der Blamage eines Durchfalls, trug ich in mir ein solch hehres Bild von meiner Zukunft als „Professor", daß die Aussicht auf Nichterfüllung d i e s e s Ideals mir Schmerzen machte. Und heute möchte ich um alles in der Welt nicht Professor sein und würde um keinen Preis tauschen mit dem Gymnasiumsdirektor in der Residenz. Auch imponiert mir kein Stand in der Welt heutzutage weniger als der Professorenstand. So oft ich einem begegne aus dieser Zunft, so geht es mir ähnlich wie dem Pharisäer im Tempel, und ich danke Gott, daß ich „kein Professor" bin. —

Wir wurden sodann noch bei den Examinatoren vor-

stellig oder gaben wenigstens unsere Karten in ihren Wohnungen ab. Die Examinationskommission bestand vorzugsweise aus vier Gelehrten: den Universitätsprofessoren Baumstark aus Freiburg und Kaiser aus Heidelberg, dem Lyzeumsdirektor Hertlein aus Wertheim und dem Professor Baumgarten vom Polytechnikum in Karlsruhe. Wir trafen nur den Professor Kaiser an, welcher im „Erbprinzen" logierte und uns freundlicher empfing als der Oberschulrat Deimling, so daß sich unsere Hoffnung wieder zu heben anfing.

Als Ort, wo die Schlacht geschlagen werden sollte, war uns das Ständehaus bezeichnet worden. Hier, im dritten Stockwerke des „Rondells", wo zur Zeit der Kammerverhandlungen die Stenographen ihr Gekritzel ins reine zu schreiben pflegen, versammelten sich am 17. November 1863 zehn „wissenschaftlich gebildete" Lehramtskandidaten, ein Kandidat für Mathematik und Naturwissenschaften und ein älterer, verheirateter Schullehrer, welcher für Realschulen sich examinieren lassen wollte.

Ich habe zehn Jahre später den aufregendsten Debatten und Redeschlachten im Ständehause als Abgeordneter beigewohnt und sie selbst mitgefochten, aber das war ein Kinderspiel gegen die vierzehn Tage Examen im Rondell.

In der Tat, ich habe im Leben schon vieles mitgemacht, aber solch etwas Anstrengendes nicht wie jenes Staatsexamen in Karlsruhe. Das Gebiet der allgemeinen akademischen und klassischen Bildung umfaßt ja eine Unsumme von Schriftstellern und Disziplinen, und da eben dieses Gebiet das Berufsfeld des wissenschaftlich gebildeten Lehrers ausmacht, so ergibt sich auch die Tragweite, zu welcher eine solche Prüfung ausgedehnt werden kann.

Oft äußerte ich während derselben, daß, wenn ich durchfiele, man mich nie mehr bei einer philologischen Prüfung in Karlsruhe sehen würde, nur — abgesehen von allen anderen Gründen — der Geistestortur wegen, die damit verbunden war. Ich hätte damals lieber noch zehnmal sämtliche theo-

logischen Prüfungen bestanden als nur noch einmal die philologische.

Wenn ich zurückdenke an das, was die Philologen alles lernen und wissen müssen, so kann ich nur staunen, warum trotzdem diese Leute allermeist in hohem Grade ungenießbare Menschen sind. Unter den Professoren der Mittelschulen trifft man so wenig geistreiche und zugleich umgängliche Männer, daß man versucht ist, zu glauben, daß sie vom Geiste der klassischen Bildung nur wenig in sich aufgenommen haben, während die Form des Alten die Leute verknöchert hat.

Der eine ist ein schrecklich steifer Pedant, der andere theatralisch wie ein Schauspieler auf den Brettern und der dritte klassisch grob. Liebenswürdige und zugleich feingeistige Philologen sind mir im Leben noch weniger begegnet als bescheidene Preußen.

Es sind deshalb Lehrer der klassischen Bildung, welche den Schülern Liebe zum Studium und den Geist der alten Schriftsteller beizubringen wissen, fast so selten wie weiße Raben. —

Zehn Tage dauerte die schriftliche Prüfung aus allen Fächern der allgemeinen Wissenschaften. Sie gingen mir alle gut von der Feder, die Übersetzungen aus allen bekanntern Klassikern, die Fragen aus der Grammatik, Literatur, den Antiquitäten, der Philosophie, Geschichte und die lateinischen und griechischen Stile. Nur in Mathematik, Geometrie und Physik zeigte ich meine alte Schwäche, machte aber kurzen Prozeß.

Neben mir saß der Kandidat für Mathematik, Müller aus Freiburg, ein Sohn des Professors für Astronomie, später Professor in Metz, und konnte nicht begreifen, wie ich die leichten Fragen nicht zu lösen vermochte. Er gab sich im geheimen alle Mühe, mir zu helfen. Ich aber machte,

[1] Heute ist's weit leichter, Professor zu werden; jetzt gibt es der Partialexamen nur zu viele, und wir bekommen immer mehr halb- und drittelsgebildete Lehrer.

rasch entschlossen, hinter jede der vier Fragen eine Null und gab den Bogen Papier dem eben wachehaltenden Oberschulrat Frick mit den Worten: „Von den Sachen verstehe ich nichts!“ Erstaunt schaute mich der ehemalige Mathematik- und Physikprofessor an der Bürgerschule zu Freiburg aus seiner großen Brille an und ließ mich kopfschüttelnd von dannen ziehen; denn es war Abend und wir an den letzten Fragen des Tages. Daß ich wegen meiner Unkenntnis in diesen Punkten nicht durchfallen würde, war mir klar.

Mein Bewußtsein, alle anderen, wichtigeren Arbeiten richtig gemacht zu haben, gab mir jetzt schon ziemlich die Beruhigung, daß ich reüssieren würde. Aufs mündliche Examen war mir nicht mehr bange; denn einem ordentlichen Haslacher hat es noch nie an der Zunge gefehlt, auch wenn er etwas nur halb gewußt hätte.

Beim mündlichen Examen saßen sämtliche Examinatoren und Examinanden mit dem dirigierenden Oberschulrat Deimling um einen runden Tisch herum, die ersteren kühl bis ans Herz hinan, die letzteren mehr oder weniger von Fiebern erwärmt. An vier Vormittagen, vier Nachmittagen und vier Abenden wurden nun die Delinquenten deutscher Wissenschaft ausgefragt.

Baumstark, der nach Jahren zum erstenmal wieder als Examinator beigezogen worden war, zeigte sich auch im Examen als der tüchtige, gesunde Philologe, wie ich ihn seit Jahren kannte. Er stellte in seinem „Revier“ durchaus praktische, wissenswerte Fragen. Ähnlich verfuhr Hertlein. Professor Kaiser aber, der seine Heidelberger Zuhörer auf allerlei philologische Finessen eingepaukt hatte, wollte dieselben auch von uns Freiburgern wissen, und so kam es, daß ich bei ihm in den griechischen Antiquitäten durchfiel. Der Pfälzer Philologe fragte mich u. a. „„wie die Schnalle geheißen habe, welche die Frau des ‚Archon Basileus‘ in Athen an den Schuhen getragen“. Baumstark bezeichnete mir nachher

wegen dieser Frage den Professor Kaiser als „einen eingeräucherten Pedanten". In der römischen Literaturgeschichte hätte mir der gleiche Professor gerne ein ähnliches Schicksal bereitet; er wollte mich nicht loslassen, bis er einen schwachen Punkt gefunden hätte. Es mißlang ihm.

Unser Baumstark war in den Kreisen seiner Kollegen nicht sehr beliebt, und mir schien es, als wollte der Heidelberger nur um des Lehrers willen die Schüler „fuchsen". Baumstark glaubte dies auch, weshalb er ziemlich aufgebracht war, wie obige Titulatur beweist.

Sonst ging auch mündlich alles gut, und ich war am Ende der vierzehn Tage fest überzeugt, nicht unter die Durchgefallenen zu gehören. —

Jene Examenstage sind mir unvergeßlich, nicht bloß wegen der geistigen Tagesarbeit, sondern auch wegen der auf sie fallenden Nächte. Wenn ich daran zurückdenke, so muß ich mich ordentlich besinnen, ob ich derselbe Mensch bin, der jene Nächte sich gefallen ließ; denn heutzutage würde ich nicht zwei Stunden lang solche Dinge hinnehmen, ohne die Flucht zu ergreifen.

Wie schon bemerkt, hatte der Wirt zum weißen Bären mich in das Departement seiner Kochmädchen einlogiert, und ich mich geduldig, wie nur ein Kandidat sein kann, gefügt! Wenn ich aber am Abend mein sorgenvolles Haupt und meine aufgeregten Nerven zur Ruhe legen wollte, da kamen die Nymphen aus der Küche und fingen noch an, stundenlang zu kichern und zu schäkern wie weibliche Kobolde. Nicht genug! Auch von unten schlug ein ständiges Summen und Brummen, unheimlich wie das Murmeln von Femrichtern an mein Ohr und dauerte bis Mitternacht.

Am ersten Morgen fragte ich beim Frühstück den Kellner nach dem nächtlichen Getöse unter meinem Zimmer. „Ja," meinte der kleine Schwarzfrack feierlich, „das ist die Bärengesellschaft. In der versammeln sich am Abend die Minister, die Hof-, Regierungs- und Oberschulräte und trinken ihr

Bier." Jetzt schwieg ich verschämt; denn gegen meine eigenen zukünftigen, höchsten weltlichen Vorgesetzten wagte ich armer Kandidat damals nicht zu räsonieren, und in jenen Tagen war mir ein Minister eine unberechenbare Größe.

In den folgenden Nächten aber dachte ich manchmal: Jetzt plagen dich diese Oberschulräte nicht bloß unter Tags, sondern stören dir auch noch die Nachtruhe. Ich meditierte dann auch manche Stunde über das Glück eines Menschen, der sein Staatsexamen gemacht hat und am Abend in Frieden sein Bier trinken kann. Aber daß ich auch einmal in dieser Bärengesellschaft mitmachen und ein nicht ungern gesehener Gast in derselben sein würde, davon hatte ich keine Ahnung. In so hohe „Gesellschaft" je zu kommen, hätte ich in jener Zeit nicht einmal zu denken gewagt. Und doch habe ich im folgenden Jahrzehnt, während meines Landtagslebens, monatelang jeden Abend „im Bärenzwinger" zugebracht und die liebenswürdigsten und geistreichsten Menschen kennen gelernt und es deshalb den „Bären" des Winters 1863 längst verziehen, daß sie mich so geplagt haben; denn jene Stunden der Unruhe wurden mir reichlich vergolten durch viele Abende des Genusses in den Wintern 1878 und 1879.

Nur dem Hotelier zum weißen Bären konnte ich es nie recht verzeihen. So oft ich während der Landtage der siebziger Jahre den kleinen Mann mit dem roten Wirtskopf sah, dachte ich: „Du caupo malignus hast mich einst vierzehn Nächte zwischen lärmende Minister und kichernde Kochjungfern eingepfercht."

Wenn ich mich aber e i n e s Falles in meinem Leben erinnern will, wo ich recht demütig und bescheiden war, so darf ich nur daran denken, daß ich ohne Widerrede unter sotanen Umständen in dem elenden Zimmerchen im weißen Bären ausgehalten habe. —

Nachdem die Tage der Prüfung um waren, wanderte ich abermals zum Hutmacher, holte einen Zylinder und machte mit meinem geistlichen Kollegen zum Abschied die

gleichen Besuche wie bei der Ankunft. Wir trafen alle Examinatoren, aber keiner ließ sich eine Silbe entlocken über den Ausgang des Examens; es war ja Dienstgeheimnis. Nur Baumstark sagte mir, er freue sich, daß ein Freiburger, und der sei ich, den besten griechischen Styl gemacht habe.

Erst am 21. Dezember veröffentlichte „das Regierungsblatt" das Resultat: Drei von den Zwölfen waren durchgefallen, und unter den neun Glücklichen war ich der vierte.

Von Karlsruhe weg hatte ich einen kurzen Ausflug nach Bruchsal und Mannheim gemacht. Am erstern Ort hatte ich einen Haslacher besucht, der, einige Jahre älter als ich, von mir im September auf seinen Wunsch getraut worden war. Es war dies der spätere Kanzleirat Hinterskirch, der vor kurzem als solcher in Karlsruhe gestorben ist. Ihm hatte ich einen Besuch versprochen bei seiner „Hochzeit".

Auch besuchte ich in der alten Bischofsresidenz meinen milden Beichtvater vom Seminar her — den Benefiziaten Kästle vom Münster, welcher eben als Pfarrer nach Bruchsal gekommen war.

Wir wurden im Laufe der Jahre gute Freunde. Kästle, ein feiner, kluger Kopf, starb aber schon 1888 als Pfarrer in Grunern bei Freiburg, wo ich ihn kurz vor seinem Tode noch gesehen habe. —

Von Bruchsal fuhr ich nach Mannheim und besuchte den Landgerichtsrat Klein, den Bruder des Schwagers meiner Mutter, der anno 1850 Oberamtmann in Hasle gewesen war.

Dabei kam ich zum erstenmal in das berühmte Mannheimer Theater und damit überhaupt in ein rechtes Schauspielhaus. Mit den Kaplänen an der obern Pfarrei, Hofmann und Mannert, die längst tot sind, verlebte ich im Pfarrhaus einen lustigen Bierabend. Dann fuhr ich zurück nach Freiburg ins Konvikt. Hier glaubte mir, noch ehe das offizielle Ergebnis bekannt war, der Direktor aufs Wort, daß ich durchgekommen sei, und bezahlte gerne seinen Champagner.

Ich erinnere mich noch wohl jenes moussierenden Tages, den die ganze Tischgesellschaft mit einem Spaziergang nach der lieblichen Waldeinsamkeit von St. Ottilien beschloß. Am heitersten war ich, denn jetzt hatten sich alle meine irdischen Wünsche erfüllt: ich war Priester und Professor in spe. Mich beseelte ja der Wahn, das Glück des Menschen bestehe in dem, was einer in der Welt vorstellt, bis ich nach manchen Jahren trüber Erfahrung verstehen lernte, daß man den Himmel hienieden in dem suchen müsse, was einer vor Gott und vor und in sich selber ist.

Gegen Weihnachten kehrte ich heim in den Kreis von Vater, Mutter und Großmutter mit einem vierteljährigen Urlaub zur Restituierung meiner Gesundheit. Zwei Tage vor dem genannten Feste aber erhielt ich ein Schreiben aus Freiburg, worin mich der Chef der mobilen Geistlichkeit unserer Diözese, Assessor Krauth, ersuchte, doch während der Weihnachtszeit die eben mit einer Kirche begabte Diasporagemeinde in Emmendingen zu pastorieren. Er habe zurzeit keinen passenden Priester und sei in Verlegenheit, da die dortigen Katholiken dringend um einen bäten.

Ich ging, wiewohl ungern. Angekommen stellte ich mich dem Kirchenvater, Medizinalrat Schirrmayer, vor, der mir aber erklärte, er brauche mich nicht, und mich am Tage vor Christi Geburt wieder heimschickte. Indigniert telegraphierte ich nach Freiburg und kehrte ins Kinzigtal zurück. Später stellte es sich heraus, daß der dortige Heilkünstler, dem man kirchlicherseits Vorwürfe machte, mich auf den ersten Blick für „zu jung" befunden und entlassen habe. So scheiterte mein erster Versuch, als Seelsorger aufzutreten.

Am folgenden Stephans-Nachmittag marschierte ich über die tief beschneite Elzacher Eck und holte in Elzach den Kanzleidirektor Maas ab, der mich besuchen wollte. Über das gleiche Schneefeld gingen wir in der Winternacht noch nach Hasle zurück, wo wir einige heitere Tage verlebten. —
Schon unterm 20. Januar 1864 übertrug mir der Ober-

schulrat mit Beginn des Sommersemesters eine Lehrstelle am Gymnasium in Donaueschingen.

Mein Kollege Rückert, der einige Plätze unter mich gekommen war, obwohl er viel mehr wußte als ich, bekam zunächst keine Anstellung. Er brachte es aber schließlich doch weiter als ich, der ich bald abgesetzt wurde. Rückert, ein liebenswürdiger und bescheidener Mann, war später jahrelang Professor am Gymnasium zu Freiburg, wurde 1889 Nachfolger des Professors Adalbert Maier als Erklärer des Neuen Testaments an der Universität und starb 1907.

Von den übrigen Kollegen im Staatsexamen lebt meines Wissens heute auch keiner mehr. —

Im süßen Nichtstun und in Zukunftsträumen mich wiegend, verbrachte ich die drei ersten Monate des Jahres 1864 abwechselnd in Freiburg und Haslach, wohin mich, wie schon erzählt, Direktor Kübel einmal selbst begleitete. In den letzten Tagen des Monats März fuhr ich das Höllental hinauf, meinem Bestimmungsorte zu. Dröhnend rollte der schwere Postwagen am Abend in den Posthof der fürstlich-fürstenbergischen Residenz und setzte den blassen Lehramtspraktikanten ab.

Hier beginnt nun meine Praxis in Schule und Welt und hier endigt meine eigentliche Studienzeit.

Hat diese in meinen Augen noch einige Poesie gehabt, so schwand im kommenden Jahre diese bald vollends, denn Poesie und Schulmeisterei und Politik sind unvereinbare Dinge. Aber die Prosa und Nüchternheit, die Härte und der Kampf gehören eben auch zum Leben. Die Hauptsache ist, daß man den Galgenhumor nicht verliert und mit dem großen englischen Dichter sagt und singt:

Wer ein kleines Restchen Witz gerettet,
Ob der Wind wehen, ob es regnen mag,
Der strecket sich, wie das Schicksal ihn bettet,
Und regnet der Regen auch jeglichen Tag.

Rückblick.

Wenn ich auf den zweiten Abschnitt meines Lebens zurückschaue, so finde ich einen gewaltigen Unterschied zwischen der Kinder- und Knabenzeit und den Studienjahren. Der Kinderhimmel ist bereits wesentlich verändert. Seine Hauptsterne: Reine Freude an der Natur, kindliches Hingeben an Gott und Menschen, absolute Sorglosigkeit der Zukunft gegenüber und Zufriedenheit mit wenigem sind erloschen. Der Vorhang des Lebenstheaters hat sich gelüftet, und wir sehen des Weltalls Kummer und Sorgen in blassen Gestalten sich der Bühne nahen. Das junge Menschenherz fühlt bitter in mancher Stunde, was es heißt, zivilisiert und kultiviert zu werden.

Wie jedes Volk, das in die Zivilisation eintritt, in eine schnellere Bewegung übergeht, entartet und sich auslebt, so geht's dem einzelnen Kulturmenschen. Und wie gebleichte Gebeine den Weg durch die Wüste und wie Denkmäler zerfallener Kulturreiche, den Tod von Millionen verkündend, die Bahn der Zivilisation bezeichnen, so markiert sich der Weg des einzelnen Individuums, das der „Humanität" entgegengeführt wird, durch Verdunkelung der Sterne des Kinderhimmels.

Wenn ich heute noch zurückdenke an jene dunkeln Wintermorgen, da die Magd im Hause des Schuhmachers Braun am Rohrersteg in Rastatt die kalte Stube kehrte, während ich frierend bei einem Talglicht am kaum geheizten Ofen saß und Grammatik auswendig lernte und nebenbei weinte vor Heimweh nach dem Vaterhaus — so geht mir

das Wehgefühl jetzt noch scharf durch die Seele, und ich fühle tiefes Mitleid mit dem armen Studentlein von anno 1852.

Und wenn ich mir den Sextaner Hansjakob vorstelle, singend, krakeelend und trinkend in den Bierstuben der einsamen Festungsstadt und ihn vergleiche mit dem glücklichen Waldbuben, der „Bucheln" zusammenliest in den uralten Buchenhainen des Kinzigtales oder des Vaters Kühe hütet auf den sonnenbeglänzten Matten der Heimat, so kommt mir der letztere gegen den erstern vor wie eine Nachtigall gegen einen wild krächzenden Raben.

Und doch erscheint mir die längst vergangene Rastatterzeit noch in einer Art Verklärungslicht, wenn ich sie mit meinen späteren Erfahrungen und Erlebnissen in der Welt und unter den großen Menschen vergleiche.

In der Studienzeit schaut die Sonne des Kinderhimmels denn doch noch bisweilen siegreich aus dunkeln Wolken und lächelt über die Torheiten „der Flegeljahre". Im späteren Leben muß man sich mit einzelnen „Nordlichtern" begnügen und die übrige Zeit einsam stille Nächte durchfrieren auf dem Kirchhofe seiner irdischen Ideale.

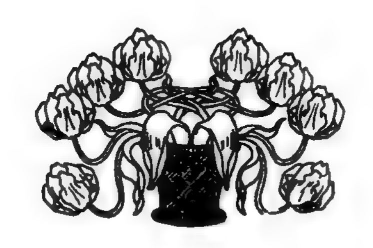
Nur der Mensch ist glücklich, der von der Welt nichts will und nichts hofft. Die „Verneinung des Willens zum Leben" nennt der Philosoph diesen Zustand; Selbstverleugnung heißt er im Christentum.

Mich hat nichts in der Regierungszeit des Papstes Leo XIII. mehr gefreut, als daß er am 8. Dezember 1881 einen Bettler heilig gesprochen hat. Dieser heilige Bettler war zweifellos auf dieser Erde schon selig, weil er von der Welt nichts hatte und nichts wollte, als was er sich erbettelte.

Darum ist auch allein das Kind glücklich und selig, weil es nichts besitzt, nichts gilt und nichts hofft von dieser Welt, und Ludwig Börne hat recht, wenn er einmal schreibt: „Vieles ist schön in der Welt: Die Schönheit, die Macht, Italien, der Reichtum, die Weisheit, selbst die Entsagung;

aber das schönste ist doch die (erste) Jugendzeit. Der Genuß dieser ist mit einem Leben voll Not und Schmerzen nicht zu teuer bezahlt."

Selig drum, sage ich, wem Gott das Glück verleiht zu sterben, sobald das Kindesparadies vorüber ist, denn dann werden ihm zwei Himmel zuteil, der eine hüben und der andere drüben! —



Heinrich Hansjakob

Wilde Kirschen

Ausgewählte Schriften

Band [illegible]

Heinrich Hansjakob

Ausgewählte Schriften

Volksausgabe

Dritter Band

Wilde Kirschen



Stuttgart
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1910.

Wilde Kirschen

Erzählungen aus dem Schwarzwald

von

Heinrich Hansjakob

1.—6. Tausend.



Stuttgart
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1910.

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Erklärung.

Jeder Mensch ist ein Original aus Gottes Hand. Je mehr er kultiviert und gebildet wird, um so stärker verblaßt die Originalität. Je blasierter und unnatürlicher diese Bildung, um so rascher geht's mit den Originalmenschen zu Ende. Darum muß man die Originale dort suchen, wo die moderne Bildung noch nicht daheim ist, in jenem großen Meere der Menschheit, das wir Volk nennen; da schwimmen sie noch herum.

Gar treffend sagt Freiherr L. von Stolberg: „Man muß den Menschen im Volke suchen, und Diogenes hätte seine Laterne sparen können, wenn er nicht in den Straßen Athens auf der Suche herumgetappt wäre." Wer sie noch fangen will, diese Originale, hat aber Eile, denn bereits dringt das „Süßwasser" der heutigen Kultur in alle Schichten des Volkslebens, die Originalmenschen sind im Aussterben. Wie die Kultur jedes Volk, das in die Geschichte tritt, aussaugt, ruiniert und dann wegwirft, so macht sie es auch mit dem einzelnen Originalmenschen.

Ich bin in meiner Jugendzeit noch unter einer Menge von Originalen als kleiner Weißfisch herumgeschwommen und will, alt geworden, eine Anzahl von ihnen im folgenden Buch ans Land ziehen, nicht, weil ich mir einbilde, damit der Welt einen Dienst zu leisten, sondern weil ich eine Freude habe an den ehemaligen Naturmenschen, und

weil es mir ein wahrer Genuß ist, sie aus meinen Erinnerungen herauszufischen.

Ich habe es dabei vorzugsweise auf eine besondere Art von Originalen abgesehen, auf die Kleinbürger und die Handwerksleute in den Landstädtchen. Sie unterscheiden sich vom Bauernoriginal lediglich dadurch, daß sie mit ihrer den Bauer nicht überragenden Volksschulbildung in der Welt draußen waren. Die Wanderschaft hat ihre geistige „Bildung" nicht alteriert, nur ihr Handwerk ausgebildet und an ihre Originalität einige Schnörkel und Arabesken gezeichnet, durch welche dieselbe nur mehr illustriert wird.

„Wilde Kirschen" nenne ich meine Leute, weil die Originalkirsche, wie der liebe Gott sie bei uns wachsen läßt, die wilde ist. Sie hat keine Kultur, ist nicht „gezweigt" und veredelt, enthält aber weit mehr Geist und Schärfe als ihre kultivierte Schwester. Gerade so die Naturmenschen.

Ich bemerke noch ausdrücklich, daß ich meine Originale streng nach der Natur und dem wirklichen Leben gezeichnet habe. Auerbachs und Roseggers Volksgestalten, so wunderbar poetisch sie auch sind, haben mir zu viel von der Phantasie der beiden Dichter. Unsereiner ist ein armseliger Stümper diesen genialen Poeten gegenüber; ich könnte nicht so schreiben, ich will es aber auch nicht. Ich lasse meine Kinzigtäler aufmarschieren, wie sie „leibten und lebten". Das allein hat nach meiner Ansicht für die Kenntnis der Menschennatur, wie sie im Volke auftritt, einigen Wert.

Es sind keine edlen und großen Charaktere. Die sind überhaupt selten im Leben. Es sind Menschen mit allen Fehlern, die dem Mensch-Sein anhängen, aber es sind keine übertünchten Gräber, keine blasierten Kulturmenschen.

Ich lasse sie in verschiedenen Lebenslagen auftreten, um zu zeigen, daß überall im Volksleben Natur und Poesie zu finden ist.

So möge denn dies Buch ein weiterer Beitrag sein zur Kenntnis des Volks- und Menschenlebens auf deutscher Erde! Und wenn ein oder der andere Leser in demselben Tadelnswertes findet, so möge er bedenken, daß der Verfasser in mancher Hinsicht eben auch zu den „wilden Kirschen“ gehört.

Freiburg i. B. im Juni 1888.

Hansjakob.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Mit besonderer Freude muß ich diese zweite Auflage in die Lesewelt schicken. Daß meine „wilden Kirschen" in einer Zeit, wo so vieles gedruckt wird und darunter manches, das weit besser und nützlicher ist als meine Schreiberei, so zahlreiche Leser gefunden haben, gewährt mir deshalb eine besondere Freude, weil ich daraus ersehe, daß die Schilderung unkultivierter Naturmenschen auch in unseren Tagen der Überkultur noch Freunde und Leser findet.

Möge der Geschmack an den „wilden Kirschen" auch fürder nicht abnehmen.

Freiburg im Juli 1892.

Der Verfasser.

Vorwort zur vierten Auflage.

Ich habe das Buch, welches so unerwarteten Anklang gefunden, aufs neue überarbeitet und an manchen Stellen ergänzt und erweitert und wünsche, daß es in dieser Gestalt wieder neue Leser erfreuen möge.

Freiburg im Frühjahr 1896.

Der Verfasser.

Vorrede zur zehnten Auflage.

Ich habe für diese Auflage, die als Volksausgabe erscheint, das Buch neu überarbeitet und vermehrt und hoffe, daß es den Lesern so noch lieber sein wird, als in den bisherigen Auflagen.

Freiburg im März 1910.

Hansjakob.

Inhaltsverzeichnis.



Valentin, der Nagler.

1.

Unsere Neuzeit hat mit ihren technischen Erfindungen ein großes Stück Poesie aus der Welt geschafft. Die Dampfmaschine mit ihren Eisenbahnen hat Tausende von Studenten und Handwerksburschen von den Landstraßen weggefegt und die poetischen „Landkutschen" samt den Postillonen und Posthörnern von den höchsten Bergen und aus den entlegensten Tälern vertrieben.

Die Maschine hat aber namentlich auch die stille Poesie der Nagelschmieden begraben. War das ein poetisches Stillleben, so eine Nagelschmiede in der engen Gasse eines Landstädtchens vor sechzig und mehr Jahren: die dunkle Werkstätte, die Esse, vom Spitzhund im Rad feurig erhalten, und der rotglühende Eisenstab in der Hand des „lustigen Nagelschmieds", der von der Schwiele für den Schuhmacher bis zum Sargnagel alle Sorten Nägel zusammenhämmerte!

Der Nagelschmied hatte ein weit leichteres Geschäft als der Grobschmied. Der muß bei seiner Arbeit aufpassen, messen, probieren. Der Nagler machte seine Ware nach der

Schablone auf seinem „Stock" und konnte nebenbei an allerlei denken: nicht bloß an Lenz und Liebe, sondern auch an Politik und ans Wirtshaus.

Die Nagler und ihre Gesellen waren deshalb zu allen Zeiten leichtsinniger und durstiger, aber auch geistreicher und lustiger als ihre Kollegen vom schweren Amboß. —

In meinen Knabenjahren nagelten in meiner engern Heimat sechs Nagler die Nägel für Stadt und Land. Jeder der sechs Meister war in seiner Art ein Original.

Der mir zunächst, dem Hause meiner Großmutter gegenüber wohnende war der Naglermeister Valentin Buß, ein leibhaftiger Bruder des berühmten Hofrats und Freiburger Universitätsprofessors Dr Buß. Mit ihm stand ich von allen Nachbarn am meisten auf dem Kriegsfuße, weil er mir, so oft er konnte, meine Tauben wegfing. Wenn er in seiner Werkstätte arbeitete, wobei er seinen Blasebalg selber durch Treten in Bewegung setzte, steckte er von Zeit zu Zeit seinen hagern Kopf mit den tiefliegenden Augen und der spitzen Bogennase zum Fenster hinaus und schaute nach seinen Tauben und ihren Gästen. Bemerkte er von den letzteren, so ließ er Eisen und Feuer im Stich, schlich zu seinem Taubenschlag und fing an zu pfeifen und zu locken, bis die fremden Tauben in seinem Gehege waren. Meine waren die nächsten und darum die gefährdetsten.

Hatte er mir ein Paar weggefangen, so begann unsere Feindschaft. Ich ließ ihn nie an unserm Hause vorübergehen, ohne ihm zuzurufen: „Buß, mache Ihr Eure Nägel und losse 's Duwefange bliwe!" Er lächelte jeweils nur, wobei seine langen, weißen Zähne blinkten, und ging schweigend von dannen. Ich schimpfte einige Zeit, ging ihm aber immer wieder auf den Leim, d. h. ich schloß Frieden mit ihm, so oft er mir zurief und das Neueste aus der Geschichte der heimischen Taubenschläge berichtete: daß der „Bosche-sepp" ganz „vürnehme Duwe" gekauft oder der „Nägilespiz" vom Schneider Maier „verschlage wore" sei, weil er ihm ein

Paar „Rotdacher“ weggefangen, oder daß man die Balken im Schlag mit Anisöl bestreichen und die Tauben, die frisch eingekauft werden, „in den drei höchsten Namen“ in den Schlag werfen müsse, wenn sie bleiben sollten.

Das war Musik für meine Ohren. Ich lauschte schärfer als ein Schlachtenlenker auf die Berichte der Adjutanten und verzieh, zu allen Zeiten ein „Vertrauensduseler“, dem Meister Valentin, welcher zur selben Stunde schon wieder die feste Absicht hatte, mir meine Tauben wegzufangen, alle seine Sünden gegen mein Eigentum.

Es ging mir, wie einstens in seiner Knabenzeit ihm selber. Des Hofrats und des Naglers Vater war Schneidermeister in dem benachbarten ehemaligen Frei-Reichsstädtchen Zell am Harmersbach, hatte es aber durch seine großen Fähigkeiten zum „Oberbürgermeister“ daselbst gebracht. Wenn nun der Oberbürgermeister mit seiner Ehehälfte bei einer Hochzeit oder einem Balle war, brachte er, wie es allerorts im Kinzigtal üblich ist, am Abend seinen Buben „Guts“ heim.

Ich kann dieses Wort Guts weder hören noch schreiben, ohne in der Seele bewegt zu werden.

Wie sehnte ich mich in meinen Kinderjahren auf die Heimkunft der Mutter, die der Kundschaft halber in der Regel die Bauernhochzeiten besuchte! — Sie brachte im Schurz jedesmal Guts: Lebkuchen, Tortenstücke und — einige gebackene Kalbsfüße, und diese letzteren galten mir als der höchste sinnliche Genuß. Ich hätte an jenen Abenden kein Königreich eingetauscht für meine Portion Kalbsfuß, und wenn ich je einmal süße Worte für meine Schwestern hatte, so war's in jenen Kalbsfußstunden, wo ich ihnen wenigstens einen Teil von ihrem Teil abbettelte.

Ähnlich erging's im schneiderlichen Oberbürgermeistershaus zu Zell vierzig Jahre früher. Da warteten der Valentin und der Joseph, der spätere Hofrat und Professor, im Bett mit Schmerzen auf die Heimkehr der Eltern.

Endlich kommen sie, und die Portionen werden verteilt.

Jetzt hub aber der zukünftige deutsche Rechtslehrer an: „Valentin, wir welle des Guts ufhebe un unter die Pfulge[1] lege, nô hemm'r morge no ebbis[2]." Bruder Valentin, der als zukünftiger Nagler als Knabe geistig etwas vernagelt war, glaubt's, legt, wie der Joseph, sein Guts unter den „Pfulge" und schläft ein, während der andere wach bleibt. Kaum ist der Valentin im Gebiet der Träume, so fängt der Joseph an zu essen und, mit dem seinigen zu Ende, greift er des Valentins Anteil unter dem Pfulge hervor und verspeist ihn ebenfalls.

Am Morgen allgemeine Verwunderung; Jakob und Esau liegen sich in den Haaren, weil jeder den andern beschuldigt, ihn um sein Guts gebracht zu haben. Der spätere Rechtsmann findet endlich Gründe genug, dem guten Valentin dritte: Katzen, Mäuse, Dienstmagd, als Schuldige aufzubinden, bis er sich zufrieden gibt, um das nächstemal wieder auf gleiche Art um seinen Kuchen zu kommen. Wie es der Joseph dem Valentin mit dem Guts, so machte es der Valentin später mir, dem leichtgläubigen und gutmütigen „Becke-Philipple", mit den Tauben.

Der Joseph aber, der als Greis mir all diese Dinge oft selbst erzählte, hatte diese Schlauheit geerbt von seinem Großvater, dem alten „Schneidersepp" von Zell. Wie schlau aber dieser Schneider-Ahne gewesen, davon nur ein Beispiel:

's ist ein kalter Wintermorgen des 18. Jahrhunderts. Der Duft hängt wie Zucker an den Tannenbäumen des Harmersbacher Tales, durch welches der Schneidersepp hinaufwandelt. Sein „Schnider-G'schirr" hat am gestrigen Sonntag der Knecht des „Hermesburen", zu dem er ins „Kundenhus" geht, mitgenommen. Der Meister trägt bloß sein Ellenmaß als Feldzeichen seines Handwerks unter dem blauen Radmantel. Aber „Luft und Duft" sind eisig kalt, es friert ihn tief in seine Schneiderseele hinein. Ein Trost nur bleibt ihm auf dem kalten Gang das Tal hinauf: der Hermesbur

[1] Kissen. Pfulge ist das altverdeutschte lateinische Wort pulvinar. [2] etwas.

hat gutes „Chriesewasser"[1] und die „Hermesbüri" macht von allen Kunden des Schneidermeisters im Städtchen und im Tal den besten „Dummis"[2], die unbedingte Leibspeise unseres Schneiders.

„Guate Morge, Schnider," hebt der Hermesbur an, als der Meister in die große Stube tritt, „i han Euch scho gsehne 's Tal r' uff un a Chriesewasser g'holt, bis d' Büri d' Supp g'richt het." Die erste Hoffnung hatte sich erfüllt. Bald kam auch die stattliche Schüssel voll dampfender Milchsuppe, extra gekocht für den Schneider. Daß der Dummis zu Mittag nicht fehlen würde, wußte Meister Zwirn aus alter Erfahrung; aber ein Gedanke beschäftigte ihn den ganzen Morgen, nachdem er seine Arbeit aufgenommen hatte: wie er diesmal, wo ein ganz besonderes Gelüste sich in ihm regte, zu einer möglichst großen Portion Dummis gelangen könnte.

Der Schneider wußte, daß er als Teilhaber an dem fröhlichen Mahle den Hermesbur bekommen sollte, der ebenfalls gerne Dummis aß. Denn so war's noch zu meiner Kinderzeit Sitte, daß, wenn ein Schuhmacher oder Schneider auf dem Land ins Kundenhaus kam, ihm besonders serviert wurde. Nachdem „die Völker", wie der Bauer im Kinzigtal heute noch seine Dienstboten nennt, gegessen hatten, wurde frisch gedeckt für den „Bur" und für den „Meister". Je nach der Art der Bäuerin und der Qualität des Bauernhofes gab's da ein mehr oder weniger großes „Herrenessen". Die Hermesbüri war bester Art und der Hermeshof, auf einer Anhöhe an der Talwand gelegen, der schönsten einer im ganzen „Hambe"[3].

Mehr denn eine „Prise" aus der keinem Schneider der alten Zeit fehlenden Schnupftabaksdose wanderte in die

---

[1] Kirschenwasser.

[2] Ein Gebäck aus Mehl und Eiern, das in der Pfanne in kleine Stücke zerhackt wird. Das Wort Dummis, offenbar von ‚Dominus' (Herr), soll diese Speise als die erste, die beste bezeichnen.

[3] Abkürzung für Harmersbach.

Nase des Schnidersepps, als er an jenem Wintermorgen nachdenklich in der Stube nähte, während der Bauer mit seinen Knechten in der Scheune seine Sommerfrucht ausdrosch, daß es hellauf ins Tal hinuntertönte. Die Bäuerin spann mit ihren Mägden, auf der Ofenbank sitzend, und wunderte sich, daß der Meister heute so still war. Sonst hatte er immer das neueste aus dem „Städtle" erzählt und die „Wiwervölker"[1] aufs beste unterhalten.

Die gute Frau ahnte nicht, daß der Schneider den ganzen Morgen einem Attentat auf den Hermesbur nachbrütete. Doch als die Bäuerin nach zehn Uhr den Spinnrocken verließ und mit den Worten in die Küche ging: „So, Meister, jetzt will i go d'r Dummis richte," da war der Plan des Schneiders fertig.

Um elf Uhr rückten die Völker zum Essen an, Knechte und Mägde, und als diese nach einer halben Stunde abzogen, ward für den Meister und den Bur gedeckt. Suppe, Speck und Sauerkraut bildeten das „Entree", dem mein Schneider aber sehr wenig Beachtung schenkte. Hierauf brachte die Bäuerin eine Platte voll Dummis, garniert mit „Huzeln"[2], und jetzt ließ der Großvater eines Hofrats und meines Nagler-Nachbars seinen Plan los. „Hermesbur," so brach er sein Schweigen, „i han Euer Vatter no guat kennt, han em menge[3] Schobe (Wams) gmacht un Sunntigshose us Kalbläder. 's isch a brave Mann gsi[4], schad', daß 'r johrlang krank g'läge isch. Ihr sinn[5] dozuomol no jung gsi, Hermesbur, aber d'r Muatter rächt an d' Hand gange. I waiß no wohl, wia Ihr als durchs Zeller Städtle g'fahre sinn zuo dem un sällem Dokter. Was isch's au für a Kranket gsi, dia der Vatter kah[6] het, un wo sinn Ihr überall na[7] zua dene Dökter?"

---

[1] „Wiwervölker" nennt der Kinzigtäler alle weiblichen Geschöpfe im Haus zusammen, vom Kind bis zur Großmutter.
[2] ganze, gedörrte Birnen. [3] manchen. [4] gewesen. [5] seid. [6] gehabt. [7] hin.

Der Hermesbur, der, wie die meisten Menschen, gerne von seinem „Vater selig" erzählte, legte die Gabel beiseite und fing an zu erzählen. Darauf hatte der schlaue Schneider gerechnet. Er wußte, daß ein Bauersmann, wenn er etwas erzählen will, was ihm am Herzen liegt, nicht zugleich essen kann. Der Bauer erzählte, und der Schneider aß. Je mehr der erstere die Erzählung ins Lange und Breite zog, von den verschiedenen Ärzten, Kuren und Salben und deren Erfolg berichtete, um so tiefer senkte sich des Schneiders Gabel in den Dummis, und um so leerer ward die Platte. An der merkte schließlich der Hermesbur den Witz des Schneiders; er schloß seine Erzählung und wollte nun seinerseits den Dummisesser in seinem eigenen Garne fangen. „Aber jez, Schnider," so endete der Bauer seinen Bericht, „jez verzelle mir au, an wellere Krankheit Euer Vatter g'storbe isch!"

Aber der Schneider, ohne eine Sekunde mit Essen aufzuhören, sprach kurzweg: „Hermesbur, do kann i gar nix verzelle, mi Vatter isch Knall un Fall ame Schlag gstorbe un isch in zeh Minute gsund un tod gsi." Sprach's und aß ruhig den Rest des Dummis mit dem Bur weiter. Den ärgerte es aber doch, daß der Schneider ihn überlistet, und als die Bäuerin abtrug, meinte er: „Wib, morn machsch zwai Platte voll Dummis, mir aine un dem Schnider aine, no kann jeder ässe und verzelle, was er will!"

So brachte der Schneidersepp von Zell den Hermesbur um seinen Dummis, und ähnlich sein Enkelsohn Joseph den Bruder Valentin um sein Guts, und der Bruder Valentin, vulgo Nagler Buß, den Becke-Philipple um seine Tauben. —

Übrigens starb der alte Hermesbur, dessen Krankheitsgeschichte seinen Sohn ein „Dummisessen" kostete, wie ein Held. Auf einer kleinen Anhöhe liegt, wie schon gesagt, der Hermeshof und schaut ins stille Tal hinab bis gen Zell zur Wallfahrtskirche. In diese war manchen Samstag in gesunden Tagen der alte Bur gewandelt der „Mutter Gottes

zulieb", und als er krank und kränker ward, hatte er seine Kinder hinabgesandt in die Kapelle, damit sie für ihn beteten um eine glückliche Sterbstund'. Der Kaplan von Zell aber brachte ihm öfters die heilige Wegzehrung. Drum fürchtete der Hermesbur das Sterben nicht.

Es war ein heißer Sommertag, als der Sensenmann auf dem Hermeshof anklopfte, um den Bur zu seinem Weib, das schon seit Jahren auf dem Kirchhofe von Zell ruhte, abzuholen. Die Kinder, alle erwachsen, umstanden das Sterbelager des Vaters. Drunten im Tal arbeiteten Knechte und Mägde, um die Weizenernte heimzubringen. Drüben von der Kinzig her zog ein Gewitter dem Tale zu. Schon rollte der Donner in der Ferne.

„Der Himmel selbst flammt auf, wenn Fürsten sterben",

sagt Shakespeare, und ein deutscher Hofbauer ist auch ein Fürst. Er war es wenigstens noch zu Zeiten des alten Hermesburen. Der hörte im Sterben die Stimme des kommenden Wetters und wußte, daß die Ernte drunten lag am Fuße des Hügels. „Ich kann allein sterben," hub der Alte zu seinen Kindern zu reden an, „helft ihr drunten den Völkern Garben binden und sorgt für euer Brot zur Winterszit. Ich bruch keins meh, ich wart' uf den Winter drunte im Gottsacker."

Hinter dem uralten Kasten in der Sterbekammer stand eine alte, lange Flinte, im Hause von jeher nur „der Brummler" genannt. Schon der Urahn des Sterbenden hatte mit dem Brummler das Neujahr und die Kirchweih' ins Tal hinuntergeschossen. Mit ihm wollte auch der sterbende Hermesbur seinen Tod ansagen. „Legt mir den Brummler," so sprach er weiter, „geladen unters Kammerfensterle und bindet ans Schloß eine Schnur. Die gebt ihr mir in die Hand." So geschah es. Alsdann redete der Alte weiter: „So, jetzt geht ihr hinab und helft Garben machen, und der Vater wartet auf den Tod. Wenn der kommt, zieh' ich die Schnur am Brummler. Wenn ihr dann den Schuß im Tal

drunten hört, dann kniet nieder und betet ein Vaterunser und ‚Herr, gib ihm die ewig' Ruh'' — denn euer Vater ist tot. Und jetzt behüet euch Gott! Bleibt brav, wie euer Vater und Mutter es auch gewesen sind!"

Nun gab er jedem seiner Kinder die Hand zum Abschied und mahnte sie zur Eile mit den Worten: „Aber jetzt geht schnell, 's donnert schon wieder."

Der Alte hatte allzeit seinen Willen, fest wie Eisen. Sein letzter Wille aber war heut wie Diamant. Die Kinder, immer gewohnt, ihm zu folgen, gehorchten auch hier. Weinend gingen sie den Hügel hinab, und unter Tränen banden sie ihre Garben. Tränenden Auges schauten sie von Zeit zu Zeit von der Arbeit hinauf zum Hermeshof, ob sie nicht vor dem Donnern des Himmels den Brummler überhört hätten.

Eben war die letzte Garbe gebunden und geladen, da fuhren Blitz und Schlag übers Tal hin. Eine plötzliche Stille folgte dem Zucken und Rollen vom Himmel her — da fällt ein Schuß vom Hof herab, der Brummler gibt das Todessignal des Vaters. Neben den Erntewagen knien die Kinder und beten ein Vaterunser und „Herr, gib ihm die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihm". Dann führen sie ihre Garben den Berg hinauf ins Vaterhaus. Der Vater ist tot, da sie seine Stube betreten. Die Ernte ist daheim und der Vater auch.

So sterben große Menschen, und große Menschen finden sich nicht bloß auf Fürstenthronen, auf Schlachtfeldern, auf Kathedern, sie finden sich, oft weit größer, auch in stillen Tälern, auf einsamen Gehöften. Im Volke, diesem Meere der Menschheit, da leben Adamskinder von jeder Sorte. —

2.

Der Enkel des Dummis-Schneiders von Zell, der Nagler Valentin, hatte aber außer dem obengenannten noch ein ander Mittel, mich zu versöhnen, wenn er mir meine Tauben

weggefangen hatte. Er züchtete Kanarienvögel, und ein Kanarienvogel war mir die höchste Blume der gefiederten Welt, aber in jenen Tagen unerreichbar; denn es kostete einer einen Kronentaler. Ein Kronentaler war mir aber damals ein Geldbegriff, den mir heute eine Milliarde nicht höher beibringt.

Selbst mein Vater brachte es nie zu einem Kanarienvogel; er erlaubte sich höchstens einen Zeisig, den ein alljährlich durchreisender schwäbischer Vogelhändler ihm für sechs Kreuzer lieferte.

Ich erinnere mich noch gar wohl jenes sonnigen Septembertages, da unter uns Knaben die Kunde drang, in der Mühlenstraße sei ein entflogener Kanarienvogel. Den ganzen Morgen trieben wir, als ob Leben und Tod davon abhingen, das Vöglein von Baum zu Baum, von Dach zu Dach, bis es mir gelang, oben bei der Ziegelhütte an der Mühlenkapelle seiner habhaft zu werden. Der erste Sieger bei den olympischen Spielen der alten Griechen konnte unmöglich glücklicher gewesen sein als ich.

Am Nachmittag aber kam des Hinterskirchs Joseph, der bereits auf dem Amt als Aktuar fungierte und deshalb, obwohl ein Haslacher, bei uns Knaben einen Mordsrespekt genoß, und requirierte den Vogel als sein Eigentum. Ich hätte lieber einen Wolf gesehen als diesen Joseph, der mir übrigens meinen Schmerz dadurch versüßte, daß er mir für den jungen Hahn eine alte Henne gab. Mir aber war doch geholfen, denn der gelbe Vogel war mir alles, am Gesang lag mir nichts. Ich hörte ja täglich in Feld und Wald alle Vögel singen.

Wenn mir nun der Nagler Buß rief, er habe junge Kanarienvögel oder Eier, er wolle sie mir zeigen, so sprang ich freudig in seine niedere Stube und vergaß über meinem Schauen und dem Explizieren Valentins allen Taubenschaden. —

Einen dritten Balsam hatte der Taubenfänger noch, um

mich von meinem jugendlichen Grimm zu heilen. Es starb ihm bisweilen ein kleines Kind, und da nahm er mich regelmäßig zum Kreuzträger; eine Würde, die sechs Kreuzer eintrug und darum von uns Knaben sehr begehrt war. Aber sie machte uns auch sonst stolz, weil man einen weißen „Flor" über den Oberleib trug und so parademäßig ausstaffiert wurde. Der Nagler bezahlte mich bei Heller und Pfennig, und ich war so naiv, daß ich nicht daran dachte, er hole sich sein Geld wieder doppelt und dreifach beim ersten Paar Tauben, das er mir wegpfiff.

Einmal fing er mir ein Paar Rotschwalben, damals seltene Tauben. Unser Lehrjunge, der Sepp, hatte sie mir aus seiner Heimat Schapbach an einem Sonntagabend mitgebracht. Weit das Tal hinauf war ich dem Sepp entgegengegangen, weil ich wußte, was er bringen sollte. Oben am Waldrand, wo die Kinzig am Urwald hinschweift, traf ich den Sepp. „Hesch Duwe?" war mein Ruf von weitem. „Jo, Heiner, un no Küachle[1] dezua von miner Muatter." Mit diesen Worten nahm er von seinem Stock, den er über der Achsel trug, zwei kleine, zwilchene Handsäcke herunter. In dem einen waren die Tauben, im andern die Küchle. Selig wanderte ich, den Taubensack tragend, mit Sepp dem Städtchen zu, und ich wäre jene ganze Nacht im Taubenschlag geblieben, wenn der Vater es geduldet hätte. Als die Tauben das erstemal auf unserm Dache paradierten, sah sie der Nagler Valentin, und zwei Tage später, während ich in der Schule war, fing er sie.

Ein Nachbar, der Wagner Fürst[2], ihm gegenüber wohnend, hatte ihn beim Fangen beobachtet und meldete mir sofort den Hergang. Fürst, ein Bruder des „Fürsten vom Teufelstein" in meinen „Waldleuten", damals noch ledig, war mein Freund. Er liebte unsere Magd, die runde Luit-

[1] Küchle, bekanntes Gebäck.

[2] Näheres über ihn steht in den Erinnerungen „Aus meiner Jugendzeit".

gard, und ich bestellte ihm Grüße, erzählte ihm, was sie arbeite und wo sie sei. Dafür war er mein Freund; von dem tief seelischen Grund der Freundschaft aber hatte ich keine blasse Ahnung. Ich glaubte damals nur an e i n e Liebe, an die zu den Tauben, zu Feld und Wald.

Der liebende Freund wußte mir auch einen Rat. „Wenn der verfluchte Nagler," so sprach er im reinsten Hochdeutsch, „ins Feld geht, so holen wir die Tauben wieder. Ich werde dir helfen."

Hinten im Stricker, weitab in einem Waldtale, hatte der Valentin sein Feld, auf dem er zur Sommerszeit den größten Teil des Tages verbrachte. Weib und Kinder, soweit die letzteren marsch- und arbeitsfähig waren, begleiteten ihn. Aber in der obern Stube saß eine alte, alte Frau beständig am Fenster; die fürchtete ich, wie alle alten Weiber, die mir fremd waren. Es war des Hofrats und des Naglers Mutter. Bis zur achtundvierziger Revolution war sie beim Sohn Hofrat in Freiburg gewesen. Als der samt seiner Familie flüchten mußte vor den Revolutionsmännern, nahm unser Valentin die Mutter zu sich und behielt sie bis zu ihrem Tod.

Und vor dem Hause meines Taubenmarders saß noch ein zweites weibliches Wesen als Wächter: die Schwägerin des Naglers, „das Bührer-Nanne". und hütete die kleinern Kinder. —

Es gibt unter dem weiblichen Geschlechte nicht so viele Originalmenschen wie beim männlichen. Das Weib ist von Natur aus mehr veranlagt, sich nicht so zu geben, wie es ist. Es spielt bei ihm zu viel Ziererei und Heuchelei mit. Aber das Bührer-Nanne war ein Original, wenn auch stark verblaßt durch ihr Vorleben. Einst eine Originalschönheit, war sie über das unsern von Hasle gelegene Straßburg nach Paris gekommen. In dem Babel an der Seine hatte sie alles verloren, selbst einen Teil ihres Verstandes. Die Weltstadt spie sie dann wieder aus, und arm und geistesgestört war sie zurückgekommen an die Kinzig. Das Spital für Arme und

Kranke nahm sie auf, und dem Schwager Valentin hütete sie tagsüber seine Kinder.

Sie war eine große, stattliche Person und hielt ihren Zwilchrock stets mit der Rechten ganz elegant etwas in die Höhe, als trüge sie ein Schleppkleid. Ihr Leibspruch war: „Rosa ist meine Lieblingsfarbe und lila mein Ballkleid.“ Diese Parole riefen ihr deshalb spöttisch die jungen Mädchen auf der Straße zu.

Es war dieser Spott aber Musik für der Nanne Ohr. Sie blieb jeweils stehen und erzählte den Mädchen von den schönen Bällen und Kleidern in Paris. Ihr steter Schluß aber war: „Kinder, seid brav, brav und geht nie nach Paris, nach Paris!“ Sie sprach ebenso hastig als fein deutsch. Bisweilen hatte sie ihre bösen Stunden, und dann gab sie auf „Rosa und Lila“ kein Echo. Wenn man ihr aber dann „Fräulein Nannette“ zurief, da lächelte sie heiter, nickte und ging vergnügt weiter.

Sie war eine Schul- und Jugendfreundin meiner Mutter gewesen. Gar oft besuchte sie dieselbe und bat um eine Stärkung. „Cecile, gib mir auch wieder ein Gläschen!“ war ihre regelmäßige Anrede. Und dann fuhr sie fort zu klagen über die rohen und boshaften Menschen im Spital.

In steter Fehde lebte sie da mit dem „Gottlütsepp“. Dieser wollte die erste Rolle spielen unter den „Spitälern“, weil er sehr viel gelesen hatte und namentlich die Hussitenkriege auswendig kannte. Er war aber nie über das Weichbild des Städtchens hinausgekommen. Fräulein Nannette hatte ihre Bildung in der großen Welt geholt und besaß wenig positives Wissen, aber feine Manieren. Und da die letzteren bei den meisten Menschen, nicht bloß bei Spitalarmen, mehr gelten als Gelehrsamkeit, so hatte das Bührer-Nanne mehr Anhang als der Hussite Gottlütsepp. Dieser suchte nun seine Gegnerin herabzusetzen durch allerlei mehr oder weniger derbe Pariser Anspielungen. Dann ging der Spektakel los im ganzen Spital. Hie Nanne, hie Gottlütsepp! wurde das Feldgeschrei.

Ich erinnere mich noch wohl, wenn ich in der Großmutter Garten, in der Nähe des Spitals, mich befand, an das Lärmen und Toben, welches die Großmutter mir jeweils mit den Worten erklärte: „D'r Gottlütsepp un 's Bührer-Nanne wäre wieder hinteranander si."

Die Nanne schimpfte den Gottlütsepp meist den „ewigen Spitäler", weil er schon im alten Gottleuthaus[1] drunten beim Kirchhof gewesen und mit ins neue Spital übernommen worden war. Daher auch sein Name. Der Sepp behauptete aber, ein geborenes Recht darauf zu haben, weil seine Ahnen von altersher im „Gottlüthus" das Hausmeisteramt gehabt hätten.

Als die Hussiten unter dem schwarzen Prokop auf das Konzil nach Basel ritten, nahmen sie, so versicherte der Gottlütsepp baumfest, den Weg durchs Kinzigtal und über die Elzacher Eck. Am letzten Haus in Hasle hätten sie Halt gemacht; es war das Gottleuthaus. Des Hausmeisters „Kätherle" habe, da sonst niemand dagewesen, den Reitern den Wegweiser gemacht bis auf die Heidburg. Am Abend sei einer der Reiter zurückgekommen und beim Kätherle geblieben all sein Lebtag. Von dem stamme er, der Gottlütsepp, ab. Daher seine Liebe zu den Hussiten und sein Forschen in ihrer Geschichte.

Der Gottlütsepp und das Bührer-Nanne waren beide der Spott von jung und alt. Ich konnte nie, so leb- und boshaft ich auch als Knabe war, sie verspotten helfen. Es kamen mir beide als merkwürdige Personen vor, denen ich gerne zuhörte, besonders dem Gottlütsepp. Vor dem Spital stand ein großer Wurzelstock von einem Apfelbaum, auf dem saß der Gottlütsepp und wir Knaben um ihn. Ich lauschte mit ganzer Seele, wenn er dann vom Hussitengeneral Ziska und seinen Taboriten erzählte und von den böhmischen und mährischen Brüdern und ihren Siegen.

---

[1] Haus, wo die Leute um Gottes willen, als Gottesleute, verpflegt werden, also Spital.

Und stets nahm ich mich seiner an und versicherte ihn meines Glaubens, wenn am Schluß seiner Erzählung die anderen Knaben, um ihn zu ärgern, riefen: „Gottlütsepp, 's isch alles verloge", was ihn jeweils tief schmerzte.

Ich bedaure heute, daß ich in den Seelen eines Gottlütsepp und einer Bührer-Nanne nicht habe näher lesen können. Der Sepp starb, da ich noch ein dummer Studentenknabe war und mich um alles in der Welt eher kümmerte als um psychologische Studien an Spitalmenschen. Die Nanne sah ich zum letztenmal beim Tode meiner Mutter. An jenem trüben Dezembertage des Jahres 1867, einem der traurigsten meines Lebens, stand ich weinend in der Hausflur des Elternhauses, als sie die Mutter im Sarge die Stiege heruntertrugen. Zur Seite hörte ich auf einmal eine fremde Person schluchzen: „Oh, sie war so gut mit mir!" Es war das Bührer-Nanne. Ihre Worte aber konnte ich tausendfach mehr auf mich selber anwenden, und ich weinte jetzt laut auf. —

Die arme Spitälerin, welche meiner Mutter im Tode längst nachgefolgt ist, hätte ich wohl ganz vergessen, wenn nicht ihr Schwager Valentin, der Nagler, und seine Taubenfängerei ihr Bild in mir wachgerufen hätten. —

Um das Attentat auf des Naglers Taubenschlag auszuführen, war es nötig, die Nanne vom Hause wegzubringen. Der Fürst, der wußte, wie man mit Weibern verkehrt, fand Rat. „Fräulein Nannette," sprach er in süßer Rede, „hätten Sie nicht die Güte, mir droben beim Gotterbarm zwei Zigarren zu holen?" Wer freundlich mit der Nanne redete, hatte sofort ihr Herz. Gerne willfahrte sie und trollte mit den Kindern die „hintere Gasse" hinauf.

Jetzt stürzen der Wagner und ich ins Haus. Der Fürst stellt sich im zweiten Stock vor die Türe der alten Oberbürgermeisterin von Zell, und ich eile eine Treppe höher, dem Taubenschlag zu. Richtig fand ich da meine Rotschwalben in einem besonderen Käfig. Wie ein junger Marder fuhr

ich auf mein Eigentum los und damit die Stiege hinunter, wo der Fürst treulich die von mir gefürchtete Alte gehütet hatte. Sie war ahnungslos in ihrer Stube sitzen geblieben.

Ein König, der sein verlorenes Reich wiedergewonnen, kann nicht glücklicher sein als ich damals. Weniger Reiz hatte die Sache für meinen wackern Helfershelfer, den Verehrer unserer Luitgarde. Es gibt in jedem Dorf und in jedem kleinen Städtchen Leute, die nichts lieber tun, als andere „hintereinanderzurichten". Goethe sagt so richtig:

Lebst im Volke, sei gewohnt,
Keiner je des andern schont.

Zu diesen Leuten gehörte auch der obere Nachbar des Valentin, der „wütig' Schlosser", Xaver Neumaier. Der schwärmte zwar für die „Christus-Religion", aber wenn er zwei hintereinanderhetzen oder einen Bauer „herumlegen" konnte, war er dabei. So erzählte er am Abend, als stiller Beobachter des nachmittägigen Vorganges, dem Nagler unsern Hausfriedensbruch. Das schlechte Gewissen des Valentin ließ mich zwar in Ruhe, aber den Fürst griff er noch am gleichen Abend mit heftigen Reden an. —

Als ich anno 1852 nach Rastatt zog ans Lyzeum, hörte meine Taubengeschichte auf und damit auch der Streit mit dem Nagler Valentin.

In den Ferien suchte ich ihn bisweilen noch friedlich auf, und er erzählte mir aus dem Leben seiner Tauben und seiner Kanarienvögel.

Und als ich viele, viele Jahre später auf „wilde Kirschen" fahndete, hat er mir auch aus seinem Leben erzählt, wie er Nagler geworden und nach Hasle gekommen sei.

Sein Schneider-Vater war zwar Oberbürgermeister, aber dabei kein reicher Mann geworden. Trotzdem beschloß er, seine zwei talentvollen Söhne, den ältern Joseph und den jüngern Nepomuk, studieren zu lassen. Valentin, der mittlere, rangierte zwar in der Schule auch stets unter den ersten,

hatte im Schreiben und Lesen alle andern „hinunterbugsiert" und oft für den Lehrer Schule gehalten, war aber an Geist hinter seinen Brüdern etwas zurückgeblieben. Er ward deshalb zum Handwerk bestimmt.

Der Joseph befand sich schon auf der Universität Göttingen, als an Valentin die Entscheidung herantrat, was er werden wolle. Die Wahl stand ihm frei. Neben dem Elternhaus in Zell nun hämmerte ein Nagler seine Nägel, und die Buben waren gar oft bei ihm in der Werkstätte gewesen und hatten zugeschaut. So faßte Valentin eine Vorliebe fürs Naglerwerden. Die Mutter schlug die Hände überm Kopf zusammen. „Noch lieber ein Schneider als ein Nagler," sprach sie, „das ist ja das armseligste Handwerk!" Aber der Valentin wollte eben lieber hämmern als schneidern, und da der Meister Nagler dem zukünftigen Lehrbuben wöchentlich noch sechs Kreuzer Lohn zusagte und der Vater all sein übrig Geld nach Göttingen schicken mußte, wurde Valentins Wunsch erfüllt. „So," erzählte er mir, „bin ich ein Nagler und ein Märtyrer geworden, der Bruder Joseph aber ein Hofrat und ein Apostel!"

Der Jüngere, Nepomuk, studierte Medizin, brachte es aber ob seines Leichtsinnes nicht zum Examen und ließ sich zu Louis Philipps Zeiten in Straßburg als Unterarzt nach Algier anwerben. Er machte dort alle Kämpfe und Belagerungen mit, auch Reisen nach Palästina, und stand, was dem Valentin am meisten imponierte, auf dem Berge Sinai. Er starb als französischer Regimentsarzt noch ziemlich jung. —

Als der Valentin ausgelernt hatte, mit siebzehn Jahren, ging er auf die Wanderschaft. Er kam bis Baden-Baden, wo er Arbeit fand. Hier ersparte er sich hundert Gulden; für einen Naglergesellen mit einem Gulden Wochenlohn eine Riesenleistung. Er war aber auch der „schönste Naglergeselle" in Baden geworden, ging bei allen Meistern, bei denen er „zünftig" war, aus und ein und war „überall bekannt, wo schöne Meisterstöchter wohnten".

Als des Oberbürgermeisters Nagler zum „Spielen" heimkam, „spickten" die Zeller, denn der Valentin war nicht bloß ein schöner, sondern auch ein stolzer Geselle. Er trug Steghosen, einen Zylinder und einen Meerrohrstock mit silbernem Knopf; der letztere war damals die höchste Zierde eines Gesellen, wenn er aus der Fremde heimkam.

Die Zeit vom „Spielen" bis zum „Assentieren" wollte unser Valentin nicht fern der Heimat zubringen, und so trat er in dem benachbarten Hasle als Geselle beim alten „Naglerfranz" ein.

Wenn in Hasle ein fremder Geselle eintritt, so muß er schon erster Güte sein, nicht im Handwerk, sondern in der „Fidelität", wenn die Bürgersöhne der gleichen Zunft mit ihm Kameradschaft machen. Die Nagler gehörten damals an der Kinzig zur sogenannten alliierten Zunft, welche die Hutmacher, Nagler, Hafner, Kupferschmiede und Blechner umfaßte.

Der junge Zeller muß in jeder Beziehung unter die allzeit lustigen Haslacher gepaßt haben, denn die zwei Söhne des Hafners „hinter der Kirche", der Sepp und der Fidele, nahmen ihn alsbald in ihre Freundschaft auf. Den Sepp kennen wir aus meinen Jugenderinnerungen als Posaunenbläser auf dem Kirchenchor und als Sauvegarde des Pfarrers während der Revolution von 1848. Der Fidele aber war, als der Valentin in die Zunft einrückte, eben erst aus der Fremde heimgekehrt, und zwar mit einer Kuh.

Er hatte in Gernsbach einige Jahre gearbeitet bei einem armen Hafnerteufel, der dem Gesellen selten den Lohn ausbezahlen konnte. Der Meister kam zum Bankrott, und der Fidele, um zu seinem Guthaben zu kommen, mit ihm überein, daß er noch schnell an der Kuh im Stall sich bezahlt mache und von dannen ziehe. Er schnallte sein Felleisen auf den Rücken, nahm seinen Wanderstab in die eine und das Kuhseil in die andere Hand, zog landaufwärts und an einem schönen Abend im Städtchen ein.

Mit einer Kuh kam wohl selten ein Handwerksbursche aus der Fremde, drum großer Jubel unter den Haslachern, die denn richtig in der Fastnacht den Fidele „spielten".

Zu der Zeit, da mir der Fidele zum Bewußtsein kam, war er schon ein älterer Mann, der mir durch seine kleine Gestalt und seine geröteten Augen auffiel und durch den Umstand, daß er auf der Straße stets beide Hände in den Hosentaschen trug. Er wandelte damals allgemein unter dem Namen „der Morgenstern" im Haslacher Gebiet umher.

Diesen poetischen Spitznamen verdankte er seiner großen Vorliebe für Spaziergänge in Feld und Flur vor Sonnenaufgang. Er erklärte, es gebe nichts Gesünderes als den Morgentau, den nehme er, bevor „die Sonne aufstehe", von den Blättern und wasche damit seine entzündeten Augen. Böse Leute meinten, der Morgenstern habe es aber nicht bloß auf den Tau des Himmels abgesehen bei seinen Wanderungen, sondern auch auf die Feldfrüchte, und er bringe von seinem Tauwaschen manchen Sack voll Äpfel und Birnen mit nach Hause. —

Also der Hafner-Sepp, der Fidele, der Valentin und der Hutmacher-Hans, Johannes Kilgus, — welch letzterer nie Kummer hatte außer am Montagabend, wenn das Geld alle war; da seufzte er: „Das Leben ist schön, aber kostspielig" — bildeten eine ebenso lustige als feste Kameradschaft, die dem Valentin über alles ging. An Sonntagen ward gekegelt und Bier getrunken beim „süßen" Lang, der eben aus Lyon gekommen war und sein Geschäft eröffnet hatte. Er wohnte unten am Klosterbach und hatte einen Sommerkeller am Strickerwald, mitten in den Fichten, errichtet. Da hallte es durch Berg und Wald und Tal, wenn die Haslacher Gesellen sangen oder Kegel spielten. Und wenn die Sonne über den Wald hinuntergegangen war, zogen sie hinauf in die Mühlenstraße zum „suren" Lang, um weiter zu trinken und zu johlen.

Die beiden Bierbrauer hatten ihre Übernamen nicht vom Bier, sondern von ihren Physiognomien. Der Matthäus Lang

in der Mühlenstraße machte stets ein grimmiges, tief ernstes Gesicht, darum hieß er der „sure" Lang. Der Joseph, sein Vetter am Klosterbach, war das Gegenteil, er lächelte stets freundlich und heiter, weshalb die Haslacher ihn den „süßen" Lang getauft hatten.

Merkwürdigerweise stand der von ihnen produzierte Gerstensaft im umgekehrten Verhältnis zu den Spitznamen der zwei Brauer. Der süße Lang hatte meist saures Bier und der saure Lang süßes. Der Matthä machte nämlich seinen Stoff in der Regel erst einige Tage vor dem Sonntag, und wenn er es vorher vergaß, oft erst am Samstag Nachmittag. Es war also ungegorenes, gekochtes Malz, darum süß.

Der saure Meister verhehlte das seinen Gästen auch gar nicht, ja er war stolz darauf und äußerte wohlgefällig, wenn er die Gläser kredenzte: „Gestern noch Malz g'west, heut schon Bier." Er sprach mit Vorliebe den bayerischen Dialekt, um daran zu erinnern, daß er im ersten Bierlande studiert habe.

Es gehört zu meinen frühesten Knabenerinnerungen, daß der Vater mich in der Sommerszeit morgens mit ins Feld nahm auf die „Spießäcker" oder in die „Leimengrube", wo die Taglöhner gerade arbeiteten, und dann auf dem Heimweg mit mir beim suren Lang einkehrte. Die Frau des Matthä war eine Base des Vaters und beeilte sich jeweils, mir irgend etwas Passendes zwischen die Zähne zu geben. Dazu einige Schluck von dem süßen Gebräu, das galt mir damals weit mehr als heute das glänzendste Diner.

Mein Vater hatte viel Anlage zu sarkastischen Bemerkungen, und wenn der finstere Bierwirt mit seinen kleinen Augen und den starken schwarzen Augenbrauen darüber seinen dicken, trüben Stoff hinstellte mit den Worten: „Philipp, gestern noch Malz g'west, heut schon Bier" — konnte mein Vater sagen: „Matthä, Du bist ein Hauptkerl, Dein Bier speist und tränkt!"

Doch die Menschen waren damals ebenso lustig und vergnügt bei diesem Auchbier, als heute bei den chemischen Malzpräparaten. Und den stärksten Beweis für die Unverwüstlichkeit des Haslacher Humors finde ich darin, daß die Haslacher alleweil lustig sind, mag das Bier gut oder schlecht sein. —

Die Tage beim süßen und beim sauern Lang und die Freundschaft mit dem Morgenstern und Konsorten machten unserem Valentin den Aufenthalt in Hasle über alle Maßen angenehm. Zwar hatte der alte Naglerfranz eine rotbackige Enkelin bei sich, die ihm das Hauswesen führte, aber der Valentin hatte seine Augen weit weniger auf sie geworfen, als die „Lis" und der Naglerfranz auf den schönen und fleißigen Gesellen. Sie sahen ihn ungern scheiden, als die Zeit kam zum Rekrutieren, und auch er schied mit schwerem Herzen, aber nur vom Morgenstern und seinen Mittrabanten.

Wenige Wochen später, und der Valentin trug das Kleid des Artilleristen in Gottesau bei Karlsruhe. Ende der zwanziger Jahre Soldat zu sein, war kein großes Wagnis. Aber Meister Valentin war später doch allezeit stolz darauf. Ich erinnere mich gar wohl, daß in seiner Wohnstube sein Abschied als treu gedienter Artillerist hing, und daß ich oft andächtig an der Tafel hinaufschaute, auf der ein Soldat neben einer Kanone abgemalt war. Am meisten ärgerte es ihn, wenn man zweifelte, ob der schöne Soldat sein einstiges Ebenbild gewesen sei.

Als er eines Tages, er war schon Waldmeister der Stadt, in seinem grünen Rock, mager und hager, schreibend unter seinem „Abschied" saß, und ich vorlauter Bube fragte, ob er der Soldat gewesen, und auf seine Bejahung es nicht glauben wollte, rief er: „Frog di Vatter, du Luser, er isch mit mir in Uniform 's Tal 'r uff; er als Grenadier, ich als Artillerist. Sither sinn keine zwei so schene Soldate mehr in Urlaub komme. Und des isch mi Porträ!"

Nach tadellosem und tatenlosem Soldatendienst wan-

derte der Valentin wieder in die Fremde und zwar gen Freiburg, wo sein Bruder Joseph bereits gefeierter Universitätsprofessor war. Der Apostel, wie der Valentin zu sagen pflegte, sorgte dem Bruder Märtyrer für eine Stelle in einer Nagelschmiede, und während der Joseph dozierte, hämmerte der Valentin. An Sonntagen durfte er den Professor besuchen und bekam einen Kaffee, damals eine Delikatesse.

Zuerst arbeitete der Valentin auf dem „Rempart" beim Nagler Hauser. An Sonntagen trug er, wie damals üblich, seine Soldatenuniform, aber nicht die „Kommismontur", sondern eine „feine, eigene".

Als bildschöner, schlanker Artillerist eroberte er so das Herz einer jungen, schönen Schwarzwälderin aus Hammereisenbach, die bei ihren Verwandten vor dem „Martinstor", beim Kranzwirt Trescher, Schoppen kredenzte.

Sie bewog ihn, dem Meister am Rempart durchzubrennen und in ihrer nächsten Nähe beim Nagler Weckerle einzutreten. Auch der Kranzwirt und seine Frau fanden Gefallen an dem Naglergesellen, er durfte an Sonntagen die Sophie mitnehmen ins Theater, und an Werktagen gaben sich beide noch manch ein Rendezvous ohne Erlaubnis.

„Die Sophie," meinte der Valentin noch sechzig Jahre später, „liebte mich auch, wenn ich an Werktagen in meinem schwarzen Naglerhäs zu ihr kam und in den ‚Schlappen'." —

„Vom Heiraten redeten wir nie," erzählte er weiter, „denn die Sophie war eine reiche Wirtstochter und ich ein armer Nagler. Aber gerne hatten wir uns doch. Und solange man nicht ans Heiraten denkt, ist die Liebe am größten und am schönsten."

Die Sophie, einst die Geliebte eines Naglergesellen, bekam richtig später einen Förster und lebte als Beamtenwitwe in Offenburg, als der Valentin bereits ein blutarmer Naglermeister im unfernen Hasle war. —

Die damals bestehende jährliche militärische Übung rief den schönen Artilleristen wieder von Freiburg weg nach Gottesau.

Und als sie um war, schrieb ihm der Schneider-Vater und Oberbürgermeister, er möge heimkommen, sein ehemaliger Lehrmeister in Zell wolle, weil alt und kinderlos, dem Valentin Haus und Nagelschmiede nebst Feld und zwei Kühen billig abtreten. Freudig eilt der Glückliche dem Harmersbacher Tal zu, und um einen Spottpreis wird ihm das Anwesen des Altmeisters offeriert.

Während der Vater für den Sohn die Unterhandlung führt und die Punkte festsetzt, wandert der letztere an einem Sonntagnachmittag zum Besuch dem lustigen Hasle zu. Es ist halt wieder so lustig bei den Hafnern und Hutmachern, und der Morgenstern und die übrigen Kumpane sprechen unserem Valentin zu, doch in Hasle sich niederzulassen. Der Naglerfranz und die Lis, vom Valentin besucht und von seiner Gründung in Zell avisiert, bestürmen ihn ebenfalls, doch bei ihnen zuzugreifen. Die Lis und die Nagelschmiede, das Allmendfeld am Strickerwald und auf dem Ried nebst einer Geiß werden ihm zu Füßen gelegt. Er schaut die rotbackige Lis und das alte Haus nur deshalb heute näher an, weil sie ihm die Gelegenheit in Aussicht stellen, für immer bei den lustigen Haslachern zu bleiben.

Die Lis und der Naglerfranz lassen ihn nicht mehr los, sie begleiten ihn nach Zell, und nun steht Herkules-Valentin am Scheideweg. Auf der einen Seite winkt das Nachbarhaus des Lehrmeisters mit zwei Kühen im Stall, auf der andern die Lis, eine Geiß und eine alte Nagelschmiede, aber die letztere im unvergeßlichen Hasle und das erstere im langweiligen Zell. Der Vater ist fürs letztere, der Bruder und Professor Joseph, zu Rate gezogen, ebenfalls; aber der Märtyrer will wenigstens ein lustiges Nagelschmiedleben und entscheidet sich für die Firma Naglerfranz in Hasle.

Schweren Herzens entschließt sich der Oberbürgermeister, mit dem Valentin auf die „Beschau" zu gehen. Aber die fällt schlecht aus. Die liebe Sonne scheint durchs ganze Haus des Naglerfranz senkrecht herab bis in den Keller; überall

die Spuren eines armen Naglers. Das Oberhaupt der Reichsstadt nimmt seinen Valentin am Arm und zieht den Widerstrebenden fort aus der zerfallenen Hütte. Der Naglerfranz und die Lis sind in Verzweiflung und machen alle möglichen Vorstellungen vor dem Hause. Sie bitten und beschwören endlich den Bürgermeister, doch noch mit ihnen zum Nachbar Kaltenbach zu gehen; der könne ihnen am besten Aufschluß geben.

Xaver Kaltenbach, im Volke genannt der „Wälder-Xaveri", mein Großvater mütterlicherseits, galt dazumal als der gescheiteste Mann im Städtle und war dem Vater Valentins wohlbekannt. War es doch noch nicht so gar lange her, daß der jetzt wohlhabende Kaufmann als Krämer und Hausierer mit seiner schweren Kiste auf dem Rücken nach Zell gekommen war und beim Bürgermeisteramt einen Erlaubnisschein geholt hatte, in den Bergen und Tälern des Reichsgebiets hausieren zu dürfen. Den Mann hielt der alte Buß für eine Autorität, und nach wenigen Minuten umringen ihn in seinem Laden die zwei um den Valentin streitenden Parteien. Vor ihm steht der Oberbürgermeister mit seinem zukünftigen Märtyrer, und rechts und links neben ihm der Naglerfranz und die Lis.

Während der Klagen des Schulzen von Zell über die Armut des Naglerfranzen zupft die Lis den Kaltenbach an seinem langen blauen Rock und schaut bittend an dem Richter ihrer Zukunft hinauf, der bedächtig eine Prise um die andere aus seiner großen Dose nimmt.

Als die Anklage geendet, macht er den Sprecher für seine Nachbarsleute. „Der Naglerfranz," begann er, „ist der fleißigste Nachbar, den ich kenne; er schafft und schindet in seinen alten Tagen, was er kann. Er hat früh Frau und Kinder verloren und viel Unglück in der Familie gehabt. So kam sein Hausstand ohne seine Schuld herunter. Die Lis ist ein kreuzbraves Maidle, mit der wird keiner unglück-

lich sein. Gebt also Euern Sohn nur ins Nachbarhaus, und wenn's an etwas fehlt, bin ich da mit Rat und Tat." Diese letzten Worte gaben den Ausschlag für den Oberbürgermeister von Zell. Er gab sein Jawort, und nach wenig Wochen war der Valentin Hausvater und Naglermeister im lustigen Hasle; er hatte die Lis, das durchlöcherte Haus, die Geiß, das Feld im Stricker und den Wald auf dem Ried, aber auch die im Verhältnis zum Besitztum nicht geringe Schuldenlast des alten Naglerfranz.

3.

Es ging dem Meister Valentin wie fast allen, die sich einen Hausstand gründen. Man baut sich mit all seinen Wünschen und Hoffnungen eine lustige, heitere Zukunft, und allermeist tritt gar bald das Gegenteil ein. Kaum war die Hochzeit vorüber, so starb mein Großvater, der sich als Nothelfer angeboten hatte, und Valentin stand allein mit seinen Schulden. Er wurde in kurzem ein Märtyrer im wahren Sinn. Während seine Kollegen, der Morgenstern und der Hutmacher-Hans, der erstere zeitlebens, der letztere noch für längere Zeit, Junggesellen und lustig blieben, wurde der arme Nagler immer ernster und stiller. Er arbeitete Tag und Nacht. Zur Sommerszeit grub er untertags sein Feld um im Stricker, und nachts fing er an zu nageln ohne ein anderes Licht, als das ihm seine Esse gab.

Ich erinnere mich noch gut, daß sein Hämmern jeweils zu uns Bäckerjungen herüberdrang, zum Peter und zu mir, wenn wir nachts an der Arbeit waren. Und wenn wir um Mitternacht den Laden schlossen in der „Bachkuche", da sahen wir im Feuerschein der Nagelschmiede den magisch beleuchteten Kopf des hämmernden Valentin.

Mir gefiel dies wunderbare Helldunkel um Mitternacht; meine Seele mochte damals schon ahnen, daß das Poesie sei, und ich schaute, ehe ich den Laden zumachte, noch gerne

eine Weile dem Märtyrer zu, um dessen Haupt das Feuer seiner Esse einen Glorienschein verbreitete. Der Peter, in dessen Brust kein poetisch' Ahnen sich regte, rief mir oft ungeduldig zu: „Hainr, kumm, mir[1] welle ins Bett. Mir henn's do no besser als der Nagler Buß!"

Was der arme Valentin in den Nächten einer Woche zusammengenagelt, brachte er am Montag eigenhändig auf den Markt. Da kamen dann die Bauernschuhmacher, die Dorfschreiner und die Zimmerleute aus Berg und Tal ins Städtle, um ihren Bedarf zu decken bei den Naglern, die am Rathaus ihre Konkurrenzware feilboten, das Hundert großer Nägel zu 6 Kreuzer, kleinere zu einem Batzen. Mit dem geringen Erlös sollte die jedes Jahr zahlreicher werdende Familie Valentins ernährt und seine Schulden verzinst werden. Das war unmöglich und der unermüdliche Nagler wurde von Jahr zu Jahr ein größerer Märtyrer. Wenn nicht der Apostel in Freiburg bisweilen einiges Kleingeld geschickt hätte, wäre der Valentin nicht einmal mehr am Sonntag zu einem Schoppen gekommen im lustigen Hasle. Seine einzige Erholung während der Woche waren seine Kanarienvögel und seine Tauben.

Aber er verlor in dieser schwierigen Lage den Humor nie. Und das hatte er in Hasle gelernt, wo noch nie ein Mensch verzweifelt ist. Zwischen den Mühen des Tages hinein schlich er mittags und abends in seinen Taubenschlag, pfiff den fremden Tauben und fing sie. Solch ein Fang ließ ihn für einen Tag sein ganzes Martyrium vergessen. Oder er saß, wenn 's Geld zum Wirtshaus fehlte, an Sonntagnachmittagen vor dem Käfig seiner Kanarienvögel und machte seine ornithologischen Beobachtungen.

In seiner ganzen Größe aber zeigte sich Meister Valentin, wenn er an Sonntagen in den Kleidern paradierte, die ihm der Hofrat von Freiburg, wenn sie nicht mehr salon- und kollegfähig waren, jeweils zusandte. Stolz wies dann der

[1] Im Kinzigtal sagt das Volk statt wir stets mir.

arme Nagler auf sein hofrätliches Gewand, als eine Abschlagszahlung für das väterliche Vermögen, das der Hofrat zum Studieren verbraucht und dessen Verlust den Valentin zum Märtyrer gemacht habe.

Wenn dieser Märtyrer auch nicht so talentvoll war wie seine Brüder, so war er doch viel gescheiter und namentlich federgewandter als mancher Haslacher. Der wissenschaftlichen Ausbildung seines Freundes Morgenstern gegenüber war er eine ganze Sonne. So kam es, daß der Haslacher Senat ihm das Amt eines Waldmeisters übertrug, bei den vielen und schönen Waldungen der Gemeinde eine halbe Bezirksforstei.

Das Amt war ein schwieriges; einer seiner Vorgänger, Joseph Kirnberger, hätte beinahe das Leben in demselben eingebüßt. Das kam so: Nicht bloß Rom, sondern auch meine Vaterstadt an der Kinzig hatte ihre Kämpfe zwischen Plebejern und Patriziern. Die Ideen der französischen Revolution waren auch unter die „Hintersassen“ und Pfahlbürger des Städtchens gedrungen, und bereits 1805 hatten sie es durchgesetzt, daß die Allmendäcker und -wiesen in gleichen Teilen unter sie und die Vollbürger verteilt wurden. Zwanzig Jahre später ging's an den Wald. Bisher hatten nur die Altbürger Anspruch auf Holz aus den städtischen Waldungen; jetzt verlangten auch die Vorstädtler und Hintersassen das gleiche Recht auf jährliche 2 Klafter Holz und 150 Wellen.

Da gab's Aufruhr. Die Patrizier sahen ihr letztes Privilegium bedroht. Der Anführer der Opposition war der Weber Kaiser, den ich noch wohl kannte, ein aufrechter, stattlicher Mann, mit großen blauen Augen und einer Habichtsnase. Er rauchte auf der Straße beständig aus einem kurzen Kölnerpfeifchen. Beredt und gescheit wie keiner seiner plebejischen Mitbürger, sammelte er diese um sich zu einem geschlossenen Bund, dem er den schönen Namen gab: „Das allgemeine Wohl“.

Ein Patrizier, bei dem er Herberge und seinen Webstuhl hatte, kündigte ihm die Wohnung, als der Kampf begann. Was tut der Volkstribun und Sprecher „des allgemeinen Wohles“? Er zieht mit Weib und Kind unter die luftigen, steinernen Hallen des Rathauses, schlägt hier seine Zelte auf und hält Volksversammlungen, bis ihm der Magistrat eine Wohnung anbietet im „Gottlüthaus“.

Aber auch hier erregt er einen Aufstand gegen die Patrizier; er macht die armen Leute alle sozialdemokratisch. Ein Patrizier zweiten Ranges, der „Beckefidele“, stellt sich unter des „Kaisers“ Fahne und hilft räsonieren über das städtische Regiment: „Auf dem Rathaus seien lauter Spitzbuben, denen einmal ein rechter Mann ins Kollegium gesetzt werden müsse, der ihnen dick und dünn die Meinung sage. Dazu wäre er, der Beckefidele, die geeignetste Persönlichkeit.“ Die Plebejer wählen ihn; kaum ist aber der Beckefidele im Rat, so verstummt seine Opposition. Und als sie ihn interpellieren, weil er sein Versprechen nicht halte, spricht er: „Ihr Bürger, i hätt' miner Lebtag nie glaubt, daß es uf dem Rothus so ehrlich herging.“

Die Zahl der „Beckefidele“ ist heute noch in ähnlichen Verhältnissen Legion. —

„Das allgemeine Wohl“ läßt seine Sache keinen Tag ruhen. Der Weber Kaiser verlegt die Agitation nun auch noch unter die Weiber, welche für diesen Fall leicht zu gewinnen waren. Sie wollen auch Holz brennen in der Küche und im Ofen, das nichts kostet, wie die Frauen der Vollbürger. Der Stadtrat verspricht, im Frühjahr 1826 die Plebejer am Holzhieb teilnehmen zu lassen und ernennt einstweilen den Beckefidele zum Waldmeister. Die Plebejer wittern hinter dieser Ernennung eine Art Staatsstreich und sind doppelt auf der Hut. Das Frühjahr kommt ins Land; während des Winters war viel Holz geschlagen worden, die Axthiebe hatten manchen Wintertag

herabgetönt vom Urwald ins Städtle. Der Tag der Losziehung wurde ausgeschellt für alle „Holzberechtigten"[1].

Die Plebejer sandten an jenem ersten Ziehungstage des Jahres 1826 meist ihre Weiber; die Männer hatten den Sieg erkämpft, die Weiber sollten die Siegesbeute holen. Ehe der eben ernannte Waldmeister Kirnberger die Losziehung eröffnete, teilte der Beckefidele den Beschluß des Stadtrats mit, daß fürs erste Jahr die Hintersassen kein Holzlos, sondern nur 150 Wellen Reisig bekämen.

Jetzt war's um den armen Waldmeister und um den treulosen Stadtrat geschehen. Wie Hyänen fielen die Weiber über die beiden her, schlugen sie wund und zu Boden. Ohne die Dazwischenkunft von andern Männern wäre keiner mehr lebend aus den Händen der Holzfurien gekommen.

Der Stadtrat versammelt sich auf die Nachricht von der Gewalttat und geht schneidig vor. Die Rädelsführerinnen, die „Sägerin" und die Frau des „wüsten Neumaier", eines Fuhrmanns in der Vorstadt, sollten vom Polizeidiener verhaftet und ins „Narrehüsle"[2] geführt werden. Das war für den damaligen Chef der exekutiven Gewalt, den alten Schneider-Miehle, keine Kleinigkeit. Die Sägerin, ein Hünenweib, die ich als Knabe noch oft bei meiner Großmutter sah, warf den armen Polizei-Schneider zur Türe hinaus. Bei der „wüsten Neumaierin" gelang ihm die Verhaftung, er brachte sie hinter Schloß und Riegel. Ihr Gemahl war abwesend, und als er mit seinem Fuhrwerk am Nachmittag von Offenburg

---

[1] Es wird in Hasle bis auf den heutigen Tag das Holz, dem Quantum nach für jeden Bürger gleich, aber in der Qualität verschieden, durchs Los alljährlich auf dem Rathaus verteilt. Meist gehen Weiber und Knaben zur Ziehung. Es war für mich kein kleines Ehrenamt, wenn der Vater mich als Knaben dazu beorderte, den Loszettel zu ziehen und dann gleich im Wald das Holz aufzusuchen.

[2] So hieß ein kleines Haus am „untern Tor", das als Bürgerarrest diente und in das man auch die Geisteskranken zeitweilig einschloß.

her heimkehrte, hieß es, sein Weib sei vom „Schnider-Miehle" wegen der Schlacht auf dem Rathaus eingesperrt worden.

Wenn man einem Ritter des Mittelalters bei der Heimkehr gemeldet hätte, seine Burgfrau sei ihm von einem andern entführt worden, könnte er nicht eiliger sich aufgemacht haben, um die Schmach zu rächen, als der wüste Neumaier. Damals hatte Haslach eine Schwadron Bürgerkavallerie. Bei der stand der wüste Neumaier. Seinen Schleppsäbel umschnallen, einen Gaul satteln und mit gezogenem Säbel ins Städtle galoppieren, war das Werk weniger Minuten.

Am Narrenhüsle angekommen, sprengt er mit seinem Schwert die elende Holztüre auf, hebt sein Liebstes aufs Pferd, wie ein Rittersmann in der besten Minnezeit, und trabt, immer noch den blanken Säbel in der Rechten, stolz durch die Hauptstraße seiner Burgruine in der Vorstadt zu, wo er das Weib absetzt.

Aber noch hat der Ritter sich nicht gerächt am Attentäter auf seine Hausehre, am Schneider-Miehle. Im Galopp saust er abermals ins Städtle und fahndet auf den Diener der heiligen Hermandad. Bei dessen Wohnung, am Rathaus, an allen Wirtshäusern sprengt der rasende Roland vor. Er findet ihn nicht.

Schon will er heimreiten — da, an der Grenze zwischen Stadt und Vorstadt, unweit vom „Engel", sieht er von ferne den bereits gewarnten und geängstigten Schneider seiner Behausung zueilen. Dieser hört den Hufschlag, sieht den wüsten Neumaier, den Säbel schwingend, auf sich zureiten und springt hinter das Engelwirtshaus, um ein Unterkommen zu suchen. Noch eine Sekunde, und der Dragoner hat ihn. Da gilt kurz Besinnen. Nur eine einzige Öffnung bietet sich dem zum Tode Erschrockenen — der Gänsestall des Engelwirts. In den schlüpft er mit Uniform und Säbel. Kaum hat er seine Füße nachgezogen, so fährt schon ein Hieb über den Gänsepalast.

Doch die Angst des armen Schneiders und die Energie, mit der er sich in den Gänsestall eingezwängt, entwaffnen den Grimm des Reiters. Aber so lange seine Frau im Narrenhüsle, ebenso lang soll der Polizeidiener im Gänsestall bleiben. Hoch zu Roß hält der wüste Neumaier treue Wacht, und um den Schneider von seiner Gegenwart zu überzeugen, haut er bisweilen einen Span aus dem hölzernen Schlupfwinkel desselben. Jung und alt sammelt sich schließlich um dies eigenartige Bild.

Als die Abendglocke ausgeklungen, reitet der Plebejer von dannen; barmherzige Leute ziehen den halbtoten Sicherheitsmann aus seiner Truhe und geleiten ihn mitleidig nach Hause. Sein Sohn aber, den wir in diesem Buche als Sympathiedoktor finden, heiratete später eine Tochter des wilden Reiters und so ward dessen That in schöner Art gesühnt. —

Die Schlacht der Weiber auf dem Rathaus und die Rache des wüsten Neumaiers bildeten den Schluß des langen Kampfes zwischen Patriziern und Plebejern in meiner Vaterstadt Hasle. Die letzteren siegten in all ihren Forderungen. Fortan war Friede im Städtle bis anno 1848.

Dem Volkstribun aber, dem genialen Weber Kaiser, dem großen Sprecher des feld- und waldhungrigen Volkes, konnten die Errungenschaften nicht aus seinem Weberelend helfen. Was nützt billiges Holz, wenn man nichts zum Kochen hat? Pope sagt einmal:

Dem Wahnsinn ist der große Geist verwandt,
Und beide trennt nur eine dünne Wand.

Das traf auch bei dem Anführer der Plebejer an der Kinzig zu. Geistesnacht umlagerte ihn. Eines Morgens suchte er den Tod im Mühlkanal, an der gleichen Stelle, wo einige Jahre zuvor die alte Breithauptin, seine Schwester, die mir einst den Till Eulenspiegel zuerst zum Lesen gegeben, ins Todeswasser gegangen war.

An demselben Platze, oberhalb der Stadtmühle, warf das Wasser auch beider Leichen ans Land. Ich sah jedes von ihnen tot im grünen Grase am Ufer liegen.

Dunkle Punkte in der Geschichte der menschlichen Seele.—

Zur Zeit, als unser Valentin Waldmeister war, ging's friedlicher her als in den Tagen des Beckefidele. Zwar kämpften die Waldhüter noch in mancher Nacht auf der Höhe des Urwalds mit den Bauern des oberen Bärenbachs, die nächtlicherweile gerne in die Stadtwaldungen schlichen, um einen Rehbock zu holen oder einen Holzklotz. Aber Valentin, als gedienter Friedenssoldat, hielt sich von diesen Kämpfen fern. Er wandelte nur zur Tageszeit in den schönen Bergwaldungen umher, und ich sehe ihn heute noch vor mir, wie er in seinem vergilbten grünen Rock und mit einem Stab das Haus verließ zu seiner Waldinspektion.

Doch Hunger und Durst empfand der Valentin auch, wenn er den Urwald durchwandert hatte und in den Bärenbach kam. Er sorgte aber für Sättigung auf eine noble Art, ohne seinem Amte etwas zu vergeben.

Der oberste Bur im Bärenbach, der Walter, der eigenes Holz genug hatte und nicht zu freveln brauchte bei den Haslachern, hörte gerne Neuigkeiten aus Stadt und Land. Die brachte ihm jeweils der hungrige und durstige Wald- und Naglermeister und bekam dafür Speck und Chriesewasser. Noch als Achtzigjähriger gedachte er dankbar der Stunden, welche er so beim Walter-Bur im Bärenbach verlebt hatte.

Sonst wurde sein „Martyrium" durch das neue Amt, welches nur hundert Gulden, d. i. 170 Mark Gehalt abwarf, nicht viel gemildert. Derartige kleine „Herrendienste" ruinieren in der Regel ihren Mann, statt ihm aufzuhelfen.

Mein Vater pflegte zu sagen: Wenn ein Bürger am Werktag einen Rock anziehen müsse, so sei's schon gefehlt. Valentin erhielt sich zwar auf seinem bisherigen Stand, und wenn er den Tag über den Oberförster gespielt hatte, hämmerte er bis Mitternacht seine Nägel. Und selbst unter-

tags fand er noch Zeit genug, um mir meine Tauben zu fangen.

Eine andere Würde, die er in jenen Tagen bekleidete, trug ebensowenig dazu bei, seinen Wohlstand anzubahnen. Er war „Ladenmeister" der alliierten Zunft.

Die „Lade" der alten Zünfte konnte wohl eine Art Bundeslade derselben genannt werden. In ihr befanden sich die Wanderbücher der Gesellen, die Papiere der Zunft und die Kasse. Wurde ein Lehrling aufgenommen oder freigesprochen oder ein Meister gemacht, so mußte jeweils ein Betrag von mehreren Gulden in die Lade und für die Meister geopfert werden. Für einen Lehrbuben bezahlte sein Vater vier Gulden Aufnahmstaxe; drei davon vertranken die ehrsamen Meister sofort, und der vierte kam in die Lade. Bei der Freisprechung aber bekamen die dabei beteiligten Faktoren, der Zunftmeister, der Ladenmeister, der Jungmeister und ihre Beiräte ein flottes Mahl.

Das fröhliche Gemurmel der damaligen Altmeister tönt mir noch in den Ohren, wenn ich an die Zeit zurückdenke, in der wir Buben am Rabenwirtshaus, wo die Zünfte fast alle ihre Herberge hatten, zu den Fenstern hineinschauten und die Glücklichen beneideten.

Ein guter Trunk und ein gehöriger Imbiß versüßten so dem Ladenmeister Valentin bisweilen sein schweres Dasein, das er bald still duldete, bald mit lautem Galgenhumor beschrie.

Die Jahre 48 und 49 fanden in unserm Märtyrer-Nagler ebenfalls einen stillen Mann. Er hielt sich absolut neutral und brachte seine freie Zeit im Taubenschlag oder im Stricker bei seinen Kirschbäumen oder auf dem Ried zu bei seinem jungen Tannenwald, während seine Mitbürger in Volksversammlungen nach Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit schrien.

Erst als die Preußen gekommen waren und es eines Abends hieß, morgen müßten alle Waffen abgeliefert werden,

erinnerte sich der Valentin, daß er noch einen alten Säbel besitze.

Was tut der schlaue Nagler? In derselben Nacht nimmt er die Waffe in seine Esse und verarbeitet sie zu Schuhnägeln. —

Noch stiller als der Märtyrer war seine brave Frau, die Lis, zweifellos die ruhigste und geduldigste Frau unserer damaligen Nachbarschaft. Der Valentin klagte in herben Stunden oft, daß sein Geschick ihn nach Hasle verschlagen; in Zell wäre er ein „Apostel“ geworden, wenn er seines Lehrmeisters Geschäft übernommen. Das tat der braven Lis weh, die noch viel weniger gute Stunden hatte als ihr Mann und jedenfalls, wenn er der Märtyrer war, die Erzmärtyrerin genannt werden konnte.

Der Waldmeister hatte doch noch seine Waldgänge mit Speck und Kirschenwasser im Bärenbach und der Ladenmeister seine Mahlzeiten, während die Lis beständig eine Schar hungriger Kinder um sich sah. Sie ist lange vor ihrem Manne heimgegangen zur ewigen Ruh' aus der Unruhe dieses irdischen Jammertales.

Der Valentin überlebte sie um viele Jahre; in jener Stube, am gleichen Fenster, wo sonst in meiner Kinderzeit seine steinalte Mutter saß, da saß auch er in seinen alten Tagen. Seine Esse, die so manche Nacht sein Angesicht verklärt hat, ist längst erloschen. Sein Sohn, der Wilhelm, ein jüngerer Schulkamerad von mir, hat aus der schwarzen Nagelschmiede eine weiße Backstube gemacht und ist, eine wahre Riesenleistung für einen Kleinbäcker in Haslach, ein vermöglicher Mann geworden. Der Segen, den der Märtyrer und seine Frau verdient, ist auf den Sohn übergegangen. Valentins übrige Kinder sind teils bei der Mutter in der Ewigkeit, teils in Amerika. Übers Meer sandten sie dem Vater anfänglich manchen Dollarschein. Später sind sie amerikanisch kalt geworden, und die Dollars blieben aus. Das trübte aber des alten Märtyrers Humor nie.

An einem heißen Sommertag zu Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts traf ich ihn vor meinem Elternhaus, einen Rechen als Stütze in der einen Hand, in der andern eine Gießkanne, um in des Sohnes Garten das Kraut zu gießen. Ich rief ihn zu einem Glas Wein; er trank den Rebensaft, und ich erzählte Erinnerungen, die er in mir wachrief, aus der schönen Kinderzeit. „Heinrich,“ sprach er zum Abschied, erwärmt von der ‚Milch der Greise‘, „ich bin miner Lebtag ein Martyrer gsi, aber dabi alt wore. ’s gfallt mir hüt noch uf der Welt, un ’s kann mir ifalle[1], i sterb gar nit!“ Lächelnd zog er dann langsam davon, hinaus zu den Gärten am Klosterbach.

Jahre vergingen. Der Frühling 1888 brachte mich wieder in die Heimat. An einem Sonntagnachmittag, Ende April, ging ich allein und einsam am Strickerwald hin. Berg und Tal lachten und grünten dem Lenz entgegen. Aus dem Walde kamen Kinder mit Schlüsselblumen in den Händen. „Mattengele“ nennen sie die Haslacher heute noch, diese ersten, lichtgelben Waldkinder des Frühlings. Ich gedachte der Zeit, da auch ich solche Blumen aus dem Walde getragen mit dem gleichen fröhlichen, heitern, unschuldigen, lebensfrohen Kindergesicht, das mir heute wieder entgegentrat in meinen Nachfolgern im Haslacher Kinderhimmel, und es heimelte mich wehmütig und freudig zugleich an.

Traf ich hier am Waldrande junge Repräsentanten meiner längst vergangenen Kinderzeit, so sollte mir noch eine lebhaftere Erinnerung werden. Als ich weiter hinaufschritt und ins tiefe, stille Seitental, in den „hintern Stricker“, gekommen war, stand an seinem Lieblingsfeld, das er seit nahezu sechzig Jahren bebaute, Valentin, der Nagler, im Sonntagsstaat, dessen Hauptschmuck ein Rock bildete, den der 1878 verstorbene Bruder Hofrat im Leben noch getragen. Er hatte eine Freude, mich so unerwartet da zu treffen. Er ahnte aber nicht, daß eine noch weit größere mich be-

[1] einfallen.

seelte, ihn, den ich in meiner Knabenzeit als Mann so oft hier gesehen, auf diesem klassischen Boden mehr denn vierzig Jahre später wieder zu finden in einem Augenblick, da ich eben die Feder über „Valentin, den Nagler“, niedergelegt hatte. Ich sage: Auf klassischem Boden, denn wenige Schritte von seinem Lieblingsacker lag meines Vaters Feld und Wiese, auf denen ich so manchen Tag in süßer Arbeit und in noch süßerem Träumen am Waldrande oder als Hirtenknabe verbracht habe.

Weil „unser Stricker“ so weit ablag vom Städtchen, wurde daselbst jeweils Mittag gemacht. Dort mit Knecht und Magd und Taglöhnern entweder oben am Wald oder unten an dem kleinen, stillen Teich zu speisen, das war mir ein Hochgenuß, den mir heute kein Diner der Welt mehr bieten könnte. Wie oft hat damals auch der Valentin mit seiner Familie am Brünnelein, das in den Teich eilt vom Walde her, neben uns geruht und gegessen!

Drum freute es mich in altem Gedenken. Aber neben der Freude zog jene stille Mahnerin, Wehmut genannt, wieder in mich ein. Die ganze Natur ringsum war die gleiche wie ehedem. Die Kirschbäume standen noch auf Valentins Feld und die Birken noch am Berge meines längst, längst toten Freundes „Läuferjock“. Noch rief der Kuckuck wie vor vierzig Jahren in den Frühlingsabend hinein, und noch saßen zur Stunde Knaben unten am Teich und klopften Weiden und machten Schalmeien daraus — der Valentin und ich allein hatten uns geändert, er war zweiundachtzig geworden und an mir ein halbes Jahrhundert vorübergegangen

Seine Kirschbäume hatten ihn am heutigen Sonntag hergeführt; er wollte sehen, ob sie gut austrieben und ihm eine Ernte versprächen. Ich sagte ihm, er „käme in ein Buch“ von mir und ich hätte sein Martyrium in die Welt eingeführt. Jetzt lachte er freudigen Herzens und meinte, das sei ihm lieber als ein Grabstein. —

Ich ging einige Schritte weiter, da schnitt es mir tief

in die Seele. Oben am Acker des Vaters stand am Rande des Waldes ehedem eine große Tanne, unter der ich stundenlang als Knabe gesessen. In ihre Rinde hatte ich eines Tages meinen Namen geschnitten. So oft ich später hieher gekommen, hatte ich nach dem H. H. 1850 geschaut und die Tanne gegrüßt als alte, liebe Freundin. Heute lag sie gefällt zu meinen Füßen. Vor wenig Tagen mußten die Holzmacher hier ihr Zerstörungswerk geübt haben; es lagen Tannenleichen ringsum, und vor ihnen, eine tote Königin, meine Jugendtanne. Eine Träne trat mir ins Auge; ich kehrte um und sprach laut: „Muß denn alles vergehen, und müssen auch die Tannen sterben!"

Dort drüben wankte der Valentin an den knospenden Bäumen hin, der Winter des Lebens im Frühling! —

Es gingen über unserer Begegnung „im hintern Stricker" abermals vier Jahre dahin. Abermals ist es Frühjahr, und abermals blühen die Kirschbäume. Der Valentin und ich sitzen beisammen in meiner Ferienstube „in den Schneeballen" zu Hofstetten, im stillen, sonnigen Tälchen, südlich von Hasle, an einem kühlen Maientag des Jahres 1892.

Der Alte ist heraufgekommen, um mich zu besuchen. Es ist ihm eingefallen, daß er mir die obenerwähnte Geschichte von der schönen Sophie vor dem Martinstor zu Freiburg zu erzählen vergaß, und die „muß auch noch ins Buch", meint er, damit man auch weiß, daß der Valentin beliebt war bei den „bessern Maidle" seiner Jugendzeit und heute noch stolz ist auf „jene Bekanntschaft".

Gestern erst war er in seinem Wald auf dem Ried. Seit 1833 kommt er in diesen Wald, seit den letzten zwanzig Jahren im Frühjahr und Sommer täglich, eine Gebirgstour von vier Wegstunden. Jetzt will er seinen Tannenbäumen noch einige Jahre zuschauen, dann wird ein Floß daraus gemacht, damit auf der Kinzig hinabgefahren und der „Wald" in Straßburg verkauft. Und mit dem Geld will der Märtyrer dann noch „ein paar Jahre" als Apostel leben.

Ich ließ ihm zwei Viertele Wein auftragen und gab ihm noch einiges Geld zu weiteren Kraftschoppen. Weinselig ging er von dannen. Wenn ihm noch was aus seinem Leben einfällt, kommt er wieder.

Von meinem Fenster herab schaue ich ihm zu, wie er das Haus verläßt. Er spricht im Fortgehen laut vor sich hin: „'s isch halt doch nett uf dere Welt."

Ich, der Pessimist, schloß schnell mein Fenster und schämte mich bei diesem Optimismus eines Sechsundachtzigjährigen.

Als ich gleich darauf, am Dorfkirchhof hin spazieren gehend, in das Tälchen „Ullerst" einbog, noch mit der heitern Lebensphilosophie Valentins beschäftigt, ging eine alte Frau hinter mir drein. Sie grüßte mit dem üblichen Gruße: „Gelobt sei Jesus Christus, Herr Pfarr'." An ihrer Tracht erkannte ich sofort, daß sie aus einem andern Tale gen Westen sei und fragte, ob sie Geschäfte dahüben habe. „Jo," antwortete sie, „i bin uf'm Gottsacker gsi un hab' den arme Xaveri heimg'sucht."

Und nun erzählte sie mir von dem toten Xaveri folgendes:

Der Xaveri war ein braver, fleißiger Bursche, der nachgeborene Sohn eines Bauern droben auf der Breitebene. Er diente als Knecht beim Nachbar seines Vaters, beim Schmalzenbur, neben ihm als Magd die Rosine, der Erzählerin Nichte, ein „schön's, schaffig's, stark's Maidle". Drüben, über dem Berg, unweit der Breitebene, ist sie daheim.

Die Rosine und der Xaveri haben „einander gern". Aber „zum Heiraten können sie nit kommen"; nirgends, weder diesseits noch jenseits des Hessenbergs, ist ein Hof oder eine „Gelegenheit"[1] feil. In hoffnungsloser Liebe schauen der

[1] Gelegenheit nennt das Volk im Kinzigtal in reizender Feinfühligkeit ein Gütchen, das groß genug ist, um eine Familie zu ernähren, also Gelegenheit gibt zum Heiraten.

Xaveri und die Rosine vom Schmalzenhof herab auf Berg und Tal.

Da stirbt drüben am Hessenberg der Bruder der Rosine und in ihm der zukünftige Erbherr ihres väterlichen Hofes. Jetzt wird die Rosine Bürin auf der Heimat, und sie und der Xaveri Mann und Frau.

Nach Jahr und Tag beschenkt die Rosine den Xaveri mit Drillingen, verliert aber über dieser Geburt „all ihr Herzblut“ und „geht aus wie ein Lichtlein ohne Öl“. Man hat in letzter Stunde noch nach dem Pfarrer von Schweighusen geschickt, aber der ist noch nicht den halben Weg am Gaisberg heraufgestiegen, als die Rosine stirbt.

Sie, die Erzählerin, eilt dem Pfarrer entgegen, damit er umkehre und nicht den weiten Weg umsonst mache.

Der Xaveri ist „schwer heimgesucht“, aber er muß seiner drei Kinder wegen wieder ans Heiraten denken. Nach einem halben Jahr geht er über den Berg in seine Heimat. Drunten im Tal, am forellenreichen Salmersbach, wohnt am Helgenwasen ein armer Weber, der hat eine Tochter Karoline, ein „rechtschaffenes, altes Maidle“, das sich schon „einige hundert Mark“ verdient hat.

Sie wird Xaveris Weib und zieht mit ihm hinüber an den Hessenberg. Doch nach wenig Wochen, so erzählt die Alte weiter, „als wir die Erdäpfel hackten am Berg“, wird der Bur „hintersinnig“, fängt an zu seufzen und zu stöhnen, seufzt und stöhnt Tag und Nacht bis in den Winter hinein.

Zwei Tage vor „dem Frauentag vor Weihnachten“[1] verlangt der Xaveri den Pfarrer von Schweighusen. Er will eine kindliche Beicht ablegen und auch die letzte Ölung empfangen.

Der Pfarrer kommt, und der Bur „macht alles, wie's recht ist beim Sterben“. Aber am Frauentagabend, da die „andern“ in der Stube beim Nachtessen sitzen, der Xaveri

[1] Fest Mariä Empfängnis, am 8. Dezember.

aber in der Sterbekammer im Bett liegt, erhebt er sich leise und springt über den Trippel[1] hinter dem Haus und davon.

Die in der Stube hören das Geräusch beim Sprung und merken gleich, daß der Bur fort ist.

Es ist mondhell; eine „klare, kalte Adventsnacht". Die „Wibervölker" eilen erschreckt zu den Nachbarn und melden, „der Xaveri sei fort; er wolle sich gewiß etwas antun". Die „Mannsvölker" aller Höfe ringsum werden alarmiert und die Hunde losgelassen, und wie das wilde Heer stürmt die Schar am Hessenberg hin, über die „Hallen", zur „Gummi" und zum „Kohlwald". Es ruft und schreit und bellt und der Mond „zündet", aber nirgends eine Spur vom Xaveri.

Um Mitternacht kommen die Buren und ihre Knechte heim vom vergeblichen Streifzug.

Am Morgen in aller Früh macht der alte Kury, der Vater der Rosine, sich auf den Weg hinaus ins Kinzigtal und über dieses hinüber in den Harmersbach — zum Hättichsbur auf dem Billersberg. Der ist Sympathiedoktor ersten Ranges, und den will er befragen, wo man den Xaveri finden könnte.

Der Hättichsbur schreitet, befragt, in seine Kammer, schaut, wie einst Josef, der Sohn Jakobs, in Ägypten, wenn er weissagen wollte, in seinen Kelch, in seinen „Bergspiegel" und bringt dem Hessenberger den Orakelspruch klipp und klar: „Der Xaveri ist über den Berg, seiner Heimat zu, aber nicht mehr am Leben."

Da sage mir einer, die Sympathiedoktoren im Kinzigtal wüßten nichts! So war es, wie der Hättichsbur geweissagt.

Zur gleichen Zeit, da der alte Kury den Hessenberg verließ, wollte jenseits desselben der Heizebur auf der Breitebene seinen „Mühleweiher" laufen lassen, damit er ihm das Rad treibe zum Mahlen. Da findet er den toten Xaveri, seines Nachbars Sohn, im Weiher.

---

[1] Hölzerne Galerie (Balkon), wie sie jedes größere Bauernhaus im Kinzigtal hat.

„Des Wasser aber," sagte meine Erzählerin, „het der Xaveri wohl kennt, er het als Bua an dem Weiher oft g'spielet, und dem Weiher zulieb isch er in jener Nacht g'loffe[1] und het den Tod g'sucht."

Welch düstere, schwermütige Poesie in diesem Aufsuchen des Weihers, um da zu sterben, wo der heitere Knabe einst gespielt! —

Den Toten trug man nicht mehr über den Berg hinüber in seine Hütte, sondern brachte ihn ins Vaterhaus und begrub ihn auf dem Kirchhof seiner Heimat Hofstetten. Aus dem Kirchhof, wo es dem „Xaveri eins gebetet", hatte ich das alte Weiblein diesen Morgen herauskommen sehen.

Der Hof des toten Xaveri wird versteigert, die Kinder nehmen Verwandte unweit des Kirchhofs, und die Karoline, das zweite Weib, wird wieder Magd wie zuvor.

Das alles geschah im letzten Winter. Und da es Frühjahr geworden, ist heute die Alte über den Berg gekommen, denn sie hat schon lange ein „Verlangen" gehabt, den Xaveri zu besuchen auf dem Gottesacker und nach seinen Kindern zu sehen. Sie bittet mich, „ihn und die Rosi auch in mein Gebet einzuschließen".

„Der Xaveri isch," so fügte sie bei, „welleweg[2] amme[3] guate Ort. Er isch brav gsi, het gern bätet im Buach und mit dem Mul[4]. Und daß ihm der Kopf so gewichen isch, dafür kann er nichts. J glaub', er isch wieder bi der Rosi, und es goht[5] beide besser als vorher."

Sie weinte bei diesen Worten, wischte mit ihrem roten Taschentuch die alten Augen aus und sprach: „Herr Pfarr', i wär' froh, i wär' au bei ihnen; denn 's isch zum Verbarme, was man uf dere Welt mitmachen muß[6]."

Ich hätte der Alten ihre braune, schwielige Hand küssen

---

[1] gelaufen.

[2] jedenfalls. [3] an einem. [4] Mund. [5] geht.

[6] Sie ging wenige Jahre später der Rosi und dem Xaveri nach in die Ewigkeit.

mögen, so hatte sie mich erfreut und erbaut durch ihre naive, rührende Erzählung.

Wir waren längst nicht mehr gegangen, sondern standen auf dem Weg. Und als ich, seitdem gänzlich von der Erzählerin gefesselt, aufschaute, waren wir vor dem steinernen Kreuz, das der „Wittebur" im Ullerst unweit seines Hofes errichtet hat.

Ich tröstete das Weiblein mit einem Hinweis auf den Gekreuzigten, und aus ihren nassen Augen zuckte es wie Sonnenschein über Tautropfen.

Ehe ich schied, wollt' ich auch wissen, wie sie heiße. Und jetzt zeigte sich das „ewig Weibliche" in dem alten Geschöpf. „I sag' mi Name nit gern, 's isch kei schene. Es heißt kei Wibsbild so am ganze Hesseberg. I heiß' Ursch (Ursula), und man sagt mir nur 's Kury-Franze Ursch."

Ich hatte also eine ledige Dame vor mir und begriff ihre kleine Eitelkeit doppelt. Als ich ihr aber sagte, der Name Ursula sei ein sehr schöner, da strahlte ihr braunes, altes Gesicht wie funkelnder Malvasier.

Die Maisonne hatte uns bisher geleuchtet, aber kühl. Da entlud sich plötzlich ein Schneesturm über unsern Häuptern. Die Ursch öffnete ihr riesiges blaues Regendach, und mich trieb's heimwärts.

Wir reichten uns voll Sympathie die Hände. Sie schritt talaufwärts zu ihres Xaveris Kindern, und ich ging talab, voll von Gedanken.

Das alte Wesen hatte mich entzückt. Ich fragte mich: Wer hat recht, der Valentin, der eben von dir schied, selig, wie ein Kind, und den Spruch tat: „'s isch halt doch nett uf der Welt" — oder die Ursch vom Hessenberg, die tränenden Auges seufzte: „'s isch zum Verbarme, was man mitmachen muß uf dere Welt"?

Ich meine, der Himmel gab eben die Entscheidung der Frage. Er streute nach kühlem Sonnenschein kalte Schneeflocken auf die Blüten und die Fluren der Natur.

So macht er's auch im Menschenleben. —

Ein und ein halbes Jahr später war ein Fest in Freiburg. Die alten Artilleristen Badens gaben sich ein Stelldichein.

Ich wußte, daß der Valentin zweifellos der Älteste sein werde, und hatte ihm lange vor dem Fest das Versprechen abgenommen, es mitzumachen und mit allen andern Artilleristen von Hasle mein Gast zu sein.

Der 8. Oktober 1893 war sein höchster Ehrentag. Als der älteste badische Artillerist wurde er, bekränzt in bekränztem Wagen, begleitet von Reitern, dem langen Zuge voraus durch die ganze Stadt geführt. Überall begrüßten die Leute ihn freudig. Denn die Zeitungen hatten es vorher gebracht, „Valentin, der Nagler", käme als der Älteste zum Feste.

Am Abend sagte er mir strahlend vor Freude und Ehre: „Was würden auch die alten Freiburger sagen und meine Sophie, wenn sie hätte sehen können, wie der Naglergeselle von damals in Freiburg geehrt und im Triumph durch die Stadt geführt wurde? Wer hätte das gedacht!"

„Des isch no keim Nagler passiert," schloß er, „und wird au keim meh passieren." —

Und als er vom Freiburger Tag heimkam, empfingen ihn die von Hasle mit Musik und Böllerschüssen, so sehr freuten sie sich über die Ehrung Valentins in Freiburg.

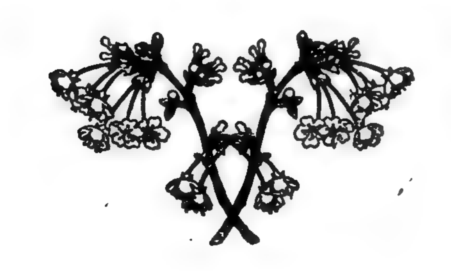
Da er von mir Abschied nahm, meinte er: „Des isch z'viel Ehr gsi für a arme Nagler, des überleb' ich nit lang."

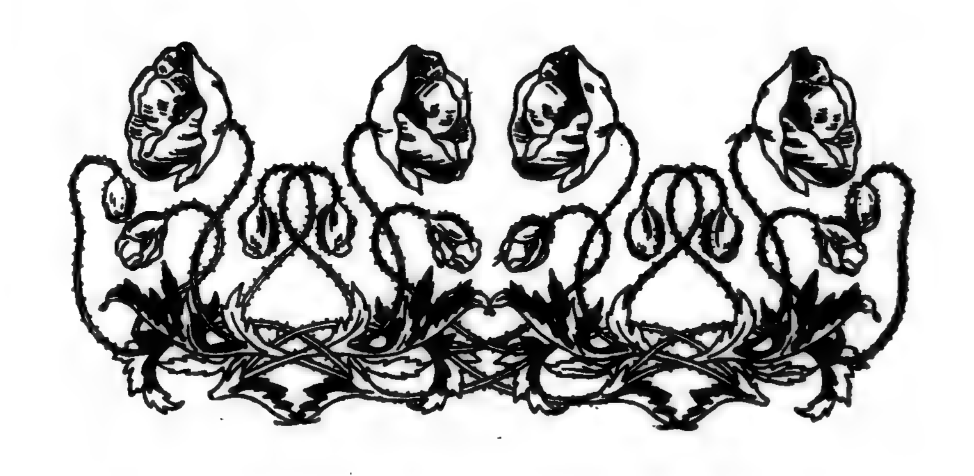
Der Winter kam und ging. Es wurde Frühjahr im folgenden Jahre 1894. Mit den ersten warmen Tagen begann der Alte seine täglichen Wanderungen aufs Ried, die er im vergangenen Winter öfters ausgesetzt hatte.

Durstig kehrte er an einem heißen Apriltage aus dem Walde zum Städtle zurück. Im „Ochsen" trinkt er zwei Viertele Wein. Die löschen aber den Durst nicht völlig, drum nimmt er in der „Kanone" noch das gleiche Quantum Bier mit. Das bekommt ihm schlecht. Er muß ins Bett liegen und sterben, so schwer es ihn auch ankommt.

Als die Nachricht von seinem Tode zu mir kam, war ich selbst ein lebensmüder, kranker Mann, sonst hätte ich ihn begraben helfen, den Märtyrer von Hasle.

Am Tage aber, da sie ihn begruben, ging ein Wehen durch seine Tannen auf dem Ried, gleich einem Klagelied um Valentin, den Nagler, der seinen Wald geliebt hatte, wie ein Vater seine Kinder und der nebenbei ein kreuzbraver, allzeit unverdrossener Märtyrer dieses irdischen Daseins gewesen ist. —





Valentins Zunftgenossen.

1.

Die engeren Zunftgenossen des Meisters Valentin, die Nagler, welche in meiner Kindes- und Knabenzeit neben ihm ihr Wesen trieben, verdienen es alle, unter die „wilden Kirschen" gerechnet zu werden. Es waren der Nagler-Wendel, der Nagler-Bührer, der Hie-Verreck, Norbert der Bur und der Nagile-Karle, welch letztern wir aber weiter unten bei den Sympathiedoktoren abhandeln.

Altmeister war Wendel Armbruster, der schmälste, spitzigste und kleinste der Zunft, aber auch der schärfste und giftigste. Da er in mein Bewußtsein trat, war er schon ein älterer Mann, der oft an unserm Haus vorbeiging, eine Kappe mit großem Lederschild auf dem spitzigen Haupte, bartloses Gesicht, beide Hände in den Hosentaschen und weder rechts noch links nach jemanden umschauend. Man ließ ihn gern „unbeschrien", wenn er so in seine Reben ging am Herrenberg, weil er sonst gerne beißende Redensarten zum besten gab und vom Komplimentenmachen kein Freund war. Selbst mein Vater, ein jüngerer Kriegskamerad von ihm aus Friedenszeiten, redete ihn selten an.

Mein Vater erzählte mir einmal, wie er anno 1824 mit dem Wendel, der als Veteran an einer militärischen Übung teilgenommen hatte, während des Becke-Peters Philipp in „großen Urlaub" heimzog, von Rastatt aus Hasle zumarschiert sei. In jenen eisenbahnlosen Zeiten wurden die Soldaten auf ihren Hin- und Hermärschen zu und von der Garnison an bestimmten Stationen einquartiert. So sei er auch mit dem Wendel in Önsbach bei Achern bei einem Bauer ins Nachtquartier gekommen. Die Bäuerin habe ihnen „Strüwle" gebacken, das feinste Mehl- und Schmalzpräparat einer Bauernküche in Alemannien. Der Wendel aber, der die spöttischsten Stichreden allezeit geführt, reizte die Bäuerin so, daß sie die Strüwle den Soldaten wieder vom Tisch wegnahm und damit in die Küche eilte. Hier konnte der Grenadier Philipp noch einige verspeisen, der Füsilier Wendel aber bekam nur Suppe, womit er sich bequemte, da ihm seine Sticheleien mehr galten als Essen und Trinken.

Seine Parole war und blieb bis an sein Ende: möglichst wenig essen und nichts trinken als Milch und Wasser. Als ich ihm, dem Vierundachtzigjährigen, nachdem er mir aus seinem Leben erzählt, Geld zu Wein offerierte, schlug's der arme Mann rundweg ab, weil er nie etwas Geistiges trinke. An witzigen und boshaften Rednern hat's den Haslachern nie gefehlt, aber einer, der weder Wein noch Bier trinkt, ist eine Seltenheit bei ihnen, die nicht jedes Jahrhundert zweimal vorkommt. Der Nagler-Wendel war im 19. Jahrhundert jedenfalls der einzige.

Geboren im Jahre 1794, sah er noch den Landsturm sich erheben gegen die französische Republik, als Jourdan im Frühjahr 1798 über den Schwarzwald den Österreichern entgegenmarschierte. Er erinnerte sich noch, daß damals drei Haslacher tot heimgeführt wurden das Tal herauf, und daß in seinem Geburtsjahr ein Giftmischer aus dem Dorfe Bollenbach als der letzte auf dem Galgenbühl unterhalb des Städt-

chens hingerichtet worden sei, hatte er sich ebenfalls wohl gemerkt.

Als im Jahre 1809 Napoleon mit großer Heeresmacht gegen Österreich zog, erlebte es der Wendel, daß eines Tages von früh morgens bis 1 Uhr mittags nichts als französische Pulverwägen durchs Städtle zogen. Bei diesem kolossalen Heeresdurchzug, wo zwei Tage und zwei Nächte lang „Tripp-Trapp" lauter Franzosen durchmarschierten, leistete, wie er mir selbst noch erzählte, der fünfzehnjährige Wendel meinem Großvater, dem Becke-Peter, einen wichtigen Dienst.

Die Bäcker des Städtchens hielten unterm Rathaus ihr Brot feil, wie heute noch alltäglich; aber Mädchen, wie es üblich war, konnte man aus „militärischen Gründen" bei diesem „Franzosen-Rumpel" nicht als Verkäuferinnen hinsetzen. Der „kleine Beckle", ein Kollege meines Großvaters, beorderte nun den Wendel als Brotverkäufer und der Becke-Peter seinen Schwager, den „Jokele". Der war, wie man im Kinzigtal sagt, ein „Knadehle", körperlich und geistig ziemlich verkrüppelt, und stotterte. Da machte der Wendel dem Jokele während des Franzosen-Rumpels unter dem Rathaus den Dolmetsch und Kassierer, weil dieser das Geld nicht kannte, das deutsche so wenig als das französische.

Zum Dank gab der Becke-Peter dem Wendel einen Fünflivrestaler.

Bald darauf, im gleichen Kriegsjahr, mußte Wendel mit dem Pferde seines älteren Bruders, der Metzger war, militärischen Vorspann leisten das Tal hinab. Noch lag die Nacht über dem Städtchen Gengenbach, als er mit seinem Fuhrwerk früh am Morgen dort anlangte. Aus einer Nagelschmiede fiel der Schein der Esse so magisch auf die Landstraße und in das Herz des jungen Haslachers, daß er, eben an dem Scheideweg seines Berufs, beschloß, ein Nagler werden zu wollen. Es hatte ihn somit buchstäblich die Poesie des Handwerks angezogen, und beim gleichen Meister, dessen

glühende Kohlen ihn so mächtig ergriffen hatten, machte der Wendel seine Lehre.

Am Samstagabend ging er während seiner Lehrzeit jeweils zu Fuß die vier Stunden Wegs das Tal hinauf, um den Sonntag in der Heimat verbringen zu können. Es war keine Stunde der Nacht, in der er nicht hinaufgezogen wäre, bald allein, bald mit den Fuhrleuten von Hasle, die vom Offenburger Wochenmarkt heimfuhren. An zwei Punkten dieses Weges war es aber damals nicht „geheuer": am Marterberg bei Steinach und an der Täfele-Eich bei Hasle. Pudelhunde, Männer ohne Köpfe, alte Weiber waren dort bisweilen von nächtlichen Wanderern gesehen worden. Die Fuhrleute verstummten deshalb in ihren „Blachenwägen", so oft sie an diesen Gespensterstationen vorbeifuhren, und machten das Kreuzzeichen; der Wendel aber, der frühzeitig ein freches Maul hatte, spottete.

Einstmals, in der Fastenzeit, gen Mitternacht, schritt unser Wendel allein von Gengenbach her der Täfele-Eich zu. Es war dies eine uralte Eiche, an der ein Täfelchen von einem Unglücksfall berichtete; daher ihr Name. Sie stand nicht mehr zu meiner Kindeszeit, aber ihren Namen hörte ich gar oft noch nennen als den einer Stätte, wo es bis zur Stunde nicht geheuer sei.

Als der Wendel diesmal der Eiche sich nähert, steht im hellen Mondschein ein steinaltes Weiblein bei derselben und schaut in die „alte Kinzig", ein sumpfiges Altwasser, sinnend hinab. „Was stohsch du no do um dia Zitt, Alte?" spottet kühn der junge Nagler. Da wendet sich das angerufene Wesen um und deutet stumm mit glühenden Augen hinüber gegen den Berg, wo über dem Galgenbühl die Tannen flüstern im Nachtwind.

Jetzt überfällt den Wendel ein „Gruseln", und er springt, von Angst gepeitscht, dem Städtchen zu. Als er am Kirchhof vorbeijagt, schlägt's eben Mitternacht auf der Stadtuhr. Am andern Morgen noch liegt der Spötter vom Fieber geschüttelt

auf seinem Lager, und nie mehr ging der Wendel fortan mitternächtlich an der Täfele-Eich vorüber.

Fast siebzig Jahre später, als er mir mit seinem Leben auch von der Begegnung bei der Täfele-Eich erzählte, kam er noch in Aufregung und zog, was er sonst nie tat, wenn er ging oder sprach, die Hände aus den Hosentaschen. Als ich aber die Existenz des Geistes an der Eiche bezweifeln wollte, wurde er hitzig, nahm seine Kappe und wollte von dannen mit den Worten: „Wenn Sie glauben, ich lüge Sie an, so brauchen Sie mich nicht. B'hüt Gott!"

Nur die Versicherung meines Glaubens an die Alte bei der Täfele-Eich bestimmte ihn, länger zu bleiben. —

Auf die Wanderschaft zog Wendel zu gleicher Zeit, da Napoleon seine Heerscharen nach Rußland führte, im Sommer des Jahres 1812. Und während die Russen dem großen Kaiser die ersten Nägel in den Sarg seiner Herrlichkeit schlugen, nagelte der Wendel in Alt-Breisach. Und als die Zeiten kriegerischer wurden am Rhein herauf, da wanderte unser Haslacher der Schweiz zu, nach dem bekannten Sprichwort: „Weit vom Schuß gibt alte Soldaten." Das Soldatwerden aber stand jetzt dem bald Zwanzigjährigen nahe; denn die Konskription streckte damals eben ihre ersten Gewaltarme nach der Jugend des Vaterlandes aus.

In der Schweiz hielt sich der Fürchteblei mäuschenstill, gab drei Jahre lang keine Nachricht und hämmerte unverdrossen in der Republik. So kam es, daß seine Schulkameraden, der Seifekarle, der Lichterläufer und Wunibald, der Schmied, vor Straßburg lagen und sein intimer Freund, „des Häberlebure Dicker", bei dieser Festung den Heldentod starb, während der Wendel die Schwyzer mit Nägeln versorgte. Erst als die Zeiten friedlicher geworden, lenkte er seine Schritte dem Elsaß und Straßburg zu, denn er wollte wenigstens sehen, wo seine Kameraden gestritten und geblutet hätten.

Daß er als „Refrakteur" galt in der Heimat und später bei seiner Rückkehr mit dreifacher Dienstzeit gestraft wurde,

genierte ihn nicht sehr; denn, so kalkulierte er ziemlich richtig, sicherer sechs Jahre Soldat im Frieden als zwei Jahre im Krieg.

Von Straßburg weg bekam er Arbeit in Mutzig, und hier ging sein Leiden an. Der Meister glühte sein Eisen mit Steinkohlen, und unserm Wendel waren Geruch und Hitze dieses Materials so unerträglich, daß er nach wenigen Tagen davonlief, Lothringen zu. Hier kam er vom Regen in die Traufe, überall Steinkohlen und überall Mangel an Naglergesellen. Die Meister liefen dem flüchtigen Gesellen oft nach, der mit wahrer Panik aus den Nagelschmieden stürzte, sobald er Steinkohlen bemerkte. Die Steinkohlen brachten ihn zur Verzweiflung; er eilte schließlich dem Kinzigtal und der Heimat zu und dachte, lieber in den Krieg als in eine Steinkohlenschmiede.

All sein Lebtag aber blieb er ein geschworener Feind der Steinkohlen. Ihnen schrieb er alles Unglück für den Kleinhandwerker zu. Ohne sie, meinte er, gäbe es keine Fabriken. Ihr Geruch töte Menschen und Vieh, er sei ein langsames Gift. Der Steinkohlendampf habe auch die Kartoffeln vergiftet. Die Eisenbahn nannte er nur „das Malefiz-Steinkohlenfuhrwerk" und fuhr nie auf einer solchen, nur der Kohlen wegen.

Ich hab' ihn in den letzten Jahren vor seinem Tod mehr als einmal getroffen an der Barriere am Kinzigweg zu Hasle, wenn er grimmig den Bahnzug daherbrausen sah und Flüche über die Steinkohlen in sich hineinmurmelte.

Im Jahre 1818 erst wurde Wendel Soldat und mußte vorübergehend bis 1826 dienen beim zweiten Infanterieregiment Markgraf Leopold und unter einem Hauptmann Sachs. Von dieser Zeit erzählte er mir nichts, außer daß er die obige Episode mit meinem Vater bestätigte. Nur das eine meinte er noch, beim Militär habe er den „Humor" verloren. Natürlich; überall läßt sich für ein „böses Haslachermaul" besser wohnen als bei den Soldaten.

Vom Waffendienst frei, hielt der Nagler Hochzeit in der Sonne. Und von da ab besuchte er kein Wirtshaus mehr: die größte Heldentat eines Haslachers, seitdem die Kinzig am Städtchen vorüberzieht. Es begannen aber auch seine Eigentümlichkeiten sich breitzumachen. Schon vor seiner Verheiratung hatte er sich gegen die „Zunft" empört und das Machen eines Meisterstücks verweigert unter Berufung auf seine Militärzeit, seine lange Wanderschaft in der Republik und im Steinkohlenrevier. So zerfiel er als Jungmeister schon mit seinen Kollegen, die er stets verachtete.

Bald kam er auch mit dem Stadtrat in helle Fehde. Dieser pflegte aus den neuangehenden Bürgern und Halbbürgern die Kirchenvögte, d. i. die Aufseher beim Gottesdienst über „Maidle und Bube", „Gesellen und Lehrjungen", zu wählen. Als die Wahl auch den Nagler-Wendel traf, verweigerte er den Gehorsam gegen das Ortsstatut. Er gehe in die Kirche, um zu beten, nicht um Buben und Maidle zu hüten.

Er wird beim Amtmann verklagt und vorgeladen. Wendel erscheint, tritt, seine große Schildkappe auf dem Haupt, in die Amtsstube und nimmt hier erst langsam seine Kopfbedeckung ab. „Das nächstemal die Kappe vor der Tür herunter!" sprach der Amtmann. „Herr Amtmann," entgegnete der Wendel feierlich, „ich ziehe meine Kappe vor Ihnen ab und nicht vor der Tür."

Auf Vorhalt seiner Renitenz gegen die Stadtbehörde benutzte der Wendel ganz schlau seine militärische Erfahrung in Friedenszeiten. „Herr Amtmann," so begann er seine Verteidigung, „ich bin ein alter Soldat und weiß vom Soldatenstand zu erzählen. Wenn wir Soldaten in die Bernharduskirche zu Rastatt kommandiert wurden, so standen hinter uns die Offiziere, und da war Ruhe im Glied, solange der Gottesdienst dauerte. In Haslach da stehen die Ratsherren und die Beamten vorn in der Kirche und die bösen Buben hintendran. Die Herren sollen's nur machen wie die Offiziere,

dann braucht man keinen armen Nagler, nach dem die Buben doch nichts fragen, zum Kirchenvogt."

Ohne Urteil wurde Wendel entlassen, und nun begann seine Agitation gegen die Kirchenvogtei. Wie Sokrates einst durch die Straßen von Athen ging und den nächsten besten anredete und belehrte, so wandelte Wendel, der kein Wirtshaus besuchte, die Hände in den Hosentaschen, mit seiner großen Kappe, deren Schild einem ganzen heutigen Studentenkorps die Mützenschilde liefern würde, durch die Gassen des Städtchens und predigte gegen den Mißbrauch der Jungbürger zu Kirchenvögten.

Während der „große Weber Kaiser" seine Staatsreden gegen die Patrizier über Feld und Wald in den Wirtshäusern und unter den Hallen des Rathauses vor versammeltem Volke hielt, bearbeitete Wendel den einzelnen Mann wegen des Kirchendienstes auf der Straße, bis schließlich der Stadtrat besoldete Kirchenvögte, meist arme Bürger, anstellte.

Eine Hauptforce legte er bei seiner Agitation in witzige, bissige Stichreden und Spitznamen. So nannte er das Ratskollegium „den Senat von Madrid" und die Senatoren, welche damals noch in langen schwarzen Mänteln im „Ratsstüble" saßen, „Hohlkrähen". Dem Amtmann Michael Wölfle, dem Sohn eines Sägemüllers im benachbarten Welschensteinachertal, gab er den Namen „Säger-Michele", und dessen Frau, die oft im Garten im Kraut und Spinat tätig war, hieß er die „Spinatwachtel".

Die Zeit, welche er seiner parlamentarischen Tätigkeit opferte, brachte der Wendel reichlich ein. Er schlief nie mehr wie drei Stunden. Und um Mitternacht, wenn unweit von ihm in der „vordern Gasse" der Nagler Valentin sein Hämmern einstellte, begann der Wendel dasselbe und nagelte unverdrossen bis in den lichten, hellen Tag hinein. An Unterhaltung fehlte es ihm auch nachts nicht. Sein Nachbar, der „Bureschnider", war Nachtwächter, und wenn der eine Stunde angesungen hatte, besuchte er in der Zwischenzeit den Wendel,

und da wurden dann neben dem Nageln her die Großtaten der Hintersassen von Kinzig-Athen besprochen und die Aristokraten mit Hohn und Spott übergossen.

Gar oft aber lauschten der Bureschnider und der Wendel nach Mitternacht dem Gesang eines zweiten Nachbars. Das war der „kleine Beckle", ein altes, winziges Bäckermeisterlein, das ich noch gar wohl gekannt habe. Er ging allabendlich, wie man sagt, „mit den Hühnern" zu Bette und hatte um Mitternacht ausgeschlafen. Da fing er dann regelmäßig mit seinem Weib die lateinische Vesper zu singen an, welche beide vom jahrelangen Singen in der Kirche auswendig konnten wie 's Vaterunser. Noch als ich Volksschüler war, sang der kleine Mann mit seinem Ehegespons die nächtliche Vesper hellauf. War die Vesper aus, so ließen sie noch irgend ein altes deutsches Dreikönigslied ertönen oder auch ein Lied aus der Jugendzeit.

Ist das nicht Volkspoesie? In einer vom Kohlenfeuer magisch erhellten Schmiede der Nagler und der Nachtwächter, draußen dunkle Mitternacht, nebenan zwei greise Menschenkinder, die singen, singen, bis der neue Tag hereinschaut und zwei alte Menschen bescheint mit jungen Herzen.

Ich war noch ein Knabe von kaum zwölf Jahren, da mußte ich eines Abends im Frühjahr einen Sohn des kleinen Beckle auf meines Vaters Acker ins „Sandhasenhalde" unter dem Urwald begleiten. Er hieß Augustin und galt als der beste Baumsetzer, drum sollte er meinem Vater vier Bäume auf jenen Acker pflanzen. Augustin trug die Bäume und ich die Hacke. Auf dem Rückweg, es war schon dunkle Nacht, erzählte mir der Augustin, ein stiller Mensch, vom Singen seiner alten Eltern in der Nacht, und wie er ihnen manchmal zuhöre und dann weinen müsse, so greife es ihn an. Er selbst könne nicht singen, und es sei ihm auch nicht darum, sondern immer „schwer im Herzen". Bald darauf haben sie den Augustin begraben. Er verunglückte tötlich beim Abbruch eines alten Hauses. Die Bäume aber, die wir gepflanzt,

stehen heute noch und erinnern mich, so oft ich sie sehe, an den stillen Augustin.

Sonst vererbt sich so etwas, wie Singen und Pfeifen, gerne. Mein Vater hat mir oft erzählt, daß seine Mutter den ganzen Tag über in der Küche und am Spinnrad gesungen und der Vater Becke-Peter gepfiffen habe. Mein Vater erbte bloß das Pfeifen, und ich beides. Heute noch wird „zwischenhinein“ tagtäglich von mir altem Burschen bei der Arbeit im Studierzimmer bald gesungen, bald gepfiffen. —

Wenn der Bureschnider und der Wendel im besten Reden waren, da streckte manchmal der andere Nachtwächter, der „Hafte-Alise“, den Kopf zur Schmiede herein. Es war am andern Ende des Städtchens irgend etwas vorgefallen, und der Alise wollte den Kollegen holen. Und er wußte, wo er ihn fand: entweder beim Wendel in der Nagelschmiede im „Diskurs“ oder beim alten Schwarzbeck in der Backstube bei einem Schnäpschen.

Ich schwärme, wie ich schon in dem Buch „Aus meiner Jugendzeit“ gesagt habe, für die Zeit der Nachtwächter. Sie war eine Zeit ebenso reich an Poesie, wie wohltätig in ihrer Praxis, vorab in den kleinen Landstädtchen und auf den Dörfern. In Hasle war das Hauptquartier der Nachtwache im „Narrenhüsle“, der Wachkommandant der jeweilige Polizeidiener, und die Mannschaft bestand jeden Abend aus vier Nachtwächtern, in der Regel arme, ältere Bürger, von denen zwei abwechselnd im Wachlokal blieben und zwei den äußern Dienst versahen. Zu der Zeit, in welcher der Wendel blühte, in den dreißiger Jahren, war der Chef der Schnider-Miehle, und der Hafte-Alise nebst dem Bureschnider bildeten die Auslese unter den „Scharwächtern“.

Wurde nun in der Nacht jemand krank, so sprang man dem Narrenhüsle zu und holte den Schnider-Miehle, denn der verstand sich auf Sympathie. Sollte irgendwo eine Kuh „kälbern“ und es ging schwer her, so wurde vom Hausvater und Kuhbesitzer ein Nachtwächter als Assistent geholt. Saß

irgendwo im „Kreuz“ oder in der „Sonne“ eine kleine Gesellschaft und wollte ungestört vom bezirksamtlichen Gardisten weiterkneipen, so stellte sie als Sauvegarde für einen Schoppen einen Nachtwächter vors Haus. Wurde in einer der hinteren Gassen das Weib vom betrunkenen Manne geprügelt, so schrie sie zum Fenster hinaus. Die Wächter kamen und führten den tollen Ehemann ins Narrenhüsle bis zum kommenden Morgen. Es kam vor, daß Mann und Frau, weil keines Meister wurde, in der Nacht miteinander zum Narrenhüsle stürzten und Hilfe begehrten. Da sperrten die zarten Nachtkavaliere in der Regel den Mann ein und begleiteten mit ihren Spießen die Dame nach Haus.

Zu meiner Knabenzeit war der Kommandeur der Scharwächter der „Stumperle“, ein kleines, stets in feiner Uniform und mit mächtigem Polizeidienerschnurrbart einherschreitendes Männchen. Es hatte ihm, als Knaben, einst ein Bauer im benachbarten Dörfchen Schnellingen, dem er an seine Kirschen gegangen war, erbarmungslos drei Finger von der Hand geschnitten. Er bekam davon den bleibenden Namen „Stumperle“ und der grausame Bauer den des „Fingerstutzerle“.

Ich habe den grausamen alten Schnellinger noch wohl gekannt, und um den armen Stumperle zu rächen, der ja nur getan hatte, was wir alle taten, verfolgten wir den Fingerstutzerle, so oft er sich im Städtchen sehen ließ, wie die Schwalben einen Raubvogel, und riefen ihm in einem Atem zu: „Fingerstutzerle, Fingerstutzerle!“ bis er über der Kinzigbrücke verschwunden war. —

Um zehn Uhr des Abends die Lumpenglocke zu läuten, war das Amt des Polizeidieners. Da der Stumperle aber nicht läuten konnte mit beiden Händen, so besorgten zu seiner Ädilenzeit die Nachtwächter dieses Geschäft.

Wenn nun die älteren jungen Männer, zu meiner Knabenzeit vorab des „Dirholden Xaver“, des „Kraften Schwarzer“ und des „Storzen Baptist“, welche die jeunesse

dorée von Haslach bildeten, gerne irgendwo sitzen blieben, auch nach der Polizeistunde, so stiegen sie abends auf den Kirchturm, zogen die sämtlichen Seile der Glocken hinauf und banden sie los. Kam nun nach zehn Uhr der Stumperle, der zudem noch fast ganz taub war, um Feierabend zu bieten, so schrien sie ihm zu, die Lumpenglocke habe ja noch gar nicht geläutet, er solle seine Nachtwächter besser in Ordnung halten! Jetzt rannte der gute Stumperle auf die Wachtstube, wo die Wächter ausgeflogen waren, dann unter den Glockenturm, wo sie ratlos standen, weil sie läuten wollten, aber nicht konnten. Die zwei Gendarmen des Orts waren nachts meist draußen in Berg und Tal, und so war im Städtchen „Freinacht".

Die genannten drei Haslacher Gutedel, und ihnen nach die erwachsene Jugend bis in die neuere Zeit, trieben manchen Schabernack mit den Scharwächtern, besonders mit denen, die gerne schliefen. Der alte Herre-Jochem, der Schneider Österle, der Hafte-Alise, der Schille-Lorenz, letzterer aber nur an Markttagen, wenn er den ganzen Tag Fruchtsäcke getragen und Schoppen getrunken hatte, galten als Schläfer. Wenn die Jugend am Wachthäuschen vorbeiging und die Wächter schliefen, schlich sich einer hinein und löschte das Licht. Dann band man von außen die Türe fest, so daß sie nicht mehr von innen geöffnet werden konnte, und jetzt rief die ganze Bande draußen: „Fürio! Fürio!"

Die Schlaftrunkenen stürzten der Türe zu, und eingeschlossen waren sie. Draußen aber erscholl ein Spottgelächter durch die Nacht hin von den abziehenden tollen Jungen. Es kam, besonders zur Zeit der Weinernte am Herrenberg, vor, daß die Wächter an Sonn- oder Montagabenden auf ihrer Pritsche, auf welcher sie einen breiten Strohsack hatten, derart schliefen, daß die mutwilligen Nachtvögel die Türe aus den Angeln hoben und sie auf die Schläfer legten. Darauf nahmen sie die Krautköpfe, welche die Breisgauer Bauern im Spätjahr am Sonntagabend auf dem benach-

barten Marktplatz aufgesetzt und den Wächtern zum Bewachen übergeben hatten, und warfen sie zum Fenster hinein, bis die Schläfer zu sich kamen.

Übrigens stellten unsere alten Nachtwächter in Zeiten der Gefahr doch auch ihren Mann. Wenn nachts die Waldhüter dahersprengten mit der Meldung, die Mühlenbacher Bauern hätten im Stadtwald eine Spanbuche[1] geholt, da rückten die Scharwächter mit den Forstleuten alsbald aus. Sie verlegten den Bauern in des Waldes düstern Gründen den Weg, den diese mit der Buche ihren einsamen Gehöften zu zogen, und schlugen oft eine förmliche Schlacht, in der die „Haslemer" in der Regel die Schläge bekamen; aber alles pro patria. —

Zu meiner Knabenzeit war der Schille-Lorenz sonder Zweifel der genialste seiner Kollegen. Eine breitstämmige, gedrungene Gestalt mit einem glatten Faunsgesicht, spielte er bei seinem Amte als Nachtwächter zugleich eine Art Pasquino und nahm in seine Wächterrufe auf, was man sonst auf nächtlich angeschlagene Pasquille setzt.

Bald klangen seine Couplets, die er bei den obligaten Wächterrufen einlegte, mahnend, bald warnend, bald spottend. So z. B. wußte er aus eigener Beobachtung, daß das Weib des in meinen Jugenderinnerungen erwähnten „Kappenmurers" zur Sommerszeit sehr gerne Kukumern (Gurken) holte in den Gärten ihrer vorstädtischen Nachbarschaft. Drum sang der Lorenz in einer schönen Sommernacht durchs Städtle hin:

Höret, was ich euch will sage,
Die Glock' hat elfe g'schlage!
Bewahret Feuer un Liecht
Un daß de Kukumre nix g'schiecht!
's isch der Kappemurere nit z'früeh un nit z'spot,
Wenn sie uff ihre Nachthände goht.

[1] Die ganz glatten Buchen nannte man Spanbuchen. Aus ihnen schnitten die Bauern die Späne, mit denen sie bis vor wenig Jahrzehnten allgemein im Winter ihre Stuben beleuchteten.

Als er dies Couplet auch vor dem Hause der nächtlichen Gärtnerin sang, wachte sie auf und sprach zu ihrem Kappenmurer: „Xaveri, stand uff,'s treibt einer Schindluderlebe mit uns!" Der Xaveri erhob sich, öffnete das Fenster und rief in Hochdeutsch — denn er war einmal einen halben Tag in der Fremde gewesen —: „Kerl, mach', daß du fortkommst, sonst schieß' ich dich zu lauter Mörtel!" Laut auf lachte der Faun aus der Dunkelheit und schlich davon.

Ein andermal hatte der Lorenz bei seinem nächtlichen Wächtergang beobachtet, wie sein Nachbar, der Wagner Uhl, mit seinem Gesellen eine Rusche aus dem Wald heimschleppte. Eine Stunde später rief's in der Vorstadt:

Höret, was ich euch will sage,
Die Glock' het zwei geschlage,
Wohl über die zwei,
Ehe sinn sie vorbei!
Sie henn an Ruschbaum trage,
I will's aber nieme sage.

Der Schille-Lorenz war der witzigste Nachtwächter und der Bureschnider, der Freund Wendels, der beste Sänger unter ihnen. Wenn er sang, so horchte alles auf, was nicht im tiefen Schlafe lag, und lange noch nach seinem Tod sprach man von seiner schönen nächtlichen Stimme. —

Hatte der Bureschnider zur Sommerszeit um drei Uhr den Tag angerufen, so hörten der kleine Beckle und sein Weib zu singen auf, der Wendel aber hämmerte unverdrossen weiter, bis gegen sechs Uhr die Lehrbuben und sein Sohn Xaver von der Morgensupp die Stiege herunterkamen und den Meister und Vater ablösten.

Zu der Zeit, da der Xaveri seinem Vater half, wurde ich in Wendels Haus bekannt. Der Xaveri, ein schwarzer, kleinäugiger, verschmitzter Bursche, war der Haupt-Tauben-Faktor im Städtle und übertraf im Fang und Handel den Nagler Valentin um einige Pferdelängen. Er verstand auch

das Färben der Tauben und hat mir mehr als einmal am Abend das gleiche Paar in anderer Farbe wieder verkauft, das er am Morgen von mir billig eingehandelt hatte.

War's Regenwetter, so erschien Vater Wendel nach der Suppe wieder und hämmerte mit seinem Sohne weiter. In diesen Stunden geschah es, daß wir Buben auf dem Weg zur Schule bisweilen unter dem Fenster erschienen und dem Xaveri spottend zuriefen:

Nägilespitz, Nägilespitz
Macht sieben Nägile in einer Hitz.

Obwohl das ein Kompliment war, sieben Nägel vom glühenden Eisen herunterzuhämmern, ehe dasselbe wieder in der Esse erhitzt werden mußte, so wurde der Xaveri doch teufelswild und auch der Alte. Während der Sohn aber unklug genug war, uns mit dem glühenden Eisen und dem Hammer vergeblich nachzuspringen, begnügte sich der Vater, jeweils wortlos rasch rechts und links auszuspucken und fortzuhämmern. Das Spucken war Symptom seines inneren Zornes, aber dabei schwieg der sonst so redefertige Wendel absolut. Sein Wahlspruch war: „Mit großen Herren und kleinen Buben muß man nichts anfangen, man kommt immer zu kurz."

In politisch aufgeregten Zeiten oder wenn im Frühjahr und im Sommer die Sonne das Tal beleuchtete, da begann der Wendel am Morgen nach der Ablösung seine Wanderung ins Freie oder er politisierte auf der Straße. In den Kämpfen zwischen Plebejern und Patriziern war von den letzteren keiner sicher vor der giftigen Zunge des proletarischen Naglers, wenn er diesem in den Weg lief. Und in der Revolutionszeit anno 48 und 49, da benutzte er die junge Freiheit lediglich, um mißliebigen Leuten „die Wahrheit zu sagen". Er kämpfte nicht mit Waffen und nicht mit Reden in Volksversammlungen; auf der Straße nahm er den Einzelnen aufs Korn

und stach ihn im Namen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit mit seiner spitzigen Zunge.

Und er war gefürchtet, der Wendel, wie Samson von den Philistern. Niemand hatte gern mit ihm zu tun, und jedermann wich ihm aus, weil keiner seine Stichelreden liebte. Wendel war eine Art „öffentlichen Gewissens", und da die Menschen dem Gewissen überhaupt gerne aus dem Weg gehen, so mieden sie auch den rücksichtslosen Nagler.

Von einem Falle seiner Zungenjustiz während der Revolutionsjahre 48 und 49 war ich als Knabe Zeuge. Am rechten Kinzigufer liegt auf lieblicher Höhe das kleine Pfarrdorf Weiler, einst Sitz der Ritter von Ramstein. Pfarrherr war zu meiner Knabenzeit ein älterer, kleiner, würdig aussehender, aber blatternnarbiger Herr, Michael Armbruster, gebürtig aus Wolfach. Jede Woche wanderte er ein oder das andere Mal von der Kinzig her ins Städtchen, um bei unserm Dekan Gesellschaft zu suchen.

In Hasle war er allgemein bekannt unter dem Namen „der Michele von Willer" oder der Zwetschgen-Michele, weil er sehr eifrig das Anpflanzen von Zwetschgenbäumen betrieb und es vernünftigerweise allgemein empfahl. In seiner Gemeinde aber, wo er schon mehr als ein Vierteljahrhundert wirkte, war er sehr beliebt und verehrt.

Ein Landpfarrer, ich kenne das aus eigener Erfahrung, nimmt's in vielen Dingen nicht so genau und standesgemäß. Er arbeitet in seinem Garten, wandelt im Schlafrock vor seinem Häuschen hin und her, sticht im Keller die Fässer an und repariert auf seiner Bühne am Taubenschlag oder im Hof am Hühnerhaus, ohne daß die Bauern darin etwas finden. Im Gegenteil, es freut sie, und sie nennen ihren Pfarrer einen „gemeinen Mann", welche Redensart ein aufrichtiges Kompliment ist.

Ähnlich verfuhr auch der Michele von Willer. Während aber unsereiner in dieser Hinsicht seine Hauptaufmerksamkeit den Tauben und Hühnern schenkte, pflegte der Michele ganz

besonders seinen Keller, wo die alten und neuen Talweine, die Bermersbacher und Herrenberger, lagen. Er hatte ein winziges Einkommen, war ein sparsamer und nüchterner Mann, aber, und das lob' ich an ihm, einen guten Tropfen hielt er sich in seinem Keller. Und in diesen Keller ließ er niemanden, jahraus jahrein, als sich selber. Er nahm im Herbst die Bütte auf den Rücken, trug den Wein in seine Fässer, ließ sie im Frühjahr selber ab und hantierte als vollendeter Küfermeister. Niemand nahm daran Ärgernis, bis eines Tages der Nagler-Wendel von Hasle das „Eschbacher" Tälchen hineinwanderte und vor dem Pfarrhaus den Michele sah mit der Weinbütte auf dem Rücken, hemdärmelig und in kurzen Kniehosen.

Das schrieb ihm der Sokrates-Nagler aufs Kerbholz. Einige Wochen später, wir Buben spielten eben Ball am städtischen Waschhaus, da zieht der Pfarrer von Weiler an uns vorüber auf dem Weg ins Städtchen, und der Wendel wandelt auch daher auf seinem Gang in seine Reben drüben über der Kinzig.

Langsam stellt er sich vor den geistlichen Herrn hin, beide Hände in den Taschen und seine Riesenkappe auf dem Haupt, und spricht: „Herr Pfarrer, unser Herrgott hat Euch schon einmal gestraft und der Teufel Euch seinen Erbsensack ins Gesicht geschlagen [1]. Wenn Ihr nicht aufhört, mit der Weinbütte vor dem Pfarrhause zu hantieren, so kann noch was kommen!" Sprach's und ging langsam weiter. Der Pfarrer schwieg und ließ fortan zur Herbstzeit den Wein vom Sakristan in den Keller tragen. Im Keller selbst aber blieb er der alte. —

Als die Revolution vorüber war und man überall auf die Rädelsführer fahndete, wurde auch der Wendel in Untersuchung genommen und wegen seiner bösen Reden, mit denen er auch die alte Regierung wohl bedacht hatte, zu einigen Monaten

[1] Boshafte Anspielung auf die Blattern, die der Pfarrer gehabt hatte und deren Spuren in seinem Gesichte zu lesen waren.

„Kasematten" in Rastatt verurteilt. Hier mußte er schweigen und Karren schieben. Er war, heimgekehrt, fortan stiller.

Am liebsten weilte der scharfzüngige Nagler in freien Stunden in seinen Reben am Herrenberg. Dahin sah ich ihn in meiner Knabenzeit täglich an unserem Hause vorbeischleichen, wenn die Sonne über Berg und Tal lachte. Er ging aber nie in seinen Weinberg, um zu arbeiten; er hatte die Nacht über gearbeitet, und an „unseres Herrgotts schönsten Morgen" saß er auf einer Mauer droben im Herrenberg und ließ unseres Herrgotts liebe Sonne in seine Seele scheinen und betrachtete Wald und Flur, Fluß und Matten in des Morgenlichtes goldenen Strahlen.

In den Reben hackte neben ihm sein Riesenweib, eine hagere, gutmütige Frau. Sie war eine Base meines früh verstorbenen Freundes, des Holzer-Peters Rudolf, und zur Herbstzeit, wenn wir Knaben am Herrenberg hin patrouillierten und die blauen Trauben mit Fuchsaugen betrachteten, rief die Base bisweilen mir und dem Rudolf und gab uns einige davon. Wenn aber der Wendel auf der Mauer saß, so zogen wir ruhig weiter und die Naglerin schwieg; denn wir wußten alle, daß der Mann auf der Mauer kein Freund der kleinen Buben und der großen Herren sei.

Schon mehr als ein halbes Jahrhundert lang hackt des Wendelins Weib nicht mehr am Herrenberg, ruft der Bureschnider keinen Tag mehr an, singt der kleine Beckle nicht mehr um Mitternacht und selbst des Wendels Nagelschmiede ruht seit vielen Jahren. Sein Sohn Wilhelm, der jetzt auch schon lange tot ist, hatte eine Metzig gemacht aus der nächtlichen Werkstätte seines Vaters, aus dem poetischen Stell-Dich-ein der Nachtwächter. Des Metzgers Name allein erinnerte noch an alte Zeiten. Er hieß, so lange er lebte, „der Nägile-Metzger".

Der Xaveri aber, genannt Nägilespitz, legte den Hammer auch bald aus der Hand und wurde eine Art Delikatessenhändler; er lieferte zur Sommerszeit die feinen Gemüse

und Obstsorten für die Wirtstafeln in dem jetzt berühmt gewordenen Kurort Triberg.

Um Mitternacht, zur Zeit, da sein Vater ehedem zu hämmern anfing, spannte der Xaveri an und fuhr talauf dem „Walde" zu. Ehe Triberg Kurort war, zog der Xaveri nächtlich einen Karren mühsam jenem Städtchen zu. Mit Triberg ist er selbst gewachsen und hatte später Pferd und Wagen, mit denen er nach dem Kurort zog. Auf dem Wagen saß, während der Xaveri neben dem Pferd herging, eine dicke Dame, es war sein Weib, des „Franzels Viktoria", eine Enkelin des wüsten Neumaiers, der den Schnider-Miehle in den Gänsestall sprengte[1]. —

Jahre kamen und Jahre gingen. Ich wußte kaum mehr, ob der Wendel noch lebte oder nicht. Da ging ich anfangs der achtziger Jahre einmal ganz allein den heimatlichen Urwald hinauf und versenkte mich in Erinnerungen an vergangene Zeiten. Da traf ich ganz oben im Wald, unweit der „Engelsfelsen", einen alten Mann, der auf einem Bündel Leseholz ausruhte, einen dürren Buchenast als Stab in der Hand. Es war der Wendel. Ich hatte ihn sofort erkannt und ihm zugerufen: „Ja, lebt der Wendel auch noch?" Er erkannte mich nicht, seine Augen waren trübe geworden. Er erhob sich und sprach: „Wer ist der Herr?" Ich gab ihm Bescheid. „Herr," meinte jetzt der alte Sokrates, „Ihr sinn als a böser Bua gsi!" Ich freute mich seiner alten Wahrheitsliebe und bestätigte seine Aussage. Jetzt fragte ich ihn, wie es denn gehe in seinen alten Tagen. „Herr," antwortete er, „ich hab' in meinem ganzen Leben nie können einem Spitzbuben ehrlicher Mann sagen, drum hab' ich's zu nichts gebracht und muß als vierundachtzigjähriger Mann noch Holz lesen im Walde!" Ich dachte unwillkürlich an einen der größten Männer aller Zeiten, an Gregor VII., und seine letzten

---

[1] Der Xaveri, ein kreuzbraver Mann, starb, ein Achtziger, erst anno 1909. Seine Viktoria setzt aber heute noch, nicht viel jünger als er, das alte Geschäft fort.

Worte: „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und haßte das Unrecht, darum sterbe ich in der Verbannung.“

Am andern Morgen erzählte mir in einem Gemach meines Elternhauses der Wendel die Hauptzüge seines Lebens. Bald darauf haben sie ihn begraben.

2.

Der zweite Kollege Valentins war sein leiblicher Schwager, der Bruder seines braven Weibes, der Nagler-Bührer, dessen ich schon in meiner „Jugendzeit“ als Revolutionsmannes gedacht habe. Er war zweifellos der nobelste der ganzen Zunft. Seine Esse bediente er nicht selbst, er hatte den richtigen Spitzhund im Rad, und das machte seine Schmiede uns Buben zur besuchtesten.

Der Nagler-Bührer wohnte hinten auf dem „Graben“, unweit von meinem Vogelfreund „Alise“, und ich ging nie vorüber, ohne dem Spitzer, der im Rade sprang, meine Bewunderung zu zollen. Leider begnügten wir uns damit nicht. Wir reizten in der Regel den Hund durch Zurufe und Steinchen, bis er samt dem Nagler herausschoß und uns verfolgte.

Ich sehe den feurigen Nagler jetzt noch in seiner untersetzten Gestalt und mit seinem breiten schweizerbartigen Gesicht vor seinem Nachbar stehen, dem Jäger-Murer, und ihm zurufen: „Diese Malefizbuben lassen keinen politischen Gedanken in mir aufkommen!“ Der Jäger-Murer, unser Sternenträger am Dreikönigstag, hatte aber von einem „politischen Gedanken“ ebensowenig eine Ahnung als wir. Er rauchte seine kurze Holzpfeife ruhig weiter und schaute den Nagler mit großen Augen an.

Der Nagler-Bührer brütete immer über Politik; deshalb hatte er auch einen Hund beigetan, der ihm das Feuer anblies, damit er ganz ungestört denken und nageln konnte. Er war schon einer der rotesten Republikaner, als bald darauf

die Revolution losbrach. Wie er aber das geworden, ist hochinteressant.

Er war jahrelang in Karlsruhe in der Fremde gewesen, sprach aber ein so elegantes Hochdeutsch, wie es keiner Karlsruher Zunge möglich ist. Hier hatte er auch seine zukünftige Frau kennen gelernt. Sie diente im Museum. Da hielten die Mitglieder des Museums, es war Mitte der zwanziger Jahre, einst einen feierlichen Ball ab. Die Braut des Naglers wußte diesem Eintritt zu demselben zu verschaffen, und kühn, wie jeder Haslacher, stolzierte der Junker Bührer im Saal auf und ab, als wäre er auf einem Tanzboden im Kinzigtal. So geschah es, daß er als Eindringling erkannt wurde und man dem Naglergesellen schmählich die Türe wies.

Von Stunde an sann er auf Rache und fluchte allem, was den Titel „Herr" führte. Jede Revolution war ihm willkommen. „Apollonia," so rief er in manchen Stunden auf dem hintern Graben zu Haslach seiner Gattin zu, „Apollonia, ich muß gerächt werden. So wie die Herren mich aus dem Museum getrieben, so sollen sie vom Volke verjagt werden aus Amt und Würden. In meiner Nagelschmiede sollen vergangene Amtmänner mir das Rad drehen, das jetzt mein Spitzer in Bewegung setzt!"

Leider prosperierte er neben den vielen Naglern in Hasle nicht. Schon anno 1846 kam ihm Hab und Gut, sein Haus und zwei Gärten, unter den Hammer.

Ein Vetter von ihm, Bartholomäus Bührer in Wolfach, kaufte alles und gab es ihm um sechzig Gulden jährlich zur Miete.

Aber auch diese brachte der politische Nagler nicht auf, und die Witwe des Vetters mußte nachlassen und die Stadt etwas zulegen. Leute in der Lage wie der Nagler Bührer werden jederzeit für Revolution sein, weil sie dabei nichts zu verlieren haben.

Schon der Rongeanismus fand einen warmen Verteidiger an ihm. Er gab ihm Gelegenheit, über die Pfaffen,

die damals noch mit den „Herren“ Hand in Hand gingen, zu räsonieren. Doch blieben er und der Seife-Nazi, soweit meine Erinnerung reicht, die einzigen Vertreter der Rongeschen Sekte, obwohl der belesene Nagler an alte Zeiten erinnerte und Proselyten zu machen suchte. Er stellte seinen Mitbürgern den größten Mann, den je ihr Städtchen geboren, als Vorbild hin: den 1492 in Haslach zur Welt gekommenen Grafen Wilhelm von Fürstenberg. Sein Vorbild war in der Tat nicht schlecht gewählt, denn Graf Wilhelm war zweifellos einer der geistig bedeutendsten und tapfersten Männer seiner Zeit. Er besaß auch in hohem Grade Eigenschaften, die an seinem Geburtsort gern daheim sind: Humor und Satyre.

Der Nagler erzählte nun, wie dieser Graf die Reformation in seiner Herrschaft Kinzigtal eingeführt habe, und wie die alten Haslacher unter ihm schon einmal über zwanzig Jahre lang das „römische Joch“ abschütteln hätten müssen. Er wußte auch, daß Graf Wilhelm 1538 bei einer Zusammenkunft des Königs von Frankreich mit dem Papste zu Nizza sich geweigert hatte, dem letztern den Pantoffel zu küssen, und daß der damalige protestantische Pfarrer von Haslach, Franz Böckh, „ein galanter, frommer und stiller Mann gewesen sei, ehrbar züchtigen Wandels, habe all seine Tage gstudiert uff den fürnehmbsten Universitäten, auch selber Schuol gehalten; sei nie geweihter Priester gewesen, begehre auch keiner zu werden“.

Aber das alles konnte dem Rongeanismus bei den Haslachern nicht auf die Beine helfen. Er scheiterte an dem geringen religiösen und bürgerlichen Ansehen seiner zwei Propheten Nagler-Bührer und Seife-Nazi.

Als aber die Jahre 48 und 49 kamen, da hatte unser Nagler Kirchweih. Er ward der bedeutendste und wütendste Volksredner, brachte die Guillotine auf die Tagesordnung, schlug eigenhändig die Proklamation von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit an die Straßenecken und rief jedem

Bürger zu: „Verkaufe deinen besten Rock, wenn du kein Geld hast, und verschaffe dir Waffen!" Und da er selbst keinen besten Rock hatte und auch kein Geld, so lieh er bei unserm Dekan eine alte Pistole, die er stets im Gürtel trug.

Ich habe in jenen Tagen als Knabe mehr denn einmal seine Reden gehört im großen Saale des Fürstenberger Hofes und war als junger Freischärler begeistert für den schlagfertigen Nagler, dessen tragisches Hochdeutsch und dessen Reden von der Freiheit mir imponierten.

In seinen Mußestunden vor der Revolution hatte er sich auch mit Baumzucht beschäftigt. Er las und besaß alle einschlägigen Bücher und legte die erste Baumschule im Städtchen an. Vom Fürsten von Fürstenberg hatte er einen großen Garten gepachtet unweit von seinem Hause, an der Mühlenbacher Gasse. Den hätte er gerne zu eigen gehabt, und darum predigte er während der Revolution eifrig die Teilung der fürstlich fürstenbergischen Güter. Als wir Buben ihm aber eines Tages im gleichen Garten an die Trauben gingen, wollte er nichts von Kommunismus wissen und überfiel uns mit Macht. Wir flohen schleunigst vor seiner Wut, aber ich hatte noch die Schweine meines Vaters ganz in seiner Nähe auf der Weide, und die durfte ich nicht im Stiche lassen.

Wir hielten Kriegsrat, vorn bei der „Kanone", wie wir den Nagler aus dem Garten brächten. Mir fiel nichts ein, wohl aber dem „Nottelhans", Johann Holdersbach, dem schlauen Sohn einer ledigen Taglöhnerin. Wir suchten seinem Rate gemäß einen am Traubenüberfall unbeteiligten jüngern Knaben, und der mußte von der Wohnung des infolge eines Knochenbruchs hinkenden Naglers hergaloppieren mit der Meldung, seine Frau ließe ihm sagen, alsbald nach Hause zu kommen, es sei „ebber do" [1]. Jetzt humpelte er davon, und ich trieb meine Schweine ohne Gefahr von dannen.

Seine pomologischen Studien waren später sein Glück. Als die Preußen ihn nach Amerika trieben und er sein

[1] jemand da.

Nagler-Museum auf dem hintern Graben samt Rad, Spitzhund und Familie flüchtig verlassen mußte, wurde er Baumzüchter in der Neuen Welt und starb sorgenlos auf dem Boden der Freiheit. — —

Dem Nagler-Bührer gegenüber, nur durch den kleinen Stadtbach getrennt, wohnte der Nagler, den ich nie in der Werkstätte sah und der doch jeden Montag seine Nägel feil hielt. Es war der „Hie-Verreck". Unter einem andern Namen kannte ich in meiner Knabenzeit den Mann nicht, der in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts jeden Montag Nachmittag beim Bierkrämer saß und, nur vom Trinken unterbrochen, beständig sang:

Das neue Lied, das alte Lied
Von dem versoffnen Nagelschmied —

und dazu auch gleich die Illustration abgab. Er nagelte ebenfalls in der Nacht und am frühen Morgen, aber nicht, wie der Wendel, um am Tag auf der Mauer am Herrenberg zu sitzen und in Gottes freier Natur auszuruhen, sondern um „den versoffenen Nagelschmied" spielen zu können.

Sein Spitzname datierte von folgendem Ereignis: Er hatte im Mühlenbacher Tal, wo ich einst mit meinem Vetter Karl Franz, dem spätern Kreuzwirt von Hasle, so manchen Geißbock geholt, eine Geiß gekauft und transportierte sie dem Städtchen zu. Unweit von diesem wurde das Tier müde und eigensinnig und verweigerte den Fortschritt. Mein Nagler schob nun die Geiß unter dem fortwährenden Zuruf: „Hie oder verreck!" — bis in seine Hütte, wo sie richtig am andern Morgen „verreckte". Er aber bekam fortan den Namen „der Hie-Verreck", welcher Übername seinen Geschlechtsnamen Wirt und seine Profession so sehr verdrängte, daß ich den erstern nie vernommen habe, solange ich in der Heimat war. Nur soviel wußte ich, daß er kein Kinzigtäler war, sondern aus dem Murgtale stammte, ich glaube aus Rotenfels. Er akklimatisierte sich aber in Hasle leicht, wo

er Kumpane fand, die ihm am Montag „das neue Lied, das alte Lied" bis in die Nacht hinein singen halfen.

Der Dominik Wirt von Rotenfels hatte sein Häuschen auch von einem Nagler gekauft, der zu meiner Knabenzeit aber privatisierte und — eine Seltenheit bei einem Nagler — ziemlich vermöglich war.

Er hieß Isidor Giesler, wurde aber nur der „närrische Nagler" genannt.

Er hatte seine Nagelschmiede in der Wohnstube und galt allgemein als ein bösartiger, närrischer Mensch. Ganz toll wurde er, wenn es ein Gewitter hatte, da stand er mitten auf der Straße und spottete über Blitz und Donner.

Er wohnte in meiner Jugendzeit als Privatmann in der Franzosengasse beim Schlosser-Lorenz und hatte, da er Witwer war, die „krumme Strickerin" als Haushälterin, die ihrem Mann, dem krummen Stricker, der sie oft mißhandelt hatte, entlaufen war.

Des närrischen Naglers Tochter war das in meiner Studienzeit in Hasle beliebte und berühmte „Bierwible", deren Mann Landelin Neumaier ein treffliches Bier in der alten Apotheke braute.

Das Bierwible, eine kleine schöne Person, hatte ein böses Maul, wie ihr Vater. Sie starb im besten Alter.

Ihr Vater wurde eines Tages ertappt, wie er dem Schreiner Hug das Haus anzünden wollte. Da man damals die Verbrecher noch nicht auf ihren Geisteszustand untersuchte, kam der „närrische Nagler" kurzer Hand ins Zuchthaus nach Bruchsal.

Hier wurde der arme Mann ganz blind und schließlich irrsinnig. Er wurde entlassen und starb im Spital zu Hasle. In seinem Hause aber nagelte jetzt der „Hie-Verreck".

Was diesen aber vor allen seinen Zunftgenossen auszeichnete, war seine Eigenschaft als Staatsdiener im weitern Sinne dieses Wortes. Er war amtlicher Transporteur.

In der guten alten Zeit meiner Knabenjahre, da kannte man noch keine Freizügigkeit, und das einzelne Individuum war noch nicht so frei zum Schaden der Gesellschaft wie heute. Man ging deshalb dem Stromerwesen scharf zu Leibe, und arbeitsscheue Gesellen wurden auf dem Schub landauf und landab transportiert ihrer Heimat zu. Da die Gendarmen oft wichtigere Geschäfte hatten, stellte man wie in jedem Amtsstädtchen so auch in Hasle einen „bessern" Bürger als Transporteur auf, der die Stromer und leichteren Verbrecher aufwärts bis Hornberg und abwärts bis Gengenbach zu begleiten und dort beim Amte einzuliefern hatte.

In meiner Knabenzeit hatte der Hie-Verreck diesen Zweig der öffentlichen Sicherheit. Er stand unter dem Kommando meines Vaters beim Bürgermilitär und war außerdem gedienter Soldat, hatte also die nötige Vorbildung.

Wenn er als Transporteur in Aktion trat, so trug er über seiner äußerst stromerhaften Zivilkleidung den Bürgermilitärsäbel am breiten, weißen Lederbandelier und auf der Schulter das Steinschloßgewehr des gleichen Korps. Er entwickelte aber dann ein Selbstgefühl, das ihm niemand mehr zugetraut hätte. Wenn der Hie-Verreck vom Amthaus her durch die Hauptstraße herabmarschierte, sein Stromer auf fünf Schritte voraus, da sprangen wir Buben ihm schon entgegen. Er redete dann laut das reinste Hochdeutsch in den tiefsten Kehllauten und schimpfte über die „Lumpen": „Da hab' ich wieder einen solchen Lumpen. Diese Menschen wollen nichts arbeiten, nur saufen. Unsereiner schindet und schafft Tag und Nacht und kommt oft monatelang zu keinem Schoppen!"

Wenn der Hie-Verreck die Insignien seiner Gewalt nicht angehabt hätte, so würde der geübteste Polizist nicht herausgefunden haben, wer von beiden der Transporteur und wer der Transportierte gewesen wäre.

Wer aber einen Beweis haben will, wie hoch in jenen Tagen noch das Gesetz und die gesetzliche Autorität respektiert

waren, der kann es daran ermessen, daß die Leute sich gutwillig vom Hie-Verreck begleiten und beschimpfen ließen, obwohl er ihnen weit näher stand als dem Gesetz, das den Nagler mit der Gewalt über sie betraut hatte.

Daß dieser die Eigenschaften, welche er wohl meist in höherm Grade selbst besaß, an seinen Sträflingen tadelte, nehme ich ihm nicht übel. Es ist echt menschlich. Es ist die alte Geschichte vom Splitter und vom Balken.

An seinen Transporteurtagen lebte und trank er sich so in sein Amt hinein, daß er auf dem nächtlichen Rückweg, wenn der „Mondschein" über dem Tal lag, in der Regel mit seinem eigenen Schatten kämpfte. Er hielt ihn für den Stromer vom Morgen, der ihm ausweichen wolle, zog im Namen des Gesetzes den Säbel gegen ihn und schimpfte über die Lumpen, die nichts schaffen und nur saufen wollen. In vino veritas! (Im Wein ist Wahrheit.)

Als der Mann des Gesetzes einst in dunkler Nacht von Hornberg her heimkehrte, zur Herbstzeit, stürzte er bei der „Kanone" auf einen Haufen Krautköpfe, wie sie die Breisgauer Bauern alljährlich nach Hasle bringen und am Abend auf dem Platze, wo sie am Morgen verkauft werden, in Pyramidenform aufeinandersetzen. Er glaubte sich in seiner Eigenschaft als Transporteur von Stromern überfallen, zog seinen Säbel und hieb sämtliche Krautköpfe in Stücke.

Wenn noch ein Wirtshaus offen war bei seiner Heimkehr, so trat er in voller Rüstung ein; aber dann duldete er nicht, daß man ihn wie üblich grüßte: „Guten Abend, Hie-Verreck!" Geschah dies doch, so grollte er alsbald, stieß sein Gewehr auf den Boden und sprach: „Heute bin ich im Dienst, heute bin ich nicht der ‚Hie-Verreck', sondern der Herr Transportör und Staatsdiener."

Gute alte Zeit, in der ein Lump vom andern sich transportieren ließ, weil der eine im Namen der Obrigkeit Dienste tat! Du kehrst, wie in so vielen Dingen, nicht wieder. —

Übrigens hab' ich als Knabe in der Familie des Hie

Verreck goldene Stunden verlebt. Ihm gegenüber wohnten in der hintern Gasse in einem eigenen Häuschen seine Schwiegereltern, der alte Öler Benz und dessen Ehefrau Theresia. Draußen am Mühlbach besaß der Benz, ein dicker, heiterer Falstaff, eine zerfallene Ölmühle, in welcher er tagsüber seine Pfeife rauchte und nebenbei den Bauern von Berg und Tal — aus Mohn, Nüssen und Bucheln ihr Öl preßte. Weil das Gangwerk seiner Mühle verlottert war, mußte der Müller gar oft die alten Zapfen und Kämme schmieren, weshalb er bei den Haslachern nur der „Zapfenschmierer" hieß.

Wir Buben besuchten ihn oft und gerne und mußten ihm manchmal etwas in seinem Hause holen oder sonstwo im Städtchen, im letztern Falle meist Wein oder Schnaps. Dafür schenkte er uns dann ein Stück ausgepreßten Nußkuchen, der uns besser schmeckte als den alten Göttern Ambrosia.

Zur Herbstzeit und an Montagen, wo Wochenmarkt war und die Bauern ihr Öl holten und ihm zugleich Geld zu einem Schoppen gaben, da war er in der Regel weinselig in seiner alten Mühle. Dann erzählte er uns von alten Zeiten, wo es viel mehr Nüsse gegeben habe, wo der Wein noch billiger gewesen sei und die Bauern noch lieber bezahlt hätten. Auch sang er dann gerne auf unsern Wunsch ein oder das andere Trinklied, und wir standen um ihn her, wie junge Faune um einen trunkenen Silen.

Es ist überhaupt merkwürdig, wie Kinder staunen, wenn alte Menschen noch singen. Es ist, als ob die jungen Seelen eine Ahnung davon hätten, daß in der Welt alt gewordene Leute eigentlich keinen Grund mehr hätten zum Singen.

Des Zapfenschmierers Lieblingslied war: „Wenn die Schwalben heimwärts ziehn." Den Refrain „Fragt das Herz in bangem Schmerz" mußten wir mit ihm singen, sonst wurde er böse, und es gab keinen Nußkuchen. Er sang Baß, wir Sopran, die alte Mühle knarrte, das Wasser rauschte, und ringsum war milder, schöner Herbsttag.

Heitere Knabenherzen um die lustige Weinseele eines alten Ölmüllers in der Herbstsonne — ist das nicht ein liebes Bild?

Ich sehe ihn heute noch unter der Türe der Mühle mit uns singend und, wenn's an den Refrain ging, den Takt schlagend mit seinem Arm. Wir Buben wußten nichts von dem „Herz mit dem bangen Schmerz“, aber wir sangen eben, so gut es ging, ihm zulieb.

Zwischen hinein sang er dann wieder Solo:

Mi Wib, die tuat mir wehre
Das Bier und auch der Wi.
Sie sait[1], i tua verzehre
Ihr Guat un auch des mi.

Si sait mir viel vum Wasser,
Es sey a guater Trank.
Si sait, i sey a Prasser
Und wär' vom Suffa krank.

Kei Wi tuat si mir gunne,
Wora mir gar nichts leit[2],
De Wibere g'hört der Brunne,
Den Mann d'r Wi erfreut.

Wenn er dann am späten Abend mit einem Zöpfchen heimkam, so würdigte ihn sein braves Weib keines Wortes, während er ebenso redselig als weinselig war. Da begann er im feinsten Hochdeutsch zu rufen: „Theresia, kennst du meine Stimme nicht mehr?!“ Dies rief er so lange, bis die Frau ihm eine Antwort gab. Und wenn sie nur sagte: „Halt di Mul, du versoffener Öler, und gang[3] ins Bett“ — so war er zufrieden, aber absolutes Schweigen vertrug er nicht. Ja, er hielt seine Frau so sehr für seinen Stab und seine Stütze in gefährlichen Momenten, daß, als er eines Tages bei seiner Ölmühle draußen in den Mühlbach fiel, sein Hilferuf lautete: „Theresia, kennst du meine Stimme nicht mehr?!“

---

[1] sagt. [2] liegt.
[3] geh.

Diese Theresia war ein kluges, sinnendes, stilles Weib, das mir manch vergnügte und lehrreiche Stunde bereitet hat. Sie war die Schwester des süßen Lang, der als Brauer in Lyon gewesen war und von dort einige Seidenraupen als Kuriosum mitgebracht hatte. Er schenkte sie seiner Schwester, und diese kam auf den Gedanken, die Seidenzucht an der Kinzig einzuführen. Sie hatte dieselbe schon viele Jahre getrieben, als ich in ihr Haus kam, und ernährte viele Tausende von Seidenraupen. Ich habe bei ihr die ersten Kokons gesehen und seitdem keine mehr. Ich staunte, wie die Alte dieselben im heißen Ofen tötete und im heißen Wasser abspann.

Draußen am Herrenberg in ihren Reben hatte sie Maulbeerbäume gepflanzt, und sie lehrte mich die süße Beere dieser Bäume kennen. Auserwählte, wie ich und mein Vetter Karl, durften sie oft begleiten und ihr helfen, wenn sie Blätter für ihre Tiere holte. Oft sagte sie, die Haslacher sollten die Seidenzucht anfangen; es wäre besser, Maulbeerbäume zu pflanzen als Reben. Aber niemand machte ihr nach, und mit ihrem Tode hörte die Seidenzucht wieder auf. Wein galt eben den alten Haslachern mehr als Seide. Und doch wächst heute an dem alten Herrenberg auch fast kein Wein mehr.

Ich erinnere mich, daß ich namentlich an Sonntagnachmittagen gerne bei der alten Ölerin war und dem Tierleben in der Stube zuschaute. Da kamen aus der Nachbarschaft, außer den obligaten alten Weibern, noch der Hinkeldey, ein Dragoner, der unter dem gleichnamigen General lange gedient hatte und deshalb seinen Namen trug, ferner der „horig Esau", ein kleiner, schwarzer, wildhaariger Schuhmacher, der seinem Bruder in Steinach die Erstgeburt abgetreten hatte gegen jährliche Lieferung eines Karrens Klee für seine Geiß, und des Näfe-Karles Philipp. Da gab's dann auch vieles zu hören.

Der Philipp war der einzige Haslacher, der für derartige Unternehmungen, wie sie die Frau Theresia betrieb, Sinn und Lust zur Nachahmung hatte. Seines Zeichens

sonst ein Weber, hatte er bei seiner gleichförmigen Arbeit allezeit derartigen Dingen nachstudiert.

Schon seine Mutter, die große, magere Brä (Verene), die ich noch wohl gekannt, hielt große Stücke auf ihren Philipp, der ein blondgelockter Jüngling war mit einem zarten Schnauzbärtchen. „Mi Philipp," pflegte sie oft zu sagen, „isch der g'scheit'st Mensch z' Hasle. Er kann Zigarre (Guitarre) spiele und Klanette pfiffe wie a Amsel. Er het Kolende (Talente) und isch a verraffinierter Mensch."

Ich war kaum sechs Jahre alt, als der Philipp in unserer Nachbarschaft wohnte und da einen großen Hühnerhof angelegt hatte, um Hühnerzucht und Eierproduktion im großen zu treiben. Es war den ganzen Tag über ein Mordsspektakel in diesem Hof und die Jugend fast beständig an dieser Menagerie, so daß die Hühner und ihr Herr keine Ruhe hatten. Wir Buben störten und neckten seine Hähne und Hühner, und wenn er kam, riefen wir ihm „Henne-Philipp" zu und sprangen davon.

Da im Kinzigtal fast in jedem Hause damals Hennen waren und noch keine Eisenbahn durchs Tal ging, prosperierte der Henne-Philipp mit seiner Anstalt nicht.

Gar gerne hätte er später die Seidenzucht angefangen, allein er hatte weder Raum mehr für einen Maulbeerbaum noch für Dampföfen und Raupenkästen. Er wandte sich deshalb der Kunst zu. Nachdem er beim Kanonenwirt Thoma, einem höchst begabten und in München gebildeten Maler, einige Monate Farben gerieben hatte, zog er in den waldigen Gebirgstälern an der Kinzig und an der Elz umher von Hof zu Hof und bemalte den Bauern ihre „Herrgötter" und „Kruzifixe" in der Stube und vor dem Hause. Nebenbei gab er den Bäuerinnen Unterricht in der rationellen Hühnerzucht, lehrte den Mädchen die modernen „Städtletänz", pfiff ihnen dazu auf der Klarinette und bemalte ihnen die hölzernen Tröglein, darin sie ihre Kleinodien verwahrten.

So fehlte es dem Henne-Philipp nicht an Essen und Trinken. Das bare Geld, das er verdiente, war wenig; um so lieber aber stellten die Bauern ihr „Chriesewasser“ auf, das der „Moler“ zum Teil als Lohn für seine Kunst gewissenhaft vertilgte.

Der Henne-Philipp gewöhnte sich so an den Alkohol und wurde deshalb was die meisten vagabundierenden Künstler seiner Art. Er stieg dann jeden Sonntag von Berg zu Tal, suchte im Städtchen den Kirschengeist der Woche durch Bier zu paralysieren und nahm wieder Farben mit. Gar oft langte sein Kleingeld aber nur noch zu „Wasserfarben“, und die Bauern merkten bisweilen, daß die Farben nicht mehr haltbar wären.

So strich der Philipp einmal einem Bauern in der Frischnau, bei der „Pelzmühle“, einen heiligen Nepomuk an, welchen jener an einem Steg über das Waldbächlein vor seinem Hause postiert hatte. Das erste Gewitter, welches über das Gebirge herkam, wusch den Heiligen rein von jeder Farbe, und als der Henne-Philipp auf seinen Wanderungen wieder auf den Hof kam, führte der Bauer scharfe Beschwerde.

Der Haslacher Anstreicher war aber nicht verlegen. „Ja,“ sagte er, „das nimmt mich nicht wunder. St. Nepomuk ist ein Wasserheiliger; er wurde bekanntlich ins Wasser geworfen, und seitdem hält keine Farbe an ihm, sobald Wasser daran kömmt. Ihr müßt ihm ein Schutzdach gegen Regen machen, sonst nützt alles Anstreichen nichts.“ Das leuchtete dem Bauer ein, und er schenkte dem Moler aufs neue sein Vertrauen.

Auf einsamen Höfen in Gebirgsgegenden ist ein Hausierer oder ein vagabundierender Künstler à la Henne-Philipp immer eine angenehme Erscheinung. Der Henne-Philipp war aber deshalb noch beliebt, weil er nicht, wie die Hausierer, den Geldbeutel im Hof stark in Anspruch nahm, dagegen um so mehr zu erzählen wußte. Er war redselig wie die meisten Haslacher, übertraf aber nebenbei fast alle seine

heimischen Zeitgenossen durch eleganten Vortrag, obwohl er nie aus den Bergen und Tälern des Kinzigtales hinausgekommen war.

Ich erinnere mich aus meiner frühesten Jugend, daß an einem Fastnachtdienstagabend eine Maske in unser Haus kam und durch ihre feinen und witzigen Redensarten meinen sonst ernsten Vater so für sich gewann, daß er die Maske auf den andern Mittag zum Stockfischessen einlud, um zu erfahren, wer der gewandte „Narr" wäre. Der Mittag kam, und mit ihm präsentierte sich als Gast der Henne-Philipp.—

Der Henne-Philipp teilte seine Berichte, die er auf den Bauernhöfen zum besten gab, in drei Abteilungen: aus der großen Welt, aus Stadt und aus Land. In der Regel fing er damit an, daß er von den umliegenden Tälern und Berghöhen erzählte, die er in den letzten Tagen besucht hatte: daß der Martisbur eine Kuh verkauft, der Sieben-Michel einen Stier, der Kummisbur „si Chriesewasser", der Epplisbur Heu oder Stroh, und wohin und um welchen Preis.

Das war den Bauern soviel wert als dem heutigen Geldmann die Börsenberichte der Frankfurter Zeitung. Der Bäuerin wurde erzählt, wie die Eier so gesucht seien, und was die Händlerinnen drüben auf den Höfen im Mühlenbach, im Bärenbach und in der Pfaus bezahlten. Es sei wieder ein großes Fest in Paris, da kämen die Händler aus Straßburg und suchten Eier und Butter. Dann gab er ein Bild vom Konsum in der Weltstadt an der Seine, daß die ganze Bauernschaft „Maul und Nase" aufsperrte.

Den Töchtern und Mägden, Söhnen und Knechten flüsterte er die neuesten Verlobungen zu. Der Kostbur habe endlich seine Viktoria des Nillbure Jakob gegeben, obwohl des Vettere-Tonis „Andräs" auch um sie angehalten. Man „schwätze" auch davon, daß des Bergbure Knecht, der Kasper, mit der einzigen Tochter des reichen Chriesebure, der Pauline, beim Tanz gewesen sei und sie wahrscheinlich bekommen werde.

Sein Bericht aus der „Stadt“ meldete die neuesten Vorgänge im „Städtle“ drunten. Die Haslacher hätten seit einiger Zeit ihren Kaplan verloren und deshalb am Sonntag keine Frühmesse mehr. Es sei das ein Elend, man wisse gar nicht mehr, daß Sonntag sei, und die besten Bürger kämen in keine Kirche. Des Stadtwirts Sohn, der Geistliche[1], sei eingesperrt worden, weil er sich gegen die Staatsgewalt aufgelehnt habe. Den Bürgermeister Sahl hätten die Gendarmen geholt wegen Majestätsbeleidigung u. a. m.

Von seiner ausländischen Politik werden wir einen Begriff bekommen, wenn wir im nächsten Kapitel von dem Lesezirkel reden, dem der Henne-Philipp lange Zeit angehörte.

Es war in den ersten fünfziger Jahren, da ich ihn bei der alten Ölerin und ihren Seidenraupen sah, einen blühenden Jüngling voll Idealen. Sein letztes Ideal, die Kunst, brachte ihm zwei Jahrzehnte später den frühen Tod infolge des Chriesewassers, mit dem die Bauern den Maler und Erzähler ablohnten.

Sie sind überhaupt längst unter der Erde verschwunden, alle, die mit mir einst bei der Theresia, der Gattin des Zapfenschmierers, weilten. Zuletzt schied der Hinkeldey aus der Welt. Er war viele Jahre lang Landpostbote gewesen und hatte bei den Bauern die Beliebtheit des Henne-Philipp erlangt.

Dieser gewann die Bauern durch seine gewandten Redensarten und Erzählungen, der Hinkeldey, der wortkarg in hohem Grade war, durch die „Gefälligkeiten“, die er ihnen erwies. Den Bauern brachte er bis auf die höchsten Bergeshöhen die Medizingläser aus der Haslacher Apotheke, bestellte den Arzt, machte Kommissionen beim Sattler und Kaufmann und trug den Bäuerinnen in dringenden Fällen ihren Zucker und Kaffee zu. Bei alledem kam selten mehr als ein Ja oder Nein unter seinem alten, lahmen Dragonerschnurrbart heraus. Auf dem Heimweg war sein Felleisen dann gefüllt mit Bohnen oder Äpfeln, Nüssen und Speck, mit welchen

[1] Meine Wenigkeit.

Genüssen die dankbaren Bäuerinnen den allzeit gefälligen Boten bedachten.

Der Hinkeldey starb als Hagestolz und im Dienste. Er lag eines Morgens Ende der achtziger Jahre tot auf einer einsamen Talstraße; neben ihm sein Postfelleisen. Ein Schlagfluß hatte ihn bei seinem abendlichen Heimgang getroffen und seinem Leben ein Ende gemacht.

Auch den Hie-Verreck brachte „das alte Lied, das neue Lied" frühzeitig unter den Boden; aber sein älterer Sohn singt das Lied lustig weiter, während der jüngere, Markus, der im Feldzug einen Arm verlor, mit seiner reichlich bemessenen Pension sich und die brave alte Mutter, die Tochter der Seidenraupen züchtenden Theresia, ernährte bis zu seinem und ihrem Tod.

3.

Der jüngste von Valentins Zunftgenossen in meiner Knabenzeit war „Norbert, der Bur".

In der Zeit, da ich zum Kaplan in die „Stunde" ging, besuchte ich im Frühjahr und Sommer bisweilen an Sonntagmittagen vor der Vesper die Kegelbahn beim Kanonenwirt. Das war eine offene, helle Sandbahn, die den Garten der jungen Wirtin, meiner Base „Vef", wie ich ein Enkelkind des „Eselsbecks", in zwei Teile teilte. In dem Garten blühten rechts und links der Bahn die schönsten Pfingstnägele und die herrlichsten blutroten Gichtrosen, und Blumen und Sonne lachten die wenigen Kegler an.

Der Chef dieser kleinen Gesellschaft war ein junger, zarter, bartloser Mann mit glattem, vollem Gesicht und blauen Augen. Es war Norbert, der Bur. Der jüngste unter den Keglern war ich, der als Lehrjunge fungierte und froh sein mußte, mit diesen älteren Leuten spielen zu dürfen. Und ich war von Herzen froh und glücklich und bedauerte es jeweils, wenn die Glocken zur Vesper riefen. Unter der Vesper aber durfte nicht gekegelt werden und ich dieselbe

nicht versäumen; denn da spielte die Großmutter mit Argusaugen den Kirchenvogt.

Der Norbert stammte aus einem einsamen Gebirgstal eine Stunde oberhalb Hasle, dem Huserbach, und wurde, weil er aus der tiefsten Bauerngegend kam, mit dem Beinamen der Bur (Bauer) bezeichnet.

Die alten Haslacher hatten eine Art Kastengeist und glaubten, die Handwerker sollten sich nur aus ihren Zünften rekrutieren. Wenn deshalb ein Bauernbub als Lehrling in die Stadt kam, mußte er vielen Spott über sein nicht zunftmäßiges Herkommen vernehmen. —

Draußen vor dem Städtchen, „am Mühlengrün" mit seinen von den Wellen der Kinzig bespülten blumigen Matten, über die jenseits des Flusses der rebenumrankte, waldgekrönte Herrenberg hinausschaut — liegt die alte Hammerschmiede. Sie hämmert so gewaltig, daß man sie talauf und talab weithin hört, namentlich zur Nachtzeit. Auch in die Berge über dem Huserbach drangen ihre dumpfen Schläge und hier in das Herz des jungen Norbert Uhl.

An einem Markttag wanderte er als Knabe zum erstenmal dem Städtchen zu, um den „großen Hammer" in der Nähe zu sehen und zu hören. Der schlug ihm an Ort und Stelle noch mächtiger ins Herz, und die von dem Feuer verklärten Hammerschmiede kamen ihm „wie Heilige" vor. Drum wollt' er Hammerschmied werden. Das idyllische Leben auf den Höhen bei Berg und Wald, Wies' und Quelle, Schafen und Rindern war ihm langweilig. Er hörte oben immer und überall den „großen Hammer von Hasle", und der „machte ihm Heimweh".

Als er aus der Schule entlassen war, ließ er nicht nach, bis er, da seine Eltern tot waren, von einem Vetter dem „Hammerschmied von Hasle" als Lehrbube präsentiert wurde. Dieser Hammerschmied war aber dazumal der alte Haiß, der Großvater meines genialen Jugendfreundes Wilhelm, des spätern Besitzers des Hammerwerks. Der

alte Haiß aber gehörte zu den wenigen Leuten, die mein Vater gerne in Gesellschaft hatte. Von diesem sagten mir später seine Zeitgenossen, die ihn überlebten, er sei in jungen Jahren voll Humor gewesen und habe allein eine ganze Stube voll Leute aufs beste unterhalten können, wenn er dazu aufgelegt war.

Ich sah den Vater stets nur ernst uns Kindern gegenüber; er lachte und spaßte nicht oft, noch redete er überhaupt viel, soweit ich ihn als gesunden Mann in der Erinnerung habe. Aber dessen erinnere ich mich noch wohl, daß, so oft der alte Hammerschmied in unser Haus kam und ein Gläschen Schnaps trank, er sich zu ihm setzte, ihm abhorchte oder ihn zum Reden veranlaßte. Er war ein sarkastischer, wenig und langsam redender, greiser Mann, der alte Haiß, aber was er sprach, hatte Geist und Salz, viel Salz.

Dem ward der junge, blasse Husenbacher vorgestellt. „Des Büble gibt a Schnider, aber kei Hammerschmied," meinte trocken der Alte, worauf dem Jungen die dicken Tränen aus seinen blauen Augen herabrollten. Der Vetter aber, der den Buben gebracht, hielt beim Schmiedmeister an, es doch mit ihm zu probieren, weil das Herz des Buben am großen Hammer hänge und er fürchte, er werde ihm krank, wenn er nicht in die Schmiede käme.

„Nu, so soll er amol si G'luste büße," meinte der Hammerwerker. Und von Stund an ward Norbert, der Bur, Lehrling in der Hammerschmiede. Er durfte die „Falle" ziehen, damit die Hämmer ihr Werk beginnen oder einstellen, eine Arbeit, die durch einen Mechanismus sehr leicht war und die der Wilhelm und ich oft besorgten — er trug Kohlen zum Feuer und hielt bisweilen „Zeineisen" unter den kleinsten Hammer. Seine Hauptbeschäftigung aber war, wenn der alte Meister nicht im Wege stand, ins Städtle zu laufen mit dem Bierkrug und beim „suren Lang" Löschmaterial für die durstigen Männer „am Für" zu holen.

An Sonntagen „nach der Kirch" durfte er aber auch

mit den Gesellen auf „dem großen Stein" sitzen, der den Mühlbach überwölbt kurz vor seiner Mündung in die Kinzig. Es war ein lieblicher Platz, jener Stein, unter dem die Wellen schäumend durchrauschten, eben noch gepeitscht von den Rädern der Hammerschmiede und der Säge. Drüben der Fluß und der Herrenberg und drunten die Waldberge, die das Tal abschließen.

. Da kamen dann zu den Feuerwerkern des alten Haiß die nächsten Nachbarn: der Säger-Karle, der Isele-Lepold, der eine Hammerschmiede im kleinen an einem Arm des Mühlbachs betrieb, der Kunstmüller Benz und der Gärtner Schöner, und es ward allerlei Kurzweil mit Reden getrieben. Bei dieser Gesellschaft, der ich als Knabe auch manchmal zuhörte, machte der Norbert dann seine Studien über den Haslacher Humor und lernte die einschlägigen Schwänke und Ränke, von denen wir unten die Proben bringen.

Wer am „großen Stein" vorüberging, wurde gefoppt. Aber auch mit sich und über sich gingen die Männer auf dem Stein ins Gericht und hielten sich gegenseitig die Sünden und die Schulden vor. Doch alles im vollsten Humor, der so hell war wie die liebe Sonne, die auf sie herunterschaute, und so harmlos wie das klare Bergwasser, das unter ihnen durchrauschte.

Es ist dies überhaupt eine Eigenart der Haslacher, daß einer dem andern zur Unterhaltung seinen Beichtspiegel vorhält. In den siebziger Jahren noch existierte eine Gesellschaft von „bessern Bürgern", die jeden Dienstag morgen zwischen zehn und elf Uhr ihre Sitzungen abhielt beim Aiple-Franz und zugleich eine Art Femgericht über sich selber.

Wer den Fisch in seiner ganzen Natur beobachten will, der muß ihn im Wasser sehen, und wer die Haslacher in ihrem Humor kennen lernen will, der muß sie im Bierhaus aufsuchen und zwar am Dienstag. Am Montag ist Markttag; da führen die Haslacher den Krieg aller gegen die Geld-

beutel aller Bauern, die aus Berg und Tal einziehen, und am Dienstag ruhen sie aus auf ihren Lorbeeren und vertrinken die Kriegskontribution.

Darum ist am Dienstag der Haslacher Humor im Zenit; Ende der Woche werden mit dem Schwinden des Geldes die Zeiten schlechter und der Humor galgenmäßiger.

Also am Dienstag saßen vor wenig Jahrzehnten noch beim Aiple-Franz im „Franziskanerkeller“ die Kaufleute, Metzger, Bäcker, Schmiede, Schlosser, Sattler, Fruchthändler und Weinwirte und hielten Gericht. Zuerst wurden dem Präsidenten, zu welcher Ehrenstelle in der Regel der Sündhafteste gewählt wurde, damit man Material hatte zum Richten — seine Sünden und Laster, alte und neue, vorgehalten, und dann begann er selber seine Rundschau über die andern. Wer sich ärgerte oder nicht mitlachte, wurde ausgeschlossen.

Hierauf wurden die neuesten Ereignisse der vergangenen Woche behandelt, wobei meist der „Schindele-Fidele“ den Berichterstatter machte in einer längeren, von den Zuhörern oft unterbrochenen Rede. Der Fidele, ein Jugendfreund von mir, war zu jener Zeit der ehrlichste Fruchthändler im Kinzigtal und dabei ein Volksredner, wie kein zweiter. So vorzüglich er auch aus dem Stegreif zu reden wußte, so hielt er doch nicht viel auf die Redekunst, er nannte sie „Geschwätzwerk“ — und seine Devise war: „Geschwätzwerk ist keine Tatsache.“

Wenn ich mich recht erinnere, hat sich die Gesellschaft in späterer Zeit den Namen „die Bulgaren“ gegeben; ihr langjähriger Präsident war „der Pappendeckel“, ein überlustiger Buchbinder und echtes Haslacherkind. Heute sind fast alle Bulgaren tot. —

Als Präsident bei der Gesellschaft auf dem großen Stein bei der Hammerschmiede fungierte in meiner Knabenzeit der Säger-Karle, der leibliche Bruder des Henne-Philipp, ein dicker, sinnlicher Falstaff, aber mit einem Löwenmut, den er namentlich bei Feuer- und Wassergefahr zeigte. Er war

auch imstande, drei Tage und drei Nächte zu trinken, ohne zu arbeiten, aber auch ebenso lange zu arbeiten, ohne einen Tropfen zu trinken.

Ich erinnere mich noch wohl eines Sonntags Ende der vierziger Jahre, an welchem auch ich vor den Leuten am Steine stand, ein neugieriger Bube. Da ging unser Dekan vorüber, um vor Tisch noch etwas zu lustwandeln. Der Isele-Lepold wollte mich mit aller Gewalt bestimmen, dem Pfarrherrn, nachdem dieser einige Schritte weg war, den Schimpfnamen „Krutsepp" nachzurufen, den die Haslacher Freischärler dem reaktionären Dekan „aufgetrieben" hatten, und der eine Anspielung auf seine krautreiche Heimat Schuttern im Breisgau enthielt. Ich tat aber dem Isele-Lepold und seinen Genossen den Gefallen nicht, worauf sie mich fortjagten. Außer Schußlinie gekommen, rief ich nun ihnen Spottnamen zu. Von da ab kam ich nie mehr in dies Kollegium.

Sie sind längst vom Steine und aus dem Leben verschwunden, die Hauptmatadoren; so oft ich aber an jenem Stein vorübergehe in meinen alten Tagen, gedenke ich der fröhlichen Gesellschaft und des Sonnenscheins der Jugendzeit über ihr. —

Unser Norbert hörte Jahr und Tag den großen Hammer in nächster Nähe, aber um ein Stück Eisen unter ihm zu drehen, blieb er zu schwach. Deshalb riet ihm, als der Bärle-Toni, der Nagler in der Vorstadt, starb und der Vetter im Huserbach ihm die Nagelschmiede kaufen wollte, der alte Haiß, vom großen Hammer zum kleinsten zu gehen und Nagler zu werden. Gesagt, getan; Norbert, der Bur, ging von der Zyklopenarbeit des Hammerschmiedes zu der Zwergarbeit des Naglers über und war schon Naglermeister, als er mein Lehrmeister wurde im Kegelspielen.

Es lebte und zappelte alles an ihm, wenn er in Wort und Tat dozierte ins Kanonenwirts Garten. Ich höre und sehe ihn heute noch, wie er, wenn ich einen Meisterwurf ge-

tan, mich an meinem Röcklein schüttelte und rief: „Philipple, du worsch an Kaib im Kegle. Aber i glaub', du lersch[1] 's Kegle besser als 's Studiere!"

So oft er mich in der Heimat in späteren Jahren gesehen, der altgewordene Jungmeister, hat er mich an unser Kegeln erinnert und an seinen Zweifel, ob aus mir was Rechtes werden würde.

Seinen Ruhm aber in der Chronik von Alt-Haslach hat Norbert sich dadurch begründet, daß er die Prophezeiungen seines Nachbarn, des Ristehansele, beeinflußte und in Umlauf setzte.

Wie der griechische Held Achilles ohne den Dichter Homer der Welt unbekannt geblieben wäre, so hätte der Ristehansele die Produkte seiner Sehergabe in der Werkstätte begraben, wenn nicht Norbert, der Bur, für deren Verbreitung gesorgt hätte.

Der Ristehansele war seines Zeichens ein Wagner im kleinern Format, sowohl was seine winzige, schmale Person betraf als auch seiner Hände Werk. Er fabrizierte und reparierte bloß Schubkarren, Hauenstiele, Rechen und Gabeln.

Im Kinzigtale tragen die Wagner den Namen „Krummholz", und selten ist die Art des Werkes so bezeichnend auf den Meister übergegangen, wie in dem Namen Krummholz, der heute noch gang und gäbe ist. In Hasle brachte es nur der in meinen Jugenderinnerungen erwähnte Nachbar Fürst durch sein fürstliches Benehmen und sein reines Hochdeutsch so weit, daß man mit ihm eine Ausnahme machte. Er war der erste, dem man den vornehmen Namen „Wagner" gab, seine Zunftgenossen neben ihm und nach ihm mußten mit dem Krummholz vorlieb nehmen. Der schmucke Fürst hatte anfangs für sich den Namen „Karossier" usurpieren wollen, aber die boshaften Haslacher machten dem verliebten Krummholz ein so boshaftes Wortspiel auf seinen „Karossier", daß er gerne darauf verzichtete und sich ärgerte,

[1] lernst.

Geister gerufen zu haben, die er nicht so leicht wieder los wurde. —

Der dritte Krummholz war der Libori Breithaupt mit dem Spitznamen „der Bims", ein guter Freund meines Vaters. Es ist eine meiner frühesten Erinnerungen, daß an Winterabenden in unserm stillen Bäckerhaus vier Freunde zum Vater kamen, der Libori, der Schlosser Sahl, der Zimmermann Siefert und der Haserhans, ein Schuster. Ohne etwas zu trinken, saßen sie den ganzen Abend am obern Stubentisch, rauchten, der Libori ausgenommen, aus ihren Pfeifen und erzählten sich aus ihrem Leben.

Der Libori sprach in der Regel vom Bims (Geld) und dessen Mangel, daher sein Spitzname; der Schlosser Sahl, ein höchst intelligenter, weitgereister Mann und Neffe des bedeutenden letzten Abtes von St. Peter auf dem Schwarzwald, Ignatius Speckle, erzählte von seinen Wanderungen im Welschland, von Besançon, Belfort, Lyon; der Zimmermann Siefert berichtete von seinen Kunstbauten an der Kinzigbrücke, und der Haserhans klagte stets über sein Weib. Ich horchte mit gespanntester Aufmerksamkeit zu, namentlich wenn der kleine Schlosser das Wort hatte, mußte aber jeden Augenblick gewärtig sein, daß der Vater mich ins Bett kommandierte, was mir jeweils höchst schmerzlich war.

Ehe sie auseinandergingen, kredenzte der Vater jedem ein Gläschen Kirschenwasser. In meiner spätern Backstubenzeit erlebte ich diese „Abende", die mein Vater seinen Freunden gab, ganz, und sie versüßten mein Lehrbubenstadium bedeutend.

Der Libori war der Krummholz der täglich in Menge durchziehenden Frachtfuhrleute, der Fürst hatte die Kutschen der Geschäftsreisenden und Engländer, und der Ristehansele stand als Meister auf der untersten Rangstufe, trotzdem er Prophet war. Er konnte zudem weder lesen noch schreiben, und wenn er einem Haslacher Bürger eine Rechnung auszustellen hatte, so malte er den betreffenden Gegenstand —

Rad, Gabel oder Schubkarren — aufs Papier und setzte daneben die Zahl.

Ich kam gar oft als Knabe in sein Haus, aber nie in seine Werkstätte, wo er keine Knaben und überhaupt keine Gesellschaft duldete, um in seinen Betrachtungen nicht gestört zu werden. Nur sein Herold, Norbert, der Bur, hatte freien Eintritt. Sein Haus aber betrat ich jeweils im Auftrage meiner Großmutter. Der Hansele hatte eine Schwester, die Riste-Nanne, eine alte, heiligmäßige Jungfrau, welche namentlich in jeder Fastenzeit von großen Leiden heimgesucht war und dann ständig im Bette lag, arm, einsam und verlassen. Die Großmutter tat sich in dieser Zeit täglich an ihrem Wein und Essen Abbruch, und was sie sich versagt hatte, das mußten meine Schwestern oder ich der kranken Riste-Nanne bringen. Diese lag in einer kleinen Stube über der Werkstätte ihres Bruders; und so oft ich an dieser vorbeipassierte, während er unten an der Arbeit war, grüßte ich ihn: „Guate Tag, Krummholz!" „Dank' Gott, Kleiner! So, bringsch der Nanne ebbis[1]? Dia het 's Lide Christi. I habb's ihr aber scho vor zehn Johre prophezeit." Das war seine ständige Antwort.

Ich war etwa zwölf Jahre alt und glaubte alles, was die Menschen im Ernst mir sagten; darum hatte ich einen ebenso großen Respekt vor dem kleinen Propheten als Mitleid mit der Riste-Nanne. Ich sehe sie heute noch vor mir, die kleine, schwarzäugige, blasse, gottergebene Frauensperson, die meist in Schmerzen in ihrem Bette lag. Ihr Stubenfensterchen ging auf eine einsame Hofstatt, aber die Sonne Gottes schien in der Frühjahrszeit ebenso mild in die armselige Kammer wie Gottes Gnade in ihre Seele. Sie sprach wenig und ganz leise; in der Regel ein tausendmal Vergeltsgott für die Großmutter und ein hundertmal für den jungen Habakuk, der mit Speise und Trank in ihre Leidensstube gekommen war. —

[1] etwas.

Der Ristehansele war ein gar frommer, zurückgezogener, betfleißiger Mann, wie es einem Propheten geziemt. Sehr begierig aber war er auf Zeitungen, weil er aus ihnen erfuhr, wie weit die Ereignisse in der Welt draußen harmonierten mit seinen eigenen Prophetengedanken. Weil er nun nicht lesen konnte, führte ihn Norbert, der Bur, allsonntäglich zum belesensten Mann der Nachbarschaft, und das war der Schreiner Kraft. Der hatte außer dem „Schwarzwälder", den er selbst hielt, vom Advokaten Benz im Engel drunten leihweise noch die Karlsruher Zeitung und das Frankfurter Journal, konnte also mit dem Neuesten und Besten aufwarten.

In meiner Knabenzeit nahmen sich die Leute vom Handwerk an Wochentagen im Frühjahr und Sommer keine Zeit zum Lesen. Da wurde alles auf den Sonntag „verspart". Nach der Frühmesse, die er besucht, ging der Schreiner zum Advokaten und holte die Blätter von der Woche, las sie durch, während die Nachbarn im Hauptgottesdienst waren, und vor und nach dem Mittagessen ward dann Lesezirkel gehalten. Auf der breiten steinernen Bank an der Ecke des Hauses, das damals dem Bäcker Waidele gehörte, saß in der Mitte der Vorleser und Ausleger, der Schreiner Kraft, ein großer, schöner Mann mit Vollbart und einem überaus malerischen Kopf, und um ihn saßen und standen die Nachbarn: Norbert, der Bur, der Henne-Philipp, der Isele-Fid, ein Schmied, der Hansjörgle, ein Uhrenmacher u. a. In diesen Kreis hatte Norbert auch den kleinen Propheten eingeführt. Der war sonst „leutscheu", aber die oben bezeichnete Neugierde hatte ihn getrieben, seinem Herold Folge zu leisten.

Es braucht bei den Haslachern ein Mensch nur eine kleine Schwäche zu zeigen, und man wird sie aufs trefflichste zu benützen wissen für die allgemeine Unterhaltung.

Der Ristehansele hatte noch einen Leidensgefährten, der ebenfalls nicht lesen konnte und mit ihm herhalten mußte, die andern zu erheitern. Das war der Hansjörgle. Der stammte

aus dem altrömischen Dorfe Mühlenbach und fabrizierte Holzuhren einfachster Art, die er bei den Bauern „verhausierte".

Er war aus einem ganz andern Grunde als der Ristehansele auf Zeitungsnachrichten erpicht. Wenn er mit seiner „Gräze" auf dem Rücken von Hof zu Hof auf einsamen Bergeshöhen seine Uhren feiltrug, fragten die Bauern nach „Neuigkeiten". Auch saß der Jörgle oft ganze Tage in den Bauernstuben, reparierte alte Uhren und sollte nebenher erzählen. Kam aber ein Handwerksbursche des Wegs daher und übernachtete auf dem Hof, so schwieg der Uhrenmacher, wohl wissend, daß der Fremdling den Bauern weit mehr berichten konnte als er selber. Ich erinnere mich gar wohl, wie die Bauern an Markttagen in meines Vaters Wirtsstube beisammen saßen und sich erzählten, was der oder jener Handwerksbursche beim Übernachten Neues gebracht habe.

Es gab aber auch in den kleinen Städtchen des Kinzigtales einzelne arme und durstige Bürger, die an Sonn- und Markttagen den Bauern, welche damals vom Halten einer Zeitung nichts wußten, den Reporter machten und sie für die nächsten acht Tage durch mündliche Erzählung am Wirtstische mit Neuigkeiten versorgten und dafür mit ihnen trinken durften.

Berühmt war in jener Zeit in diesem Genre der Gerber-Karle von Zell. Dem war schon längst das Leder, nicht aber der Durst ausgegangen. Um diesen wenigstens zeitweise in seinem ganzen Umfang befriedigen zu können, kam er auf den Gedanken, „Neuigkeitskrämer" bei den Bauern zu werden.

In der Fastenzeit und an den Muttergottestagen des ganzen Jahres, da fahren die Bauern und Bäuerinnen des Kinzigtales auf ihren „Bernerwägelchen" nach dem Wallfahrtsstädtchen Maria-Zell zur Ketten. Vorn auf den einfachen Gefährten sitzen Bauer und Bäuerin und hinten in der „Benne" von den Mägden und Töchtern die eine und andere oder auch eine alte Taglöhnerin oder ein armes

Männlein, die man unterwegs hat „aufsitzen" lassen. Zuerst wird viel und andächtig gebetet, wie es nur ein deutscher Bauer in seiner Wallfahrtskirche zuwege bringt, und dann geht's ins Wirtshaus, in den Raben, Adler, Hirschen, Bären, Löwen — zu „guatem Wi", zu Stockfisch oder Bratwurst und Sauerkraut. Auch hiebei stellt das Landvolk seinen Mann wie beim Beten.

Da sitzen sie nun, die Männer in ihren langen, blau gefärbten Zwilchröcken oder in den schwarzen „Manchester-kitteln", die Frauen im schwarzen Tuchmieder, dem grünen Rock und der goldgestickten Spitzenkappe — und herein tritt der Gerber-Karle, um seine Rede zu halten. Er kennt noch gar viele Bauern aus den Tagen, da sie Leder bei ihm geholt, grüßt sie mit Namen, setzt sich zu ihnen an den ersten besten Tisch und fragt, ob sie auch das Neueste wüßten. Begierig horchen alle auf; der schwere Filzhut, den die Kinzigtäler Bauern auch in der Wirtsstube nicht abtun, wird in die Höhe geschoben, um das Ohr freier zu machen, und der Karle beginnt: „In Steine isch a schene G'schicht passiert. Do liegt scho acht Tag a Frau, und der Pfarr' begrabt sie nit. Des isch a suvere (sauberer) Herr, do word's Spektakel ge[1]." „Gerber-Karle!" ruft ihm jetzt der Spiel-Sepp, ein Bauer aus der Steinacher Pfarrei, dazwischen, „des isch verloge, unser Herr[2] bigrabt alle."

Jetzt langt der Gerber nach dem vollen Glas des ungläubigen Bauern, leert's auf einen Zug und spricht: „Spielsepp, des soll bi Gott Gift si, wenn's nit wohr isch, was i sag. Wohr isch's, daß die Frau liegt, aber g'storbe isch sie no nit, drum het sie der Pfarr' au scho acht Tag liege g'loßt un nit bigrawe." Allgemeines Lachen der Bauern; der Gerber-Karle hat sein Glas Wein im Leib, und der oder jener Bauer streckt ihm das seinige auch noch hin mit den Worten: „Karle, trinke, des henn Ihr guat g'macht!"

[1] geben. [2] „Der Herr", so heißt der Pfarrer bei den Bauern im Kinzigtal durchweg und allein.

So geht der Reporter von Tisch zu Tisch, von Wirtshaus zu Wirtshaus und erzählt irgend etwas Unglaubliches. Sobald einer ruft: „Gerber-Karle, des isch verloge," greift er nach dem nächsten vollsten Glas, leert's und spricht: „Des soll bi Gott Gift si, wenn's nit wohr isch!"

Am Nachmittag, wenn die Bauern heimwärts fuhren, hatte der Gerber-Karle mehr als genug. Es ging lange, bis alle Bauern den schlauen Exgerber durchschauten, und nachdem dies geschehen, hielten sie ihm beim Eintritt schon die Gläser entgegen und riefen: „Karle, trinke, no verzelle Ihr ebbis, aber nit so stark lüege!" Das letztere hielt der Karle nicht, aber er hatte bis an sein Ende vollauf zu trinken, wenn die Bauern wallfahrteten. —

Hansjörgle, der Uhrenmacher in Hasle, war nicht so schlau wie der Gerber-Karle von Zell; er wäre, um einen Volksausdruck zu gebrauchen, zum Lügen zu dumm gewesen. Er war ein beschränkter, langer Mensch und so unheimlich still und wortkarg, daß ich mich nicht erinnere, mit ihm je ein Wort verloren zu haben, trotzdem er neben meinem elterlichen Garten, wo ich oft kampierte, seine Werkstätte hatte. Er machte sich, wie gesagt, in den Lesezirkel des Schreiners nur, um etwas Neues zu wissen, wenn er von den Bauern gefragt wurde. Wie der Schreiner es ihm vorlas, so referierte er den Bauern, soweit es in seinem kleinen Gehirn haften blieb.

Gegenüber dem Hause des Bäckers Waidele, vor welchem der Sonntagmorgen die Politiker versammelte, lag ein kleiner Garten meiner Großmutter, den ich als Gärtner für die Fliederbüsche und Rosenhecken unter mir hatte. Wenn ich nach dem Hauptgottesdienst mir bisweilen ein Sträußchen holte, hatte ich Gelegenheit, die Lesegesellschaft in der Nähe zu betrachten, und ich sehe sie noch heute vor mir: In der Mitte der Bank saß der Vorleser und Erklärer, der Schreiner Kraft, von seinen Nachbarn nur mit seinem Vornamen — der Ferdinand geheißen, rechts und links neben ihm als Ehren-

gäste der Ristehansele und der Hansjörgle. Der erstere hatte jeweils einen Arm auf das Knie gestützt, hielt den Zeigefinger vor den Mund und schaute dem Leser ins Gesicht, das den vollsten Ernst blicken ließ und nie außer Fassung kam. Der Uhrenmacher hatte beide Arme auf den Knien liegen und schaute ernst auf sie hinunter. Neben dem Propheten saß Norbert, der Bur, und stieß ihn bei allen Kraftstellen, die der Ferdinand vorlas, leise mit dem Ellbogen an. Der Isele-Fid, der Henne-Philipp u. a. standen, den Kreis abschließend, vor denen, die auf der Bank Platz genommen hatten.

Jetzt begann der Ferdinand mit seiner schönen Baritonstimme vorzulesen, zuerst das, was in den Blättern stand, dann das, was nicht darin stand, welch letzteres er sich den Morgen über zurechtgelegt hatte. Seine eigenen Zeitungsenten aber galten dem Propheten und dem Hansjörgle. Diesem las er etwas vor, was Sensation bei den Bauern machen mußte, als: Wiedereinführung des Zehnten, Erhöhung der Steuer, Abschaffen der Strohdächer, Besteuerung der Uhren als eines Luxusgegenstandes für Bauern. Der Jörgle jammerte und seufzte für sich und seine Bauern. Der Prophet sah darin „Zeichen der Zeit". Aber jetzt kam die Reihe an ihn. Er fahndete vor allem auf die Vorgänge im Gebiete der Religion, und deshalb verkündete ihm der Ferdinand große Christenverfolgung in China und Japan, Bekehrung des Sultans in Konstantinopel zum Christentum, Abfall einiger Kardinäle zum Protestantismus u. a.

Manchmal, wenn die beiden aus der Kirche die Straße herabkamen, stand der Ferdinand mit der Zeitung unter der Haustüre und machte allerlei Gestikulationen und Bewegungen des Staunens mit den Händen und mit dem Kopf, so daß der Jörgle und der Hansele von ferne sahen, es müsse wieder etwas ganz Besonderes in der Welt vorgegangen sein. Dann liefen sie, ehe der Kirchenrock ausgezogen war, auf ihn zu, um das Neueste zu vernehmen.

Hatte dem Propheten irgend eine Nachricht tief in die Seele geschlagen, so aß er nicht zu Mittag; er verarbeitete zuerst das Gehörte zu prophetischen Bildern in seiner Werkstätte. Hiebei schaute und hörte ihm der Nachbar Norbert durch eine Ritze der Werkstattüre zu, ließ, wenn es nötig war, auch übernatürliche Stimmen vernehmen und meldete dem Schreiner, was der Prophet in seiner Aufregung gesprochen und geweissagt hatte. Der Ferdinand las dann bei der nächsten Versammlung Entsprechendes vor, und dann glaubte der Ristehansele erst recht an seine übernatürliche Sehergabe.

Bisweilen predigte er auch über die schlechte Welt und die kommenden Strafgerichte, und dann stand er auf seinem Hauklotz in der Werkstätte und um ihn sein Weib Judith, seine zwei Kinder und Norbert, der Bur, sein intimer Freund und Verräter. Der gab an Sonntagnachmittagen auf den Kegelbahnen und in den Bierhäusern alle Worte des Propheten wieder zum besten, und bald hatte der Ristehansele viel vom Spott zu leiden in seiner Eigenschaft als Prediger und Prophet. Der Norbert kaufte auch auf den Jahrmärkten „alte Prophezeiungen" und las sie an Winterabenden dem Hansele vor, der ein felsenfestes Vertrauen hatte auf seine zwei Mephistos, den Schreiner und den Nagler. —

Jahrelang noch wurde in jener Zeit in Hasle die Geschichte von den „Heckgaisen" (Eidechsen) erzählt, welche der Norbert und der Ferdinand einst dem Ristehansele und dem Hansjörgle spielten. Der Uhrenmacher und der Krummholz waren beide arme Teufel und stets bereit, zu ihrem handwerksmäßigen Erwerb noch etwas nebenher zu verdienen. Eines Tages liest ihnen nun der Ferdinand vor, daß das neueste und beste Heilmittel gegen Schwindsucht ein Präparat sei aus Heckgaisenfleisch. Es werde in den Apotheken sehr teuer bezahlt, nur müsse man vorher und bei der Ablieferung reinen Mund halten, da die Patienten sonst das Heilmittel verschmähen würden und die Apotheker in Schaden kämen.

Aus diesem Grunde dürften die Tiere auch nur entweder spät abends oder früh morgens in die Apotheken gebracht werden, um möglichst „unbeschrien" zu sein. Für das Stück würden drei Batzen (36 Pfennig) bezahlt.

Der Hansjörgle und der Ristehansele erklärten sich alsbald zum Fang von Heckgaisen bereit, und der Ferdinand versprach ihnen, unentgeltlich Stiele zu den Gabeln zu machen, die der Norbert gratis lieferte, und mit denen die Tierchen erlegt werden sollten.

Draußen an der Kinzig, auf dem sogenannten „Steinrucken", da spielen in der Frühjahrs- und Sommerszeit muntere Eidechsen zahlreich auf den warmen Kieselsteinen, und hieher verlegten die beiden ihr Jagdgebiet. Mit zwei Gabeln an langen Stielen, und der Hansjörgle noch einen Sack auf dem Rücken, zogen sie aus zur Mittagszeit. Keinem Menschen, soweit ihnen solche begegneten, verrieten sie ihr Geheimnis, und wer sie fragte, wurde irregeführt. Die Jagd war mühsam, die Tierchen weit hurtiger als die zwei Jäger, die Sonne brannte heiß, und zwei ganze Nachmittage vergingen, bis gegen dreißig Heckgaisen erspießt waren. Jetzt dachten sie an Ablieferung.

Der Freund Ferdinand hatte bereits mit dem Apothekergehilfen Rücksprache genommen. Das war damals der alte Stein, ein Schweizer, mit dem ich als Student noch manchen Schoppen trank, ehe er in der Kinzig verunglückte und sein Leben ließ.

Früh am Morgen, da der „Apothekersknecht" Dienste hatte, zogen die Heckgaisenfänger der vor dem Städtchen am Klosterbach gelegenen Apotheke zu, das neueste Heilmittel in einem Sack. Der eingeweihte Gehilfe des Apothekers schaute befremdlich über seiner silbernen Brille hervor, als die Leute ihren Schatz zu seinen Füßen legten und ihm geheimnisvoll mitteilten, was sie hätten, und ewiges Stillschweigen gelobten. „Ja," meinte der Pharmazeut, „'s könnte schon sein, daß der Herr Apotheker die Eidechsen

kauft, allein ich kann's nicht entscheiden, und er ist noch in der Ruhe. Kommt heute abend wieder. Aber, à propos, sind die Heckgaisen auch geschält, sonst können wir sie nicht brauchen?" „Nein," erwiderte der Krummholz, nachdem er den Hansjörgle bedenklich angeschaut, „g'schellt sinn sie nit. Von dem het der Ferdinand nix vorg'lese." „Aber wir welle sie bis z'Obed schelle," fiel der Hansjörgle ein; „'s word frili a kaibe G'schäft si, aber sechs Guldi isch au a schens Geld!" — Der alte Stein empfahl ihnen Sorgfalt und entließ sie.

Schon standen der Ferdinand und der Norbert an der Lesebank und erwarteten die Heckgaisenverkäufer, begierig, ein Resultat, das sie bereits kannten, aus ihrem Munde zu hören. Der Schreiner und der Nagler ermutigten natürlich die beiden, doch ja gleich an die Arbeit zu gehen, und gaben ihnen die nötige Anleitung, mit einem Taschenmesser das Schälen der Heckgaisen zu bewerkstelligen. In der Werkstätte des Uhrenmachers wurde die Operation vorgenommen und mit größter Zähigkeit durchgeführt, bis alle die armen Tierchen geschält waren. Jetzt wurde die Dunkelheit der Nacht abgewartet, und dann ging's abermals der Apotheke zu, wo der „Herr" Dienst hatte, während der Gehilfe im „Bayerischen Hofe" beim Bier saß. Der Hansjörgle zog an der Nachtglocke, während der Prophet den Schatz trug und die Anrede an den Apotheker im Leibe hatte.

Der damalige Apotheker hieß nicht bloß Ernst, er war auch ein Mann von hohem Ernst, der wenig Spaß verstand in Sachen seines Geschäftes. Er glaubte, es habe irgend ein Bäuerlein geläutet, das, von den Bergen herabgekommen, spät noch den Doktor geholt hätte und jetzt, nach dessen Rückkehr, das Rezept machen lassen wolle. Wie staunte er aber, als der Krummholz ihn anredete: „Herr Apotheker, do hemm'r jez die g'schellte Heckgaise, Ihr wäre scho wisse, zua was Ihr sie bruche könne!" — „Ich glaube, Ihr Leute seid verrückt! Wer sagt Euch, daß ich Eidechsen kaufe?" fuhr der Apotheker sie scharf an. „In der Zittung

isch es g'stande. Nemme sie doch, wir sage nix!" — „Dummheiten! Macht, daß Ihr mir zu meinem Haus hinauskommt!"

Alles Bitten und Betteln half nichts, der Apotheker machte ihnen schließlich die Türe auf und zeigte ihnen, „wo der Zimmermann das Loch hinausgemacht hatte". Der Hansjörgle und der Ristehansele waren empört; sie glaubten, der Apotheker könnte die Heckgaisen wohl brauchen, traue aber ihrer Verschwiegenheit nicht. Aus Zorn nahm der Krummholz, als sie draußen waren, den Sack und schüttelte die Heckgaisen auf die Staffel mit der Drohung: „So, do henn Ihr sie jez, daß alles im Städtle morge weißt und sieht, daß Ihr Heckgaise in die Medizin nemme!"

Der Norbert hatte bereits für die Verbreitung der Geschichte gesorgt, und jedermann grüßte in der nächsten Zeit die beiden Politiker als „Heckgaisenschäler". Bald wußten es auch die Bauern, sie hörten es an den Markttagen zu Hasle, und dem Hansjörgle war nichts herber, als wenn er auf seinen Wanderungen in einem Bauernhof gefragt wurde: „Hansjörgle, isch's wohr, henn Ihr scho amol[1] Heckgaise g'schellt?" Dem Ristehansele gab dieser Spott aber den ersten Anstoß, daß er an Auswanderung dachte. Dazu kamen noch allerlei Zeichen, die seinem Prophetenblick nicht behagten.

Der Schreiner Kraft war ein hochbegabter Mensch. Er hatte lange in der Schweiz gearbeitet und nicht bloß die schönsten Lieder und Jodler mit an die Kinzig gebracht, sondern auch außerordentliche Kenntnisse in der Mechanik. Wie der Nachbar Krummholz beständig über die Zukunft der Welt nachdachte, so studierte der Schreiner an Erfindungen. Und richtig, eines Tages, zu Anfang der fünfziger Jahre, fuhr er mit drei Gefährten zu aller Menschenkinder Staunen auf einem Velozipeд mit vier Rädern durch die Straßen. Die vier Velozipedisten saßen in einem Kasten und trieben, mit Händen und Füßen arbeitend, das Wunderding vorwärts.

[1] habt Ihr schon einmal.

Allerdings ging's nicht ohne starke Anstrengung ab, und die Haslacher gaben bald der neuen Erfindung den Namen „Schwitzkasten". Trotzdem fuhr der Wagen längere Zeit talauf und talab, denn alle erwachsenen Mannsleute wollten einmal darin gefahren sein. Der geniale Schreiner aber ist sicher mit zu den Erfindern neuer Fahrwerke zu rechnen.

Auch der Prophet wurde eingeladen, doch um keinen Preis wäre er in dies „Teufelsfuhrwerk" gesessen. Er weissagte, daß eine Zeit käme, da viele Leute auf derartigen Dingen fahren, daß aber kein ordentlicher Christ sich derselben bedienen würde. Seine Gabe der Vorhersehung war demnach nicht ohne. Norbert, der Bur, versicherte bis an sein Ende hoch und teuer, daß der Ristehansele schon in den fünfziger Jahren prophezeit habe, 1870 und 1871 würden viele Menschen in einem großen Kriege das Leben verlieren.

Die europäische Zukunft wurde so immer trüber vor des Propheten Augen. Er galt zudem in seinem Vaterlande nicht nur nichts als Prophet, sondern wurde noch als „Heckgaisenschäler" verhöhnt und verspottet; deshalb zog der Ristehansele samt seiner Judith und den Kindern schon anfangs der sechziger Jahre zu dem in Baden ehedem viel genannten Pfarrer Oschwald nach Amerika. Jahre kamen und gingen; da ließ er seinem Freunde und Nachbarn Norbert einmal durch einen Haslacher, der aus der Neuen Welt heimkehrte, melden, „er sei im Staate Wisconsin in einem Kloster, wo der Vorgesetzte ihm das Predigen und Prophezeien und selbst die Korrespondenz mit Europa verboten habe". Seitdem ist keine Kunde mehr von ihm über den Ozean gedrungen.

Des Hansjörgles Lebensuhr hat auch längst ausgeschlagen. Vom ganzen Lesezirkel vor des „Bäcker-Waideles" Haus lebte am längsten Norbert, der Bur.

Noch Ende der achtziger Jahre konnte man einen alten, bartlosen Mann, gebückt und die Hände unter seinem Naglersschurzfell, eine gestrickte Wollmütze auf dem Haupt, an Markt-

tagen das Städtle hinaufgehen sehen. Es war Norbert, der Bur, der über den Marktplatz zum Bierkrämer ging und da oft und gerne erzählte vom großen Hammer, vom Hansjörgle und vom Ristehansele.

Nägel hat er gemacht, bis der Tod ihm den Hammer aus der Hand nahm und sie ihm anno 1889 die Nägel in den eigenen Sarg schlugen. — —

Ich hatte immer geglaubt, mit Norbert, dem Bur, sei der letzte aktive Nagler von Hasle aus dem Leben geschieden und dies poetische Handwerk hier, wie anderorts auch, untergegangen.

Doch siehe da: Ringsum im Kinzigtal sind die Nagelschmiede ausgestorben, im lustigen Hasle aber nicht.

Noch am Ende des 19. Jahrhunderts amteten in alter sinniger Art am Nagelstock zunächst noch zwei richtige ehemalige Lehrbuben des Nagler-Wendels, der Giger-Wendel und der Giger-Lepold, beide von dem in Hasle einst zahlreichen Geschlechte Geiger.

Der „Lepold" war Vollnagler und nagelte noch als ein Sechziger seine 2000 Stück im Tag; der Wendel war nebenher Totengräber und stand am Nagelstock nur an jenen Tagen, an denen er keinem Haslacher Toten ein Grab zu graben hatte.

Schon sein Vater war Totengräber, da ich noch jung im Leben stand. Und der alte „Giger-Weber" ist mir heute noch das Bild eines schönen Totengräbers. Mit seinem blütenweißen wallenden Haar, seinem magern gelben Gesicht und seiner scharf gebogenen Römernase imponierte er mir, dem Knaben, mit Macht, so oft ich ihn an seiner ernsten Arbeit sah.

Den Lepold hab' ich noch anfangs der neunziger Jahre besucht und nach seinem Meister gefragt, dem Wendel. Trocken, aber kurz und gut charakterisierte er seinen einstigen Lehrherrn: „Untertags war der Nagler-Wendel nie in der Werkstatt, da ist er seinen boshaften Reden nachgegangen."

Meister Lepold beklagte den Untergang seines Handwerks. Er hat deshalb keinen seiner drei Buben Nagler werden lassen, auch sein Vetter Giger-Wendel nicht. „Wenn die Buren nit wären," meinte der Lepold, „hätten der Wendel und ich auch nichts mehr zu nageln. Die Buren allein wollen noch geschmiedete Nägel, die Handwerker alle, die einst bei uns kauften: Schuster, Schreiner, Zimmerleute, gehen der ‚lumpigen Modewar' nach."

Also auch hier wieder, dachte ich, ist das Volk der Erhalter der Poesie, selbst der Poesie der Nagelschmieden. —

Heute, anno 1910, da ich das Buch wieder durchsehe, sind auch der Wendel und der Lepold tot, aber es nagelt in Hasle noch ein jüngerer Meister Tag für Tag, „der Kasper". Auch ihn suchte ich am gleichen Tage wie den Lepold auf und fand in ihm noch einen Nachkommen der großen Politiker meiner Jugendzeit, des Nagler-Wendels und des Nagler-Bührers.

Der Kasper macht, wie einst diese, auch scharf in Politik, ein Geschäft, dem der wortkarge Lepold so wenig huldigte als sein Kollege Wendel, der Totengräber. Der Kasper ist „der Sprecher" für alle seine Nachbarn in der „Vorstadt", die ihm deshalb den Ehrennamen „unser Bürgermeister" gegeben haben. Er hält die „Zentrumsfahne" hoch und spricht mit Eleganz und Wärme über alle engern und weitern politischen Fragen.

Aber der Kasper ist noch etwas, was ihn in meinen Augen hochstellt; er ist Idealist und Optimist in bezug auf „die Zukunft der Nagelschmiede". Er lobt den Geschäftsgang und meint, „die Menschheit werde von Jahr zu Jahr mehr zu den geschmiedeten Nägeln zurückkehren und der Fabrikware entsagen".

Der Kasper glaubt also an das Wiedererwachen des alten Naglerhandwerks und damit an die Wiederkehr eines Stücks Poesie, und darum hatte er sofort mein Herz gewonnen.

„Last not least"[1], sagt der Engländer. Als ich damals vom politischen Vertreter der Vorstadt weg der Altstadt zuschritt, da traf ich abermals auf einen aktiven Nagler klassischer Herkunft. Es war der „Karle", der Sohn des „Hie-Verreck". Er machte vor einem Neubau bei der „Kanone" Kalk an für die Maurer. Auch er hämmerte damals noch, wie er mir zu meinem freudigen Staunen erzählte, Nägel, aber nur im Winter, im Sommer arbeitete er als Handlanger bei den Maurern.

Sein Vater, meinte der Karle, habe seinen Durst leichter gelöscht als er, der Sohn und Erbe jenes Durstes. Der „Alte" habe seine Geige genommen und bei Hochzeiten und Tänzen aufgespielt; er, der Sohn, müsse als Handlanger schwerer arbeiten und bekäme trotzdem nicht so viel zu trinken.

Daß der „Hie-Verreck" Geiger und Hochzeitsmusikant war, wußte ich nicht mehr. Diese neue poetische Eigenschaft verklärte mir aber heute noch die Gestalt des Staatsdieners und Transporteurs aus meiner Knabenzeit.

Sein Sohn Karle aber sprach den Unterschied zwischen ihm und seinem Vater mit einem so reizenden Anstrich von Galgenhumor aus und ohne auch nur einen Augenblick aufzuhören, in seiner „Kalkpfanne" zu rühren, daß ich ihm für den Tag das Löschen seines Durstes durch ein Trinkgeld erleichterte.

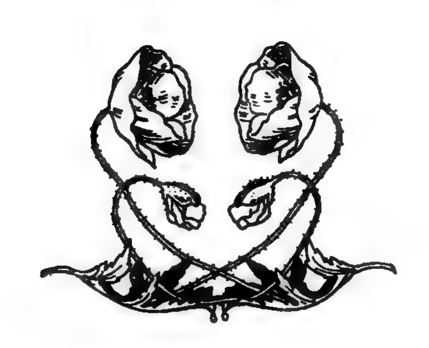
Mit dem gleichen Humor machte er noch jahrelang zur Winterszeit, wenn die Tannen des Urwaldes mit Schnee bedeckt sind und die Bächlein im Tale mit Eis gehen, hinten an der Berghalde beim Schänzle, wo er seine Herberge aufgeschlagen, seine Nägel.

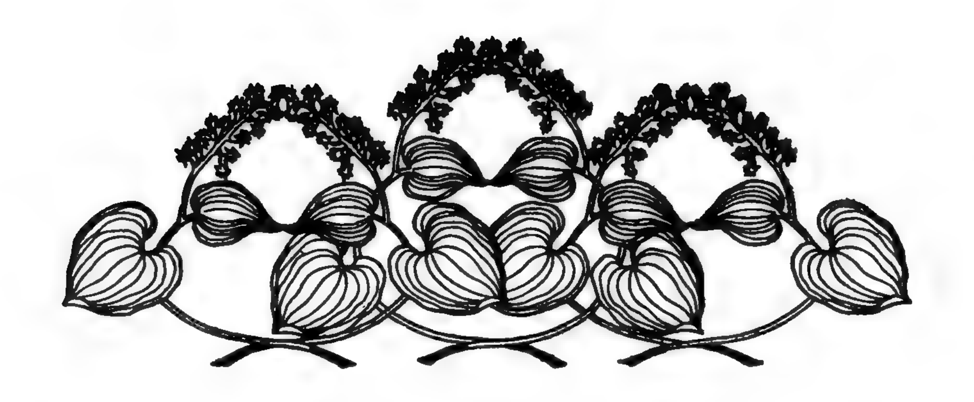
Älter geworden, zog er ins Städtle, wo seine braven, erwachsenen Töchter und eine Invalidenrente dem Karle, der einst bei den roten Dragonern die Feldzüge von 1866 und 70 mitgemacht, es ermöglichten, zu privatisieren. Im Früh-

[1] Der Letzte ist nicht der Schlechteste.

jahr 1910 kam aber der Tod und holte ihn ab zur großen Armee.

Jetzt nagelt nur noch unverdrossen der Kasper, der Bürgermeister in der Vorstadt, und mit ihm rufe ich: „Es lebe die Zukunft und die Zunft der Nagelschmiede!"





Der kritisch' Hans.

1.

Unter den stummen Zuschauern auf der obengenannten Kegelbahn des Kanonenwirts an den Sonntagnachmittagen meiner Knabenzeit saß öfters auch ein älteres, kleines Männlein und rauchte seine Pfeife. Das war der „kritisch' Hans", des Dorfburen Sohn aus dem Huserbach, ein „Landsmann" des Naglers Norbert.

Die Bauern im Huserbachtale trugen zur Zeit, da der Norbert und der „kritisch' Hans" geboren wurden, ihre Kinder auf eine sehr primitive Art zur Taufe. Weit unten an der Mündung des Tales stand einsam auf dem Gottesacker die alte Kirche von Husen-Dorf und unweit davon das jetzt abgetragene Pfarrhaus[1]. Die einzelnen Bauern wohnen zerstreut das enge Gebirgstal hinauf. Wenn nun ein Kindlein aus dem obern Tal getauft werden sollte, dessen Paten unten wohnten in der Nähe der Kirche, so nahm der Vater das Kind in einen Zwerchsack und trug es auf dem Rücken talab der Kirche zu. Hier angekommen, hing er den jungen Weltbürger oder die kleine Eva an die verschlossene

[1] Pfarrhaus und eine neue Kirche befinden sich jetzt in Husen-Stadt.

Kirchentüre, suchte den Mesner, der irgendwo in einer benachbarten Hütte wohnte, meldete dem Pfarrer die Taufe an und holte den „Götte und die Göttle" (Taufpaten) von ihren Gehöften.

Daß Norbert, der Bur, und der kritisch' Hans so getauft worden wären, wollten sie trotz der unleugbaren Poesie, welche in dieser Prozedur lag, nie leiden. Die Haslacher hielten es ihnen aber um so lieber vor, je mehr sie sich dagegen sträubten.

Der „kritisch' Hans" behauptete, als Sohn des „Dorfbure" habe sein Vater nicht weit zur Kirche gehabt, und man habe ihn in einer „Zeine" (Korb) zur Taufe gebracht. Der Norbert meinte, zur Zeit, als der viel ältere Hans zur Welt gekommen, habe die Sitte noch existiert; zu seiner Zeit aber habe man die kleinen Kinder „ehrlich" zur Kirche getragen. Natürlich glaubten die Haslacher keinem von beiden, sonst hätten sie die zwei Huserbacher nicht mehr mit dem Zwerchsack foppen können. —

Die Hofbauern des Kinzigtales betrachten seit Jahrhunderten ihre Güter als eine Art von Fideikommiß. Es gibt keine Erbteilung der Felder und Wälder, sondern das Allod geht an einen Stammhalter über, und zwar nicht, wie bei Fürsten und Standesherren, an den ältesten, sondern an den jüngsten der Söhne des regierenden Hauses. Diese altübliche Einrichtung hat ihre zweifach praktische Seite; einmal bleibt das Gut und somit ein fester Sitz der Familie erhalten, und dann kann der Majoratsherr ruhig seine alten Tage abwarten, bis der jüngste Sohn herangewachsen ist.

Es ist höchst selten, daß ein Bauer als regierendes Haupt stirbt. Wenn er zu Jahren gekommen, „gibt er ab", um im Leibgedinghaus, das neben jedem Hof steht, seine Tage zu beschließen. Daß er aber an den Jüngsten abgibt, ist sehr vernünftig. Wäre der älteste Sohn der Berechtigte, so hätte der Alte, sobald der Erbprinz heiratsfähig geworden, keine

ruhige Stunde mehr bei seinem Regiment. Der Sohn würde den Vater drängen, in den besten Jahren, da das Herrschen noch süß ist, ihm Hab und Gut abzutreten und aufs „Libding“ zu gehen. Drum haben die praktischen Bauernköpfe der vergangenen Jahrhunderte die Thronfolge auf den Jüngsten gestellt, und wenn der Benjamin ein Mann geworden, ist der Vater Jakob ein Greis und geht gerne in Pension.

Dieses Erbrecht nennen die Kinzigtäler Bauern den „Vortel“ (Vorteil). Der Jüngste hat den Vortel, und wenn er ausnahmsweise einmal freiwillig auf die Nachfolge verzichtet zugunsten des Älteren, so muß dieser ihm „den Vortel abkaufen“. So wird dann der Jüngere eine Art umgekehrter besserer Esau; er verkauft nicht seine Erstgeburt, sondern seine Letztgeburt, nicht um Linsen, sondern um blanke Taler.

Der Erbsohn bekommt den Hof um einen ganz billigen Anschlag, so daß er existieren kann, selbst wenn er nicht besonders haust. Von der Übernahmssumme fällt abermals ein gleicher Teil auf sein Haupt, und den Rest teilen die Geschwister. So kommt es, ganz wie bei Fideikommissen, daß der Majoratsherr ein gemachter Mann ist und seine Geschwister mehr oder minder arme Teufel bleiben ihr Leben lang. Der Jüngste thront als Bauer, kommandiert, fährt „zu Markt“, und seine älteren Brüder und Schwestern dienen ihm, wenn sie nicht zum Heiraten kommen oder auswärts gehen, als Knechte oder Mägde.

Es ist dies für die älteren Söhne, welche dem Vater bei der Arbeit behilflich waren, während der Jüngste noch in den Windeln lag, hart, allein die regierenden Häupter haben zu allen Zeiten, auch im Interesse der Familie, ihre Herrschaft möglichst zu sichern gesucht; darum kann man es auch den Großbauern nicht verübeln. Und dem Ganzen liegt eben jenes Gesetz der Solidarität (gegenseitigen Haftbarkeit) und Reversibilität (Rückfälligkeit) zugrund, das durch

die ganze Menschheit geht und uns allein auch die Erbsünde erklärt, und das in den bekannten Worten ausgedrückt ist: „Einer für alle, und alle für einen."

Wie ruhig sie sich betten, die abtretenden Hofhäupter, das geht auch aus der Art hervor, in der das Leibgeding, welches der nunmehr regierende Bauer dem abgehenden alljährlich zu entrichten hat, festgesetzt wird. Bares Geld wird wenig „bedungen", aber alle Lebensbedürfnisse ohne jegliches Mittun des Pensionierten. Ihm liefern nach seiner Auswahl die besten Kühe im Stall die tägliche Milch, die schönsten Schafe die Wolle, und von allen Obstbäumen auf dem Gute kann er die beladensten von jeder Sorte für sich auswählen. Butter, Hanf, Speck, Hafer, Korn und Weizen trägt zur bestimmten Zeit und in bestimmten, reichlichen Quantitäten der Jungbur dem Alten ins Leibgedinghaus.

So residieren auf den Schwarzwaldhöfen oft zwei Familienhäupter nebeneinander, der Patriarch und sein Letztgeborener, und Haus und Hof bleiben zum Segen der künftigen Generationen in einer Hand.

Die älteren Söhne und Töchter, soweit sie nicht durch Heirat auf andern Hofgütern Buren oder Bürinnen werden oder beim „jungen Bur" dienen wollen, ziehen in der Regel „ins nächste Städtle" und werden dort Knechte und Mägde. Bisweilen wenden sich einzelne von den Söhnen einem Handwerk zu und werden dann meist Schuhmacher, Schneider, Weber oder Maurer in den Dörfern. Manche der Enterbten wandern auch aus nach Amerika, was besonders in den vierziger, fünfziger und sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts der Fall war. —

Des Dorfbure Hans aus dem Huserbach blieb im Lande seiner Väter und wandte sich der Zunft der Maurer zu, die in der deutschen Welt allbekannt ist durch ihren großen Durst und ihre gemächliche Arbeit, und deren Vertreter im Kinzigtal diese beiden Nationaleigenschaften der Maurer in hohem Grade zum Ausdruck bringen. Seine Lehre

machte der Hans in „Husen“, dem altersgrauen Städtchen, oberhalb des Huserbachs gelegen. Der Lehrmeister aber war der Speckle-Murer, den ich noch wohl kannte, und der im Geburtshaus seines Onkels, des schon oben genannten Abtes Speckle, residierte. Der Speckle-Murer galt als kühner Steinbrecher und Felsenkeller-Erbauer, und so wurde der Hans auch Steinbrecher.

Der Steinbruch des Meisters lag zwischen Husen und Hasle an der Kinzig unterhalb des „Haltenhüsles“. Rötlicher Granit bildet seinen Bestand, der den Brechern viele Mühe macht, bis er „losgeht“. Es waren harte Tage, die der Hans im Steinbruch verlebte, versüßt nur durch die Stunden, die man im Haltenhüsle, einer einsamen und verlassenen Wirtschaft, zubrachte, um Hunger und Durst zu stillen.

Eines Tages nun schlug ein Felsstück einen Mitarbeiter unseres Hans nieder und verletzte ihn schwer. Als der Hans am Abend heimging, begegnete ihm der alte Pfarrer Schmid von Husen und ließ sich von ihm die Katastrophe des nähern erzählen. Am Schlusse des Referats mahnte der Pfarrer den Hans nachdrücklich zur Vorsicht, denn das Steinbrechen sei eine gar kritische Sache. Von da ab war das Wort „kritisch“, das der Hans zum ersten Male im Leben gehört, sein Schlagwort bei allen passenden und unpassenden Gelegenheiten. Mit dieser Parole kam er als Geselle nach Haslach, und in kurzem hatte er hier seinen richtigen Spitznamen, und als der „kritisch' Hans“ ging er fortan durchs Haslacher Leben.

Die Maurerzunft in Hasle hat zu allen Zeiten und bis zur Stunde Originalmaurer in Hülle und Fülle aufzuweisen gehabt. Ich kann nicht jedem ein eigenes Kapitel widmen, drum sollen sie unter der Fahne des „kritischen Hans“ aufmarschieren.

Den „Kappen-Murer“ habe ich bereits in meinen Jugenderinnerungen beschrieben, ebenso des „Jäger-Murers“ und des „Murer-Tonis“ Erwähnung getan. Eine meiner frühesten

Knabenerinnerungen aber war neben dem Murer-Toni, dem Hofmaurer meiner Großmutter, der Maurermeister Zachmann, ein Vetter meines Vaters und der erste seines Metiers im Städtle. Er war ein dicker, starker Mann, der untertags immer Tabak kaute und neben der Arbeit das Trinken nicht vergaß.

An Montagen, wenn es am Abend zu dämmern begann, trippelte er regelmäßig, etwas angeheitert, an unserm Hause vorbei seinem Hause in der Vorstadt zu und sang aus Leibeskräften:

Guter Mond, du gehst so stille
An dem blauen Himmelszelt,
Und der Maurer wider Wille
Geht jetzt heim, er hat kein Geld.

Kam er bisweilen später heim, so sang er seiner Frau noch vor dem Hause ein Lied; in der Regel das alte:

Vas Annele stand uff
Und zünd a Liachtle a.

Seine Walburg aber hatte keinen Sinn für derartige abendliche Huldigungen und konnte, wie so viele Weiber, das Schimpfen nicht lassen, wenn der Mann spät und angeheitert heimkam. Dann aber überfiel den Sänger eine gelinde Wut, und es war nichts mehr vor ihm im Hause sicher.

Sein Haus stand neben unserm Garten, und manchmal sah ich noch von diesem aus die Zerstörungen, welche der beleidigte Sänger in der Nacht zuvor angerichtet hatte.

Noch erinnere ich mich, daß der Zachmann meinem Vater jeweils den Backofen flicken und reparieren mußte. An jenen Tagen wurde nicht gebacken, aber im Ofen war doch noch eine sehr respektable Wärme. Der Meister selbst ging deshalb nie in denselben, und seine stehende Redensart an meinen Vater war: „Waisch, Philipp, i gäng selbst in Ofe, aber Du

waisch, daß ich sowieso vil Durst hab', und wenn i do ni käm in dia Hiz, müaßt i mi nochher z'Tod trinke!"

Er sandte darum seinen Sohn Plazidus hinein und kommandierte von außen die Arbeit, unter dem Ofenloch stehend. Den Plazidus aber muß diese Arbeit, die bei allen Bäckern vorkam, sehr ausgetrocknet haben; denn, kaum Meister geworden, entwickelte auch er einen gewaltigen Durst. In seiner Zunft aber übertraf er als Meister alle; er ward ein Kunstmaurer ersten Ranges und hatte nicht umsonst in München studiert. Er beschloß seine alten Tage als Rentner. Er hatte seinem Sohne das Geschäft übergeben und, wie er mir selbst sagte, nur den Durst für sich vorbehalten. Jetzt ist er schon lange tot und auch schon sein Sohn.

Sein Vater verunglückte noch während meiner Knabenzeit in seinem Steinbruch neben seinem Rebberg, in den er mich jeden Herbst eingeladen hatte, und es tat mir in der Seele weh, als sie vor meinen Augen den verstümmelten Mann über die Kinzigbrücke trugen, seiner Wohnung zu. Wir Knaben umstanden das Trauerhaus, in welches der Kaplan und der Doktor zugleich hineingingen. Der Sterbende verlangte zuerst die Hilfe des Priesters, da der Arzt doch nicht mehr helfen könne. Während wir außen standen, verschied der lebenslustige Mann in seinen besten Jahren. —

Bei dem ältesten Kollegen Zachmanns, beim Murer-Toni, trat der kritisch' Hans als Geselle ein. Der Meister stammte von Husen-Stadt, war also ein Landsmann des Gesellen. Der Toni besaß damals noch den schönen Steinbruch am Strickerwald, und Hans hatte dem Meister bald die kritische Bedeutung des Steinbrechens derart klargemacht, daß er ihm diese Arbeit allein überließ und sich nur das Weißeln und Ofenrußen in Privathäusern vorbehielt.

Ich machte meine erste Bekanntschaft mit dem Murer-Toni, als er einst bei meiner Großmutter weißelte und das Lied dazu sang: „Freund, ich bin zufrieden." Er arbeitete ebenso langsam, als er sang, und sprach auch im gleichen Tempo.

Ich sehe das kleine Männlein mit seinem schwarzen Schweizerbart und einer riesigen Schramme im Gesicht noch vor mir, wenn er beim „Neunuhrbrot" in der Großmutter Stube saß und mit ihr diskurierte. Er galt trotz seiner Langsamkeit bei derselben sehr viel, und ihr Leibspruch in dieser Richtung war: „Es kann halt keiner wißle wie der Toni", und dieses Zeugnis trug er dann durch alle Stationen seines Amtes mit den Worten: „Die alt' Kaltebache isch g'wiß a exakte Frau, aber sie sait[1] immer: es kann keiner wißle wie der Toni."

Unter der Woche rußte und weißelte er ehrlich, redlich und langsam den ganzen Tag, aber am Sonntagabend litt er nach dem Wirtshausbesuch bisweilen an Halluzinationen, und dann wurde das kleine Männlein bösartig, wenn er heimkam. Er war Junggeselle und konnte deshalb seine Weinlaune nicht an Weib und Kind auslassen; darum kam es oft vor, daß er den alten, gußeisernen Ofen in seiner Stube mißhandelte. Er hielt ihn für einen Fremdling, der in sein Gemach eingedrungen wäre. Ohne Licht zu machen, redete er dann die dunkle Gestalt an: „Kerl, was schaffsch du do hin? Mach, daß du nußkommsch[2] oder i wirf di nuß!"

Da der Angeredete schwieg und auch auf Ohrfeigen nicht losging, so ergriff der zornige Murer den Kerl und warf ihn stückweise zum Haus hinaus. Am andern Morgen, wenn der Toni den Schaden besah oder der Schlosser-Fidele, sein Nachbar, ihn herausklopfte und aufmerksam machte auf seine nächtliche Tat, ging er ruhig an die Wiederherstellung des Ofens mit den Worten: „Toni, du bisch einewäg a alt's Kühhorn; jetzt hesch de Ofe wieder nußg'worfe!" Hatte er ihn in aller Geduld wieder aufgesetzt, so wichste er ihn, als wollte er dem guten gußeisernen Kerl die Schmach abbitten, die er ihm angetan. Unzählige Male hat der Toni seinen Ofen so hinaus- und hineinexpediert.

[1] sagt.

[2] hinauskommst.

Bisweilen glaubte er am Sonntagabend auch, der Abort sei sein Kleiderkasten, in den er dann seine sonntäglichen Gewandstücke ablegte.

Manchmal verwechselte er in seinen alten Tagen den Sonntag und die werktägliche Arbeit. Wenn er am Montag früh aufstand, meinte er, es sei noch Sonn- oder Feiertag, und zog sein bestes „Häs" an. Kaum angezogen, fiel ihm der Werktag ein und daß er versprochen habe, da oder dort einen Ofen zu rußen. Flugs nahm er seinen Maurerkübel und das Putzzeug auf den Rücken und ging davon. Wenn ihn der Schlosser-Fidele nicht noch beizeiten daran erinnerte, erschien der Toni in Gala zum Ofenrußen und wurde unter Hohngelächter heimgeschickt. Das verdroß ihn aber nicht; auch ließ er sich's gefallen, daß er schließlich den Spitznamen „Kühhorn" trug. Unentwegt sang er jeden Morgen an der Arbeit: „Freund, ich bin zufrieden."

Stolz aber war sein Geselle, nachdem er sich den Namen des kritischen Hans erworben. Wenn am Sonntag Bauern im Wirtshaus saßen, die ihn nicht kannten, stellte er sich sofort als den kritischen Hans vor. Wenn wir Buben in den Strickerwald zogen und er oben in den Felsen saß und seine Löcher bohrte, riefen wir ihm jeweils zu: „Kritischer Hans, derfe wir au zueschaue, wenn g'schosse wordt?" — „Nei, Buawe," war seine ständige Antwort, „do goht's kritisch her. Laufe, was ihr könne. Der kritisch' Hans ist selbst des Lebens nit sicher."

Bald darauf, wenn wir oben im Walde standen, krachte es, daß Berg und Tal widerhallten, und wenn wir zurückkamen, saß der Hans schon auf einem Felsstück, das er eben gesprengt, stopfte sein Pfeifchen und betrachtete die Wirkung seiner Schüsse, ehe er aufs neue zu bohren anfing.

Zur Zeit, da ich den Hans in den Felsen anrief, war er schon ein Mann von Jahren, sprengte schon seit vielen, vielen Monden in Haslach Steine im Sold des Meisters Kühhorn. Zwischenhinein hat er auch einige Zeit in der Fremde

zugebracht; die Ursache dieser Auswanderung aber war eine sehr kritische gewesen.

Er hatte eines Tages in den alten Silberbergwerken am Herrenberg zu sprengen, um die längst verlassenen Erzgänge zu Bierkellern zu erweitern. Am Nachmittag kam er ins Städtle, um beim Kaufmann Gotterbarm Pulver zu holen und beim Schmied Isele (Eisele) in der Vorstadt die Bohreisen spitzen zu lassen. Mit dem Pulversäckchen in der Hand und seiner Pfeife im Mund trat er beim alten Isele ein, der eben am Feuer stand, legte seinen Sack auf eine Bank und gab seine Bohrer dem Schmied zur sofortigen Bearbeitung.

Kaum brachte der Meister dieselben glühend aus dem Feuer und schlug die ersten Hammerschläge darauf, als ein Funke in den Pulversack flog und eine Explosion bewirkte, die dem Kritischen mit einem fliegenden Stück Eisen die Pfeife nebst einigen Zähnen wegschlug und dem Schmied sämtliche Fenster der Werkstätte aus den Rahmen trieb. Aber auch in diesem Moment verlor der Hans seine Geistesgegenwart nicht. Als der erste Schreck vorüber war, sprach er gelassen: „Meister, do goht's kritisch her!" Der alte Isele aber, ein harter, finsterer Mann, verstand nichts von Humor; er ging mit dem Hammer auf den Kritischen los, und wenn der nicht die Flucht ergriffen hätte, wäre es zweifellos noch viel kritischer geworden.

Im ganzen Städtchen hatte man die Explosion vernommen, und alles fiel über den armen Hans her. Am andern Morgen war er verschwunden; niemand wußte wohin, und nur das Kühhorn sprach die Vermutung aus, sein Geselle sei aus Scham nach Amerika geflohen. —

Es vergingen mehrere Jahre. Der kritisch' Hans war verschollen. Da sitzen eines Tages einige Bürger beim süßen Lang am Klosterbach, als ein Fremdling, das Tal heraufgekommen, herein- und vor sie hintritt mit den Worten: „Ich bin der kritisch' Hans, kennt Ihr mich noch?" Dann ging

er mit einem Beutel voll Dollars zum alten Isele und machte Frieden mit ihm. Er war richtig in Amerika gewesen, um Geld zu holen, die Wunden seiner Explosion zu heilen, damit man nie sagen könne, der kritisch' Hans habe jemand ins Unglück gebracht. Jetzt war er wieder stolz auf seinen Namen, und kühn trat er an jeden hin mit den Worten: „Ich bin der kritisch' Hans, kennt Ihr mich noch?" Aber sonst hatte es ihm in Amerika nicht gefallen. Er meinte, „für Maurer und Steinbrecher sei kein Klima in Amerika, das Trinken sei zu teuer". —

Als anno 49 die Preußen zu Tausenden das Tal heraufrückten und dem Städtchen sich näherten, war der kritisch' Hans gerade in seinem Steinbruch beschäftigt, drüben am Walde. Er wollte, ein Freund von kritischen Momenten, die Preußen auch begrüßen und ließ sein Geschütz im Steinbruch los in fünf bis sechs donnerähnlichen Salven.

Ich habe es mit eigenen Augen gesehen, wie daraufhin ganze Kolonnen Front machten mit gespanntem Hahnen. Eine Abteilung Reiter flog dem Walde zu, wo der Hans schon auf einem Felsen saß und seine Pfeife stopfte. Er bekannte sich sofort als den Attentäter, meinte aber, „Steinbrechen sei keine Revolution", was ihm beinahe seine Verhaftung eingetragen hätte. „Das war kritisch," meinte er später mit Recht.

Weil der Hans alles, was er im Leben verdient, in Haslach ehrlich verzehrt und vertrunken hatte, bekam er in seinem Alter eine Art Ehrenbürgerrecht: er wurde ins Prytaneum, d. i. ins städtische Spital, aufgenommen. Der Physikus Forch war hier Hausarzt, ein Mann, der seinen Patienten, hoch und nieder, die Wahrheit sagte, auch auf die Gefahr hin, ihre Nerven zu erschüttern. Eines Tages trat er zu unserm Hans und kündigte ihm kalt und trocken an, er werde am nächsten Sonntag nicht mehr vom Kirchturm läuten hören. „Jetzt wird's kritisch," sprach ebenso trocken der Hans zum Spitalmeister, „holet mir den Kaplan."

Ehe der Sonntag kam, hatten sie den kritischen Hans begraben.

Der Steinbruch aber am Wald mit seinem granitnen Leben schaut noch so unverändert auf den Kirchhof hinab, wo der Hans und sein Meister schlafen, wie vor sechzig Jahren, da der Kritische als Geselle des Kühhorn darin hantierte, auf dem Felsen saß und sein Pfeifchen stopfte. —

Als der Hans tot war, erbte ein Zunftgenosse von ihm den Namen des Kritischen. Jenseits der Kinzig, oberhalb des Herrenbergs, liegt gar lieblich an einem Berge hin das Dörfchen Weiler. Im ersten Häuschen wohnte zu der Zeit, da ich noch mit dem Vater zum Holzkaufen oder mit der Mutter zu Hochzeiten in den Fischerbach ging, ein Maurer, der den Namen der „kritisch' Murer" bekam. Er war ein langer, boshafter Mensch, der gerne die Haslacher kritisierte, d. h. ausschimpfte, wenn sie an seinem Häuschen vorbei ins Tal hinein- oder am Abend herausgingen.

So ein Haslacher Geschäftsmann, Bäcker, Metzger, Kaufmann, Wirt, Färber, hat ein schweres Dasein, wenn draußen auf dem Lande eine Hochzeit ist. Zuerst wird in dem Wirtshaus angetreten, wo die Bauernschaft versammelt ist. Hier muß jeder dieser Geschäftsleute eine Flasche Wein und ein Glas in die Hände nehmen, von Tisch zu Tisch wandern, unter den vielen Gästen seine Kundenbauern und -bäuerinnen aussuchen und ihnen das Glas kredenzen mit dem Spruche: „G'seng's Gott[1]!" — und dazu den Namen des Bauern nennen. Hat der Bauer „Bescheid" getan, so erhebt er sein eigenes Glas und reicht es dem Haslacher mit den Worten: „I will's Euch brocht ha[2]!"

Bis diese Operation mit mindestens hundert Bauern und Bäuerinnen gewechselt ist, gibt's manchen Schluck zu vertilgen. Dazu wird die obligate Bratwurst mit gebeiztem Fleisch und Nudeln verzehrt, und dann erst geht's in sämt-

[1] Segne es Gott!
[2] Ich will's Euch gebracht (kredenzt) haben!

liche andere Wirtschaften des betreffenden Tales; denn jeder Bauernwirt sieht es als eine Ehrenkränkung erster Qualität an, wenn ein Geschäftsmann aus dem Städtle an seinem „Schild“ vorüberwandelt, ohne Einkehr zu halten.

So kommt es, daß jeder dieser Haslacher am Abend seinen offiziellen Strauß heimtragen muß, der aber daheim den Hausfrieden nicht stört, weil die Frau weiß, daß der Mann im Geschäfte tätig war und dieser nie vergißt, unterm Arm ein Packet mit gebackenen Kalbsfüßen, Küchlein und Lebkuchen für Weib und Kind mitzubringen.

Der einzige, der räsonierte, das war der „kritisch' Murer“. Gingen die Haslacher zur Hochzeit, so hieß es: „Ihr Haslacher henn 's best' Lebe. Ihr kumme nu zuam Esse und Trinke zua uns-Bure!“ Wanderten sie spät abends talab, so rief der Maurer zu seinem kleinen Fensterchen hinaus ihnen nach: „So, Ihr Haslacher, henn Ihr recht g'soffe und g'fr . . . . ? Wir Bure müan[1] do wieder alles zahle!“ Dann schlug er sein Fensterchen zu, denn die Haslacher lachten ihn nur aus. „Gell', Kritischer, tätsch au suffa, wenn Du nit z'gizig wärsch!“ riefen sie ihm hohnlachend zu.

Der kritisch' Murer war ein vermöglicher, habgieriger Mensch, von dem die bösen Leute sagten, er sei nicht sehr kritisch bei Unterscheidung von Mein und Dein und pflege gerne da etwas zu finden, wo er nichts verloren habe. Er ist längst verschwunden aus dem Reiche der Lebendigen, und selbst sein Häuschen steht nicht mehr. Auch von den Haslacher Geschäftsleuten, denen er einst zugerufen, geht heute keiner mehr an der Stätte vorbei, wo der kritisch' Murer einst gehaust — hinauf ins Tal zur Hochzeit. Ich selbst, der blasse Knabe, der manchmal bei den Scharen der Heimkehrenden an der Hand der Mutter die kritische Stelle passierte, bin alt geworden und schaue in jene Tage zurück wie in längst vergangene Vorzeit. —

---

[1] müssen.

2.

Von den alten Maurern, Ofenrußern und Steinbrechern meiner Knabenzeit lebte bis Ende der achtziger Jahre nur noch einer, der aber an Originalität alle seine Zunftgenossen von ehedem weit übertraf — der „Onkel Jörg". Der war kein Haslacher von Geburt, hatte aber, aus Urloffen bei Offenburg gebürtig, jung den Weg nach Hasle gefunden und sich da anno 1843 niedergelassen und die schöne Julianne, die Tochter des schon genannten Schmieds Eisele, geheiratet. Seine Originalität bestand aber nicht in seinen Werken, sondern in seinen Worten. Er sprach den größten Unsinn mit einer Gelassenheit aus, daß niemand an seinem Ernste zweifelte. Seinen Hauptstolz legte er darein, nicht so ordinär alemannisch zu reden wie die Kinzigtäler und Breisgauer, sondern möglichst gewählt. Es entstanden dadurch Redensarten, die ihm bis heute noch keiner nachgemacht hat und ihm nach Jahren einen Titel verschafften, der sonst in Hasle ob seiner Eleganz nicht gang und gäbe ist. Er hieß Onkel Jörg. Mein Vetter Kaspar, ein alter Amerikaner und mit amerikanischen Redefiguren vertraut, hat ihm den Namen Onkel zuerst gegeben.

Onkel Jörg war Maurer und Jäger, und ich selbst bin als Student manchmal neben ihm in den Bergen der Heimat „angestanden". Seine Vorliebe für Jagd pflegte er mit folgenden Worten zu bezeichnen: „In bezug auf die Jagd bin ich ein eingefleischter Lateiner."

Wenn wir auf den Bergen oberhalb des Dorfes Hofstetten jagten und gen Abend hinabgingen, um in den „drei Schneeballen", einem der zwei Wirtshäuser des Dorfes, den „letzten Trieb" zu halten, pflegte Onkel Jörg zu sagen: „Nach dieser heutigen Bergtour bin ich wieder sehr appetitlich." Dann lobte er die Schneeballenwirtin, die unaufgefordert auch den Hunden jedesmal ein „Futteral" bereit halte. „Die Hunde," setzte er bei, „werden von Viktualien

am besten genährt, und man sieht es ihnen gleich an, ob sie viele Viktualien bekommen oder nicht."

Für eine große Ehre hielt er es jederzeit, als Gastschütze eingeladen zu werden, bald oben auf den Höhen des Schwarzwaldes, bald unten im Tal. War er drunten in Offenburg eingeladen, wo der Besitzer eines Etablissements für Glasmalerei, Schell, die Jagd dirigierte, dann erzählte er den Haslachern am Biertisch, daß ihm in Offenburg ein „gemalter Glasfabrikant eine gute Jagdgelegenheit und eine ausgezeichnete Unterhaltung verschafft habe".

Einmal war er ganz droben auf dem Schwarzwald, in dem Orte Vöhrenbach, zu einer Jagd eingeladen. Da erzählte er: „Als wir in den Wald kamen, war das ganze Rehpersonal schon versammelt. Am Abend kam an die Jäger eine photographische Depesche aus Villingen, die wir auf dem gleichen Wege wieder beantworteten."

Als einst die Frage aufgeworfen wurde, warum man im Walde niemals Rehgeweihe finde, da die Böcke doch jedes Jahr „ablegten", erklärte Onkel Jörg die Sache dahin: „Wenn die Böcke die G e w i c h t e ablegen, so werden dieselben sofort vom eigenen Personal begraben, darum findet man keine."

In den sechziger Jahren, während ich in Donaueschingen Lehramtspraktikant war, baute Onkel Jörg die neue Kirche in Schönwald bei Triberg, und der bauleitende Architekt Teufel, der in Donaueschingen wohnte, sprach mir viel von der Originalität des Haslacher Maurers. Als dieser nach einiger Zeit dortigen Aufenthalts wieder nach Hasle herabkam, erzählte er von den schönen Liedern, die dort oben die Buben und Mädchen am Abend sängen, und meinte: „Man ist in bezug auf Musikalität in Haslach weit voran; aber dennoch versteht der geringste Bauernknecht in Schönwald mehr von Musikalität als im Kinzigtal der beste Jurist." „Auch sonst," so meinte er weiter, „ist es in Schönwald sehr schön, nur das Klima da oben etwas steil."

Als die Kirche fertig war und die Einweihung stattfinden sollte, bekam das Bauwerk am Vorabend große Risse; auch fehlte noch am Innenbau manches. Beim Festessen toastierte Onkel Jörg auf den Architekten Teufel und meinte, „er und der Herr Architekt hätten es mit Gottes Hilfe so weit gebracht, daß an der Kirche noch vieles fehle". —

War er unwohl gewesen und wurde gefragt, wo es ihm gefehlt habe, so erwiderte er: „Ich war einige Tage ärztlich und habe den Doktor insultieren müssen, aber jetzt bin ich wieder ganz kupabel."

Onkel Jörg war ein schwärmerischer Verehrer der Natur und kannte kein größeres Vergnügen, als am Sonntagmorgen im Frühjahr in Wald und Feld sich zu ergehen, „wo die ganze Vegetation pfeift und die Vögelein ihren Mund auftun".

Als er einmal das Dach auf dem Pfarrhause umdeckte, sah er in einem Storchennest zwei Junge und machte dann am Abend beim Bier die Mitteilung, daß „die Störchin von zwei Jungen entbunden worden sei". —

Im Sommer 1884 wurde im Dorfe Weiler eine Kirche gebaut, und das Bauamt Karlsruhe hatte dabei einen jungen Architekten als Aufseher, der ein Monokel trug. Onkel Jörg sah diesen Herrn einmal und ärgerte sich sehr, weil derselbe „eine einäugige Brille an einem Schnürle auf der Nase trüge".

Einmal hatte der Kanonenwirt Rudolf Thoma dem Jörg eine Kuh abgekauft für zwölf Louisdor. Einige Tage nachher kam der Käufer und sagte dem Onkel, es wäre ihm lieb, wenn er die Kuh wieder nehmen wollte, da seine Frau nicht mit dem Kaufe einverstanden sei. Da sprach der Onkel: „Rudolf, wenn Dir die Kuh nicht mundet, so kannst Du sie mir wieder bringen. Ich weiß bereits, daß die Kuh von einigen Frauen bei Dir verleumdet wurde, als habe sie alle weiblichen Fehler."

Man glaube aber ja nicht, daß Onkel Jörg mit diesen Redensarten einen Witz beabsichtigte. Er wollte allen Ernstes sich nur gewählt ausdrücken.

Daß in Hasle der Boden ist, wo derartige Redensarten gewürdigt werden, beweist der Umstand, daß Onkel Jörg einer der beliebtesten Gesellschafter war. Und in Anbetracht seiner Verdienste um die „Fidelität“ hat es ihm jeder „gegönnt“, daß der Stadtrat ihn in seinen alten Tagen noch zum Stadtbaumeister erwählte.

Dieses Amt war damals — und wird es heute noch sein — das undankbarste in Hasle. Die Bürgerschaft geht in der Regel nicht sehr respektvoll mit ihren Konsuln, Senatoren und Beamten um, aber der Stadtbaumeister muß am meisten herhalten. Sein Ressort greift zudem auch in die gefährliche Weiberwelt ein.

Der Name Baumeister paßte eigentlich für den betreffenden Mann gar nicht; denn bauen oder auch nur mit Bauprojekten kommen darf er nicht. Das Bauen kostet Geld, und über die Ausgaben des Stadtsäckels wachen die Bürger meiner Vaterstadt weit sorgfältiger als über den eigenen Beutel.

Hat ein Baumeister „Baugeist“, so muß er ihn unterdrücken, sonst kann er keinen ruhigen Schoppen trinken ohne Vorwürfe. Ja nicht einmal von größeren Reparaturen darf er reden; er soll möglichst konservativ sein, d. h. alles beim alten lassen. „Es hält noch lang und ist gut genug“ — lautet die Parole in der Öffentlichkeit.

Der Baumeister hatte früher auch das Licht zur Erleuchtung der Straßen unter sich. Die Stadtlaternen waren jedoch nicht bloß vielen Gefahren ausgesetzt von seiten der Jugend, sondern auch allerlei Intrigen, die der Kalender und der Vollmond spielten. Verließ sich der Baumeister auf diesen, so wurden keine Laternen angezündet. Da fiel es aber dem Mond plötzlich ein, sich in Wolken zu hüllen, die Haslacher fanden den Weg nicht, wenn sie vom Bierhaus heimgingen, und räsonierten grausam. Wollte der Baumeister der List und dem Truge des Gewölkes begegnen und zündete an, so zerriß die keusche Luna die Wolken und schien mit Macht

in die Straßen, dem Laternenlicht zum Hohn und dem Baumeister zu Schimpf und Schande.

Auch die Straßen unterstehen dem armen Mann, und wenn's Platzregen gibt und die Abzugsdohlen sich verstopfen und die Wasser in die Kellerlöcher dringen, so schreit alles Zetermordio über den Baumeister. Staubt's in den Straßen, so wird geschimpft — und bleibt der Staub ruhig liegen und verwandelt sich in „Dreck", so „teufelt" wieder alles.

Selbst der Bürgermeister jener Tage, der poetische Bosche-Kasper, hat einmal seinen eigenen Stadtbaumeister verhöhnt und in einem Fastnachtsgedicht folgende Verse einem Fremden in den Mund gelegt:

1. Und in Haslach, sagt er,
Kam ich an, sagt er,
Bei der Nacht, sagt er,
Mit der Bahn, sagt er,
Wollte gleich, sagt er,
In die Stadt, sagt er,
Den Weg zu finden, sagt er,
Das war hart.

2. An der Straß', sagt er,
Für die Nacht, sagt er,
Sind Laternen, sagt er,
Angebracht, sagt er,
Doch das Licht, sagt er,
Tut schlecht zünden, sagt er,
Daß ein Fremder kann, sagt er,
Den Weg nicht finden.

3. Wenn der Kalender, sagt er,
Vollmond kündet, sagt er,
Wird kein Lichtlein, sagt er,
Angezündet, sagt er,
Auch wenn der Himmel, sagt er,
Ist so schwarz, sagt er,
Daß a Lichtl, sagt er,
Wär' am Platz.

4. Auf der Straße, sagt er,
Ist's so schmutzig, sagt er,
Daß die Gäul, sagt er,
Werden stutzig, sagt er,
Wären gern schon, sagt er,
Durchgebrennt, sagt er,
Wenn sie durchgehn, sagt er,
Hätten könnt'.

5. Von den Leut', sagt er,
Ist kein' Red', sagt er,
Auf den Zug kommt, sagt er,
Man zu spät, sagt er,
Bis den Dreck man, sagt er,
Durchgestampft, sagt er,
Ist der Zug schon, sagt er,
Abgedampft.

6. Abhilf' schaffen, sagt er,
Wär' ganz recht, sagt er,
Denn der Weg, sagt er,
Ist gar schlecht, sagt er,
Der Baumeister, sagt er,
Sollt' sich regen, sagt er,
„Und mit Nachdruck", sagt er,
„Sich dreinlegen."

Der Onkel Jörg wußte sich aber jeweils auf gemachte Vorwürfe so klassisch zu exküsieren, daß die Männer ihm alsbald wieder gut wurden.

Schienen der Mond und die Laternen in den Straßen, so meinte er: „Gestern abend hat der Mond die brennenden Laternen wieder sehr inkommodiert."

Lag Finsternis über der Haslacher Welt, und zog der Mond unsichtbar über dunkeln Wolken dahin, so konnte er äußern: „Der Mond hat letzte Nacht durch eigenmächtige Verschiebung der Wolken unsere Stadtlaternen in ein hochschauerliches Dunkel gehüllt."

Klagte man über den Schmutz in den Straßen, so versprach er in allem Ernst und mit dem ganzen, ihm eigenen Pathos, „mit Nachdruck sich dreinlegen zu wollen". —

In sein Departement gehörten auch der Stadtbach und die öffentlichen Brunnen. Da kam er dann mit der Damenwelt in Kollision, und die war viel unversöhnlicher als die Männer.

Wenn droben am Urwald in der Brunnenstube Frösche sich einquartiert hatten, nachts in die Röhren kamen und diese verstopften, so lief der „Sebastianibrunnen" auf dem Marktplatz sehr schwach oder gar nicht. Kamen dann am Morgen nach Betzeit die Mägde, um die Kühe zu tränken oder Wasser zu holen, so ging das Schimpfen an und dauerte den ganzen Tag über, wie der Wassermangel und bis die Frösche den weiten Weg von der Brunnenstube bis zur Mündung der Brunnenröhren passiert hatten. Wenn der Onkel den Weibern klarmachte, diese „Fröschenwanderung sei ein periodisches Naturereignis", so hatten sie kein Verständnis für diese Erklärung und räsonierten noch mehr.

Am schlimmsten aber ging es her, wenn der Wasserlenker den Stadtbach „abschlug", um den Bach zu reinigen, während die Weibsleute waschen wollten. Es wird dies zwar vom Stadtbaumeister durch den Ortsdiener mit „der Schelle" bekannt gemacht. Aber der Mann schellt in der

Regel sein Latein aus, während die Männer im Bierhaus oder auf dem Feld oder in der Werkstätte sind und die Weiber in der Küche, und so kommt's, daß diese oder jene Frauen im städtischen Waschhaus alles zurichten zu einer Generalwäsche. Um Mitternacht stehen sie auf und fangen an zu heizen und zu seifen, um am Morgen im klaren Stadtbach, der durch die Waschküche fließt, ihre Linnen zu schwenken.

Der Morgen kommt, aber auf einmal — kein Tröpfchen Wasser mehr. An der „Seilerbahn", wo der Stadtbach vom Talbach abzweigt, steht der Baumeister mit den Stadtknechten, alle in hohen, schweren Lederstiefeln, und beginnen den Bach zu putzen. Da stürmt eine Abordnung der Wäscherinnen an und will die „Stellfalle" ziehen unter einem Hagel von Verwünschungen über den armen Baumeister.

Die Stadtknechte, zu meiner Zeit meist ehemalige bessere Bürger, die um Hab und Gut, aber deshalb nicht um ihren Humor gekommen waren, willfahren den Grazien und ziehen die Stellfalle auf „Halbmasthöhe", arbeiten aber in ihren Wasserstiefeln ruhig weiter. Kaum sind die weiblichen Deputierten wieder im Waschhaus und verkünden, das Wasser komme, so strömt es auch daher, aber pudeldick. Trüb und immer trüber wälzt der wieder losgelassene Stadtbach seine Fluten daher, und verzweifelt stehen die Weiber am Wasser und können nicht schwenken; denn die Stadtknechte arbeiten mit Macht auf dem Grunde des Baches mit ihren Schaufeln, um dem Waschhaus möglichst dicke Wogen zuzusenden.

Nun schicken die Weiber der Halle eine Deputation auf das Rathaus, um über den Stadtbaumeister und seiner Knechte Attentat Klage zu führen beim Bürgermeister. Der gönnt den Damen die Verlegenheit von Herzen und weist sie mit dem Bemerken ab, es sei öffentlich bekannt gemacht worden und somit der Baumeister und die Knechte in ihrem Recht. Jetzt hat's jener samt diesen bei den Furien des

Waschhauses, einer Großmacht in Hasle, „verschüttet"; wochenlang werden sie durchgehechelt, und jeder von ihnen meidet scheu den Ort des weiblichen Zungengerichts.

So oder ähnlich waren die Dornen des Stadtbaumeisteramtes zu allen Zeiten, und doch hat Onkel Jörg diese Bürde in seinen alten Tagen übernommen und mit Würde und Geduld getragen. —

Es war Ende April 1887. Die Kirschbäume blühten bereits, und Frühlingsduft lag über Feld und Wald. Ich weilte in der Nähe der Heimat, in Hofstetten, und wanderte mit Jugenderinnerungen über Berg und Tal und hinab ins Städtle. Hier hörte ich, der Onkel Jörg sei schwer krank und werde wohl nicht mehr aufstehen.

Ich besuchte alsbald den Jagdgenossen meiner Studienzeit. Es war ein Sonntagnachmittag. Die Sonne sandte ihre letzten Strahlen in die friedlich stille Gasse, in der das große, alte Holzhaus des Onkels stand. Jeder Stein in dem Pflaster der Straße grüßte mich als Bekannten von ehedem. Ich glaube, keiner von ihnen hat sich geändert oder ist der Neuzeit gewichen; es sind noch die gleichen hartlebigen Kinzigkiesel, über die meine nackten Knabenfüße einst lustig wegsprangen.

Keine Menschenseele ringsum. Die „Gabeln" am Taubenschlag „des Nägilespitz", mit dem ich einst oft Taubenhandel getrieben, schauten vermodert und vereinsamt auf mich herab. Mit Gedanken an Vergänglichkeit trat ich in die Stubenkammer, in welcher der Kranke, bewacht von seiner schwerhörigen, stillen Frau, auf dem Schmerzenslager dem Tod entgegenging.

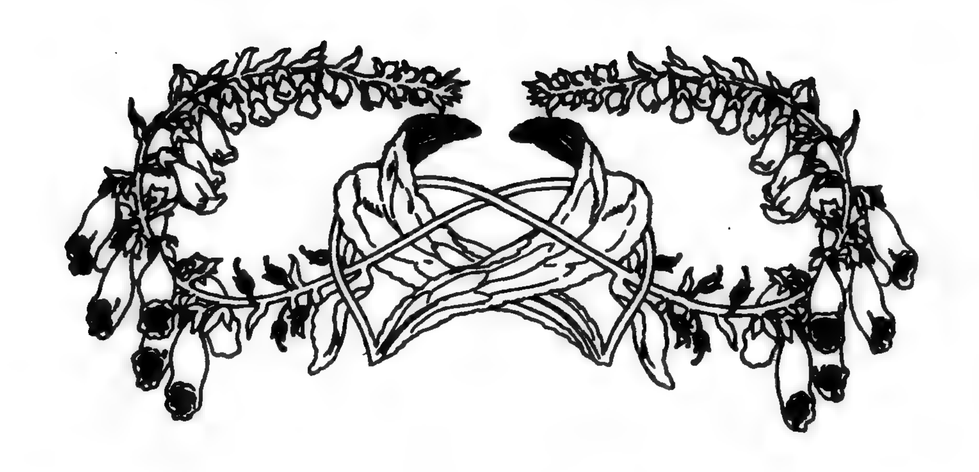
Er hatte eine große, große Freude, daß ich seiner gedacht und in seiner Einsamkeit ihn aufgesucht. Von seinem Leiden sprach er nichts; er fing gleich an von vergangenen Zeiten und Tagen, die wir zusammen verlebt; von seiner eigenen Vergänglichkeit kein Wort. Und als ich ihm davon zu reden begann, meinte er in seiner alten Art: „Ich glaube

nicht, daß ich jetzt schon unserm Herrgott mundgerecht bin, und hoffe noch manches Häslein zu schießen."

Er war aber „mundgerecht", und das Häslein, das dem Tod verfiel, war er selber. Auf den April folgt der Mai, wo, wie der Onkel zu sagen pflegte, „die ganze Vegetation pfeift und die Vögelein ihren Mund auftun", und an einem Maientag haben sie bald nach meinem Besuch den Onkel Jörg begraben.

Seinen vieljährigen Jagdfreund, den Rentner Adolf Merkle, der mir damals gesagt, ich möchte den Onkel auf dem Todbette besuchen und ans Sterben erinnern, haben sie seitdem auch schon längst auf den Kirchhof getragen. Die Berge und Wälder aber, welche beide vierzig Jahre durchstreift, schauen auf ihre Gräber herab, so frisch und so jung, als wären sie unsterblich und wir arme Menschen allein müßten vergehen.





Die Sandhasen.

1.

Es gibt Familien, aus denen Generationen hindurch talentvolle Menschen hervorgehen, und solche Geschlechter trifft man am häufigsten im Volke, weil hier die Bedingungen dazu am längsten sich rein erhalten. Eine solche Familie war in Hasle die der „Sandhasen", von deren geistiger Höhe heute noch mein älterer Jugendfreund Alexander, der Sattler, ein beredtes Zeugnis abgibt und von deren ältern Gliedern wir in diesem Kapitel und in dem vom „närrischen Maler" erzählen wollen.

Meines Großvaters, „des Eselsbecke", älteste Schwester Anna Marie hatte den Kupferschmied Lorenz Sandhas geheiratet, und diese beiden wurden die Eltern mehrerer ganz hervorragender „wilden Kirschen".

Sie hatten sechs Söhne: Nepomuk, Xaver, Wendel, Anton, Thaddäus und Tobias; fünf davon lernten das Handwerk des Vaters, der Tobias aber das seines mütterlichen Großvaters Tobias, der mein Urgroßvater war.

Heute noch hängen in meinem Studierzimmer die im Jahre 1803 auf Pergament gemalten Porträts dieses Ur-

großvaters und seiner Frau; er mit der roten Weste und der weißen Zipfelmütze am Tische, sie mit der Spitzenkappe am Spinnrad sitzend. Der alte Tobias mit seinen blauen Augen und seinem wohlgenährten Angesicht schaut heiter und glücklich in die Welt; die Urgroßmutter lugt klug und bedächtig ihren spinnenden Händen zu.

Die sechs Brüder standen sich im Alter so nahe, als es menschlich möglich war, und als der Tobias achtzehn Jahre zählte, stand der Nepomuk im fünfundzwanzigsten. Zu dieser Zeit waren aber alle schon längst über Berg und Tal, in der Fremde.

Das Hauptziel aller süddeutschen Handwerksburschen war früher die Kaiserstadt Wien. So auch in Hasle. „In Wien g'west", das galt als die höchste Signatur, die sie sich geben konnten, die alten Handwerker, in ihrem späten Alter noch.

Ich habe noch manch einen dieser „Wiener" gekannt. Da lebte in meiner Knabenzeit oben bei der Mühlen-Kapelle, außerhalb des Städtchens, der „krumme Stricker", welcher in seinen alten Tagen noch unvermischt den Wiener Dialekt sprach. Eines Abends fing sein Häuschen zu brennen an; er humpelte dem Städtchen zu und rief: „Ihr Lait, kommt's, mei Hais'l brennt; 's hot aber kei Ail, 's is olt." Als nun die Bürger auf den Brandplatz kamen, brannte das Häuschen lichterloh, und nach den ersten Spritzenzügen sank der Dachstuhl in die Flamme. Da rief der Stricker: „Gottlob, 's Ärgst' is vorbei. Ihr Lait, kommt's in Ochsen, Ihr müßt an Schnops how'n!"

Einer unserer Nachbarn neben dem Elternhaus war der Sattler Jäckle, ebenfalls ein sogenannter Wiener. Er lebte in Hasle nur unter dem Namen „Regenbogen". Als er aus der Donaustadt zurückgekehrt war und ihn nach einem Gewitter ein Haslacher auf einen schönen Regenbogen aufmerksam machte, der das ganze Tal im Abendsonnenglanz überbrückte, da meinte unser Wiener: „Dös is ka Regenbog'n, dös is a Kinder-Regenbog'n, in Wien drunten, do hot's

Regenbög'n!" Von Stund an hieß er „der Regenbogen" und kein Wetter wusch ihm diesen Spitznamen weg, so lang er lebte. —

„Alle Sandhasen waren in Wien g'west", der eine früher, der andere später. Der älteste und begabteste, der Nepomuk, hatte erst nach vielen Umwegen die Kaiserstadt aufgesucht. Er wandte sich zuerst der Schweiz zu und stand in Herisau in Arbeit. Das Handwerk eines Kupferschmieds aber hatte ihm nie recht gefallen; es war ihm zu wenig „Mechanik" darin. Aber der alte Kupferschmied Lorenz wollte, wie die alten Zunftmeister alle, daß seine Buben des Vaters Handwerk erlernten; nur mit dem Tobias hatte er aus Rücksicht auf seinen Schwiegervater eine Ausnahme gemacht.

Es hatte diese Sitte, an die mein Großvater, der Eselsbeck, sich ebenfalls strenge hielt und wornach er alle seine Buben zu Bäckern machte, ihre sehr bedeutsame praktische Seite. Es blieb auf diese Art auch die bessere Intelligenz dem betreffenden Handwerk erhalten, und es bildete sich in den vergangenen Jahrhunderten vielfach jene Tradition und Schule im Handwerk, die wir heute als Kunsthandwerk bezeichnen. In unserer Zeit meint jeder Handwerker, der einen begabten Buben hat, sein Sprößling sei zu gescheit für des Vaters Beruf, und er läßt ihn womöglich studieren oder Kaufmann werden. So wird das geistige Kapital dem Handwerk entzogen, und wir leben deshalb vielfach in der Zeit der Pfuscherei. —

In Herisau trat der Nepomuk zu einem Uhrmacher in die Lehre und arbeitete schon zwei Jahre später in Rorschach als Geselle eine Uhr aus, die monatelang ging, ohne aufgezogen zu werden. Der König von Württemberg, der überm See, in Friedrichshafen, seine Sommerresidenz hielt, kaufte die Uhr und gab ihrem Erfinder eine Extraprämie.

Nepomuks Wandertrieb ließ ihn nicht ruhen. Er zog nach Italien. In Rom traf er seinen Bruder, den Tobias, als Bäcker, wanderte aber immer südlicher bis Palermo, wo

es ihm gefiel. Er fand Anstellung als Mechaniker auf der dortigen Sternwarte. Seine Teilnahme an der revolutionären Verbindung der Carbonari verschloß ihm 1820 die Insel. Er kehrte heim, voll von Plänen und erfüllt mit religiösen und politischen Ideen, die dem alten, konservativen Vater höchlich mißfielen.

An der Ecke der Straße, welche die Vorstadt von der Altstadt Hasle trennt, steht heute noch das große, palastähnliche Holzhaus der Familie Sandhas. Mein Freund Alexander, der letzte der ältern Linie, ist sein Besitzer. Dies Vaterhaus wollte der Nepomuk bei seiner Rückkehr aus Sizilien haben, um eine mechanische Werkstätte zu gründen. Aber Vater und Mutter schlugen die Hände über dem Kopf zusammen, als sie ihres Ältesten Ansichten und Grundsätze hörten. Der alte Lorenz war nur gewohnt, Schnapskessel für die Bauern zu machen, Pfannen für die Bäuerinnen und Kugelhopfmödel für die Frauen im Städtle; ein solider Erwerb. Jetzt kam der Nepomuk und sprach von Federuhren, von Thermometern und Barometern, von Luftdruck- und Feuchtigkeits-Messern und von optischen Instrumenten. „Aber wer soll das Zeug kaufen in Hasle?" — meinte Vater Lorenz. „Um Haus und Hof, Hab und Gut kommst Du mit derartigen Dummheiten." Er hatte, der alte Lorenz, keine Ahnung von ererbten Eigenschaften, sonst hätte er, der wußte, daß sein eigener Vater, der Hufschmied Josef Sandhas, aus eigenem Denken in Hasle die erste Feuerspritze gemacht, auch wissen müssen, daß dieser dem Nepomuk sein mechanisches Talent vererbt habe.

Der Nepomuk, ein Carbonaro, predigte außerdem noch Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, Tod dem Absolutismus und der Volksverdummung.

Jeder Mensch ist infolge der Erbsünde geborener Revolutionär und Freischärler; aber ein richtiger Haslacher hat erst recht wenig Anlagen für Untertänigkeit und andere derartige Bürgertugenden. Eine Ausnahme machte nur mein

jetzt auch heimgegangener Jugendfreund und Vetter Franz zum Kreuz, der zweifellos der loyalste Bürger war, den zu seiner Manneszeit die Sonne an der Kinzig beschien. Er sprach stets nur mit Rührung vom „angestammten Fürstenhaus“ und mit größtem Respekt von „unserer hohen Regierung“.

Die politische Freischärlerei Nepomuks, sein Carbonaritum, hätte der Vater Lorenz ihm verziehen; aber mit den politischen „Revolutionsideen“ verband der Sizilianer naturgemäß auch Freigeisterei auf religiösem Gebiet. Das duldeten aber der alte Kupferschmied und sein Weib nicht. Sie waren tief gläubig und streng katholisch und konnten nicht begreifen, wie der Nepomuk so unchristlich aus der Fremde gekommen. Er werde den Segen Gottes aus dem Hause treiben. Darum versagten sie ihm rundweg die Niederlassung im Stammsitz der Familie auch aus diesem Grunde. Der Nepomuk aber hätte gerne seine Kunst in der Heimat vor Vater und Mutter gezeigt. Da es nicht ging, sprach er: „Behüt' Euch Gott, ich werde Euch auch in der Fremde keine Schande machen!“

So ergriff er abermals den Wanderstab und zog von dannen auf Nimmerwiedersehen. Diesmal nach Wien. Bald war er hier k. k. privilegierter Uhrmacher und fertigte Werke, die heute zu den Raritäten gehören.

In der Kaiserstadt hatte er seinen Bruder Anton getroffen, der sich ebenfalls nach und nach vom Handwerk des Vaters losmachte. Während er als Geselle arbeitete, besuchte er alle ihm offen stehenden Schulen. Und da er große Vorliebe für Naturwissenschaften hatte, aber keine Vorbildung, um mehr zu werden, wandte er sich der Tierheilkunde zu. Am Tag hämmerte er Kupfer und abends studierte er Heilkunde.

Als er sich in dieser fest glaubte, wanderte er durch die Pußten Ungarns, den Hirten und Bauern Kessel flickend und seine Wissenschaft verkündend und ausübend. Nachdem

er jahrelang als vagabundierender Heilkünstler gewirkt, ließ er sich in Komorn nieder und starb hier als vielgesuchter Tierarzt. —

Neben seiner Uhrmacherei trieb der Nepomuk in Wien Studien in der eben neu erwachten Chemie. Mit dieser rückte auch er in Ungarn ein und versuchte in Erlau den Färbern Ratschläge zu erteilen, aber er predigte tauben Ohren. Darum ließ er sich in Szegedin als Uhrmacher nieder, seines täglichen Brotes wegen. Seine Gedanken aber blieben bei chemischen Erfindungen. Der Zufall lehrte ihn eine Erde kennen, die reich an Soda war. Jetzt suchte er Geschäftsteilhaber zur Gründung einer Sodafabrik. Es gelang. Nepomuk verdiente in kurzem viel Geld, löste sich 1846 von seinen Teilhabern los und gründete eine zweite Fabrik.

In Szegedin besuchte ihn eines Tages im Jahre 1848 sein Vetter und mein Freund Alexander, der, ein Bruderssohn des alten Lorenz, in Wien seine Wanderjahre gemacht hatte und, ehe er heimkehrte, den Vetter in Ungarn kennen lernen wollte. Mit heller Freude nahm der Sodafabrikant den jungen Sandor[1] auf. Er mußte bei ihm im gleichen Zimmer schlafen, hatte aber wenig Ruhe. Der hochgeistige Nepomuk schlief fast nie und rief ihm in jeder Stunde der Nacht zu: „Sandor, erzähl mir aus der Heimat!"

Sandor war erst vor zwei Jahren aus dieser fortgegangen, während Nepomuk bald dreißig vom Vaterhaus weg war und bei der Gesinnung des alten Lorenz gegen ihn selten mehr etwas von dort gehört hatte. Er fragte nun den jungen Vetter nach allen Menschen, Häusern, Bergen und Tälern, die in seiner nächtlichen Erinnerung aufleuchteten. Und merkwürdig! Den ganzen Tag über nahm sich der Sodafabrikant keine Zeit, sein Heimweh zu stillen, er vergaß es über seinen Geschäften. Nachts aber trat es mit Macht vor seine Seele, und dann mußte der Sandor erzählen. Dieser sollte auch

[1] Alexander heißt bekanntlich in der ungarischen Sprache Sandor.

beim Vetter bleiben, so war es dessen Wunsch; aber nach einigen Monaten trieb das Heimweh des Alten den Jungen selbst heim.

In der kurz darauf losbrechenden ungarischen Revolution ist der Haslacher Kupferschmied, eingedenk seiner sizilianischen Freiheitslehren, auch mit dabei. Die Russen unter Paskiewitsch zerstören ihm anno 1849 sein Eigentum. Nepomuk hält sich einige Zeit in Wien auf, unschlüssig, ob er nochmals sein Geschäft aufbauen soll. Da findet er, der nahezu 70jährige Hagestolz, in der Kaiserstadt eine jugendliche, kaum zwanzig Lenze zählende Landsmännin, Anna Villweber, von Wolfach im Kinzigtal gebürtig. Sie war nach Wien gekommen, um bei einem Vetter Existenz zu finden. Als sie ankam, war der Vetter tot. Der alte Nepomuk glaubt sein Heimweh zu stillen, wenn er die Kinzigtälerin heirate. Es geschah, und mit ihr zog er abermals nach Ungarn, erbaute seine Fabrik wieder und lieferte den Ungarn Soda bis an sein selig Ende. —

Der dritte Bruder, Wendel, war schon mit dem Anton nach Wien gezogen, als Kupferschmied, aber nicht lange in der Kaiserstadt geblieben. Er wanderte nach Paris und wurde hier Instrumentenmacher. Als Napoleon I. gegen Rußland zog, half er bereits Kriegstrompeten machen, und nach dem Sturze des großen Kaisers gründete er eine eigene Fabrik und versorgte die Regimenter Ludwigs XVIII. mit Musikinstrumenten eigener Art und Erfindung. Er gab seinen Trompeten und Posaunen allerlei Tiergestalten, besonders von Schlangen und Drachen, verkaufte sie als Raritäten überallhin, verdiente viel Geld und führte ein flottes Leben in dem Babel an der Seine.

Noch heute zehren sämtliche Militär- und sonstige Blechmusiken an einer Erfindung Wendels[1]. Er war der erste, welcher auf die Idee kam, Blechinstrumente, die ge-

[1] In der in Leipzig erscheinenden „Zeitschrift für Instrumentenbau" von Paul de Wit hieß es im September 1895: „Von

bogen werden sollen, mit Blei auszugießen und dann zu biegen.

Genie und Wahnsinn sind nahe beisammen, und die dünne Wand, welche beide trennt, brach beim Wendel durch, als er in Paris auf der Höhe seiner Existenz angelangt war. Acht Jahre lang war der Unglückliche in einem französischen Irrenhaus. Geheilt, aber arm und gebrochen kam er zu Anfang der vierziger Jahre in die Heimat, wo sein Bruder Thaddä auf dem väterlichen Hause Kupfer schmiedete, und der Vater Lorenz ihm, wie jedem seiner Kinder, sterbend ein Stüblein in dem hölzernen Familienpalast hinterlassen hatte.

Gute alte Zeit! Da gab früher kein Vater seine Hütte einem Kinde, ohne darin noch einen Raum zu bedingen für die anderen Kinder, falls sie nicht zu einem eigenen Hause kommen sollten. Jetzt hat diese Poesie fast überall aufgehört, und man tut alles, um die Menschen, die kein Vaterhaus mehr haben, auch noch heimatlos zu machen. Noch meine Mutter hat vor ihrem Tod jedem Kind das Wohnrecht im Elternhause reserviert. Beim Volke, in den Tälern des Schwarzwaldes, existiert diese Poesie noch, und jedes Kind hat im Vaterhaus das Herbergsrecht; aber unser Reichsgesetz macht die Menschen heimatlos durch den famosen „Unterstützungswohnsitz“, ein Wort, das die Härte und die Prosa in sich selbst trägt. —

Das vom Vater ihm bedungene Stüblein bezog der Wendel, dem sein Bruder Nepomuk auch das väterliche Erbe geschenkt hatte. Letzteres war gering genug, und Wendel mußte sehr kümmerlich leben. Er holte sich das Holz selbst im Walde und kochte damit seine Speisen eigenhändig. Ich bin ihm in meiner Knabenzeit manchmal begegnet, dem alten,

---

wem, wann und wo die Erfindung des Ausgießens der Blechröhren zuerst geübt wurde, bleibt noch zu ermitteln.“

Der Wendel Sandhas von Hasle hat's erfunden und in Paris zuerst praktiziert!

bartlosen Mann mit den rollenden, geisterhaften Augen, wenn er den Urwald herab seine „Fahrt" schleifte, während wir Buben fröhlich waldauf zogen.

Der Wendel wollte nur Künstliches schaffen. Mit etwas, was jeder Schlosser und Blechner im Städtchen machen konnte, gab er sich nicht ab. Kunstfreunde gab es aber in Hasle damals so wenig als heute, und darum fand der Wendel keinen Absatz. Seine einzige Kundschaft waren die Engländer, welche vereinzelt in Postkutschen und Extrachaisen an seinem Haus zur Sommerszeit vorüberfuhren und beim nahe gelegenen „Engel" ausspannen ließen. Da hatte dann unser Künstler seine wunderlichen Trompeten an der Haustüre aufgehängt oder Zeichnungen auf Holz und Papier, die ebensoviel Talent wie Narrheit verrieten, von den spleenreichen Engländern aber um so lieber gekauft wurden[1].

Für seine Mitbürger lieferte der Wendel nur einen gangbaren Artikel: Stahlfedern, die er als der erste im Städtchen bekannt machte und selbst aus Weißblech fertigte.

Zur Winterszeit ging er am Abend gerne „z'Liacht" und erzählte dann in den Spinnstuben von seinen Wanderungen und Erlebnissen. Man hörte ihn überall gern, da er ungemein gut erzählen konnte und allem einen sarkastischen Anstrich zu geben wußte. In unserm Hause sah ich den Wendel nie, obwohl er ein leiblicher Vetter meines Vaters war. Dieser, wenn er wollte, ein Mann voll des feinsten Humors, konnte die Sandhasen nicht leiden. Sie hatten ihm, wie er sich ausdrückte, zu viel „nutzlose Phantasie im Kopf und zu wenig Religion". Er hatte keine Ahnung davon, daß die hochfliegenden Ideen dieser Leute über Kunst und Religion vom Dämon ihres Geistes kamen, der sie trieb und leitete.

Um so mehr aber verkehrte der Wendel im Hause meines Vetters Eduard, des Kastenvogts, der ebenso nahe, wie mein

[1] In der von mir in der „Studienzeit" erwähnten Gesellschaft „Polyhymnia" hingen noch viele Jahre nach seinem Tode von Wendels phantastischen Instrumenten.

Vater, mit dem Künstler verwandt, aber nicht bloß zeitweilig, wie mein Vater Philipp, sondern allezeit und unter jeder Form für Humor und Freisinn, besonders in religiösen Dingen, empfänglich war. An Sonntagen, morgens nach der Frühmesse, sah ich den Wendel regelmäßig dem Hause des Kastenvogts zusteuern. Er trug dann seinen einzigen Schatz, den er aus dem Pariser Leben gerettet, den Sonntagsanzug: langen, blauen Rock mit vergoldeten Knöpfen und einen Zylinder. Die Hände auf dem Rücken, wanderte er gemächlich die Gasse hinauf. Beim Kastenvogt fand jeden Sonntag, wenn die Frühmesse aus war, eine Zusammenkunft statt, die bis gegen Mittag dauerte und den Zweck hatte, sich möglichst gut zu unterhalten.

Es waren zu jener Zeit, Mitte der vierziger Jahre, immer die gleichen, die hier sich Rendezvous gaben: der Kapuzinerpater Leopold, der nach Aufhebung des Klosters Wohnung im Hause des Kastenvogts genommen, der Bergfidele, der Rasierer Pfaff, genannt der Phrastes, der Sommerhaldebur, der Katzenkrämer und der Wendel — lauter Originalmenschen.

Den P. Leopold habe ich in meiner „Studienzeit" bereits geschildert. So viel Latein als er verstand übrigens auch der Phrastes. Dieser hatte im Haslacher Kapuzinerkloster seine Studien gemacht, auf der Universität Freiburg chirurgische Vorlesungen „genossen" und sprach deshalb, wenn es galt, äußerst gelehrt. Sein Ideal, dem er bei jeder Gelegenheit die höchsten Lobsprüche weihte, war der bekannte, geniale Heilkünstler des 16. Jahrhunderts, Philippus Aureolus Theophrastus Bombastus Paracelsus ab Hohenheim, dessen Namen er stets alle nannte, so oft er von ihm sprach. Ja er gab es den Haslachern als Sprachübung auf, dieselben ohne Anstoß sagen zu können. Sie merkten sich aber bloß den Theophrastus und gaben dem Rasierer selbst den abgekürzten Spitznamen „Phrastes".

Der Phrastes trug stets einen frackartigen Rock, dessen Flügel bis auf die Absätze seiner Schnallenschuhe hingen.

Dieser Riesenfrack hatte hinten zwei ihm entsprechende Taschen, aus deren einer eine mächtige, messingene Rasierschüssel herausschaute, während die andere den Streichriemen und das Rasier-Etui sehen ließ. Dazu kam eine Kappe mit einem Schild, wie ihn von d e r Größe nur noch der Nagler-Wendel zeigte. Unter diesem Riesenschild ließ sich ein glattrasierter, blasser Abbékopf mit großen, blauen Augen sehen.

So wanderte der Phrastes jede Woche meiner Knabenzeit dreimal zum „Rentmeister", der im elterlichen Hause wohnte. Wenn ich ihn als dort eintreten sah, und er sich vor dem fürstlichen Beamten verneigte mit einem „Gehorsamster Diener, Herr Rentmeister", so bekam ich aufs neue einen Riesenrespekt vor der Würde eines fürstlich fürstenbergischen Rentmeisters.

Gerne hätte ich jeweils zugeschaut und zugehört, wenn der Phrastes beim „Herrn" war, doch das Heiligtum blieb mir verschlossen. Ich war aber glücklich, wenn ich den Rasierer grüßen konnte mit „Guate Tag, Phrastes". Und ihn machte dieser Gruß auch glücklich; denn seine Kollegen titulierte man allgemein als „Balwierer", nur er trug den mir geheimnisvollen Namen seines Ideals.

Sonst war der Phrastes uns Kindern eine unheimliche Erscheinung; denn er war der Totenschauer des Städtchens, und wie die Toten, so fürchteten wir auch ihren offiziellen Beschauer, den Phrastes. Wenn er abends oder früh morgens aus einem Hause schlich und wir die Rasierschüssel nicht aus dem Frack hervorblicken sahen, so wurde sofort die Vermutung unter uns laut: „Do isch g'wiß eins g'storbe!" — und mit einigem Schauern sahen wir dem Totenmanne nach.

Beim Kastenvogt fand er sich gerne ein, um Stoff zu bekommen für seine Kunden. Die „Wochenrundschau" wurde hier vorzüglich gegeben, und ein Rasierer muß Neuigkeiten wissen; denn die ersten Lügen, die am Morgen in die Lüfte steigen, gehen, wenn nicht von Wibervölkern, sicher von den

„Balwierern" aus. Anderseits mußte der Phrastes bei der Tafelrunde von seinen Rasierfahrten während der Woche berichten.

Seine erzählte er von den Bauern, die unter der Woche zu ihm gekommen waren zum Zahnziehen, Aderlassen und Schröpfen. Diesen gegenüber spielte er den Bombastus. Er bediente sich, um ihnen zu imponieren, gerne lateinischer Ausdrücke, redete von den „Dolores" und der „Patientia", vom „Nervus vagus" und seinen „Irritationen".

Dolores und Patientia[1], meinte er, spielten die Hauptrolle beim Kranksein. Sie spielen die Hauptrolle im ganzen Menschenleben, das durch diesen Leibspruch des Phrastes am besten illustriert wird. Er selbst kannte die Dolores hinlänglich; er hatte ein böses, wunderliches Weib, das deshalb von den Haslachern allgemein verurteilt war. Dasselbe hieß unter ihnen „der Verdruß". Und wenn einer des Totenschauers Weib nennen wollte, so redete er nur vom „Verdruß des Phrastes". In diesem Übernamen lag die ganze Schärfe des Volkswitzes.

Und zu der Patientia, die er so oft den Bauern der Berge und Täler empfohlen, ohne ihnen eine Übersetzung davon zu geben, bekam auch er reichlich Gelegenheit. Er wurde steinalt, seine Hand zitterte, und niemand wollte deshalb mehr vom Phrastes „balwiert" sein oder Zähne von dem schwachen Greise gezogen haben. Not und Kampf ums Dasein kehrten in seinen letzten Lebensjahren bei ihm ein. Er suchte nach Hilfsquellen und erinnerte sich, daß ihm „der Staat" vor fünfzig Jahren zum Flußbau an der Kinzig eine Matte abgekauft und der betreffende Ingenieur ihn dabei ungerecht behandelt habe. Er fing nun an, im Armenweg zu prozessieren, verlor aber bei allen Instanzen und beschloß nun, an den Landtag zu gehen zur Zeit, als ich demselben angehörte.

Eines Tages zu Anfang der siebziger Jahre, da ich Landtagsabgeordneter und vorübergehend in der Heimat mich

[1] Schmerzen und Geduld.

aufhielt, erschien der Phrastes vor mir und hob an: „Herr Landstand! Ich habe Ihren Urgroßvater und Ihren Großvater balwiert, Ihrer Urgroßmutter zur Ader gelassen und Ihrer Großmutter einmal zwei Zähne gezogen.“ Nach dieser Einleitung nun begann er mich „einzuseifen“ und wußte seine Lage und das ihm gewordene Unrecht so ergreifend zu schildern, daß ich seine Petition dem Landtag zu übergeben und zu vertreten versprach. Es geschah.

Der Referent in der Kammer, ein gewissenhafter Jurist, Mays aus Heidelberg, erkannte feierlich an, daß dem Manne seiner Zeit Unrecht geschehen, aber die Sache verjährt sei. Moralisch wäre der Staat verpflichtet, dem armen Phrastes seine 800 Gulden zu vergüten. Aber moralische Verpflichtungen gelten bekanntlich im modernen Rechtsstaate nicht viel — und es blieb beim alten. Der referierende Abgeordnete und ich ließen aber dem Mann aus unseren „Diäten“, also auch von Staatsgeldern, etwas zukommen.

Es gingen nach dem Zusammenbruch dieser letzten Hoffnung nur noch wenige Jahre der Not über Phrastes hin, bis der Tod ihn erlöste von den „Dolores“ dieses armseligen Lebens.

Einige Jahre nach seinem Hinscheiden aber erschien der Phrastes noch, wie er ging und stand, in der Fastnachtszeit. Sein Nachbar, der Senffabrikant Schättgen, hatte aus dem Nachlaß des Alten seine Kappe, den Riesenfrack und die messingene Barbierschüssel erworben und spielte den ehemaligen Rasierer — zur Freude der Haslacher. —

Der Phrastes war ein äußerst schlauer Mann, aber ein anderes Mitglied der Tafelrunde beim Kastenvogt war ihm doch weit über in dieser Hinsicht, der Bergfidele. Dieser bewohnte das kleine Häuschen zunächst der auf einer kleinen Anhöhe gelegenen Pfarrkirche. Fidel war sein Vorname, und weil er auf dem Kirchberg residierte, hieß er der Bergfidele. Seinen Geschlechtsnamen hörte ich nie und weiß ihn heute noch nicht. Er trieb einen Kleinhandel mit Bohnen,

Nüssen und gedörrtem Obst, und an Markttagen stand er wie ein alter Riese unter seinen kleinen Säcken inmitten des Marktplatzes, weithin sichtbar mit seinem großen, breiten Bauernkopf.

Jeden Montag kamen und kommen heute noch weit her aus den oberen frucht- und obstarmen Waldtälern und selbst von den rauhen Ebenen des württembergischen Schwarzwaldes Bäuerinnen und Händlerinnen, um Viktualien, wie sie der Bergfidele feilhielt, einzukaufen. Er wußte ihnen allen seine Ware aufs beste zu empfehlen. Seine Klosterbohnen, meinte er, könne man ohne Fleisch und Knöpfle essen — seine Schwefelbohnen, die sonst nicht gerne weich werden, ließen sich alle kochen. Er habe im ganzen Haus keine taube Nuß, nur seine Frau sei taub.

Der Fidele pflegte dazu noch jeder Bäuerin etwas Freundliches zu sagen, fragte nach der ganzen Familie, schenkte noch einige „Hocken" Nüsse fürs Rosinele oder den Andräsle, und die Waldleute kauften am liebsten beim Bergfidele. Klagte eine Bäuerin später, die Bohnen seien alt und deshalb hart gewesen, so versicherte er aufs feierlichste: „Liawe Frau, ich schwör' Euch an Eid, daß meine Bohne alle sich kochen lassen; der Fehler wird am Wasser liege."

Hart gegen sich selbst, dem er selten einen Schoppen gönnte, hart gegen seine Familie, hatte er nur ein Herz fürs Geld. Der schönste Anblick war ihm ein Kronentaler. Er sammelte diese Taler mit größter Vorliebe und versteckte jeden derselben, der aus dem Geschäft entbehrlich wurde, unter die Ziegel seines Daches. Sein Dach war seine Schatzkammer, die erst nach seinem Tode gefunden ward. Aufs peinlichste vermied er jede Ausgabe, die nicht absolut nötig war zum Leben. So kaufte er nie einen Kalender und gewann seine Zeitrechnung durch folgendes Manöver: An Sonntagen, wenn der Kastenvogt in der Frühmesse war, saß der Bergfidele allein in der Stube desselben und lernte

den Kalender für acht Tage auswendig: „Montag, den 3., Blasius; Dienstag, den 4., Andreas“ usw. Dann eilte er heim, noch ehe die Tafelrunde anfing, und schrieb, was er eben gelernt, auf die Innenseite seiner Stubentüre.

Eines Tages akkordierte er mit dem Phrastes, was er ihm geben müsse, wenn er die Kosten für die Totenschau zum voraus bezahle. Die Taxe betrug damals 24 Kreuzer, der Phrastes ermäßigte dieselbe gegen bare Vorausbezahlung auf die Hälfte. Der Fidele geht freudig darauf ein, und der Phrastes quittiert schwarz auf weiß: „Für die Totenschau des Bergfidele erhalten zwölf Kreuzer.“

Zwanzig Jahre später stirbt der Bohnenhändler eines plötzlichen Todes. Er hatte immer gesagt, er fürchte den Tod nicht; wenn der einmal käme, müsse er ihm noch einen Sack voll Nüsse aufknacken, ehe er mitgehe. Eines Montags kauft der Fidele Nüsse von Bauern aus dem untern Tal, nimmt den Sack in seine Stube und setzt sich zum Frühstück. Da er den ersten Löffel voll Mehlsuppe zum Mund führen will, tritt der Tod herein, nimmt ihm den Löffel vom Munde, und der Bergfidele ißt und ist nicht mehr.

Der Notar kommt zur Teilung, der Phrastes reicht eine vollgültige, neue Rechnung für Totenschau ein. Da zeigt ihm der Teilungskommissär die alte, zwanzigjährige Quittung, die der Schwärmer für Kronentaler gewissenhaft bei seinen Papieren aufbewahrt hatte. Seine Kinder aber segneten das Andenken des harten Vaters, als sie unter den Ziegeln immer mehr harte Taler fanden.

Sonst sind geizige Menschen griesgrämig und verschlossen, man sieht ihnen in allen Zügen die engherzige Metallgier an; der Bergfidele aber war der heiterste Mann der Welt, stets voll Humor. Der Kastenvogt duldete in seinem Hause nur Leute, die ihn unterhalten konnten oder die ihm Stoff für seinen Humor abgaben. Für des Bergfideles Humor zeugt aber der Umstand, daß er nicht bloß an Sonntagen bei

der Tafelrunde erscheinen durfte, sondern täglicher Gast im Hause des Kastenvogts war. —

Die meisten Kosten der Unterhaltung in der Kastenvogtei trug ein vierter Gast, der Sommerhaldenbur. Ihn lernen wir weiter unten im Kapitel der Sympathiedoktoren näher kennen.

Der jüngste von der ganzen Sonntagsgesellschaft, der aber heute längst auch nicht mehr lebt, war der „Katzenkrämer" und Ratschreiber Fabian Schättgen. Der Sohn eines alten Nachbars aus meiner Jugendzeit, des Färbers Basil, und selbst Färber, gründete er, in meiner Knabenzeit der schönste junge Mann im Städtle, später einen Kaufladen am „obern Tor". Auf ein blindes Fenster malte ihm der Kanonenwirt und Maler Thoma eine prächtige Katze, und von Stund an hieß des Färbers Fabian der Katzenkrämer.

Er spielte bei dem Klub den Mephisto des Sommerhaldenburs, dessen vermeintlichen Verteidiger und Patron, in Wirklichkeit aber verschworen mit den andern. Er und der Hausherr, beide Jäger, sprachen gut „Latein" und erzählten dem „Bur" die merkwürdigsten Jagdgeschichten, wobei einer des andern Lügen bestätigte. —

Das waren die Kollegen unseres Wendel bei seinem Vetter Eduard. Geistig war er zweifellos der bedeutendste des ganzen Zirkels. Er trug seinen Anteil an der Unterhaltung meist schriftlich vor. Bald brachte er eine Abhandlung über die Hölle, um den Kapuziner und den Sommerhaldenbur in Harnisch zu bringen, bald über die Geizhälse und Kronentalermänner, um den Bergfidele zu kitzeln. Aber auch ernste, wissenschaftliche Themata behandelte er — schrieb über Musik, über mechanische Konstruktionen usw. Ich erinnere mich, daß nach seinem Tode eine Menge Handschriften von ihm verschleudert wurden, weil niemand sie verstand und jeder sie für wertlos hielt. Der Wendel hatte, wie ich mir ebenfalls noch gut vorstellen kann, eine markige, verzerrte Schrift, die schon an sich auffiel und den geistig gestörten Mann verriet.

Es kamen aber Jahre, da die Hände zitterten und nichts mehr gemalt, gezeichnet und in Blech gehämmert werden konnte. Der Wendel saß arm, krank und verlassen in seiner Stube. Die Freundschaft der Menschen besteht selten die Probe, und ein gesunder Mensch ist der größte Egoist, den es geben kann. Da können jahrelang die besten Freunde miteinander handeln und wandeln, jubeln und singen, trinken und spielen. Wird einer krank und arm, so zeigen sich die guten Freunde und die Duzbrüder noch ein oder das andere Mal mit ihrer Teilnahme — und dann werden sie, je länger es geht, desto kälter. Ein Mensch, der lange krank und elend liegt, wird bei lebendigem Leibe von den besten Freunden vergessen. Er ist tot. —

So lag auch unser Wendel einsam und vergessen in seiner Kammer im Vaterhaus. Der Kastenvogt schickte ihm wohl öfters Speise und Trank, aber zu ihm in die stille Krankenstube kam längst keiner der alten Freunde mehr.

Im Unglück hält nur die Liebe stand. Wo die Freundschaft untergeht, da erhebt sich strahlend die Liebe. So auch bei unserm Wendel. In seiner Jugend, ehe er in die Fremde hinauszog, verband ihn eine Herzensneigung mit einer entfernten, armen Verwandten. Sie hieß Therese. In der Weltstadt Paris hatte Wendel diese Jugendliebe völlig vergessen, sie ohne jedes Liebes- und Lebenszeichen gelassen.

Sie war Näherin geworden und hatte, weil sie auf dem „Graben" wohnte, d. i. auf dem aufgefüllten und angebauten ehemaligen Festungsgraben des Städtchens, den Namen „Grawe-Najere" erhalten. Als der Wendel alt und gebrochen heimkehrte, war die Therese mit ihm alt geworden und, wie er, ledig geblieben. Sie nähte aber noch fleißig in den Kundenhäusern um sechs Kreuzer pro Tag und hatte sich einen kleinen Notpfennig erspart.

Bei dem krank und verlassen daliegenden Künstler erschien nun eines Tages die von ihm in der Zeit des Glückes

vergessene Grawe-Najere, pflegte ihn und setzte ihren Notpfennig für ihn ein. Ich sah sie in jenen Tagen gar oft, die kleine, greise Person mit der scharf gebogenen Nase und den dunkeln, hervorstechenden Augen, wie sie, ein Schöpplein alten Weines in der Hand, der Wohnung des Wendel zutrippelte, um dem Kranken einen Labetrunk zu bringen.

Sie nannte den Gegenstand ihrer ersten und letzten Liebe jetzt nur „Vetter" und ehrte ihn trotz seines Elends als einen großen Mann. Um sie zu trösten, als es ans Sterben ging, verhieß er ihr, bald wieder zu kommen und sie zu sehen. Weil er ein „Hexenkünstler" war, wie die Haslacher sagten, so glaubte ihm die gute Theres' aufs Wort. Ein so kunstfertiger Mann, wie der Wendel, meinte sie, würde auch mit dem Tod fertig werden. Niemand war bei ihm, als er starb, denn sie. Und als er tot war, kam sie die Stiege herab zu seinem Bruder Thaddäus und meldete: „Der Vetter isch fort, er kunnt (kommt) aber bald wieder."

Sie trugen ihn zwei Tage später auf den Friedhof, drunten am Strickerwald, aber die Grawe-Najere glaubte doch noch nicht, daß die Erde den Wendel behalten könne.

Jeden Morgen, jeden Mittag und jeden Abend, wenn sie frei war von der Arbeit, stand sie einige Zeit vor dem Hause und schaute hinauf zum kleinen Fensterchen an der Kammer, in welcher er lebte und starb, um zu sehen, ob der Vetter nicht herausschaue, wie er oft stundenlang des Tages über getan.

Wir Knaben spielten oft auf dem Platz vor dem alten Hause, sahen das alte Weiblein an der Ecke beim Engelwirtshause stehen und spotteten ihres stummen Stehens und Schauens. Wir hatten ja keine Ahnung von Liebe und von dem, was sie alles glaubt.

Jahr und Tag schaute die Grawe-Najere zum Fensterchen hinauf, auch dann noch, als ein alter Laden es zudeckte. Jahr und Tag sah ich sie auch noch ihr Schöpplein für sich

selber holen, bis der Tod kam und auch sie holte aus diesem freude- und liebeleeren Dasein.

Das schöne Volkslied: „Wenn's Mailüfterl weht" — hat sie wohl nie gekannt und darin den Vers:

Die Schwalben fliegen fort,
Doch sie ziehen wieder her,
Nur der Mensch, wenn er fortgeht,
Der kommt nimmermehr —

sonst hätte sie nicht glauben können, der Vetter Wendel käme wieder.

2.

Ein weiterer Sohn des Kupferschmieds Sandhas war, wie wir bereits wissen, der Tobias, der einzige, der des Vaters Handwerk von Anfang an verließ und bei seinem Großvater und meinem Urahnen, dem „Toweis" (Tobias), das Bäckerhandwerk lernte. Der alte Toweis, der mir im Bilde zuschaut, während ich dies schreibe, betrieb sein Gewerbe zur Zeit, da sein Enkel Toweis in die Lehre trat, nur noch als Inspektor. Er ließ seine Buben arbeiten und überwachte bloß den Betrieb.

In früheren Zeiten hatten die Bäcker meines Heimatstädtchens zwei hauptsächliche Reiseziele, wenn sie in die Fremde zogen: Wien und Rom. Nach Wien wanderte bis in unser Jahrhundert herein jeder süddeutsche Bäcker, wenn er nicht Soldat geworden; denn in Wien, da bildeten von den Zeiten der Türkenkriege her die Bäcker die erste Zunft, wie mir mein Vater dem Großvater und Urgroßvater nach oft erzählte. Bäcker hatten bei ihrer nächtlichen Arbeit einst die Mineure der Türken entdeckt, die unterirdisch schon mitten in der Stadt waren, retteten so Wien und erhielten deshalb das Vorrecht, Degen zu tragen, und den Vorantritt bei allen öffentlichen Aufzügen. Und wenn auch einem Bäcker ein Degen nicht besser anstand als einem Kapuziner, so war das doch keine Kleinigkeit für einen Brotkünstler.

Nach Italien zog die Bäckerburschen ehedem teils die Wärme, die ihnen eine liebe Gewohnheit ist, teils die ewige, heilige Stadt. Schon vor Toweis, dem Jüngsten, waren zwei Söhne des alten Tobias, Anton und Tobias, der Jüngere, nach Italien gewandert. Der erstere blieb in Rom, und der andere zog wieder heim. Es war dies der spätere obere Müller von Steinach, den als Greis ich noch gekannt und in dessen Mühle ich die besten Küchle in meiner Kindheit bekam.

Als Müller und Bäcker hatte er das Wunderland jenseits der Alpen durchzogen, in den achtziger und neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts. Heimgekehrt, heiratete er eine Witwe, die obere Müllerin in Steinach. Die Mühle lag am Eingang eines engen Tälchens und am Fuße eines lieblichen Rebhügels, und ihr Rad ward getrieben von einem lustigen Forellenbächlein.

Ich war kaum fünf Jahre alt, da ich den Müller Toweis an einem Kirchweihtag zum erstenmal besuchte und Küchle holte, und hatte keine Ahnung von seinen weiten Reisen, hörte auch nie davon in meiner Knabenzeit. Was ich später von alten Steinachern über ihn erfuhr, als mich derartige Dinge interessierten, ist wenig, es genügt aber, um seinem Geiste alle Ehre zu machen.

Der alte Müller hatte ein unaufhörliches Heimweh nach Italien. Als seine eigenen Söhne groß geworden waren und in die Fremde zogen, mußte ihm jeder das Versprechen geben, daß keiner nach Italien wandere, damit er sich nicht das Heimweh hole und dann stets friere und unzufrieden sei in unserer Gegend, wo es an Licht und Sonne fehle, und wo keine Blumen blühten, wie in Italien. Seine Existenz dort zu finden sei aber schwer.

In seine Müllersseele war etwas gedrungen von dem „Neapel sehen und dann sterben" — und das zeugt für ihre Tiefe.

Daß seine Söhne ihm gehorsamten, verstand sich von selbst; denn er hatte sie als Kinder darnach erzogen. Wenn

eines Strafe verdient hatte, so pflegte er es an einem Faden an die Stubentüre zu binden; riß es den Faden ab, so gab's Schläge, hielt es aber eine Stunde ruhig fest, so ward ihm die weitere Prozedur erlassen.

Von seinem Sarkasmus ging viele Jahre noch im ganzen Tale die folgende Anekdote: Der obere Müller, welcher abseits vom Dorfe wohnte und sich in nichts übereilte, kam an Sonntagen fast regelmäßig zu spät in die Kirche. Da er vom „Gericht und Rat" einer war und einen Ehrenplatz in der vordersten Bank hatte, mußte er jeweils den ganzen Kirchengang hinauf seinem Sitze zu. Dies besorgte er so gravitätisch und gemessen, als wäre er einer der Früheſten. Den neuen Pfarrer, der des Alten Gewohnheit und Art nicht kannte und Ordnung haben wollte, ärgerte es, daß der Müller in der Regel erst hereinschritt, wenn er mitten im besten Predigen war; er schwieg aber längere Zeit.

Einmal brach dem Prediger denn doch die Geduld, und er rief dem Toweis, als er an der Kanzel vorüberging, von oben herab zu: „So, Müller, muß man denn Euch jedesmal eine besondere Wurst braten, weil Ihr nie zur Zeit kommen könnt?" Der Pfarrer wollte den Müller offenbar lächerlich machen und dadurch heilen. Aber er hatte „den Letzen" erwischt. Ruhig und gelassen antwortete der Toweis: „Herr Pfarrer, wenn Sie grad am Wurstbrote sinn, so lege Sie au gli no eine dazu; denn d' Adlerwirte kommt au no hinter mir dri!" Jetzt hatte der Toweis die Lacher auf seiner Seite. Die Adlerwirtin war die angesehenste Frau des Dorfes, des Pfarrers Nachbarin, bei welcher er bisweilen sein Schöpplein trank. Sie hatte der Toweis hinter sich der Kirche zuschreiten sehen und mit ihr zahlte er dem Pfarrer heim.

Doch waren er und der Pfarrer nicht lange Feind. Der Toweis gab der Sache ein angenehmes Nachspiel. Seine Lieblingserholung war der Forellenfang. Das Bächlein, welches sein Mühlrad trieb, gehörte weit hinauf bis an die Bergwände von Welschensteinach zu seinem Jagdrevier. Nach-

dem seine Buben groß geworden, arbeitete er nicht mehr in der Mühle; er zog den ganzen Nachmittag mit der Angel an seinem Bächlein auf und ab und fing Forellen, um sein Heimweh nach Italien zu vergessen. Gebackene Bachforellen hielt er auch für eine Delikatesse, die Italien nicht kenne, und in der allein wir ihm über wären.

Am andern Morgen nach der Wurstaffäre sandte er dem Pfarrer eine „Tracht Forellen" zum „Braten", und da die Sache in der Kirche von keiner Seite bös gemeint war, blieben der Pastor und der obere Müller gute Freunde.

Der Müller Toweis, den ich noch wohl vor mir sehe in seiner weißen Zipfelkappe und seinen kurzen Hosen und mit einem schönen, scharfgeschnittenen Greisenkopf, war ein Original durch und durch und von den sieben Buben meines Urgroßvaters Tobias zweifellos der originellste.

Als Knabe verfügte er, wie sein älterer Bruder Josef, über eine sehr schöne Stimme. Dies machte ihn zum Vorsänger auf dem Kirchenchor z' Hasle und zum Liebling des Lehrers und Chordirigenten Blum. Dieser lehrte ihn und den Josef sogar das Orgelschlagen. An Sonntagen mußte nun jeder von den Buben des alten Toweis auf eines der benachbarten Dörfer, um Brot zu verkaufen. Mein Großvater, der spätere Eselsbeck, wanderte mit einer „Gräze" voll auf dem Rücken nach Mühlenbach, der Toweis aber, wie vor ihm der Josef, über die Kinzig hinüber nach Weiler. Sie setzten sich mit ihren Körben vor die Dorfkirchen und boten den Bauern und ihren Weibern beim Herausgehen Brot an.

Der Toweis verkaufte jeweils, wie ehedem der Josef, alles, weil er den Bauern, die keinen Organisten hatten, während des Gottesdienstes die Orgel schlug und mit seiner schönen Stimme lateinischen Choral sang. Um dessentwillen war er der Liebling der Bauern, und sie nahmen ihm seine Ware gerne ab. Heute ist die alte Michelskirche, in welcher der Toweis funktionierte, verschwunden, und eine reizende neue Kirche schaut vom Berg ins Tal herab und herüber zu meinem Grab.

Als sein Bruder Josef, der spätere Pfarrer, im Kloster Ettenheim-Münster studierte, fand Toweis in diesem Kloster seine erste Stelle als Bäcker in der Fremde.

Da erfaßte ihn das Heimweh, trotzdem er kaum sechs Stunden vom Kinzigtal weg war. Täglich stieg er auf den Klosterkirchturm und schaute weinend hinüber zu den Bergen der Heimat. Später zog er ohne Heimweh durch die halbe Welt als Handwerksbursche und bekam es erst wieder in seinem Alter, aber — nach Italien. —

Seine vielen Erfahrungen im Leben wandte er auch für andere an. Als Gemeinderat seines Dorfes ging er zu einer Zeit, wo es noch kaum einen tüchtigen Lehrer gab, jede Woche einmal in die Dorfschule, besah sich die Schriften der Schüler, wohnte dem Unterricht bei und belobte und warnte mit passenden Worten die Jugend.

Im Russenrumpel rettete er meinem Großvater, dem Eselsbeck, das Leben. Dieser hatte einen unartigen Kosaken kurz vor dem Abmarsch in den Keller gelockt und ihn dort eingesperrt, bis die andern fort waren. Mit Hilfe seiner Nachbarn züchtigte er dann den brutalen Reitersmann und ließ ihn am andern Tag seinen Kameraden nachreiten. Am Abend noch kam aber ein Detachement Kosaken zurück und fahndete auf den Eselsbeck. Der konnte sich flüchten, und sein Bruder Toweis versteckte ihn einige Tage in seiner Mühle.

Täglich wanderte der Toweis im Alter aus seinem Mühltälchen heraus ins Dorf und trank im Adler einen Schoppen, aber stets nur e i n e n. Von dieser strengen Regel ging er nur dann ab, wenn der Oberamtmann Wölfle von Hasle in die Mühle kam und ihn mitnahm zur Adlerwirtin. Dann trank er einen halben Schoppen mehr, dem Oberamtmann zu Ehren.

Als sein Bruder Josef, der Pfarrer, in Hasle sich zur Ruhe gesetzt hatte, um im elterlichen Hause seine letzten Tage zu verleben, fuhr der Müller jede Woche dahin, denselben zu besuchen. So oft es möglich war, brachte er ihm eine „Tracht

Forellen" mit. Eines Nachts im Jahre 1836 träumte ihm, der Josef sei gestorben. In aller Frühe wurde eingespannt und das Tal hinaufgefahren. Er traf aber den geistlichen Herrn noch gesund und munter beim Frühstück. Gleichwohl erzählte er ihm seinen Traum und sagte dem Pfarrer: „Josef, richt' dich zum Sterben!" Der Josef folgte dem Rat, und wenige Tage später trugen sie ihn auf den Kirchhof. —

Einige Jahre vor seinem Tod erlebte der Toweis noch eine besondere Freude. Sein Bruder, der Toni, der in Rom eine Nudelfabrik hatte, kam noch einmal in die Heimat, erzählte ihm von Italien und brachte allerlei hochgeweihte Sachen aus Rom mit, unter anderm auch ein Sterbeglöcklein, zum Läuten in der Todesstunde und mit reichlichem Ablaß versehen. Das Glöcklein hing der greise Müller in seiner Schlafkammer über dem Bette auf, um es selbst zu läuten, wenn es Zeit wäre.

Siebenundsiebzig Jahre und etwas darüber hatte er gelebt, als es mit ihm anno 1846 zum Sterben kam. Er fühlte dies und sprach: „Jetzt muaß i 's Nudletonis Glöckle lüte!" Er läutete es, und es ward sein Totenglöcklein.

Sein Gebein ist längst vermodert auf dem Kirchhof an der Landstraße und auch seine Kinder sind längst tot. Eines, die Marie-Anne, lebte noch 1888, wo ich sie besuchte. Sie hatte einen Bauern in Lachen geheiratet, einem friedlichen Gehöfte an der Kinzig unterhalb des Dorfes. Dort bin ich im Frühjahr des genannten Jahres bei ihr, einem alten Mütterlein, in dumpfer Stube gesessen, und sie hat mir von ihrem „Vater selig" erzählt. —

Eine Eigenschaft habe ich, sein Großneffe, von dem alten Müller ererbt. Er konnte das Hundebellen und das Peitschenknallen nicht leiden. Er machte es jedem Hirtenbuben und jedem Knecht zur strengsten Pflicht, nie zu „klepfen", wenn „er um den Weg sei". Jede Übertretung wurde mit sofortiger Entlassung oder zum mindesten mit Prügel bestraft.

Ich selbst hatte manchen Kampf mit den Dorfbuben am

Bodensee, bis ich ihnen das Peitschenknallen in der Nähe meines Pfarrhauses abgewöhnt hatte, und manch einer mußte die Übertretung auf den Hosen büßen.

Dem alten Toweis und mir hat Schopenhauer die folgenden Worte ganz aus der Seele geschrieben: „Ich hege längst wirklich die Meinung, daß die Quantität Lärm, die jeder unbeschwert ertragen kann, im umgekehrten Verhältnis zu seinen Geisteskräften steht, und daher als das ungefähre Maß seiner Bildung betrachtet werden kann. Wenn ich daher auf dem Hofe eines Hauses die Hunde stundenlang unbeschwichtigt bellen höre, so weiß ich schon, was ich von den Geisteskräften der Bewohner zu halten habe. Ganz zivilisiert werden wir erst sein, wenn auch die Ohren nicht mehr vogelfrei sein werden und nicht jedem das Recht zustehen wird, das Bewußtsein jedes denkenden Wesens auf tausend Schritte in der Runde zu durchschneiden mittels Peitschenknallen, Pfeifen, Heulen, Brüllen und Bellenlassen.“ —

Doch jetzt zurück zu des alten Müllers Vettern, zu den Sandhasen.

Das Verbot des Tobias, des Müllers von Steinach, an seine Söhne, nicht nach Italien zu gehen, reizte aber zwei seiner Neffen in Haslach erst recht, das Wunderland zu sehen. Es waren dies Toweis, der jüngste der Sandhasen, ein Bäcker, und Valentin Franz, ein Schneider, beide Söhne von Schwestern des obern Müllers.

Wenn früher ein Handwerksbursche in die Fremde zog, nahm er feierlichen Abschied von allen Verwandten, denn es galt mindestens d r e i Jahre zu wandern. Jetzt ist dies unnötig; die Eisenbahnen führen unsere Fremdlinge zu Ostern, Pfingsten und Weihnachten heim, und jahrelang wandern tun jetzt nur noch die Stromer, diese Blüten moderner Freizügigkeit.

Der Bäcker Toweis und der Schneider Valentin gehörten der guten alten Zeit an; drum marschierten sie eines Nachmittags an der Kinzig hinunter, um vom Vetter Müller

Abschied und das übliche „Trinkgeld“ auf die Reise in Empfang zu nehmen. Seine erste Frage war: „Wohin?“ — „Uff Wien“, meinten beide. „Nur nit nach Italien. Ihr Buawe henn kei Begriff, wie mer 's Heimweh kriegt, wemer (wenn man) do drin gsi isch, un zuam Bliwe g'rotet's nit jedem, wie mim Bruder, dem Nudle-Toni.“

„Vetter,“ rief Toweis, der Jüngste, „wenn wir zwei uff Italie genn, so bliwe mir drinn, mag's kommen, wie's will, dann kann 's Heimweh nix mache!“ Dieser mutige Entschluß imponierte dem Müller; er widersprach nicht mehr, sondern ging über seinen Kleiderkasten, wo in einer getrockneten „Schweinsblase“ sein Silber geborgen lag. Jedem gab er einen Kronentaler und ein „Behüet Gott“ und einen Gruß nach Italien mit auf den Weg. Sie gingen am andern Tag talaufwärts — und keiner sah im Leben mehr seine Heimat.

Über Wien zogen sie nach Italien und Rom, wo Toweis, der Jüngste, Bürger und Bäckermeister in der ewigen Stadt wurde, während der Schneider Valentin als Laienbruder und Klosterschneider in den Franziskanerorden trat und erst in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in einem Franziskanerkloster Mittelitaliens starb.

Obwohl ich in meiner Knabenzeit vom Vater öfter von diesen zwei Italienern gehört hatte und auch vom Nudle-Toni, so dachte ich doch an keinen, als ich selbst zweimal in Italien war. Wenn man in Rom ist, fühlt man sich als Weltbürger und vergißt die kleinen Familiengeschichten. —

Die zwei von den sechs Sandhasen, welche dem Handwerk des alten Lorenz treu geblieben sind, blieben auch der Heimat getreu; der eine, Thaddäus, wurde Kupferschmied an des Vaters Stelle im Vaterhaus und der andere, Xaver, im benachbarten Städtchen Zell. —

Von Geschwistern des Vaters Lorenz stammen der geistreiche Maler Sandhas ab, dessen ich schon in meiner Studienzeit gedacht und der ein eigenes Kapitel in diesem Buche hat, und, wie auch schon erwähnt, mein alter Freund Alexander,

der heutige, mehr als achtzigjährige Inhaber und Besitzer des großen, hölzernen Familienpalais.

In ihm ist die Originalität der Sandhasen noch ganz und voll erhalten. Er ist der gewandteste und strebsamste Mann in der ganzen Vorstadt. Von seiner Wiener- und Ungarnreise zurückgekehrt, bekam er ob der schnellen und feinen Bedienung der Kunden den Ehrennamen „Dampfsattler" oder auch „Wienersattler", und bei der Preisausteilung der oberrheinischen Gewerbeausstellung 1886 in Freiburg habe ich als Preisrichter für den „Wienersattler" plädiert, und er bekam in seinen alten Tagen noch die silberne Medaille für ein Pferdegeschirr.

An Markttagen steht er, eine Zigarre kauend, auf dem Marktplatz und empfängt die von allen Tälern her einfahrenden Bauern. Der eine hat ein Kummet auf dem „Bernerwägele" zum Flicken, dem andern ist das „Leitseil" defekt. Der Alexander nimmt's in Empfang, und ehe der Bauer ordentlich ausgespannt hat, bringt ihm der Dampfsattler seine Ware wieder. In politisch hochgehenden Zeiten referiert er dann den Bauern noch über die Vorgänge in Stadt und Land, und so kommt es, daß er bei denselben stets beliebter war als sein Wiener Kollege, der „Regenbogen".

Der Alexander ist Demokrat und seit 1849 diesem Prinzip treu geblieben, während die anderen Achtundvierziger, soweit sie noch leben, meist liberal und untertänigst geworden sind. Er war eben aus Wien heimgekehrt, als die Revolution ausbrach, und ich erinnere mich noch recht wohl, wie er, mit einem Stutzen bewaffnet, hinter dem „Zivilkommissär" Stigler herschritt als Adjutant und Leibgardist.

Der Alexander ist aber neben Wilhelm, dem Hammerschmied, meinem Schulkameraden, der einzige gewandte und bewußte Vertreter des demokratischen Prinzips in Hasle und Umgegend. Er trug zwar einst trotz seiner ausgesprochenen Demokratie den Namen „Herrenwedler", aber mit Unrecht. Weil er früher jeden Abend sein „Zego" machte mit dem

alten Dekan Kurz und mit dem Physikus Forch, gaben ihm jene, welche die „Herren“ nicht ihres Mitspiels würdigten, diesen Spitznamen. Allein Alexander ist ein formvollendeter Mann, und darum war er den Herren angenehm, ohne daß er seine Demokratie je verleugnet hätte.

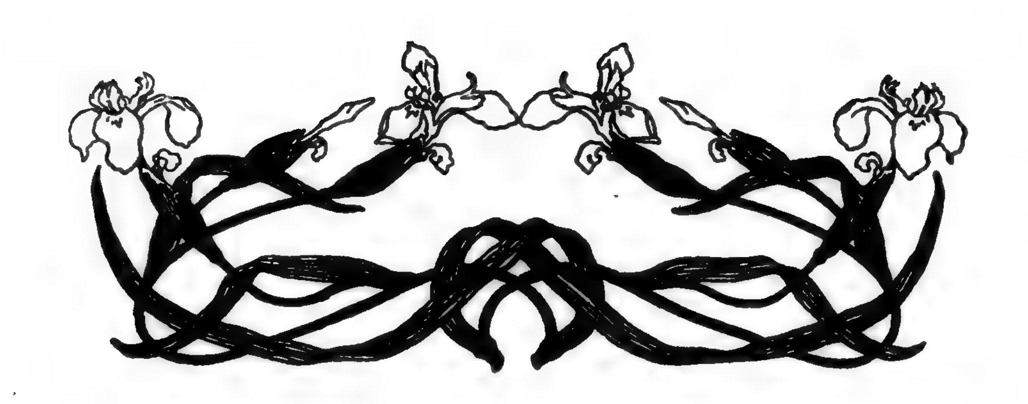
Als ich in den achtziger Jahren einmal mit zwei preußischen Generalen, Glümer und Chauvin, Hasle besuchte, begegnete uns zufällig der Dampfsattler, und die beiden Herren staunten über die feine Art des Alexander, über die gelehrten Reden, die er zu führen wußte, und namentlich über seine geognostische Darlegung der Gebirgsformationen des Kinzigtales.

Seine Zegokollegen sind längst tot, und seitdem sitzt er seit Jahren allabendlich bei seinem Nachbar, dem „Fritz“, und spricht am runden Tisch von Politik, Chemie, von Seelenwanderung und Psychologie ebenso eifrig als vernünftig.

Und wenn er und mein jetzt auch toter Vetter Plazidus Zachmann, sein Nachbar, gegen elf Uhr heimkehrten, war die stete Schlußrede des privatisierenden Maurermeisters: „Alexander, Du bisch bi Gott do der G'scheidscht uf fufzig Stund Weg's! Jez guat Nacht, schlof g'sund, morge nit z' früah!“

Das ist Alexander, der letzte vom großen Geschlechte der großen Sandhasen. — „Der Mensch“, pflegt er zu sagen, „ist der Würdenträger der Natur“ — und er selber ist noch der letzte Würdenträger seines geistreichen Geschlechts.





Der närrische Maler.

1.

Schon in den Erinnerungen aus meiner Jugend- und Studienzeit habe ich eines Mannes erwähnt, den ich als Knabe fürchtete und als Student mit Ehrfurcht und Staunen betrachtete. Er stand in meiner Knabenzeit manchmal halbe Tage lang auf der „Gottlütbruck" über dem Klosterbach und schaute stumm und still bald in das davoneilende Wasser, bald hinüber an die waldigen Berge jenseits der Kinzig, oder ein andermal stand er ebensolang auf dem Marktplatz und ebenso stumm und still. Scheu eilten wir Buben an ihm vorüber und flüsterten uns leise zu: „Der närrscht' Moler!"

Wenn ihn bisweilen ein Kühnerer unter uns aufschreckte mit dem Ruf: „Sandhas, Sandhas!" so wachte er auf, nickte freundlich und eilte davon.

Er war ein wunderbar schöner Mensch, dieser närrische Maler. Auf einer großen, schlanken, graziösen Figur saß ein Albrecht Dürer-Kopf, und zwischen dem dunkeln, langen Kopf- und Barthaar schauten ein paar große, blaue, ebenso geistreiche wie düstere Augen hervor. Seine ganze Erscheinung war vornehm.

Ich suchte viele Jahre später als älterer Gymnasist mich ihm bisweilen zu nähern, wenn er auf dem Marktplatz oder auf jener Brücke stand oder beim Bierkrämer an einsamem Tisch ein Glas Bier trank. War er gut aufgelegt, so bekam man einige Worte von ihm; bisweilen skizzierte er auf Wunsch am Biertisch ein Porträt flüchtig auf ein Stück Papier; meist aber, wenn man ihn anredete, lachte er hohl und unheimlich in sich hinein und eilte davon.

Ein Zufall hat es mir möglich gemacht, tiefer in das Leben dieses bedeutenden Menschen schauen zu können, der als armer Narr von dieser Erde schied, zu Lebzeiten in seiner Heimat Hasle verkannt und verspottet.

Ein Herr Allgeyer, als Sohn eines Beamten in Haslach geboren, hatte in seiner Jugend den unglücklichen Künstler näher gekannt und teils aus eigener Erfahrung, teils nach Erzählungen seines Onkels, des alten Oberlehrers Blum, vor mehr denn dreißig Jahren ein kurzes Bild des närrischen Malers in Versen zu Papier gebracht. Sein Bruder, Photograph in Karlsruhe, besaß das Manuskript und sandte es mir zu. Der Autor, damals in München lebend, gab gerne die Einwilligung, sein Produkt in meinen „Wilden Kirschen" zu verwerten. Dieses und eigene Nachforschungen setzen mich instand, ein durchaus tragisches Menschenleben im folgenden zu zeichnen und einen hochgeistigen Mann der Vergessenheit zu entreißen, der mißkannt und mißhandelt viele Jahre in seiner Heimat als der „närrschte Moler" lebte und starb.

Weitere interessante Details verdanke ich dem 1900 in Hüfingen bei Donaueschingen gestorbenen Schriftsteller und Maler Lucian Reich.

Der Kupferschmied Lorenz Sandhas, von dessen geistreichen Söhnen wir eben erzählt, hatte einen Bruder, der Schmied war. Dieses Schmieds Tochter Margarete oder „Gretle", wie die Haslacher sagen, war das schönste Mädchen im Städtle und hatte auch vom Geiste ihres Geschlechtes nicht wenig.

In Hasle waren die Menschen in früheren Zeiten noch viel mehr begeistert für Gesang und Saitenspiel als heute. Singen und Musizieren ist immer ein Zeichen von lustigen Leuten, und solche gab's in Hasle zu allen Zeiten, vorab aber in der, von welcher wir jetzt reden.

Es war eine stürmische, sorgenvolle Kriegszeit, die der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, aber trotzdem standen in Hasle die genannten Musen im Flor.

Des Schmied-Sandhasen Gretle war neben ihrer Schönheit die erste Sängerin im Städtle, und wenn sie in der Kirche sang, hörten die Leute mit Beten auf.

Unter denen, die bei den „musizierten Hochämtern" beim Kirchenchor öfters mittaten, war auch der fürstenbergische Gefälleinnehmer[1] Hans Wölfle von Wolfach, ein geborener Hüfinger. Er spielte ebenso schön die Violine, als das Gretle schön sang.

Der Gefälleinnehmer kam von Wolfach extra her, um mit den Haslachern musizieren zu können. Er war ein Vierziger und Hagestolz. Das Gretle gefiel ihm, und als er Ende der neunziger Jahre nach Hüfingen versetzt wurde, folgte ihm das schöne Mädchen, dem der „Herr" imponierte und das sich für einen „Burger" zu schön dünken mochte. Es folgte ihm als Haushälterin. —

Überschlagen wir die nächsten drei Jahre, welche das Gretle in Hüfingen verbrachte. Eine freie, poetische Feder könnte sie schildern; ich bin als Pfarrer weder frei noch ein Dichter, wie er sein soll. —

Es ist ein kalter, rauher Wintertag des Jahres 1801. Fahl leuchtet die Sonne über die Höhen des Schwarzwaldes zwischen Donaueschingen und Triberg. Die Tannen rauschen, geschüttelt von eisigem Winde. Ein junges Weib mit einem Kind im Arm schreitet den einsamen Weg im Schnee daher. Eben hat die Sonne sich geneigt, als sie zum untern Tor der Stadt Villingen hinauseilt — in scheuer Hast.

---

[1] Rentmeister.

Sie dachte nicht an den Winter, nicht an die Nacht, nicht an die Bürde, die sie trug. Ruhelos eilt sie weiter, gleichgültig, welch Los ihr werde draußen in der kalten Nacht. Der Weg ist noch weit bis hinab ins Kinzigtal; ob sie früh oder spät kommt, für ihre Schande ist's immer noch Zeit.

So stürmt sie fort in den kalten Abend, in die kalte Nacht hinein. Sie fühlt es nicht, wie das Kind erstarrt in ihren Armen und ihre eigenen Kräfte immer mehr ermatten. Auf der eisigsten Höhe jener Gegend, auf der Sommerau, sinkt sie endlich am Wege nieder. Mutter und Kind sind bald — eingeschlafen.

Da führt der Himmel den Knecht eines benachbarten Gehöftes auf dem Heimweg von Peterzell her zu den vom Tod Umfangenen. Er reißt sie auf und schleppt beide mühsam durch Sturm und Schnee zum nächsten Hof.

Hier kehren sie ins warme Leben zurück, und das Mitleid läßt ihnen alle Pflege angedeihen. Aber von der Mutter war über woher? und warum? kein Wort herauszubringen. Lautlos saß sie vor ihrem Kinde, und nur so viel erfuhr die Bäuerin, daß sie hinunter wolle ins Tal, heim, und so viel fühlten alle im rettenden Hause, daß unendlich viel Weh und Leid auf der jungen Mutter ruhe.

Am Mittag des zweiten Tages zog sie weiter; sie dankte nicht für das Wiedererwecken in dies Leben, sie legte ein Silberstück auf den Tisch, nahm ihr Kind und schritt vollends der Wasserscheide zwischen Donau und Rhein zu und dann hinab ins Tal.

Schon ging der Mond auf über der alten Ruine der Dynasten von Husen, drunten an der Kinzig, als sie das einsame Städtchen gleichen Namens erreicht hatte. Aber hier verließ die späte Pilgerin die offene Landstraße; denn sie nahte der Heimat und wollte niemandem begegnen, der sie gekannt in besseren Tagen. Sie schritt über die Brücke bei Husen und aufs rechte Ufer des Flusses, wo schmale Pfade ungesehen hinabführen bis zur Kinzigbrücke bei Hasle.

Auf dieser Brücke, unter welcher die eisige Flut durchrauschte, blieb sie stehen. Hier begann bei der unglücklichen Mutter ein furchtbarer Kampf zwischen Liebe und Furcht, zwischen Schande und Verbrechen. Noch wenige Schritte, und sie stand vor dem Vaterhaus, in das sie eintreten sollte als Entehrte, aus dem der ernste Vater sie vielleicht sofort wieder hinausjagt samt ihrem Kinde. Wäre es nicht besser, das Kind oder sich und das Kind in den Fluten zu begraben und alles irdische Elend von den Wellen verschlingen zu lassen!?

In furchtbarem Seelenkampf hatte sie sich an die Brüstung gelehnt. Das Kind im Arme, starrte sie in die mondbeglänzte Flut. Das Rauschen des Wassers und der innere Kampf hatten ihr Ohr den Schritten eines Mannes verschlossen, der vom Dorfe Schnellingen her am Fluß heraufgekommen war auf spätem Heimweg nach dem Städtchen.

Es war der alte „dicke Metzger" von Hasle, welcher vom „Gai" zurückkehrte und in der Blume zu Schnellingen noch den letzten Schoppen getrunken hatte. Von weitem sah er im Mondschein eine Gestalt an die Brücke sich lehnen, und je näher er kam, um so geheimnisvoller erschien ihm dieselbe.

Bis auf Brückenbreite kam er an sie heran. Jetzt sah er auch das Kind, erkannte des Schmieds schöne Margarete und ahnte sofort, was hier geschehen sollte. Er faßte sie rasch und vorsichtig am Arm und sprach: „Gretle, wie kommst du hierher, und was hast du vor?"

Umsonst will sie sich losreißen vom starken Mann, der bereits auch das Kind in seine Gewalt gebracht; ihr Angesicht verhüllend, stöhnt sie jetzt dumpf auf.

War sonst ein harter, spöttischer Mann, der dicke Metzger, aber das Leid des Mädchens ging ihm scharf ans Herz. Wird aber ein sonst harter Mensch einmal weich, so wird er's auch recht. Drum nahm der Dicke das Mädchen zunächst mit sich heim, versöhnte am folgenden Morgen den alten Schmied

mit dem Unglück seiner Tochter und führte diese dann mit ihrem Kinde ins Vaterhaus. So kam der zukünftige „närrische Maler" in die Haslacher Welt und in des Großvaters Schmiede.

In den ersten Tagen nach ihrer Heimkunft wanderte der Vater mit dem Gretle dem Pfarrhaus zu. Damals wohnte dort der würdige Pfarrherr Schumacher, von dem mein Vater mir fünfzig Jahre nach dessen Tod noch erzählte, daß er der Freund und Berater des ganzen Städtchens gewesen sei.

Der Schmied bat zunächst um „den heiligen Tauf", das Gretle schluchzte beschämt, aber der Pfarrer erschloß ihm nach einigen ernsten Worten durch Teilnahme und Trost das Herz. Es bekannte, wie daheim schon dem Vater, auch ihm alles: daß es durch das Versprechen der Heirat von seinem Dienstherrn verführt, später aber getäuscht, betrogen und aus dem Haus gejagt worden sei.

Empört über die Handlungsweise des fürstenbergischen Beamten, meldete Pfarrer Schumacher den ganzen Vorgang an die fürstliche Regierung, trat energisch für das arme Gretle ein und setzte es durch, daß wenigstens ihr und ihrem Kinde eine Summe Geldes ausgezahlt wurde, die vor der äußersten Not sie schützen sollte nach dem Tode ihres Vaters.

Der alte Schmied starb nicht viele Jahre darauf und hinterließ wenig, wie die meisten damaligen Haslacher. Sein Sohn, der junge Schmied, der gleiche, bei dem ich vierzig Jahre später manche Stunde verbrachte und dem ich oft sein Eisen hämmern half, übernahm Schmiede und Haus. Seine drei ledigen Schwestern, unter denen das Gretle die jüngste, hatten zwar das Wohnungsrecht im Hause, aber nur in einer Stube, und die war zu klein für vier Menschen; drum fanden sie sich mit dem Bruder ab und bezogen ein kleines Häuschen auf dem Graben, am Stadtbach.

Das Leben dreier lediger, vermögensloser Weibspersonen auf dem Lande ist ein sehr monotones und armseliges. Unsere

drei Schwestern verdienten sich ihr Brot im Sommer mit Taglöhnern auf dem Feld, im Winter mit Spinnen und Stricken. Gar öde muß es gewesen sein zur Winterszeit, wo die Sonne kaum an die kleinen Fenster gelangte in ihrem dunkeln Häuschen, in dem ich als Knabe später manch helle Freude erlebte.

Da wohnte zu meiner Zeit im untern Stockwerk der alte „Saubrucker". Seine Frau war Hebamme und sein Sohn Karl mein Schulkamerad. Vater und Mutter waren meist abwesend, der Alte auf dem „Sauhandel", die Mutter in ihren dienstlichen Pflichten, und wir Buben allein in der Wohnung, wo wir alles zu unterst und zu oberst kehrten. Kam dann der Alte heim, so hatte er in der Regel einen kleinen „Dusel", sah die Unordnung nicht, die wir angerichtet, lobte uns, daß wir „so brav daheim gehütet", und befahl uns, nur so auszuhalten, bis die Mutter käme. Dann ging er wieder, um seinen Dusel zu einem Zopf zu steigern, froh, daß er uns allein getroffen und nicht die Frau, die ihn daheim behalten hätte.

Eine Treppe höher befand sich die Wohnung eines weitern Kameraden, des dritten in unserm Bunde, des Holzer-Peters Rudolf, dessen ich in meinen Erinnerungen aus der Jugend- und Studienzeit erwähnt habe. Seine Mutter, eine alte Witwe, und deren noch ältere Schwester, beide vom Stamme und Geschlechte Flach, wohnten da beisammen; zwei griesgrämige Weibsleute, an denen ich nie ein Lächeln sah, und denen wir durch unsern Spektakel im untern Stock oft zu Leid lebten.

Doch hatten wir zeitweilig auch Frieden mit den zwei Parzen, die zur Sommers- und Winterszeit am Spinnrad saßen. War das Wetter gar zu unlustig draußen, im untern Stock die schneidige Hebamme zu Hause, und führte mich mein Genius gerade zu den zwei Freunden, so saßen wir manchmal am Nachmittag still um die alten, mürrischen Weibsbilder, aber nicht ohne Absicht.

Gegen drei Uhr schleppte sich die Schwester Gärde (Luitgard) in die Küche und fabrizierte eine Art Kaffee, damals allgemein Schnitzbrühe genannt; von der bekamen wir auch in einer irdenen Schüssel. Das war ein Göttertrank für unsere genügsamen Knabenkehlen. Kaum war er aber genossen, so empfahlen wir uns der lieben Einsamkeit in der kleinen Stube, wo nur das Schnurren der Spinnräder vernehmbar war.

Es war aber damit beiden Parteien geholfen. Die zwei Spinnerinnen saßen lieber allein, und manchmal konnte die Mutter des Rudolf zur Gärde sagen: „Gang[1] un mach d' Schnitzbrüh', daß die Kerle us 'm Hus komme." —

In diesem Häuschen lebte eine Generation früher das Gretle mit ihren Schwestern und ihrem Sohn „Karle", wie in Hasle alle Karl genannt werden. Die Zeit heilt alle Wunden, und so konnte, trotz der Einsamkeit, das Gretle mit den Jahren sein Leid leichter tragen und über dem Grab seiner irdischen Hoffnungen die Seelenruhe wieder finden.

Nur bisweilen brach die alte Wunde auf. Wenn der Karle, ein schöner, schwarzlockiger Knabe geworden, mit seinen Kameraden in Streit geriet und sie ihm spöttisch zuriefen: „Du bisch jo nur 's Gretles Karle un hesch[2] kei' Vater!" — und der Arme dann heimeilte und seiner Mutter weinend es klagte, da brach ihr fast das Herz in herbem Leid. Sie tröstete ihn mit den Worten: „Dein Vater ist im Himmel droben und hat dich so lieb als diejenigen, die dich verspotten."

Die Menschen sind in gar vielen Dingen niederträchtig. Reichtum in Verbindung mit Laster und Gemeinheit nehmen sie gerne in Kauf, aber der Armut wird nichts verziehen. Ihr wird bei jeder Gelegenheit Schande und Ehrlosigkeit vorgeworfen. So werden beispielsweise oft arme, uneheliche geborene Kinder, namentlich auf dem Lande, in der härtesten Weise behandelt und beurteilt, und doch sind sie

[1] geh. [2] hast.

an beiden Makeln mindestens ebenso unschuldig als ihre Spötter und Verächter.

Ja es gab und gibt heute noch Priester, die glauben, Gott und seinem Sittengesetz eine Ehre anzutun, wenn sie es nach Jahren noch von der Kanzel verkündigen, der oder jene, die sich verheiraten wollen, seien unehelich geboren.

Man glaubt dadurch auf zukünftige Mütter unehelicher Kinder abschreckend zu wirken, vergißt aber, daß, während man ein an sich lächerliches Verhütungsmittel anwendet, ein absolut unschuldiger Mensch aufs tiefste und in absolut unchristlicher Weise gekränkt und verletzt wird.

Wir hatten in meiner Knabenzeit unter uns einige Kameraden, die „Ledige" zu Müttern hatten. Aber überall, in der Schule und auf der Gasse, sei es, daß der Lehrer oder ein biederer Bürgersmann sie prügelte, jene armen Buben bekamen, in der Regel unter dem Vorhalt ihres Geburtsmangels, jeweils die doppelte Anzahl von Schlägen.

So hatte ich einen Mitschüler namens Othmar, der mit seiner Mutter, der „Dreher-Nanne", einer Wäscherin, im ehemaligen Kloster wohnte. Den schlug eines Tages ein Fuhrmann derart, daß er zeitlebens ohne Stock nicht mehr gehen konnte. Böse Buben nahmen dem Armen bisweilen den Stock, und dann fiel er beim ersten Schritt, den er machen wollte, um. Mich dauerte der Othmar stets, ich gab ihm manches Stück Brot, und wenn er dann, an eine Hausecke angelehnt, festen Stand hatte, wurde er heiter und lustig und sang sein Lieblingslied, das da anhub:

Napoleon ist nicht so stolz,
Handelt mit Schwefelholz.

Daß der Othmar so geschlagen worden, darüber krähte kein Hahn, noch dachte jemand an Schadenersatz für bleibende Körperverletzung. Früher geschah in der Richtung zu wenig zugunsten des betreffenden Individuums, und in unserer vom Humanitätsdusel angesteckten Zeit geschieht zu

viel. Jetzt darf niemand mehr einem bösen Buben eine wohlverdiente Ohrfeige geben, ohne Gefahr zu laufen, gerichtlich belangt zu werden. Dafür nimmt aber die Roheit, die sich nie durch Humanität vertilgen läßt, von Jahr zu Jahr zu. —

Ähnlich wie zu meiner Zeit die „Ledigen", so wurde vierzig Jahre früher auch des Gretles Karle behandelt, und das war's, was die alten Wunden der unglücklichen Mutter von Zeit zu Zeit wieder aufriß. Manche Schläge bekam der Karle besonders dafür, daß er seinem Kunstgenius frühzeitig überall und bei jeder Gelegenheit Ausdruck gab. Hatte er ein Stückchen Kreide gefunden, oder, wie wir Buben es alle gern taten, aus einem Sandstein vor dem Hause eines Maurers oder bei einem Neubau ein Stück „Rötel" (Leberstein) herausgeschlagen, so fing er eben an zu zeichnen.

Da malte er auf eine Haustüre ein Schwein, dort auf einen Laden eine Kuh oder eine Krähe oder Eule — und überall hielt man seinen unschuldigen Kunsttrieb für Bosheit und Anspielung. Es regnete Verwünschungen und Hiebe auf den armen Knaben, und in der Schule liefen zahlreiche Klagen ein. Nur der alte Oberlehrer Blum machte es ihm jeweils gnädig im Urteil über seine „Schmierereien" und erkannte den zukünftigen Maler.

In dem Geschlechte der Sandhasen war ja Kunst und Wissenschaft daheim, warum sollte nicht auch in des Gretles Karle ein Künstler stecken? Hatte ja doch seine Mutter bereits einen Bruder, der sich in der Kunst einen Namen gemacht hatte und als Hofmaler in der hessischen Residenz Darmstadt wohnte!

Von Zeit zu Zeit kam der in seine Heimat an der Kinzig, überzeugte sich vom Talent seines armen, verfolgten Neffen und nahm ihn, als er „aus der Schule war", zu sich nach Darmstadt.

Nicht ungern verließ der Karle die Heimat, wo er wenig gute Freunde gehabt und viel Leid erfahren hatte in seinem

jungen Leben, nicht ahnend, daß er des Leids noch mehr erfahren würde in seinem Alter.

Nur ein Bürger hatte sich, außer dem Lehrer, des Gretles Karle angenommen. Der „Lichterläufer", so genannt, weil er Läufer hieß und „Lichter zog", war, zu meiner Zeit noch, der beste Lehrer im Flötenspiel. Er gab dem Karle und seinem Schulkameraden, dem Christian, den wir im folgenden Kapitel kennen lernen, unentgeltlich „Stunden auf der Flöte".

Der Karle wurde Virtuos, und dies Spiel hat ihm später seine Lebensnacht manchmal erhellt und vertröstet.

Das Flötenspiel war damals und lange nachher noch im Städtchen sehr verbreitet. An Werktagabenden und Sonntagmorgen konnte man in jeder Gasse und in jedem Gäßchen im stillen Kämmerlein einen Flötendilettanten seine Übungen produzieren hören. —

2.

Wie es unserm Karle in Darmstadt ging, wo er unter den Augen seines Onkels zum Maler sich ausbildete, konnte ich nicht in Erfahrung bringen[1]. Das weiß ich aber, daß er nach einigen Jahren in die Heimat zum Besuch seiner Mutter kam und als erste Probe seiner Kunst ihr eigenes Porträt malte. Er war ein bildschöner Mensch geworden. Wallendes schwarzes Haar, eine breite, hohe Stirne, große, tiefliegende, geistvolle Augen und eine hohe, schlanke Gestalt — schufen ihn zu einem vollendet schönen Jüngling. Ich besitze von ihm ein Bild aus jener Zeit, von seinem Onkel, dem Hofmaler, gezeichnet.

Einige Porträts, die er im Kinzigtale ausführte, machten

[1] Von einer alten Darmstädter Familie Hessemer, in welcher der junge Sandhas oft verkehrte und mit der er lange befreundet war, erhielt ich anno 1905 einen ganzen Band seiner Zeichnungen und Aquarelle.

einen in Offenburg lebenden reichen Polen auf den jungen Künstler aufmerksam, und er lud diesen ein, ihn nach Wien zu begleiten. Dort wolle er für seine weitere Ausbildung sorgen.

Der Weg führte über München. Der Eindruck, den diese Stadt durch ihr damals gerade erwachendes Kunstleben auf ihn machte, war so stark, daß Sandhas sich verbarg, bis sein Gönner abgereist war. Wie von einem Bann gefesselt, blieb er auf eigene Faust und bei kärglichem Verdienst in der bayerischen Residenz. Hier scheint er auch dem großen Maler Cornelius nähergetreten zu sein; denn in seinen spätern Zeiten sprach und schrieb er oft von diesem Künstler.

Drei glückliche Jahre vergingen dem Karle in dem neuen Isar-Athen. Aus Italien aber waren die Titanen alle gekommen, die in München der Kunst eine Heimstätte zu gründen begannen. Dorthin sehnte sich, wie jede Künstlerseele, auch der Maler Sandhas.

Eines Tages war er aus dem Kreise seiner Freunde verschwunden. Niemand wußte, wohin; alles ahnte aber, er sei über die Alpen gewandert. Und so war es. Von Venedig ward seiner Mutter die erste Kunde, und am Strande Neapels traf ihn ein Münchner Künstler, der nach ihm die Isarstadt verlassen. Sandhas hatte, ein Fußgänger wie wenige, ganz Italien durchwandert, von den Apenninen bis zum Vesuv alle Berge durchstreift und in allen bedeutenden Städten seine Studien gemacht.

Jahr und Tag waren wieder vergangen, da faßte ihn am Golf von Neapel das Heimweh nach den tannendunkeln Wäldern an der Kinzig. Die Natur allein hatte ja in der Knabenzeit neben seiner Mutter ihm ungetrübte Freude gemacht, sie allein blieb ihm später treu, als alles ihn verlassen.

Darum zog er rastlos wandernd heimwärts. Es war im September des Jahres 1826. Die Herbstsonne stand über dem Häuschen am Graben und küßte die Blumen am Fenster, an dem einsam das Gretle saß und strickte, nicht

ohne bisweilen einen Blick auf die stille Gasse hinabzuwerfen. Ihre Schwestern hatte der Tod abgeholt. Da schritt „der Karle" als wunderbar schöner, gebräunter Mann mit dunklem Vollbart, ein Christuskopf, den schmalen Weg vom obern Stadttor herunter der Hütte der Mutter zu. Ihr Auge hatte ihn trotz seiner Veränderung sofort erkannt, und voller Herzensfreude eilte sie ihm entgegen, hinab unter die Haustüre.

Im ganzen Städtchen, nicht bloß bei seiner Mutter, erregte der schöne, aus Italien heimgekehrte Karle Erstaunen. Er brachte auch meinem Großvater, dem Beckepeter, Grüße von seinem Bruder, dem Nudletoni, der in der ewigen Stadt tat, was er in seines Vaters Backstube zu Hasle gelernt: er machte Nudeln, ein gutes Geschäft selbst im Lande der Makkaroni. Der Karle hatte ihn in Rom besucht und manche Unterstützung bei ihm genossen.

Den ganzen Tag über war in der nächsten Zeit Gretles Stübchen von jungen und alten Haslachern besucht, denen der Karle seine Studien zeigte, welche er in Italien aufs Papier gebracht hatte und zu denen er entsprechenden Text zu geben wußte.

Die besseren Bürger und Bürgerinnen wollten jetzt alle von dem Karle gemalt sein, und Jahr und Tag gab's Arbeit in Hülle und Fülle. Er führte alle diese Porträts in Aquarell und zwar ganz vorzüglich aus. So malte er in jenen Tagen allein aus meiner Familie: meine mütterlichen Großeltern, meine Eltern als junges Ehepaar und den Bruder des väterlichen Großvaters, den Pfarrer Josef Hansjakob, der damals seine alten Tage im Ruhestand im elterlichen Hause verlebte. Sämtliche Bilder sind heute in meinem Besitz und erinnern mich gar oft nicht bloß an die Originale, sondern auch an den unglücklichen Künstler, der die Porträts schuf.

Bald ging durchs ganze Tal der Ruf des Porträtmalers von Hasle, und überallhin wurde er gebeten, und es wird heute noch von Offenburg bis Wolfach gar manch

altes Familienbild existieren mit dem Monogramm „Karl Sandhas".

Aber auch die Naturstudien in Feld und Wald vergaß der junge Künstler nicht. Bald saß er am roten Kreuz oben unter einer Tanne und zeichnete das liebliche Land zu seinen Füßen, bald stand er auf der Kinzigbrücke und entwarf ein Bildchen aus dem Uferleben, bald weilte er im Klostergarten der Kapuziner, um einen oder den andern der Klosterbrüder bei der Arbeit zu skizzieren.

Das Kloster war längst aufgehoben, nur wenige Mönche wohnten noch da zum Aussterben, und einen Teil des großen Gartens bebauten bereits, wie heute noch, Bürgersleute. Drum traf eines Morgens zur Sommerszeit der Maler im Garten ein Mägdlein, das aus dem Klosterbach Wasser schöpfte, um seine Blumen zu begießen. Er hatte es früher nie gesehen. Sie war die Tochter eines fürstenbergischen „Jägers", wie in jener poetischen Zeit, wo sie noch mehr mit dem Wald als mit der Feder zu tun hatten, die Förster genannt wurden.

Ein fürstlicher Rentmeister und ein fürstlicher Jäger saßen damals noch zu Hasle, wo ringsum der Fürst von Fürstenberg Wald und Feld in Hülle und Fülle besitzt.

Dem alten Jäger war der junge Maler schon oft begegnet, wenn dieser im Wald, des Künstlers Lieblingsspaziergang, herumgestreift war. Aber des Jägers Töchterlein nannte ihm zum erstenmal, auf sein Befragen, im Kapuzinergarten der greise Bruder Othmar, den auch ich noch gekannt. „Des Jägers Mine" hatte keine Ahnung davon, daß der Maler, der stumm und still an der Klostermauer saß mit seinem Skizzenheft, sie abkonterfeite, während sie ihre Blumen begoß. Noch weniger ahnte sie, daß derselbe, je länger er sie ansah, um so unruhiger wurde in seinem Herzen. —

Sein Ruf als Künstler hatte dem Karle endlich auch die Gunst des Stadtrats gewonnen. Obwohl sonst kein Prophet und noch weniger ein Künstler etwas gilt in seiner

Vaterstadt, so bestellten die Väter des Städtchens doch bei's Gretles Karle zwei Bilder.

Zunächst ein Porträt des ehemaligen Pfarrers Lipp. Dieser, ein geborener Haslacher und Pfarrherr in seiner Vaterstadt, muß ein bedeutender Mann gewesen sein, denn er war päpstlicher Prälat und Protonotar.

Es kann zwar auch ein unbedeutender Mann derartige Titel bekommen, wie auch einen Orden. Allein wenn ein schlichter Pfarrer von Hasle auf jene Stufe der Prälatur erhoben wurde, so muß er was Tüchtiges gewesen sein.

Lipp, der in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts lebte, hinterließ seiner Vaterstadt eine Stiftung und seinen Mitbürgern einen silbernen Becher, aus dem sie bei öffentlichen Mahlen sich „den Frieden zutrinken sollten". Zu meiner Knabenzeit geschah dies noch regelmäßig an des Großherzogs Geburtstag.

Jetzt hat die schöne Sitte aufgehört, wohl weil der Prälat Lipp es vergaß, auch den nötigen Wein zum leeren Becher zu stiften.

Sein Bild hing seit seinem Tode im Ratszimmer, war aber defekt und fast unkenntlich geworden.

Der Karle fertigte für 30 Gulden eine sehr gute Kopie, die heute noch die „Ratsstube" ziert, dem Pfarrer und ihm zur Ehre.

Nachdem das Porträt so gut ausgefallen war, folgte ein größerer Auftrag von seiten des Stadtrats: eine Himmelfahrt Mariä auf den Muttergottesaltar in der Pfarrkirche.

Die alten Haslacher waren ein frommes Geschlecht und deshalb große Verehrer der Muttergottes. Ich sah in meiner Knabenzeit noch die ersten Bürger an „Marientagen" mit dem Schild der Rosenkranzbruderschaft zur Kirche wallen. Darum sollte des Gretles Karle auch die Muttergottes mit seinem Pinsel verherrlichen.

Alle großen Meister der alten Zeit, ein Raffael, ein Tizian, ein Rubens u. a., haben die Madonnenbilder ihrem

Lande und ihrem Volke entnommen; gar oft waren es Frauengestalten, die ihrem Herzen nahe standen. Auch brachten sie ihr eigenes Bildnis gerne auf ihre Gemälde. Ähnlich verfuhr auch der junge Maler an der Kinzig. Er konnte sich kein edleres und züchtigeres Frauenbild denken als des Jägers Mine, die, seitdem er sie im Klostergarten gesehen und gezeichnet, wie eine Heilige vor ihm stand, mit der er aber noch kein Wort gesprochen hatte.

So malte er denn auf sein Bild „Mariä Himmelfahrt" die Mine als Hauptfigur, unter ihr die Weltkugel und eine Schar von begleitenden Engeln. Von der Erde schaute in einer Ecke des Bildes der Karle selber als Apostel der Himmelfahrt zu. So ward das Bild zum erstenmal im Rathaussaale an einem „Ratstag" ausgestellt, damit die Senatoren die ersten Prüfermienen darauf werfen sollten.

Kaum hatte aber der alte Ratschreiber Soderer, dem das Bild vor Eröffnung der Sitzung gebracht worden war, und der die erste Violine im Rate spielte, über seine große Brille hinweg das Gemälde fixiert, als er unter den Aposteln des Gretles Karle erblickte. Die Madonna war ihm nicht aufgefallen, weil er die jungen Mädchen nicht kannte. Aber das eine war ihm schon genug, daß der Sandhas, ein unehelicher, junger Mensch, sich unter die Apostel stellte. Wenn er ihn, den alten würdigen Generalstabschef des Stadtrats, kopiert hätte, wäre es noch etwas anderes gewesen, so aber verdarb ihm der Malerkopf das ganze Bild.

Während er grimmigen Blickes über dem Gemälde saß und entrüstet in sich hineinmurmelte, kam der älteste Stadtrat, der Becke-Fidele, in das Zimmer. Der schlug, noch ehe der Ratschreiber Zeit hatte, ihm den verdächtigen Apostel zu zeigen, die Hände über dem Kopf zusammen und rief: „Dia Muattergottes isch jo 's Jägers Mine!" Der Fidele kannte als Bäcker, bei dem sie täglich aus- und eingingen, alle Mädchen im Städtle und so auch die Madonna auf des Sandhasen Bild.

Indessen kamen die übrigen Ratsherren samt dem Bürgermeister angerückt, und mit jedem Mann mehrte sich die Entrüstung, die auch leicht begreiflich war. Am Nachmittag ging wie ein Lauffeuer durchs ganze Städtchen die Freveltat des Malers. Ihn selber hatte der Rat am Morgen noch holen lassen und ihm sein Bild voll Entrüstung „heimgeschlagen". Empört über den Unverstand, den die allgemeine Malerfreiheit bei den Vätern der Heimat gefunden, reizte er dieselben mit den Worten: „Wenn Ihr meine Himmelfahrt Mariens so beurteilt und so wenig Begriff von der Freiheit eines Künstlers habt, dann will ich Euch eine Geburt Christi malen und die Motive zu Ochs und Esel aus dem Stadtrat nehmen."

Mit diesen Worten trat er aus dem Ratszimmer und ließ die Ratsherren in doppelter Entrüstung hinter sich. Der Becke-Fidele beantragte, das Bild zu verbrennen und des Gretles Karle beim Obervogt wegen Beleidigung zu verklagen. Dagegen erhob sich, ein zweiter Gamaliel an Weisheit, der alte Buchbinder Gottlieb Hinterskirch. Dieser, den ich als Knabe noch hochaufgerichtet, langsam und gravitätisch in die Ratssitzungen wandeln sah, meinte ganz zutreffend: „Wenn wir den Antrag des Becke-Fidele zum Beschluß erheben, wird Schaden und Spott unser Los sein. Verbrennen wir das Bild, so verklagt uns der Sandhas, und wir haben den Schaden; verklagen wir ihn aber wegen des boshaften Witzes, so wird dieser allgemein bekannt, und wir haben den Spott zum Schaden."

Diese Weisheit sahen alle ein, selbst der Becke-Fidele, und infolge eines weiteren Antrags des Buchbinders ward das Bild vom Ratsdiener vor die Türe des Hauses gestellt, in welchem der Maler mit seiner Mutter wohnte.

Es war Sommerszeit und warmes, trockenes Wetter; darum ließ der empörte Künstler das Bild einige Tage stehen, wo der Scherge des Rats es abgelegt. So hatte alles im Städtchen Gelegenheit, des Jägers Mine als Muttergottes

und den Karle als Apostel zu betrachten und seine Glossen darüber zu machen. Alles schimpfte natürlich auf den frechen Maler, nur die erwachsenen Mädchen beneideten im stillen die schöne Mine um ihre hohe Rolle.

Diese hatte viel zu leiden. Wo sie sich blicken ließ, hieß es: „Da kommt die gemalte Muttergottes.“ Aber die Kunde, daß der Maler, den sie im Klostergarten so oft gesehen, sie derart verherrlicht habe, erregte in ihrem Herzen — weibliche Wesen haben in der Richtung ein feines Gefühl — auch sofort die Ahnung, warum dies geschehen sein möchte.

Es kam, wie es zu kommen pflegt, die alte Geschichte vom menschlichen Herzen, die ewig neu wird in ihrer Lust und in ihrem Weh.

Unter dem großen Lindenbaum vor dem Gartentor am Kapuzinerkloster fanden sich bald hernach zwei Seelen, der Karle und die Mine, und schwuren sich in althergebrachter Art Liebe und Treue. Und der alte Bruder Othmar, der Kapuziner, störte die Liebenden nicht, so oft sie auch unter der Linde standen und sich ihr Leid klagten. Die Zweige des Lindenbaumes flüsterten mit ihnen, und das Bächlein nebenan nahm leise rauschend das Geflüster mit sich fort.

Sie hatten sich viel Leid zu klagen, denn der alte Jäger wollte nichts davon wissen, daß seine Tochter einen Maler heirate, der dazu noch ein Tagdieb sei und in den Wäldern umherstreife. Und von allen Leuten mußte die Mine sich verspotten lassen nicht bloß wegen des Madonnabildes, sondern auch wegen des „Molers“, von dem sie jetzt zu sagen begannen: „Es ist eben ein halbverrückter Kerl wie alle Sandhasen.“

In Volkskreisen stehen bekanntlich Maler, Schauspieler, Musikanten und Lumpen auf ein und derselben Rangliste. Warum? Weil es unter den drei erstgenannten am meisten verbummelte Existenzen gibt, die in den unteren Volksschichten ihr Brot suchen müssen und dann naturgemäß vielfach zu allen Eigenschaften des Lumpen herabsinken.

Die malende Kunst, das Schauspiel und die Musik gehören in ihrer Vollendung mit zu den höchsten Leistungen menschlichen Talents. Aber in gewissem Sinne kann man auch hier sagen: „Corruptio optimi pessima“, je idealer eine Kunst, ein Stand angelegt ist, um so tiefer der Fall, je mehr man sich vom Ideal entfernt. Und da es nirgends mehr Stümper gibt und Pfuscher als auf dem Gebiete der genannten idealen Künste, so treffen wir auch hier am meisten verkommene Menschen.

Es sind ja lauter arme, mehr oder weniger herabgekommene Individuen, die unter dem Volke malen, Musik machen und Theater spielen. Deshalb gelten jene Künste beim Volke nicht bloß als brotlos, sondern auch als verächtlich. Das Volk kennt die großen und wahren Künstler nicht, noch ihre Leistungen, und taxiert Malerei, Schauspiel und Musik nur nach der ihm gebotenen Anschauung und Erfahrung, und so entsteht eben jenes ungünstige Urteil.

Dazu mag es noch in der Volksseele liegen von der alten Heidenzeit her, in welcher z. B. bei den Römern Schauspieler und Musikanten zu den verachteten, eines freien Mannes unwürdigen Ständen gehörten.

Drum können wir es auch dem alten „Jäger“ nicht verübeln, wenn er in Zorn darüber geriet, daß seine Tochter mit einem „brotlosen, halbverrückten Maler“ anbinden wollte. Vergeblich wies sie darauf hin, daß der Karle kein Lump sei, viel Geld verdiene und niemand ihm etwas Schlechtes nachsagen könne. Als eines Tages der junge Künstler dem Alten begegnete droben im Urwald, „am heiligen Brunnen“, da drohte ihm dieser mit seinem Gewehr, wenn er die Mine nicht lasse, die nie und nimmermehr einen Maler und Tagdieb heiraten dürfe. Ohne eine Gegenrede eilte der arme Künstler den Wald hinab. Wo er roh behandelt wurde, antwortete er gar nicht oder, wie wir oben gesehen, höhnisch. Um Hohn war es ihm aber jetzt nicht zu tun, da er dem Vater seiner Geliebten gegenüberstand.

Am Abend unter der Klosterlinde erfuhr die Mine, was im Wald sich zugetragen. Sie selbst erzählte, wie sie bald des Lebens nicht mehr sicher sei daheim. So oft der Vater von seinem Abendschoppen im Kreuz heimkehre, sei er aufs neue wütend, weil er jedesmal in der Gesellschaft sich müsse „aufziehen" lassen wegen des verrückten „Malers", dessen Narrheit das Madonnabild klar dargelegt hätte. Er wolle sie jetzt nach Amerika spedieren, wenn der Lump noch lange im „Städtle" sei und die Bekanntschaft nicht aufhöre.

Tags darauf war der Maler fort.

Erst trieb's ihn weiter. In dem Städelschen Kunstinstitut in Frankfurt taucht er auf. Der Professor Hessemer, Architekt, Maler und Dichter, erkennt sein außergewöhnliches Talent und protegiert ihn.

Der geniale Künstler Weidenbusch, später vom gleichen Schicksal befallen wie Sandhas, wird sein Freund[1].

Später finden wir den Ruhelosen in Düsseldorf. Doch das Heimweh und die Liebe brachten ihn der Heimat wieder näher. Er erscheint in Freiburg und läßt sich hier nieder. Von da aus hat er nicht weit nach Hasle.

Er konnte das Kinzigtal, nach dem ein stetes Sehnen ihn zog, leicht erreichen — und auch die Mine treffen unter dem Lindenbaum am Klosterbach.

Die Täler der Heimat, die stillen, einsamen Höfe, die schlichten Landleute mit ihren malerischen Trachten füllten seine Einbildung und seine Skizzenbücher.

Mit manchem „flüchtigen" Aquarellbild dankte er den Bauern für ein frugales Mahl und für ein Lager auf Stroh, wenn er von Freiburg aus in den Bergen der Heimat umherstreifte.

Manchmal verließ er zur Sommerszeit, wenn die Nacht hereinbrach, die Dreisamstadt, legte die neun Stunden bis Hasle wie ein Schnelläufer zurück, badete bei Sonnenaufgang

[1] Lucian Reich, der einige Jahre später in das Institut eintrat, hörte noch viel von dem geistreichen Künstler Sandhas reden.

in der heimatlichen Kinzig, und gestärkt durchs Bad und den Anblick seines Lieblingstales zog er in der Glühhitze des Mittags wieder Freiburg zu, um oft des andern Tages den Weg wieder zu machen.

Sandhas stand in den vierziger Jahren, als er in meine Erkenntnis trat, und damals noch schauten wir Buben staunend ihm nach, wenn er vom Städtchen dem Walde zuschritt und leicht wie ein Reh bergan eilte, seinen großen Naturstock elegant in der Luft schwenkend. Ich habe noch nie einen Mann so schnell und leicht dahinschreiten sehen.

Eines Tages, so erzählen alte Leute heute noch, begegnete dem Karle auf seinem Weg von Freiburg her der alte Kreuzwirt Merkle von Hasle. Dieser war mit seinem flotten Einspänner im Markgräflerland gewesen, um Wein zu kaufen, und eben auf der Heimfahrt durchs Elztal hinauf. Er lud den Maler ein zum Mitfahren, der aber lachte und meinte, er käme noch vor ihm heim.

Und richtig, als der Kreuzwirt, der unterwegs nur einmal seinem Pferd kurze Rast gegönnt hatte, heimkam, saß der Sandhas schon im Kreuz bei einem Schoppen.

Aber bisweilen traf er auch erst spät am Abend in Hasle ein auf einsamen Pfaden, damit niemand ihn sehe — außer die arme Mine.

Am Lindenbaum traf er sie jeweils, redete, was das Herz und die Verhältnisse eingaben, suchte im Dunkel der Nacht die Mutter auf zu einem „Grüß Gott", und noch bevor des Schloßbauern Hahn bei der alten Heidburg auf der Höhe des Elztales zum erstenmal krähte, huschte der Sandhas am Schloßhof vorbei, und ehe der Wächter auf dem Münsterturm in Freiburg den Tag einläutete, schritt er hier wieder zum Christofstor hinein.

Er wohnte in Freiburg im ehemaligen Allerheiligenkloster[1] beim Hofgerichtsrat Neumann, dessen Sohn, der

[1] An seiner Stelle steht heute das Gebäude des erzbischöflichen Ordinariats.

Oberamtsrichter a. D. Neumann, als Achtziger mir noch vom Maler Sandhas zu erzählen wußte.

Neumann kam als Knabe oft in das Atelier des Künstlers und erinnerte sich eines großen Bildes, an dem dieser damals malte, und das den Faust und seinen Mephisto darstellte.

Auch besaß dieser Herr noch eine Bleistiftzeichnung von Sandhas, das Haslacher Kloster und den Lindenbaum darstellend.

Sein Ruf als Porträtmaler verschaffte dem Karle in der alten Zähringerstadt Arbeit und Geld und Freunde genug. Der damals bekannte Pathologe Professor Baumgärtner, von der präzisen Ausführung seiner Bilder überrascht, machte ihn zum Mitarbeiter an seinem Werke „Physiognomik der Krankheiten". Sandhas zeichnete im Spital die Gesichtszüge der einzelnen Kranken, und der Professor wies am Gesichtsausdruck die verschiedenen Übel, die so sich ausprägten, nach.

Für jeden Kopf bekam der Maler zwei Kronentaler.

Stets trug er mehr Leid als Freude über die Berge, wenn er zurückwanderte in der Stille der Nacht und vorher die Mine unter dem Lindenbaum gesprochen hatte. Die Mine hatte ihm immer zu erzählen von ihren Plagen im Elternhaus. Kaum war „der lumpige Moler", wie der alte Jäger zu sagen pflegte, vor zwei Jahren aus dem Städtchen fortgezogen, so war ein Freier gekommen, der dem Alten gefiel. Drüben in Hausach auf der fürstenbergischen Hammerschmiede war er angestellt als Buchführer, hatte sein täglich Brot, freie Wohnung, Holz und Licht, mit der Aussicht, einmal Verwalter zu werden auf einem der vielen fürstlichen „Hämmer" im Schwarzwald.

Das war des alten Jägers Mann, aber nicht der seiner Tochter. Sie weigerte sich fort und fort, dem Wunsch des Vaters gemäß mit dem Werkschreiber von Husen „eine Bekanntschaft anzufangen". Und als ihn der Vater eines

Sonntags ins „Jägerhüsle“ am Graben brachte, um ihn der Mine vorzustellen, da floh sie — hinauf in den Urwald, der in kurzem auch ihrem Karle als Aufenthalt dienen sollte.

Da sie am Abend und in der Nacht nicht heimgekehrt war, wich der Zorn des alten Jägers der Angst, das Mädchen könne sich etwas angetan haben. In der Nacht noch bot er seine Waldhüter auf, um die Mine zu suchen.

Bei Tagesanbruch trafen sie die Arme am „heiligen Brunnen“, mitten im Urwald, schlafend unter einer alten Buche.

Der Vater gab ihr gute Worte, und weinend folgte ihm die Tochter zurück ins Elternhaus, wo schon nach wenig Tagen der Werkschreiber von Husen wieder das Gespräch des Jägers bildete, während im Städtle ihre Flucht über alle Zungen ging und man ihr alles Schlimme gönnte, weil sie sich als Muttergottes habe malen lassen.

Bald ließ der Vater sich vernehmen: Wenn sie wieder fortgehe, wenn der Werkschreiber komme, solle sie nur fortbleiben. Es reue ihn, daß er sie gesucht und gefunden im Urwald. Aber alles käme daher, daß der Lump, der Sandhas, in Freiburg sitze und sich von Zeit zu Zeit in Hasle blicken ließe.

Kein Wunder, wenn das Herz des geplagten und verspotteten Mädchens endlich brach. Dieses Herz hatte schon so viel ertragen müssen vom unerbittlichen Vater und vom spottenden Volke. Fieberhitze warf die Mine aufs Krankenlager in einsamer Kammer. —

Der Karle hatte indes in Freiburg viele Kronentaler ermalt und erzeichnet und sie sparsam zusammengetan. Seine Erholung suchte er auch in der Breisgaustadt meist in der Natur, in den herrlichen Waldbergen um Freiburg herum, wobei seine Flöte ihn immer begleitete. Einsam im Walde die Flöte zu spielen und in sie sein Leid hineinzublasen, war später in noch trüberen Tagen seine Freude.

Die Woche, an deren letztem Tage sie sich, wie das letztemal ausgemacht worden war, unter der Linde wieder finden sollten, ging zu Ende. Der Maler brach früher auf als sonst. Trotzdem er seine sämtlichen Kronentaler — und es waren nicht wenige — mitnahm, um sie der Mine zu geben, daß sie dem Vater den Schatz zeige und ihm beweise, daß der Sandhas kein Lump sei — trotzdem wollte heute keine Freude in ihm aufkommen. Ein banges Gefühl beschlich ihn, während er das Elztal hinaufeilte.

Auf der „Eck", im Wirtshaus „zum Rößle", trank er gegen Abend einen Schoppen. Einsam steht dies Wirtshaus auf dem Scheitel der Bergstraße, und die Fuhrleute und Fußgänger machen hier jeweils Rast nach überstandenem Aufstieg, sei es aus dem Elztal oder aus dem Kinzigtal.

Hier oben tönte dem Karle beim Weiterschreiten vom Tal herauf die große Glocke von Hasle dumpf und leise ans Ohr. Es ward ihm noch banger. Das Läuten kam ihm so unheimlich vor. Und doch geht über diese Ecke einmal in jedem Jahr ein poetisches Läuten wie selten irgendwo in der Welt.

Auf dieser höchsten Höhe zwischen Elz- und Kinzigtal versammeln sich alljährlich am Pfingstsonntag die Hirtenbuben der ganzen Umgegend zum „Glockenfest".

Vom ersten Maitag bis Gallustag (16. Oktober) sitzen diese Buben einsam und verlassen bei ihren Herden in Schluchten, Hochtälern und auf Bergeshöhen. Jedes ihrer Tiere hat eine Glocke, und am Glockenton erkennt der Hirte, wo dieses oder jenes Stück steht. Sein Lieblingstier trägt die hell- und wohltönendste Glocke, und jeder Hirte bemüht sich, eine solche zu bekommen. Die „Gehöre" sind aber so verschieden wie die „Geschmäcker", und so hat jeder Hirtenbub eine andere Tonliebhaberei. Darum kommen die Buben alljährlich einmal aus den Bergen herab und von den Tälern herauf auf die Eck, um Glocken zu vertauschen.

Da hat der eine Hirte auf dem Martinimarkt eine Glocke

gekauft; die hat ihm drunten im „Städtle“ zwischen den engen Gassen gar wohl geklungen, und jetzt auf der reinen, luftigen Höhe hört er sie fast nimmer, wenn das Tier nur wenige Schritte von ihm weg ist. Dem andern hat der Bauer eine gebracht vom vergangenen Fastenmarkt, und beim ersten Ausfahren mit dem Vieh hat der Bube gemerkt, daß es „die lez“[1] ist. Deshalb findet das Glockenfest statt, damit jeder eine Glocke bekomme, die seiner Stimmung und Harmonielehre entspricht. Da ist dann ein Klingeln und Glöckeln den ganzen Nachmittag. Am Ohr und in der Ferne werden die Schellen probiert, bis jeder seinen Ton hat.

Auch einzelne Hirtenmädchen kommen. Mancher Bauer hat keine Buben, aber „starke Maidle“ im Überfluß; die müssen dann hüten. Oder der Bub hütet das Großvieh und ein Mädchen die Ziegen und Schafe. Das „Maidle“ will aber auch dem Geißbock oder dem Widder eine Glocke anhängen, und so erscheinen auch die Mädchen beim Tausch und treten, wenn auch nicht so ernstlich und vielseitig, in den Handel ein.

Gegen Abend wird im Rößle eingekehrt; denn der Tausch ist auf freier Heide vor sich gegangen. Da wird dann eins getrunken und wohl auch ein Tänzlein getan ohne Erlaubnis des Bezirksamts. Es wäre ja jammerschade, wenn bei einem so poetischen Feste die Bureaukratie, diese Todfeindin aller und jeder Poesie im Menschenleben, etwas darein zu reden hätte!

Beim „Zunachten“ machen sich die Hirten auf den Heimweg, bergauf und talab. Sobald er allein ist, der Hirtenknabe, probiert er erst recht nochmals seine neuen Glocken, und es ist ein wunderbares Klingeln und Glöckeln in den Abend und in die Berge hinein. An manchem Bauernhof, wo alles schon zur Ruhe gegangen, klingelt's vorbei, und die drinnen, die das Klingeln hören und aufwachen, sagen sich: „Die Hirten gehen heim vom Glockenfest.“

[1] lez = links, unrecht.

Es ist der einzige freie Nachmittag, den der Hirte den Sommer über hat, und es geht gar mancher Sturm und Donner über ihn und seine Herde hin bis zum Herbst und zum „Martismärkt“, wo er wieder einen freien Tag hat zum Jahrmarkt nach Hasle. Und der Hirtenbub und das Knechtlein, der Knecht und die Magd in den Bergen des Kinzigtales machen beim Diensteintritt zur Bedingung — Freiheit am Maiemärkt, am Glockenfest und am Martismärkt! Bescheidene, frohe und glückliche Menschen!

Leider geht mit dem Hüten alljährlich auch das Glockenfest mehr ein, und das hat mit ihrem Läuten die Kultur getan, die Viehkultur, die seit Jahren den Bauern predigt, das Vieh jahraus, jahrein an die Kette zu legen und die Weidefelder mit Wald anzulegen. —

Je banger es dem jungen Maler, der heute von der Höhe zu Tal stieg, ums Herz ward beim fernen Glockenton, umsomehr beschleunigte er seine Schritte. Unten im Tal angekommen, lenkte er abseits von der Straße und schlug den Pfad ein am „Bächlewald“ hin.

Hier begegnete ihm der Mattenmüller von Hofstetten, welcher am Waldrand seine Mühle stehen hatte, von der ihn etwa fünfzehn Jahre später zur Winterszeit der Mühlbach forttrieb und als Leiche nach Haslach brachte. Ich sah als Knabe den Mattenmüller im Klosterbach liegen, unweit der Stelle, wo der Lindenbaum des Malers und der Mine stand.

Der Müller kannte den Karle wohl. War er ja schon oft oberhalb der Mühle am Wald gesessen und hatte gezeichnet oder die Mühle passiert auf seinem Wege von und nach Freiburg. Sonst wortkarg, trieb es den Sandhas diesmal, den Mattenmüller zu stellen und über sein Woher zu befragen. Dieser war im Städtle gewesen und hatte „Beuteltuch“ geholt für seine Mahlgänge. „Hat es nicht vorhin Scheidzeichen geläutet?“ fragte der Maler. „Ja freilich“, meinte der Müller. „Ich bin gerade im Rappen bei einem Schoppen

gesessen, da läutete es. Gleich darauf kam des Rappenwirts Bub heim und erzählte, man läute fürs Jägers Mine, sie sei am Nervenfieber gestorben."

Wenn ein Blitz in eine Eiche schlägt, kann er sie nicht so tief ins Lebensmark hinein erschüttern, wie diese Nachricht den großen, starken Mann traf, der vor dem Mattenmüller stand am Bächlewald.

Es war nicht Bosheit, sondern die bisweilen teuflisch klingende Naivität des ungebildeten Menschen, wenn der Müller mit seinem roten, gutmütigen Gesicht noch hinzufügte: „Ihr habt sie wohl gekannt, Sandhas; denn gar oft hab' ich seinerzeit davon erzählen hören, daß Ihr sie auf ein Bild gemalt habt." — „Ja, ich habe sie gekannt", meinte trocken der aufs tiefste Getroffene und verabschiedete den Unglücksboten. Dann setzte er sich unter die nächste Tanne und weinte, daß der ganze Wald sich hätte erbarmen mögen, weinte, bis es Nacht wurde.

Jetzt schritt er langsam dem Städtchen zu, wie berauscht vom Schmerz, und nahte „am obern Graben" dem kleinen Häuschen des Jägers. Es war Licht in der Kammer des zweiten Stockwerks, wo die Mine gewohnt. Das Licht zitterte zwischen den Blumenstöcken durch, die vor ihrem Fenster standen, und dies war geöffnet, und auf die Straße drangen die Worte der Nachbarsfrauen, die bei der Leiche den Rosenkranz beteten und das: „Herr, gib ihr die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte ihr!"

Und drunten stand der arme Karle und senkte sein Haupt, und die Gebetsworte gingen auf ihn nieder wie Pfeile auf einen Gebundenen. Er hätte gern mitgebetet droben, wäre gern niedergekniet, um die Tote nochmals zu sehen. Aber er wollte ihre Ruhe nicht stören dadurch, daß er dem Vater sich gezeigt, der ihn wohl als den Mörder seines Kindes empfangen und fortgejagt hätte.

Unmittelbar hinter ihm erhob sich der alte Kirchturm des Städtchens, von dem herab schon so manch Scheidzeichen

ertönte. Er bildet mit einigen alten Häusern einen dunklen Winkel. In diesem blieb der Karle noch lange Zeit in stillem Weh stehen, nachdem er sich aus der unmittelbaren Nähe des Totenhauses entfernt hatte.

Aus dem kleinen Gäßchen, das vom „Bergfidele" herabführte zum Graben und zum Häuschen des Jägers, kamen im Dunkel der Nacht zwei Frauen, um auch noch zum Rosenkranz zu gehen für die tote Mine. Der Maler hörte es genau, als eine zur andern sagte: „Am Tod von dem Maidle ist niemand anderer schuld als der verruckt Sandhas. Die Muttergottes hat sich gerächt, weil er sie auf das Altarbild gemalt."

Jetzt kannte der arme Karle die Volksstimme im Städtchen, und zu all dem eigenen Leid, das der Tod der Mine ihm gemacht, kam noch der unsagbare Schmerz, als der Ursächer ihres Todes zu gelten.

Es wurde dunkel in seinem Geiste. Er taumelte hinaus an die Kinzigbrücke. Dort, wo seine Mutter einst gestanden in kalter Winternacht mit ihrem Kinde, dort stand jetzt der stattliche, schöne Mann, der aus jenem Kinde herangewachsen, und trug wohl so herbes Weh, als in jener dunklen Nacht seine Mutter getragen. Aber er fühlte die Last des Leids vielleicht nicht so wie sie damals, weil der erste Schatten der geistigen Unmachtung an diesem Abend auf ihn gefallen war.

Er tat etwas, was man als armselige Erfindung von mir bezeichnen könnte, wenn es nicht einer Narrheit gleichkäme. Er nahm seine Kronentaler aus den Taschen und warf einen um den andern in den Fluß. Zu jedem Wurf drang aus seiner Seele der bittere Ruf: „Gestorben — fahre hin!"

Und als er arm war, so arm wie in jener Nacht, da die Mutter ihn über die Brücke trug, kehrte er heim zu dieser, um neuen Kummer dem Mutterherzen zu bringen.

Am andern Morgen kam des „Lange-Seppe Agath'", eine Freundin Gretles. Sie hatte bei der Mine gewacht in

der letzten Lebensnacht und diese sie beim Scheiden von dieser Welt noch gebeten, zum Gretle zu gehen mit ihrem letzten Gruß an den Karle. Bei dieser Nachricht lebte er einen Augenblick auf aus seinem dumpfen Hinbrüten; es war der einzige Lichtstrahl in seine dunkle Seele, daß die Mine noch seiner gedacht.

Am zweiten Tage trugen sie das so früh vom Tod geholte Mädchen hinab zur letzten Ruhe. Droben „am roten Kreuz" unter den Tannen des Urwalds stand, wie versteinert vom Leid, der arme Maler. Er sah den Leichenzug die weiße Straße hinabziehen, die vom untern Tor zum Gottesacker führt. Sie trugen seine ganze Lebensfreude, alle seine Hoffnungen mit hinab ins Grab. Als der Zug unter der Brücke am Klosterbach verschwunden war, verschwand auch der Karle im Wald.

Der Wald, stets ein Lieblingsrevier dem Knaben, wurde fortan dem Unglücklichen die Stätte, in der er sein Leid vergrub. —

3.

Mit dem Sohne litt am meisten die Mutter, das unglückliche Gretle. Wenn er tagelang im Wald umherirrte, dachte sie jeweils ans Schlimmste und war glücklich bei allem Unglück, wenn er bisweilen spät in der Nacht, ungesehen von den Menschen, für einige Stunden ins kleine Häuschen heimkehrte.

Vergeblich war das Bemühen befreundeter Bürger, den Künstler wieder zu bestimmen, nach Freiburg zurückzukehren oder ihn in Hasle zu beschäftigen durch Aufträge zu Porträts.

Wenn er sich zu einem solchen verstand, und es saß ihm die Person, so schaute er beim Sitzen oft über dieselbe zum Fenster hinaus und zeichnete dann aufs Papier ein gegenüberliegendes Haus oder eine vorübergehende Person — und aus dem Porträt wurde nichts.

Eine letzte Hoffnung trug die arme Mutter immer noch mit sich herum, die, den Sohn seinem Vater zuzuführen und so den erstern fürs Leben wiederzugewinnen.

Längst schon hatte der Karle von der Mutter selbst Aufschluß verlangt über seine dunkle Herkunft, die er aus den spöttischen Andeutungen anderer Menschen frühzeitig ahnte. Längst wußte er auch, wer sein Vater sei und wo er wohne, aber jetzt erst gelang es der Mutter, den geistig aufgeregten Sohn zu bestimmen, den Mut zu fassen und den wohlhabenden, greisen Vater in Hüfingen aufzusuchen.

Der alte, jetzt pensionierte Gefällverwalter war ein kunstsinniger Herr und ein Sammler in der Richtung. Seiner Schwester Sohn war der bedeutende Maler und Galeriedirektor J. B. Seele[1] in Stuttgart gewesen, der 1814 jung aus dem Leben schied.

Seine Studienbilder aus Italien, seine besten Skizzen aus Berg und Tal nahm der Karle in eine Mappe und dazu jenes Aquarellbild der Mutter, das er vor Jahren gemalt. So zog er das Tal hinauf, der Baar und Hüfingen zu.

Des Sohnes Seele war verbittert und blieb es. Er dachte nur an das, was die Mutter einst geduldet. Haß und Verachtung gegen den — Vater, der die Mutter so schlecht behandelt hatte, waren bei ihm eingezogen. An diesem wollt' er die Mutter rächen, weil er nach dem, was er wußte, von ihm nichts mehr erwartete. Er hatte mit dem Tode der Mine seine Sache auf nichts gestellt und in seiner dermaligen Stimmung nichts mehr zu verlieren.

Während er über die Höhen des Schwarzwalds hinüberzog ins Bregtal, machte er sich seinen Plan. Die Gebirgswelt im obern Gutachtal, die liebliche Fernsicht auf der Wasserscheide zwischen Donau und Rhein ließen ihn kalt. Er dachte nur an seine Rache.

[1] Näheres über ihn in „Wanderblüten aus dem Gedenkbuch eines Malers" von Lucian Reich, Karlsruhe 1855.

Schon von der Mutter hatte er vernommen, daß der Gefällverwalter ein großer Freund der malenden Kunst gewesen sei und viele alte Bilder besessen habe. Sie meinte, der Sohn habe sein Künstlertalent vom Vater ererbt. Auf diese Liebhaberei des alten Herrn baute der Karle seinen Plan.

Im Städtchen an der Breg angekommen, läßt er sich beim alten Kunstfreund anmelden als Maler „Karle", der eben aus Italien zurückgekommen sei und, auf einer Studienreise durch den Schwarzwald begriffen, dem einzigen Kunstverständigen des Ortes sich vorstellen wolle.

Der Alte empfing den Maler „Karle" aufs freundlichste; umsomehr fiel ihm der Ernst des schönen, jungen Mannes auf. „Sie bringen gewiß Studien mit von Neapel und Rom", meinte der Gefällverwalter. „Ja," erwiderte trocken der Maler; „doch die beste Studie bring' ich Ihnen vom Kinzigtal." Verwirrt durch dieses sonderbare Wort, weicht jener dem festen Blick des ihm unheimlich werdenden Mannes aus.

„Setzen wir uns," meinte der junge Künstler, „und ich zeige Ihnen meine Studien, eine nach der andern." Der Alte kämpft seine innere Bangigkeit nieder, und der junge Künstler reicht ihm, Blatt um Blatt, Bilder von Mailand bis Palermo. Jedes Blatt bekommt ein bewunderndes Wort der Kritik. „Sie haben in Ihrem Fache Großes geleistet," sagte gegen Ende der Beschauer.

„Ich habe stets redlich gestrebt, das Höchste zu erreichen," erwiderte der Maler; „doch stünd' es besser um meine Sache, wenn andere ihre Pflicht getan hätten."

Bei diesen Worten hielt er zitternd in der Hand das letzte Blatt — das Porträt der Mutter. „Kennen Sie vielleicht dies Weib? Zwar haben Schicksal und Zeit mit harter Hand Furchen in das einst schöne Gesicht gegraben, aber wer sie früher gekannt, erkennt sie doch wieder. Als sie im Zauber ihrer Jugend blühte, hat sie dem falschen Wort eines Heuchlers geglaubt. Sie fiel, und die Gefallene stieß der

Schurke mitleidslos ins Elend." Er hat sich aufgerichtet bei diesen Worten in seiner ganzen Größe — der närrische Maler, und endigt nun: „Der sie betrogen, sind Sie gewesen, und vor Ihnen steht der schmachbeladene Sohn."

Da schallt durchs Zimmer ein höhnisches Gelächter. Der alte Sünder hat sich gefaßt. „Komödiantenspuk!" ruft er — „doch gut gespielt, drum nehmt zum Dank dafür ein wenig Geld!"

Dieser Hohn des Vaters bringt den so mutvoll aufgetretenen Sohn ins Wanken. Sprachlos eilt er davon.

„Das war ein schrecklicher Mensch!" soll — nach wohlverbürgter Mitteilung — der Gefällverwalter zu seiner alten „Hauserin" gesagt haben, als der Fremde fort war. Bald darauf haben sie den alten, lieblosen Mann in Hüfingen begraben.

Von dem Dämon der Geistesnacht getrieben, stürmte der Karle denselben Weg zurück, den einst seine Mutter mit ihm als Kind gegangen war.

Nur ihr hat er erzählt, was vorgegangen in Hüfingen. Sie erzählt's am andern Tag ihrem Bruder, dem Schmied, — und dann sank sie in stillen Irrsinn, aus dem sie nicht mehr erwachte. Sie kannte kaum noch für Augenblicke ihren Sohn.

So erlöste sie der Tod. Im Februar 1830 haben sie das Gretle begraben drunten auf dem stillen Friedhof im Schatten des Tannenwaldes. —

Wiederum stand der Karle am roten Kreuz, als sie die Mutter hinabtrugen zur Mine. Er vermochte es nicht, dem Sarg zu folgen. Jetzt galt er dem Volke als ganz verrückt, und von dem Tage an nannten sie ihn allgemein bis ans Ende seines Lebens nur den „närrschte Moler" oder den „närrschte Sandhas". Schon da die Mutter noch tot im Stübchen lag, ward ihm die Wohnung auf Ostern gekündigt. Niemand wollte den stolzen, höhnischen, närrischen Mann im Hause haben, der mit stummer Verachtung auf die Leute

im Städtchen herabsah oder, wenn er zum Reden gereizt ward, mit Hohn heimzahlte. In seinem Innern aber vermochte niemand zu lesen, um ihn anders zu beurteilen.

Drunten neben dem Kirchhof stand in jenen Tagen noch das „Gottlüthus“; dorthin kamen alle, die sonst gesund waren, aber keine Herberge hatten. Hier hätte man auch dem Karle eine Stube angewiesen, wenn er darum sich beworben. Ans Fortgehen, ans Schaffen in der Welt dachte er nicht mehr seit jener Nacht, da er vor dem Hause der toten Mine gestanden. Sein Geist begann von da an mehr und mehr zu brechen, und jede Lebensfreude und jeder Trieb zur Arbeit schien in ihm erstorben.

Es kam der Frühling ins Land, in Berg und Tal und Wald seine Wunder zeigend — und drum faßte der arme Mann den Vorsatz, im Walde zu bleiben und hier sich, dem Obdachlosen, ein Heim zu schaffen, fern der Menschheit mit ihrem unsäglichen Elend und Jammer.

Wer heute das Kinzigtal hinauf geht oder fährt, sieht gleich oberhalb des Städtchens Hasle von der Höhe des Urwaldes herab etwas aus den dunkeln Tannen herausglänzen. Und wenn er frägt, was das sei, so wird ihm jedes Kind sagen können: „Es ist des Sandhasen Hütte.“ Mehr weiß es jedoch nicht. Frägt er aber ältere Personen, so werden sie ihm sagen: „Dort obe het amol a närrschter Moler g'wohnt, un jez genn[1] d' Haslacher nuff[2] wege der schene Usicht.“

Die erste Hütte, die der Sandhas gebaut, ist, wie wir bald hören werden, verbrannt, die zweite dem Zahn der Zeit verfallen; die erwachsene Jugend von Hasle aber hat voll poetischen Sinnes von Zeit zu Zeit eine errichtet und die letzte mit Blech beschlagen, um sie gegen Wind und Wetter fester zu machen. So blitzt jetzt das Dach der Hütte vom Walde herab weit ins Tal hinunter beim Sonnenschein.

An schönen Frühjahrsmorgen und an warmen Sommertagen sitzen heute die besseren, jüngeren Haslacher oben und

[1] gehen. [2] hinauf.

singen, jubeln und trinken in die wunderbare Gottesnatur hinein, die vor ihren Augen sich ausbreitet. Selten gedenkt einer mehr der Zeit, da hier ein unglücklicher, hochbegabter Mensch Tage und Nächte in der Einsamkeit verbrachte und seinen Frieden hier fand, nachdem Welt und Menschen ihn von sich gestoßen.

Am Tage, da man seine unglückliche Mutter begrub, hat der Sandhas diese Stelle gesucht und wohl nach tagelangem Suchen entdeckt. Er mochte über manchen Felsen geklettert, durch manch Gebüsch sich gewunden haben, bis er ein Plätzchen fand, das ihn den Menschen verbarg und zugleich die ganze Natur vor ihm auftat. Und er hat's in zusagendster Weise gefunden. Von hohem Felsgestein überragt, von dunklem Tannendickicht umgeben, schien es jede Sicherheit zu bieten, von Menschen hier nicht gestört zu werden. Ein wenig die Tannen gelichtet, und es erschien eine Fernsicht, wie sie hübscher nicht gedacht werden konnte, hinab ins Kinzigtal und in die Ortenau bis zum Rhein und zum Münster von Straßburg, rechts und links über die Vorberge des Schwarzwaldes, von der Burgruine Geroldseck bis herauf zum waldigen Nillkopf.

Nur das Auge eines Malers konnte diesen zaubervollen Punkt ausfindig machen.

Mit unsäglicher Mühe machte der Karle sich einen kaum fußbreiten Pfad unter den Felsen hin, errichtete in einer natürlichen Wölbung des Gesteins eine Hütte, darin ein Lager von Moos, holte bei Nacht und Nebel die notwendigsten Gegenstände seiner Habe herauf und wurde Einsiedler.

Hier saß oder lag nun der verlassene Mann, über seine zerschellten Hoffnungen brütend. Waldbeeren waren seine hauptsächlichste Nahrung, und seinen Trank schöpfte er aus dem unweit von seiner Hütte in tiefster Waldeseinsamkeit sprudelnden „heiligen Brunnen“. Bisweilen erschien er, um Speise bittend, auch auf einem einsamen Bauernhof drüben im Bärenbach oder im Adlersbach.

Ich habe die zweite von ihm selbst erbaute und bewohnte Hütte noch in meinen jungen Jahren gesehen. Wenn wir Knaben im Urwald Holz holten oder Bucheln lasen im Spätherbst, kamen wir bisweilen auf die Höhe oberhalb der Einsiedelei. Ein eigenes Schauern überlief uns, wenn einer der älteren Knaben, des Weges kundig, den Vorschlag machte, ins „Sandhasen Hütte" hinabzusteigen. Schauerlich ward den meisten von uns der Gedanke, die geheimnisvolle Höhle zu betreten, und noch mehr die Angst, der närrscht' Moler, den wir fürchteten, könnte drunten sein oder uns überraschen. Oben in die Felsen legte sich nun der Kühnsten einer und lauschte hinab, ob er nichts höre oder sehe vom Sandhas. Brachte der Spion beruhigende Nachricht, so schlichen wir am Felsen hin und betraten die Hütte still und respektvoll.

Ich erinnere mich nur noch an ein Moosbett und an einen Wandkasten, in welchem eine Axt, eine Säge, eine Flöte und einige Bücher durcheinander lagen. Rechts und links des Eingangs zur Hütte standen kleine Weidenkörbchen, die er selbst geflochten und die er in seinem Schönheitsgefühl täglich mit frischen Waldblumen füllte. Als ob wir im Kyffhäuser oder im Venusberg gewesen, so geheimnisvoll schlichen wir wieder aus der Steinhöhle heraus, froh, drinnen gewesen, ohne vom Maler erwischt worden zu sein. Bisweilen begegnete er uns im Walde, wenn wir heimwärts zogen. Er kam vom „heiligen Brunnen" herauf und hatte Wasser getrunken. Mit Scheu sahen wir dem Manne nach, der schnell wie ein Reh den Wald hinaufeilte seiner Hütte zu. —

Im Städtchen war der Karle seit dem Begräbnistag der Mutter verschwunden. Niemand wußte, wohin. Nur der „Herresepp", dessen Hütte tief unten am Urwald lag, oder ein nächtlicher Wanderer, der das Tal herabkam, wollte nachts Flötenspiel im Wald droben gehört haben. Später erzählte auf dem Wochenmarkt ein oder der andere Bauer aus dem Bärenbach und Adlersbach, der Sandhas sei bei

ihnen auf dem Hofe gewesen und habe um Brot und Milch gebeten.

Die Not trieb ihn auf diese einsamen Berghöfe. Er bat um Nahrung, zeichnete dafür den Bauer, sein Weib oder seine Kinder auf ein Stück Papier, erhielt auch noch zum Abschied ein Stück Speck und die Einladung, so oft er wolle, wieder zu kommen.

In lichten Zeiten seines Geistes kam es vor, daß er nächtlicherweile den Wald herabkam, ungesehen durchs Städtchen zog, am Kirchhof einige Zeit stehen blieb und dann dem untern Kinzigtal zueilte, wo er in Gengenbach oder Offenburg Porträts malte. Da saß er dann heiter unter alten Bekannten beim Bier und rauchte seine Kölnerpfeife oder spielte auf der Flöte. Kaum hatte er aber wieder einige Batzen zum Leben verdient und die Menschenwelt wieder gesehen, so verschwand er und eilte in seine Berghütte.

Bisweilen hielt er sich auch einige Tage im Hause des Oberlehrers Blum in Hasle auf und unterrichtete dessen talentvolle Söhne im Zeichnen. Dann sprach er auch von neuen Entwürfen; namentlich beschäftigten ihn damals Bilder aus der Offenbarung des hl. Johannes. Ein Karton zu einem Fries, ein Leichenbegängnis darstellend, stammt aus diesen Tagen. Er ließ ihn durch Steindruck vervielfältigen, und auch ich habe ein Exemplar davon in meinem Besitz.

In dieser Zeit erschien er, wie „der Großvater" in den „Schneeballen" zu Hofstetten, ein Achtziger, in den neunziger Jahren mir erzählte, an Sonntagen manchmal auch bei den Hofstetter Bauern im Wirtshaus, machte diesen allerlei „Kunststücke" vor oder zeichnete ihre Charakterköpfe und war unter diesen einfachen Naturmenschen froh und heiter. Gegen Abend zog er dann am Bächlewald hin seiner Einsiedelei zu, die aber noch niemand kannte.

Auch auf der andern Seite der Kinzig gab er ein heiteres Lebenszeichen.

Der Blumenwirt von Schnellingen, Hans Schöner, hatte oben am Herrenberg bei der Kinzigbrücke das alte Bergwerk „Gottessegen" durch Sprengen zu einem Bierkeller erweitert und schenkte in einer Laubhütte davor sogenanntes Bier.

Eines Tages kam auch der vereinsamte Karle an die originelle Sommerwirtschaft und zeichnete in guter Laune auf eine Felswand über dem Bierkeller einen riesigen Bock mit einem schäumenden Bierglas. Von Stund an hieß der Blumenwirt „der Bockhans" und behielt diesen Namen bis an sein selig Ende noch fast fünfzig Jahre lang, nachdem er schon längst nicht mehr Blumenwirt war und als armer Mann lebte. —

Das erste Frühjahr verging im Walde, und der erste Sommer verstrich. Niemand wußte, wo der Maler sich aufhalte. Der Herbst zog fort in kaltem Sturm. Die Vöglein schwiegen im Walde. Drunten im Städtchen auf dem Turm hüteten die Raben das Nest der Störche, und der herrliche Buchenwald ob der Hütte war entlaubt. Dem einsamen Mann in der Hütte war das einerlei. Das Wild lebt im Walde, sei's stürmisch oder mild. Holz ist ringsum in Fülle und lustig brennt das Feuer an die granitne Decke der Klause.

So lag der Karle eines Abends auf seinem Moospfühl und las beim Scheine des Feuerbrandes in seinem Lieblingsbuch, dem Homer, den er in deutscher Übersetzung besaß[1]. Er las vom Dulder Odysseus, bis der Schlummer ihn erfaßte, ehe das Feuer in der Hütte erstickt war. Draußen peitschte der Sturm den Regen und blies, daß die Tannen ächzten, und er blies durch die Türspalte ins Feuer. Das Moos des Lagers fängt Funken, und bald brennt dieses hellauf. Es weckt ihn der Rauch und die Hitze, er kann nur noch am Felsen hinauffliehen, während das Feuer alles Holzwerk an und in seiner Hütte verzehrt.

[1] Ich wiederhole, daß ich nicht dichte, sondern alles nach den Berichten glaubwürdiger Zeitgenossen erzähle.

Es ist noch nicht neun Uhr des Abends. Unten im Städtchen wird das Feuer bemerkt. „Es brennt im Urwald", tönt's durch die Gassen, und bald ist eine Schar auf dem Weg zum Walde. „Des isch niemand anders gsi," meinte der Glaserhans beim Aufstieg, „als der närrscht' Moler. Der het den Wald anzünden welle, denn er streift Tag und Nacht im Wald rum, sitdem si Mutter tot isch." Und Beifall zollten ihm alsbald die anderen. Das Feuer war indes niedergebrannt. Trotz des Sturmes ließ der Regen den Brand nicht aufkommen, die Funken flogen wirkungslos an den nassen Tannen hin. Als die Hütte in ihrem aus Tannenästen bestehenden Holzwerk zerstört war, hörte der Brand auf, und plötzlich standen die Brandlöscher im tiefsten Waldesdunkel.

Sie kehrten heim, aber voll Ingrimm über den Maler, dessen Nest am folgenden Morgen gesucht werden mußte. Der Morgen kam. Ein Schneesturm ging übers Tal hin, und es war nicht lustig, im Walde zu suchen. Sie hatten zwar Schnaps und Speck bei sich, die Männer, die heute im Auftrag des hohen Rates, der Waldmeister und Glaser Kern an der Spitze, auszogen, um den Brandstifter zu fangen — aber als der Proviant unten beim „heiligen Brunnen", in der Mitte der Bergeshöhe, vertilgt war, sank auch angesichts des Unwetters der Mut der Wackeren, und der Waldmeister kommandierte rückwärts. Um so wilder aber drohten sie dem närrschten Sandhas.

Am dritten Tag in aller Früh sah diesen der Herresepp hinter seinem Hause dem Walde zueilen. In Frost und Wetter war der arme Mensch, ahnend, was ihm bevorstand, im Wald herumgeirrt in jener Nacht und am folgenden Tag. Er hatte von den Felsen herab die Schar am „heiligen Brunnen" sich lagern sehen, und ihre Drohungen waren an sein Ohr gedrungen.

Erstarrt und durchnäßt, suchte er ein trockenes Quartier und war in der zweiten Nacht auf den Heuschober des Häuschens gekrochen, das dem Walde zunächst am Bergabhang

stand. Als dessen Besitzer, der Herresepp, am Morgen seine Ziegen füttern wollte, entfloh der Maler seinem Nachtquartier.

Jetzt eilte der sonst schwerfällige Herresepp hinab in die Mühlenstraße und bot den Landsturm auf gegen den Brandstifter. Ein neues Kontingent stellte sich auf: Der Kaiser-Weber, der Essig-Marti, der krumme Stricker, der Küh-Marti, der Herresepp u. a. Es lag Schnee über Feld und Wald, und so war die Spur des Geflüchteten leicht zu finden. Sie gingen der Fährte seiner Tritte nach und kamen hinauf bis in die Nähe der verbrannten Hütte. Die Haslacher, mit Knütteln, alten Säbeln und Flinten bewaffnet, umstellten die Felsen.

Wie ein Edelhirsch, gehetzt von Rüden, ehe er von ihnen erreicht und zerrissen wird, sich bisweilen umwendet und einen oder den anderen der blutgierigen Meute aufspießt, so stürzte der Maler plötzlich hinter einem Felsen hervor auf seine Verfolger. Der Essig-Marti und der krumme Stricker, auf die er zuerst traf, flogen an den Felsen hinunter, und nur das dichte Gebüsch rettete sie vor dem Fall in die Tiefe. „Aber viele Hunde sind des edelsten Hirsches Tod" — und so wurde schließlich auch der starke, stattliche Mann überwältigt, mit Stricken gebunden und in das Tal hinabgeführt.

Sie hatten auf einen Unglücklichen und Unschuldigen, dem harte Schläge des Schicksals die Anlage zu völliger Geistesnacht längst geweckt — gefahndet und durch die rohe Behandlung den Funken zum hellen Feuer angeblasen. Als sie mit ihm ins Städtchen hinabkamen, hatten sie einen Wahnsinnigen. Und alles Volk meinte, jetzt habe man erst recht getan, einen so gefährlichen Menschen zu fangen. Sie steckten ihn in die Zwangsjacke und sperrten ihn „ins Narrehüsle" bis zum Morgen, wo der alte Fuhrmann Othmar den armen Karle auf seinen Wagen lud und in Begleitung des Hafte-Alise, des Nachtwächters, nach Illenau[1] transportierte, zwölf Wegstunden talab. So geschehen anno 1844. —

[1] Bekannte Irrenanstalt.

4.

In Illenau erfuhr der unglückliche Künstler eine menschlichere Behandlung. In liebevoller, mitleidiger Pflege unter Leitung des als Seelenarzt einst weithin bekannten Direktors Roller genas er nach Jahr und Tag von seinem Wahnsinn. Darum, ehe er schied, ward ihm das Auge naß, weil es ihm in diesem Hause wohl gewesen. Gerne wäre er hier geblieben zeitlebens, doch die Gemeinde wollte es nicht, weil er um billigeres Geld in Hasle erhalten werden konnte. Sein Wahnsinn war stiller Schwermut gewichen.

Von Illenau kam im Spätherbst 1845 ein Schreiben an den Geweinderat, den jetzt heimkehrenden Karl Sandhas mit aller Milde zu behandeln. Das wirkte, und statt ihn ins Armenhaus zu sprechen, suchten sie ihm ein Zimmer mit Kost und Heizung bei einem Bürger.

Es meldete sich der „Hafner hinter der Kirch", Fidel Haberstroh, und erbot sich, dem Sandhas ein rechtes Zimmer und gute bürgerliche Kost zu geben um sieben Gulden monatlich.

Schon im folgenden Jahre aber löste der Hafner den Vertrag und der Maler wurde ins städtische Spital gesprochen mit dem Befehl, nächtlicherweile nie außerhalb des Hauses zu bleiben.

Der Mann fügte sich. Aber des Tages über gehörte seine Zeit dem Walde. Er baute seine alte Hütte wieder auf, spielte Flöte und las Homer. Den letzteren schenkte ihm der Oberamtmann Dilger, nachdem sein erstes Exemplar mit der ersten Hütte verbrannt war.

Aber die Einsamkeit machte sein Leiden nur schlimmer; er wurde immer menschenscheuer und abstoßender. Ende der vierziger Jahre, da er in meine Erinnerung tritt, war er bereits in diesem Stadium.

Man sah ihn nicht oft. War das Wetter schlecht, so lag er im Spital in seiner elenden Stube auf dem Bett und brütete

den ganzen Tag über. Mein Kamerad, des Schwarzbecken Rudolf, war bei ihm wohlgelitten; er durfte seine Höhle betreten und nahm mich bisweilen mit. Wir mußten ihm dann eins singen. Am liebsten hörte er das alte Kinderspiellied:

Adam ist in Garte gange,
Wie viel Vögel het er g'fange?
Eins, zwei, drei,
Du bist frei.

Er lachte aber dazu so hohl und unheimlich, daß es mir nie recht ums Singen war. Er schenkte uns dann kleine Zeichnungen oder mit Wasserfarben gemalte Bildchen.

Gar gerne stand er, wie schon erwähnt, an der Kreuzstraße beim Rathaus oder auf der „Gottlütbruck" am Klosterbach, stumm, still und bewegungslos. Stundenlang konnte er so verweilen, dann stürmte er plötzlich davon, dem Walde zu.

Mit der großen und dem größten Teil der kleinen Haslacher Menschenwelt lebte der närrische Maler stets auf dem Kriegsfuß. Die großen wie die kleinen Leute, Männer, Weiber und Buben im Volke, glaubten ja von jeher, ein Narr und ein Blödsinniger seien vogelfrei.

Ich gehörte zu den bösesten Buben im Städtle, aber den Sandhas konnte ich nie verspotten und duldete es auch von andern nicht, soweit ich es zu verhindern vermochte. Ein Gemisch von Furcht und Achtung vor dem Manne hielt mich stets ab.

Sonst rieb sich so ziemlich alles an ihm. Es gelang mir, aus seinem Nachlaß noch einige von ihm in seinen letzten Lebensjahren geschriebene Blätter aufzutreiben. Mein Vetter Bosche-Kasper, ein Altertumssammler von jeher, hatte sie seit dreißig Jahren aufbewahrt. Es sind „lose Blätter", wie sie dem unglücklichen Manne der augenblickliche Drang des Lebens eingab. Eines dieser Blätter überschrieb er „Spitalzeitung" und beklagt sich darin über das Essen und die Behandlung im Spital.

Spitalmeister war damals der Glaser Kirnberger, dem das Glas ausgegangen, und der deshalb die armselige Stellung eines „Spitalvaters" angenommen hatte. Er bekam acht bis zehn Kreuzer für die Verköstigung eines Spitalinsassen und wollte doch auch etwas daran verdienen. Man kann sich also denken, daß es dünne Suppen gab. So schreibt Sandhas: „Ich habe oft zur Armensuppe mittags nichts als ein Plättle voll Kraut, des Abends nichts als eine Wecksuppe. Ich bekomme manchmal in fünf Tagen kein Stückchen Fleisch zu essen oder höchstens ein Stückchen Gäter (Sehnen) oder ein paar Löffele voll Sulz oder ein Stückchen Speckschwarte." Ein andermal: „Ich erhalte seit einigen Tagen wieder etwas mehr zu essen, mehr Suppe, auch etwas mehr Fleisch und Gemüse." Oder: „Ich will auch Wein. Ich habe seit acht Jahren kaum vier Schoppen Wein zu trinken bekommen. Ich habe nichts als die Armenkost und keinen Kreuzer Geld."

Die weiblichen Spitalarmen verbitterten ihm das Leben auch. Sie halfen in der Küche mit und servierten den andern das Essen, jedem auf seinem Zimmer. Dem Sandhas stellten sie es aber in der Regel vor die Türe, netzten ihm das Brot, jagten ihn aus der Küche, wenn er kam und sich beklagte oder um Öl bat für seine Lampe. Warum? „Weil ich ihnen nicht hofiere, sie verachte oder bisweilen ihre dummen Gesichter an die Wände zeichne." Seine Hauptfeindin war die von mir schon gezeichnete Bührer-Nanne.

Diese war selbst geistig nicht sehr normal und litt an Größenwahn. Wenn sie über die Straße ging, pflegte sie, wie schon oben erwähnt, höchst elegant ihren Rock in beiden Händen zu tragen, als ob er mit den feinsten Spitzen besetzt wäre, die nicht mit der Erde in Berührung kommen sollten. In dieser ihrer Lieblingssituation hatte der Sandhas sie karikiert und sich so ihre Feindschaft zugezogen.

Am meisten kränkte es ihn, daß große und kleine Buben ihm seine Hütte im Walde so oft ruinierten. Sie zerstörten oder beschmutzten aber seine Lieblingsstätte nur, um dem

armen Mann wehe zu tun und ihm neue Mühe und Arbeit zu machen. —

Seine Leidenschaft war das Rauchen. Er bekam aber von der Stadtgemeinde nur jede Woche ein Paket Tabak von der geringsten Sorte. Und auch das hörte nach Jahr und Tag auf.

Drum erschien er am 16. März 1849 vor dem Stadtrate und beschwerte sich, daß der Kaufmann Gotterbarm ihm keinen Tabak mehr geben wolle, weil die Gemeinde die Zahlung verweigere. Er bittet, ihm den Tabak wieder zu gewähren, worauf der Rat ihm gestattete, das laufende Jahr hindurch jede Woche ein Packet Rauchtabak und jeden Monat „um einen Kreuzer Zunder" zum Anzünden der Pfeife auf Kosten der Stadt zu holen. —

Die Amtmänner Dilger, Jüngling und Laroche, die nacheinander im Städtchen das Zepter führten, nahmen bald für bald gegen ihn Stellung und erhielten abwechselnd seinen Beifall oder erregten seinen Groll. Sie ermunterten ihn zur Arbeit, zum Malen. Er antwortet einmal in den genannten Blättern: „Man will immer, daß ich male und arbeite. Aber die Herren und die Bürger bezahlen nichts, und wer nichts bezahlt, der kriegt nichts. Die Leute glauben, ich soll ihnen für eine Maß Bier ein Porträt malen."

Einen Paß verweigerten ihm die Beamten wegen seines „geistigen Zustandes", und das war seine Hauptbeschwerde gegen die Amtmänner. „Ich will wieder nach Rom. In Rom gibt's Makkaroni, Feigen, ein Glas Semada und guten Tabak, aber sie geben mir keinen Paß und Hungerkost."

Weil er mit den Amtmännern nicht gut stand, so verfolgten ihn auch die Gendarmen. Sie jagten ihn manchmal aus den Wirtshäusern, wo ihm der eine oder andere Haslacher ein Glas Bier bezahlte. Er klagte mit Recht bitter darüber. Einer der schlimmsten unter ihnen, ein roher, brutaler Mensch, endete später seine Karriere im Zuchthaus.

Sehr wehe tat es dem Unglücklichen auch, wenn alte Freunde aus der Künstlerwelt ihn besuchen wollten und man sie davon abhielt. So schreibt er: „Man hat mir gesagt, der Maler Dürr von Freiburg sei hier gewesen und habe im Kreuz logiert. Er habe mich besuchen wollen, man habe ihm aber gesagt, ich sei geistig zerrüttet und sehr gefährlich. Er soll sich darüber beschwert haben, daß man ihm das nicht gestatte. Wieder ein Beweis, was für gute Freunde ich hier habe."

Aus seinen zahlreichen Notizblättern, die oft auch sehr wirre Gedanken enthalten, geht hervor, daß er in Freiburg viele gute, angesehene Freunde hatte, so u. a. den berühmten Orientalisten und Domdekan Hug und besonders den Professor der Medizin Ignaz Schwörer.

In der Zeit, aus welcher diese Blätter stammen, zu Anfang der fünfziger Jahre, besuchte ihn der oben angeführte, in München wohnende Herr Allgeyer. Dieser schrieb darüber das Folgende in sein eigenes Tagebuch:

„Ich war zu Besuch bei meinen Verwandten in Haslach. Sandhas befand sich bereits seit vielen Jahren im Spital. Ich hatte mir vorgenommen, gehe es, wie es wolle, ihn aufzusuchen, was natürlich als eine seltsame Marotte hingenommen wurde. Ich fand ihn am hellen Tag auf seinem Lager ausgestreckt, damals schon seine einzige Beschäftigung. Ich stellte mich als der Sohn meines Vaters vor, in dessen Haus er kein Fremder gewesen war. Er bedurfte erst etlicher Zeit, um seiner Verwirrung Herr zu werden und sich in den Gedanken zu finden, daß jemand in keiner andern als freundlich teilnehmenden Absicht ihn zu besuchen komme."

„Sandhas war in all seiner Verkommenheit immer noch eine ungewöhnliche Erscheinung. Aus seinem schönen, von langen, graumelierten Haaren umrahmten Kopf leuchteten ein Paar geistvolle, dunkle Augen. Alle seine Bewegungen waren voller Elastizität und natürlicher Grazie; der Ton seiner Stimme war sonorer, sympathischer Brustton. Aber

das Gelaß, in dem er hauste, und alles, was ihn umgab oder vielmehr nicht umgab, war wenig tröstlich. Nirgends die geringste Andeutung von einer, wenn auch nur vergangenen künstlerischen Tätigkeit oder sonst einem geistigen Bedürfnis: kein Buch, kein Blatt Papier. Mir ward weh und eng ums Herz, und ich forderte ihn daher auf, mich ins Freie zu begleiten und mich, wenn sie noch existiere, hinauf zu seiner ehemaligen Waldhütte zu führen."

„Diese Aufforderung schien ihn gemütlich besonders wohltuend zu berühren, und ersichtlich gerne willfahrte er meiner Bitte. Es war ein voller, herrlicher Frühlingstag. Unter dem Eindruck der frischen Natur und einer wohl lang entbehrten freundlichen Zurede taute der innerlich gebrochene Mann allmählich etwas auf und erging sich in mancherlei Erinnerungen. Er sprach sehr rasch und nicht ohne Fluß und Wahl der Worte. Seine Rede war verziert mit poetischen Blumen, doch hatten sie nichts Gesuchtes, entsprangen vielmehr aus seinem steten, vertrauten Umgang mit der Natur, die ihm ihre Bilder lieh."

„Ich fragte ihn, ob er auch noch viel lese, worauf er erwiderte: ‚Früher tat ich's gerne, jetzt fehlt mir die Lust und die Gelegenheit. Ich kenne nur ein Buch, das stets vor mir aufgeschlagen liegt und in dem so wenige mit echtem Genuß und wahrem Verständnis zu lesen verstehen, es ist die große, herrliche Natur, die Schule Homers.' Dann zitierte er mit großer Leidenschaftlichkeit einzelne Stellen aus Homer."

„Die Art und Weise, wie er über seine eigene Narrheit reflektierte, sowie die komische Seite, welche er Dingen außer sich abzugewinnen wußte, waren oft sehr ergötzlich. Dabei tröstete ihn die Erinnerung an schönere Zeiten und daß e i n e Stunde künstlerischer Entzückung den ganzen Lebensquark eines Philisters aufwiege."

„Nur klagte er über die Vereinsamung seines Herzens, daß keine Seele um ihn sei, die ihn verstehe, und daß seine schönsten Empfindungen dem Hohn und dem Unverstand

seiner Umgebung anheimfielen, ein Grund, warum er sich um niemand mehr bekümmere und sich gegen alle abschließe."

„Er fühle wohl, daß er anfangs ideenarm geworden und ihm alle Lust zum Arbeiten fehle, weil ihm jegliche äußere, künstlerisch anregende Berührung fehle und es ihn anekle, Fratzen zu zeichnen, in denen er deutlich die Verwunderung lese, wie es möglich sei, daß ein verrückter Mensch ein vernünftiges Geschöpf so vernünftig abzeichnen könne. Er wisse wohl, daß man es ihm als Trägheit auslege; aber er sei gewöhnt worden, die Leute nach Gefallen schwatzen zu lassen."

„Wir waren indes zu seiner Hütte gelangt. Es war ein sonniger Tag, die Luft sehr gelind. In den Körbchen vor seiner Hütte lagen noch welke Blumen, und ich mußte an die welken Hoffnungen des Mannes denken, der sie einst blühend in dieselben gesammelt."

„Er hatte von der Behörde die Erlaubnis erwirkt, den Wald um die Hütte weiter lichten zu dürfen, wodurch die Aussicht noch eine schönere geworden."

„‚Ich machte dem Gemeinderat', fing er an zu erzählen, ‚den weitern Vorschlag, einen vernünftigen Weg zu meiner Hütte bahnen zu lassen, daß die Fremden, welche sie zu besuchen wünschen, weniger Mühsal hätten. Allein bis jetzt ist meinem Gesuch nicht entsprochen worden. Der gesamte hochweise Rat ist aus Tölpeln zusammengesetzt, die die Vorteile ihrer Stadt nicht verstehen, sonst wäre meine Hütte längst ein bekannter Wallfahrtsort für die Durchreisenden und hauptsächlich für die Gäste der nahen Bäder' usw."

„Wirklich ist dies auch keine grundlose Illusion vom Sandhas. Nicht selten ist's, daß solche, die vom Schicksal des närrischen Malers in Haslach erzählen hörten, ihn besuchen und angehen, sie zu seiner Hütte zu führen, welchen Bitten er stets mit freudiger Bereitwilligkeit und einem gewissen Stolz willfährt."

„‚Nicht ich‘, fuhr er unter anderm fort, ‚sondern die Haslacher sind jetzt Narren geworden; meine Narrheit liegt gegenwärtig lediglich in den zerrütteten Zuständen meines Geldbeutels, sonst würde ich dem Neste einen Namen verschaffen und es der Vergessenheit entreißen, und wie sieben Städte sich um ihren Homer gestritten, müßten wenigstens Hüfingen und Haslach um den Vorzug streiten, welchem von beiden der große Sandhas zunächst angehört: Dinge, welche ich dem Herrn Amtmann auseinanderzusetzen schon mehrmals das Vergnügen hatte.‘“

„Dieser an Ort und Stelle unverstandene Humor macht seine gegenwärtige Narrheit aus.“

„Nicht selten gibt er auf die spitzfindigen Fragen seiner Umgebung treffende Antworten. Als der Pfarrer Kurz ihm einst bemerkte: ‚Aber Sandhas, was würden Sie denn angefangen haben, wenn der Urwald und Ihre Hütte wirklich abgebrannt wären?‘ erwiderte er dem Theologen bibelfest: ‚In meines Vaters Hause gibt es noch viele Wohnungen.‘“

„Und als ein Schulkamerad ihn in seiner Hütte belästigte und Sandhas sich den Anschein gab, als kenne er ihn nicht, erwiderte er, indem er seinen Stock schwang, auf die Frage: ‚Sandhas, kennst du mich denn nicht mehr?‘ ‚Wohl kenne ich dich noch aus der Zeit her, da unser alter Lehrer dir Prügel gab um deiner Naseweisheit willen.‘“

„Am vergnügtesten ist Sandhas bei einer wohlgestopften Pfeife Tabak, wenn er weiß, daß er sie wieder füllen kann, wenn sie leer geworden. Die Beischaffung dieses Luxusartikels ist das einzige, was ihm häufig Kummer macht.“

„Ich schied am Abend wehmütig von dem unglücklichen Manne und habe heute noch die deutliche Erinnerung als von einer grenzenlos vereinsamten, aber durchaus vornehmen Künstlernatur, die, ein Bild und Beispiel echter moderner Tragik, zum Schutz vor der lästigen, weil im Grund doch fast immer teilnahmlosen Zudringlichkeit der Welt, sich in

völlige Stummheit hüllte. Dies erfuhr ich selbst noch zum Schluß, als wir nach dem mehrstündigen Spaziergang zur körperlichen Erfrischung in eine Gartenwirtschaft traten, wo der arme, verlorene Mann den taktlosen Reden der anwesenden Gäste ein durch nichts zu beirrendes Schweigen entgegensetzte."

„Möglich, daß im Charakter des Mannes ein Manko war, das ihn zum Untergang prädestinierte. Die Frage nach dem Grad der eigenen Verschuldung möchte ich weder aufwerfen und noch weniger zu beantworten versuchen. In erster Linie wird man sagen und annehmen dürfen, daß es, nächst der erblichen Anlage und den kleinlichen Verhältnissen, in die er gestellt war, die allgemeinen Zustände waren, an denen er als Künstler zugrunde gegangen ist."

„Daß er dieses war und in einem eminenten Sinne war, steht für mich außer Frage; denn aus seinen Arbeiten, soweit ich sie kennen lernte und sie mir in der Erinnerung gegenwärtig sind, spricht eine Unmittelbarkeit des Naturgefühls, die der Zeit, in der er lebte, wenig eigen war und ihn unter andern Voraussetzungen zum besten befähigt haben müßte."

„Ich bin ein Gegner der herzlosen Phrase, daß das Genie sich immer selbst Bahn breche; sie ist so falsch, als ihre Umkehrung falsch wäre. Jede Pflanze bedarf geeigneten Bodens und Sonnenscheins, um gedeihen zu können, um wieviel mehr die Kunst (und mit ihr der Künstler) als feinste Kulturblüte! Wir wissen eben nur von denjenigen, die sich, wie man so sagt, Bahn gebrochen, d. h. bei denen Glück und Verdienst sich zur Förderung des Einzelnen verbunden haben."

„Ich weiß nichts vom Verbleib des künstlerischen Nachlasses von Sandhas[1]; er würde wohl auch nicht hinreichen, der Welt den Nachweis zu liefern, daß in ihm mehr als

[1] Vieles ist im Städelschen Institut in Frankfurt; manches auch in Haslach.

ein Talent zugrunde ging. Sein Unglück macht den Eingeweihten vielleicht geneigt, jenes höher anzuschlagen, als es tatsächlich vorhanden war, weil ein so seltsames Geschick inmitten des modernen Lebens die Vermutung ungewöhnlicher Veranlagung nahelegt. Das Recht, die Dinge persönlich so zu nehmen, kann aber niemandem verwehrt werden, wenn in einer solchen Anschauung sich auch nichts weiteres vollzöge, als eine gerechte Ausgleichung und Verklärung eines in solchem Maß immer unverschuldeten Martyriums im Gedächtnis der Nachwelt." —

So weit die höchst interessante Schilderung des Herrn Allgeyer, der selbst ein hervorragender Mann der Kunst gewesen ist.

Es war in den Osterferien des Jahres 1858, als ich den Sandhas, soweit mir erinnerlich, zum letztenmal sah. Er saß beim Bierkrämer, allein wie immer an einem Tische, von den anderen Gästen entfernt. Er tat dies, weil er ihren beleidigenden Äußerungen entgehen wollte.

Ich und noch drei Freunde von mir saßen rauchend und trinkend auch im Lokale und baten ihn freundlich, uns gegen einige Glas Bier zu zeichnen. Er war gerade gut aufgelegt und erfüllte unsern Wunsch. Ohne sich von seinem Platze zu entfernen, skizzierte er in wenigen Minuten sprechend ähnlich die vier jungen Bierlümmel. Diese Porträts besaß ich Jahre lang. Sie gingen mir aber beim Umzug nach Freiburg verloren.

In Lumpen gehüllt, hatte er damals noch einen wunderbar schönen Manneskopf mit großen, geistsprühenden Augen. Er redete aber auch mit uns kein Wort. Als die Zeichnung fertig war, behielt er seine Schoppen, die wir bezahlt, „zu gut" für später und eilte zur Türe hinaus, als reute es ihn, die vier Kerls gezeichnet zu haben.

Ein Jahr später und der arme Mann hatte ausgelitten. Im Totenbuch der Pfarrei Haslach hat mein alter Dekan Kurz eingetragen: „Am 12. April 1859 starb Karl Sandhas,

Maler, 58 Jahre alt." Das der Nekrolog auf ein Genie, welches das Unglück hatte, „vergeraten" zu sein. —

Heine schreibt einmal, Deutschland sei nicht für Genies eingerichtet und diese Erde sei für geniale Menschen nur „die Schädelstätte, auf der sie gekreuzigt würden," weil man sie nicht verstünde.

Zum Teil können wir diese Anschauung auch für den närrischen Maler gelten lassen. Genial zu sein, ist überhaupt eine große Gefahr. Einmal ist das Genie nicht zur Demut und zum Gehorsam aufgelegt, sodann ist ein solcher Mensch selten ganz normal, und endlich ist, wie Lichtenberg sehr treffend sagt, vielen Leuten ein Mann von Kopf ein fataleres Geschöpf als der deklarierteste Schurke. Genies stoßen durch ihre geistige Souveränität vielfach an und ab.

Ein Genie gerät daher sehr leicht auf Abwege, namentlich auf dem Gebiet, wo Demut und Gehorsam in erster Linie verlangt werden, auf dem Gebiete des Glaubens. Ich erinnere an Genies in der katholischen Kirche wie Pascal und Lamenais.

Je wilder die Zeit, je ungeordneter die Zustände, in der ein Genie lebt, um so eher wird es sich Bahn brechen. Deshalb kamen die Genies in der französischen Revolution massenhaft zur Geltung.

Im gewöhnlichen Alltagsleben kann manch ein Genie, weil die Welt nicht dafür eingerichtet ist, versumpfen und verhungern, und nur wenige brechen mühevoll sich Bahn. Schiller war in mancher Hinsicht genialer, origineller als Goethe, und wie hat der Mann bis zum Lebensende ums tägliche Brot gerungen!

Da lob' ich mir die „Mittelmäßigkeit". Den mittelmäßigen Köpfen gehört die Welt. Sie machen, daß diese nicht aus den Fugen geht, daß jeden Morgen die Metzger und Bäcker im Frieden ihre Buden öffnen und die Hungrigen speisen können, daß die Bureaus und Kontors pünktlich um 8 Uhr ihre Tagesarbeit beginnen und um 6 Uhr be-

schließen, und daß der deutsche Bürger sein Leiblied „Freund, ich bin zufrieden“ in Ruhe singen kann.

Darum ist's eine so wohltätige Einrichtung, daß in den meisten Stellungen die Mittelmäßigen obenan sind. So wird nichts überstürzt, und alles geht seinen ruhigen Gang. Genies und sehr talentvolle Menschen würden durch ihre „Narrheiten“ überallhin nur Verwirrung und Aufregung bringen. „Aurea mediocritas!“ haben schon die praktischen Römer ausgerufen. Ja, sie ist golden, die Mittelmäßigkeit! Sie bringt Brot und Ämter und Würden, und sie macht bei alledem noch beliebt. „Allgemein beliebt aber,“ sagt Schopenhauer, „sind nur dumme Leute und — Lumpen.“ —

Unser Sandhas konnte zweifellos mit König Lear sprechen: „Ich bin ein Mann, gegen den mehr gesündigt worden, als er gesündigt hat.“ Dazu kam noch die jedenfalls erbliche Anlage zur Geisteskrankheit. Wir sahen sie ausbrechen bei seinem Vetter Wendel und bei seiner eigenen Mutter. Es mag diese Krankheit hervorgegangen sein aus dem genialen Zug, der durch die ganze Familie ging. Wenn aber, wie es beim Maler Sandhas der Fall war, noch heftige Gemütserschütterungen zu einer derartigen erblichen Anlage hinzutreten, so ist die Katastrophe gleich da. —

Sein Nachlaß, eine Menge Zeichnungen und Manuskripte, wurde um einen Spottpreis versteigert und zerstreut. Manches ist jetzt in Hasle gesammelt worden.

Am meisten Weh ist dem unglücklichen Manne von seinen Mit-Haslachern widerfahren. Darum freue ich mich selber, daß ein Haslacher sich gefunden hat, der den „närrschten Moler“ der Vergessenheit entrissen und ihm hier ein kleines Denkmal gesetzt hat. Ex ossibus ultor! Aus dem eigenen Haslacher Fleisch und Blut erwuchs ihm ein „Rächer“ und Biograph.

Das erste Erscheinen der „Wilden Kirschen“ hat den Namen des unglücklichen Karle außerhalb seiner Heimat ge-

tragen und mir eine neue Erinnerung an ihn zugebracht. Ein hessischer Künstler, Pfaff von Jägernburg, besaß ein Porträt des Sandhas aus seinen Jünglingsjahren, gezeichnet von dessen Onkel, dem Hofmaler Sandhas in Darmstadt. Der Besitzer dieses Originals sandte mir davon eine vorzügliche Kopie, bei deren Anblick der arme Sandhas mir doppelt wehe tat. Es ist ein ideal schöner Jünglingskopf auf diesem Bild, mit reichem, wallendem Haar, großen, übergeistigen Augen und energischen Zügen. Doch verrät das Ganze auf den ersten Blick geniale Schwermut.

Außer diesem Bild besitze ich noch ein von ihm selbst gezeichnetes Porträt aus der letzten Zeit seines Lebens, das den gleichen Eindruck macht.

Aber seitdem seine Geschichte in die größere Welt ging, haben außer mir auch noch andere Haslacher dem „närrschten Moler" Genugtuung und Ehrung angedeihen lassen.

Der Kanonenwirt, einst Bierbrauer, der von der Braupfanne weglief zu einem Anstreicher nach Lahr und nach Jahr und Tag über München als wirklicher Künstler zurückkehrte, und sein ebenbürtiger Sohn, der Xaveri, haben den Sandhas in Hasle selbst verherrlicht.

Weil in der „Kanone" nicht nur Bier getrunken, sondern auch, seit alten Zeiten, musiziert, deklamiert und gemalt wird, haben die beiden Künstler, Vater und Sohn, an ihrem lustig bemalten Hause vier große Medaillonbilder angebracht, Schiller, Goethe, Richard Wagner und — des Gretles Karle in Porträtähnlichkeit.

Und wer zum Städtle hinauszieht, Husen zu, der kann an „der Kanone" den närrischen Maler in recht gutem Bilde verewigt finden, und wenn der Beschauer dann von der Hausecke aus den Blick hinüber zum Urwald wirft, sieht er oben in den Tannen zugleich „des Sandhasen Hütte" herabschimmern. —

Wer sucht, der findet. Jahr und Tag war der praktische Arzt Dr. Wörner in Hasle in liebenswürdiger Art bemüht, mir alte Erzählungen und alte Sachen aus Stadt und Land aufzutreiben, da sein Beruf ihn überall hinführte.

Da meldete er mir im Mai 1892, in einer Bühnekammer beim Bierkrämer z' Hasle habe er ein Altarbild „Himmelfahrt Mariä" entdeckt. Ich stieg mit ihm in das Dachkämmerle, welches der Magd als Schlafstube dient, und fand auf Holz gemalt das noch umfangreiche Bruchstück eines großen Altarbildes, dem Charakter nach durchaus aus der Zeit unseres Sandhas.

Die Engel, welche die Madonna begleiten, sind sehr gut für jene Zeit, die Madonna selber aber ist übermalt oder, richtiger, verschmiert. Ob das nicht des Karles Bild ist, welches die Stadtväter ihm einst heimschlugen und auf dem man absichtlich die Muttergottes, des Jägers Mine, entstellt hat?

Ich zweifle nicht daran. —

Als Neuestes melde ich zum Schlusse noch, daß die Haslacher in den letzten Jahren Geld erhalten und gesammelt haben zu einem wirklichen Denkmal für den närrischen Maler.

Ich erklärte mich alsbald bereit, das in Erz zu gießende Medaillonbild des Künstlers zu stiften, ein Haslacher Bildhauer, Hubert Stelker, modellierte das Bild. Die Haslacher schafften einen Findling-Felsen aus dem Urwald herbei, in den das Medaillonbild eingelassen wurde. Die Stadt gab einen schönen Platz in der Nähe des Spitals her, und am 28. September 1903 wurde dem verkannten, unglücklichen Künstler ein schönes Denkmal eingeweiht. Die Festrede hielt mein alter Studienfreund Rechtsanwalt Armbruster aus Karlsruhe, der auch für das Denkmal gesammelt hatte.

Aber auch ein ander Denkmal hat der arme Maler erhalten. Der hervorragende Lyriker Baron G. von Örtzen

hat ihm in seinen „Schwarzwaldwegen"[1] folgende schöne Verse gewidmet:

Die Mutter trug den Knaben
In ihrem ledigen Stand,
Und mit ihr zogen wie Raben
Gespenster über Land.
Sie raunten ihr vom Sterben
— Schönheit war ihr Verderben.

Die Maid stund ob den Fluten
Im Schnee in glitzernder Nacht.
Wo Herzen hilflos bluten,
Wird Sünde bald vollbracht.
„Büblein, warum sollst erben
Schönheit, die mein Verderben?"

Es hat nicht sterben sollen,
Dieweil der Helfer nah,
Der licht, wie Perlen rollen,
Des Dankes Träne sah,
Und darum kam zu erben
Ihr Liebling ihr Verderben.

Ein Maler ist er worden
Zu Haslach in der Stadt
Und einer auch vom Orden,
Der harte Tage hat,
Der schönen Mutter Erben
Lockt Schönheit ins Verderben.

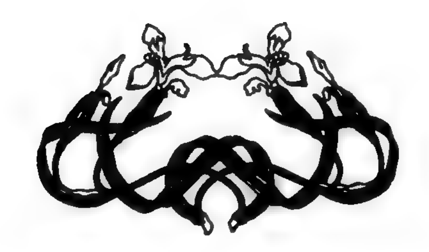
Karl Sandhas, trunken ihrer,
Was frug er viel nach Gunst;
Er blieb der Glücksverlierer
Und Martyr seiner Kunst.
So geht das Lied vom herben
Schicksal des Schönheitserben.

[1] Freiburg bei Ragoczy.

Zu Haslach tief im Walde
— Sie heißen Urwald ihn —
Des Sommers tönt die Halde
Von Friedensmelodien.
Dort wohnet er, zu werben
Um Ruh vor dem Verderben.

Vergeblich! Wär' die Flamme
Im Malerblut auch nicht
— Sie leckt hinauf am Stamme,
Der prasselnd niederbricht.
Grau kam die Asche färben
Das Nest des Schönheitserben.

Durch Feuersnot vertrieben,
Zwiefach verzehrt, verarmt,
Hat endlich spätes Lieben
Doch seiner sich erbarmt.
Noch trauern um sein Verderben
Des Ruhmes lachende Erben.





Der Christian.

1.

In meiner ersten Knabenzeit, da der Fastnachtsgeist der Haslacher, den ich in den „Jugenderinnerungen" geschildert, in mir zum Bewußtsein kam, spielte unter den älteren närrischen Leuten eine Hauptrolle „der Christian". Ich erinnere mich noch wohl an ihn aus den Fastnachtstagen zu Anfang der vierziger Jahre. Er war ein hochgewachsener, schlanker, schöner Mann; seine schwarzen Augen schauten unter der starkgewölbten Stirn hervor wie Karfunkel unter Felsgestein. Ein eleganter Schnurrbart gab ihm den Anstrich des Leichtlebigen und Leichtsinnigen.

Er trug in meiner Knabenzeit einmal an Fastnacht den Schnellinger-Peter, einen sechzigjährigen Zwerg, als Wickelkind auf den Armen in alle Häuser, was für uns Kinder ein Hauptspektakel war. Ein andermal spielte er den Andreas Hofer oder den Tell bei den betreffenden Fastnachtsaufführungen.

Vierzig Jahre später, im Herbst 1882, saßen der Christian und ich in einem Zimmer des Kreuzwirtshauses in der Heimat, und der Sechsundsiebzigjährige erzählte mir sein

Leben, das wert ist, unter die „Wilden Kirschen" aufgenommen zu werden, schon deshalb, weil er seine Erzählung mit den Worten begann: „Es ist mir meiner Lebtag nie was geglückt, und doch war ich — den ersten Abschied und das Heimweh ausgenommen — keine Stunde unglücklich." Diese Zufriedenheit mit seinem Schicksal und Weltschmerzlosigkeit macht den Christian allein schon zu einem Philosophen, wenn auch nur zu einem solchen des Optimismus.

Geboren war er zu Hasle am Tage der Schlacht von Jena (14. Oktober 1806) und sein Vater damals der einzige und erste Bierbrauer des Städtchens. Aber es trank in jener Zeit alles Wein, da der Schoppen nur zwei Kreuzer kostete, und nur die „Stichbettler" und die armen Wallfahrer, die am Portiunkulafest zu den Kapuzinern nach Haslach kamen, genossen den Gerstensaft des alten Neumeier.

Zu all dem wenigen Absatz hatte „der Bierkarle", so hieß man den Vater des Christian, noch einen Geist in seinem Keller; und selbst als ein nach Rom durchpilgernder Eremit denselben für zwanzig Kronentaler in einem Sack mit fortgenommen hatte, ging das Biertrinken nicht flotter. Der Alte pachtete deshalb die „Stadtwirtschaft", die damals noch auf dem Rathaus ihren Sitz hatte, und betrieb sie neben seiner Biermacherei.

Man räsoniert in unsern Tagen, wo wir an Überfluß individueller Freiheiten leiden, gegen das Monopolisieren von seiten des Staates, und doch hatte in der guten alten Zeit jedes Städtchen seine Monopole. In Hasle war die Trägerin eines solchen die Wirtschaft auf dem Rathaus, Stube oder Stadtwirtschaft geheißen. Alle Schmausereien und Trinkgelage, die in irgend einer Hinsicht mit dem „Gemeinwesen", mit der „res publica", zusammenhingen, mußten in der Stadtwirtschaft auf dem Rathaus abgehalten werden. So vorab die Hochzeiten; aber auch die zukünftigen Bürger und Bürgerinnen wurden von diesem Monopol nicht aus-

genommen, und jeder Taufschmaus hatte deshalb auf dem Kapitol zu geschehen.

Kamen die Taufpaten, der Vater und die Hebamme mit dem Taufkind von der Kirche herab, so wanderte die ganze Gesellschaft in die „Stube". Hier wurde das Kind auf einen einsamen Tisch gelegt, die übrigen aber setzten sich an die Tafelrunde und schmausten bis in den Abend hinein[1].

Alle Pachtversteigerungen, alle Submissionen auf städtische Arbeiten gingen im Ratskeller vor sich, und kein Nachtwächter wurde verpflichtet ohne Trunk auf dem Rathaus.

Jährlich einmal, am „Gregoristag", gab der Senat den Schulkindern daselbst einen Ball und führte sie so auf antispartanischem Wege ins öffentliche Leben ein.

Die übrigen Wirtshäuser im „Städtle" galten den Fremden, den Bürgern als Privatleuten und den Zünften als den Vereinen einzelner Gewerbe.

So ward Christian des Stadtwirts- oder Stubenwirts Bub, wie später auch ich. Sein Bruder, der in meiner „Jugendzeit" erwähnte „Alise", hieß bis an sein selig End „des Stubenwirts Alise".

Da alle Hochzeiten bei seinem Vater gehalten wurden, lernte der Christian frühzeitig das Tanzen und wurde ein „Haupttänzer", was ihm später, wie wir sehen werden, zu einer Existenz verhalf. Zum Tanzen gehört Musik, und die lustigen Weisen der Hochzeitsmusikanten weckten frühzeitig das entsprechende Talent Christians.

In meiner Jugendzeit ging, wer „Musik lernen" wollte, vorab zum Schmied Lambert oder zum Seiler Hämmerle, zu Christians Zeiten zum Lichterläufer, der übrigens in meiner Knabenzeit noch lebte und Schüler ausbildete. Im Winter an jedem Werktagabend und im Sommer an Sonntagen „vor der Kirche", d. i. in der Zeit vor dem Hauptgottesdienst,

[1] Diese Sitte, mit dem Täufling nach der Taufe ins Wirtshaus zu gehen und ihn im Wirtshaus zu behalten, bis der Schmaus vorbei ist, existiert heute noch in den Dörfern rings um Hasle.

wurde bei den betreffenden Lehrmeistern auf allen Instrumenten, die im Schwunge waren, zu gleicher Zeit Unterricht erteilt, in Flöte, Klarinette, Trompete, Geige und Gitarre. Wer unten auf der Straße stand, der konnte aus den Konservatorien des Schmieds oder des Seilers oder Lichterziehers ein wahrhaft höllisches Potpourri vernehmen. Weit angenehmer war es, wenn die einzelnen Kunstjünger, jeder in seinem Vaterhaus, unter dem Fenster einer abgelegenen Kammer stehend, in den lauen Sommerabend hinausflöteten oder gitarrten.

Ich erinnere mich noch mit Wehmut jener stillen Abende, da ich als Knabe vor den alten Leuten stand, die vor dem Hause der Großmutter „Abendrat" hielten, während der Bosche-Kasper, mein um einige Jahre älterer Vetter, oben zum Dachfenster herausflötete und die Begleitung gab zur stillen, sanften Unterhaltung auf der steinernen Bank.

Wer „Genie" hatte, lernte zwei Instrumente; so auch der Christian. Er wurde Trompeter und Klarinettebläser und in beiden Virtuos. Bald war des Stubenwirts Christian seines Vaters bester Hochzeitsmusikant, und wenn an Freitagen die Ratsherren, nachdem das Wohl der Stadt beraten war, gemeinsam im Ratskeller eins tranken, so gab ihnen der Christian Solovorträge. Sie vergaßen darüber oft das Mittagessen, und wenn die Weiber schimpften, so hatten die Väter der Stadt nur eine Entschuldigung: „Waisch, Alte, der Christian het blôse, do kunnt mer (man) jo nit furt."

Der Christian war die Seele des Ratskellers; er zog jung und alt an durch die unerschöpflich neuen Melodien, die er seinen Instrumenten entlockte, und durch seine ebenso reichen Ideen im Gebiete der Komik und Unterhaltung.

Doch die Heimat und die „Stube" waren ihm bald zu eng. Er hatte die Bierbrauerei gelernt und war vom „suren Lang" geprüft und von der Zunft mit dem „Lehrbrief" ausgestattet worden. Vom Militär hatte er sich, obwohl der

schönste Rekrut, freigespielt. Jetzt zog's ihn mit Macht hinaus in die weite, weite Welt.

Am Tage einer Schlacht war der Christian in diese Welt eingerückt, am Tage einer Schlacht verließ er seine engere Heimat. Genau am gleichen Tage, da die große Weiberschlacht wegen des Gabholzes geschlagen wurde, von der wir oben erzählt, ging unser Christian in die Fremde. Er hatte eben auf dem Rathaus sein Felleisen umgeschnallt, seine Trompete und seine Klarinette obendrauf, und war im Begriff, die Stube zu verlassen, als die Weiber die Bastille stürmten, indem sie in hellen Haufen ins Rathaus eindrangen und über den armen Beckefidele und den Waldmeister herfielen. Rasch legt der Christian seine Feldausrüstung wieder ab und eilt dem gefährdeten Ratsherrn zu Hilfe.

Die Weiber waren aber zu Hyänen geworden, und der gute Christian kam in ein böses Wespennest. „So," schrien die Damen des freien Bürgertums, „du Lusbua willst dem Kerle au no helfe"! — und die Sandhäsin, die Deckelweberin, die Sägerin und wie sie alle hießen, bearbeiteten auch den jungen Bierhelden mit ihren Fäusten und Nägeln.

Das Blut rinnt über sein schönes Angesicht; er schämt sich, von Weibern vergewaltigt worden zu sein, und blutend rennt er mit seinem Felleisen talab — in die Fremde.

Daheim in seinem Vaterhaus, in der hintern Gasse, warteten vergeblich die Kameraden auf den Freund Christian, um nach einem Trunk Bieres ihm das Geleit zu geben bis Steinach. So war es verabredet. Er kam nicht, dagegen die Kunde von der Weiberschlacht und daß der Christian sie mitgemacht und verwundet worden sei. Seitdem ward er vermißt. Drunten saß er beim „Marterberg" an der Kinzig, wusch sich in den kühlen, dunkeln Wassern seine Wunden und weinte vor Scham und Zorn, solchen Abschied vom „schönen Geschlecht" erhalten zu haben, er, der schönste Jüngling im Städtchen.

Es war eine poesievolle Sitte der vergangenen Zeit, junge Handwerker, wenn sie in die Fremde zogen, eine Strecke weit zu begleiten und dann erst Abschied von einander zu nehmen. Von den letzten zwei Jahren meines Volksschülerlebens an, wo ich mit allen Lehrbuben und Junggesellen verkehrte, bis zu meinem eigenen Abschied half ich alle Junggesellen, die in die Ferne zogen, hinausbegleiten, abwärts bis zum „Marterberg" und aufwärts bis zum „Gschweiloch".

Selten ging es ohne Tränen ab beim letzten Händedruck. Die Menschen waren, mein' ich, früher gemütvoller und weicher. Jetzt führt man die Jugendfreunde und Kollegen an den Bahnhof, trinkt in der Restauration noch eins, und die einen pfeifen davon, und die andern gehen heim — alle ohne besondere Rührung. Daß die Eisenbahn die Scheidenden bald wieder bringt, mag auch etwas zu dieser Kälte beitragen.

Ich erinnere mich namentlich zweier tränenreicher Abschiede. Bei Lambert, dem Schmied, und beim „wütigen" Schlosser, beide in meiner Nachbarschaft, standen in jener Zeit zwei Lehrbuben, des Färber Basils jüngster Sohn, Korneli, und ein Bauernbube aus dem Dorfe Mühlenbach, der nur unter seinem Spitznamen „Kugelrund" genannt wurde. Beide hatten unter dem Spott der Haslacher Jugend viel zu leiden. Der Korneli war ein linkischer, geistig ziemlich beschränkter, aber gutmütiger Kerl, der wegen seines Stotterns den Übernamen „Heckengaxer" erhielt. Den Kugelrund, der ob seiner ebenso dicken als kurzen Leibesgestalt so getauft worden war, sperrten sie an Fastnachtstagen in einen Käfig und führten ihn in der Stadt herum oder zogen ihn, als Kind in einen Korb verpackt, auf einem Wägelchen durch die Straßen.

Beiden getraute man allgemein zu, es würde keiner den Mut haben, in die Fremde zu gehen. Und sie gingen doch. Beide half ich begleiten. An Kornelis Abschied erinnere ich

mich noch wohl. Es war ein schöner Frühjahrsmorgen, die Sonne fing eben an, hinter dem Urwald herauf ins Tal hineinzuschauen, als wir ausrückten: der Korneli, der schon frühzeitig mich in meiner Kammer, die nur durch einen Hof von der seinigen getrennt lag, wachgerufen hatte, unser Peter, der Bäckerjunge, des Holzer-Peters Rudolf und ich. Wie es üblich war, trug abwechselnd einer von uns des Scheidenden Felleisen. Von den Feldern her ließ sich im Wandern noch die oder jene Haslacher Stimme hören, die spöttisch vom Korneli Abschied nahm auf baldiges Wiedersehen.

Am Marterberg — die Sonne schien jetzt über Berg und Tal, und gar lieblich glänzte der Kirchturm der Heimat zu uns herab — nahm der Korneli sein Felleisen, dankte für die Begleitung und stotterte feierlich: „B'hüt euch Gott! Heim komm' i nimme. Daheim wär' i mi Lebtag der dumm Korneli." Uns aber ergriff Mitleid, und mir liefen die Tränen in hellen Tropfen übers Gesicht herunter, auch der Peter und der Rudolf weinten; nur der Korneli blieb trocken, aber das Wehe kämpfte doch in ihm — er war blaß.

Wir schieden auf Nimmerwiedersehen. Der Korneli blieb von Stund an verschollen, bis in den achtziger Jahren aus dem Elsaß sein Totenschein kam, wo er bei einem Schmied die erste Arbeit gefunden hatte und bei ihm geblieben war bis zum letzten Hammerschlag. Kein Mensch hätte dem Korneli eine so starke Seele zugetraut. —

Anders machte es der Kugelrund — er hieß Xaver Keller — den ich auch in die Welt hinausweinen half. Er vergaß es, daß die Haslacher ihm einst mitgespielt. Er kehrte heim in sein Dörfchen Mühlenbach, schlosserte den Bauern auf den Höfen im Tagelohn und legte sich nach wenigen Jahren jung und ledig zum Sterben nieder. —

Auch der Christian schwor in seinem Zorn drunten an den Wellen der Kinzig, nie mehr in das Hyänenweibernest zurückzukommen. Doch er war Sanguiniker und Humorist,

und wenn er auch lange fortblieb, er kam doch wieder, um abermals zu gehen und dann wiederzukommen.

Bis Bern eilte er, ohne vorher irgendwo Arbeit zu nehmen, um ja weit von Hasle weg zu sein und seinen Schmerz zu vergessen. Aber die Heimat faßte ihn auch hier in schwerem Kampfe. Er bekam unsägliches Heimweh. Weder Klarinettespiel noch Trompetenklang vermochten es, das Weh zu stillen, ja sie vermehrten es durch die Erinnerung an die schönen Tage daheim. Überlaut weint der junge Geselle im einsamen Bierkeller bei der Arbeit. Sein Meister hört sein Weinen und tröstet ihn, aber vergeblich.

Der Christian verläßt Bern — aber heim will er doch nicht. Draußen vor der Stadt, in der freien Natur mildert sich sein Herzeleid. Im ersten Dorfe schon spielt er im Wirtshaus eins auf seiner Trompete. Ein Handwerksbursche, der vorüberzieht, Bern zu, hört ihn und denkt gleich: „Des isch der Christian." Richtig, und er selbst war des Dolden Nepomuk von Hasle, ein Schneidergeselle, der nach dem Christian die Heimat verlassen hatte und in der Schweiz umherzog. Einen Haslacher sehen und kein Heimweh mehr haben, war beim Christian eins.

Es ging ihm wie mir selbst. Als ich in Rastatt am Heimweh litt und an der Murg draußen weinte, sehnte ich mich jeweils nach den Markttagen der Stadt. Da kamen der Schindele-Fidele und die „wüste Neumaierin" von Hasle, um Hanfsamen zu kaufen. Und solange ich die sah, fühlte ich keinen Schmerz. Ich war durch sie magnetisch mit der Heimat verbunden, und es strömte von diesen Haslachern ein heimatlicher Duft balsamisch in meine kranke Seele über.

Das Heimweh ist eine spezifisch deutsche Krankheit. Der Franzose hat kein Wort dafür und nennt es deshalb auch „heimvé". An dieser Krankheit zu sterben, muß der gräßlichste Tod sein. Ich weiß aus meiner Kindeszeit, wie die alten Leute mit Grausen erzählten, daß ein Sohn unsers

Nachbars, des Schmiedmeisters Sandhas, bei den Soldaten „am Heimweh" gestorben sei.

Ich habe später in meinem Pfarrdorfe am See von einem ganz ähnlichen Fall erzählen hören und jedesmal dieses Sterben für die entsetzlichste und schmerzlichste Todesart gehalten.

Einen Menschen an diesem Weh beim Militär sterben lassen, weil diese Krankheit in keiner Pathologie steht, halte ich für eines der grausamsten Verbrechen an der Menschheit. Doch unsere neueste Zeit und unsere moderne Gesetzgebung sorgen dafür, daß die Menschen das Heimweh verlieren. Die Eisenbahnen führen die Leute, so oft sie Heimweh bekommen, in kürzester Zeit heim zu Besuch und das Gesetz vom Unterstützungswohnsitz macht die Menschen immer kälter, gleichgültiger, heimatloser. Wer zwei Jahre von der Heimat weg ist, wird als heimatlos betrachtet — das Gesetz stößt ihn aus, er muß das härteste Brot, das der Armut, in der Fremde essen. Das begreift man aber nicht, daß der heimatlose Mensch kalt und herzlos — und zu allem fähig wird.

Wenn man darauf studieren wollte, wie am besten unsere soziale Ordnung umzustürzen wäre, könnte man es gar nicht besser machen, als wie man es in unseren Tagen von oben herunter tut.

Ich behaupte, wo die Menschen noch am Heimweh leiden, gibt's keine Revolutionen. Die Franzosen kennen diese Krankheit nicht, und ihr Land ist deshalb das Land der politischen Umstürze. Darum hat das deutsche Volk zu allen Zeiten der Vergangenheit politisch so viel sich gefallen lassen, weil es das Volk des Heimwehs ist. Sobald es von diesem tiefsten und edelsten Weh vollends kuriert sein wird, haben wir die soziale Revolution. —

Weil der Christian mit dem Anblick des Schneiders sein Heimweh verloren hatte, da das magnetische Medium gefunden war, ließ er den Bruder Zwirn auch nicht mehr los. Er überredete ihn, Bern den Rücken zu kehren und mit ihm

über Konstanz nach München zu ziehen, und blies nun auf dem Weitermarsch wieder lustig in allen Tonarten.

In Baden im Aargau besuchten beide in Erinnerung an das heimatliche Klösterlein auch die Kapuziner, um wieder einmal ein Stück Kapuzinerbrot zu essen, das den Haslacher Buben noch zu meiner Zeit wahrer Marzipan war. Wie staunten die zwei Handwerksburschen, als sie in dem Klosterpförtner einen Kapuziner erkannten, der früher im Haslacher Kloster gewesen war! Aber auch der Klosterbruder war erfreut, denn der Christian hatte in der Weihnachtszeit vor dem „Krippele" in der Klosterkirche Schalmeien geblasen und war ihm deshalb wohlbekannt. Er wurde in die Konventstube geführt und mußte vor allen Patres und Fratres mit seiner Klarinette die alten Weihnachtstöne der Hirten wiedergeben.

Aber der Christian und der Schneider Nepomuk hatten einst auch zu den in meinen „Jugenderinnerungen" geschilderten „Dreikönigen von Haslach" gehört, und darum sang der Schneider den Kapuzinern auch die heimatlichen Dreikönigslieder, und der Christian blies die Melodie dazu. Eine solch geistige Freude hatten die biederen Schweizerkapuziner noch selten erlebt, und darum erhielten die zwei vom Besten, was ein Kapuzinerkloster bieten kann.

In Schaffhausen haben die beiden abermals Glück. Sie treffen zufällig den Bruder Christians, der vor einigen Jahren als „Apotheker"[1] in die Fremde gezogen war und in der Stadt am Rheinfall konditionierte. Früher schrieben die Menschen in der Fremde nicht so viele Briefe heim wie heutzutage, wo das Briefschreiben zu den Modekrankheiten gehört. Ich habe manchen gekannt, der seine drei Wanderjahre machte in der Welt draußen, ohne auch nur einmal heimzuschreiben. So kam es, daß der Christian seinen Bruder, welcher beide mit Geld versah, in Schaffhausen nicht geahnt hatte.

[1] Er starb als Inhaber einer Apotheke in Eberbach bei Heidelberg.

Unser alter Oberlehrer Blum diktierte uns in der Volksschule einmal im Jahre einen Brief an die „teuren Eltern“ zur Neujahrsgratulation und ließ uns bisweilen „Musterbriefe“ vorlesen, wie man einen guten Freund um ein Darlehen von fünfzig oder mehr Gulden bittet, aber sonst warnte er vor dem Briefschreiben. „Wer viel Briefe schreibt,“ meinte er, „der lügt viel.“ Und der Mann hatte recht; die Menschen lügen sich schriftlich weit mehr und ungenierter an als mündlich.

Die Leute im Volke wußten vor vierzig und mehr Jahren, auch wenn sie lesen und schreiben konnten, keinen Brief zu „stellen“. Sie gingen, wenn dies nötig war, zum Lehrer oder Pfarrer. Selbst noch zur Zeit, als ich Dorfpfarrer am Bodensee war, kamen viele ältere Leute zu mir in dieser Absicht.

Daß das Briefschreiben und das Lügen in einem Zusammenhange stehen, geht schon daraus hervor, daß jenes Geschlecht, dem die Lüge am kulantesten vonstatten geht, das weibliche, im Briefschreiben eine wahre Virtuosität besitzt. Das dümmste weibliche Wesen schreibt einen guten Brief; diese Erfahrung habe ich schon oft gemacht und geäußert. Das Briefschreiben ist deshalb auch das Element und das tägliche Brot gar vieler weiblicher Seelen.

Es gibt zahllose sogenannte gebildete weibliche Wesen, die ihre ganze Zeit mit Putz, Romanlesen und Briefschreiben zubringen. Und weil sie in den Putzwaren sowohl als in den Romanen mit eitel Schein und Lüge bedient werden, tragen sie diese „Phantasien“ auch in ihr Briefschreiben über. —

Und nun wieder zum Christian!

2.

Wenn der nicht gewußt hatte, daß sein Bruder in Schaffhausen sei, so wußte er aber, daß in der Nähe dieser Stadt, auf dem badischen „Randen“, im Städtchen Stühlingen, der Bruder seiner Mutter als Pfarrer lebe.

Zu den katholischen Priestern, die geborene Haslacher waren und vor mir lebten, gehörte auch der Pfarrer Schättgen von Stühlingen. Merkwürdigerweise haben fast alle geistlichen Herren aus Hasle, welche in der Zeit von 1760—1850 studierten, erst dem Handwerkerstande sich gewidmet, ehe sie zum Studium übergingen. Der der Zeit nach am weitesten Zurückstehende war der Bruder meines Großvaters, Joseph Hansjakob, ein Sohn des alten Toweis. Des letztern Söhne waren von ihm alle zu Müllern oder Bäckern bestimmt worden, so wie auch mein Großvater, der Becke-Peter, seine Buben alle Bäcker werden ließ. Auch der Joseph arbeitete, wie später ich, an der Mulde. Als der Jüngste mußte er jeden Sonntag einen Korb Weißbrot ins Kapuzinerkloster tragen; es war das ein Weihegeschenk des frommen Vaters Toweis an die bärtigen Söhne des hl. Franziskus.

Die Patres boten sich öfters dem Bäckerjungen, der ihnen geistig sehr geweckt schien, als Lehrer in den Anfangsgründen des Studiums an. Aber, soviel der Joseph auch Freude dafür zeigte, der alte Toweis war nicht zu gewinnen. Mehr als einmal saß der Pater Guardian beim Toweis und seiner Frau, trank mit ihnen ein Fläschchen Herrenberger und petitionierte vergeblich für den Studiosus Joseph, trotzdem die Mutter dem Kapuziner aufs kräftigste sekundierte.

Eines Tages rückte der Guardian mit dem Stadtpfarrer Schumacher an, der beim Toweis in hohen Ehren stand, und jetzt wich der Starrsinn des Vaters. Er gestattete, daß der Joseph bei den Kapuzinern Latein lerne, aber unter der Bedingung, daß er kein Kapuziner werde. Denn von seinen Buben, meinte er, sollte keiner betteln gehen, am wenigsten, wenn er noch studiert hätte.

So ward der Joseph Student und Weltpriester und zu des Vaters Lebzeiten noch Professor am Gymnasium zu Donaueschingen und fürstlich fürstenbergischer Hofkaplan. Am Hofe aber taufte man seinen proletarischen Namen um und nannte ihn „Jeanjaques“. Merkwürdigerweise trat ich fünfund-

siebzig Jahre später am gleichen Gymnasium an die gleiche Stelle, die er als Lehrer inne gehabt. Und ich traf noch einen Schüler des „Abbé Jeanjaques“ in dem achtzigjährigen Hofrat Zepf.

Später verlieh ihm der Fürst die gute Pfarrei Ehingen bei Engen, wo die Franzosen ihm Hab und Gut plünderten, und dann auf seinen Wunsch Wolfach im Kinzigtale. In den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts starb er als Pensionär in der Heimat.

Ich kannte ihn nicht mehr, hörte aber als Kind schon viel von ihm, namentlich von seinem Testament, worin er Schulen, Arme und die zahlreichen Kinder seiner Brüder und Schwestern bedachte. In meinem Zimmer bewahre ich noch sein Porträt, gemalt vom Sandhas, ein Prachtskopf eines alten Mannes, voll Biederkeit und Humor.

Seinen geistlichen Großneffen hat er durch zwei Eigenschaften weit übertroffen: einmal daß er das Zeug hatte zu einem Hofkaplan und dann, daß er ein bedeutendes Vermögen hinterließ. Zum Hofmann und Kapitalisten habe ich absolut keine Anlage, und nach meinem Tode wird man mir voraussichtlich zwei Dinge nicht nachsagen können: daß ich höfische, feine Manieren gehabt und viel Geld hinterlassen hätte.

Um viele Jahre überlebte ihn seine Schwester, die Helene, welche sein Hauswesen geführt hatte. Sie wohnte in meiner ersten Knabenzeit einsam in einem Stübchen beim Schneider Eisenmann, wo Vetter Karl und ich als Großneffen die alte Base bisweilen besuchten. Sie saß stets am Fenster mit der Schnupftabaksdose und schaute in das kleine Gärtchen des Schneidermeisters hinab und hinüber auf die Landstraße, wo die Eilwagen durchfuhren.

Die Helene-Bas war nicht mild und sanft wie meine Lene-Bas, sondern eine ernste Person, die ihr nicht unschönes Gesicht in finstere Falten zog: der Typus einer alten Pfarrersköchin. Innerlich war sie aber nicht so schlimm; sie

gab uns jeweils ein Stückchen „Guts“, verabschiedete aber die beiden jungen Vettern bald wieder, da sie nicht viel reden mochte und gerne allein lebte.

Sie starb, ehe ich sie näher gekannt, und ich erinnere mich, ihr ziemlich ungetrübten Herzens mit der Leiche gegangen zu sein. —

Der nächste Haslacher im Priesterstand nach meinem Großonkel war der Pfarrer von Stühlingen, Schättgen, der Bruder meines Nachbars, des Färbers Basil, dessen ich in meiner „Jugendzeit“ lobend Erwähnung getan. Der spätere Pfarrer war zuerst mit Don Basilio in der väterlichen Werkstätte als Färberlehrling gestanden, bis die Kapuziner auch sein Talent entdeckten und ihn zum Studieren brachten.

Er ging sicher unlieber aus der Färberei fort als ich aus der Backstube. Mir kam jenes Handwerk in meiner Knabenzeit ungemein feierlich vor. Am Sonntagmorgen zur Frühlingszeit zogen die Bäuerinnen und Landmädchen in hellen Scharen von Berg und Tal dem Städtchen und der „Farb“ zu, jede einen Ballen Zwilch oder leinen Tuch unterm Arm, um das Produkt ihrer Winterarbeit in die „Farb“ zu tun. Auch gezwirnte Schafwolle brachten sie in Körben zum Färben. Der Geselle und der Lehrbube nahmen die Ware in Empfang, machten daran ein „Zeichen“ aus Messing und gaben jedem „Weibervolk“ ein solches, damit dieses sein Gespinst wieder erkennen konnte, wenn es rot, blau oder grün aus dem Farbkessel kam.

Als des „Färbers Toni“ Priester geworden, kam er in das benachbarte Welschensteinacher Tal als Vikar, und die Bäuerinnen freuten sich nicht wenig, den jungen Färber von ehedem auf der Kanzel zu sehen. Bald starb der alte Pfarrer, und der Toni wurde zeitweilig Pfarrverweser. Sein Bruder Basil ritt manchmal an Sonntagen stolz auf seinem Rappen das Welschensteinacher Tal hinauf, ihn zu besuchen. Es genierte den Toni aber doch, daß die Bauern ihren „Herrn“

stets nur „'s Färbers Toni" nannten, und eingedenk des Wortes, daß der Prophet nicht viel gilt im Vaterlande, meldete er sich weg und kam als Vikar nach Herbolzheim im Breisgau.

Ich habe auch ihn nicht mehr gekannt; er starb sieben Jahre vor meiner Geburt, noch ziemlich jung, als Pfarrer und Dekan in Stühlingen.

Um so bekannter aber waren mir seine zwei Nachfolger im Priesteramt, die Pfarrer Pfaff und Dirhold. Der eine arbeitete bei seinem Vater als Sattler, ehe die Kapuziner ihn zum Lateinischlernen heranzogen, und der andere hatte als Apotheker seine Lehre vollendet, als er die höheren Studien anfing.

Beide waren im besten Mannesalter als Pfarrherren, Pfaff in Weizen auf dem Randen und Dirhold in Wollmatingen am Bodensee, als die Revolution von 1849 losbrach. Sie verleugneten die angeborene liberale Haslacher Natur nicht, und während der eine, den Stutzen auf der Schulter, mit seinen bewaffneten Bauern in die Amtsstadt Bonndorf zog, hielt der andere am See kirchlich und politisch revolutionäre Predigten. Sie kamen trotzdem beide glimpflich weg. Ja als in den siebziger Jahren der 1849er Liberalismus zu Ehren kam, erhielten sie gute Pfründen und starben als wohlhäbige Pensionäre im folgenden Jahrzehnt in Freiburg.

Pfarrer Pfaff, dessen ich schon in meiner „Studienzeit" erwähnt, war ein Mann voll Witz und Humor, Dirhold gerade das Gegenteil, ein ernster, finster blickender, scharf sarkastischer und scharf geistiger Mann, der, wohl von seinem Apothekerstande her, in seinem ganzen Benehmen etwas Vornehmes und Präpariertes hatte. Dem „Haslacher Liberalismus" aber blieben beide in allweg ihr ganzes Leben hindurch getreu, und das lob' ich an ihnen. Man muß die Ideale seiner jungen Jahre allzeit hochhalten. —

Eines Abends rückten also der Christian und der Schneider in der kleinen, alten fürstenbergischen Residenz auf dem

Randen, in Stühlingen, ein, um den Vetter und Dekan zu besuchen. Sie hörten, er wäre in der Gesellschaft, in der Post. Und alsbald kam dem Christian ein Gedanke. Er ließ den äußerlich nicht sehr empfehlenswerten Nepomuk vor dem Wirtshaus, trat in die Stube, wo der Dekan und die Honoratioren beim Trunk und Spiel saßen, und fing an, auf seiner Klarinette zu blasen.

Anfangs unwillig über den kühnen Bläser, horchten sie bald freundlich auf, als sie den Künstler merkten, und betrachteten den schönen, jungen Mann, der hinter der Klarinette stand, mit steigendem Wohlgefallen. Von seinem Felleisen, das er schmuck auf den Schultern trug, nahm der Musikant dann auch seine Trompete und blies einige alte Volkslieder. Die Philister sangen unwillkürlich mit, so rührend trompetete der Christian.

Als er geendet, trat er vor, hielt zuerst dem Dekan den Hut hin und sprach: „Herr Dekan, geben Sie Ihrem reisenden Vetter auch einen Zehrpfennig!“ Jetzt ward er erkannt und wurde der Löwe des Abends. Den Schneider vor der Tür hatte der Christian gleich nach seinem Triumph hereingeholt, und auch er nahm teil an der Ehre seines „Landsmannes“, dessen Trost gegen Heimweh er geworden.

Der Schneider hätte in Stühlingen Arbeit gefunden; denn Schneidermeister, die Gesellen brauchen, gibt es fast in jedem Städtchen. Aber Bierbrauer, die einen „Fax“ gebraucht hätten, waren vor sechzig Jahren in den badischen Landstädtchen so rar als heutzutage Goldschmiede in denselben. Wenn ein Brauer einen Kessel mit 200 Maß hatte, so war das schon viel, und dieses Quantum, das ihm für Wochen reichte, konnte er allein zusammenkochen.

Der Christian fürchtete das Heimweh und bestach den Schneider durch alle möglichen Redensarten, mit ihm weiter zu ziehen und den gesellenbedürftigen Schneidermeister in Stühlingen gegen allen Zunftbrauch im Stiche zu lassen. „Waisch, Nebmuk,“ sprach der listige Trompeter, „a Kerle

wie Du blibt nit in so einem kleinen Nest, sonst wär'sch liaber z' Hasle bliwe. Wenn Du als fermer Schnider willst heimkomme, so mußt Du nur in einer großen Stadt in Arbeit gehn." Das leuchtete dem billigen Denker Nepomuk ein, und sie zogen weiter nach den Gestaden des Bodensees.

Durch jedes Dörflein blies der Christian seine Klarinette, und stolz marschierte der Schneider neben ihm her. Stolz war er, weil der Bläser, der jung und alt an die Fenster lockte, sein Freund und Landsmann war. So ging's durch die lieblichen Gefilde am rechten Rheinufer hin, der Hauptstadt am Bodensee zu.

Es war tiefer, stiller Abend, als sie hier einzogen. Nur der Rhein war hörbar, wie er seine Wellen unter der alten Stadtbrücke hindurchzwängte. Auf der Brücke standen drei junge Männer, still ihre Pfeifen rauchend und in die Fluten hinabschauend. Es waren drei Haslacher, welche, diesen Mittag ebenfalls erst in Konstanz eingewandert, am Abend ihre Herberge verlassen hatten, um in alter Haslacher Art den Abend rauchend auf der Straße zuzubringen.

Ihnen nahte der Christian mit dem Schneider. Der erstere vertauschte, als er die Rheinbrücke betrat, die Dorfklarinette mit der Trompete und blies ein Lied, das sie in Haslach oft am Abend gesungen hatten. Da riefen die drei auf der Brücke einstimmig: „Des isch der Christian!" Er war's wirklich, und sie waren der Seppe-Toni, ein Sattler, der Kleyle-Xaveri, ein Glaser, und der Sahle-Toni, ein Gerber, alle drei richtige Haslacher in der Fremde.

Die zwei letzteren habe ich noch gekannt. Sie waren nahezu Altmeister, da ich ein Knabe war; der Seppe-Toni war schon tot. Der Glaser Kleyle galt in meinen Tagen als der beste Pfeifenkenner. Er handelte immer mit solchen und trug beständig, wo er ging und stand, einen „Kloben" im Mund. Ich erinnere mich noch wohl, daß er auch meinen Vater, seinen Vetter, einmal „anschmierte" mit einem „Meerschaumkopf", und daß der Vater sehr erbost war über den

Glaser. Weil ich in dieser Sache Partei für den Vater nahm, der jeden Abend auf dem „Kanapee" seine Pfeife rauchte, so hielt ich dem Benjamin, des Glasers Sohn, meinem Schulkameraden, seines Vaters unreelles Geschäft vor. Es kam darüber zum Duell, und der ältere und stärkere Benjamin prügelte bei der „Gottlütbruck" mich, den „Becke-Philipple", gehörig durch.

Doch die Feindschaft währte nicht lange, da des Benjamin Tante im Adler Köchin war. In seiner Gesellschaft kam ich, als Patenkind der Wirtin, oft in die Küche, wo stets von der Hand der „Base" Benjamins ein Stück kalten Kotelettes oder Braten abfiel. Aus diesem nicht sehr idealen Grund wurden Benjamin und ich eher wieder „gut Freund" als unsere Väter.

Der Sohn des Rauchers starb, ehe er zwanzig Jahre zählte.

Der Sahle-Toni wohnte in meiner Knabenzeit als Gerbermeister in unserer Nachbarschaft. Er war ein ernster, steifer Mann, der wenig redete, aber an Sonntagen viel trank. Er pflegte immer über faulen Geschäftsgang zu klagen, und daß die Bauern nicht mehr so gut bezahlen wollten wie ehedem.

Wenn nach der sonntäglichen Frühmesse ein oder der andere Hofbauer bei ihm eintrat, um ein Stück Leder zu kaufen, weil er in der kommenden Woche den Dorfschuster ins „Kundenhaus" bekam, so wurde er vom Gerber etwa so angeredet: „Guate Morge, Schüttebur! Ihr henn[1] g'wiß a guats Läder welle vom Sahle-Toni? Kalbsläder oder Rindsläder? Schauet, do hab' i a Kalbsläder, wenn des g'wichst isch, no könne sich dia Engel im Himmel drin b'schaue. Und a Rindsläder, Schüttebur, wenn Ihr Tag und Nacht ins Wasser stenn[2] — probiert's — mi Rindsläder halt's us. Awer zahle tun Ihr Bure nimme gern — Ihr sinn zu intressant."

[1] habt. [2] steht.

Als Knabe habe ich seine Redensarten nicht gehört, ich kam nie in seine Stube. Aber in meiner spätern Gymnasiumszeit besuchte ich ihn bisweilen am Sonntagmorgen, um seine im tiefsten Ernst, langsam und im Brustton vorgetragenen Anreden an die Bauern zu hören.

Waren diese fort, so redete er mich in gutem Hochdeutsch also an: „Herr Nachbar! Sie haben recht, daß Sie das Studium ergriffen und kein Handwerk gelernt haben. Mein Vater, der hat den Bauern das Leder auf den Rücken geschlagen, wenn sie nicht bezahlen wollten, was er verlangte, und sie haben doch gekauft. Heutzutag muß man den Bauern flattieren, muß Komplimente machen, und wenn's ans Kaufen geht, sind sie dann doch ungeheuer ‚intressant'. Oh, Herr Hansjakob! Die Zeiten werden immer schlechter und die Menschen immer gebildeter. Ich bin ein alter Kerl, aber Sie werden es noch erleben." Es liegt ein groß' Stück Wahrheit in diesem Gerberausspruch.

Der Toni trug an Sonntagen einen grasgrünen Rock mit gelben Knöpfen. In meiner Knabenzeit hat er mir damit stets imponiert; später aber diente er mir als komische Figur.

Auch erinnere ich mich noch seiner blassen, stillen Frau, die mit der Miene einer Märtyrin am Fenster saß und zu dem steifen, ernsten Toni paßte wie ein Palmzweig zu einem Wellenbengel. —

Wenn zwei oder drei Haslacher in der Fremde zusammenkommen, so haben sie „Kirchweih". Und da wir Menschen keine gemeinsame Freude haben können, ohne daß Essen und Trinken die Hauptrolle spielen, so machten auch die fünf nächtlichen Gesellen auf der Rheinbrücke in Konstanz umsoweniger eine Ausnahme von der Regel, als ein richtiger Haslacher mit dem Geld, so er hat, nicht sparsam umgeht.

In meiner ganzen Jugenderinnerung leben von all den Menschen, die ich in der Heimat kannte, nur zwei, welche

„Geizhälse“ waren; alle anderen hielten Geld nur für Schimäre, weshalb ein „reicher“ Mann damals eine so seltene Erscheinung war wie ein weißer Rabe. Erklärlich ist das ganz leicht. Der normale Haslacher ist Sanguiniker; er denkt, wenn er prosaisch ist, mit dem Magen, wenn poetisch, mit dem Herzen. Mit diesen beiden Denkarten wird aber kein Mensch zu Geld kommen.

Eine Ausnahme in meiner Generation machten meine beiden Jugendfreunde, der Vetter Karl und der Senffabrikant Schättgen. Die dachten mit dem Kopf und wurden reiche Leute. Aber es muß auch solche geben, sonst hätte der mit dem Herzen denkende Haslacher Schriftsteller früher oft nicht gewußt, woher Geld nehmen. —

Unser Christian hatte vom Vetter Dekan zwei Kronentaler zum Abschied erhalten. Einer ward dem freudigen Zusammentreffen auf der Rheinbrücke am gleichen Abend noch geopfert. Am andern Morgen schauten alle bei den Meistern um — nur der Christian nicht. Er wollte erst auf bayerischem Boden wieder Arbeit nehmen, da nur dort für sein Metier was zu lernen wäre. Der Schneider allein fand in Konstanz abermals einen Meister. Jetzt ließ der Christian ihn eintreten, da der Seppe-Toni, der Sahle-Toni und der Glaser mit ihm weiterzuziehen sich erboten.

Von da ab verschwindet der Schneider aus der Geschichte Christians. Der gute Nepomuk kehrte bald heim aus der Fremde und starb, ehe sein Mitwanderer die Ufer der Kinzig wieder aufsuchte.

Ich habe ihn also nimmer gekannt, wohl aber seinen jüngeren Bruder, den Schuhmacher. Der brachte aus der Urschweiz eine Frau mit, als er nach Ablauf seiner Wanderjahre heimkehrte. Sie hieß „das Dolde-Madel“ und war eine ebenso gutmütige als häßliche Person. Wegen ihrer Gutmütigkeit mußte sie unsäglichen Spott hinnehmen, und ob ihrer Häßlichkeit kam sie in den ernstlichen Verruf, eine Hexe zu sein. Selbst ihr Mann, der „Xaveri“, war nirgends

sicher vor den bösen Haslacher Zungen, weil er eine solche „Alpenrose" mit aus der Fremde gebracht hatte. —

An einem schönen Maimorgen fuhren die vier Haslacher auf einem Segelschiff von Konstanz nach Meersburg über den See. Sie waren nicht wenig stolz, den Bodensee vor ihren Augen zu haben. Denn in Haslach sangen früher und in meiner Studienzeit noch die Kinder täglich auf den Straßen:

Konstanz liegt am Bodensee,
Wer's nit glaubt, soll selbst hingeh'.

Und in der Knabenzeit unserer vier Handwerksburschen war damals noch der alte „Bachsepp" dorthin mit seinem Botenfuhrwerk gefahren. Er brauchte vierzehn Tage Fahrzeit für hin und her und brachte von dort Südfrüchte und Seidenwaren mit. Die große Entfernung und die edeln Produkte machten den Haslachern Konstanz damals zu einer Wunderstadt, und deshalb sang man so gerne den obigen Reim.

Ich erinnere mich noch gar wohl der Frau des alten Bachsepp, der Großmutter meines Vetters Wilhelm, des spätern Bierkrämers. Sie lebte in einem kleinen, dunkeln Stübchen am Stadtbach, war eine robuste, rauhe Alte, die in primitivster Art auf hölzernem Teller aß und uns Knaben oft von ihrem Lieblingsgericht, Speck, gab und dabei von ihren ehemaligen Fahrten an den Bodensee, die sie mit ihrem „Mann selig" ausgeführt, erzählte. Mir ging dabei jedesmal das Herz auf vor Sehnsucht nach dem Wunderland, von dem die Alte zu berichten wußte.

So mochte es auch dem Christian und seinen Gefährten gegangen sein. Am rechten Ufer wanderten sie den Gestaden des Sees entlang bis nach Lindau, dem deutschen Venedig. Hier verdrängte eine andere Neuheit alle anderen Gedanken. Sie sahen zum erstenmal eine größere Menagerie von Löwen, Bären und Tigern. Der schöne Christian, im

Vertrauen auf seine reizende Gestalt, nahte dem Löwenkäfig zu sehr und ward von dem Tiere mit der Tatze an der rechten Hand verwundet.

Weit entfernt, unglücklich darüber zu sein, war unser Haslacher stolz darauf. „Z' Hasle," meinte er, „kann einer nur von einer Kuh oder einem Roß einen Tritt bekommen, aber in seinem Leben einmal von einem Löwen getatzt worden zu sein, passiert nicht jedem Haslacher." Er ließ sich verbinden und wanderte andern Tags mit seinen Kameraden lustig weiter, durchs Allgäu und durch Bayerisch-Schwaben München zu.

Überall hatte er beim Durchmarsch seine Weisen geblasen, nur beim Einrücken in München unterließ er es. Sein Respekt und sein Staunen bei dem Gedanken, jetzt in der Hochschule für Bierbrauer angekommen zu sein, ließen ihn Trompete und Klarinette vergessen. Kein Ton ward geblasen in den acht Tagen, während er Stelle suchte in der Stadt des Gambrinus. Vergeblich! Alle seine drei Kameraden fanden und nahmen Arbeit, der Christian allein konnte nicht unterkommen. Er griff wieder, in allen Lagen des Lebens unverzagt, zu seiner Trompete und wanderte an der Isar abwärts dem Städtchen Erding zu. Hier lebte ein zweiter Bruder seiner Mutter, ein Alt-Haslacher, als Färbermeister.

Durch diesen Vetter hoffte Christian im Bierlande Bayern irgendwo seine Studien machen zu können, und wohlgemut zog er seines Weges dahin. Der Färber hatte seit vielen Jahren seine Heimat und seine Verwandten nicht wieder gesehen; er war in Italien gewesen und auf der Rückkehr in Erding sitzen geblieben. Er hatte von einem Schwestersohn Christian keine Ahnung, aber eine um so größere Freude, als der sich ihm präsentierte und durchs Wanderbuch als Verwandter dokumentierte.

Doch auch im kleinen Erding gab's keine vakante Stelle für den jungen, schönen Sohn des Gambrinus; wohl aber

gelang es den Bemühungen des Färbers, ihn im Dorfe Gaisenhausen im „Duschelbräu" unterzubringen.

Obwohl hier keine Hochschule für sein Fach war, so nahm der Christian doch freudig die Stelle an. Die Musikantennatur kam auch hier zum Durchbruch, und bald trompetete der Haslacher im Keller, bald auf dem Kühlschiff, ein andermal auf der Malzdarre. Der alte Duschel aber war kein Freund von Musik bei der Arbeit, so flink und brauchbar sonst auch der Bursche sich stellte.

An Sonntagen blies der Trompeter in der Braustube, wo des Meisters schmucke Tochter, die Johanna, den Bauern den Stoff kredenzte. Aber nicht bloß die jungen und alten Bajuwaren gewannen den schönen Musikanten lieb, sondern auch die Johanna. Ihr hatte er schon längst ins Herz geblasen.

Gar manchmal, wenn alles still war in Haus und Hof und der Mond hineinschaute in das schöne Anwesen des „Duschelbräu", da stand der Christian unter seinem Kammerfenster und blies weiche, süße Melodien hinüber zur Kemenate der schönen Johanna. Beide waren längst einig, als der alte Duschel dahinterkam. Von der Stunde an ward dem Christian der Dienst gekündigt. Ein Brauknecht und Musikant — das wäre dem reichen Alten gerade der rechte als Schwiegersohn gewesen! —

So trieben „Liebe und Trompetenblasen" den Christian fort von Gaisenhausen. Doch die erstere, bekanntlich eine große Erfinderin, wußte Rat. Der Trompeter zog nach Landshut, wohin die Johanna regelmäßig auf den Freitagsmarkt kam. Hier suchte und bekam er Arbeit im „Moserbräu", und an den Markttagen sahen sich die Getrennten. Die Johanna erschien regelmäßig im Brauhaus und meldete dem Christian, der an der Arbeit stand, ihr Dasein, und am Nachmittag machte er sich los und geleitete auf Umwegen seine Donna gegen Gaisenhausen.

So ging's ein Jahr — bis der alte Duschel abermals

dahinterkam und seine Johanna nicht mehr auf den Freitagsmarkt nach Landshut ließ. Statt ihrer erschien eines Tages im Moserbräu eine Freundin und meldete den letzten Gruß der Johanna mit der Bitte, sich aus dem Staub zu machen; denn die Tochter wäre des Lebens nicht mehr sicher, solange der Vater „den Trompeter“ in Landshut wüßte.

Der Christian ging; es kam ihn schwer an. Es war ein schwüler Sommerabend, dunkle Wolken verkündeten ein nächtliches Gewitter. Auf der Landstraße von Landshut nach Gaisenhausen wanderte einsam ein Handwerksbursche, über seinem Felleisen eine Trompete aufgeschnallt. Schon rollte von ferne der Donner gegen das stille Dorf, in dem keine lebende Seele, kein Lichtlein mehr sichtbar war, als der nächtliche Wanderer durch die Straße schritt, dem Duschelbräu zu. Der Kettenhund schlug an, doch kannte er alsbald die Stimme, die ihn beruhigte. Der Tiras und der Christian waren allzeit gut Freund gewesen.

Blitze zuckten und Donner rollten, und zwischenhinein blies der Christian die Melodie: „Wenn's Mailüfterl weht“ — mit jenem schönen Verse:

Die Rosen tun blüh'n
So frisch alle Jahr',
Doch d'Lieb, die blüht nur einmal,
Und nachher ist's gar.

Da öffnete sich das Fensterchen der Johanna und schluchzend flüsterte eine Stimme: „B'hüt' Di Gott, Christian!“ „B'hüt' Di Gott, Johanna!“ rief wild und laut der Christian, und fort ging's durch die Nacht hin, Erding zu. —

Es war ein Septembertag des Jahres 1881, da der Christian mir zu Hasle im Kreuz in einem Zimmer des dritten Stockwerks sein Leben und seine Liebe zur Johanna erzählte. Mild schien die Sonne in das Zimmer, in dem wir beide saßen, und mild und verklärt strahlte das Gesicht des Alten, aber nicht von dem Sonnenschein, sondern vom An-

denken an die Johanna. „Ich möcht' noch einmal jung werden und mit der Johanna nur noch einmal den Weg gehen von Landshut nach Gaisenhausen", sprach er elegisch, und zwei große Tränen glänzten in seinen alten Augen — und bald auch in den meinigen. —

Der Christian wanderte unter strömendem Regen in der Gewitternacht weiter, bis er am Morgen in Erding vor der Türe des Vetters Färber stand. Diesem eröffnet er, er sei gekommen, Abschied zu nehmen vor seiner Abreise nach Wien. Der Färber belobigt seinen Wandertrieb nach der Kaiserstadt und gibt ihm Weisung, dort den Färbermeister Blumauer aufzusuchen; der sei ihm von gemeinsamen Wanderungen in Italien her noch hundert Gulden schuldig. Der Christian möge sie erheben und auf der Heimreise ihm bringen. Der brave Bursche versprach's und zog andern Tages von dannen, der Donau zu, um in Passau zu Schiff zu gehen.

Als er, hier angekommen, in der Stadt umherwanderte, rief ihm plötzlich jemand aus dem niedern Fenster eines Wollenwebers zu: „Christian, Christian!" Es war der Stricker Schmieder von Hasle, mein in der „Jugendzeit" verherrlichter späterer Nachbar, Christians Schulkamerad, der seit Jahr und Tag in Passau in Arbeit stand.

Ich erinnere mich noch lebhaft, daß das kleine Männlein mir, dem Knaben, in seiner Stube die Tafel zeigte, auf der, in Wasserfarben gemalt, Passau dargestellt war, und wie ich die schöne Stadt bewunderte. Mit Stolz erklärte er dann das Bild und erzählte, wie er dort als Geselle gearbeitet habe. Er hatte daneben noch ein Bild hängen, das er ebenfalls aus der Fremde mitgebracht, „das kaiserliche Lustschloß Schönbrunn bei Wien". Dies kaufte ihm später mein Vater ab, und ich schaute manches Jahr staunend an dem Schloß hinauf. Es hing über unserm Eßtisch.

Der Christian bearbeitete das Strickerlein, mit ihm nach Wien zu fahren. Es schlug ein, und auf einem Floß ging's

donauabwärts. Mit den Flößern und den Holzschiffern fuhren früher und fahren zum Teil jetzt noch die Handwerksburschen der Kaiserstadt zu. Sie halfen den Schiffern bei der Arbeit und hatten dafür freie Fahrt und Verköstigung. Unser Christian verdiente sich das alles ohne Arbeit; er blies den Fährleuten auf der Trompete und mit der Klarinette und bekam zum Essen noch manchen Trunk.

In Linz verließen die zwei Haslacher das Floß. Der geniale Christian hatte gemerkt, daß an den Ufern hin überall Burgen und Klöster stehen, und die wollte er alle besucht haben. Darum zogen sie bald rechts, bald links am Flusse hin. Auf jeder Burgruine schrieben sie ihre Namen in die alten Steine, und an mancher Klosterpforte blies der Christian ein frommes Weihnachtslied, das kleine Strickerlein sang dazu — und reichlicher Trunk erquickte ihre Kehlen. —

Ich bin 1886 zum zweitenmal die Donau hinuntergefahren und habe dabei lebhaft an die zwei Handwerksburschen gedacht. Mit Dampfeseile fährt man heute an allen den lieblichen Burgen vorüber, möglichst schnell dem Ziele, der Kaiserstadt, zu, während jene zwei Haslacher erst ihre Volkspoesie befriedigten, bevor sie in Wien einrückten. Fürwahr, vor 60 Jahren steckte in zwei Handwerksburschen noch mehr Poesie als heute in einem ganzen Dampfschiff voll von Passagieren erster Klasse!

In Wien glückte es beiden, Arbeit zu bekommen. Ein Wolfacher fungierte in einer großen Brauerei als Braumeister, und der nahm den Kinzigtäler Landsmann Christian in Dienst.

Feierlich hatten beide aber auch einen Nagel geschlagen in den „Stock im Eisen" am Graben, jenem alten Wahrzeichen Wiens und der Handwerksburschen, und jeden Sonntagnachmittag gaben sie sich Rendezvous auf dem Stefansplatz.

Der Christian hatte aber in der Regel kein Geld. Er war eben nur als „vazierender" Bursche aufgenommen wor-

den, als Anwärter, bis eine Stelle vakant würde. Er musizierte den in Sold stehenden Kollegen am Abend, und dafür ließen sie ihm bisweilen ein „Trinkgeld" zukommen. Aber das reichte nicht für den lustigen Haslacher, um seinen Drang nach Kunststudien zu befriedigen. Im Prater und in der Stadt, wo musiziert oder Theater gespielt wurde, überall wollte eben der Christian sehen, hören und lernen. Da mußte das Strickerlein seinen Wochenlohn auf dem Altare der Landsmannschaft opfern. Und er tat es, bis der Christian bezahlter Braubursche wurde und eigen Geld verdiente.

3.

So verging den beiden Jahr und Tag in der schönen Kaiserstadt. Da überkam sie die Wanderlust wieder, aber das Ziel war bei jedem ein anderes. Der ideal angelegte Christian hatte von der Befreiung Griechenlands gehört, und er wäre gern dorthin gezogen, um gegen die Türken zu kämpfen oder anderen zum Kampfe die Trompete zu blasen. Der Stricker wollte von Krieg und Revolution mit der Waffe in der Hand nichts wissen, da seine kleine Statur ihn bloß zum Maulhelden qualifizierte und solche in Griechenland überflüssig waren. Er zog deshalb Böhmen zu und fand Arbeit in Prag. Der Christian nahm die entgegengesetzte Richtung und wanderte über Wiener-Neustadt, Graz, Laibach der Hafenstadt Triest zu, um von dort nach Athen zu kommen.

Ehe er Wien verließ, besuchte er den Färber Blumauer, um die Schuld seines Vetters einzutreiben und Reisegeld nach Griechenland zu bekommen. Er hätte sich in seinem Freiheitsgefühl kein Gewissen daraus gemacht, des Vetters Geld seinem Drang nach Abenteuern und der Befreiung Griechenlands zu opfern und den Färber in Erding mit der Heimzahlung „ad calendas graecas", d. i. auf den „Nimmerlestag", zu vertrösten.

Der Färber Blumauer in Wien war ein ehrlicher Mann. Geld hatte er zwar keines, aber er wollte seine Schuld abzahlen, so gut er konnte, und bot dem Bevollmächtigten als erste Abschlagszahlung einen Ballen gefärbten Zeuges und einige Dutzend Taschentücher an. Unser Christian akzeptierte, lud den Ballen auf seinen Tornister, hing Klarinette und Trompete rechts und links an demselben herunter und wanderte wohlgemut durch Steiermark und Kärnten Triest zu.

Lustig blies er durch alle Gebirgsdörfer bis hinab zur Adria. In Triest nahm er Herberge in dem „Wirtshaus zu den drei Hähnen". Da die Inschrift am Wirtshausschild aber italienisch war, erkannte unser Christian bloß die drei Hähne, fixierte sie, merkte sich das Wort „Albergo" (Wirtshaus) und ging ans Meer hinab, das er am Abend seiner Ankunft noch schauen wollte. Das große Wasser und die vielen Schiffe hielten ihn in Atem, bis die Nacht über den Ozean herabgesunken war. Aber jetzt fand der Christian seine Herberge nicht mehr, auch traf er zufällig keinen Menschen, der ihm deutsch geantwortet hätte.

Als das Fragen vergeblich war, wußte der schlaue Trompeter Rat. Er trat in einen Laden, nannte das Wort „Albergo" und fing sofort an, dreimal „Gigerigi" zu schreien. Die Leute verstanden ihn, lachten herzlich über den klugen Fremdling, regalierten ihn mit Wein und Biskuit und führten ihn in die ganz nahe Herberge.

Vergeblich suchte unser Christian einige Tage lang in Triest auf ein Schiff zu kommen nach Griechenland. Da er völlig mittellos war, wurde ihm überall abgewunken, und für diesmal mußte er seine Sehnsucht nach einer Meerfahrt unbefriedigt lassen.

Jetzt beschloß er, seinem Vetter Färber zuerst den Kattun und die Taschentücher zu bringen und dann heimzukehren. Vor Triest traf er einen steierischen Bauer, der in der Stadt zwei Maulesel gekauft hatte und mit ihnen seiner Heimat zuzog, in die Gegend von Judenburg. Dieser ließ den

jungen Handwerksburschen, der ihm dafür mit Singen und Musizieren die Zeit wohl vertrieb, eines der zwei Tiere besteigen, und so ritt der Christian auf einem Maulesel flott durchs steierische Land. Als Zehrgeld, soweit die Trompete oder die Klarinette nicht dafür aufkamen, mußten die Taschentücher des Färbers Blumauer herhalten.

Mit dem steierischen Bauer hielt er nach manchem Tagesritt Einkehr auf dessen Hof, machte dessen Weib und Kindern noch einige Tage Musik, schenkte ihnen zum Abschied Taschentücher und zog über die Berge weiter nach Salzburg. Hier war unser Christian an der bayerischen Grenze und mit seinem Kattunballen in arger Verlegenheit. Er sollte ihn verzollen, hatte aber kein Geld und verlegte sich deshalb wohl oder übel auf den Schmuggel.

In Salzburg auf der Herberge hatte er einen „Landsmann" getroffen, einen Drechsler aus dem unweit von Hasle gelegenen Städtchen Oberkirch, der mit ihm die Heimreise antreten wollte. Beide überschritten in dunkler Nacht an unwegsamer Stelle das Grenzflüßchen zwischen Bayern und Österreich. Es glückte. Kein Zollwächter ließ sich vernehmen. Bei einem einsamen Bauerngehöfte ward Halt gemacht und Nachtquartier gesucht auf dem Heuboden des Hauses. Kaum hatten sie diesen aber erstiegen, als der Boden durchbrach und beide mit Sack und Pack in die Tiefe stürzten. Sie fielen in des Bauern Scheune und auf einen Wagen mit Heu, das ihr Lebensretter ward. Der Fall war aber immerhin so schwer, daß sie blutend und bewußtlos liegen blieben.

Aus ihrer Ohnmacht weckte sie am frühen Morgen die Heugabel des Bauern, der bei seiner ersten Tagesarbeit, der Fütterung, zwei Handwerksburschen auf dem neuen Heu traf, sie wegen des Kattunballens alsbald für Diebe und Schmuggler hielt und mit der Gabel zu bearbeiten anfing. Erst drohte der ergrimmte Bayer, die zwei Wehrlosen zu erschlagen, besann sich aber eines Bessern und holte einen

„Mautner" (Grenzwächter), damit er die Strolche in Empfang nehme.

Der Mann kam und forderte zunächst den beiden Halbtoten ihre Wanderbücher ab. Er las, und alsbald reichte er dem schwachen Christian die Hand und sprach: „Grüß di Gott, Landsmann, i bin au von Hasle."

Der Mautner war des Niederhofers Xaveri und ein richtiger Haslacher, der als fürstenbergischer Soldat zu den Kaiserlichen gekommen war und nach langen Kriegsdiensten einen Friedensposten bei den Bayern gefunden hatte. Vertrauensvoll erzählte der Christian ihm alles, und der Xaveri glaubte ihm alles. Der Bauer aber behielt die zwei verunglückten Schmuggler auf des Mautners Rechnung und Gefahr im Hause, bis sie sich völlig erholt hatten. Jede freie Stunde bringt der Niederhofer beim Christian zu, der ihm von Hasle und den Haslachern erzählen mußte, wofür der Xaveri dem jungen Trompeter von seinen Kriegstaten berichtete.

Nach zwei Tagen verließen die beiden Gesellen frisch und munter den verhängnisvollen Bauernhof, und der Niederhofer-Xaveri gab den Schmugglern das Geleit eine Strecke Wegs ins Land hinein. Rastlos wanderten sie weiter, bis sie in Erding standen im Hause des Färbers, der nicht wenig staunte über die Ehrlichkeit seines Kollegen Blumauer und die Treue Christians, welcher den Kattunballen über Berg und Tal, von Meer zu Land getragen hatte bis nach Erding. Gerne verzieh er dem Neffen, daß dieser die Taschentücher unterwegs „verzehrt" hatte, was der Christian ehrlich bekannte.

Der Vetter erzählte ihm aber auch, daß die Johanna in Gaisenhausen längst verheiratet sei, weshalb der Christian und sein Kollege ohne Aufenthalt gen Landshut zogen. Hier trafen sie auf einen wandernden Schustergesellen, der Jahr und Tag in Hasle beim „Wachtlerhans" gearbeitet hatte und eben aus dem Kinzigtal heraufgewandert kam.

Der brachte dem Christian die schlimme Kunde, daß sie seinen Vater vor kurzem begraben hätten.

Die Sehnsucht nach dem Vater allein hatte ihn bewogen, heimzukehren. Er hätte gern dem „Alten" erzählt von den großen Brauereien in Wien, von seinen Fahrten und Wanderungen von Brauhaus zu Brauhaus in Bayern und Österreich. Jetzt ward ihm auf einmal die Heimkehr verleidet. Er hatte seit dem Tage, da er so schmählich die Heimat verlassen mußte, nie mehr etwas von sich hören lassen. Nur der eine oder andere Handwerksbursche war indes heimgekehrt und hatte erzählt, er habe den Christian in der Fremde getroffen.

In früheren Zeiten, wo noch nicht in jedem Bürger- und Bauernhaus eine Zeitung lag, waren die Handwerksburschen die Träger der Tagesgeschichte und die Spezialreporter für ihre Kollegen an Vater und Mutter. Ich erinnere mich noch wohl, daß mein Vater Handwerksburschen einen Trunk gab, weil sie so vortrefflich zu erzählen wußten.

Der Bericht des Schuhmachergesellen brachte beim Christian alsbald den Entschluß hervor, wieder umzukehren und von neuem durch die weite Welt zu wandern. Durch Böhmen wollte er abermals nach Wien vordringen. In Prag stand er auf dem Hradschin, küßte auf der Moldaubrücke dem heiligen Nepomuk die Füße, suchte vergeblich Arbeit und rückte nach langer Wanderung wieder in die Kaiserstadt ein, wo der Wolfacher ihn zum zweitenmal aufnahm; diesmal mit sofortigem Lohn, den aber unser Christian an Sonntagen regelmäßig für Musik und Theater ausgab, dafür aber in diesen zwei Dingen in erhöhtem Maße sich ausbildete.

Da brachte eines Tages dem Christian ein Haslacher Handwerksbursche, Merlet, die Kunde, auch seine Mutter sei gestorben, das Erbe geteilt und ihm sechshundert Gulden zugeschrieben. Jetzt trieb der Mammon ihn heim, aber auf Umwegen; denn er wollte Berlin noch sehen und den

deutschen Norden. Abermals ging's durch Böhmen Sachsen zu. In dem böhmischen Städtchen Ellbogen traf er den Stricker Schmieder wieder, der seit Jahr und Tag in Böhmen gearbeitet hatte und jetzt auf direktestem Wege dem Kinzigtal zuzog und deshalb dem Christian nicht folgte nach dem Norden. Das Strickerlein hatte genug gewandert; es wollte heim und sich „setzen" und mein Nachbar werden und meine Knabenzeit vergolden helfen. —

In Leipzig ging unserm Christian das Geld aus. Trompete und Klarinette hatten ihm bisher manch Stück Brot, manchen Trunk und manch Quartier verschafft, aber in Leipzig war Not an Mann. Doch in jener guten alten Zeit gab's viele Handwerksburschen auf der Wanderschaft, die Geld im Beutel trugen und ihren Kollegen aushalfen, weshalb selten ein halbwegs anständiger Bursche zum Fechten griff. Heutzutage fechten alle, jung und alt, die Stromer in Lumpen, wie jene, die in moderner Art ihre Habseligkeiten in eleganter Reisetasche dahintragen. Das Ehrgefühl fehlt. Ich habe diese Beobachtung viele Jahre lang als Landpfarrer gemacht.

Gefochten hat der Christian nur in schwerer Not. In Leipzig war's aber auch in der Not gefährlich. Da trifft er einen Landsmann, einen Schlosser Morstadt aus Lahr; der pumpt ihm fünf Gulden auf Wiederersatz in der schönen Heimat. Aber schon in Wittenberg gerät unser Trompeter wieder ins Gedränge. Er fechtet, wird ertappt und dem Polizeigewaltigen der Stadt vorgeführt. Im Hausgang muß er warten, da sein Richter noch abwesend ist. Eine Tochter desselben sieht den jungen, schönen Christian in der Flur stehen, erbarmt sich seiner und läßt ihn in ihrem Zimmer sich niedersetzen. Sie selbst läßt sich am Klavier nieder und spielt. Da bittet der Christian, sie mit seiner Klarinette begleiten zu dürfen, die er draußen auf seinem Felleisen liegen hat. Es wird gerne gewährt, und bald ist das Mädchen entzückt über die virtuosenmäßige Begleitung.

Der Vater kommt, die Tochter spricht für den Musikanten, er erhält Pardon und von dem Mädchen noch einen schönen Zehrpfennig auf die Reise, die jetzt nach Berlin geht.

Er betrachtet sich Berlin, eine Stadt, in welcher in jenen Tagen selten süddeutsche Handwerksburschen aus- und eingingen. Ich kannte außer dem Christian nur einen alten Haslacher, der in Berlin gewesen war, den Gerber Aiple. Der schwärmte für Norddeutschland und stritt oft in den Wirtshäusern mit den vielen „Wienern" zugunsten Berlins. Aber der Gerber Aiple war eben kein echter, geborener Haslacher, sondern aus Schramberg im oberen Kinzigtal, ein richtiger, praktischer Württemberger. Einem eingeborenen Haslacher paßt das österreichische, gemütlich-leichtsinnige Wesen mit seinem „Alleweil füdöll" viel besser als das berechnende, praktische Preußentum. Das erstere ist eben auch der Grundton in der Herzensstimmung des Haslachers.

In Berlin war reiches Zunftgeschenk dem Christian zustatten gekommen, aber vor Berlin draußen kam die Not bald wieder über ihn. Hungrig wanderte er über Potsdam gen Halberstadt. Seit manchem Morgen hatte er keinen Ton geblasen, sondern war trübselig seines Weges fürbaß geschritten. Da begegnen ihm in der Nähe von Halberstadt Berliner Studenten, die eine Fahrt auf den Brocken machen wollten. Sie ersuchten den Handwerksburschen, auf dessen Tornister sie seine Musikinstrumente gesehen, ihnen eins zu blasen, und alsbald hatte er ihre Herzen gewonnen. Sie nahmen ihn mit auf ihrer Fahrt als Musikanten und Gepäckträger, und ein paar lustige, feuchte Tage waren Christians Lohn. Ja zwei der Studenten, die vom Harzgebirge herab nach ihrer Heimat Braunschweig weiterzogen, dingten ihn in obiger Eigenschaft bis dahin.

So kam er in heiterster Gesellschaft auch nach Braunschweig und von da, von den Studenten mit Geld wohl versehen, über Kassel nach Frankfurt. Hier passierte dem Christian das größte Unglück auf seiner ganzen Wanderung in öster-

reichischen und deutschen Landen. In der Herberge schlief er mit andern Zunftgenossen in der gleichen Stube. Einer der Mitschläfer war früher aufgewacht als die andern, hatte das Felleisen Christians samt Trompete und Klarinette annektiert und sich damit aus dem Staube gemacht. Am schmerzlichsten war dem Christian der Verlust seiner Instrumente, die auf allen Wegen ihn bisher begleitet und auf denen er einst beim „Lichterläufer“ zu Haslach das Blasen gelernt hatte.

Vergebens machte er polizeiliche Anzeige, das Felleisen samt dem, was drin, drum und dran gewesen, war und blieb fort. Frankfurter Bürger sammelten in der Herberge für ihn und schenkten dem Bestohlenen sieben Gulden.

Ohne Felleisen heimzukommen war die größte Schmach für einen jungen Handwerker der alten Zeit. Darum beschloß der Christian auch, keine Stunde eher in Hasle einzumarschieren, als bis er sich wieder ein Felleisen nebst Trompete und Klarinette verdient hätte. Überall bat er auf dem Weitermarsch um Arbeit. Vergeblich. So kam er nach Rastatt und suchte die Haslacher Soldaten auf.

Daß die Handwerksburschen auf der Heimkehr im Vorbeigehen die Garnisonen der Soldaten aufsuchten, um ihnen einen Trunk zu bezahlen, war früher allgemein Sitte. Ich erinnere mich noch aus meiner Rastatter Studienzeit, daß der „Walzensepp“, ein Schmied, bei seiner Rückkehr aus Wien in der Festung ausstieg, die Soldaten und mich aufsuchte, von seiner Fremde erzählte und Bier dazu bezahlte. Jeder halbwegs ordentliche Handwerker brachte in jenen Tagen noch mehr Geld heim, als er mit fortnahm. Jetzt ist es umgekehrt.

Der Christian machte eine Ausnahme. Er kam ohne Geld und ohne Felleisen, darum nahmen die Soldaten sich seiner an und regalierten ihn, den lustigen Christian, den sie so manches Jahr nicht gesehen. Der eben vom Militär abgegangene Schuhmacher Braun, mein späterer Rastatter

„Philister“, nahm den Landsmann Christian in sein Haus auf und schenkte ihm zum Abschied die Klarinette, mit der er selbst vor wenig Jahren noch ein Mitschüler Christians beim Lichterläufer gewesen war.

Aber Arbeit konnten sie ihm keine verschaffen. So zog er am Rhein hinauf, um einen letzten Versuch in Straßburg zu wagen und, wenn der mißlingen sollte, abermals, ohne in der nahen Heimat sich blicken zu lassen, nach Bayern und Österreich zu wandern.

Es glückte. In Straßburg gab's Arbeit, guten Lohn und Gelegenheit, etwas dem Christian sehr Wichtiges zu erforschen. Je näher nämlich die Zeit kam, da er ins Städtle zurückkehren wollte, um so lebhafter erwachte in ihm die Erinnerung an den schmachvollen Abschied, den die Weiber ihm bereitet. Er wollte sich vergewissern, ob seine Schande unter den Haslachern vernarbt wäre und er heimkommen könnte, ohne ausgelacht zu werden. Und dazu hatte Christian in Straßburg reichlich Gelegenheit, denn dahin kamen und gingen fast täglich Boten aus dem Kinzigtal.

In meiner Knabenzeit galt in Hasle die Stadt Straßburg als ein zweites Paris. Wer dort gewesen, hatte eine Reise getan, obwohl es nur zehn Stunden entfernt lag. Die alten Leute hörte ich gar oft von diesem Straßburg und seinen Herrlichkeiten reden, so daß es mir als eine wahre Weltstadt vorkam.

Wenn eine Braut oder eine bessere Frau ein seidenes Kleid brauchte, ward es nur in Straßburg bestellt. Alle Delikatessen kamen von da, Blumenkohl, Kapaunen, Austern 2c. Die letzteren aß der Advokat Benz im Kreuz, die leeren Schalen sammelten wir Buben am Küchenstein und stritten uns blutig darum. —

Von den Boten aus der Heimat erfuhr der Christian, daß die Weiberschlacht längst vom Tagesgespräch verschwunden sei, und wenn die Leute am Abend bei den „Lichtgängen“ auch bisweilen davon redeten, vom Christian sei nie oder

nur in edler Art die Rede. Dagegen vergehe kein Tanz und keine Fastnacht, wo nicht mit Sehnsucht seiner gedacht werde. Die Mädchen seufzten, es käme kein Tänzer mehr wie der Christian, und die Burschen, es gäbe keine fidelen Fastnachtstage mehr, seitdem er fort sei.

Da der Christian von den verschiedenen Boten und Bötinnen immer das gleiche hörte, glaubte er es schließlich und rüstete sich zur definitiven Heimkehr.

„Noble Kleider“, ein Felleisen, eine nagelneue Trompete und ebensolche Klarinette waren bereits durch längeres Zusammensparen des Lohnes verdient und angeschafft, und mit Ehren konnte Christian daheim einrücken.

Nahezu acht Jahre hatte er sich in der Welt herumgeschlagen, ehe er das Städtchen wieder betrat und sich bei seiner verheirateten Schwester, der Kanonenwirtin, eines Abends einstellte. Wie ein Lauffeuer ging's am andern Morgen durch die Bürgerschaft von Hasle: „Der Christian ist wieder da aus der Fremde!“ Seine Kameraden, zum großen Teil schon angehende Bürger und Meister, eilten der Kanone zu, um den Christian zu sehen und zu hören.

Er war ein stattlicher Mann geworden, trug einen eleganten Schnurrbart, redete fein „wienerisch“ und wußte zu erzählen, was seit langem kein Haslacher in der Fremde erlebt hatte. Da er viele seiner Jugendgenossen als Meister fand und auch das Stricklerlein, sein einstiger Reisegefährte, sich schon in den Ehe- und Meisterstand begeben hatte, so beschloß auch unser Christian, sich bürgerlich „niederzulassen“.

Eben war das untere Tor und die alte Festungsmauer des Städtchens niedergelegt worden. Allenthalben ging man daran, die Festungsgräben aufzufüllen und Gärten daraus zu machen oder Häuschen darauf zu bauen.

Der Christian erwarb auch ein Stück des Wallgrabens vor dem untern Tor und errichtete eine höchst originelle Bierwirtschaft. Er nahm sich nicht lange Zeit, den Graben auf-

zufüllen, sondern schlug große Pfähle in denselben und stellte auf diese einen regelrechten Pfahlbau als Wirtsstube, die schon ihrer eigenen Art wegen die Gäste anzog.

Das Bier sott der Christian im Graben selbst in einem primitiv eingemauerten Kessel. Es war darnach, aber Bürger und Bauern tranken es der interessanten „Zigeunerbrauerei" des Christian zulieb.

Im folgenden Jahre füllte dieser den Graben auf und erbaute ein Haus. Das geschah durch den Murer-Toni zu einer Zeit, da ich noch nicht auf Erden weilte, anno 1834, welches Jahr so guten Wein erzeugte, daß niemand Bier trinken wollte.

Der Christian eröffnete noch im gleichen Jahre, spät im Herbst, seinen „Bayerischen Hof"; aber die Haslacher saßen Tag und Nacht beim Vierunddreißiger und die Bierwirte allein in ihren Stuben. Unser Christian mochte nach Wiener oder Münchner Art brauen, den Haslachern war eben der Vierunddreißiger immer noch lieber als sein Bier. Nur an Sonntagen kamen einige seiner Jugendfreunde und tranken ihm und seiner lustigen Art zulieb einige Maß Bier und ebenso am blauen Montag einige Maurergesellen. An Markttagen, da sein Haus unmittelbar am Viehmarkt stand, trompetete er auch Bauern, Juden und Judengenossen an sein Bierfaß. Aber das war kein Geschäft, wie der Christian es sich geträumt hatte.

Die schöne Kegelbahn, die er gebaut, war noch nicht populär. Er hatte eine neumodische, geradlinige angelegt, und die Haslacher waren noch die alten, krummen Kegelbahnen unter den Eichen auf dem „Grün", von der Stadtgemeinde errichtet, gewohnt. Da mußte man zuerst an die Wand werfen, damit die Kugel eine Kurve machte, um an die Kegel heranzukommen.

Mein Vater erzählte oft von diesen Kegelbahnen, auf denen an Sonntagnachmittagen die Jugend um Geld kegelte, ohne einen Tropfen zu trinken.

Der Christian war in diesen Tagen noch Junggeselle. Seinen Haushalt führte des Stadtmüllers „Gärde" (Luitgard), eine alte, ehrsame Jungfrau, die in meiner Knabenzeit noch bedächtig durch die Straßen ging, ein weißes Häubchen auf ihrem weißen Haar und eine scharfe Adlernase zwischen kleinen, dunkeln Augen. Die Gärde sah wohl ein, daß der Christian so nicht prosperieren könne, und gab ihm den Rat, die Kegelbahn in einen Hühnerhof zu verwandeln und die Eier auf den Markt zu bringen. Sie seien immer teuer, und die Bäuerinnen bekämen ja durchschnittlich für das Dutzend „zwei Batzen".

Das leuchtete dem Sanguiniker Christian ein, der, von jeher ein Freund des Federviehs, sich goldene Berge träumte von einer großen Brut- und Legeanstalt. Zugleich wollte er auch den Haslachern einen „Spuk" spielen, da es eine Schande wäre für sie, daß er eine neumodische Kegelbahn in einen Hennenhof verwandeln müsse, weil die aufgeklärten Haslacher keinen Sinn dafür hätten.

Kaum war der Hennenhof fertig, so schlugen die Eier ab, und während den Nationalökonomen im „Bayerischen Hof" ein Ei auf einen halben Batzen zu stehen kam, verkauften jetzt die Bäuerinnen acht Stück für einen Batzen. Zudem konnte niemand mehr ruhig einen Schoppen trinken beim Christian vor lauter Hahnenschrei und Hühnergackern.

Jetzt wurde die „Gärde" entlassen und die Hennen wieder abgeschafft. Der einzige Profit, den der Christian dabei gemacht hatte, war der, daß ihm vom ersten Tage, da der Hennenhof eröffnet worden war, bis zum letzten seines Lebens der Spitzname geblieben ist — „der Henne-Christe".

Unverzagt wagte dieser einen letzten Versuch, in der Heimat aufzukommen. Er dachte ans Heiraten und mußte daran denken; denn an manchen Sonntagen waren seine einzigen Gäste die Gläubiger, die sein Haus gebaut: der Murer-Toni, der Holzer-Peter, der Schlosser Sahl, der

Schreiner Hauschel, der Glaser-Hans u. a. und pochten mit Worten und Blicken an das Herz des geldarmen Christian.

Ein schöner Mann — und das war der Henne-Christe in hohem Maße — der Geld braucht, wirft seinen Blick in der Regel auf unschöne Jungfrauen, die mit Geld behaftet sind. Und die häßlichen „Schönen" vermöglicher Eltern suchen schöne Männer. So kam es, daß unser Christian um des Weißgerbers „Stas" (Anastasia) freite und sie richtig erhielt.

Der alte Weißgerber Haberstroh drunten am Stadtbach, ein kleiner, herb und ernst in die Welt schauender Mann, wollte zwar den lustigen Christian nicht, umsomehr wollte ihn aber die Stas. Die legte ihren Stolz darein, den schönsten Mann im Städtle zu haben, und sie bekam ihn; denn schließlich geben bei fortgesetzten Weiberangriffen alle Männer nach und darum auch der alte Weißgerber.

So bekam „der Fink Samen", und der Christian konnte, nachdem er im Sommer 1836 die Stas an den Altar geführt hatte, nicht nur die obengenannten Gläubiger befriedigen, sondern auch einen Wald ankaufen. Schon längst hätte er gern ein Stück Wald sein eigen genannt, drüben am „Helgenberg", der so lieblich grün auf den „Bayerischen Hof" herabblickte. Hierher zog er sich fortan, so oft er konnte, von des Tages Mühen zurück, nahm seine Trompete, schaute in Berg und Tal hinein und blies seine Melodien oder lauschte den Vögeln ihre Weisen ab.

Die Kegelbahn ward wieder restauriert und außerhalb des Städtchens noch ein weiteres Etablissement errichtet, eine poetische Sommerwirtschaft. Droben an der Landstraße gegen Hausach, wo der Urwald mit seinen Granitfelsen scharf gegen die Kinzig vorlangt und Wald und Wasser sich fast begegnen, dort, wo einst zur fränkischen Zeit die Herren von Schwiggenstein saßen, bohrte der Christian in die Felsen einen Keller und baute darüber, unter den herrlichsten Weißtannen, eine Restauration zum „lustigen Trompeter".

Zur Sommerszeit, wenn die Frachtfuhrleute durstig talauf und talab zogen, saß der Christian mit der Trompete auf seinem Felsenkeller und blies sie herein zu seinem drei Tage alten „Wiener Bier" und an Sonntagen die Bauern von Eschach und Fischerbach über die Kinzig herüber zum kühlenden Trunk.

Am Helgenberg und am Urwald vergingen ihm seine schönsten Stunden; denn daheim bei der Stas war wenig Poesie.

Schiller hat behauptet, wenn Strenges mit Zartem und Starkes mit Mildem sich paare, gäbe es einen guten Klang. Es mag das vielfach zutreffen. Aber so viel ist auch gewiß, daß ein lustiger, heiterer Mann und eine mürrische, trübselige Frau nicht zusammenpassen. Und so war's mit dem Christian und der Stas. Sie war eine mürrische, finstere Person und er ein echter, lustiger Haslacher. Wenn er nun seinen Gästen allerlei Schwänke vortrug und Possen machte, wurde sie „wild", schalt ihn einen „Bajazel" und „Komödianten" und erzürnte ihn und die Gäste.

Wenn der Christian aber zornig war über sein Weib, so nahm er seine Trompete, ging hinüber in den nahen Helgenberg in seinen Wald, setzte sich unter einen Tannenbaum und blies den Sturm seiner Seele hinaus, zuerst schmetternd und dann immer weicher und melodischer. Drunten aber im Tal, im „Bayerischen Hof", klang es wider, selbst im Herzen der mürrischen Stas. Sie wurde weich, und wenn der Christian nach einigen Stunden heimkam, war wieder gut Wetter im Land, bis er abermals „Dummheiten" machte, und die ließ er nicht und konnte sie nicht lassen, denn es war seine zweite Natur.

In der Fastnachtszeit, ja schon Monate vorher, ging die Wirtschaft des Christian allein gut, weil er der Pläsiermacher fürs ganze Städtle war und die gleiche Rolle spielte wie in meiner Knabenzeit der Kanonenwirt Thoma.

Viele Wochen vor dem „schmutzigen Donnerstag", dem

Eingang zur eigentlichen Narrenzeit, versammelten sich allabendlich die jungen und alten Narren beim Christian. Er hatte in Wien und in anderen Städten den Karneval mitgemacht, das Jahr über alle lustigen Orte daselbst aufgesucht — und wußte nun eine Menge neuer Dinge zu arrangieren.

Er brachte die Haslacher zuerst auf den Gedanken, an Fastnacht nicht nur Mummereien und Kinderspiel zu treiben, sondern historische Schaustücke aufzuführen. So wurden Wilhelm Tell, Andreas Hofer, die Erstürmung Heidelbergs durch Melac von ihm in Szene gesetzt und die Hauptfiguren von ihm selbst dargestellt.

Es begann Ende der dreißiger und anfangs der vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts eine Glanzperiode für die Haslacher Fastnachtszeit; sie dauerte bis in die sechziger Jahre hinein und scheint in neuester Zeit wieder aufzuleben, wenigstens gaben die Haslacher an Fastnacht 1896 die Schlacht im Teutoburger Wald und im 20. Jahrhundert „den Leutnant von Hasle". —

In jenen Tagen der Glanzperiode im Fastnachtsleben von Hasle sehe ich als Knabe von sechs bis sieben Jahren den Christian zum erstenmal in meiner Erinnerung aufleuchten und kann mir ihn noch ganz lebhaft vorstellen.

Aber als die drei Fastnachtstage des Jahres 1845 vorüber waren und der Aschermittwoch kam, war auch der Henne-Christe, der am Fastnachtsdienstag noch den Andreas Hofer meistermäßig gespielt hatte, verschwunden. Zu Tränen waren die alten Haslacher Weiber gerührt gewesen, als ihn die französischen Soldaten vor das Rathaus zum Tode geführt hatten und der Christian-Hofer ausrief: „Adieu, mein Land Tyrol!" Sie hatten aber nicht geahnt, daß das sein Abschiedsgruß an die Heimat gewesen war, der ihm gerade deshalb so von Herzen ging.

Am Aschermittwoch pflegten in jenen Jahren die Haslacher Bürger nachmittags über die Kinzig zu ziehen, wo in

der „Blume“ zu Schnellingen „Strüwle“ und Stockfische verzehrt wurden mit geschichtlichen Rückblicken auf die eben vergangene Zeit. Bei diesem Rendezvous von 1845 fehlte der Christian, und jetzt enthüllte sein einziger Vertrauter, der Strumpfwirker Schmieder, sein ehemaliger Reisegefährte, die heimliche Reise des Fastnachtskönigs. Staunen erfaßte alle, und der Hafner-Fidele, genannt der Morgenstern, wollte es gar nicht glauben, weil er „vor Tag“ noch den Christian in den Wald habe gehen sehen. Dieser aber hatte nur von seinem Wald Abschied genommen und war dann am Strickerwald hinunter gewandert, Straßburg und — Amerika zu.

Sein Koffer, in welchem die Trompete und die Klarinette lagen, hatte acht Tage früher schon nächtlicherweile den Weg nach Straßburg gemacht mit einem Botenfuhrwerk.

Der Strumpfwirker gab den in Schnellingen sitzenden Haslachern, die allerlei Vermutungen aufstellten über Christians Auswanderung, den Grund dafür richtig dahin an: „Das ganze Jahr und namentlich in der Fastnacht hat der Christian euch den Narren und den lustigen Bruder gemacht, aber ihr habt wenig Bier bei ihm getrunken. So ging sein Geschäft nicht, und darum mußte er fort.“

Es kommt unendlich viel darauf an, in welcher Zeit ein Mensch lebt und wirkt und sein Bier braut. Wäre unser Christian vierzig Jahre später von Wien gekommen und hätte in unserer Zeit, wo alles in Bier aufgeht, nach Wiener Art an der Kinzig gesotten, er wäre ein reicher Mann geworden. So aber trieb ihn in erster Linie das Weintrinken seiner Mitbürger und dann ihre gute, alte Gewohnheit, nicht jeden Tag ins Bierhaus zu gehen, von dannen.

Seine Frau, die Stas, war ganz damit einverstanden; das wenige Bier konnte sie kaufen und wieder verkaufen ohne den Christian, der ihr zudem bei seinem Unternehmungsgeist goldene Berge in Amerika vorzuzaubern wußte. Er würde, so gab er ihr weiter vor, sie gerne mitnehmen, aber die

zwei Mädchen, seine und ihre Kinder, seien noch zu klein. In Wirklichkeit aber war er recht froh, mit ihrer eigenen Zustimmung des mürrischen Weibes einstweilen los zu sein. Er dachte, wie er mir selbst erzählte, bis er aus Amerika zurückkäme, würde die Stas älter und gescheiter geworden sein. Der gute Christian wußte nicht, daß Frauen, welche in der Jugend schon mürrisch und griesgrämig sind, im Alter alles werden, nur keine Engel.

Was den Christian zunächst nach Amerika begleitete, war der Wahn, dort ein reicher Mann zu werden und dann nach Hasle zurückzukehren und da leben zu können, ohne daß die Haslacher sein Bier tränken. —

4.

Wenige Tage später, nachdem diese die Nachricht von Christians Flucht vernommen hatten, schwamm er bereits auf dem „großen Wasser" und blies seinen Zwischendeck-Mitpassagieren, meist Schwaben, die lustigsten Lieder aus der Heimat vor. Er war in kurzer Zeit auch hier wieder die Seele der Unterhaltung. So vergingen die langen Tage auf dem Segelschiff, bis dieses in Neuyork landete, seinen lebenden Inhalt ans Land spie und dem Schicksal überließ.

Unser Christian sah sich in erster Linie die Stadt an, ehe er an seine Zukunft in der neuen Welt dachte. Während er nun durch die Straßen wandert, stürzt auf einmal eine junge Frau auf ihn zu mit dem Rufe: „Ja, Alise, bist du auch in Amerika?!" Die Überraschung Christians war groß, die Aufklärung gab sich aber bald.

Mein alter Jugendfreund, der große Vogelfänger und Menageriebesitzer, der Barnum von Haslach, der „Alise", war, wie ich oben schon erwähnte, ein leiblicher Bruder unseres Trompeters und an Körperschönheit ihm sehr ähnlich. Der Alise hatte aber in seinen Wanderjahren einige Zeit in Bruchsal als Metzgerbursche gearbeitet, wo die Neuyorker

Dame, eine richtige Bruxheinerin, seine intime Freundin und Nachbarin gewesen war.

Als er ins Kinzigtal heimkehrte, war sie nach Amerika ausgewandert und hatte dort einen Schuhmacher geheiratet, den schönen Alise aber nicht vergessen, und als er in Gestalt Christians in der neuen Welt auftauchte, den letztern für ihn angesehen. Für den Christian war's ein Glück; denn die schmucke Schusterin und ihr Mann nahmen sich seiner an, bis er eine Stelle als Bierbrauer fand.

Jetzt war der Bayerisch-Hof-Wirt von Hasle wieder „Bierfax", wie einstens in Wien, mit etwas mehr Wochenlohn — aber ohne Prater und Musik am Sonntag. Und was nützt einem ordentlichen Haslacher das Geld, wenn er nicht wenigstens am Sonntag einen Teil davon verjubeln kann! Das altenglische Sonntagsgesetz war unserm Christian eine Pein. Unter der Woche hätte er gerne gearbeitet, aber Sonntags ohne Vergnügen und Wirtshaus leben, das ging gegen alle Haslacher Urregeln und gegen die „bessere Lebensart", die unser Christian an der blauen Donau kennen gelernt hatte.

An Sonntagnachmittagen saß er in der Familie der Freundin seines Bruders Alois, lamentierte über das langweilige Amerika und erzählte als Labung von den Sonntagsfreuden in Wien und von den Fastnachtsfreuden in Hasle.

So verging die Zeit unter Biermachen an Werktagen und Lamentieren an Sonntagen, bis im kommenden Jahre 1846 der Krieg der nordamerikanischen Freistaaten mit Mexiko losbrach. Die Werbetrommel ging durch die Lande, zwanzig Dollars Sold per Monat ward versprochen und eine Dotation bei längerer Dienstzeit.

Christian war, wie wir wissen, trotz seiner stattlichen Figur seinerzeit nicht Soldat geworden, weil er sich freigespielt hatte. Drum wollte er's jetzt werden; der Drang nach Kriegstaten und die Lust, die Welt zu sehen, trieben

ihn dazu. Er schickt, ohne seine Absicht, Soldat zu werden, zu verraten, die bis jetzt dank des Sonntagsgesetzes ersparten Dollars seinem Weib und seinen Kindern zum Abschied, falls er nicht wiederkäme, und dann taucht er auf dem Kriegsschiff „Nord-Karolina" als Trompeter auf, macht die Fahrt mit nach Mexiko und hilft die Hafenstadt Veracruz belagern und einnehmen.

Unter den mexikanischen Truppen, welche aus der eroberten Stadt freien Abzug hatten, fand der siegreiche Christian auch einen Bekannten und „Landsmann", den Schneider Stock von Niederschopfheim in der Ortenau. Ausgehungert, hatten die Mexikaner die Stadt übergeben müssen, und der Christian tat sich viel darauf zugut, die arme, landsmännische Schneiderseele mit Affenfleisch und anderen Delikatessen erfrischen zu können.

Der Schneider hatte vor zwanzig und mehr Jahren einmal beim „Bureschnider" in Hasle gearbeitet und bei Christians Vater in der Stadtwirtschaft bisweilen ein Glas Bier getrunken und den lustigen Sohn kennen gelernt. Das Schicksal hatte ihn in der alten und neuen Welt so elend herumgeschlagen, daß er schließlich froh war, noch die Nadel mit dem Gewehr vertauschen zu können.

Gerne wäre er bei Christians Korps eingesprungen; aber seine Dienstzeit war nicht um, und er mußte dem mexikanischen Trommler folgen, nachdem er seinen Hunger gestillt und mit dem Christian das „Wie kommst du hierher?" ausgetauscht hatte.

Unser Trompeter blieb mit der nordamerikanischen Besatzung Jahr und Tag in und um Veracruz. Häufige militärische Expeditionen, Jagden und Streifzüge aller Art brachten dem Christian reichlichen Ersatz für die sonstigen, einem süddeutschen Herzen lieben Bedürfnisse und Erholungen. Aber er dachte als ehrlicher Kerl auch an Weib und Kind und teilte redlich seinen Sold mit ihnen. Als er aber eines Tages in einem Briefe gestand, er sei Soldat und Trom-

peter in Mexiko, da kam eine Absage von der mürrischen Stas: „Sie wolle nichts mehr von ihm hören und auch kein Geld mehr von ihm sehen, wenn er es nicht weiter bringe als zum Trompeter.“

Kein Unglück schlug je den Christian ganz darnieder. Ehrlich diente er seine drei Kriegsjahre in Mexiko ab und erhielt am Schluß seiner militärischen Trompeterzeit eine Staatsdotation, bestehend in 160 Acres Land in Nebraska Territory.

Stets ein Freund der Natur, dachte er eben daran, sein Landgut anzutreten, um als Farmer sein Glück zu versuchen, als deutsche Kaufleute ihm in Veracruz die Nachricht brachten, daß in Baden die zweite Revolution, die von 1849, ausgebrochen, alles im Aufstand und die Republik proklamiert sei.

Jetzt stand unser Herkules am Scheideweg. Auf der einen Seite friedlicher Landbesitz mit Hühnern und Tauben, und auf der andern das badische Vaterland in Gefahr, als Republik im Kampfe mit den Preußen. Als echter Haslacher schwärmte unser Christian für republikanische Freiheit; er hatte eben einen Krieg siegreich mitgemacht und glaubte eine Rolle spielen zu können unter seinen Mitpatrioten. Es ward beschlossen abzureisen, einen Besuch in der Heimat zu machen, sich mit der Stas zu versöhnen, dem badischen Vaterland zur Freiheit zu verhelfen und dann Weib und Kind aus der kleinen Republik in die große mitzunehmen aufs Landgut nach Nebraska.

Er stellte sich lebhaft vor, daß die Haslacher jetzt in allen Wirtshäusern seufzen würden: „Wenn nur der Christian da wäre!“ und daß sie an seine Heldenrollen dächten bei den Fastnachtsspielen, an Tell, Winkelried und Hofer, und daß sie Männer dieser Art jetzt brauchen könnten.

Nach längerer Seefahrt kommt er in Newyork an, um sich nach Deutschland einzuschiffen, Geld und die Urkunde seiner Staatsdotation in der Tasche, um den Haslachern zu

zeigen, daß er bereits Land erobert und deshalb das Zeug habe zum siegreichen Kämpfer fürs Vaterland.

Aber die Preußen hatten nicht so lange zu tun mit den Badischen als die Nordamerikaner mit den Mexikanern. Gleichzeitig mit dem Christian langten in Neuyork die ersten Flüchtlinge aus der badischen Republik an und meldeten den Sieg der Preußen. Der Christian kannte seine Haslacher und war überzeugt, daß bald auch von ihnen einige „übers Wasser“ kommen müßten, um ihm den Untergang ihrer und seiner Hoffnungen des nähern zu verkünden. Er ging deshalb allzeit an den Strand, wenn Schiffe signalisiert wurden, um auf geschlagene Haslacher Republikaner zu fahnden. Und sie kamen, voran der „Nagler-Bührer“ und der „Seife-Nazi“. Noch manch anderer wäre gerne gekommen, aber „es ging nimmer“, oder die Schweiz war ihm näher als Amerika.

Im Brustton tiefster Entrüstung erzählte der Nagler die Geschichte der Revolution in Stadt und Land und benahm so dem Christian jede Lust, übers Meer zu fahren. Aber parat müsse man sich halten, meinte der Nagler, denn die Franzosen hätten die Republik siegreich durchgesetzt. Sie würden, wie ehedem, von Straßburg herüberkommen und die Fahne der Freiheit nach Deutschland und ins Kinzigtal tragen.

Für Ideen und Hoffnungen ist niemand leichter zu begeistern als ein Haslacher Herz, und darum ließ auch der Christian sich bereden, am Strande des Meeres zu hoffen, bis die Morgensonne der Freiheit über den Rhein käme und ihn zu neuen Taten heimriefe ins Kinzigtal.

Er verkauft seine Acres in Nebraska, kauft von einem Alt-Amerikaner aus Urloffen bei Offenburg ein Restaurant, das er „Café français“ nennt, und restauriert die durstigen Freiheitsmänner, die aus Deutschland bereits gekommen waren oder allwöchentlich noch frisch ankamen.

Die Leute hatten aber meist mehr Durst als Geld, und bei manchem mußte unser Christian zufrieden sein mit den

Redensarten gegen Despotie und Tyrannei in Deutschland oder mit der Erzählung einzelner Episoden aus der badischen Revolution — sonst bekam er gar nichts für seinen Brandy, sein Bier und seinen Kaffee. Er opferte es aber freudig fürs Vaterland, der gute Christian, bis sein Kriegssold samt Dotation zu Ende ging, ehe die Franzosen über den Rhein kamen.

Er hatte jetzt freiheitliche Redensarten und politische Landsleute, die nicht bezahlten, genug gesehen und gehört und beschloß, sein Café zu verkaufen und mit dem Rest seines Geldes fern vom Meeresstrande sich ein neues Heim zu suchen.

Es war wieder ein Landsmann, der das Café übernahm — ein Wolfacher, der Granatenhändler Hodapp, welcher mit seiner Granatenschleiferei im Kinzigtal Fiasko gemacht hatte und eben in Amerika angekommen war, um sein Glück zu versuchen.

Christian wünschte ihm dies Glück, reiste weiter und kam nach Pennsylvanien. Am Alleghanyfluß ließ er sich nieder und übernahm abermals eine kleine Wirtschaft. Als Hausmeisterin engagierte er eine ganz nahe „Landsmännin" aus dem Gutachertal, des „Moserbure Christine".

Im Gutachertal, jenem waldumsäumten engen Seitental der Kinzig, durch welches die berühmte Schwarzwaldbahn in zahlreichen Tunnels sich hinaufwindet, ist's ebenso wie im Kinzigtal. Die vorgeborenen Söhne und Töchter sind arm und der letztgeborene der Herr; darum wandern jene, wenn sie nicht Knechte oder Mägde in der Heimat bleiben wollen, aus in die benachbarten Städte, manchmal auch übers Meer. So auch des Moserbure Christine. Sie war fast zu gleicher Zeit mit unserm Christian ausgewandert, hatte sich bald da bald dort herumgeschlagen, bis sie den lustigen Haslacher traf und ihm die Wirtschaft führte.

Aber so wenig er als Bierwirt in Haslach prosperiert hatte, ebensowenig gelang es ihm in Amerika, eine Wirtschaft

in Schwung zu bringen. Die Leute haben in Amerika an Werktagen keine Zeit zum Wirtshaussitzen, an Sonntagen aber ist's verboten, und gerade an dem Tage hätte der Christian am liebsten die Leute in seine Bude hineingetrompetet und Theater gespielt.

In kurzem sieht er auch hier wieder den Ruin vor seinen Augen, verkauft darum die Kneipe samt der Christine an einen Sachsen, bezahlt seine Schulden, geht als armer Teufel mit seiner Trompete und seiner Klarinette wieder nach Neuyork und wird Aufseher bei einer Kohlenkompanie am Hafen.

Lautlos, gehorsam und treu versieht er seinen Dienst, trifft aber eines Morgens einen Irischen, der im Etablissement zu stehlen sucht, gerät in Streit mit ihm und wirft demselben ein Stück Kohle derart an den Kopf, daß er zusammensinkt. —

Unser Christian wäre zwar bereit gewesen, für die badische Freiheit zu bluten, und hatte dem Tod vor Veracruz ins Angesicht gesehen, aber ins Zuchthaus wollte er doch nicht, falls der Mann nicht mehr aufstünde. Er rafft eiligst seine sieben Sachen in seiner Wohnung zusammen und flieht, flieht, bis er in Clifflaud, im Staat Ohio, Ruhe und eine Stelle in einer Bierbrauerei findet.

Jetzt wird rüstig gearbeitet, obwohl nur als Geselle; er macht Münchner und Wiener Bier, wie sie im ganzen Staat Ohio noch keines getrunken, verdient Geld, legt's auf die „Volksbank", läßt Zins auf Zins stehen, um nach Jahr und Tag etwas Eigenes zu gründen und ein reicher Mann zu werden.

In diesen Träumen bläst er heiter und glücklich seine Trompete am Abend, einsam und allein in seiner Stube. Eines schönen Morgens bringt sein Herr ihm die Kunde, die Volksbank sei „gebrochen" und alles Geld verloren, er selbst sei ein armer Mann geworden.

Christian nahm mit bekannter Resignation sein Felleisen

und seine Musikinstrumente und zog arm und mittellos als Musikant durch den Staat Ohio und an den Ufern des Eriesees hin. Er blies auf einsamen Farmen für Essen und Nachtquartier seine Weisen, bis er in Jllery, einem kleinen Städtchen, eine Anstellung fand als Tanzmeister.

Die Jugend von Jllery hatte ihn engagiert, um Walzer und Polka von ihm zu lernen, gegen einen Dollar für den Abend und jeden Monat ein Paar „Tanzschuhe". Zugleich gab er einer kleinen Gesellschaft von Liebhabern Unterricht in der Musik und bildete so für das Städtchen ein Musikkorps aus.

In kurzer Zeit war der Christian der beliebteste Mann im Ort; denn er sorgte fürs Vergnügen und lehrte die Jugend der deutschen Einwanderer alle Tänze der alten Heimat tanzen und alle deutschen Weisen blasen. Essen und Trinken kostete ihn nicht viel, er war überall ein beliebter Gast und täglich für ihn der Tisch in jedem Hause gedeckt.

Er selbst sah aber gar wohl ein, daß das keine Existenz für ihn wäre, um ein reicher Mann zu werden und seine alten Tage in Haslach als Rentier am Helgenberg in seinem Lieblingswald verleben zu können. Er sparte an seinem Tanz- und Musiklehrergehalt, so lange und so viel als nötig war, um anderswo eine rentablere Niederlassung versuchen zu können, und dann verließ er Jllery und pachtete eine Brauerei in dem Orte Obersandusky von einem Mann aus dem badischen Dorfe Leimen.

Der Pachtvertrag lautete auf fünf Jahre. Unser Christian lebte diese ganze Zeit als Junggeselle, kochte für sich sein Essen, braute sein Bier, verzapfte es selbst und trieb nebenbei seine alte Liebhaberei, großartige Hühnerzucht.

Es waren nur vierzehn katholische Familien in der Niederlassung, und denen brachte Christian den Gedanken bei, eine Kirche zu bauen. Sie wählten ihn zum Vorstand der Kirchengemeinde und zum ausführenden Architekten.

Wenn ein Haslacher eine Idee hat und diese Idee seine eigene Erfindung ist, so lebt und stirbt er dafür. So opferte unser Christian alles für seine Kirche. Er trompetete und sammelte in der ganzen Umgegend für das Gotteshaus, gab seine schönsten Dollars dafür, vergaß das Bierbrauen und das Bierausschenken — und als die Kirche fertig war, war die Pachtzeit aus und auch des Christians Geld. Aber stolz und geehrt verließ der selbstlose Gründer die Stätte seiner Gründung und wanderte dem Staat Indiana zu, all sein Hab und Gut im Felleisen und darüber eine Flinte und seine Trompete, aber, wie immer, heiter und hoffnungsvoll.

Im Staat Indiana war's nichts. Er zog wohlgemut fürbaß und kam in den Staat Tennessee. Hier trifft er unterwegs auf eine Gruppe Goldsucher, die im Begriffe stehen, in die „Blauen Berge" zu ziehen, um, wie andere vor ihnen, ihr Glück zu probieren.

Die Haslacher sind fast durchweg Sanguiniker, und gar unsern Christian brauchte man deshalb nicht zweimal einzuladen, mitzuziehen in die „Blauen Berge". Er malte sich in seinem lebhaften Theatergeist schon goldene Berge aus und glaubte stärker denn je an seinen zukünftigen Reichtum und dessen Glanz an den Ufern der Kinzig. Es war wieder ein Traum.

Die Abenteurer kamen bei den blauen Bergen an, gruben und fanden Gold; aber der Christian mochte eine Mine anlegen, wo er wollte, in seinem Schacht gab's am wenigsten von diesem gelben Ding. Er eroberte durchschnittlich für zwei Dollars Goldstaub im Tage und mußte vier Dollars für Beköstigung bezahlen. Unter diesen Umständen war der Bankrott unvermeidlich.

Aber auch dieses Unglück brachte unsern Helden nicht außer Fassung. Sein Unternehmungsgeist strahlte gerade jetzt aufs schönste. Er wurde Musikant und zwar bei den Goldsuchern selbst. Er zog von Mine zu Mine, von Schlucht zu Schlucht und machte den vereinsamten Goldgräbern, die

nach des Tages und der Woche harter Arbeit auch eine Freude suchten, Musik.

Bald hatte er auf diese Art so viel verdient, daß er einen Esel kaufen konnte und Reisegeld besaß, um auf seinem Lasttier zurückzureiten in das Weltgetümmel.

Nach langen Ritten zieht er eines Tages im Staat Missouri in das Städtchen Hannibal ein, trifft hier einen Bruchsaler, der als „Rasierer" da sein Geschäft treibt und ihn einladet, sich niederzulassen, weil es an einem Tapezierer fehle.

Dies Metier war unserm Christian eine Kleinigkeit. Er hatte in seiner Knabenzeit beim Buchbinder und Stadtrat Gottlieb Hinterskirch manche Stunde Tapeten geschnitten, um „Rollen" zu bekommen, mit denen die Knaben noch zu meiner Zeit ein Hauptspiel trieben. Er hatte dem alten Gottlieb oft zugeschaut, wie er's gemacht. Jetzt fing er selbst diese Kunst an zu Hannibal im Staat Missouri.

Aber gar viele Hannibaliten hatten nichts zu tapezieren, und der strebsame Christian funktionierte deshalb nebenbei noch als Musikant, Musiklehrer und als Gärtner bei einem Arzt. Dieser gewinnt nach Jahr und Tag den lustigen Haslacher so lieb, daß er ihm einen Bauplatz zu einem Hause schenkt nebst Feld. Jetzt baut der Christian ein Haus und verlegt sich auf Schweinezucht. Er kocht und sorgt nicht nur für sich, sondern auch täglich noch für vierzig Schweine, ganz allein in seinem Häuschen lebend und musizierend.

Es machte sich. Er ist eben im Begriff, sein Anwesen zu vergrößern, dann seiner Stas zu schreiben und sie auf seine Farm einzuladen, um mit ihr später als reicher Mann wieder heimzukehren — als anno 1861 der amerikanische Bürgerkrieg ausbricht.

Ein alter Soldat steht nicht ruhig, wenn's Krieg gibt, und ein Haslacher erst recht nicht, wenn Revolution im Lande ist.

In dem Städtchen Hannibal bildeten sich sofort zwei Parteien, Demokraten und Republikaner; die ersteren hielten es mit dem konservativen Süden und die letzteren mit dem liberalen Norden.

Daß die Zahl der Demokraten im Staate Missouri nicht klein war, geht schon aus der großen Menge von Sklaven hervor, die zur Zeit des Krieges im Staate lebten und deren Herren zweifellos Demokraten waren.

Der einzige Moment im Leben, da Christian den Haslacher für einige Zeit verleugnete, trat jetzt ein. Ein normaler Haslacher ist von Haus aus liberal, und so hätte man erwarten sollen, der Christian hätte sich den Republikanern angeschlossen. Er ging aber, aus Rücksicht für seinen Wohltäter, den Doktor, mit den Demokraten und trat bei der in Hannibal gebildeten demokratischen Kompanie als Pfeifer ein und pfiff ihr zum Exerzieren.

Der Krieg ging nun zunächst zwischen den zwei Parteien in Hannibal los, und da sämtliche Deutsche bei den Republikanern waren, wurde der Christian bei diesen umsomehr verhaßt.

Eines Abends kam der Rasierer von Bruchsal in sein Häuschen und drohte ihm den Hals abzuschneiden, wenn er noch länger bei den Südlichen bleibe. Es sei eine Schande für einen Badenser und Deutschen und deshalb von sämtlichen Landsleuten beschlossen, der Christian müsse sterben, wenn er sich nicht zu ihnen bekehre. Er bekehrt sich und wird, weil schon 54 Jahre alt, republikanisch-liberaler Landwehrsoldat und macht als solcher dreizehn Schlachten und Gefechte tapfer mit. Seine Tapferkeit und sein Trompetergenie werden im Feldlager bekannt, und das dritte Missouri-Kavallerieregiment nimmt ihn zum Stabstrompeter.

Nach einem Gefecht, in dem er sein Pferd verliert, gerät er in die Gefangenschaft der Südstaatlichen. Es gelingt ihm aber zu entfliehen. Neunzehn Tage wandert er durch einsame Wälder dem Norden zu. Halbtot sinkt er am

Ende dieses Marsches in einem Walde nieder, als eben eine südliche Kavallerieabteilung daherreitet und den Trompeter findet.

Der Offizier erkennt alsbald den Stabstrompeter; der hatte ihm einmal, als er verwundet auf dem Schlachtfeld lag, im Vorbeireiten mit einer Melone den brennenden Durst gestillt und das Leben gerettet. Jetzt rettet er's dem Christian und hilft ihm, da der Krieg zu Ende war, zur Heimkehr nach Hannibal.

Er wird mit 300 Dollars Ehrensold verabschiedet. Einsam, verlassen und ein Sechziger, lebt er noch in seinem Häuschen, als der Krieg von 1866 in Deutschland losbricht. Er hat schon längst Heimweh, will im Kinzigtal begraben sein, aber auch in Deutschland vorher einen Krieg sehen. Er verkauft Hab und Gut und segelt mit 500 Dollars in der Tasche Europa zu. Aber seine Trompete nimmt er mit und den Säbel, der ihn als Stabstrompeter durch den amerikanischen Bürgerkrieg begleitet hatte. —

5.

Als er ins deutsche Land kam, war der Krieg zu Ende. Ich war zu der Zeit noch lateinischer, geistlicher Schulmeister, zog eben in die Herbstferien und traf in Offenburg einen ehemaligen Studienfreund, der als Berufsoffizier den Krieg mitgemacht hatte und ebenfalls in Urlaub heimging. Es war der spätere, heute längst tote Hauptmann Daniel Merz von Wolterdingen in der Baar. Ich lud ihn ein, in Hasle in meinem Elternhaus zu übernachten. Als wir hier angekommen waren, lautete die wichtigste Neuigkeit: „Der Christian ist da aus Amerika."

Wir gingen auch in den „Bayerischen Hof", um den Christian zu sehen. Hier war's wie ein Jahrmarkt, die ganze Stube voll von alten Freunden des Trompeters. Unter beständigem „well" und „yes" erzählte und antwortete der

Christian, ein heiterer Alter mit kahlem Schädel und jugendlich leuchtenden Augen.

Und die Stas? Die war überrascht wie alle Haslacher, als der Christian kam. Sie hatte sein Soldatenleben verabscheut und nur selten von ihm hören wollen. Aber es war ihr auch besser gegangen als ihrem Manne, der eben nie auf einen grünen Zweig kommen konnte. Wie es ihr ging die ersten zehn Jahre von Christians Abwesenheit, weiß ich nicht, aber von anno 1855 an kam ich oft als Studentlein und Student in ihre Wirtschaft, und da war die Stas im Flor.

Droben im Tal auf dem steilen Felsen der ehemaligen Burg Hornberg braute man ein goldenes Bier, und von dem kaufte die Stas und schenkte es aus. Und sie schlug mit diesem Stoff alle Haslacher Bierbrauer aus dem Feld. Die „Herren" verkehrten fast ausschließlich bei ihr, und da diese in der Regel mehr trinken als die Bürger und die Bauern, so hatte die Stas den stärksten Konsum und damit die beste Wirtschaft.

Aber sie hielt die Herren auch hoch. Sie hatte Rangklassen. Zuerst kamen die Unterlehrer und Lehrer von Stadt und Land, bei denen fing „der Herr" an. Zu ihnen rangierte auch unsereiner bei ihr, ehe ich in den zwei obersten Klassen des Gymnasiums stand. Dann folgten die Registratoren und Aktuare vom Bezirksamt und Amtsgericht. Endlich kamen der Amtmann bezw. Amtsrichter, der Amtsrevisor, der Notar, der Doktor, der Apotheker und die Rechtspraktikanten. Die zwei ersten Rangklassen saßen in der Wirtsstube, die letztere im Separatzimmer der von mir in dem Buch „Aus meiner Studienzeit" beschriebenen „Polyhymnia".

Nach dieser Ordnung wurde auch das Bier verzapft; die oberen Mandarine erhielten den Anstich, dann wurde den anderen kredenzt, und den Rest bekamen die Bauern und die ehrsamen Bürger von Hasle, wenn sich einer dahin verirrte, was nicht sehr häufig geschah.

Ein echter Haslacher und Vollblutdemokrat geht in keine Wirtschaft, wo die Herren zu viel gelten und das beste Bier vorwegtrinken. Die Stas ward deshalb ob ihres „Hochmuts" und ihrer „Herrenvorliebe" nicht nur gemieden, sondern auch mit der Zunge bearbeitet.

Von Bürgern sah ich regelmäßig bei ihr nur des Schindeles Baptist, der in Rußland mit Uhren gehandelt hatte, und den Kaufmann Schättgen, einen stillen, ernsten Mann, der in der Nähe am Klosterbach seine Senfmühle hatte und seinen Abendtrunk bei der Stas nahm.

Ich saß manchmal bei diesen zweien, bis meine Rangkollegen antraten. Beide waren in der Welt gewesen und wußten zu erzählen. Der Baptist wurde aber teufelswild, wenn ich nach meinen geographischen Studien in der Unterquarta seine Angaben über Rußland rektifizierte. Er schwärmte für das Zarenreich, trank zur Erinnerung daran zu jedem Glas Bier ein Gläschen Schnaps und redete im tiefsten Brustton und feierlich, wie ein Orakelpriester, von den Herrlichkeiten an der Newa. Widersprach ich ihm, so fuhr er mich regelmäßig an: „Du bist ein vorlauter Studentenbub und hast noch keinen Rubel gesehen."

Und da lag seines Pudels Kern — im Rubel. Er hatte in Petersburg viel von diesen weißen Dingern verdient. Es war eben die alte Geschichte, die in unseren Tagen wieder ganz neu wird und welche der Dichter Platen so trefflich geschildert hat in jenem Vers, der mit den Worten beginnt: „Der Rubel rollt, der Rubel fällt." —

Weil sie die Herren hatte und diese viel tranken, verdiente die Stas Geld; aber sie lernte dabei mit ihren indes aufgeblühten Töchtern des schönen Christian auch herrenmäßige Gebräuche und Sitten, herrenmäßiges Essen, Trinken und Bekleiden.

Die beiden Mädchen gaben sich in ihrem Verkehr nur mit den Herren ab und hörten die süßen Redensarten der Unterlehrer, Aktuare, Registratoren und Rechtspraktikanten.

Unter den letzteren zeichnete sich durch seine Galanterie mein späterer Freund, Oberstaatsanwalt von Gulat, aus, damals der schönste junge Beamte, den Haslach je gesehen und der in Stadt und Land, in Berg und Tal, beim Bier wie beim Tanz auf Bauernhochzeiten seine Verehrerinnen suchte und fand.

Am liebsten streifte dieser Adonis der badischen Juristenwelt im Mühlenbacher Tal herum, wo die Römer einst ihre Standquartiere hatten und die Venus Abnoba verehrten, deren Altarstein in Mühlenbach entdeckt ward.

In den Tälern, wo Fluß und Wald, Berg und Wiese sich vereinigen, da blühen die schönsten Blumen. Darum hat der gewandte Botaniker und Jurist die Blume seines Lebens später auch in einem Waldtale gesucht und gefunden. —

Die zwei Biernymphen, die Christiane und das Luisle, bekamen denn auch richtig „Herren“ zu Männern. Die erstere wurde das Weib eines Registrators, eines wirklich kreuzbraven und soliden Beamten. Sie lebte mit ihm in Karlsruhe, wo ich sie einmal besuchte, als ich das philologische Staatsexamen machte, starb aber, ehe sie ihren Vater wiedergesehen.

Unglücklicher war das schöne Luisle. Schönheit und Unglück sind sehr oft im Leben beisammen. Seit Jahr und Tag waren die Rechtspraktikanten, vorab unser Adonis, versetzt, als anfangs der sechziger Jahre der Bau der Schwarzwaldbahn neue „Herren“ ins Land brachte: Ingenieure, Bauunternehmer, Zeichner und Geometer. Sie alle gingen bei der Stas ein und aus. Es war die Hochflut ihrer Wirtschaft.

Unter den Geometern befand sich auch ein älterer Preuße aus Polen. Der imponierte der Stas durch seinen bekannten Dialekt, der ja viel vornehmer klingt für dumme Leute als unser schwäbisches Idiom. Ich war noch Student, als die „Eisenbähnler“ anfingen, ihr Wesen zu treiben im Tal, und

bin mit dem polnisch-preußischen Geometer manchmal im „Bayerischen Hof“ gesessen. Alle „Herren“ erstaunten, daß der das Luisle bekommen sollte; aber die Stas wollte es, und er bekam nach Jahr und Tag das Luisle.

In der Zeit kam der Christian aus Amerika. Und da stets, wo der arme Teufel seinen Fuß hinsetzte, eben auch das Unglück einkehrte, so begann im gleichen Jahre der Niedergang der Stas. Die Eisenbahn wurde 1866 fertig und eröffnet, und die Schar der Beamten, der hohen und niederen Herren, zog ab und damit eine Hauptader des Verdienstes im „Bayerischen Hof“. Schon einige Jahre zuvor war das Bezirksamt nach Wolfach gewandert, und das hatte die Zahl der alten „Herren“ erheblich gemindert.

Die Krone eines Amtsstädtchens bildete vor dreißig Jahren noch ein Oberamtmann. Ein Pascha in der hinteren Türkei genießt heute nicht mehr Respekt und Ehrfurcht als damals ein Oberamtmann. Im Kulturkampf wurden diese Herren in die Wahlkämpfe herabgezogen; sie mußten den besseren Bürgern und Bürgermeistern von Stadt und Land die Hände schütteln, damit die Wahl gut ausfiel im Bezirk. Und heute gilt ein Oberamtmann kaum mehr so viel als zu meiner Knabenzeit ein Wachtmeister der Gendarmerie oder ein Aktuar.

Es gehört eben auch zu den vielen Krebsschäden unserer Zeit, daß sich alles nivelliert, Standesunterschiede aufgehoben und Mehl und Kleie gemischt werden aus lauter Bürgertum, Freiheit und Humanität. So wird auch hier, wie auf hundert andern Gebieten, eine soziale Revolution angebahnt. —

Ein weiteres Unglück für die Stas kam mit dem Auszug und der Auflösung der „Polyhymnia“. Die Seele der Fidelität, der Notar Serger, ward versetzt, mein Freund Hubert Feederle, der Doktor, ging auch bald von dannen; mit dem Rest redete die Stas, durch die „Eisenbähnler“ ver-

wöhnt, auch nicht immer kommentmäßig, und die „Polyhymnia“ zog aus.

Wenige Jahre nach Christians Ankunft wurde den Haslachern auch das Amtsgericht genommen und damit der Stas die letzten „Herren“. Jetzt war ihr Ruin besiegelt; die Aussteuer für die Töchter und das herrenmäßige Tun hatten den Verdienst verzehrt, und sie stand am Ende ihrer Blütezeit kein Haar besser als der Christian zur Zeit, da er nach Amerika gezogen war.

Er selber wurde seit seiner Rückkehr als das fünfte Rad am Wagen betrachtet, weil er in Amerika kein Herr geworden war und bei der Stas nur die Herren noch was galten. Ins Herrenzimmer ließ sie ihn nie, nur den wenigen Haslachern, die im „Bayerischen Hof“ verkehrten, durfte er Hornberger Bier kredenzen und von Amerika erzählen.

Nebenbei pflanzte er Kohl und Kartoffeln am Helgenberg und blies zwischenhinein am Rande seines unfernen Wäldchens auf seiner guten, alten Trompete ein Lied hinab ins Tal und ins Städtchen.

Eines Tages erklärte ihm die Stas, sie könne die Wirtschaft nicht mehr halten, man müsse verkaufen. Unser Christian war ja längst gewohnt, auf harte Schicksalsschläge gefaßt zu sein, und heiteren Mutes ertrug er auch dies Geschick. Es blieb ihm nur sein Wäldchen, sein Kartoffelacker und seine Trompete.

Er zog mit seiner Familie ins „Narrenhüsle“, wo eine kleine Wohnung um billiges Geld von der Stadt vergeben wird, gegenüber seinem „Bayerischen Hof“. Aber wie immer in all den bedrängten Lagen seines Lebens ging unser Trompeter einem ehrlichen Brot nach, und er fand es. Er wurde „Stößer“ beim Apotheker Ernst und zerrieb die Heilstoffe für die Kranken von Hasle und Umgegend.

Da aber dieser Beruf seinen Mann nicht völlig beschäftigte und noch manch freie Stunde gewährte, blieb dem

Christian noch Muße genug, um am Helgenberg Trompete zu blasen und zu sehen, wie seine Kartoffeln gediehen.

An Markttagen aber machte er sich ganz frei aus der Apotheke, um ein besseres Stück Geld zu verdienen. Im „Fürstenberger Hof“ fehlte es an einem Hausknecht, der den Bauern die Pferde aus- und einspannte, diesen das Futter vorlegte und sie tränkte, während die Bauern kauften und verkauften, aßen und tranken. Den Posten übernahm der alte amerikanische Unions-Kavallerist und Stabstrompeter Christian. Für jedes Stück Pferd gab's 20 Pfennig, die er redlich der Stas heimbrachte.

So vergingen abermals ein paar Jahre, als ein neuer Schlag den schon so oft Geschlagenen traf. Das Luisle hatte seinen in Baden brotlos gewordenen Geometer in sein Polenland begleitet und in Sorg und Elend mit ihm gelebt, bis er am Delirium tremens gestorben war. Mit zwei Kindern kehrte es eines Tages arm zu den armen Eltern heim ins „Narrenhüsle“. Das einst so gefeierte Mädchen war zu einem Marterbilde geworden.

In den Tagen ihrer Blüte hatte sie durch den Putz etwas vom Putzmachen gelernt, und damit ernährte sie fortan sich und ihre Kinder. Angeboren ist allen Haslachern, trotz ihrer bösen Zunge, das gute Herz, und das macht sich Luft auch bei gefallenen Größen. So stolz einst die Stas und das Luisle gewesen, ebenso mild und versöhnlich waren jetzt die Haslacher und die Haslacherinnen. Die Frauen und Mädchen ließen sich vom Luisle „putzen“, und die Väter der Stadt wählten es zur Industrielehrerin. —

Es war, wie schon oben erwähnt, an einem milden Septembernachmittag des Jahres 1881. Die Herbstsonne verklärte das kleine Gastzimmer, in welchem der Christian und ich beisammen waren. Er lebte auf, da er mit mir einen Rückblick tat in sein vergangenes Leben. Da war keine Klage, kein Jammern. Wie ein armer, alter Invalide gerne zurücksieht auf die Strapazen langer Feldzüge und am Abend

seines Lebens froh ist, sie mitgemacht zu haben, so unser Christian.

Am 30. Mai des folgenden Jahres haben sie den Trompeter, der eines christlichen Todes gestorben, begraben. Aber ehe er das letzte irdische Ruheplätzchen fand, tat das Geschick nochmals kund, daß der Tote kein Glückskind war auf Erden.

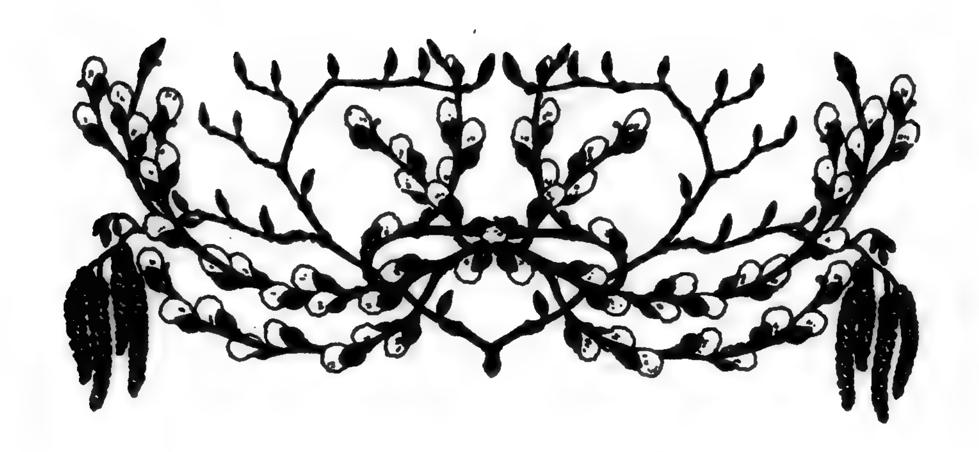
Als die Leichenträger ihn in die kühle Erde hinablassen wollten, zeigte sich das Grab als viel zu kurz. Sie mußten dem Totengräber erst helfen das Grab zurecht machen. Da lag denn unser guter Christian noch eine Stunde im Sarg auf dem Kirchhof, und rings um ihn standen die Haslacher, jung und alt, und beteten: „Herr, gib ihm die ewige Ruhe“ und bemitleideten den braven Mann, den selbst der Tod nicht gleich zur Ruhe kommen ließ.

Und als sie heimgingen vom Kirchhof, die Leute, da meinten sie: „Der Christian war doch seiner Lebtag und bis ins Grab hinein ein Unglückskind; aber, wenn er wüßte, was ihm am Grab passiert, er würde selbst lachen, denn er war bei keinem Unglück unglücklich.“

Zwölf Tage später folgte die Stas, gebeugt und gebrochen von Alter und Sorgen, dem Christian im Tode nach, und die im Leben so lange Jahre getrennt waren, hat der Tod im Grabe nebeneinander gebettet.

Das Luisle aber zog mit seinen Kindern nach Amerika, wo es ihm besser gehen soll als einst seinem Vater, was wir ihm von Herzen gönnen wollen.





Der Postsekretär.

Der stillste, brävste und denkendste unter uns Buben in meiner Knabenzeit an der Kinzig war des Sieferts Rudolf. Er wohnte draußen in einem kleinen, sonnigen Häuschen an der Mühlenstraße. Sein Vater, ein Freund des meinigen, betrieb das Zimmermannshandwerk und war ein Mann, der dachte und, was er gedacht, zu reden wußte.

Während wir anderen in der Schule frech und lebhaft waren wie Dorfspatzen, saß der stille, körperlich schwächliche Rudolf ruhig in seiner Bank und paßte auf „wie ein Häftlemacher".

Nur einmal erinnere ich mich, daß der „Siefertle", wie wir ihn nannten, bei einer wilden Tat dabei war. Er kämpfte mit uns in der in meinen Jugenderinnerungen geschilderten „Schlacht bei Schnellingen", geschlagen zwischen den Buben von Hasle und den Knaben des eine Stunde talabwärts gelegenen Dorfes Steinach.

Ich trug die Fahne von Haslach und flüchtete, als der Sieg den „Burebuebe von Steine" zuneigte, in den Schweinestall einer alten Strohhütte, fern dem Schlachtgetümmel.

Der Rudolf hatte den Weg gezeigt zum sichern Zufluchtsort; denn in der Hütte wohnte seine Großmutter.

Diese, eine alte, sinnige „Burefrau", welche ich später ein oder das andere Mal mit ihrem Enkel besuchte, erzählte uns noch von dem „Schwedenkrieg": wie dazumal fast alle Menschen im Dorfe ausgestorben, Dornhecken an den Häusern hinaufgewachsen seien und Wölfe in ihnen gewohnt hätten.

Ja, so berichtete sie uns staunenden Knaben weiter, noch in ihrer Jugendzeit hätten der Wölfe wegen die Männer die „Wibervölker" mit Feuerbränden begleitet, wenn sie in der Weihnachtszeit am frühen Morgen „in die Metten" nach Steinach oder Haslach zur Kirche gingen.

Die „alte Sieferte" von Schnellingen, Rudolfs Ahne, war auch eine gute Doktorin. Sie machte die besten Pflaster für Wunden und Gliederweh, und alles kam zu ihr dieser Pflaster wegen.

Merkwürdig! Diese alte, denkende Frau liebte über alles Mummenscherz. In einem alten Kasten hatte sie stets einige Larven, die sie aufsetzte und damit ihren Enkeln und andern Kindern gerne „zu fürchten" machte.

An Fastnachtstagen kam sie in ihrem höchsten Alter noch regelmäßig nach Hasle, um, zum Verdruß ihrer Söhne und Töchter, die Haslacher Narrenstreiche zu belachen; denn, meinte sie, das Lachen sei sehr gesund und eine Mixtur, welche man in der besten Apotheke nicht bekomme. Ein fröhliches Lachen sei mehr wert als zwanzig Krüge Rippoldsauer Wasser[1] oder Dutzende von heißen Bädern in Baden-Baden. —

Die Buben erben bekanntlich das Temperament nicht von der väterlichen Großmutter, sondern vom mütterlichen Großvater, darum hatte auch unser Rudolf nichts von der Lachlust seiner Muhme.

Der alte Lehrer Blum, den wir aus meiner „Jugend-

[1] Heilwasser aus dem unfernen Bade Rippoldsau.

zeit" ebenfalls kennen, hatte den Rudolf am liebsten, weil er ebenso lernbegierig als ruhig in der Schule war. Aber nicht bloß im Lernen und im Stillsein übertraf er uns alle, sondern er zeigte auch eine staunenswerte Geschicklichkeit auf dem Gebiete der bildenden Kunst.

Wenn wir in der Herbstzeit die schulfreien Tage auf den Wiesen verbrachten und die elterlichen Kühe hüteten, trieben wir Buben allerlei Kurzweil mit Spiel und Mäusefang, der Rudolf aber saß unter einem Weidenbaum und schnitzte Figuren. Ich erinnere mich, daß er als Knabe ein schönes Kruzifix aus Holz geschnitzt hat, das wir alle höchlich bewunderten.

Schopenhauer hat behauptet, die geistigen Eigenschaften vererbten sich von den Müttern auf die Kinder, während die Charaktereigenschaften vom Vater herkämen. Ich habe diese Behauptung in zahllosen Fällen als probat gefunden. Talentvolle Kinder werden stets geistig geweckte Mütter haben, und der genialste Mann kann Söhne und Töchter von hervorragender geistiger Armut sein eigen nennen, wenn seine Frau „eine Gans" ist.

Das erstere traf auch bei Sieferts Rudolf zu. Seine Mutter, des Metzger Gygers Theres, war eine Künstlerin — im Kleidermachen und im Sticken gewesen. Von ihrer Geschicklichkeit erzählte man sich in der Haslacher Modewelt vor sechzig Jahren Merkwürdiges. Modejournale gab es in jener Zeit nur in Paris, und Exemplare hiervon verirrten sich nicht häufig in ein deutsches Landstädtchen. Der alte Schneider Eisenmann bekam später bisweilen einzelne Herren-Modejournale, und ich erinnere mich noch wohl, mit welchem Staunen die neueste Pariser Herrentracht angeschaut wurde.

Die Haslacher Mädle hätten aber doch gerne ein oder das andere Kleidungsstück nach der Mode gemacht gehabt. Muster davon fuhren im Sommer täglich durch mit den Postwagen und den Postkutschen. Da stellte sich des Metz-

ger Gygers Theres hinab zum „Engel“, wo die Postpferde gewechselt wurden, betrachtete die Modedamen beim Ein- und Aussteigen, und das genügte ihr, um ein neumodisches Kleid genau nach dem gesehenen Muster anfertigen zu können.

Sie stickte auch die goldenen Kappen für die besseren Bürgersfrauen, wie z. B. für meine Großmutter, die eine Anzahl schwerer, goldgestickter Kopfbedeckungen im Glaskasten stehen hatte, wo ich ihnen manches Mal die möglichste Bewunderung zollte und deren eine ich heute noch besitze.

Die geschickte Näherin und Rudolfs Mutter starb aber viel zu bald, nicht nur für die modesüchtigen Haslacherinnen, sondern vor allem für ihren Sohn Rudolf und dessen Vater.

Sie hatte dem armen Zimmermann einen großen Teil des täglichen Brotes verdienen helfen. Der alte Siefert war zwar in seinem Handwerk ein Mann erster Güte. Er hatte das große Hotel zum Fürstenberger Hof aufgestellt, das monumentalste Privathaus des Städtchens, und wenn bei Hochwassern die Kinzig die große Brücke wegnahm, mußte der Siefert Plan und Ausführung zum Neubau übernehmen.

Aber sonst gab's in Hasle für die Zimmerleute nur Flickarbeit, und die Errichtung von Schweineställen waren in der Regel die einzigen Neubauten im Städtle.

Alle Zimmerleute waren und blieben deshalb arme Teufel.

So kam es auch, daß der alte Siefert, der die Talente seines Sohnes wohl beachtet hatte, nichts zur weiteren Ausbildung desselben tun konnte, als dieser, der beste und solideste Schüler, aus der Volksschule entlassen ward.

Oft war der Rudolf bei dem schon oben erwähnten Schreiner Kraft gewesen. Der trieb auch die Bildschnitzerei. Er machte den Bauern die Kruzifixe vors Haus und die Feldkreuze. Noch steht ein oder das andere dieser Kreuze im Tal, das der Ferdinand geschnitzt hat.

Die Arbeiten Krafts ließen in dem Knaben mehr und mehr den Wunsch erwachen, ein Bildschnitzer zu werden. Allein der alte Siefert meinte, das sei eine ziemlich brotlose Kunst, und er hatte nicht unrecht.

Droben in dem Nachbarstädtle Wolfe hatte sich als erster seines Metiers ein Lithograph Neef niedergelassen. Zu dem ging eines Tages der alte Siefert mit seinem Rudolf, um ihn als Lehrling vorzustellen.

Aber der Lehrling sollte die Handpresse mit dem großen Schwungrad bedienen und dazu war der Rudolf zu schwach. Auch hörte der Vater Siefert von anderer Seite, die Lithographen seien brotlose Leute. Drum ward nichts aus der Lehrstelle in Wolfe.

Endlich fand der talentvolle Knabe eine Stelle als Schreiber beim Advokaten Benz in Hasle. Der war aber selbst ein armer Mann, weil er den Bauern vom Prozeßführen abriet. Er gab seinem Sekretär monatlich zwei Gulden „Honorar“ und zugleich in edler Art Unterricht im Französischen und Lateinischen.

Dieser Ausgleich von Arbeit und Kapital zwischen dem ehrlichen Advokaten und seinem Schreiber ehrte beide Teile in hohem Grade. Was dem Rudolf noch mehr Ehre macht, ist der Umstand, daß er die zwei Gulden allmonatlich bis auf den letzten Heller seinem Vater übergab. Und während wir, seine ehemaligen Schulkameraden, an Sonntagen auf den Kegelbahnen Krakeel machten, saß er still sinnend vor seinem elterlichen Hause und schnitzte Figuren.

Der dicke Anwalt Benz hatte kaum erfahren, daß der Oberamtmann Laroche einen Schreiber in der Amtsstube brauche, als er den Rudolf empfahl, um dessen Stellung zu verbessern. Jetzt bekam dieser acht Gulden im Monat, ein Riesengehalt für den armen Zimmermann und seinen Sohn, welchen letzterer noch dadurch vermehrte, daß er beim Posterpeditor Erhardt, der eine steife Hand hatte, Aushilfe leistete.

So vergingen Vater und Sohn die nächsten Jahre im stillen Frieden. Während der Rudolf an Sonntagen Figuren schnitzte, saß der Vater neben ihm und schmauchte sein Pfeifchen, dessen Inhalt sich besserte mit dem steigenden Gehalt des Dekopisten.

Der Rudolf hatte aber noch nicht alle Hochschulen durchgemacht, die in Haslach damals für einen Schreiber offenstanden. So finden wir ihn bald auch noch auf dem Amtsrevisorat und beim Notar, überall mit Fleiß, Eifer und Pünktlichkeit seine Feder führend.

Die meisten niederen Schreiber gehörten in jener Zeit zur Klasse derjenigen Menschen, welche den Ausgleich für die Trockenheit und Einförmigkeit ihres Standes im Bierhaus suchten. Es liegt diese Versuchung ziemlich nahe und ist, weil nicht sehr unnatürlich, auch teilweise zu entschuldigen. Mit dem Rudolf traten noch zwei von unseren Schulkameraden in diesen Stand, beide talentvoll, aber beide wurden bei ihrer lustigen Haslacher Natur ausgemachte Lumpen und gingen frühzeitig zugrunde.

Übrigens hatte der Rudolf auch große Vorbilder im gleichen Fach, die lustig blieben allzeit und doch was Tüchtiges wurden: so des Dirholden Sepp, der als Amtsrevisor in Schwetzingen, ferner des Hinterskirchs Josef, der als Kanzleirat in Karlsruhe, und des Ölers Amand, der als Amtsrevisor im schönen Heidelberg starb.

Es ist überhaupt merkwürdig, wie in früherer Zeit in Hasle eine Menge jüngerer Leute dem Aktuarsfache sich zuwandten, dem eigentlichen Studium aber verhältnismäßig wenige.

Ein richtiger Haslacher bohrt, wie man zu sagen pflegt, nicht gerne „harte Bretter“, und da das Studium zu den „härteren Brettern“ des Lebens gehört und mit der Feder leichter ein „Herrenleben“ sich gründen läßt, so begreife ich wohl, daß viele Haslacher ehedem, d. h. solange die Staatsanstalten im Städtle waren, dem Herrendienst sich hingaben.

Vielleicht wäre ich auch ein Schreiber geworden, allein ich schrieb in der Schule bei weitem die schlechteste Schrift, und mich hätte selbst ein Advokat, der noch ärmer gewesen wäre als der Benz, nicht brauchen können. Sonst hätte ich, vom Schreiben abgesehen, wohl das Zeug zu einem richtigen, durstigen Amtsaktuar alter Schule vollauf gehabt.

Man räsoniert immer über den Mangel an Wissenschaft in der vergangenen Zeit und lobt den desfallsigen Fortschritt in unseren neuesten Tagen. Und doch haben, als unser Rudolf anno 1854 am Gymnasium in Offenburg das „Aktuars-Inzipientenexamen" machen mußte, der Direktor des Gymnasiums, Trotter, und die Professoren Platz und Stumpf den armen Schreiber von Haslach fünf Tage lang geprüft. In der gleichen Zeit kann man sich jetzt auf fünf Universitäten in allen vier Fakultäten zum Doktorwerden mündlich prüfen lassen.

Wahrlich, die Weisheit ist billig geworden in unseren auf ihr Wissen so stolzen Tagen!

Jetzt trat der Holzschnitzer von Hasle als geprüfter Aktuars-Inzipient beim Bezirksamt Gengenbach im Kinzigtal ein mit einem Gehalt von fünfzehn Gulden im Monat. Er wäre lieber in Hasle angestellt gewesen, um mit seinem Vater essen und leben zu können, aber es war keine Stelle frei. Doch ein braver Sohn, wie der Rudolf, machte es auch so möglich, seinen Vater zu unterstützen.

Ein Gengenbacher Metzger gab ihm Kost und Logis für monatlich sechs Gulden; aber das Logis bestand in einer kleinen Kammer im Hof, die vorher zur Aufbewahrung von Kalb- und Schaffellen benutzt worden war, und die neben dem Bett als einziges Möbel einen alten Fruchttrog enthielt, in dem der angehende Staatsdiener seine Habseligkeiten bergen konnte.

Ratten und Mäuse plagten den Aktuars-Inzipienten die Nacht über; allein er hielt wacker aus, um zu sparen, bis sein Vater ihn einmal besuchte und ihm dringend zu-

redete, die elende Behausung zu verlassen und lieber nicht zu sparen.

Der intimste Freund des alten Zimmermanns Siefert war der Schlosser Sahl. Die beiden sah man in ihren alten Tagen noch jeden Sonntag, jeder sein Pfeifchen rauchend, Berg und Tal durchstreifen, wie ein Bruderpaar. Des Schlossers „Käther“ aber hatte eben einen jungen Notar in Gengenbach geheiratet; diese nahm nun den Rudolf in ihr Haus auf und rettete ihn von der Mäuseplage in des Metzgers Kammer.

Bald kam noch eine weitere Verbesserung. Der Amtsrevisoratsgehilfe in Gengenbach hatte den Amtsrevisor „angepackt“ und wurde entlassen. An seine Stelle trat der friedliche Rudolf, der in seinem Leben noch keinem Kind weh getan hatte, noch weniger einem Amtsrevisor. Dreißig Gulden betrug sein Monatsgehalt, und nun konnte er sich ein Vergnügen erlauben.

Unser alter Oberlehrer Blum war sehr musikalisch und hatte für die Stadtmusik, deren Dirigent er ehedem gewesen, einige Märsche komponiert, die heute noch in Hasle gespielt werden. Der Rudolf war wohl der einzige von uns Buben, welcher mit Verständnis dem Lehrer folgte, wenn er zum Singen etwas vorgeigte. Gerne hätte er das Geigenspiel erlernt, aber zum Stundennehmen war er damals zu geldarm. Auch hatte die Revolution den musikalischen Lehrer vertrieben, und sein Nachfolger, der Scherle, machte uns Musik mit dem Haselstock.

In Gengenbach und mit Gehaltserhöhung, da konnte der Rudolf endlich auch Musikstunden nehmen. Die gab ihm ein ehrsamer Schneider, Dunz, der die Flöte virtuosenmäßig blies und auch auf der Geige ein gewandter Spieler war. Bei diesem Schneider-Virtuosen schon kam dem Amtsrevisoratsgehilfen der Gedanke, neue, noch unbekannte Instrumente zu erfinden.

Es gehört schon ein besserer Bürger und eine genial

angelegte Natur dazu, um nur den Gedanken zu fassen, eine neue Erfindung zu machen. Mir ist so was noch nie eingefallen. Aber dem Rudolf fiel es nicht bloß ein, er hat's auch, wie wir sehen werden, durchgeführt.

Die ersten Versuche, die noch in Gengenbach gemacht wurden, scheiterten. Zuerst sollte eine sogenannte Schelmenpfeife mit Hilfe eines Blechners in ein höheres Blasinstrument verwandelt werden. Dann ließ er durch zwei Haslacher Meister, den Schreiner und Nachtwächter Uhl und den Schlosser Sahl, nach seinen Zeichnungen eine Zither konstruieren zum Streichen. Beide Kunststücke mißlangen, weil der Erfinder zu wenig Kenntnisse in der Physik und in der Akustik hatte.

Die Sache ruhte, umsomehr, als er nach vierjährigem Dienst auf dem Amtsrevisorat weiter strebte. Aber wohin? Notar konnte er nicht werden, und purer Schreiber wollte er nicht bleiben. Da riet man ihm, bei der Eisenbahnverwaltung einzutreten, wo viele Stellen vakant würden für brave Leute, wie der Rudolf.

Er meldet sich beim Postmeister Weizel in Offenburg, der damals im ganzen Kinzigtal bekannt war unter dem Namen „der Schnauzmeier". Der nahm ihn auf, verwendete ihn als Werkschreiber, verrechnete ihn aber als Taglöhner, in deren Rangliste er eingetragen war. Unserem strebsamen Haslacher war jeder Lohn gut genug, wenn er dabei nur etwas lernen und weiterkommen konnte. Und er lernte und studierte in Kürze das Eisenbahn-Papierwesen derart, daß er das Gehilfenexamen in Karlsruhe mit Erfolg bestand und in der Residenz gleich eine Anstellung bekam mit 400 Gulden. Jetzt war des Sieferts Rudolf nach alten Haslacher Begriffen ein „Herr".

Mechaniker von Natur aus, zeigte er große Vorliebe für die Telegraphie, und bald saß er als badischer Telegraphenbeamter in Basel und hatte mehr Gehalt denn unsereiner damals, 1864, als Lehramtspraktikant in Donaueschingen nach langjährigem Studium.

In Freiburg und Karlsruhe bekleidete er später Post- und Bahndienste, bis er als Post- und Bahnexpeditor eine selbständige Stellung errang und bald oben bald unten im Lande dies Amt versah.

Aus dieser Lebenszeit konnte er mir nicht viel erzählen, und in der Tat, die Memoiren eines Bahnexpeditors dürften kurz beieinander sein. Was soll ein Mensch auch erzählen können, dem das Leben jeden Tag, ja jede Stunde die gleiche monotone Arbeit bringt?

Die Post- und Bahnbeamten in Europa sind die eigentlichen Märtyrer des 19. und 20. Jahrhunderts, das sich vor allem auszeichnet durch die Schnelligkeit, mit der die Menschen vom Post- und Verkehrswesen bedient sein wollen.

Je höher die Kultur steigt, um so nervöser und aufgeregter werden die Menschen. Eine Ungeduld ist in die Menschenwelt gefahren, die geradezu schrecklich ist. Darum wurde die Post so lange bestürmt, bis jetzt jeden Tag zweimal der arme Postbote ins armseligste Bauerndorf marschieren muß, damit die Leute, und wenn's nur der Pfarrer, der Lehrer und der Wirt wären, die Neuigkeiten in Brief und Zeitung möglichst bald bekommen.

Wenn die geplagten Postleute an einem Sonn- oder Feiertag einige Stunden frei haben und die „Post" gar nicht oder seltener kommt, so wird's dem Publikum schon langweilig, und es vermißt schmerzlich den Mangel an Briefen und Zeitungen.

Die „Langeweile" unserer besseren Stände ist auch eine Signatur unserer Zeit, und die sogenannten gebildeten Menschen unserer Tage, geistig zu armselig oder zu blasiert, um mit sich allein sein zu können, studieren förmlich, wie sie derselben aus dem Wege gehen. Darum die ewige Sucht nach Abwechslung und nach „Neuem".

Die Eisenbahnen müssen Tag und Nacht fahren, um die Menschen und ihre Bedürfnisse zu befördern, und doch geht's immer noch nicht schnell genug, es kursieren immer

noch zu wenig Züge. Mit den Eisenbahn- und Postbeamten aber hat unsere egoistische Welt kein Mitleid.

Der Fabrikarbeiter hat doch seinen freien Sonntag, der Maurergeselle dazu noch seinen leider ungestraften blauen Montag, aber die armen Menschen, welche „den Verkehr" der übrigen zu besorgen haben, die sind ruhelos. Und daran sind nicht etwa ihre Vorgesetzten schuld, sondern das liebe Publikum mit seiner unersättlichen Hast und Eile.

Wenn aber je ein Mensch zu solchem Märtyrerdienst gepaßt hat, so war es des Sieferts Rudolf von Hasle. Er ist eine stille, anspruchslose Natur von Jugend auf gewesen und war stets zufrieden, wenn er nur kurze Pausen hatte, um etwas zu „besteln" oder über eine mechanische oder musikalische Verbesserung nachzudenken.

Ich bin überzeugt, daß er lautlos zu allen Zeiten seinen Dienst getan hat, solange es ihm möglich war. Daß dieser Dienst aber auch die lautlosen Leute aufreibt, das zeigt heute noch der Rudolf in seinen ernsten, sorgendurchfurchten Zügen. Besonders der Fahrdienst machte ihm viele Sorgen.

Als Post- und Bahnexpeditor in Geisingen an der Donau und in Krozingen bei Freiburg hat er durch seine Umsicht zweimal großes Bahnunglück verhütet.

Das Jahr 1871 brachte in Baden die Trennung von Post und Bahn. Die erstere ging als überflüssig patriotisches Opfer ans Reich, vulgo Preußen, über, und nur die Bahn blieb badisch. Unser Haslacher Post- und Bahnexpeditor ward bei der Teilung dem Reichsdienste zugewiesen und kam als Postsekretär nach der schönen Münsterstadt im Breisgau.

Hier, wo bekanntlich das Pulver erfunden worden[1], erfand auch er endlich ein richtiges neues Instrument, eine Erfüllung längst gehegter Hoffnungen. Er hatte in der Universitätsstadt Gelegenheit, Physik zu studieren und auch durch Vorträge herumziehender Physiker sich belehren zu

[1] Siehe meine Schrift: „Der schwarze Berthold".

lassen, und jetzt kam ihm der Gedanke, ein Saiteninstrument zu erfinden, dessen Mechanik geeignet wäre, die Töne anhaltend erklingen zu lassen, ähnlich dem Harmonium. Es gelang ihm, ein solches Instrument in drei verschiedenen Systemen herzustellen, und er erhielt vom Reichspatentamt ein Patent für alle drei Arten.

Eine Leipziger Musikinstrumentenfabrik hat ihm sein Patent abgekauft, und Rudolfs Erfindung ist bereits als „mechanisches Cymbal" im Handel.

Wie er zu dieser Erfindung kam, erzählt er interessant also:

„Als ich vor etwa 15 Jahren einmal im Freiburger Tagblatt von den außerordentlichen Leistungen einer ungarischen Musikkapelle las, und daß dabei ein sehr gewandter Cymbalspieler mitwirke, der ganz besondere Aufmerksamkeit errege, entschloß ich mich, ein am folgenden Abend im Kaffeehaus zum Kopf stattfindendes Konzert ebenfalls zu besuchen; ich wollte das mir bisher ganz unbekannte ‚Cymbal' hören und sehen. Meine Erwartungen bezüglich der künstlerischen Leistungen wurden vollständig befriedigt; denn jedermann war entzückt von den eigenartigen Tönen des Instrumentes, welches der betreffende Musiker meisterhaft zu spielen verstand und wozu die gute Begleitung einer Violine vortrefflich paßte."

„Als ein Solo gespielt wurde, drängten sich viele Leute herbei, um das Cymbal zu sehen, und auch ich war unter diesen Neugierigen, die nicht nur hören, sondern auch sehen wollten."

„Während des Spielens betrachtete ich nicht nur das Instrument, sondern auch den Musiker. Derselbe war sehr blaß und mager; er sah aus, als hätte er einige Tage im Grabe gelegen. Nach Beendigung des Solostückes frug ich einen in der Nähe stehenden Kollegen des Musikers, einen Klarinettbläser mit behäbigem Aussehen, ob der Mann krank sei, der so schön Cymbal spielen könne. ‚Er is eigentlig

nit krank', erwiderte der Klarinettist in seiner österreichischen Mundart, ‚aber das Instrument'l, das er spielt, is nit gut für die G'sundheit, dös macht nervös, der Janos kann drauf die ganzi Nacht nit schlof'n, wenn er Konzert g'spielt hat. Do is mir mei Blosinstrument lieber; dös strengt zwor die Lungen manchmal an und macht 'ne trockne Kehlen, aber an guater Schoppen drauf hilft allemal glei wieder.'"

„Schon beim Nachhausegehen dachte ich damals darüber nach, ob für das Cymbal, dessen eigenartige Töne mir so gut gefallen, nicht eine mechanische Vorrichtung zu machen wäre, mittels welcher das Instrument wie ein Harmonium gespielt werden könnte."

„Bald hatte ich ein Modell ausgedacht; um meine Gedanken festzuhalten, machte ich sofort auf ein Blatt Papier einen Entwurf und zeichnete später dann die Einzelstücke auch besonders. Weil ich manche derselben wegen Mangel an Zeit und an geeignetem Werkzeug durch Drechsler, Schreiner und Uhrmacher besorgen oder anfertigen lassen mußte, verzögerte sich die Sache aber sehr. Das Probieren und Abändern der oft nicht gut gelungenen Einzelteile kostete nicht nur manche Mark, es erforderte auch viel, viel Geduld und manches Nachdenken. Mehrmals war ich mißmutig und wollte weitere Versuche nicht mehr unternehmen, wenn dieser oder jener Versuch nicht befriedigt hatte. Aber die innere Überzeugung, daß etwas gelingen müsse, ließ mir keine Ruhe, bis ein Modell gelungen war, das bei feiner Ausführung einen guten Erfolg in Aussicht stellte."

„Das günstige Urteil eines Sachverständigen bestärkte mein Vorhaben, für meine Erfindung um ein Patent nachzusuchen, das ich auch am 30. Juli 1886 erhielt, es trägt die Nr. 40 808 (Klasse 51)."

Der Leipziger Fabrikant gestaltete die Erfindung noch weiter aus, und nach Jahresfrist konnte man mechanische Cymbals, die mittels durchlochter Notenblätter mechanisch

gespielt werden und einen prächtigen, sehr kräftigen Ton geben, käuflich haben.

Sieferts Muße beschäftigt sich zur Zeit mit der Herstellung einer Metallsaitenvioline, und die Welt wird vielleicht bald neue Töne vernehmen, erfunden von einem Haslacher.

Die Haslacher sind alle reich an Phantasie, d. i. an Erfindungsgabe, aber erfunden hat noch keiner etwas, nur des Sandhasen Wendel das Biegen der Blechinstrumente, der Schreiner Kraft einen „Schwitzkasten" und des Sieferts Rudolf ein Saiteninstrument. Die letztere Erfindung ist so unschuldig wie der Rudolf selbst, der allezeit „frei von Schuld und jeglichem Frevel" durch dieses Leben wandelte.

Und wer ihn sieht, vor seinem Instrument sitzend und dem Neuling einige Märsche von seinem „Cymbal" herunterdrehend, der muß auf den ersten Blick erkennen, daß er einen Mann vor sich hat, wie er besser keinen finden kann.

Es wird so vieles erfunden zum Schaden der Menschheit, Kriegs- und Friedensmaschinen, und zahllose Maschinen sind Feindinnen menschlicher Arbeitskraft. Wer aber den Menschen Instrumente erfindet, damit sie Musik machen in die Trübsal ihres Lebens hinein, der ist gewiß ein Wohltäter; denn das Herz des Menschen erfreuen, ist segensreiche Arbeit.

Der Rudolf hat wenig Freude in diesem Leben gehabt; Kummer und Sorge blieben ihm nicht erspart im engern Familienkreise, aber er ist unentwegt Optimist geblieben und denkt immer noch ans Musikmachen, und das rechne ich ihm hoch an. Ich halte zwar die Optimisten nicht für die schärfsten Denker, des Sieferts Rudolf aber ist Optimist zu Pferd und hat doch noch etwas erfunden — also gedacht.

Und noch was! Ich weiß nicht mehr genau, aber ich meine, es war Goethe, der gesagt hat:

Es behagt dem Dichtergenie
Das Element der Melancholie.

Unter Melancholie ist hier der Pessimismus zu verstehen

nach dem bekannten Worte Ciceros: „Alle geistreichen Menschen sind Melancholiker.“ Der Rudolf ist aber auch noch Dichter und trotzdem nicht Melancholiker, d. i. Pessimist.

Da haben sie im Jahre 1887 die Höllentalbahn eröffnet und deren Eröffnung dichterisch besungen in Verherrlichung des Landesfürsten und der „Ingeniöre“. Aber an den armen Postillon, den das Dampfroß aus dem Höllental vertrieben, hat niemand gedacht als der sinnige Haslacher Postsekretär und, ein zweiter Heine, dessen Abschied also besungen:

Heut' kommt die Post zum letztenmal
Gefahren durch das Höllental, —
Die Rosse schauen traurig drein,
Sie traben nicht mehr aus und ein,
Wie ehedem und dazumal
Durchs tannengrüne Höllental.

Der Hirsch verwundert niederschaut
Vom hohen Fels, — lauscht fremdem Laut:
Es wechselt mit des Posthorns Schall
Des Dampfross's Pfiff, der Peitsche Knall,
Der Falkenstein gibt siebenmal
Den Widerhall ins Höllental.

Der Postillon trägt schwarzen Flor, —
Die Tränen quellen ihm hervor,
Nimmt er sein Hörnlein an den Mund,
Gibt seinen Schmerz im Liede kund:
„Behüt' dich Gott, mein Höllental,
Ich fahre heut' zum letztenmal.“

„So wie es in der Welt zumal
So geht, — geht's auch im Höllental:
Das eine macht dem andern Platz; —
Leb' wohl, mein herzig lieber Schatz!“

„Leb' wohl, du schöne Wäldermaid!
Ich seh' es wohl, es tut dir leid,

Hörst du nicht mehr des Posthorns Sang,
Des Viergespannes Glöckchenklang."

„Dein schalkhaft Mündchen lacht nicht mehr.
Oh, mach' mir nicht den Abschied schwer
Und weine nicht, — nimm meinen Dank
Für oft gereichte Speis' und Trank."

„Hü, Schimmel! Fort im schnellen Lauf,
Das Dampfroß kommt das Tal herauf!
Die Post fährt heut' zum letztenmal,
Behüt' dich Gott, mein Höllental!"

Was dem Erfinder und Volksdichter aber am meisten Ehre macht, ist seine unerschütterliche Kindesliebe. Für seinen alten Vater, dessen Stolz der Rudolf allzeit war, sorgte er, so gut er konnte und so lange jener lebte. Und der Alte suchte sein Brot zu verdienen, so lange es ihm möglich wurde. Als die Zimmermannsarbeit ihm zu schwer geworden, nahm er zufrieden eine Stelle an als städtischer Waldhüter, und Tag und Nacht waltete er dieses mühsamen Amtes in den steilen Bergwaldungen.

Gar manchmal hab' ich ihn getroffen, wenn ich die Wälder der Heimat durchstreifte, wie er, ein Siebziger, durch die Tannen zog, sein Pfeifchen schmauchend. Und wenn man ihn fragte, wie es dem Rudolf gehe, da strahlte sein Angesicht vor Stolz und Dankbarkeit.

Anno 1874 hat der Tod dem greisen Waldhüter das Pfeifchen aus dem Munde genommen. —

Draußen an der „Günterstaler Allee" zu Freiburg, wo „alle Welt" der Zähringerstadt lustwandelt, hat die Reichspost eine Filiale errichtet. In ihr fungiert als Chef ein Postsekretär. Was spazieren geht und vor dem Spaziergang noch einen Brief geschrieben hat, bringt ihn hier zur Post. Die alten Rentner, die adeligen Herren, die pensionierten Offiziere, die in dieser Avenue wohnen, versenden hier ihre Überschüsse

und geben ihre „Rententitel“ auf nach Frankfurt. Die „Damenwelt“ von der Schillerstraße bis zur „Freiau“ und von der Baronin bis zur Dienstmagd vertraut dem Postsekretär ihre Geheimnisse an. Und dieser Postsekretär war viele Jahre lang des Sieferts Rudolf von Hasle.

In den neunziger Jahren bekam er Wohnung im Hauptpostgebäude und saß noch Jahre lang am Schalter für Posteinzahlungen.

Mit dem neuen Jahrhundert trat er nach 41 Dienstjahren bei der Post in den Ruhestand und erhielt als Anerkennung seiner treuen Verdienste zwei Orden, einen von Baden und einen von Preußen, was er als loyaler Untertan mit freudigem Danke annahm. Dann zog er aus der Stadt in das Dörfchen Ehrenstetten, drei Stunden oberhalb Freiburg.

Als im Jahre 1903 seine gichtkranke Frau starb, nahm er ein Jahr später, 68 Jahre alt, als Pflegerin seines Greisenalters eine ältere, perfekte Köchin zur zweiten Frau, und ich gratulierte ihm aufrichtig zu dieser „tapferen Tat“.

Mit Waldspaziergängen, Lesen, Musizieren, neuen mechanischen Erfindungen, mit Bienenzucht und Hühnerfüttern verging ihm zehn Jahre lang die Zeit. Da wurde ihm 1910 das Häuschen gekündigt, das er bisher bewohnt, weil ein Sohn des Besitzers darauf heiraten wollte.

Nun zog's den alten Postsekretär wieder in sein liebes Freiburg, wo er jetzt in der Oberau wohnt und seine Tage — er ist jetzt 74 Jahre alt — im Frieden zu beschließen gedenkt —





Volksärzte und Heilkünstler.

1.

Wir Menschen leben in Geheimnissen und werden zu allen Zeiten in solchen leben. Die Geheimnisse, die großen und die kleinen, die alltäglichen und die seltenen, sind eine Macht im Menschenherzen. Und alle Aufklärung wird nie imstande sein, diese Macht zu brechen, weil unser armseliges Menschenhirn eben die wenigsten Rätsel der Natur und des Seelenlebens wird lösen können, auch wenn die späteren Gelehrten noch viel gelehrter und ungläubiger sein werden als die unsrigen, die so gerne alles, was sie nicht erklären können, als nicht existierend verschreien. Die Herren fühlen dabei nicht, daß sie damit selber vollendeten Unsinn reden.

Der Glaube an Geheimnisse in der Menschenseele ist eine psychologisch höchst beachtenswerte Erscheinung.

Es gibt im Geiste des Menschen ebensoviele Schwachheiten als in seinem Herzen. Diese Schwachheit zeugt für eine Größe, die ehemals da war, aber verloren ging. Vergebens sucht der Mensch sie zu heben.

Die Fähigkeiten unseres Geistes gestatten ihm nicht, zu verkennen, daß eine übernatürliche Welt uns umgibt; aber

die Schwäche dieser Fähigkeiten gestattet ihm ebensowenig, zu wissen, was er von dieser übernatürlichen Welt zu halten hat.

Unfähig, alles zu wissen, und unfähig, alles zu leugnen, beunruhigt bei der Verneinung wie bei der Bejahung, angezogen von der Wahrheit und wieder zurückgestoßen in den Zweifel, öffnet sich dem menschlichen Geist jenseits dessen, was er begreift, ein unermeßlicher Raum. Dieser Raum, in den er nicht hineinsieht und in dem er doch wichtige Dinge ahnt, ist das Gebiet der Geheimnisse.

Aus diesem tiefen Abgrund sind alle menschlichen Religionen und Philosophien gekommen. Aus ihm kamen und kommen alle Arten von Aberglauben, von Schwindel und Betrug.

Man mag es machen, wie man will, man wird das unaufhörliche Bedürfnis der Seele, in diesem Abgrund zu lesen, nie ganz zu stillen vermögen. Dieser Abgrund bleibt ein Krater, der fortwährend raucht.

Das Christentum hat eine Brücke über diesen Abgrund gebaut, und der Christgläubige hat Licht für die religiösen Geheimnisse und in seinem Glauben an einen allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde auch Licht für die Wunder der Natur.

Aber es bleiben noch Geheimnisse genug übrig, wenn wir auch von den streng religiösen und von den eigentlichen Welträtseln absehen, und darum wird der Glaube an Geheimnisse in der Menschenwelt nie aufhören, weil die ganze Schöpfung vom Sandkorn bis zur Sonne und vom kleinsten Insekt bis zum Menschen eigentlich nur *ein* Geheimnis ist.

Zu dem Meere von Geheimnissen, das uns umgibt, gehören nun auch jene im Volke seit Menschengedenken geglaubten und geübten Sympathiekuren, jene Heilmethoden durch Gebet, Beschwörung und durch Anwendung von Gegenständen, die der Krankheit gänzlich ferne zu sein scheinen.

Die Ärzte verlachen sie und nehmen sich deshalb gar

keine Mühe, sie näher zu untersuchen; aber daß manche von jenen Sympathiemitteln wirken, ist eben eine Tatsache, die mit Hohngelächter nicht aus der Welt geschafft werden kann.

Wenn man mit Lächeln, Kopfschütteln und Unglauben die Dinge, welche man nicht begreift, aus der Welt schaffen könnte, so gäbe es schon längst keinen Gott und kein Geheimnis mehr.

Der große Denker Schopenhauer glaubte an diese Geheimnisse und an die Existenz und Wirkung sympathetischer Kuren. Ähnlich spricht Kant von einer uns unheimlich umwitternden Welt.

Und Lavater, Jung-Stilling, Mesmer u. a., die ebenfalls an geheime Kräfte glaubten, waren auch weder Schwindler noch Dummköpfe.

Ich erkläre die Sympathiekuren einfach als unaufgeklärte, tatsächliche Erscheinungen auf dem Gebiete der Seelen- und der Naturkunde. Daß bei ihnen am leichtesten allerlei Schwindel und Aberglauben getrieben werden kann und getrieben wird, leugne ich umsoweniger, als ich gerade solche Mißbräuche mit zu erzählen beabsichtige.

Ich schildere deshalb auch die „Sympathiedökter", wie der Kinzigtäler die Heilkünstler nennt, wie sie leibten und lebten in meiner Jugendzeit, und wie sie es getrieben haben. Auch sie gehören zu den „wilden Kirschen", weil sie vielfach Originalmenschen waren und in manchen Fällen mehr Erfolg hatten als die studierten und examinierten Mediziner.

Man wird natürlich dabei sagen, es sei eine Schande, daß ein katholischer Pfarrer dem Aberglauben das Wort redet; allein, wenn ich zu wählen hätte zwischen dem Aberglauben, wie er noch im Volke lebt, und zwischen dem Unglauben, den unsere Materialisten predigen, ich würde den ersteren vorziehen. Der Abergläubige glaubt doch noch an Geheimnisse, an Übernatürliches und steht dem echten Glauben weit näher; der Aberglaube ist nur eine Verirrung des

Glaubens, der Unglaube aber ist die kalte, hoffnungslose Leugnung alles Übersinnlichen[1].

Zudem trieben und treiben meine Kinzigtäler Sympathiedökter keine „schwarze" Sympathie, sondern „weiße", d. h. sie heilen im Namen Gottes und nicht unter Anrufung des Teufels.

Ein ehrlicher Mann, der mit Gebet, mit Gottes Wort und dem hl. Kreuzeszeichen umgeht und glaubt, daß der Herr unser Gott und daß der Gottmensch Jesus Christus nicht bloß die Seele, sondern auch den Leib heilen könne, der ist kein schlechter Mensch und vermag sicher oft mehr als unsere approbierten Ärzte, die vielfach weder an Gott glauben, noch viel weniger zu ihm beten.

Der älteste „Sympathiedokter", d. h. der in meinen Knabenerinnerungen rückwärts am fernsten liegt, das war der „Gutacher-Jokele". Eine Stunde oberhalb Haslach beginnt das Gutachertal, einst altwürttembergisches Land. Die Gutacher, namentlich Frauen und Mädchen, sind bekannt im ganzen deutschen Reiche durch ihre originelle, kleidsame Schwarzwäldertracht, welche der Kulturteufel jetzt leider auch mehr und mehr zu verdrängen droht. An Markttagen sind sie im Städtchen Hasle regelmäßige Gäste. Sie handeln mit geräuchertem Speck und „Igschräth"[2] und stechen in ihrer Ruhe bei Handel und Wandel weit ab von den krakeelenden Haslachern.

Unter ihnen wohnte in meiner frühesten Knabenzeit der größte Sympathiedoktor, der Jokele. Ich erinnere mich noch, daß das kleine, alte Männlein evangelischen Glaubens mit seinen ledernen Stumphosen, seinen Schnallenschuhen und dem blauen Wams, auf einen Stock gestützt, über den Markt schritt, ehrerbietig gegrüßt und angestaunt von allen Seiten.

So mochte einst ein Elias durch sein Volk gewandelt

[1] Ich habe mich in der Zwischenzeit noch näher über Sympathie ausgesprochen in meinem Buche: „Bauernblut".

[2] Schinken, Rippstücke ꝛc.

sein, wie der Jokele durch die Kinzigtäler. Der galt als Wundermann und Prophet, und wir Buben schauten mit heiliger Scheu, stumm und still, an ihm hinauf. Wenn bisweilen einer von uns vorlaut ward und rief: „Jokele!" — so bekam er alsbald von den Kameraden eine Rüge; der Jokele aber lächelte und nickte freundlich dem Rufer zu.

Meine Großmutter, sonst eine sehr fortschrittliche Frau und deshalb, wie ich anderswo erzählt, eine begeisterte Anhängerin der neunundvierziger Republik, gebrauchte den Jokele als ihren Leib-Sympathiedoktor. In allen Bedrängnissen, so erzählte sie manchmal am Abend in ihrer Stube, während ich lauschend vor ihr stand und sie das Spinnrad drehte, sei sie ins Gutachertal zum Jokele gewandert. Während sie in religiöser Hinsicht alles Vertrauen auf die Muttergottes setzte, war ihr leiblicher Patron der Gutacher-Jokele.

Der Großvater war ein sehr belesener, aufgeklärter Mann und wollte von Sympathie nichts wissen, als er krank ward. Er dokterte, wie es sich für einen besseren Bürger ziemt, beim Physikus, und da der zu einer Badekur in Rippoldsau riet, fuhr er dorthin.

Kaum war er fort, als die Großmutter den Weg unter die Füße nahm und zum Jokele wandelte. Weinend kam sie zurück zu ihren Kindern. Der Jokele hatte in seinen „Bergspiegel" geschaut und verkündet: „Guete Frau, Euerm Mann isch nimme z'helfe, er stirbt in diesem Jahr noch." Jetzt weinten die Kinder mit der Mutter. Der Vater kam elender heim, als er fortgegangen war, und wenige Monate später trugen sie ihn auf den Kirchhof.

Von da an wankten meine Großmutter und meine Mutter nie mehr im Glauben an den Jokele, und beide haben mir von ihm mehr denn einmal die folgenden Großtaten erzählt:

Als die Großmutter Witwe war, kam ihr nächtlicherweile oft Geld aus der Kasse in ihrem Krämerladen, ohne daß sie dem Dieb auf die Spur kommen konnte. Jetzt ward

der Jokele beraten. Meine Mutter, damals noch unverheiratet, wurde ins Gutachertal geschickt. Der Jokele tröstete sie sofort und versprach, den Dieb, wenn er wieder komme, so lange im Laden aufzuhalten, bis jemand vom Hause dazu käme.

Es war im Advent zu Ende der zwanziger Jahre, als Großmutter und Mutter eines Morgens früh mit dem Licht in den Laden traten, um das Geschäft zu öffnen — da sahen sie, wie ein Nachbar, den ich noch wohl gekannt, im Laden stand und beim ersten Lichtschein entfloh. Die Kasse war abermals erbrochen.

Die Großmutter fürchtete den diebischen Nachbar und unterließ jede Anzeige, teilte es aber ihren guten Freundinnen mit, und bald munkelte die ganze Stadt davon.

Einmal, so erzählte die Großmutter oft, war dem Schneider Hils Geld gestohlen worden. Er war ein mühsamer, hartlebiger Mann, der alte Hils, wohnte zu meiner Kindeszeit in unserer Nachbarschaft und saß den ganzen Tag über an einem kleinen Fenster seines zerfallenen Häuschens und nähte. Er trug stets eine weiße Zipfelkappe und war nie recht bei Sinnen. Öfters am Tage machte er sein Fensterchen auf und schrie und schimpfte in die frische Luft hinaus, schlug das Fenster wieder zu und nähte ruhig weiter.

Wir Kinder fürchteten ihn, und ich erinnere mich lebhaft, wie eines Morgens zur Winterszeit der alte Uhlklaus mit seinem Einspänner vor des Schneiders Haus fuhr, wie sie den armen Mann in der Zwangsjacke in den Wagen luden und nach Illenau führten, wo er starb.

In seinen besseren Tagen war ihm Geld genommen worden. Er suchte den Jokele auf, der ihm versprach, dem Dieb so heiß zu machen, daß er das Geld in der folgenden Nacht wieder bringen müsse. Der Schneider möge nur um Mitternacht an seinem Fenster stehen mit dem Garnhaspel seiner Frau und anfangen, den Haspel zu drehen. So schnell, als er den Haspel drehe, müsse der Dieb laufen; aber wenn

er komme, dürfe er nicht „beschrieen“ werden, sonst kehre er wieder um.

Der Schneider fängt um die Geisterstunde zu haspeln an; das Mondlicht bescheint draußen die Gasse, und er kann bequem zusehen, wenn der Delinquent ankommt. Da keucht ein Mann atemlos daher; schon nähert er sich der Hütte des Schneiders, und frohlockend ruft dieser seinem Weib, die nebenan im Bett liegt, zu: „Seppe, still, er kunnt!“ Beschrieen ist beschrieen; vor der Tür kehrt der nächtliche Wanderer um und nimmt sein Geld wieder mit. Aber Jokeles Ruhm, vom Schneider, obwohl vielfach belacht, überall verkündet, strahlte in neuem Glanze.

Ja meine Großmutter behauptete noch weiter, der Jokele könne auch dem Feuer wehren, wenn ein Haus brenne und er zeitig gerufen werde, was allerdings nur in Gutach selbst möglich sei.

Dann komme er und spreche:

Feuer, du heißest Flamm',
Dir gebeut Christus, der werte Mann,
Daß du mußt stille stehn
Und nicht weiter gehn.
Im Namen Gottes, des Vaters 2c.

Von der Art waren Jokeles größere Leistungen. Das Blut zu stillen, den Brand zu nehmen, Leben und Tod eines Kranken vorherzusagen, war ihm eine Kleinigkeit.

Jokele starb, als ich noch in die heimatliche Volksschule ging, und allgemein ward er betrauert; denn er war sonst auch ein kreuzbraver, frommer Mann, der seine Wunderkraft meist um Gotteslohn ausübte.

Aber ein rechter Sympathiedoktor darf auch nichts fordern für seine Hilfe. Wird er um die Kosten gefragt, so hat er zu antworten: „Gebt mir, was Euer guter Wille ist.“ Würde er eine spezifizierte oder bestimmte Rechnung machen, so würde er seinen Kredit sofort verlieren. —

In meiner Knabenzeit hatten wir einen bedeutenden Volksarzt im Städtchen selbst, den „Schnider-Miehle". Er war der Sohn jenes Sicherheitswächters, der, wie früher erzählt wurde, beim Weiberaufstand so schlecht wegkam. Als Schneider hatte er bei Wiedererrichtung des Thrones der Bourbonen in Paris gelebt und hier noch einige Jahre geschneidert unter Ludwig XVIII. Den langen Gehrock und den Zylinder, die er aus Paris mitgebracht, trug er 25 Jahre später noch bei jedem Gang über die Straße.

Da die Haslacher keinen Sinn hatten für seinen Pariser Schnitt und er von seinem Vater allerlei alte „Sympathie- und Kräuterbücher" ererbt, verlegte er sich auf die Heilkunst und gab die Schneiderei gänzlich auf.

Zur Zeit, da er in mein Erkennen trat, saß er schon am Fenster in einem blumigen, alten Schlafrock und mit einer langen Pfeife im Mund, die er den ganzen Tag nicht ausgehen ließ. Er hatte ein häßliches Urmenschengesicht und trug lange Haare wie ein Student, war aber sonst ein stiller, wortkarger, friedlich aussehender Mann. Sein Weib war die Tochter „des wüsten Neumaiers", der den alten Schnider-Miehle einst in den Gänsestall gesperrt hatte. Die Verehelichung beider gestaltete sich somit zu einer Art Familienversöhnung à la Montecchi und Capuletti.

Der Volksdoktor war so friedlich, daß sein Weib, eine wahre Hünengestalt und schneidig wie ein Ostwind im Dezember, ihn derart übermannte, daß sie und alle ihre Kinder im Volksmunde nur ihren Geschlechtsnamen trugen. Man nannte das ganze Haus nach ihr. Sie handelte mit Frucht, Bohnen und Viktualien aller Art, brachte den besten Käs ins Land und den feinsten Blumenkohl von Straßburg. So war sie fast ständig auswärts, und der Doktor konnte in Ruhe seine Heilkunst pflegen und seine Pfeife rauchen. Seine Kunden kamen meist aus den nordwestlichen und nordöstlichen Tälern der Gegend.

Es ist Sonntag. Eben hat's in die Frühmesse geläutet.

Der Schnider-Miehle hat bereits die Pfeife angezündet und schmaucht am Fenster. Er weiß, daß jeden Augenblick über die Kinzig herüber Kunden kommen können. Man öffnet die Haustüre, und es läutet. Schwere Tritte kommen die kleine Holzstiege herauf und eine lange Bauerngestalt erscheint unter der Stubentür — es ist der Kostbur droben vom Nillwald.

„Guate Morge, Schnider!" — „Dank Gott, Kostbur, scho früeh dohunte!" „Jo, Schnider, der Großvatter isch krank wore, er het so eng, die ganz Nacht kei Rueh und g'schwollene Füeß."

Der Miehle schaut indes scharf und still an seiner langen Pfeife hinunter und hört ernst zu. „Des isch d' Wassersucht, Kostbur! Do isch guat helfe, b'sunders in dere Zit, wo alles blüeht und grüent. Da schickt Ihr morge früeh Euer Hirtebua in Wald, er soll Maibluome hole, dia tuat Eure Frau ins Wasser lege, un von dem Wasser trinkt der Großvatter."[1]

Dem Kostbur will das Mittel von den Maiglöcklein nicht recht einleuchten. Er kam ja zum Schnider-Miehle, weil er ihn als Mann der Sympathie hatte rühmen hören. „Aber Schnider," meinte er deshalb, „Ihr were (werdet) au sonst noch ebbis (etwas) bruche für den Großvatter?" Der Schneider versteht diese Anspielung auf die Sympathie und tröstet ihn: „'s ander' will i scho b'sorge!"

Jetzt ist der Bauer befriedigt, reicht dem Doktor einen Sechsbätzner und geht beruhigt über die Kinzig hinüber und bergauf dem Nillwald zu. —

Der Schnider-Miehle gab sich bei seinen Kuren auch mit dem „Unvernünftigen" ab und ward deshalb in der Richtung noch mehr aufgesucht, weil ein Bauer oft eher Hilfe für seinen Stier holt als für Weib und Kind.

Kaum ist der Kostbur fort, so kommt der Heizebur von Bollenbach. Es ist in seinem Stalle etwas „Ungrades", der

---

[1] Die neueste chemische Forschung soll festgestellt haben, daß in der Maiblume ein Hauptstoff gegen Wassersucht enthalten ist.

große Bläß, der Stier, schüttelt seit einigen Tagen bedenklich den Kopf und will nicht mehr recht fressen. Schon oft haben die Leute gemunkelt, auf dem Heizenberg sei es nicht geheuer, und der alte „Barbaraster", der Fürst der Bauern in diesem einsamen Waldtälchen, hat manchmal, wenn er von Haslach her spät am Abend heimfuhr, allerlei Gestalten gesehen in der Nähe des Heizenberges: alte Weiber, Katzen und Pudelhunde.

Es war in diesem Tälchen überhaupt schon viel Böses geschehen. Ich habe manchmal von den Bauern in des Vaters Wirtsstube erzählen hören von den Bergleuten, welche einst die reiche Silbergrube zur heiligen Barbara ausbeuteten und ein gar üppig Leben führten.

Alter Zauber und böses Wesen lagen so in der Gegend von jeher, und darum kommt der Heizebauer bei dem unheimlichen Schütteln des Stieres zum Schnider-Miehle. Der Doktor verspricht selbst zu kommen, und der Bauer empfiehlt sich.

Schon wartet draußen ein Knecht aus dem Bärenbach; er hat sich im Walde gehauen beim Holzholen und will vom Schnider-Miehle, daß er ihm „den Brand" nehme. Der Patient muß nur seinen Namen auf einen Zettel schreiben und kann beruhigt gehen. Diesmal wird nur die Sympathie in Anspruch genommen.

Still und züchtig tritt jetzt ein Mägdlein herein. Der Doktor richtet eben eine neue Füllung seiner langen Pfeife zurecht und zündet mit dem Zettel, den der Knecht beschrieben, den Tabak an; denn die Sympathie wirkt in dem Moment, da der Patient schreibt und der Miehle dazu denkt. Der Zettel kann also unbeschadet als „Fidibus" verwendet werden.

Das Mädchen in dem kurzen, blauen Rock, aus dem die weißen Wollstrümpfe weit hervorschauen, und dem schmalen „Schoben" mit der nur handbreiten Taille und den bauschigen Ärmeln ist 's Roserbure Agathle aus dem Fischer-

bach. Sie will nicht recht mit der Sprache heraus und „zupft" (zieht) mit niedergeschlagenen Augen an ihrem Schurzbändel.

Der Schneider hatte die Gewohnheit, mit jungen Leuten streng hochdeutsch zu reden, wahrscheinlich um ihnen, da sie seine Schneidervergangenheit nicht kannten, in seiner Eigenschaft als Doktor zu imponieren. „Nun Mädchen, heraus mit der Sprache, wem gehörst Du, und was fehlt Dir?" — „I bin 's Roserbure Agathle us 'm Fischebach un (und) hätt' a Bitt' an Euch! — — 's Vogelsbure Andräs isch bi de Soldate z' Rastatt un het no nia g'schriebe. Könntet Ihr nit a weng (wenig) Sympathie bruche (anwenden), daß er mir schriebe tät?" —

„Agathe, da gehst Du jetzt heim und heute nachmittag suchst Du den Heckenlehrer[1] auf und sagst ihm, daß er dem Soldaten einen Brief schreibe, und Du legst einen Zweiguldenschein dazu, dann wird der Bursche schon schreiben." „Des will i gern tua," meint hierauf das Agathle, „aber Ihr müasse au helfe und Sympathie bruche."

„Nun, so setze Dich daher und schreibe Deinen und des Andreas Namen auf einen Zettel, dann will ich Deinem Wunsche nachkommen." Freudig folgt das Agathle; es geht aber hart mit dem Schreiben und deshalb langsam.

Der Schneider hängt indes seine Pfeife an die Wand und vertauscht den Schlafrock mit dem langen Pariser Gehrock. Es hat eben das „Ander" in den Hauptgottesdienst geläutet, und den will er nicht versäumen.

Das Agathle hat die Namen fertig, langt sein blechernes „Riberle"[2] aus dem Unterrocke, gibt dem Schneider einen Sechser, sagt noch: „Vergelt's Gott für d' Sympathie," und hüpft hoffnungsvoll die Stiege hinunter; hinter ihm drein,

[1] Geschildert in meiner „Jugendzeit".

[2] Eine kleine, eiförmige Blechbüchse, wie sie in meiner Knabenzeit allgemein von Bauernfrauen und -mädchen als Geldbörse geführt wurde.

den Zylinder auf dem Haupt, der Helfer — beide der Kirche zu.

Ein Sympathiedoktor muß, wenn er im Volke Ansehen haben will, ein frommer Mann sein, gerne beten und gerne in die Kirche gehen. Er darf kein Flucher und kein Trinker sein. Man legt im Volke an ihn einen so strengen Maßstab wie an einen Priester. Darum versäumte der Schneider nie den Gottesdienst. Wenn er heimkam, waren aber schon wieder Landleute da, und die Konsultationen gingen weiter.

Nach der sonntäglichen Vesper, am Nachmittag, schlich ich manchmal mit seinem jüngsten Sohn, der mein Schulkamerad war, von der Rückseite des Hauses, am Stadtbach, in die Küche, von wo aus man durch ein Fensterchen in der Türe in des Doktors Stube sehen konnte. Sein Sohn hieß wie ich mit dem Vornamen, war so alt wie ich und trug wie ich einen Spitznamen unter seinen Kameraden.

Er wurde „der Hoppaier“ genannt, hatte schneeweißes Haar und einen ungemein langen Kopf. Er war ein guter Kerl, der nur seiner Mutter bisweilen ein Stück Schweizerkäs stahl, das wir dann zusammen beim städtischen Waschhaus verzehrten. 's ist das aber schon lange her und der gute Hoppaier vor vielen Jahren in Amerika gestorben.

Ich war zu allen Zeiten meines Lebens wißbegierig, absonderlich aber in meiner Knabenzeit, und wollte immer Geheimnissen auf den Grund kommen oder Geheimnisvolles sehen. Deshalb mußte mich der Hoppaier, trotz des strengen Verbotes seines Vaters, ins Haus lassen, um dem Wunderdoktor zuzusehen. Ich sah aber nie etwas anderes als den Schnider-Miehle mit der langen Pfeife, wie er vor den Klienten nachdenklich auf einem Stuhle saß oder hin und her ging oder aus einem Schrank ein Medikament hergab. Ich sah auch die Patienten schreiben, hören konnte ich aber selten etwas.

Wenn aber der Alte einen „Trank“ auf dem Herd bereiten wollte und der Küche zuschritt mit Kräutern in der

Hand, dann mußten der Hoppaier und ich die Flucht ergreifen, und das taten wir schnell wie der Blitz. —

An Werktagen kamen zum Schnider-Miehle die Haslacher; denn von den drei Volksärzten, die in meiner Knabenzeit im Haslacher Gebiet wohnten, war der Miehle der gesuchteste. Namentlich gingen Frauen und Mädchen mit Vorliebe zu ihm, wenn sie an Zahnweh litten. Er legte ihnen zuerst eine scharfe Essenz in den Zahn und ging dann in den Keller. Nach einiger Zeit kam er wieder herauf und entließ die Patienten geheilt. Was er im Keller tat, erfuhr man nie, die Weiber aber sagten, er habe jeweils dort das „Zahnweh vergraben".

Zu kranken Menschen ging der Miehle nie auswärts. Die heilte er aus der Ferne, aber zum „Unvernünftigen" ging er gerne. Wenn der Schneider am Nachmittag mit der langen Pfeife langsam und gravitätisch, weder nach rechts noch nach links schauend, eines der kleinen Seitentäler der Kinzig hinaufschritt, hieß es in allen Strohhütten: „Es muoß ebbis Ungrad's im a Stall si, der Schnider-Miehle goht 's Tal nuff!"

Bisweilen sprang ihm, auf Anraten der Eltern, auch ein Bub oder ein Mädel nach, das einen „bösen Finger" hatte, und rief: „Schnider-Miehle, der Vatter het g'sait (gesagt), Ihr solle so guat si un mir de Brand nehma."

Jetzt schaute er langsam um, grinste tiefernst das Kind an, das ob diesem Anblick erschrocken der Hütte zusprang und den Finger nicht mehr zu zeigen Lust hatte. Die Alten waren aber schon beruhigt, denn sie glaubten, wenn der Schneider den Patienten nur gesehen habe, werde er eine gute Meinung machen, und dann wirke die Sympathie von selbst.

Der Schnider-Miehle war meiner Erinnerung nach einer der wenigen Haslacher, die neutral blieben während der Revolution von 1848/49. Aber das kam daher, weil er unbedingten Gehorsam in allen Lagen des Lebens gewohnt

war. Drum war er auch zum Revolutionieren nicht veranlagt.

Seine Frau hatte ihn gelehrt, sich in alleweg zu fügen. Sie war eine stattliche, schöne Frau, hieß aber mit Rücksicht auf ihren Vater, den wüsten Neumaier, die „wüste Neumaierin", weil sie auch sehr schneidig auftrat.

Sie war deshalb auch im Gegensatz zu ihrem stillen Mann eine energische Republikanerin.

Es steht noch lebhaft jene Nacht vor mir, in der sie kurz vor der Revolution um Mitternacht von Offenburg her mit der Nachricht kam, die Franzosen seien über den Rhein und schon im untern Tal, und meinen Vater als den damaligen Chef der Bürgergarde herausklopfte.

Ihren Mann, den Volksarzt, nannte sie nur ihren „alten Esel", der den ganzen Tag über den Büchern sitze und Pfeifen rauche. Zum Glück war sie, wie schon erwähnt, selten einen ganzen halben Tag zu Hause, und der Schneider hatte meist seine Ruhe. Ich erkenne aber jetzt erst, wenn ich mir sein Gesicht vorstelle, welch schmerzliche Resignation in demselben sich abmalte.

Ich war noch Student, als sie den Miehle auf den Kirchhof trugen. Die „wüste Neumaierin" heiratete abermals einen Schneider a. D., den alten Eisenmann, meinen einstigen Leibschneider, mit dem sie aber besser zufrieden war, denn er half ihr beim Kauf und Verkauf von Bohnen, Zwiebeln und Schweizerkäs. Die Sympathiebücher verstaubten, und die Bauern wanderten zu andern Volksärzten.

Die Neumaierin zeigte übrigens, wenn es drauf und dran kam, auch ein christlich mildes Gemüt. Ich war anno 1863 kaum einige Tage Priester und in der Heimat, als sie eines Nachmittags in meine Kabine stürzte und mich bat, ich möchte doch schnell kommen und eine Litanei beten am Sterbebette ihrer Nachbarin, der „Storchenbeckin", die Frau könne es nicht „ersterben".

Es war für mich der erste offizielle Krankenbesuch und

dazu noch in Todesnähe, und mit einigem Bangen folgte ich der Alten. In einer elenden Kammer der Vorstadt lag eine jüngere Frau, bewußtlos stöhnend und mit dem Tode ringend. Ich kniete nieder auf den Boden und fing an zu beten. Die Neumaierin tat das gleiche und betete mit aufgehobenen Händen so kräftig und gefühlvoll, daß ich zum erstenmal im Leben Sympathie für die gefürchtete Frau fühlte. Während unseres Gebetes starb die Kranke. —

Mein „Leibarzt" war der Miehle nie gewesen, er schaute mir viel zu unsympathisch in die Welt. Wenn ich Zahnweh hatte, so suchte ich Hilfe bei seinem Kollegen, dem „Nagile-Karle". Der war ein Sympathiedoktor untersten Ranges und hatte deshalb wenig Kundschaft.

2.

Der Karle, ein blasser, schwarzer, bartloser Mann in den Fünfzigen wohnte in einem elenden Winkel abseits der Mühlenstraße. Ihm gegenüber, beim Essig-Marti, wohnte ein Schulkamerad von mir, der „Nottelhans". Der war einer von den armen Teufeln unter uns Buben, glich aber das häusliche Elend aus durch um so größere Lustigkeit auf der Gasse.

Johann Holderspach war sein Name; er wurde aber von uns „Nottelhans" getauft, weil er ein dicker, wackeliger[1] Kumpan war. Durch ihn ward ich beim „Nagile-Karle" eingeführt, einem blutarmen Hagestolz, der seine Nagelschmiede, seinen Tisch und sein Bett in einer finsteren Stube beisammen hatte. Hier besuchten der Nottelhans und ich den Karle gar oft und vernahmen Worte der Weisheit.

Seine „Sympathie" erstreckte sich nur auf das Heilen von Zahnweh und auf Mittel gegen die Eingeweidewürmer bei Buben. Aber da war er kompetent. Wer mit Zahnweh behaftet zu ihm kam, mußte dreimal Wasser in den Mund

[1] Notteln bedeutet im alemannischen Dialekt wackeln.

nehmen, in das der Nagile-Karle Grund (Erdboden) versenkt hatte, und es wieder in ein Loch in der Stubenecke ausspucken. Dazu machte er noch einige magnetische Streichungen mit seiner schwarzen Hand über die Wange des Leidenden, sprach seine Zauberformel und dann garantierte er für Schmerzlosigkeit innerhalb sechs Stunden.

Er bediente sich dabei jenes uralten Zauberspruchs „fürs Zahnweh", der da also lautete:

„Sankt Petrus stand unter einem Eichenbusch, da sprach unser lieber Herr Jesus Christus zu Petrus: Warum bist du so traurig? Petrus sprach: Warum sollte ich nicht traurig sein. Die Zähne wollen mir im Munde vergehn. Da sprach unser lieber Herr Jesus Christus zu Petro: Petrus, gehe hin in Grund, nimm Wasser in Mund und speie es wieder in den Grund, dreimal im Namen † des Vaters und † des Sohnes und † des hl. Geistes. Amen."

Als Honorar erhielt der Nagile-Karle selten mehr als zwei Kreuzer und war des baß zufrieden. Ich brachte ihm meist nur ein halbes oder ganzes Batzenlaible aus der väterlichen Backstube statt Geld, und auch damit begnügte er sich.

Mir fiel es aber nach und nach auf, daß der Nagile-Karle stets einen einseitig geschwollenen Backen und einen verbundenen Kopf hatte, und vorlaut fragte ich ihn eines Tages, warum er allen Leuten das Zahnweh nehme und selber immer ein geschwollenes Gesicht trage. Der Karle war sonst das Phlegma zu Pferd; aber diesmal fuhr er mich hitzig an: „Du dummer Bua, Du waisch nit, was Sympathie isch! Ich nehm' andere das Zahnweh ab und behalt' es selber."

Heute erst verstehe ich, wie klassisch hier der Nagile-Karle das Fremdwort Sympathie (Mitgefühl) übersetzt hat. Aber eins begriff ich damals schon, daß der arme Nagler ein Märtyrer sei zugunsten seiner Mitmenschen. Ich brachte ihm deshalb manchmal, auch wenn ich nicht an Zahnweh litt, ein „altbaches Halbbatzenlaible", das über Sonntag und Mon-

tag nicht verkauft und von mir von der Mutter „erheischt“[1] worden war, um es meinem Freund zu schenken.

Dafür aber gab der Karle mir Privatissima über die Behandlung der Zähne. Er predigte mir, ja jeden Tag die Zähne zu putzen, im Sommer mit Salbei und im Winter mit Brotkruste; das verhüte viel Zahnweh. Ich erinnere mich noch, wie er eines Abends in den Garten des benachbarten Bierwirts, des „suren Lang“, schlich und mir ein Salbeiblatt brachte, damit ich es erkenne und seinen Zweck erlerne.

Dem Nagile-Karle verdanke ich es, daß ich heute noch gute Zähne habe. Auch habe ich von ihm gelernt, die Menschen darnach zu taxieren, ob sie geputzte Zähne haben oder nicht. „Wer die Zähn' nit putzt,“ pflegte er zu sagen, „isch a Dreckspatz, un wenn er sonscht in Side un Sammet rumlauft.“

Respekt vor dem Nagile-Karle, sage ich! Es gibt heutzutage viele, recht viele Leute, die haben Gymnasium und Universität absolviert, sind noch Doktoren aller freien Künste und stehen in Amt und Würden, aber das Zahnputzen haben sie nicht gelernt. So oft, und es begegnet mir das leider sehr oft, ich einen solchen Gebildeten sehe, denke ich unwillkürlich mit dem Nagile-Karle: „Des isch a Dreckspatz.“

Man lehrt in unseren erweiterten Volksschulen viel zu viel Unnötiges und Unpraktisches. Ich wohnte vor einigen Jahren der Prüfung in einer solchen Schule an und hörte mit Staunen die Mädchen die Längen- und Breitengrade behandeln, eine Kenntnis, die ich mir auf dem Gymnasium nicht erworben. Dann erzählten sie von den Kriegstaten des Cyrus und Alexander mit einer Fertigkeit, als gälte es, damit später sein Brot zu verdienen.

Ich fragte mich angesichts dieser Gelehrsamkeit: Was wird aus diesen Mädchen? Antwort: Die allermeisten sind Kinder ganz armer Eltern und müssen ihr Brot als Dienstmädchen suchen. Jetzt soll ein solches Geschöpf, das die

[1] erbeten.

Längen- und Breitengrade fix kennen gelernt hat und die Taten alter Helden auswendig kann, Holz tragen, Wasser holen, Geschirr spülen ꝛc. Es wird sich im Bewußtsein seiner hohen Bildung unglücklich fühlen. Es weiß ja viel mehr als seine „Herrin", die zu einer Zeit in die Schule ging, wo man den Kindern solche Wissenschaft noch nicht beibrachte.

Auf diese Art bekommen die jungen Leute Größenwahn, und deshalb will, wie Fürst Bismarck einmal richtig gesagt hat, in unsern Tagen niemand mehr Knecht und Magd sein.

Auch hier sehen wir, daß die Kultur, je höher sie steigt, umsomehr Schädigungen mit sich bringt und schließlich jedes Volk ruiniert.

Während aber in unserer heutigen Volksschule so manches Unnütze und Schädliche gelehrt wird, kommt die Schulweisheit nicht einmal zu dem Standpunkt meines Freundes, des Nagile-Karle. Der lehrte uns Buben, wie wir Zähne und Leib gesund erhalten, und das ist millionenmal mehr wert, als daß die Kinder wissen, unter welchem Längen- und Breitengrade sie leben.

Ich habe in unsern modernen Volksschulen schon oft gehört, wie der Buntspecht und die Fledermaus beschaffen sind, wie viele Zähne und Zehen die Katzen haben, aber von der organischen Beschaffenheit des Menschen kein Wort. So kommt's, daß ein Mensch nach achtjährigem Schulbesuch alles kennt, nur sich selber nicht, und nicht einmal weiß, wo sein Magen, sein Herz und seine Lungen liegen, und wie er sich gesund erhalten kann. Drum vivat der Nagile-Karle!

Auch andere Winke gab mir der arme Nagler. „Philipple,"[1] sprach er einmal nach Empfang eines Halbbatzenlaibles, „Du worsch (wirst) Dich hie un da in Finger haue. Do gosch (gehst) als glich zuam Nochber, zuam Schriner Hauschel, un losch (läßt) Dir's zualime (zuleimen)."

[1] Wie ich in meiner Jugendzeit erzählte, hieß ich als Knabe in Hasle der Philipple, weil mein Vater Philipp hieß.

Nicht acht Tage nach dieser Lehre — es steht noch so lebendig vor mir, als wären es erst acht Tage — spaltete ich Holz in der Scheuer und hieb mir dabei das Fleisch am linken Daumenfinger durch. In dem Augenblick trat mein Vetter Karl zu mir und meldete, wir zwei sollten für seinen Vater einen Geißbock holen im Burggraben in Mühlenbach, zwei Stunden abseits im Gebirg. Ums Leben gern ging ich mit, aber mein Finger und das Blut! Da fiel mir das Rezept des Nagile-Karle ein. Zehn Minuten später hatte der dicke Ferdinand Hauschel den Finger verleimt, und im festen Vertrauen auf des Nagile-Karles Sympathie ward beim Burggraben-Bauer der Geißbock geholt[1]. Die Wunde heilte brillant, und nur die Narbe erinnert mich heute noch an die Leimkur des Nagile-Karle.

Die heutige Medizin ist stolz, endlich nach langem Forschen auch auf dem Standpunkt des Nagile-Karle angekommen zu sein und frische Wunden möglichst rasch und gut zu verbinden, um die von außen drohenden Eiterbazillen abzuhalten. —

Noch war der alte Nagler kompetent bei Vertreibung der kleinen Würmer in den Eingeweiden der Buben. Da riet er als Hauptmittel dagegen an, im Frühjahr die ersten Schosse des Brombeerstrauchs zu pflücken, ins Wasser zu legen und von dem Wasser zu trinken.

Mehr denn ein Frühjahr habe ich die Brombeerhecken an der Kinzig hin abgesucht und die ersten Triebe mir annektiert. Sie kamen dann in einen Milchhafen, der mit Wasser gefüllt in meiner Kammer stand, und jeden Morgen ward „darab“ getrunken. Der Nagile-Karle meinte, dieses Wasser wäre auch „gut fürs Wachsen“, und vielleicht bin ich auch infolge der Brombeerschosse so lang geraten.

---

[1] Dies geschah im März 1851, und am 14. November 1886 traf ich den gleichen Bauer noch rüstig auf dem Jahrmarkt zu Haslach. Und er lebte um die Jahrhundertwende noch, „der Burggräbler“ aus dem Mühlenbach.

Nägel machen sah ich den Karle selten. Er hielt auch keine feil am Montagsmarkt und war mit den andern Zunftgenossen nicht konkurrenzfähig. Es fehlte ihm meist an Kohlen und Eisen, und da ist es eine Kunst, Feuer zu machen und Nägel zu hämmern.

Wenn er aber einmal am Feuer stand, so war seine Kabine, in die nie ein Sonnenstrahl drang, magisch beleuchtet, und sein schmerzhaft geschwollenes Gesicht schaute wie verklärt auf den kleinen Amboß. Mit den Nägeln ging er dann hausieren über Berg und Tal zu den Bauern und Bauern-Schuhmachern. Das waren seine besten Tage, da gab's gute Atzung bei den Bauern um Gottes willen und noch etwas Kleingeld in den Beutel.

Ich ging noch in die Volksschule, als der Nagile-Karle sein Quartier aufgab und vor das Städtchen hinaus an den Fuß des Schänzles zog. Von da ab wurde er mir fremder, so daß mir, der ich frühzeitig die Heimat verließ, selbst sein Tod unbekannt blieb. Aber jedenfalls tun ihm schon mehr denn fünfzig Jahre lang die Zähne nicht mehr weh.

Er war hienieden ein stiller, armer, geduldiger Mann, und es geht ihm gewiß in der andern Welt besser als auf dieser. Verdient hätte er's redlich. —

3.

Noch lebte in meiner Knabenzeit ein dritter Sympathiedoktor im Haslacher Kirchspiel, das war Hansjörg, der Bauer in der Sommerhalden. Zwischen der „Gaisbürde" und dem „Helgenberg" zieht sich, am „Pfaffen-Käppele" vorbei, ein reizendes Tälchen hin, nicht breiter, als ein Bächlein und ein schmaler Weg Raum brauchen; ein Tälchen, still, abgelegen, sonnig und blumig, wie wenige im Kinzigtal, ein Tälchen, wie geschaffen fürs Beten und Philosophieren in Gottes freier Natur.

Da, wo dieses lauschige Stückchen Erde in einem dunkeln

Tannenwald verschwindet, liegt auf einem sanften Hügel der Hof des Sommerhalden-Bauers, eine Strohhütte, umsäumt von ewig grünen Bäumen. Hier wohnte in meiner Knabenzeit der Hansjörg, ein schöner, alter Bauersmann mit glattrasiertem Gesicht, gebogener Nase und Augen, blauer als der Himmel über seinem Heim.

Jeden Sonntag nach der Frühmesse saß er, wie schon früher erzählt, bei meinem Vetter, dem Kastenvogt, zweifellos, den Kapuziner P. Leopold nicht ausgenommen, der Frömmste jener ganzen Gesellschaft, aber auch der Frömmste von allen Sympathiedoktoren jener Tage. Er stammte ursprünglich aus dem Prechtal, jenem waldigen Wohnsitz keltischer Bevölkerung, dessen Mittelpunkt, der „Gschasi“-Berg, als höchste Kuppe aus dem Elztal ins mittlere Kinzigtal hineinschaut.

Im dreißigjährigen Krieg waren viele Familien dort ausgestorben, und mancher Hof stand leer; in einen derselben, ins „Jungbure-Hof“, zog aus der Schweiz der Ahne unseres Sommerhalden-Bauers, ein Schwyzer namens Kern.

Unser Hansjörg mußte sich als nachgeborener Sohn seines Vaters ein anderes Heim suchen, wenn er nicht auf dem Jungbure-Hof als Knecht bleiben wollte. Auf dem Haslacher Markt erfuhr er, daß die „Sommerhalde“ feil sei. Diese hatte damals unter einem Strohdach zwei Besitzer des kleinen Gütchens, den „Häberle-Bur“ und den „Christle“.

Zwei Könige unter einem Dache kommen auf den Hofgütern des Schwarzwaldes häufig vor. Aber eine chinesische Mauer trennt in der Regel ein Königreich von dem andern, der Länge nach sich durch das Haus ziehend. Die beiden Dynastien verpönen in den meisten Fällen jeden Kommunismus; nicht einmal gemeinschaftliche Brunnen werden geduldet. Nur in Notfällen nimmt einer den andern zu Hilfe und werden Zugtiere oder „Völker“ gegenseitig geliehen.

So kommt es, daß diese Doppelbauern meist im tiefsten

Frieden leben, weil sie in allem handeln wie Abraham und Lot, der eine streng rechts, der andere streng links.

So auch einst der Christle und der Häberle-Bur in der Sommerhalde. Ja ihre friedliche Nachbarschaft war so groß, daß sie, als der Hansjörg ihnen das Gut abgekauft, beide ins Städtchen und wieder nebeneinander zogen. Der vermöglichere Christle baute an der Mühlenstraße ein größeres Haus und der Häberle-Bur daneben eine Hütte.

Der Christle machte mit seinem Sohn Bier, und sein Nachbar errichtete ein Fuhrwesen. Beide hatten ihre Geschäfte zu meiner Knabenzeit im besten Betrieb. Der eine braute einen Salvator, der war sauer und pudeldick und erforderte zu jedem Glas einen Schnaps. Alle verschämten Liebhaber des letzteren zogen deshalb zum Christle, weil sein Bier den Genuß des Schnapses rechtfertigte. Er selbst aber, der Christle, in seinen schwarzen, ledernen Stumphosen und mit der schwarzen Zipfelkappe auf dem Haupt, saß neben seinen Gästen und trank — nichts.

Seine Brauerei war zu meiner Knabenzeit die einzige, in der nicht politisiert wurde. Die Gäste saßen da jeder einzeln an einem Tisch; denn mehr als drei waren selten zu gleicher Zeit da. Sie beschäftigten sich lediglich mit dem Trunk und ergaben sich stiller Betrachtung. Stammgäste der Art waren der Näse-Karli, welcher von's Christles dickem Bier behauptete, „es speise und tränke", der Kröpple-Metzger, der krumme Stricker, der Leime-Mathisle und der Schnauzbeck, der Bruder meines Vaters. Wenn der kam, rückten die Trinker zusammen und hörten die wunderlichen Sprüche des Schnauzbecks an. Gesprächig war ferner noch der Häberle-Bur, so oft er kam, aber er politisierte nicht. Staatsformen und politische Freiheiten waren ihm so gleichgültig als seinem alten Schimmel, den er durch Feld und Flur peitschte.

Sein Hauptthema bildete sein Weib, mit dem er in häufigem Hauskrieg lebte. Da er sonst ein äußerst verträglicher,

hilfebereiter Nachbar war, lag die Schuld wohl an „ihr“. Wie dankbar der „Andres“ für den Frieden war, geht schon daraus hervor, daß er in „Friedenszeiten“ seine Frau am hellen Tag per Arm, jedes eine Hacke auf der Schulter, ins Feld führte.

Man sah in jenen Tagen sonst keinen Bürger diesem Komfort huldigen und die Frau per Arm führen, nicht einmal am Sonntag, der Häberle-Bur allein pflegte ihn. —

Also der Christle und der Häberle-Bur waren die Vorgänger des Hansjörg in der Sommerhalde gewesen. Der hatte aber von seinem Vater noch die Sympathie gelernt und sie schon im heimatlichen Elztal praktiziert. Darum waren seine ersten Kunden in der neuen Heimat die Bauern seines Heimattales, welche über die Viereck, an der alten Heidburg vorbei, ins Kinzigtal hinabstiegen und in das liebliche Tälchen der Sommerhalde wanderten zum Hansjörg.

Dieser gab sich vorzugsweise nur mit dem „Unvernünftigen“ ab. Schweine heilte er aus der Ferne, bei Rindvieh aber war seine persönliche Gegenwart notwendig. Kam ein Bauer wegen Borstenviehs, so fragte er ihn, wie weit er nach Hause habe. Dann gab er dem Mann ein Gebet auf „unter den Weg“ und berechnete die Zeit, bis wann der Betreffende daheim sein könnte; war diese Stunde da, so nahm der Hansjörg eine Haselgerte, die er am Palmsonntag hatte weihen lassen, und machte unter geheimer Formel Einschnitte in dieselbe.

War es der Milzbrand, die schlimmste Krankheit unter den Schweinen, so sprach der Hansjörg: „Es reiten aus drei Herren zwischen zwei Seen, der erste heißt St. Lukas, der zweite St. Markus, der dritte St. Johannis, sie strecken aus ihre Hand und nehmen den Brand.“

Item es half und muß geholfen haben; denn selten ging einer fehl, wenn er den Hansjörg aufgesucht hatte.

Bei Rindvieh gestaltete sich die Sache deshalb schwieriger, weil er nicht bloß im Stall gewesen sein mußte, sondern es

durfte ihn auf dem ganzen Weg dahin niemand „beschreien“. Traf ihn einer und fragte: „Hansjörg, wohin“? — so war alle Sympathie zum Kuckuck, und unverrichteter Sache mußte der Doktor umkehren.

So kam es, daß er schließlich nur in dunkeln Nächten und auf einsamen Bergpfaden auf die Praxis ging. Er kannte alle Wege und Stege in Berg und Tal, Wald und Feld und wußte jeden Hof auf viele Stunden im Umkreis. Er gab jeweils, wenn er zu kommen vorhatte, Ordre, den Hofhund in die Stube zu tun, in der kommenden Nacht die Stalltür offen zu lassen und ihn, wenn er käme, nicht anzureden. Es sollte alles ruhig ins Bett gehen und schlafen, nur eine Laterne sollte brennen im Stall.

War er hier eingetreten, so sah er sofort unter fünfzig und mehr Tieren, welches krank sei. Er riß nun unter stillen Formeln dem Patienten je drei Haare aus zwischen den Hörnern, auf dem „Bug“ und auf dem „Kreuz“. War ein fließendes Wasser in der Nähe, so trug er die Haare alsbald dahin; wenn nicht, wickelte er sie in Papier und übergab sie auf dem Heimweg einem Waldbächlein.

Je nach dem Befund gab er dem Tier auch ein Stück Brot zu fressen mit einem Zettel, auf dem geschrieben stand: „Es gehen drei Jungfrauen über Land, sie tragen ein Stück Brot in der Hand; die eine sprach, wir wollen's zerschneiden, die andere, wir wollen der Kuh des N. N. ihre Krankheit damit vertreiben.“

War die Prozedur beendigt, so ging er still, wie er gekommen, von dannen, wenn nicht der Hofbauer, den der Hund durch sein Lautgeben geweckt hatte, unter einem kleinen Schiebfensterchen wartete, bis der Sympathiemann aus dem Stall kam. Jetzt durfte er beschrieen werden, und der Bauer lud ihn ein, „a weng Chriesewasser un Speck“ zu sich zu nehmen, oder die Bäuerin stand auf und machte ihm einen Kaffee.

Noch vor dem Morgennebel stieg der Hansjörg wieder

zu Tal, und ehe seine Leute ans Aufstehen dachten, war er wieder in der Sommerhalden.

Bei Menschen vermochte seine Sympathie nicht so viel zu wirken wie beim Unvernünftigen. Konnte er bei den ersteren nicht gleich helfen, so glaubte er, weitere irdische Hilfe sei unnötig, Leben und Tod des Betreffenden hänge von den „Planäte" (Planeten) ab. Er huldigte also jener alten poetischen Anschauung, daß des Menschen Schicksal in den Sternen geschrieben stehe.

Der Hansjörg hatte auch eine Eigenheit, um derentwillen er oft ausgelacht wurde. Er stellte sich in der Kirche stets in die vorderste Bank, die eigentlich nur für die Beamten und die Senatoren der Stadt reserviert war. Es fiel dies auf, weil in jenen Zeiten, kurz nach der Revolution, der Amtmann und sein Gefolge noch in die Kirche gingen. Der Hansjörg postierte sich regelmäßig daneben und betete so laut und kräftig, wie es heute alle Amtmänner im Lande zusammen nicht mehr zuweg brächten.

Wenn man ihn zur Rede stellte, warum er zu „den Herren" in den Stuhl stehe, so sagte er: „Die Herre könne doch nit bette, do muaß halt einer dabi si, der's kann!"

Ganz besonders aber paßte der alte Hansjörg auf bei der Predigt. Die konnte er fast wörtlich beim Kastenvogt reproduzieren. Er verlangte von einem Redner in erster Linie, daß er seine Sache „fest hergebe", d. i. laut spreche. Je lauter, je lieber. War einer von den Kaplänen ein rechter Schreier, so meinte der Hansjörg: „Der Herr kann's am beste, der het au a Redhus!" Nach diesem „Redehaus" taxierte er den Prediger.

Er war ein hoher Achtziger, der Hansjörg, als sie ihn ans „Pfarrers Käppele" vorbeitrugen, das stille Tälchen heraus auf den Gottesacker von Hasle. In Freiburg aber lebt heute noch ein Sohn von ihm und Schulkamerad von mir als Schneider. —

4.

Zu allen Zeiten haben beim Volk nicht bloß Männer Sympathie getrieben, sondern auch die Weiber spielten eine hervorragende Rolle, wenn es galt, in das Gebiet der Geheimnisse einzutreten.

Die Sibyllen der Römer und Griechen, die Hexen und Wahrsagerinnen der alten und neuen Deutschen sind ein und dieselbe Spezies des gleichen Geschlechtes.

Darum gab's auch in Hasle Wahrsagerinnen und sympathieverständige „Damen".

Die älteste aus meiner Jugenderinnerung war des „Gott'sacker-Jägerles Theres", die Frau des Ortspolizeidieners, des Stumperle. Sie war in meinen Knabenjahren eine volle junonische Schönheit, eine Eigenschaft, die so selten ist unter den Weibern an der Kinzig als ein Haslacher ohne gutes „Mundstück". Der Stumperle aber, ihr Gemahl, war ein häßlicher Gnom, mit dem die ganze Welt „Schindluder" trieb.

Sie wohnte unmittelbar hinter dem Pfarrhaus, und während ich auf dem Trippel (Balkon) an der Rückseite des Pfarrhauses manchmal auf meinen Lehrer, den Kaplan, wartete, konnte ich ihre Klientinnen aus- und eingehen sehen. Ich habe von dort herab auch mehr denn einmal ihren Gemahl mit dem lauten Gruß: „Guten Tag, Stumperle!" gehänselt und geärgert, die Frau aber, welche ernst und mit großen Augen wie eine heidnische Seherin dreinschaute, stets mit Respekt betrachtet.

Ihre Kundschaft bestand vorzugsweise aus den weiblichen Elementen des Städtchens. Ältere Frauen holten sich Rat in Krankheiten und sonstigen Familiennöten, und die Jungfrauen ließen sich die Karten legen in bekannten Herzensangelegenheiten. Die ersteren wanderten untertags zur „Veleda" auf dem Graben, die letzteren, wenn Finsternis die Erde deckte oder der Mond über dem Urwald stand.

Merkwürdigerweise hielten die katholischen Bauern der Umgegend nichts auf sie. Sie konnte nur „die Karten schlagen“, und dies imponierte ihnen nicht; es war ihnen zu wenig geheimnisvoll. Die „Sympathie“ paßte ihnen weit besser. Nur die Bauern des protestantischen Gutachtales hielten was auf die Karten. Sie kamen nach dem Tode ihres Jokele gerne zu der Sibylle von Hasle.

Ich glaube aber auch halb und halb, daß der Teufel in den Karten steckt. Zur Zeit, als ich vom Trippel des Pfarrhauses herabschaute aufs Stumperles Kartenhaus, hatte ich keine Ahnung, was das heiße „Karten schlagen“. Ich wurde ein Dreißiger, bis ich als Abgeordneter in einer Residenzgesellschaft die „Dame des Hauses“ die Kunst „zur Unterhaltung“ üben sah. Sie legte auch mir, wider meinen Willen, die Karte und sagte etwas voraus, das weder sie noch ich wissen konnte. Es traf wenige Tage darauf ein. Sie ersah nämlich aus ihren Karten, daß ich demnächst in der Kammer eine Rede halten werde, die mir vielen Verdruß mache.

Es ist mir seitdem begreiflich, wie Leute, die noch abergläubischer sind als unsereiner, bestochen werden durch diese Zufälle und an den „Kartenteufel“ glauben. —

Mehr für Bauern übte in Hasle später eine zweite Dame, die „Birkle-Theres“, ihre Kunst. Sie trieb Sympathie und hatte nach dem Tode des Schnider-Miehle gute Kundschaft. Eine große Gestalt mit langen, harten Gesichtszügen, zeigte sie äußerlich schon etwas Hexenartiges.

Die Männerwelt ist an und für sich offener und ehrlicher als das weibliche Universum, darum waren alle „Sympathiedökter“, die ich kannte, fromme, ehrliche Leute. Die Birkle-Theres aber, obwohl aus der frömmsten Gemeinde des Kinzigtals, von Hofstetten, stammend, war, wie die Haslacher sagen, „ein durchtriebenes Luder“. Sie wußte die besten Bauern für ihre Sympathie zu gewinnen und zu einem baumfesten Glauben an sie zu begeistern.

Ihr Quartier hatte sie in der Vorstadt beim „Sekler-Fid“, meinem alten Rossefreund, der ein geschworener Feind der Sympathie war, soweit sie nicht zu Roßkuren taugte. Auch ärgerte ihn der Zuspruch, den die Birkle-Theres von reichen Bauern fand, welche ihr in der Sympathie mehr glaubten als dem Fidele im Pferdehandel und lieber bei jener Rat holten als bei ihm Pferde.

Die Bauern, namentlich aus dem Fischerbach und Waldstein, kamen in der Regel nachts, zu zweit oder zu dritt. Um ihnen Schwierigkeiten zu machen, ließ der Sekler-Fid seinen Hund, den „Tiger“, von der Kette, wenn er merkte, daß die Hexe nächtliche Gäste erwartete.

Der Tiger war ferm dressiert, wie alles, was der Fidele in seine Gewalt bekam. Dieser machte alte Gäule jung, junge zahm und seine Hunde zu Hyänen oder Lämmern, wie es gewünscht wurde.

So war der Tiger auf Buren abgerichtet, und zwar nur auf die nächtlichen „Sympathieburen“. Wenn am späten Abend alles zur Ruhe gegangen war und nur noch die Birkle-Theres, der Sekler-Fid und der Tiger im Hause wach waren, ließ der Fidele den Hund los und stellte sich auf die Lauer. Mochte ein verspäteter Nachbar heimkehren oder der Nachtwächter seine Runde machen, der Tiger blieb mäuschenstill.

Draußen rauschte die Kinzig über den „Schnellinger Deich“ hinab, und deshalb waren die Schritte der Bauern, welche den Fluß passierten, erst ganz in der Nähe hörbar. Der Tiger ließ sie ohne einen Laut bis ans Haus; nur noch wenige Schritte, und die Klienten der Theres waren an ihrer Kammertür. Da fuhr die Bestie los, riß jedem ein Stück aus der Hose oder dem Kittel und hielt zähnefletschend alle vom Hause ab.

Jetzt war der Fidele aber schon auf den Beinen, rief seinem Hund, und der apportierte die Stückchen Zeug. War's Zwilch, so galt es einem Knecht, war's „Manchester“

(Samt) oder Tuch, so kam's von einem Bur[1]. So wußte der Fidele, ob Knechte, Bauern oder gemischte Gesellschaft draußen wäre. Die ersteren, als unschuldige Boten, ließ er frei passieren, die Bauern aber mußten sich entweder durch den Tiger durchschlagen oder unverrichteter Sache über die Kinzig zurückgehen, verhöhnt vom Fidele.

Denen es gelang, zur Seherin zu kommen, die mußten auch hier noch manch harte Probe bestehen. Sie stellte die guten Leute für ihr gutes Geld an einen „Haspel" und ließ sie stundenlang drehen, oder an ein leeres Butterfaß stehen und stoßen — alles, um einen Dieb zu finden, ein Schwein gesund zu machen, Glück in den Stall zu bringen usw.

Weil die Birkle-Theres ihre Sache nicht ehrlich trieb, ward ihr im Städtle niemand hold, und trotzdem die Geprellten stillschwiegen, brachten der Sekler-Fid und sein Tiger das Unwesen der Theres an den Tag. Sie wurde des Betruges überführt und eingesperrt.

Die Haslacher aber spielten sie und ihre Bauern als „Moritat" an der Fastnacht, und der Volksdichter und Bürgermeister, der „Bosche-Kasper", machte dazu das Lied:

'S war eine schlaue Weibsperson,
Die nährte sich schon lang' davon,
Nahm manchen schönen Gulden ein,
Und prellt' dafür die Leut' ganz fein.
Mein hochverehrtes Publikum,
Sei nicht so hexenmäßig dumm!

Fehlt's irgendwo in einem Stall,
So wußt' sie Mittel ohne Zahl;
Sie war zu jeder Kur bereit,
Kam selten in Verlegenheit.
Sie brauchte statt Arznei — zum Spaß
Den Haspel und das Butterfaß.
Mein hochverehrtes Publikum usw.

---

[1] Bur (Bauer) heißt der Hofbesitzer.

Selbst in dem finstern Geisterland
War ihre Kunst nicht unbekannt.
Sie brachte manche Seel' zur Ruh,
Der Bauern Geldsack auch dazu.
Mit ihrem Hokus-Pokus-Tand
War sie fast überall bekannt.
Mein hochverehrtes Publikum usw.

Am End' hat's d' Polizei entdeckt
Und sie sofort auch eingesteckt.
Nun sitzt sie fest für Jahr und Tag.
Drum höret, was ich euch noch sag':
Daß ihre Hexerei nichts sei,
Sonst hexte sie sich selber frei.
Mein hochverehrtes Publikum usw.

Ich glaubte, die Birkle-Theres sei schon längst unter den Toten. Da kam ich im Herbst 1888 in das alte heimatliche Kapuzinerkloster, das ich gerne wieder von dem Tode auferstanden sähe. Ich schaute mir die verschiedenen, von den Armen des Städtchens bewohnten Räume an, ob sie auch noch für Kapuziner aufnahmsfähig gemacht werden könnten.

Da öffnete ich eine kleine, rußige Zelle — und siehe, in ihr stand leibhaftig die Birkle-Theres, noch frisch und rüstig ihr Mittagsbrot verzehrend.

Sympathie treibt sie keine mehr; sie hat sich in klösterliche Einsamkeit begeben und sucht ehrliche Arbeit und Brot durch Tagelohn.

Bei näherer Betrachtung war ihre Zelle mir einst wohlbekannt und rief eine alte Erinnerung wach. In ihr wohnte zu meiner frühesten Knabenzeit der Weber-Balde mit seiner Mutter, der Weber-Nanne, einer ehrsamen Wäscherin. Der Balde war mein Schulkamerad und hatte einst eine lichtblaue Taube gefangen, die er in einem Käfig in der Stube eingesperrt hielt. Ich besaß damals noch keine Tauben und

beneidete den Balde um seine Taube wie um ein köstliches Kleinod. Er bot sie mir an für drei Kreuzer, aber ich war arm wie eine Kirchenmaus in jenen Tagen, da man einem sechsjährigen Buben noch keinen Groschen gab, damit er eine Taube kaufe. —

Die Birkle-Theres ist heute längst tot, aber erst im Januar 1909 starb ihr Gegner, mein Freund „Sekler-Fid“, 85 Jahre alt.

Anläßlich seines Todes erfuhr ich, daß der Schlauberger bis zu seinem letzten Lebenstag die Kunst der Birkle-Theres selber getrieben habe und besonders geschickt gewesen sei im Heilen des „Brandes“. Er hatte also doch was gelernt von seiner Mietsfrau. —

Die dritte im Bunde der Sibyllen von Haslach war des Schlosser-Lorenze Helene. Ich erinnere mich noch aus meiner Knabenzeit, daß jedes Jahr einmal ein wunderschönes, vornehm geputztes Mädchen im Städtchen Aufsehen machte und wir Buben ihm respektvoll nachschauten. Es hieß jedesmal, sie sei bei einer vornehmen Herrschaft weit weg und zu Besuch bei ihrem Vater, dem Schlosser-Lorenz. Dieser sah am Sonntag so rußig und schwarz aus wie am Werktag, und ich konnte es mir damals nicht zusammenreimen, wie die feine Tochter und der schwarze Schlosser verwandt sein konnten.

Jahrzehnte vergingen — da kam die Helene eines Tages heim, verwittert, verblüht und arm. Sie war in allen Weltstädten der Erde gewesen, hatte Europa und Asien bereist mit einer englischen „Herzogsfamilie“. Wie es aber gekommen, daß sie schließlich ohne Schönheit und ohne Geld ins Kinzigtal zurückkam, darüber hat sie niemals sich geoffenbart.

Als die Schwarzwaldbahn „ausgesteckt“ wurde, zu Ende der fünfziger Jahre, diente die Helene einem greisen Geometer, und als der das Zeitliche gesegnet hatte, heiratete sie einen Weber, den „Bächle-Wald-Andres“. Das war der

beste Kerl von der Welt und in seiner Gutmütigkeit wie geschaffen, um der vielgereisten und weltkundigen Helene zu gehorchen.

Sein Vaterhaus ist die poesievollst gelegene Waldhütte im ganzen Kinzigtal. Ich habe sie schon tausendmal gesehen, und jedes Jahr wird sie malerischer, weil seit meiner Kindheit bis zur Stunde niemand an ihrem Äußern etwas gearbeitet hat, außer der Zahn der Zeit.

Am dunkeln Waldrande gelegen, in einem Seitentälchen der Kinzig, schaut sie hinab aufs Städtchen wie ein schüchternes Waldvögelein. Das Strohdach geht zu beiden Seiten herab fast bis zum Boden, und nur an den Giebelseiten sind die kleinen Gucklöcher, sonst Fenster genannt, sichtbar. Auf dem Stroh des Daches hat längst das Waldmoos sich niedergelassen und das Dach mit einem grünen Samtkissen belegt.

Dieses „Bächle-Wald-Hüsle" war das Stammhaus des Webers Andres. Der war, wie gesagt, ein braver Kerl und fromm dabei und ging gerne wallfahrten; aber in seinem Handwerk leistete er nichts Besonderes. Seine Gattin, an Bildung ihm weit über, verlegte sich deshalb auf Sympathie und aufs Kartenschlagen und brachte auch dem Andres einiges von der geheimen Kunst bei. Er glaubte jedenfalls viel fester an die Sache als seine Helene, und bei seiner vielfachen Bekanntschaft mit dem Landvolke sorgte er vorzugsweise für Kundschaft. So wob er und beschwor nebenher Geister in dem Hause des „dicken Metzgers" draußen in der Vorstadt.

Als die Birkle-Theres infolge der Sympathie, welche sie mit den Bauern des Tales trieb, verfolgt wurde, da witterten der Andres und die Helene auch Gefahr für ihre Geheimnisse. Eines Morgens, als die Gendarmen sich dem Hause näherten, stürzte die schöne Helene aus einem Hinterpförtchen und verbarg ein Päckchen in einem Haufen Reisig, das dem Nachbar gehörte. Dieser Nachbar war aber kein anderer als mein alter Freund, der Schreiner Ruf, der mit

seinem Sokrateskopf eben zu seiner Werkstätte heraus in den Hof schaute.

Er wußte, daß die Helene keine Staatspapiere zu verstecken habe, deshalb erlaubte er sich, die Papiere näher anzusehen in der Vermutung, es möchten Geheimnisse darin stehen. Und richtig, es waren die Zauberformeln und das Geisterbuch des Andres und seiner Helene. Der Schreiner nahm sie für sich in Beschlag, ohne der Polizei etwas zu sagen, behielt sie Jahr und Tag, und als er hörte, daß ich nach derlei Dingen fahnde, schenkte er mir das Manuskript.

Ich habe die Papiere durchgegangen und gefunden, daß sie dem abergläubischen Andres gleichsahen. Es sind meist Beschwörungen und Zitationen von Geistern, die unter Gebet und Anrufung der Heiligen, namentlich der heiligen Jungfrau Gertrud, vor sich gehen.

Ich will von den vielen verschiedenen Formeln drei als Muster wiedergeben. Zuerst wird der Geist gerufen. Der Rufer steht in einem Kreis, der auf den Boden gezeichnet ist und allerlei Namen und Kreuzzeichen trägt, und spricht:

„Ich, Andres, ein Diener Gottes, berufe, begehre und beschwöre dich, Geist, durch die Weisheit Salomonis, durch den Gehorsam Isaaks, durch die Segnung des Geschlechtes Abrahams, durch die Frömmigkeit Jakobs und Noes, so in Gott nicht gesündigt, durch die zwölf Geschlechter, durch die Angst und den Schweiß Jesu Christi, durch seine Liebe und Barmherzigkeit, durch seine Strenge und Gerechtigkeit, durch die sieben Worte am Kreuze — daß du mir gehorsam seist und augenblicklich vor mir erscheinst in einer schönen, sichtbaren, sanftmütigen Menschengestalt hiesiger Tracht (Kleidung) und bringest mir aus der Erde oder aus dem Abgrund des Meeres eine Million gutes, unverfälschtes Geld von Silber und Gold, welches hierzuland schlag- und gangbar ist. Dies befehle ich dir bei dem wahren Gott, dem † Vater, † dem Sohn und † dem hl. Geist. Amen."

Ist der Geist gekommen und der Wunsch vollbracht (?), so gibt man ihm den Abschied mit folgenden Worten: „Fahre nun wieder hin, du gehorsamer Geist, wohin dich der gerechte Gott, mein und dein Erschaffer, verordnet hat, mit allem deinem Anhang in der Stille und Sanftmut, ohne Schrecken und Getös, auch ohne Verletzung der ganzen Erschaffung Gottes, und wenn ich dich wiederum durch die göttliche Kraft und Macht begehre, daß du gleich wieder kommst und mir gehorsam seist. Das befehle ich dir durch die allerheiligste Dreifaltigkeit, Vater, Sohn und Geist."

Will der Geist nicht weichen, so wird ihm schärfer zugesetzt mit der folgenden Formel: „Ich beschwöre dich, Geist, daß du sollest von uns abweichen ohne allen Schrecken und Schaden, ohne Schaden des Leibes und der Seele, durch alle hl. Engel und Erzengel, St. Michael, St. Gabriel, St. Rafael, St. Samuel, St. Themal, durch alle Herrschaften und Fürstentümer, durch Cherubim und Seraphim, durch die allerschrecklichsten und vollkommensten Worte Noab, Sahel, Emanuel, Adon, Athonai, El, Eli, Eloim, Dios, Kollo, Petragrammaton, Agley, Josefa, Jonas, Culpio, Hagios, und durch alles, wodurch Salomon, Manasses, Cyprian und Agrippa die Geister bezwungen, und durch was du immer kannst und magst bezwungen werden, und so wie Jesus Christus seinen Eltern gehorsam war, so wahr sei auch mir gehorsam, weiche augenblicklich und lasse das gebrachte Geld in unsern Händen."

Ähnlich wurden die Geister zitiert, die einen verborgenen Schatz hüten, wobei namentlich die hl. Gertrud zu Hilfe gerufen wird.

Wie sich der Andres und die Helene mit ihren Kunden zurechtfanden, wenn der Geist weder kam noch die Million brachte, das konnte ich nicht herausbringen. So viel ist aber geschichtliche Tatsache, daß beide, bald nachdem ihnen die Geheimschriften abhanden gekommen waren, von

Hasle weg nach Straßburg zogen. Es geschah dies um das Jahr 1870.

Straßburg war von jeher eine zauberhafte Stadt für die Kinzigtäler. Ich erinnere mich wohl aus meiner väterlichen Wirtsstube, daß die alten Bauern nach einem heftigen Gewitter oder einem starken Hagelschlag die Behauptung aufstellten: „Das haben wieder die Straßburger Studenten gemacht.“ Ich hielt mit ihnen damals diese Studenten für wahre Hexenmeister. Es ist mir aber schon längst klar, woher dieser Aberglaube bei den Bauern gekommen war.

Im Mittelalter kamen die Straßburger Studenten als „fahrende Schüler“ gewiß oft in das benachbarte Kinzigtal und trieben mit und bei den gläubigen Bauern allerlei Hokus-Pokus. Sie mochten ihnen dabei wohl auch vorgeben, daß sie „hexen“ und Wetter machen könnten. So ging dieser Aberglaube durch Tradition von Mund zu Mund bis herab ins 19. Jahrhundert.

In meiner Knabenzeit war Straßburg aber auch berühmt durch eine Somnambule, die in schwierigen Krankheitsfällen beraten wurde. Wenn die Ärzte und die Sympathiedoktoren nicht mehr helfen konnten, ging man zu der „Schläferin“ nach Straßburg. Deren Kundschaft mochte die Helene und den Andres bestimmt haben, in Straßburg ebenfalls ihre Geheimkunst nutzbar zu machen.

Wie es hier ging, konnte ich nicht erforschen, da die Helene schweigt und der Andres schon tot war, als ich nach den Sympathiedoktoren Haslachs fahndete. Ich habe zwar den gewandtesten Diplomaten Haslachs, den Dr Wörner, zur Helene geschickt, um ihr Leben zu erfahren; aber sie versagte das Interessanteste mit der Bemerkung, sie habe vor, selbst ein Buch darüber zu veröffentlichen.

So viel allein ist gewiß, daß der Andres und die Helene Ende der siebziger Jahre arm wie die Kirchenmäuse in die Heimat zurückkehrten. Was tun? Ihre Sympathie hatte den Kredit verloren und das Weben ging nicht. Da faßten

beide den ehrlichen Entschluß, mit jeder Arbeit ihr Brot zu verdienen, und machten im Stadtwald Reisig zusammen zu den „Wellen", die alljährlich an die Bürger verteilt werden.

Es lag Schnee auf allen Bergen, und die Tannen im Urwald beugten ihre Zweige unter der Schneelast, da stand die einst schöne Helene mit dünnen Zeugstiefelchen im kalten Wald und bot dem kranken und schwachen Andres das Reisig, damit er es in „Wellen" binde. Bei der Arbeit traf sie eines Tages mein Vetter Karl, der Holzhändler, als er seine Holländerstämme aufsuchte im Urwald. Stets im Leben galant gegen Damen, hatte er Mitleid mit der armen, frierenden Helene und meinte, sie könnte doch gewiß mit Nähen in warmer Stube mehr verdienen als hier im Walde bei der Kälte.

„Ich könnt's," erwiderte die wegen ihrer Vergangenheit im Volke Verdächtigte, „aber es nimmt mich niemand zum Nähen." Jetzt ward das Herz des Großhändlers erweicht. Er lud die Helene ein, morgen zu seiner Frau als Näherin zu kommen. Frau Viktoria nahm sie auf, empfahl sie weiter, und für s i e war gesorgt. Für den guten Andres sorgte ein anderer, der schon manchem Sterblichen die Last des Lebens abgenommen. Der Andres legte sich bald darauf nieder zum Sterben.

Am Klosterbach, in dem kleinen Häuschen bei der Apotheke, saß die Helene Ende der achtziger Jahre noch in einem behaglichen Stübchen und nähte und dachte an die vergangenen Tage und an die „Beschreibung ihres Lebens". Bisweilen kamen noch neugierige Haslacher Maidle zu ihr, denen sie die Karten legte.

Ihr Nachdenken über die Vergangenheit mochte die Lust in ihr geweckt haben, wieder in die Welt zurückzukehren. Denn eines Tages übergibt sie ihren ganzen Haushalt einer Nachbarin zum Aufheben, bis sie nach einem Vierteljahr wiederkäme.

Seitdem sind Jahr und Tag vergangen, die Helene kam nicht mehr. Ich vermute, sie ging wieder nach Straßburg und schlug Karten, bis der Tod sie ihr aus der Hand genommmen hat.

5.

Alle Sympathiekünstler des Kinzigtales hat in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein Bauer im untern Kinzigtal kaltgestellt, „der Hättichs-Bur" auf dem Billersberg bei Zell a. H. Er ist ein Hauptmeister in den Geheimnissen der Sympathie.

Ich ging im Frühjahr 1887 einmal von Haslach talab nach Steinach. Da saß am Marterberg der Mellert-Bernhard und klopfte Steine. Ich nahm ihn mit und dazu noch den Altbürgermeister und Kinzigfischer Kreyer, meinen Forellenlieferanten, einen intelligenten Mann, der mir stets vieles zu berichten weiß vom Müller Toweis, dem Bruder meines Großvaters, und von „alte Zitte".

Drunten im Dorf, unter der Kirche, steht ein Bierhäuschen, schmuck und hell, an der Talstraße. Dorthin nahm ich die beiden und ließ mir von ihnen erzählen.

Sie berichteten von den sieben Steinachern, die unter Napoleon in Spanien gedient und von denen nur der Zeine-Benedikt heimkehrte, ein alter Landsknecht, der schon sieben Monarchen gedient hatte. Die anderen galten für tot. Da kam nach Jahr und Tag der Stricker-Toni noch nach. Er war von den Engländern gefangen worden, hatte diesen dienen müssen und kam als „roter Soldat" in englischer Uniform eben heim, als sein Bruder im Adler Hochzeit hielt. Der Toni war Erbherr, er galt aber als verschollen, und darum übernahm sein Bruder den Hof und hielt Hochzeit. Der Zeine-Benedikt und der Stricker-Toni hießen ihr Lebtag „die Spaniolen", der Maier-Landel, der in Rußland gewesen, „der Kosak", und der Jägle-Lenz, der unter kaiserlicher Fahne in Oberitalien gedient, „der Österreicher".

Der Jägle-Lenz war Nachtwächter und „Sicherheit" und trug eine alte Flinte. Eines Tages transportierte er im Auftrag des Bürgermeisters mit seiner Waffe einen Stromer nach Haslach, um ihn dem Amtmann vorzuführen.

Der Stromer diskurierte mit dem alten Krieger und fragte unter anderm auch: „Wer kauft das Pulver für Euer Gewehr, Ihr oder die Gemeinde?" Der österreichische Stratege antwortete: „Pulver kauft weder der Jägle-Lenz noch die Gemeinde, das Gewehr ist nie geladen." „So," meinte der Gauner, sprang davon und rief: „Schießet au, Jägle-Lenz!" —

Von den alten Zeiten kam der Steinklopfer Bernhard auf die neuen und, von mir auf das Thema gebracht, auf den Hättichs-Bur, den großen Sympathiker. Der Bernhard hat vor wenigen Jahren noch im Harmersbacher Tale gedient in einer Mühle; die Müllerin war des Hättichs-Bure Tochter. Er saß also fast an der Quelle und war gut unterrichtet.

In erster Linie behauptete er, der Hättichs-Bur habe einen Bergspiegel, gefertigt aus dem reinsten Bergkristall, und in dem schaue er alle Krankheiten; man brauche ihm nur den Namen des Kranken zu sagen.

Spezialist aber ist der alte Bauer auf dem Billersberg gegen Fieber aller Art. Er hat dem Bernhard selber einmal geholfen durch folgendes Mittel: Drei Morgen mußte er vor Betzeit unter freiem Himmel stehen und sagen: „Sei willkommen, du hochgelobter Tag, nimm dem Bernhard Mellert das siebenundsiebzpiger Fieberzeug ab. Nimm es ihm ab, so wahr unser Herr Jesu Christ in einem Stall geboren ist. Im Namen † des Vaters und † des Sohnes und † des hl. Geistes. Amen."

Auch das Blutstillen hat der Bernhard damals gelernt. Man nimmt den Zeigefinger und den Daumen zusammen und spricht:

Auf unseres Herrn Christus sein heilig Grab
Da stehen drei Rosen; die eine brich ab,
Die zweite ist geduldig,
Die dritte ist unschuldig.
Es geschehe, Herr, dein Wille!
Blut, stehe stille!

Oder:

Glückselig sind die Stunden,
Heilsam sind die Wunden.
Christus ist geboren,
War im Grab verloren;
Christus ist wieder gefunden,
Er heilt und still. dir Blut und Wunden.
Ist das dein väterlicher Wille,
Blut, stehe stille!

Dann folgen drei Vaterunser und der Glaube.

Der Hättichs-Bur kann aber auch allerlei Vexierkünste, wenn er will. Gehen da einmal einige Nachbarn spät abends mit ihm von Zell heim das Tal hinauf, der Sympathiemann gibt ihnen beim Abschied die Hand, und sie bleiben wie gebannt stehen, bis er vor Betzeit wieder von seinem Hof herabkommt und sie entläßt.

Der Doktor auf dem Billersberg lebte und wirkte und so viel ist gewiß, daß selbst schon aus der Universitätsstadt Freiburg Leute zu ihm gegangen sind. Wenn alle Professoren nicht geholfen haben, hat's der Hättichs-Bur getan zu Ende des vergangenen Jahrhunderts noch.

Er war ein kleiner, breitschultriger Mann mit einem offenen, ehrlichen Bauerngesicht, dabei ernstlich fromm, wie ein Volksarzt sein soll, und einschließlich ein guter Bauer. Ich sprach öfters mit ihm, aber über seine Kunst ließ er sich in kein Gespräch ein. —

Zum Schluß kommen wir noch auf den einzigen ganz reellen Volksarzt im Tale zu reden, auf den alten Schmied von Steinach. Er war Zahntechniker und berühmt an der

ganzen Kinzig hin. Seine Instrumente hatte er selbst gefertigt, und im Ausziehen der Zähne besaß er eine wahre Virtuosität.

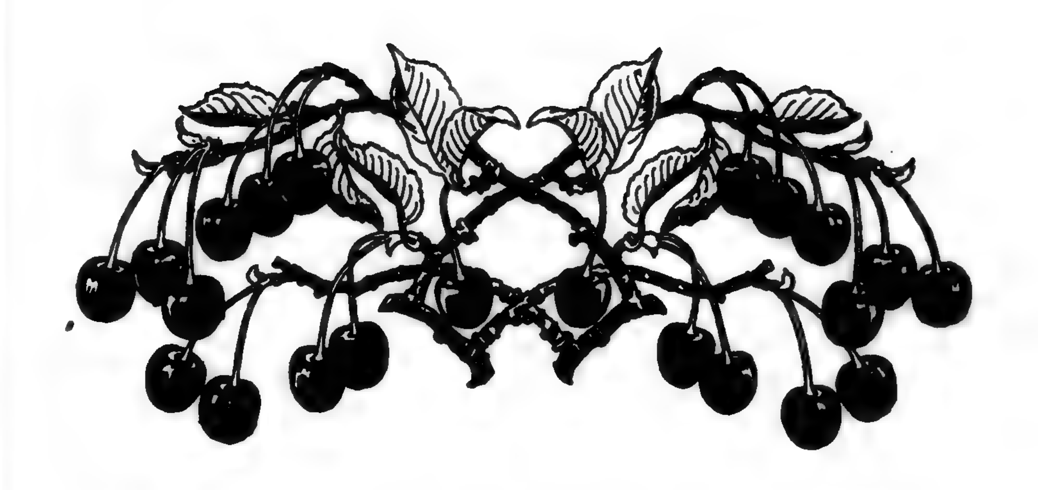
Noch als Achtziger ließ er es sich nicht nehmen, seine Patienten zu bedienen. Er lag meist im Bett, wohin Altersschwäche ihn gelegt hatte. Wenn aber sein Sohn meldete, es sei ein Zahn zu ziehen, so mußte er dem Vater den großen Lederschurz aus der Schmiede holen; den zog der Alte nur übers Hemd an, ließ sein „Geschirr" und den Patienten in die Kammer bringen, zog den Zahn und legte sich dann wieder ins Bett.

Dabei beging der alte Zahntechniker jeweils noch eine kleine Bosheit, wenn junge Bauernmädchen zu ihm kamen. Er fragte sie allen Ernstes, ob sie allzeit ein jungfräuliches Leben geführt hätten. Denn je nachdem müsse er eine andere Zange in Anwendung bringen, und eine „falsche" Zange mache, wenn ihm nicht die Wahrheit gesagt würde, viel mehr Schmerzen.

Manche der schmerzgeplagten Mädchen beichteten sofort, andere leugneten und blieben bei der Leugnung trotz der in Aussicht gestellten Schmerzen, einzelne nahmen ihr Wort noch zurück, ehe der Schmied ansetzte und riefen: „Nehmet die andre Zang'!"

Vor wenig Jahren erst kam der Tod und hat an dem alten Schmied selbst die letzte Operation vorgenommen. —





Der Hosig.

1.

Zu den wichtigsten Ereignissen im gewöhnlichen Leben gehört das Heiraten, weshalb das Volk das Eintreffen dieses entscheidenden Falles Hoch-Zeit genannt hat. Die Kinzigtäler Bauern, vorab die Hochtäler im Mühlenbach, fanden an dieser Hochzeit nur eines auszusetzen, daß ein so wichtiger Moment weiblichen Geschlechts sein solle, und haben darum aus d i e Hochzeit d e r „Hosig" gemacht, indem sie den Artikel verstärkten und das Hauptwort Hochzeit in Hochzit, Hosig verkürzten, wodurch das Ganze einen ungemein vollen und kräftig lautenden Charakter bekam.

Je wichtiger eine Angelegenheit ist, umsomehr muß dabei der Verstand das Wort reden und das Herz schweigen. Je mehr Poesie und Gemüt an eine entscheidende Sache verschwendet werden, um so schlimmer fällt sie in der Regel aus, und um so schwerer ist die Täuschung, wenn die nackte Wirklichkeit jener Poesie gegenübersteht.

Darum macht das Volk überall in der Welt einen Unter-

schied zwischen Poesie und Prosa, zwischen Liebe und Heiraten. Wir haben in allen Sprachen eine Menge Liebeslieder, die aus dem Volke herausgewachsen sind; sobald es sich aber ums Heiraten, um die Ehe handelt, da schweigt der Volkspoet, höchstens macht er Klagelieder, das Herz hat ausgesungen, und der Verstand handelt.

Gerade deshalb weiß auch unser Volk nichts von gebrochenen Herzen, von Liebesgram, von Selbstmord und Verzweiflung aus Liebe. Zu diesen modernen, blasierten Kulturblüten ist das Volk viel zu verständig. Und unsere Poeten und Theaterdichter, welche derlei Dinge dem Volke auflügen, begehen einfach eine Lächerlichkeit. —

Eines der heißblütigsten und poesiereichsten Völker, das spanische, hat ein Sprichwort, welches ganz genau übereinstimmt mit der Praxis der Kinzigtäler und aller Bauern der Welt. Und dieses Volkssprichwort heißt:

„Wer aus Liebe heiratet, wird unter Schmerzen leben."

Der Bauer hat Arbeit, Mühe und Sorge genug, er kann nicht „getäuschter Liebe und eitler Hoffnung" nachdenken. Die harte Wirklichkeit läßt ihm dazu keine Zeit. Das ahnte die Volksseele zu allen Zeiten, und darum wird aus Verstandesgründen und mit Verstand geheiratet.

Das fehlte noch zu all dem Elend, das auf dem Volke liegt, daß unsere Bauern und Bäuerinnen sich gegenseitig in den Haaren lägen aus allerlei Liebeskummer und sich Vorwürfe machten, weil die Herzen kälter geworden seien, während draußen im Stall das Vieh brüllt und seine Nahrung haben will, und drinnen in der Stube ein halbes Dutzend kleiner Kinder sich balgen und nach der Mutter schreien oder die liebe Gottessonne den Bauer mahnt ans Heuen und Ernten und die Bäuerin ans Kochen für Mähder und Schnitter, für Knechte und Mägde, für Buben und Maidle, die im Felde standen, ehe die Sonne aufging, und hungrig heimkommen.

Und daß das Volk recht hat mit seiner Nüchternheit, zeigt die Tatsache, daß unsere Bauern und Bäuerinnen viel glücklicher und zufriedener leben, Einheit und Treue viel höher halten als jene Leute, die nach einem Liebesroman und nach tausend Schwüren unsterblicher Liebe und Treue sich gefunden haben, aber ein halbes Jahr nach dem Hofig leben wie Hund und Katze.

Schillers berühmte Worte: „Drum prüfe, wer sich ewig bindet, ob sich das Herz zum Herzen findet" — sind eben Poesie und weiter nichts. Wer's nicht glaubt, der lese einmal einem Bauern oder einer Bäuerin diese Worte vor; sie werden ihn anschauen gerade so verständnisinnig, als den Hirtenbub seine Lieblingskuh, wenn er ihr eine Erdbeere vors Maul hält.

Die katholische Kirche, immer praktisch und die Bedürfnisse des Menschen kennend und wissend, was ihm not tut, die fragt den Hans und die Grete, den Emil und die Frida nicht nach ihrer Liebe und nach dem Herzen, sondern ob sie „aus freiem, ungezwungenem Willen und nach reifer Überlegung einander heiraten wollen".

So macht's der Bauer, er überlegt und rechnet. Er huldigt keinem Wahn, kennt darum auch keine Reue und macht deshalb auch jene bekannten Worte Schillers vom kurzen Wahn und von der langen Reue zuschanden.

In den fürstlichen Familien wird ja vielfach auch nicht aus Neigung geheiratet, sondern aus Politik. Man will die Dynastie stärken, erhalten, und darum wird beim Heiraten politisiert. Gerade so macht's der Großbauer im Kinzigtal und allerorts. Er will den Hof „seinem Stammen", wie er wörtlich sagt, erhalten, darum darf der Sohn nicht die Magd heiraten und die Tochter, wenn sie auf den Hof kommen soll, nicht das Knechtlein, und wenn sie einander noch so sehr liebten und seit Jahr und Tag miteinander zum Tanz gegangen wären.

Der alte Bauernfürst hat's wohl gewußt und ein Auge

zugedrückt, gerade so wie der regierende Fürst eins zudrückt, wenn der Prinz Karl August Wilhelm Otto Friedrich Franz die Tochter eines höhern oder niedern Hofbeamten gerne sieht. Wenn's aber ans Heiraten geht, so kommandiert das Familienoberhaupt im Bauernhof und im Schlosse einfach anders, und die „Geschichte hat ein End". Des Stallmeisters Klotilde seufzt und ist unglücklich und der junge Prinz vielleicht auch — aber des Bauernfürsten Andres und die Magd Scholastika seufzen keine Sekunde, noch viel weniger sind sie unglücklich; denn die Scholastika hat sich keinen Augenblick „dem Wahn" hingegeben, daß sie später „Bäuerin" werde.

Louis Veuillot hat einmal geschrieben: „An jedem großen Herrn findet man stets etwas von einem Bauern. Sie lieben beide gleichmäßig ein großes und solides Haus, verachten aber das Mobiliar."

Ein sehr wahres Wort. Man kann kühn den Vordersatz auch umkehren und sagen: „In jedem Bauer steckt ein Stück von einem großen Herrn." Beides deckt sich. Beim „großen Herrn", wie beim Großbauern, der eben in seiner Art auch ein Herr ist, wiegt die Größe und Solidität des „Hauses" alles auf; das übrige, selbst die Kinder, gilt, wenn es sein muß, als Mobiliar, das der Größe des Hauses zu dienen und dem Stammen sich unterzuordnen hat. Nur auf diese Art sind die Großbauern wohlhabende Bauern, und die großen Herren — Fürsten geblieben.

Und so, wie der Fürst seine Heerschau hält, seine Truppen Parade machen läßt, seine Kaskaden im Schloßgarten rauschen hört, seinen Marstall sich hält, so hat's auch, nur in weit poetischerer Art, der Großbauer auf seinen Bergen.

„Gibt es," schreibt der Naturforscher Hensel, „ein entzückenderes Schauspiel, als die Wasser und den Wald rauschen zu hören, das Getreidefeld wogen, den Klee blühen, die Sonne auf- und untergehen, den Tau im Grase glitzern, die Wolken sich bewegen und die Viehherden gedeihen

zu sehen?" — Das sind des Bauern große Fürstenfreuden!

Die Großbauern haben vor den heutigen Fürsten noch etwas voraus. Diese sind meist an eine Verfassung gebunden und durch diese mehr oder weniger beschränkt; der Bauer ist absoluter Herrscher, sein Wille entscheidet alles für Haus und Feld. Und wenn sein Absolutismus bisweilen einen Gegner findet, so ist es derjenige, den sich auch die Fürsten gefallen lassen müssen, es ist die Frau. Auch in der Politik der Bauernhöfe gilt vielfach die Frage Talleyrands: „Où est la femme?“[1]

Die Fürsten thronen auf den Höhen der Menschheit und die Bauernfürsten des Schwarzwaldes auf den Höhen der Natur, auf den Bergen. Unten im Tal, bei der Dorfkirche, da wohnen die Weber, die Schuster, die Schneider und die Tagelöhner, der Plebs der bäuerlichen Bevölkerung; auf den Bergen haust der Adel. Und Fürsten sind die großen Bauern und bleiben es, wenn nicht die moderne Gesetzgebung mit ihrem Gleichmachen ihr altes Erbrecht ruiniert; angefressen hat sie's bereits.

Sie haben ihre Würde von jeher gefühlt, diese Bauern, und drum von altersher und heute noch nennen sie, wir wissen es bereits, ihre Dienstboten „ihre Völker“.

Ja, einzelne Großbauern wurden geradezu „Fürsten“ genannt. Auf dem rechten Kinzigufer, eine halbe Stunde von Haslach, beginnt das Tälchen Welsch-Bollenbach[2]. Droben auf dem Kamm, der das Harmersbacher Tal vom Kinzigtal trennt, liegt der Barbaraster-Hof. In seiner Nähe finden sich die verschütteten Gruben uralter Bergwerke.

Noch um 1525 betrieb ein Hans Hollen vom Harz, als fürstenbergisches Lehen, die Gruben „St. Katharina, St. Barbara, Zur Haselstaude, Unsere liebe Frau, St. Anna, Zur

---

[1] Wo ist die Frau?

[2] Offenbar aus Vallis (Tal)-Bollenbach, da am Eingang des Tälchens das Dorf gleichen Namens liegt.

hohen Krone" auf Gold- und Silbererz. In meiner Knabenzeit hieß der alte Barbaraster-Bauer, dessen Hof in der Nähe der ehemaligen Grube St. Barbara liegt, nur „der Fürst vom Barbarast".

Gehen wir über den Berg hinüber, so finden wir heute zwei weitere Fürsten auf den Höhen des andern Tales, den Eckerbur und den Erdrich in der Buchen, zwei gute Freunde von mir.

Der Eckerbur, von mir längst „Fürst Konrad von der Eck" getauft, übersieht von seiner Höhe herab das Rheintal von Straßburg bis Basel und weit in den obern Schwarzwald hinein bis zum Feldberg und Belchen. In einer Mulde unterhalb der Bergesspitze liegt der stattliche Hof mit seinem Riesenstrohdach, welches die Fenster und Türen nur hervorschauen läßt wie kleine Augen unter einem riesigen Pappendeckelschirm. Etwas höher steht das Leibgedinghaus und daneben jedes Bauern Schatzkästlein, der Speicher.

Rechts und links, hinauf bis auf den Grat des Berges und tief hinab ins grüne Wiesental gehört alles dem Eckerbur — Feld und Wald, Wunn' und Waid', Matte und Bosch. Und das alles, samt den drei Häusern und zwei Ställen voll Groß- und Kleinvieh, mit „Schiff und Geschirr", hat der Fürst Konrad vom Vater selig übernommen um 6000 Gulden — sage mit Worten sechstausend Gulden, rund 10 000 Mark. Und diese 6000 Gulden hat er dann noch geteilt mit zwei Geschwistern, so daß das ganze Fürstentum ihn 4000 Gulden kostete. So haben die alten Bauern für die Erhaltung des „Stammen" gesorgt.

Kein Wunder, wenn der junge Eckerbur alt geworden ist ohne Sorgen, und wenn er heute aussieht wie ein Fürst, der vierzig Jahre im Frieden regiert hat. Kein Wunder auch, wenn er einmal in der Woche, am Montag, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, den „Suffkittel" anzieht, seine Hosen in die Stiefel „schobbt", die Braunen einspannt und hinabfährt ins Kinzigtal und nach dem lustigen Hasle.

Brauchen die Knechte alle Pferde zur Arbeit, so nimmt er seinen großen Stock und macht den gleichen Weg zu Fuß. Drunten in „der Sonne z' Hasle", meinem Geburtshaus, spielt er seinen „Rams", bis der Mond über die Dächer des Städtchens geht. Und wenn nach Mitternacht droben am Barbarast der Hofhund laut gibt, so denkt der Barbaraster-Bur in seinem Himmelbett: „'s isch nix G'fährlich's, der Eckerbur goht heim."

Die Sonne will manchmal schon über den Nillwald gucken zur Sommerszeit, wenn der Fürst zur Ruhe kommt. Aber drei Stunden später steht er schon wieder mit seinen Knechten in der Matte und mäht „trotz einem Jungen".

Ins Leibgedinghaus zu gehen und den Hof zu übergeben, daran denkt der Fürst von der Eck noch lange nicht, obwohl seine Haare zu bleichen und zu weichen beginnen, und obschon Söhne und Töchter ihn umgeben und der Jüngste auf den Hof wartet. Er wird noch ein Zehnteljahrhundert regieren und dann noch ein paar Jährle ins Leibgedinghaus oder, wie die Kinzigtäler sagen, ins „Liblinghus" ziehen, bis seine zwei besten Ochsen ihn das Tal hinabführen im Totenbaum nach Zell auf den Kirchhof, denn auch die Fürsten auf den Bergen holt der Sensenmann. —

Wenn wir eine halbe Stunde durch das Gebiet des Eckerhofs auf der Höhe hinauswandern, gelangen wir gegen Norden in ein Miniaturtälchen, so einsam, so klein und friedlich, als ob's die Sternlein geschaffen hätten, um da in der Nacht stille zu stehen und auszuruhen von ihrem Eilmarsch am Firmament hin.

In diesem Eden steht, hinter dem schützenden Bergrücken, auf dem wir hergekommen, zu oberst der Hof „des Erdrich in der Buchen". Schon sein Name Erdrich weist auf einen Mann hin, der reich ist an Irdischem. Sein Hof ist kleiner als der des Nachbars, aber die Fernsicht in die Welt noch größer, und an barem Geld ist er „richer".

Der Erdrich war lange Bürgermeister für die Tal-

gemeinde drunten und ist ein sehr belesener Mann, und was er gelesen, weiß er nach Jahren noch fast wörtlich auswendig. Der Eckerbur steht mit den Wissenschaften, so man aus Büchern erhält, auf gespanntem Fuß; eine Kegelpartie im Sommer und ein Kartenspiel im Winter sind ihm lieber als das „schönste Lesen". Darum ist der Erdrich ein wahrer Philosoph ihm gegenüber. An Sonntagen, wo sie regelmäßig von den Bergen herab der Kirche im Tal drunten zuwandern, erzählt der gelehrte Nachbar dem andern das Wissenswerte, und das genügt dem Eckerbur.

Der Erdrich hat seine Heimat drüben auf den gegenüberliegenden Bergen des Nordracher Tals, wo heute noch die „Schottenhöfe" liegen, einst Eigentum der Benediktinermönche von Gengenbach, die, weil sie aus Schottland gekommen, vom Volke Schotten genannt worden waren.

An Sommer- und Frühjahrsabenden sitzt der Buchhofbauer auf seinem neugebauten Balkon, im Kinzigtal Trippel genannt, und schaut hinüber in die grünen Berge und Wälder der Heimat, von wo sein Stammhaus „auf Mühlstein" zu ihm herüberschaut, das er als ein nachgeborener Sohn verlassen hat, um „in der Buchen" Bauer zu werden.

Kein Fürst hat vom Balkon seines Schlosses aus eine schönere Fernsicht als der Buchhofbauer im Ober-Entersbach von seinem Trippel. Vom alten Bergrücken des Kniebis bis hinab zu den waldigen Höhen, in deren Mitte der Mummelsee seine schwarzen Wasser versenkt hält, liegen alles Bergland und alle Täler vor ihm so nah und so klar, als gehörten sie zu seinem Hof. —

Die älteren Bauern des Kinzigtales hätten das Wohlgefallen des großen Philosophen Schopenhauer schon deshalb, weil sie keine Bärte tragen und stets glatt rasiert sind. Es gibt dies vielen von ihnen ein geistliches und geistiges Aussehen, und namentlich hat der Erdrich den Gesichtsausdruck eines gelehrten Benediktinermönchs, während der Eckerbur mehr einem adeligen Prälaten alten Stiles gleicht, die

viele Würden und Pfründen, aber weniger Wissenschaft hatten.

Diese Großbauern sind aber nur die „primi inter pares“[1]. Sie arbeiten mit ihren Knechten in der Regel vom Morgen bis zum Abend, und auf dem Felde oder im Wald kann man den Herrn von den Knechten nicht unterscheiden. Ebenso ist eine rechte Bäuerin nur die erste Magd auf dem Hof.

Ein Unterschied zeigt sich nur darin, daß der Bauer und die Bäuerin auf den Wochenmarkt fahren und dort „Brotis“[2] essen, während die andern daheimbleiben, und daß die Bäuerin sich bisweilen in der Woche ein „Schüssele voll Kaffee“ genehmigt. Aufs Feld geht die „Büre“ (Bäuerin) nie, aber dafür kocht sie allein für Menschen und Kleinvieh und versieht sämtliche Tagesarbeiten im Hause.

Trotzdem so die „Herrlichkeit“ eines Bauern und einer Bäuerin nicht sehr groß ist, wird doch streng diplomatisch verfahren, ehe ein Bauernprinz oder eine Prinzessin ihren Einzug auf einen „Hof“ halten kann. Unsere Bauern haben für diesen Fall ihre Geschäftsträger und diplomatischen Agenten, die oft für ihren Zweck weit besser unterrichtet sind als ihre Kollegen in höheren Missionen. Besehen wir uns diese Leute einmal.

Da sind in erster Linie die Schuhmacher und Schneider vom Dorf drunten, die drei- bis viermal im Jahr auf jeden Hof kommen, um, in der Regel eine Woche lang, ihr Metier auszuüben. Am Sonntag sind sie dann noch Ehrengäste und speisen gratis an der „Hoftafel“.

Diese Leute wandern so dienstlich auf allen Höfen in Berg und Tal herum und wissen Bescheid über Haus und Feld, über Eltern und Kinder.

Die besseren und solideren Kundschafter unter ihnen sind die Schuhmacher. Im Schuhmacher ist noch ein Stück Kraftmensch. Er schwingt seinen Hammer, wenn er das

[1] Die ersten unter ihresgleichen.
[2] Gebratenes Kalbfleisch.

Leder auf dem eigenen Leib klopft, daß das ganze Haus widerhallt und man drunten im einsamen Tale und auf stiller Bergeshöhe von weitem schon hört, daß der Schuhmacher auf einem Hof ist.

Seine Arbeit ist härter. Sein Draht, mit Pech behaftet, geht durch widerspenstiges Material. In seinem ganzen Wesen ist deshalb mehr Ernst. Der Schneider ist lustig und leicht wie seine Arbeit. Da diese in die Rubrik Weiberarbeit gehört und ihm die Damenwelt in Stadt und Land scharf Konkurrenz macht, so hat der Schneider auch verschiedene weibliche Fehler.

Es ist merkwürdig, wie selbst das Volk diesen Unterschied fühlt. Kommt der Schneider auf einen Bauernhof, so ist er der Liebling seiner Kolleginnen, der Weibsleute, vorab der Bäuerin, die dem Schneider weit besser kocht als dem Schuster, der „den Rang“ bei ihr nicht hat. Jener teilt mit ihr den Extrakaffee, dieser nicht.

Ich erinnere mich lebhaft eines alten Schneidermeisters, der, im Elztal, an der Grenze des Kinzigtales, geboren, seinen Lehrmeister einst auf die Höfe begleitet und später am Bodensee sich niedergelassen hatte — wie er mir, seinem Ortspfarrer, mit Stolz erzählte, daß die Schuhmacher im Essen und Trinken bei den Bäuerinnen stets unter den Schneidern gestanden hätten.

Der Schneider kann vermöge seiner Nadelverwandtschaft mit dem andern Geschlecht flattieren, er kann darum auch lügen und hat seinen Anteil an jenen Leistungen, die Schopenhauer also schildert:

„Das weibliche Geschlecht, in Masse genommen, schickt täglich dreimal so viel Lügen in die Luft als das männliche, und noch dazu mit einem Schein von Wahrscheinlichkeit und Aufrichtigkeit, den das männliche nie erlangt.“

Der geschwätzige Kundenschneider weiß nun den ganzen Tag der Bäuerin und im Winter auch den Töchtern und Mägden, die mit ihren Spinnrädern um ihn herumsitzen,

während die „Mannsvölker" dreschen und draußen Schneegestöber über Berg und Tal niedergeht — zu erzählen von „guten Partien", reichen Bauernsöhnen und „stolzen" Töchtern. Er übertreibt manches und lügt für eine Schüssel Kaffee oder einen Eierkuchen das Doppelte, aber seine Botschaft ist kein ganz leerer Wahn, und die Bäuerin weiß schon das Nötige abzuziehen.

Dem Bauer und den Knechten gilt der Schuhmacher. Er ist nicht so geschwätzig und bleibt weit mehr bei der Wahrheit. Statt der Kaffeeschüssel, nach der jeder Dorfschneider lechzt, holt ihm der Bauer für seine soliden Berichte am Abend ein Extraglas kräftigen „Chriesewassers" und entschädigt ihn auf diese Art für die schmälere Kost der Bäuerin. Stimmt sein Bericht mit dem des Schneiders im großen und ganzen überein, so glaubt der Bauer auch dem letzteren, wenigstens einen Teil. —

Weitere Kundschafter sind die Metzger, die jede Woche einmal durch die Höfe streifen und nach Kälbern, fetten Rindern und Schweinen fragen. Der Metzger auf „dem Gai" (Gäu), wie das Volk den Geschäftsgang desselben heißt, ist noch weit aufgelegter, sein Interesse zu suchen, als der Schneider „im Kundenhaus". Bei ihm handelt sich's um höhere Werte als um die Kaffeeschüssel.

In der Regel trifft er die Bäuerin allein zu Hause, die anderen sind in Feld und Wald. Beim Großviehverkauf hat der Bauer das Haupt-Wort, bei Kälbern und Schweinen die Bäuerin, weil sie diese Tiere pflegt und tränkt. Hat der Metzger „das Vieh beschaut", so setzt er sich zu einem Glas „Chriesewasser" in die Stube und eröffnet, schmeichelnd, mit der Bäuerin die Verkaufspräliminarien, bis der Bauer kommt. Nebenbei kann er Auskunft geben über alle „Haushaltungen" in Berg und Tal und kennt alle reichen Söhne und Töchter.

Am besten aber ist er informiert über die Ställe auf den einzelnen Höfen, weiß, wo das schönste Vieh steht und wo die größte Ordnung herrscht. Und dieser Punkt

fällt bei den Bauern sehr in die Wagschale, wenn es sich darum handelt, zu prüfen, ob der Hans die Gret' bekommen soll.

Die Haslacher Metzger alten Schlags, d. h. die zu meiner Knabenzeit und meine Zeitgenossen, welche diesem blutigen Gewerbe sich hingaben, waren und sind durchweg Originale. Den „dicken Metzger", meinen Nachbar, hab' ich bereits in meiner „Jugendzeit" charakterisiert. Damals lebte noch der „alte dicke Metzger", der nicht des Vorgenannten Vater war, ihm aber Konkurrenz machte im Leibesumfang. Der alte dicke Metzger trug stets beim Ausgehen einen kleinen Zylinder, rauchte aus einem hölzernen Pfeifchen und hatte ein gar „böses Maul", wie alle seine Innungs- und Ortsgenossen. Sein Sohn, des „dicke Metzgers Xaveri", besaß diese letztere Eigenschaft im Superlativ und war in beißenden Stichelreden zweifellos der größte Haslacher des 19. Jahrhunderts.

Er hatte sein Glück in Amerika versucht und war nur deshalb, wie er selbst gestand, wieder heimgekommen, weil ihm die englische Sprache nicht in den Kopf wollte, und er auf englisch nicht den ganzen Tag „sticheln" konnte. Gleichmäßig teilte er mit seinem Vater einen mächtigen Durst, der schließlich beide in den Ruin zog.

Der eleganteste und schönste Metzger war damals mein Vetter, der Metzger Franz, den ich in den achtziger Jahren erst zu Grabe geleitete. Ihm machten sein Sohn Karl und ich die schon in meiner „Jugendzeit" erzählten Geschäftsgänge, und es ist mir noch wohl erinnerlich, wie er am Morgen in seiner Metzig an die „Damen" Alt-Haslachs die lieblichsten Redensarten verschwendete, bis sie das alte Kuh- und Geißenfleisch, das Karl und ich am Vorabend beigetrieben, — in ihren Körben hatten. Sein Sohn, den jetzt auch seit Jahren das Grab deckt, hatte die verschwenderische Höflichkeit des Vaters gegen weibliche Wesen in hohem Grade ererbt.

Dieser Vetter und Metzger Xaver Franz, dessen Mutter die Schwester meines Großvaters war, redete mich als Knabe nie anders an als „Cousin“. Dieser Titel, den ich kaum recht verstand, imponierte mir in hohem Grade und machte mich nicht wenig stolz auf die Verwandtschaft mit dem galanten Mann. Alle anderen Menschen nannten mich entweder Heinrich oder Philipple, der Metzger Franz allein titulierte mich so vornehm.

Sein Bruder, der Metzger-Karle, ein langer, steifer Mann, war im Punkte der Höflichkeit das Gegenteil von ihm. Trocken und wortkarg, konnte er im ernstesten Ton den dicksten Ulk vortragen und glaubhaft machen. Wenn er vom Gai kam und ziemlich Kirschenwasser im Leibe hatte, da war mit ihm nicht zu spaßen, ja man durfte ihn nicht einmal fragen, woher er käme. Er sah dies als eine Anspielung auf seinen „Brand“ an.

Ich erinnere mich lebhaft, daß er uns Buben infolge dieser Frage einmal auf der Kinzigbrücke in die wildeste Flucht schlug, und wehe dem, den er erwischt hätte. Nur die Schnelligkeit unserer Beine rettete uns vor dem vom Chriesewasser entflammten Metzger-Ajax.

Als der bestsituierte unter den alten Metzgern meiner Knabenzeit galt der Metzger Köbele, genannt der Polterer. Er kaufte den Bauern nicht bloß ihr Vieh, sondern auch ihr Holz ab, mit welch letzterem er einen schwunghaften Handel nach Straßburg trieb. Er hielt beim Handel und Wandel viel auf ein „ehrliches Brusttuch“[1], wie er zu sagen pflegte. Tiefer hinein brauche die Ehrlichkeit nicht zu gehen. Den Namen Polterer trug er von seiner Art zu reden, die einem Gepolter ganz ähnlich war.

Weil er neben seinem ehrlichen Brusttuch noch für einen frommen Mann gelten wollte, hatte er von den Haslachern vielen Spott und Hohn zu ertragen und wurde teufelswild, wenn einer in der Richtung Anspielungen machte.

[1] Brusttuch = Weste.

Mein Vetter Bosche-Kasper machte ein satyrisches Gedicht auf ihn, das mit dem Urteil schloß, daß dereinst nur das ehrliche Brusttuch des Köbele, aber nicht er selber in den Himmel komme.

Doch bisweilen nahm er es auch mit Humor auf. So proponierte diesem Metzger eines Tages, wenige Jahre vor seinem Tod, mein Zeitgenosse, der listige Schneider Eisenmann, er wolle ihm etwas sagen, was er in seinem ganzen Leben noch nie gehört hätte, wenn er eine Flasche Champagner bezahle. Köbele trank eben mit einem Bauer, dem er etwas abgehandelt, im Kreuz Schaumwein. Er hatte zweifellos einen guten Handel gemacht und ging, weil ausnahmsweise bei guter Laune, auf des Schneiders Vorschlag ein.

Jetzt fragt der schlaue „Isemännle", ob er es dürfe laut oder nur dem Metzger ins Ohr sagen. Dieser entschied für die Öffentlichkeit. Da sprach der Meister Zwirn ernst und gemessen: „Köbele, das habt Ihr in Euerm ganzen Leben gewiß nie gehört, daß Ihr ein ehrlicher Mann seid!" Diese Lösung des Rätsels hatte der Köbele nicht erwartet, machte aber gute Miene zu des Schneiders bösem Spiel, zeigte sich diesmal ehrlich und bezahlte.

Sie sind jetzt alle tot, die alten Metzger, die ich noch als rüstige Männer, gefolgt von ihren Hunden, eiligen Fußes über Berg und Tal aufs Gai ziehen sah. Selbst der lustige Schneider, mein Schulkamerad, liegt bei ihnen drunten auf dem Kirchhof am Strickerwald. Aber die Metzger sind im Städtle nicht ausgestorben, der Alten Rednergabe, Durst und zum Teil auch die Ehrlichkeit sind auf ihre Nachfolger übergegangen, und die bringen den Bauern heute noch „Bericht" wie ehedem ihre Vorfahren. —

Der ehrlichste Mann, der den Bauern auf den Hof kommt und als Sachverständiger in Hochzeitsangelegenheiten Auskunft geben kann, das ist der Hechler, der im Spätherbst mit seinen Hecheln den Berg heraufkeucht, um den Hanf der

Bäuerinnen, „Werg“ genannt, in „Riste“ und „Kuder“ zu verwandeln, d. h. von den „Häckseln“ zu reinigen und spinngerecht zu machen.

Dieses Gewerbe treibt in der Regel der Dorfweber. Jahraus, jahrein, während der Schuster und der Schneider von Hof zu Hof wandern, sitzt er allein in seinem kleinen Häuschen am Berg oder am Dorfbach. Zur Sommerszeit, wenn alles auf dem Feld ist, hört man im Dorf nur noch den monotonen Schlag der Weberlade, und im Winter, wo andere Leute Zeit hätten, ihn zu besuchen, kann er sie nicht brauchen, da er ganz mit seinen Fäden beschäftigt ist und jede Unachtsamkeit Verwirrung brächte. Mit eigenen Gedanken kann er sich auch nicht unterhalten, der Lärm seiner „Lade“ stört ruhiges Denken, und die Fäden erfordern seine volle Aufmerksamkeit.

Nur an Sonntagen kommt er an die Luft. Da nimmt er seiner Hände Arbeit von der vergangenen Woche an einem Stock auf den Rücken und trägt sie „heim“. Gut Essen und Trinken gibt ihm jede Bäuerin, der er ihr Stück Tuch bringt, und auch ein Extratrinkgeld, das beim Weber üblich ist, doch in der Regel zwanzig Pfennig nicht übersteigt.

Im Herbst aber, wenn die Oktobernebel über den Tälern liegen, da steigt der Dorfweber auf die Höhen, wo im blassen Sonnenschein zwischen den grünen Tannenwäldern und dem gelben Laubgehölz die Bauernhöfe aus dem Nebel herausgucken. Jetzt beginnt seine „Kirchweih“, und die ist armselig genug. Draußen sitzt er in der Scheuer, hechelt und schwenkt die „Häcksel“ mit Schnaps hinunter und hustet sie dann wieder herauf. Aber das Hecheln ist doch eine Abwechslung, mit Speck, Schinken, Knöpfle und vielem „Chriesewasser“ gewürzt, und dem armen Weber ist's doch weit wohler als das ganze übrige Jahr drunten in seiner Hütte, wo „Schmalhans“ Küchenmeister ist und eine Schar hungriger Kinder um die gleiche Schüssel herumschreit.

Am Abend sitzt das keuchende, pustende Männlein noch beim Laternenlicht bis sechs Uhr in der Scheuer und hechelt, dann aber wärmt er sich auf der Ofenbank. Bei der warmen Mehlsuppe und dem letzten Gläschen taut er auf und diskuriert mit dem Bauer und der Bäuerin, bis diese in ihre „Schlafkammer" gehen. Jetzt legt auch er sich auf die Ofenbank und schläft, soweit er's kann vor Husten. Am andern Morgen sitzt er um sechs Uhr schon wieder neben der trüben Laterne und hechelt, bis der Bauer den ersten Schnaps bringt und die Mägde zur Suppe rufen. Das ist des Dorfwebers „Kirchweih" im Spätherbst, bei der er auch ausgehorcht wird über andere Höfe, auf denen er gehechelt hat. —

Meine Mutter pflanzte alljährlich ein Stück Hanf und verspann ihn im Winter. Aber im Städtchen gab sich kein Weber zum Hecheln her. Ein richtiger Haslacher geht ungesunder Arbeit gern aus dem Weg. Da mußte ich als den Hechler von Schnellingen holen über der Kinzig drüben. Er hieß Landel (Landolin) und war ein kleines, altes Philosophenmännlein; sein Gesicht, aus dem ein Paar kluge Auglein schüchtern herausschauten, von einem spärlichen Bart umrahmt.

Wenn er dann in der Scheuer saß, neben seiner Hechel, deren Zacken wie Sonnenstrahlen glänzten, das Schnapsglas, so leistete ich ihm jeden Tag einige Zeit Gesellschaft. Er war sehr wortkarg, der kleine Huster, weil Gesellschaft nicht gewohnt. So oft er aber in meiner Gegenwart aus dem Glase, in welchem die Hadern nach Myriaden herumschwammen, trank, pflegte er zu sagen: „Schau, Büble, me kriegt a grusige Durst bi dem G'schäft." Er mochte es aber nicht leiden, daß ich ihn öfter trinken sah, und suchte mich nach einiger Zeit unter allerlei Anpreisungen des Wetters draußen oder der Kameraden, die auf der Gasse lärmten, von dannen zu treiben, um ungestört mit seinem Gläschen philosophieren zu können. —

2.

Der Art sind die Kundschafter der Bauern. Wenn also ein Bauernsohn auf einen Hof kommt und um die Tochter anhält, so ist der Alte schon ziemlich unterrichtet, da er seit Jahr und Tag von seinen Agenten gehört hat, wie es auf den Höfen steht weitum. Die Tochter wird gar nicht gefragt, wenn der Freier im Hause erscheint, was in der Regel an einem Sonntag geschieht. Der Vater erklärt einfach bei einem Glas „Chriesewasser", das er dem Ehestandskandidaten kredenzt: „I will mit'm Maidle am Dunnstig in der nächste Woch' kumme un B'schau halte."

Am bestimmten Tag zieht das Maidle sein „Sunntigshäs" an und schreitet neben dem Vater her, stumm und still wie ein Lämmlein, bergab und bergauf, bis sie bei dem Hof des Freiers angekommen sind. Hat das Maidle keinen Vater mehr, so tritt der „Götti"[1] in dessen Rechte und begleitet die zukünftige Bürin auf die B'schau.

Am Ziele angelangt, beginnt nach kurzer Begrüßung die Revue in Haus und Hof, von deren Ausfall es abhängt, ob sich „das Herz zum Herzen findet".

Der Rundgang beginnt mit dem Stall. Den großen Misthaufen vor dem Haus hat der Brautvater im Anmarsch schon fixiert. Sein Aussehen ist nicht ohne Bedeutung. Wenn er schön geflochten daliegt, als hätte ein Damenfriseur ihn aufgesetzt, so zeugt dies von Ordnung auf dem Hof und fällt sehr mit in die Wagschale.

Im Stall wird das Vieh ruhig und still geprüft. Die Bauern auf dem Schwarzwald haben es nicht gerne, wenn im Stall viel gesprochen wird, am unliebsten aber, wenn man dies oder jenes Stück Vieh lobt. Sie gleichen darin ganz den alten Griechen zur Zeit Homers, die bekanntlich es ungern hörten, wenn man zu splendid war mit dem Loben. Sie fürchteten den Neid der Götter.

[1] Taufpate.

Drum, wenn ein Laie in bäuerlichen Gebräuchen im Stalle etwa sagt: „Das ist eine schöne Kuh!" — fällt der Bauer gleich ein: „Gott b'hüt' sie!" Beim Eintreten sprechen: „Glück in Stall!" und dann schweigen, das liebt der Bauer im Kinzigtal.

Der Brautvater, dem die Tochter stumm auf dem Fuße folgt, sieht im Stall namentlich scharf darauf, ob der Heiratskandidat auch „Ufzüglinge", d. h. ob er viel Jungvieh zum Aufziehen angebunden hat. Viel Jungvieh ist ein Hauptzeichen von Wohlstand. Der Bauer, welcher Geld braucht, verkauft bekanntlich seine Kälber.

Vom Stalle geht's in das Heiligtum des Bauern, in die Schatzkammer. Neben jedem Hof, durch einen Weg von diesem getrennt, steht möglichst solid gebaut und ohne Strohdach der „Spicher". Da sind des Landmanns Schätze aufgespeichert: die Frucht, das Kirschen- und Zwetschgenwasser, der Speck, die Schinken, die Bratwürste, letztere in den Fruchtkästen im Korn oder Weizen versteckt, der Hanf, der Zwilch, der „Anken" (ausgelassene Butter), das Schmalz, die Bohnen usw. Sein Geld hat der Bauer im Kasten neben dem Bett, in eine Schweinsblase gebunden.

Den Schlüssel zum Speicher trägt der Bauer, auch wenn er zu Markt oder zur Kirche geht, stets bei sich. Und in der großen Innentasche seines Kittels sind in der Regel der Speicherschlüssel und das Gebetbuch beisammen.

Der Speicher ist mit dem Stall der beste Zeuge für den Wohlstand eines Hofes. Wer diese beiden gesehen, kann daraus leicht die Größe des Hofes und die Qualität seiner Felder bemessen. Darum beschränkt sich die B'schau meist nur auf sie.

Hat's dem Alten gefallen, so bestellt er den zukünftigen Schwiegersohn auf einen bestimmten Tag auf seinen Hof, um da den letzten Bescheid in Empfang zu nehmen. Der Bauer entscheidet nie allein und auf der Stelle, er will da-

heim auch der Bäuerin noch berichten und ihre Ansicht hören. Er denkt wie Cervantes:

Der Weiber Rat ist nicht viel wert,
Doch ist ein Narr, der nicht drauf hört.

Hat die Bäuerin ihre Zustimmung auch gegeben und kommt der Heiratskandidat, so wird ihm das Maidle zugesagt. Ob ihr der Hof und der Hochzeiter gefallen haben, darüber wird sie gar nicht gefragt, und darüber äußert sie sich in der Regel auch nicht. Sie weiß, daß sie „gut versorgt" wird, auf einen schönen Hof kommt, und das genügt ihr vollständig.

Verläßt der Alte einen „beschauten" Hof mit den Worten: „Ich will wieder Bericht sagen lassen", so steht die Sache schon schlimm, und der „Bericht" lautet dann fast ausnahmslos abschlägig.

Ist die Hauptfrage günstig entschieden, so geht's den andern Tag gleich zum Notar ins Städtle hinab, um den „Hiret", d. i. den Heiratsvertrag, zu machen; am dritten Tag wird der Pfarrer aufgesucht und gleich darauf der Linden- oder Ochsenwirt, um das Hochzeitsessen zu bestellen, denn in drei Wochen ist der Hosig.

Von sogenannten „Verlobungen" weiß das Bauernvolk auf seinen Bergen noch nichts. In den Städten müssen sich die Leute zuerst einige Monate „verloben", damit der Herr Bräutigam Gelegenheit bekommt, eine Zeitlang den Charmanten und Soliden zu spielen und seine wahre Natur erst wieder herauszukehren, wenn er „sie hat".

Man könnte diese Verlobungen in vielen Fällen richtiger „Verlogungen" nennen; denn gar oft lügt man sich in der Zeit gegenseitig an und kennt sich deshalb trotz der vierteljährigen Verlobungs- und Bekanntschaftszeit erst recht nicht.

In neuerer Zeit hat sich in einzelnen Gegenden des

badischen Ländchens selbst beim Landvolk der Kulturfortschritt darin gezeigt, daß Verlobungskarten versendet werden. Wenn ein armer Teufel sein gutes Recht suchen muß, zahlt er Stempelsteuer an die hohe Obrigkeit. Daran denkt man aber nicht, die Verlobungskarten zu besteuern. Diese Steuer würde zudem gerne bezahlt, da die Menschen in jener Zeit sich in dem Stadium befinden, wo ihnen der Himmel voller Baßgeigen hängt. Jede Verlobungskarte würde ich mit drei Mark besteuern; erlaubt sich aber ein Bauer den Luxus, so zahlt er fünf Mark.

Bei den Kinzigtäler Bauern besorgen das Amt der Verlobungskarten noch „die Hochzeitsläder", Originalmenschen, von denen jeder mehr Poesie repräsentiert als ein ganzes Tausend armseliger, kalter Verlobungskarten, selbst wenn sie vergoldete Initialen tragen.

In jedem Dorfe sitzt irgend eine Existenz, welche, von Glücksgütern verschont, mit so viel Geschick von der Natur ausgestattet ist, daß sie es versteht, sich manchmal einen guten Tag zu verschaffen oder mit leichter Mühe ein paar Groschen zu verdienen. Oft ist dies ein findiger Schneider, der das Sitzen nicht immer verträgt, oder ein verarmtes Bäuerlein, dem Durst und Schicksal seine Habe genommen und bloß das „gute Maul" gelassen haben. Diese halten das ganze Jahr hindurch die Ohren möglichst offen, um flugs bei der Hand zu sein, wenn sie hören, es sei eine Hochzeit im Anzug.

Haben sie Kunde, daß ein Hiret stattgefunden, so sind sie am ersten Morgen in aller Frühe schon auf den Höfen der Braut und des Bräutigams. Dort erhält jeder einen „dürren", d. i. künstlichen Strauß an seinen Hut gesteckt, jenen hohen, schweren Filzhut des Kinzigtälers, dessen Filz so dick ist wie die Panzerplatten eines Kriegsschiffes. Die „Hochzeiterin" holt im Garten jedem einen Zweig der Lieblingspflanze der Bauern, Rosmarin, und steckt ihn dem Hochzeitsläder ins Knopfloch seines langen Zwilchkittels. Kriegsrat, wohin jeder zu wandeln hat, damit keiner dem andern

„ins Gai“ kommt, ist gehalten, und nun geht's über Berg und Tal, um zur Hochzeit zu laden.

Den besten Teil hat jeweils der, welcher „ins Städtle“ darf; dort wohnen die Leute näher beieinander, und es gibt mehr bares Geld.

Ich erinnere mich aus meiner Knabenzeit vorzüglich an zwei Hochzeitsläder. Der eine war der schon in meinen Jugenderinnerungen gezeichnete „Heckenlehrer“. Neben seiner Praxis als Lehrer der Hirtenbuben betrieb er vorzugsweise auch das Hochzeitsladen und schlug hier alle Konkurrenz aus dem Felde, weil er seine Einladungen stets in Reimen vorbrachte und jedem bedeutenderen Brautpaar einen besondern passenden Spruch verfaßte.

Der Heckenlehrer steht noch lebhaft vor mir als Hochzeitsläder. Den Filzhut auf das rechte Ohr gedrückt, einen langen Zwilchkittel an und einen mächtigen Naturstock in der Rechten, schritt er daher, zwei kleine, ebenso kluge als listige Augen hinter einer Römernase hervorschauen lassend.

Von seinen vielen Reimen konnte ich keinen mehr auftreiben. Der Mann starb ja versunken und vergessen. Die großen Menschen unter dem Bauernvolk sterben „unbeschrien“. Sie gleichen den echten wilden Kirschen, welche, wenn die Waldvögel sie nicht holen, am Baum verdorren und vom Wind in der Einöde begraben werden. Ihnen gilt das Wort der hl. Schrift: „Sie gingen dahin, als ob sie nicht gewesen, und geboren waren sie, wie nicht geboren.“ —

Der andere Herold kam aus dem obern Kinzigtal, ich weiß nicht mehr, aus dem Einbach oder dem Adlersbach. Er hieß „der Leimesepple“ und war ein kleines Männlein mit einem roten Trinkergesicht und einer mehr als gutmütigen Physiognomie. In seinen Leistungen als Einlader stand er meilenweit unter dem Heckenlehrer. Er brachte seine Rede kaum aus dem Gehege seiner Zähne. Das wußte er, und deshalb kam er auf den Gedanken, auf andere Art zu imponieren. Er behielt nämlich seinen Hut auf in der Stube,

wie ein Soldat im Dienste seinen Helm, stellte seinen Stock vor sich hin und begann seine Rede: „Der Leimesepple schwätzt nit viel, aber er moint's guat. Jez solle Ihr höflich iglade si (eingeladen sein) zuam Hosig. Des Philipples-Bure Andres heiratet dem Schwobe-Bur si Agath. Der Hosig isch am nägste Dunnstig: Kirch' am nüne z' Huse (Hausach) un derno goht's ins Wirtshus, in d' Krone im Eimbe (Einbach)."

Nach dieser Rede nahm er erst seinen Hut ab, um darin seine Gabe in Empfang zu nehmen. Den sonst üblichen alten Hochzeitsspruch konnte er nicht sagen aus Mangel an Beredsamkeit.

Den Heckenlehrer ausgenommen, hatten und haben bis zur Stunde die „Läder" den gleichen Spruch, in den nur die wechselnden Namen eingesetzt werden. Ein Nachfolger des Heckenlehrers im Fischerbachtal war der „Schnider-Karle" von Eschach, jenem kleinen, reizenden Gehöfte an der Kinzig hin. Unmittelbar am Flusse liegen die Strohhütten, hinter ihnen die waldigen Höhen des Nillkopfes und vor ihnen, jenseits des Flusses, der Haslacher Urwald. In jedem dieser Häuser war ich als Knabe und habe die Bewohner alle gekannt, vom Martins-Bur an bis herab zum „Kummis-Mathis".

Vor sechzig Jahren stand noch über der Kinzig drüben am Felsen die Sommerwirtschaft des Christian, und an Sonn- und Feiertagen kamen die Haslacher das Tal herauf zum Bier und über den Fluß herüber „die Ledigen" von Eschach und Fischerbach. Da es keine Brücke gab, hatte ein Eschacher, der Kummis-Mathis, einen Kahn am Ufer liegen und beförderte für zwei Kreuzer die Bauern herüber, und die Haslacher, welche am andern Ufer heimkehren wollten, hinüber.

Die ganze Fahrt dauerte zwei bis drei Minuten, war mir damals aber ein höherer Genuß, als wenn ich heute den Lago maggiore hinabführe. Der Kummis-Mathis war ein großer, stämmiger Mann, der die Woche über auf der Landstraße jenseits des Flusses Steine klopfte und für seinen

eigenen Transport den Kahn sich gezimmert hatte. Er hatte sein ganzes Leben hindurch seine Sache auf nichts gestellt und war gerade deshalb stets lustig. Wenn er an Sonntagen als Ferge einige Kreuzer verdient hatte, so johlte und sang er, daß es weithin den Fluß hinauf und hinunter tönte.

Unweit von seiner Hütte stand das Haus des Schneiders, der in den achtziger Jahren noch zu den Hochzeiten lud. „Um ein Viertele Wein“ hat er mir einmal z' Hasle im Kreuz den schönen alten Spruch diktiert mit den Namen, für die er eben einlud. Der Hochzeitsläder tritt ein und spricht, in der Regel hochdeutsch, also:

„Ehrsame, gute Freunde und Nachbarn! Ich hoffe, Ihr werdet es mir nicht für übel haben, daß ich Euch so frech angeredet und so grob in Eure Stube eingetreten bin und vorher nicht um Verzeihung gebeten habe. Es geschieht aber nicht wegen meiner, sondern es geschieht wegen den zwei ehrsamen Hochzeitsleuten. Es schickt mich zu Euch, als guten Freunden und Nachbarn, der ehrsame Jüngling, der Andres, des Stampfers Sohn im Waldstein, mit seiner ehrsamen und züchtigen Jungfrau und Hochzeiterin Karoline Heitzmann, Euch auf ihre eheliche Hochzeit zu berufen und zu laden, daß Ihr am nächsten Donnerstag sollt in das löbliche Kronenwirtshaus auf die Morgensuppe kommen oder wie man pflegt zu sagen.“

„So will ich alle freundlichst eingeladen haben: Bur und Bürin, alle Söhne und Töchter, alle Knechte und Mägde, alle Hausleute und Taglöhner, Hoch und Nieder, Alt- und Junggesellen, Frauen und Jungfrauen.“

„Die Jungfrauen werden ihre Kränze aufsetzen und den Hochzeitspersonen in das Hochzeitshaus vorangehen, dem Gottesdienste beiwohnen vom Anfang bis zum Ende, auf daß Gott den Hochzeitsleuten verleihen wolle einen guten Anfang und ein seliges End.“

„Gott der Vater hat die Ehe eingesetzt im Paradies, so wird sie auch der Herr Pfarrer in Weiler einsegnen und bestätigen.“

„Und wenn die Ehe geschlossen und der Priester das geweihte Wasser über sie ausgeteilt hat, so wollen wir miteinander in das löbliche Kronenwirtshaus und das hochzeitliche Mahl essen und genießen. Gott der Allerhöchste wolle es segnen und gebenedeien. Der Wirt sagt auch, er sei gerichtet mit guter Speis und gutem Wein; er wolle jedem Gast aufwarten, daß er ohne Klage sei."

„Daneben wollen wir singen und tanzen, bis die Sterne am Himmel glanzen."

„Indessen wünsche ich Euch allen wie den Hochzeitsleuten viel Glück und Segen, nach diesem Leben die ewige Freud' und Seligkeit. Das gebe uns Gott der Vater, Sohn und heilige Geist."

Als Gabe erhält der Läder in den Städtchen des Tales fünf bis zehn Pfennig, in Wirtshäusern ein Glas Wein oder Bier. Auf dem Lande ist er zur Mittagszeit Ehrengast; unter der Zeit bekommt er Schnaps oder ein Stück Speck, bisweilen auch einiges Kleingeld. In der Regel ist ein Hochzeitsläder ein „trinkbarer" Mann, der viel schlucken kann, und am Abend hat der Läder sich selbst am meisten „aufgeladen". — —

Während die Hochzeitsläder tätig waren, hat der Dorfpfarrer nicht vergessen, die Brautleute in der Kirche auszurufen. Dabei ist es Sitte, daß, sobald der Pfarrer auf der Kanzel zu verkündigen anfängt: „Zum heiligen Sakrament der Ehe haben sich entschlossen der ledige" ꝛc., alles in der Kirche das Knie beugt, und bei jedem Paar, das genannt wird, wiederholt sich die Kniebeugung. Ich kann mir diese Reverenz, die sonst dem höchsten Sakramente, dem des Altars, zuteil wird, nur denken als Zeichen der großen, wichtigen Tat, um die es sich handelt.

Die Kinzigtäler haben scheint's ein den Russen verwandtes Gefühl. Ein russisches Sprichwort sagt: „Wer in den Krieg zieht, soll einmal beten, wer übers Meer fährt, zweimal, und wer eine Frau nimmt, dreimal."

Als ich nach langer Zeit in den achtziger Jahren in der Kirche zu Haslach diese Sitte wieder sah, hat mich dieser Respekt tief gerührt und es hat mich gefreut, daß die jungen Haslacher die alte Mode beibehalten haben, die mir jetzt erst wieder lebhaft in die Erinnerung kam. Die kleinen Buben von damls machten, gerade wie wir vor vierzig Jahren, ihre „Reverenz" am tiefsten. Ihre Knie berührten den Boden, und dann schauten sie sich voll fragender Pläsier an, als ob die jungen Schelme ahnten, daß die Erwachsenen mit dem Heiraten vielfach einen Schritt machen, den sie büßen müßten, und daß sie, die Buben, in ihrer absoluten Ledigkeit eigentlich die Glücklichsten in der Kirche wären. —

Am Vorabend der Hochzeit findet bei der Braut, aber nur wenn sie vorher nicht gefallen ist und als Jungfrau gilt, der sogenannte „Schäpel-Hirsche"[1] statt. Der Bräutigam kommt dann mit seinen Kameraden auf den Hof des zukünftigen Schwiegervaters. Die Braut ladet ihre besten Freundinnen aus den benachbarten Höfen ein. Ein Musikant mit Klarinette fehlt auch nicht. Es wird Essen und Trinken serviert in Hülle und Fülle, vorab Nudeln und Rindfleisch, ein Lieblingsgericht der Bauern, und zwischenhinein getanzt.

Zum Schluß erscheint der Schäpel-Hirsche, bestehend aus einer Schüssel voll Hirsebrei, der oben bekränzt ist mit Rosmarinzweigen, deren es so viele sind, als der Bräutigam Kameraden mitgebracht. Mitten im Brei steht ein solcher Zweig aufrecht, und der ist für den Bräutigam bestimmt. Sobald dieser aber, als der erste, darnach langt, wird ihm die Hand von den um den Tisch sitzenden Burschen in den Brei geschlagen. Ähnlich geschieht es jedem von diesen, wenn er seinen Zweig von der Schüssel wegnimmt. Gegessen wird der Brei nicht.

[1] Schäpel, vom altfranzösischen Worte chapel, bedeutet in der mittelhochdeutschen Sprache einen Kranz von Laub oder Blumen, auch ein Haarband mit Edelsteinen besetzt. Es bedeutet aber auch die reizende Flitterkrone der Braut, wie sie jetzt noch in den alten Volkstrachten des Schwarzwaldes erscheint.

Jeder steckt seinen Zweig an den Hut und dann wird aufgebrochen. Es ist in der Regel gegen Mitternacht, da der Bräutigam mit seinen Genossen den Hof verläßt und heimzieht, oft noch stundenweit über die Berge durch die Nacht hin.

Am kommenden Morgen findet bei Braut und Bräutigam die „Morgensuppe" statt. Daß diese, wie der obige Hochzeitsspruch des Schnider-Karle erwähnt, im Wirtshaus sich abspielt, ist sehr selten und nur der Fall, wenn die Hütte des Hochzeiters oder der Hochzeiterin zu weit abliegt. So die „Stampfe"[1] im Waldstein, darum hielt der Stampfers-Sohn seine Morgensuppe in der Krone.

Wenn es Zeit ist zum Aufbruch in die Kirche, was sich nach der Entfernung richtet, treten der Bräutigam resp. die Braut vor die Eltern und danken ihnen für alles, was sie von ihnen erhalten haben von Kindestagen an bis zur Stunde, und bitten um den elterlichen Segen.

Ist dies geschehen, so tritt der „Hochzeitsläder" vor und spricht im Namen der Gäste, die an der Morgensuppe sich beteiligt haben: „Geehrteste Hochzeitsgäste! Wir haben jetzt gegessen und getrunken und danken für das, was wir empfangen haben. Jetzt wollen wir die Brautleute in die Kirche begleiten vor den Altar, wo sie das heilige Sakrament der Ehe miteinander beschließen vor dem Priester, wir wollen es ihnen helfen bestätigen, den Segen und den Tau des Himmels auf sie herabflehen von Gott dem Allmächtigen, daß er sie an zeitlichen und ewigen Gütern segnen wolle, und daß auch die Brautleute an ihren Kindern Freude erleben. Dazu verhelfe uns Gott Vater, Gott Sohn und Gott heiliger Geist."

Nach diesem Spruch werden fünf Vaterunser und der Glaube gebetet und dann noch zwei Vaterunser für die „nächst versterbenden" Verwandten der Brautleute. Unter

[1] „Stampfen" heißen die Ölmühlen, weil der Ölsamen von herabfallenden Hölzern zuerst zerstampft wird.

der Stubentüre gibt jedes der Anwesenden dem Bräutigam beziehungsweise der Braut das Weihwasser aus dem Gefäß, das in jeder Bauernstube am Türpfosten hängt.

Ist das alles nicht Poesie und Religion in schönster Vereinigung! —

Unter Tränen verläßt der Zug das Haus und geht der Kirche zu. Sind Braut und Bräutigam aus dem gleichen Tal, so trifft man bei irgend einem Kreuzweg zusammen. Wohnt eines der Brautleute entfernter, so vereinigt man sich in einem Wirtshause unweit der Kirche. Der Hofig wird stets da gehalten, wo die Brautleute sich niederlassen.

An der unteren Kinzig, im Hanauerland, wird nach der Morgensuppe vom Brautführer des Bräutigams in dessen Namen nochmals förmlich um die Braut in deren Elternhaus angehalten, wobei nicht der Vater antwortet, sondern ein Verwandter der Braut, der den Namen „der Anbeginner" führt.

Hören wir solch einen Vorgang:

Brautführer: „Im Namen des Herrn stehen wir hier, ich und der Hochzeiter, mit seines Vaters Verwandten und Bekannten samt allen Umstehenden."

„Wir bedanken uns freundlich für das gestrige Nachtessen, sowie für das jetzige Morgenessen; deswegen soll auch jedes ein andächtiges Vaterunser beten, hernach wollen wir sagen, was unser Begehr ist."

„Im Namen des Herrn stehen wir hier, ich und der Hochzeiter, und sprechen Euch an um Eure eheliche Tochter, dieselbe auf den heutigen Tag in die christliche Kirche zu führen; der Hochzeiter will den heiligen Ehestand mit ihr antreten, wie es Landesgebrauch und Recht ist."

Anbeginner: „So nehmet nun mit Essen und Trinken verlieb und ziehet in Gutem wieder hin."

Brautführer: „Im Namen des Herrn stehen wir hier, ich und der Hochzeiter, und sprechen Euch wiederum an um Eure eheliche Tochter. Der Hochzeiter will sich mit

ihr halten, wie es einem ehrlichen Manne gebührt, er will sie als eine Hauswirtin halten über alles, was er hat und was ihm Gott beschert."

„Wir hoffen, Ihr werdet unsere Bitte nicht abschlagen."

Anbeginner: „Wir möchten auch wissen, wo Ihr Euch niederlassen werdet, damit wir Euch auch zu finden wissen, es sei in Freud oder in Leid, doch allezeit lieber in Freud als in Leid."

Brautführer: „Was dieses anbelangt, so hat er mir schon gesagt: wo die Braut ausgeführt wird, soll sie nicht wieder eingeführt werden, denn sie haben ihre ‚Gelegenheit'[1]; so Gott will, so werden Vater, Mutter, Geschwister und andere gute Freunde zu ihnen kommen, es sei in Freud oder Leid."

Anbeginner: „Wenn er das tun will und will sich mit ihr halten, wie es einem ehrlichen Manne gebührt und seiner Ehre wohl ansteht, wenn er nicht will poltern und sie nicht will schlagen und nicht allzulang in den Wirtshäusern sitzen, so will ich ihm eine Frau und eheliche Tochter an die Hand liefern."

Brautführer: „Was dieses anbelangt, so halte ich dafür, sie werden schon vor der Zeit miteinander geredet haben, daß wir nicht viel disputieren dürfen. Er ist kein Tyrann, er will sich mit ihr halten, wie es einem ehrlichen Manne gebührt. Wenn Ihr mit uns in die christliche Kirche gehen wollt, so kommt im Namen des Herrn." —

Bei der Trauung ist der Taufpate jeweils der Brautführer. Während die Brautleute am Altare stehen, wird scharf darauf geachtet, auf welcher Seite des Altars die Kerzen heller oder trüber brennen. Bei welchem Brautteil sie trüberes Licht geben, dessen Tod erfolgt zuerst.

Es ist schön, daß die Menschen im vollsten Flor des Lebens an den Tod denken. Aber unglücklich ist deswegen dasjenige, dem der Tod zuerst blüht, nicht. Es wird ja nicht

[1] Gelegenheit heißt ein Gut, das genügend Unterhalt gewährt.

verkündet, wann dies Scheiden eintritt, und einmal muß ja doch geschieden sein. Das Einmal denkt sich aber die vom Kerzenlicht bestimmte Person sehr spät, und darum betrübt sie sich nicht, und der trübe Kerzenschein kann die helle Hochzeitsfreude nicht stören.

Nach der Kirche geht's ins Wirtshaus zum eigentlichen Hofig. Die Dorfmusikanten, in der Regel zwei Klarinettisten, zwei Geiger und ein Hornist, sich und ihre alten Instrumente mit roten Bändern verziert, ziehen dem Paare voraus, dem Tanzboden zu. Dieser ist in den Bauernwirtshäusern des Kinzigtals möglichst primitiv in einem Anbau an das eigentliche Haus. Auf Komfort wird bei ihm nicht gesehen; da ist nicht der geringste Schmuck, alles kahl an den Wänden und überall Naturtannenholz. Aber eines muß jeder Tanzboden haben: er muß elastisch sein und beim Tanz auf- und abgehen mit Mann und Maus.

Wenn einmal zwanzig und mehr Personen tanzen, so schwankt und zittert das ganze Gebäude, daß man jeden Augenblick seinen Einsturz befürchten zu müssen glaubt. Die Bauern stampfen und traben mit den Füßen, als flöge ein Kürassierregiment im Galopp über die Bühne. Dazu wird „gejuchzt", daß die Wände zittern. Es ist dies Natur in „stiller Größe".

Wenn man die tanzenden Bauersleute im Kinzigtal mit neapolitanischen Lazzaronis, die am Strand von Neapel eine Tarantella tanzen, vergleicht, so sagt man noch zu wenig, wenn man behauptet, der Unterschied sei weit größer als der zwischen einem Tanzbär und einem Kolibri.

Auf dem Tanzboden angekommen, wird der „Vortanz" getan, an dem nur die Brautleute, der „Ehrengesell" und die „Ehrenjungfrau" teilnehmen. Ist dies geschehen, so geht's an „die Irde", d. i. die Hochzeitstafel, zu welcher alle Verwandten geladen sind auf Rechnung des jungen Paares. Dafür erwartet dieses eine Gegengabe. Wenn die Eingeladenen am Abend aufbrechen, so geben die Weiber der

Braut bares Geld in den Schurz oder sie versprechen, am nächsten Sonntag etwas für den neuen Hausstand zu bringen, meist ein Stück Leinwand.

Ein ländliches Hochzeitsessen im Kinzigtal bei einer bessern Bauernhochzeit mitzumachen, ist eine Riesenleistung, die nur ein Magen von Gußstahl und ein Herz von Granit zu übernehmen imstande sind. Für das letztere ist die Sache deshalb sehr schwierig, weil nach jedem „Gang“ an der Tafel ein Tanz auszuhalten ist. Der Magen profitiert durch die Unterbrechung; dafür muß aber das Herz um so schärfer ins Zeug.

Es ist kulturhistorisch nicht uninteressant, das Menu, wie es seit Jahrhunderten bis heute im Kinzigtale besteht, hier anzuführen. Zunächst kommen zwei Suppen, eine Brotsuppe und eine Nudelsuppe, dann Rindfleisch mit Rahnen und Meerrettich. Jetzt erscheint das Hauptgericht, „gebeiztes Rindfleisch mit Nudeln und Gugelhopf“. Fehlte das bei einer Hochzeit, so wäre es ein förmliches Unglück. Es folgt Schweinefleisch mit Sauerkraut und Bratwürsten, dann Kalbfleisch mit Salat, endlich gebackene Kalbsfüße und Zwetschgen und schließlich nochmals eine Suppe. Letztere weicht jetzt manchmal dem Kaffee.

Nach dem Hauptgericht, ehe wieder ein Tanz getan wird, gehen der Hochzeiter und die Hochzeiterin bei allen Gästen herum und kredenzen jedem einen Trunk. Der Hochzeiter trägt die Weinflasche und die Braut das Glas, das sie jedem der Anwesenden reicht mit der Formel: „J will i's brocht ha!“

Zwischenhinein machen auch die Musikanten draußen auf dem Tanzboden einmal eine Pause und sehen sich nach einem „Benefice“ um. Sie stellen sich an die einzelnen Tische und spielen den daran Sitzenden ein Extrastück mit Gesang. Dafür wird dann mit einem Teller der „Spiellohn“ gesammelt. Meist sind die Lieder erotischen Inhalts oder enthalten eine Verherrlichung des Bauernstandes. Der alte Heckenlehrer dichtete sie früher den Musikanten, oder der Scherenschleifer

von Hasle, auch der Pfannensepp genannt, machte sie als Kapellmeister der besten Hochzeitsmusik selbst, z. B.:

Wir Lit uf'm Land sin lustig und froh,
Wir führe a Lebe, 's könnt besser nit go.
Drum kummet, ihr Städter, kummet uf's Land,
Und lernet au schätze der Bure ihr Stand.

Das Leiblied des Scherenschleifers war folgendes:

Als ich ein jung' Geselle war,
Nahm ich ein steinalt Weib.
Sie quält' mich alle Tage, ja Tage
Nur bloß zum Zeitvertreib.

Da ging ich auf den Kirchhof hin,
An diesen Schreckensort,
Und bat den Tod von Basel[1],
Schaff' mir mei Alte fort.

Als ich wieder nach Hause kam,
Da war meine Alte tot.
Ich spannte Roß und Wagen an
Und fuhr die Alte fort.

Als ich auf den Kirchhof kam,
Das Grab war schon gemacht.
Ihr Träger, leise, sachte,
Daß die Alte nit erwacht!

Scharrt zu, scharrt zu, scharrt immer zu
Das alte, böse Weib!
Sie hat bei ihrem Lebenstag
Geplagt die jungen Leut'.

Als ich wieder nach Hause kam,
Fehlt mir's an Zeitvertreib.
Da ging es kaum drei Wochen,
Nahm ich ein junges Weib.

Bei meiner lieben, jungen Frau,
Da war die Freud' sehr groß.
Doch dauert's kaum drei Tage [lang,
So ging der Teufel los.

Selten kommt was Besseres nach,
Wie drückt das neue Joch!
Ach, lieber Tod von Basel, Basel,
Hätt' ich mei' Alte noch.

Wie oft hab' ich den Scherenschleifer mit seiner Geige vor den Bauern gesehen und gehört, wie er dieses Lied vortrug und dazu seine ganze Mimik und Gestikulation mitspielen ließ! —

Am Nachmittag erscheinen, wie schon früher erzählt, die

[1] Anspielung auf den berühmten Totentanz von Basel von Holbein.

Haslacher auf der Bühne. Da sind alle Wirte und alle Geschäftsleute vertreten, die mit den Bauern in Sachen des Verdienstes verwandt sind. Jeder Wirt, jeder Kaufmann und jeder Handwerker sucht dann bei der Hochzeit die Bauern auf, welche, wenn sie ins Städtle kommen, zu seinen Kunden gehören, und bringt ihnen zu trinken. Ich habe manchmal mit der Mutter in den bäuerlichen Wirtsstuben herumgehen und die Flasche halten müssen, während sie es den Bauern „brachte".

Ich sage „müssen"; denn so gerne ich auf die Hochzeiten ging des Essens, Trinkens und des Schauens wegen, das mochte ich nicht leiden, daß man den Bauern so hofierte und flattierte mit dem Zubringen.

Es mag den Haslachern allen diese „Mode" kein besonderes Vergnügen sein, allein sie gehört zum Geschäft, und ein kleiner Geschäftsmann hat sich zu allen Zeiten viel gefallen lassen müssen um das tägliche Brot.

Die Leute aus dem Städtle bringen in der Regel einige Unterhaltung in das Hochzeitsleben. Der Bauer führt nicht gerne Tischgespräche. Wenn er am Essen sitzt, will er seine Ruhe haben und widmet dieser Arbeit seine volle Aufmerksamkeit. Und er hat eigentlich recht.

Die Haslacher machen den Bauern einige Aufregung durch allerlei Grüßen und Fragen, wobei es an Witz und Humor nie fehlt. Auch in die Tänze der Bauern mischen sich die Städtler, und die Haslacher Hoteliers tanzen gerne mit den Bäuerinnen, die an Markttagen vor ihrem Gasthof anzufahren pflegen.

Während sich die Haslacher dann noch in den andern Dorfwirtshäusern herumtreiben, haben die meisten Bauern im Hochzeitswirtshaus schon anspannen lassen und sind talauf und talab heimgefahren, der Jugend den Tanzboden überlassend. Fährt ein Bauer mit der Bäuerin ab, so kommen der Hochzeiter und die Hochzeiterin mit hinaus, bringen ihnen noch einen Trunk aufs „Bernerwägele", und die Musikanten blasen

eines. St. Johannes-Segen trinken heißt das Volk diesen Abschiedstrunk, in den noch manche Träne fällt, wenn Vater und Mutter den letzten Abschied nehmen und heimfahren, während das Kind am Abend in sein neues Heim zieht.

Sind die angeseheneren Hochzeitsgäste fort, so macht auch das neue Paar sich auf den Weg. Am andern Morgen müssen die jungen Eheleute beizeiten wieder aufstehen und drunten in der Dorfkirche erscheinen, wo in altherkömmlicher Weise eine hl. Messe für die toten Blutsverwandten gelesen wird. So verbindet das katholische Volk in sinniger Art das volle Leben mit der Erinnerung an den Tod.

Nach dem Gottesdienst wird mit dem Wirte abgerechnet, und dann geht's heim auf den Hof, wo die Prosa des Lebens beginnt; und da die beiden ohne Poesie in die Ehe eingezogen sind, erschrecken sie nicht ob der Prosa und nehmen in Gottes Namen das Leben, wie es kommt und geht. —

Das ist der „Hosig" im Kinzigtal. Die Neuzeit hat daran noch wenig geändert, weil der Kinzigtäler Bauer am Alten hängt und namentlich auch an seiner Volkstracht festhält. Wo diese schwindet, kommt der Kulturteufel mit sieben Gesellen ins Bauernvolk, und es zieht gar oft auch der alte Glaube und die alte Sitte mit dem Zwilchkittel und dem Mieder aus.

Unsere Staatsmänner machen Gesetze und Verordnungen zum Schutze von Altertümern; alles schöne und kunstvolle Alte in Holz und Stein, auf Papier und Leinwand soll geschützt und erhalten werden. Die alten Volkstrachten und damit die alten Volkssitten zu schützen, daran denkt kein Mensch, höchstens noch die Maler. Kirche und Staat sollten ihre Pfarrer, ihre Amtmänner und Lehrer anhalten, den Bauern zu predigen, an den Trachten festzuhalten.

Wenn früher ein Mädchen fiel, setzte man ihm einen Strohkranz aufs Haupt und stellte es vor die Kirchentüre. Das war vielfach hart und lieblos. Aber jedes Bauernmädchen und jeder Bauernbube, welche die Bauerntracht im

Dorf mit der Kleidung der Städter vertauschen, die gehören mit Strohkränzen vor die Kirche oder das Schulhaus gestellt und von der ganzen Gemeinde ausgelacht.

Ja, sagt das humane Gesetz, das wäre Zwang! Leiblichen Zwang perhorresziert der moderne Staat, aber der Gewissenszwang floriert. Wenn ein Bauernmädchen seine alte Tracht ablegt, schweigt der Polizeistock, aber eine Kapuzinerkutte, die duldet er nicht im Lande. Freiheit, wo es der Lumperei zugeht, und Zwang und Tyrannei, wenn die Menschen nach ihrer Art fürs ewige Leben sich vorbereiten wollen!

Am meisten ärgert es mich, wenn ich sehe, wie die Bauernjugend, die in ihrer Volkstracht so schmuck und natürlich aussieht, in den Stadtkleidern einherschreitet wie David in der Waffenrüstung Sauls. Wenn Bauernmädchen in moderner Kleidung sich aufputzen, sieht man ihnen das bäuerische Wesen viel mehr und auf den ersten Blick an. Sie trampeln daher wie junge Tanzbären in Krinolinen.

Als ich im Frühjahr 1892 durch ein abgelegenes Seitental der Kinzig schritt, begegneten mir gar Bauernbuben auf Velozipeden. Ich hätte auf die Kerle schießen können, so hat mich der Anblick dieses modernsten Kulturfortschritts geärgert.

Aber so muß es kommen.

Die Kultur ist eben ein Feuer, das jeden verbrennt, der mit ihm in Berührung kommt. Sie wärmt und leuchtet, aber sie zerstört auch. Sie hat bis jetzt alle Nationen, die mit ihr zusammenkamen, verbrannt, und die Weltgeschichte zeigt uns die Aschenhaufen.

Wenn sie es einmal so weit gebracht hat, daß die Schwarzwälder Bauern Verlobungskarten ausschicken statt der Hochzeitsläder, daß sie sich Visitenkarten machen lassen und ein halbes Jahr vor der Hochzeit verloben und gegenseitig anlügen, daß sie statt des Schäpel-Hirsche eine preußische Bowle trinken, Verlobungs- und Trauringe tragen, in

Glacés und Frack vor den Altar treten, Française und Kotillon tanzen und auf Velozipeden ins Städtle fahren, dann sind die letzten Zeiten germanischer Kultur gekommen, die Aschenperiode beginnt, und ich bin froh, daß ich bis dorthin nicht mehr lebe.

Der Anfang zu diesem zukünftigen Untergang des Volkstums ist bereits gemacht: Kultur und Mode sind eifrig an ihrer Totengräberarbeit! —



Verlag von Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart

Heinrich Hansjakob
Reise-Erinnerungen

Volksausgabe in 5 Bänden

Preis geheftet . . . . M. 10.—
Elegant gebunden in Futteral M. 15.—

Inhalt:

Band 1: **Verlassene Wege.**

Band 2: **Letzte Fahrten.**

Band 3: **Sommerfahrten.**

Band 4: **Alpenrosen mit Dornen.**

Band 5: **Sonnige Tage.**



Jeder Band wird auch für sich zum Preis von M. 2.— pro geheftetes Exemplar und M. 3.— pro gebundenes Exemplar abgegeben.



Schneeballen

Erste Reihe



Heinrich Hansjakob

Ausgewählte Schriften

Volksausgabe

Vierter Band

Schneeballen

Erste Reihe



Stuttgart
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1910.

Schneeballen

Erste Reihe

von

Heinrich Hansjakob

1.—6. Tausend



Stuttgart
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1910.

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

In meinen „wilden Kirschen" habe ich vorzugsweise Originalmenschen aus dem Kleinbürgertum, wie es in meinem heimatlichen Landstädtchen ehedem sich zeigte, dargestellt.

Ich habe mir nun seit dem Erscheinen des genannten Buches öfters vorgenommen, noch eine Stufe weiter ins Volk hinabzusteigen und einmal Charakterköpfe zu schildern aus dem Bauernstand, aus der Landbevölkerung, mit der ich als Knabe schon innig bekannt und vertraut wurde und unter welcher ich fünfzehn Jahre als Pfarrer am Bodensee gelebt und gewirkt habe.

Ich nenne diese Leute Schneeballen. Und wie und warum kam ich zu diesem Namen?

Der Titel eines Buches ist nicht bedeutungslos. Er soll in aller Kürze besagen, was das Buch enthält und bietet. Er ist das Aushängeschild des Schriftstellers und soll anzeigen, was der Mann feilbietet.

Wenn nun ein Schriftsteller gar ein solches „Kunterbunt" und Durcheinander auf den Markt bringt, wie unsereiner, so ist es doppelt schwer, einen richtigen Titel für solch eine „Feilträgerei" zu finden. So ging es mir schon manchmal und namentlich auch diesmal, da die Originalbauern mir immer und immer in den Kopf kamen und mich plagten, geschildert zu werden. Aber der Titel?

Da war ich denn im vergangenen Sommer, wie so oft schon, einige Tage in dem kleinen, reizenden Seitentälchen, das südlich von Hasle dem Elztale zu liegt — in Hofstetten beim Jörg, dem Forellenwirt. Von meinen Zimmern aus

hatte ich die schönste Sicht auf der Heimat Berge und Täler, die ich nach Lust und Laune durchwandeln konnte.

Eines Morgens war ich nun mit dem „Großvater", dem Onkel Jörgs und langjährigem Bürgermeister des Dorfes, auf der Heidburg gewesen und hatte mir von ihm erzählen lassen von all den einsamen Höfen, an denen wir vorbeizogen und deren einstige Bewohner ich auch noch gekannt.

Am Nachmittag lag ich unter meinem Fensterchen, träumte ins Tal hinab, dachte an die Bilder, welche der Großvater mir diesen Morgen wachgerufen, und sagte mir: „Es liegt doch noch in jedem Dorfe eine Menge Poesie begraben, wie ein ungehobener Schatz." Und die Bauernköpfe, die alten, die schon lange mich plagten, und die neuen, die der Großvater diesen Morgen in mir wieder aufgefrischt, traten alle drängend vor meine Seele. — „Du mußt doch was über sie schreiben," sagte ich mir aufs neue — „aber der Titel?"

Da fiel mein Blick auf das Schild meines Wirtes Jörg. Unmittelbar unter dem Fenstergesims hing es, und auf ihm standen die Worte: „Gasthaus zu den drei Schneeballen". Und wie ein Lichtstrahl durchzuckte es mich: „Der Titel ist gefunden, du nennst deine Bauern Schneeballen."

Und alsbald kam auch die Lösung, warum dieser Name passend sei. Schnee gibt's auf allen Bergen und in allen Tälern des Schwarzwalds, Schnee gibt's auch an den Ufern des Schwäbischen Meeres, und überall da wohnen auch meine Bauern und Landleute.

Der Schneeball ist von allen „Ballen und Ballons" der am schnellsten und in der kürzesten Zeit gebildete und geformte. So auch der Bauer. Auf seine Schulbildung verwendet man am wenigsten Zeit. Um einen Schneeball zu machen, kostet's wenig Vorbildung, um ein Bauer zu werden bedarf es wenig des theoretischen Unterrichts.

Wie der Schneeball wertlos als Kanonenfutter der

Knaben benützt und hin- und hergeworfen wird, so ist auch unser Bauernvolk der Prügeljunge und das Kanonenfutter der menschlichen Gesellschaft im Großen. Mit Schneeballen werfen die kleinen Buben den großen Leuten die Fenster ein, mit dem Bauernvolk werfen die großen Herren einander die Grenzpfähle ihrer Länder um.

Auf dem Schnee fahren die Kulturmenschen Schlitten mit Halli und Hallo, und doch ginge ohne ihn dies Vergnügen nicht. Auf dem Bauer prügelt seit Jahrhunderten alles herum, und doch hätte alles Vergnügen und alle Lebenslust bald ein Ende, wenn er nicht da wäre.

Der Schnee schützt die Saaten, damit im Sommer alles Brot habe, und der Bauer schützt „die Staaten" und verhütet, daß nicht alles revolutionär wird.

Der Schnee kommt vom Himmel und kehrt mit den Dünsten der Erde wieder dahin zurück, und der rechte Bauer bewahrt vorab den schönen Glauben, daß er vom Himmel komme und dahin zurückkehre.

Und wie im Frühjahr der Schnee vergeht, einsam vergeht in den Tälern und Bergen und spurlos versinkt in die Erde, so vergeht des einfachen Landmannes Leben. Einsam und ungekannt von der Welt hat er gelebt in seinem stillen Dorf oder auf seinem abgelegenen Berghof, und wenn er ins Grab sinkt, kümmert man sich in der Welt draußen so wenig darum, als um den geschmolzenen Schnee. Unbeschrieen vergehen diese Schneeballen des Menschenlebens zu Hunderttausenden und Millionen. Und doch sind es vielfach Menschenseelen gewesen, origineller, poetischer, charakterfester, als die Gummi- und Woll- und Kautschukballen in der Kultur- und Modewelt.

Drum sollen wenigstens diejenigen, die ich kannte oder von denen ich weiß, nicht so unbeschrieen aus der Welt gegangen sein und hinausgehen, und deshalb will ich im folgenden sie schildern unter dem Titel „Schneeballen"; Ballen, mit denen ich nebenbei auch, was man ja mit Schneeballen

so gerne tut, zeitgemäße Würfe nach anderen Leuten tun kann.

Es gibt unter den Schneeballen zwei Sorten, wie jeder aus seiner Knabenerinnerung weiß, weichere und härtere. Die letztern nannten wir in meiner Knabenzeit „saftige“. Sie entstanden, wenn man Schneeballen machte zu einer Zeit, da ein Bruchteil des Schnees seine Natur etwas verändert und sich in Wasser aufgelöst hatte, das nun ein treffliches Bindemittel abgab beim Formen.

So habe ich auch zweierlei Schneeballen; die weicheren, elegischern, das sind meine Bauern vom Schwarzwald, und die härteren, poesielosern, das sind meine Rebleute vom Bodensee, welch letztere durch einen Zusatz von Seewasser, d. i. von Kultur, ihre Natur etwas verändert und etwas von der stillen Größe des Landvolkes verloren haben. —

Ich bemerke noch, daß meine Schneeballen so wenig, als die „wilden Kirschen“, erfunden sind. Sie haben geleibt und gelebt und leben teilweise noch, so wie ich sie darstelle.

Nur bei einer Erzählung, beim „Vogt auf Mühlstein“, habe ich, an die wirklichen Tatsachen und Personen anknüpfend, die Entwickelung des Ganzen in naturgemäßer Weise dichterisch wiederzugeben versucht. Sonst sind meine Schneeballen meist lose und kunstlos nebeneinander gelegt, wie es Kinder und ungeschickte Erzähler tun. —

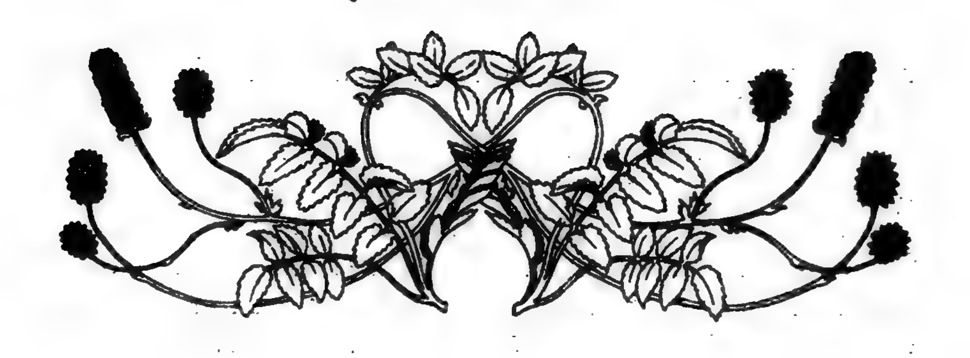
Dem vorliegenden Bändchen wird in Bälde ein neues folgen, das den „Eselsbeck von Hasle“, den „Vogt auf Mühlstein“ und den „Jaköbele in der Grub’“ enthält.

Eine später erscheinende zweite Folge soll dann die „Schneeballen vom See“ bringen.

Freiburg i. B., Ende September 1891.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichnis.



Die Karfunkelstadt.

1.

Er war ein winzig kleiner Mann, in kurzen Lederhosen, hohen Stiefeln, langem Zwilchrock und schwerem Filzhut, der alte Ramsteiner Jokele aus dem „hintern Fischerbach“, einem engen Waldtälchen kaum zwei Stunden östlich von Hasle. An Markttagen ritt er regelmäßig auf seinem kleinen Braunen ins Städtle, tief aus dem einsamen Seitentale heraus, das östlich von Hasle dem waldigen Nillkopf zuzieht. Beim „Becke-Philipp“, meinem Vater, stieg er ab.

Bald darauf kam sein Sohn, der große Michel, ein schmucker, dunkler Bursche, der äußerlich vom Vater nichts hatte, als auch ein schielendes Auge wie dieser. Der Michel ging zu Fuß wie ein Heldensohn aus der Nibelungenzeit hinter seinem kleinen Rittervater her.

Marktware brachte in der Regel weder der Vater Jokele, noch Michel, der Sohn. Denn der Jokele hatte einen „rauhen Hof“, meist nur Wald und Weidfeld. Das bischen Haber und Korn, das wuchs, brauchte der Bauer selber. Bisweilen kam die Bäuerin mit, eine große, hagere Frau, und dann fuhr der Jokele auf seinem „Bernerwägele“, das nebst Bäuerin und Bauer eine „Zeine“ voll Butter trug. Oder

an Jahrmärkten zog der Michel ein Rind hinter sich drein zum Verkauf.

Sonst kamen Vater und Sohn nur, um Käufer zu suchen für Holz und Kohlen oder den Viehpreis zu erkundschaften, damit sie den Haslacher Metzgern, wenn sie in den hintern Fischerbach kamen, nicht alles zu glauben brauchten. Und der lange Sohn ging mit dem kurzen Vater, weil der Michel ein geborener Schlaumeier, der Jokele aber die billige Denkungsart zu Pferd war.

Der Michel gehörte zu jenen für den Handel glücklich veranlagten Naturen, welche hinter einem ganz blöden Gesichtsausdruck ungemeine Klugheit verbergen und so eine Firma tragen, die sie eigentlich gar nicht vertreten. Wer dann auf die gutmütige Firma hin mit solchen Leuten ein gutes Geschäft zu machen sucht, ist in der Regel „der Dumme“ gewesen, wenn das Geschäft fertig ist.

Die Weiber haben stets den richtigen Instinkt in solchen Dingen, und so auch des Jokeles Frau und des Michels Mutter. Sie hatte es längst heraus, daß der Jokele im Städtle zu billig verkaufe und zu gut sei für die Haslacher Metzger. Da des Sohnes Michel Schlauheit aber nach dem natürlichen Erbrecht, vermöge dessen die Kinder den Geist der Mutter erben, ihre eigene war, so wurde der Michel eben immer beordert, als Spion und Aufpasser dem Vater nachzumarschieren.

So oft der Jokele sein Pferd sattelte vor seiner alten Strohburg, ging der Michel in seine Kammer und machte sich reisefertig. War dann der Alte hinter dem Kostwald verschwunden, so trabte er hintendrein. Und kaum war der Jokele abgestiegen und saß bei einem Gläschen Schnaps bei meinem Vater, dem Becke-Philipp, so kam der lange Michel unverhofft zur Türe herein als unwillkommene Schutzwache gegen die Handelskniffe auf dem Haslacher Markt. Der Jokele schimpfte alsbald über „das Hintedrilaufe“, schimpfte nicht blos wegen der Spionierung, sondern auch

aus einem andern Grunde: Er trank gern über den Durst, der kleine Mann, und wackelte dann auf seinem Rößlein; darum sandte die Mutter den Michel auch aus leiblicher Sorge für den Vater. Beim Heimweg marschierte deshalb der Michel stets scharf hinter dem Schweif des braunen Rößleins.

Der Jokele aber war drum doppelt bös, weil das Erscheinen Michels ihn an zwei Schwächen erinnerte, an seine geistige Schwäche und seine Stärke im Trinken. Er brummelte einige Zeit und ließ den Michel neben sich sitzen, ohne ihm „das Glas zu bringen", was gegen den ersten Wirtshausanstand der Bauern verstößt. Der Michel aber schaute mit seinem „unschuldigen" Schlaubergergesicht bescheiden und still vor sich hin, bis der Alte, seinem Schicksal sich ergebend, das Glas ihm hinüberschob: „Do trink', Du Gendarm!" Der Michel überhörte gerne den Gendarm, nahm das Glas, sprach: „G'seng Gott[1], Vater", und trank. Und damit war der Friede bis zum nächsten Markttag geschlossen. Beide gingen dann auf den Markt und machten ihre Geschäfte oder schlossen den Verkauf im „Becke-Hus" ab.

Der Jokele und mit ihm der Michel waren guten, uralten Bauerngeschlechts. Vor vielen Jahrhunderten, als noch der Ram, wie die alten Deutschen den Steinbock nannten, vom Nill- und Kostwald herab bis zum Schornfelsen wanderte, da saßen vorn im Tal auf dem Felsen bei der Michelskirche die Ritter von Ramstein, Edelknechte der Grafen von Fürstenberg.

Ihr Geschlecht pflanzte sich auch in Bastarden fort, die Ramsteiner hießen. Einem solchen gehörte ursprünglich der Hof des Jokele, und da auf dem Schwarzwald die Höfe wie die Burgen in der Regel den Namen des ersten Besitzers forterben, hießen die nachfolgenden Bauern alle nach dem Hof „Ramsteiner" und darum so auch der Jokele, welcher seines Geschlechtes ein Heizmann war.

[1] Gesegne es Gott.

Heizmann, Räpple und Armbruster heißen die meisten Buren im Fischerbachertale. Ramsteiner von Geschlecht gibt's heute noch, aber wenige. Sein letzter großer Vertreter in meiner Knabenzeit war der Bur auf der Bergeck — Gregor Ramsteiner — in Gesicht und Gestalt ein adeliger Ritter des Mittelalters. Er wandelte aber unter seinen Mitburen als der „Bergecks-Gori", den ich in meiner väterlichen Stube gar oft gesehen habe. Erst anno 1861 haben sie ihn, den Kinderlosen, begraben. —

Der Ramsteiner Jokele besuchte Hasle nur an Markttagen. An Sonn- und Feiertagen wanderte er über den Sattel des Nillwaldes in die Reichsstadt Zell am Harmersbach. Dahin hatte er näher in die Kirche als in seine Dorfkirche zum hl. Michael vornen im Haupttale der Kinzig. Und in Zell ist zudem eine Wallfahrt, und da gibt's auch bessere Wirtshäuser und bessere Bratwürste und in der Fastenzeit bessere Stockfische, ein Lieblingsessen der Bauern meiner Heimat.

Nach Hasle geht's mäßig bergab und „heimezu" ebenso mäßig bergauf, nach Zell steil bergauf und bergab. Deshalb ritt der Jokele nach Hasle und wanderte zu Fuß nach Zell.

In Zell gab's nichts zu handeln für die Buren in Fischerbach. Die Buren aus den nächsten Tälern rechts und links von Zell besorgten dies, und vom Gaul konnte der Jokele auch nicht fallen, weil er im Heimweg auf keinem saß, und so ging der Michel in der Regel nicht hintennach, wenn der Vater wallfahrtete, sondern er zog mit den andern hinaus in die Dorfkirche.

So kam es, daß dem Jokele einmal an einem Wallfahrtssamstag in der Fastenzeit ein kleines Malheur passierte. Er hatte im Löwen in Zell gute Gesellschaft getroffen. Der alte Eckerbur, sein Nachbar über der Wasserscheide drüben, hatte beim Schmied in Zell Geld eingezogen für gelieferte Kohlen, und da gab's „Kohlewi", d. h. vom besten Wein,

wie üblich, wenn die Bauern im Harmersbacher Tal Kohlen ins Städtle geführt haben.

Der „Kohlewi" im Löwen besteht in der Regel aus Durbacher Weißherbst oder einem starken Bermersbacher, ist also ein Herrenwein erster Klasse. Der Eckerbur kehrte am Nachmittag über den Gröbenerhof, wo auch eine Wirtschaft war, heim und den Entersbach hinauf, der Jokele aber wollte keinen Umweg machen mit seiner Last „Kohlewi" und ging seinen geweisten Weg durch den Schreilesgrund und über die Buchhöfe dem Kamm zu, der das Tal des Harmersbaches vom Fischerbach trennt.

Ganz oben steht einsam ein „Bildstock", von den Bauern der „Bußbildstock" genannt, wohl weil hier einem Bauer Namens Buß, eines im Harmersbacher Tal häufigen Geschlechts, einmal was Schlimmes zugestoßen war. Man hat eine herrliche Schau bei diesem „Marterl", wie die Tyroler sagen, über den Schwarzwald und die Vogesen hin.

Wenn der Wanderer auf dieser Bergwand steht, sieht er auf der einen Seite nach Osten tief unten des Jokeles Hof und auf der andern nach Westen den Hof des Eckerburen. Der alte Eckerbur mochte noch im Gröbenerhof bei einer neuen Auflage „Kohlewi" sitzen, da der Jokele beim Bildstock ankam, müde und keuchend, denn noch lag der Schnee auf allen Bergen, und es war, obwohl Mitte Februar, grimmig kalt. Der Schnee seufzte unter den hohen Stiefeln des kleinen Mannes, dem der „Kohlewi" mächtig zu schaffen machte. Die Last war immer schwerer geworden in der frischen Luft und bergauf.

Endlich oben angekommen, murmelte der Jokele ein „Gott Lob" und schaute sich, stillstehend, um. Er schaute aber zu weit ins Tal hinab, Zell zu, und nach der Richtung des Eckerhofs, so daß er ins Schwanken kam, das Gleichgewicht verlor und mit „allen Vieren" auf die Schneewand fiel, die steil ab sich senkte dem Eckerhof zu. Der Schnee war fest und der Mann leicht, und darum sank der Jokele

nicht ein, konnte sich aber auch nicht mehr aufrichten und rutschte (glitt) nun sachte die Schneebahn hinab, wie ein Frosch.

Drunten waren die Knechte des Eckerburen und sein Sohn Konrad, der heutige Fürst auf der Eck, eben am Dreschen in der offenen Tenne. Die sahen ein schwarzes Ding den Berg herabgleiten, froschähnlich sich fortbewegend, wie ein Riesenamphibium aus der „Saurierzeit". Sie staunten nicht wenig, als sie in dem Ankömmling bald darauf den Jokele erkannten, hoben ihn lachend auf, legten ihn einige Stunden auf die Ofenbank, wo er den „Kohlewi" ausschlief, um am Abend sicher über die weiße Decke seinem Hof zuzuwandern. —

Eines Tages, ich weiß nicht mehr genau, war es im Februar 1850 oder 51, kam der Jokele in unsere Bäckerstube. Hintendrein alsbald der Michel. Nach dem üblichen Friedensschluß zwischen beiden sprach der Jokele zu meinem Vater: „Philipp, Ihr müßt mir auch einmal etwas abnehmen. Ich brauche Geld; geschlagenes Holz hab' ich keins, wirklich auch kein Vieh und keine Kohlen zu verkaufen, aber einen schönen ‚Eichbosch', den geb' ich Euch zum Abholzen und zwei Jahre als ‚Reutfeld' um 200 Gulden."

Mein Vater schaute den Michel an und der Michel schielte zu ihm hinauf und sprach: „Jo, Philipp, ich un d'Muatter sind au iverstande." Ich stand daneben und hatte eine Weltsfreude, daß wir einen Wald bekommen sollten. Der Becke-Philipp meinte, es sei sonst nicht seine Sache, solche Geschäfte zu machen, wenn aber dem Jokele ein Gefallen geschehe, so wolle er den „Bosch" in den nächsten Tagen beschauen und dann den Handel fertig machen.

Schon am andern Morgen ging der Vater ins Fischerbachtal; ich durfte nicht mit, der Schule halber, erhielt aber das Versprechen, das nächstemal den Vater begleiten zu dürfen, wenn der Handel richtig wäre. Als der Vater am Abend heimkam, war der Kauf perfekt, und ich jubelte über den Eichbosch, als wäre er ein Rittergut.

Am Sonntag darauf in aller Frühe, während die ersten Bauern aus dem nahen Schnellingen und Bollenbach vor dem Kirchgang ihren üblichen Schnaps bei uns tranken, kamen zwei kleine Bauersmänner, die ich vorher nie gesehen, in unsere Stube, präsentierten sich dem Vater und sprachen: „Wir sind zwei Holzmacher aus der Karfunkelstadt; der Jokele, unser Nachbar, schickt uns zu Euch. Wir wollen den Eichbosch abholzen und alles z'weg richten um 60 Gulden und jede Woche eine Maß Schnaps und vier Laib Brot."

Ich schaute die zwei Männlein in ihren hohen, schweren Filzhüten und den langen, leinenen Röcken an wie zwei Menschen aus einer andern Welt, weil sie gesagt hatten, sie seien aus der — Karfunkelstadt. Vom Karfunkelstein, dem fabelhaften, hatte mir längst die „Lenebas" erzählt, die Schwester meiner Großmutter, daß er so rot und so glänzend sei, daß er leuchte, selbst wenn er in einem Ofenloch läge. Und jetzt sah ich gar Leute vor mir, die aus der Karfunkelstadt kamen, wo ich mir alles voll dieser schönen Steine dachte.

Der Vater schloß mit den zweien das Geschäft ab und setzte ihnen Brot und Schnaps vor. Ich machte mich gleich neben sie und fragte, ob sie keine Karfunkelsteine bei sich hätten. „Büble," sprach der ältere, „in der Karfunkelstadt gibt's keine Karfunkelsteine, da wohnen nur arme Leute." Ich aber konnte nicht klar werden über den wundersamen Namen der Karfunkelstadt, und es gingen von da ab 40 Jahre ins Land, bis ich mir ihn zurechtlegte und in diese wunderliche Stadt hineinkam. Ich sah sie vorher stets nur von ferne, und es ging mir wie Moses, der bloß einen Blick tun durfte ins gelobte Land.

Der Tag, da ich zum erstenmal in die Karfunkelstadt hinabschaute, ist mir unvergeßlich. Es war der 10. März eines der obengenannten Jahre. Der Vater hatte mir erlaubt, aus der Schule zu fragen, um in aller Frühe mit ihm in den Fischerbach zu gehen. Er wollte nachsehen, was die Karfunkelstädter im „Eichbosch" schon hantiert hätten.

Wenn ich heute mit einem Extrazug unentgeltlich und mit allen Bequemlichkeiten einer behaglichen Reise um die Welt fahren dürfte, hätte ich keinen Teil der Freude, wie an jenem trüben Märzentag.

Bis zum „Hirschen" in Fischerbach war mir die Welt bekannt. Bis dorthin war ich mit unseren Bäckerjungen Sepp und Peter manchmal im Spätsommer am schmalen Fischerbächlein hinaufgezogen, um wilde Hopfen zu holen. An diesem winzigen Forellenbächlein, das einst die Grenze bildete zwischen den Diözesen Straßburg und Konstanz, wuchsen, an den Erlen- und Haselstauden rankend, die schönsten wilden Hopfen, und die brauchte mein Bäckervater zum Backen anstatt der Hefe.

In der Regel gab uns der Vater für zwei Mann einen Sechser (20 Pf.) und jedem ein halbes Groschenlaible auf den Weg, der um Mittag angetreten wurde. Hopfensuchend zogen wir, am kleinen Bächlein angekommen, an seinen hüpfenden Wassern hinauf bis zum Hirschen. Da wurde der Sechser „vertrunken" in drei Schoppen sogenannten Bieres, das heute kein Mensch mehr trinken würde, uns aber als wahrer Göttertrank galt.

Mit duftenden Hopfenranken beladen, eilten wir am Abend selig aus dem Tälchen der Heimat zu. —

An jenem 10. März gab's aber für mich eine Reise in eine neue Welt. Der „Hirschen" liegt am Scheideweg. Links von diesem Wirtshaus geht's in den Fischerbach, rechts in den Waldstein, zwei enge Waldtälchen, in denen nur der Weg und die Bächlein auf der Talsohle liegen, während zu beiden Seiten die Bergwände mit den vereinzelten Höfen steil abfallen.

Beim „Hirschen" fing es an zu regnen, und der Vater meinte, das sei heute gar nicht gut; denn es sei der Tag der 40 Märtyrer und wenn es da regne, regne es 40 Tage. Wenn er gesagt hätte, es regne 40 Jahre, hätte er die Freude meines Herzens, in die Karfunkelstadt zu kommen, nicht

stören können. Eine Sintflut allein hätte den Sonnenschein in meinem Innern zu begraben vermocht, sonst nichts.

Im Weiterschreiten zeigte mir der Vater die einzelnen Höfe, deren Besitzer ich alle kannte, weil sie beim „Becke-Philipp“ ihre Einkehr hatten — den Schüttebur, den Bur im Rechgraben und den auf dem Holzberg. Droben neben dem Kostwald, einem Besitztum des Fürsten von Fürstenberg, thronte der Kostbur, gleich hinter ihm tief unten im Tälchen der Löchlebur. An den erinnere ich mich gar wohl. Er hieß Mathis und war ein stiller, stiller Mann, während sein Nachbar, hoch oben an der dem Kostwald entgegengesetzten Bergwand, der Vogelsbur, ein geborener Redner war, heiter und lebenslustig, wie ein Vogel.

Nach einer starken halben Stunde sollte meine Sehnsucht gestillt werden. Wo der Weg sich teilt, der eine hinab ins „Löchle“, der andere dem Nillkopf und dem Ramsteiner Jokele zu, da hielt der Vater an, zeigte oberhalb dem Löchlehof, drunten im tiefen, engen Talrisse, auf drei elende Hütten, die fast nebeneinander standen, und sprach: „Des isch Karfunkelstadt.“

Ich war schon enttäuscht, als der kleine Holzmacher mir gesagt, in der Karfunkelstadt wohnten arme Leute, aber noch mehr, als ich die Strohhütten mit dem duftigen, glänzenden Namen ansah. Doch der Vater konnte mir den Namen nicht erklären und auch der Jokele und der Michel nicht, auf deren Hof wir zuerst einrückten und von dem aus die arme Karfunkelstadt noch besser zu sehen war.

Mich aber hielt der Name, den die armseligen Hütten trugen, fortan wie ein Zauber im Banne bis zu seiner Lösung nach vielen, vielen Jahren.

Beim Jokele wurden der' Vater und ich hoch aufgenommen, und ich traf alte Bekannte, die ledigen Kinder Jokeles, die an Jahrmärkten in unser Haus kamen und die ich wie Michel, den Gardisten, alle kannte — den Sepp und Jokele, den Jüngern, die Kreszenz, die Sibylle, die Agnes,

die Fränz und die Helene. Sie waren alle älter als ich, und die Agnes machte mir anno 49, als die Preußen im Tal lagen, einmal viel Kopfzerbrechens. Eines Sonntags sah ich sie mit einem preußischen Unteroffizier, den ich heute noch malen könnte, und der beim Nachbar Strumpfstricker im Quartier lag, spazierengehen. Ich kam aus dem kindlichen Staunen nicht heraus, wie und warum der fremde Preuß' und die schwarze Agnes aus dem hintern Fischerbach sich gefunden hätten. In aller Unschuld fragte ich die Zwanzigjährige später einmal, und sie gab mir, dem Zwölfjährigen, die niederschmetternde Antwort: „Des goht kleine Buabe nichts an." —

Nach dem „Diner", aus Schinken, Eiern und Bratwürsten bestehend, führten uns der Bauer und sein Gardist in ein Miniaturtälchen unter dem Nillkopf hin, das so einsam und verlassen daliegt, daß ich wohl glaube, es habe es seitdem nie mehr ein Fremder, auch nicht einmal ein Haslacher, betreten. Es widerhallte heute von den Axthieben der zwei Karfunkelstädter, die von diesem Tage an meine Freunde wurden.

An Sonntagen kamen sie und holten für sechs Tage ihren Schnaps und ihr Brot, und unter der Woche mußte ich, einmal in der Regel, zu ihnen in das einsame Tälchen und schauen, wie es gehe. Der eine hieß Philipp, der andere Theodor und gehörten beide zum Geschlechte der „Armbruster".

Der Philipp war Hausbesitzer und Herr einer der drei Strohburgen in der Karfunkelstadt. Drum hatte der Bauer ob der Karfunkelstadt, der Jokele, ihm auch seine Tochter, die Marie-Anne, zum Weib gegeben, ihm, dem Taglöhner, der nur zwei Kühe hatte.

Sein Bruder Theodor war „Stadtkorber", das ist Korbmacher in der Karfunkelstadt. Im Spätjahr und zur Winterszeit zog er von Hof zu Hof und fertigte den Bauern aus den am Bache selbstgezogenen Weiden Körbe, Zeinen und

„Bennen" (für die Wagen), und im Frühjahr machte er Holz.

Der Theodor fungierte aber noch als etwas anderes in der Karfunkelstadt. Er war der „Stadtmetzger". Kälber und Rinder wurden aber in der Stadt nie gemetzget, höchstens ein oder das andere Ziegenböcklein oder Schwein. Was der Stadtmetzger aber in Hülle und Fülle schlachtete, das waren Hunde und Katzen.

War der Korber in seinem Gewerb' bei irgend einem Bauer und hörte, daß ein Hund oder eine Katze, sei es wegen Alters oder Krankheit, das Leben lassen müsse, so erbat sich der Stadtmetzger das Tier, trug die Katzen in einem Sack und führte die Hunde an einem Strick heim, auf daß man sehe, daß er lebendiges Fleisch schlachte. Am andern Morgen oder in der Nacht noch metzgete er die Bestie, beizte sie ein und verzehrte sie mit seinem Bruder Philipple.

Hatte er Überfluß, so wurde ein Teil des Fleisches geräuchert oder die ganze Karfunkelstadt konnte sich laben.

Der Philipp und der Theodor hatten noch einen dritten Bruder, den ich nie zu sehen bekam. Er hieß „Andres", wohnte ebenfalls beim Philipp samt Weib und Kind und trug den offiziellen Titel „Stadtschnider". Der Schneider aus der Karfunkelstadt war natürlich der einzige Stadtschneider in Fischerbach und Waldstein und darum gesucht auf allen Höfen. An Werktagen schneiderte er und an Sonntagen dinierte er, wo er während der Woche geschneidert hatte, und darum bekam ich ihn nie zu sehen.

Mit Stolz erzählte der Philipp, daß auf seiner „Burg" stets der „Stadtschnider" gewohnt und er selber von seinem Vetter, dem Schnider-Philipp, die Burg und den Namen, der „Andres" aber die „Stadtschniderei" überkommen habe.

Was mir jungem Haslacher am meisten auffiel, war die gemessene Ruhe und die ernste Stille der beiden Holzmacher; Eigenschaften, die ich im Städtle an den Menschen gar nicht gewohnt war.

Ich lag oft stundenlang in der Nähe der zwei Männlein am Waldrand und ruhte mich vom Marsche aus; aber keiner sprach ein Wort bei der Arbeit, auch mit mir nicht. War ich am Nachmittag gekommen und hatte ihnen regelmäßig eine Extraflasche Schnaps mitgebracht, so brach der Philipple, wie er seiner Kleinheit halber überall hieß, nach einiger Zeit das Stillschweigen mit den Worten: „Bruader, komm mir welle s'Vierebrot nehme!" Dann setzten sie sich in meine Nähe, aßen Brot und tranken Schnaps.

Jetzt wurden sie etwas gesprächiger, aber beide redeten so langsam und monoton, als machte das Sprechen ihnen die größte Mühe. Wenn ich dann immer wieder nach der Karfunkelstadt fragte, da meinte der Philipple regelmäßig: „Die Karfunkelstadt ist die ärmste und kleinste Stadt auf der Welt. Da wohnen luter ‚kripplige Lit, voll' übel' Zit'[1]." „Ja," fuhr dann der Bruder „Korber" weiter, „es ist ein Spott, daß drei so kleine Hüsle mit armen Liten Karfunkelstadt heißen."

Woher der Name käme, konnte mir damals auch keiner von ihnen und bis heute kein Karfunkelstädter sagen, ich mußte es selber finden.

Hatten die beiden Männlein ihr Vieruhr-Brot genommen, so sprach der Philipple zu mir: „So, Kleiner, jetzt mach Dich auf den Weg, sonst kommsch in d'Nacht. Wir lassen den Vater grüßen und danken für den Schnaps. Am Sunntig kumme mir (wir) au wieder na (hinab)."

Ich schnitt mir noch einige schöne Gerten, ließ mir im Vorbeigehen beim Jokele noch einige Äpfel oder Nüsse einstecken und hüpfte munter in den Frühlingsabend hinein aus den Bergen dem Tale zu.

Es war meistens dunkel, wenn ich ans Räpple-Michels Bildstock kam bei der Ausmündung des Fischerbacher Tälchens ins Kinzigtal, und da fürchtete ich mich regelmäßig.

Im Juni 1847 war hier der alte Räpple-Michel, ein Leib-

[1] Armselige Menschen voll mühsamen Lebens.

gedingmann, der beim „Hirschen" wohnte, wie die Inschrift auf dem Bildstock erzählt, „in die Hände seiner Feinde gefallen; sie mißhandelten ihn barbarisch und zogen ihn hinab in den Bach und ließen ihn halbtot liegen."

Der Steinhauer, der die Legende in den Stein gemeißelt, war Dichter; denn zum Schluß läßt er den Räpple-Michel sprechen: „Adieu Ihr Schwestern und Brüder, am Tag des Gerichts sehen wir uns wieder."

Ich las oft diese Beschreibung im Hinweg, und beim abendlichen Rückweg überkam mich jeweils einiges Grauen, und ich verdoppelte meine Schritte. Noch genau erinnerte ich mich an die grausige Tat, sie war ja kaum einige Jahre zuvor geschehen.

Um den „Hirschen" stehen, was sonst nirgends im Fischerbach der Fall, einige Höfe beisammen. In dem einen saß der Räpple-Michel als einstiger Besitzer und Pensionär (Leibgedinger). Er hatte einem Verwandten den Hof übergeben. Unfern davon stand des Nachbars, des Moserbauern, Hof. Der brannte eines Tages nieder, und der Nachbar erhielt ein neues Haus. Der Räpple-Michel meinte, es sei das nicht mit rechten Dingen zugegangen, und so oft er, was nicht selten war, einen Schnaps zu viel getrunken hatte und dann den „Moser-Romme" am Kopf sah, riß er sein Schiebfensterle auf, schrie: „Mordbrenner" und schloß es wieder.

Daß grimmiger Haß den Nachbar Roman erfaßte, ist begreiflich. Aber auch in seinem eigenen Haus hatte der Michel einen Feind, und das war Hans, der Bur. Ein Leibgedinger ist in der Regel unwert, und wenn's der eigene Vater ist.

In Stadt und Land können alte Eltern von dieser Welt scheiden, ohne große Trauer zu hinterlassen, wenn die Kinder einmal alles haben, was jene besaßen. Auf dem Land muß zudem der Bauer dem Leibgedinger „von allem Besten" geben, was wächst und was er pflanzt in Haus und Feld.

Drum kommt es bisweilen vor, daß man betet um ein baldiges seliges Ende für den Vater, Schwiegervater oder Vetter Leibgedinger. Ist dieser gar noch hart und besteht auf pünktlicher Ablieferung alles dessen, wozu er berechtigt ist, so ist „der Teufel beim Bauer bald los“.

Der Räpple-Michel, den ich noch wohl kannte, war ein harter Mann und, wenn er zuviel getrunken, mit einer bösen Zunge behaftet. So war es leicht, mit Hans, dem Bur, und mit Roman, dem Nachbar, in Zwiespalt zu kommen. Beide verabredeten demnach, dem Michel aufzupassen und ihn gehörig durchzuhauen, wenn er einmal draußen in Weiler im „Ochsen“ seinen Schoppen trinke und heimkehre. An Peter und Paul des genannten Jahres gab's Gelegenheit. Sie lauerten dem Michel am Abend auf und verübten die Tat in einer Weise, die den Tod zur Folge hatte. Am Morgen fanden die Knechte vom Roserhof den Halbtoten am Bache liegen; er konnte die Täter noch nennen, und dann starb er.

Ich sah sie von den Gendarmen ins Städtle bringen und manchmal in den kommenden Wochen die blutjunge, schöne Frau des Hans in Tränen vor unserm Hause vorübergehen, wenn sie aus dem Gefängnis kam oder dahinging. Der Roman erhielt acht, der Hans fünf Jahre Zuchthaus. Der letztere lebte noch samt seiner Frau bis in die neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, und es muß dem Hans schlimmer zumute gewesen sein, wenn er am Bildstock unfern seines Hauses vorüberging, auf dem er als Mörder gebrandmarkt ist, als einst mir, dem Knaben, wenn ich am Abend von meinen Karfunkelstädtern her an jener Stelle vorüberkam. —

2.

In den halben Sommer hinein arbeiteten der Philipple und der Korber für den Vater, und ebensolange dauerten meine Besuche im stillen Tälchen am Nillkopf. Die zwei

Holzmacher brachten an Sonntagen nach und nach auch die andern Häupter der Karfunkelstadt mit, den „Stadtmurer“ Eble, den Besitzer der zweiten Strohburg, und den Heizmanns-Jörgle, einen Bruder des Ramsteiner Jokele, den Herrn der kleinsten und letzten Hütte der Stadt.

Der Stadtmurer vertrat das Parlament der Stadt; er war Redner und trug einen „fermen“ Schnurrbart, während alle andern nur mit Ohrenbärten behaftet waren. Der kleine Jörgle in seinen kurzen Lederhosen repräsentierte in der Karfunkelstadt den puren Bauer. Er trieb lediglich seine paar Feldchen um, hielt einige Geißen und eine Kuh, gab sich aber in vollster Genügsamkeit mit keinem Nebenverdienst ab. Ja, er teilte seine Burg, die nicht drei Wohnräume hatte, noch mit zwei Brüdern, die ich aber nie sah. Sie arbeiteten bei den umliegenden Bauern als Taglöhner und kehrten abends heim in die Burg der Väter.

Der Jörgle hatte nur einen Sohn, den Bonifaz, den wir später kennen lernen, der Philipple aber eine „ganze Herde“ kleiner Kinder, der Stadtmurer gar keine. Drum war er in der Lage, von seiner Burg noch ein Gemach abzutreten für die Witwe eines dritten Bruders des Jörgle und für deren Tochter, das Gritle, von dem wir noch mehr reden werden. Um acht Gulden pro Jahr hatte der Stadtmurer sie ins Quartier genommen. Diese beiden sah ich in meiner Knabenzeit nie, nur der Stadtmurer und sein Weib kamen nach Hasle.

Ehedem war des Stadtmurers Burg mit Kindern bevölkert. Sein Vormann im Burgbesitz, der Arnolde-Basche, hatte zehn lebendige Kinder, und als er frühe starb, verlegte sich seine Frau nach alter Art auf „Raubritterei“. Sie stahl Geißen und Kühe, führte sie weit über Berge und Tal auf Jahrmärkte und verkaufte sie. Die Gemeinde Fischerbach hatte keinen Sinn für derartige ritterliche und mütterliche Taten zum Ernähren der Kinder. Die „Ritterin“

wurde nach Amerika geschafft und ihre Kinder im Tale bei Bauern und Verwandten zerstreut. Die Burg aber kaufte der Maurer Eble und wurde dadurch „Stadtmurer".

Die vier Karfunkelstädter, der Philipple, der Korber, der Stadtmurer und der Heizmanns-Jörgle saßen in obengenannter Zeit manchen Sonntagmorgen in unserer Stube, ein Bild der Einigkeit. Ihre Hütten standen fast so nahe beisammen, als sie selber in meines Vaters Stube beisammen saßen und von der Karfunkelstadt redeten, wo, wie der Stadtmurer zu sagen pflegte, kein Bürger lesen und schreiben könne, keiner über die Armut hinauskomme, alle im Frieden und so tief unten im Tale lebten, daß Sonne und Mond kaum zu ihnen hinabschauen könnten.

Die Karfunkelstadt, meinte der Stadtmurer weiter, sei die einzige Stadt der Welt, die kein Wirtshaus habe, keine Schule, kein Gericht, keine Polizei und keine Stadtlaternen.

Doch hatten die Karfunkelstädter in der Nähe ihre Zusammenkünfte, die das Wirtshaus ersetzen sollten.

An Sonntagnachmittagen und an Winterabenden ist es öde und einsam in den Gehöften der Täler und Berge des Schwarzwaldes. Ein Hof ist vom andern zu entfernt, und so sind die Bewohner der einzelnen Höfe meist auf ihre eigene Einsamkeit angewiesen.

Die Karfunkelstädter wohnten zwar so nahe beisammen, wie die Bäume im Wald, allein sie konnten sich in keiner ihrer Burgen ein Rendezvous geben, weil jede zu klein war, um die sämtlichen Stadtleute zu fassen. Hinauf zum Ramsteiner Jokele war es nicht gar weit, es ging jedoch bergauf. Aber unter der Karfunkelstadt, „im Löchle", da saß als der nächste der „Löchlebur", der Mathis, und der hatte eine Stube, groß genug für die Karfunkelstädter, und dahin gingen sie und spielten Karten mit dem „Bur" und seinen Knechten.

Daß die Karfunkelstädter arm und genügsam waren,

dafür zeugt ihr Spielwert. Sie spielten in der Regel um Nüsse und Bohnen und, wenn's hoch herging, um Kirschenwasser. Und wenn sie spät am Abend vom Löchle hinüberwanderten in ihren stillen „Grund", da waren sie, wie der Stadtmurer, der in der Fremde gewesen, meinte, seliger und zufriedener, als die Geldspieler in Baden-Baden. —

Wie alles in der Welt hörte auch einmal der Holzschlag für den Becke-Philipp zu Hasle auf und mit ihm die Besuche der Karfunkelstädter, die ihren Weg, wie zuvor, meist wieder nach Zell nahmen. Der Ramsteiner Jokele verließ im folgenden Frühjahr diese Erde. Er war richtig einmal nachts ohne den Michel von Hasle heimgeritten, vom Pferde gestürzt und im Talbächlein ertrunken.

Der Michel wurde Bauer. Ich erlebte es noch beim Beginn meiner Studien, daß er, der wegen der Schulden seines Vaters, die er mit dem Hof übernommen, ringsum im Kinzigtal keine Frau fand, eine ebenso brave als schöne Schappacherin dem Nillwald zuführte. Bald hernach verließ ich selber das Elternhaus, um in Rastatt an der öden Murg meine Tage zu vertrauern als Quartaner.

Die Karfunkelstädter sah ich fortan nie mehr. Ausflüge machte ich in den Ferien keine, ich lag als kleiner Lyzeist in den Wäldern um Haslach und als großer im Bierhaus. So kam ich höchst selten aus dem größern Rayon des Städtchens hinaus. Nur den Michel sah ich bisweilen an Markttagen und erinnere mich noch wohl, wie er mir eines Tages weinend die Hand gab zum Willkommen und erzählte, er habe seine Frau verloren. Noch nach Jahren, wenn ich ihn wiedersah und fragte, wie es gehe, konnte er weinen, daß der Tod ihm seine erste Frau genommen. Er hatte zwar eine zweite aus dem Tal geholt, aber „die reichte der ersten das Wasser nicht".

Es folgten nun Zeiten, in denen ich auch den Michel nicht mehr sah. Nach vollendeter Studienzeit kam ich selten in die Heimat, nie an Markttagen, und hatte seit dreißig

Jahren von Michel und von den Karfunkelstädtern weder etwas gehört noch etwas gesehen.

Da trat im Sommer 1890 eines Tages eine kleine, blasse Frauensperson aus der unteren Volksklasse in mein Pfarrzimmer zu Freiburg und präsentierte mir den „Hochzeitszettel“ zum Verkünden. Ich las und ersah, daß sie die Tochter eines „Philipp Armbruster aus Fischerbach“ sei. Jetzt fuhr mir wie ein Blitz aus der Tiefe der Seele ein Gedanke auf aus alter Zeit und ich fragte hastig: „Sind Sie aus der Karfunkelstadt und die Tochter des Philipple?“ Richtig, so war es, und sie hatte mir mit einem Schlag meine Erinnerungen an die Karfunkelstadt wachgerufen.

Zu den Bauerngestalten, die seit Jahr und Tag in mir herumgingen, kamen nun auch die Karfunkelstädter und ließen mir keine Ruhe, bis ich nach Wochen des Philipples Tochter zu mir berief und mir alles erzählen ließ aus der Karfunkelstadt, was immer sie wußte.

Der Vater ist tot. Er starb 1885, der wackere, kleine Philippus. Die letzten fünfundzwanzig Jahre hatte er drüben im Zeller Stadtwald, dem Hermesgrund, für die alte Reichsstadt und ihre Bürger Holz gemacht. Nach „Hasle“ kam er fast nie mehr. Er hatte vor Jahren einen Fuß gebrochen unter einem Holzwagen und ging fortan hinkend an einem Stecken in seinen Wald, wohin sein Weib, die Marie-Anne, ihm das Essen trug; denn die Kinder hatte er bis auf die älteste, die der Mutter die wenigen Felder bebauen half, wegschicken müssen, damit sie ihr Brot selbst verdienten.

So waren die jüngeren drei Mädle alle mit sechs Jahren schon aus der Karfunkelstadt fortgeschickt worden als Kinds- und Hirtenmädchen zu den benachbarten Bauern. Die Fränz, meine Erzählerin, kam glücklich ins Löchle, also ganz in die Nähe der Karfunkelstadt, die Kreszenz hinüber auf den Barbarast, zum größten Bauer im Welschbollenbach, und die Anna in den Waldstein zum Dirhold. Ähnlich die Buben Moritz, Willibald und Jörg.

Die Mutter starb und der Philipple holte drüben im Entersbach eine Stiefmutter, der es doppelt lieb sein mochte, daß die Kinder „versorgt" waren.

Der Korber blieb ledig und sein treuer Bruder und Gefährte; er wanderte mit ihm in den Wald, so oft er nichts zu „korben" hatte. Der „Stadtmurer" mauerte bald da, bald dort in den Tälchen und auf den Bergen herum, schließlich hat er „sich hinterdenkt", er, der Denker und der Sprecher der Karfunkelstadt. Er war jahrelang zeitweilig „von sich", und dann war ihm die Karfunkelstadt zu klein und zu eng. Er spielte den großen Herrn und arbeitete nichts. War „dieser Geist" wieder von ihm gewichen, so mauerte er unverdrossen, bis der Tod ihn von allem erlöste.

Die Kinder Philipps wurden groß und er selbst älter und älter. Es ging immer mühsamer am Morgen den Berg hinauf und dem Walde zu, aber es ging, und es mußte gehen, und der „Hermesgrund" mit seinen Tannen und Buchen war seine Freude.

Dem ältesten Mädle, der Lis, die daheim geblieben, war das Herz hinabgeflogen bis unter den Kostwald, wo auf einem grünen Hügel der Holzbergerhof liegt und wo ein nachgeborener Sohn Schneider geworden war. Der bisherige Stadtschnider, der „Andres", Philipps und Theodors leiblicher Bruder und Mitbewohner der größten Burg in der Karfunkelstadt, hatte seine Mädle auch längst von der Tischlade weggeschickt. Eine war bis nach Straßburg gekommen und hatte sich verheiratet. Die wollte der Stadtschneider-Vater einmal besuchen, denn Straßburg, die wunderschöne Stadt, hatte noch kein alter Karfunkelstädter gesehen. Er ging und kam nicht wieder.

Straßburg sehen und sterben, war bei dem alten Stadtschnider eins. Weil aber bei jedem Unglück ein Glück sich findet, so war der Tod des alten Stadtschniders das Leben eines neuen. Der Moritz Heizmann vom Holzberg bekam jetzt des Philipples „Lis", wurde in Ehren Stadtschnider

und noch mehr. Der alte Holzmacher gab ihm auch die Burg und alles Feld im Burgfrieden samt einer Kuh, zwei Geißen und etlichen Hennen.

Im Leben des Philipple machte das keine Änderung; er ging eben jeden Tag, den der liebe Gott vom Himmel gab, in den „Hermesgrund" und jeden Sonntag in die Kirche nach Zell. Er und sein Weib, die Barbara, aßen jetzt mit dem Stadtschnider, aber am gleichen Tisch und vom gleichen Brot, wie vorher.

Am Ostermontagmorgen des schon genannten Jahres 1885 wanderte der greise Philipple aus der Karfunkelstadt herauf über den Berg hinab nach Zell in die Kirche. Es war sein letzter Kirchgang, von dem er lebend nicht mehr heimkehren sollte. Am andern Morgen fand ihn sein Bruder, der Korber, im Hermesgrund tot unter einer Tanne. Der Tod hatte ihn auf dem Heimweg vom Kirchgang dahin getrieben, damit er sterbe, wo er meist gelebt — im Walde.

Auf einer Bahre von Tannenästen und Tannenreisig trugen sie den Toten hinüber in die Karfunkelstadt und am zweiten Tage das Tal hinaus auf den herrlich gelegenen Gottesacker des Pfarrdorfes Weiler. Und alle Karfunkelstädter begleiteten ihn, den Ältesten ihrer Stadt. —

Das Kriegsjahr 1870 fand auch einen Soldaten aus der Karfunkelstadt auf der Walstatt. Es war Philipples Jüngster, der Jörg, der bis dahin als Hirtenbub und Knecht in Berg und Tal gedient. Er holte sich keinen Schuß und kein eisernes Kreuz, aber eine Krankheit, die schlimmer ist, als invalid, ja schlimmer als der Tod. Der arme Kerl wurde nach dem Feldzug bisweilen von einem Starrkrampf befallen, der ihn bei vollem Bewußtsein jeder Bewegung und jeden Lautes beraubte und wie tot niederlegte. So lag er einmal zwölf volle Tage in der Karfunkelstadt auf dem Heuboden, hörte, wie sie ihn suchten, vernahm jedes Wort, aber konnte kein Zeichen geben. Später, als Knecht auf der Schnellinger Mühle, lag er einmal drei Tage und drei Nächte an der Kinzig, bis man durch Zufall ihn fand.

In allen Zeitungen stand damals von dem armen Jörg, aber dem Bedauernswerten aus dem Invalidenfonds etwas zu verschaffen, daran dachte niemand.

Er lebt heute in Schuttern bei Offenburg als zufriedener, alter Taglöhner, hat aber seine Anfälle verloren.

Der Moritz, Philipples Ältester und ein Jahr älter als ich, war Taglöhner draußen in Weiler beim Ochsen, hatte sich als Knecht ein eigenes Häusle verdient und lebte Tage harter Arbeit, trotzdem kam er um seine geringe Habe und zog als Waldarbeiter mit Weib und Kindern ins nahe Städtle Wolfe, wo er 1902 starb.

Am besten versorgt ist der Willibald. Er war Knecht auf dem Barbarasterhof und des „Hüsle-Lorenzen" Tochter von Bollenbach, dem lieblichen Dörfchen unten an der Kinzig, die Magd. Der Hüsle-Lorenz gab ihnen das „Hüsle", sie heirateten sich und der Willibald wurde ein wichtiger Mann in Bollenbach und in Welschbollenbach. Er ist zwar nicht Bürgermeister und nicht Bezirksrat, aber Kohlenbrenner und Strohdecker, zwei Ämter, die ihren Mann erfordern, gesucht sind, und voll von einer Poesie, von der der Meister zwar selbst nichts fühlt, die aber doch über ihm waltet.

Ein gutes Strohdach ist in jenen Tälern des Bauern erste Haussorge, weil er keine Gipsdecke über seinen Kammern hat, und zwischen ihm und dem Dachraum nur lose gefügtes Bretterwerk die Grenze bildet. Drum wird das beste Stroh und der beste Dachdecker gesucht, um einen guten Strohpanzer über des Bauern Haupt und seine fahrende Habe zu legen. Dieser Panzer ist zugleich der Pelzmantel fürs Haus, wenn der Schnee auf den Bergen liegt und zu den kleinen Fensterchen der Höfe hereinschaut.

Der Willibald hat's dem alten Strohdecker, der während seines Knechtstandes auf dem Barbaraster die Panzer legte, abgeguckt und so das wichtige Geschäft flott gelernt.

Dazu war er noch bis in seine alten Tage herauf Kohlenbrenner. Wenn der Sommer sich enden will, führt der

Bauer das geringe Holz, das nicht verkäuflich ist, auf den einsamen „Kohlplatz", fern vom Hof, und dann bestellt er den „Kohler". Der baut über dem Holz seinen Meiler, schlägt daneben unter einem alten Erlenbusch seine Strohhütte auf, und wohnt Tag und Nacht drei Wochen lang neben dem still rauchenden Meiler in tiefster Einsamkeit, wachend, schürend und dem Ausschlagen der Flamme wehrend.

Ist die Kohle gebrannt, so kommt der Bauer und bringt sie ins nächste Städtle dem Schmied, der an Markttagen sein Roß beschlägt, seinen Wagen flickt und unterm Jahr die Pflugschar schärft. Und der Kohler darf, wenn der Bauer ein rechtes Herz hat, mit in die Stadt und mit dem Bauer den „Kohlewi" trinken.

Der Willibald hat mit dem Dachdecken so viel zu tun, daß er das Kohlenbrennen, welches zudem für alte Leute beschwerlich ist, aufgab und nur noch Strohdächer macht. Wenn's auf mich ankommt, muß der Willibald das Herstellen des brandsicheren Strohdaches von Gernentz machen lernen, und dann ist er erst ein Meister in seinem Fach. —

Das sind die Söhne des Philipple. Und seine Maidle? Die Lis wurde, wie wir gehört, Stadtschniderin und ist's heute noch. Die Kreszenz war Magd auf dem Barbaraster, wurde aber so schwer krank, daß sie der Landarzt ins Freiburger Spital sprach. Hier gesund geworden, blieb sie in der Dreisamstadt, wo es bessern Lohn und feinere Kost gab. Sie rief die Fränz und die Anna von den Banernhöfen, wo sie dienten, ebenfalls in die Stadt. Erstere wurde krank, lag lange im Spital und mußte, zum Dienen untauglich, heim. Siech und elend konnte sie aber nicht in der Karfunkelstadt leben, weil diese zu weit weg ist von Doktor und Apotheker. Da nimmt der Willibald, der wackere Köhler, sie in sein „Hüsle" zu Bollenbach und pflegt und hegt das kranke „Maidle" drei volle Jahre lang. Sie genest und geht abermals nach Freiburg in Dienst. Nach Jahr und Tag lernt

sie einen Gipser kennen; den heiratet sie und erinnert mich bei diesem Anlaß an die Karfunkelstadt.

Sie war wenig zu Hause von ihrem sechsten Jahre an und konnte mir nur von der Burg ihres Vaters erzählen und von ihres Vaters Dynastie in der Karfunkelstadt. Ich wollte aber noch mehr wissen und bekam zudem eine Art Heimweh nach der Karfunkelstadt, in die ich in meiner Knabenzeit nie hinabgekommen, da ich zu meinen Holzmachern nur den Weg, der hoch über ihr hinzieht, gegangen war.

3.

Es war ein wolkiger, warmer Augusttag des Jahres 1890, als ich von meinem Sommersitz in den „drei Schneeballen" zu Hofstetten aufbrach, um die Karfunkelstadt heimzusuchen. Mein Wirt, der Jörg, war noch nie dort drüben gewesen, obwohl der waldige Nillkopf als höchste Kuppe des Tales von ferne stattlich herübergrüßt zu den „drei Schneeballen". Er ging mit. Meinen alten Freund, den Erdrich in der Buchen, der jenseits der Karfunkelstadt auf der Höhe wohnt, hatte ich an den Kostwald bestellt, auf daß er mir den Führer mache in die Karfunkelstadt, in deren Nähe ich seit fast vierzig Jahren nicht mehr gewesen war.

Es war mir eine bittersüße Wanderung von der Kinzig bis hinein ins einsame Seitental von Fischerbach. Süß ob all der Erinnerungen, die sie mir wachrief. Jeder alte Baum und jede alte Hütte rief mir die Knabenzeit zurück. Wenn ich aber nach den Menschen fragte, überkam mich bittere Wehmut.

Tot, tot hieß es überall. Droben am „Ochsen" vor Eschau, in dem ich als Knabe so manche Hochzeit mitangesehen, manchen Lebkuchen und manche Bratwurst verzehrt, in Glückseligkeit schwelgend, da war alles öde. Das Haus meiner höchsten Kindesfreude still und zerfallen. Und als ich nach dem Schmied aus dem Hagenbach fragte, der daneben

seine Esse hatte und damals lustig drauflos hämmerte in seinem schwarzen Lockenkopf, da hieß es: „Gestorben, und seine rothaarige, starke Frau auch!“

Weiter hinten im Tal hackte ein alter Mann seine Rüben am Wege; den sollte ich noch kennen. Richtig! Es war des „Berghof-Bure Andres“, der als rotbackiger Bursche im „Kreuz“ in Hasle Knecht gewesen war, da ich noch als Knabe dahinkam, um fremder Fuhrleute Rosse zu tränken und zu reiten. Später war er Ölerknecht drunten am Klosterbach neben unserer Matte, die ich als Studentlein oft besuchte der Äpfel- und Zwetschgenbäume wegen.

Die alte, zerfallene Mühle dort drunten am Bächlein ist seine Heimat geworden. Ich nehme ihn mit, den alten, braven Kerl, und zahle ihm einen Schoppen in der nahen Wirtschaft „zur Krone“, die einsam am Weg liegt, und schlage aus ihm all die Erinnerungen an längst vergangene, schöne Tage wieder heraus, wie Goldkörner aus herbem Granitstein. Er ist noch der gleiche, stille Phlegmatiker, der Andres, wie vor vierzig Jahren, einer jener glücklichen Menschen, die nichts auf Erden aufregt, so lange die Sterne nicht vom Himmel fallen.

Ans Räpple-Michels Totenstein nehmen wir Abschied für immer, denn der Andres ist bald darauf heimgegangen. Ich war beim Abschied innerlich bewegt, er gleichgültig, als hätten wir uns vor einer Stunde und nicht vor vierzig Jahren das letztemal gesehen. Ich beneidete den Mann, der das Leben so kühl über sich hingehen ließ, wie sein altes Mühlrad das Wasser des Bächleins.

Von da ab traf ich keinen Bekannten mehr aus der Jugendzeit. Der Hirschwirt hinten im Tal, ein Ramsteiner, ist längst tot. Tot auch der Kostbur, den ich noch als bildschönen, jungen Bauersmann vor mir sah. Auch den Löchlebur, den stillen Mathis, den alten Bur im Rechgraben, den Schüttebur und den Roser-Hans, sie alle hat man schon vor Jahren zu Grabe getragen.

Am alten Kreuz, das die Wege scheidet, den einen zum „Löchle" und in die Karfunkelstadt, den andern dem Nill zu, stand heute, einer Verabredung gemäß, der Erdrich, der Akademiker und Geschichtsforscher unter den Bauern in diesen Bergen, um mir den Führer zu machen durch die Karfunkelstadt und hinüber zu den Buchhöfen.

Wir gehen bergab, Forellen spielen in dem frischen Bergwasser, das von dem Nillkopf herunter in die Tiefe fällt, die wir in wenig Minuten erreichen. Die prächtigen Fischlein haben Ruhe hier vor den lüsternen Kulturmenschen. Im Löchle und in der Karfunkelstadt werden keine Forellen gefangen und keine gegessen. Zwischen dichten Erlen führt der schmale Weg am Bächlein hin, das herabkommt aus der Karfunkelstadt und hinübereilt, um die Mühle des Löchleburs zu treiben. Wir gehen am Wasser aufwärts. Der Pfad verläßt Bächlein und Erlen und nähert sich der Bergwand, an deren letztem Gesenke drei Hütten liegen — die Karfunkelstadt.

Die erste und größte bezeichnet mein Führer als die des „Philipple". Aber alles ist totenstill ums Haus, nur die Bienlein summen bei ihren Körben, die vor den Fenstern stehen und einige Hühner picken im Grase. Wir pochen vorn und hinten an den rauchgeschwärzten Holztüren. Kein Wesen regt sich. Auch in der andern Hütte, die kaum zehn Schritte davon liegt, nimmt niemand Notiz von den Fremdlingen in der Karfunkelstadt. Aber dort ist eine Türe auf, und wir dringen ein.

Jetzt erscheint ein junges, blasses Weib aus der Stubenkammer. Sie kennt nicht einmal den Buchhofbauer, obwohl er keine Stunde von ihr drüben auf dem Bergrücken sitzt, an dem sie hinabeilt, wenn sie nach Zell in die Kirche geht. Sie läßt uns ein in die Kammer mit dem Bedauern, daß sie nichts habe, um den „fremden Leuten" aufzuwarten, als etwas Speck. Sie bleibt voll stoischer Ruhe, wie nur Menschen sie in der Einsamkeit bekommen, und frägt uns

weder woher wir kommen, noch was uns in die Karfunkelstadt führe.

Sie antwortet auf meine Fragen mit dem gleichen Mangel jeder Neugierde. Im Nachbarhaus, sagt sie, sei alles fort: Der Stadtschneider sei im „Kundehus“[1] im Waldstein, die Frau aber droben im Berg und hole Kartoffeln. Ich fragte nun: „Wo ist mein alter Freund, der Theodor, der Korber, Philipple's Bruder?“ „Der lebt noch und ist drüben im Waldstein und wohnt beim ‚Schliffer-Peter‘ und korbt immer noch. Er ist fortgegangen aus der Karfunkelstadt nach dem Tode des Philipp.“

's muß ihm hart geworden sein dem kleinen, stillen Männlein, nach so vielen Jahren die Karfunkelstadt zu verlassen. Aber er war wohl unwert beim neuen „Stadtschnider“, darum wanderte er aus zu dem Sohn des Schliffers, der über der Karfunkelstadt einst daheim und ihm gut Freund war.

Er lebte noch dort gegen das Ende des Jahrhunderts in kleiner, dunkler Hütte im engen Tale und liebte es bis an sein Ende, Hunde und Katzen zu metzgen und als Delikatesse zu verspeisen. —

Aus alten Zeiten weiß die blasse Frau nichts mehr. Sie ist erst seit zehn Jahren in der „Stadt“, von draußen, von Eschau an der Kinzig hereingekommen als Weib des neuen Stadtmurers, der Haus und Gewerbe des alten Murers übernommen. Ihr Mann ist fort heute, im Tal draußen an der Arbeit. Ihre Schwiegermutter, meinte sie, sei nicht da, die wisse noch mehr aus alten Zeiten, die sei in der Stadt daheim, aber eben drüben im Entersbach und „sage zu einer Leich“.

Der Erdrich versprach mir, die Bekanntschaft mit der ihm und unter dem Namen „das Gritle“ auf allen Höfen der Gegend wohlbekannten Alten zu vermitteln.

Vor dem Haus bat ich die Frau, die uns gefolgt war, noch um ein Glas Wasser. Jetzt kam die Poesie der Kar-

[1] d. h. er arbeite auswärts bei Kunden.

funkelstadt zur vollen Geltung. Die Stadtmurerin entschuldigte sich, daß sie kein Glas habe und das Wasser aus einem „irdenen Hafen“ schöpfen müsse.

Glückselige Karfunkelstadt, dachte ich, wo kein Glas sich findet am Ende des 19. Jahrhunderts, dir wird die Kultur, die draußen in der Welt alles aussaugt und umbringt, noch lange nichts anhaben! Und der Brunnen! Der quoll aus einem viereckigen Loch unter dem Rasen der Bergwand und über dem Loch lag eine schützende Steinplatte, damit der Rasen nicht auf ihn herabfalle. Das war die einzige Fontäne der Karfunkelstadt und das Wasser kristallhell und frisch, wie ein sonniger Wintermorgen.

Und ich trank aus dem „irdenen Hafen“, der mir den Trunk doppelt süß machte, weil er zu meiner Freude mir sagte, in der Karfunkelstadt gibt's noch keine Gläser, und weil die Hebe, die ihn kredenzte, eine Eigenschaft nicht besaß, die sonst alle Damen der Welt besitzen, die Neugierde. Sie ließ uns kommen und gehen, ohne zu fragen, wer die fremden Männer wären und was sie hierhergeführt. Ich würde um dessentwillen dieser „Stadtmurerin“ den höchsten Orden verleihen, den Weiber tragen dürfen.

Doch daß man, auch ohne Gläser zu haben, zu viel trinken kann, erfuhr ich bei der dritten Burg der Karfunkelstadt, in der zu meiner Knabenzeit der Heizmanns-Jörgle gewohnt. Sie ist die kleinste, aber jüngste Burg. Und daß sie jung wurde, dafür hat, wie die Leute sagen, der Mann gesorgt, der heute vor derselben stand.

Es war Bonifaz, der Sohn des Heizmanns-Jörgle, des schon genannten Bruders des Ramsteiner Jokeles, und der einzige Erbe der väterlichen Burg. Der Bonifaz, in jenen Tagen, da ich die alten Karfunkelstädter kennen gelernt, ein Knabe wie ich, hatte, als er Mann geworden war und der Vater die Burg ihm nicht abgeben wollte, sich nach Süden gemacht und drüben im Dorfe Mühlenbach ein „Hüsle am Berg“ samt einem Weib errungen.

Aber trotzdem es im Mühlenbach viel lustiger hergeht als in der Karfunkelstadt und es dort viel schöner ist, so bekam der Bonifaz, ein schwarzer, dunkler Kerl, doch Heimweh und namentlich ein heißes Verlangen, die Burg seines Vaters sein eigen zu nennen.

Der Vater Jörgle aber wollte die alte Hütte um keinen Preis abgeben. Er pflegte zu sagen: „In dem Hus will ich Meister si (sein), so lang ich lebe." So oft der Bonifaz nun kam und den Alten bat um Übergabe der Burg, wurde er mit dem obigen Spruch entlassen. Immer bitterer ging der Bonifaz von dannen und hinüber in den „Müllebach".

Es war ein schöner Sommertag des Jahres 1861 und zugleich das Fest Christi Himmelfahrt. Die Karfunkelstädter hatten sich über den Berg gemacht nach Zell in die Kirche. Nur die Heizmännin, welche mit ihrer Tochter „Gritle" in der Nachbarsburg des Stadtmurers wohnte, war daheimgeblieben und hütete die unmündigen Kinder der Karfunkelstadt in des Murers Stube. Da sieht sie plötzlich Rauch aufsteigen aus ihres Schwagers Hütte und im gleichen Moment einen dem „Bonifaz" ähnlichen Mann aus dem Heuschober springen, erst bergauf und dann talab dem Kinzigtal zu.

Wenige Minuten später aber, und die Strohhütte brennt lichterloh und sinkt vor den Augen der hilflosen Frau zusammen, ehe vom Eckerhof, von den Buchhöfen und den Hütten oberhalb der Karfunkelstadt einzelne menschliche Wesen herbeigeeilt waren.

Der alte Jörgle aber hätte, da er am Morgen in die Kirche ging, sagen können: „Heute Herr einer Burg in der Karfunkelstadt und nimmermehr", denn als er um die Mittagszeit heimkam, war sein Häuschen ein glühender Aschenhaufen. Niemand ahnte, woher das Unglück gekommen, und die einzige Zeugin der Tat schwieg aus Furcht vor — dem, der das brennende Haus flüchtig verlassen hatte. Der kam, sobald er es gehört haben konnte, und kondolierte dem

Vater Jörgle. Dieser aber weist auf den Aschenhaufen hin und spricht: „So jetz hesch den Äschehufe, ich bau' nimme!" Das hatte der Bonifaz gewollt. Er ging hin, verkaufte sein Hüsle am Berg in Mühlenbach, rückte in die Karfunkelstadt ein und fing an zu bauen. Die umliegenden Buren führten dem durch Brand Verunglückten Steine und Holz gratis zu, wie es im Kinzigtale üblich ist. Bald stand eine neue Hütte, der man die Spuren der Neuheit längst nicht mehr ansieht. Der Jörgle aber ging bald nach ihrer Erstehung zur ewigen Ruhe ein.

Vor seiner so unheimlich erworbenen Burg stand heute, da ich vor derselben ankam, der Bonifaz, das Bild eines vom Schnaps und vom Schicksal versteinerten Menschen. Er brachte kaum eine Antwort heraus auf meine Fragen. Nicht einmal, wie alt er wäre, wußte er. Als ich hierüber staunte, rief eine schneidige Weiberstimme: „Der isch so dumm, daß er nimme weiß, wie alt er isch; er word so sechsafufzgi si."

Droben unter dem Dach zeigte sich ein in Lumpen gehülltes Weib mit rotem Gesicht und funkelnden Augen, einen Bund Stroh unter dem Arm. Es war des Bonifazius' Weib — eine echte und rechte Mühlenbacherin mit altem Römerblut.

Der Ehegatte ließ ruhig seine Dame gewähren und steckte den Schimpf ein, als ob er auch den nicht verstanden hätte. Sicher ist, daß der Bonifaz heute keine Burg mehr mit der Brandfackel erobern würde.

So schrieb ich anno 1890 und hatte mich richtig in dem Bonifaz getäuscht.

Drei Jahre später ging ich im Mai eines Nachmittags das Tälchen hinab von Hofstetten nach Hasle. Von unten herauf schritt, ich erkannte ihn am Strauß auf dem Hut, ein Hochzeitsläder. Als er näher gekommen war und ich ihn fixiert hatte, sprach ich: „Das ist ja der Bonifaz aus der Karfunkelstadt!" Und richtig, er war es, hell und frisch, wie ein rechter

Hochzeitsläder. Als ich staunend fragte, wie er zu diesem Amte gekommen, meinte er: „Das Trinken sei rar in der Karfunkelstadt. Drum hab' er sich als Hochzeitsläder aufgetan, um seinen Durst zu stillen und dazu noch einige Pfennige zu verdienen, die er seinem Weib heimbringe, welches schaffe, während er umherziehe."

Der Bonifaz ist also nicht so dumm, als er damals aussah, da er im Zeichen des Alkohols unter dem Tor seiner Burg stand.

Ich fragte ihn nach seinem Hochzeitsspruch, den er, den Hut abnehmend, feierlich vortrug. Als er mein Geschenk für die Einladung erhalten, setzte er seinen Hut wieder auf und hielt noch eine andere Rede an mich: „Der Kaze-Krämer von Hasle, bei dem er krome, habe ihm aus einem Buch von mir vorgelesen, er hätte seinem Vater das Haus angezündet. Jetzt verlange er von mir, daß ich, wenn wieder ein Buch herauskäme, schreibe, der Bonifaz habe das Haus nicht angezündet." — Ich versprach ihm, dies zu tun und erkläre deshalb, der Bonifaz ist der Mann nicht gewesen, den die Heizmännin an jenem Himmelfahrtstag vom brennenden Haus weggehen gesehen hat. Er schüttelte mir die Hand und schied.

Wenige Tage darauf war Maienmarkt in Hasle und ich dabei. Mitten im Gewühle der Landleute traf ich abermals den Bonifaz und mit ihm sein Weib, beide voll Freude, mich zu sehen. Ich lud sie ein zu einer Flasche Wein beim Sonnenwirt und machte die zwei Karfunkelstädter überglücklich.

Die Frau erzählte mit Stolz, daß jetzt auch fremde Menschen in die Karfunkelstadt kämen und nach dem Bonifaz fragten und nach seinem Weib.

Der Bonifaz aber erinnerte mich wiederholt an das Kapitel vom Hausanzünden, damit ihn die Leute nicht darum ansähen, namentlich die Fremden nicht.

Heute, 1910, sind der Bonifaz und sein Weib unter den Toten. —

Ich schritt an dem obgenannten Augusttage des Jahres 1890 aus der Karfunkelstadt hinaus und hinüber zum Hof, in welchem zu meiner Knabenzeit der Ramsteiner Jokele und später sein Sohn Michel, der Schlaumeier, residierte. Da sah alles noch aus, wie vor vierzig Jahren. Nur der Michel war auch fort in die Ewigkeit, aber er starb als vermöglicher Bauer, eine Eigenschaft, die sein Vater Jokele sich nicht errungen hatte.

Auch in das weltabgeschiedene Tälchen schaute ich, in welchem einst unser „Eichbosch" gestanden. Es war noch gleich einsam, aber wieder bewaldet, nachdem es seitdem wohl mehr wie einmal kahl gemacht worden war. —

Wir stiegen aufwärts dem Buchhof zu. Auf der Höhe öffnet sich zunächst das Entersbacher Tal. In diesem wohnte zur Zeit, da der Philipple in der Karfunkelstadt sein mühsames Dasein fristete, ein lustiger Mann, trotzdem er noch weniger besaß, als sein Nachbar in der Karfunkelstadt. Es war dies der „Spänen-Benedikt". Er hatte im obern Teile des Tales eine Hütte und darin nichts als ein Bett, einen Trog und seinen Spänenhobel; vor der Hütte ein Rad und ein wenig Bergwasser, um den Hobel in Bewegung zu setzen.

Seine Arbeit bestand nun darin, die Buchen, welche die Bauern von Berg und Tal ihm zuführten, in dünne, glatte Späne zu hobeln, die angezündet den Bauern ihre Stube und den Bäuerinnen die Küche erhellen sollten.

Der Spänen-Benedikt war bei dieser einsamen Arbeit stets heiter und lustig und nach derselben erst recht. An Sonntagen, bei Kirchweihen und Tänzen war er allzeit vornan und spielte seine Rolle, als wäre er der reichste Bauer. Er trug stets schönes „Häs" und trank roten Wein. Da er Geld verdiente und allein war, konnte er sich das leisten.

Einst hatte er sich an einer Kirchweih am Polizeidiener vergriffen und war eine Woche in Gengenbach eingesperrt worden. Er nahm all seine Kronentaler mit, und als die

Sitzung um war, geht er in den „Salmen" zu Gengenbach und verlangt eine vierspännige Chaise. Weil er's bar bezahlt, bekommt er sie, fährt vierspännig das Tal hinauf bis zu seiner Spänhütte, zum großen Staunen aller Bauern, was für ein großer Herr durch's Tal fahren möchte.

Von der Hütte fährt er wieder talab und hinein nach Zell vor den Hirschen, wo er bereits hat melden lassen, es käme eine englische Herrschaft vierspännig.

Als sein Wagen über das Pflaster daherrollt und vor den „Hirschen", springen Wirt und Wirtin und Knechte daher mit Stühlen zum Absteigen und zur Begrüßung, und aus dem Wagen steigt — der Spänen-Benedikt.

„Eingesperrt sein, gilt als eine Schande," sagte dieser, „und ich muß mich jetzt wieder in Ehren zu bringen suchen." Zu Fuß ging er dann heim und hobelte wieder Späne.

Der Benedikt war auch Naturdichter, und noch geht eine dichterische Charakteristik aller damaligen Entersbacher Buren und Häuserbesitzer im Tale um, die der Spänenhobler verfaßt hat, und die seinen Humor und seine scharfe Beobachtungsgabe verrät. Sie lautet:

Der Fürst isch der Bur uff der Eck,
Der Dame-Karli het lange Säck.
Der Maier-Zimpfe[1] mit der schwarzen Zipfelkapp,
Der Schilli-Basche[2] het a dicke Sack.
Der Vollmer-Hans isch an der Wand[3],
Und der Martisbur fahrt ins Wiland[4].
Der Bruecher brucht' a baar große Schua,
Und der hinter Strickerbur bringt s'Mul nimme zua.
Der vorder Bur am Lehen
Het den Gasthof voller Flöhen.
Der Galli-Valli wohnt am Knobel,
Und der Späne-Benedikt sitzt am Hobel.

---

[1] Symphorian, ein häufig vorkommender Name, weil der so genannte Heilige Patron des Zeller „Kirchspiels" ist. [2] Sebastian. [3] d. h. am aushausen. [4] Damit charakterisiert er ihn als Weintrinker.

Der Breig lebt arm am Rain,
Und der Halter hets Geld allein.
Im vordere Mirebach hän si a schwarz Beiserle,
Und im hintere gar kein Schnäuzerle[1].
Der Müller drunte am Weg
Und die untere Bure[2] henn alle guate Täg'. —

Über den Hof meines Führers Erdrich und über Zell kehrte ich am Abend mit dem Schneeballenwirt zurück nach Hofstetten. Aber die Hauptperson, die einzige noch in der „Stadt" lebende alte Karfunkelstädterin, das „Gritle", hatte ich nicht getroffen. Ich wollte sie selbst sprechen, und der Buchenbauer sollte sie mir nur bestellen auf seinen Hof, wenn ich einmal käme. —

4.

Fast genau zwei Monate später fand die Begegnung statt, abermals von Hofstetten aus. Es war ein frischer, duftiger Herbstmorgen, da ich, diesmal auf anderm Wege, den Höhen über der Karfunkelstadt zusteuerte. Ich ging die Kinzig abwärts dem Dorfe Bollenbach zu und von da wollte ich das Welschbollenbacher Tal hinauf.

Jeder Schritt war mir auch hier durch Jugenderinnerungen versüßt, namentlich als ich in dem abgelegenen Dörfchen Bollenbach angekommen war. In jedem Häuschen kannte ich vor vierzig Jahren die Menschen und heute sah ich kein bekanntes Gesicht. Sie sind fortgegangen, die alten Bollenbacher, fortgegangen wie mir selber „Jugend, Sang und Frühlingslust". Lassen wir sie hier wieder aufleben.

Da wohnte in meiner Knabenzeit gleich links am Dorfeingang in dem malerischen Bauernhause der alte „Winacker" mit seinen kurzen Hosen, seinen Schnallenschuhen,

---

[1] Der Bauer im vordern Mirenbach hat einen kleinen schwarzen Hund und der hintere Bauer gar keinen, was sonst nicht vorkommt.
[2] Die Bauern im untern Teile des Tales und der Müller haben gute Tage, d. i. gute Höfe, die ihren Mann erhalten. —

mit dem langen Zwilchrock und dem Kopf eines römischen Konsuls aus den besten Tagen der Republik.

Er kam mir vor wie ein stolzer Bauerngeneral, wenn er als an Markttagen in unsere Wirtsstube trat, ernst, vornehm, schneidig, kalt und ruhig.

Wenn ich mit dem Brotwägele an seinem Hause vorüberzog und das Brot meines Bäckervaters zu einer Hochzeit führte ins „Kreuz" oder in die „Krone" — und der Winacker schaute zu einem seiner kleinen Fensterchen heraus, so grüßte ich ihn feierlich, so respekteinflößend machte er ein Gesicht. —

Weiter drinnen im Dorf, in des Roser-Hansen Haus, wo eine Base von mir wohnte und ich als Kirchweih-Küchle holte, ist alles fort; zwei Generationen sind seitdem ausgestorben, und das alte Haus kam mir heute vor, wie ein modernder Sarg, in dem so manche glückliche Stunde meiner Knabenzeit begraben liegt.

Dort drüben, links von meinem Wege, liegen die zwei obengenannten Wirtshäuser. Die erschienen mir in jenen Tagen als wahre Freudenpaläste und Paradiesgärten, wo alles zu haben war, was des Knaben Herz erfreute: Essen, Trinken, Musik, Lebkuchen und lustige Menschen. Heute lagen sie vor mir da tot und einsam und verlassen und klein und traurig und armselig, wie Leichenhäuser, in denen nie ein Mensch heiter gewesen.

Mitten im Dörfchen ging ich an der kleinen Hütte vorüber, in welcher vor vierzig Jahren der Mann wohnte, der für uns Haslacher Buben die merkwürdigste Erscheinung war, die über die Kinzig herüber vom Land ins Städtle kam. Und das war der „Muser-Hans" oder „Schnauz-Hans" von Bollenbach.

Er hieß Hans Armbruster, war als Schmied in die Fremde gegangen, hatte sich anwerben lassen und diente in Neapel unter König Murat als Grenadier. Nach seines Königs Ende kehrte er heim ins Kinzigtal und ins stille Dörf-

chen seiner Väter, wo man ihn längst für verschollen gehalten. Aber er hielt es nicht lange aus in dem einsamen Dorfe. Er bekam, wie alle, die einmal mit dem Herzen dort waren, Heimweh nach Italien. Mittel hatte er keine, und so beschloß er, sich als Schmiedgeselle mit Fechten bis nach Neapel durchzuschlagen.

Fechtend kam er bis Zürich, wurde verhaftet und über die Grenze spediert. Er wanderte nach Donaueschingen und nahm hier als Alt-Fürstenberger Untertan Arbeit bei einem Schmied.

Des Schmieds Tochter verliebte sich in den stolzen Grenadier, und als ihr Gatte und mit ihrem kleinen Vermögen kam er abermals in seine Heimat zurück und baute sich ein Häuschen, um sein Handwerk zu treiben. Mit dem Bau war ihm aber das Geld ausgegangen, und ehe er dazukam, in seiner Schmiede zu hämmern, ward ihm das Häuschen versteigert. Es blieb ihm nichts als eine Herberge darin für sich und sein Weib, das sich, was man ihr als Evastochter nicht verübeln kann, durch eine mehr als billige Denkungsart auszeichnete.

Doch der Hans verlor seinen Mut nicht. Er ließ sich von der Gemeinde als Mäusefänger anstellen und trug deshalb den Namen „Muser-Hans“. Unermüdlich stellte er jahrzehntelang den Maulwürfen nach und nebenbei, da das Amt eines „Musers“ seinen Mann nicht ernährte, in verbotener Art den Füchsen, Hasen, Mardern, Fischottern und den Fischen.

So schlug sich der kinderlose Mann kümmerlich durchs Leben. Er war schon bejahrt, als ich ihn kennen lernte und bewunderte. Der einstige königliche Leibgardist vom Golf von Neapel hatte nichts gerettet aus seinen Kriegsdiensten als die Bärenmütze des Grenadiers. Und die trug er jeden Sonn- und Feiertag ins Städtle zum Kirchgang.

Dazu hatte er stets ein langes Koller an aus rohem Kalbsfell, die Haare nach außen. So kam er am Sonntag-

morgen das Vorstädtle herein, kerzengrad, die Hände auf dem Rücken und mit einem kriegerischen Ernst, als ob er vor König Murat defilieren müßte. Ein Riesenschnurrbart, der ihm noch den Namen „Schnauz-Hans" verschaffte, gab seinem Gesicht den nötigen martialischen Ausdruck.

Buben lachen und spotten gerne, wenn alte Leute sich absonderlich kleiden, aber den Muser-Hans zu verlachen, daran dachte keiner. Sein Auftreten war ein derart imponierendes, daß uns jeder Spott verging. Ja, er zwang, mir wenigstens, noch etwas anderes ab — Mitleid. Man sah dem Hans die Sorge und den Kummer des Lebens an, aber gleichwohl schaute er, wenn ich ihn jetzt mir vorstelle, aus, wie einer, der sich von keiner Last beugen läßt, und je mehr man ihm auflädt, um so gerader sich stellt.

In ein Wirtshaus ging er aus Geldmangel nie, und ich bin überzeugt, daß er manchmal hungrig ins Städtle kam und hungrig hinausging, aber immer gleich stolz und gleich gerade.

Er war ein willensstarker, schmerzverachtender Mann und lebte noch, als ich bereits Student war. Eines Tages erzählte mir mein Freund Feederle, der junge praktische Arzt des Städtchens, daß der Muser-Hans bei einem Unterleibsleiden mutig den Leib mit einem Rasiermesser sich aufgeschnitten habe, um selbst den Schaden zu besehen, weil der Arzt so lange nicht kam.

Dieser traf ihn noch an der schrecklichen Arbeit und rettete ihm das Leben.

Einmal hatte sein Weib, die hochgradig eigensinnig war, wie alle dummen weiblichen Wesen, Streit mit dem Hauseigentümer. Der schlug sie nieder, daß sie nicht mehr aufstand. Um den Totschlag von sich abzuwenden, behauptete der Täter, der Hans habe seine Frau noch vollends erwürgt. Der Muser-Hans meinte ruhig, wenn er so was hätte tun wollen, wäre es früher geschehen und nicht erst am Ende seines Lebens. Seine Frau sei ihm schon vor dreißig Jahren entleidet gewesen. Er ward freigesprochen.

Der Tod hat ihm schon längst die Bärenmütze abgenommen, dem armen Mann, der verachtet war als Mäusefänger, verfolgt von den Jägern und Fischern und verspottet von alten Eseln in Stadt und Land, die nicht ahnten, daß in dem Muser-Hans eine starke Seele wohnte, die sich groß fühlte auch im Elend.

Es gibt viele Leute unter den sogenannten Gebildeten, die hochnasig und protzig in der Welt herumlaufen. Es ist mir dies bei derlei Leuten immer ein Zeichen von innerer Hohlheit. Wenn aber ein armer Teufel, wie der Muser-Hans, stolz einhergeht und mit imponierender Würde sich trägt, so fühlt der Mann eben trotz seiner Armut, daß er zu etwas Besserem geboren wäre und es anderen Leuten unverdient besser gehe, als ihm. Und er hat recht, wenn er so denkt und so fühlt. —

Am Dorfbach blieb ich stehen und schaute die Hütten hinauf und hinunter. In einer derselben wohnte in meiner Knabenzeit der „Schweiß-Jörg“, der Inhaber eines kleinen Gutes, der Mann von ’s „Dolde-Blasis Theres“ von Lachen.

Dieses Lachen ist ein reizender Weiler, einsam an der Kinzig gelegen, unterhalb Steinach. Die Theres aber hatte in ihrer Jugendblüte viele Freier, darunter auch den „Schilli-Basche“ von Ober-Entersbach, Besitzer eines großen, schönen Bauernhofes. Dem Vater „Dolde-Blasi“ war dieser „Bur“ angenehm, der Therese aber ein armer Bursche von Steinach, genannt der Metzger-Seppli, noch viel angenehmer. Er diente mit ihr auf dem Hofe des „Bunke-Stines“ im benachbarten Zinken Niederbach.

Sie war Magd und der Seppli Knecht. Als nun der Vater sie eines Sonntags nach Lachen beorderte und ihr erklärte, sie müsse auf Micheli heim und den Schilli-Basche heiraten, die Hochzeit sei noch vor Martini — da war ihr das ein schweres Leid.

Sie klagte es dem Metzger-Seppli am Abend und beide beratschlagten, was zu tun wäre. Der Seppli wußte keinen

Rat. Die Eva-Therese aber war findiger und schlauer. Sie meinte, es hänge zunächst davon ab, die Hochzeit für Jahr und Tag zu verschieben, und da gäbe es nur ein Mittel, der Seppli solle dem Schilli-Basche den Hof anzünden.

Das leuchtete dem Steinacher Helden ein. Am folgenden Abend schon sollte die Tat vollbracht werden.

Es war im Herbst, die Bäuerin im Niederbach saß spät mit ihren Mägden noch am Äpfelschnitzen zum Dörren in der Stube. Die Theres war unruhig und mahnte zum Aufhören, sie wolle ins Bett.

Als alles zur Ruhe gegangen, holte sie in ihrer Kammer das weiße Leintuch von ihrem Lager und der Seppli den Rappen aus des Bauern Stall. Das Maidle legt die weiße Decke über den Gaul, der Seppli besteigt ihn und reitet über die Kinzig hinüber dem Entersbach zu. Der Schippenwald, eine hohe Bergwand an der Kinzig, trennt den Entersbach vom Kinzigtal, auf dessen linkem Flußufer Lachen und Niederbach gelegen sind.

Die Theres geht nicht ins Bett, sondern auf den Hügel hinter dem Hof und schaut über die Höhen des Schippenwaldes, über denen Feuer und Rauch in der sternenhellen Nacht signalisieren müssen, ob das Werk gelungen.

Als nach einer Stunde eine Feuersäule hinter dem Schippenwald heraufstieg — da erwachte bei der nächtlichen Schauerin plötzlich das Gewissen. Sie eilt in ihre Kammer, jammert und stöhnt und weckt dadurch ihre Mitmagd, der sie auf Befragen, warum sie weine, alles gesteht, was sie angerichtet.

Der Seppli aber ritt, als das Feuer zum Strohdach hinausschlug, auf seinem „Schimmel" davon und rief durchs ganze Tal: „Feuer, Feuer! Es brennt beim Schilli-Basche!" Die vom Schlaf aufgeschreckten Bauern halten den Schimmelreiter für einen „Feuerreiter" und springen harmlos an ihm vorüber der Brandstätte zu.

Schon ist er wieder am Ausgang des Seitentals, in

welchem Entersbach liegt, als der Vogt von Entersbach, der damals in „Stöcken" wohnte in dem alten Posthaus am Eingang zum Kinzigtale, ihm entgegenspringt und von weitem ruft: „Wo brennt's?"

Der Seppli kennt den Vogt an der Stimme; er glaubt sich verraten, wenn er an ihm vorbeireitet und darum sprengt er querfeldein. Dem Vogt wird der flüchtige Reiter verdächtig; er schaut ihm nach und sieht, wie er talaufwärts reitet. Am andern Morgen findet man ein Hufeisen, das der Schimmel verloren. Der Schmied von Steinach, dem das Eisen und später der Rapp des Bunke-Stines zum Beschlagen gebracht wird, bringt's an den Tag.

Eines gibt das andere, und am Ende wird der Metzger-Seppli als Brandstifter nach Hasle ins Amtsgefängnis geführt. Aber jetzt ist er Kavalier, er verrät seine Dulcinea nicht und nimmt alles auf sich. Die mitwissende Magd schweigt. So kommt der Metzger-Seppli — trotzdem man allgemein von der Therese munkelt als Mithelferin — allein ins Zuchthaus, wo er nach kurzer Zeit stirbt. Die schöne Theres von Lachen aber hatte durch die aus Liebesnot und im Liebesrausch erfolgte Tat zwei Hochzeiter auf einmal verloren.

Sie heiratete später hinauf nach Bollenbach, den Schweiß-Jörg, der, ein braver Mann, seinem Namen alle Ehre machte. Im „Schweiße" arbeitete er und rang nach irdischem Gut vom Morgen früh bis abends spät. Der schönen Therese blühten so beim Jörg keine Rosen, wohl aber sieben Töchter und zwei Söhne, alle gute Kinder.

Den Schweiß-Jörg sehe ich heute noch lebhaft vor mir, wie er zur Sommerszeit mit seinen Birnen und Äpfeln ins Städtle fuhr auf den Markt und uns Buben den Mund „wässerig" machte, denn er hatte immer die erste und die schönste Ware.

Ich fragte heute einen Mann, der vor seiner Hütte stand, ob der Schweiß-Jörg und seine Frau schon lange

tot wären. „Er ist schon lange gestorben,“ war die Antwort, „aber sie starb erst diesen Sommer, über 90 Jahre alt.“ —

Da ich gerade vom Vogt von Entersbach gesprochen, will ich noch etwas einschalten, eine größere Tat eines Vogts von Stöcken[1], die nirgends geschrieben steht.

Es war im Dreißigjährigen Krieg, anno 1646, als eines Tages Schweden von Lahr her ins Kinzigtal einfielen und bei Stöcken ihr Lager aufschlugen, um von da aus das Städtchen Zell zu überrumpeln. Der Vogt, der von seinem einsam gelegenen Hause aus sah, wie sie die Kinzig überschritten und auf dem rechten Ufer sich festsetzten — eilte nach Zell und schlug Lärm. Die Bürger der kleinen Reichsstadt und die Entersbacher Bauern überfielen nun unter Führung des kriegsgewandten Vogts die Schweden, schlugen sie in die Flucht und eroberten das Feldlager mit sechs Geschützen.

Dem tapfern Vogt aber wurde aus der Beute ein mit Silber beschlagenes Schwert überreicht, das in der Gemeinde fortan bewahrt wurde. Alljährlich aber feierten die Bauern die Erinnerung an den schwedischen „Schurtig“ (Schauertag) in festlicher Art.

Das schönste Maidle und der gewandteste Bursche wurden als Schwertmeisterin und Schwertmeister gewählt. Die beiden gingen dann mit dem Schwert von Hof zu Hof und drückten dasselbe jedem Bauer in die Hand, für welche Ehre er einen Kronentaler zu bezahlen oder einen Schinken zu spenden hatte.

Für das so gesammelte Geld ward Wein gekauft, und nun ging die Jugend ans Schmausen, vom Sonntag nachmittag bis Montag abend beim Schwertmeister und vom

---

[1] Stöcken heißt der kleine Weiler am Scheideweg von Kinzig- und Harmersbachtal. Er gehört zur nahen Gemeinde Unterentersbach, die ihre Vögte nicht selten aus dem Nebenort bekam und nahm. Hier waren einst die Zollstöcke (Barrieren) und eine uralte Poststation.

Dienstag früh bis Mittwoch abend bei der Schwertmeisterin.

Das Schwert ward dabei als Trophäe, als Sieges- und Festzeichen mitgeschleppt.

Als einst an einem „Schurtig" Händel entstanden und ein Mord mit dem Schwert begangen wurde, gab der Reichsschultheiß von Zell den ihm unterstellten reichsfreien Entersbacher Bauern ein hölzernes und nahm ihnen das silberne, das seitdem längst verloren ging.

Das Landvolk, allezeit ein gutes Kind, feierte unverzagt sein Fest auch mit dem hölzernen, so lustig, wie zuvor.

1845 war der letzte Schurtig. Dann kamen das Hungerjahr 1847 und die Revolutionsjahre 1848 und 49. Der Festtag unterblieb bei dem loyalen Volk von Entersbach.

Und nach der Revolution kam die Zeit der Reaktion, und da hatte der Oberamtmann von Gengenbach den traurigen Mut, den Schurtig zu verbieten. So starb der schöne Tag, und das Volk, das immer mehr mit Papier und Aktenzwirn regiert wird, kam um ein poetisches Fest und um eine schöne Erinnerung an eine Großtat, wie sie noch kein Oberamtmann geleistet.

In der „Stampfe" zu Entersbach, wo die Bauern ihre Gerste stampfen lassen, wohnte der letzte Schwertmeister, und dort ruht heute noch das hölzerne Schwert, das der Oberamtmann zu konfiszieren vergaß. —

In Stöcken im Posthaus residierte von alters her die Familie „der Schweißen", und die beiden Vögte, die wir erwähnt, gehörten wohl dieser Bauern- und Posthaltersdynastie an.

Ihre Nachkommen zogen später ins benachbarte Dorf Biberach und blieben allzeit lustige Leute und tapfere Männer in Tat und Trunk. Ich hab' manch einen von ihnen gekannt.

Einer der würdigsten Vertreter „der Schweißen von Stöcken" wohnt heute, 1910, noch in der schönen Dreisam-

stadt. Er ruft seine Mitbürger zum Streit nicht gegen die Schweden, wohl aber gegen die Welschen. Und unter Alfreds Führung ward schon zahllosen Franzosen der Garaus gemacht und mancher Schurtig gefeiert, denn er ist Generalvertreter der Firma Venoge & Kompanie in Epernay. —

Und nun zurück auf unsern Weg nach der Karfunkelstadt.

Auch eine „wilde Kirsche" ist in Bollenbach gewachsen, an die ich heute, am Dorfbach stehend, erinnert wurde. Hinter dem Haus des einstigen Schweiß-Jörg liegen an einer Berghalde, hier Rain genannt, zerstreut einzelne kleine Häuschen.

Die Besitzer derselben tragen alle im Dorf den Beinamen Rain, zu dem noch der Vorname des einzelnen als Unterscheidung kommt. So gab es zu meiner Knabenzeit einen Rai-Jörg, einen Rai-Jok, einen Rai-Xaveri und andere.

Der Rai-Xaveri war zugleich „Sicherheit", d. i. Polizeidiener. Er konnte aber weder lesen noch schreiben. Wenn er nun ein Schriftstück mit der „Ortsschelle" bekannt machen sollte, so mußten es ihm seine Frau oder seine Kinder so lange vorlesen, bis er den Inhalt auswendig konnte. Alsdann schritt der Rai-Xaveri stolz durchs Dorf und las den Ukas auswendig herunter. Dabei war der Xaveri ein trinkbarer Mann, wie jeder ordentliche Dorfpolizist. Sein Dienst und sein Gütchen vertrugen aber wenig Wirtshausspesen, drum mußte er sich sonst zu helfen suchen.

Es ist nun Sitte, daß jeder Bauer im Wirtshaus dem eintretenden Bekannten das Glas „zubringt", auf daß er trinke. Dem Polizeidiener gönnt es gar jeder. Der Xaveri pflegte bei solcher Gelegenheit das dargebrachte Glas bis auf die Nagelprobe zu leeren. Wenn er aber auf eigene Rechnung einen Schoppen trank, so ließ er sich vom Wirt das kleinste Glas geben aus Furcht, es möchte ihm einer auch so machen, wie er es den andern.

Des Xaveris nächster Nachbar war der „Rai-Jok", der Vater der „wilden Kirsche", die aber ihren Geist, wie allgemein, von der Mutter schöpfte, welche die Tochter des alten Dorfschullehrers Echle war.

Der „Rai-Jok" war ein ebenso braver als armer Mann. Im Stall stand ein mageres „Kühle", und um das Häuschen lagen einige wenige Felder. Aber das reichte nicht für eine Familie mit fünf lebendigen Kindern. Der Jok bebaute deshalb mit seinem Weib noch bei den Bauernfürsten im angrenzenden Welschbollenbacher Tal Reutfeld um den dritten Teil, d. h. die Bauern gaben das Feld und bekamen den dritten Sack Kartoffeln oder die dritte Garbe bei der Ernte.

Die Theres, seine Frau, spann im Winter das Garn zum Zwilch, der, blau gefärbt, für alle Familienglieder die Kleidung abgab. Das brave Weib spann manchen Winter neben ihren fünf Kindern und der Sorge für die Haushaltung 100 Ellen Zwilch. Sie saß bis zwölf Uhr abends am Spinnrad und um vier Uhr morgens setzte sie das Rädchen schon wieder in Gang.

Vor solch einer Hausfrau habe ich, nebenbei gesagt, mehr Respekt als vor der schönsten und vornehmsten Prinzessin des Deutschen Reiches, die ihr Lebtag noch nichts geleistet und sich stets nur hat bedienen und hofieren lassen.

In der Fastenzeit kommen alljährlich am frühen Morgen viele arme Bübchen vom Land nach Hasle und bringen Froschschenkel und „Ritschile" (Ackersalat). Die Frösche haben sie in der vorhergehenden Nacht gefangen, mit brennenden Buchspänen an den Wassergräben und Teichen der Wiesen des Tales hinziehend. An Weiden gekoppelt, werden dann im Städtle die Froschschenkel feilgeboten, zu meiner Zeit das Dutzend zu zwei und drei Kreuzer.

Den ersten „Ritschile-Salat" brachten in der Regel die Schnellinger und die Bollenbacher Buben, da beide Dörfer sonnig liegen. Die Rebe und der Pfirsichbaum kommen

in ihnen noch fort, kurz ehe der Schwarzwald dies unmöglich macht.

Unter den „Ritschile-Buabe" zu Ende der fünfziger Jahre befand sich auch des „Rai-Joken" Ältester, der „Sepp", ein blasser, schmächtiger Knabe mit kleinen, lebhaften Augen und einem schwarzen Krauskopf. Er eilte hurtig von Haus zu Haus mit seinem Salat und, wenn er allen verkauft, ebenso schnell mit seinen wenigen Kreuzern heim zur Mutter.

Am Nachmittag mußte er dann in die Bergwälder der Bauern und Holz lesen fürs Vaterhaus.

Noch ehe er aus der Schule entlassen war, verdingte der Rai-Jok seinen Sepp, um ihn von der Tischlade wegzubringen, dem „Heizenbur" in Welschbollenbach als Hirtenbub.

Der Heizenbur, den ich noch gar wohl kannte, war ein kreuzbraver Mann, der in meinem elterlichen Haus seine Einkehr hatte, wenn er zum Markt kam.

Er hatte sechs Söhne und sechs Töchter, die ihm als Knechte und Mägde den Hof bearbeiteten. Zwei Hirtenbuben waren die einzigen Fremdlinge auf dem „Heizenberg".

Da hörte man kein unpassendes Wort, und jeden Abend betete der Heizenbur mit seiner ganzen Familie dreizehn Vaterunser, den Glauben und den Englischen Gruß, an Sonntagen aber den Rosenkranz.

Als der Sepp aus der Schule kam, in der er trotz seines Hirtenlebens der erste war und blieb bis zum Ende, — hätte er gar gern „studiert". Aber der Pfarrer von Steinach riet ihm ab, weil er gar zu arm sei. Betrübten Herzens mußte er sich fügen.

Vom „Studenten" zum Steinklopfer ist ein großer Sprung abwärts, aber den mußte der Sepp machen. Er tat ihn unverdrossen, um seinen Eltern etwas zu verdienen, und klopfte in den sechziger Jahren beim Bau der Schwarzwaldbahn in und um Haslach von morgens fünf Uhr bis

abends sieben Uhr Steine und zwar so fleißig, daß er täglich nahezu einen Gulden verdiente und anno 1866, als der Krieg ausbrach, sich eine Zeitung, das „Mainzer Volksblatt", halten konnte, um seine Neugierde und seine Lesesucht zu befriedigen.

Als die Bahn im gleichen Kriegsjahr fertig wurde, war es auch mit dem Geldverdienen aus, und der Vater Rai-Jok beschloß, aus dem Sepp einen Schreiner zu machen.

So kam es, daß ich eines Tages, in der unmittelbarsten Nachbarschaft meines Elternhauses, wo ich gerade zu Besuch weilte, den blassen, schwarzen „Ritschile-Sepp" von Bollenbach als Schreinerlehrling bei Meister Hauschel sah. Vom Handwerk lernte er bei diesem nicht allzuviel, denn seine Werkstätte war das Parlament für verschiedene Haslacher Politiker und Volksredner. Und von denen hat der Sepp zweifellos mehr gelernt, als in der Schreinerei. —

Zehn Jahre später hielt ich eines Abends in einem Dörfchen drunten bei Renchen eine Volksversammlung, um mich den Bauern als Kandidaten für den Reichstag zu empfehlen. Da erhob sich nach mir ein junger Arbeiter und hielt eine Rede, die zweifellos besser war, als die meinige. Ich hörte ihn von einer Nebenstube an, und als er geendet, trat ich auf ihn zu, um ihm zu gratulieren. Ich staunte nicht wenig, da er sich entpuppte als des „Rai-Joke Sepp" von Bollenbach.

Er hatte als Schreinergesell die Welt durchwandert, lange in Berlin gearbeitet und, eingedenk der Haslacher Parlamentarier in des Schreiner Hauschels Werkstätte, sich in katholischen Vereinen der Reichsstadt zum Volksredner herausgebildet, der selbst in Berlin Furore machte.

Es vergingen abermals ein paar Jahre und eines Tages traf ich ihn wieder während eines Landtags in Karlsruhe. Er hatte hier in einer Möbelfabrik gearbeitet, sein Drang, vorwärts zu kommen, ihn aber auf die Kunstgewerbeschule getrieben. Hier blieb er unter Hunger und Entbehrungen

aller Art drei Jahre lang, studierte bis nach Mitternacht und machte dann das Examen als Zeichnungslehrer, und zwar als der beste seines Kurses.

Und heute ist der kleine, blasse „Ritschile-Händler“ und „Steinklopfer“ Gewerbeschullehrer in einer der ersten Städte des badischen Ländchens.

Ist das nicht eine „wilde Kirsche“?

Und seine brave Mutter hat ihres Sohnes Sieg erlebt. Als der Sepp in die Fremde mußte, sollte er noch eine Reisetasche haben, nachdem die Kleider notdürftig aufgebracht waren. Da nahm die Mutter einen schweren Korb „Kohlsetzlinge“ aufs Haupt und den Sepp an die Hand und wanderte mit ihm gen Zell, wo an Samstagen Wallfahrt ist und die Bauernweiber des rauheren Harmersbacher Tales „Setzlinge“ kaufen. Der Erlös für die Setzlinge reichte gerade hin, um die lederne Tasche zu zahlen. Da weinte die arme Frau und sprach: „Jetzt muaß i mi Geld alles hergebe für den Bua und in der Fremdi wird er villicht a Lump.“

Hungrig und durstig zogen beide wieder den weiten Weg heim; aber der Sepp wurde kein Lump, und die gute Mutter freute sich noch jahrelang in ihrem Häuschen „am Rain“ in Bollenbach des braven Sohnes, der ihr in jeder Art die alten Tage versüßte. —

5.

Ich schritt das Dorf hinauf dem Tälchen Welschbollenbach zu, das mich auf die Höhe bringen sollte. Da stand nahe an seinem Eingang einsam und zerfallen die Mühle des alten Odilo Schöner, des Ölers von Bollenbach, wunderbar malerisch mit ihrem großen, bemoosten Schaufelrad, ihren von Winden und Wettern längst aufgerissenen Holzwänden und dem von der Zeit grün gewordenen Strohdach darüber.

Er kam während meiner Knabenzeit oft in unser Haus,

der Odilo, ein Mann mit einem riesigen Schädel und krausem, grauem Haar, nicht unähnlich dem französischen Bürgerkönig Louis Philipp. Damals schon war er ein armer Mann, zurückgekommen, wie mein Vater erzählte, durch seinen „Herrendienst". Der Öler war in den dreißiger Jahren Vogt für Dorf und Tal Bollenbach gewesen und, weil sehr gescheit und witzig, äußerst beliebt bei den Beamten. Und ihm selber schmeichelte es, mit den „Herren" verkehren zu dürfen. Er blieb bei jeder Gelegenheit bei ihnen sitzen als guter Unterhalter, und daheim stand seine Mühle still und sein Gut ward schlecht bestellt.

Er konnte meisterhaft erzählen, und wenn er in unsere Stube kam, so führte er unter den Bauern das erste Wort, und aller Augen hingen an seinem Riesenkopf.

In seiner Ölmühle, wohin ich ein oder das andere Mal kam, um Öl zu holen, war er eine komische Gestalt. Aus seinen schmutzigen, mit Öl getränkten, groben Zwilchkleidern schaute sein großes Medusenhaupt grauenhaft hervor, und wer ihn nicht gekannt, wäre geflohen. Dabei war er in seinen hohen Jahren noch äußerst beweglich und sprang behend in sein altes Wasserrad, wenn es zu wenig Wasser hatte, und trieb es an; ein Kunststück, das er gerne zum besten gab.

Die Leistungsfähigkeit seiner primitiven Mühle war nur eine kleine. Er „rollte" den Bauernweibern Gerste zu Suppen und preßte Nüsse und Buchkernen aus, welche die Leute ihm brachten. Den Lohn nahm er in natura und verkaufte dann seinen Anteil an Öl und Gerste auf dem Haslacher Wochenmarkt. Er brachte aber meist seine ganze Ware auf dem Rücken in einem langen Sack, und der ehemalige Vogt und Herrenunterhalter trug in allem den Typus des armen Mannes.

Aber der Öler hat zu allen Zeiten Schicksalsgefährten seiner Art in Menge gehabt. Denn es ist für den gemeinen Mann, der keine Besoldung hat, von der er leben kann,

stets gefährlich, in jenes Reich einzutreten, das jeden Menschen verdirbt, in das der „Bureaukratie“. —

Noch einen Sonnenschein erlebte der Öler-Vogt am Ende seines Lebens. Er brachte, trotzdem er ihr nichts geben konnte, seine alternde Tochter bei einem alten Mann an in Biberach. Die Hochzeit ward im „Kreuz“ zu Bollenbach gehalten und ich als Knabe mit meiner Mutter auch dabei. Mich freute es, anwohnen zu dürfen, als wäre es die Hochzeit einer Prinzessin und nicht einer alten, armen Ölerstochter. Und keine Hochzeitsfeier der Welt könnte mir heute jenes Vergnügen bieten.

Schon in der Frühe war ich im Dorf gewesen mit unserem Lehrbub, dem Peter. Wir hatten Brot ins „Kreuz“ geliefert und eine „Zeine“ voll dem Öler gebracht zur „Morgensuppe“. Und am Nachmittag rückte ich im Sonntagsgewand mit der Mutter bei der Hochzeit an. Ich war stolz, das erstemal ein Hochzeitsgast zu sein, und jener Tag ist mir noch gut in Erinnerung. Ich könnte, so ich Maler wäre, die Hochzeiterin noch malen und den alten Öler, der an der Hochzeitstafel präsidierte, dazu.

Es war im Herbst 1893, einundvierzig Jahre nach diesem schönen Tag, als eines Morgens eine alte Frau in der Kleidung der Bauernweiber des mittleren Kinzigtales die Stiege meines Pfarrhauses in Freiburg heraufkam und meiner Schwester die Hand zum Gruß bot. In diesem Augenblick trat ich hinzu und sah, wie meine Schwester die Frau wildfremd anschaute. Ich aber rief alsbald: „Das ist des Ölers Nanne von Bollenbach!“ Von ihrem 35. Lebensjahre bis zum 76. hatte ich sie nicht mehr gesehen, aber die goldene Knabenzeit hatte mir das Bild der Hochzeiterin so diamanten in die Seele geschrieben, daß ich es auch in der Greisin alsbald wieder erkannte.

Ihr Mann ist längst tot. Sie hat, kinderlos, Haus und Gärtchen einem Verwandten ihres Mannes abgetreten und sich nur eine Stube vorbehalten. Sie will aber auch

im Alter der Welt noch nützlich sein und erzieht jeweils bis zur Schulentlassung ein Kind, das Waise ist oder eine Mutter hat, die nichts für dasselbe tun kann. So hat sie jetzt einen armen Knaben und dem wollte sie eine Freude machen und Freiburg zeigen. So kam sie zu mir, und ich hatte eine größere Freude an der Nanne und der Erinnerung an ihren Hochzeitstag, als wenn eine Fürstin mich besucht hätte.

Sie hatte nur einen Wunsch, das Buch zu besitzen, in dem „von ihr geschrieben stehe". Sie bekam es und ein schönes Gebetbuch dazu.[1] —

An jenem Hochzeitstage sagte der Alte zu meiner Mutter: „Becke-Philippi, Euer Bua, den Heiner, müsse Ihr kei Beck werde lasse, er isch z'bleich dazu."

Die Hochzeit hatte des Alten letzte Groschen gekostet. Er kämpfte fortan mit Nahrungssorgen, und als sie ihn bald darauf über den „Bollenbacher Steg" über die Kinzig und auf den Steinacher Kirchhof trugen, da haben sie den gescheitesten Vogt im Tal, aber einen blutarmen Mann begraben.

Heute stand ich vor seiner Öle. Kein Mühlrad rauschte, keine Seele ließ sich blicken, der Öler ist längst verschwunden, der da gewohnet hat, — aber lebendig stand vor mir, dem „bleichen Heiner" mit den bleichenden Haaren, die Erinnerung an den Alten. In tiefer Wehmut ging ich weiter. —

Wir kommen ins enge Bergtälchen hinein. Hier wohnen die Großbauern, im Dorfe die Taglöhner. „Dorfer" und Taglöhner ist in der Gegend meist ein Wort. Die fünf Bauern im Tal haben mehr Eigentum, als die „Dorfer" alle zusammen.

Im ersten Hof, dem „vorderen", schaut die Bäuerin eben zum Fenster heraus, eine alte Bekannte von mir. Sie war in meiner Studentenzeit das schönste Mädchen in Müh-

[1] Sie starb erst im 20. Jahrhundert in der Armenanstalt zu Fußbach, drei Stunden unterhalb Hasle.

lenbach und heiratete auf den „vorderen Hof". Aus der schlanken, stolzen Jungfer von damals ist aber eine breite Riesendame geworden, trotzdem ihr wenig Rosen geblüht im einsamen Hof des stillen Tälchens. Sie hat bereits zwei Männer begraben müssen und lebt jetzt mit dem dritten Der Hof ist ihr zudem in den siebenziger Jahren abgebrannt.

Bei diesem Brande geschah eine Heldentat und zwar von einem kaum dem Kindesalter entwachsenen Bauernmädchen. Dieses war mit der närrischen Mutter des Bauern und einem Häuflein Kinder an einem schönen Maientag des Jahres 1874 allein in der hintersten Stube des großen mit Stroh gedeckten Bauernhofes. Die närrische Alte entfernte sich und steckte in ihrer Narrheit das Haus in Brand. Bald darauf hörte das Mädchen ein Knistern, und als es die Türe öffnet, schlägt ihm schon dicker Rauch entgegen.

Es rettete, wie die ältern Kinder es nachher erzählten, nun eines der Kinder um das andere durch Rauch und züngelnde Flammen hindurch hinaus ins Freie. Schon glaubte das brave „Maidle" seine Arbeit beendet, als ihm einfällt, das jüngste Kind schlafe noch in der Wiege. Mutig stürzt die kaum Fünfzehnjährige abermals in das brennende Haus, um auch dies letzte Kind zu holen.

Die junge Heldin kam nicht wieder. Verkohlt fand man ihre Leiche unmittelbar vor der Haustüre, das Kind im Arm. Noch wenige Schritte und ihr Rettungswerk wäre gelungen — da stürzt der Dachstuhl, bedeckt den Ausgang und begräbt sie.

Droben im Berg aber saß die närrische Großmutter und lachte über das Werk, so sie angerichtet. Das Mädchen, welches mehr Seelengröße bewiesen, als mancher „berühmte" Mann, hieß Afra Uhl und war aus dem Dorfe Mühlenbach.

Es steht wahrscheinlich kaum mehr ein Kreuz über seinem Grab auf dem Kirchhof in Steinach; drum wollen wir es hier nicht vergessen im Vorbeigehen am „vorderen Hof".

Die vordere Bäuerin aber, die heute so lebensfroh zum Fenster hinausschaute und vergeblich mich einlud, bei ihr anzukehren, hat wohl damals nicht daran gedacht, daß man auch sie bald hinabtragen würde auf den Gottesacker von Steine. —

Ich ging langsamen Schrittes weiter. Nach einer Viertelstunde erscheint wieder ein mir wohlbekanntes Gehöfte. Es ist der „Schilli-Hof". Da wohnte bis vor zwölf Jahren mein Freund, der „Jakobele", als Hofbauer. Wir waren so ziemlich gleichalterig und kannten uns schon von den Knabenjahren an. Wenn ich als zehnjähriger Bube da vorbeiging zu meinen Schafen auf dem Dierlisberg und er am Bache saß und Pfeifen schnitzte, ging er mit mir.

Der Jakobele war zu seiner Zeit zweifellos der körperlich kleinste und schmälste Bauer des Schwarzwaldes, eine Miniatur, welche in dem langen schwarzen Samtrock fast verschwand. Seine Fistelstimme und sein bartloses, blasses Gesicht paßten eher für eine winzige Nähmamsell, als für einen Bauer im Kinzigtal.

Fürs Bauerngeschäft taugte der Jakobele nie recht, er war zu schwächlich für die harten Arbeiten auf dem steilen Gebirgshof. Er legte sich deshalb einen kleinen Weinberg an hinter dem Haus und pflanzte darin einen guten Rotwein, mit dem er nicht geizte, wenn Gäste kamen. Auch weilte er viel in seiner kleinen Mühle am Weg und machte Mehl, so lange er Wasser hatte.

Zur Winterszeit, wenn die Knechte Frucht droschen, saß der Jakobele in der Stube und machte Figuren für seine Weihnachtskrippe: Hirten, Jäger, Drei-Könige, Apostel. Und hierin leistete er, ohne je etwas der Art gelernt zu haben, Großes.

Ich war einmal in der Mitte der siebenziger Jahre über die Weihnachtszeit bei ihm und sah seine Krippe. Er hatte sie im „Stubenwinkel" zwischen den Fenstern. Vor dem heiligen Krippenkind defilierten in vom Jakobele selbst

geschnitzten Figuren die Hirten, die Drei-Könige und die zwölf Apostel.

Sein Brunnen vor dem Hause setzte die Figuren durch kunstreiche, von dem kleinen Bauer angelegte Transmissionen in Bewegung. Das ganze zeigte Kunst- und Scharfsinn.

In jener Zeit besuchte er mich einmal in Karlsruhe, um den Landtag anzusehen und einer Kulturkampf-Debatte anzuwohnen; denn der Jakôbele war der feurigste Bekenner des Zentrums im ganzen Tal und ein tiefgläubiger Mann. Er war noch nie in einer größern Stadt gewesen und hatte deshalb meinen Bruder, den Sonnenwirt von Hasle, seinen Herbergsvater an Markttagen, mitgenommen.

Als nun beide am Abend im Hotel in einem Zimmer sich zur Ruhe begaben, protestierte der Jakôbele energisch gegen das Vorhaben des Sonnenwirts, die Stiefel vor die Zimmertüre zu stellen, weil sie unfehlbar gestohlen würden. Der Sonnenwirt gab dem ängstlichen Männlein nach.

In der Nacht seufzte das Bäuerlein, daß man „in dem Karlsruhe" so kurze Betten habe. Er sei doch so klein, vermöge sich aber trotzdem nicht zu decken und friere. Sein Cicerone steht auf, zündet ein Licht an und sieht nach. Da liegt der gute Jakôbele nicht im Bett, sondern bloß unter dem „Plumeau", das begreiflicherweise den ganzen Mann nicht deckte.

Der Hausknecht, wissend, daß in der betreffenden Nummer zwei „Herren" logierten, klopfte am Morgen und fragte nach den Stiefeln. Da schrie der Kleine mit seiner Fistelstimme, er solle machen, daß er fortkomme. Das habe er, der Jakôbele, nicht nötig, die Stiefel herzugeben, damit sie gestohlen würden.

Der Sonnenwirt gab die seinigen ab, der Jakôbele aber trennte sich um keinen Preis von seinen Stiefeln, traute selbst seinem Herbergsvater nicht und glaubte, man wolle ihn in Verlegenheit bringen, damit er in Karlsruhe nicht ausgehen könne.

Er dachte wohl an das im Kinzigtal viel gesungene Volkslied:

Z' Lautebach hab' i mei Strümpf verlore,
Ohne Strümpf geh' i nit heim —

und drum wollte der Jaköbele seine Stiefel nicht in Karlsruhe verlieren.

Seine Frau, die Käther, Tochter vom obersten Hof im Tal, vom Barbaraster, war ebenso klein, wie er, aber in dem Grad korpulent, in welchem der Jaköbele mager. An Gutmütigkeit und Bravheit übertraf sie alle Bäuerinnen weithin und paßte in ihrem stillen, ruhigen Wesen vortrefflich zu dem aufgeregten, zappeligen Jaköbele.

Sie starb in jungen Jahren, und nach ihrem Tode sandte mir das Bäuerlein ihre Photographie zum Andenken mit dem folgenden von ihm gefertigten Vers auf der Rückseite:

Mei' Käther ist gestorben
Nach Kummer, Sorg und Müh'.
Und mir ist alle Freud' verdorben,
Doch nie vergeß ich sie.

Der Jaköbele lebte nur noch wenige Jahre nach ihrem Hinscheiden, und dann führten sie auch ihn im „Totenbaum" das Tal hinaus.

Sepp, der Sohn und Stammhalter, hat bald darauf mit Hilfe einiger Juden „Hab und Gut" verloren. Traurig und öde sah es heute aus, wohin ich blickte. Die gute Käther würde sich zu Tod weinen, wenn sie wiederkäme. —

Die folgenden Höfe im Welschbollenbacher Tälchen liegen alle abseits des Weges auf den Höhen und sind nicht sichtbar, bis hinauf zum obersten, zum Barbaraster.

Der Weg wird immer steiler. Mühsam drängen kleine Bächlein zwischen Erlengebüsch in tausend Windungen talabwärts, aus den zerrissenen Bergwänden herabfallend, an deren einer wir emporsteigen müssen. Je höher wir

kommen, um so lichter wird's, und der Blick wird frei hinaus ins große Kinzigtal und über die Kinzig hinüber in die Seitentäler ihres linken Ufers. Wo ich hinschaue, auf die Berge, Wälder, Höfe — überall tauchen Jugenderinnerungen vor mir auf, wie längst Tote, die wieder auferstehen. Ich stehe oft und lange still und lasse diese Auferstandenen an mir vorüber- und mit Wehmut und mit Lust in meine Seele hineinziehen.

Bevor die Höhe vollends erstiegen ist, liegt, geschützt von der Kuppe der das Tälchen abschließenden Bergwand, der letzte und größte Hof in Welschbollenbach, der Barbarast.[1]

Am Wege, entfernt vom Hof, liegt einsam der Garten der „Barbarasterin“. In ihm blühen heute zahlreiche Astern in allen Farben. Diese mir so sympathischen Herbstblumen, welche ihr volles Leben zeigen, wenn die Natur sich zum Sterben anschickt, kamen mir ungemein vornehm vor in diesem verlassenen Gebirgswinkel. Sie erschienen mir wie verirrt in diese Einsamkeit, wo der Buchwald nebenan seine gelben, toten Blätter auf sie herabwirft und wo auch nirgends ein Grab ist, das sie schmücken können zur Allerseelenzeit; denn die Toten des Barbarast werden hinabgeführt, zwei Stunden weit, ins Dorf Steinach an der Kinzig.

Aber noch ein Gedanke kam mir. Wie viele Blumen blühen auf der weiten Erde und nur Gottes Auge schaut sie. Sie kommen und gehen, und kein Mensch hat sie gesehen, die Blumen auf einsamer Heide, oder die Alpenrosen und das Edelweiß auf unzugänglichen Bergen.

Und so geht's auch mit vielen Menschen. Sie leben und sterben einsam und ungekannt von der Welt — Schneeballen. Und wie viele Seelen leben mitten in der Welt, und nur Gottes Auge schaut ihre Leiden, ihre Kämpfe und ihre Siege, weil sie niemandem sie sagen und klagen! — Edelweiß und Alpenrosen! —

---

[1] Siehe „Wilde Kirschen“ das Kapitel „Der Hofig“.

Doch die Astern auf „Barbarast" blühten nicht so einsam, wie ich glaubte. Während ich so dastand, kam die Bäuerin mit einer Schar kleiner Kinder, lauter Mädchen, vom Hof herüber und führte sie in den Garten. Frühlingsblumen der Menschheit und Herbstblumen der Natur, wie wunderbar stimmte das zusammen.

Und wie ich ein alter Mann geworden, das fühlte ich auch. Den Großvater der Bäuerin, die auch gegen vierzig gehen mag, hab' ich noch gekannt, als wär' er erst gestern gestorben. Es war der alte Prinzbach droben im Fischerbach, ein stattlicher, behäbiger Bur in seinen kurzen „Stumphosen". Geld und Gut hatte er mehr als genug. Ich war einmal dabei, als ihm mein Vater ein Faß voll „eingemachte Kirschen" abkaufte, um Kirschenwasser daraus zu machen und durfte bei ihm Honig essen im Überfluß. Drum hab' ich ihn nie vergessen.

Seine Tochter, die Theres, die Mutter der Barbarasterin, war das schönste Mädchen an der obern Kinzig. Sie heiratete den Dreher-Simon von Esche, einen stillen Mann.

Der Großvater ist längst tot, Vater und Mutter sind auch tot und die Barbarasterin nähert sich der „Asternzeit" des Lebens. Sie ist jetzt, da dies Buch wieder neu erscheint, auch tot und ihr braver Mann, der Barbaraster, ebenso. Und da soll unsereiner nicht alt sein und voll werden von Gedanken menschlicher Armseligkeit und Vergänglichkeit! —

Ich ging vom Weg, der durch den Buchwald führt, ab und in gerader Richtung das Weidfeld des Barbarasters hinauf, um auf die Höhe zu kommen. In diesem Buchwald, der noch zahlreiche zerfallene Gänge von Silbererz-Gruben zeigt, spielte sich unter dem alten Barbaraster, dem Vater des jetzigen Bauern, öfters eine lustige Szene ab zur Nachtzeit.

Der alte „Fürst vom Barbarast", den ich noch gar wohl

kannte, ein Mann von großem Humor, hatte zwei Schwäger im obern Kinzigtal, im Weiler Breitenbach bei Husen, — den Goresbur und den Mathesenbur.

Diese hatten Mangel an Buchwald, und das war vor vielen Jahren noch ein empfindlicher Mangel, denn die Buchspäne waren die Kerzen, welche an den Winterabenden des Bauern Stube erleuchteten, und um welche die „Wibervölker" saßen und spannen, während die „Mannsvölker" auf der Ofenbank lagen und rauchten. Die schönsten und glattesten Buchen wurden zu diesem Zweck gehauen und auf der Sägmühle in Lichtspäne verwandelt.

Der Barbaraster hatte seinen zwei Schwägern versprochen, sie dürften miteinander alljährlich in seinem Buchwald eine Span-Buche holen, aber es müßte dies heimlich geschehen, ohne daß sein Hund belle und er und seine Knechte etwas merkten, bis die Buche gefällt sei, und der Goresbur und der Mathesenbur müßten selbst mit dabei sein.

Die zwei wohnten weit, fast drei Stunden vom Barbarast entfernt. Den gewöhnlichen Weg, den ich heute gemacht, konnten sie nicht machen wegen des Hundes. Sie mußten also den Hof umkreisen. In einer hellen Frühjahrs-Mondnacht brachen sie jeweils mit ihren Knechten, welche Säge und Axte trugen, an der obern Kinzig auf, zogen am rechten Flußufer auf engen Gebirgswegen dem Fischerbach und der Karfunkelstadt zu und kamen über den Vogelsberg auf die Höhe über dem Barbarasterhof und zum Buchwald.

Mit Hilfe des Mondlichtes, das durch die Blätter sich hindurchdrängte, ward ein stattlicher Baum ausgesucht. Und nun begannen sie zu sägen, leise und immer leiser, bis der Stamm fiel. Da rauschte es mächtig im Walde. Drunten im Hof gab der Hund laut, der Bauer und seine Knechte wurden wach, und die Obertäler jauchzten ins mondbeglänzte Tälchen hinab.

Jetzt ward's lebendig auf dem Barbarast. Die Holzhauer kamen herunter, die Bäuerin servierte eine „Morgensuppe" nebst Käs und Kirschenwasser. Sobald das erste Morgenrot über die Schornfelsen hereinbrach, gingen die Obertäler Bauern daran, die Buche zu entästen, und der Barbaraster befahl seinen Knechten, den Wagen zu richten, damit die Buche „in Ehren" heimgeführt werde.

Er selbst schritt mit seinen Schwägern und ihren Knechten hinter dem Wagen drein. Vor jedem ordentlichen Wirtshaus bis hinauf in den Breitenbach ward eingekehrt, und die Obertäler zahlten die Zeche.

Heiter und angeheitert, kam der Barbaraster spät in der Nacht mit seinen Knechten heim aus dem Obertal, wohin sie „Licht" gebracht für zwei Höfe auf einen Winter lang.

Das heiße ich Volkshumor in seiner Eleganz, im „Sonntagshäs". —

6.

Ich war auf der Höhe angekommen. Die Sonne hatte den Winterduft des Morgens hinabgeworfen in die Wiesengründe des Kinzigtales, und eine herrliche Fernsicht erfreute mein Herz. Hatte ich bisher das Tälchen hinauf mit allerlei Wehmut gekämpft bei der Erinnerung an vergangene Menschen und Zeiten, so ward es jetzt helle in meiner Seele beim Ausblick in die ewig junge und ewig schöne Natur.

Vom Kniebis bis hinab zu den letzten Ausläufern des Schwarzwaldes im Oostale bei Baden-Baden, von da am Straßburger Münster vorbei und an den Vogesen hin bis hinauf zum Belchen und von diesem im Halbkreis wieder herüber zum Kniebis lag die Gebirgswelt im frischen Sonnenlicht eines Herbsttages vor mir.

Dort drüben sah ich zwei Menschen. Der eine saß auf einem Stein und der andere, eine „Gräze" auf dem Rücken,

stand vor ihm. Unbekümmert um das Naturbild sprachen sie miteinander. Ich schritt auf sie zu und erkannte alsbald im Sitzenden Konrad, den Fürsten von der Eck, d. i. den Eckerbur. Er hatte ein Gewehr über den Knieen liegen, den blauen Wollschoben an und eine runde Wollkappe auf seinem Haupt, das hell und frisch in die Welt schaute, wie der heutige Herbstmorgen. Der Mann vor ihm war ein Schwarzwälder Uhrenhändler.

Der Fürst befand sich auf einer Morgenjagd in seinem Hochpark, den aber nur Heidekraut, Stechpalmen, Wachholder, spärlich vermischt mit Föhren und Tannen, ausmachen. In den Taschen seines Schobens hatte er, in der einen einen „Pudel" Kirschenwasser und in der andern ein Stück „rohen Speck". Seinen Hund hat er abgeschickt zum Suchen, und während er auf dem „Anstand" sitzt, kommt der Uhrenmacher aus der Karfunkelstadt herauf, und da gab „ein Wort das andere", bis ich von der andern Seite auf der Bergeshöhe erschien.

Es war ein prächtiges Bild. Eine einsame Höhe. Ringsum die große Natur. Ein Bauersmann sitzt mit der Flinte auf einem Stein, und ein fremder Hausierer erzählt ihm von seinen Wanderungen über Berg und Tal, auf denen er den vereinsamten Menschen seine Holzuhren feilbietet, damit sie die flüchtige Zeit messen.

Der Fürst von der Eck hatte gewußt, daß ich nächstens einmal auf die Berge komme, aber nicht wann. Sein Nachbar in den Buchen hatte erst gestern meine Depesche erhalten, und die zwei wohnen eine halbe Stunde voneinander entfernt. Er war erstaunt, daß ich so früh am Morgen schon ihn auf der Jagd überraschte.

Mit dem Jagen war's jetzt fertig. Er pfiff seinem Hund zum Rückzug. Ich lud ihn ein, bis Zell hinab mitzugehen. „Da wäre ich heute so wie so hin", meinte der Konrad, „denn heut' isch mein sechzigster Geburtstag. Ich wollt' ebe ein Häsle schießen und dann hätt' i den Suff-

kittel anzoge und wär' mit dem Häsle uff Zell in ‚Löwe' und hätt' neue Durbacher dezua trunke."

Indeß kam aus dem fernen Buchwald des Barbarasters, der sich bis an die Grenzen des Eckerhofs erstreckt, ein Gespann daher, in welchem mein Vetter Franz, der Kreuzwirt von Hasle, meine beiden Reisebegleiter brachte, die ich in Hasle verlassen hatte, weil ich allein und zu Fuß durch den klassischen Boden meiner Jugenderinnerungen wandern wollte — den schwäbischen Kriegsminister General von Steinheil und seinen Adjutanten Major Funk.

Sie waren, dank dem ebenso kühnen als geschickten Rosselenker und kraft seiner beiden überkräftigen Schimmel, glücklich den ebenso steilen als elenden Gebirgsweg zu Wagen heraufgekommen.

Beide waren voll des Entzückens über die Schönheit dieses Teiles des Schwarzwaldes und über den herrlichen Ausblick von dieser Höhe.

Wir gingen jetzt dem Eckerhof zu, wo der „Fürst" im alten, mächtigen Strohhause in einfachster Art wohnt und wo der Rauch, kaminlos, zu allen Poren des Palastes herausdringt.

Aber sein Speck und sein „Chriesewasser" waren fürstlich, und als er uns, auf meinen Wunsch, in den „Spicher" führte und wir alle seine Schätze sahen, bestehend in Frucht, Speck, Schinken, Kirschenwasser, Hanf, Leinwand, Schmalz, Wolle, die alle in Fülle vorhanden waren, da kam uns der Konrad in der Tat vor wie ein alter alemannischer Häuptling, dem die Keltenbäuerlein ringsum den Zehnten von allem gebracht haben.

Weil er aber das alles selbst „gepflanzt" und vom eigenen Gute gewonnen, steht er noch größer da.

Als wir uns aufgemacht hatten, um zum Buchhof hinüber zu gehen, zog oben über den Kamm des Berges, von der Karfunkelstadt herauf, die wir ihrer tiefen Lage wegen nicht sehen konnten, eine weibliche Gestalt. Es war,

wie ich gleich dachte, das „Gritle“, welches dem gleichen Ziel zusteuerte, wie wir.

An den Grenzen seines Gutes stand der Buchhofbauer, der Erdrich, um uns zu empfangen und uns auf seinen Hof zu begleiten. Auch er ist ein Fürst, und sein Wahlspruch lautet:

Es gibt kein schöner Wappen in der Welt,
Als des Bauern Pflug im freien Feld.

Er ist leider schon „herrenmäßig“ eingerichtet und sein Empfangssalon tapeziert. Während meine Begleiter hier dem Schinken und den Bratwürsten, dem Zeller Roten und dem Kirschenwasser zusprachen, suchte ich zunächst die Alte aus der Karfunkelstadt auf. Sie war vor uns angekommen und saß in der großen Bauernstube, ein winziges, altes Keltenweiblein mit kleinen, dunklen Augen und im Gesicht von einer merkwürdigen Ähnlichkeit mit dem „Ramsteiner Jokele“, dessen Geschlecht sie angehört.

Zuerst fragte ich sie natürlich, warum sie „Gritle“ genannt werde. Mit allem Pathos, dessen sie fähig war, sagte sie: „Ich heiße Margarita, nicht Margareth, und aus der Margarita und meiner kleinen Person haben die Leute in den Bergen, zu denen ich komme, schon so lang ich denken mag, Gritle gemacht, und weil ich eine ledige Weibsperson bin, heiße ich eben „das Gritle“[1].

Wir sehen aus dem Namen „Margarita“, einem Wort, das Perle heißt, daß die alten Karfunkelstädter doch eine Ahnung hatten von Karfunkel und Edelgestein. Ich bin überzeugt, daß der Name Margarita in der ganzen Umgegend nicht vorkommt.

Des Gritles Leben ist kurz erzählt. Sie hat, erwachsen, als Magd gedient im Adlersbach und im Prinzbach, zwei

[1] Mädchen und ledige Frauenspersonen werden in der alemannischen und schwäbischen Volkssprache stets als Neutra behandelt.

Talgemeinden an der Kinzig — und „ledigerweise" einen Sohn bekommen, den jetzigen „Stadtmurer". Dann ging sie heim und blieb seitdem in der „Stadt". Nach Hasle kam sie in ihrem Leben „fast nie", um so öfter nach Zell. Von den alten Karfunkelstädtern konnte sie mir nicht viel mehr erzählen, als ich selber schon wußte, und sie wollte gar nicht begreifen, woher ich das alles wisse.

Nur von ihrem Vater hat sie mir etwas „Wunderbares" berichtet. Der war des schon genannten Heizmanns-Jörgles Bruder und hieß Sebastian, wegen seiner Leibesstärke der „dicke Basche" genannt. Er war „grausam fleißig" und arbeitete Tag und Nacht als Holzmacher; selbst in mondhellen Nächten ging er in den Wald zur Arbeit.

Da machte er, so erzählte das Gritle, einmal „Wellen" auf dem „Kaneckle", unter dem Nillkopf. Um Mitternacht kam ein schwarzer Hund daher und stellte sich vor ihn hin. Mein Vater schlug nach dem Hund, er traf ihn nicht und der Hund wich nicht. Da erfaßte den Vater ein Schrecken; er ging heim und ward von Stund an krank, wurde nimmer gesund und starb in den besten Jahren. —

Auf mein Befragen, wovon sie lebe, sagte mir das Gritle: „Ich mache Altartüchle und sage zur Leich." In der Karfunkelstadt ist keine Kirche und weit und breit davon auch nicht, wozu also „Altartüchle"? Jetzt klärte mich die Alte auf und verklärte sich selber in meinen Augen zu einem Stück Poesie.

In jedem Bauernhaus des Schwarzwaldes ist ein Altar, an den ich, als ich von Altartüchern hörte, gar nicht gedacht hatte. Es ist die vorderste Ecke in der Stube, zwischen den Fenstern, und heißt „Herrgottswinkel", weil das Kruzifix in ihr hängt. Vor diesem Herrgottswinkel hat jede Bäuerin ein Brettchen, auf dem kleine Heiligenfiguren und Bilder stehen. Dieses Brettchen aber ist am Rand mit farbigem Papier behangen und dieses heißt „Altartüchle". Und solche Altartücher fertigt das Gritle in der Karfunkel-

stadt für die Bürinnen der Berge und Täler rechts und links von ihrer Heimat.

Auf die Osterzeit erneuert jede Bäuerin das Altartüchle, und das Gritle hat den ganzen Winter über solche gemacht. In Zell beim Buchbinder kauft es Papier von allen Farben, auch Gold- und Silberpapier, und daraus macht es seine Tüchle „fein und fürnehm".

Geht die Fastenzeit dem Ende zu, so bricht das Gritle aus der Karfunkelstadt auf, zieht von Hof zu Hof und verkauft seine poetische Ware um den Preis von 20 und 40 Pfennig, je nachdem mehr oder weniger Arbeit und Goldpapier daran ist. Kommt dann der Ostertag, das Fest des Frühlings und der Auferstehung, und zieht das Volk der Berge in seinen bunten Trachten der Kirche zu, so hat sich auch der „Herrgottswinkel" neu gekleidet und schimmert silbern und golden in die einfachen Holzstuben und erfreut die Herzen des Volkes, dieses Naturkindes.

Und das hat mit seinem Schneiden und Zieren das Gritle aus der Karfunkelstadt getan. Da sage mir einer, in der Karfunkelstadt lebe nicht noch der Geist vergangener, glänzender, funkelnder Tage. Er lebt und wirkt durchs Gritle. Und wie die Ahnen der Karfunkelstädter, wie wir gleich sehen werden, einst Edelgestein und Geschmeide hinabtrugen auf die Schlösser und Burgen, so trägt jetzt das Gritle seine goldenen und silbernen Altartüchle auf die Höfe der heutigen Bauern.

Und dieser Geist im Gritle beweist mir, daß ich recht habe mit dem, was ich unten über die Karfunkelstadt mutmaße.

Das Gritle hat mir bald nach unserm Rendezvous ein Altartüchle geschickt, das ebenso naiv als harmonisch farbenprächtig beweist, daß das Volk von Natur aus nicht bloß Poet, sondern auch Maler von Gottes Gnaden ist. —

Das ganze Jahr über treibt die alte „Perle" aus der Karfunkelstadt noch einen andern Beruf. Sie ist „Leichenbitterin", ein trauriges und mühsames Geschäft in jenen

Bergen, aber doch nicht ohne Volkspoesie. In unsern von der Kultur ausgesogenen Städten, da besorgt das „Tagblatt" und die gedruckte „Todesanzeige" in trockenen und stereotypen Sätzen die „Leichenbitterei".

Auf den Bergen des Schwarzwaldes geht ein altes, armes Weiblein als Todesengel von Hof zu Hof, sagt in christlich schönen Worten zur Leiche und bittet um das Gebet für „das Verstorbene". Es weiß dann auch noch des Ausführlichen zu berichten, wie und an was „das Tote" gestorben. Und da wir Menschen auch am Leid des Mitmenschen und an seinem Tod den Reiz des „Neuen" finden, so ist die Leichenbitterin auf den einsamen Höfen nicht unwillkommen. Sie berichtet, was auf anderen Höfen vorgeht, und wenn es auch nur ein Todesfall ist. Daß sie in echt weiblicher Art auch andere Neuigkeiten bringt, versteht sich von selbst.

Ihr Lohn ist Brot oder Bohnen, Schmalz, Mehl, Speck. Und am Abend, wenn die Frau von den Bergen heimkehrt, hat sie Viktualien, so viel ihr Schurz und ihre Rocktaschen tragen können. Sie ist zwar todmüde, hat aber wieder wochenlang Zeit zum Ausruhen in ihrer einsamen Hütte. —

Ich verabschiedete mich gebührend von der poetischsten Gestalt der heutigen Karfunkelstadt. Auch die Bäuerin, Erdrichs freundliche Frau, ließ das Gritle nicht leer von dannen ziehen, und hurtig, wie gekommen, eilte es über den Berg „der Stadt" zu[1].

---

[1] Das Gritle lebt heute, 1910, noch 86jährig. Es hat aber seinen Wohnsitz oberhalb der „Stadt" aufgeschlagen und lebt beim Rechenmacher „in den Muren". Das Weib ihres Sohnes, die gleiche Person, die mir Wasser zu trinken gab, und sie kamen nimmer aus miteinander. Aber Altartüchle, die jetzt gar nicht mehr begehrt sind, weil die Weiber neumodisches Lumpenzeug kaufen, macht es keine mehr und kann auch altershalber nicht mehr „zur Leiche sagen".

Ich versüße ihm sein Alter von Zeit zu Zeit mit einer Geldsendung, die mein Freund Erdrich ihm über den Berg her bringt.

Meine Begleiter hatten indes in Erdrichs „Salon" gespeist und getrunken. Die zwei Soldaten fanden namentlich das Kirschenwasser ganz vorzüglich. So ein echtes Schwarzwälder „Chriesewasser" ist aber auch ein Labsal für ein Soldatenherz. Schon die „Vorder-Bäuerin", von mir avertiert, hatte die Herren am Wege begrüßt mit einer „Zeine voll Küchle" und einer Flasche Kirschenwasser. Und seitdem kam auf jeder Station solches, eines älter und feiner und süßer als das andere, so daß der General meinte, in diesen Bergen wäre „das Kirschenwasser-Paradies".

Am Nachmittag stiegen wir vom Berg zu Tal, hinunter in den Harmersbach. Der Major und ich gingen mit den zwei „Bergfürsten" zu Fuß durch den Wald hinab, der General fuhr mit seinem gewandten Rosselenker.

Drunten im Tal wohnt Erdrichs Bruder, der Joseph, ein Bauernfürst außer Dienst. Er hat sein Fürstentum übergeben und lebt, das Bild eines alten Ritters auf dem „Leibgeding", nur noch seinem Gott, seiner Seele und der Pflege seines Weinkellers.

Er hat noch 1868er Bermersbacher, die Blume aller Weine am Kinzigstrand. Diesen „Firnewein" haben wir an jenem Tage auch noch gekostet, den Keller des Joseph inspiziert, und dann fuhren wir Fremde der alten Reichsstadt Zell zu. Der Konrad von der Eck, der Erdrich von der Buchen und der Kurfürst Joseph, der fromme, stille, ewig heitere Besitzer des Bermersbachers, gingen fürbaß hintendrein.

In Zell bei der Löwenwirtin ward nochmals Einkehr gehalten. Sie hat den besten Rotwein im Lande Baden und gehört in die Erinnerungen meiner Studienzeit. Ihr Bruder „Louis", ein musikalisches Genie, war ein Studienfreund von mir. In seinem Elternhaus, im „Bären" zu Zell, haben wir als Studenten manchmal tagelang gesungen. Seine Schwester Anna, die heutige Löwenwirtin, war damals ein frisches, heiteres Mädchen und sang oft

mit uns oder war Zeugin unserer Lebenslust. Sie ist jetzt auch alt geworden und das Singen ihr längst vergangen, wie mir auch.

Bei ihr ward noch angestoßen mit „einem roten Durbacher" auf das Wohl Konrads, des Sechzigers von der Eck, und dann fuhren wir ins Kinzigtal hinaus, Hasle zu. General von Steinheil aber meinte, als wir von den drei Bauern Abschied genommen: „Wahrlich, das sind Fürsten, und der Tag auf diesen Bergen gehört zu den schönsten meines Lebens."[1] —

7.

Einige Tage später kam auf meine Pfarramtsstube in Freiburg eine greise Dame in ärmlichen Kleidern und brachte mir ihren „Hochzeitsschein" zum Verkünden. Dieser besagte, daß sie Arnold heiße und in Fischerbach — der Gemeinde, in welcher die Karfunkelstadt liegt — geboren sei. Der Geschlechtsname fiel mir auf und ich fragte: „Seid ihr nicht aus der Karfunkelstadt?" Getroffen, so war es und sie die Tochter des einstigen Besitzers der mittleren Burg und jener Mutter, von der ich oben berichtet, daß sie nach dem Tode ihres Mannes „Raubritterei" trieb und deshalb von Gemeinde wegen nach Amerika spediert wurde.

Die Braut wußte aber aus der Karfunkelstadt nur noch den Tod ihres Vaters und das außereuropäische Schicksal ihrer Mutter, von der „man nie mehr etwas gehört". Sie selber kam, wie die übrigen Kinder, als kleines Mädchen fort und wurde im Waldstein vom Großvater erzogen. Später heiratete sie einen „armen Mann" im „Müllenbach" bei Hasle. Als der starb, war eine Tochter von ihr in Freiburg verheiratet, und die rief die Mutter in die Dreisamstadt.

[1] Die genannten drei Fürsten leben heute, 1910, noch alle drei; aber der General von Steinheil, ein Ehrenmann erster Güte, ist heimgegangen und auch die Löwenwirtin.

Diese fand hier in ihren alten Tagen noch einen Hochzeiter, einen „Zementarbeiter", und mit diesem, einem biederen, alten Knaben, hab' ich sie richtig „zusammengegeben" und mich gefreut, in einem Jahre zwei Damen aus einer Stadt, die nur drei Häuser hat, getraut zu haben.

Die Alte mußte wohl gemerkt haben, daß ich an ihr, als einer geborenen Karfunkelstädterin, mein Wohlgefallen hatte. Als ich an Weihnachten eine Bescherung armer Schulkinder veranstaltete, kam eines Morgens ein kleines Mädchen und bat weinend, ihm doch auch etwas zukommen zu lassen, die Großmutter habe es zu mir geschickt und „die Großmutter sei aus der Karfunkelstadt". — —

Und nun, nachdem wir so viel aus ihr erzählt, einmal eine Antwort auf die Frage: Woher Ursprung und Name der Karfunkelstadt?

Ich behaupte kühn, die Karfunkelstadt, diese einsamste und armseligste auf Erden, ist römischen Ursprungs und Namens, und ich beweise dies.

Zunächst ist Karfunkel ein römisch-lateinisches Wort, und es bedeutet carbunculus, in dem Latein der Kaiserzeit einen glänzenden Edelstein. Es heißt aber wörtlich „ein Stückchen Kohle". Haben die Römer wohl geahnt, daß der herrlichste und kostbarste Edelstein, der Diamant, nichts anders ist, als flüssige Kohle? Bei Plinius finden wir als carbunculus amethysticus den Rubin bezeichnet und mit carbunculus carchedonius den Granatstein.

In unserer Karfunkelstadt nun haben die Römer Edelsteine gegraben und geschliffen, wie man bis vor wenigen Jahren noch im benachbarten Städtchen Zell Granaten schliff. Noch im 18. Jahrhundert hat man nicht weit von der Karfunkelstadt, im Wolftale, Gruben auf Achat und Jaspis bebaut.

Die neueste geologische Forschung[1] sagt, daß „am Bo-

[1] Vogelsang „Geognostisch-bergmännische Beschreibung des Kinzigtäler Bergbaues". Karlsruhe 1865.

gelsberg, (an dessen Fuß die Karfunkelstadt liegt) im Nillwald und am Kostberg (beide in der Nähe der Stadt) herrliche violette, bräunliche, rauchgraue, lebhaft glänzende Kristalle sich vorfinden".

Drüben über der Kinzig im „Prinzbach", zwei Stunden von der Karfunkelstadt, war eine römische „Münzstätte" mit Silbergruben, angelegt vom Kaiser Hadrian. Dieses Prinzbach ist möglicherweise die verloren gegangene Stadt „Adrianotheros[1]."

Eine Stunde von der Karfunkelstadt, gerade über dem Berg, der es deckt, drunten lag das Tal Harmersbach, wo die Römer die Erze vom Prinzbach pochten und schmolzen.

Und in der Karfunkelstadt wurden edle Steine gewonnen, teilweise da geschliffen und mit dem Silber der Nachbarschaft gefaßt. Ich bleibe den Beweis hiefür nicht schuldig. Die heutigen Karfunkelstädter haben, wir wissen es, so wenig als ihre nächsten Ahnen auch nur einen Schimmer, woher der Name komme. Aber etwas anderes hat sich erhalten.

Gerade oberhalb der Karfunkelstadt, nicht zehn Minuten von den drei Hütten entfernt, welche diesen Namen tragen, weil bei ihnen wohl die Eingänge waren zum Karfunkelstein des Berges, liegt ein Häuschen, und das heißt bis zur Stunde „die Schliffe" (Schleife), und sein Besitzer trägt jeweils den Namen von ihr.

In meiner Knabenzeit wohnte da der „Schliffer-Christe", ein Steinhauer, und sein Sohn, der „Schliffer-Hans", ist heute Besitzer. Zu schleifen gibt's aber schon längst nichts mehr da oben; jeder Bauer hat im Hause seinen Schleiftrog, und der heutige Name „Schliffe" kann

[1] Wer sich an der griechischen Endung stoßen wollte, der möge sich erinnern, daß zu Hadrians Zeit die römischen Gebildeten und besonders die Hofleute griechisch redeten, wie ihre heutigen Standesgenossen französisch. Und wir wissen ja, daß manch ein deutscher Fürst seinem Schlößchen französischen Namen gab. Hadrian besonders schrieb und redete mit Vorliebe griechisch.

nur auf alte Zeiten gehen. Und ich sage: Da, wo sie steht, standen die römischen Schleifsteine, und ihr Dasein hat sich im Namen vererbt bis zur Stunde.

Noch mehr! Keine fünfzig Schritte von der „Schliffe" entfernt wohnt ein armer Rechenmacher, der Reche-Peter, und da, wo seine Hütte steht, heißt man's im ganzen Fischerbach „in den Muren" (in den Mauern). Auf den Haupttrümmern der einstigen Karfunkelstadt entstand jene Hütte, und das Volk sagt mehr als genug mit jenem Beiwort, das es dem Reche-Peter und seinen Vorfahren gegeben hat.

Ich bin noch nicht zu Ende. Wenn man von der Karfunkelstadt herauf durch das Miniatur-Tälchen meines einstigen Eichbosches über den Bergrücken unter dem Nillkopf hinübergeht, kommt man in den „hintern Waldstein"; da liegt allerlei Gestein, und fragen wir das Volk ringsum auf den spärlichen Gehöften, so sagt es uns: „Da stand eine Heidenkirche." Heidenkirche und römischer Tempel sind beim deutschen Volke stets identisch; denn die alten Kelten und die alten Germanen bauten keine Kirchen. Das Volk will also sagen, daß dort einst ein Heiligtum der heidnischen Römer stand.

Also kurzum, hier in dieser Einöde, die heute noch nicht einmal ein Tourist des badischen Schwarzwaldvereins betritt, saßen die Römer, jenes größte Volk aller Zeiten, vor dem ich allen Respekt hätte, auch wenn ich von ihm gar nichts wüßte, als daß es vor zwei Jahrtausenden den Weg gefunden hat in die einsame Karfunkelstadt und in den weltfernen Waldstein.

Was sind wir Neugermanen und Preußen mit all unserem Größenwahn für armselige Schlucker gegen jenes Volk! Ich bin ein bekannter Verehrer aller heutigen Großdeutschen, d. i. der Preußen, aber zwischen ihnen und den Römern, die unterm Nillkopf Silber und Edelsteine verarbeiten ließen, ist ein ebenso großer Unterschied als der zwischen der heutigen Karfunkelstadt und zwischen Berlin. —

Es ist gar nicht unmöglich, daß der Kaiser Hadrian, der im Jahre 121 n. Chr. in der Gegend war[1], auch die Karfunkelstadt besuchte, in der, ich wette, noch kein badischer Amtmann des 19. Jahrhunderts gesehen wurde. —

Die Völkerwanderung gab der Karfunkelstadt (statio carbunculorum) und dem Weltreiche der Römer den Todesstoß. Zwar mögen die Karfunkelstädter noch lange nachher ihre Steine hinausgetragen haben auf die römischen Kastelle, wo nach dem Sturz des Römerreiches alemannische Herren saßen, und besonders hinüber auf den „Schwiggenstein", oberhalb Haslach, Eschau gegenüber, wo heute noch das „geschwiegen Loch" und das „Schwiegbrückle" an die alemannischen Grafen von Schwiggenstein erinnern, denen alles Land gehörte von da ab bis hinunter nach Achern. Aber die Blütezeit der Karfunkelstadt war mit den Römern dahin.

Auch die Franken, welche die Alemannen hier verdrängten, waren keine Römer; der Export ins Weltreich fehlte, und so ging die Karfunkelstadt fast spurlos unter, noch ehe die Mönche von Gengenbach, denen ein fränkischer Herzog die Grafschaft Schwiggenstein schenkte, hierherkamen und noch ehe sie die Urkunden schrieben über ihre Besitzungen.

Und als im elften Jahrhundert die Bauern drüben im Waldstein einen Abt von Gengenbach erschlugen im Streit um eine Klostermühle — da mochte von der Karfunkelstadt kaum viel mehr übrig gewesen sein, als heute, und nur das Klosterbäuerlein, welches auf dem heutigen Ramsteinerhof „unter den Muren" saß, mag damals die Klosterherren interessiert haben.

So sank die Stadt mit dem glänzendsten Namen aller Städte auf deutscher Erde in völlige Vergessenheit. Und der Bauer, welcher bis Ende der achtziger Jahre über der Kar-

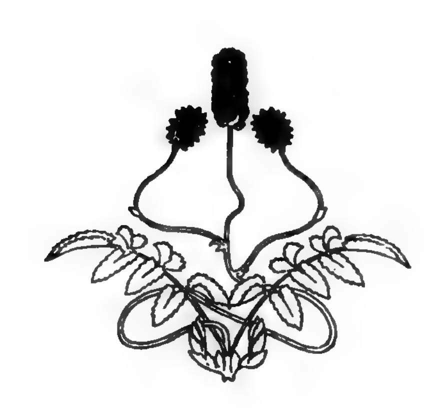
---

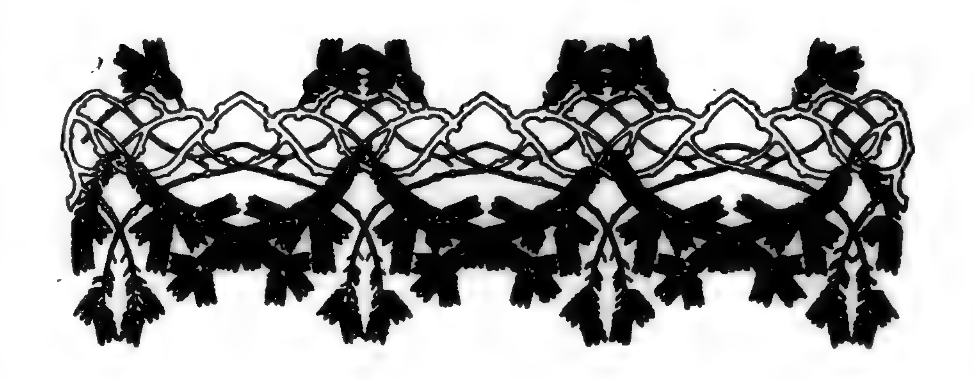
[1] Gregorovius „der Kaiser Hadrian" S. 75.

funkelstadt auf dem Vogelsberg saß, mein alter Jugendbekannter, der „Vogelsbur“, er konnte auf die arme Stadt die folgenden Spottverse machen:

D' Karfunkelstadt ist vornen und hinten nit fest;
D' Karfunkelstadt ist nur ein Bettelnest.

Mir aber ist der einsame Ort von einem Zauber umsponnen von den Tagen an, da der Philipple und sein Bruder, der Korber, zum erstenmal in unser Haus kamen — bis zur Stunde. Und wenn ich nicht „von Hasle“ wäre, so möchte ich aus der Karfunkelstadt sein.





Der Wendel auf der Schanz.

1.

Acht Jahre nach meinen ersten Wanderungen in das Gebiet der Karfunkelstadt bummelte ich als langer Rastatter Lyzeist während der Herbstferien oft am rechten Ufer der Kinzig hinab nach dem lieblichen Dörfchen Schnellingen. Vor dem Dörfchen draußen, unfern des Flusses, war die Mühle, lustig gelegen wie selten eine. Vor sich die rasch dahineilenden Bergwasser und über diesen die dunklen Tannen des Strickerwalds, hinter sich die üppigen Baum- und Rebgelände des Dörfchens, die auf der Höhe abermals dunkler Wald abschließt.

Neben der Mühle baute damals eben der Kaufmann Gotterbarm von Hasle eine Ölfabrik und in der Mühle hatte das Kontor sein „Prokurist“, des Fabrikanten Bruder und mein Freund, „der Franzsepp“. Und wenn ich an schönen Werktagen im Städtle keinen Kumpan fand, der mit mir im „Bayerischen Hof“ Bier trank und kegelte, so wanderte ich manchmal am Fluß hinab und war in zwanzig Minuten beim Franzsepp.

Der war zehn Jahr älter und damals zehnmal gescheiter und ebensovielmal lustiger als ich. Al pari standen

wir uns nur im Biertrinken. Er hatte bereits 1848/49 in großer Politik gemacht und war auch für die „Haslemer Republik" gesessen. Wallendes Lockenhaar umgab sein schönes Demokratenhaupt, und in seinem Herzen schlug es trotz Gefängnis immer noch warm für die Freiheit.

Wenn ich kam, lag er über seinen Folianten und trug das Soll und Haben ein. Er legte aber alsbald diese Arbeit nieder, und wir haslacherten, d. h. wir schwatzten über alles mögliche, wie's uns eben auf die Zunge kam. Waren wir zu Ende mit Scherzen, Spotten und Räsonieren, so gingen wir bisweilen hinauf zum alten Müller.

Das war ein merkwürdiger Müller, der alte Fehrenbacher. Dort drüben über dem Strickerwald auf dem hohen Gebirgsrücken, den die Österreicher im vorigen Jahrhundert mit Hilfe der Bauern verschanzt hatten, um die das Tal heraufrückenden Franzosen abzuhalten, war er Bauer gewesen.

Es ist eine herrliche Sicht „von der Schanz" aus hinab ins Tal und hinüber zur sagenreichen Burg Geroldseck. Hinter der Schanz, geschützt gegen Sturm und Wind, mit dem Blick nach dem tief unten im Tale gelegenen Dörfchen Hofstetten war der Hof des Fehrenbachers da, wo das enge Tälchen Altersbach auf der Höhe des Gebirges seinen Anfang nimmt.

Wald und Feld auf der Höhe und tief in den Altersbach hinab gehörten zum Hof. Sorgen hatte der Bur keine und noch Geld zum Gut.

Er war einst selbst Bürgermeister von Hofstetten gewesen, aber im Laufe der Zeit wegen seiner Prozeßsucht und Geldgier bei den Hofstettern mehr und mehr mißliebig geworden. Drum dachte er ans Fortgehen.

Da wurde drunten im Tal, drüben über der Kinzig, die Mühle feil, und es fiel dem alten Witwer ein, Müller werden zu wollen.

Buben und Mädle hatte er nach Auswahl; denen über-

ließ er es einstweilen, das Hofgut umzutreiben, bis der Jüngste, der Wendel, als Erbprinz einmal das hoffähige Alter hätte. Eine oder die andere Tochter war auch schon verheiratet, und die „Jüngste", die schöne „Mine", nahm der Vater mit hinab auf die „Schnellinger Mühle", die er im Elendjahr 1853 billig gekauft hatte.

Zur Strafe dafür, daß die Advokaten und sonstige Schreier im Lande Baden sinn- und kopflos Revolution gemacht hatten, wurde in der darauffolgenden Reaktion mit aller Schärfe das Zwangsverfahren gegen arme Bauern angewandt. So geschah es, daß eine Menge Anwesen unter den Hammer kamen, deren Besitzer fast alle zu retten gewesen wären, wenn die badische Bureaukratie nicht so gewütet hätte — gegen die Unschuldigen.

So war die Mühle in Schnellingen unter den Hammer gekommen und drunten in Steinach gar ein Haus für zehn Gulden versteigert worden. Spekulanten wurden reich, aber eine Menge braver Leute im Tal an den Bettelstab gebracht und nach Amerika getrieben.

In jenen Tagen kaufte der Bauer vom Altersbach die Mühle samt Feldern und Matten. Vom Mahlen verstand er nichts, er hielt sich einen „Mühlarzt", während er im langen, schwarzen Samtrock ab und zu, meist aber hinüber ins Schnellinger Wirtshaus ging, wo er wenig trank, aber umsomehr redete und Karten spielte.

Viel wußte er zu erzählen von seinen „Mühlärzten", die den Alten betrogen, wo sie konnten. Doch hatte er stets ein Einsehen, wenn sie bei ihren Manipulationen zu seinen Ungunsten es nur recht schlau machten; dann pries er sie drüben beim „Blumenwirt".

Noch mehr als über seine Müllerfüchse hatte der alte Sepp in der ersten Zeit über die fürstenbergische Rentamtskanzlei in Wolfach zu klagen, die ihn gleich bei seiner Ankunft verklagt hatte wegen des noch von seinem Vorgänger her rückständigen Zehntens, bestehend in zehn Sestern

Korn und einem „Mutterschwein". Er weigerte sich, für andere zu bezahlen, verlor aber den Prozeß und mußte für acht Jahre nachliefern. Nun suchte er sich zu rächen.

Als der Rentamtmann eines Tages zum Einzug der Gefälle in den Fürstenbergerhof nach Haslach gekommen war, fuhr der Schnellinger Müller vor. Auf einem Wagen hatte er acht Säcke Korn und acht junge Mutterschweine. Er rief den Rentmeister ans Fenster, zeigte ihm seinen Zehnten und sprach: „Herr Rentmeister, da ist Eure Ware, macht damit, was Ihr wollt." Dann ließ er die acht Schweine springen, stellte die Säcke vors Haus und entfernte sich.

Der Müller hatte zwar den Prozeß verloren und damit den Schaden, der Rentamtmann aber den Spott, und das wog dem alten Fuchs alles auf. —

Ein besseres Geschäft hatte er einst, da er noch Bauer auf der Schanz war, drüben in der Stadt Lahr gemacht. Nach dieser Industriestadt haben die Bauern des Kinzigtales wenig Verkehr. Sie liegt zu weit ab, und der Weg dahin ist zu beschwerlich. Der Fehrenbacher gehörte zu den wenigen Bauern, die von jeher dort bisweilen verkehrten. Obwohl er von seinem Hof aus die Burg Geroldseck, die berühmteste Nachbarin der „Lohrer", vor sich liegen sah, trennten doch hohe Berge und tiefe Täler den Bauer auf der Schanz von Burg und Stadt.

Über den Hessenberg und Gaisberg und durch den Durenbach führen Saumpfade hinab ins Schuttertal und von da nach Lahr, und diese Pfade wandelte der Bauer von der Schanz mehreremal im Jahr, um Handel und Wandel auf den Lahrer Märkten kennen zu lernen.

So kam er auch eines Morgens müde und staubig von den Bergen herab in die Stadt des „groben Lotzbeck". Er nahm seine Einkehr ausnahmsweise im „Schlüssel", wo bereits einige biedere Lahrer Bürger beim Frühschoppen saßen.

An der Tracht sahen sie, daß der Bauer kein Schutter-

täler war, und das blasse, pustende Männlein mit seinem bartlosen Gesicht reizte ihren Humor. Sie übersahen ob der großen, gebogenen Nase die klugen, schwarzen Augen des Bauersmanns und fingen an, mit ihm Scherz oder, wie die Kinzigtäler sagen, Schindluder zu treiben, um auf des Bäuerleins Kosten sich zu unterhalten.

Als sie ihn fragten, was für Geschäfte er in Lahr machen wolle, meinte der Sepp von der Hofstetter Schanz: „Um von Eurem Schnupftabak zu kaufen, bin ich welleweg (jedenfalls) nit über die Berg' rumgloffe." „Nun," höhnte der Schlüsselwirt, „da wollt Ihr mir vielleicht mein Wirtshaus abkaufen? Ich geb's Euch billig. Für 15 000 Gulden könnt Ihr alles haben."

Den Schlüsselwirt hatte es geärgert, daß der Bauer vom Schnupftabak gesprochen, und jetzt wollte er ihn foppen mit Tausenden. Der Altersbacher Bauer kannte aber den „Schlüssel" in Lahr längst von außen und hatte schon gar oft gesehen, daß die „Lahrer" fleißig da aus- und eingingen.

Er stellte sich auf den Antrag dumm, und erst als der Wirt sein Angebot wiederholte, fragte der Kinzigtäler ganz bescheiden: „Ist's Euch Ernst, Schlüsselwirt?" Der antwortete: „Unbedingt, aber diesen Morgen noch muß der Kaufschilling bar bezahlt werden." Dem Bauer in seinem alten Samtkittel traute er keinen Kredit in Lahr und noch weniger so viel Geld in der Tasche zu. Jetzt erhob sich der Bauer, reichte dem Schlüsselwirt die Hand und sprach: „Es gilt, in zwei Stunden ist's Geld da!"

Die „Lohrer" Bürger lachten und der Schlüsselwirt mit, der Bauer aber ging. Er hatte in der Stadt zwei vermögliche Bekannte, den Bierbrauer Wolf und den Kaufmann Lakay, die den Alten von der Schanz wohl kannten als reichen Bauer. Er hatte mit dem Kaufmann schon oft Geldgeschäfte gemacht.

Der Fehrenbacher erzählt seinen Geschäftsfreunden den Fall; die lachen brav, geben ihm aber das Geld sofort.

Es sind noch lange nicht zwei Stunden um, da kommt mein Bauer in den „Schlüssel" zurück mit einem „Stumpen Napoleons", legt ihn auf den Tisch und spricht: „So Ihr Herre, jetz welle mer (wollen wir) den Kauf schribe." Jetzt standen dem Schlüsselwirt die Haare zu Berg; denn sein Anwesen war weit mehr wert, als er's dem Bauer angeboten, den er nur mit einigen Tausenden hatte erschrecken wollen. Auch den Lahrer Stammgästen, die der Bauer als Zeugen anrief, verging das Lachen. Man begann nun mit dem Gefoppten zu parlamentieren, aber der war hart, wie eine welsche Nuß, und der Schlüsselwirt, dem der Angstschweiß auf der Stirn stand, bot immer mehr Reugeld.

Als er bis auf 1500 Gulden gekommen war, sprach der Fehrenbacher: „Wenn Ihr mir 1500 Gulden gebt und ein gutes Roß und einen schönen Wagen dazu schenkt, damit ich in allen Ehren heimfahren kann, so stehe ich vom Kauf ab, anders aber nicht."

Wohl oder übel mußte der Wirt darauf eingehen, und unser Kinzigtäler, der am Morgen müd und matt zu Fuß dahergekommen war, fuhr am Nachmittag mit einem Sack voll Geld und elegantem Gespann dem Kinzigtal zu. Im Schlüssel zu Lahr aber sollen sie, so lange jener Schlüsselwirt lebte, keinen Bauer aus dem Kinzigtal mehr gefoppt haben. —

Im Frühjahr 1858 hatte der Alte seine Mühle an den Kaufmann Gotterbarm verkauft, und im Spätjahr machte ich ihm mit dem Franzsepp meinen ersten Besuch. Er hatte sich eine Wohnung im zweiten Stock vorbehalten und etwas Feld für zwei Kühe. Auf den Hof, droben auf der Schanz, wollte er nimmer zurück. Es war ihm zu weit den Berg hinauf für seine Kurzatmigkeit und zu fern vom Blumenwirt. Aber er verschaffte auch dem Hof einen definitiven Herrn und übergab dem Jüngsten, dem Wendel, das Gut um billigen Preis und gegen Lieferung aller, dem abtretenden Bauernvater gebührenden üblichen Naturalien.

Jetzt war der Wendel gebietender Herr auf der Schanz, aber er hatte noch keine Frau. Doch auch für die sorgte der Alte. Eines Tages war er den Wald heraufgestiegen und auf die Schanz gekommen und sprach zum jungen Bauer: „Wendel, leg' (ziehe) Di a, mir (wir) welle a Wib suache." Der Wendel geht über seinen Kasten, zieht das Sonntagshäs an und folgt dem Vater, stumm und still, wie Isaak einst dem Vater Abraham, ohne zu fragen, wo er geopfert werden sollte.

Der Alte geht mit dem Wendel vollends die Höhe über dem Hof hinauf und über den Kamm des Berges hinüber. Jetzt merkt der Wendel, daß er kein Weib aus seiner Heimatgemeinde Hofstetten bekommen sollte, denn sonst wäre es bergab gegangen.

Tief unten liegt in einem engen Seitentale, das parallel mit dem Hofstetter dem Tale der Kinzig zuzieht, das Dorf Welschensteinach. Es wohnen aber in diesem stillen Gebirgsdörfchen keine Welschen, sondern seit vielen Jahrhunderten gute deutsche Bauern. Die Mönche von Gengenbach, denen einst all das Land ringsum gehörte, nannten das Tal, welches beim Dorfe Steinach ins Gebiet der Kinzig ausmündet, Vallis-Steinach (Tal von Steinach), und aus dem lateinischen Worte Vallis wurde das verdächtige Welsch. Ebenso ist es mit dem Dorf Bollenbach und dem Tal Welschbollenbach auf dem andern Ufer der Kinzig. —

Es ging lange bergab; als aber endlich Kirche und Dorf sichtbar wurden, schwenkte der Alte mit seinem Stock rechts ab, und der Wendel merkte, daß seine Zukünftige auch nicht im Dorf Welschensteinach wohnen möchte.

Als sie bei der Hammerschmiede, in der mein alter Jugendfreund, des Sandhasen Xaveri von Hasle, viele Jahre das Eisen schmiedete für die Bauern der Umgegend, auf der Talsohle angekommen waren, lenkte der Vater die Schritte abermals abwärts in der Richtung nach Steinach.

Dort unten stand rechts in einer Hohlgasse der Hof

des Gassenwirts Jäckle. Der hatte im einsamen Tälchen ein großes Gut und eine Wirtschaft, die kein Fremdling je besuchte. Nur die wenigen Bauern der zerstreuten Gehöfte unter- und oberhalb des Hofes und bisweilen ein Haslacher Metzger kehrten da ein.

Es ist das Vaterhaus meines alten Jugendnachbars, des Sattler-Jäckle, genannt der Regenbogen, der in Wien und dort viel schönere Regenbogen und einen größeren Vollmond gesehen hatte, als im Kinzigtal.

Der Alte von der Schanz wirbt heute mit kurzen Worten um die „Vef" (Genovefa), die schmucke, stattliche Tochter des Gassenwirts, für seinen blassen, magern, „übelsehnigen" Wendel. Der Vater der „Vef" weiß, daß der Fehrenbacher von Hofstetten kein Bettelmann ist, sagt sofort mit der Tochter eine „Beschau" zu, und vier Wochen später ist des Gassenwirts „Vef" aus der Hohlgasse hinaufgestiegen auf die Schanz und Bäuerin auf dem schönsten Hof weit und breit.

Jetzt weiß der Alte von Schnellingen seinen „Stammen" versorgt und teilt seine Lebenszeit zwischen dem Bett und dem Wirtshaus.

Im erstern Stadium besuchten der Franzsepp und ich bisweilen den Alten. Er lag regelmäßig am Nachmittag noch in den Federn, eine schwarze Zipfelkappe auf dem Haupte, und hustete. In hustenfreien Augenblicken erzählte er von seinen galanten Abenteuern, seinen finanziellen Spekulationen und den vielen Prozessen seines Lebens, lustig, heiter, boshaft, wie ein alter Satyr.

Aber seine Zuhörer gastierte er auch. Die „Mine", seine Tochter, ein bildschönes, blasses, schwarzäugiges Mädchen, mußte eine Flasche Wein holen oder Kirschenwasser, dazu rohen Speck und Brot. Wir zwei Haslacher Jünglinge scherzten oft mit der schlanken Nymphe, aber sie verstand wenig Spaß und verließ jeweils die Stube auf Nimmerwiederkehr, selbst wenn wir noch keinen Speck und keinen Wein hatten.

Freund Franzsepp mußte in diesen Fällen, auf das Drängen des Alten, den Speck selbst von der Seite schneiden in der Küche, was er, weil die Mine verschwunden und kein großes Messer zu finden war, mit einer Sichel vollbrachte.

Der Mine Sprödigkeit erklärte uns der Vater bei einem der ersten Besuche. Beide standen schlecht, weil die Tochter, entgegen dem ortsüblichen, meist auch vernünftigen Brauch der Kinzigtäler Bauern, dem Vater nicht gestattete, ihr Herz nach seinem Belieben und nach der Größe des Hofes zu verschenken.

Der Alte gab seiner Tochter ein schön Stück Geld mit, aber das wollte er auch auf einem „rechten" Hof sehen. Die Mine hatte aber ihr Herz einem zugesagt, der keinen Hof hatte, und daher kam des Vaters Zorn und der Mine Herzeleid.

Noch als sie auf dem elterlichen Gut war, hatte die Mine ihre Liebe vergeben. Dort drüben bei der alten Heidburg, wo die Wasserscheide ist zwischen Elz- und Kinzigtal, steht einsam und allein auf luftiger Bergeshöhe das Gasthaus zum „Rößle". Da treffen sich an Sonn- und Feiertagen des Jahres die jungen Leute aus den anstoßenden kleinen Tälern und den steilen Höhenzügen beider Flußgebiete. Da kommen sie herauf aus dem Ullerst und Salmersbach, von der Breitebene und der Schanz einerseits und aus der Bachere, Frischnau und dem Biederbach anderseits — zum Tanz.

Und bei solch einem Tanz lernte die schwarze Mine aus dem Kinzigtal einen Burschen aus dem Elzgebiet kennen, und das war des „Heide-Christle's Augustin". Sein Vater hatte ein Häuschen auf dem „Heidenacker", südlich unter der Heidburg, hieß Christian und war seines Zeichens ein „Sauhändler", aber, wie die meisten seines Gewerbes im Schwarzwald, kein reicher Mann. Sein Gehilfe war der Augustin, ein bildschöner Bursche, der eben von den Grena-

dieren heimgekommen war, als die Mine ihn sah, den jungen Sauhändler.

Es gibt Leute, die fast einen Krampfanfall bekommen, wenn man von einem „Sauhändler" nur spricht. Wenn sie aber Schinken und Tee, Bratwürste und Sauerkraut genießen, schwelgen sie in Wonne. Und doch haben an diesen duftigen Genüssen die verachteten Sauhändler einen wesentlichen Anteil.

So wie der Wind über den Schwarzwald hin zahllose Samen von Gräsern und Blumen trägt, die zur Sommerszeit das Auge des Wanderers erfreuen, so führt der Sauhändler des Schwarzwaldes den „Specksamen", wie die Bauern die jungen Schweine nennen, über Berg und Tal. Wo zuviel ist, holt er, und wo nichts ist, bringt er hin. Und wenn die Menschheit zur Winterszeit nach altem Brauch ihre Schweine abschlachtet und jung und alt sich freut, so dürfte sie wohl auch mit mehr Hochachtung vom „Sauhändler" reden.

Es umgibt den Sauhändler ein großer Zauber, eine gewisse Poesie. Wenn in meiner Knabenzeit der „Brucker-Landel" aus dem Hirlinsgrund, oder sein Bruder, der Sepp aus dem Eschbach, mit einem Wägelchen voll junger Schweine vors Vaterhaus fuhr, und der Vater einem von ihnen zwei Stück dieser saubern, glatten Tierchen abkaufte, da hatte ich so viel Vergnügen als ein Stadtkind, wenn der Papa den ersten Kanarienvogel heimbringt.

Und wie mühsam treiben diese „Sauhändler" des Schwarzwaldes ihr Gewerbe! Tag und Nacht fahren sie mit ihren Einspänner-Wägelchen in alle Täler hinein und auf alle Höfe an den Bergen hinauf, kommen nachts spät heim und müssen am Morgen wieder in aller Frühe fort, um in den Städtchen beizeiten am Markt zu sein. Ihr Geschäft verlangt es, daß sie in allen Wirtshäusern auf dem Lande anhalten und selbst dann trinken müssen, wenn sie keinen Durst haben; denn der Wirt weiß aus dem Gespräch

der Bauern am Sonntag, wo „feile Sau“ stehen oder wer solche sucht.

Dazu großes Risiko. Hat er teuer gekauft und kommt auf den Markt, so hat's abgeschlagen. Oder der Kleinbürger im Städtchen, der im Frühjahr die Schweine gekauft hat, kann an Martini nicht bezahlen, und zu holen ist auch nichts bei ihm; oder die Tiere werden krank und verenden, ehe sie verkauft sind.

So kommt es, daß der Mann, den die alten Griechen in die Reihe der „göttlichen Menschen“ gestellt haben, meist ein geplagter, armer Teufel bleibt trotz seines Verdienstes um die Kultur der Menschheit, die bekanntlich vom Magen ausgeht.

Die Stadtmenschen rümpfen die Nase bei seinem Namen, und nur der Bauer, dieser Prügeljunge der andern Stände, dieses vielfach so poetische Naturkind, ästimiert ihn, weil er weiß, was er an ihm hat.

Der Sauhändler ist in der Regel auch Tierarzt und war es früher in hohem Grade. Kommt er auf einen Hof und der Bauer hat was Krankes im Stall, so weiß er seinen guten Rat, der meist auch hilft[1]. Jeder Bur freut sich drum, wenn er den Sauhändler kommen sieht, denn er kann mit ihm über alles reden, was sein Herz und sein Haus bewegt.

Wer mich tadeln wollte, daß ich diesen Menschen Poesie abgewinne, der möge einen weit größeren, als mich, zuerst tadeln, weil er selbst Schweine besungen hat. Uhland meint:

Ihr Freunde tadle keiner mich,
Daß ich von Schweinen singe.
Es knüpfen Kraftgedanken sich
Oft an geringe Dinge. —

In die Zunft der Sauhändler also gehörten der Christle

[1] Im 16. Jahrhundert lebte in Hasle ein Sauhändler, der alle Operationen an den Menschen ausführte und namentlich als Geburtshelfer sehr gesucht war.

auf dem Heidenacker und sein Sohn Augustin. Und des reichen Fehrenbachers „Mine" war poetisch genug angehaucht, um den Augustin seines Handels wegen nicht zu verschmähen, ja weit höher zu stellen als den Zorn des Vaters und die dummen Redensarten von uns zwei Haslacher Maulhelden.

Nachdem der Alte uns beide in das Geheimnis seiner Tochter eingeweiht hatte, wurde es ihm nicht schwer, uns auch zu bestimmen, die Mine zu verspotten wegen ihres Augustin auf dem Heidenacker. Aber jetzt flogen die Blitze wie Dolche aus ihren Augen auf uns hernieder, und der Franzsepp mußte den Speck fortan stets mit der Sichel schneiden, denn die Mine verschwand, sobald sie uns erblickte.

Obwohl durch Berg und Tal getrennt vom Augustin, und obwohl er es nicht wagen durfte, in der Schnellinger Mühle sich sehen zu lassen, sah die Mine ihn doch. Die beiden gaben sich manch Rendezvous im Buchwald an der Elzacher Eck' oder bei der Heidburg, während der Alte glaubte, die Mine sei droben im Altersbach auf dem väterlichen Hof.

Zu allen Zeiten hat die Standhaftigkeit des Weibes manchen Sieg errungen über das starke Geschlecht, und so siegte auch schließlich die Mine über den alten Müller. Er willigte ein, kaufte dem Augustin einen kleinen Hof in der „Bachere", unweit des Heidenackers, und gab ihm die Mine. Dies geschah anno 1859. Lassen wir die Mine, die ich seitdem nie mehr sah, in der „Bachere" — glücklich sein, bis wir 30 Jahre später wieder von ihr hören. —

Der alte Satyr stand tief am Nachmittag von seinem Bette auf und begab sich hinüber zu seinem Freunde Wendel, dem Blumenwirt, dessen Haus einsam an stiller Straße stand. Die beiden diskurrierten oder spielten dann bis tief in die Nacht hinein. Der Wirt war auch aus der Gemeinde Hofstetten, wie der alte Müller und Bur. Er stammte vom Läuferhof in Mittelweiler, wo auch die Wirtin her war, „des Mathisles Walburg".

Während der Vater beim Wirt saß, machte bisweilen der junge Bauer auf der Schanz einen Besuch in des Vaters Mühle. Sah er, daß dieser eine schöne Kuh im Stalle hatte, so brachte er am andern Abend eine von seinen alten vom Hof herunter, stellte sie in des Vaters Stall, nahm die gute Kuh mit an der Blume, wo der Alte spielte, vorbei und führte sie auf die Schanz.

Kam der Müller-Vater dahinter, so schimpfte er beim Blumen-Wendel zuerst über den Schanzen-Wendel, seinen Sohn, dann wich der Zorn aber einem Lob über die Schlauheit des jungen Bauern, der eben doch ein „durchtriebener Kerl" wäre.

Eines Tages sprach der Blumenwirt auch von seiner Lust, einmal Straßburg zu sehen, wo der alte Fehrenbacher daheim war, so gut, wie in Lahr und Offenburg. Dieser offerierte sich als Führer, wenn Freund Wendel ihm die Reise bezahle. Er schlug ihm dazu noch vor, ein Geschäft zu machen. Der Wendel kaufte Stammholz für die Wolfacher Schifferschaft. Einen Stamm wollte der Alte dem Blumenwirt zu Brettern sägen auf seiner Säg-Mühle, die neben der Mahl-Mühle stand. Die Bretter könne man dann in Straßburg gut verkaufen und die Reisekosten am Profit herausschlagen.

An einem schönen Morgen fuhren sie mit einem Wagen voll Bretter in aller Frühe das Tal hinunter, dem Rhein und Kehl zu. Hier übernachteten sie beim Salmenwirt, der selbst ein Holzhändler war und die Bretter um einen guten Preis übernehmen wollte. Das litt aber der Führer nicht und meinte, der Salmenwirt verkaufe die Bretter doch auch nach Straßburg, sie könnten seinen Profit auch noch einstecken.

So fuhren denn die zwei Kinzigtäler Bauern wohlgemut über die Schiffbrücke Straßburg zu und zum Metzgertor hinein. Allein jetzt ging das Leiden an. Sie fuhren zwei Tage lang in der großen Stadt hin und her, von Pontius

bis zu Pilatus, aber niemand wollte Bretter kaufen. Endlich erbarmte sich ein Straßburger Schreiner und handelte ihnen die Ware weit billiger ab, als der Salmenwirt hatte zahlen wollen.

Das Frankengeld konnte der Wendel nicht gut zählen und auch nicht gut ausgeben. Darum nahm der alte Müller den Beutel in Verwahrung und schlug dem Blumenwirt vor, nach zwei so leidensvollen Tagen sich auch einen Tag recht wohl sein zu lassen. Und nun weihte er den Wendel in alle Sehenswürdigkeiten und Genüsse der Stadt ein, von der Münsterspitze bis hinab zur Champagnerflasche.

So vergingen abermals drei Tage in Lust und Freude. Endlich kommandierte der Müller zur Heimfahrt. Glücklich angekommen im stillen Heim, fingen sie in der Blume an zu rechnen, und siehe da, die ganze Ladung Bretter war draufgegangen. Der Wendel verschwor sich, nie mehr mit dem alten Fuchs nach Straßburg zu gehen.

Aber Feindschaft gab es keine; denn der Wendel war ein kinderloser Mann, und seine stille, sanfte Frau schwieg.

Sonst war der Blumenwirt nicht der feinste. Namentlich fühlte er sich gekränkt, wenn man in der Wirtschaft etwas verlangte, was er nicht hatte. Er wurde dann grob. Wenn so ein lüsterner Haslacher kam und sagte: „Wendel, i hätt' gern a Stückle kalte Brote (Braten)" — so pflegte der Blumenwirt, der meist weder kalten noch warmen Braten hatte, zu sagen: „Fresset Käs, Ihr Haslacher, zum Fleisch henn (habt) Ihr do (doch) kei Geld!"

Die Haslacher durfte man nicht zweimal heißen, um den Wendel, nachdem sie seine Schwäche kannten, extra zu reizen. Kaum hatte der empörte Gastgeber den einen mit dem Braten abgefertigt, so verlangte ein anderer Schinken und ein dritter saure Leberle. Jetzt wurde der Wendel teufelswild und meinte, wenn ihm nur die verfluchten Haslacher aus dem Hause blieben; denn wenn sie im Städtle droben oder drunten in Bollenbach genug „g'fresse und g'soffe" hätten, kämen sie erst zu ihm.

Und so war es. Beim Blumenwirt in Schnellingen kehrten die Haslacher meist erst ein, wenn sie von dem Dorfe Bollenbach heraufkamen von einer Hochzeit und schon alles im Überfluß genossen hatten.

Ich erinnere mich noch gar wohl, daß ich am Sylvesterabend des Jahres 1858 mit dem langen Bürgermeister Wölfle von Hasle und mit dem Kreuzwirt Merkle von Bollenbach herkam, wo wir in der Krone roten Herrenberger und Bratwürste für zehn Mann genossen hatten. Auf dem Heimweg kehrten wir in der stillen Blume ein.

Der malitiöse Wölfle, einst Kaufmannslehrling in Köln, hielt dem Wendel eine schöne preußische Eingangsrede: „Wendel, heut ist Sylvester und morjen Neujahr! Wir sind jewiß, daß Sie an einer solchen Zeitwende etwas Jutes in der Küche haben. Sicher hat Ihnen der Landolin Kienast, der Jäger oben im Berg, einen Hasen oder so was jeschossen!"

Einstimmig fielen wir zwei andern ein: „Ja, Wendel, nur heraus damit."

Jetzt stürzte der ergrimmte Wendel der ins Gastzimmer mündenden Küchentüre zu, öffnete sie und rief in die Küche: „Wite (Wirtin), koch dene hungrige Haslacher unser Wäschseil, sie welle Hasebrote!"

Dann schloß er die Türe und hielt uns eine grimmige Standrede, wie wir dazu kämen, von ihm Hasenfleisch zu verlangen. Wir sollten heim und beim Kreuzwirt in Hasle solches essen; aber da sei es teurer, von ihm aber verlange man solche Dinge halber geschenkt. Aber „so dumm ist der Wendel nit. Bei mir gibt's nur Käs!"

Unser Zweck war erreicht. Wir empfahlen uns, ohne daß der Wendel seinen Gästen das neue Jahr angewunschen hätte. Er schimpfte noch hinter uns drein, weil die Haslacher keinen „Käs fressen" wollten. —

Oft ärgerte sich übrigens der Wendel nicht über die Haslacher. Er saß meist allein mit dem alten Müller in seiner Stube. Und der Alte kam, so lange es ging, und es ging

bis zum Jahre 1865. Da klopfte der Tod in der oberen Stube der Schnellinger Mühle an, und der Fehrenbacher, der fast alle Prozesse im Leben gewonnen, verlor, als der Sensenmann ernstlich mit ihm anband. Aber vor seinem Tode zog noch ein volles, großes Stück Poesie in die alte, zähe, geldgierige Seele des Bauern von der Schanz.

Er ließ, als er merkte, es gehe „dem Letzten" zu, seinen Sohn Wendel, den jungen Bauer, von der Schanz herabrufen und sprach zu ihm also: „Wendel, jetzt muaß i sterbe. Aber begrabe will i si (sein) in Hofstette und drobe uf unserm Hof will i noch en Tag und a Nacht liege, wenn i tot bin. Wenn Du B'richt (Nachricht) bekommst, daß es fertig isch (ist) mit mim Lebe, so bringst Roß und Wage und führst mich uf de Hof und am andere Tag wieder rab (herab) und ins Grab."

Nach diesen Worten reichte er dem Wendel die Hand und nahm „Behüt Gott" für dieses Leben. Der Wendel ging mit den tröstenden Worten: „Vater, wenn's Gotts Will isch', words au wieder besser wäre (werden) mit Euch!"

Aber schon nach wenig Tagen kam Bericht von Schnellingen auf die Schanz, der Vater sei g'storbe. Jetzt spannte der Wendel ein und fuhr bergab Schnellingen zu, um den Toten zu holen. Und mit diesem fuhr er im Rückweg an Kirche und Gottesacker von Hofstetten vorbei und den steilen Berg hinauf zum Hof. In der Stube ward die Leiche aufgebahrt, und Tag und Nacht knieten Kinder und Kindeskinder des Alten um seine Leiche und beteten den Rosenkranz mit dem Refrain: „Herr gib ihm die ewige Ruh, und das ewige Licht leuchte ihm."

Am dritten Tag lud der Wendel den toten Vater wieder auf den Wagen und führte ihn, die Beter hintendrein, auf dem gleichen Weg hinab ins stille Dörfchen und auf den Friedhof. —

Seinem alten Freund Wendel, dem Blumenwirt, hinterließ der alte Fehrenbacher großes Heimweh.

Er hielt es nur noch wenige Jahre aus in der einsamen „Blume" und verkaufte dann 1869 seine Wirtschaft dem Sohne seines heimgegangenen Freundes, dem Philipp, und zog mit seinem kinderlosen Weib nach Hasle, wo er in der Vorstadt privatisierte beim Bruckersepp, dem Maurermeister, bis ihn 1876 der Tod holte.

Seine Frau, die Walburg, einst eine ländliche Schönheit, blieb noch bis 1897 in Hasle. Dann trieb sie die Todesahnung nach dem elterlichen Hof, wo sie nach vier Wochen starb.

Wie oft hab' ich in meiner Knabenzeit den Wendel und die Walburg als junge fröhliche Leute in ihrem Wirtshaus gesehen! —

Der alte Fehrenbacher hinterließ ein merkwürdiges Andenken in dem kleinen Dörfchen Hofstetten. Er war, wie oben schon erwähnt, in den dreißiger Jahren einmal Bürgermeister der Gemeinde geworden. Als Liebhaber vom Lesen und in getreuem Pflichtbewußtsein, auch die Vergangenheit der Gemeinde kennen zu lernen, wollte er die alten Akten zur Winterszeit auf seinem Hof durchstudieren.

Da er stundenweit weg von dem Schul- und Rathäuschen im Berg oben wohnte, kam er eines Tages mit seinem „Bernerwägele" vorgefahren und lud mit Hilfe des Ratschreibers das ganze Archiv der Gemeinde aus früheren Zeiten auf und führte es auf seinen Hof.

Hier stöberte er, während der Schnee über Berg und Tal lag, die alten Papiere durch. Namentlich fahndete er auf Prozeßakten; denn das Prozessieren war seine Freude. Stets trug er die badische Prozeßordnung in seinem langen Manchesterrock.

Was er gelesen von den Akten, legte er unter die Ofenbank in der Stube, wo die Wibervölker einen guten Teil nach und nach herausgeholt und zum Anfeuern benutzt hatten, ehe er es merkte und Einsprache erhob.

Den Rest führte er im Frühjahr den Berg hinab. Da er aber noch Marktware für Hasle auf dem Wägelchen hatte und die Archivalien lose obendrauf lagen, fiel den steilen Berg hinunter ein Faszikel um das andere herab, ohne daß der Bürgermeister, hinter dessen Rücken es geschah, davon etwas inne ward.

Die Schulkinder, welche von den einzelnen Höfen dem Dorf zutrabten, fanden das Geschreibsel und brachten es dem Lehrer. Der war schnell besonnen und gab den Buben den Auftrag, das alte Zeug in den Schulofen zu werfen.

Auch dies geschah, und so kamen die Hofstetter durch den eigenen Bürgermeister um ihr Archiv; ein Verlust, den aber bloß der spätere, heute auch schon lange gestorbene Ratschreiber fühlte, der Kienast, welcher des Kreuzwirts Sepp von Bollenbach war zur Zeit, da ich als „Beckephilipple" seinem Vater Brot zu den Hochzeiten lieferte. —

2.

Mit des Vaters Tod war der Wendel unumschränkter Herr auf der Schanz geworden; denn bis dahin hatte jener noch ein „starkes Leibgeding" an Naturalien bezogen.

Doch sein Schicksal hatte trotzdem bereits begonnen. Er hatte den ersten Prozeß hinter sich und sein Wahlspruch: „Kein Unrecht leiden" war bereits Parole geworden beim Wendel und noch mehr bei der Vef, der Bäuerin.

Der erste Zwiespalt, in welchen der Wendel auf der Schanz mit der Obrigkeit kam, entstand wegen eines Hirtenbuben, den der Bauer nicht immer den weiten Weg hinab ins Tal machen ließ, um in der Dorfschule drunten Dinge zu lernen, die man „auf der Schanz und zum Viehhüten seiner Lebtag nicht braucht".

Eben war ein neues Schulgesetz gekommen, und über dieses ward landab und landauf im Volke räsoniert. Auch

der Bürgermeister von Hofstetten, Wendels nächster Vorgesetzter, hatte mit diesem im Wirtshaus über die neue Schule losgezogen. Als aber der Bauer im Altersbach bei seinem Hirtenbuben die praktische Anwendung machte und ihn selten in die Schule schickte, mußte der Bürgermeister gegen den Wendel einschreiten, und damals schon sprach die Vef ihre spätere Devise bei allen ähnlichen Anlässen: „Wendel lid's nit!"[1] Und der Wendel litt es nicht und appellierte an alle Verwaltungsinstanzen und verlor überall.

Jetzt begann beim Wendel die Erbitterung. Und ich selbst kann ihm nicht unrecht geben. Wenn ich Bauer auf einem Berge des Kinzigtals wäre und meine Kinder und Hirtenbuben hätten bis zu zwei Wegstunden ins Tal hinab in die Schule, käme ich auch in Konflikt mit der heutigen Kulturwut, die nicht mehr zufrieden ist, daß der Hirtenknabe lesen, schreiben und rechnen lernt, was er ins „Haus" braucht, und zu diesem Zweck während seiner Kinderjahre wöchentlich ein- oder zweimal am Nachmittag in die Schule wandert, sondern ihn „ausbildet" bis zum 16. Lebensjahr, wie einen zukünftigen Professor.

Ja, sagt man, wir haben die „Mitregierung des Volkes" in unsern liberalen Staaten, da kann ein Bauer Bezirksrat, Schöffe und Geschworner werden, und deshalb muß er „Bildung" haben.

Ich gebe auf die Einrichtung der Bezirksräte, Schöffen und Volksrichter keine „rote Bohne", wie man im Volk sagt. All diese Dinge taugen für den Bauer nichts und nützen zur „größeren Gerechtigkeit" keinen Deut. —

Wer nicht weiß, was der deutsche und namentlich der badische Bauer von dieser Volksbildungswut unserer Zeit sich alles gefallen läßt, der darf nur einmal zur strengen Winterszeit auf die Berge des Kinzigtals gehen, wenn der Schnee Wald und Feld deckt. Da stehen Bauern und Knechte

---

[1] Leide, dulde es nicht.

in aller Frühe auf und schleppen den Bahnschlitten bergab, durch Schluchten und Täler, und hintendrein „zotteln" mit einer Laterne einige kleine Mädle und Buben in ihrem blauen Zwilchhäs, frierend und zitternd.

Und wenn wir die Leute fragen: Wozu und wohin? so heißt's, die Kinder müssen in die Schule. Und am Nachmittag kommen dann die armen Tröpflein wieder aus dem Tal heraufgekeucht und halb erfroren auf die einsamen Berghöfe zurück.

Und das alles hat mit ihrem Singen die „Bildung" getan, die seit Wendels Zeit noch viel toller mit den Kindern des Landvolks umspringt zur großen Freude der Sozialdemokraten, welche die Früchte davon ernten werden. —

Man sagt und verordnet zwar, bei Unwetter und großer Kälte seien die Kinder entschuldigt, aber der Lehrer sieht es nicht gern, weil große Versäumnislisten den Kreisschulrat verstimmen, und das Landvolk fürchtet die Bureaukratie und schickt darum seine Kinder fast bei jedem Wetter, selbst wenn's 12 Grad Kälte hat und eisiger Ostwind heult über die Schneefelder.

Wenn dann so manches Schulkind den Winter über an Krupp und Lungenentzündung stirbt, da kräht kein Hahn darnach, und unsere guten Bauern führen nach wie vor den Bahnschlitten, und die noch lebenden Kleinen wandern hintendrein.

Und doch zeigt dieses Volk beim Begräbnis eines Kindes weit, weit mehr Poesie und Gemüt, als in unserer ganzen neumodischen Volksbildung zutage tritt.

Stirbt ein Kind bei den Bauern des Kinzigtales, so kommen die Nachbarn ins Leichenhaus, vorab aber der „Götte" (Pate) und die „Göttle" (Patin). Sind diese beiden da, so nimmt der „Götte" den Sarg, den der Schreiner eben vom Dorfe heraufgetragen und in den er das Kindlein gelegt hat, und „lupft" ihn der „Göttle" auf den Kopf. Diese stellt sich nun an die Spitze des kleinen Leichenzugs, und unter Gebet geht's bergab.

Drunten auf dem einsamen Dorfkirchhof angekommen, stellt die „Göttle“ ihre Last am Eingang zum Gottesacker ins grüne, grüne Gras oder in den weißen, weißen Schnee. Der Priester segnet die Leiche ein, und jetzt nimmt der „Götte“ das tote Kind, bringt's zum Grab und legt's hinein.

Das heiß' ich Poesie; die wird aber dem guten Volk täglich mehr ausgetrieben durch „die Kultur“. Sind der „Götte“ und die „Göttle“ einmal modern gebildet, so werden sie es dumm finden, ein Kindlein so zu begraben, und der Dorfschreiner oder ein Knechtlein nimmt den Sarg unter den Arm und übergibt ihn drunten im Tal dem Totengräber, wie der Postbote ein Paket. —

Also den ersten Prozeß Wendels hätt' ich auch bekommen, so ich Bauer auf der Schanz gewesen anno dazumal.

Jetzt kam der zweite. Die Bauerngemeinden des Kinzigtales unterhalten die Wege in den einzelnen kleinen Tälern und zu den Höfen durch Fronden, d. i. die Gemeindebürger müssen abwechselnd und nach der Größe ihres Besitzes an der Herstellung der Wege arbeiten.

Unser Wendel, erbittert, weil er den ersten Prozeß verloren, verweigert fortan die Fronden. Der Bürgermeister straft ihn, und die Vef mahnt ihn: „Lid's nit“. Der Wendel bezahlt keine Strafe, wird beim Bezirksamt verklagt und erscheint nicht. Nun hagelt's schwere Strafe, und der Gerichtsvollzieher erscheint mit der Pfändung. Jetzt zahlt der Wendel, wird aber noch erbitterter.

Er verlangt nun, daß die Gemeinde den Weg oberhalb seines Hofes, der über den Gebirgskamm ins Welschensteinacher Tal führt, auch durch Fronden machen lasse. Sie weigert sich, weil es noch nie geschehen, und es kommt zum dritten Prozeß. Der Wendel beruft sich auf zahlreiche Zeugen, die Gemeinde auch. Der Bauer auf der Schanz verlangt Augenschein von Beamten und Advokaten, da „diese Herren auch gelebt haben müßten“. Ein ganzer Zug von Herren und Bauern bewegt sich vom Tal herauf der Schanz zu.

Unser Wendel begleitet „die Herren" am Mittag wieder hinab in die „Schneeballen", wo diese Braten und Forellen essen und er Backsteinkäs. Er verliert abermals, zahlt all den Herren die Zeche und noch Geld dazu.

Der Wendel wird immer bitterer, läßt den Weg selbst machen, aber bezirksamtlich verkünden, daß derselbe verboten sei. Keine Seele, die nicht in sein Haus gehört, darf darüber laufen. Drei „Stöcke" mit Inschrift besagen, daß der Bauer auf der Schanz mit bezirksamtlicher Genehmigung bei Strafe niemand mehr durchlasse. Er stellt einen eigenen Wächter an und bringt jeden Übertreter des Verbots zur Anzeige — dem Bürgermeister zum Verdruß, der strafend einzuschreiten hat.

Ja selbst den Tierarzt des Dorfes, den alten Schuhmacher Schirrmaier, genannt Haldenfid, läßt er nicht passieren, wenn er auf einen andern Hof als den Wendels gerufen wird.

Und der Haldenfid, der an einer Halde über dem Dorfe sein Häuschen und daher seinen Namen hatte, war der stillste, brävste und gefälligste Mann weitum.

Sein Großvater war drüben in dem Bergdorfe Biederbach Lehrer und Tierarzt gewesen vor vielen, vielen Jahren. Dessen Veterinärkunst hatte sich in Tradition und Büchern vererbt auf den „Fidel", der in diesem seinem Nebenberuf eine Gewissenhaftigkeit an den Tag legte, die vielen akademisch gebildeten Ärzten als Vorbild dienen könnte.

Wurde ein Tier krank und der Haldenfid gerufen, so blieb er bei gefährlichen Erscheinungen die ganze Nacht im Stall und beobachtete das kranke Geschöpf.

Fiel das Tier, so wurde es vom Fid gewissenhaft seziert. Er wollte sehen, wo es gefehlt habe, seine Diagnose durch die Sektion prüfen und rektifizieren und Studien machen für die Zukunft.

Dabei verschmähte er, ganz im Gegensatz zu andern Volksärzten, jede „Sympathie" und holte all seine Heilmittel auf der Flur oder in der Apotheke.

Ein kleiner Mann mit großer Schildkappe, schaute der Haldenfid so klug, so nachdenkend und so gutmütig in die Welt, daß man ihn auf den ersten Blick gerne haben mußte.

Er war, was man sehr selten Doktoren nachsagen kann, ein tiefgläubiger, frommer und pietätsvoller Mann.

Täglich sah ich ihn der hl. Messe anwohnen, wenn ich in Hofstetten weilte, und wenn ich nach dem Gottesdienst aus der Kirche kam, stand der Alte am längst eingesunkenen Grab seiner Mutter und betete. Er ist jetzt auch längst schon bei der Mutter.

Daß der Wendel auf der Schanz sogar ihn, den Heilmann, strafte, brachte den Haldenfid auf einen Rachegedanken. Der grimmige Bauer war ihm noch Geld für ein Pflaster schuldig, das sonst 70 Pfennig kostete. Da der Fid aber um eine Mark gestraft worden wegen Passierens des verbotenen Weges, verlangte er für das Pflaster zwei Mark und meinte, er mache den Preis des Pflasters nach der Wunde, die der Wendel ihm geschlagen.

Dieser war aber bei seinen Strafen unparteiisch. Als sein eigener Schwager, der Dorfmüller, den Berg heraufkam mit Weib und Kind, um in Welschensteinach die Ostereier zu holen bei der „Göttle", mußte er Strafe zahlen für Hin- und Rückweg.

Der Wendel geht noch weiter. Auch den Gendarmen, die über die Berge zogen und jede Woche einmal beim Wendel unterschreiben ließen, daß sie oben gewesen, verbietet er den Weg zum Hof und selbst dem Ortsdiener, welcher ihm amtliche Mitteilung zu machen hat.

Jetzt entzieht der Amtmann ihm das Strafrecht und setzt den Wächter ab. Sein und der Vef Groll wachsen abermals. Überall in Berg und Tal spricht man vom Wendel und seinem verbotenen Weg.

Selbst bei Akten der Gerechtigkeit sieht er sich im Nachteil. Der Kreuzwirt von Hasle, ein gewalttätiger Holzhändler, hat oben im Berg Holz gekauft, aber keinen Weg,

es abzuführen, außer über Wendels Hof. Der aber, konsequent, versagt die Bahn. Der „Franz von Hasle" geht eines schönen Morgens mit Roß und Wagen doch über Wendels Weg und wird vom Bezirksamt zu 50 Mark Strafe verurteilt. Dieses Lumpengeld will aber der Wendel gar nicht, weil die Gewalttat zu gering taxiert wurde. —

Es wird immer schlimmer. Schleicht da eines Tages ein armes Weib daher vom Dorf herauf, eine Leichenbitterin. Sie will die Vef zur Leich' bitten. Aber der „Kohli", der Lieblingshund Wendels, ist bisweilen „lunisch" (launisch) und selten an der ortsüblichen Kette, und das arme Weib wohnt zudem noch im Dorf drunten beim „Hunds-Toni", einem Hundeschinder, der mit Hundsschmalz handelt für Schwindsüchtige. Das hat der „Kohli" an der Alten gerochen und ist doppelt wütend. Er zerreißt der armen Frau erbarmungslos die Kleider.

Weder der Wendel noch die Vef trösten sie. Sie konnte wissen, daß auf den Hof niemand kommen soll und daß die Bäuerin zu keiner Leich' geht ins Dorf hinab, von wo aller Hader auf die Schanz kommt und wohin der Wendel schon längst nicht mehr zur Kirche geht.

Das ungetröstete Weib zeigt's dem Gendarmen an, sobald er wieder an des „Hunds-Tonis" Wohnung vorbeikommt, und der macht Meldung beim Amt. Sofort beschließt der Amtmann, daß der „Kohli" auf der Schanz durch den Tod aus dem Leben zu schaffen sei.

Der Gendarm erscheint mit dem Mordbefehl beim Wendel, aber der wehrt sich für seinen braven „Kohli" mannhaft. Er nimmt das Tier zwischen seine Beine und erklärt dem Manne des Gesetzes, wenn er auf den Hund schieße, müsse er auch seinen Herrn treffen. So deckt der Wendel mit dem eigenen Leibe den „Kohli", und der Gendarm zieht unverrichteterdinge wieder bergab.

Der Bauer weiß aber aus Erfahrung, daß ein badischer Amtmann seiner nicht spotten läßt und dem Hunde das

Leben noch nicht geschenkt sei. Darum geht er mit ihm über den Berg hinab und ins Elztal, weit hinab bis nach dem Dorfe Bleibach am Fuße des Hörnle- und im Schatten des Kandelberges. Hier ist der Sonnenwirt Wendels Freund. Ihm übergibt er seinen „Kohli" zu guter Atzung an der Kette, bis der Sturm vorüber wäre.

Nach einigen Tagen kamen richtig gar zwei Gendarmen auf die Schanz und frugen nach dem „Kohli". Wendel meinte, er habe ihn nicht mehr da, er sei „im Studium", und müsse lateinisch und französisch lernen, um einmal „ein Herr" zu werden; denn Herren würden nicht erschossen, auch wenn sie die Leute bissen.

Die Männer der Gerechtigkeit ziehen abermals voll Ingrimm von dannen. Der Wendel erhält einen „Strafzettel" wegen groben Unfugs, widerspricht nicht, zahlt auch nicht und läßt's, wie fortan, zur Pfändung kommen.

Den „Kohli" aber sieht ein „meineidiger" Hofstetter im Vorbeigehen an der Kette beim Sonnenwirt in „Bliwich", verrät's, und den empörten Gendarmen sind die fünf Stunden nicht zu weit ins Elztal hinüber. Der Student „Kohli" wird an der Kette beim Sonnenwirt erschossen.

Der Wendel beginnt zwar einen Prozeß beim Gericht wegen des Mordes, und es wird konstatiert, daß der „Kohli" den Tod nicht verdient hätte, aber tot war tot. —

Der Wendel hatte zum Schaden den Spott, und nun wird er immer „wilder". Er bezahlt keine Gerichtssporteln und keine Umlagen mehr. Kommt einer mit solch einem Zettel oder einer Vorladung, der dem Wendel eigenhändig übergeben werden soll, und pflügt dieser vor dem Hofe im Felde, so nimmt er dem Gerichtsboten den Zettel nicht ab. Er sagt: „Legt ihn nur aufs Feld, ich werd' ihn dann schon finden. Hab' jetzt keine Zeit zum Abnehmen." Das wird dem Wendel als Verhöhnung der „Obrigkeit" ausgelegt, es regnet neue Strafzettel und selbst Arrest.

Kommt dann der Gerichtsvollzieher zum Pfänden, so

findet er alle Türen und Tore vernagelt. Man hat ihn längst den Berg heraufkeuchen sehen. Jetzt muß der Mann mit der Pfändung hinab ins Dorf und den Polizeidiener und einen „Rat" holen. Es wird aufgesprengt und gepfändet. An einem Tag einmal für 10 000 Mark. Wendel holt jetzt erst Geld bei Freunden und Verwandten, löst die Pfändung aus, oder läßt's zur Versteigerung kommen und durch einen Bekannten wieder steigern. Vorher aber setzt er Richter und Advokaten nach allen Richtungen und Instanzen in Bewegung, um die Pfändung zu bestreiten oder ihren Vollzug hinauszuschieben.

Und wie war dieser merkwürdige Mensch, der sich und andern „zu Leid" lebte und Schwierigkeiten machte, wo er konnte, als Hausvater und Bauer?

Der Wendel auf der Schanz war einer der fleißigsten Bauern im ganzen Tal. Von morgens früh bis abends spät — wenn Amtsgeschäfte ihn nicht abriefen — war er an der Arbeit, hatte das schönste Vieh im Stall und die Äcker und Wiesen musterhaft in Ordnung. Kurz, er war als Bauer ein solcher erster Güte. Dabei kein Trinker und kein Spieler, wenn er ins Städtle kam. Aber ohne Prozesse konnte er nicht leben, und die glaubte er führen zu müssen, weil ihm überall unrecht geschehe.

Und die Vef, sein Weib, war eine ebenso tüchtige Bäuerin, wie der Wendel ein Bauer. Alle Eigenschaften einer tüchtigen Hausfrau, wie Schiller sie besungen, konnten ihr gelten. Aber baumfest war sie überzeugt, daß ihr Wendel verfolgt werde, und darum mahnte sie ihn jeweils mit ihrem Wahlspruch: „Wendel lid's nit!"

In allen Stücken hielt sie zu ihrem Manne. Und sie legte davon Proben ab, die in hundert Fällen nicht eine Frau bestehen würde. Nur ein Beispiel. Nichts können die Damen und die Weiber weniger leiden, als wenn der Mann spät heimkommt und dann gar noch einen oder den andern Gast mitbringt. Die Vef zeigte das Gegenteil.

Wenn bisweilen der Wendel drunten im Haslacher Städtle war und sich verspätet hatte, konnte er zu den Haslachern im Wirtshaus sagen: „Ihr habt's gut, Ihr könnt trinken, so lang Ihr wollt, und habt dann nicht weit ins Bett. Aber ich muß noch einen weiten Weg machen über Berg und Wald, und keiner von Euch hat die Courage mitzugehen." Da boten sich wein- und bierselige Haslacher an, den Wendel zu begleiten trotz der finstern Nacht und des noch finsterern Waldes unter der Bedingung, daß der Wendel, droben angekommen, ordentlich auftische. „An dem soll's nit fehle," meinte der Wendel, und der Zug setzte sich in Bewegung.

Es wurde Mitternacht, bis der Hofhund anschlug und von weitem den Bauer und die Gäste der Vef anmeldete. Sie stand alsbald auf und grüßte „die Herren" freundlich, daß sie zum Besuch gekommen und ihren Mann den weiten Weg den Wald herauf begleitet hätten.

Aus dem Keller holte sie Wein, aus der Küche Bratwürste und aus dem „Glaskasten" die Kaffeetassen mit den goldenen Reiflein, die ihr die Mutter zur Hochzeit in der Porzellanfabrik zu Zell gekauft, — und die Haslacher hielten Kirchweih, und der Mesner zu Hasle läutete Betzeit übers Tal, bis sie heimkamen. —

Weniger gut stand der Wendel — und da steht er nicht allein in der Welt — mit der Schwiegermutter, die nach dem Tode des Gassenwirts in der Heimat der Vef regierte. Sie sollte ihm aus dem Erbteil des Schwiegervaters noch Geld bezahlen. Eines Tages kam nun der Postbote mit einigen tausend Mark auf die Schanz. Es war schon die Zeit, da Wendel das Geld brauchen konnte. Allein er nahm es nicht. Der Bote mußte es wieder mitnehmen. Es war zu wenig. Zwei Jahreszinsen fehlten. Es kommt zum Prozeß und Wendel verliert abermals. Das Erbteil aber war durch den Prozeß geschmolzen.

Den Kredit hatte der reiche Bauer auf der Schanz, der einst 100 Klafter Buchenholz aus seinem Walde hatte

verkaufen können, ohne daß man eine Lücke darin gemerkt hätte, nach und nach verloren. Nur sein Bruder, der Philipp, der durch Schicksals Fügung Wirt geworden war in der Blume zu Schnellingen, wo der Vater einst Stammgast gewesen, der bürgte für den Wendel, so lange er konnte.

„Mein Bruder, der Wendel," meinte er, „kann nie zugrunde gehen auf dem großen Hof." Er ging doch zugrund und mit ihm der Bruder-Bürge Philippus, der Blumenwirt.

Wenn Bauern keinen Kredit mehr haben unter sich, so kommt der Hebräer als letzte Hoffnung. Und so ging's auch dem Wendel. Die Hebräer hatten bereits einen Kollegen vom Bauer auf der Schanz, den Vollmerjörg im Entersbach, jenseits der Kinzig, „am Seil", und durch ihn kam der Wendel auch in ihre Hände.

Der Vollmerjörg hatte einen schönen, schuldenfreien Hof, aber er war ein billiger Denker. Er glaubte in seinen früheren Jahren an Hexen und Gespenster und in seinen spätern an die Juden.

Der „Schönwälderhans" und der „Halderhans", zwei Gauner im Bauernkittel, vertrieben dem Vollmerjörg die Hexen aus dem Stall und brachten ihn um manches Stück Rind, als Lohn für Geisterbann. Der „Halderhans" brüllte in der Nacht in der Nähe des Hofes, und der „Schönwälderhans" erklärte am Morgen dem Jörg das Gebrüll als das Wutgeschrei vertriebener Geister, die in Jörgs Kühe gefahren seien. Die verhexten Kühe, denen nach ihrem Urteil nicht mehr zu helfen war, nahmen die Gauner um einen Spottpreis selbst mit.

In seinen spätern Jahren geriet der Jörg unter die Juden, und die verhalfen ihm vollends vom Hof. Sie trieben auch den Wendel bei, daß er dem Jörg Wechsel unterschreibe — für Guthaben der Juden an diesen. Nach der Verfallzeit konnte der Wendel bezahlen. Bisweilen sollte auch ihm durch Wechsel geholfen werden; er bekam aber als Maximum 500 Mark, als Minimum 20 Mark und hatte

Tausende zu zahlen, wenn der Wechsel verfallen war. Der bekannte Offenburger Wucherprozeß hat später Licht gebracht in dieses Treiben, dem auch der Bauer auf der Schanz in den letzten Jahren zum Opfer gefallen war.

Vom Wechselrecht verstand der gute Wendel so viel als sein Schimmel; drum stürzte er mit Macht in dessen Folgen.

Man sucht die Menschen vor Kohlendämpfen zu bewahren durch das Verbot von Ofenklappen; in den Städten müssen auf den Dächern „Wehren" angelegt werden, damit kein Schnee auf die Leute fällt — aber daß man daran geht, die Bauern vor dem Untergang zu schützen durch das Verbot, Wechsel zu unterschreiben oder auszustellen, daran denkt man nicht. Es hat jeder die Freiheit, sich um Hab und Gut zu bringen.

Der Vollmerjörg starb im Spital zu Zell als Bettler, und seine Familie lebt im Elend, und mit dem Wendel ging's mit Riesenschritten bergab, als er in Wechseln machte.

Alles Streiten und Prozessieren, daß er vom Juden wenig oder gar kein Geld für die von ihm unterschriebenen Wechsel erhalten, nützte nichts. Es wurde eben gepfändet, so lange etwas da war. Nur der „Stier" stand eines Tages noch ungepfändet auf der Schanz. Und als der Gerichtsvollzieher dem Hof nahte, um auch ihn zu pfänden, da ergrimmte die Vef. Sie lief dem Stall zu und ließ den „Muni" von der Kette los und springen. Dazu schimpfte sie aus voller Kehle. Der Stier wurde eingefangen und hinabgeführt in die „Schneeballen", die Vef aber kam wegen Beamtenbeleidigung, die bei uns bekanntlich gleich nach der Majestätsbeleidigung kommt, vier Wochen ins Gefängnis nach Wolfach.

Der Wendel prozessierte wegen des Stieres, so lange es ging, um die Versteigerung zu hintertreiben. Mehr als ein halbes Jahr stand der Muni in Kost und Logis beim Schneeballenwirt. Der Wendel meinte, man solle ihm Kaffee

und Wein geben, wenn er es saufe, damit ja die Verpflegung das Tier auffresse und seine ungerechten Gläubiger nichts bekämen. —

Mehr denn ein Vierteljahrhundert hatte der Wendel es prästiert mit ewigem Prozessieren und ewigem Verlieren, bis die Katastrophe eintrat und dem Wendel Haus und Hof versteigert wurden, nachdem das Vieh längst fort war. Die Hauptgläubiger waren Juden und ein Advokat Bumiller in Offenburg, der außer seinen Diensten dem Bauer auf der Schanz in besseren Tagen noch Geld geliehen hatte.

Vergeblich suchte Wendel seinem jungen gleichnamigen Sohne den Hof zu erhalten. Die Schuldenlast war zu groß. Die erwachsenen Kinder, brav wie Gold, hielten enge zu Vater und Mutter, trotz des selbstverschuldeten Unglücks. Der Sohn wurde Knecht auf des Nachbars Hof, die Mädle Mägde bei den Bauern; Vater und Mutter aber zogen mit den noch nicht erwachsenen Kindern nach Hasle in ein armseliges, dunkles Stüblein in der „hintern Gasse". Der Wendel wurde ein Taglöhner und die Vef eine Taglöhnerin.

Aber eines hatte der Wendel doch noch gerettet vom Hof, und das war sein Hund, „der Tiger". Den nahm er mit in seine Armut, und das ehrt ihn. Die Menschen hatten den Wendel verspottet, geärgert, gequält, betrogen, seine Hunde aber allezeit treu zu ihm gehalten, drum sollte der Tiger auch sein hartes Brot mit ihm teilen.

Besitzer des Hofes auf der Schanz war der Advokat Bumiller in Offenburg geworden.

Da brennt an einem Sonntag gegen Abend der Hof auf der Schanz in hellen Flammen, und als die Leute aus dem Tal oben angekommen waren, lag das stolze Bauernhaus Wendels in Asche. Der Verdacht fiel sofort auf diesen. Noch in der gleichen Nacht kamen die Gendarmen vor die dunkle Wohnung Wendels in der „hinteren Gasse" zu Hasle. Der Tiger wütete in der armseligen Stube, wo der Bauer mit seiner Familie zu Bett lag. Erst mußte der Tiger fest-

gehalten werden, und dann wurde geöffnet, worauf die Männer des Gerichts den Wendel unter dem Wehklagen der Vef und der Kinder ins Gefängnis abführten.

Glänzend wies er aber am andern Morgen sein Alibi nach, und die ganze Nachbarschaft bezeugte ihm, daß er an jenem Tag keinen Fuß aus der „hintern Gasse" gesetzt habe. Er wurde frei.

Aus der Not aber machten seitdem der Wendel und die Vef eine Tugend. Sie fanden sich in ihr Geschick und arbeiteten, wo und was sie zu arbeiten bekamen. Und wie der Wendel, so taglöhnerte auch sein Bruder Philipp, der einstige Blumenwirt von Schnellingen, der gleichzeitig mit dem Wendel und durch ihn um seine Habe gekommen war. —

3.

Es war am Tag vor Allerheiligen, im Spätherbst 1890, da stand ich auf der Schanz und vor den Ruinen von Wendels Haus. Alles war still und friedlich über diesem Grabe, die Sonne schien so warm und mild über Berge und Täler, als wollte sie Abschied nehmen für die Winterszeit. Tief unten lagen Dorf und Kirche. Nur der Brunnen lebte noch auf Wendels Hof und gab sein Kristallwasser wie ehedem. Aber niemand trank davon. Es rieselte hinab dem großen Buchwald zu, der mit seinen gelben Blättern die Farben gab für die sonnige Landschaft.

Und das große, schöne, steinere Kreuz, das der Wendel und die Vef anno 1865 frommen Sinnes hier errichtet haben und das die Namen der Stifter trägt, stand noch oben an der Waldecke und wird ihre Namen noch verkünden, wenn einst auf diesen Höhen und drunten im Tal das Geschick der Stifter längst vergessen sein wird. —

Mir zogen Wendels Geschick, sein Eigensinn, seine Rechthaberei, seine Prozeßsucht einen Augenblick durch die Seele, und ich dachte an das Wort Shakespeares:

Was geschehen soll, geschieht,
Und keiner ist sein eigen —

— und ob der Wendel nicht das Prozessieren geerbt vom Vater, wie manch andrer das Trinken oder das Stehlen, und wie er dieser erblichen Anlage nicht widerstand und ihr erlag.

Das Volk drunten im Dorf hat einen ähnlichen Gedanken. Es sagt heute noch: „Der Wendel hat prozessiert wie sein Vater. Aber, weil dieser fast alle Prozesse gewonnen, mußte der Wendel alle verlieren.“ Wie tief liegt hier in diesem Ausspruch der Volksseele die Annahme eines ausgleichenden Geschicks.

Und dann dürfen wir nicht vergessen, daß, wer einmal als „Prozeßkrämer“ verschrieen ist, von vornherein bei den Gerichten etwas gegen sich hat, auch wenn er bisweilen im Recht ist. Hat doch selbst ein Amtsrichter von Wolfach in den Schneeballen in Hofstetten dem Wendel erklärt: „So lange ich Amtsrichter bin, gewinnen Sie keinen Prozeß.“ Der Mann hat mit diesen Worten ein großes Unrecht gelassen ausgesprochen!

Nun blühen vielleicht dem Wendel und seinen braven Kindern noch bessere Tage. Die Schwiegermutter wird eines Tages noch Geld hinterlassen, und der Bruder der Vef ist Trappist und wird nicht miterben wollen. Vor einigen Jahren sah ich des Gassenwirts Sohn im Kloster Ölenberg im Elsaß, stumm und still in dunkler Klause Bücher bindend.

Der Anfang zum Bessern war 1894, da dies Buch zum drittenmal erschienen, bereits gemacht.

Über der Schanz drüben liegt der „Hessenberg“ mit dem „Harmersbächle“, und da besaß ein Verwandter des einstigen Londoner Millionen-Schneiders Stulz den großen Moghof, und auf diesem Hof wurde der Wendel Oberknecht und die Vef Obermagd, was so viel bedeutet, als an fürstlichen Höfen Oberhofmeister und Oberhofmeisterin.

Der Hof auf der Schanz ging nach dem Brand vom Advokaten an meinen Vetter Karl über, den Kreuzwirt von Hasle. Der sollte sich aber nicht lange dieses schönen Besitzes erfreuen, den er eines Tages freudig mir zeigte. Mitten aus seinem regen Erwerbsleben nahm 1892 der Tod ihn weg. —

Und die Mine — die schöne junge Müllerin von Schnellingen, Wendels Schwester? Es war ein Zufall, daß sie in meinem Gedächtnis auftauchte und ich von ihrem Geschicke erfuhr. In den Tagen, da ich im August 1890 in den „Schneeballen" wohnte und den Titel meines Buches entdeckte, ging ich wie öfters spazieren mit dem „Großvater", dem Onkel des Schneeballenwirts, früher langjähriger Bürgermeister, einem Achtziger. Wir gingen eines Tages bergauf, der Heidburg zu, und sprachen von alten Menschen und von alten Zeiten.

In der Mitte des Berges, rechts und links dichter Buchenwald, steht ein Bildstöckle, vor dem ich als Student schon gestanden. Es meldet, daß hier im Mai 1811 ein Fruchthändler von Hausach von unbekannter Hand ermordet wurde. Heute erfuhr ich mehr.

Der „Husachersepple", so hieß der Erschossene im Volke, war eines Morgens in aller Frühe mit seinem Fuhrwerk auf dem Weg nach Freiburg. Wo der Wald am dichtesten und der Weg am einsamsten war, erhielt er einen „Meisterschuß", der ihn sofort tötete, ehe er nur seine Lage verändern konnte. Die Pferde gingen weiter und der Sepple saß auf dem Wagen wie zuvor.

Da begegnen dem Gefährte zwei Hofstetter Bauern von Elzach her, der Obersteinhofer und der Heize-Bur von der Breitebene. Sie sehen erst in nächster Nähe, daß der Husacher-Sepple, der jede Woche hier durchfuhr und den beiden Bauern wohlbekannt war, tot sei.

Trotzdem der Ermordete völlig unberaubt ist, wird ein armer Teufel, der Schwende-Mathis aus dem nahegelegenen

Dorfe Biederbach, Jahr und Tag eingesperrt und in peinliche Untersuchung genommen. Er gestand nichts, weil er unschuldig war.

Der eigentliche Mörder hatte, wie die Volksstimme sagte, indes längst die Frau des Ermordeten geheiratet. Er war — ob im Einverständnis mit dieser, wer weiß es — an jenem Morgen dem Sepple vorangeeilt über Berg und Tal und hatte den Schuß getan. Die Kinder des Getöteten ahnten später, was geschehen, und der Mörder, steinalt geworden, saß verachtet und zur unheimlichen Last im Hause seines Opfers.

So erzählte mir heute der Großvater und erinnerte mich, daß ich den verbrecherischen Alten auch noch gekannt habe. Er lebte Ende der fünfziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts noch in einem Wirtshaus im Obertal, in das ich als Student öfters kam auf den Doktorfahrten mit Freund Feederle, dem Arzt. Der Alte saß scheu auf der Ofenbank und mag, nachdem die Zeit die Leidenschaft gebrochen, manch herbe Stunde ob des ungesühnten Frevels durchlebt haben. —

Auf der Höhe angekommen, schritten wir der abseits gelegenen Höhe der Heidburg zu, einem auf dem Fundament eines römischen Wachtturms errichteten ehemaligen Rittersitze. Sie hat von einer Burg nur noch den Namen; kein Stein zeugt mehr von einer solchen. Mein Begleiter hat als Knabe die Ruine noch in stattlichem Stande gesehen. Aber die Bauern holten die Steine der Burg, bis keiner mehr da war und seit einem halben Jahrhundert brechen Steinhauer den roten Sandstein aus, auf dem sie stand, und von Jahr zu Jahr ist der Burghügel kleiner geworden. Er ist aber immer noch hoch genug, um zu zeigen, in welch herrlicher Lage die Burg einst gethront.

Die Schwarzwaldberge hinauf bis zum Belchen, der in die Schweiz hineinschaut, hinab bis zum Mummelsee und hinüber bis zum Kniebis liegen in entzückender Rundschau

vor uns. Die einstige Nachbarin Hohen-Geroldseck grüßt so nahe herüber, als könnte man sich zuwinken, falls beide Burgen noch ständen und bewohnt wären.

Mich interessierten heute vorzugsweise die kleinen Mulden und Gehöfte, die gen Süden unmittelbar zu unsern Füßen lagen und die ich in meiner Knabenzeit begangen und seitdem nimmermehr.

Da lag im Schutze der alten Burg, kaum sichtbar in tiefem Gesenke, der Schloßhof mit einer Menge von Erinnerungen. Ihn hatte ich gesehen, da ich als zehnjähriger Knabe meine erste größere Reise tat, auf die Heidburg; in ihm hatte ich zwei Jahre später mit meinem Vetter Karl einen jener greisen Geißböcke geholt, die in Haslach als Hammelfleisch verspeist wurden. Der „Schloßbur" hatte uns Pflaumen geschenkt, so viel wir essen und einstecken konnten, und damit ein Vergnügen gemacht, das heute nichts mehr in der Stärke bei mir hervorzurufen imstande wäre.

Sein Bruder war der „Schloßsepp" in Hasle, der von der Heimat seinen Namen trug und mit Frucht handelte. Er war ein kleiner Mann mit einer Zipfelkappe und hatte beständig eine Ulmerpfeife im Munde. Man erzählte oft, der Sepp sei in seiner Jugend ein großer Wilderer gewesen. Vom einsamen Schloßhof sei er bis hinüber zum Kandel und zum Hühnersedel gezogen und habe seine Hasen und Rehe geholt. Jahr und Tag saß er im Gefängnisse.

Mir, dem Knaben, galt der Mann, der nachts vom Schloßhof aufbrach und über den Prechter Hochwald, vom Volke heute noch keltisch der „Gschasi" genannt, hinüberzog zum gewaltigen Kandelberg und wilderte und dann einsam im Gefängnisse büßte, wie ein zauberhafter Held.

Die strenge Haft brach schließlich des Schloßseppen Jagdlust; er wurde friedlicher Hausknecht drunten in den „Schneeballen" und in der „Sonne" zu Hasle und dann Kleinhändler mit Frucht, der still mit seinem Rößlein und seiner Pfeife talauf und talab fuhr, bis der Tod ihn holte.

Sein Vater, der alte Schloßbur, war ein Sympathiedoktor gewesen, gesucht in den Bergen ringsum. In einer Nacht war er geholt worden auf den Flachenberg. Dort lag er am Morgen tot im Heidekraut. Das Volk meinte, die bösen Geister, denen er „gefähr" gewesen, hätten ihn erwürgt.

Der dritte Schloßbauer nach ihm endigte noch dunkler. Er war ein kreuzbraver Mann, hatte aber eine geisteskranke Frau, die er lange sorgsam hüten mußte vor Selbstmord. Sie genas, aber jetzt kam das Unglück über ihn.

Die Heidburg liegt genau auf der Wasserscheide zwischen Kinzig und Elz, und so auch die Felder des Schloßhofs. Eine Quelle auf dem Kamm des Berges floß der Kinzig zu und speiste des Schloßburen Matten. Da gräbt ein Nachbar auf der Elztäler Seite und gräbt ihm die Quelle ab, so daß sie der Elz zufließt.

Zu ändern war das nicht. Der Schloßbur aber kränkt sich und hintersinnt sich. An einem schönen Maientag der achtziger Jahre fährt er auf den Maienmarkt nach Hasle, trinkt im Rückweg noch still und friedlich einen Schoppen in den „Schneeballen" und fährt dann bergauf, dem Schloßhof zu. Er führt sein Rößlein in den Stall, versorgt's mit Futter, und dann geht er hinauf an die Stelle, wo die Quelle einst geflossen, und erhängt sich an einer Rottanne.

So berichtete mir der Großvater, während ich von der Burghöhe herabschaute auf den Schloßhof, und es kam mir der Gedanke: Der Hof liegt so einsam da drunten, so fern und verlassen von der Welt, daß man glauben sollte, hier müßten der Friede und das Glück daheim sein. Aber die Not des Lebens und der Dämon des Unheils finden und verfolgen die armen Menschen überall, wo immer sie wohnen mögen. Und wir Menschen selber haben oft keine Ruhe, bis wir unglücklich sind, wie das treffliche Sprichwort sagt, das auch am Wendel auf der Schanz in Erfüllung ging: „Sucht das Unglück nicht den Menschen auf, so sucht er selber es auf."

Und ich sollte gleich noch mehr dessen gewiß werden. Der Großvater zeigte mir zu unsern Füßen den Heidenacker, die Frischnau und die Bachere. Beim letzten Wort blitzte eine Erinnerung in mir auf, und ich fragte: „Hat nicht des alten Fehrenbachers Mine in die Bachere geheiratet?" „Ja," meinte der Großvater, „dort drunten liegt der Hof. Er heißt der Holzerhof."

In einer grünen Mulde, einsam und abgeschieden, lag das Haus, in welches vor mehr denn dreißig Jahren die schöne Mine von Schnellingen mit ihrem Augustin eingezogen war. „Der ist's schlecht gegangen," sprach der Alte, „die hat keine guten Tage gehabt da drunten. Der Augustin war viel fort auf dem ‚Sauhandel' und machte keine guten Geschäfte. Daheim blieb das Hofwesen liegen. Der Holzerbur kam in Schulden. Jahr um Jahr mußte ein Stück vom Hof verkauft werden, bis ihm nichts mehr übrig blieb, als die Wohnung und acht lebendige Kinder. In Kummer und Sorgen hat die Mine gelebt, und so ist sie gestorben. Im letzten Jahr hat man sie den Berg hinabgeführt nach Elzach auf den Kirchhof."

Wie war die Mine über Berg und Tal dem schönen Augustin nachgelaufen und hatte dem Vater zum „Trotz" keinen andern haben wollen als ihn, den Sohn des Heidechristle. Und kaum war der Wunsch erfüllt, so ging ein dreißigjähriges „Marterleben" an. Aber so geht's nicht bloß „in der Bachere", sondern tausendmal auch an andern Orten. In Palästen wie in Hütten erfüllt sich gar oft das alte spanische Sprichwort: „Wer aus Liebe heiratet, wird in Schmerzen leben."

Und doch ergriff mich eine stille Wehmut über das Geschick des heitern, schönen Mädchens, das die Liebe in diese Einsamkeit trieb und dem selbst da ein bescheidenes Glück versagt blieb. —

Wir stiegen von der Burghöhe herunter und auf einem andern Weg durch das enge Tälchen „Ulerst" dem Dorfe

zu. Da begegnete mir alsbald auch wieder ein heiteres Bild aus dem Menschenleben. Ganz oben in dem kleinen Bergwasser, welches dem Tälchen entlang fließt, unter großen Erlen, trafen wir den Schmied, den Müller und den Bäcker des Dorfes. Sie fingen am hellen Werktag Forellen für den Schneeballenwirt und damit auch für mich und taten dies, wie allezeit, ohne jeden Lohn und ohne je auch nur ein Stück von den Fischen zu genießen, lediglich aus — Pläsier.

Mir kamen diese drei älteren, wackeren Männer wie poetisch Verklärte vor. Sie verlassen, der eine seine dumpfe Backstube, der andere seine rußige Schmiede und der dritte die klappernde Mühle, um einmal in Gottes frischer Luft und frischem Wasser in der einsamsten Natur sich ein Vergnügen zu machen, das nichts kostet und nichts einbringt als gesunde Luft und Sonnenschein und die Freude „am Fangen".

Der Dorfmüller hat's wohl von seinem Vater geerbt. Dieser, den ich noch gar gut gekannt, verließ zu jeder Zeit seine alte Mühle, wenn in den vierziger Jahren der Oberamtmann Dilger von Hasle und später die Haslacher Jäger kamen, um in den Bergen zu jagen.

Der Amtmann und der Dorfmüller wurden „gut Freund", und der letztere, obwohl kein armer Mann, trug stets mit Stolz die alten Kleider des Amtmanns. Noch viele Jahre, nachdem dieser, durch die Revolution aus Haslach vertrieben, an andern Orten wirkte, schickte er seine Kleider dem Dorfmüller, den ich mir nicht anders vorstellen kann, als in den alten Amtmannskleidern und eine Flinte an der Seite.

Auch zu einem heute noch im Tale gehenden Sprichwort legte die Freundschaft beider den Grund. Der Müller stand einst auf dem Anstand oben auf dem Berge, während der Amtmann noch schweißtriefend an dem steilen Gehänge hinaufstieg. Als er endlich, oben angekommen, sich den

Schweiß abzutrocknen anfing, begrüßte ihn der Müller mit den Worten: „Herr Amtmann, Ihr schwitzt ja wie eine Sau." Seitdem sagt man in und um Hasle, wenn einer recht im Schweiße gebadet ist, „er schwitzt wie der Amtmann in Hofstetten."

Mehr denn vierzig Jahre später, der Müller war längst tot, kam der greise Amtmann Dilger noch einmal nach Hofstetten, fragte nach dem Grabe des alten Dorfmüllers und legte in wehmütigen Gedanken an längst vergangene Jagdtage einen Kranz auf das Grab des Bauersmanns, diesem und sich selber zur Ehre. Bald darauf legte auch er sich nieder zum Sterben.

Die Jagdlust aber ist in der alten Dorfmühle nicht ausgestorben, darum freute mich heute der fischende Dorfmüller[1] doppelt. —

Hatte die „Poesie" des Lebens in den drei Fischern mich einen Augenblick über die Wehmut hinausgehoben, so sollte sie doch einige Stunden später nochmals in mir aufleben. Am Nachmittag ging ich allein das Salmersbacher Tälchen hinauf. An einer Hügelwand, der Helgenwasen genannt, steht einsam ein Häuschen. Es dient seit alten Zeiten zwei Familien als Herberge, einem Weber und einem Schuhmacher, die in stillem Frieden, auch verbunden durch die Bande des Bluts, ihr Gewerbe betreiben an der weltfernen Bergwand.

Aus diesem Häuschen kam dieser Tage eine Weibsperson, der ich auf den ersten Blick die fromme Seele ansah, und bat mich, gelegentlich einmal zu ihrer kranken Schwester zu kommen. Heute bei dieser eingetreten, fand ich eine im Gemüt tief gestörte Frau, das Weib des Schuhmachers, und erfuhr das Folgende:

Der Schuhmacher hat drei Buben und alle drei schustern mit dem Vater bald zu Hause, bald auf den einzelnen Höfen

[1] Er hat jetzt auch seit Jahren seine Mühle verlassen und auf dem Friedhof Platz nehmen müssen.

des Tales. Sie sind, da ich komme, alle drei in der Stube, der Sepp, der Xaver und der Andres, und alle drei machen das Bild kreuzbraver Menschen.

So saßen die vier Schuster auch im Mai 1890 um den kleinen Schustertisch und arbeiteten. Ein Gewitter zieht vom Kandel her das Elztal herauf. Es donnert und blitzt näher und näher, die Leute nähen und klopfen ruhig weiter; denn so ein Gewitter ist schon oft über den Berg herübergekommen und das Tal hinabgezogen.

Plötzlich fährt ein Blitzstrahl durchs Fenster und auf den Tisch, an dem die Schuster sitzen. Die Fenstergläser folgen dem zuckenden Lichte klirrend nach. Der Vater ruft: „Hinaus, es brennt!“ Alle springen zur Stube hinaus und die außen am Häuschen hingehende Stiege hinunter. Nur der Jüngste, der Andres, eilt zuerst noch in die Stubenkammer über den Kasten, um seinen Schatz, ein paar sauer ersparte Mark, samt dem Sonntagsrock zu holen. Dann folgt auch er, am meisten bestürzt, weil er dem Fenster gegenüber saß und der Blitz ihm am grellsten „gezunden“ hatte.

Es brannte nicht, der Schlag war kalt gewesen; aber von Stund' an ist der Andres nicht mehr recht im Kopf. Er steht Stunden und halbe Tage lang vor dem Kasten in der Stubenkammer, und er kommt nicht davon weg, als wär' er gebannt.

Zieht man ihn weg und setzt ihn auf den Schusterstuhl zur Arbeit, so hämmert er entweder in einem fort aufs Leder oder er näht unaufhörlich. Was er einmal angefangen, will er nimmer aufgeben.

So geht's seit dem Mai, und da ich in der Stube stehe, ist's Ende August. Die Mutter greift das Elend des Andres endlich auch an, und sie wird schwer gemütskrank.

Die fromme „Sabine“, der Mutter Schwester, erzählt mir das alles, und die braven Buben weinen und der arme Andres am meisten. Der alte Schuster und ich kämpfen

mit den Tränen, die kranke Frau stöhnt und jammert. Nur die Sabine steht da, gottergeben, wie eine Mater dolorosa.

Aber die ganze Familie bestand doch aus christlichen Heldenseelen. Da war kein Murren und kein lautes Klagen über die Heimsuchung, von der sie betroffen wurden. Die Tränen sagten nur, daß die Leiden wehe tun, aber still getragen werden.

Statt daß ich ihnen predigen mußte, haben sie mir gepredigt. Und ich suchte das friedliche Häuschen, das in seinem Innern so schweres Leid birgt und so viel christliches Dulden, einige Tage später nochmals auf zu meiner Erbauung[1]. —

Ich dachte am heutigen Abend, wo in kleinem Raum in der abgelegensten Gebirgswelt so viel Menschenleid an mir vorübergezogen war, an jene Zeit zurück, da ich mit Freund Franzsepp auf der Schnellinger Mühle des Müllers „Mine" ärgerte wegen ihres Augustin. In jenen Tagen wußte und ahnte ich gar nicht, daß so viel Elend und Wehe unter den Menschen umhergeht, und doch gab es sicher damals gerade so viele Unglückliche und Heimgesuchte als jetzt.

Aber das gehört ja vor allem zum Zauber der Jugendzeit, daß sie uns die ganze Welt in uns und um uns verklärt und den Himmel „voller Baßgeigen" hängt. Im spätern Leben, wenn der glänzende Vorhang, mit dem die Jugendzeit uns die wirkliche Gestalt der Welt verhüllt hat, weggezogen ist, da sehen wir die Dinge, wie sie sind, der Zauber schwindet, und wo einst lachender Frühling war, da schneit's und stürmt's und ist's kalt und frostig. Wir stehen auf dem Kirchhof des Lebens, und doch steht der an der gleichen Stelle und sieht äußerlich gerade so aus, wie das Jugendparadies. Die Veränderung ging in jenem geheimnisvollen

[1] Vater und Mutter des kranken Sohnes, der nach langer Zeit wieder genas, und die Sabine sind jetzt auch seit Jahren heimgegangen.

Abgrund vor, den wir das menschliche Herz nennen. Wir haben uns geändert und nicht die Welt außer uns.

Es gibt Menschenseelen, die davon nichts merken. Das sind — abgesehen von den Heiligen — entweder solche, die nichts angreift als Hunger und Durst, Zahnweh und Leibweh, Mangel an Geld und Vergnügen, oder jene wenigen, denen der gute Humor nicht ausgeht, auch wenn alle Sterne vom Himmel ihrer irdischen Hoffnungen gefallen sind. Und zu den letzteren gehörte Freund Franzsepp, der noch bis gegen die Jahrhundertwende über seinen Büchern in Schnellingen saß. Er blieb aber im Herzen jung bis in sein Greisenalter, trotzdem er die verschiedensten Schicksalsschläge erfahren. Und wenn er an Sonn- und Montagen ins Städtle kam, um seine Unterhaltung zu suchen, da lachte und trank und scherzte er, wie in jungen Jahren, und singend wanderte er in später Nachtstunde über die Kinzig seiner Mühle zu, bis Ende der neunziger Jahre sein Leben auslöschte. —

Und nun noch ein Wort über das endliche Schicksal Wendels und der Vef.

Was ich gehofft, als beide 1894 auf dem Moghof waren, eine Besserung der Verhältnisse, trat nicht ein.

Der Hof kam in fremde Hände und der Wendel und sein braves Weib mußten wieder von dannen. Sie wurde Magd und Köchin in verschiedenen Wirtschaften zu Hasle und zuletzt in Triberg und er taglöhnerte bald da und dort. Im Sommer ging er auf den oberen Schwarzwald und mähte. Auf der Wanderung dahin hat er mich noch zweimal in Freiburg besucht.

Nach Jahren blieb er ganz oben und war zuletzt Hausknecht im Engel zu Böhrenbach. Das Alter trieb ihn 1904 wieder nach Hasle, wo er auf dem Stalle, der zum Hause des verstorbenen Arztes Heptig gehörte, eine Wohnung fand und so gut er konnte — er war jetzt 65 Jahre alt — wieder taglöhnerte.

Am 18. März 1905 machte er im nahen Fischerbachtale

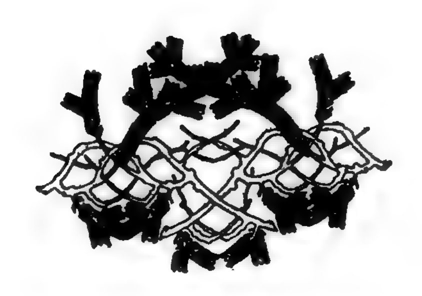
dem Bergeckbauer Holz und verunglückte derart, daß er am gleichen Tage abends im Spital zu Hasle sein vielgeprüftes Leben aufgab.

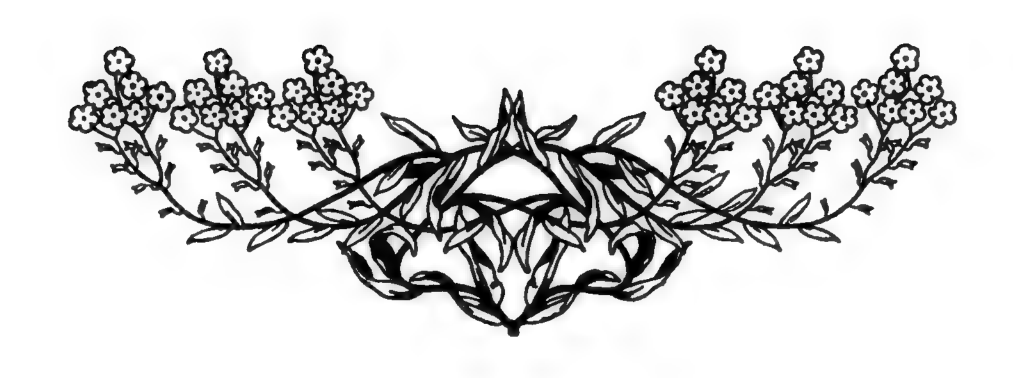
Die gute Vef war schon ein Jahr zuvor bei ihren Verwandten in Welschensteinach gestorben, was er erst erfuhr, als er bald nach ihrem Tod vom oberen Schwarzwald ins Kinzigtal herabgekommen war.

Der Sohn Wendel, ein braver Mensch, dem der Vater den Hof hatte retten wollen, war Knecht in Gengenbach und stürzte 1894 von einem Nußbaum zu Tode.

Die übrigen Kinder sind teils tot, teils in der Welt draußen, wo sie ums tägliche Brot bemüht sein müssen. Das Hofgut ging vor wenig Jahren von den Erben meines Vetters Franz an eine Holzfirma in Kehl über.

Einsam rollt noch der Brunnen seine Wasser an der Stätte, auf der zwei brave Menschen ein hartes Geschick heraufbeschworen.





Der letzte Reichsvogt.

1.

Als der Frankenherzog Ruthard, Herr des alemannischen Burgunds, des Sundgaus und der Ortenau, anno 746 mit seiner Gemahlin Wisegardis zu Ehren der Jungfrau Maria im Kinzigtal das Kloster Gengenbach stiftete, stattete er dasselbe reich aus mit Gütern landab und landauf, in der Ortenau und im Kinzigtal.

Die Zähringer nahmen den Mönchen später manch schönes Stück oben und unten weg. Als diese Herzöge aber 1218 ausstarben, zog Kaiser Friedrich II. die Ortenau als heimgefallenes Reichslehen ein und machte die ehedem auch dem Kloster gehörige Stadt Offenburg reichsunmittelbar. Das mittlere Kinzigtal blieb — Haslach ausgenommen, das die Grafen von Urach, die Erben der Zähringer, bekamen — nach wie vor dem Kloster.

In dem großen Kampfe nun zwischen dem genannten Kaiser Friedrich und dem Papst stand das Kloster auf des letzteren Seite, wie es recht und billig war, die Offenburger aber bei des gebannten Kaisers Partei. Diesen Kulturkampf benutzten schlau auch die oberhalb Offenburg wohnenden Kinzigtäler klösterlicher Untertanenschaft und schlugen sich zum Kaiser, um vom Kloster loszukommen. So gewannen

in jenen Tagen die Städtchen Gengenbach und Zell, letzteres auch für die benachbarten und ihm unterstellten Bauerngemeinden Nordrach, Biberach, Entersbach, Unter- und Oberharmersbach, die Reichsfreiheit. Sie behaupteten dieselbe, anfänglich begünstigt durch die nach dem Untergang der Hohenstaufen hereinbrechende kaiserlose Zeit, bis zum Aufhören des heiligen römischen Reiches deutscher Nation.

Die Bauern des großen, von herrlichen Waldbergen eingefaßten Harmersbacher Tales rissen sich aber bald auch von Zell los und machten sich, wahrscheinlich schon in der kaiserlosen Zeit, unmittelbar reichsfrei. Sie hatten ein Recht dazu, denn sie waren die ältesten Bewohner des Tales.

Schon zur Zeit Kaiser Hadrians waren, wie wir oben bereits erzählt, in diesem Tale römische Hammerwerke, Schmelzöfen und Pochhütten angelegt, und es zog die Heerstraße durch dasselbe.

Als die Alemannen die Römer verjagten, bekam das Tal ein alemannischer Dynast namens Hademar, und es erscheint als „vallis Hademari“, „Tal des Hademar“, und aus diesem wurde der Name „Harmersbacher Tal“. Die Franken unterjochten und vertrieben die Alemannen aus dem Kinzigtal, und der Franke Ruthard vergab das Tal Hademars und die ganze Grafschaft Schwiggenstein an Gengenbach[1].

In späteren amtlichen Aufzeichnungen wiesen die Oberharmersbacher und die Zeller gerne darauf hin, daß ihre Ahnen reichsfrei geworden seien wegen ihrer in den Türkenkriegen bewiesenen Tapferkeit. Allein die Reichsfreiheit geht, wie wir eben gezeigt, viel weiter zurück als in die Zeit der Türkenkriege, und wir sehen aus dieser Annahme nur, wie schnell geschichtliche Tatsachen aus dem Gedächtnis der Nachwelt verschwinden.

---

[1] Noch vom 14.—16. Jahrhundert wohnten in den Städten Wolfach und Gengenbach Patrizier, die sich von Hademarspach nannten.

An das Privilegium der Harmersbacher Reichsfreiheit knüpfen sich Sagen. Eine erzählt, Kaiser Wenzel wäre, von seinen Feinden verfolgt, einem Oberharmersbacher Bauer in einen Stall seines Hauses zu drei Schweinen geflüchtet und gerettet worden. Das Haus sei die heute noch bestehende Wirtschaft „zu den drei Sauköpfen". Der Kaiser habe dem Bauer die Wirtschaftsgerechtigkeit, dem Tale aber die Reichsfreiheit geschenkt.

Geschichtlich sicher ist nur, daß Wenzel und sein Vater, Karl IV., die Reichsfreiheit und deren Privilegien, wie bei jeder Kaiser-Erneuerung üblich, bestätigten. Doch ist die Sage von der Entstehung der genannten Wirtschaft zweifellos weit poetischer als die geschichtlich sein wollende Angabe, es seien die Köpfe der im Tale erlegten Wildschweine jeweils ausgestopft und am Rathaus, in dem zugleich eine Wirtsstube war, angenagelt worden.

Eine andere Legende besagt, im „schmalkaldischen Kriege" sei des Kaiser Karl V. Bruder Ferdinand auf einer Brücke im Oberharmersbach von Feinden angegriffen und mit den Seinigen über die Brücke gesprengt worden. Der Vogt von Oberharmersbach habe an der Spitze der Bauern den Herzog, der einen Falben geritten, befreit. Für diese Tat sei das Tal reichsfrei und jederzeit in Wien an der Hoftafel rechts vom Kaiser ein Stuhl leer gelassen worden für den Reichsvogt von Harmersbach.

Eine Brücke heißt heut noch die Falcken- (Falben) Brücke. —

Der Hauptwert der Reichsfreiheit beruhte in der Ausübung der hohen und niederen Gerichtsbarkeit durch die Bauern selber. An ihrer Spitze stand der Reichsvogt und der alte Rat der Zwölfer, lauter Bauern, die aber zum Gerichtschreiber in der Regel einen Juristen wählten.

Den Vogt zu setzen aus der Bauern Mitte war eigentlich Recht des Kaisers. Aber die einstigen Herren, die Äbte von Gengenbach, hatten sich durch kaiserliches Privileg dieses

Recht zuschreiben lassen und übten es bis zum Ende der eigenen Klosterherrlichkeit, aber so, daß der Rat der Zwölfer einen Bauer aus der Gemeinde und die Gemeinde einen aus dem Rat präsentierte. Von diesen zweien hatte dann der Abt, der zu diesem Zwecke regelmäßig selbst ins Tal kam, die Wahl.

Der Reichsvogt amtierte lebenslänglich. War die Stelle vakant, so wurde sie sofort besetzt, „damit die heilsame Justiz niemand untersagt bleibe, sondern fürdersamst menniglichem nach erscheinender Notdurft administriert werde.“ Der Vogt mußte einen „körperlichen Eid“ leisten, nach Recht und Gerechtigkeit zu amten und vorab die Reichsprivilegien des Tales zu schützen.

Die Zwölfer waren ebenfalls für Lebenszeit von der Gemeinde gewählt, leisteten den Eid wie der Vogt und versprachen noch namentlich, verschwiegen zu sein und weder Weib noch Kind, noch sonst jemand Mitteilung zu machen über Ratsbeschlüsse.

Wer diesen Eid bricht, wird aus dem Rat gestoßen und hart bestraft.

„Will einer des Rates ledig sein (d. h. sein Amt aufgeben), so soll er und muß er von Stund' an zum Tal hinausgehen und ein Jahr und einen Tag lang nit im Tal mahlen oder backen, auch nit darin schlafen, es sei denn im Wirtshaus mit der Gnade (Erlaubnis) des Vogts.“

Dieser Satzung zu verfallen, besann sich jeder, ehe er sein Amt niederlegte.

Die alten, praktischen Kinzigtäler Reichsbauern wollten nicht oft wählen, darum banden sie die Gewählten fest.

Neben dem alten Rat war ein junger Rat von 24 Mitgliedern, die einen ähnlichen Eid ablegen und, falls sie in gesunden Tagen vom Amte scheiden wollten, ein halbes Jahr zum Tale hinaus mußten.

Von einem Rechtsspruch des Rates konnte ein Bürger direkt an das kaiserliche Hofgericht appellieren. Wollte er

dies, so „soll er drei Gulden auf den Ratstisch legen und sich dann noch vierzehn Tage besinnen. Hält er dann noch fest an seinem Vorhaben, so muß er unter freiem Himmel drei Finger aufheben und einen Eid schwören, daß er niemand zu Lieb und niemand zu Leid appelliere, sondern lediglich, weil er sich in seinem Rechte beschwert fühle".

War ein Kaiser tot, so kam der Reichskommissär, meist ein süddeutscher Graf, und nahm die Huldigung für den neuen Kaiser entgegen unter Zusicherung der alten Freiheiten.

Wie die Äbte von Gengenbach die Vogtsbesetzung sich aneigneten, so wußten die größeren, dem Tale benachbarten Herren, die Bischöfe von Straßburg, zu deren Sprengel das Tal zudem gehörte, die Reichsgefälle desselben durch Pfandschaft von den geldbedürftigen Kaisern an sich zu bringen. Die Bischöfe versuchten als Pfandherren bisweilen, an den alten Rechten der Reichsbauern zu rütteln[1]; aber diese wehrten sich jeweils mannhaft und ließen sich namentlich von den Reichsstädten des Kinzigtals und auch von den Äbten von Gengenbach bezeugen, daß die Harmersbacher gleich den andern im Tal seit „unfürdenklichen Zeiten" reichsfrei gewesen seien und Gericht geübt hätten über Gut und Blut.

Frühzeitig gaben auch geldarme Bischöfe die Pfandschaft an Adelige in Straßburg, so 1401 an die Junker Bock, von diesen an die von Hiffel. Diese kleinen Herren sprangen, wie alle kleinen Leute, über den Hag, wo er am niedrigsten ist, und plagten die Bauernrepublik nach Kräften. —

Die übliche Reichssteuer, die an den Pfandherrn bezahlt werden mußte, betrug vierzig Mark Silber, hundert Viertel Haber und von jedem Haus drei Hühner. Auch übte der Pfandherr an Stelle des Kaisers das Jagdrecht aus. Den Zins von Grund und Boden, d. i. den Zehnten, bezog das Kloster Gengenbach.

[1] Karl IV. drohte schon 1366 dem Bischof von Straßburg und befahl ihm, die Harmersbacher Reichsbauern in Ruhe zu lassen.

Zweimal im Jahr, am Gallustag und dem darauffolgenden und am Sonntag vor Mariä Geburt, ward im Reichstal ein „freier Jahrmarkt“ gehalten. Der Gerichtsbote der Zwölfer lief dann durch das Tal und rief:

„Meine Herren von Harmersbach verkünden einen freien, öffentlichen Jahrmarkt bis hinab zum Reiblis-Brunnen und bis hinauf an die Hornesgasse und hinein bis zur Spilbrücken. Hierzwischen soll jedermann frei sein, nur Schelm und Dieb nit. Welcher die Marktfreiheit übertritt, soll büßen eine Hand oder einen Fuß, und währt die Freiheit bis (Name des Wochentags), da man zu Mittag läutet.“

Die zwei Jahrmärkte existieren heute noch. —

Und nun nach dieser allgemeinen Einleitung zur Geschichte des letzten Reichsvogts und seiner Zeit.

2.

Im Zinken Riersbach im Reichstale lebte in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ein armer Zimmermann, Michael Bruder. Er trieb neben seinem Handwerk, das in unseren Schwarzwaldtälern seinen Mann nicht wohl ernährt, ein kleines Gut um, ein sogenanntes Taglöhnergut.

Diesem Zimmermann ward im Jahre 1736 der letzte Reichsvogt „des heiligen römischen Reichstales Harmersbach“ geboren und nach guter alter Bauernart mit dem Namen Hansjörg getauft.

Der Hansjörg wuchs, ward stark und wurde — ein Metzger, ein Handwerk, das sonst in den Dörfern des Schwarzwaldes noch brotloser ist als das des Zimmermanns; denn jeder Bauer ist in der Regel der Metzger und Wurster seines Schlachtviehs selber, und „grünes Fleisch“ beim Metzger kauft er jedes Jahr nur einmal, an der Kirchweihe.

Eine Ausnahme von den Landgemeinden des Kinzigtales machte dazumal das „Reichstal“, allwo eine ganze Metzgerzunft bestand, weil da viel Verkehr ging nach Straß-

burg mit Holz, Käs, Butter und Vieh und täglich fremde Leute ins Tal kamen.

Seine ersten Metzgerstudien machte der zukünftige oberste Gerichtsherr des Tales in der benachbarten Reichsstadt Zell, und dann ging er auf die Wanderschaft. Das Eldorado der deutschen Metzger war zu allen Zeiten Norddeutschland, denn je weiter südlich im deutschen Reich, um so schlechter die Wurst und um so größer der Durst, und je weiter nördlich, um so besser die Wurst und um so kleiner der Durst. Es scheinen das unvereinbare Gegensätze zu sein, aber es ist in der Tat so. Da die Metzger vom Schwarzwald gerne trinken, wenden sie sich des Durstes halber mit Vorliebe nach Bayern und der Würste wegen nach Preußen.

So machte es auch des „Zimmer-Michels Hansjörg" und arbeitete in Augsburg, Würzburg und Magdeburg. Er kam auf seiner Reise auch durch die Reichsstadt Wetzlar, nicht ahnend, daß er in nicht zu ferner Zeit dahin als Reichsvogt zum Reichskammergericht reiten würde, weither vom einsamen Reichstale des Schwarzwaldes.

Nach langer Wanderschaft kehrte er heim; aber hier blühten ihm als Metzger keine Rosen. Die „Zunft" nahm ihn nicht auf, und er konnte sich demgemäß nicht als Meister niederlassen. Er metzgete, bei seinem Vater im Riersbach wohnend, bald einem Wirt im Tal, bald einem Bauer, der dazu selbst keine Lust hatte, und wartete in Geduld auf die Gnade der „Zünftigen", die ihm erst als Reichsvogt wurde.

Mehr Glück als bei den Reichstal-Metzgern der Heimat hatte er bei der Reichstal-Damenwelt; denn des Zimmer-Michels Hansjörg war ein stattlicher, bildschöner Bursche. Des Sonnenwirts „Kätherle" wollte trotz der eigenen Jugend, sie war erst siebzehn Jahre alt, mit aller Gewalt des Zimmer-Michels Hansjörg zum Mann, und sie bekam ihn. Am 20. August 1764 führte er das Kätherle heim in das Häusle im Riersbach zu Vater und Mutter.

Die ersten sieben Jahre mochten die „magern“ der jungen Eheleute gewesen sein. Und erst im achten leuchtete ihnen ein Stern und zwar „im Stern“. Das oben schon erwähnte Gemeindewirtshaus mit seinem dreifachen Schild: zum Stern, zur Stube und zu den drei wilden Sauköpfen, wurde pachtfrei.

Die alten deutschen Städte und Städtchen hatten, eingedenk dessen, daß der Germane nicht bloß vom Rat, sondern auch von der Tat lebt, überall mit den Rathäusern auch eine Trinkstube verbunden. So auch die Reichsbauernschaft von Harmersbach.

Wenn die „Zwölfer“ Rat hielten und zu diesem Zweck samt dem Vogt von ihren entfernten Berghöfen hinabgestiegen waren ins Tal, da gab es Hunger und Durst, und der mußte in nächster Nähe von der Ratsstube gestillt werden können. Auch die Recht suchenden Bauern waren in ähnlicher Lage. Drum bestand von alters her im Reichstal die Wirtschaft zur Ratsstube, kurz gesagt zur Stube, in der auch die „Zünfte“ des Tales ihr Quartier aufgeschlagen hatten.

Die Stube wurde das „politische Zentrum“ des Reichstales, das Kasino der Reichsbauern, und der Stubenwirt konnte ein politisch geschulter Mann werden, wenn er ein aufmerksames Ohr hatte für das, was in seiner Stube geredet wurde.

Unter den Liebhabern zur Stube befand sich im Jahre 1771 unser Hansjörg, und bei der Verpachtung im Weg der Versteigerung verblieb ihm der „Sternen“ um den Preis von jährlichen 75 Gulden auf fünf Jahre. Ein Zufall hatte ihm die „Stube“ verschafft. Bei der Versteigerung zündete der Gerichtschreiber jeweils ein kleines Kerzlein an, ehe er die Steigerung begann. Dann rief er aus und die Liebhaber boten. Bei dessen Gebot das Lichtlein löschte, der war Stubenwirt.

Anno 1771 löschte es beim Gebot des Hansjörg und er

war Wirt der Reichsgemeinde und das Kätherle wieder in seinem Element als Wirtstochter. Der Hansjörg machte als weitgereister Metzger dem alten und jungen Rat und den Reichsbürgern gute Würste und das Kätherle, eine gewandte, famose Köchin, kochte ihnen gut, und so waren beide bald beliebt bei der Reichsburenschaft.

Weil er immer noch nicht als zünftiger Metzger fungieren durfte, fing der Stubenwirt einen Holzhandel an und verdiente sich so noch Geld nebenher.

Es herrschte ein reges Leben in der „Stube zu den drei wilden Sauköpfen" unter dem neuen Wirt, der ein geweckter, beredter Mann war und seine Gäste unterhalten konnte. Da saßen denn nach gehaltenem Gericht der greise Reichsvogt und Hofbauer Franz Harter, die „Zwölfer" vom alten Rat und diejenigen Reichsbauern, welche der Gerichtstag oder sonst ein Geschäft zum Schmied oder Wagner ins Dorf geführt, ferner Händler und Fuhrleute, die von Straßburg kamen und Waren brachten oder kauften und holten, Boten aus den umliegenden Herrschaften mit Dienstschreiben an den Reichsvogt und nicht zuletzt die „trinkbaren" Adjutanten und Exekutoren des alten Rates.

Diese Adjutanten waren „die Kontingentssoldaten" des Tales, d. h. die Mannschaft, welche das Reichstal in Kriegszeiten dem Reiche zu stellen hatte und die in Friedenszeiten die Polizei übernahmen und als Ratsdiener fungierten. Sie bestanden aus fünf Infanteristen: drei Gemeine, ein Gefreiter und ein Korporal — und aus einem Reiter, der den Titel „Kontingentsritter" hatte.

Wir werden später von diesen Biedermännern hören.

Als die ersten fünf Jahre um waren, merkte der Hansjörg, daß die Stube ihren Mann ernähre; er steigerte deshalb bis das Lichtlein löschte und bekam die Stube abermals, aber um die doppelte Summe. Dies geschah am Ende des Jahres 1776. Aber um die gleiche Zeit geschah noch etwas. Der alte Reichsvogt Harter starb.

„Am 7. November 1776,“ so berichtet das Ratsprotokoll, „zwischen 1 und 2 Uhr nachmittags, hat der Herr Reichsvogt Franz Harter im 76. Lebensjahr, im 47. der Reichsvogtei, diese Zeitlichkeit mit der ewigen Glückseligkeit verwechselt.“

Alsbald gingen die Kontingentssoldaten als Extraboten nach Gengenbach, Zell und Offenburg, um dem Prälaten des Klosters und den Reichsstadtschultheißen der Nachbarstädte das Ableben des Reichsvogts zu vermelden.

Deputationen aller dieser Reichsstädte erschienen bei der Beerdigung, die in Zell stattfand, weil der Reichsvogt in Unterharmersbach gewohnt hatte, das nach Zell eingepfarrt ist.

Der Pater Großkellner des Klosters vertrat den Abt und ließ gleich nach dem Trauergottesdienst den Ratschreiber des Reichstales, Sevegnanj, ins Pfarrhaus kommen und erklärte ihm, der Prälat werde bis zur Präsentation des neuen Vogts einen Stabhalter ernennen.

Die Bauern trauten der direkten Einmischung des Klosters nicht und hatten während der langen Regierungszeit des verstorbenen Reichsvogts vergessen, was in diesem Falle Rechtens sei.

Zwei Zwölfer reiten deshalb nach Offenburg und befragen ihren ehemaligen, jetzigen Offenburger Ratschreiber Sichler, der ihnen erklärt, der Prälat habe kein Recht, einen Stabhalter zu setzen, er solle warten bis zur definitiven Wahl.

Indes hat der „Holzsepple“ von Gengenbach ein Schreiben gebracht, wonach der Zwölfer Lehmann vom Abt als Stabhalter gesetzt sei.

Die Zwölfer, der junge Rat und der große Rat der Bauern, insgesamt 100 Reichsburen, versammeln sich darauf und lehnen einstimmig den Stabhalter ab.

Der Prälat macht gute Miene zum bösen Spiel und schreibt den Zwölfern, seinen „besonders geehrten und lieben

Herren und Nachbarn" — sie möchten an die definitive Wahl eines Reichsvogts denken.

Wer soll lebenslänglicher Reichsvogt, Herr über Leben und Tod, werden? — das war nun eine Frage, welche den Rat der Alten und die gesamte Bauernschaft talauf und talab in Atem hielt und dies um so mehr, als fast ein halbes Jahrhundert keine Wahl mehr stattgefunden hatte.

Wie oben bemerkt, hatten die Bauern einen Kandidaten aus dem Rat zu nominieren und der Rat einen aus der Gemeinde, der Abt von Gengenbach aber die Entscheidung.

Die Abstimmung der Zwölfer ist noch vorhanden und zeugt von der damaligen Naivität. Die meisten Ratsherren konnten nicht schreiben und diktierten dem Gerichtschreiber den Kandidaten mit dem Namen, den der Betreffende im Volke trug.

Stimmen bekamen: Der Serrer-Hans, der Grundjok und der Winkelbur, die meisten aber der Stubenwirt, jedoch mit dem Beifügen „aber ab der Stube", d. h. er sollte nicht mehr Stubenwirt sein.

Wie staunte das Tal, als es hieß, der Rat der Alten habe den Stubenwirt, seinen Herbergsvater, zum Oberhaupt der Reichsgemeinde vorgeschlagen!

Die Bauern hatten nun auch zu küren, und sie präsentierten den „Zwölfer" Gabriel Breig, Bauer im Mietenspach, genannt der Lunzenbur.

Wem wird der „gnädige Herr von Gengenbach", damals Abt Jakob Trautwein, den „Stab überreichen"? Kenner der Lage zweifelten nicht am Siege des Stubenwirts.

In der Stube kehrten die Klosterbeamten ein, wenn sie des Zehntens oder sonstiger Geschäfte wegen ins Reichstal mußten. Alljährlich einmal kam auch der Klosterschaffner (Rentamtmann) mit einigen Patres und hielt das „Freigericht" ab, und sie dinierten dann beim Hansjörg und beim Kätherle.

Ein kaiserliches Privileg hatte den Äbten den Schmerz,

nicht mehr Gerichtsherren im Harmersbacher Tal zu sein, durch das Recht versüßt, alljährlich drei Freigerichte, bei denen jedermann Recht holen konnte, in ihrem „Freihof" zu Harmersbach abhalten zu können. Der Vogt und die Zwölfer mußten in ihrer Amtstracht (schwarzen Mänteln mit Halskrause) dem Freigericht anwohnen — an einem von den Gengenbacher Richtern sie trennenden, besonderen Tische.

Die Äbte begnügten sich aber in den letzten Jahrzehnten mit einem Freigericht, und auch das fand bloß noch statt, um den Schein zu wahren.

Der Klosterschaffner, zugleich Justitiar des Klosters, begrüßte dabei den alten Rat und erklärte, der gnädige Herr wolle nur ein Gericht abhalten wegen der guten Nachbarschaft mit dem Reichstale. Der Gerichtschreiber — als der Sprecher des Rates — dankte für diese Gesinnung und erwiderte mit einigen Komplimenten. Hierauf wurde pro forma irgend ein Rechtsfall entschieden, und dann ging's zur „gemeinsamen Speisung" auf die Stube.

Hier hatte der Hansjörg zweifellos stets den charmanten Wirt gespielt und das Wohlgefallen der Patres sich errungen. Als er nun präsentiert wurde zum Reichsvogt, da war der „gnädige Herr" um so weniger im Zweifel, als der Bauer Breig ein Demagog war und das Vertrauen der Bauern nur deshalb besaß, weil er gerne über die Obrigkeiten räsonierte, eine Eigenschaft, welche die Untertanen zu allen Zeiten zu schätzen wußten. —

Im Kloster Gengenbach war man aber doch etwas verschnupft wegen der Ablehnung des Stabhalters und ließ darum die Bauern auf die definitive Entscheidung ziemlich lange warten.

Erst am 13. Jänner 1777 kam der Prälat mit dem Oberschaffner, dem Küchenmeister und zwei Sekretären, um dem von ihm erkürten Hans Georg Bruder „den Stab zu überreichen".

Mit Böllerschüssen und einem Spalier von 100 Mann Bürgerwehr wurden die Klosterherren vom alten und jungen Rat und der Bauernschaft empfangen. Auf der Stube ward dem neuen Reichsvogt der Stab gereicht, das Zeichen seiner Herrschergewalt. Sodann schwor er den üblichen Eid, ebenso die Zwölfer.

Die gesamten Reichsbauern aber huldigten hierauf dem Vogt und beschworen die „Schwörartikel", d. i. die Satzungen, nach denen Recht und Gerechtigkeit geübt und befolgt werden sollte.

Nur einer fehlte bei der Feierlichkeit — der Lunzenbur Gabriel Breig. —

Der alte Zimmermann im Riersbach und sein Weib erlebten noch die Erhöhung ihres Hansjörg.

Wer aber geglaubt hätte, dieser würde jetzt stolz, dem Wunsche seiner Wähler entsprechend, die Stubenwirtschaft aufgeben und es unter seiner Würde finden, seinen Untergebenen Würste zu machen und Schoppen zu kredenzen, hätte die Rechnung ohne den damaligen Stubenwirt gemacht.

Der neue Reichsvogt stellte alsbald an den alten Rat das Ersuchen, ihm die „Stube" zu lassen. Der junge und der große Rat wurden einberufen, und dieser „verstärkte Rat" beschloß, den „Reichsvogt als Stubenwirt zu belassen. Sollten aber Verdrießlichkeiten entstehen, so hat er alsbald abzuziehen".

Die erste Schlauheit hatte so der Hansjörg in seinem eigenen Interesse gezeigt. Und wir dürfen ihn darob nicht tadeln.

Die Ehre, Reichsvogt zu sein, trug kaum über 100 Gulden, und bezog der Mann bei einer Reise zum Reichskammergericht nach Wetzlar nur 2 Gulden Tagesgebühren. Die Stube ernährte ihren Wirt weit besser, und darum suchte der Hansjörg diese beizubehalten, und er hatte recht. Ohne Stube wäre er allerdings Reichsvogt gewesen, aber dabei nur Metzger, der sein Handwerk nicht treiben durfte.

Wem die Würde ihres Mannes in den Kopf stieg, das war das Kätherle, die Reichsvögtin. Noch nicht dreißig Jahre alt, da sie zu dieser Ehre gelangte, nachdem sie bisher nur in der Küche gestanden und für die Reichsbauern gesotten und gebraten hatte, ist es auch ihr als einem Wibervolk nicht zu verübeln, wenn sie etwas „hoffärtig" wurde und sich fühlte.

Es ist dies ja eine bekannte, weibliche Schwäche, daß die Frauen auf die Titel und Ämter ihrer Männer weit stolzer sind, als diese selbst.

Wir wissen ja, daß sogenannte Damen die Titel ihrer Männer mit Wollust auf ihre Visitenkarten drucken lassen. Wir können lesen Frau Oberamtmann X., Frau Amtsrichter Z., Frau Ministerialrat O. Und doch war ein lebenslänglicher Reichsvogt im Harmersbacher Tal ein weit mächtigerer Herr als die eben genannten, hatte Gewalt über Leben und Tod, das Begnadigungsrecht eines Fürsten und als nächsten Vorgesetzten nur den Kaiser, „an dessen Tafel zu Wien täglich ein Stuhl reserviert war für den Vogt von Harmersbach", während mancher Oberamtmann nur der Diener seines Herrn Ministers ist, der selbst von heut auf morgen ins Nichts zurückkehren kann.

Nicht bloß der Reichsvogt hatte in der kleinen, alten Kirche einen eigenen Stuhl, sondern auch die Vögtin, und diese Ehrenstühle waren breit genug für drei Personen. Drum erlaubte sich hie und da eine Reichsbäuerin, neben die neue Reichsvögtin zu knieen, aber da war Feuer im Dach. Die Vögtin wollte nicht, daß der „Plebs" neben ihr stehe, so wenig als die Baronesse oder die Gattin irgend eines höheren Staatsmandarinen eine Freude hätte, wenn eine gemeine Bürgersfrau zu ihr in die Theaterloge käme.

Doch die Reichsbäuerinnen von Oberharmersbach waren auch nicht auf den Kopf gefallen. Eines Morgens fand die Reichsvögtin an ihrem Stuhl den folgenden Vers angeschrieben:

Vögte[1], Vögte, du hoffärtige Frau,
Wenn der Vogt stirbt,
Bisch a Frau wie an' andere au.

Das wirkte. Fortan sah das Kätherle nicht mehr scheel auf die Reichsbäuerinnen in der Kirche, und nach wie vor amtierte sie in der Küche für deren Männer. Wie wir sehen werden, hatte sie trotz ihrer Würde doch manches zu leiden, was sie fortan in der Demut erhielt.

Daß der „Hansjörg" gleich bei seinem Amtsantritt auch seinem Kollegen in der benachbarten Reichsstadt Zell die Aufwartung machte, verrät uns den „gebildeten" Mann im neuen Vogt, und daß er dazu auch „die Vögtin" mitnahm, macht uns den ehemaligen Bauer im Riersbach gar zum vollendeten „Kavalier", der wußte, was Brauch ist.

Reichsschultheiß in Zell war damals ein Herr Dyrr aus Gengenbach, welchen das dortige Kloster hatte studieren lassen, und den der Abt, dem die freie Wahl des Stadtschultheißen zustand, als einen Mann seines Herzens zum Oberhaupt von Zell ernannt hatte.

Es war eine mondhelle Nacht, da der Reichsvogt von Zell her ins Tal zurückfuhr. Als er am Morgen schon den „Galgen" passiert hatte, der gerade in der Mitte zwischen Unter- und Oberharmersbach stand, hing einer an demselben, den noch der alte Vogt justifiziert hatte, der aber nach guter alter Sitte als Galgenvogel hängen blieb, bis die Gebeine von selbst herabfielen.

Untertags hatte die Vögtin den Toten nicht gefürchtet; aber als sie spät am Abend vorüberfuhren und der Nachtwind die Gebeine des Gehängten klappern machte und vom Knie abwärts nach hinten bog, da erschauerte die Frau, so daß der Hansjörg noch seinen Mantel um sie schlagen und die Pferde in Galopp treiben mußte.

---

[1] Vögtin.

Im Herbst genas die Vögtin eines Knäbleins. Aber siehe da! Es trug den Schrecken jener Nacht an seinem Leibe. Seine Beine waren gekrümmt, wie der Wind die des „Galgenvogels" gekrümmt hatte, und sie blieben dem Franz Borgias, so ward er getauft, zeitlebens.

Der arme Bube lernte nur auf „allen Vieren" gehen, auf den Händen und auf den Knieen, die erstern auf zwei kleine Schemel gelegt, die letztern mit Leder oder Blech geschützt. Des „Vogts Krummer", wie die Leute ihn nannten, wird uns später wieder beschäftigen. —

Am 16. Jänner 1777 präsidierte der „Hansjörg" zum erstenmal dem „Reichsgericht" im Rate der Alten. Der Zwölfer und Gegenkandidat Gabriel Breig fehlte abermals, was man ihm nicht verübeln kann, da derartige „Jalousie" auch bei Gebildeten vorkommt und noch im 20. Jahrhundert.

Gleich die erste Sitzung trug das Gepräge aller folgenden, was das Material betrifft.

Es ist nämlich auffallend, was für „böse Zungen" die Harmersbacher Reichsbauern hatten. Sie meinten, wie mir scheint, ihre Freiheit bestehe in schrankenlosem Schimpfen und Lästern, vorab gegen die weltliche Obrigkeit, und dann aber auch gegen ihre andern Mitmenschen.

Sechzig Prozent aller Gerichtsfälle unter dem letzten Reichsvogt bezogen sich auf derartige Ehrenkränkungen.

Es ist kulturhistorisch interessant, diesen Rechtsfällen etwas zu folgen. Ich führe deshalb einzelne derselben aus der Zeit des letzten Vogtes an, teilweise auch zu seiner Charakteristik.

So erscheint am genannten 16. Jänner vor Gericht Hans Breig, des „Poly-Josefles Sohn aus den Waldhäusern." Er hat sich mit der „Luitgard Jülgin" vergangen und erhält samt dem Mädchen das nach den „Schwörartikeln" übliche Urteil: 12 Gulden Strafgeld, viermal 24 Stunden Turm und Ausstellung am Sonntag vor der Kirche im spanischen

Mantel und Kragen[1]. Allein des „Poly-Josefles" Hans hatte auch den ganzen Rat beschimpft und besonders den „Zwölfer" Isemann und den alten Gerichtschreiber Sevegnani aufs gröblichste insultiert und sollte nach „gemeinem Recht", weil schon vorbestraft, auf einige Zeit des „Landes", d. i. des „heiligen römischen Reichstales" verwiesen werden, „weilen aber der Herr Reichsvogt zum ersten Male dem Reichstale vorsitzt, so soll aus besonderer Gnad die Landesverweisung nachgesehen werden, dergestalten jedoch, daß er vordersamst einem ganzen löblichen Magistrat und insbesondere dem Herrn Isemann und dem Gerichtschreiber eine öffentliche Abbitte tue."

Wir sehen, der Hansjörg wußte auch, was Fürstenbrauch ist beim Regierungsantritt, und sprach eine Begnadigung aus.

Der zweite „Kalumniant" wurde nicht begnadigt, obwohl einiger „Humor" in seinem Schimpf lag. Es hatte in der „Stube", also in des Reichsvogts Wirtschaft, der Reichsbürger und Metzger Allgaier gesagt, „der verstorbene Vogt, Franz Harter, sei ein Kaib (schlauer, boshafter Mensch) gewesen und wenn ihn der Teufel noch nicht habe, solle er ihn annoch holen". Der Hansjörg wollte seine Unparteilichkeit seinen Gästen gegenüber zeigen, und der biedere Metzger wurde verurteilt, „einen Widerruf zu tun, drei Gulden in die Gemeindekasse, einen Gulden für Wachs in die Kirche zu bezahlen und 24 Stunden in den Turm zu schlupfen".

Gnädiger kam der schwerste Sünder beim ersten Gericht weg. Der verheiratete Bauer „Hans Georg Breig aus dem Billensperg" hatte seine Magd, „des Hanneßles-Joken Tochter" Anna aus dem hintern Hambach, entehrt, und waren

[1] Diese bestanden aus Holz, resp. Brettern, in welchen die Sünder und Sünderinnen vor allen Kirchgängern nach dem Gottesdienst ausgestellt wurden. Für die Mädchen auch aus Gesundheitsrücksichten eine zu harte Strafe!

beide geständig. Die Delinquenten, so lautet das Urteil, sollen „in Betracht der Kälte und mißgünstigen Witterung noch nicht eingesperrt und ausgestellt und die Bestrafung auf eine gelegenere Zeit verschoben bleiben. Sie sollen sich meiden und einstweilen umb Geld schauen, damit sie die Strafe[1] bezahlen können".

Mit diesen drei Urteilen, wovon zwei Ehrenkränkungen betrafen, schloß die erste Sitzung.

Im März des folgenden Jahres nennt der Freiknecht[2] Johann Schüle die Reichsvögtin „ein liederliches Weib". Jetzt zeigt sich der Hansjörg in seiner ganzen Größe. Der schwere Kalumniant kommt mit dem Urteil davon, „die Frau Vögtin unter Darreichung der Hand als ein ehrliches Weib zu deklarieren und hinfüro sein Maul besser in acht zu nehmen".

Wenn das heute einer Oberamtmännin passierte? Der Sünder bekäme mindestens ein halbes Jahr Arrest und, wenn's die Oberamtmännin machen könnte — ewiges Zuchthaus.

Im folgenden Juni wünscht ein Reichsbauer, Anton Graf, „das Donnerwetter solle die Herren (den alten Rat und Vogt) samt dem Bildstöckle in Erz-Grundsboden verschlagen". Buße: Muß zweimal vierundzwanzig Stunden in Turm schlupfen.

Als der Reichsvogt im Februar 1779 mit andern Bauern des Tales vom Haslacher Markt heimritt, begegnete ihnen

---

[1] Im kommenden Frühjahr wurden dann beide zu acht Tagen Eintürmung bei Wasser und Brot und der Bauer zu 75 Gulden, des „Hanneßles-Joken" Anna zu 25 Gulden verurteilt. Sie erhielt zu viel an Strafe, der Bauer zu wenig.

[2] Dieser war ein Klosterbeamter. Das Kloster Gengenbach hatte, wie oben erwähnt, einen Zehnt- und Gerichtshof im Reichstal; er hieß „Freihof" und dessen Hausmeister „Freiknecht". Die Klosterbeamten wohnten vorübergehend da, auch enthielt er „den Turm", das schwere Gefängnis, während das gelindere Arrestlokal, „Bürgerstüble" genannt, auf der „Stube" war.

in „Stöcken“[1] der Reichsbauer Anton Braun und schimpfte, trotz allen Abmahnens, auf dem ganzen Weg und besonders durchs „Vorstädtle von Zell“ hindurch bis zum Adler in Oberharmersbach über „die Herren“.

Braun erhielt drei Gulden Strafe und zwei Tage „Turm“, gewiß ein mildes Urteil für ein „zweistündiges“ Lästern der eigenen Richter und Herren.

Anno 1780 schimpft der Winkelbauer Lehmann, der vom Abt seinerzeit nominierte Stabhalter und Zwölfer, den Reichsvogt „liederlich“. Der große Mann begnügt sich mit einer „Abbitte“ und übertrifft hier selbst unsern Bismarck.

Als zwei Jahre später der Schreilesbur Josef Echle „im Rößle“ erklärt, „der letzte Vogt sei liederlich gewesen, der jetzige aber noch liederlicher“, und nur Weiber dies gehört haben wollen, weist das beleidigte Oberhaupt des Reichstales die Sache ab als „Weibergeschwätz“. Bravissimo!

1784 „schändet“ der Müller Michael Lang in Unterharmersbach den Vogt und die Zwölfer „Spitzbuben und Schelmen“ und erhält wegen „mißliebigen Urteils“ acht Tage „Turm“.

Im November 1792 meint der Bürger Josef Schmieder, der zwei Gulden zu zahlen hat wegen Fluchens, man „solle den Herren, ehe man sie um Rat frage, ins Gesicht speien“. Er bittet ab und erhält nur fünf Gulden Strafe.

1802 nennt Lorenz Nok den Gerichtszwölfer und Gemeindeförster Lehmann „eine Schmierlogel“ und erhält, weil er nicht beweisen kann, daß der Förster sich „schmieren“ läßt, einen Gulden Strafe.

Aber nicht bloß von den freien Bauern wurden die „Herren“ gelästert und geschändet, sondern auch von ihren nächsten Unterbeamten, „den Kontingentssoldaten“. So schimpft der „Kontingentsritter“ Ulrich Jülg den Ratsherrn

[1] Zwei Stunden unter Harmersbach beim Ausgang ins Kinzigtal.

Andreas Winterhalter, er sei „ein Viehkerle wie der Schulz von Zell", und schlägt ihm die Hand ins Gesicht. Er bekommt als Urteil von einem Kontingentsinfanteristen 50 Stockprügel aufgemessen, „Hinterböller" genannt, und 2 Tage Arrest wegen — Insubordination, reitet aber ruhig weiter im Dienst.

1791 erhält der „Kontingentssoldat" Brucher wegen liederlichen Briefbestellens und Ungehorsams gegen die Obrigkeit 25 Hinterböller und 2 Tage Turm. Der gleiche Biedermann bekam schon drei Jahre zuvor wegen Schnapsstehlens im Wirtshaus 26 Stockstreiche.

Im Jänner 1793 werden den Kontingentssoldaten Lehmann, Brucher und Borho wegen respektwidrigen Schimpfens auf den Magistrat und weil sie die Ordonnanzen mit Unwillen und schlecht besorgen, je 25 Stockprügel vom Korporal „aufgeladen".

Sie waren scheint's „unabsetzbar"; denn entlassen wurde nie einer, selbst nicht der vielbestrafte Brucher.

Höchst interessant sind die Urteile bisweilen auch, wenn ein Ratsmitglied gestraft werden sollte. So wird der Zwölfer und Kollege Josef Schüle, ein trinkbarer Mann, der schon einmal wegen „Saufens und Schimpfens" des Rates entsetzt war, 1788, weil er seinem eigenen Knecht Veranlassung gegeben, die Herren zu beschimpfen, verurteilt, „zur Warnung" jedem Ratsherrn einen Schoppen Wein zu bezahlen, der Knecht aber wird 24 Stunden „eingetürmt".

Dem gleichen Schüle sagte ein Jahr darauf der „Schwarzmichel" im Wirtshaus, „er sei, von seiner Zwölfer-Herrlichkeit abgesehen, ein voller ‚Sautrog'". Der Schwarzmichel muß 3 Gulden bezahlen und den Herrn Rat als „ehrlichen Mann" erklären. Als „nüchternen Mann", meint der Michel, könne er ihn nicht taxieren, aber die Ehrlichkeit wolle er ihm nicht absprechen.

Im Jahre 1795 schlug sich der Ratsherr Isemann mit dem Knecht Jakob Faißt in Raufhändeln. Der Knecht

zahlt 2 Gulden Strafe, der Herr Kollege aber soll seinen „Mitzwölfern" drei Maß Wein aufstellen.

Der Reichsbürger und Bauer Johann Isemann soll den Magistrat beschimpft und gesagt haben, „es sei keiner einen Batzen (12 Pfennig) wert". Er entschuldigt sich mit der Ausrede, nur gesagt zu haben, er würde keinen der Herren um einen Batzen kaufen, und wird freigesprochen.

So wenig scharf im allgemeinen der Reichsvogt und der alte Rat eigene Beleidigungen rächten, so peinlich wachten sie über die Ehre ihrer Untertanen.

Ein Bauer hatte einen andern „ohne dessen Verschulden" einen „Hoffartsnarren" gescholten und muß zwei Gulden Strafe bezahlen und unter Darreichung der Hand abbitten.

Eine Frau hat die nach einer Gerichtssitzung aus dem Rathaus tretenden Parteien „Kaiben" genannt und erhält 24 Stunden „Turm". —

Merkwürdig und für unsere Zeit lehrreich ist auch die Handhabung der Sitten- und Zuchtpolizei unter dem letzten Reichsvogt. Da wurde die löbliche Prügelstrafe nicht gespart, und schon im ersten Jahre seines Amtes stellt der Hansjörg einen neuen „Stockknecht" an in der Person des Josef Isemann, genannt „Buttersepp". Seines Dienstes soll es sein, die Gefangenen zu verwahren, die Gefängnisse rein zu halten und die „Hinterböller", so der Rat den Zivilpersonen „zumißt", auszuteilen. Des Stockknechts Gehalt ist Steuerfreiheit, 12 Gulden Wartgeld, falls es zu lange geht, bis er etwas durchs Prügeln verdient, und ein Gulden Haftgeld. Damit der „Buttersepp" bei der Exekution nicht zu schwach und zu weich wird, soll ihm jeweils vorher eine halbe Maß Wein und für zwei Kreuzer Brot verabfolgt werden.

Ferien hatte der Stockknecht nie zu lange. Der Reichsvogt sagte ihm wohl mit dem Wachtmeister in Wallensteins Lager:

Alles Weltregiment, muß er wissen,
Von dem Stock hat ausgehen müssen.

Die Strafe wegen einfachen Vergehens gegen die Sittlichkeit kennen wir bereits. Bei schweren Fällen ging es ganz scharf zu. So wird im März 1777 in Gegenwart des alten und jungen Rates und des Ausschusses gegen Joachim Hertig wegen wiederholter „Blutschande" mit der ihm im zweiten Grade verwandten Rosine Schüle folgendes Urteil gefällt:

Die beiden Delinquenten sollen drei Wochen bei Wasser und Brot eingetürmt und an drei Sonntagen ausgestellt werden mit einer Tafel am Halse, welche die Inschrift trägt: „Strafe wegen wiederholter Blutschande." Alsdann soll der Hertig auf zehn Jahre des Reichstals und der umliegenden Gegend auf zwanzig Stund verwiesen werden bei Galeerenstrafe, wenn er dies Verbot übertritt. Das Mädchen kommt „aus besonderer Gnad" auf seine Kosten ein Jahr ins Zuchthaus nach Straßburg und darf alsdann sechs Jahre lang nicht aus dem Reichstal, keinen Tanz und keine Hochzeit besuchen und muß alle zwei Monate der Obrigkeit ein Zeugnis bringen über „verrichtete Beicht".

Hertig muß „eine Urfehde" schwören, das, was ihm diktiert ist, zu halten und sich auf keinerlei Weise zu rächen.

Dieses Urteil hatte der eigentliche Rechtskonsulent des Tales formuliert. Obwohl der Gerichtschreiber juristische Kenntnisse besaß, so hielt sich die Reichsvogtei noch einen besonderen Konsulenten, und das war in der Regel der Stadtschreiber von Offenburg, der vielfach den Titel Hofrat führte. In ganz wichtigen Sitzungen präsidierte er auch dem Gericht in Harmersbach. —

Im April des gleichen Jahres haben die zwei Geschwister Johann und Magdalena Heizmann ihren Stiefvater Lorenz Armbruster, der ihnen gute Ermahnungen gab, angegriffen und geschlagen. Beide sollen, da sie die frühere Warnung, ihm zu gehorsamen, mißachtet, eine Woche eingetürmt werden. Am Sonntag nach dem Gottesdienst soll der Sohn „andern zum Exempel" mit 15 Hinterböllern versehen werden, und Mutter und Tochter müssen zuschauen.

Da die Mutter, welche mit im Spiel war, sich weigert, heimzukehren zu ihren andern Kindern und besser hauszuhalten, wird sie ebenfalls so lange eingetürmt, bis sie sich eines Bessern besonnen hat.

Der Zimmermann aus dem Schreilesgrund gibt einem jungen Buben wegen „entsetzlichen" Fluchens ein paar Ohrfeigen. Der Bub erhält vom Rat noch zwei Tage „Turm", 15 Hinterböller vor dem Rathause und bezahlt für 15 Batzen Öl in die Kirche. Die Eltern werden verwarnt, ihren Buben besser zu erziehen.

Heutzutage bekäme vor einem Schöffengericht der Zimmermann 10 Mark Strafe wegen der Ohrfeigen, der Bub aber ginge frei aus!

Der Riesper-Seppl hat in der Granatschleife dem „Luzele", einer Witwe, „Schandtaten zugemutet", wird deshalb eine Woche in den Turm gesetzt, erhält am Sonntag coram publico 25 Hinterböller und hat sich bei Verlust des „Bürgerrechts" einem Bauern zu verdingen, damit er vom Müßiggang wegkommt.

Sein Bruder Franz Hertig hat wider alles Verbot gemetzget und ist auf Vorladung nicht vor der Obrigkeit erschienen; er spaziert mit dem Seppl in Turm und wird am Sonntag ebenfalls mit 10 Hinterböllern „angesehen".

Diebstähle wurden streng geahndet. So stiehlt Johann Lang eine Schere und erhält 25 Hinterböller vor dem Rathaus, „andern zum Exempel, ihm aber zur Lebensbesserung", wie der Vogt in seiner fürtrefflichen Weisheit meint.

1793 stiehlt der Schneiderlehrling Jakob Harter dem Sebastian Breithaupt auf Rodt eine Geiß und verkauft sie in Diersburg. Urteil! Soll auf sechs Jahre dem königlich kaiserlichen Militär übergeben werden.

Köstlich ist es überhaupt, wie man als Strafe die Leute zum Militär sandte. So wird 1793 ein Bauernsohn, Xaver Schwarz, wegen Verschwendung und Urkundenfälschung auf 6 Jahre zu seiner Besserung dem Militär übergeben. Im

gleichen Jahre ein Christian Jülg wegen wiederholten Sittlichkeitsvergehens zum Militär geschickt und soll, wenn dort nicht angenommen, mit 25 Hinterböllern gestraft und auf ewig des Tales verwiesen werden.

Anno 1790 wurden bei einem Streifzug der Bauern auf Vagabunden zwei junge Burschen aufgegriffen, der eine, Georg Jülg von Hasle, 20 Jahre alt, der andere, ein Reichstäler, 18 Jahre alt. Sie werden beide wegen liederlichen Lebens dem Militär überliefert, der erstere, weil er das Maß hat, auf 6 Jahre, der andere, weil noch zu klein, auf 10 Jahre!

Lorenz Nok, lediger Bauernsohn, wird wegen fortgesetzter Verschwendung 8 Tage bei Wasser und Brot eingetürmt und soll, wenn keine Besserung erfolgt, dem Militär übergeben werden. Ebenso Johannes Duffner wegen seines ärgerlichen Lebenswandels.

Wilderer werden ebenfalls mit „Militär" bestraft, ebenso Trunkenbolde und Lumpen, die sich nicht bessern.

Als 1794 die Landmiliz gebildet werden sollte gegen die Franzosen, erließ der Rat die Ordre, von Verheirateten nur die Lumpen zu nehmen, dann die leichtsinnigen Ledigen und erst, wenn dies nicht hinreiche, die besseren Burschen durchs Los.

Man wird sich da nicht wundern, wenn die armseligen französischen Republikaner die kaiserliche Armee überall über den Haufen warfen. Die Franzosen waren damals Soldaten in Lumpen, doch mit Patriotismus im Herzen, bei den Kaiserlichen aber meist Lumpen als Soldaten.

Die französische Revolution hat übrigens mit dieser Willkür gegen das einzelne Individuum aufgeräumt. Denn einen Kerl wegen Vagabundierens und weil noch zu klein, gleich auf 10 Jahre zum Militär sprechen, ist doch zu hart.

In unsern Tagen ist das Individuum zu frei zum Schaden der Gesellschaft. —

Strenge verpönt war unter dem letzten Reichsvogt auch

hohes Spielen um Geld. Der Wirt, der mitspielte, wurde doppelt bestraft, denn er sollte „der Vater der Gäste" sein. Eine Hauptspielhöhle war das Wirtshaus zum „Rößle". Der „Rößlewirt" hatte einem Gast im Spiel sieben Louisdor abgenommen und wird deshalb verurteilt, das Geld herauszugeben und 20 Gulden Strafe zu zahlen. Im „Rößle" verspielte 1780 der Bauer Johannes Frech mit seinem Kollegen Konrad Breig 155 Gulden und vier Waldteile. Jeder wird drei Tage eingetürmt, das Verspielte als unverspielt angesehen, beide werden mit Geld bestraft und beiden das Spielen in Zukunft verboten.

1792 spielten der damalige Ratschreiber Bruder und der schon bekannte trinkbare Zwölfer Schüle miteinander. Der letztere drohte hiebei dem ersteren mit dem Messer und wird verurteilt, den Ratsherren je einen Schoppen zu zahlen und dem Schreiber Abbitte zu leisten mit der Androhung schwerer Strafe, wenn es wieder vorkäme. Dem Ratschreiber wird bei diesem Anlaß der Vorwurf gemacht, daß er mit „liederlichen Leuten" spiele. —

Nach „Betzeit" durfte in den Wirtshäusern nicht mehr getanzt und jungen Leuten, bei Verlust des Guthabens, vom Wirt zu keiner Zeit etwas geborgt werden. „Nachtschwärmerei" lediger Burschen wurde mit Turm bestraft. Ähnlich Fluchen und Schwören, Schwänzen der Christenlehre und Schwätzen in der Kirche.

1801 erhält z. B. das Eheweib des Josef Kaspar, weil es vor Gericht den Ausdruck gebraucht: „Wer unrecht hat von uns, den soll der Teufel holen", 24 Stunden Turm.

Weil bereits die Folgen der französischen Revolution in dem Frankreich so nahen Reichstale sich fühlbar machen, erläßt der Reichsvogt mit dem alten Rat folgende zeitgemäße Bekanntmachung, die der Pfarrer auch von der Kanzel verlesen soll:

„Da die Wichtigkeit des Christentums und dessen Einfluß auf die allgemeine Wohlfahrt des Staates eine wirk-

same Gesetzgebung notwendig macht und man hierorts findet, daß der Eifer zur Religion, wo nicht schon gänzlich erstickt, doch schon zu erkalten angefangen habe, indem die schuldbare Vernachlässigung der christlichen Lehre bei der Jugend, das Fluchen und Schwören bei jung und alt, die Verabsäumung des Gottesdienstes zugenommen und der Eifer der Eltern, die Kinder zur Erlernung der so nötigen allgemeinen Kenntnisse in die Schule zu schicken, nachgelassen hat, so wird verordnet, daß

1) die Eltern ihre Kinder bei Vermeidung willkürlicher Ratsstrafe zur Erlernung der Religion und des Lesens und Schreibens fleißig in die Schule schicken sollen,
2) das unentschuldigte Fernbleiben von der Christenlehre an Sonntagen mit Geld und im Fortsetzungsfalle mit Turm bestraft,
3) wer flucht oder schwört, mit aller Schärfe gestraft,
4) wer an Sonn- und Feiertagen nach dem Zusammenläuten im Wirtshaus oder auf der Gasse betreten wird, mit 5 Batzen Strafe belegt und
5) ebenso wer an solchen Tagen knechtliche Arbeiten verrichtet, zu willkürlicher Strafe gezogen werden soll."

Die heutige deutsche Reichsregierung könnte sich an dem Senat von Harmersbach, dessen Oberhaupt ein Metzger und dessen Mitglieder Bauern waren, ein Muster nehmen.

Aber auch sonst erleuchtete Urteile ergingen unter Hansjörg, dem letzten Reichsvogt. So hat die Hubbäuerin geäußert, des „Müllers Andres", mit dem sie vor ihrer Verheiratung gut bekannt war, habe ihren Mann „tot beten" lassen, weshalb dieser so bald nach der Hochzeit verschieden sei.

Durch die ganze Bauernschaft ging eine Aufregung über „diese Mordgeschichte", die vor den Rat kam und mit dem Zeugenverhör mehrere Sitzungen in Anspruch nahm. Das

Urteil lautet: „Weil die Magdalena Hugin, des früheren Hubbauern Weib, durch diese einfältige und nichtige Aussage, welche nach den unter dem Pöbel verbreiteten schlechten Grundsätzen Glauben gefunden, den Andreas Kranz in seiner Ehre geschädigt hat, soll sie ihm Abbitte leisten, 15 Gulden Strafe und 5 Gulden Ersatz für versäumte Zeit bezahlen." —

So wäre die Regierungszeit des Hansjörg ruhig, weise und gerecht abgelaufen — wenn nicht sein Gegenkandidat, der Lunzenbauer Gabriel Breig, viele Unruhe in die Tage des letzten Reichsvogts gebracht hätte. Breigs Geschick war ein tragisches. Verfolgen wir es.

3.

Wegen seines schneidigen Auftretens gegen die „Herren" gehoben von der Volksgunst, hatte der Lunzenbur es nie verschmerzt, daß der Hansjörg statt seiner Reichsvogt geworden. Ja, er hatte sich „freventlich" vernehmen lassen, er habe dem neuen Vogt noch nicht gehuldigt und werde ihm auch nicht huldigen. Und als der Vogt als Stubenwirt einem Gast, dem „Lanzeseppli", mit Einsperren drohte, hatte der anwesende Zwölfer Breig die Autorität des Reichsvogts lächerlich gemacht mit den Worten: „Da will ich auch dabei sein."

Wegen beider Vorfälle wurde Breig, obwohl der Vogt bei der Gerichtssitzung in nobler Art für ihn eintrat, von den Zwölfern, die dem redseligen Kollegen auch nicht wohl wollten und ihn früher schon einmal suspendiert hatten, zu vierundzwanzig Stunden Turm verurteilt und zur Abbitte an den Vogt.

Da dieser die Anzeige gemacht hatte und die Zwölfer, die sonst milde waren in diesen Dingen, vorab gegen einen Mitzwölfer, so scharf gegen ihn vorgingen, wurde der Breig hoch erbittert über Kläger und Richter. Aber er unterwarf sich.

Die Bauern hingen aber jetzt noch mehr an ihm. Der „Schreiles-Bur" Echle hatte im Wirtshaus zum Rößle laut gesagt, der „einzige rechte Herr auf der Ratsstube, das ist der Breig". Je mehr der aber von den Bauern gelobt wurde, um so mehr verlor er natürlicherweise bei seinen Amtsgenossen.

Da trat ein Ereignis ein, welches den Breig zum Bauernkönig machte.

Schon längst bestand Streit zwischen der Reichsstadt Zell und dem Reichstal wegen des gemeinsamen Niller Forstes. Dieser jetzt noch stattliche Tannenwald am Nill- und Brandkopf lag im Territorium des Reichstals. Oberlehensherr war von fränkischer Vergabung her der Abt von Gengenbach, und die Verwaltung hatten die Zeller, so daß die Reichsbauern nur mit Genehmigung der Reichsstädtler Holz in dem Forst fällen durften, während diese als Oberförster sich selbst den Bedarf zudiktierten.

Die Bauern kommen überall zu kurz in der Welt, und selbst den Reichsbauern ging es nicht besser. Die Harmersbacher protestierten und prozessierten oft dagegen, weil sie die Territorialherren und darum auch die Verwalter des Forsts wären, jedenfalls aber die Zeller nicht zu fragen hätten, wenn sie auf ihrem Gebiet Holz schlügen. Sie zogen aber bei Gericht stets den Kürzern.

Anfangs der achtziger Jahre hatten sie sich, namentlich auf des Zwölfers Breig Betreiben hin, wieder aufgelehnt gegen die Bevormundung und holten Holz im Niller Forst, ohne die Anweisung der Zeller abzuwarten. Ja, sie drohten, jeden Zeller Bürger zu arretieren, der in den Wald und damit auf ihr Territorium käme.

Jetzt gingen die Reichsstädtler mit Gewalt vor und verhafteten am Feste ihres Kirchenpatrons Symphorian, an welchem die Unterharmersbacher Bauern, die nach Zell eingepfarrt waren, zahlreich in die Stadt kamen, die zwei Gerichts-Zwölfer Gabriel Breig und Franz Borho. Dies war am 22. August 1782 geschehen.

Noch am gleichen Tage entstand deshalb im Reichstal ein allgemeiner Aufruhr. Die Bauern erhoben sich und verlangten von ihren „Rottmeistern" nach Zell geführt zu werden, um die „gefangenen Herren" herauszuholen. Der Reichsvogt verbot dies mit aller Energie und beschwichtigte die Bauern unter Hinweis auf den Rechtsweg. Ein Extrabote ward an das Kammergericht nach Wetzlar gesandt, von wo aber erst unterm 6. und 29. November Befehle an die Zeller ergingen, den Zwölfer Breig zu entlassen. Er allein saß noch in Gefangenschaft; den Borho hatte man schon am Tage nach der Verhaftung gegen Kaution freigegeben, Breig aber eine solche zu stellen sich geweigert.

Die Zeller erklärten in gut altdeutschem Respekt vor dem kaiserlichen Obergericht: „Wenn noch 50 Befehle von Wetzlar kommen, so geben wir den Breigen nicht frei."

Jetzt ward der Gabriel zum Märtyrer seines Volkes und zum Bauernkönig. Besuchen durften ihn — doch erst, nachdem er schon sieben Wochen gesessen war — sein Weib und seine Kinder, aber die Bauern konferierten furchtlos mit ihm an Sonntagen vor dem Rathause in Zell, wo er eingesperrt war und oben aus dem Gitterfenster zu ihnen herabsprach.

Als der Lunzenbur sah, daß der kaiserliche Kammerrichter in Wetzlar ihm nicht helfen könne, sann er mit Recht auf Selbsthilfe und gewaltsame Befreiung. Er brachte den Bauern nach und nach bei, ihn zu holen. „Er werde," so rief er von seiner Zelle herab den Bauern zu, „nachts von bösen Geistern geplagt, und die Zeller hätten gedroht, ihn eher auf dem Stroh verfaulen zu lassen, als frei zu geben."

So wurden die Bauern immer aufgeregter und drohender, die Zeller aber reizten, so gut es ging. Offiziell und im Wirtshaus sagten sie: „Die Harmersbacher Riesen sollten nur kommen und den Breigen holen." Es war, wie wir sehen werden, Plan in dieser und ähnlichen Redensarten der Reichsstädtler.

Der Bauer ist der beste Kerl von der Welt. Bis er Revolution macht, muß viel passiert sein, und das ist ein Trost für die großen und kleinen Herren zu allen Zeiten gewesen, daß das Landvolk sich namenlos viel gefallen läßt, bis es einmal genug geschunden ist und zum Dreschflegel und Schießprügel greift.

So ging es auch im Reichstal. Erst nachdem Breig 27 Wochen gesessen, wiederholt und vergeblich das Reichsgericht um Hilfe angerufen war, die Zeller lange genug gehöhnt und gespottet und die bösen Geister „den braven Herrn Breig" viele Nächte lang geplagt hatten, schritten die Bauern zur Tat. Weib und Kinder des Märtyrers waren zudem in den ersten Monaten des Jahres 1783 im Reichstal von Haus zu Haus gegangen und hatten gejammert, wie alles auf dem Hofe zugrunde ginge, und wie sie krank würden vor Heimweh nach dem Vater und vor Kummer um denselben.

Dieser hatte, standhaft wie ein Held den Zellern gegenüber, seinen Unmut „vertrunken". „Täglich habe er," so sagten die Zeller später, „wenigstens 6—8 Maß Wein und auch Kaffee und Schnaps verbraucht und so bei 420 Gulden beim Wirt versoffen". Die bösen Geister habe er nur „im Rausch" gesehen, und sie kämen nur von seinem „vielen Saufen" her.

Die guten Zeller vergaßen aber bei Angabe des Weinquantums, daß dem Breig ihre eigenen Kontingentssoldaten Gesellschaft leisteten. Von diesen waren beständig zwei Mann beim Lunzenbur in der Stube und einer vor der Türe zur Bewachung, weil man den Bauern nicht traute.

Diese Zeller Reichssoldaten haben zweifellos tapfer mitgetrunken mit dem wackern Gabriel, der kaum schreiben, noch weniger lesen konnte und deshalb in alter Ritterart zum Zeitvertreib den Humpen schwang. —

Item der Gabriel hatte nach 27 Wochen genug und die Bauern auch. Es kam die Fastnacht 1783. Noch vor

den stillen Tagen der Fastenzeit sollte Breig herausgeholt werden.

In der Nacht vom Fastnachtsonntag auf Montag, vom zweiten auf den dritten März, klopften Herolde in Berg und Tal an allen Bauernhöfen und an allen Taglöhnerhäusern der Reichsvogtei und riefen: „Aufgestanden! Wir wollen unsern Herrn in Zell holen. Zusammenkunft beim Adler." Und es blieben wenige liegen. Vom 20jährigen ledigen Burschen bis hinauf zum 70jährigen Greise erhoben sich die Reichsburen und liefen, mit Stecken, Krempen (Piken), Hämmern und Gewehren bewaffnet, dem Adler zu — an der Grenze zwischen Ober- und Untertal. Keiner hatte versäumt, einen tüchtigen Schluck Schnaps zu nehmen, und manche waren gar nicht im Bette gewesen, sondern hatten beim Fastnachtssonntag-Trunk den Montag abgewartet.

Den Vogt hatten schon am Sonntagnachmittag sechs Bürger von dem Vorhaben unterrichtet. Er verbot es, und kein Ratsmitglied beteiligte sich an der Sache, von der alle wußten und die zweifellos alle billigten, nicht des Breigen, wohl aber der Zeller wegen.

Gegen vier Uhr morgens setzte sich der Zug in Bewegung. Die Zahl der Mannen schwankt, die Bauern sagten aus, es seien nur 2—300 gewesen, die Zeller schätzten 5—700. An der Spitze marschierten die drei zur Rettung Breigs zunächst Berufenen: „Der schwarze Hans", des Schmieds Sohn; er ging in der Mitte mit einem schweren Hammer, rechts und links von ihm „der lange Franz" mit einem Krempen und „der Kaste-Toni" mit einem „Steinschlägel"[1].

Ihnen folgten die Leichtbewaffneten, die Träger von Stöcken, Prügeln und Hacken, und den Schluß bildete die Garde — bessere Bauern, mit Feuerwaffen versehen, unter ihnen auch die Kontingentssoldaten.

---

[1] Hammer zum Zerschlagen von Steinen.

Kurz vor fünf Uhr nahten sie bei der Wallfahrtskapelle dem Gebiete der Stadt. Der dritte Zug blieb auf Harmersbacher Boden bei der Kapelle stehen, die leichten Truppen avancierten vorwärts. Das obere Stadttor war geschlossen. Eine Sektion, darunter die drei Retter, ging um die Stadt herum und an das untere Tor. Als sie dasselbe ebenfalls geschlossen fanden, schlug es der „schwarze Hans" mit seinem Hammer ein, und der „lange Franz" half mit seinem „Krempen", es vollends aufzureißen.

Währenddessen hatte der Wächter am oberen Tor Alarm geblasen, und es erschien der in der Nähe wohnende Stadtkommandant, der Kontingentskorporal Franz Josef Kapferer. Er fragte die Bauern vom Turm aus, was sie wollten. „Unsern eingesperrten Herrn wollen wir holen," riefen diese, und hatten indes das obere Tor auch eingerissen. Der Stadtkommandant gab schleunigst Fersengeld.

Unter „Hurrah" ging's vom untern und obern Tor her in die dunkle Reichsstadt, wo alles noch friedlich im Bette lag. Eine Deputation der Bauern begab sich vor das Haus des Reichsstadtschultheißen Dyrr und wollte gutmütig, wie der Bauer immer ist den „Herren" gegenüber, denselben bitten, den Breig freiwillig herauszugeben. Der Schultheiß ließ die Bauern gar nicht vor. Gereizt zogen sie ab und dem Rathaus zu.

„Potz!" drohten sie, „wir wollen unsern Herrn, den Breigen haben, und wenn er am Himmel hängt. Finden wir ihn nicht, so wollen wir den Zellern ein Feuer machen, das die ganze Stadt spürt."

Doch der Breig war bald gefunden. Vor dem Rathaus angekommen, riefen sie zum Gitter hinauf: „Guten Morgen, Breig! Wollt Ihr mit nach Harmersbach?" Der Bauernkönig konnte nicht antworten, er war bereits innen zu sehr beschäftigt. Der schwarze Hans, der lange Franz und der Kaste-Toni hatten die Rathaustüre schon gesprengt und den Kontingentssoldaten Thomas Ott von Erlenheim, der

die Wache im Vorzimmer hatte, gefaßt, ehe er Sturm läuten konnte.

Hierauf schlug der Schmied mit seinem Hammer die Gefängnistüre ein, drohte, den andern zwei Soldaten[1], die den Breig innen bewachten, das „Hirn einzuschlagen", wenn sie sich rührten, und munterte den Gefangenen auf, sich fortzumachen.

Breig packte seine sieben Sachen zusammen und folgte. Ein allgemeines „Hurrah" begrüßte ihn unten, und im Triumph ward er zur Stadt hinausgeführt. Ehe der Sakristan an der Pfarrkirche Betzeit läutete, war alles vorbei. Die braven Bauern zogen davon, ohne jemand ein Haar gekrümmt zu haben. Die Zeller aber hielt „Furcht und Schrecken" in ihren Häusern; ihre militärische Macht indes: vier Soldaten und ein Korporal, die mit dem Breig manchen Schoppen getrunken, nahm den Vorgang am wenigsten tragisch und verhielt sich völlig tatenlos.

So geschehen am 3. März 1783.

Waren die Zeller auch nicht tapfer, so war ihre Obrigkeit um so klüger. Die benützte flugs die Sache. Sie berief einen kaiserlichen Notar, Johann Lamey, und zwei Bürger aus Lahr, Christian Dürr und Jakob Voidtländer, nahm schon am 5. März ein Protokoll auf, legte es dem Reichsgericht in Wetzlar vor und klagte wegen Landfriedensbruchs.

Schlau wurden in erster Linie die „Unparteiischen" vernommen, einige Leute, die zufällig in Zell zu Besuch waren, und fremde Handwerksgesellen, die in der Stadt in Arbeit standen. Diese Fremdlinge[2] bezeugten, daß die Bauern „brav Hurrah" gerufen hätten, „etwas betrunken"

---

[1] Hans Räpple und Jakob Fischer, beide von Zell.

[2] Unter ihnen ein Georg Welser aus Distelhausen (Baden), der beim Schneidermeister Joseph Buß arbeitete, den wir aus den „wilden Kirschen" kennen, ferner ein Schmiedgeselle Schaible aus Breschbach (Württemberg) und ein Schuhknecht Armbruster aus Alt-Wolfach.

und mit ihrer Sache fertig gewesen seien, ehe die Zeugen auf den Lärm recht aufgestanden wären.

Die „verhörten" Zeller Bürger, meist früh arbeitende Bäckermeister, behaupteten, die Bauern hätten „geschossen" und gedroht, und niemand hätte sich auf die Straße gewagt. Ein Naglermeister, Bischof, der schon an seinem Gewerbe war, als die Harmersbacher einrückten, gab ihnen allein ein gutes Zeugnis mit den Worten: „Die Bauern hätten sich wie die Löwen gestellt."

Mit diesem Protokoll und einer scharfen Klageschrift ihres Anwalts Dr. Hofmann gingen die Herren Zeller an das Reichsgericht und verlangten nichts mehr und nichts weniger, als daß den Bauern des Harmersbacher Tales die Reichsunmittelbarkeit genommen und sie wieder unter Zell gestellt würden, wie die andern Bauern der angrenzenden Täler auch.

„Ein Volk, das ‚so wallachisch' sich aufführe, könne man nicht reichsunmittelbar lassen. Die Obrigkeit im Tal habe bei diesem ‚wallachischen Spiel' mitgemacht, die eigenen Kontingentssoldaten seien dabei gewesen und der ‚schwarze Hans' sei der Sohn eines Gerichts-Zwölfers."

Jetzt kam der Zeller Fuchs aus dem Loch.

Es vergingen in guter alter Gerichtsart fast Jahr und Tag, bis die Reichsbauerngemeinde zur Verteidigung aufgefordert wurde. Der Vogt berief nun auch einen Notar, Marchand, und zwei Bürger von Offenburg, Michael Vogt und Mathias Gailer, und verhörte seine Untertanen, die an dem Zuge teilgenommen. Alle bezeugten, die Herren, Vogt und Zwölfer, seien unschuldig, sie, die Bauern, hätten so gehandelt und allein gehandelt, weil das Elend Breigs und die Bosheit der Zeller sie dazu gebracht hätten.

Der Reichsvogt und die Zwölfer reichten mit diesen Angaben der Untertanen eine Gegenschrift beim Reichsgericht ein, worin sie unter anderem meinten, die Zeller hätten „ihrem unbedachtsamen und unwissenden Bauern-

volk eine Falle gelegt, um das Reichstal zu ruinieren und es seiner Privilegien zu berauben".

Wenn auch der Hinweis auf das „unwissende Bauernvolk" von seiten der Harmersbacher Herren, die selber lauter unwissende Bauern waren, etwas kühn war, so hatten sie, was die Zeller betrifft, den Nagel auf den Kopf getroffen.

Schwer ertrugen es von jeher die Reichs-Kleinstädtler, daß die Harmersbacher Bauern reichsunmittelbar und nicht, wie die übrigen Bauern ringsum, unter der Zeller Firma reichsfrei waren. Noch erhoben die Zeller, eine Erinnerung an alte Vorrechte, am St. Galli-Markt den Pfundzoll im Reichstal, an den Kreisumlagen der Zeller und ihrer Bauern zahlten die Harmersbacher einen Dritteil, und auf Reichs- und Kreistagen führte Zell für sie die Stimme — lauter Zeichen, daß sie einst unter Zell gestanden.

Aber beweisen konnten's die Zeller nimmer, und die Bauern im Reichstal behaupteten, sie seien seit „unfürdenklichen" Zeiten reichsfrei gewesen, und wiesen ihre Briefe von den Kaisern auf, von Karl IV. an.

Die Nordracher hatten es 1662 auch probiert, sich von Zell loszusagen und rechtmäßig reichsunmittelbar zu werden, aber das Reichskammergericht hatte gegen sie entschieden.

Schon 1706 hatten die Zeller den Versuch gemacht, die Harmersbacher unterzukriegen.

Gleich oberhalb der Wallfahrtskapelle steht heute noch der einstige Grenzstein zwischen dem Reichstal und der Reichsstadt mit des ersteren Wappen, dem heiligen Gallus mit dem Bären, der ein Rutenbündel trägt. Ganz in der Nähe dieses Marksteins hatten die Reichsbauern 1706 eine Wirtschaft konzessioniert. Dagegen erhob sich der Brotneid der Zeller Wirte, und das ganze Reichsregiment in Zell stand auf, bestritt den Bauern das Recht, auf eigenem Boden ein Wirtshaus zu errichten — und begann den Streit wieder wegen der Reichsunmittelbarkeit.

Zwölf Jahre dauerte der Prozeß, und dann kam es zum Vergleich, der zugunsten der Bauern ausfiel, die damals einen schneidigen Reichsvogt hatten, den Bauer Michael Kranz[1]. Der war nahezu 27 Jahre Vogt und voll Energie und Feuer bis in seine letzten Tage.

Einst hatte er einem ungeratenen Sohn, der seinen Vater mißhandelte, die rechte Hand abhauen lassen. Und als während des genannten Prozesses ein kaiserlicher Reichskommissär ihn nach Zell zitierte, erschien er nicht. Wiederholt vorgeladen, sattelt er unmutig sein Pferd, umgürtet sein Schwert und reitet Zell zu. Beim Tor angekommen, zieht er blank, gibt seinem Rößlein die Sporen und sprengt in vollem Galopp vor das Rathaus. Hier läßt er, ohne abzusteigen, den kaiserlichen Gesandten ans Fenster rufen und erklärt ihm laut: „Hier bin ich, Michael Kranz, Reichsvogt von Harmersbach, Herr über Leben und Tod, und wenn Ihr was von uns wollt, so kommt hinauf ins Reichstal, sonst verklage ich Euch beim Kaiser, denn wir sind reichsfrei und so viel wert als die Zeller auch.“ Sprach's, schwang sein Schwert und ritt davon, wie er gekommen. Respekt davor!

Von diesem schneidigen Ritt des alten Vogts erzählen die alten Bauern heute noch.

Mehr wie einmal ritt dieser Vogt nach Heidelberg, um Gutachten von der Universität einzuholen, und nach Wetzlar, das 76 Stunden weit weg war, um für die „köstlichen Freiheiten“ seines Tales tätig zu sein.

---

[1] Er war der Sohn des ebenfalls hochbedeutenden Reichsvogts Michael Kranz, der nach 26jähriger Herrschaft am 14. November 1673 starb. Geboren am 5. März 1656, wurde der Bauer Michael Kranz junior 1694 Reichsvogt und blieb es bis zu seinem am 26. September 1721 erfolgten Tod. Der damalige Pfarrer von Oberharmersbach, P. Ägidius Pistori, Konventual von Gengenbach, gibt ihm im Totenbuch das Zeugnis, daß er das Reichstal aufs lobwürdigste während vieler Kriegszeiten und Rechtskämpfe regiert und trotz furchtbarer Todesschmerzen wie ein christlicher Held gelitten habe und gestorben sei.

Im Jahre 1718 kam es zum Vergleich. Zell erkennt für ewige Zeiten das Tal als von sich unabhängig an mit dem Prädikat „Reichstal“ und gesteht ein, daß beide, Tal und Stadt, sich der Reichsunmittelbarkeit „zu gaudieren“ (erfreuen) hätten. Dagegen opfert Harmersbach die Wirtschaft ob der Kapelle und gibt zu, daß für ewige Zeiten zwischen dem Ochsen in Harmersbach und dem Hirschen in Zell keine Wirtschaft errichtet werden sollte.

Die Verwaltung der Wallfahrtskapelle solle Zell, die Gerichtsbarkeit über dieselbe dem Tale zustehen.

Die Zeller Wirte hatten jetzt gesiegt, und das war genug.

Der „ewige Friede“ wurde von den Zellern so wenig gehalten als von sonstigen großen und kleinen Potentaten. Die Breigsche Affäre und der Niller Forst gaben ihnen, wie wir gesehen, abermals Anlaß, die Reichsunmittelbarkeit den Bauern zu bestreiten.

Dieser Streit dauerte, wie wir sehen werden, bis 1791. Der Vogt ritt auch nach Heidelberg, um ein Gutachten zu holen. Die juristische Fakultät meinte mit Recht: „Die gutherzigen und einfachen Harmersbacher seien durch die vielfältigen Zeller Anmaßungen gereizt worden“ und zitierte des Staatsrechtslehrers Moser Traktat „über die Reichsstände“, wonach das Harmersbacher Tal reichsfrei sei. Zell habe sich die Verwaltung über den Niller Forst angemaßt, sie gehöre zweifellos den Harmersbachern als den Territorialherren.

Die Zeller aber schüchterten die Bauern immer wieder ein wegen des Landfriedensbruchs durch die Breigsche Abholung, und der Zeller Advokat am Reichsgericht ist offenbar gewandter als der Harmersbacher, welcher stets zum Nachgeben rät.

Die guten Bauern, denen man mit dem Landfriedensbruch, der immer noch nicht richterlich entschieden ist, den schwärzesten Teufel an die Wand malt, geben schließlich

ganz nach und überliefern den Niller Forst wieder den Zellern zu beliebiger Brandschatzung. —

Wenn es zu lange geht, bis er Recht bekommt, so verzweifelt der gemeine Mann und gibt schließlich alles verloren.

Der damalige Reichsschultheiß von Zell, Spinner, ein echter, kleiner Bureaukrat, verlangt nun sogar noch eine Abbitte. Da tritt aber energisch der Abt von Gengenbach für das Reichstal ein und schreibt den Zellern, sie sollten die Bauern nicht zum Gespötte machen und abermals reizen.

Nachdem diese klein beigegeben, waren sie bei den Zellern wieder in allen Schreiben die „ehrenfesten, ehrsamen, weisen, besonders vielgeehrten und geliebten Herren Nachbarn".

Die heutigen Zeller, so klein das Städtchen ist, behaupten bis zur Stunde, das Tal sei nicht reichsunmittelbar gewesen, sondern unter Zell gestanden.

Es wäre aber gescheiter, die Zeller hätten ihre schönen, alten Reichsstadttürme nicht niedergerissen, als den Harmersbachern ihre Reichsfreiheit jetzt noch zu bestreiten, nachdem sie selbst jene stattlichen Erinnerungen an die alte Reichszeit vertilgt haben. —

Und nun zurück zum Bauernkönig Gabriel Breig.

4.

Es war ein lustiger Fastnachtmontag im Tal — als die Bauern vom Zeller Zug heimkehrten und ihren „Herrn" mitbrachten. Im Adler ward ein fröhlich Trinken abgehalten, und die Reichsmannen von Harmersbach freuten sich ihres leichten Sieges über die „großmäuligen Zeller".

Noch nie war eine Fastnacht im Reichstal so feuchtfröhlich verlaufen wie damals. Am Dienstag ging's von neuem los. Der Lunzenbur ward feierlich auf seinem Hof im Mietenspach von den Bauern abgeholt und samt Weib

und Kindern in den Adler geführt, und in wilder, bacchantischer Lust ging die Fastnacht 1783 zu Ende.

Am Aschermittwoch nach dem Gottesdienst versammelte sich aber der hohe Rat von Harmersbach, der dem Volksfeste ferngeblieben war und nun eine amtliche Miene aufsetzte, wohl auch aus Neid über die Volksgunst des Lunzenbauern.

Die Elfe und der Vogt beschlossen, den Breig von seinem Amt als Zwölfer und Gerichtsherr zu suspendieren, weil er durch seine gewaltsame Befreiung aus dem Gefängnisse das Tal in große Gefahr gebracht habe. Zugleich ward ihm, der über die zwei letztvergangenen Tage stolze Reden und darunter keine Lobreden auf seine Kollegen gehalten hatte, bedeutet, sich „vernünftig zu benehmen".

Gescheit wie er war, der Gabriel, wußte er, daß der einzige Bureaukrat und Jurist im Rat, der Ratschreiber Sevegnanj, ein alter Fuchs, diesen Beschluß den regierenden Bauern eingeimpft hatte. Gegen den Sevegnanj wandte nun der „Lunzenbur" seinen Speer.

Er reicht beim Rat eine Klagschrift ein, worin er zunächst Entschädigung für seine lange Haft verlangte, an welcher der Ratschreiber schuld sei. Der habe die Drohbriefe und Ladungsschreiben der Zeller unterschlagen, und drum sei er, Breig, ungewarnt in die Falle gegangen. Sevegnanj breche auch sonst amtliche Briefe auf und beantworte sie, ohne dem Vogt etwas zu sagen; sein Geschäft besorge er überhaupt schlecht und lasse Kauf-, Tausch- und Teilzettel unerledigt liegen.

Es wird Tagfahrt anberaumt und ein außerordentlicher Richter berufen.

Der Hofrat und Rechtskonsulent Laaba von Offenburg präsidiert der Verhandlung. Breig wird nach dem alten und ewig neuen Rezept, einem Beamten, wo immer möglich, zu helfen, mit seiner Klage abgewiesen. Seine Erbitterung wächst, und er schimpft, wie es recht und billig war.

Indes haut er eine Buche um, die als Markstein dient, und nun benutzt der Rat die Gelegenheit, das Umhauen der „Lochenbuche" als ein unvernünftiges Benehmen zu erklären und den Breig endgiltig als Ratsherrn zu kassieren.

Er gibt sich selbstverständlich mit dem Spruch nicht zufrieden und appelliert nach Wetzlar. Fast zu gleicher Zeit wurden der Zwölfer Franz Schüle, der Trinkbare, wegen „verschiedener Exzesse" und der Zwölfer Franz Borho wegen „ziemlichen Blödsinns" durch Beschluß des alten und jungen Rats und des Ausschusses ihrer „Ratswürde" entsetzt.

Wie naiv die alten Zeiten waren! Sie sagen unverblümt, daß einer wegen „Blödsinns" entlassen wurde; heutzutage würde man sagen „aus Gesundheitsrücksichten". Und dann, während Breig und Schüle appellierten, hat der billige Denker Borho sein Urteil gelassen hingenommen. Er ist somit auch eine ehrende Ausnahme gegenüber seinen nicht zu seltenen Geistesverwandten in verschiedenen heutigen Kollegien, die sich in der Regel für die Gescheitesten halten, das Maul am meisten aufreißen und der Welt alles Unheil verkünden, wenn sie nicht mehr mittun dürfen.

Der Rat traut dem Wetter und dem Schneid Breigs nicht recht und sendet im November 1784 den Reichsvogt und den Gerichtschreiber nach Heidelberg um ein Rechtsgutachten. Weil sie im Winter reisen müssen, erhält jeder zwei Gulden Diäten. Was für ein Gutachten sie gebracht, ist nicht ersichtlich aus den Protokollen, wahrscheinlich aber zu ihren Gunsten, denn solche Dinge kann man ja haben wie man sie braucht, wie in einer Apotheke.

Breig besteht fort und fort auf einer Entschädigung für seinen Zeller Arrest und auf Einsetzung in sein früheres Amt. Er verweigert bis zu seiner Satisfaktion Steuern und Abgaben.

Nach einem Urteil des Rats vom 15. Jänner 1786 wird er abgewiesen mit seinen Forderungen und gemahnt, seine Abgaben zu entrichten und nicht noch andere aufzustiften.

Er erklärt, seinen Schuldigkeiten nachzukommen, sobald ihm erst Recht geworden sei.

Die Bürgerschaft war auf seiner Seite, und das gab ihm den Mut, ruhig weiter zu schimpfen und die Bauern gegen Vogt und Rat aufzureizen. Diese sahen jeweils lange zu, bis sie sich wieder an den Löwen im Mietenspach wagten.

Am 11. Juli 1786 wird er endlich wegen „Rebellion" auf den andern Tag vorgeladen. Der große Rat sollte sich versammeln, weil die Bürgerschaft „gegen ihre Obrigkeit in Gärung gerate und ihr den schuldigen Respekt und Gehorsam so heimlich als öffentlich aufkünde, woran niemand schuld sei als der abgesetzte Zwölfer Breig, der Rache suche." So hatten der alte Rat und die Vierundzwanziger beschlossen, um das „Feuer, das des gänzlichen Tales Existenz bedrohe", zu ersticken.

Wir sehen daraus, wie mächtig der Bauer im Mietenspach geworden war.

Breig erscheint am folgenden Tag und beschwert sich über die ihm gewordene Behandlung, gesteht zu, die Taten einzelner Ratsglieder den Bürgern erzählt und gesagt zu haben, solche Leute seien nicht würdig, als Obrigkeit über ihn zu urteilen: So habe der Reichsvogt bei einem Hofkauf um 268 Gulden betrogen, der Zwölfer Lehmann besitze ein Stück Mattfeld ungerecht und der Zwölfer Winterhalter habe im fürstenbergischen Wald Holz gestohlen. Er verlange eine Untersuchung unter dem Vorsitz des Hofrats Laaba. So geschah es.

Am 17. Juli fand diese Sitzung statt. Breig bringt Zeugen und begründet seine Klagen. Die gegen den Vogt wird als unbegründet abgewiesen und erkannt, daß Breig dem Vogt eine öffentliche Abbitte und Ehrenerklärung leiste. Dieser meint, es sei ihm das „eine unangenehme Genugtuung", er wolle sich aber doch damit begnügen.

Jetzt reicht der Bauernkönig dem Vogt die Hand und verspricht, ihn bei der ganzen Gemeinde als ehrlichen Mann

zu erklären. Kaum hat er aber die Gerichtsstube verlassen so reut es ihn. Sein alter Groll brach los, und er rief: „Potz tausend Sapperment! Des isch bi Gott g'sprochen (geurteilt). Ihr meint, weil Ihr mich allein habt, könnt Ihr mit mir machen, was Ihr wollt, aber wartet nur, es wird schon ander Wetter geben."

Es wurde ihm bedeutet, morgen wieder zu kommen und die Klagen gegen die zwei Zwölfer zu begründen. Der Volkstribun kam, aber mit ihm rückten 50 Bauern, einige Taglöhner und drei Schuster an. Als Breig nun in die Stube vorgefordert wurde, seine Behauptungen gegen die zwei Ratsherren zu beweisen, sprach er, „gebieterisch in Ton und Miene", er sei heute nicht gekommen, Rede und Antwort zu stehen, vielmehr habe er Bürger bei sich, die wissen wollten, warum er so behandelt und so oft vor die Obrigkeit zitiert worden sei.

Hierauf riß er die Türe auf und rief den Bauern zu, sie möchten hereinkommen und sich die drei Schreiben vorlesen lassen, die von Zell gekommen und unterschlagen wären. Infolge dieser Unterschlagung sei er eingesperrt und abgesetzt worden und habe seine Ehre verloren.

Die Bauern drängten sich jetzt ins Ratszimmer. Alles Mahnen, sich zu entfernen, war umsonst. Der „Erzfrevler" Breig fuhr fort, sich zu beschweren über die ihm gewordene Behandlung. Schließlich entfernte er sich „unter schändlichem Fluchen und Beschimpfungen gegen die Obrigkeit", seine Anhänger, welche laut und drohend Breigs Wiedereinsetzung verlangten, mit sich ziehend.

Um Tätlichkeiten zu verhüten und „das Feuer des Aufstandes" durch sofortige Maßregeln gegen Breig nicht noch mehr anzufachen, wurde beschlossen, auf den kommenden Tag ihn und seine Anhänger vorzuladen, dazu die ganze reichsfreie Bauernschaft durch die „Rottmeister" zu berufen und über die „in den Reichssatzungen höchst verpönte Meuterei" zu unterrichten.

Der Rat hatte sich schon um 7 Uhr des andern Morgens versammelt und Breig und die Bauern erwartet. Da der erstere nicht erschien, sandte man den Gerichtsdiener zu dem Tochtermann des Rebellenführers, dem Bäcker Feuerstein, der in der Nähe wohnte, und bei dem man den Lunzenbur vermutete.

Er war richtig da samt vielen Bürgern und ließ sagen: „Sie würden kommen, wenn es ihnen gefiele." Eine zweite Ladung unter Strafandrohung war ebenso fruchtlos.

Als die geladene Bauernschaft sich indes versammelt, zog das Gericht in die große Gemeindestube, und nun erschien auch der „höchst beschwerte Breig" mit seinen „Spießgesellen".

Zunächst erhob sich der Reichsvogt, „gebot den Frieden" und untersagte unter strenger Ahndung jede Unterbrechung oder jeden Tumult während der Verhandlung. Alsdann eröffnete der Gerichtschreiber der Bauernschaft als den Grund der Versammlung: Die „Rottenmacherei" und der „freventliche Ungehorsam" sehr vieler Bürger, wodurch schließlich das ganze Reichstal dem Ruin entgegengeführt werde. Der Anführer in diesem schädlichen Unternehmen sei Gabriel Breig, der durch seine Ränke und Verleumdungen gegen „das obrigkeitliche Haupt" und andere Gerichtspersonen seine Mitbürger zur „Abschüttelung des schuldigen Gehorsams verführt habe".

Jetzt erhebt sich der Reichsvogt abermals und fragt „Mann für Mann" unter Namensaufruf, ob sie die Partei des Breig ergreifen oder der Obrigkeit den schuldigen Gehorsam erweisen wollten. Der angedrohte Ruin des Reichstals hatte gewirkt auf die Bauernschaft. Sie gelobten fast ausnahmslos — Gehorsam.

Damit war das Los des armen Breig entschieden, und sofort ward ihm in geheimer Sitzung des alten Rats das Urteil gefällt, wegen Aufruhrs so lange bei Wasser und Brot eingetürmt zu werden, bis er um Verzeihung bitte und Gehorsam gelobe.

Dies Urteil ward der ganzen Bauernschaft alsbald mitgeteilt und zwei Kontingentssoldaten und zehn Bürger beauftragt, dasselbe zu vollziehen. Aber das war vielen Bauern doch zu stark. Sie revoltierten sofort wieder und stellten sich schützend um ihren Tribun, den die Kontingentssoldaten greifen wollten.

Breig erklärte „mit ernstlichem Rebellenmut", eher alles, Leib und Leben, zu wagen, als sich einsperren zu lassen.

Da „die Obrigkeit" immer wieder befahl, ihn abzuführen, kam Breig in solche „Raserei", daß er sich „in grimmiger Wut" mit einigen seiner „Gespanen" in die Ratsstube stürzte, wohin das Gericht sich zurückgezogen hatte, den nächsten besten „Zwölfer" an den Haaren packte und „unter gräßlichen Flüchen das ganze Ratspersonal bis hinauf zum Reichsvogt und Hofrat Laaba aufs verwegenste beschimpfte".

Jetzt sank dem „Reichsrat" der Mut. Um das „Leben der gesamten Obrigkeit", so berichtet der damalige Ratschreiber Bernhard Schmieder[1], nicht aufs Spiel zu setzen, befliß man sich dieser ausgelassenen Freveltat gegenüber der „größten Bescheidenheit".

Breig zog nun unter dem „Jauchzen seiner Gespanschaft" davon, und somit endigte „dieses ganze gräßliche Spiel" vom 19. Juli 1786. Es wurde beschlossen, morgen das Volk wieder zu versammeln, um zu beraten, was unter diesen „sehr bedenklichen Umständen" zu geschehen habe.

Am folgenden Tag wieder Versammlung, aber Breig erscheint nicht. Er schickt einen Parlamentär in Person des Bäckers Feuerstein, der um ein gnädiges Urteil bittet wegen der gestrigen Vorgänge und das Erscheinen seines Schwiegervaters auf morgen ankündigt. Der Rat verspricht Gnade und vertagt sich.

---

[1] Sevegnanj war indes pensioniert worden. Man hatte ihn „dem Breigen" geopfert.

Doch als Breig am folgenden Morgen kommt, fängt er mit seinen alten Beschwerden an, verlangt Genugtuung für seine lange Haft, und dann wolle er auch sein Unrecht einsehen. Es wird ihm „in Anbetracht seiner Frau und vielen Kinder" das folgende, gnädige Urteil gesprochen: „95 Gulden Reichswährung zu zahlen und Abbitte zu leisten".

Diese Milde dem ersten Urteil gegenüber mag daher kommen, daß jenes Urteil die Bauern erbittert hatte und diese nur in geringer Zahl erschienen waren bei der letzten Versammlung.

Der „Rebell" nahm das Urteil abermals nicht an, verlangte zuerst für sich Genugtuung und entfernte sich. Als der Gerichtsbote ihn zurückrufen wollte, erklärte der Demagoge schlau: „Die Bürgerschaft sei fortan seine Obrigkeit, und nach der andern frage er nichts."

Jetzt wird beschlossen, ein Rechtsgutachten einzuholen und dann weitere Vorkehrung zu treffen. Breig war Sieger und fuhr mit den alten Reden und Schmähungen fort. Der alte Rat sandte nun durch Beschluß vom 28. Juli den Gerichtschreiber Schmieder, einen geprüften Juristen, mit 2 Gulden Diäten, freier Kost und Fuhr, auch 2 Louisdor für Equipierung, und das Ausschußmitglied, Bäcker Anton Kempf, mit einem Gulden fünf Batzen Diäten nach Wetzlar, um ein Verhaftungsmandat und unterwegs in Heidelberg „noch ferneren rechtlichen Rat" zu holen.

Die Deputierten kamen am 28. August wieder zurück. Am 31. versammelten sich Vogt, Zwölfer und Vierundzwanziger. Die Abgesandten meldeten, sie hätten in Bruchsal bei Hofrat von Dahmen und in Heidelberg bei Professor Wedekind Rat gesucht, und von beiden Rechtsgelehrten sei der Beschluß des alten Rats, ein „Manutenenz-Mandat" in Wetzlar zu erwirken, als der einzige Ausweg gebilligt worden.

Sie seien hierauf schleunig nach Wetzlar gereist und hätten das Mandat nebst kaiserlichem offenen Brief an den

Rebellen Gabriel Breig und dessen Anhänger vom Reichskammerrichter zugesagt erhalten. Der kaiserliche Kammergerichtsbote werde nächster Tage mit den Papieren eintreffen.

Am 5. September 1786 traf dieser „kaiserliche und Reichs-hochpreißliche Kammergerichtsbote" Martin Paulini[1] ein. Den folgenden Tag versammelten sich Zwölfer und Vierundzwanziger. Der Rebell und seine Anhänger wurden vorgerufen, erschienen und hörten die „allerhöchsten Befehle", die der Kammergerichtsbote ihnen vorlas, „ordentlich an".

Sie datierten vom 25. August. Das eine kaiserliche Schreiben besagte, daß Josef II., von Gottes Gnaden römischer Kaiser usw., dem Herzog Karl von Württemberg befehle, dem Reichsvogt und dem alten Rat auf Anrufen mit militärischer Macht behilflich zu sein, den Gabriel Breig und Konsorten zu verhaften — unter einer Strafe von 10 Mark lötigen Silbers, falls der Herzog den Befehl nicht ausführe.

Dieser soll innerhalb 30 Tagen vor dem Kammergericht den Beweis führen, daß das Mandat vollzogen sei.

Das andere war an den Bauer Gabriel Breig, seine Konsorten und an alle Einwohner des heiligen römischen Reichstales Harmersbach gerichtet, teilt ihnen die obige Ordre mit und befiehlt unter schwerer Strafe und Androhung der kaiserlichen Ungnade, Empörung und Ungehorsam gegen Vogt und Gericht zu unterlassen und die Entscheidung des Kammergerichts abzuwarten.

Es wurde ihnen eine Woche Bedenkzeit gegeben, ob sie dem Inhalt der Schreiben nachkommen oder im Ungehorsam beharren wollten.

Unser Bauernkönig war acht Tage darauf nicht verlegen. Er übergibt — und das spricht sehr für ihn — ein Schreiben des Hofrats Laaba, worin dieser dem alten Rat empfiehlt,

[1] Er erhielt seine spezifizierte Reisegebühr bezahlt mit 42 Gulden und einen Gulden und vier Batzen „Diskretion" vulgo Trinkgeld.

Breigs Sache durch ihn und zwei weitere Rechtsgelehrte unparteiisch untersuchen zu lassen.

Diese Anschauung des früheren Vorsitzenden des Gerichts über Breig redet sehr zu dessen Gunsten. Man gab dem Lunzenbur den Bescheid, seine Sache würde laut den kaiserlichen Briefen in Wetzlar entschieden werden.

Am 21. September werden „die Rebellen" abermals vorgerufen, um sich zu entscheiden, ob sie sich unterwerfen wollten. Breig verlangt zuerst, wie immer, Genugtuung für die Zeller Haft. Seine Anhänger, bis auf zwei, namens Dreyer, unterwerfen sich. Der eine von ihnen, Lorenz, soll, weil besonders halsstarrig, eingetürmt werden. Er entflieht dem Reichsboten unter Schimpfen, indem er sagt: „Man solle zuerst die Herren eintürmen".

An Breig Hand anzulegen, wagen die Zwölfer samt dem Vogte nicht, und der Herzog von Württemberg kommt auch nicht, weil sie offenbar ihn zu rufen sich nicht getrauen. Der Lunzenbur erscheint acht Tage später und sagt, Hofrat Laaba selber wundere sich, daß seine Sache zu keinem Ende komme.

Im November schienen endlich die drei Juristen vom Bauernkönig gefunden zu sein: Hofrat Laaba, der resignierte fürstenbergische Obervogt Neuffer in Haslach und der Amtmann des Fürsten von der Leyen drüben in Seelbach. Doch die zwei ersten werden krank, und der letztere bekommt die Erlaubnis seines Fürsten nicht. So wird dem Bauer aus dem Mietenspach wieder kein Recht.

Auch in den kommenden Jahren nicht. Das Protokollbuch des Jahres 1787 fehlt. Ist es vielleicht absichtlich beiseite geschafft worden?

Der Volkstribun scheint immer weiter in seine Verbitterung hineingetrieben worden zu sein. Er verweigert immer noch alle Abgaben. Er sollte deshalb endlich gefaßt werden. In einer Nacht im Herbst 1787 kamen die Häscher auf seinen Hof, um ihn zu holen. Breig aber ging flüchtig

und zwar zunächst zu seinen alten Feinden, denen von Zell, und dann nach Offenburg.

Im Januar 1788 melden zwei Reichsbauern, Breig habe sie in den Bären nach Zell berufen, um gegen den alten Rat zu konspirieren. Dieser beschließt bald darauf zur Befriedigung der Gemeindeforderungen an den flüchtigen Lunzenbur, ihm das Vieh auf seinem Hof wegzunehmen und auf dem Haslacher Markt zu verkaufen.

Sein Schwiegersohn, der Bäcker Feuerstein, verspricht, die Forderungen abzutragen oder den Schwiegervater zurückzubringen. Dieser war aber im „Postwagen" gesehen worden, um nach Wetzlar zu fahren, seinen Prozeß dort flüssig zu machen und einen „Salvum conductum", einen Freibrief, zur Heimkehr zu erwirken.

Auf diese Nachricht hin wird dem Bäcker eröffnet, innerhalb 24 Stunden zu zahlen, sonst würde das Vieh gepfändet. Die Zwölfer hatten ein schlecht' Gewissen, und das hatte sich geregt, als sie hörten, der Volksmann sei nach Wetzlar. Sie wollten jetzt schnell noch ihre Gewalt zeigen.

Den Freibrief scheint Breig erwirkt zu haben, denn im Juli 1788 erscheint er vor dem Gericht in Harmersbach, vor Zwölfer, Vierundzwanziger und dem früheren Gerichtschreiber Schmieder, der indes Rechtskonsulent für das Reichstal und Syndikus in Offenburg geworden war. Der Lunzenbur bringt seine alten Beschwerden vor, während der Reichsvogt sich über ihn beklagt, daß er ihn immer noch Betrüger schimpfe.

Das Urteil erging dahin, Breig sei mit seiner alten Entschädigungsklage abzuweisen, wegen seiner über ein halbes Jahr dauernden Entfernung aus dem Reichstal zwei Tage in Turm zu sperren, habe bei Androhung von Zuchthausstrafe sich eines ruhigen und bescheidenen Betragens zu befleißigen und den Reichsvogt unter Darreichung der Hand als ehrlichen Mann zu erklären und nicht weiter über Betrug zu reden.

Der gebrochene Mann will alles annehmen, nur den letzten Punkt nicht; denn in Wetzlar sei er vom Vogt als „ein liederlicher Mann“ hingestellt worden, und er sei seiner Ehre schuldig, ihm nicht nachzugeben.

Das Gericht beschließt, im Weigerungsfalle solle Breig eingetürmt werden, bis er „zum Verstand“ komme.

Der Bauernkönig tritt einstweilen seinen zweitägigen Arrest an und schickt schon vor Ablauf desselben seine Frau mit der Erklärung, auch den letzten Punkt zu erfüllen. Sein Weib und seine acht Kinder hatten dem verfolgten Manne zugesetzt. Er war auch in seinem Hauswesen zurückgekommen, Gläubiger bedrängten ihn, und im Februar 1789 erscheint er „mit weinenden Augen“ beim Vogt und bittet um Hintanhaltung der Pfändung, er wolle ein Stück Feld verkaufen und bezahlen.

Im Oktober ist er schon wieder angeklagt wegen eines heimzuzahlenden Kapitals. Er kommt vor Gericht und erklärt, kein Geld zu haben, man solle ihn für seinen Zeller Arrest entschädigen, dann könne er bezahlen. Breigs Lage wird nun immer schlimmer.

5.

Der durch seine gewaltsame Befreiung heraufbeschworene Prozeß wegen Landfriedensbruchs schwebte nun schon bald sieben Jahre beim Reichskammergericht. Im sechsten verlangte der Anwalt des Reichstals, von Fürstenau, ein Darlehen von 1500 Gulden. Man wies ihn zuerst ab, beschloß aber, da die Geldvorstreckung in den fortdauernden Prozeßsachen dienlich sein könnte, ihm 1000 Gulden vorzuschießen.

Im April 1790 berichtet nun Fürstenau, die Sache stehe mißlich, man dürfe es nicht auf einen richterlichen Spruch in Wetzlar ankommen lassen, ohne das Reichstal in die größte Gefahr zu bringen; das Abholen Breigs aus dem Arrest

werde als Landfriedensbruch angesehen, und man habe nach den Reichsgesetzen die gröbsten Strafen zu gewärtigen.

Auf dies hin wird der Rat eingeschüchtert, der Bauernkönig aber erhebt wieder sein Haupt, schimpft „im Adler" auf den alten und jungen Rat und nennt die Herren im Beisein von zwei Zwölfern „alle liederlich", weil sie ihn vergewaltigten.

Der Adlerwirt will den Breig hinausschaffen, aber die anwesenden Bauern dulden es nicht. Abermals Gerichtssitzung hierwegen. Die Bauern erhalten zwei Tage Turm, Breig aber erscheint in der ersten Sitzung nicht.

Auf eine zweite Vorladung kommt er. Es wird ihm vorgehalten, daß er im „Adler entsetzlich geschimpft und alle Herren liederlich gescholten habe". Als Mann steht der Bauer aus dem Mietenspach für seine Worte ein und entgegnet, „er habe noch nie geleugnet, was wahr sei. Die Herren seien liederlich, denn sie hätten versprochen, ihn für seinen Zeller Arrest zu entschädigen, und nicht Wort gehalten". Diese konnten und wollten ihn aber nicht entschädigen, um sich nicht des beim Herausholen des Bauernkönigs verübten Landfriedensbruchs mit teilhaftig zu machen.

Breig wird wegen seines „hohen Frevels" zu 20 Gulden und drei Tagen „Turm" verurteilt. Er sitzt die Strafe ab, verweist aber den „Stubenwirt" für Zehrung während der Haft an die Gemeinde, da alle seine Strafen auf den Zeller Fall zurückzuführen seien.

Die Schuldner des in seinen häuslichen Verhältnissen zurückgekommenen Mannes drängten immer stärker. Öfters muß er vor Gericht erscheinen, um zu hören, daß er bezahlen solle, während er immer vergeblich auf die Entschädigung hinweist, welche die Gemeinde, um derentwillen er ins Unglück geraten, ihm schuldig sei.

Unter den Gläubigern befindet sich auch der Sonnenwirt von Zell, der hatte noch zwölf Maß roten Wein zu gut vom Zeller Arrest her. Breig, vorgeladen, gesteht zu,

während seiner Haft einmal 12 Tage unwohl gewesen zu sein und jeden Tag eine Maß Rotwein vom Sonnenwirt Schreiber bezogen zu haben. Da aber die Gemeinde seine Zeche beim Adlerwirt in Zell bezahlt habe, so möge sie auch den Sonnenwirt befriedigen, weil er „für das gemeine Wesen" eingesperrt worden sei.

Der Rat übernimmt „zu Breigs Beruhigung" die zwölf Maß auf die Reichstalkasse.

Doch schon im folgenden Jahr drohten ihm die Zwölfer mit einer „Vermögensuntersuchung", wenn er seine Gläubiger nicht befriedige. Breig bittet im September 1793 um einen „eisernen Brief" gegen seine Gläubiger. Er nennt sich in diesem von ihm mit sehr mangelhaften Zügen unterschriebenen Gesuche Reichsbürger, den Rat aber bloß „Talrat". Er beschwert sich, daß dieser zum zweiten Male schon seit seiner unverschuldeten Arretierung in Zell seine Gläubiger aufrufe und ihn einer Gant bloßstelle. Die Zeller Haft und die verweigerte Entschädigung hätten ihn im Hausstande zurückgebracht und in die Empörung getrieben. Man habe ihn nie verhört wegen seiner „Abholung" in Zell, auch keine Zeugenaussagen ihm mitgeteilt und verweigere ihm die Entschädigung stets mit dem Hinweis auf den kostspieligen Prozeß, in welchen die Gemeinde durch seine „Befreiung" gekommen sei.

Seine Beschwerde wird verworfen und sein Vermögen untersucht, wobei es sich herausstellt, daß Breig 5350 Gulden Schulden hat. Aus Rücksicht auf Weib und Kinder soll die Versteigerung auf bessere Zeiten verschoben werden, wenn er einen Bürgen stelle. Er bringt einen und bekommt wieder einige Zeit Ruhe.

Doch bricht sein Groll gegen den Reichsvogt immer wieder aus. Der Lunzenbur schimpft und lästert diesen im Januar 1794 aufs neue, wird vor Gericht geladen, erscheint aber nicht. Die Kontingentssoldaten und der Gerichtsbote sollen ihn vorführen. Er kommt spät abends vors Rat-

haus mit seinen zwei Söhnen und seinen zwei Schwiegersöhnen und räsoniert samt diesen über die hohe Obrigkeit.

Es werden ihm acht Tage Gefängnis diktiert, und seine Begleiter erhalten einen Verweis. Da er die Abbüßung verweigert, bleibt's beim alten.

Doch rächt sich später der alte Rat, indem er den Gläubigern Breigs nachgibt und im Sommer 1794 beschließt, den Hof des Bauernkönigs unter den Hammer zu bringen. Haus und Hof sollen dreimal, von vierzehn zu vierzehn Tagen, durch den Ratsboten ausgerufen und erst, wenn kein Käufer aus der Gemeinde sich findet, fremde Steigerer zugelassen werden. Der Volkstribun tritt nun mit seinen Söhnen und Schwiegersöhnen wieder vor den hohen Rat und erklärt, aus dem Hofverkauf werde so lange nichts, bis die Entschädigung für den Zeller Arrest erfolgt sei.

Daß der einst Gefeierte in den letzten Jahren mit seinen Familiensippen allein erscheint, zeigt, daß die Reichsbauern, eingeschüchtert durch die kaiserlichen Mandate und den jahrelangen Mißerfolg, gleichgültig geworden waren und den Lunzenbur verließen.

Es ist zu allen Zeiten in der Welt so gewesen, nicht bloß im Reichstale am Harmersbach. Der Erfolg und die Stellung sind König. Sobald ein großer Mann nichts mehr gilt und nichts mehr erreicht, und die Gunst von oben ihm fehlt, fehlen ihm auch die Anhänger. Und sobald ein Dummkopf etwas wird und gilt, hat er Anhänger in Menge.

So ging's dem Reichsbauer Gabriel Breig im Mietenspach vor hundert Jahren, und so ging's in unserer Zeit dem Reichskanzler und Reichsbegründer Otto von Bismarck, an dem nach seiner Entlassung jedes Winkelblättchen sich rieb, während viele bessere Reichsbürger, die ehedem für ihn schwärmten, servil zu andern Füßen lagen und den großen Mann von ehedem verleugneten. —

Des Bauernkönigs erbarmte sich in diesen schweren Tagen der Apotheker von Gengenbach und lieh ihm auf

Haus und Hof fünftausend Gulden. Die Gläubiger wurden befriedigt und still.

Was für den eigensinnigen, verbitterten und verfolgten Mann sehr spricht, ist die Anhänglichkeit seiner erwachsenen Kinder an den Vater und namentlich seiner Schwiegersöhne. Diese sind sonst bekanntlich in der Regel die letzten, die für geldbedürftige Schwiegerväter einstehen. —

Es waren schwere Zeiten ohnedies im Lande. Die Österreicher kämpften gegen die französischen Revolutionssoldaten, und in den Tagen, da Breig so bedroht war, mußten die Reichsbauern dem kaiserlichen General Wurmser wöchentlich Rationen von Lebensmitteln und Fuhren an den Rhein stellen.

Manche Familien wanderten, der schlechten Zeitläufe wegen, nach Ungarn aus. In solchen Zeiten sollte man keinen Bürger ans Schuldenzahlen mahnen und die Gläubiger zur Ruhe verweisen. Die Kriegssteuern lagen schon schwer genug auf dem Tal, so daß nach Ratsbeschluß von 1796 selbst der Pfarrer von Oberharmersbach, Heitzmann, an die Zahlung rückständiger Kriegssteuern „in anständigen Ausdrücken" erinnert werden soll.

Blutsteuer hatte das Reichstal wenig zu entrichten. Es hatte bloß acht Mann im Felde. Von diesen kamen fünf im August 1796 heim, einer war während des Krieges desertiert und zwei in französische Gefangenschaft geraten. Diese kehrten bald zurück. Alle sieben Veteranen erhielten auf Reichstalskosten je eine Dotation von einem Paar Schuhe, zwei Strümpfen, einem Hemd und fünf Gulden Geld.

Doch schon im Februar 1797 stehen sie wieder im Felde und die Reichsbauern an den Schanzen bei Kehl. Fronweise mußten sie mit Picken und Schaufeln an den Rhein zum Schanzen. Wer nicht selbst gehen wollte, konnte seinen Knecht, ja selbst seine Magd oder Tochter schicken, obwohl der Rhein vom Reichstal mindestens sechs Stunden entfernt lag. So meldet der Obmann der Harmersbacher

„Schänzer", daß die Tochter des Gallus Schnaitter zweimal auf der Schanz gefehlt und einmal davongelaufen sei, und wird der fronpflichtige Vater um acht Gulden vom hohen Rat gestraft.

Der gleiche Gallus Schnaitter und seine „schanzenflüchtige" Tochter werden im Herbst 1797 die unschuldige Veranlassung, daß unser Breig mit Vogt und Gericht abermals in Konflikt gerät. Der „Herrebur", auch Schmid-Hans genannt, will, weil kinderlos, seinen Hof verkaufen und in Pension, das heißt aufs „Leibgeding", gehen. Der „Dame-Mathis" aus dem Zeller Reichsgebiet will den Hof kaufen und die obige Deserteurin, des Schnaitter-Gallis Tochter, heiraten. Sie ist im dritten Grade mit dem „Herrebur" blutsverwandt.

Die Agnaten des kinderlosen Schmid-Hans werden darüber vom Rate gefragt, in erster Linie sein Schwager Breig. Dieser erklärt, er habe nichts gegen den Verkauf an obigen Mathis, wenn dieser den Hof ordentlich bezahle und irgend eine Schwestertochter des Schmid-Hansen heirate; denn dieser habe namentlich seiner Schwester, Breigs Frau, dies ausdrücklich zugesagt. Der Bauernkönig mochte wohl an eine seiner eigenen Töchter denken.

Der alte Rat entscheidet dem Antrag Breigs gemäß, die Kaufgenehmigung erfolge nur, wenn der Mathis Dam eine „Schwestertochter des Herrebauern als Ehegattin präsentiere".

So lautet das Urteil im Mai 1796.

Aber die Liebe ist erfinderisch, auch bei den Bauern.

Der Mathis Dam wollte eben keine von des Bauernkönigs Töchtern, noch eine andere Schwestertochter des „Herreburen", sondern des „Schnaitter-Gallis Maidle". Drum trat nach Jahr und Tag der Vater, der Galli, als Käufer auf, und im September 1797 verkaufte mit Genehmigung des Rats der „Schmid-Hans" seinen Hof um 7000 Gulden und ein „starkes Leibgeding" an den zukünftigen Schwieger-

vater des Mathis. Der „Herrebur" hatte somit sein Wort nicht gehalten, und der alte Rat war von seinem früheren Beschluß abgegangen. Jetzt war Feuer im Dach bei unserem Gabriel und zwar mit Recht. Der Rat beruft ihn und fragt, ob er mit dem Kauf einverstanden sei oder als Verwandter in denselben eintreten, d. i. den Hof selbst um den Preis übernehmen wolle. Breig gibt den Zwölfern und dem Reichsvogt sein Urteil kurz und kräftig dahin ab: „Der Rat sollte sich vor dem Teufel schämen, einen solchen Scheinkauf zuzulassen. Der ‚Herrebur' sei ein liederlicher Kerle und die ‚Herren' noch liederlicher."

Mit diesem Spruch entfernt er sich. Der alte Rat hält sofort Gericht über des Lunzenburs salomonischen Urteilsspruch und verurteilt den Gabriel zu acht Tagen Turm „mit warmer Atzung" und zwanzig Gulden Geldstrafe.

Am andern Morgen wird er gefänglich eingezogen. Die Kontingentssoldaten wären nicht Meister geworden, allein es lagen eben — es war am 19. September 1797 — die siegreichen Rothosen der französischen Revolution im Tale, und der Kommandant, ein Kapitän Monnier, stellte seine Soldaten zur Verfügung.

Gleich nach der Verhaftung erscheint der treue Schwiegersohn, der Bäcker Georg Feuerstein, und verlangt die Entlassung des Gefangenen vom Rate. Diese wird auf kommenden Samstag abend zugesagt, wenn bis da die 20 Gulden Strafe erlegt sind. Der Bäcker sorgt dafür.

Frei geworden, berät Breig mit den Seinen über den Kauf des Herrenhofs, und da der Bäcker-Jörg den Hof nicht will, tritt des Lunzenburs Sohn Toni in den Kauf ein. So fällt der Dame-Mathis mit seiner Braut einstweilen durch.

Allein der Toni hat Pech, wie sein Vater. Der Bauer Josef Heitzmann hat ihm seine Tochter Magdalena versprochen und tausend Gulden Heiratsgut dazu. Jetzt sagt ihm der Heitzmanns-Sepp ab, und der Toni, von seinem

Vater Gabriel belehrt, klagt auf Schadenersatz. Er habe bei seinen vielen Brautfahrten zur Magdalena viel Geld verzehrt, zwei Wagen Heu seien ihm zugrunde gegangen, und die Absage mache ihm Schwierigkeit bei andern Vätern und Töchtern.

Der alte Rat hat ein Einsehen und verurteilt richtig den Heitzmanns-Sepp zu einem Schadenersatz von 210 Gulden.

Das hilft dem Toni aber nicht. Er findet kein Weib, weil das „Leibgeding" zu stark auf dem Hofe lastet. Ohne Geld zu erheiraten, kann er nicht zahlen. Der „Herrebur" verklagt ihn, und der Rat gibt dem Toni nur eine Frist von acht Tagen.

Das Geld war überall sehr rar. Seit Frühjahr 1797 lagen die Franzosen im Tal, und die Reichsbauernschaft hatte vom 27. April bis 19. Oktober den Wirten allein für Verpflegung der Offiziere 6725 Gulden zu zahlen.

In den ersten Tagen des Jahres 1798 bittet selbst die Stadt Zell, die alte Feindin der Bauern, das Reichstal um 1000 Gulden zur Vermeidung französischer Exekution. Der alte Rat ist nobler gegen die Zeller als gerecht gegen seine Bauern; er beschließt, das Geld alsbald bei den Bauern lehensweise zu „erpressen".

Ein Reichsbauer, Jakob Lehmann, der über diese Gefügigkeit den Zellern gegenüber räsoniert, zahlt zehn Gulden Strafe.

Daß unter solchen Umständen der Toni kein Geld bekommt, ist klar, und im Frühjahr zieht der „Herrebur" den Hof wieder an sich nach einer stürmischen Ratssitzung, in welcher der alte Gabriel seinem Toni assistiert und der letztere dem Zwölfer Johann Isemann in Gegenwart der Obrigkeit eine „Maultasche" gibt und dafür alsbald zu 24 Stunden Turm verurteilt wird.

Auf den Herrenhof aber kommen jetzt der Dame-Mathis und des Schnaitter-Gallis Maidle. Ihre Generation starb erst vor 30 Jahren dort aus. —

Der Unstern ging über des Bauernkönigs Familie nicht unter. Ende 1798 starb der Apotheker Weber von Gengenbach, der dem Gabriel aus der Not geholfen, und seine Witwe hatte nichts Gescheiteres zu tun, als dem herabgekommenen Bauernkönig das Kapital zu kündigen. Am 11. Jänner 1799 mußte der Breig vor dem Rat erscheinen und die Kunde vernehmen, daß er innerhalb drei Monaten die Apothekerin zu zahlen habe. Auch wurde er wieder an die Zahlung der Umlage gemahnt.

„Nachdem dies eröffnet war," heißt es im Ratsprotokoll des genannten Tages, „brach Breig in ein entsetzliches Fluchen und Schelten aus, verließ die Ratsstube stürmisch, schlug die Türe zu und schalt in der Wirtsstube noch viel mehr, worauf resolvieret wurde, daß Breig in Turm abzuführen sei und so lange darin zu belassen, bis derselbe nüchtern und sich eines Bessern besonnen haben würde."

Da der alte Löwe sich weigerte, freiwillig ins Gefängnis zu gehen, so wurde er durch die zwei Ratsboten, den diensttuenden Kontingentssoldaten und andere Bürger dahin abgeführt.

Wie sehr die letzteren nach und nach von dem armen Gabriel abgefallen waren, zeigt ihre Mithilfe zur Einsperrung des Mannes, den sie einst befreit hatten.

Doch jetzt flammte glänzend die Liebe seiner Kinder und Schwiegersöhne auf. „Zwischen Tag und Licht", am gleichen 11. Jänner, kamen die Söhne des Breig und sein Tochtermann Josef Hug und befreiten ihn „unter entsetzlichem Fluchen und Schimpfung der Obrigkeit".

Jetzt halfen abermals die Franzosen. Sie nahmen den Breig gefangen und bei ihrem bald darauf erfolgten Abzug mit bis nach Kippenheim im Breisgau, wo der Regimentsstab lag.

Söhne und Schwiegersöhne folgten den Franzosen, erbaten den Gefangenen vom Obersten frei und brachten ihn wieder heim, womit der Rat die Sache bewenden ließ.

Doch Ruhe fand der Bauernkönig keine. Noch im Jahre 1801 stand der Sechsundsechzigjährige vor Gericht wegen Forstfrevels. Er hatte zwei Tannen gehauen und leugnet es nicht, da er ihrer „zu seinem Hauswesen höchst benötigt gewesen sei, mithin nicht frevelhaft gehandelt zu haben glaube". Er wird „um drei Gulden" gestraft und das Holz konfisziert.

Mit ihm steht vor den Schranken des alten Rates der sogenannte „Gaisehans", Johann Brucher, angeklagt wegen Jagens und „zur Nachtzeit liederlicherweise Herumziehens". Bei Wiederbetreten soll er sogleich arretiert und exemplarisch bestraft oder gar dem Militär übergeben werden.

So ging der „Gaisehans" straflos aus, der arme, verfolgte Gabriel aber wurde verurteilt und mit einem Kerl à la Gaisehans vor Gericht gestellt.

Und warum ging der Mann unter? Weil unser Bauer aus dem Mietenspach seine Zunge nicht bezähmen konnte und nicht Unrecht dulden wollte, ohne seinem Herzen Luft zu machen — ein Fehler, den viele Menschen zu allen Zeiten haben, Menschen, die weit größer waren und sind als der Lunzenbur im Harmersbacher Tale.

Von dem großen Papste Sixtus V. schreibt sein Biograph: „Nur seine Zunge konnte Sixtus nicht zügeln, ein unbegreiflicher Fehler, und geistreiche Menschen begehen deren häufig."

Und in unsern Tagen hütete selbst ein Reichskanzler Bismarck seine Zunge nicht, und ich bin der letzte, der ihm dies übelnahm, so wenig als dem Reichsbauern Breig, der nur etwas derber losfuhr, wie es seiner Zeit und seinem Bauernstande angemessen war.

Unser Breig war ein Mann von Charakter, er beugte sich nicht feig der Vergewaltigung in Zell und blieb eher ein halbes Jahr unschuldig gefangen, als den Zellern eine Kaution zu stellen, verlangte Recht und Gerechtigkeit, und da er die nicht fand, hielt er nicht hinter dem Busch mit seinem Unmut. Drum ward er verfolgt.

Breig gehört im Kleinen zu jenen Menschen, von denen Johannes Scherr im Großen schreibt: „Groß denken, begeistert fühlen, die Wahrheit suchen und sagen, die Gerechtigkeit lieben und das Unrecht hassen, heißt unglücklich sein."

Vom K. K. Oberamt der Landvogtei Ortenau wurde noch 1802 der Gemeinde auferlegt, dem Gabriel Breig statt der verlangten 7000 Gulden eine Entschädigung von 600 Gulden auszubezahlen.

Dagegen ergriff er den Rekurs an den neuen Landesherrn in Karlsruhe und bat diesen, wenigstens den Stadtapotheker Baumgärtner in Gengenbach, der offenbar das Guthaben seines Vorgängers übernommen hatte, zu veranlassen, noch einige Monate mit seiner Kapitalforderung Geduld zu haben.

Von Karlsruhe kam ihm aber der Bescheid, der Markgraf habe noch keinen Zivilbesitz ergriffen von den neuen Landesteilen und könne sich nicht in die Sache mischen.

Damit endigt in den Akten die Geschichte des Bauernkönigs.

Das Totenbuch in Zell meldet, daß Gabriel Breig am 11. März 1805, 70 Jahre alt, aus dem Leben schied. —

Das Schicksal des Bauernkönigs, so weit ich es hier aus den Akten erzählt, hatte mich interessiert, und ich wollte wissen, wo er gewohnt, und wie es der Familie des Bauernkönigs gegangen.

Ein schöner Frühlingstag des Jahres 1891 führte mich von den Wolfacher Bergen herab ins Reichstal und auch zum Hofe Breigs. Er liegt stattlich auf einem grünen, mit Obstbäumen umgebenen Hügel unfern der Landstraße, am Eingang in das Tälchen des Mietenspach.

Schon seine äußere Lage und Gestalt zeigt, daß er für Bauernkönige bestimmt ist, der „Lunzenhof", wie er von alters her im Volksmunde heißt. Ringsum üppige Äcker und Wiesen und im Hintergrund stattlicher Hochwald.

Unweit vom Hof, unten an der Straße, zeigte mir der

geschichtskundige Pfarrherr des Tales, Albin Kern, die Stelle, wo der Reichsgalgen, das Hauptsymbol der Macht des Reichsvogtes, gestanden. Alte Leute erzählen, daß drüben auf dem Lunzenhof die Leitern aufbewahrt worden seien, an denen die Delinquenten mit dem Henker zum Galgen hinaufstiegen.

So war der arme Breig, das stete Opfer der Gerechtigkeit im Tal, trotzdem noch nebenbei der Siegelbewahrer dieser Justiz.

Herzlich freute es mich, daß der Hof „seinem Stamme" verblieb, trotzdem der Bauernkönig als „Gantmann" das Leben verließ. Aber im Mannsstamm ist auf der Burg das Geschlecht vor einigen Jahren ausgestorben, und Gabriels Urenkelin ist heute Bäuerin auf dem Lunzenhof.

Daß sie treu zum Vater standen, brachte den Kindern Segen. Denn der stattliche Hof nebenan gehört jetzt auch zur Familie. Auf ihm saß sein Sohn, der Toni, der um den Hof des Herrebure gekommen und deshalb einem Zwölfer eine „Maultasche" gegeben, und ihm folgte sein Sprößling, Toni der Jüngere, in welchem der Großvater wiederkehrte, wie so oft im Familienleben.

Toni, der Enkel, war ein stolzer Bauer und hatte von Vater und Großvater die Gabe behender und scharfer Rede geerbt.

Mit Vorliebe ließ er sich „Herr Breig" nennen, wohl in Erinnerung daran, daß sein Großvater zu den Herren im Reichstal einst gehört. Und bei den Wirten, vom Harmersbacher Tal bis hinab nach Offenburg, die ihn „Herr" titulierten, trank der Toni einen Schoppen mehr und gab doppeltes Trinkgeld für seine Pferde jedem Wirtsknecht, der ihm diesen Titel verlieh bei der An- und Abfahrt.

Und stolze Fuchsen führte der Toni an Markttagen das Tal hinab nach Gengenbach oder Offenburg. Aber einer seiner schwersten Tage im Leben war jener, an dem ein Käsehändler aus dem schwäbischen Algäu bei einer Wettfahrt des Tonis Fuchsen besiegte.

Da saß der Toni einmal in den sechziger Jahren mit andern Bauern aus dem Obertal im Engel zu Gengenbach beim „Bermersbacher Roten“, als ein Männlein mit einem hinkenden Gäulchen von Offenburg her am Engel vorfuhr. Es war ein richtiger, echter Württemberger, der die „Algäuer Schweizerkäse“ den Wirten im Kinzigtal zuführte.

Als er in die Stube trat, meinte der Toni spöttisch: „Käsmann, mit Euerm Gaul könnte man leicht z'wettfahren, der ist kein Springer.“ Der wackere Schwabe forcht sich nit und erwiderte: „Es gilt, was Ihr wollt, ich fahre jedem von Euch Bauern z'wett.“ Hohnlachend rief der Toni: „Es gilt 25 Maß Roten und fünf Kronentaler, ich komme eine halbe Stunde vor Euch nach Biberach mit meinem Fuchsen als Ihr mit Eurem hinkigen Globen.“

Der Schwabe schmunzelte und schlug ein. Es wird sofort eingespannt, alle andern Bauern wollten mit hintendrein fahren.

Der Toni läßt den Schwaben einige Minuten vorausfahren, dann folgt er und ihm die übrigen Bauern. Das Rößlein des Käsmanns hinkt kaum über die Gengenbacher Brücke, so ist es schon überholt von des Breigen Fuchsen, der stolz vorübersaust.

Je länger aber das Pferdchen des Schwaben geht, um so weniger hinkt es. Immer schneller greift es aus und kurz vor Biberach, an der Brücke, wo die Geroldseck so malerisch in die Kinzig herabschaut, hat mein Schwabe den Bauer erreicht, fährt, den Hut schwenkend, vor dem Toni über den Fluß und hält vor ihm beim „Bären“ in Biberach.

Die Wette hatte der Schwabe glänzend gewonnen. Der Toni wirft die Kronentaler auf den Tisch, bestellt den Rotwein und trinkt mit der ganzen Gesellschaft, aber es schmeckt ihm nicht, er ist voll innern Grimms über seine Niederlage. Er ließ aber fortan den Käsmann aus Schwaben mit seinem Hinkigen in Ruh und hatte es nicht gerne, wenn ihm die Bauern von der Wettfahrt redeten.

Aber der Toni führte auch andere Fahrten aus, die ihn als Mann von Geist erkennen lassen. Drunten in Zell fabrizierte ein Kaufmann namens Burger in den vierziger Jahren und später noch Pottasche und verkaufte sie um gutes Geld nach auswärts. Der Toni kam an Sonn- und Wallfahrtstagen oft in das alte Städtchen am Harmersbach und hörte von den guten Geschäften des Fabrikanten.

Wer's ihm nachmachte, war der Breige-Toni von Mietenspach. Er baute eine Hütte neben seinen Hof, kaufte Asche im Tal und in den Bergen und machte Pottasche. Die führte der Toni — den Zwischenhandel verschmähend — selber mit seinen Fuchsen den weiten Weg nach Basel und kam jeweils mit einem schönen Stück Geld zurück.

Mit Stolz erzählte er aber auch, wie er als „Herr" gelte das ganze Oberland hinauf, wo er hinkomme, und wie er in Basel mit Millionären zu Mittag esse.

Als Enkel seines Großvaters, der einst das ganze Reichstal rebelliert hatte, war der Toni anno 49 scharfer Revolutionsmann. Mit Ausbruch derselben trug er fast beständig einen gewaltigen Schleppsäbel, mit dem er alle Feinde der Freiheit und besonders später die Preußen zu vertilgen versprach. Kaum drangen aber diese siegreich das Kinzigtal herauf, so verschwand der Toni mit seinem Säbel.

Hinter seinem Hof im Mietenspacher Tälchen besaß er einen dunklen, schönen Tannenwald, das Kolmenloch genannt. In seinen düstern Gründen ließ sich der rebellische Bauer häuslich nieder, bis die Preußen fort waren. Aber den Säbel führte er noch im Kolmenloch und focht mit den Bäumen, die er sich als Preußen vorstellte.

Sein einziger Sohn starb ihm beim Militär in den fünfziger Jahren, und als der Toni, alt geworden, 1884 von dieser Erde schied, blieb auf seinem Hofe ebenfalls nur ein weiblicher Erbe — seine Tochter. So steht des großen Gabriels Stamm auf dem Lunzenhof auf Weiberaugen.

Aber außerhalb des Reichstales ist sein Geschlecht noch

zahlreich. So steht heute 1910 noch am Fischbrunnen in Freiburg alltäglich ein Urenkel des Bauernkönigs als Dienstmann und Packträger. Er hatte in den neunziger Jahren noch seinen 89jährigen Vater bei sich, der auf dem Lunzenhof geboren ward als Sohn von Gabriels Jüngstem, dem Franz. Der Greis wußte aber nichts mehr von seinem Großvater zu erzählen, er hatte alles vergessen aus seiner Jugendzeit und erinnerte sich nur, daß auf seines Großvaters Hof die Leitern aufbewahrt wurden für den Reichsgalgen. —

Und nun kehren wir zum letzten Reichsvogt zurück.

6.

Der Hansjörg war schon Jahr und Tag nicht mehr Stubenwirt, als die Affäre Breig losbrach. Man hatte ihm zwar 1781 erlaubt, sich wieder unter die Bewerber zu stellen, vorbehaltlich jederzeitigen Widerrufs, wenn der Stubenwirt in Kollision komme mit dem Reichsvogt, allein das „Kerzlein" erlosch, während ein anderer das letzte Gebot hatte. Auch später beteiligte er sich wiederholt an den Steigerungen, um wieder Stubenwirt zu werden, aber das Lichtlein entschied stets gegen ihn.

Er hatte sich von der Stube weg hinaufgezogen in den Riersbach auf sein väterliches Heim, und was ihm an Einkommen als Wirt und Metzger entging, suchte er jetzt wieder mit um so schwunghafterem Holzhandel zu ersetzen.

Rings um das Reichstal liegt ein mächtiger Kranz herrlicher Tannenwaldungen, heute noch im Besitz der Gemeinde Oberharmersbach. Aus diesen Wäldern nahm der Hansjörg die Tannen, die er als Bauholz und Bretter, besonders nach Straßburg, verhandelte.

Und wenn in jenen Tagen fast jede Woche einmal ein schwer beladener Holzwagen das Metzgertor zu Straßburg passierte und hintendrein ein Bauersmann ritt in kurzen, schwarzledernen Stumphosen, langem Tuchrock und schwarzem,

grobem Filzhut, hätte niemand, der ihn nicht persönlich kannte, geahnt, daß das ein kaiserlich deutscher Reichsvogt, ein Herr über Leben und Tod, sei.

Ein oder der andere „Stroßburjer" Bürger, der ihn kannte, mag dem Reitersmann zugerufen haben: „Bonjour Monsieur Richsvogt!"

In einer „Ledergurt" trug der Hansjörg seine Fünf-Livre-Taler und Louisdor aus Straßburg ins Tal zurück und mehrte Hab und Gut. Das alte Häuschen des Vaters riß er nieder, baute den stattlichen, herrenmäßigen Hof in Riersbach, der heute noch steht; und aus dem kleinen Taglöhnergütchen wurde durch reichlichen Zukauf ein großes Bauerngut, ja mit der Zeit das größte im Reichstal.

Sein Amt als Reichsvogt trug nur 118 Gulden jährlich, half ihm also direkt wenig bei seiner Vermögensvermehrung, gab aber seinem Holzhandel einen starken Hintergrund, indem es seinen Kredit erhöhte.

Gar wohl gelitten war der Hansjörg bei den Äbten von Gengenbach, den reichsten Herren der Gegend, die im Nordracher Tal viele Waldungen besaßen und mit dem Reichsvogt gerne in Handelsverbindungen traten. Am Namenstag des Vogts ging's jeweils hoch her im Riersbach. Da kam stets eine Deputation von Klostergeistlichen und brachte zur Verehrung dem „lieben Herrn Nachbarn" vom Prälaten ein Fäßchen Bermersbacher mit.

Am 24. Oktober 1792 hielt der letzte Abt, Bernhard Maria Schwörer[1], des Adlerwirts Sohn von Gengenbach, selbst das „Freigericht" im Tale und stattete nachher dem Vogt im Riersbach einen Besuch ab. In dem Gefolge des

[1] Schwörer wurde durch seine Schwester der Onkel und Großonkel dreier berühmter Männer: des Geh. Hofrats und Professors der Chirurgie an der Universität Freiburg, Beck, und seiner Söhne Bernhard von Beck, General- und Korpsarzt, und Friedrich von Beck, österreichischer Feldzeugmeister und Generalstabschef der Armee.

Prälaten war der Kloster-Oberschaffner Scheffel, der Großvater des bekannten Dichters Viktor von Scheffel. —

Von Hansjörgs schwersten Taten, von seinen Todesurteilen, konnte ich nichts aktenmäßig feststellen. Ich weiß nicht, war es nicht Sitte, darüber lange zu protokollieren, oder hat er die betreffenden Schriftstücke später, als er ein zahmer, unblutiger, badischer Bürgermeister geworden war, vertilgt, um nicht an jene Tage erinnert zu werden und damit an seine eigene badische Unbedeutenheit.

Im Volke heißt es heute noch, der letzte Vogt habe fünf Menschen mit dem Tode bestraft. Der erste war ein Jugendfreund von ihm. Beide hatten als Buben oben auf den Höhen über dem Riersbach unter dem waldigen „Regelkopf" die Ziegen und die wenigen Kühe ihrer Eltern gehütet. Jahre kamen und Jahre gingen. Jene Hirtenbuben waren längst vom „Regelkopf" verschwunden, der eine war ein Strolch und der andere Reichsvogt geworden.

Die Bauern im Holdersbach brachten den erstern eines Tages gefesselt hinab vor den „Freihof". Er hatte einen Knecht erschlagen. Das „Halsgericht" der Zwölfer unter dem Vorsitz des Vogts sprach dem Mörder im Namen des Kaisers den Galgen zu.

Noch stand zwischen diesem und dem Verurteilten das Begnadigungsrecht des Vogts. Dieses rief der Isenmann, so hieß der Verbrecher, an, unter Hinweis auf die Jugendzeit, da sie „als zusammen hüteten in Berg und Tal". Des Vogts Herz ward weich, und er begnadigte seinen ehemaligen Wald- und Weidfreund zu fünfjähriger Galeerenstrafe.

Der Isenmann kommt nach deren Abbüßung zurück — und die Ratsprotokolle melden, daß 1781 ein Galeerensträfling dieses Namens bei der Heimkehr gewarnt wurde, sich gut aufzuführen, sonst „ginge es ihm an den Hals".

Die Warnung war umsonst. Nach Jahr und Tag stand der Kerl abermals vor den Zwölfern wegen eines Raubmords, und jetzt sprach der Hansjörg zu ihm: „Den ersten Mord hast

Du begangen, den zweiten ich, weil ich Dich nicht das erstemal hängen ließ." Sprach's, wie Salomo, und wenige Stunden später bestieg der einstige Mit-Hirtenknabe die Leiter beim Lunzenbur. —

Von der zweiten Hinrichtung erzählen die Leute noch viel Poetischeres. Sie traf den Anführer einer weitverzweigten Räuberbande, auf welchen schon längst gefahndet worden. Oft hatten die Zeller die Harmersbacher, und umgekehrt diese jene aufgeboten zu Streifzügen gegen das „Räuber- und Vagabundenwesen".

Endlich war der Hauptmann oben am tannengrünen „Rieschkopf" im Schlafe von Bauern überfallen und vom Halsgericht zum Tode verurteilt worden.

Von der Gerichtsstube und vom Freihof, wo das Gefängnis war, bis zum Galgen waren es gut zwanzig Minuten. Dem Delinquenten wurden, wie üblich, die Hände auf den Rücken gebunden, und er sollte so von den Gerichtsdienern und Kontingentssoldaten talab transportiert werden.

Der diesmalige Todeskandidat zerriß aber die Stricke wie Bindfäden, und alle Kraft der Gerichtsdiener und anderer Männer war nicht imstande, den Verbrecher vom Platze zu bringen. Ein unheimliches Gefühl überlief Schergen und Zuschauer.

Da rief ein alter Bauersmann aus der Menge: „So lange er den Erdboden berührt, werdet ihr nichts ausrichten. Schiebt ihm ein Brett unter die Füße, dann werdet ihr ihn bemeistern."

Man folgte dem Rat und der war gut. Jetzt konnten die Herkules von Harmersbach ihn binden und auf einem Wagen zum Galgen verbringen.

Oben angekommen, rief der Delinquent, ein Sympathiemann und Hexenmeister, der erstaunten Menge zu: „Gebt mir nur eine Handvoll Erde, und ich bin unbesiegbar."

Selbstverständlich ward diesem zweiten Riesen Antaeus seine letzte Bitte versagt, und der Räuber „baumelte" in kurzem zwischen Himmel und Erde.

Noch von einer dritten Hinrichtung weiß heute das Volk: Ein achtzehnjähriges Mädchen, bildschön, hatte seine Taufpatin, welche Mutterstelle an ihm vertreten, vergiftet. Ihre Jugend und Schönheit rührten das Herz der Blutrichter und des begnadigungsmächtigen Reichsvogts. Das Mädchen zeigte aber nicht die geringste Reue, und so führte man es dem Galgen zu. Es hatte sich zu diesem Gange „geputzt und gezöpft", als ginge es zur Hochzeit.

Noch auf der Galgenleiter bot ihm der Hansjörg Leben und Gnade an, wenn es seine Tat bereue, allein auch hier sprach das Mädchen: „Wenn ich es nochmals zu tun hätte, würde ich sie wieder vergiften."

Warum die Mörderin ebenso geheimnisvoll als reuelos war, hat das Gericht zu fragen oder die Sage zu behalten unterlassen.

Die zwei weitern Todesurteile von den fünfen, die man dem Hansjörg zuschreibt, weiß niemand mehr zu melden.

Den Henker aber unter dem letzten Reichsvogt hat man nicht vergessen. Er hieß Martin Ruf, wohnte in Gengenbach und bezog vom Reichstal ein jährliches Wartegeld von sechs Gulden. —

Nichts hat Bestand auf Erden, und so wie des alten römischen Reichs deutscher Nation Herrlichkeit zu Ende ging, so ging's auch mit des Reichsvogts Gewalt im Kinzigtal. Der letzte Reichsvogt ging noch vor dem letzten altdeutschen Kaiser unter.

Infolge des berüchtigten Reichsdeputationsraubbeschlusses, der auf Napoleons Betreiben in Regensburg tagte und Ländereien und Klöster verteilte wie Schwarzbrot, kamen mit vielem andern als reiche Entschädigung für im Elsaß und in der Pfalz verlorene Ländereien die Reichsstädte Gengenbach, Zell und das Reichstal Harmersbach an den Markgrafen Karl Friedrich von Baden.

Die Zeller beeilten sich schon auf die erste Nachricht hin,

sich dem neuen Herrn zu Füßen zu legen. Schon am 1. September 1802 meldeten die Zeller dem Markgrafen, sie sähen es als einen Gewinn an, unter eine erleuchtete Regierung zu kommen und sehnten sich, einstweilen noch im Verband mit Kaiser und Reich, nach dem Zeitpunkt, wo sie dieser Pflicht entbunden, ihre biedere, reinste und ehrfurchtsvollste Gesinnung laut und ungeniert offenbaren könnten.

Erbärmliche Knechte!

Am 25. September kam dann der markgräflich badische Geheimrat und Landvogt von Roggenbach, um unter militärischer Begleitung das Patent der Regensburger Raubkommission anschlagen zu lassen.

Die Zeller empfingen ihn mit allen Ehren, die Reichsbürger bildeten bewaffnet Spalier und die Stadtkanonen feuerten.

Am gleichen Morgen fuhr der Kommissar nach dem Reichstal, vom Reichsvogt abgeholt, und ließ dort das Patent anschlagen.

Dann war Festessen in Zell, wo auf den neuen Herrn unter Kanonendonner toastiert wurde!

In Wahrheit, solch knechtselige Spieße verdienten die Reichsfreiheit keine Stunde mehr. —

Der Reichsvogt der Bauern und diese selbst führten keine solchen Erniedrigungen auf und der erstere entschuldigte sich mit Alter und Podagra, daß er dem Markgrafen nicht persönlich aufwarten könne.

Aber als der Markgraf Kurfürst geworden war, mußte der Hansjörg nach Lahr wandern und dem Kurfürsten huldigen. Das Reichstal wurde getrennt in Ober- und Unterharmersbach, und der Reichsvogt gnädigst zum Vogt vom Obertal ernannt.

Hier zeigte der Hansjörg eine Schwäche, die ich ihm nicht verzeihen kann, die nämlich, daß er sich zum badischen Kleinvogt degradieren ließ. Allen Respekt vor einem badischen Bürgermeister, und noch mehr vor einem badischen Oberamtmann, aber als Reichsvogt von Harmersbach, als

Herr über Leben und Tod, als ein Mann, der bisher nur das Reichsgericht und den Kaiser über sich hatte, wäre ich nie badischer Vogt geworden, Untertan eines badischen Obervogts (Amtmanns) in Klein-Gengenbach.

Doch die Schwäche unseres Hansjörg ist, wenn auch schwer verzeihlich, so doch erklärlich. Es litten und leiden noch größere Männer als er an dieser Schwäche. Drum wollte er lieber der erste badische Vogt im Dienst, als der letzte Reichsvogt außer Dienst sein.

Gefühlt aber hat er bald, was er und seine Bauern verloren. Die badischen Beamten, zu allen Zeiten vielfach Bureaukraten erster Güte, taxierten, da ein richtiger Bureaukrat stets über den Zaun setzt, wo er am niedrigsten ist, die reichsfreien „Bauern" weit geringer als die vom Kanonenkaiser ihnen zugesprochenen Reichs-Kleinbürger in Zell, Gengenbach und Offenburg. Sie ließen diesen letztern noch allerlei Privilegien, die Harmersbacher aber wurden sofort als pure Bauern behandelt.

Der Hansjörg machte 1804 eine Eingabe an den Kurfürsten, worin er sich mannhaft beschwert: „Die Beamten hätten dem Reichstal möglichste Belassung seiner Gerechtsame versprochen, aber nicht gehalten, und das alte herrliche Tal, das vier Stunden lang und zwei Stunden breit sei, auf die niedrigste Stufe der Untertanenschaft herabgedrückt". Gar rührend schließt er: „Wir bitten um Linderung unserer Traurigkeit und um gleiche Rechte, wie die drei ehemaligen Reichsstädte unserer Nachbarschaft, dann werden wir lebenslänglich anerkennen und mit Kind und Kindeskindern bewundern Ew. kurfürstlichen Durchlaucht Milde."

Der Kurfürst, Karl Friedrich, dessen Beamte, so weit sie aus dem Baden-Durlachischen Unterland stammten, es meisterhaft verstanden, sich mißliebig zu machen, legte die Eingabe des Vogts seinem „Staatsrat" vor; diese Baden-Durlachischen Oberbureaukraten und Zopf-Mandarinen aber wiesen den guten Hansjörg in allen Punkten ab.

Selbst seinen Gehalt als Reichsvogt schmälerte der Unter-Mandarine in Gengenbach von 118 auf 88 Gulden. Sapienti sat! —

Hansjörgs letzte Handlung als Reichsvogt war ein Akt galanter Gerechtigkeit gegen eine aus einem merkwürdigen Grunde verschmähte bäuerliche Braut des Tales.

Der Müllersepp, ein Bauer und Witwer, wollte die Hafer-Marie, eine ehrsame Jungfrau, heiraten. Da sie aber an einem Erbübel ihres Geschlechts, an billiger Denkungsart, mehr als üblich litt, hatte sie das Unglück, dem Pfarrer die beim Eheunterricht damals üblichen Fragen aus dem Katechismus nicht beantworten zu können.

Darüber schämte sich der Müllersepp so sehr, daß er ihr seine Liebe und sein Heiratsversprechen von Stund' an kündigte.

Die Hafer-Marie, deren religiöse Unwissenheit heutzutage für jede ehemalige höhere Töchterschülerin eine Empfehlung wäre beim gebildetsten Bräutigam, wandte sich vertrauensvoll an den Reichsvogt. Der nahm sich der Verschmähten rittermäßig an. Er lud den Müllersepp vor Gericht, wo dieser die Erklärung abgab, er wolle kein Weib, das die zehn Gebote Gottes nicht kenne, aber als Magd wolle er die Hafer-Marie einstellen und ihr einen rechten Lohn geben.

Der Reichsvogt war ein christlicher Mann, aber die zarte Gewissenhaftigkeit des Müllersepp teilte er nicht und verurteilte diesen zu einer Geldbuße von 22 Gulden, welche der Hafer-Marie als „Schmerzensgeld" zufallen sollten.

Hatte der Hansjörg sein Amt anno 1777 mit einem Gnadenakt angetreten, so endigte er es 1802 mit einem Akt der Gerechtigkeit gegen das schwache Geschlecht. Und da will man leugnen, daß unter den Bauern keine Kavaliere seien! —

Elf Jahre lang begnügte sich der letzte Reichsvogt mit dem kleinen Amte eines badischen Bauernvogts. Erst 1814

legte er diese Stelle nieder, nachdem er 37 Jahre lang im Tal gevogtet hatte, im Großen und im Kleinen. Die ehemaligen Reichsbauern, in den wenigen Jahren badischer Kleinstaaterei auch klein geworden, verliehen dem Scheidenden auf lebenslänglich eine Pension von „Fünf Gulden und 27 Kreuzer", und der brave Mann war damit zufrieden und nahm sie an.

Sein Nachfolger als badischer Vogt war vom Stamme „Breig", und der alte Gabriel gab so seinen Namen doch noch der Vogtei, wenn auch in kleinerem Format.

Im Jahre 1816 teilten die beiden Gemeinden Unter- und Oberharmersbach, nachdem sie jahrhundertelang e i n freies Reichstal gebildet, auch ihr bisher noch gemeinsam verwaltetes Vermögen in Feld, Geld und Wald.

Gemeinsam blieb nur noch der Galgen, dem die badische Humanität nach wenigen Jahren auch ein Ende machte.

Noch anno 1824 wurde einem Strolch, „der Weißkopf" genannt, unter dem Galgen das Diebsmal mit feurigem Eisen auf den Rücken gebrannt. Er soll geschrieen haben, daß man es weithin im Tal gehört hat. Er war der letzte Delinquent der peinlichen Harmersbacher Justiz. Im folgenden Jahre wurden — am 11. November 1825 — der Galgen und das Galgenfeld versteigert. Der „Löffelschmied" im Untertal, Josef Schüle, kaufte beides um 75 Gulden.

Das Eisen des Galgens verschmiedete der Löffelschmied in seiner Schmiede, und viele Bauern aßen mit Löffeln vom Galgeneisen. Die drei großen steinernen Pfosten aber verkaufte er nach Zell. Und die Reichsstädtler, die so oft den Reichsbauern ihre Justiz absprechen wollten, haben heute noch die besten Wahrzeichen der bäuerlichen Reichsunmittelbarkeit, „die Harmersbacher Galgenpfosten", in ihrer eigenen Stadt.

Der Brunnenstock vor dem Hause des Kaufmanns Burger, aus dem lebendiges Wasser quillt und den Zellern den Durst stillt, und die Eingangssäulen zur Porzellanfabrik,

in welcher das industrielle Leben des Städtchens zirkuliert, sind die ehemaligen Galgenpfosten von Oberharmersbach, an denen die Toten der Reichsbauernjustiz hingen.

Ist es nicht, als ob der Genius der von den Zellern so verfolgten Harmersbachischen Reichsunmittelbarkeit sich gerächt hätte, indem er die Galgenpfosten in die Reichsstadt schmuggelte und sie dort als Monumente der eigenen einstigen Gewalt über Leben und Tod aufstellte? —

Der letzte Reichsvogt ging am 4. November 1817 aus dem Leben, 81 Jahre alt, und die Reichsvögtin, das „Kätherle“, folgte ihm am 25. April 1820, 73 Jahre alt, in die Ewigkeit nach. —

Sie hinterließen sechs Söhne. Der älteste, Franz Xaver, erhielt den Hof und damit den Namen „Vogts-Xaveris-Bur“. Einer studierte, brachte es aber nicht zum Staatsexamen und wurde später Amtsrevisor. Einer, Fidel, ein leichtes Blut, den der eigene Vater wiederholt zum Ausstellen im spanischen Mantel verurteilen mußte, verscholl im Elsaß während der großen Revolution. Von den übrigen zwei konnt' ich nichts erfahren, um so mehr aber vom sechsten — dem Franz Borgias, genannt „'s Vogts Krummer“, den wir oben schon erwähnt haben.

Ein bekanntes Volkssprichwort sagt: „Je krümmer, um so schlimmer“, und das ging auch an Franz Borgias in Erfüllung. Obwohl auf allen vieren gehend, wuchs er und ward stark, aber auch stark in allen Schelmenstreichen.

Er trug mit größtem Humor sein elendes Dasein. Und wenn er hinterm Wirtstisch saß, hätte ein Fremder dem großen, kräftigen Manne den Krüppel nicht angesehen.

So saß er einst im „Bierhäusle“ unweit seiner väterlichen Burg am Talweg, als preußische Werber eintraten. Der Schelm Borgias bot sich ihnen an. Sie gaben dem starken Burschen alsbald Handgeld und zahlten, wie üblich, Essen und Trinken. Nachdem der „Krumme“ sich gehörig gutgetan, wollte er sich auch den Werbern präsentieren.

Als er sich aber hinter dem Tische hervor auf alle viere niederließ und zu den Werbern hinrutschte, rettete nur des Reichsvogts Sohn den Krummen vor den Ausbrüchen ihrer Enttäuschung.

Merkwürdigerweise kamen die Werber, die in den letzten fünfundzwanzig Jahren des achtzehnten Jahrhunderts im Reichstal die Werbetrommel rührten, vielfach aus Preußen. Ich habe einen kulturhistorisch interessanten Beleg dafür in den Akten von Oberharmersbach gefunden. Es ist dies eine Rechnung, welche der Rabenwirt Lechleydner in Zell beim Rat in Harmersbach einreichte, und die also lautet:

Conto. Was durch die drei Rekruten, so den 7. Januar 1778 in des Ochsenwirts Haus im Hambach (Harmersbach) durch den preußischen Werber Mettler angeworben und in selbiger Nacht bei mir in Zell verzöhrt worden:

Erstlich für 10 Maaß Wein à 16 Kreuzer thut	2 Guld.	6 Batzen	8 Pfg.
Für Essen	2 „	2 „	— „
Für Brandewein in der Nacht und in der Früh	— „	5 „	8 „
Item für Lichter die ganze Nacht dieselbe zu verwachen	— „	2 „	— „
Item für die verworfenen (zerschlagenen) Botellen (Flaschen) und Trinkgläser	— „	6 „	8 „
Item als der Knopf-Jock mit dem Werber geraufet, seynd zwei zinnerne Salzbüchsle und ein zinnener Lichtstock verbrochen und ruiniert worden nebst einem Lehnstuhl	1 „	6 „	8 „
Item auf ihr Befehl die Spielleut (Musikanten) holen lassen und den Spiellohn nebst Botenlohn bezahlt für sie	— „	6 „	— „

Item Schlafgeld von den Rekruten	— Guld. 1 Batzen — Pfg.
Ferners ist durch den Knopfbauren und dessen Bruders Pfleger in selbiger Nacht verzöhrt worden 3 Halbe Wein tut	— „ 3 „ — „
	Summa 7 Guld. 9 Batzen 8 Pfg.

Der Borgias war trotz seiner Mißgestalt äußerst beliebt in der Bauerngesellschaft. Er hatte eine prächtige Stimme und konnte alle „Lumpen- und Schelmenlieder" singen. Bei keiner Hochzeit fehlte deshalb des Vogts Krummer. Selbst auf dem Tanzboden erschien er dann, kroch behend auf Knieen und Händen unter den Tanzenden umher und brachte boshafterweise manches Paar zu Fall zur Belustigung der andern.

Hatte er auch keine Tänzerin, so hatte der Borgias doch einen „Schatz". Und das war „die brû (braune) Monika". Das Häuschen ihres Taglöhner-Vaters, heute noch eine reizende, alte Strohhütte, stand über einem schluchtigen Tälchen am Hermersberg unweit vom Hof des Reichsvogts.

Die braune Monika gehörte zu den vielen ihres Geschlechts, welche ihr Herz vergeben ohne Rücksicht auf krumm oder grad, schön oder häßlich, wenn nur Versorgung oder Stellung im Leben winkt. Der krumme Borgias war eben doch des Reichsvogts Sohn, durfte als solcher Hoffnung auf einiges Geld haben und war ein „beliebter Mann".

Der Vogt wollte allerdings nichts von dem „Verhältnis" wissen und untersagte seinem Krummen die „Bekanntschaft", aber verbotene Liebe geht gerne auf krummen Wegen, und so fand der Borgias doch immer wieder, wenn auch auf allen vieren, seinen Pfad in die Strohhütte am Hermersberg. Schwieriger wurde es zur Winterszeit, wenn der Schnee auf Berg und Tal lag; da konnte man jeweils an den eigentümlichen Spuren, die er, weil auf Händen und Knieen

gehend, hinter sich ließ, den Wandel des Borgias verfolgen. Doch auch diese Schwierigkeiten der Wintersaison wußte der schlaue Vogtssohn zu besiegen. Ehe er vom Vaterhaus wegrutschte, band er sich einen breiten Besen um die Hüften und ließ ihn über seine Füße hinuntergehen, so daß der Besen jeweils die Spuren der Kniee und Hände hinter dem Krummen verwischte. —

An Wintertagen half der Borgias, auf den Knieen sich fortbewegend, rüstig und lustig seinen Brüdern des Vaters Garben dreschen und soll trotz einem Geraden draufgeschlagen haben.

Öfters räsonierte er über seinen Vater, daß er nicht ihn, sondern den Bruder Hansjörg habe studieren lassen, weil er es am besten „im Sitzen" aushalte und ein tüchtiger Student viel sitzen müsse.

In den Napoleonischen Kriegen und schon vorher, in den Kriegen der neunziger Jahre, kam der Borgias auch in die weite Welt. Er erbat sich's von seinem Vater, als Knecht mit den Kriegsfuhren, die das Tal zu leisten hatte, den Heereszügen folgen zu dürfen, und manchmal war er monatelang auf diesen Fahrten weg.

Seine Pferde besorgte er stets allein. Nachts nahm er die Laterne im Stall zwischen die Zähne und kroch so von Pferd zu Pferd und von Krippe zu Krippe.

Das Geld, so er verdiente, trug er redlich in die Hütte am Hermersberg und brachte es der brunen Monika. Gerne hätten sich die zwei geheiratet, aber der alte Vogt war partout dagegen, und sein Protest war ihm in jener Zeit noch leicht durchführbar.

Selbst als der Alte starb, wurde es dem Borgias unmöglich, die brune Monika in die Kirche zu begleiten, weil der Vater ihn beim Bruder „Xaveri" auf den Hof verpfründet und diesen zu des Borgias „Vogt" gemacht hatte.

Mit diesem, seinem „Bruder Vogt", stand der Krumme schlecht. Er verließ ihn deshalb öfters und diente bei andern

Bauern als Drescher oder Futterknecht. Auch amtierte er gerne als nächtlicher Wächter bei den Leichen. Es geschah dieses weniger aus christlicher Barmherzigkeit, als um des Kirschenwassers willen, das dem Nachtwächter geboten ward.

Standhaft saß dann unser Borgias auf der Ofenbank bei trübem „Spänenlicht", vor sich die Schnapsflasche und in der Hand den Rosenkranz. Jede Stunde rührte er sich und rutschte in die Kammer, wo bei matter Öllampe „das Tote" lag, und überzeugte sich von seinem Todesschlafe.

Er war ein ebenso pünktlicher Wächter als guter Trinker. Und der Reichsvogt selber muß ein wackerer Zecher gewesen sein, denn seine Söhne, vorab der Student und der Borgias, waren scharfe Trinker, und seine Enkel schütteten es, wie die Kinzigtäler sagen, auch nicht in die Schuhe. Solche Eigenschaften vererben sich eben gar gerne vom Vater auf Söhne und Enkel.

Einst waren dem Borgias in seinen älteren Tagen alle Mittel zum „ehrbaren Trinken" ausgegangen. Da kam er auf folgenden Einfall: Er rutschte von Hof zu Hof, über Berg und Tal und bat um eine Beisteuer zum Kauf eines Esels. „Er werde anfangs alt und drum bei seinem Rutschen in die Kirche und namentlich in die Wallfahrt nach Zell todmüde. Wenn ihn dazu noch ein Bauer in den ‚Waldhäusern' oder im ‚Holdersbach' und ‚Billersberg' zum Leichenwächter bestelle, komme er kaum mehr fort. Da würde ihm drum ein Esel gute Dienste leisten."

Jeder Bauer gab gerne sein Scherflein, um dem Krummen auf einen Esel zu verhelfen. Er bekam Geld zu „drei Eseln" und, wie er nachher sagte, „von vielen Eseln". Einen wirklichen Esel zu kaufen, daran hatte er nie gedacht. Er vertrank das „Eselsgeld" in langsamen Zügen, und weil der Krumme der beliebte Hochzeitssänger und der gesuchte Leichenwächter der Bauern war, lachten sie selber über den schlauen Borgias. —

Noch zu Anfang der fünfziger Jahre konnte man an Samstagen in Zell einen greisen Mann auf allen vieren von der Wallfahrtskirche her zum obern Tore von Zell hereinrutschen sehen. Er kam aus der Wallfahrtskapelle und zog dem Rathaus des Städtchens zu. Es war der Borgias, der nach des Lebens Bosheiten und Schelmereien am Spätabend ein frommer Mann geworden war und, wenn immer tunlich, am Samstag den fast zweistündigen Weg das Tal herabrutschte in die Muttergottes-Kapelle und am Nachmittag ebenso zurück, wenn er nicht unterwegs ein Fuhrwerk traf, das ihn um Gottes willen mitnahm. Der Ratschreiber von Zell war seines Bruders, des Amtsrevisors Sohn, und bei dem bekam er jeweils nach seiner Pilgerfahrt das Mittagessen.

In seinen jüngern Jahren hatten die ledigen Bursche den Borgias an Aschermittwochen jeweils als Fastnachtspuppe ausstaffiert und in ihm die „Fastnacht" begraben. Stets gab er sich gerne dazu her, zum Spaß der ganzen damaligen Reichsbauernschaft. Der Zufall wollte es, daß ein Aschermittwoch sein wirklicher Begräbnistag wurde. Am Aschermittwoch des Jahres 1853 haben die Oberharmersbacher des „Vogts Krummen" begraben in einem Alter von 75 Jahren. Seinem Sarge folgte unter den Letzten die „brun Monika", ein altes Mütterchen, mit ihren erwachsenen Kindern, den Söhnen des Borgias.

In der „Stube" besprachen nach dem Gottesdienst ältere Bauern des Borgias Lebensgang von der kalten Winternacht an, da der Reichsvogt mit seiner Frau am Galgen vorüberfuhr, bis zum Aschermittwoch der Beerdigung. Und heute noch erzählen die alten Leute dem jungen Geschlecht zur Winterszeit in den Stuben der einsamen Berg- und Talgehöfte von des Vogts „Krummem" und von der „brunen Monika". —

Es war, wie oben schon erwähnt, an einem der letzten Apriltage des Jahres 1891, da ich vom Wolftale herauf

durch den Gelbach auf die Höhe gestiegen kam, die das Gebiet des Harmersbach von dem der Wolf trennt.

Oben am Regelkopf lag noch Schnee, während von den Talgehängen die blühenden Kirschbäume weiß heraufgrüßten. Ich saß lange auf dem großen Grenzstein, der die Wappen des Hauses Fürstenberg, des Klosters Gengenbach und des Reichstales trägt und die Jahrzahlen vergangener Jahrhunderte, und schaute hinab ins einstige Reichsgebiet von Zell und Harmersbach und weiter hinunter bis gen Straßburg und hinauf gegen Freiburg.

Einsam steht dieser Grenzstein auf waldiger Höhe, noch die Zeichen alter Herrschaften tragend, während rechts und links drunten in den Tälern diese Herrschaften längst verschwunden sind. Dem Abt von Gengenbach, dem Reichsvogt von Harmersbach und dem Fürsten von Fürstenberg ist das Zepter längst genommen. Und nur der alte Stein auf verlassener Bergeshöhe kündet noch ihre einstige Souveränität.

Es ist ein ziemlich weiter Weg mit herrlichem Blick in Berge und Täler bis hinab in den Riersbach und zum einstigen Sitz des letzten Reichsvogts. In tiefer Stille, vom Sonnenlicht beglänzt, liegt das Haus in dem Talwinkel, den das Riersbächle bei seiner Mündung in den Harmersbach bildet, auf mäßiger Anhöhe.

Der gepflasterte Hof, die Altane, das elegante Nebenhaus verraten den Reichsvogt, das Strohdach und der Brunnen vor dem Hause den Bauer. Die Türen sind alle geschlossen. Ein blödes, altes Weib oberhalb der Burg sagt mir auf mein Befragen: „'s isch nieme daheim. Der Alt' ist krank, der Junge tot und die andern auf dem Feld." So war es. Der Alte, der Enkel des Vogts, der als Leibgedinger im Nebenhaus wohnt, ist ein siecher Mann, und der junge Bauer, des Vogts Urenkel, vor kurzem begraben worden — ohne männliche Nachkommen.

So ist auch des letzten Reichsvogts Dynastie im legitimen Mannsstamme im Tal am Auslöschen.

Der jüngst verstorbene, letzte Bur auf dem „Vogtshof", wie die Residenz des Hansjörg heute noch heißt, soll, wohl in Erinnerung an den Urgroßvater, ein stolzer, redegewandter Mann gewesen sein, der gerne mit eleganten Pferden in silberplattiertem Geschirr durchs Tal fuhr.

Und als die Oberharmersbacher eine freiwillige Feuerwehr errichteten, wie sonst nur Städter es tun, ward der Vogtsbur zum Hauptmann erwählt.

Wie es oft geht bei großen und kleinen Dynastien, daß sie in ihren Bastarden weiter blühen, im legitimen Stamme aber verdorren, so auch beim letzten Reichsvogt. Die Enkel des Borgias und der brunen Monika sind noch die einzigen Nachkommen Hansjörgs im Tale, die männliche Zukunft haben.

Unfern der Hütte der armen Monika treibt am Bächlein eine Mühle, und der Müller ist ihr und des Borgias Enkel. Und des Vogts Krummer wär' nicht wenig stolz, wenn er wüßte, daß er in seinen Sprößlingen im Flor sei, während die andern verblüht haben, verblüht haben auch in Hab und Gut. —

Als einzige Reliquien vom alten Reichsvogt werden noch gezeigt: einige eiserne Ketten, ein großer Tisch und ein „Sperrhund"[1], die seine Initialen tragen, J. G. B. — alle drei würdige Denkmäler an einen Bauernvogt aus alter Zeit. —

Wenige Schritte vom Hof abwärts, und wir stehen auf der Landstraße, die durch das Harmersbacher Tal ins Renchtal führt. Gleich rechts liegt in reizender kleiner Talschlucht die Hütte der brunen Monika.

Außer mir und der lieben Sonne schaute kein Mensch in den stillen Talwinkel. Die Bienlein summten um die blühenden Bäume, und die Finken schlugen den Takt dazu, nur die Menschen schienen alle auf den Bergen. In den

[1] Ein Stück Holz zum Sperren des Rades.

Hütten an der Straße gegen das Dorf war niemand sichtbar. Aber auch im Dorfe, in das wir bald einrücken, war's wie ausgestorben. Nur der Wirt in der „Stube" hielt Wacht. Ich hatte ihm sagen lassen, es würde am Spätnachmittag noch ein hungriger Wanderer von den Bergen herabkommen und etwas zu Mittag essen wollen.

Die Äbte und der Oberschaffner von Gengenbach, wenn sie ehedem ins alte Reichstal kamen und in der „Stube", die, wie wir wissen, zugleich Sitz der Reichsbehörden war, abstiegen, konnten nicht besser gespeist werden, als ich heute vom „Stubenwirt", was ihm um so mehr Ehre macht, als wir beide uns unbekannt waren und blieben. —

Milde und freundlich ergoß die Sonne ihr Licht in das kleine Nebenzimmer, in welchem ich gespeist hatte. Ich war müde von der langen Wanderung und erklärte daher dem Stubenwirt, in der Ecke, in der ich saß, mein Mittagsschläfchen machen zu wollen, und bat ihn, mich allein zu lassen.

Ich schlief und träumte. Ich sah den Hof vor der „Stube" voll von alten Reichsbauern in ihren ledernen Kniehosen, Wadenstrümpfen, Pechschuhen, den roten Brusttüchern und den langen, schwarzen Zwilchröcken. Sie lärmten und gestikulierten, als wäre eine große Staatsaktion im Anzug.

Plötzlich ward's stille, die Stiege herab wandelten in ihren schwarzen Mänteln die zwölf Gerichtsherren, ihnen voran der Reichsvogt.

Da trat ein großer Bauersmann hervor — der Gabriel — und fing an zu schimpfen gegen Zwölfer und Vogt. Die Bauern tobten hintendrein, Kontingentssoldaten erschienen und griffen nach dem Gabriel — und ich erwachte.

Friedlich rollte der Harmersbach am Fenster vorüber, leise nickten blühende Bäume und Sträucher an seinen Ufern, die Sonne und ich allein waren in der kleinen Stube. Ich hatte — geträumt aus der alten Reichszeit, die mich so oft schon und heute wieder beschäftigte.

Der Stubenwirt, ein Bild friedsamsten, wirtlichen Stilllebens, hatte durch die Glastüre mein Erwachen bemerkt und kam, nach ferneren Wünschen zu fragen.

Ich erhob mich und wandelte mit ihm in den Hof, wo die offene Halle, in der einst die Reichsbauern unterstanden bei Volksversammlungen, verbaut ist durch Küche und Stallungen. Im zweiten Stocke, wo ehedem Reichsvogt und Zwölfer ihre Sitzungen hielten, sind jetzt Gast- und Fremdenzimmer und alle Spuren einstiger Reichsherrlichkeit verschwunden. Sic transit gloria mundi! So vergeht alles auf dieser Welt — Bauern- und Herrenherrlichkeit. Alles ist Schnee, und wir alle sind Schneeballen.

Der Stubenwirt, der wohlgemut mich führte an jenem schönen Frühlingstag, ist heute auch schon tot. —

Unweit der „Stube", ihr fast gegenüber, auf der andern Seite der Straße, liegt der „Freihof", zu Zeiten der Reichsfreiheit, wie oben schon erwähnt, Gengenbachscher Klosterhof und Staatsgefängnis des Reichstals. Jetzt ist er in eine friedliche Bierbrauerei „zum Freihof" umgestaltet, und wo der Bauernkönig Gabriel ingrimmig als Gefangener saß, sitzen jetzt gemütlich an Sonntagen die Oberharmersbacher bei unschuldigem Bier.

Ehe ich das sonnige, stille Dorf verließ, besuchte ich noch den freundlichen, jetzt auch schon toten Pfarrherrn, der mir bereitwilligst seit langer Zeit brieflich Auskunft gegeben über manches im heiligen römischen Reichstal. Unter seiner Führung sah ich auch die gewaltige Kirche, welche die Oberharmersbacher anfangs der vierziger Jahre erbauten aus den Erträgnissen ihrer großen Waldungen. Schade um das viele Geld, das die Gemeinde ausgab für einen Steinkoloß, dem innen und außen jede Kunst abgeht.

Mein Kollege geleitete mich dann noch talabwärts bis zur Stelle, wo der Reichsgalgen gestanden, und zeigte mir darüber hin den Stammsitz des Gabriel Breig.

Den Galgenplatz weist heute noch mancher alte Bauer

dem jungen; aber daß dort oben einst ein Bauernkönig gewohnt, wissen sie nimmer, und der Volksmann Gabriel ist längst vergessen, wie manch anderer Volksmann auch. Nur von den „alten Vögten“ reden die Bauern noch und „von deren und des heiligen römischen Reichstals Gerechtsamen“.

In den Oberharmersbachern regt sich heute aber auch noch die Erinnerung an die Reichsfreiheit ihrer Vorfahren in anderer Art. Sie spielen „die Herrenbauern“ im Tale, haben leider die alte Bauerntracht ziemlich abgelegt, fahren mit eleganten Pferdegeschirren zu Markt und zeigen sich gerne als etwas „Besonderes“.

Erklärlich und deshalb entschuldbar wird man diesen Zug finden. Bei den Oberharmersbachern war ja der Sitz der Reichstalbehörden, und wohl die meisten Reichsvögte stammten aus dem Obertal. Wenn sie also „ein kleines Stölzle“ haben, die Nachkommen der alten Reichstalburen, so wollen wir ihnen das zugute halten. Denn viele Menschen bilden sich ja auf Dinge etwas ein, an denen sie so unschuldig sind, als die heutigen Oberharmersbacher an der einstigen Reichsfreiheit, auf Dinge, die weit weniger Bedeutung haben, als alte Bauernherrlichkeit im Kinzigtal.





Der Gotthard auf dem Bühl.

1.

So oft ich in den achtziger und neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts zur Sommers- oder Herbstzeit von meinem Altersparadies Hofstetten durch das reizende Waldtälchen, dem Eden meiner Jugendzeit, Hasle, zuwanderte oder von da zurückkehrte, saß bald unten, bald oben an der Straße ein alter Mann und klopfte Steine.

Unter seinem großen Filzhut quoll langes, graues Haar hervor, und ein glattes Gesicht mit blauen Augen und dünnen Lippen schaute nachdenklich auf die harten Geisberger Steine und satyrisch auf den Vorübergehenden.

Es schien als wollte er den ersteren, den weißen Kalksteinen, sagen: „Wenn ich nur ein Mittel fände, euch harte Kaiben weicher zu machen" — und mir, dem täglich Passierenden, rief seine Miene zu: „Du hast gut spazierengehen, du bist ein wohllebiger Pfarrer und ich ein geplagter Steinklopfer."

Seine Mienensprache gefiel mir. „Den Mann mußt du dir kaufen," sagte ich im stillen. Unsere Bekanntschaft war bald eingeleitet. Eines Tages war er eben im Begriffe, Feierabend zu machen, als ich an ihm vorbeikam, meinem

Dörfchen zu. Seine Schaufel und die größeren Steinhämmer versteckte er in seinem Graben und nahm einen leichteren Steinhammer, an dem der leere Mostkrug hing, über die Schulter.

Ich schloß mich ihm an mit den Worten: „Jetzt gehen wir zusammen dem Dorfe zu." „Jo," erwiderte er, „ich gang (gehe) mit. Ich fecht (fürchte) Euch nit. Die andern Hofstetter fechten den Hansjakob und getrauen sich nit mit ihm zu reden. Aber ich, der Gotthard auf dem Bühl, Weber, Sänger, Giger und Steinklopfer, ich hätt' schon lang gern einmal mit Euch diskurriert."

Hatte ich den Mann an der Landstraße schon seiner Miene nach für ein Original gehalten, so machte mir seine erste Rede dies zur vollen Gewißheit. Ich war um so erfreuter, als das stille Dörfchen sonst arm ist an derlei Leuten.

Originale sind ja meist Menschen, die aus der Art schlagen, wie die Genies. Aber das macht ja beide Sorten von Menschen zu dem, was sie sind und gelten.

Die Hofstetter aber sind meist e i n e r Art: stille, friedliche, arbeitsame Leute, wie das Menschengeschlecht sie überall hervorbringt, wo die Kultur die Natur noch nicht verdorben hat.

Nur e i n Original hatte ich bis zu jenem Abend, da ich mit dem Gotthard zu reden kam, in der weit zerstreuten Gemeinde kennen gelernt, und das war der Dufner-Jörg von der Breitebene.

Einst Bauer, hat er, weil kinder- und weiblos — das Weib ist ihm davongelaufen — zeitig sich aufs „Leibgeding" begeben und lebt als Pensionär in einer alten Strohhütte auf der genannten Hochebene, einsam, verlassen und fern von Dorf und Kirche. Er lebt karge Tage, denn seine Pension ist schmal, weil das Gut klein. Aber so oft sein Nachfolger auf dem Höfchen ihm seine Rate bezahlt in Korn, Hafer und Kartoffeln, leidet's den Alten nimmer auf den Bergen. Er bittet den eigenen oder den nächsten besten Bauer, der

nach Hasle zu Markt fährt, ihm seine Leibgedingsrate mitzunehmen. Er selbst wandert schwerfällig und wackeligen Ganges hinter dem Wagen drein im langen schwarzen Samtrock, in den blauen Zwilchhosen, mit dem schweren Filzhut und dem großen Naturstock.

In Hasle verkauft er seine Ware möglichst schnell, kehrt dem Städtchen den Rücken und wackelt Hofstetten, seiner lieben Dorfgemeinde, zu.

Im ersten Haus des Dorfes wohnt der Lindenwirt. Da tritt der Jörg ein und trinkt ein „Viertele" Wein. Vom Fenster aus sieht er aber bei der Kirche drüben das zweite Wirtshaus zu den drei Schneeballen. Nach jedem Schluck schaut er sehnsüchtig hinüber zur „Schneeballe", und kaum hat er ausgetrunken, so geht der Jörg ohne zu zahlen und ohne „behüet Euch Gott" zu sagen, von dannen und dem andern Wirtshaus zu.

Der Lindenwirt beschreit den alten Bauersmann nicht. Er weiß, daß er bald wiederkommt und am Schlusse seiner Wanderung bis zum letzten Pfennig bezahlt.

In der „Schneeballe" angekommen, bestellt er ebenfalls ein Viertele, setzt sich ans Fenster und schaut hinüber zum Lindenwirt. Ebenso rasch wie das erste, wird das zweite Glas getrunken, und dann verläßt er die Schneeballe, wie vorhin die Linde, und wandert wieder dieser zu. Unterwegs murmelt er etwas in sein bartloses Gesicht hinein vom Frieden, den er halten wolle mit den zwei Dorfwirten, drum geht er von einem zum andern.

So marschiert der Dufner-Jörg vom Lindenwirt zum Schneeballenwirt und umgekehrt den ganzen lieben Tag lang. In welchem Wirtshaus ihn das Dunkel des Abends und des Geistes erreicht, da bleibt er über Nacht.

Ist sein Geld am Morgen noch nicht alle, so nimmt er mit Tagesanbruch die Arbeit des gestrigen Abends wieder auf, bis sein Silber und seine Nickel fort sind. Jetzt geht der Alte in die Dorfkirche, bittet Gott um Verzeihung seiner

Sünden und wandert dann hinauf in die Berge und verschwindet von der Bildfläche des Dorfes, bis ihm sein Bauer die nächste Lieferung macht.

Um in der Zwischenzeit aber zu essen zu haben, arbeitet der Dufner-Jörg beim Bauer um karge Atzung, mit Entsagung der Tage hoffend, die ihn wieder hinabführen ins trauliche Dorf.

Schon mehr denn ein- und zweimal habe ich ihn von meiner Stube in den Schneeballen aus beobachtet auf seinem feuchtfröhlichen Wechselgang zwischen den zwei Wirtshäusern und mir immer gesagt: „Der Alte ist ein Original, wenn auch kein nachahmungswertes[1].“ —

An jenem Abend, da ich zum erstenmal mit dem Gotthard zusammentraf, bekam der Dufner-Jörg, der bisher der einzige seiner Art war, bei mir einen gewaltigen Konkurrenten, denn der Gotthard übertrifft ihn um die ganze Länge seines „Weberbaumes“. Drum schloß ich mich auch fortan enge an den singenden und webenden Steinklopfer an.

So oft ich gen Abend von Hasle oder vom Bächlewald heraufschritt, nahm ich den Gotthard mit, und zusammen sind wir in den Abend hineingewandelt dem Dorfe zu. Oft saß er auch bei mir in meiner Ferien-Studierstube, einigemal war ich bei ihm in seiner Hütte „auf dem Bühl“, und so kannte ich bald seinen Lebenslauf so gut wie den meinigen.

Gotthard, der Sänger, Giger, Weber und Steinklopfer auf dem Bühl, entstammt einer Familie, in der, so weit des Hauses Überlieferungen reichen, Weber und Musikanten florierten. Großvater, Vater und Sohn trieben diese doppelte Kunst seit Jahrhunderten. Ja, das Gäßlein hinter der „Lindensteig“, in welchem der Stamm „Kornmaier“ — das ist Gotthards Geschlechtsname — von jeher saß, trägt von den musizierenden Webern den Namen das „Gigergäßle“.

[1] Der Tod hat den wackern Jörg jetzt auch schon lange geholt.

In den Dörfern des Schwarzwalds sind die Musikanten allzeit und bis heute nie Bauern, sondern stets Dorfhandwerker gewesen, wie Schneider, Schuhmacher, Schreiner und Weber. Der Bauer hat weder Anlage noch Zeit zum Geigen und zum Blasen. Sein mühsames Tagewerk, im Sommer auf dem Feld und im Winter in der Dreschtenne, läßt derartige Muse nicht aufkommen.

Der ärmste unter den Dorfmeistern ist in der Regel der Weber. Sein Beruf bannt ihn da, wo noch in alter Art gesponnen und gewoben wird, das ganze Jahr in seinen „Keller", wie er seine Werkstätte nennt. Wenig Licht und kaum ein Sonnenstrahl dringt in dieses tief gelegene Gemach, in welchem der Dorfweber einsam und monoton seinen Weberbaum schlägt, während die Bauern auf dem Felde hantieren und die Dorfschuster und Dorfschneider lustig mit ihren Lehrbuben auf den einzelnen Höfen draußen im „Kundenhaus" sitzen und gute Atzung haben.

Drum macht der Weber gerne mit, wenn es gilt, Dorfmusikant zu werden. Das Musikmachen gibt ihm Gelegenheit, sich bisweilen einen guten Tag zu verschaffen und aus seinem Keller herauszukommen, indem er seinen Mitmenschen bei Hochzeiten und Tänzen „aufspielt" und dabei doch mehr verdient als am Weberbaum.

So wurden die männlichen Mitglieder der Weberfamilie Kornmaier seit alter Zeit Musikanten, und so hat der Kornmaier-Andres, den ich noch wohl kannte in meinen Knabenjahren, seine Söhne Felix und Gotthard nicht bloß zu Webern, sondern auch zu Musikanten gemacht.

So oft sie aus der Dorfschule kamen, mußten sie, so lange es Tag war und der Alte im Keller webte, ihm das Garn spulen, d. h. zurecht richten für den Webstuhl. Hatte der Vater aber Feierabend gemacht und zu Nacht gegessen, so gab er seinen Buben Unterricht in der Musik, und zwar dem Gotthard in Violin und Baßgeige und dem Felix in Klarinette.

Und vor fünfzig Jahren ertönte allabendlich Musik aus der Weberhütte auf die Lindensteige und ins stille Dorf hinab. Und als der Felix und der Gotthard aus der Volksschule entlassen wurden, konnten sie zwar weder perfekt lesen noch schreiben, aber um so perfekter musizieren.

Des Vaters Bruder, der Dorfschreiner, den sie vor kurzem erst begraben, war natürlich auch Musikant, als Sohn der Geiger- und Weberfamilie an der Lindensteig. Und nun ereignete sich die seltene Tatsache, daß das kleine Dörfchen aus einer Familie eine komplette „Bande von Spielleuten" besaß, was bisher nicht vorgekommen.

Die Hofstetter Musikanten mußten bis dahin sich meist einer auswärtigen Gesellschaft anschließen oder auswärtige Spielleute kommen lassen, wenn sie alle Instrumente, die zu einer ordentlichen Musik gehören, besetzen wollten. Jetzt aber waren die Kornmaier oben. Der alte Weber spielte Violin, der Schreiner Flöte, der Felix Klarinette und der Gotthard die Baßgeige. Der „Scherenschleifer von Hasle", der in jenen Tagen Kapellmeister der berühmtesten Bande für Dorfmusik war, und mit dem alle Dorfwirte und alle Bauern-Hochzeitsleute ringsum und weithin akkordierten, wurde eifersüchtig. —

Einsam sitzt auf trister Heide die Goldammer, jener stille, melancholische Vogel des Finkengeschlechts. Dieser Vogel, der unter dem Volke alle möglichen Namen hat, heißt in und um Hasle „Hirschebüttel", wohl von seiner Vorliebe für das Hirsekorn.

Einsam und genügsam standen noch in meiner Knabenzeit an Markt- und Kirchtagen die meisten Hofstetter an den Straßenecken von Hasle. Sie gingen in kein Wirtshaus, stumm und still verzehrten sie ein Stück „Bäckenbrot" vor der Heimkehr. Drum gaben ihnen die boshaften Haslacher den Spottnamen „Hirschebüttel", den die heutigen Hofstetter nicht mehr verdienen, denn sie gehen ins Wirtshaus, so oft sie ins Städtle kommen.

Als aber in der Jugendzeit unsers Gotthard Alt-Hofstetten mit einer eigenen Kapelle debutierte, da schimpfte und höhnte der Scherenschleifer von Hasle: „Jetz, bigott, goht d' Wält unter, d' Hirschebüttel mache Musik."

Er sollte aber noch Schmerzlicheres erfahren, der alte Barde von Hasle. Von einem guten Bauern-Hochzeitsmusikanten wird nicht bloß verlangt, daß er geigen kann, er muß auch ein Sänger sein und seine Melodien mit lustigen Liedern begleiten. Im Singen war gerade der Scherenschleifer aber obenan. Er konnte die besten „Ruppenlieder"[1] vortragen und war deshalb ein gesuchter Hochzeitsmusikant, weil er nicht nur den jungen „Völkern" auf dem Tanzboden aufspielen, sondern auch den alten Bauern und Bäuerinnen in der Wirtsstube etwas Lustiges vorsingen konnte.

Da hieß es auf einmal in und um Hasle, „'s Weber Kornmaiers Gotthard in Hofstette" könne so schön singen zur Geige, daß der Scherenschleifer von Hasle gar nichts mehr dagegen sei.

Und in der Tat zeigte der Gotthard ein so ungemeines Talent zum Singen, daß der Schulmeister sich beeilte, ihn für seinen Kirchengesang zu gewinnen, und der junge Weber sich erbot, jede Stimme zu singen, die dem Lehrer beliebe, vom Baß-Buffo bis zum Heldentenor.

So wurde der Gotthard nicht bloß die Seele des Hofstetter Kirchenchors, sondern auch der gesuchte Maestro unter den Hochzeitsgeigern des Tales. —

Ich habe den Gotthard und den Kirchenchor des kleinen Dörfchens schon oft singen hören und war jedesmal gerührt über den naiven, kindlichen Gesang. Wenn an Sonntagen die Morgensonne in das Kirchlein am Berge scheint, die gläubige Gemeinde dasselbe füllt in stiller Andacht und dazu der Kirchenchor seine einfachen Lieder erschallen läßt,

---

[1] Ruppen = Raupenlieder werden im Kinzigtal schelmische, zweideutige Lieder genannt.

stimmt mich das weit erhebender als der gleiche Gottesdienst in der berühmtesten Kathedrale.

So naiv müssen die Engel im Himmel singen wie die Hofstetter Natursänger und -Sängerinnen! Sie singen wie die Vögel, die auf den Zweigen wohnen. —

Der Scherenschleifer von Hasle war ein kluger Mann. Nachdem er sich ausgeschimpft und seinen ersten Schmerz verbissen hatte, überlegte er, wie die Konkurrenz der Weberkapelle an der Lindensteig zu überwinden und Gotthards Sang für die durstige Schleiferseele unschädlich gemacht werden könnte.

Er beschloß, den Gotthard für seine Kapelle zu gewinnen. Und da Musikanten bekanntlich zu jenen Leuten gehören, die sich schlagen und vertragen, so gelang es ihm. Die Hofstetter Musikanten hatten ohnedies nicht oft Gelegenheit, Geld zu verdienen, während der Scherenschleifer Kundschaft und Renommee in allen Dörfern talauf und talab hatte.

Jahrelang spielte und sang so der Gotthard in der Kompanie Scherenschleifer, aber er sang stets allein und nie ein Duett mit dem Alten. Das hatte er sich ausbedungen. Sein Ruhm wuchs, weil er nicht allein Sänger, sondern auch Dichter war und gewandter Improvisator.

Und oft, wenn ein Dorfwirt oder Hochzeitsleute zum Scherenschleifer kamen, bedingten sie aus, daß er den Gotthard mitbringe, weil er „im Singen und Dichten" so viel leistete.

Das bekannte Volkslied „O, du lieber Augustin" variierte der Gotthard in unzähligen Texten und Melodien eigener Erfindung.

Aber er war mit der Zeit nicht nur ein berühmter Spielmann geworden, sondern auch ein tüchtiger Weber. Er hatte bei den Zunftmeistern in Hasle sein Gesellen- und sein Meisterstück gemacht, jeweils ein Tischtuch mit „Gebilg"[1],

---

[1] Mit Bildwerk.

und der „Fuchsweber", ein Vetter von mir, ihm den Ritterschlag erteilt.

Wie viele glückliche Stunden habe ich in der Werkstätte von Gotthards Prüfungskommissär, beim Fuchsweber draußen in der „Vorstadt", verlebt. Sein Sohn, der „Xaveri", war der gewandteste Vogelnestfinder unter uns Buben und hatte stets Amseln und Drosseln neben den Webstühlen des Vaters, dem er, älter als ich, half bei seiner einsamen Arbeit.

Meiner Mutter webte der Vetter Fuchsweber jedes Frühjahr das im Winter von ihr gesponnene Garn zu Tuch, und die Spinnerin brauchte mich nie zweimal zu heißen, nachzusehen, ob das Gewebe bald fertig sei, denn der Xaveri hatte stets ein Nest voll junger Amseln oder Drosseln in der Werkstatt, und der alte Weber mit seinem adeligen Rassekopf und der Pfeife im Mund imponierte mir längst.

Er war aber auch von erlauchtem Stamme, der Fuchsweber. Sein Großvater hatte mehr denn fünfzig Jahre lang die Kühe von Hasle gehütet. Und ein Kuhhirte, der treu und redlich so lange einer ganzen Gemeinde gedient, ist in meinen Augen ein um seine Mitmenschen weit verdienterer Mann, als ein General, der zu irgend welch' dynastischen Zwecken Schlachten gewonnen und die Erde mit Menschenblut getränkt hat. —

Der Fuchsweber nahm also jeweils dem Gotthard das Staatsexamen ab. Und einmal Geselle, hatte dieser auch bisweilen schon einen guten Webertag. Jeder Webergeselle im Schwarzwald darf, wie der Meister, das von ihm gewobene Tuch der betreffenden Bäuerin an einem Sonntag selbst bringen und bekommt, wie ein Meister, einen Laib Brot und zwanzig Pfennig Trinkgeld und wird zum Mittagessen auf dem Hof eingeladen und kann bis in den Abend hinein rohen Speck essen und Kirschenwasser trinken.

Das sind Freudentage für arme Weber, welche die Woche über, nur von Erdäpfeln und Milch genährt, in ihrem Keller gearbeitet haben.

In seinen Gesellentagen avancierte Gotthard aber auch zum Kassier der Hofstetter und der Scherenschleiferschen Spielleute, und das war ein Vertrauensamt allerersten Ranges. Beim Tanz geht der Kassier von Zeit zu Zeit mit einem Teller durch die Reihen der tanzenden Jugend und läßt sich von den Burschen den Spiellohn bezahlen. Wird bei Hochzeiten den älteren Leuten in der Wirtsstube von Tisch zu Tisch gesungen und gespielt, so nimmt der Säckelmeister den Sold ebenfalls in Empfang.

Ist der Mann unehrlich, so kann er, der von Mittag bis zum späten Abend, ja oft bis in den Morgen hinein, Geld in seine Taschen steckt, manch Stück wegtun.

Am Morgen, wenn alles gewichen ist aus dem Hause des Tanzens und Trinkens, wenn die Wirtsleute schlaftrunken sich anschicken, noch einige Stunden Ruhe zu suchen, sitzen in der Wirtsstube noch die Spielleute und teilen, ehe auch sie von dannen ziehen. Oft gibt's Streit, wenn einen oder den andern Mißtrauen gegen den Kassier erfüllt, und in blutigem Hader trennt sich manchmal die Bande.

Der Gotthard teilte, trotzdem sein Minnesang am meisten verdient, stets ehrlich, redlich und gleichmäßig mit seinen Kollegen. Und friedlich gingen sie jeweils heim, die „Pläsiermeister" des Volks. Und wenn die Hofstetter allein gespielt hatten, so teilten sie brüderlich wie Verwandte, und der alte Weber und sein Bruder Schreiner ließen dem Felix und dem Gotthard die gleiche Summe zukommen, wie die Altmeister sie erhielten. —

Auf jedem Tanzboden findet sich ein Podium für die Musikanten. Von diesem hohen Olymp herab musterte der blauäugige Gotthard während des Spielens die Töchter des Landes, d. i. seiner Gemeinde Hofstetten, wie sie an ihm vorüberwalzten. Und sein Blick fiel samt seinem Herzen aufs „Grundhüsli-Xaveris Theres".

Eine halbe Stunde von der Gigergasse, in tiefem Grunde, am Fuße eines Buchwaldes, liegt einsam das „Grundhüsli",

ein kleines Taglöhnerhaus. Hier wohnte die Theres, welche der Gotthard auf dem Tanzboden kennen gelernt und mit der er drei Jahre Bekanntschaft hatte, ehe er ein eigenes Heim gründete und Hausbesitzer und Webermeister wurde.

In die Zeit seiner Verlobung fielen die Volksmissionen, welche zu Anfang der fünfziger Jahre Jesuiten und Redemptoristen in Baden abhielten, um die Schäden der Revolution von 1848 und 1849 auszumerzen und dem badischen Staat wieder das richtige Fundament zu geben.

In Gengenbach missionierten die Redemptoristen, in Hasle die Jesuiten. Vom ganzen Tale strömten „die Völker" und „die Buren" den Missionspredigten zu.

Ich war in jenen Tagen noch ein Knabe und wanderte mit der Großmutter und vielem Landvolk auch eines Tages von Hasle nach Gengenbach, um die dortige Mission mitzumachen. Der Pater Zobel, ein feuriger Redner, machte ungemeinen Eindruck auf das Volk. Er predigte scharf und kraftvoll, wie die Posaunen am jüngsten Tag.

Ich saß auf der Orgel und war einer der wenigen Zuhörer, die nicht gerührt wurden. Weil unbewußt einer schweren Sünde, meinte ich, die ganze Sache gehe mich nichts an, und ich schaute voll staunender Neugier in die Gesichter der alten Menschen, die dastanden mit den Mienen der Todesangst, als ob das Gericht Gottes über sie erginge.

Nach den zwei Morgenpredigten waren die Leute beim Mittagessen im Engel noch so traurig und ergriffen, daß es herging, wie bei einem Totenmahl, und ich den P. Zobel im stillen meines lebensfrohen Knabenherzens verwünschte. Und merkwürdig, ich bin allzeit meines späteren Lebens ein großer Freund der Jesuiten gewesen, für die Redemptoristen aber konnte ich mich nie begeistern. Sie hatten es mir in Gengenbach angetan.

Sie predigten namentlich auch gegen das Tanzen, und es war in jenen Tagen, wie der Gotthard sagt, eine „trurige

Zit" im Tale. Die Spielleute verdienten nichts. Außerdem lagen Hunger und politische Reaktion im Lande.

Einige Zeit nach den Redemptoristen kamen die Jesuiten. Sie machten es, wie der Gotthard erzählt, gnädiger und gingen dem Tanzen und den Spielleuten nicht so „aufs Leben". Und als die Missionsväter 1853 von Hasle auch nach Hofstetten kamen, um vor der Kirche das heute noch stehende Missionskreuz aufzustellen, da wurde der Gotthard zum Komponisten.

Der Lehrer und Organist des Dorfes war nämlich nicht wenig in Verlegenheit, wie er die verehrten Jesuitenpriester mit seinem Sängerchor am Portal der Kirche empfangen sollte. Er rief seine Sänger und Sängerinnen zusammen und teilte ihnen seine Verlegenheit mit. Ein „Begrüßungslied" fand sich nicht im musikalischen Archiv der Dorfsänger, und doch sollte ein solches gesungen werden. Man riet hin und her, niemand fand eine Lösung, bis der Gotthard rief: „Ich hab's, wir singen bigott ‚Gelobt sei Jesus Christus', das ist der schönste katholische Gruß." Und alsbald setzte er diesen Text aus dem Stegreif in Noten, und als die Jesuiten eintrafen, wurden sie aufs passendste angesungen.

Heute noch erzählen die alten Hofstetter von jener Komposition Gotthards und von seiner Geistesgegenwart in der schwersten Stunde des bäuerlichen Kirchenchors. —

2.

Die fünfziger Jahre gestalteten sich in ihrer zweiten Hälfte besser, und der Gotthard beschloß, des Grundhüsli-Xaveris Theres in sein eigenes Heim zu führen. An der Gigergasse, gegenüber der Stammhütte der musizierenden Weber, steht einsam auf einem Bühl (Hügel) ein malerisch altes Haus mit einem großen, schönen Baumgarten. In dem Hause wohnte damals eine Hexe, die bereits einen Zimmermann, der das Haus gekauft, vertrieben hatte. Es war dies die Witwe des Taglöhners Breithaupt, der Hab

und Gut verloren hatte. Seinem Weib war nur lebenslänglich eine Stube in der alten Hütte und der sechste Teil des Obsterträgnisses im Baumgarten geblieben.

Ich hab' sie nimmer gekannt, wohl aber ihren halb blödsinnigen Sohn, den Erhard. Der war in meiner Knabenzeit in Hasle allgemein bekannt unter dem Namen „Weckefresser".

In festlichen Bäckerzeiten, wie an Weihnachten und an allen Jahrmärkten, machen die Haslacher Zunftgenossen meines Vaters ein Gebäck aus Mehl, Milch und Butter, von ihnen und vom Volke „Wecken" genannt. Dieser Wecken verzehrte der Erhard eines Tages ein volles Dutzend, und von Stund' an hieß er in Hasle „der Weckefresser von Hofstette".

So oft der lange Mensch mit seinen schielen Augen zu meiner Knabenzeit im Städtle sich zeigte, riefen wir Buben ihm zu: „Weckefresser, Weckefresser!" Und der gute Erhard lachte freundlich über diese Bosheit.

Noch in den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts sah ich ihn als greisen Mann mit den Dienstboten „in der Schneeballe" essen; denn die Wirtin gab dem Armen bis zu seinem Tode das tägliche Brot.

Der Weckenfresser hat nie ein Kind beleidigt, war Sohn einer „Hexe", der Spott böser Buben und bis an sein Lebensende ein armer, verachteter Mann und dabei glücklicher und zufriedener als Tausende vom Schicksal weit begünstigtere Menschenkinder. Sagt der Heiland nicht so schön: „Selig die Armen im Geiste, denn ihrer ist das Himmelreich" — das Reich des Friedens hüben und drüben! —

Von dem Zimmermann, den die Hexe vertrieben, kaufte der Gotthard Haus und Baumgarten samt der alten Breithauptin um 1200 Gulden. Hundert Gulden hatte er als Musikant verdient, und des Grundhüsli-Xaveris Theres brachte ihm 600 Gulden in die Ehe, so daß seine Schulden nicht groß waren. Er hoffte mit seiner Geige die Hexe zu besänftigen und so besser mit ihr auszukommen als sein Vorgänger.

Ich habe stets gefunden, daß große Musikanten friedliche, gutmütige Leute sind. Und der Gotthard war ein großer Volksmusikant. Er spielte Violine, Baßgeige, Klarinette, dichtete und komponierte. Drum glaubte er, wie einst Orpheus den Höllenhund gezähmt, so dies keifende Weib zur Ruhe zu bringen durch sein Saitenspiel.

Drum zog er im Sommer 1857 wohlgemut als Webermeister in das neue Heim und taufte sein Haus: „Paragraph 1 in der Gigergasse". Er selbst aber ward von Stund' an im Dorf genannt „der Gotthard auf dem Bühl".

Er errichtete seinen „Keller" und fing an, emsig zu weben, und es war Frieden im Hause, bis der Herbst kam und im Baumgarten die Äpfel und Birnen reif aus dem Laube schauten. Jetzt sollte geteilt werden mit der Breithauptin, und bei dieser Teilung gab's die ersten Händel. Die Alte wollte die schönsten Äpfel und Birnen und der Gotthard ihr nur ihren Anteil „durcheinander, wie die Bäume sie gaben", überlassen.

So ward's mit dem Frieden aus; denn Weiber sind unversöhnlich, wenn sie hassen, auch wenn es sich nur um Äpfel und Birnen handelt.

Der Gotthard versuchte drum vergeblich, mit seinem Saitenspiel die Alte zu besänftigen. Wenn er nach einem Hochzeits- oder Tanztag nach Mitternacht oder am frühen Morgen, noch ehe der Hahn krähte, heimkam, so pflegte er regelmäßig noch einige Zeit für sich zu musizieren. In sinniger Weise wollte der Dorfmusikant, nachdem er den ganzen Tag und die halbe Nacht hindurch andern Menschenkindern aufgespielt, sich selber noch eins aufspielen, um in stiller Ruhe seines Saitenspieles sich zu erfreuen, dem Medusenhaupt der alten Breithauptin ein Wiegenlied zu singen und sie so zum Frieden zu stimmen.

Aber kaum hatte er das erstemal nach der verfehlten Teilung in seiner Stube begonnen, seiner Geige die ersten Töne zu entlocken, als draußen im Hausgang die Kammer-

türe der Dame aufging und eine Stimme rief: „Leg Dich ins Bett, Du versoffener Musikant, und loß andre Lüt in Ruah. Hesch[1] de Tag über und in d' Nacht ni[2] nit gnueg giget, daß Du jetz noch im Hus Spektakel machst?"

Sprach's und schloß die Türe. Den Geiger aber ergriff's mit wildem Weh, daß sein Liebeswerben so fehlgeschlagen. Und dem wilden Weh folgte drum ein noch wilderer Zorn. Und in diesem Zorn ergriff er, was am nächsten bei der Hand war, öffnete seine Stubentür und bombardierte die Kammertüre der Alten mit dem Wasserkrug, den Milchhäfen und dem Spinnrad seines eigenen Weibes.

Die Breithauptin aber ließ mäuschenstill das Bombardement über sich ergehen und freute sich im stillen über den törichten Mann, der seine eigenen Sachen zerbrach an dem starken Holz ihrer Kammertüre.

Des rasenden Spielmanns Weib, des Grundhüsli-Xaveris Theres, schwieg ebenso — aus Furcht vor ihrem wild gewordenen Gotthard, aber es schmerzte sie das Geräusch ihrer zerbrechenden Habe.

Hatte er das erstemal der Alten zulieb musiziert, der Gotthard, so spielte er in Zukunft beim Nachhausekommen, wo er regelmäßig, wie es Spielmanns Art ist, etwas hoch hatte — der Dame zuleid. Aber den Schaden hatte doch immer er selber, denn sie kreischte immer wieder das Lied vom versoffenen Spielmann, und er bombardierte mit seinem neuen Wasserkrug, mit neuen Häfen und mit dem wiedergeflickten Spinnrad.

Ging ihm sein Wurfmaterial aus, so spielte er auf seiner Geige weiter und sang dazu rezitando der Hexe die schönsten Schimpfereien aus dem Stegreif seines übernächtlichen Spielmannsherzens.

Denn eine Hexe war sie, die alte Breithauptin, das behauptete der Gotthard, so lange er lebte; denn sie hat ihm

---

[1] Hast du. [2] hinein.

auch die eigenen Kinder verhext. Alle bis auf eines, das einhüftig wurde, starben an den Gichtern, welche der böse Blick der Hexe bewirkt hatte. Daß an diesen tödlichen Gichtern des Spielmanns Trinken schuld sein könnte, daran dachte er nicht.

Sein Grimm wuchs mit jedem toten Kinde, um so mehr, als die Alte auch sonst seiner nicht schonte, wohin immer ihre Stimme drang. Und diese drang weit, weil ihre Besitzerin überall hinkam in Berg und Tal.

Die alte Breithauptin gehörte zu jener Sorte alter Hausierer und Hausiererinnen, denen auch mein Großvater angehörte, die dem Landvolk auf seine einsamen Gehöfte nicht neumodisches Lumpenzeug unter allerlei nichtsnutzigen Komplimenten offerierten, sondern Dinge, die das Volk brauchte und die es erfreuten.

Sie handelte mit Bändeln, Faden, Haften, Messern, Rosenkränzen und mit Kalendern. Sie gab ihre Ware billig, weil sie mit den Bauersleuten aß und trank und schlief, so oft und so lange sie auf dem Handel war.

Nebenbei erzählte sie, was das Volk und die Kinder zu allen Zeiten gerne gehört, von Hexen, Geistern und Gespenstern. Drum war sie, wie alle Hausierer der vergangenen Zeiten, ein willkommener Gast, wo immer sie hinkam, während der heutige Hausierer eine Last ist.

Kam sie in und um Hofstetten auf ihren Hausherrn zu sprechen, so regnete es schlechtes Zeugnis auf den Spielmann, Sänger und Weber Gotthard, und manche Bäuerin trug ihr Gespinst fortan nicht mehr „in die Gigergasse § 1", sondern zu einem andern Dorfweber.

Doch der Gotthard auf dem Bühl war nicht in alleweg auf die Bäuerinnen angewiesen. Er hatte sich Kundschaft auswärts gesucht und webte lange Zeit für Fabrikanten in Lahr drüben „bunte Zeugle" aus Baumwolle. Emsig saß er in seinem Keller und webte, so oft kein „Tanz" und kein „Hosig" im Tal war. Er webte und — rauchte. Und er

rauchte so stark in seinem Keller, daß sein Gewebe mit Rauch über und über gesättigt wurde. Und wenn er nach Lahr kam mit seinen Zeugleballen auf dem Rücken, hatte die fünfstündige Reise über Berge und Täler den Rauch nicht herausgelüftet. Die Zeuglein rochen nach des Gotthards Knaster noch so kräftig, daß die Lahrer Fabrikanten dem Dorfweber das Rauchen verbieten mußten beim Weben. Aber der Gotthard hielt das nicht aus, er rauchte weiter und brachte seine Zeugle rauchduftend so lange nach „Lohr“, bis ihm die Arbeit gekündigt wurde.

Der Gotthard opferte, wie sehr viele Menschen in ähnlicher Lage, seine Zeuglefabrikation seiner Leidenschaft zur Pfeife und gründete neben seiner Dorfweberei und der Hofstetter Musikbande eine neue Kompanie von Spielleuten.

Drüben über der Heidburg auf luftiger Bergeshöhe liegt das Dorf Prechtal mit einem derb lustigen Bauernvolk. Starke Männer mit dem alten Schweizerbarte ihrer Ahnen, die nach dem Dreißigjährigen Kriege in die ausgestorbenen Gehöfte des Prechtals gezogen waren, und schlanke, stattliche „Wibervölker“ wohnen im „Prächt“.

Hier wird mehr getanzt und geheiratet als im kleinen, stillen, frommen Hofstetten, und drum verband sich der Gotthard mit drei Prechtäler Spielleuten, die eines Geigers und Sängers bedurften und beides in Gotthard in Folio fanden.

Der Schnider-Sigmund blies das Horn, der Schriner-Cölestin den Bombardon, der Weber-Xaveri die Klarinette und unser Gotthard spielte die Geige.

Die Zusammensetzung der Instrumente war neu und eigentümlich und machte deshalb doppelt Furore. Bald war der Bühl-Gotthard auch im Elztal, auf dessen letztem Ausläufer Prechtal liegt, berühmt als Geiger und Sänger. Stolz kehrte er jeweils von seinen Kunstreisen jenseits der heimischen Berge zurück.

Aber sein Ruhm vermehrte nicht den Frieden seines

Hauses. Die alte Breithauptin tobte, so oft er heimkam und für sich konzertierte, und fast regelmäßig bombardierte der Spielmann Türen und Fenster.

Eines Tages wird er krank. Die „Durschlechten"[1] gehen im Dorfe um und befallen auch den Weber in der Gigergasse. In schwerem Fieber liegt er in seinem Bette. Da öffnet sich unverhofft die Kammertüre und herein schaut die Hexe. Höhnisch grinsend ruft sie dem kranken Spielmann zu: „Holt Dich jetzt der Teufel bald, Du versoffener Musikant?" — schlägt die Türe zu und geht von dannen und in ihre Stube.

Das war denn doch dem Gotthard der „leze" Krankenbesuch und der Bosheit zu viel. Aus seiner Fieberglut erhob er sich wie ein Gesunder, stürmte dem bösen Weibe nach, schlug in der Macht seiner Fieberhitze die Türe ein, prügelte die Alte und zertrümmerte, was ihm unter die Fäuste kam. Dann legte er sich wieder zu Bett, wo alsbald ein Rückfall eintrat, der ihn dem Tode nahe brachte.

Eilig rannte sein braves Weib Hasle zu, um den Doktor und den Kaplan zu holen, den ersten fürs Leben, den andern für den Tod. Der Hüsli-Xaveris Theres aber voraus raste die geprügelte Breithauptin nach dem Städtle, um den Gendarmen zu holen wegen Mißhandlung und Sachbeschädigung.

Eine Stunde später hielten drei Männer von Hasle her ihren Einzug in der Gigergasse und traten in das Haus § 1. Es waren der Doktor, der Kaplan und der Gendarm.

Hatte der kranke Spielmann schon einen eigenartigen Besuch gehabt beim Erscheinen der alten Hausiererin, so war das Eintreten von Arzt und Priester mit einem Gendarmen auch etwas Rares. Ein Kranker, der inmitten der Krankheit solche Taten vollbringt wie der Gotthard, gehört aber auch zu den Seltenheiten.

Der Arzt sendet zuerst den Mann der Gerechtigkeit aus der Kammer des Kranken unter Hinweis auf dessen

---

[1] So nennt das Volk im Kinzigtal die Blattern, weil sie die Gesichtshaut durchschlagen.

Zustand, der keine Inquisition vertrage. Der Kaplan bereitet ihn auf die Ewigkeit vor. Doch der Gotthard kommt nach langen Wochen davon, und außer der Breithauptin denkt niemand, auch kein Gendarm mehr an das, was der Weber im Fieberzorn verübt.

Bald spielt der Bühl-Gotthard wieder bei Tänzen und Hochzeiten und dann spät abends oder in der Frühe in seinem Hause, sich „zur Freud und der Hexe zu Leid".

Diese wurde steinalt und wollte, so gerne der Weber ihr zum Ärger musizierte, nicht sterben. Mit Schmerzen warteten der Gotthard und sein Weib auf den Tod dieses Hauskreuzes; mehr als ein Vaterunser haben beide gebetet an Sonntagen in der kleinen Dorfkirche um Erlösung von der Breithauptin, die schon so manches Spinnrad, manchen Wasserkrug und zahlreiche Milchhäfen gekostet, weil sie den Spielmann nicht unbeschrieen spielen ließ.

Doch die Hausiererin hatte ein zähes Leben und tat weder dem Gotthard noch seinem Weib den Gefallen, nach ihrem Wunsch das Zeitliche zu segnen. Ja, die Weberin starb vor ihr nach langem Siechtum.

Mit ihr schied der gute Geist aus § 1 der Gigergasse. Der Gotthard heiratete zwar, um nicht mit dem bösen Geist allzulange allein im Hause sein zu müssen, bald wieder, aber die zweite Frau, Walburg, eine Mühlenbacherin, ersetzte ihm des Grundhüsli-Xaveris Theres nicht. Diese konnte schweigen, wenn er musizierte und bombardierte, besorgte emsig das Kühlein im Stall und wartete des Kraut- und Baumgartens um das Haus.

Bald nach der Theres starb noch die Hofstetter Spielmannszunft. Der alte Weber-Vater ging den Weg alles Fleisches, sein Schreiner-Bruder wurde älter und mochte nicht mehr blasen, und des Gotthards Bruder, der Felix, gründete ein eigenes Geschäft als Weber und wurde zugleich Sakristan an der Dorfkirche. Ein Sakristan darf aber nicht mehr aufspielen bei Hochzeiten und Tänzen; das paßt

nicht für einen Kirchendiener, und der Pfarrer von Hasle leidet's nicht.

Schon vor dem Gotthard lernte ich den Felix kennen, weil er mir seine Sakristansdienste weihte vom ersten Tage an, da ich in Hofstetten meine Ferien zubrachte.

Er hatte sein Häuschen an der Dorfstraße und saß den ganzen Tag über unermüdlich in seinem Keller und webte; denn er hatte weit mehr das Vertrauen der Bürinnen und deshalb auch entsprechend mehr Arbeit als der lustige Musikant Gotthard.

Dreimal des Tages verließ er seinen Keller, um die Betglocke zu läuten. Und wenn er morgens in aller Frühe über die Brücke schritt am Dorfbach, dröhnte sein Schuhwerk so mächtig in mein Schlafzimmer, daß er mich regelmäßig weckte.

Hatte er aber einmal die Glocke angezogen, so wurde es lebhaft ringsum im Dörfchen. Wendel, der Dorfschmied, fing an zu hämmern, die Knechte trieben unter Peitschenknallen das Vieh an die Brunnen, die Bauern „dengelten“ (schärften) ihre Sensen — und mit meinem Morgenschlaf war's aus.

Wenn ich dann bisweilen dem Felix am Morgen in der Sakristei sagte, er gäbe jeweils durch sein Kommen und sein Läuten das Zeichen zur Störung meines besten Schlafes, da lächelte er aus seinem gutmütigen, mit einem Schnurrbart verzierten Gesicht heraus und meinte: „Wenn der Mesner läutet, darf der Pfarrer nimmer lang im Bett liegen, so ist's überall in der Welt.“

Nie hätte ich, nachdem ich den Gotthard kennen gelernt, geahnt, daß beide Brüder wären. Der Unterschied war zu groß. Der eine, der Felix, still, steif, langweilig und von billigster Denkungsart, der Gotthard lebhaft, beweglich, unterhaltend und ein Schlaumeier erster Güte.

Ich konnte nie begreifen, daß der Felix einmal das Zeug zu einem Dorfmusikanten gehabt haben sollte, und der Gotthard bestätigte meinen Zweifel, indem er von ihm

behauptete: „Er isch nie kein rechter Musikant gsi (gewesen); er het si Sach herblose ohne Genie!"

Der Felix aber kritisierte den Bruder Gotthard in volkstümlicher Weise ganz echt, wenn er ihn „für einen närrischen Kerle hielt, der einen Sparren zu viel habe".

Echte Musikanten, Dichter und Sänger gelten im Volke als Abarten und „närrische Kerle". Und es liegt tiefe Wahrheit in dieser Anschauung. —

Es war für den Gotthard ein schwerer Verlust, daß die Dorfkapelle, deren Seele er gewesen, einging. Dazu schied der gewiegteste Bandenführer im Kinzigtal, der Scherenschleifer von Hasle, auch aus dieser Zeitlichkeit. Es bildeten sich neue Banden unter neuen Führern im Tale, und der Stern Gotthards kam ins Sinken.

Zwar verband er sich anfangs der siebenziger Jahre noch mit dem berühmten Trompeter „Christian", den wir aus den „wilden Kirschen" kennen. Er begleitete mit diesem die Haslacher auf Ausflügen, wobei die beiden den musikalischen und gesanglichen Teil besorgten. Der alte Christian blies Trompete, der Gotthard geigte, jener sang Baß, dieser Tenor. Und es war keine kleine Ehre für den Dorfweber, mit dem berühmtesten Haslacher Pläsiermeister auf al pari zu stehen, mit ihm Gastspiele geben und die Städtle-Bürger unterhalten zu können.

Noch erzählte der Gotthard mir mit Entzücken, wie er 1874 einmal bei einem Ausflug des katholischen Kasinos von Hasle mit dem Christian Furore gemacht habe in Ettenheim.

Aber die Haslacher haben zu keiner Zeit ihre Pläsiermeister bezahlt, und so verdiente der Dorfweber nicht nur nichts mit seinen Gastrollen, sondern die Ehre kostete ihn noch sein sauer verdientes Webergeld.

Geld mit Musizieren verdiente er nur noch mit seinen Prechtäler Kompagnons, die ihn hinüberriefen, wenn drüben was los war, und die er, nachdem die eigene Kapelle eingegangen, herüberholte, wenn im Dorf gespielt werden sollte.

Aber ein armer Mann blieb der Gotthard allzeit, während der Felix mit Hilfe seines energischen Weibes ein Kapitalist wurde, was einem Dorfweber und Dorfsakristan höchst selten passiert.

Eines Tages stand ich in den neunziger Jahren mit dem Schneeballenwirt auf einem seiner Äcker, auf dem die „Mesmerin" taglöhnerte. Couragiert, wie sie ist, mischte sie sich in unser Gespräch und sprach im Verlauf desselben von Staatspapieren und besonders von den Portugiesen.

Mich erfaßte ein wahrer Schrecken ob ihrer Worte; denn ich hätte eine Minute zuvor noch meinen Kopf gewettet, daß in allen Bergen und Tälern ringsum keine bäuerliche Seele sich kümmere um Staatspapiere, Kurs und Börse.

Noch Tags zuvor hatte ich das Weib am Dorfbach gesehen bei einer urechten Volkswascherei. Sie wusch frisch geschorene Schafwolle, um ihrem Felix und den Kindern Strümpfe daraus zu stricken, und heute sprach sie von Portugiesen und vom Fallen der Kurse. Ich aber sagte mir, was soll aus der Welt noch werden, wenn unsere Bauernfrauen und „die Wibervölker" im Schwarzwald von solchen Dingen reden. Wie lange werden sie da noch Wolle waschen und Strümpfe stricken wollen! —

3.

Ein guter Tag ging dem Gotthard auf, als die alte Breithauptin das Zeitliche segnete. Sie hatte ihm aber die Zeit lang gemacht und war fast neunzig Jahre alt geworden, ehe sie ihre Herberge in der Gigergasse für immer verließ. Freudig folgte der Hausherr dem Leichenzug, denn jetzt konnte er unbeschrieen geigen, ohne mit seiner eigenen Habe das Spielgeld bezahlen zu müssen.

Die Hausiererin war so alt geworden, daß das „urkräftige" Kind des Webers, das einzige, welches die Hexe durch ihren giftigen Blick nur „gestreift" und nicht getötet

hatte, zur Jungfrau herangewachsen war. Der Gotthard kann sie aber neben der zweiten Frau im Hause nicht haben, da Stiefmütter und Stieftöchter in der Regel zueinander stehen wie Hund und Katze. Die Tochter will deshalb „dienen".

Eine Weberstochter auf dem Land geht viel lieber ins Städtle zum Dienen als zu den Bauern. Sie kennt die harte Feldarbeit nicht so wie die Töchter des Bauers und Taglöhners.

Im „Städtle" wohnte aber damals noch die Schlosser-Müllerin, eine Dame für alle Nöten. Sie war Magdverdingerin, Pfandleiherin, Beraterin und Kommissionärin in allen weiblichen Angelegenheiten.

Schon in meiner Knabenzeit war sie geachtet und gefürchtet. Sie verstand keine Hexenkünste und keine Sympathie, aber schlau war sie und nie verlegen in Auffindung von Hilfsmitteln.

Ihr Mann, einst Schlosser, in meinen Bubenjahren aber schon Taglöhner, war ein biederer Schwyzer, der, auf der Wanderschaft in Hasle „hängen geblieben", durch seinen vielen Durst sich rasch an die Haslacher Sitte und Luft angewöhnt, bald aber Hab und Gut verloren hatte.

In meinen Knabenjahren machte er jeweilig meiner Großmutter das Holz, das ich so ungern, wenn's gespalten, auf die Bühne trug. Der Schlosser-Müller schnupfte ebenso gern, als er trank, und so oft er Holz bei der Großmutter machte, mußte ich ihm aus deren Kramladen gratis seine Dose füllen.

In steinernen Häfen hatte meine Ahne den Schnupftabak, und mit einem hölzernen Löffel ward er herausgeholt. Und es machte mir viel mehr Vergnügen, dem Schwyzer seine Dose zu füllen und möglichst voll zu pressen, als Holz zu tragen.

Seine erste Frau war noch mit meiner Großmutter verwandt gewesen, und er titulierte deshalb diese stets mit „Frau Bas". Die Frau Bas war aber auf den Vetter Schlosser

nicht gut zu sprechen, und so oft ich kam und bat, seine Dose füllen zu dürfen, sprach meine Muhme: „Der Lump kann nicht einmal mehr seinen Schnupftabak bezahlen, er könnt's gut haben, hat aber alles vertan."

Hatte er seinen Tabak, so beorderte er mich nach einiger Zeit, ihm bei meiner Mutter ein Viertele Schnaps zu holen. Da hieß es dann wieder: „Der Lump hat das letzte Viertele noch nicht bezahlt."

In teils kindlicher, teils boshafter Art sagte ich ihm einmal: „Schlosser-Müller, die Mutter und die Großmutter schelten immer, wenn ich für Euch etwas holen soll, und heißen Euch Lump."

„Büble," meinte er ruhig und sägte sein Holz weiter, „loß d'Wiber schwätze."

Daß er den Schimpf so ruhig hinnahm, setzte mich in Staunen, weil ich damals noch keine Ahnung von der Existenz solcher Philosophen des Gleichmuts hatte.

Ich hatte den Schlosser-Müller, den sie schon vor Jahrzehnten begraben, längst vergessen, als der Gotthard mir ihn wieder wachrief, indem er seine Frau nannte.

Die Schlosser-Müllerin hatte aber keinen „Platz" im Städtle für des Spielmanns Tochter und placierte sie deshalb in Bibere (Biberach) beim „Rebbur", zwei Stunden talabwärts von Hasle, wo die Bauern keine so beschwerlichen Höfe haben wie im Obertal und vielfach noch Weinbau treiben.

Trotz ihrer Einhüftigkeit findet des Gotthards Maidle nach Jahr und Tag einen Hochzeiter in Gestalt eines vermöglichen Bauernsohns. Der Gotthard will nun seiner Tochter „§ 1 in der Gigergasse" samt Baumgarten und Schulden übergeben und nur seinem Weberkeller und seiner Geige leben, aber die Tochter will nicht. Drunten im Tal ist es schöner, die Leute sind lustiger, weil guter Wein gedeiht an den sonnigen Halden. Sie sitzt mit ihrem jungen Mann „z'Herbet"[1] in Fußbach und lebt von seinem Geld und seinem Taglohn.

[1] Zur Herberg, d. i. in einer gemieteten Wohnung.

Doch der alternde Spielmann läßt sich nicht lumpen; er gibt seiner Tochter, was er kann, einige hundert Mark, die seine Schulden vermehren helfen, aber zeigen sollen, daß der Gotthard kein Bettelmann sein will.

In Fußbach, oder wie die Kinzigtäler sagen, „im Fuoschbe", sind nicht lauter glückliche Sterbliche. Es ist dort die große Pflegeanstalt für die Armen des Kinzigtales. Manch „wilde Kirsche" verlebt dort ihre letzten Lebensjahre, nachdem Mißgeschick oder eigene Schuld sie unter die Armen gestoßen.

Ja, viele Originalmenschen leben in solchen Anstalten, denn der Originalmensch hat weit eher das Zeug zum „Verkommen", als der billige Denker und die Durchschnittsware unter der Menschheit.

Was die armen Kinzigtäler „im Fuoschbe" am meisten plagt, ist das Heimweh. Ehedem besaßen die armen, alten Leute wenigstens eines noch, das Recht auf ein Stüblein in der Hütte, in der sie geboren. Verarmten sie auch ganz, so blieb ihnen doch dieses Stüblein im Vaterhaus mit all ihren Erinnerungen an die selige Jugendzeit. Gute Menschen in und außerhalb der Hütte speisten sie — um Gotteslohn, und Berge, Täler, Wälder und Matten der Heimat erfreuten ihren Blick und ihr Herz.

Jetzt nimmt die gemütlose Humanität unserer Zeit sie fort aus der dunkeln Stube, aus der elenden Strohhütte und bringt sie in große, helle Räume, speist und tränkt sie besser, als sie es daheim an Sonntagen hatten, und doch sind die meisten dieser Armen sterbensunglücklich aus Heimweh.

Es ist so kalt ringsum in der Anstalt und so warm in der heimischen Hütte und so sonnig auf den einsamen Bergen der Heimat.

Schon mehr denn einen solcher Armen habe ich diese rührende Klage aussprechen hören und die Tränen gesehen, die sie weinten aus ungestillter Sehnsucht nach der Hütte, in der sie geboren, und nach den Bergen, auf denen sie gelebt.

Es ist unserer Zeit ganz eigen, in den Armenanstalten für den Magen und in den Schulhäusern für den Kopf zu sorgen, aber überall bei unseren modernen Humanitäts- und Bildungsanstalten geht das Herz leer aus. —

Bald sollte des Gotthards Tochter die Armut „im Fuoschbe“ kennen lernen. Ihr Mann starb, und um seines hinterlassenen Geldes willen fand sie leicht einen zweiten, der einen schwunghaften Handel anfing mit Hühnern und Hähnen nach Straßburg. Weil er selbst dabei federleicht war, hatte er bald ausgehandelt, worauf er sich gleichfalls zum Sterben niederlegte.

Des Spielmanns Tochter aber wurde mit ihren Kindern „ortsarm“ und holt ihr täglich Brot in der Anstalt.

Der Alte in der Gigergasse kann ihr nicht helfen. Er kämpft selbst mehr und mehr mit des Lebens Not, aber er trägt sie, wie große Menschen sie tragen, und — geigt dazu.

Längst ist sein Ruf als Sänger dahin. Er thront nicht mehr auf der Empore der Kirche, sondern muß unten ins Schiff, wo die Nicht-Choristen und Bauern stehen.

Seine Hofstetter Kapelle ist tot. Er allein spielt noch fort mit den Musikanten im „Prächt“. Aber auch diese sind nicht unsterblich, und andere treten an ihre Stelle, die von dem Spielmann jenseits der Berge nichts wissen wollen. Und im eigenen Dorfe entsteht mit der Zeit eine neue Spielmannskompanie. Des Schreiners Buben und ihre Kameraden gehen nach Hasle, wo der Sohn Lamberts, des Schmieds, des großen Kapellmeisters meiner Knabenzeit, den Amboß des Vaters behämmert und ebenfalls Maestro ist. Bei ihm studieren die Hofstetter und errichten nach vollendeter Lehrzeit eine Dorf-Blechmusik, spielen bei den Hochzeiten und Tänzen und legen den Gotthard zu den toten Spielleuten.

Das stimmt ihn bisweilen melancholisch, und mit Recht beklagt er sich über die neumodische Musik auch vom Standpunkt der Volkspoesie aus. Zu einer echten, rechten Volksmusik gehören die Geige und die Klarinette. Je mehr diese schwinden, schwindet auch der Spielmann, wie er auf dem Dorfe sein soll.

Aber wenn er melancholisch wird am Grabe seines Musikantentums, der alte Spielmann, dann nimmt er seine Geige, geht in der Stube oder in seinem Grasgarten auf und ab und trägt das ganze Weh seiner Seele in die Saiten seiner alten Volksgeige. Und das ist ein großer Zug des armen Webers in § 1 der Gigergasse.

Aber nicht bloß die Geige trägt nichts mehr ein, als den Trost in der Schwermut, auch zum Weben gibt's jedes Jahr weniger. Auf die höchsten Berge und in die einsamsten Täler kommt der moderne Hausierer, meist ein Sohn Israels, bringt allerlei Lumpenzeug und verdrängt die Kleider aus selbstgesponnener Leinwand. Viele Dorfweber haben nicht mehr jahraus, jahrein Arbeit, und zu denen gehört vorab der Gotthard, dem die andern Meister im Dorfe, sein Bruder Felix, sein Vetter Gordian und der Leopold Schätzle im Oberdorf, Konkurrenz machen, weil sie weder Spielleute noch „närrische Kerle" sind.

Aber auch in dieser Not zeigt der Mann in der Gigergasse schon seit Jahren sich groß. Er webt, so lange eine Bäuerin ihm ihr Garn anvertraut, und ist diese Zeit vorüber, so sucht er Arbeit, wo er sie findet.

Bei den Bauern ist ein Musikant und Geigenstreicher kein gesuchter Arbeiter. Bei denen kann der Gotthard also nicht wohl unterkommen, wenn sein Weberschifflein stille steht. Das weiß der Gotthard nur zu gut, und er sucht nach anderer Arbeit, um die wenig Menschen sich bewerben. Er entschließt sich, Steinklopfer zu werden. Aber die Steinklopfer in Hofstetten, welche die Steine zerschlagen für die Straße von Hasle bis auf die Wasserscheide zwischen Kinzig und Elz, bilden eine Zunft, in die nicht leicht einer aufgenommen wird. Es sind zwar nur ihrer zwei, der „Rain-Philipp" und der „Bühl-Felix", aber sie halten ihren Steinklopfer-Ring hoch.

Beide brave, fleißige, sparsame Menschen, lassen den armen Weber und Spielmann eintreten, aber nicht al pari, sondern nur als Untersteinklopfer, der von jedem Meter

Steine, das er geklopft hat, den zwei Gründern am Rain und auf dem Bühl einige Pfennig Gewinn abtreten muß.

Auch das läßt sich Gotthards großer Geist gefallen, und seitdem sitzt er zur Sommers- und Herbstzeit auf der Straße, klopft Steine und philosophiert. Er verdient zwar selten viel über eine Mark, oft nur neunzig Pfennig pro Tag, aber es ist doch etwas, und große Menschen schaffen ja meist um kleinen Lohn.

Kommt dem geistreichen Steinklopfer am Abend bisweilen der Gedanke, daß er eigentlich pro nihilo, für nichts, auf der Landstraße gesessen, und will des Lebens Mut darob ihm sinken, so greift er noch zur Geige, spielt und singt eins, und „alles ist wieder gut“.

Selten trifft's ihm an Sonntagen einen Schoppen im Wirtshaus. Kommt er aber einmal dazu, so setzt er sich kühn unter alle Gäste und spielt nicht den armen Weber, sondern den kühnen Sprecher. Er wird dann böse, wenn er spricht und man ihm nicht mit der gebührenden Aufmerksamkeit zuhört.

Was seine Beredsamkeit stört, sind zwei Redensarten, die immer wiederkehren und die heißen: „Wia gsait“[1] und „dä Weg und jä Weg“[2].

Als er eines Tages im Wirtshaus zum Schulmeister sich setzte und begann: „Wia gsait, Herr Lehrer, dä Weg und jä Weg“ — und der Angeredete sich alsbald entfernte, rief der Gotthard: „Der Malefiz-Schulmeister het kei Bildung, bim beste G'spräch stoht er uf und goht. Wia gsait, dä Weg und jä Weg!“

Bisweilen singt er auch beim Schoppen und erfreut die Gäste sowohl durch seine Stimme als durch den Text seiner eigenen Liederdichtungen. —

Die Sonntage aber, an denen es zu einigen Gläsern Wein langt, sind selten; drum macht der alte Spielmann an diesen Tagen öfters eine Fahrt auf die Berge, wo Bauern wohnen, die mit Kirschen- und Pflaumenwasser nicht geizen.

[1] Wie gesagt. [2] Den Weg und jenen Weg.

Ein Sonntag in Hofstetten ist ein stiller Gottestag, wie er sein soll. Schildern wir einmal kurz einen solchen aus dem Ende der achtziger Jahre, wo ich noch oft im Dörflein weilte.

Wenn der Felix das erste Zeichen zum Gottesdienst gibt, regt sich's im Dorf. Wendel, der Schmied, mein nächster Nachbar, kommt, frisch rasiert, in strahlend weißen Hemdärmeln unter die niedere Haustüre. Während die alte, fromme Dorfnäherin, die das Häuschen neben der Schmiede bewohnt, sich schon anschickt, zur Kirche hinaufzueilen, sonnt sich der Wendel noch in der lieben Sonntagssonne. Jörg, der Schneeballenwirt, erscheint ebenfalls hemdärmelig auf der steinernen Vortreppe seines Hauses und schaut mit verschränkten Armen das enge Tälchen des Ullerst hinauf. Dann ruft er seinem Nachbar zu: „Wendel, hüt komme fufzehn Lohrer und welle Forelle. Kannst mit Dim Vater noch a paar fange no der Kirch!"

Felix, der Mesner, gibt das zweite Zeichen, und allmählich kommt das Volk von den Bergen herab und aus den Tälern hervor, der Bühl-Felix, der Obersteinklopfer, unter den ersten; denn er versieht das prosaische Amt des Balgtreters.

Unter den Frauen mit den goldbordierten Spitzenkappen und neben den Mädchen mit den roten Röcken und blauen Miedern nimmt sich der Bühl-Felix aus wie eine entlaubte Trauerweide in einem Blumengarten.

Über die Dorfbrücke schreitet energischen Schrittes der Bürgermeister Maier, ein stattlicher Mann, der schönste Bauernkopf im ganzen Tal, wenn er nur die alte Tracht tragen wollte. Bald hinter ihm kommt der Ratschreiber, ein kleines, kluges Männlein. Der Lehrer überholt sie beide, mit seiner neuesten Messe der Kirche zueilend.

Dort unten wandelt eben der Kaplan von Hasle dem Dörfchen zu, Angst in der Seele, bis die Predigt vorüber ist.

Auf dem Platze vor der Kirche ist jetzt ein ziemliches

„Lütspiel“[1]. In Gruppen stehen die „Mannsvölker“ beieinander und „halten Rat“, bis der Kaplan in der Sakristei ist. Jetzt läutet der Felix zusammen, und alles strömt dem Gotteshause zu.

Wendel, der Schmied, zieht nun auch seinen Sonntagsschoben an und geht langsam den gleichen Weg. Ihm nach, eiligen Schritts, Jörg, der Wirt.

Der letzte Ton ist verklungen. Stille und immer stiller wird's auf der Straße. Da wandern noch zwei Gestalten von der Lindensteig her über die Brücke dem Kirchlein zu. Sie kommen näher, und ich erkenne den Gotthard auf dem Bühl, im langen, blauen Sonntagsrock, und neben ihm seinen Freund, den „Sau-Alise“, im alten, trachtenechten schwarzen Samtrock.

Der Alise, einst Besitzer eines schönen Gütchens und Sauhändler, hat längst ausgehaust und ist Straßenwart und so Freund des Steinklopfers Gotthard geworden. Auf der Straße verkehren sie täglich mit einander, besprechen den Wechsel der Zeiten und reden vom Durst.

Der Sau-Alise ist Realist in der verwegensten Bedeutung des Wortes und von Melancholie so weit entfernt, als sein Reichtum von dem Rotschilds.

Sie diskurrieren heute leise miteinander auf dem Kirchgang. Es ist Sonntag, keiner von beiden hat Geld, drum wird besprochen, welche Bauern sie am Nachmittag besuchen wollen. Hinter der Kirche verschwinden sie meinen Blicken.

Eine Stunde später, und das „Lütspiel“ bewegt sich aus der Kirche dem Dorfe, den Tälern und den Bergen zu. Einzelne wenige ziehen gen Hasle, um zu „kromen“, noch weniger kommen ins Wirtshaus, der eine hat eine „Leidschenke“[2] zu zahlen, der andere bestellt ein Taufessen für die kommende Woche.

---

[1] Eine Menge Leute heißt im Kinzigtal ein „Lütspiel“ oder ein „Lütleben“.

[2] Essen und Trinken nach einem Begräbnis.

In hellen Scharen zieht das Volk, Frauen und Mädchen malerisch gekleidet, „heime zua“; Berge und Wälder ringsum glänzen in der Mittagssonne. Alles erinnert uns an die Worte des Dichters[1]:

O grüne Täler, o dunkle Höh'n,
O Schwarzwald, wie bist du so schön, so schön!
Von deinen Bergen, o lieblich Bild,
Wie lächelt der Himmel auf dein Gefild!

Der Himmel, auf den dein Volk vertraut,
Fromm glaubend und betend aufwärts schaut.
Aus treuem Herzen ruf ich dir zu:
O Schwarzwald, o Heimat, wie schön bist du!

Bald nach Mittag schreitet der Felix wieder über die stille Dorfstraße der Kirche zu; wieder steht Wendel, der Schmied, hemdärmelig unter seiner Haustüre. Der Felix läutet zum Rosenkranz. Aber nur wenige Frauen und Mädchen aus dem Dorf folgen dem Glockenruf.

Hinter ihnen erscheinen abermals der Gotthard und der Sau-Alise. Der erstere hat sein Kölnerpfifle im Mund und schmunzelt vergnügt vor sich hin, den Worten seines Freundes lauschend.

Langsam gehen sie bergan. Ihr Ziel ist der „Tochtermannsberg“, wo der „Brosamer“ und der „Mittler-Berger-Bur“ viel „Pflummenschnaps“ haben. Dort angekommen, gibt der Sau-Alise dem Bur und der Bürin Bericht, was „der Jud“ die letzte Woche in „der Schneeballe“ vom Viehhandel erzählt; der Gotthard singt zwischenhinein lustige Lieder, und beide trinken Schnaps dazu.

Spät am Abend wanken sie unter der Heidburg durch den Ullerst heraus dem Dorf zu. Beim Wirtshaus will der Gotthard „dem Hansjakob“ noch eins singen, aber der Jörg verbietet's ihm, weil der Anzusingende schon zur Ruhe gegangen.

[1] Hans Grüninger in seinen Gedichten vom „Wegrain“.

Droben hinter der Lindensteig, in der Gigergasse und hinauf bis zum „Rotbur“ hört man noch lange nach Mitternacht einsames Saitenspiel. Es ist der Gotthard, der seinen Gedanken noch poetischen Ausdruck gibt.

Am andern Morgen ist er aber in der Regel „tiefsinnig“. Gegen diesen Tiefsinn, den er neben erblicher Belastung gestern auf dem Tochtermannsberg geholt, hilft die Geige nicht. Der Gotthard hat dafür ein ander Mittel. Die ganze Woche fastet er bei Wasser und Brot und klopft Steine dazu, und am Sonntag ist der „Tiefsinn“ wieder geschwunden.

Schon mehr denn fünfzig Jahre ist der Mann in der Gigergasse Sänger, Geigenspieler und Weber und schon mehr denn zehn Jahre Steinklopfer. Im Dorf und auf den Bergen gilt er als ein „närrischer Kerl“, in meinen Augen ist der Gotthard ein geniales Stück Volksseele, das selbst die Melancholie großer Menschen besitzt.

Ein Zeichen seiner Genialität aber ist's, daß er den Hansjakob richtig durchschaut und beurteilt hat. Öfters, wenn wir miteinander heimgingen oder er bei mir auf meiner Dorfstube saß, sprach er warnend: „Aber, daß Ihr mich nicht in so ein G'schmier ni (hinein) bringe!“ —

Was wird er sagen jetzt, wenn er liest oder hört, daß er in meinem Geschmier steht. Er wird sagen: „Jetz het er mi bigott do ni brocht — wia gsait, dä Weg und jä Weg!“

Seinen Bruder, den Kapitalisten Felix, haben sie am 9. Jänner 1894 begraben, der arme Gotthard aber saß im neuen Jahrhundert noch unter dem blauen Himmel neben grünen Tannenwäldern auf der Landstraße, klopfte Steine und geigte am Abend seine Melancholie fort.

Wer war der Glücklichere von beiden? — Ich würde es mit dem Felix halten.

Und wie steht's heute, 1910, da dies Buch neu erscheint?

Noch neun Jahre lebte der Gotthard länger als sein Bruder Felix, und er endigte traurig.

Im Jänner 1903 war sein Weib gestorben, die Walburg; das brachte ihn geistig aus Rand und Band, weil er niemand mehr um sich hatte und niemand ihm auch nur eine Suppe kochte.

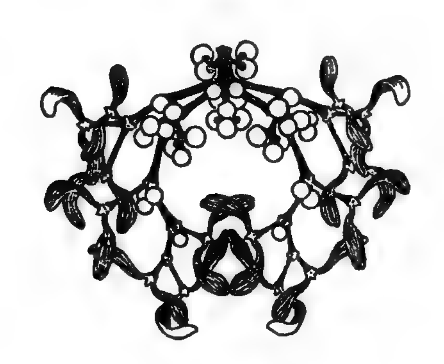
Vier Wochen ging's mit ihm um und in der fünften schrieb er auf einen Zettel: „Ich weiß mir nicht mehr zu helfen. Ich muß aus dem Leben scheiden und bitte um ein ehrliches Begräbnis."

Schrieb's und dann ging er hin und erhängte sich.

Weil er allzeit als „närrischer Kerl" gegolten, wurde er am 19. Februar 1903 in Ehren beerdigt, 75 Jahre alt.

Sein Freund Alise war ihm einige Jahre im Tode vorhergegangen. Aber seine Mit-Steinklopfer, der Rain-Philipp und der Bühl-Felix leben heute, 1910, noch, und der letztere klopft bei gutem Wetter immer noch Steine.

Die Blechmusik aber ist auch schlafen gegangen und seitdem der Gotthard aus dem Leben ging, der größte Musikant aller Hofstetter Zeiten, schweigen alle — Geigen und alle Flöten. Die Frau Musika hat mit ihm das stille Dorf verlassen. —





Heinrich Hansjakob

Schneeballen

Zweite Reihe



Ausgewählte Schriften

Band 5

Heinrich Hansjakob

Ausgewählte Schriften

Volksausgabe

Fünfter Band

Schneeballen

Zweite Reihe



Stuttgart
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1911.

Schneeballen

Zweite Reihe

von

Heinrich Hansjakob

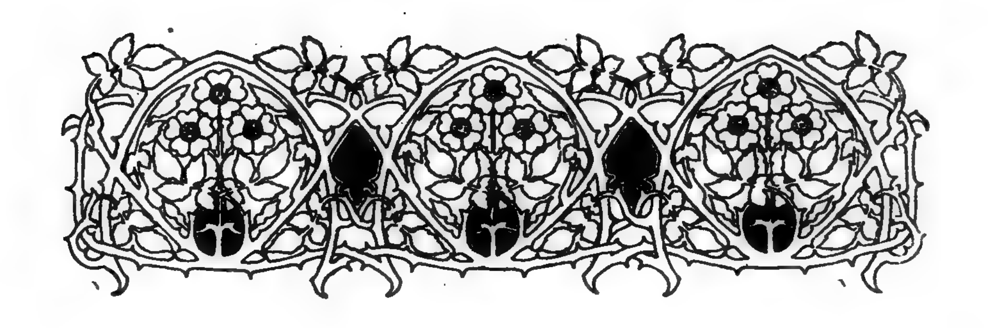
1.—6. Tausend.



Stuttgart
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1911.

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Inhaltsverzeichnis.



Der Vogt auf Mühlstein.

1.

Wer im Kinzigtale die steile Bergwand hinaufsteigt, welche sich unmittelbar über der Karfunkelstadt, von der ich schon erzählt habe, erhebt, dem wird, auf dem Kamm angekommen, eine herrliche Fernsicht zuteil. Er sieht das Bergland von dem langgestreckten Höhenzug des Kniebis bis hinab zur Hornisgrinde, die den Mummelsee trägt, und von der Geroldseck und vom Hünersedel bis zum Belchen.

Unter sich hat der Beschauer das Harmersbacher Tal mit seinen waldigen Höhen und seinen üppigen Berggehängen, an denen malerisch zerstreut die zahlreichen Gehöfte wohlhabender Bauern sich zeigen.

Sich gegenüber, unmittelbar unter dem höchsten Gipfel der westlichen Bergkette des genannten Tales, erblickt er, weithin schimmernd und durch seine luftige Lage alle anderen Höfe überragend, einen einzelnen Hof. Es ist das große Bauerngut „auf Mühlstein".

Mühlen gibt's dort oben keine, kaum so viel Rieselwasser von der nahen Bergspitze herab, daß Menschen und Vieh sich tränken können, auch keine Steine, die zu Mühlsteinen sich eignen. Wohl aber stand dort oben einst, wie das Volk

heute noch erzählt, ein „Schloß". Und in dem saß vor alten Zeiten ein alemannischer freier Mann, dem die leibeigen gewordenen Keltenbauern drunten im kleinen Seitentale dienstbar waren, und denen er wie seinen Stammesgenossen an der Malstätte, die ein großer Stein bezeichnete, Recht sprach. Aus dem Malstein haben die Bauern späterer Jahrhunderte den ihnen mundgerechteren Mühlstein gemacht.

Im 4. Jahrhundert christlicher Zeitrechnung waren die Alemannen den Rhein heraufgedrungen, hatten die Römer verjagt und die ureingeborenen Kelten zu Knechten gemacht oder in die tiefsten Täler der Gebirge zurückgetrieben.

Soweit es schön war und fruchtbar, setzten sich die Eroberer selbst nieder. Und schön ist's im Kinzigtal und in seinem großen Seitentale, dem Harmersbacher, erst recht schön aber oben auf dem Mühlstein.

Nicht gar lange saßen die Alemannen als Herren im Kinzigtal, als ein Stärkerer über sie kam in Gestalt fränkischer Herzoge und sie zum großen Teil weiter gen Osten trieb.

Der Frankenherzog Arnulf (ein Enkel Pipins von Heristal) brachte 712 diesen Teil Alemanniens unter seine Herrschaft, und es mag von da ab ein fränkischer Edelmann auf jener Höhe gesessen sein und auf Mühlstein Recht gesprochen haben.

„Zuletzt," so erzählt heute noch der kundige Bauer, „sei ein Edelfräulein allein auf dem Schloß gewesen. Es habe eines Tages mit einem ‚Spektive'[1] ins Tal hinabgeschaut und drunten drei Bauernknechte auf einer grünen, grünen Wiese mähen sehen. Der mittlere von ihnen sei ein so schöner Bursche gewesen, daß sie ihn aufs Schloß kommen ließ und ihm ihre Güter, in sechs Bauernhöfen bestehend, schenkte."

Deutsch wird das wohl heißen sollen: die Erbtochter des letzten fränkischen Herrn fand Gefallen an einem schönen, jungen Knecht und schenkte ihm ihr Herz, indem sie ihn zu ihrem Mann und zum Burgherrn erkor und ihm bei ihrem Abscheiden ihre Habe hinterließ.

[1] Perspektiv.

„Der habe," so sagt das Volk weiter, „bei seinem kinderlosen Ableben sein Besitztum dem Kloster Gengenbach hinterlassen, wo er Christ geworden sei."

Wir wissen, daß der Sohn des Franken Arnulf, Herzog Ruthard, durch irische Glaubensboten, d. i. durch aus Schottland und Irland gekommene Benediktinermönche, die deshalb vielfach nur Schotten hießen — das Heidentum unter den zurückgebliebenen Alemannen und Kelten der Mortenau, wie damals noch der Gau hieß, auszurotten suchte.

Er gründete das Kloster Gengenbach für die genannten Mönche, und diese bekehrten auch, wie wir eben gehört, den Herrn auf Mühlstein.

Die sechs Höfe, die dieser ihnen vergabte, existieren heute noch und tragen heute noch den Namen „Schottenhöfe".

Über dem Berg, auf dem die Burg stand, drunten in südwestlicher Richtung, lagen im Nordracher Tal, in Lindach und am Bäumlisberg, noch fünf weitere Klosterhöfe. Diese elf Höfe zusammen bildeten nun das ganze spätere Mittelalter hindurch bis zur Klosteraufhebung im vorigen Jahrhundert — das einzige Mönchsgut in diesem Teile des Kinzigtales. Ringsum waren unmittelbar oder mittelbar reichsfreie Bauern.

Die alemannisch-fränkische Burg ist längst vom Erdboden verschwunden. Nur die Namen „Schloßacker" und „Schloßbrunnen" erinnern heute noch an sie. Wo aber der Malstein einst gestanden, da ließen die Klosterherren von Gengenbach auch den Sitz ihrer Gerichtsbarkeit. Sie vereinigten ihre Klosterhöfe in eine Vogtei und machten den Bauer, der beim alten Schlosse saß, zum geborenen Vogt, und der Vogt auf Mühlstein war unter den reichsunmittelbaren Bauern des Nordrach- und Harmersbachtales der einzige Klosterbeamte.

Unter dem Krummstab wohnten die elf Bauern weit besser, als die stolzen Reichsfreien rings um sie herum. Sie ließen den Zehnten auf dem Felde liegen, wo das Kloster ihn holte, lieferten von jedem Hof jährlich einige Hühner ins

Kloster und liehen dem Abte vierzehn Tage im Jahr ihre Pferde hinunter nach Gengenbach, damit er die dortigen Klostergüter bebauen lassen konnte. Und der „gnädige Herr" sandte ihnen jeweils ihre Gäule wohlgenährt, mit neuen Hufeisen und neuem Geschirr zurück.

Und was sie an barem Gelde dem Gotteshaus zu geben hatten, das zahlte ihnen, wie es sprichwörtlich war, „der Verkauf eines alten Geißbocks an den Klostermetzger", so wenig war es. Und für all das waren sie Herren auf ihren Höfen; in Feld und Wald gehörte aller Ertrag schuldenfrei ihnen. Und der Klostermetzger kaufte ihnen zudem alles feile Vieh fürs Kloster ab. Er nahm es, so erzählten die alten Bauern noch vor wenig Jahren, wenn es nur noch laufen konnte. Den Preis machten Metzger und Bauern bei Speck und Kirschenwasser ab, und das Kloster bezahlte ihn.

Kam ein Klosterbauer hinab ins Stift, so war er Gast an der Tafel und brauchte im Städtle Gengenbach keinen Schoppen zu trinken, wenn er nicht wollte.

Das war die gute alte Zeit, von der sie in den Schottenhöfen heute noch reden und Vergleiche ziehen mit der Jetztzeit und ihren Domänenverwaltungen und Steuereinnehmereien, Vergleiche, deren Details ich weglasse, um die Poesie des Alten nicht zu stören und noch weniger die Poesie dessen, was ich jetzt erzählen will.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts saß auf Mühlstein ein Vogt namens Anton Muser, ein Mann nach alter deutscher Art, groß und stark und rauh am Leibe und stark und rauh im Herzen; treu ergeben seinem Abte, ein Freund und Ratgeber seiner Mitbauern und ein besorgter, aber strenger Vater. Hart gegen sich selbst, mutete er auch anderen etwas zu. Unermüdlich in der Arbeit, war er ein Vorbild den Seinigen und den übrigen Klosterbauern.

Wenn er nach Gengenbach geritten kam in seinen kurzen, schwarzen Lederhosen und seinen hohen Kalblederstiefeln, seinem langen, schwarzgefärbten und rotgefütterten Flachsrock,

da speiste er mit dem Prälaten, und der Vogt von Mühlstein war bei den zwei letzten Äbten Jakob Trautwein und Bernhard Schwörer ein gern gesehener Mann.

Als ihm 1774 der Sturm in einer Herbstnacht sein Haus demolierte, baute er es auf eigene Kosten so groß und massiv wieder auf, daß die anderen Schottenhöfer glaubten, was er gesagt, er baue ein Schloß. Darum sieht man heute noch seinen Hof so weithin leuchten, nicht bloß ob seiner Lage, sondern auch seiner Stattlichkeit halber. Die Planzeichnungen für die Zimmerleute hatte er selber so flott entworfen, daß, wenn fortan ein Bauer seiner Vogtei etwas zu bauen hatte, er den Vogt um einen Plan bat. Er arbeitete im Felde für zwei Knechte, und die Leute sagten von ihm, er „zwinge" in einem Tage einen halben Morgen Feld allein.

Der Vogt hatte auf diese Art bald das schönste Haus, den bestbestellten Hof, das schönste Vieh und das meiste Geld in diesem kleinen Klosterstaat. Aber der „Vogts-Toni", wie die Bauern ihn nannten, hatte noch etwas, und das war das Allerschönste — seine einzige Tochter, die neben vier Söhnen seinen besonderen Stolz bildete. Des Vogts Magdalene war das schönste Mädchen im ganzen Kloster- und Reichsgebiet ringsum.

Schöne Vögel singen in der Regel schlecht oder gar nicht, und bei den Menschenkindern findet man vielfach etwas Ähnliches. Die Mädchen, so am schönsten singen, sind nicht selten körperlich häßlich, und die schönen können in der Regel nur krähen.

Des Vogts Magdalene war eine Ausnahme. Sie war bildschön und sang wunderschön. In jener guten, alten Zeit wurde unter unserm Landvolk daheim noch viel mehr gesungen als heutigestags. Es ist daran viel „die Kultur" schuld, die allerlei Lumperei ins Volk gebracht, wie das viele, viele Wirtshaussitzen bei den „Mannsvölkern", und die „Maschine", welche die Spinnräder abgeschafft und die Spinn- und Singstuben der „Wibervölker" aus unseren Schwarzwaldhöfen vertrieben hat.

Auch aus anderen Gründen ist unserm Landvolk das Singen vergangen. Der Bauersmann kämpft heute mit allerlei früher nicht gekannten Lasten, mit Schulden und bureaukratischen Plackereien, und wenn's dem Vater und der Mutter nicht „singerig" zumute ist, so mag die Jugend auch nicht singen.

Unsere Zeit hat zudem kein einziges anständiges Lied aus dem Leben des Volkes hervorgebracht, während aus den vergangenen Jahrhunderten zahllose auf uns gekommen sind. Das Volk wird eben aus dem Naturkind immer mehr zum Kulturmenschen gemacht, und Natur, Poesie und Gesang schwinden.

Früher war das anders, besonders bei den Schottenhöfer Bauern und ihren reichsunmittelbaren Nachbarn im Nordracher und im Harmersbacher Tal. Denen war's ums Singen. Keine Schulden und wenig oder gar keine Abgaben. Da lebte der Bauer noch „wie der Vogel im Hanfsamen", hatte dazu, wie ein Vogel, wenig Bedürfnisse, und die konnte er nach Herzenslust stillen.

Wenn jene Bauern drunten in der kleinen Reichsstadt Zell im Hirschen oder im Löwen oder in ihren Walddörfern Nordrach und Harmersbach „in der Stube" eine Hochzeit hielten, da wurde nicht nur getrunken und gegessen und getanzt, sondern auch gesungen, besonders von den „Ledigen". Und wenn des Vogts Magdalene dabei war, da scharte sich alles um sie, denn sie sang wie eine Nachtigall, und jung und alt hörte ihr bewunderungsvoll zu.

Zum schönen Singen, sagt der Bauer, müssen es aber zwei sein. Da lag drüben über dem Berg, auf dessen Morgenseite der Hof auf Mühlstein sich erhebt, im Nordracher Tal, tief unten, eine stille Strohhütte oberhalb des Dorfes und der Kirche von Nordrach.

Ihr Besitzer hieß damals Jakob Öler, im Volksmund Ölerjok. Der hatte drei Söhne, alle drei gute Sänger, der beste aber war der „Hans", auch sonst ein „netter Kerl" und

ein braver, frischer Bursche. Wenn des Ölerjoken Hans mit des Vogts Magdalene „in der Stube“ zu Nordrach ein Duett sang, da wurde auch des rauhesten Bauern Herz bewegt. Und oftmals weinten die Leute vor Rührung über den schönen Zwiegesang.

Aber die zwei sangen nicht bloß andern Leuten, sondern auch sich selbst ins Herz hinein. Und zwischen dem Hans und der Magdalene schloß sich gar bald ein Herzensbund, der dem Gesang entsprossen war, und den die Lieder immer wieder neu befestigten.

Der Mühlstein gehörte, wie alle Schottenhöfe, in die Pfarrei Zell. Seine Bewohner hatten aber näher nach Nordrach, darum gingen sie regelmäßig dort hinab in Kirche und Wirtshaus. So sahen sich der Hans und die Magdalene nicht nur an Hochzeits-, sondern auch an allen Sonn- und Festtagen. Und wenn der alte Vogt nicht um den Weg war, begleitete der Hans manchmal die Magdalene bergauf gen Mühlstein.

Und lustig singend und jodelnd, sandte er ihr noch weithin seine Grüße nach, wenn beide sich am „Stollengrund“ verabschiedet hatten, und die Magdalene schaute mehr denn einmal, sich umwendend, dem lieben Burschen nach und winkte ihre Abschiedsgrüße ihm zu.

Die Mägde von Mühlstein, welche mit der Tochter in die Kirche gingen, hatten es der Vögtin längst verraten, warum die Magdalene immer etwas später und allein heimkehre.

Die Mutter hatte aber dem Vogt weiter nichts gesagt, weil Bauer und Bäuerin in jenen Tälern nicht viel einzuwenden haben, wenn die Tochter den oder jenen Burschen gerne sieht und bisweilen mit ihm tanzt und geht. Wenn's einmal Ernst gilt, das Mädchen zu verheiraten, so machen die Eltern den Hof aus, wo die Tochter hin soll, und die folgt in der Regel ohne jedes Herzweh, und der verabschiedete Liebhaber und der auserwählte Bräutigam duellieren sich deswegen nicht.

Das Landvolk auf dem Schwarzwald, das in der Regel beim Heiraten nicht dem Herzen, sondern dem Verstand der Eltern folgt, ist in diesen Dingen, wie wir in den „wilden Kirschen" schon erzählt, viel vernünftiger als das gebildete Publikum in den Städten mit seinem sogenannten Ehrgefühl und seinem sentimentalen Liebeskummer.

Flammt's aber ausnahmsweise einmal in einem Naturherzen auf, so ist es kein Strohfeuer, wie bei den blasierten Kulturmenschen, sondern ein verzehrendes Feuer, das tötet — aber nie und nimmermehr durch Selbstmord, wie es bei den sogenannten „besseren und gebildeteren" Ständen so oft der Fall ist.

So ging es dem Hans und der Magdalene, vorab aber der letzteren. Sie beide gehörten zu den Ausnahmen im Liebes- und Herzensleben des Landvolkes. Darum sollte ihre Liebe auch tragisch enden.

2.

Manches Jahr war ins Tal gegangen, seitdem des Ölerjoken Hans und des Vogts Magdalene als die besten Sänger galten und seitdem der Hans das Mädchen an Sonntagen nach dem Kirchgang begleitete, am Grafenberg hinauf gen Mühlstein.

Wenn sie auch bisweilen vom Immer-Beisammensein und vom Heiraten redeten, so wurde es ihnen doch angst und bange bei diesem Thema, denn wohin wollten sie heiraten? Der alte Ölerjok hatte drei Buben, und der Hans war der „mittlere", also ohne Aussichten, den kleinen Hof zu bekommen, und auf Mühlstein waren Buben genug, da kam die Dynastie an kein „Maidle". Und als Knecht und Magd zu heiraten, das ging nicht. Es war damals noch nicht Mode, daß Leute heirateten, die kein eigenes Heim hatten.

Alle Höfe und Taglöhnergütchen ringsum waren in festen Händen und hatten sichere Erben. Zu kaufen gab es also auch nichts.

Oft sprachen sie im Walde, den der Heimweg der Magdalene durchzog, von der Hoffnungslosigkeit ihrer Liebe, die gerade wegen dieser Hoffnungslosigkeit immer stärker wurde, denn die Liebe wächst mit den Hindernissen, die ihr im Wege stehen. Und wenn der Hans bisweilen meinte, sie, die Magdalene, werde als Tochter des Vogts und als das schönste Mädchen im Kirchspiel schon „Hochziter" genug finden, und es werde Tag und Stunde kommen, wo sie ihn verlassen müsse, ihn, den Sohn des Kleinbauern am Talbach, er würde aber dann nicht „vor ihr Glück stehen" und gerne zurücktreten, — so wollte der guten Magdalene das Herz brechen vor Weh.

So kam der Sommer des Jahres 1784 und mit ihm, wie alljährlich, die Zeit der Kirchweihen.

Bis zur Stunde haben die ehemaligen freien Reichsbauern im Harmersbacher, im Nordracher und im Entersbacher Tal und mit ihnen die Klosterbauern in den Schottenhöfen, in Lindach und Bäumlisberg ihre eigenen Kirchweihen und damit eine Reihe von festlichen Tagen.

Am zweiten Sonntag im August findet die Kirchweih in Entersbach statt, am letzten die in Nordrach, am ersten Sonntag im September in Oberharmersbach und am zweiten die in Unterharmersbach.

Da kommen die verwandten und bekannten Bauern aus all den Bergen und Tälern sich gegenseitig zu Gast auf die Höfe, wo herrliches Essen und Trinken, alles in Hülle und Fülle, aufgetragen wird; eine Reihe von Gängen, von der Nudelsupp' bis zum Kalbsbraten und vom Apfelmost bis zum Zeller Roten.

Weil gegenseitig eingeladen wird, so haben die meisten Bauern auf diese Art viermal im Jahr Kirchweih.

Und während die älteren Leute auf den einzelnen Höfen tafeln und gegen Abend erst hinab ins Dorf und ins Wirtshaus kommen, beginnt bei der Jugend der Tanz schon am hellen Nachmittag.

So war auch 1784 am letzten Sonntag im August die Kirchweih zu Ehren des hl. Udalrich in Nordrach.

Man konnte da wohl fragen: wer zählte die Völker alle, die hier zusammenkamen? Wie wir aus den „wilden Kirschen" wissen, nennt der Kinzigtäler Bauer seine Dienstboten „seine Völker". Und zahlreiche Völker wohnten im Nordracher Tal auf Kühlmorgen, auf dem Schrofen, auf dem Hasen- und Grafenberg, auf Schnaitberg, Rabenfels, Mühlstein, Helgenbühl, im Wolfs-, Lichter- und Stollengrund, im Bärhag und in der Rautsch. Sie zogen, diese Völker und mit ihnen die Söhne und Töchter der Bauern, an jenen Tagen aus all diesen Bergen, Weilern und Höfen nach Nordrach in die „Stube"[1] zum Tanz. Später rückten die reichsfreien Bauern nach.

Da die Nachbarn aus anderen Kirchspielen, wie schon gesagt, auch erschienen, so kamen zur Udalrichs-Kirchweih nach Nordrach namentlich auch die Bauern, welche an der unteren Nordrach wohnten und nach Zell ins Kirchspiel gehörten, so die von Lindach, Bäumlisberg, Neuhausen und „unter den Eichen".

Von diesen war der angesehenste der „Hermesbur"[2] von Lindach, Ulrich Faißt. Sein Hof, ein Klosterlehen, lag auf einem Hügel unweit der Talstraße in Lindach und zeigte schon äußerlich durch Lage und Bauart, daß da der reichste Bauer des unteren Tales wohne. Seine Waldungen erstreckten sich hinauf bis zum Mühlstein, und drunten an der Nordrach verarbeitete eine stattliche Säge die Hölzer für den Handel des

---

[1] Die „Stube" wurde das Wirtshaus genannt, weil in demselben der Vogt und die Zwölfer des Tales ihre Ratsstube hatten.

[2] Hermesbauern, Hermeshöfe und Hermeswälder gibt es im Kinzigtal eine größere Anzahl in verschiedenen Gebirgstälern. Das Wort hängt wohl mit Harm in Harmersbach zusammen, und waren diese Güter einst im Besitz eines Hademar oder Heriman.

Buren nach Straßburg, und eine lustige Mühle mahlte das Mehl für den Bauer und seine „Völker“.

Wenn der Hermesbur nach Gengenbach oder Offenburg geritten kam, so fand er bei allen Wirten eine höflichere Aufnahme als viele seiner Standesgenossen, eben weil er der reiche Hermesbur von Lindach war.

Zur Zeit, da er nach Nordrach hinaufritt zur Kirchweih, war er Witwer, aber ein rüstiger, schöner Mann trotz seiner dreiundfünfzig Jahre. Sein Weib hatte im vergangenen Frühjahr das Zeitliche gesegnet, und im Tal sprach man bereits wieder vom Hochzeitmachen auf dem Hermesberg, und bald die, bald jene Tochter des Landes ward als Braut genannt, und die guten Freunde des Hermesburen fragten ihn bei jedem Schoppen, den er auswärts trank, „ob er noch keine habe.“

So saß am Kirchweihtag zu Nordrach der Ulrich vom Hermeshof in der „Stube“ und neben ihm seine zwei Gutsnachbarn, die Bauern vom Bäumlisberg und Grafenberg, der letztere ein Nordracher Reichsbauer. Droben im zweiten Stockwerk war der Tanzsaal und die Trinkstube der jungen „Völker“.

Zu allen Fenstern drang ihr Jubel herab und herein zu den Bauern. Da auf einmal ward es oben stille, und aus der Stille klang ein Duett. „Der Ölerhans singt wieder mit des Vogts Magdalene,“ meinte der Bäumlisberger. Und alles lauschte, die oben im Tanzsaal und die unten in der Stube.

Als der Gesang geendet hatte und das Lärmen und Sprechen wieder weiter ging, stieß der Bauer vom Grafenberg mit dem Hermesbur an und sprach: „Ulrich, wenn ich Dich wär' und eine Hochzeiterin suchte, müßte mir des Vogts Magdalene bald singen auf dem Hermeshof.“

„Das mein' ich auch,“ fiel der vom Bäumlisberg ein, „auf den schönsten Hof in der Klostervogtei Mühlstein gehört auch das schönste Maidle.“

Der Hermesbur schmunzelte vor sich hin und sprach: „Des wär' der dümmst' Streich noch lang nit, wenn der Hermesbur

beim Vogt um seine Tochter anhalten tät. 's ist gerade acht Tag', da hab' ich's selber denkt."

„Der Klostermetzger von Gengenbach war bei mir auf dem Hof. Er hat ein fettes Stück gesucht. Sie haben nächstens des Prälaten Wahltag[1] im Kloster. Von mir ist der Metzger durch meinen Wald hinauf zum Vogt, um ihm vom Klosterschaffner etwas auszurichten. Weil es gerade Sonntagnachmittag war, hab' ich ihn begleitet auf Mühlstein."

„Auf der Höhe unter den Tannenbäumen saß des Vogts Tochter mit den Mägden, und die Maidle sangen wie die Engel im Himmel. Da ist mir auch der Gedanke gekommen, des Vogts Lene gäb' eine für dich."

„Der Klostermetzger sprach auch davon und wollte gleich mit dem Vogt ‚anbinden'. Ich hab's ihm aber noch verwiesen. Ihr zwei seid also nicht die ersten mit dem Heiratsplan."

„Aber," rief vom Tisch nebenan der Bauer von der untern Rautsch, welcher die Sache mit angehört, „des Vogts Lene geht und singt ja schon Jahr und Tag mit des Ölerjoken Hans, und die zwei sollt' man beisammen lassen!"

„Zwischen des Ölerjoken Hans und dem Hermesbur," entgegnete der Grafenberger, „ist ein Unterschied wie zwischen dem Kaiser in Wien und dem Nachtwächter in Zell. Und wenn der Hermesbur die Lene will, kann der Hans zur Hochzeit kommen und zuschauen, wie der Ulrich sie heimführt." —

Eben hatte sich die Türe von der Straße her geöffnet, und der Vogt von Mühlstein war in seiner ganzen Größe eingetreten. Er war droben im Bärhag im Anker gewesen und wollte jetzt noch einen Schoppen „in der Stube" mitnehmen, ehe er den Berg hinanschritt; denn zum Reiten, was sonst allgemein Übung war in jenen Zeiten unter den Bauern des Kinzigtales, eignete sich der Weg zwischen Nordrach und dem Mühlstein nicht recht, weil er zu schlecht und zu steil war.

---

[1] Der jährlich wiederkehrende Wahltag des Abtes ist in Klöstern ein Festtag. Der damalige Abt hieß Jakob Trautwein.

„Wenn man den Wolf nennt, kommt er gerennt," rief ihm der Bäumlisberger zu. „Grad' haben wir von Euch gesprochen, Vogt, und jetzt steht Ihr da."

„Wenn's nur was Gutes war," meinte der Klostervogt und setzte sich zu den Kollegen.

„Vom Besten haben wir geschwätzt," antwortete der Bäumlisberger, der heute, am Kirchweihtag, einen Schoppen mehr genommen hatte, „vom Heiraten Eurer Tochter."

„Meine Magdalene," erwiderte der Alte vom Berg, „ist mir nicht billig feil. Da muß schon ein rechter Bur kommen, bis ich Ja sage."

„Der recht' Bur sitzt neben Euch," rückte der Bäumlisberger heraus, „der Hermesbur, der wird wohl recht sein. Was meint Ihr, Vogt? Und von dem haben wir eben diskurriert."

Das gesunde Gesicht des verratenen Hochzeiters wurde röter als gewöhnlich, und noch ehe der Mühlsteiner geantwortet, rief er: „Vogt, der Bäumlisberger Bur hat ‚Kirwewi' im Kopf und schwätzt mehr, als er weiß und soll."

Der Vogt, ein ernster Mann, der schon merkte, wo der Hase lief, meinte kurz und gut: „Im Wirtshaus verhandle ich mein Maidle nit. Wer etwas will, soll auf meinen Hof kommen. Und damit basta. Wir reden jetzt von etwas anderem." —

So schloß der erste Angriff auf den Hans und die Magdalene, und wenn nicht beide eben wieder ihren Zwiegesang in die untere Stube gesandt hätten, wäre nicht weiter von ihnen gesprochen worden. So aber konnte der angeheiterte Bäumlisberger es sich nicht versagen, ihr Lob zu singen mit den Worten, „Die zwei singen schöner als die Nachtigallen", worauf der Vogt zurückgab: „Laßt sie singen, solang sie jung und ledig sind, 's wird ihnen später von selbst vergehen."

Es sollte ihnen in der Tat bald vergehen. —

Der Vogt erzählte nun, wie er auf nächsten Donnerstag

nach Gengenbach geladen sei vom Oberschaffner, um am Wahltag zu gratulieren, was er gerne tue, denn der jetzige Prälat sei ein Freund seiner Untertanen, weil er ein guter Haushälter sei und keine großen Ansprüche an seine Bauern mache.

„Ich ginge auch mit zum Gratulieren," seufzte der Grafenberger, „aber nur wegen der Einladung zum Mittagessen; denn da gibt's jedenfalls vom besten Bermersbacher und Durbacher, und das tät einem durstigen Tal-Bürle auch einmal gut."

„Ja," rief der Bauer aus der Rautsch, „und ich wollt' auch, wir Nordracher wären Klosterburen statt Reichsburen zweiter Klass'. Die Harmersbacher drüben, das sind rechte Kerle, die stehen direkt unter dem Kaiser, aber zwischen uns Nordrachern und Entersbachern und unserem Kaiser steht der Schultheiß von Zell, und jeder Zeller Wirt und Metzger meint, die im Städtle wären unsere Herren. Und doch leben sie von uns und nicht wir von ihnen."

„Die Klosterburen haben doch noch einen rechten Herrn zwischen sich und dem Kaiser, der ladet seine Vögte zum Essen und Trinken ein, und jeder Bur, wenn er im Kloster was zu tun hat, bekommt seinen Schoppen und sein Stück Fleisch in der Klosterküch' oder am Klostertisch."

„Und besondern Respekt vor den Gengenbacher Prälaten! Der Abt Augustin[1], mein Großvater hat es oft erzählt, hat den Nordrachern helfen wollen, daß sie loskämen von Zell und rechte Reichsburen würden. Und erst der Abt Benedikt, welcher in der Nordracher Fabrik vor einigen Jahren gestorben ist! Was hat der Mann an Verkehr ins Tal gebracht durch seine Glas-, Arsenik-, Pottasche- und Farbenfabrikation! Kommen nicht jeden Tag Fuhrwerke selbst von Paris her und holen von denselben in der Fabrik hinten?"[2]

[1] Augustin Müller, Abt von 1699—1720.

[2] Der geniale Abt Benedikt Rischer von Gengenbach hatte in der Mitte des 18. Jahrhunderts die alte Glasfabrik des Klosters

„So isch's," fiel der Grafenberger ein. „Und das Allerschönste ist noch, daß der Prälat von Gengenbach doch eigentlich der Herr der Zeller und Nordracher Reichsfreiheit ist. Denn der Prälat setzt den Reichsschultheißen in Zell frank und frei, und die Zeller müssen es sich gefallen lassen. Die Harmersbacher Buren allein sind ‚Kerle', die haben doch noch etwas zu sagen, wenn's ans Wählen ihres Reichsvogts geht!"

„Stubenwirt," rief jetzt der Hermesbur, „zwei Maß Roten auf meine Rechnung, weil die Reichsburen die Klosterburen auch noch was gelten lassen!"

„Gebt acht, Ihr Reichsburen von Zeller Gnaden," sprach sarkastisch und trocken der Klostervogt, „daß Euch zwei die Zeller nicht einmal abfangen, wie den Gabriel Breig in Harmersbach, wenn Ihr so wenig Respekt vor der Reichsstadt und so vielen vor dem Kloster habt."

„Ja die," höhnte der Grafenberger, „die fangen keinen Bur meh', seitdem die Hambacher Buren ihnen die Tor' eingeschlagen und den Breig herausgeholt haben[1]."

„Und i sag's noch amol, der Rautschbur hat recht. Die Zeller sind nichts als Schneider, Schuhmacher, Wirte und

---

vom Mooswald herunter in den äußersten Winkel des Nordracher Tales verlegt und eine Kobaltfabrik zur Herstellung der berühmten blauen Farbe, die unter dem Namen Smalte bekannt ist, neu gegründet. Auch Arsenik und Pottasche ließ er herstellen.

Das Kloster kam durch diese Unternehmungen in ziemliche Schulden. Die Mönche, denen der Abt auch sonst als ein strenger Mann vorkam, murrten. Da legte der große Mann seine Abtswürde nieder, zog sich in seine Fabrik zurück, neben der er ein Kirchlein gebaut, und starb hier.

Das Kloster aber nahm nachmals aus seiner Gründung schweres Geld ein. Die alte Geschichte von den großen und den kleinen Geistern.

[1] Über den „Bauernkönig" Breig siehe „Der letzte Reichsvogt" in Schneeballen I.

Krämer, die von den Buren leben, und wir Buren, die alle schöne Höfe, Geld und Gut haben, sollen im Reich nur etwas gelten unter der Zeller Firma. Drum wollt' ich viel lieber Klosterbur, als Reichsbur si."

Bei diesen Worten ergriff er das Glas und stieß mit dem Vogt und dem Hermesbur und dem Bäumlisberger an und rief: „G'sundheit, Ihr Klosterburen und der Prälat von Gengenbach soll leben!"

„Ja," sagte der Bäumlisberger stichelnd, „sie sollen leben, aber auch die zukünftige Hochzeiterin vom Hermesbur danebe."

Ein Blick vom Vogt, mit dem er zuerst anstieß, genügte, um den Stichler von weiteren Anzüglichkeiten abzuhalten. —

Die Stiege zum Tanzboden mündete in die Stube, in der die Bauern saßen, und eben kamen, wie üblich, in einer Tanzpause die Spielleute herunter, um den nichttanzenden älteren Leuten eins aufzuspielen und dafür ein Trinkgeld zu verdienen. Sie gingen dabei von Tisch zu Tisch und machten jeder Tischgesellschaft ein besonderes Stück.

Als sie bei unsern Bauern gespielt hatten und im Begriff waren, wieder auf den Tanzboden zurückzukehren, rief der Hermesbur: „Schickt Eure Sänger einmal herunter, sie sollen uns auch etwas singen. Sagt nur, der Vogt von Mühlstein sei da und wolle sie auch hören!"

„Meinetwegen," sprach der Vogt, „sie sollen kommen. Weil es heute Kirchweih ist, kann man sich auch etwas mehr gefallen lassen. Ich bin sonst kein großer Freund von dem Gesing und Gejodel."

Der Wunsch von Magdalenens Vater bestimmte den Sängerbund, alsbald herabzukommen, obwohl er sonst keine Kunstreisen, wie die Musikanten, unternahm. Sie rückten an; die Magdalene und ihre Kamerädinnen und des Ölerjoken Buben mit ihren Freunden stellten sich in der Mitte der großen Stube auf und sangen jene alten Volkslieder, die heute längst vergessen sind:

„Von Toggenburg Graf Heinrich kam“, „Schön Ulrich wollt' spazieren gehn“, „Graf Friedrich wollte wiben“, und jenes herrlich' Lied, das da anhebt:

Es stand eine Lind' im tiefen Tal,
Wohl oben breit und unten schmal.

Diese Lieder wurden in Kompanie vorgetragen; aber jetzt gaben der Hans und die Lene auch jedes ein Solo zum besten. Der Hans sang lustig und keck:

Wenn alle Wässerlein fließen,
Soll man trinken;
Wenn ich mein Schatz nit rufen darf, ju ja, rufen darf,
So tu ich ihm winken.

Winken mit den Augen,
Und winken mit dem Fuß;
's ist eine in der Stuben, ju ja, Stuben,
Und die mir werden muß.

Warum soll sie mir nicht werden,
Denn ich seh sie gern;
Sie hat zwei blaue Äugelein, ju ja, Äugelein,
Sie glänzen wie zwei Stern'.

Sie hat zwei rote Bäckelein,
Sind röter als der Wein;
Ein solches Maidle find't man nit, ju ja, find't man nit
Wohl unter'm Sonnenschein.

Hatte er in schönem Bariton gesungen, so fing jetzt die Magdalene mit ihrer Silberstimme elegisch zu singen an:

Ach Gott, was müssen die leiden,
Die sich lieben und müssen meiden.

Und dürfen's auch niemand sagen,
Was Leids sie im Herzen tragen.

Ach Rosen rot, ach Blümlein weiß,
Du bist meines Herzens Paradeis.

Mein Herz, das hat dich auserkoren
Von allen Männern hochgeboren.

Dich hab ich mir nun auserwählt,
Kein Schön'rer mir im Herzen g'fällt.

Mein'n jungen Leib würd' ich verlieren,
Wenn ich einen andern für dich sollt küren.

Ach Gott! Sollt' mir mein Herz nicht brechen?
Dich lieb haben und nimmer sprechen.

Das weiß schon längst der liebe Gott,
Herzliche Lieb' treibt keinen Spott.

Treu und Glauben muß man halten fein,
Drum bleib mir hold und vergiß nicht mein.

Als ahnte die Magdalene, was ihr und dem Hans bevorstand, so sehr paßte das alte Volkslied auf ihre Zukunft, und sie sang es wie das Schwanenlied ihrer ungetrübten Liebe, so innig und so tiefgefühlt, daß selbst der harte Vogt mit einer Träne kämpfte. Der weinselige Bäumlisberger aber weinte wie ein Kind.

Der Hermesbur, der wohl merkte, daß das Lied der Magdalene nicht auf ihn „gespitzt" sei, wollte den „Protzen" zeigen, warf zwei Kronentaler auf den Tisch und sprach: „Das ist für die schönen Lieder, die Ihr gesungen habt."

Da trat der Hans vor an den Tisch und schob die Taler dem reichen Bauer wieder zu mit den Worten: „Hermesbur, wir singen nicht ums Geld, sondern zu unserem Vergnügen. Wenn Euch unsere Lieder eine Freude gemacht haben, freut's uns auch, aber Geld nehmen wir keines."

„Des Ölerjoken Buben," meinte der Ulrich vom Hermesberg, „sind stolz. Sie verschmähen selbst die Kronentaler."

„Ja," rief jetzt die Sängerin Magdalene dem Hermesbur hinüber, „der Hans hat recht, wir sind keine Schnurranten und Musikanten, die ums Geld spielen und singen. Wir danken Euch, Hermesbur, aber bezahlen lassen wir uns nicht."

„So, dann wirst Du wenigstens einmal mit mir trinken," entgegnete sauer lächelnd der Ulrich und streckte der schönen Vogtstochter sein Glas hin. Die Magdalene nahm das Glas, stieß mit dem Vater und den anderen Bauern an und trank dem Hermesbur wie üblich „Gesundheit" zu.

Eine weitere Maß Roten, die der Ulrich noch bestellte, trank der Sängerbund stehend mit den „Buren"[1] und machte sich dann wieder hinauf auf den Tanzboden. Der Hermesbur schaute der Magdalene nach und dachte bei sich: „Die singt doch noch auf meinem Hof, und wenn sie nit singt, so schreit (weint) sie."

Sein Entschluß, um sie zu freien, war gefaßt. —

Spät am Abend, der Vogt war schon längst zu Fuß den Berg hinauf der Heimat zu, ritten die drei Talbauern von der „Stube" in Nordrach weg, der Hermesbur, der vom Bäumlisberg und der Bur am Grafenberg.

Vor der Sägmühle des letzteren war der Scheideweg, der den Grafenberger links, den Bäumlisberger rechts zu seinem Hofe führte, während der Hermesbur noch ein Stück weiter die Talstraße hinab gen Lindach zu reiten hatte. Beim Abschied riefen die zwei anderen dem Ulrich noch nach: „Komm gut heim und geh' bald Mühlstein zu, damit wir zur Hochzeit kommen können!"

„Es pressiert nit so," erwiderte der Hermesbur. „Zuerst will ich meinen Haber und mein Öhmd noch in die Scheuer bringen. Und wenn dann einmal die Nebel ins Tal kommen, will ich mir Zeit nehmen zum Heiraten. Guat Nacht!"

---

[1] Ich erinnere an das, was ich in den „wilden Kirschen" chon gesagt, daß Bur (Bauer) im Kinzigtal stets einen „Hofbesitzer" bedeutet.

Noch eine Weile hörte man die Hufe der Rosse, und dann ward's still im nächtlichen Tale bei der Mühle unter dem Grafenberg.

Aus der Mühle aber lauschte eine dunkle Gestalt noch in die Nacht hinein. Es war der Sägerknecht des Grafenbergers, der, früher als die übrige Jugend vom Kirchweihtanz heimgegangen, eben sich in seiner Holzkabine niederlegen wollte, als er die drei Bauern daherreiten und sprechen hörte. Er erkannte alle drei an der Stimme und vernahm den Wunsch der zwei von der Mühle talab Reitenden an den Lindacher: „Geh' bald Mühlstein zu, damit wir zur Hochzeit kommen können."

Der Sägerknecht, ein Kamerad des Sängers Hans, murmelte für sich hin: „So, jetzt weiß ich, wo's hinaus will. Das muß ich dem Hans sagen."

Am nächsten Sonntag erfuhr der Hans durch den Sägertoni vom Grafenberg, daß seine Ahnung, von der Magdalene einst lassen zu müssen, sich zu erfüllen drohte. Er schwieg aber, der brave Bursche. Er wollte dem Mädchen nicht das Herz schwer machen, bevor der Streich fiel, und lustig sangen und tanzten beide noch an den kommenden Kirchweihtagen in Ober- und Unterharmersbach.

3.

Es kam der Herbst. Die Scheunen auf dem Hermeshof waren von unten bis oben angefüllt mit den Früchten der Erde. Auf den Höhen über dem Hof vergoldete die Sonne die gilbenden Buchenwälder des Hermesburen, während unten im Tal die Herbstnebel über die Matten sich lagerten.

Jetzt dachte der Bur daran, ehe es einwinterte, auch wieder eine Frau auf den Hof zu bringen, aber eine stolze, junge, schöne, wie sie dem reichen Besitzer auf dem Hermeshof geziemte.

Die eben genannten Eigenschaften besaß weithin nur die Tochter des Vogts auf Mühlstein, und seit der Nordracher „Kirwe“ hatte der Ulrich in Lindach die Magdalene definitiv als seine Braut erkoren. Er wußte nur zu gut, daß sie seit Jahr und Tag mit dem Ölerhans gesungen hatte und gegangen war, aber das genierte ihn keinen Augenblick.

Er hatte als lediger, reicher Bauernsohn seinerzeit auch „Bekanntschaft gehabt“ mit einer Taglöhnerstochter in Lindach und sie nicht geheiratet, ohne daß das „Maidle“ sich grämte.

So was war ja schon oft vorgekommen ringsum in Berg und Tal, daß zwei „einander gern hatten“, wenn's aber ans Heiraten ging, auseinander kamen, weil man in der Regel „nach dem Hof“ heiratet und nicht „nach der Liebe“.

Solange man jung und ledig ist in jenen Tälern und Bergen, sucht man seinen „Gegenstand“ mit dem Herzen, wenn's sich aber um die lebenslängliche Versorgung handelt, werden Mann und Weib gesucht mit dem Verstand und mit Hilfe der Eltern — das ist alte, bewährte Bauernpraxis, wie wir oben schon gehört haben.

Drum dachte sich der Hermesbur die Trennung des Hans und der Magdalene nicht so tragisch, sattelte am ersten Sonntag im Oktober 1784 seinen schönsten Gaul und ritt gen Mühlstein.

Es wäre durch seinen Wald hinauf am nächsten gewesen zum Vogt, aber dann hätte der Ulrich müssen zu Fuß gehen und das sich für einen Freier von seiner Sorte nicht gut geschickt. Deshalb machte er den weiten Umweg durch Zell über den Hamben[1] und die Schottenhöfe — zu Pferd.

Der Turmwächter am oberen Tor zu Zell wunderte sich, daß der Hermesbur einen seinem Hof so entgegengesetzten Weg ritt, und meinte: „Hermesbur, habt Ihr

---

[1] Abkürzung für Harmersbach.

den Weg verfehlt? Da hinaus geht's nicht nach Lindach, und zum St. Galli-Märkt in Oberharmersbach ist es auch noch zu früh!"

„Ich hab' ein Geschäft in den Schottenhöfen," erwiderte kurz der Ulrich und ritt zum Tor hinaus.

Aber der stattliche Freier hatte noch manche Frage zu bestehen, denn von Zell bis in den Hambe, wo das Hambächle von den Schottenhöfen herabrinnt, standen, wie heute noch, verschiedene Wirtshäuser an der Straße, und da es Sonntagnachmittag war, saßen in allen mehr oder weniger Reichstalbauern und Bekannte des Hermesburen.

Da rief es in allen Redensarten zu den Fenstern heraus: „Wohin, Hermesbur? Seid Ihr auf der Suche nach einer Hochzeiterin? Wollt Ihr nicht ankehren?"

Der Ulrich kam sich vor wie einer, der Spießruten laufen muß, trieb seinen Gaul immer schärfer an den Weinschenken vorbei und war herzlich froh, als er den Adler in Hambe und damit das letzte Wirtshaus und die letzten Zurufe hinter sich hatte.

Ein gar stilles, weltabgelegenes Tälchen führt vom Adler aufwärts zu den Schottenhöfen und hinauf zum Mühlstein. Selten zeigt sich ein Haus oder eine Mühle am Wege. Die Höfe liegen abseits an den Halden.

Während der Ulrich siegesgewiß tief unten den schmalen Weg am Bächlein hin sein Rößlein trieb, saß die Magdalene auf der Höhe über dem Hofe ihres Vaters.

An Sonn- und Feiertag-Nachmittagen ist es für die Leute auf den abgelegenen Berghöfen ziemlich einsam. In die Kirche und ins Wirtshaus ist's zu weit, um den Weg zweimal im Tag zu machen. Darum gehen sie zur Sommers- und Herbstzeit in die freie Natur, die Jugend singt und sinnt vom Berg ins Tal hinab, und der Bauer und die Bäuerin wandern an Feld und Wiese hin und schauen, „wie es wächst und gedeiht".

So saß heute auch die Magdalene mit den Mägden

droben über dem Vogtshof auf der Haldeneck, wo sie über Berge und Täler wegsah bis hinab zum Rheinstrom, und wo es sich gut singen und gut sinnen ließ.

Es war an jenem Oktobertage besonders schön auf der Haldeneck. Die Blätter des großen Buchwaldes, der vom Hermeshof bis zur Höhe zog, waren goldig, und die lichten Föhren des Waldes gen Nordrach hinunter glänzten wie verklärt in den milden Strahlen der Herbstsonne, und über der ganzen, weiten Natur lag ein sonniger Sonntagsfriede.

Nur in dem „Dobel", der vom Grafenberg heraufzieht, hielten die Raben eine Herbstversammlung, und ihr Gekrächze klang unheimlich in die sonstige Stille.

„Ich weiß nicht," meinte die Marianne, eine alte Magd, die schon auf dem Vogtshof gewesen, da die Magdalene auf die Welt kam — „das Geschrei der Vögel im Dobel drunten will mir gar nicht gefallen. Das bedeutet nichts Gutes. Als Deine Großmutter krank lag, bin ich auch einmal da oben gewesen an einem Sommertag, und die Vögel haben auch so wüst getan, und in jener Nacht ist sie gestorben."

Sie hatte diese Worte kaum gesprochen, als vom Hof herauf der Hirtenbub gelaufen kam und, da er die „Wibervölker" erblickte, schon von weitem rief: „Magdalene, Du sollst gleich heimkommen, der Hermesbur ist beim Vater und bei der Mutter!"

„Der kommt gewiß," sagte hastig die Marianne, „und will beim Vater um Dich anhalten, Magdalene. Diesmal bedeuten die Vögel Glück und nicht Unglück."

„Herr Jeses!" rief erschrocken die Magdalene, „Unglück verkünden sie und nichts anderes," und sie sprang wie ein gescheuchtes Reh in den Föhrenwald hinein und verschwand. —

Mitten im Walde, eine gute halbe Stunde vom Mühlstein entfernt, liegt in einer Mulde, Stollengrund genannt, der Stollenhof. Bis hierher eilte durch Dickicht und Tannengrün das Mädchen. Die alte Bäuerin auf dem Stollen-

hof war seine „Göttle“[1]. Zu der flüchtete es und klagte ihr sein Leid: „Der Hermesbur sei auf Mühlstein und werde wohl um sie anhalten; sie wolle ihn aber nicht und lasse sich auch nicht sehen.“

Und als die Göttle staunte, ob sie denn ihr Glück verscherzen wolle, der Hermesbur habe den schönsten schuldenfreien Hof weit und breit und sei ein rechtschaffener Mann — da rief das aufgeregte Patenkind: „Und wenn er so reich wär', wie der Prälat im Kloster drunten, und so brav, wie der Einsiedler auf dem Josephsbergle bei Gengenbach, ich könnt' ihn nicht gern haben.“

„Dumm's Maidle,“ sagte ruhig die Stollenbäuerin, „bei uns Landvolk heiratet man nicht nach dem Gernhaben. Ich hätte vor vierzig Jahren, als wir Hochzeit machten, den Knecht auf dem Rautschhof auch lieber gehabt, als den Bur im Stollengrund, aber ich hab' den doch genommen und hab's nie bereut. Wenn man einmal geheiratet ist und zu sorgen und zu denken hat, so vergehen einem die Possen der Jugend von selbst. Und so wird's Dir auch gehen. Sei also g'scheit und nimm den Hermesbur. Er ist zwar viel älter als Du, aber das gibt die besten Ehen, wenn ein älterer Mann ein junges Maidle heiratet. Und das Sprichwort sagt: ‚Beim a Alte isch ma guat g'halte.‘“

„Ich hab',“ fuhr die Alte fort, „schon öfters gehört von den jungen Völkern auf unserm Hof, daß Du mit des Ölerjoken Hans tanzest und singest. Aber vom Tanzen und Singen ist man nicht versorgt, sondern auf einem guten Hof, und zu einem Hof kommt der Hans seiner Lebtag nit.“

Die Magdalene hatte, mit den Bändern ihrer Sonntagsschürze spielend und vor sich niederschauend, die praktische Verstandespredigt der alten Bäuerin angehört. Jetzt schaute sie auf, und mit ihren dunklen Augen die Sprecherin fixierend, sprach die Sängerin: „Göttle, wenn Ihr so schwätzt, dann

[1] Taufpatin.

wißt Ihr nicht, was Liebe heißt, und habt es nie gewußt. Ich sag' Euch nur, ich kann den Hermesbur nicht heiraten, und wenn man mich zwingt, gibt's ein Unglück. Und Ihr und der Vater und die Mutter werden dann erst begreifen, daß eine rechte Liebe keine ‚Posse' ist, wie Ihr meint."

„Ich bin jetzt 65 Jahre alt," antwortete die Göttle, „und hab' viele junge Maidle im Tal gekannt. Die jungen Bürinnen auf dem Schnaitberg, auf dem Hasenberg und im Bärhag sind meine Göttlekinder gewesen, aber keine hat solche Komödie gemacht, wie Du, und von Liebe geredet, wenn es sich ums Heiraten gehandelt hat. Aber auf dem Mühlstein ist immer etwas Besonderes gewesen. Dein Vater hat schon oft gesagt, dort wachse der beste Buchweizen und der schönste Hanf. Und Du bist eben scheint's auch besonders geartet und anders, als die anderen Maidle."

„Göttle," erwiderte die Magdalene, „der Mühlstein ist der höchste Hof. Er ist dem Himmel und der Sonne näher als die anderen, darum gedeiht auch vieles besser als im Tal drunten und im waldigen Stollengrund. Und wenn ich als, wie heute, auf der Haldeneck über des Vaters Hof sitze und singe, Berge und Täler unter mir, so glaube ich oft, ich sei glücklicher und hätte mehr Recht, als andere Maidle. Und so will ich auch das Recht, nur einen zu heiraten, den ich von Herzen gern habe."

„Unsere alte Magd, die Marianne, hat mir oft erzählt von jenem Edelfräulein, das da oben wohnte und welches einem armen Knecht, der ihm gefiel, sich selbst und alles schenkte, was es besaß. Gewiß sind in jener Zeit auch vornehme Herren im Lande gewesen, die das Edelfräulein heiraten wollten, es hat aber den Knecht vorgezogen. Und so ist mir auch des Ölerjoken Hans lieber ohne Haus und Hof, als der reiche Hermesbur." —

„Behüt' uns Gott!" rief die Alte, die Hände zusammenschlagend. „Jetzt will sich das Maidle gar mit einem Edelfräulein vergleichen, das macht, was es will! Nun, Dein

Vater wird Dir schon den Meister zeigen. Ich aber will beten für Dich, daß der ‚böse Geist‘ von Dir weiche."

„Ja, Göttle," sagte ruhig die Lene, „und ich will auch beten in der Wallfahrtskapelle der Mutter Gottes zur Ketten im Tal drunten, damit mich ein baldiger Tod erlöse von der Qual, wenn der Vater mich zwingt auf den Hermeshof." —

Die beiden waren allein in der Stube. Der Stollenbur war drunten im Dorf, er hatte mit dem Schmied zu reden, und die „Völker" waren drüben beim „Waldhans", dessen Häuschen über dem Stollengrund in einer Tannenlichtung stand.

Die Stollenbüre sah bald ein, daß sie ihr Göttlekind nicht bekehren könne, und da sie sonst eine gute Frau war und es ebenso gut mit der Magdalene meinte, ließ sie mit ihrem Zureden und ihren Vorwürfen nach. Sie lud das Mädchen ein, mit ihr eine Milchsuppe — Kaffee gab es noch keinen — zu Abend zu essen und sich dann auf den Heimweg zu machen.

Die Magdalene wollte möglichst spät heimkommen, damit Vater und Mutter zur Ruhe wären und ersterer seinem Unmut über ihre Flucht nicht am Abend noch Luft machte.

Sie konnte sich nicht denken, daß die Marianne den ersten Zorn abgewandt hatte. Dieser alten Person kam — vom natürlichen, feinen Gefühl des Weibes geleitet — bei der Flucht der Magdalene gleich eine Ahnung, diese sei geflohen, weil sie den Hermesbur nicht wolle. Es kam ihr auch alsbald in Erinnerung, daß des Ölerjoken Hans die Magdalene bisweilen am Grafenberg heraufbegleitet und sie schon oft vom „schönen Singen" der beiden gehört hatte.

Auch ein einfältiges Weiblein ist in solchen Lagen weit schlauer und gefaßter, als der gescheiteste Mann. So war auch der Plan der alten Magd alsbald fertig. Dem Hirten-

buben, der als „Liebesbote" so schlechten Erfolg gehabt, bedeutete sie, nichts zu sagen von dem Verschwinden der Magdalene und den Bericht an „den Bur" ihr zu überlassen.

Sie wanderte nun mit dem Buben von der Haldeneck dem Hof zu und, hier angekommen, meldete sie dem Bur, „'s Maidle"[1] sei den Nachmittag über mit ihr auf der Haldeneck gesessen und dann, wie schon oft, zur Göttle im Stollengrund hinabgegangen und werde, wie gewöhnlich, zum Abend daheim sein.

Diese Botschaft traf den Vogt am Stubentisch, wo er mit dem Hermesbur bei Speck und Kirschenwasser saß. Die Bäuerin trug eben noch eine Platte voll „eingeschlagener Eier" auf.

Die drei waren bereits einig. Der Vogt hatte, als der Hermesbur gegen den Hof ritt, schon geahnt, was dieser wolle, und der Ulrich, in die Stube getreten, auch nicht lange hinter dem Berg gehalten. „Geschwätzwerk" und einleitende Redensarten sind nicht Sache des Bauern.

Ebensowenig ließ es der Vogt auf die Anfrage des Hermesburs, ob er seine Tochter „haben könne", an prompter Antwort fehlen.

Wenn zu sogenannten gebildeten und kultivierten Eltern ein Freier kommt, auf den sie schon längst gehofft und gewartet haben und der ihnen hochwillkommen ist, so bringen sie doch in der Regel noch allerlei verlogene Redensarten vor von Bedenkzeit und Überlegung. Auch müssen sie noch „das Herz" der Tochter fragen, selbst wenn sie wissen, daß diese hundertundelfmal „Ja" sagt und ebenso von Herzen froh ist, wie die Eltern selbst, daß endlich einer gekommen ist, der Versorgung bietet.

Der Vogt antwortete ehrlich und kurz: „Hermesbur, ich kenne Euch und Euren Hof. Ich gebe meine Tochter nicht jedem, aber Ihr seid mir der rechte Mann, Ihr sollt

[1] Wenn auf einem Hof nur eine einzige Tochter ist, heißt sie in der Regel nur „'s Maidle".

sie haben." Die Bäuerin wurde aus der Stubenkammer gerufen und ihr die Sache ebenfalls mitgeteilt. Auch sie gab ihren Beifall. Alle drei reichten sich die Hände, und damit war's abgemacht.

Im ganzen Reichs- und Klostergebiet des Kinzigtales hätte sich keine Bauerntochter gefunden, die mit der Abmachung nicht höchlich einverstanden gewesen wäre. Drum war vom „Maidle" nur die Rede, um sie dem Freier vorzustellen und ihr die fertige Tatsache mitzuteilen.

Als die Marianne mit der Botschaft kam, das Maidle sei bei der Göttle, änderte das an der Sache selbstverständlich nichts. Der Vogt äußerte nur: „Das hat nichts zu sagen. Am nächsten Sonntag bring' ich die Lene hinunter auf den Hermeshof zur Beschau."

„Es wäre zwar unnötig," fügte er hinzu, „Euren Hof zu beschauen, aber 's ist einmal so Mode und das Maidle soll auch sehen, wo es hinkommt."

All dessen war der Ulrich baß zufrieden. Der Vogt schlug ihm nun vor, sein Pferd durch einen Knecht hinabführen zu lassen bis zum Adler im Hambe, und dann wolle er ihn zu Fuß bis dorthin begleiten. Sie könnten so unterwegs noch über die Sache weiter reden.

Während beide bergab und das Tälchen der Schottenhöfe hinausschritten, teilte der Mühlsteiner dem Hermesbur mit, wie er im „Vermögen stehe". Sein Hof sei schuldenfrei, beim Klosterschaffner in Gengenbach habe er zehntausend Gulden zum Verzinsen stehen, und der Adlerwirt im Hambe habe auch noch tausend Gulden von ihm. Er werde dem Maidle tausend Gulden bar, einen schönen Hausrat (Aussteuer) und 300 Ellen Leinwand mitgeben.

Der Ulrich beichtete alsdann auch dem zukünftigen Schwiegervater, daß er außer seinem schuldenfreien Hof noch siebentausend Gulden Kapital auf der „Papiere" (Papierfabrik) in Zell und auf der Fabrik in Nordrach stehen habe und die Magdalene jedenfalls bei ihm „ungesorgtes Brot"

esse. Es wäre ihm aber lieb, wenn die Hochzeit in Bälde stattfände, noch vor Eintritt in die Adventszeit; denn er wolle eine „lustige Hochzeit" haben, und man solle in den Tälern und auf den Bergen wissen und merken, daß der Hermesbur des Klostervogts Tochter heirate.

Unter diesen und ähnlichen Reden kamen die zwei Klosterbauern hinab ins Reichstal Harmersbach, in dessen Mitte der „Adler" stand.

Es war noch an der Zeit, zwischen Tag und Dunkel, und es saßen die dem Adler zunächstwohnenden Bauern noch beim Wein und Kartenspiel: der Schreilesbur, der Herrenbur, die Bauern aus dem Hippersbach und Kürnbach. Unter den letzteren der Lunzenbur Gabriel Breig, damals noch in seiner Glanzperiode als Bauernkönig.

Er hatte heute einen guten Tag und schimpfte nicht über die „Herren". Nur als der Klostervogt eintrat mit seinem zukünftigen Schwiegersohn, konnte er sich nicht enthalten, dem Vogt, das Glas ihm entgegenstreckend, zuzurufen:

„Grüß Gott, Muser-Toni! Du bisch bigott der einzig Herr in unseren Tälern, vor dem ich noch Respekt habe. Die andern sind luter Schnidersg'selle!"

Die Gesinnungsgenossen Breigs, lauter echte Reichsbauern und keine halben, wie die Nordracher, stimmten laut lachend zu.

„Heut gibt's noch einen Extratrunk," rief der Schreilesbur. „Denn ich wett', der Hermesbur isch als Hochziter auf dem Mühlstein gsi (gewesen). Drum isch er so stramm do vorbeig'ritte."

„Kannst recht haben," schmunzelte der Ulrich. „Und 's kommt jetzt auch auf eine und die andere Maß nicht an."

Da gab's erst Leben in der Stube. Alle gratulierten dem Vogt und dem Hermesbur und freuten sich, wieder einmal „eine rechte Hochzit" mitmachen zu können.

„Aber," warnte der Vogt boshaft, „Ihr Harmers-

bacher dürft nur zur Morgensupp' auf den Mühlstein kommen, von der Hochzit in Zell werdet Ihr wegbleiben müssen. Der Gabriel zum vorweg, aber auch die andern, weil Ihr dabei waret, als die Harmersbacher die Stadt überfallen und den Breig geholt haben."

„Was?" rief der Bauernkönig. „Ich und die Unterharmersbacher gehen schon lange wieder nach Zell. Wir sind jeden Sonntag dort in unserer Pfarrkirche, wo wir hingehören. Und wenn die Zeller uns die Kirche verwehren wollten, käme der Prälat hinter sie, denn der ist doch ihr Haupt-Herr, der setzt ihnen den Schultheißen und den Pfarrer."

„Die Zeller sind aber auch sonst schon lange wieder froh, daß wir Talburen kommen und ihre Bratwürste und Wecken essen und ihren Wein trinken. Also wir kommen zur Hochzit. Zum ‚Schäpel-Hirschen'[1] schicken wir unsere ‚Völker', und zur Morgensupp' werden wir ‚Hambacher Buren' auf Mühlstein sein und dann mit hineinreiten nach Zell. Die Zeller sollen auch wieder einmal sehen, was eine rechte Bauernhochzit heißt, und daß wir ‚Bure' andere Kerle sind, als die armseligen Reichsbürgerle an ihren Backtrögen, Hobelbänken und Webstühlen."

„Aber ein paar Maß müßt Ihr zwei jetzt zahlen. Seitdem ich im Gefängnis in Zell aus Langeweile getrunken habe, bin ich meineidig durstig geworden."

„Du hast halt immer ein böses Maul, Breig," erwiderte der Vogt, „aber ein Kaib[2] bist Du doch. Also es bleibt dabei, Ihr Hambacher reitet mit auf dem Kirchgang. Und jetzt, Adlerwirt, Wi her für die durstigen Reichsburen." —

Der Mond schaute schon ziemlich lange über den Nillwald ins Harmersbacher Tal, als die Bauern sich trennten.

---

[1] Eine Art Polterabend, von dem ich in den „wilden Kirschen" ausführlich geredet habe.

[2] Schlauer, gewandter Mensch.

Der Vogt ging mit seinem Knecht, der des Hermesburen Gaul herabgeführt und tapfer mitgetrunken hatte, spät durch die Schottenhöfe hinauf dem Mühlstein zu.

Dort hatte sich indes auch eine Unterredung zwischen der „Bäuerin“ und der alten Marianne abgespielt. Diese war gleich nach dem Weggang der beiden Bauern wieder in die Stube gekommen und hatte der Mutter den wahren Vorgang auf der Haldeneck erzählt und die Flucht der Magdalene motiviert mit dem Hinweis auf des Ölerjoken Hans.

Der Vögtin ging jetzt „ein Licht auf“. Sie hatte ja schon vor Jahr und Tag von den jungen „Völkern“ gehört, daß der Hans mit der Magdalene singe und tanze, aber diesem Bericht wenig achtgegeben und, wie wir schon oben erwähnt, es nicht der Mühe wert gehalten, den Vogt auf Dinge aufmerksam zu machen, die im Kinzigtal noch nie einer ernsten Heirat Hindernisse bereitet hatten.

Sie hoffte alles von des Vaters Ernst und beschloß, diesem am Abend noch, gleich nach seiner Heimkehr, Kenntnis zu geben von des Maidles Flucht von der Haldeneck und von deren Ursache.

Die Marianne aber sandte sie der Magdalene entgegen, dem Stollengrund zu, damit diese bei der Heimkehr sich nicht mehr sehen lasse und den Sturm auf morgen erwarte.

Mitten im Wald traf die Alte das Mädchen, teilte ihm mit, wie sie den Vater schlau beschwichtigt und nur der Mutter alles erzählt habe. Sie redete ihm auch zu, doch keine Närrin zu sein und durch Neinsagen den reichen Hermesbur auszuschlagen und des Vaters Zorn heraufzubeschwören. Sie sei ja sein „Augapfel“, seine einzige Tochter, und diese wohlversorgt zu sehen, seines Alters Trost.

„Mein Vater,“ sprach aufgeregt das Maidle, „hat gut reden. Er muß ja den Hermesbur nicht heiraten, er sieht nur auf den Hof, ich aber kann mit keinem Mann leben, den ich nicht mag. Das hab' ich der Göttle schon gesagt, die gerade so geschwätzt hat wie Du.“

Die Marianne schwieg. Sie hatte schon oft gesagt: „Unser Maidle ist wie ein Edelfräule," und getraute sich demgemäß aus Respekt vor der Magdalene nicht weiter zu opponieren.

Auf Mühlstein angekommen, schlichen beide in die Kammer, in der die Tochter des Hauses mit den Mägden schlief. —

4.

Es war totenstill auf dem Hof, als der Vogt heimkam. Selbst der Hund schwieg, denn er kannte den Herrn von weitem am Schritt und an der Stimme. Man hörte nur den Brunnen unter dem großen Strohdach des Hofes eintönig seine Wasser in den Trog rollen.

Alles schien in tiefem Schlaf. Doch zwei Seelen wachten im Hause, die Mutter und die Tochter. Die erstere wollte, wenn der Bauer heimkäme, ihm noch beichten, was sie versäumt — des Maidles Neigung zum Hans. Sie wollte es heute noch tun, um einerseits ihr Gewissen zu entlasten, das ihr Vorwürfe machte über ihr Schweigen, und um andererseits den Vater zu unterrichten, falls das Maidle am Morgen widerspenstig wäre.

Warum die Magdalene keine Ruhe fand, brauchen wir nicht zu erklären. Wie ein Blitzstrahl war der Hermesbur in ihr Singen, Hoffen und Träumen hineingeritten, da er am verflossenen Nachmittag auf seinem Braunen dem Mühlstein zutrabte.

Aber noch eine Seele schlief nicht in jener Nacht. Es war der Hans. Tief unten im Tal, unter dem Stollengrund, unweit von des Ölerjoken Strohhütte, stand und steht heute noch eine Mühle. Sie gehörte zu den Rautschhöfen und mahlte für die Bauern, die auf den Höhen ringsum saßen.

Der Hans fungierte zeitweilig, d. h. wenn das Bächlein Wasser hatte und die wenigen, aber begüterten Bauern

Mehl brauchten, als „Mühlarzt". Dies tat er auch an jenem Oktobertag. Die Ernte, selbst der Hafer, war eingeheimst, und es drängte alles nach Mehl, aber der Bach hatte, wie alljährlich um diese Zeit, wenig Wasser.

Wenn's dann einmal einen Tag tüchtig geregnet hat und die Wässerlein von den Bergen und aus den Wiesentälern herabsickern, werden schnell die Mühlen „angelassen", und es wird gemahlen Tag und Nacht, solang die Wässerlein fließen.

Da gibt's kein Warten. Und so hatte unser Hans auch am Sonntag nachmittag seine einsame Mühle laufen lassen und mußte und wollte die Nacht „durchmahlen".

Er hatte eben — es war gegen zehn Uhr — wieder frisch „aufgeschüttet" und wollte sich auf seinen Laubsack legen im Stüblein ob dem Mahlgang, bis das Glöcklein ihn wecken und ihm den „Leerlauf" ankündigen würde, als ihm draußen eine Stimme zurief: „So, Hans, bist auch noch am G'schäft?"

Der Mond war hinter dem waldigen Rautschkopf über der Mühle aufgegangen, und Hans konnte den Rufer auf dem Weg leicht erkennen. Es war der „Rumme" (Roman), der Oberknecht auf dem untern Rautschhof, sein Freund und Mitsänger.

Ehe er ihn fragen konnte, woher so spät — rief ihm der Rumme wieder zu: „Hans, jetzt ist's ausgesungen mit des Vogts Magdalene. Der Hermesbur ist heute auf Mühlstein geritten und hat um sie angehalten. Sein Knecht, der Isidor, ist den Abend im Dorf oben gewesen und hat mir's gesagt."

Menschen aus dem Volke, Naturkinder, Schneeballen, haben in der Regel gute Nerven, sind nicht so empfindsam wie die Kulturmenschen und geraten darum bei Ereignissen und Mitteilungen, die das Gemüt bewegen, nicht leicht aus der Fassung.

So ging es zuerst auch dem Hans, dem die Neuigkeit des Rumme zudem nicht ganz neu war.

„Ich wünsch' dem Hermesbur Glück," rief er bitter auf das mondhelle Sträßchen hinunter. „Er wird wohl nicht umsonst anhalten beim Vogt. Der Hermesbur hat einen schönen Hof, und da wird's nicht fehlen. Ich hab' schon vor ein paar Wochen von der Sach' gehört durch den Toni, den Sägerknecht am Grafenberg. Aber die Magdalene dauert mich."

„Und Du dauerst mich auch," meinte der Rumme, „denn das wär' a Maidle für Dich gsi. Schon wegen Euerm schönen Singen hättet Ihr zwei zusammengehört."

„Es haben schon viele zusammengesungen," erwiderte kurz der junge Müller, „und sind nicht zusammengekommen. Doch jetzt gute Nacht, Rumme, komm gut heim."

„Gute Nacht, Hans, ich käm' noch ein wenig zu Dir hinauf, und wir hätten eins gesungen, einen Schnaps wirst auch noch haben — aber 's wird Dir heute nimmer singerig sein."

Nach diesen Worten ging der Rumme der Rautsch zu.

Der Hans schloß sein Fensterlein und legte sich auf seinen Laubsack. Es war ihm in der Tat nicht mehr singerig zumut, aber auch der Schlaf war fort, fort für die ganze Nacht. Das Mühleglöcklein brauchte ihn nie zu wecken, und als in der Frühe der Hirtenbub vom Hof herabkam und ihm das Frühstück brachte, Kartoffelsuppe und Bibileskäs, da hatte der arme Hans noch kein „Aug' voll" geschlafen. —

Der verhängnisvolle Morgen auf dem Mühlstein brach an. Noch stand die Sonne hinter dem Kniebis, als das weibliche Gesinde auf dem Hofe unter dem Strohdach heraustrat, um an die Arbeit zu gehen. Und heute gab's eine lustige Arbeit für die „Wibervölker", es sollte Hanf gebrochen werden.

Es gehören zu diesem Geschäfte sonnige Herbsttage. Wenn die spätesten Äpfel an den Bäumen sich rot färben, die Blätter im Buchwald gelb, die Tannen hellgrün schimmern in den blassen Sonnenstrahlen, da geht's auf den Höfen des Schwarzwaldes ans Hanfbrechen.

Frisch und froh stehen die Mägde und Töchter des Hofes

in ihren kurzen, blauen Zwilchröcken und den roten Kopftüchern an den buchenen „Knitschen“ und zerschlagen mit kräftigen, entblößten Armen den Hanf zwischen den scharf geschnittenen Hölzern.

Kommt ein „Mannsbild“ des Wegs daher, so wird ihm schäkernd und lachend ein Hanfbündel auf den Rücken geschlagen, daß die „Häckel“ davonfliegen; denn er hat heute nichts in diesem Reiche der Damen zu tun.

Die Mädchen, unter ihnen die Magdalene, hatten eben erst die „Knitschen“ auf einen freien Platz oberhalb des Hofes gestellt und die Hanfgarben dahingetragen, als die Bäuerin zum Morgengebet und zur Morgensuppe rief.

Der Bauer teilte nach der Mahlzeit die Arbeit unter die Buben und Knechte aus, und dann verließen „die Völker“ die Stube, jedes aus dem an dem Türpfosten hängenden Weihwasserkesselchen sich besegnend. Als auch die Magdalene den andern nachgehen wollte, sprach der Vogt: „Das Maidle bleibt da, ich habe ihm noch etwas zu sagen.“

Nachdem „die Völker“ alle aus der Stube waren, stellte sich der Vater vors Maidle hin und eröffnete ihm: „Gestern war der Hermesbur hier und hat um Dich angehalten. Ich und die Mutter haben ihm das Jawort gegeben und versprochen, am nächsten Sonntag mit Dir hinunter zu kommen nach Lindach ‚zur Beschau‘.“

„Vater, ich kann nicht,“ zitterte es aus dem Munde der Tochter, die den strengen Mann fürchtete.

„Du kannst nicht?“ antwortete schon gereizt der Vogt. „Der Hermesbur ist der erste Bur weit und breit, sein Hof der schönste im Nordracher Tal. Da möcht ich sehen, wo das Maidle wäre, das nicht mit Freuden auf solch einen Hof heiratete!“

„Vater,“ entgegnete die Magdalene, „der Hermesbur ist ein rechter Mann und hat einen rechten Hof, aber ich kann nicht.“

„Du kannst nicht?“ — rief jetzt der Alte zornig. „Ich weiß,

warum Du nicht kannst — wegen der lumpigen Singerei mit dem Hans. Aber ich will Dich lehren, daß Du kannst. Der Vogt von Mühlstein gibt kein Jawort und hält es nicht. — Du kannst Dich besinnen bis am Sonntag. Und jetzt geh' an Deine Arbeit."

Die Magdalene ging schweigend der Türe zu, nahm tränenden Auges das Weihwasser und gesellte sich draußen zu den Mägden, die bereits „knitschten", daß Berg und Tal davon erschallten, und wohl merkten, was in der Stube vorgegangen sein mochte.

Stumm und still, statt wie sonst lachend und singend, vollbrachte die Magdalene ihre Arbeit. Und noch nie, meinten die Mägde, sei es so langweilig gewesen auf Mühlstein beim Hanfbrechen, als in jener Woche nach des Hermesburen Freiersritt. —

Am Samstag abend sagte der Vogt nach dem Nachtessen, als Vater, Mutter und Kind allein waren: „Das Maidle geht von morgen an nicht mehr in die Kirche nach Nordrach, auch wird drunten nicht mehr gesungen. Es soll in die Kirche nach Zell, und morgen gehe ich auch mit, und ‚nach der Kirche'[1] geht's auf den Hermeshof zur Beschau."

„Vater," sprach jetzt abermals schüchtern die Magdalene, „ich kann nicht mit auf den Hermeshof."

„Und wenn Du nicht kannst, so mußt Du, so wahr ich der Vogt auf Mühlstein bin!" schrie der Alte. „Eher hänge ich Dich an den nächsten besten Baum auf der Haldeneck droben, als daß Du einen andern Mann bekämest als den Ulrich Faißt auf dem Hermesberg."

„Von heut an," sprach er weiter, „kommst Du mir nicht mehr unter die Augen, bis zu dem Tage, da Du willst. Draußen in der Küche soll die Mutter Dir Dein Essen geben; mit mir darfst Du nicht mehr am Tisch sitzen. Ich gebe Dir noch vierzehn Tage Bedenkzeit, und dann fürchte das Schlimmste." —

[1] d. i. nach dem Gottesdienst.

Es kam der Sonntag. Alles ging vom Mühlstein Nordrach zu, nur das Maidle wandelte schweren Herzens auf der entgegengesetzten Seite talabwärts gen Zell, um dort in ungewohnter Weise den Pfarrgottesdienst mitzumachen. Auf dem Kirchplatz standen die Reichsburen von Unterharmersbach, in üblicher Art das „Zusammenläuten" abwartend. Unter ihnen war auch der Schreilesbur.

Der rief der Magdalene zu: „Grüß Gott, Hochzitere!" Dieser Gruß war ihr wie ein „Stich ins Herz", und als hätte sie ihn nicht gehört, ging sie in die Kirche hinein.

So ein Sonntagmorgen im Reichsstädtchen Zell bot damals ein weit malerischeres Bild als heute, wo leider die alten Trachten der Bauern mehr und mehr im Schwinden begriffen sind. Zur Zeller Pfarrei gehörte eine große Anzahl von Weilern, Zinken und Gehöften in Berg und Tal, bewohnt von halben und ganzen Reichsburen. Die letzteren — die Bewohner von Unterharmersbach — zeichneten sich vor den andern aus durch ihre weithin leuchtenden, roten Brusttücher (Westen) und kurzen, mit silbernen Knöpfen verzierten Wämser, ihre Frauen durch die roten, breiten seidenen Maschen an den goldgestickten Kappen.

Die unter Zell stehenden Reichsburen waren dunkler gekleidet: lange schwarz oder blau gefärbte Zwilchröcke, kurze Stiefel, Stumphosen aus Leder, und ihre Frauen trugen schwarze Maschen an ihren Kappen. Alle ledigen Wibervölker aber waren ohne Kopfbedeckung und mit kurzen schwarzen Schoben (Jacke) und darüber mit farbigen Seidentüchern gekleidet.

Das Landvolk des Kinzigtales sorgte ehedem zur Sommerszeit an Sonn- und Feiertagen auch für das Parfüm. Während aber der kultivierte Ladenjüngling, der Student oder der angehende Staatsdiener mit Eau de Cologne sein Taschentuch und seine Rockzipfel tränkt, und die Damen und Dämlein der Städte „Wohlriechendes" aus Gläsern und Schachteln über sich ergießen, ging das Bauernvolk, Männer

und Weiber, Buben und Maidle, am Sonntagmorgen in den Garten vor dem Hause und holte da von unseres Herrgotts Wohlgerüchen.

Mit Vorliebe wurden zwei feine Sorten von den Landleuten des Kinzigtales gewählt — die Nelke und der Rosmarin; beide zeugten auch hier für den guten Geschmack des Volkes.

Mit einer Nelke hinter dem linken Ohr und einem Rosmarinzweig in der Hand marschierten die „Mannsvölker" des Kinzigtales zur Sommerszeit der Kirche zu, während die „Wibervölker" beide Pflanzen im Mieder trugen. So sah auch ich die Landleute noch in meiner Knabenzeit. Heute hat das alles aufgehört. Das Volk wird ja immer „gebildeter" und verliert mehr und mehr seine Kindlichkeit und Natürlichkeit. —

Unsere Magdalene hatte manchen Rosmarinzweig vom Mühlstein herab in die Nordracher Kirche getragen und ihn auf dem Heimweg mit dem, welchen der Hans aus dem Obertal gebracht, vertauscht.

Heute war's ihr nicht ums Blumenbrechen gewesen, als sie den Hof verließ, um nach Zell zu gehen. Und die Mägde und die Töchter aus den untern Schottenhöfen, die den Weg nach Zell regelmäßig machten, hatten sich schon unterwegs gewundert, daß „das Maidle vom Mühlstein" heute nach Zell in die Kirche gehe und daß es keinen Strauß trage.

Und die Maidle aus den Höfen im „Höllhaken und im Erbsengrund", die den gleichen Weg gingen und deren Väter am vergangenen Sonntag die Verlobung aus dem Adler heimgebracht hatten, meinten, das sei eine „b'sundere Hochzitere", die Magdalene vom Mühlstein, daß sie ohne Strauß in die Kirche gehe. Wenn eine von ihnen auf den Hermeshof käme, würde sie zwei Sträuße aufstecken. —

Nach dem Gottesdienst gehen die „Wibervölker", ungestärkt durch leibliche Erfrischung, alsbald der Heimat zu, talein und bergauf. Sie haben noch das Mittagessen, welches „im Ofenloch" indes allein gegoren hat, zuzurichten und können

zwei Stunden hin- und hergehen, ohne im Wirtshaus sich kräftigen zu müssen, wie das starke Geschlecht der „Mannsvölker.“

Diese haben je nach der Lage ihrer Höfe bis heute auch ihre besonderen Wirtshäuser in Maria-Zell. Die zum obern Tor hinaus müssen, die trinken ihren Schoppen im Löwen und im Hirschen, und das waren in jener Zeit vorzugsweise die Reichsburen erster Klasse aus dem Harmersbach, und die zum untern Tor hinauswandern, die Ober- und Unterentersbacher und die Lindacher, kehren im Raben, im Adler und in der Sonne ein.

Einzelne kaufen noch vor ihrem Heimgang Leder und Nägel, denn in der kommenden Woche erscheint der Schuhmacher auf dem Hof, oder sie brauchen Zeug zu einem neuen „Häs“ (Anzug), weil der Schneider zu kommen versprochen hat. —

So wanderten auch an jenem Sonntag die „Wibervölker“ zuerst und die „Mannsvölker“ zuletzt zu den Toren der Reichsstadt hinaus.

Die Magdalene war allein durchs obere Tor in die Vorstadt gegangen, aber zunächst nicht den Schottenhöfen zu. Draußen vor dem Städtle, rechts dem Talweg und am linken Ufer des Talbaches, liegt die Wallfahrtskapelle der Mutter Gottes zur Ketten[1]. Diesem Gnadenort lenkte das Maidle von Mühlstein seine Schritte zu, um Hilfe zu suchen bei Maria, der Trösterin der Betrübten.

Noch vor wenig Wochen, am Feste Maria Himmelfahrt, an welchem nach alter Art Blumen und Kräuter gesegnet

---

[1] In den Türkenkriegen hatte einst ein Schmiedgeselle aus dem Breisgau, der als Gefangener in der Türkei schmachtete, seine Zuflucht zur Mutter Gottes von Zell genommen. Am andern Morgen lag er in der Nähe seines Heimatdorfes samt der Kette, an die er gefesselt war. Im Triumph führte ihn das Volk nach Zell, wo er die Kette der Mutter Gottes widmete. Seitdem heißt die Wallfahrt „Maria zur Ketten“.

wurden, und zu dem alle Buren und Bürinnen und alle „Völker" im mittleren Kinzigtal strömten, und an dem die Harmersbacher Reichsburen mit ihren bewaffneten Rotten Spalier bildeten, war die Magdalene heiter und glücklich, einen „Kräuterbüschel" in der Hand, in diesem Heiligtum gewesen.

Der Guardian der Kapuziner von Hasle, Pater Marzellin, hatte gepredigt von den Leiden und der dadurch verdienten Verherrlichung der Gebenedeiten unter den Weibern. In seiner Anwendung auf die Zuhörer und auf die Mühsale unseres Lebens hatte er davon gesprochen, daß wir Menschenkinder in diesem Tale der Zähren nicht lebten, um glücklich zu sein, sondern um zu leiden und zu dulden und dafür in einer bessern Welt den Lohn zu empfangen.

Das Maidle von Mühlstein hatte damals dem Pater Marzellin nicht geglaubt, daß wir hienieden unglücklich und elend seien; denn es war noch keine Stunde unglücklich und am letztvergangenen Himmelfahrtstage noch so lebensfroh gewesen, wie die Berge und Täler und Blumen und Matten und Menschen, auf welche die Augustsonne rings um die Wallfahrtskirche ihre wärmsten Strahlen sandte.

Heute war das anders. Sie kniete nieder vor dem Gnadenbild, dachte an die Worte des Kapuziners und flehte weinend zur Mutter Gottes um Hilfe gegen des harten Vaters Willen oder um baldigen Tod. Dann trat sie langsam und schweren Herzens den Heimweg an.

In den Höfen, an denen Magdalene vorüberzugehen hatte, saß alles beim Mittagessen, und sie kam unbeschrieen auf die Höhe. Unter des Vaters Hof stand von alters her ein Kruzifix. Sie blieb stehen und schaute mit aufgehobenen Händen stumm an „dem Mann der Schmerzen" hinauf. Tränen glänzten in ihren Augen. Sie sprachen mehr als ein Gebet.

Die Herbstsonne, die ihr mildes, friedliches Licht über Berg und Tal sandte, die tiefe, tiefe Stille ringsum und hinab bis zum Talbach und das ebenso schöne als unglückliche

Maidle vom Mühlstein in seinem stillen Schmerz vor dem steinernen Feldkreuz — es hätte ein schönes Bild gegeben. —

Daheim angekommen fand sie ihr Mahl in der Küche, und sie aß es, wie seit dem Tag, da der Vater ihr den gemeinsamen Tisch verboten, in Tränen, während die Mutter ihr predigte, vernünftig zu werden und den Vater nicht noch mehr zu reizen.

Dieser ging am Nachmittag, ziemlich ingrimmig, allein auf dem nächsten Weg durch den Wald hinab zum Hermesbur und teilte ihm offen und ehrlich mit, warum er ohne das Maidle komme, und versicherte ihn der baldigen Erfüllung seines Wunsches.

Der Ulrich bestand auf dieser Erfüllung, denn bereits überall in den zwei Tälern der Nordrach und des Harmersbaches war sein Brautritt bekannt geworden. Auch er glaubte mit dem Vogt, die Magdalene werde noch gescheit werden, wie alle andern Maidle, die bisher geheiratet und vorher einen andern gerne gesehen hatten. —

Und Hans, der Müller in der Rautschmühle? Er war am heutigen Sonntag, wie immer, in der Nordracher Kirche gewesen und hatte von der „Emporbühne", auf der die ledigen Burschen Platz nahmen, vergeblich herabgeschaut ins Schiff der Kirche nach der Magdalene. Ihre Abwesenheit deutete er als ihr Einverständnis mit dem Besuch des Hermesburs am Nachmittag des vergangenen Sonntags. „Sie wolle," sagte er sich, „von ihm nichts mehr wissen und spiele jetzt die Braut des reichen Bauern. Er hätte das so schnell nicht erwartet; aber bei den Wibervölkern sei eben alles möglich."

Verstimmt und voll bitterer Entsagung ging er nach dem Gottesdienst der Hütte seines Vaters zu. Er meinte, alle Leute sähen es ihm an, daß und warum er Weh im Herzen trage, und fürchtete ihren Spott.

Das Maidle auf Mühlstein aber war kein gewöhnliches „Wibervolk". Vielleicht war es am Nachmittag des gleichen Sonntags, da der Hans schlimm über die Magdalene dachte,

daß sie auf der Haldeneck jenes Lied dichtete und zum erstenmal sang, jenes Lied, das bis zur Stunde fortlebt bei den Nachkommen ihres Vaters, deren einer, der Buchhofbauer Erdrich, mir es mitgeteilt, und das ich unverändert wiedergebe:

Auf dieser Welt gibt's keinen größern Schmerz,
Als nicht lieben dürfen, was liebt das Herz.

Zum Heiraten wollen sie mich zwingen,
Doch zur Liebe bin ich nicht zu bringen.

Sie sagen mir, meine Liebe sei ein Scherz,
Aber diese Liebe bricht mir noch das Herz.

Was ich versprochen, halt ich fest und treu,
Will zeigen, daß kein Scherz es sei.

Meine Liebe habe ich längst vergeben
Und geb' sie einem nur in meinem Leben.

Man läutet mir mit silbernen Glocken,
Ich aber will keinen als den Ölerjoken.

Sie sang oder sagte fortan dieses Lied täglich still vor sich hin, so oft sie allein war. Und während der Hans in seiner Mühle in unliebsamen Gedanken sich erging, sang die Magdalene auf Mühlstein ihm das höchste Loblied. Aber sie sann auch noch auf anderes, — wie sie mit dem Hans zusammenkommen und ihm ihre Lage erzählen könnte.

Ehe die Woche zu Ende war, war sie auch mit diesem Gedanken im reinen und die gute, alte Marianne als Helfershelferin gewonnen. Und als am kommenden Sonntag nach beendigtem Gottesdienst der Hans wieder über den Kirchplatz durch das Gedränge sich hindurchdrücken wollte, um nicht beschrieen zu werden, „zupfte" ihn jemand an seinem „Schoben". Es war die alte Marianne. Sie bedeutete ihm, mit ihr hinter die Kirche zu kommen.

Zwischen modernden Grabkreuzen, die an der Kirchen-

mauer lehnten, sagte sie hastig: „Hans, einen schönen Gruß von der Magdalene, und Du sollst heute nachmittag um fünf Uhr in den Wald kommen im Stollengrund, oberhalb des Stollenhofs. Da wirst Du das Maidle treffen."

Hans wollte, freudig überrascht, noch mehr wissen, aber die Alte beschwichtigte ihn mit den Worten: „Hinter der Kirch', auf dem Gottesacker, schwätzt man nicht weiter von solchen Sachen. Ich hätte Dir an dem Platz gar nichts gesagt, aber ich fürchtete, die Leute hätten es gesehen vor dem Wirtshaus oder auf der Straße, und wenn der Vogt dahinter käm', müßt' ich zum Hof hinaus. Du wirst's erwarten können bis heute nachmittag, und jetzt ‚behüt' Gott', und komm g'wiß, sonst ist mir das Maidle bös. Und es ist wirklich übel genug dran, ich will's nicht auch noch kränken."

Sie huschte hinter der Kirche hervor und eilte talab dem Grafenberg und Mühlstein zu. Der Hans wanderte stillvergnügt, aber nachdenklich talauf. Die Mariann' hatte ihm in ihren letzten Worten genug gesagt.

Seine Naturseele fühlte es doch auch, wie wohl es tue, von einer andern Seele, die einem nahe stand, nicht vergessen und verraten zu sein.

Doch schmeckte ihm das Mittagessen heute nicht. Selbst dem Vater Ölerjok, der sich sonst um das Tun und Treiben seiner Buben wenig kümmerte, wenn sie nur an der Arbeit ihre Pflicht taten, fiel es heute auf, daß der Hans „etwas Besonderes im Schilde führen müsse".

Unter dem Vorgeben, er müsse in der Mühle was nachsehen für morgen, machte sich Hans am Nachmittag von seinen Brüdern und des Vaters Hütte los. Hinter der Mühle führte der Weg dem Stollengrund zu, und schon um vier Uhr stand der Hans an der bezeichneten Stelle im dichten Tannenwald.

Die Stunde bis fünf Uhr dauerte ihm und seinem pochenden Herzen eine Ewigkeit in dem stillen Wald. Nur der Hahn drunten im Stollenhof krähte bisweilen herauf, und der Hirtenbub, der über ihm im Reutfeld die Schafe

hütete, sandte von Zeit zu Zeit einen einsamen „Juchzer" den Wald hinunter.

Endlich rauschte es unter den Tannen, vom Mühlstein und von der „Flacken"[1] her. Hans ging dem Rauschen entgegen, und bald sah er die schlanke Gestalt der Magdalene eilenden Schrittes auf sich zukommen.

Sie reichte ihm die rechte Hand und fing laut an zu weinen. Dann erzählte sie schluchzend alles, was sie in den vergangenen vierzehn Tagen erlebt, wie der Vater sie dem Hermesbur versprochen und sie erklärt habe, ihn nicht zu wollen, wie hart sie seitdem behandelt werde, wie sie täglich ihr Brot in Tränen in der Küche essen müsse, und wie sie lieber sterben wolle, als mit einem andern Mann zu leben, denn mit ihm, dem Hans.

Dieser war ebenso glücklich über des Maidles Treue, als vernünftig und edeldenkend in dem, was er zu ihr jetzt sprach: „Magdalene," meinte er, „als ich Dich am letzten Sonntag in der Kirche nicht gesehen, glaubte ich, Du hättest mich, Deinen alten Sing- und Tanzkameraden, leichten Herzens mit dem Hermesbur vertauscht. Daß Du mich nicht vergessen, tut mir wohl, und daß Du so viel um meinetwillen leidest, mir weh. Aber schau — wie ich schon früher gesagt, wir zwei können nie zusammenkommen. Ich hab' nichts Eigenes und kann auch nichts kaufen. Dein Vater gibt nie sein Jawort, — und wenn wir ihm zum Trotz beieinander bleiben, geht er zum Reichsschultheißen nach Zell und dann heißt's: ‚Man steckt des Ölerjoken Hans einmal ein paar Jahre unter die Soldaten, und unterdessen wird ihm sein Herumziehen mit ehrbaren Bauerntöchtern schon vergehen.'"

---

[1] Die „Flacken" heißt ein bebautes Bergfeld mit einigen Hütten zwischen Wäldern oberhalb Nordrach; als ob die Kultur hier aufflackern wollte, um gleich wieder vom Walde erstickt zu werden. Nur gen Mühlstein hinüber bleibt's waldlos.

„Drum, Magdalene, ist's wohl am besten, wir scheiden, ehe sie uns mit Gewalt trennen. Bleib' mir gut, wie ich Dir, bis zum letzten Stündlein."

„Ich will dafür sorgen," sprach er bewegt weiter, „daß Du mich nicht immer wieder unter den Augen hast, und dann wirst Du mit der Zeit Dich mehr vergessen und in die Heirat schicken — und eine angesehene Bäuerin geben auf dem Hermeshof."

„Hans," schluchzte das Maidle, „ich kann nicht, — und wenn Du mich so lieb und gern hättest, wie ich Dich, könntest Du nicht so reden. Du brichst mir vollends das Herz."

„Du wirst es noch erleben, wie gern ich Dich habe," erwiderte der Hans — „aber wie es vor Gott und der Welt recht ist, können wir nie zusammen leben, und zusammen sterben dürfen wir nicht. Und daß Dein Vater Dich fort und fort quäle und martere um meinetwillen, täte mir weher, als wenn ich Dich als Bäuerin auf dem Hermeshof sehen müßte."

„Wenn ich auf den Hermeshof muß," antwortete die Magdalene, „dann kannst Du mich bald besuchen drunten ‚unter den Eichen' — auf dem Zeller Gottesacker."

Sie griff bei diesen Worten nach Hansens beiden Händen und fing aufs neue bitterlich zu weinen an. Hans weinte mit ihr.

Der Abendwind rauschte in den Tannenwipfeln und warf kalte Oktoberluft durch die Zweige. Der Hirtenbub droben auf dem Reutfeld fuhr jauchzend dem Stollenhof zu, nicht ahnend, daß unfern von ihm zwei Unglückliche weinten. —

Es dunkelte stark im Tannenwald. Vereinzelt ertönte der unheimliche Ruf der Nachtvögel. Hans mahnte das Maidle zur Heimkehr und zur Befolgung seines Rates: „'s ist Zeit für Dich, Mühlstein zuzugehen; es wird finster im Wald. Ich begleite Dich noch bis zur ‚Flacken'; dann bist Du aus dem Wald heraus, und ich gehe den ‚Dobel' hinunter."

Hand in Hand, stumm und still, gingen sie waldaufwärts.

In der einen Hand trug die Magdalene ihr „Fazzinettli"[1] und trocknete von Zeit zu Zeit ihre Tränen.

Auf der Flacken fand der Abschied statt. Das Maidle konnte nichts mehr sagen vor Weinen, als der Hans sprach: „Behüt' Dich Gott und folge mir. Es wird mir leichter ums Herz, wenn Du dem Vater nachgibst, als wenn ich Dich in täglicher Not und Plag' weiß. Behüt' Dich Gott, und wenn wir auch nicht mehr zusammen gehen und zusammen singen und nie mehr zusammen sein dürfen, wollen wir uns doch nicht vergessen." —

Nach diesen Worten ging der Hans rasch dem Dobel zu. Das Maidle kämpfte vergebens mit der versagenden Stimme, und mit dem Strom von Tränen wurde das Fazzinettli auch nicht mehr fertig. Sie nahm die Schürze vor ihr weinendes Gesicht, setzte sich nieder, wo sie stand, und ließ ihren Tränen den Lauf.

Als sie wieder aus der Schürze aufblickte, war der Hans im Dobel verschwunden. Es nachtete auch auf der lichten Flacken. Langsam schritt Magdalene der Haldeneck zu. Über dem Vogtshof erklang es bald darauf mit weinerlicher, zitternder Stimme:

Man läutet mir mit silbernen Glocken,
Ich aber will keinen als den Ölerjoken.

Das Maidle hatte sich auf der Haldeneck vollends ausgeweint, und ihr Lied war ihr Trost. —

5.

Die Bedenkzeit nahte ihrem Ende. Es wurde abermals Samstag. Der Vogt war kurz vor Mittag vom Felde heimgekommen. Er hatte Weizen gesät, und die Knechte und Buben eggten die Saat noch vollends ein.

---

[1] Taschentuch, von dem italienischen Fazzoletto, weil Italiener als Hausierer die ersten Taschentücher auf den Schwarzwald brachten.

Daheim war niemand als die Mutter und das Maidle; beide in der Küche beschäftigt. Der Vater rief dieses in die Stube, trat vor es hin und sprach kurz und hart: „Hast Du Dich jetzt bald ausbesonnen? Die Galgenfrist ist um."

„Vater," antwortete das Maidle, „ich kann den Hermesbur nicht lieben. Seid barmherzig und zwingt mich nicht."

„Was," rief der Alte, „ist das für ein Geschwätz von Liebe? Liebe ist ein Pfifferling, von dem dumme, junge Leute reden beim Singen und beim Tanzen. Das Heiraten hat mit dieser Liebe nichts zu tun; man heiratet bei mir und auf jedem Hof, wo Ordnung ist, mit dem gesunden Menschenverstand, aber den hast Du mit Deinem Singen verloren!"

„Liebe, die wächst nicht auf dem Mühlstein, aber Hanf wächst da, aus dem man Stricke macht, und mit einem Strick treibe ich Dir noch Deine Liebe aus dem Leib. Und jetzt geh' mir aus den Augen. Ich frag' Dich morgen früh noch ein Mal, und dann wirst Du sehen, was geschieht, wenn Du mir wieder kommst wie heute."

Draußen in der Küche, wohin sie weinend zurückkehrte, fiel die Mutter, welche alles gehört hatte, noch über die Tochter her: „Sie gäbe so lange dem Vater nicht nach, bis es zu einem Unglück komme."

„Ja, Mutter," jammerte die Magdalene, „es gibt ein Unglück, wenn mich der Vater auf den Hermeshof zwingt, — aber dann ist der Vater schuld und nicht ich." —

Es war wieder eine böse Nacht vom Samstag auf den Sonntag fürs unglückliche Maidle. Schlaflos dachte es darüber nach, wie es dem Vater am Morgen Rede stehen wollte. Auf der einen Seite stand vor ihm der unerbittliche, harte Mann, von dem alles zu fürchten war, und neben ihm der protzige Ulrich vom Hermesberg — und auf der andern Seite der brave, heißgeliebte Hans, der durch seine Entsagung bei der Unterredung im Stollengrund wie ein verklärter Heiliger vor des Mädchens Seele aufleuchtete und die Liebe zu ihm noch vermehrt hatte.

Die schlimmsten Ausbrüche des väterlichen Zornes zu vermeiden, Zeit zu gewinnen, die Heirat möglichst hinauszuschieben, auch um dem Hans zu zeigen, wie schwer es sie ankomme, seiner hochherzigen Entsagung zu folgen — das war das Resultat der nächtlichen Erwägungen Magdalenens.

Eine Frauenseele findet in schwierigen Verhältnissen von Natur aus viel leichter Rat in sich selber als ein Mann. Darum holen sich selbst sehr vernünftige Männer mit Recht vielfach Rat bei ihren Frauen. —

Ehe die Völker des Vogtshofs am kommenden Morgen in die Kirche gingen, rief der Vater das Maidle in die Stubenkammer, wo die Schlafstätten der Eltern sich befanden. Auf dem Bette des Vaters lag ein Bund Stricke, eine unheimliche Erinnerung an die Drohung vom vergangenen Abend.

„Willst heut mit auf den Hermeshof," herrschte der Vogt seine Tochter an, „oder soll ich Dir Deine Liebe mit den ‚Seilstumpen' da austreiben?"

„Ihr sollt Euren Willen haben, Vater," antwortete ernst und tränenlos und wie versteinert das Maidle — „aber auf die Beschau kann ich heute noch nicht. Ich bin todmüde und elend. Also gebt mir acht Tage Zeit. Nach Simon und Juda (28. Oktober) wollen wir dann hinunter."

„Und dann, Vater, hätt' ich noch eine Bitte. Der Advent kommt bald, die Mutter und ich müssen noch manches richten. Verschiebt die Hochzeit bis nach der Adventszeit. Um Dreikönig soll dann Euer und des Hermesburen Wille erfüllt werden."

Der Vogt sah heute erst, wie bleich und abgehärmt das sonst so blühende Mädchen geworden. Daß sein Wille siegen sollte, stimmte ihn milde. Er wollte eine stattliche Hochzeiterin dem Ulrich zuführen und ging deshalb auf ihre beiden Bitten ein. „Meinetwegen," sprach er, „sollst Du Frist haben; dem Hermesbur wird's auch gleich sein. Und die Mutter hat schon gesagt, sie habe noch zu wenig ‚Tuch'[1], wenn's eine Hochzeit

[1] Leinwand.

gäbe. Für Dich war's aber die höchste Zeit, Deinen Kopf zu brechen. Die Stricke waren schon parat — er deutete auf sein Bett — um Dich zahm zu machen."

„Von heute an kannst Du wieder an meinem Tisch essen, aber in die Kirche gehst Du, wie seither, nach Zell. Wenn Du einmal in Lindach bist, mußt doch auch dahin."

Schweigend ging die Magdalene von dannen und wieder allein die östliche Talseite hinab gen Zell, aber nicht, und fortan nie an der Gnadenkapelle vorüber, ohne ihr erstes Gebet vor dem Muttergottesbilde zu erneuern. —

Es war ein rauher, kalter Oktobersonntag, der letzte des Monats. Die Fluren waren fahl und kahl, die Buchenblätter gelb und am Abfallen. Die Hirten fuhren seit Galli-Tag nicht mehr aus; ihre Lieder und „Juchzer" waren verstummt.

Vom Mühlstein trat gleich nach Mittag die Magdalene mit dem Vater den Weg an über den „Buchbühl" gen Lindach. Der Gang kam ihr vor wie der Todesgang eines unschuldig Verurteilten. Stumm und schweigend, wie ein Lämmlein hinter seinem Mörder, ging die Arme hinter dem Vater her.

Zu ihrem Unglück nahm weder der Vogt noch der Hermesbur großen Anstoß an ihrer Opfermiene, ihrem kalten, stillen Wesen. Beide glaubten, das werde sich von selbst geben, wenn sie einmal Bäuerin sei und keine andere Wahl mehr habe. Stolz zeigte ihr und dem Vater der dicke Ulrich seines Hofes Schätze, seinen reichen Speicher, seine gefüllten Scheunen, seine Ställe, in denen gedrängt stattliche Rinder standen. Auch den Umfang des Hofes beschrieb er der Zukünftigen, von der Sägmühle unten im Tale bis hinauf auf die Höhe von Mühlstein.

Das Maidle nickte stumm und still zu allem, was ihm gezeigt wurde. Im Vogt aber kochte der Zorn, daß es dem Ulrich gar keinen Beifall zollte.

Verstohlen blickte die unglückliche Braut von dem Hügel, auf dem sie standen, das Tal hinauf. Dort droben lag Nordrach und des Ölerjoken Hütte. Diese wäre ihr mit dem Hans lieber gewesen als tausend Höfe vom Range des Hermeshofs.

Sie war von Herzen froh, als es nach reicher Bewirtung wieder den Wald hinaufging. Der Vater räsonierte zwar über ihre Teilnahmlosigkeit und meinte, sie habe den Nordracher Singteufel immer noch im Kopf, aber er hoffe auf ernstliche Besserung, wenn sie einmal Bäuerin wäre.

Schweigend nahm die Dulderin auch dieses hin. —

Auf dem Mühlstein wurde von jetzt ab eifrig vorbereitet für die Aussteuer. Der Hechler kam vom „Hambe" herauf und strählte in den silberblanken Stahlzähnen seiner Hechel das „Werg" glatt, und nun ging's ans Spinnen.

Dichte Nebel lagen in den Tälern drunten, und auf den Höhen pfiff kalter Herbstwind durch die entlaubten Buchen.

Die Mägde konnten draußen nichts mehr arbeiten, und die Knechte und Buben waren im Wald am Holzmachen. So wurde denn von den „Wibervölkern" den ganzen Tag über gesponnen in der warmen Stube. Es war das ehedem eine Lieblingsarbeit der Magdalene gewesen. Da hatte sie zwischen die Erzählungen der Mutter und der alten Marianne hinein ihre Lieder gesungen. Jetzt war sie stumm und still, benetzte den Faden mehr mit ihren Tränen, die sie aus den Augen wischte, als mit dem Wasser aus dem kupfernen Schüssele unter der „Kunkel".

Sie wünschte in ihrem stillen Weh manchmal, es möchte doch das Tuch, das sie hier spinnen mußte, ihr Leichentuch werden. —

Der Vogt war nach Martini in Gengenbach gewesen und hatte mit dem Oberschaffner den Zehnten aus der Vogtei verrechnet, den die Klosterknechte kurz zuvor abgeführt hatten.

Der Prälat lud ihn, wie üblich, zur Tafel ein und erkundigte sich nach den Verhältnissen seiner Bauern in Lindach und in den Schottenhöfen und fragte besonders auch, wie es auf des Vogts Hof gehe.

Da er hierbei erfuhr, das Maidle käme auf den Hermeshof, gratulierte er und freute sich, daß des Vogts Tochter in

der Klosterherrschaft bleibe und auf einen so schönen Hof komme.

Der Alte verschwieg den Widerstand seiner Tochter, wohl ahnend, daß der Prälat auf des Maidles Seite getreten wäre.

Der Kammerdiener mußte bei der Verabschiedung des Vogtes ein silbernes „Nister"[1] holen, das der Prälat dem Mühlsteiner übergab für die Tochter, damit sie es am Hochzeitstag zum erstenmal um die Hand nehme.

Als der Vater am Abend heimgeritten kam, warf er der spinnenden Magdalene das glänzende Geschenk in den Schoß mit den Worten: „Das ist vom Prälat für die Hochzeit. Es ist schade, daß eine so einfältige Person, die ihr Glück nicht einsieht, ein so schönes Nister bekommt."

Das Maidle spann still fort und netzte, als der Vater in die Stubenkammer gegangen war, den Faden wieder mit Tränenwasser. —

In der Rautschmühle aber war es noch weit einsamer als in der Spinnstube auf Mühlstein; — denn der Hans war ganz allein mit seinen Träumen von vergangenen, schönen Tagen. Kalt wie der Duft an den Tannenbäumen des „Rautschkopfs" und wie die Eiszapfen, die morgens an seinem Mühlrade glänzten, war es in seinem Innern. Ohne Sing und Sang ließ er am frühen Morgen seine Mühle an und bediente sie den Tag über. In freien Stunden lag er auf seinem Laubsack und dachte an die Zukunft.

Wie vor seinem Fensterlein der Schnee leise herabrieselte auf die schwarzen, schweigenden Tannen des Rautschkopfes, so senkte sich mehr und mehr tiefes Weh in die Seele des jungen Müllers, wenn er so darüber nachsann, wie es werden sollte nach dem Hochzeitstag der Magdalene. Denn was auf Mühlstein vorgegangen, wußte er alles. Direkte und indirekte Botschaften trafen sein Ohr, wenn er am Sonntag ins Dorf und in die Kirche kam.

---

[1] Rosenkranz.

In diesen langen Stunden der Tage von Martini bis Dreikönig reifte in ihm nach und nach der Plan, den wir ihn am Hochzeitstag werden ausführen sehen — ein Plan voll Poesie und Hochherzigkeit, wie man ihn nicht erwarten sollte von einer „Schneeballe", an den zu glauben uns aber die wohlverbürgte Verwirklichung zwingt. —

Alles, was sonst eine Freude war für das Maidle auf Mühlstein — das Hanfknitschen, die Erscheinung des Hechlers, der Beginn der Spinnzeit, wurde in diesem Jahre der Magdalene zum Schmerz. So auch die Ankunft der Näherin. Diese kam vom „Katzenschrofen" herauf aus dem „Grün", in der Mitte zwischen Ober- und Unterharmersbach. Sie war die beste Hochzeitsnäherin, weil sie auch sticken und die Flitterkronen für die Bräute machen konnte.

Die Künstlerin aus dem Katzenschrofen hatte bei den Klosterfrauen in Wittichen, droben im Kaltbrunnertal, das Sticken gelernt, und selbst der Klosterschneider von Gengenbach ließ Stickereien von ihr ausführen, weshalb sie auch die „Klosternajere" genannt wurde.

Sie sagte gleich am ersten Tag zur Magdalene: „Ich komme fast auf alle Höfe, wo Maidle sind, wenn's ans Heiraten geht, aber eine so ‚trurige Hochzitere' hab' ich noch keine gefunden. So ‚trurig' zu sein, wenn man auf einen so lustigen Hof kommt, paßt nicht zusammen."

„Ich möcht' lieber sterben, als heiraten," antwortete das Maidle — und ging von der Näherin weg, die bald von den Mägden erfuhr, wie es auf Mühlstein stand.

Sie drang fortan nicht mehr in die Braut und tröstete sie beim Anprobieren, es werde schon besser kommen, wenn sie sich einmal längere Zeit vergessen habe. —

In der Adventszeit kamen am Freitagabend je zwei Kapuziner von Hasle herunter in das für sie hinter der Zeller Wallfahrtskirche hergerichtete Stüble. Am Samstag früh hielten sie um 6 Uhr das „Rorate-Amt[1]" und hörten dann Beicht.

[1] Ein besonderer Adventsgottesdienst der katholischen Kirche.

In dieses Rorate-Amt kamen damals die „Völker" von den entferntesten Höfen herab. Über schneeige Wege unter dem kalten Sternenhimmel wallten sie in der Nacht der Kapelle zu — auch die Mühlsteiner, und unter ihnen seit Jahren hellauf die Magdalene. Wie ein Engelein vom Himmel hatte sie als das alte Adventslied mitgesungen:

Fang' an, mein' Seel', zu singen,
Sing', soviel dir möglich ist.
Von allen Bergen soll es klingen:
Komm zu uns, Herr Jesu Christ!

Im Advent 1784 versagte ihr die Stimme. Sie ging nach dem letzten „Rorate" zum Pater Guardian in den Beichtstuhl und schüttete dem alten, erfahrenen Ordenspriester ihr Herz aus: wie der Vater sie zwinge, einen Mann zu heiraten, den sie nicht lieben könne, und wie er ihr mit Schlägen, ja selbst mit dem Tode gedroht, wenn sie sich noch länger geweigert hätte.

Pater Marzellin — so hieß, wie wir schon wissen, der damalige Guardian — sagte ihr, der Vater habe ein schweres Unrecht begangen; eine Ehe unter dem Eindrucke der Gewalt geschlossen sei ungültig. Aber er riet dem Maidle, sich die Sache noch zu überlegen und ein kleineres Übel dem größeren vorzuziehen, falls der Vater zum Verbrecher an ihr würde bei der Weigerung. Schon manchmal habe es gute Ehen im Volke gegeben, wenn nicht Liebe, sondern bloß Achtung zwei verbunden hätte.

Daß der Pater ihr gesagt, eine gezwungene Ehe sei keine kirchlich gültige, das war dem Maidle ein Stern in der seitherigen Betrübnis und wir werden sehen, wie sie das verwertete.

Haß trug sie keinen gegen den Hermesbur, aber die Achtung war auch nicht groß, weil er die Ursache ihrer Trennung von Hans war und auf seiner Werbung bestand, trotzdem er wußte, daß sie ihn nicht wolle.

Sie unterließ es nicht, bei der Heimkehr der Mutter zu berichten, was der Guardian ihr gesagt habe. Die Mutter aber meinte, das dürfe man dem Vater nicht sagen, sonst würde er auf den Guardian erbost werden, und die Kapuziner erhielten auf dem Hofe nichts mehr, wenn sie zum „Terminieren"[1] auf Mühlstein kämen. —

Seit ihrer Adventsbeichte war die Magdalene ruhiger und gefaßter. Sie dachte über des Paters Zuspruch hin und her. Und wenn sie in stillen und einsamen Stunden auch immer noch sang:

Man läutet mir mit silbernen Glocken,
Ich aber will keinen als den Ölerjoken —

und wenn auch immer noch ihr Herz unentwegt dem Müllerburschen in der Rautschmühle gehörte, — so schaute sie doch nicht mehr so finster und verzweifelnd in die Zukunft.

Es gab Momente, in denen selbst die Möglichkeit einer Achtungsheirat in ihrer Seele aufstieg. —

Der Advent nahte seinem Ende. Weihnachten kam, das liebliche Winterfest, und das „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden" erklang auch in den Bergen und Tälern am Harmersbach.

Am Neujahr kamen Bettelkinder aus Zell auf die einzelnen Höfe und sangen ihre Dreikönigs- und Neujahrslieder und wünschten Gesundheit, Glück und Segen fürs kommende Jahr.

Weinend brachte ihnen dann das Maidle in der Schürze unter die Haustüre die üblichen Gaben an Obst, Bohnen und Speck. Sie dachte ans neue Jahr — an Leben und an Tod. Denn je näher die Zeit kam, da sie ihr Versprechen einlösen sollte, um so banger ward ihr wieder ums Herz, und um so mehr weilten ihre Gedanken in der Mühle am Nordracher Bächlein.

[1] Einsammeln von Almosen.

Hans, der Goldmensch, hatte ihr durch die Mariann' zum Neujahr alles Gute sagen und wünschen lassen, und sie möge, unbesorgt um ihn, dem Vater nachgeben.

Am Tage nach Neujahr — es fiel im Jahre 1785 auf einen Samstag — am Sonntag, kam der Hochzeiter vom Hermeshof herauf, um mit dem Vogt den Tag der Hochzeit festzusetzen. Es ward ausgemacht, daß sie am 17. Januar stattfinde — am Tage des hl. Antonius, dem Namenspatron des Vaters. Sie sollte in dem ersten Wirtshaus in Zell, im Hirschen, abgehalten und in allen Tälern des Reichs- und Klostergebietes an der Nordrach und am Harmersbach durch die „Hochzeitsläder" angesagt werden.

Ins Kloster wollte der Vogt gleich morgen selber reiten, dem Prälaten das Neujahr anwünschen und den Oberschaffner zur Hochzeit laden. Der Ulrich wollte mit ihm reiten bis Gengenbach und von da allein weiter nach Straßburg, die Eheringe einzukaufen und noch etwas, das er dem Vater erst unterwegs verraten wolle.

Unter dem „Kleebad" trafen beide am folgenden Morgen zusammen, der eine aus dem Nordracher, der andere aus dem Harmersbacher Tal herreitend. Es war finster und kalt. Die Ruine Geroldseck schaute noch nicht ins Kinzigtal herüber, Nacht und Nebel verhüllten sie, als die zwei Bauern bei Biberach dieses Tal erreichten.

Jetzt fragte der Vogt, was der Ulrich in Straßburg schaffen wolle, wahrscheinlich Geld holen für geliefertes Holz oder feinen „Multum" (Tuch) zu einem langen Hochzeitsrock.

„Nein," antwortete der Hermesbur, „Geld hab' ich wirklich keines zu gut in Straßburg, und ‚Multum' hab' ich am letzten Klausenmarkt in Hasle gekauft von den Freudenstädter Tuchern. Aber einen Hochzeitswagen will ich kaufen, den ersten, der ins Zeller Land kommt."

„Schon oft hab' ich die Straßburger mit ihren ‚chars à bancs' in die Nordracher Fabrik fahren sehen am Hof

vorbei, um Glas zu kaufen oder Farbe, und jedesmal hab' ich gedacht: So ein' Wagen zum Spazierenfahren könnt' der Hermesbur auch brauchen."

„Jetzt kommt die Hochzeit, und die erste Spazierfahrt soll zur Kirche sein."

„Das ist allerdings was Neues," meinte geschmeichelt der Vogt. „Der Reichsvogt in Harmersbach allein hat eine alte Kutsche, die der vorletzte Prälat ihm einmal geschenkt. Aber Du, Ulrich, kannst das machen, der Hermeshof erträgt's. Doch eine Gefahr hat's, wenn die andern Buren dies nachmachen. Denn sobald wir ‚Mannsvölker' fahren und auf dem Wagen noch das Weib Platz hat, so werden eben die ‚Wibervölker', die jetzt daheim bleiben, wenn wir zu Markt reiten, auch mit wollen. Das macht doppelte Zehrkosten, und die Weiber überwachen die Männer im Wirtshaus."

Und wie der Vogt fürchtete, so kam es. Der Hermesbur war der erste Bur im mittleren Kinzigtal, der die Spazierfahrten anfing, und jetzt haben alle Buren ihre „Wägele" und neben sich die Frauen, wenn sie in die Städtle fahren. Aber dies hat auch sein Gutes; die Buren müssen früher heim, da die „Bürinnen" zum Aufbruch mahnen, wenn der Bur am besten Trinken ist.

Es gibt Ausnahmen von Kinzigtäler Buren, die heute noch allein auf den Markt fahren, wie ihre Ahnen allein geritten sind. Zu diesen gehören alle jene, welche ihre Weiber und deren Zorn, daß sie daheim bleiben müssen, nicht fürchten und ruhig am Abend eine Sturmflut aus dem Geheg weiblicher Zähne über sich ergehen lassen. Solch ein Held ist mein Freund, der Fürst Konrad auf der Eck, der fährt allein aus und allein heim; heim manchmal erst, wenn der Morgenstern hinter dem Kniebis heraufsteigt. —

Der Vogt und der Hermesbur trennten sich auf dem Marktplatz von Gengenbach, nachdem sie im Adler noch einen Schoppen getrunken und der erstere seinen Rappen

eingestellt hatte. Der Vogt ging in die Klosterkirche, um einigen heiligen Messen anzuwohnen; denn zum Prälaten war's noch zu früh — der Ulrich aber ritt im scharfen Trab talabwärts, Offenburg und dem Rhein zu.

Es schlug eben die Mittagsstunde auf dem Münsterturm, als der Hermesbur durch das Metzgertor in die Franzosenstadt einritt, wo er wohlbekannt war. Er hatte schon manchen Holzwagen mit vier Rossen zum Tor hineingeführt und manchen Fünf-Livres-Taler hinaufgetragen ins Kinzigtal, seitdem er Bur war auf dem Hermeshof.

„Enfin, oü (auch) z' Stroßburi!" begrüßte ihn sein alter Geschäftsfreund, der Holzhändler Hug in der Brantgasse — als der Hermesbur bei ihm eintrat.

„Was gilt's Holz in der Nordere[1], henn'r ebbs[2] feil, Hermesbur?" fragte der Straßburger, ehe der Ulrich etwas anderes als sein „Guten Tag!" gesagt hatte.

„Ich hab' nichts feil, Hug!" fing jetzt der Bur an, „aber Ihr solltet mir einen Gefallen tun und helfen ein schönes Wägele kaufen zum Spazierenfahren, so wie Ihr und die andern Straßburger Herren als haben, wenn Ihr zu uns hinauffahrt."

„Jetz word's guet," rief der marchand de bois lachend, „wänn d' Bure Wäjele koüfe zum Spazierefahren. Aber mir (wir) Stroßburjer gänn (geben) Euch au z' viel Gäld 's ganz Johr. Aber annewag (dennoch) freut's mi, Hermesbur, wenn Ihr a schön's Wäjele koüft und heimfahrt, wie an rächter Stroßburjer."

Als der Brantgäßler gar hörte, es solle den Hochzeitswagen geben für den Hermesbur, da war er doppelt bereit zur Beihilfe.

„Enfin, jez gämm'r (gehen wir) zum Monsieur Walch in der Rappengaß, c'est le premier Wäjelemacher. Der Hermesbur muoß a ganz fins Charabänkle ha. Derno

---

[1] Nordrach. [2] Habt Ihr etwas.

gämm'r zum Sattler un koüfe a fins G'schirr für de Gaul."
So geschah es.

Eine Stunde später fuhr der Ulrich mit einem feinen, zweiräderigen Charabänkle über die Rheinbrücke. Sein Brauner, der noch nie in zwei so hohen „Landen" gegangen war und so leicht hatte ziehen dürfen, stürmte wie besessen dem Kinzigtale zu. Der Hermesbur aber hatte ein kindliches Vergnügen an seinem Wagen und an seiner Fahrt.

In Gengenbach traf er, verabredetermaßen, den Vogt nicht mehr. Der hatte dem Prälaten seine Wünsche dargebracht und ihn pro forma auch zur Hochzeit geladen und dann den Oberschaffner. Der „gnädige Herr" dankte für die Einladung, versprach aber, der Oberschaffner werde unbedingt zur Hochzeit kommen, und zur Morgensuppe wolle er, der Prälat, ein Fäßchen guten Klosterwein auf Mühlstein senden.

Darauf war der Muser-Toni fröhlich von dannen geritten und wieder zu Haus, ehe der Ulrich durch Gengenbach sauste.

Von Straßburg bis auf seinen Hof hatte der Hermesbur kaum vier Stunden gebraucht, so war der Braune dahingerast in dem ungewohnten Gespann, das der Bur sorgsam, als wäre es ein Lebkuchen, in seiner Tenne unterbrachte, um es am Hochzeitsmorgen den Blicken der erstaunten Mitburen vorzuführen.

Und er erreichte seinen Zweck. Noch heute leben Bauern, die wissen, daß der Hermesbur das erste Wägele ins Tal gebracht und es am Hochzeitstag mit der Vogtstochter von Mühlstein zum ersten Male gezeigt habe. —

6.

Die Hochzeitsläder von Nordrach und Harmersbach steuerten, den üblichen Strauß aus künstlichen Blumen

auf dem harten, hohen Filzhut, lange Stöcke in den Händen, in der ersten Woche des Jänners 1785 trotz Kälte und Schnee rüstig auf den Höfen umher und luden in des Vogts und des Hermesburen Namen freundlich zur Hochzeit ein, „zur Morgensupp' auf Mühlstein, zum Gottesdienst in der Kirche und zum Mahl im Hirschen in Zell".

Auch an der Rautschmühle ging einer vorbei, um die Klosterleute in der Fabrik, vorab den „Farbmeister", zu laden in des Klostervogts Auftrag. Und als der Hochzeitslader an die Mühle kam und der Hans, Schritte hörend, an seinem Fensterchen stand, rief jener lustig hinauf: „Kannst auch kommen, Hans, zu Vogts Magdalenes Hosig!"

„Ich komme," erwiderte der Hans, „auch wenn der Vogt und der Hermesbur Dich nicht zu mir geschickt haben."

Es tat ihm weh, als er hörte, wie die Hochzeit immer näher kam, aber er verurteilte das Maidle keine Sekunde lang, seitdem sie im Stollengrund einander gesprochen. Auch wußte er ja alles, was seitdem geschehen.

Es tat ihm weh — und doch hatte er Augenblicke, in denen er sich wohl und gehoben fühlte. Auch in der Seele eines Naturmenschen, einer Schneeballe, macht sich jenes selige Bewußtsein geltend, das in jedem heldenhaften Opfer liegt.

Der Hans fühlte es, daß er Großes getan, da er im Walde der Magdalene zuredete, dem Vater zu folgen, und ihrer Zukunft sich selber zum Opfer brachte.

Ja, er hatte noch eine größere Tat vor, und der Gedanke an ihre Ausführung und an den Eindruck, den sie aufs Maidle machen müßte, der Gedanke hob ihn zeitweise mächtig und verklärte ihm das Düstere der Gegenwart und der Zukunft. —

Ganz anderer Art war die Seelenstimmung der Magdalene. Sie fand sich mit dem, was kommen sollte, zurecht wie wir Menschen alle mit dem Sterben. Sie sah, es sei nicht mehr auszuweichen, und ging mit jener ruhigen Gleich-

gültigkeit der Hochzeit entgegen, wie die meisten Sterblichen dem Tod, den man erst in seinem ganzen Ernst fühlt, wenn er wirklich kommt.

Es ist merkwürdig, in was alles die Seele des Menschen sich schicken kann, solange sie nicht völlig blasiert und sittlich verkommen ist. Es können Menschen, die im Reichtum und Wohlleben aufgewachsen und alt geworden sind, Hab und Gut verlieren und dann schwer arbeiten, darben, ja oft betteln müssen — und in kurzer Zeit fügen sie sich mit Gleichmut in ihr Schicksal. Ich erinnere unter den „Schneeballen" nur an den „Wendel auf der Schanz".

Wie viele Menschen ertragen in Geduld und noch voller Lebenslust jahrelanges Siechtum nach blühender Gesundheit!

Im Volke geht deshalb das Sprichwort: „Glücklich ist, wer das vergißt, was einmal nicht zu ändern ist."

Und im Volke heißt man es „hartschlägig werden", wenn man schwere Heimsuchungen mit Gleichmut trägt.

Ich rede hier nicht von der religiösen Auffassung der Leiden, sondern nur von der rein seelischen. Und unsere Seele kann von Natur aus unendlich viel ertragen. Darum sind schon Kinderseelen so stark im Leiden, ja oft stärker als die der Erwachsenen.

Man besuche heute in einem großen Spital zwei Säle; in einem liegen kranke Kinder, im andern Erwachsene. Die Kinder lächeln heiter nach den schwersten Operationen und benützen jeden halbwegs schmerzlosen Augenblick zum fröhlichen Spiel mit ihren Leidensgenossen. Die Erwachsenen liegen meist verbittert, mürrisch, jammernd und klagend da.

Ich habe noch kein Kind vom 6. bis 14. Jahre klagen hören und jammern darüber, daß es krank sei.

Es wurde aber auch in der Kindeszeit der Menschheit jener wunderbare Gedanke von einem altheidnischen Dichter ausgesprochen: „Eine Lust liegt selbst im erstarrenden Schmerz." —

So ging auch die Magdalene auf Mühlstein ruhig und gefaßt der Zukunft entgegen.

Eines nur erbat sich das Maidle, daß kein „Schäpel-Hirschen“ stattfinde. Sie fürchtete, die jungen Burschen der benachbarten Höfe, ihre einstigen Singkameraden, kämen dann noch am Vorabend vor ihrem Opfertag, und sie wollte nicht die leicht verharschten Wunden fließen machen in der Lust und dem Sang eines „Schäpel-Hirschen“. Und Hans, der einzige, durfte und wollte sich dabei doch nicht sehen lassen.

Sie erreichte ihren Wunsch leicht, um so leichter, als der Ulrich ein Witmann und deshalb jenes Fest am Vorabend nicht üblich war. Der Vogt wollte dann die Morgensuppe um so üppiger gestalten. —

Der 17. Jänner kam und mit ihm der Namenstag des Vaters und der Hochzeitstag der Tochter.

Der Himmel hatte in der Nacht noch zum alten Schnee neue Flocken gesandt und Berg und Tal in ein großes Leichentuch gehüllt.

Schon vor Tag hatten die Knechte und die Buben (Söhne) des Vogts einige Gewehrsalven von der Haldeneck ins Tal geschickt, das Zeichen zur Morgensupp' für die drunten in den Schottenhöfen und im Hambe.

Die Lindacher, drüben im andern Tal, hielten Morgensupp' auf dem Hermeshof.

Bald nach den ersten Gewehrschüssen stampften die nächsten Buren und Bürinnen aus den Schottenhöfen im Schnee dem Mühlstein zu. Etwas später kamen die Reichsburen aus dem Hamben, hoch zu Pferd, um ihrem Versprechen gemäß die Braut zu begleiten.

Sie hatten gesehen, wie der Klosterknecht von Gengenbach am vergangenen Samstag ein Faß Wein auf Mühlstein spedierte, und der „Prälatenwi“ zog die durstigen Zecher noch mehr an, als die sonstige Morgensuppe.

Zuletzt kam Breig, der Bauernkönig, dahergeritten; er hatte am weitesten aus dem Mietenspach herüber. Breig war auch bei den Klosterbauern beliebt, weil diese den Streitigkeiten unter den zwei Reichsständen Zell und Harmersbach

als die unbeteiligten Dritten mit einigem politischen Vergnügen zuschauten und alle Bauern der Welt es gerne hören, wenn einer über die „Herren" schimpft und ihnen opponiert, und das besorgte, wie wir wissen, der Gabriel meisterhaft.

Der Klosterwein gab ihm gleich Gelegenheit, einige Hiebe auszuteilen. Dem Reichsvogt von Harmersbach, meinte er, habe man, so lange er Wirt gewesen, die Schoppen abkaufen und bezahlen müssen, und die ganze Zeller Herrlichkeit lebe von den Buren, der Prälat aber schicke seinen Klosterburen den Wein faßweis und was für einen! „Der Kaiser in Wien," rief der Bauernkönig, „sufft keinen besseren!"

Während die Buren beim Klosterwein zechten, wurde das Maidle in der Stubenkammer ausstaffiert. Die Klosternäherin aus dem „Katzenschrofen" war unter den ersten gekommen, zog ihm das „Hochzits-Häs" selber an und machte alle Maschen und Falten vom Kopf bis zu Fuß.

Die Magdalene schwieg still. Stumm wie ein Lämmlein, das die Buben an der Hambacher Kirchweih herauskegeln wollen und vorher mit Bändern schmücken, ließ sie alles an sich geschehen.

Hatte sie in den letzten Tagen sich gefaßt aufs Opfer, so preßte ihr der Tag des Opferns doch das Herz zusammen in krampfhaftem Weh. Sie war leichenblaß. Um so schöner und vornehmer aber schaute sie aus dem schwarzen, feinen Mieder heraus. Und als ihr endlich die „Klosternajere" die Brautkrone aufsetzte, sagte die alte Marianne, die mit den Mägden dem Anziehen bewundernd zugeschaut hatte, leise zu den andern: „Ich hab's ja immer gesagt, unser Maidle ist ein Edelfräule."

Dieses trat nun in die Stube und gab allen Anwesenden die Hand. Darauf wurden die üblichen Vaterunser gebetet, und einer der Hochzeitsläder sagte den Spruch[1]. Dann nahm die Braut Abschied von Vater und Mutter, Abschied aus dem

---

[1] Siehe „Wilde Kirschen" das Kapitel „Der Hosig".

Elternhause mit einem „Vergelt's Gott für alles, was es von Kindestagen an in demselben genossen".

Jetzt, zum Abschied, hatte die arme Magdalene das Recht zum Weinen, das sie seither aus Furcht vor dem Vater zurückgehalten. Sie weinte, als wollte es ihr die Brust zersprengen, und die „Göttle" aus dem Stollengrund mußte sie an der Hand zur Türe hinausziehen auf den kalten, schneeigen Hochzeitsweg.

Die Knechte hatten gleich nach ihren Salutschüssen den Bahnschlitten geführt und bis ins Tal hinab gebahnt. Der Zug setzte sich in Bewegung. Voraus die Magdalene und die „Göttle", dann Vater und Mutter, hinter ihnen die Gäste von der Morgensupp' und die „Völker" des Hofes auf Mühlstein.

Die Bäuerin aus dem Stollengrund wußte wohl, warum das Maidle, welches sie im Hochzeitsstaat an der Hand über den glatten Schnee hinabführte, nicht aufhören wollte zu weinen und zu schluchzen. Sie schwieg aber, denn unmittelbar hinter ihr schritt die große, harte Gestalt des Vogts, und vor dessen Ohren wollte sie nichts reden von „dummem Liebesschmerz".

Nur die Mutter sprach unterwegs wiederholt: „Maidle, hör jetzt auf mit Schreien!" Und das Maidle hatte in der Tat aufgehört, als sie dem Talgrund sich näherten, und die gleichgültige, „hartschlägige" Opfermiene der vergangenen Wochen wieder angenommen. —

Im Tal, beim Adler, stand der Hochzeiter auf der Straße und mit ihm die Lindacher Bauern und die Nachbarn aus dem Nordracher Tal, der Grafenberger, der Bäumlisberger und andere, alle hoch zu Roß. Der Ulrich allein stand neben seinem Charabänkle und ringsum zahlreiche „Völker" aus den umliegenden Höfen des Reichstales. Es war Winterszeit und jung und alt beim Adler zusammengelaufen.

Alle staunten mehr den Wagen an als den Hochzeiter, denn jener war etwas Neues für einen Bur, ein Hochzeiter nicht.

Als die Braut herankam, gab der Ulrich die Zügel des Braunen seinem Knecht, trat dem Maidle entgegen und reichte ihm die Hand, ebenso der „Göttle", dem Vater und der Mutter.

Dann führte er das Maidle zum Wagen und lud es ein, Platz zu nehmen, als die erste Hochzeiterin im Tal, die zur Kirche fahre. Doch diese neue Ehre war nicht imstande, der Braut ein Lächeln oder einen Dank abzugewinnen. Sie stieg ein, der Ulrich setzte sich neben sie und hatte Mühe, den Braunen im Schritt zu halten, damit die Fußgänger nachkämen. Den Zug eröffneten die Zeller Hochzeitsmusikanten und die Reiterschwadron der Hambacher, und die Schottenhöfer und die jungen „Völker" schlossen ihn. —

Der Bauernkönig und seine Anhänger waren seit dem berühmten Überfall von Zell nie mehr so sieghaft oder gar zu Pferd in der Reichsstadt gewesen. Still waren sie an Sonntagen in die Kirche gegangen und wieder heim. Aber heute — nach dem reichlichen Genuß des Prälatenweins, ritten sie stolz und herausfordernd mit dem Hochzeitszug zum Tor hinein. Und als der Turmwächter und der Stadtkommandant, Korporal Kapferer, und viele Bürger am Tore neugierig dem Zug zusahen und der Gabriel an ihnen vorbeiritt, rief er ihnen zu: „Wollt ihr den Breig heut auch wieder einsperren, ihr großmuligen Zeller!?"

Die Reichsbürger hingen als Kleinbürger in ihrem Gewerb vielfach von den Bauern ab. Hätten sie bei der Hochzeit eines der größten und reichsten Buren durch Verhaftung einiger Reichstäler Spektakel gemacht, so würden sie die sämtlichen Klosterburen und die Nordracher zu den Harmersbachern gegen sich aufgebracht haben. Die alle hätten das Städtchen gemieden, ihre Schoppen anderswo getrunken, ihre Halstücher, Hüte, Nägel anderswo gekauft — z'Hasle oder z'Gengenbach — und die reichsstädtischen Gewerbsvettern wären trocken gesessen.

Drum ritt Breig, der das schlau berechnete, heute kühn

und spottend ins Städtle ein, kühn durch den Prälatenwein und kühn bei dem Gedanken an die gezwungene Ruhe der Zeller.

Es ging von da ab nicht mehr lange, und der Lunzenbur ritt wieder, wie wir aus dem „letzten Reichsvogt" wissen, als guter Freund bei den Reichsstädtern, die ihn gegen seine eigene Bauernrepublik ausspielten, aus und ein. —

Beim Hirschen wurde abgestiegen, und unter dem Geläute aller Glocken begab sich der Festzug in die Pfarrkirche.

Am Altare erwartete sie der damalige Pfarrer, Pater Pirmin Haan, ein Konventuale des Klosters Gengenbach. Der Vogt stellte sich unmittelbar hinter seiner Tochter auf, damit sie unter dem Eindruck seiner nächsten Nähe das rechte Wort finde, wenn der Pater sie fragte, „ob sie aus reifer Überlegung, aus freiem, ungezwungenem Willen den Ulrich Faißt zum Ehemann annehmen wolle."

Das „Ja" zitterte denn auch, leise genug, von den Lippen der Magdalene, die, mit der Zukunft gar nicht mehr rechnend, eben ihrem Schicksal sich ergab.

Pater Haan trug ins Ehebuch in lateinischer Sprache ein, daß er „am 17. Januar 1785 die Magdalene Muser, Tochter des Präfekten Anton Muser von Mühlstein, mit dem Witwer Ulrich Faißt von Lindach getraut habe." Unter den Zeugen wird genannt der Vogt selbst, der aber nicht schreiben kann, sondern sein Handzeichen mit dem üblichen Kreuz hinmalt.

Glückliche Zeiten, in denen einer Vogt sein und als solcher jahrzehntelang amten konnte, ohne schreiben zu können! In unserer papiernen Zeit, wo die Welt im kleinen und im großen mit Feder und Tinte regiert und bureaukratisiert wird, könnte keiner Bürgermeister sein, der des Schreibens und Lesens völlig unkundig wäre. Und doch waren die alten Buren im großen und im kleinen viel besser regiert und besser situiert als die heutigen. —

Das Hochzeitsmahl im Hirschen begann. An der „Ürde", der offiziellen Festtafel, saßen mehr denn achtzig Buren und

Bürinnen. Es war ein prächtig Bild, diese stattliche Schar Bauernvolks, die Frauen in ihren buntfarbigen Spitzen, Maschen und Tüchern über den schwarzen „Schnabelschoben", die Männer in ihren langen, dunkeln, innen weiß oder grün gefütterten Zwilchröcken oder in den „Wämsern" und den roten Westen, an denen zwei Reihen silberne Knöpfe weithin glänzten.

Nach dem ersten Gang ertönten die Klarinetten und die Hörner der Musikanten und riefen zum ersten Tanz, den der Brautführer mit der Braut, heute der Vater mit der Tochter, tun sollte. Alles erhob sich und ging dem „Tanzboden" zu. Die Braut eröffnete mit dem harten Vater den Reigen, so wenig es ihr ums Tanzen war.

Nach dieser ersten Tour ging's wieder zum Mahle. Und so wechselten Tänze und Tafelgänge bis in den tiefen Nachmittag hinein.

Da ertönte auf einmal in das Geräusch der Messer und Gabeln aus der Stube neben dem Tanzboden fröhlicher Gesang. Es war — der Hans, der mit dem alten Sängerbunde über den Berg herübergekommen war — zur Hochzeit.

Er hatte schon so oft mit der Magdalene andern zur Hochzeit gesungen und wollte nun auch ihr singen, auch zum Zeichen, daß er ihr nicht zürne. So hatte er es in seiner Mühle längst geplant.

Kaum waren die ersten Töne in den Hochzeitssaal gedrungen, als die Hochzeiterin hell aufhorchte; sie wurde blaß, sie wurde rot. Da plötzlich schnellt sie auf von ihrem Sitz zwischen Vater und Ehemann und eilt der Stube zu, aus der die Stimmen hereindrangen.

Dort angekommen, sieht sie ihren Hans und die alten Kameraden und Kamerädinnen aus der glücklichen Zeit des Sanges und der Liebe. Sie setzt sich in ihrem ganzen Brautschmuck neben den Hans und singt mit — und zwar so schön wie noch nie.

Ihre Stimme voll weichen Schmelzes und tiefer Elegie

bringt so ergreifend in den Saal zurück, den sie eben verlassen, daß das allgemeine Staunen bei ihrem Weggang vergessen wird und alles der Stube zudrängt, in der gesungen wurde.

Selbst der Ulrich und der harte Vogt folgten und schauten was vorging. Die Braut saß neben dem Hans, hatte dessen Hand in der ihrigen und sang. Innere Aufregung malte sich auf ihren Zügen.

Hans, der mit seinem gutgemeinten Kommen das ganze Unglück angerichtet und die alte Flamme in dem Herzen des Mädchens in wilder, unheimlicher Glut hatte auflodern machen — wurde von dieser ebenfalls ergriffen.

Nach einigen gemeinsamen Liedern erhob er sich und sang:

Dort drüben in jenem Tale,
Da treibt das Wasser ein Rad,
Das treibet nichts als Liebe
Vom Abend bis wieder an Tag.
Das Mühlenrad ist verbrochen,
Die Liebe hat ein End',
Und wenn zwei Nordracher scheiden,
Reichen sie einander die Händ'.
Ach Scheiden, ach, ach!
Wer hat doch das Scheiden erdacht?
Das hat mein jung fröhlich Herze
Voll Freude so traurig gemacht.
Dies Liedlein, ach, ach!
Hat wohl ein Müller erdacht,
Den man von des Vogts Töchterlein
Vom Lieben zum Scheiden gebracht.

Er hatte während des Singens die Hand der Magdalene wieder ergriffen, die, glänzende Perlen in den Augen, sich erhob und vor Vater, Mutter und Mann und allen Lindachern und Schottenhöfern und allen Nordrachern und andern „Völkern" ihr eigenes Lied, das außer ihr noch niemand gehört — zu singen anhub. Und da sie die letzten Worte gesungen:

Man läutet mir mit silbernen Glocken,
Ich aber lieb' keinen als den Ölerjoken —

da glaubte man nicht bei einer Hochzeit, sondern auf einem Kirchhof zu sein, so weinten die Menschen. Selbst den harten Vater durchzitterte zum erstenmal im Leben eine Ahnung von der Macht der Liebe, und beim Ulrich war aller Unmut über das Weggehen der Braut gewichen. Wehmütig und verlegen stand er da, als ob es ihn reute, die zwei getrennt zu haben. —

Der Winterabend dunkelte bereits zu den Fenstern herein, wo die Liebe so mächtig strahlte und wo Menschen weinten, wo sie sonst lachten.

Und manch eines von denen, die dabei waren, hat die Szene nie vergessen all sein Lebtag, und tatsächlich haben sie noch nach vielen Jahren im Tale und auf den Bergen erzählt von dem Weinen bei des Hermesburen Hochzeit, und wie ergreifend die Magdalene gesungen habe.

Aber sie erzählten auch vom braven Hans, wie er, ehe der Vogt einschritt, zur Magdalene sprach: „Magdalene, Du bist jetzt vor Gott und der Welt die Frau des Hermesburen. Gehe jetzt mit Deinem Mann. Ich wünsch' Dir Glück und Segen. Ich sorge dafür, daß Dein Vater und der Hermesbur nichts mehr über mich zu klagen haben und es Dir leichter wird, auf dem Hermeshof zu leben. Behüt Dich Gott!"

Er gab der Weinenden die Hand und schied mit seinen Brüdern und Kameraden. Viele Augen schauten in Tränen dem Hans nach.

Die Hochzeit war gestört, niemand wollte mehr essen, trinken und tanzen. Und da es Abend geworden, schickten die meisten sich an zur Heimkehr.

In starrem Schmerz stand die Hochzeiterin allein noch in der Singstube, und erst auf das Mahnen der Mutter und der „Göttle" ließ sie sich bewegen, wieder in den Hochzeitssaal zurückzukommen. Ihre Aufregung war einer unheimlichen Ruhe gewichen, die selbst der Vogt nicht zu stören wagte.

Der Ulrich bat sie nach einiger Zeit, mit ihm heimzufahren. Sie reichte trocken und kalt den noch Anwesenden die Hand und fuhr mit ihrem Manne zum unteren Tor hinaus.

Der Bäumlisberger und der Grafenberger ritten langsam mit einigen andern Buren hintendrein und besprachen den Vorfall. „Das gibt keine gute Ehe," meinte zum Schluß der Bäumlisberger, „das Maidle hat den Kopf noch zu voll von dem Hans."

„Ich wollt' ihr die Possen schon aus dem Kopf treiben," sprach der Grafenberger, „wenn sie mein wäre. Ich würde sie gehörig durchhauen." —

7.

Eine Stunde vor ihnen hatte der Hans das untere Nordracher Tal, auch Lindach und den Hermeshof passiert. Still war er neben seinen Brüdern und Kameraden dahingegangen. Die letzteren gingen bald da, bald dort einem Hof, als ihrem Heim, zu. Jedem gab der Hans warm die Hand und sprach: „Behüt Dich Gott!" statt des üblichen „Gute Nacht".

„Du wirst doch nicht verreisen wollen," rief sein Kamerad, der Säger-Toni am Grafenberg, „daß Du heute ‚behüt Gott' sagst?"

„'s könnt' sein," gab der Hans zurück. „Wenn Du am Sonntag in die Kirch' kommst, hörst vielleicht eine Neuigkeit."

Der Säger lachte und meinte, es werde dem Hans schon wieder ein anderer Kopf wachsen, bis der Sonntag käme.

Hans schwieg und ging mit seinen Brüdern, Hansmichel und Jakob, übers Dorf hinaus der väterlichen Hütte am Bache zu. Vater und Mutter waren schon zur Ruhe gegangen. Es war totenstill ums Haus in der öden Winterlandschaft. Aber hell leuchtete der Schnee in Berg und Tal, denn der Mond stand in vollem Glanz über dem „Täschen-

kopf" und warf einen milden Schimmer selbst durch das Fensterlein der Kammer, die der „Buben" Nachtherberge war.

Der Hansmichel und der Jok legten sich alsbald zur Ruhe, nachdem sie ihr „Sonntagshäs" in den Trögen versorgt hatten. Der Hans aber ging angekleidet über seinen Trog und fing an auszupacken. Beim Mondschein merkten die Brüder, daß er sich rüste wie einer, der fort will.

„Ich glaube gar," rief der Hansmichel, etwas angetrunken, ihm zu, „Du willst fort wegen dem dumme Wibervolk, der junge Hermesbüre?"

„Ja," gab der Hans zurück, „ich gehe heut nacht noch fort. Und wenn Du mir noch einmal von einem dummen Wibervolk schwätzest, so lang' ich Dir eine zum Abschied."

„Michel," mahnte jetzt der Jok, „schwätz kein dumm's Zeug. Die Magdalene ist ein schön's, brav's Maidle. Aber der Hans kriegt sie jetzt doch nimmer, und Du bist nit gescheit, Hans, wenn Du deswegen fort willst."

„Laß ihn nur laufen, wo er will," meinte der Hansmichel, „er kommt von selber wieder."

Hans hatte indes seine sieben Sachen zusammengedrückt in einen großen Zwerchsack, den die Brüder, mit Proviant gefüllt, jeweils mitgenommen, wenn sie im Wald am Rautschkopf Holz gemacht hatten.

Er nahm den Sack auf die Schulter, seinen Dornstock in die Hand und sprach zum Abschied: „Ich lass' Vater und Mutter grüßen. Sie sollen es mir nit übel nehmen, daß ich so fortgehe, aber ich kann nit anders."

„Ja, b'hüt Gott uff zwei Tag," rief der Hansmichel. „Du wirst bald wieder daheim sein, und Vater und Mutter können sich gut trösten!"

Der Hans war schon draußen in der Winternacht.

Er ging zunächst noch hinauf in seine Mühle, wo er noch ein Paar Stiefel zu holen hatte, zündete mit seiner trüben Mühlenlaterne noch überall herum und nahm Abschied vom

Rad, vom Mahlgang und vom kleinen Müllerstüble — dann schritt er talab. Dem Vaterhaus warf er noch im Vorbeigehen einen wehmütigen Blick zu und ging rasch durch die kalte Mondnacht hin.

Hie und da gab ein Hund laut, der die Schritte des nächtlichen Wanderers auf dem klirrenden Schnee von ferne hörte. Sonst war alles still.

An der Dorfkirche, aus der das „ewig' Licht" rot herausglühte in die weiße Mondnacht, blieb er stehen, faltete die Hände, betete ein Vaterunser und Ave Maria, machte über sich das heilige Kreuzzeichen und sprach: „In Gottes Namen will ich fort."

An der Sägmühle beim Grafenberg ging er vorüber, ohne dem Säger-Toni zu klopfen; er hatte ihm ja schon „Behüt Gott" gesagt. —

In einer kleinen halben Stunde von der Dorfkirche weg befand sich Hans auf der Straße da, wo am Berg gegenüber der Hermeshof lag. Es mochte die zehnte Abendstunde vorüber sein. Er blieb stehen und schaute hinauf zum Haus, in das vor wenig Stunden die Magdalene als das Weib eines andern eingezogen war, eine Tatsache, die ihn jetzt in die weite Welt hinaustrieb, hinaustrieb, weil er zeigen wollte, zu welchem Opfer seine Liebe bereit wäre.

Es war ihm weh ums Herz und wohl zugleich, weh beim Gedanken, daß die Magdalene dort drüben einem andern gehöre zeitlebens, und wohl, wenn er dachte, wie groß er dastehen würde vor den Augen der jungen Hermesbürin, wenn sie erführe, was er getan um ihres Friedens willen.

Der gute Hans hatte nicht Seelenkunde genug, um zu bedenken, daß er damit ebensowenig Erfolg haben würde, als mit seinem Singen bei der Hochzeit — sonst hätte er erkennen müssen, daß seine Tat das Gegenteil bewirken würde von dem, was er damit wollte. —

Er stand lange auf der Straße und blickte stumm zum

Hochzeitshof hinauf. Auf einmal stieß er in wildem Schmerz das alte Volkslied heraus:

Nun Adieu beschlossen,
Die Heirat ist gemacht.
Daß von Dir muß scheiden,
Das bringt mir groß Leiden;
Adieu, zu tausendmal,
Adieu, zur guten Nacht!

Jetzt stürmte er davon, während ein Tränenstrom mit Macht aus seinen Augen drang.

Der Wächter vom untern Tor zu Zell rief eben die elfte Stunde, als der Hans voll tiefen Wehes am Weichbilde des Städtchens hinschritt, hinaus ins mondbeglänzte, winterliche Kinzigtal. —

Im Hermeshof hatte der Schluß des Trauerspiels bereits begonnen, ehe der Hans auf der Straße stand.

Dieser war in der besten Absicht, seine gute Miene zu zeigen, bei der Hochzeit erschienen. Wäre die Magdalene im Hochzeitsaal geblieben und nicht zum Singen in die Nebenstube gekommen, dann hätte der gute Hans nicht daran gedacht, sein Müllerlied zu singen. Aber wäre er gänzlich vom Feste weggeblieben, so hätte die Magdalene wohl auch ihre „Hartschlägigkeit" und den stummen Opfersinn bewahrt.

Sein Kommen und sein Singen hatten bei ihr schweres Unheil angerichtet.

Sie war am Abend ihrem Mann gefolgt auf den Hof und ins Haus. Aber hier wich ihr vorheriges, dumpfes Brüten einer unheimlichen Aufregung. Wie eine Heroine, die bereit ist, unterzugehen, stellte sie sich in der Stube vor den Ulrich hin und sprach: „Du hast des Vogts Magdalene heimgeführt, aber Du sollst kein Weib haben an mir. Der Vater hat seinen Willen gehabt, Du hast Deinen Willen durchgesetzt — aber jetzt hab' ich noch meinen Willen, und

der ist unabänderlich. Ihr zwei habt mich gezwungen, eine gezwungene Ehe ist aber — keine Ehe, hat der Pater Guardian gesagt, und sie soll auch keine werden. Ich werde Dir die erste Magd auf Deinem Hof sein, still und fleißig, aber nie Dein Weib."

So sprach sie, und dabei blieb es.

Der Hermesbur, welcher in seinem starken Leib einen kleinen Geist trug, stand vor der Sprecherin wie ein abgescholtener Knabe vor seiner Mutter. Er fürchtete das junge Weib, wie es sich in seiner ganzen tragischen Größe so vor ihn hingestellt hatte, kalt, entschlossen und heldenhaft.

Drum ließ er sich den Wahrspruch gefallen, ein, zwei, drei Tage, die ganze Woche, während welcher die Magdalene vor den Mägden die Bäuerin spielte, in aller Arbeit unverdrossen voran.

Am Sonntag nachmittag aber ging der Ulrich den Buchwald hinauf zum Vater und Mitschuldigen, um ihm zu sagen und zu klagen, was vorgegangen war.

Der Vogt hatte den Eindruck, welchen die Szene in der Stube im Hirschen zu Zell auf ihn gemacht, längst aus seinem Herzen verwischt. Die alte Härte war in dasselbe zurückgekehrt. Er gab drum dem Ulrich kurzen und harten Rat: „Hau sie einmal tüchtig durch, dann wird sie schon gescheit werden. Als ich ihr auf Mühlstein mit dem Strick gedroht, ist's auch besser geworden."

Selbst dem Hermesbur war „diese Kur" noch zu früh, und er meinte, er wolle noch acht Tage zuwarten, ehe er zu den Schlägen seine Zuflucht nähme.

Während die zwei auf Mühlstein sich berieten, waren auf dem Hermeshof die zur Hochzeitstafel geladen gewesenen Bürinnen erschienen mit den am Sonntag nach der Hochzeit üblichen Gegengaben an Geld, Tuch, Flachs und Riste[1].

Die Magdalene empfing alle mit freundlichem Ernst

[1] Spinnfertiger Hanf.

und bewirtete sie in damals herkömmlicher Art mit Eiern, Küchlein, Schinken, Most und Kirschenwasser. Die Bürinnen meinten beim Weggang: „Es tuet's am End' doch mit den zweien. Die Magdalene scheint sich gefunden zu haben."

Gegen abend — der Bur war noch nicht zurück — kam die „Zeinelies" aus dem Bärhag, eine alte Leichensagerin, welche stets eine Zeine[1] auf dem Kopf trug, worin sie die fürs Leichensagen erhaltenen Naturalien (Bohnen, Zwiebeln rc.) aufbewahrte und deshalb den Namen trug. Sie hatte eine Kindsleiche in Nordrach anzumelden und war mit dieser Ansage bis auf den Hermeshof herabgewandelt, weil sie dachte, an dem Tage der Hochzeitsspenden werde bei der jungen Bürin auch etwas Besonderes für sie abfallen.

Sie täuschte sich nicht und erhielt eine ordentliche Portion „Küchle" in ihre Zeine. Dafür wollte sie aber der Bürin auch etwas Neues sagen.

Die Alte hatte schon von dem Singen gehört bei der Hochzeit. Man hatte in der abgelaufenen Woche auf allen Höfen davon gesprochen. Die Lies wußte also auch, daß die Neuigkeit, welche sie brachte, die Hermesbürin interessieren würde.

„Habt Ihr auch schon gehört, was man heute vor der Nordracher Kirch' erzählt hat?" hub die Zeinelies an.

„Ich war in Zell in der Frühmess'," entgegnete die Bürin, „und hab' nichts Neues gehört."

„Nun," fuhr die Alte weiter, „so wisset, man hat gesagt, des Ölerjoken Hans sei fort. Am Dienstag nacht hab' er seine Kleider zusammengepackt und sei 's Tal hinaus. Einer der Klosterknechte in der Fabrik, der Glas und Farbe ins Elsaß geführt und gestern mittag wieder heimkam, hat erzählt, er habe am Donnerstag bei der Hinfahrt den Hans gesehen, wie er mit österreichischen Werbern zum untern Tore in Offenburg hinaus sei."

---

[1] Ein großer Korb aus Weidengeflecht.

„Jeses Maria!“ rief die Magdalene erschrocken. „Ist der Hans fort!? Fort wegen mir!“ Sie setzte sich auf die Stubenbank und fing an zu weinen und zu schluchzen.

Die Zeinelies entschuldigte sich, wie alle Weiber tun, wenn sie mit ihrer unüberlegten Zunge einen Schaden angerichtet, und schlich mit ihren „Küchle“ davon.

Die Magdalene weinte noch, als der Bur heimkam. Er hatte den Heimweg über Zell genommen und noch einige Schoppen getrunken. Weibertränen reizen bekanntlich die Männer weit eher zum Zorn als zur Milde, namentlich wenn ihr Grund verheimlicht wird.

So ging es auch dem Ulrich, der ohnedies verstimmt war, dazu aufgehetzt vom Vogt und aufgeregt vom Wein. Sein Vorsatz, noch acht Tage zuzuwarten, ging rasch zuschanden, als er sein junges Weib im stummen Weinen traf und keine Aufklärung bekam. Er schlug sie, wie Bauern schlagen.

Sie sprang hinaus in die Hausflur und flüchtete in die Kammer der Mägde. — In der Nacht ward sie irrsinnig. Stumpf und irr blieb sie fortan. Sie sang den ganzen Tag ihr Lied, lachte, weinte, aber es war nichts Vernünftiges mehr in ihr.

Tagsüber saß sie auf der Ofenbank oder in der Küche ohne jede Arbeit, und nachts war sie nur ruhig bei den Mägden.

Es war ein Jammer, das schöne, junge Weib in diesem Zustande zu sehen. Der Ulrich ging schweren Herzens, aber erst nach acht Tagen, auf Mühlstein und berichtete, was vorgefallen und wie unglücklich der Rat des Vaters ausgeschlagen habe.

Der harte Vogt meinte, das sei nur Verstellung, das Maidle müsse man nochmals tüchtig hauen, dann werde es schon wieder vernünftig werden. Er wolle selber kommen und eine „Radikalkur“ vornehmen.

Er kam richtig, der harte Mann — aber kaum hatte die Unglückliche den Vater erblickt, als sie mit einem Schrei

davonfloh, hinauf in den Wald, aus dem sie erst spät am Abend zurückkehrte und in die Kammer der Mägde schlich.

Der Physikus (Amtsarzt) von Zell, den man zu Rate zog, wußte keinen andern Rat, als sie ruhig gewähren zu lassen, es werde mit der Zeit vielleicht wieder anders werden. Das Gemüt sei gestört, und solange sie nicht tobe, solle man sie nicht hart behandeln. —

Es vergingen Wochen. Der Schnee begann selbst auf den Höhen zu schmelzen. Auf den Matten unter dem Hermeshof fingen die gelben Schlüsselblumen zu blühen an, im Buchwald ließen am Abend schon die Schwarzdrosseln sich hören. Der Frühling war im Anzug. Mit der Magdalene war es immer noch nicht besser. Sie saß ganze Tage lang am sonnigen Waldrand und sang leise ihr altes Klagelied oder brütete irr vor sich hin.

Der Ulrich war ein unglücklicher, schwer heimgesuchter Mann. Schon längst hatte er es bereut, auf Mühlstein gefreit, aber auch bereut, sein junges Weib so geschlagen zu haben. Mit der Zeit — da der Hans fort war — glaubte er, wäre es ohne das Schlagen doch besser geworden.

In allen Tälern im Klostergebiet und in den „Reichslanden" sprach man viel und vieles von der unglücklichen Heirat auf dem Hermeshof und von der „besundern" Magdalene, die nicht, wie andere, leichten Herzens ihre Jugendliebe mit einem andern Manne vertauschen konnte.

Hart blieb nur noch der Vogt. Er war immer noch der Meinung, man könnte mit Schlägen das Maidle gescheit machen, das nur boshaft sei und sich verstelle, weil sein Wille nicht geschehen.

Er beredete den gutmütigen und beschränkten Ulrich, ihm Gelegenheit zu geben, die Magdalene zu überraschen, so daß sie nicht davonspringen könnte. So überfiel sie der Vater eines Tages während des Mittagessens und schlug sie abermals und noch schlimmer als ihr Mann es getan.

Die Unglückliche geriet in heftige Delirien, oder wie

man in ihrer Familie heute noch erzählt, in eine „hitzige Krankheit", aus der sie nach Wochen erst wieder erwachte, um zu sterben. Sie kam noch einmal zu sich. Man holte den Pfarrer von Zell, denselben Pater Haan, der sie getraut hatte und der im Totenbuch ausdrücklich bemerkt, daß sie „mit allen Sakramenten versehen worden sei."

Am Dienstag, den 17. Jänner 1785, war sie am Traualtar gestanden, und am Dienstag, den 15. März desselben Jahres, haben zwei Pferde des Hermesburen die junge Bürin im Sarge hinabgeführt auf den Zeller Kirchhof „unter den Eichen", und der Pater Pirmin Haan hat sie auch begraben. —

Als der Knecht vom Hermeshof am Sonntag zuvor auf Mühlstein geeilt war mit der Kunde, die Bürin sei gestorben, da fuhr es in den starken, harten Vogt, wie ein Blitzstrahl in eine alte Eiche.

Er fing an zu weinen wie ein Kind, und dann reichte er seiner weinenden Frau die Hand und sprach: „Mutter, ich hab' der Magdalene schweres Unrecht angetan. Gott mög' mir verzeihen."

Am Dienstag schritten hinter dem Sarg her der Vogt und der Ulrich, wie zwei arme, todeswürdige Sünder und beteten — der Vater unter Weinen — mit den Betenden: „Herr, gib ihr die ewige Ruhe — und das ewige Licht leuchte ihr."

Und als die Leute aus dem Kirchhof herausgingen nach der Beerdigung, da meinte manch alte Bürin: „Man sollte eben nie ein Kind zwingen zum Heiraten" — und alles sprach von der armen Magdalene, die so jung und elend ihr Leben endigen mußte.

Und nachdem der Vogt mit seinem Weib und seinen vier erwachsenen Buben am Abend heimgekehrt war und alle in der Stube still und traurig ihre Nachtsuppe aßen, da sprach der Vater: „Wenn ich hundert Kinder hätte, ich würde keines mehr zum Heiraten zwingen. Heiratet, wen ihr wollt, ihr Buben, ob reich oder arm, wenn's nur euer

freier Wille ist. Mir geht es mein ganzes Leben nach, was ich am Maidle gesündigt habe."

Einst hatte er gesagt: „Liebe wächst nicht auf Mühlstein," und er hatte am Maidle erfahren, wie sie doch gedieh und stark ward bis zum Tod. Und sie wuchs auch fortan. Seine Buben heirateten alle nach Herzensneigung, drei sogar arme Mädchen auf Taglöhnergütchen. — —

Am Sonntag nach der Beerdigung der Magdalene lag lieblicher Frühling über dem Kirchhof unter den Eichen. In Zell und in Nordrach war alles in der Kirche. Rings um den Gottesacker war so tiefe Stille, wie über seinen Gräbern selber.

Da schritt von Lindach her eine Frauengestalt. Sie trug ein Körblein mit Blumen in den Händen. Die Blumen waren „Monerle" und „rote Mattengele", wie sie zur Frühjahrszeit die Bäuerinnen des mittleren Kinzigtales samt den Wurzeln auf den Markt nach Hasle tragen, wo dann die Schwarzwälder aus der Gegend von Triberg und Schramberg sie, diese Erstlinge des Frühlings, kaufen und heimbringen in ihre Gärtchen auf den rauhen Höhen.

Solche Blumen trug die Frauensperson in ihrem Körblein in der Rechten. In der Linken hatte sie ihr rotes „Fazzinettli" und wischte sich damit fortwährend die Tränen aus den alten Augen.

„Unter den Eichen" verließ sie die Straße und schritt dem Gottesacker zu. Leise trat sie ein und vor das neue Grab der Magdalene. Sie stellte das Körblein ab, faltete die Hände über dem feuchten „Fazzinettli", weinte und betete ein Vaterunser und „Herr, gib ihr die ewige Ruhe". Dann kniete sie nieder, nahm die Blumen aus dem Körblein und setzte sie auf das frische Grab und begoß sie mit ihren Tränen.

Und als sie zu Ende war, sprach sie: „'s Maidle isch halt immer a Edelfräule gsi, drum isch ihm's Herz gebrochen. Gott geb' dem armen Tropf die ewig Ruah!"

Dann betete sie noch ein paar Vaterunser und ging, die Tränen trocknend, von dannen.

Es war die alte Marianne gewesen, die treue Magd auf Mühlstein. Die Bürin, die Mutter der Toten, hatte ihr die Blumen ins Körble gegeben, und sie hatte sie durch den Wald heruntergetragen und in Tränen aufs Grab „des toten Edelfräules“ gepflanzt. —

Die Wellen der Liebe schlagen in der Regel jedes Jahr schwächer an unsere Gräber. „Versunken und vergessen“ lautet nicht bloß des Sängers Fluch, sondern unser aller Los.

Das Grab der Magdalene „unter den Eichen“ ward nicht so schnell vergessen. Im Herbst kam die Marianne wieder und pflanzte Astern unter das Kreuz, und am Allerheiligen-Nachmittag kamen der Vogt und die Mutter und beteten und weinten und grämten sich über das zu Tode gequälte Maidle.

So kamen die drei, solange sie lebten. Der Ulrich kam nicht einmal am ersten Allerseelentag. Er hatte keine Liebe erfahren und war auch keine schuldig, und Reue fühlte er sicher nicht lange. Schon am folgenden 26. April 1785, also kaum einige Wochen nach dem Tode der Magdalene, hatte er als dritte Bürin des Vollmer-Jörgen Tochter aus dem Oberentersbach auf den Hermeshof geführt. So meldet das Ehebuch in Zell und läßt tief blicken in Ulrichs Seele.

Das dritte Weib war ihm holder. Er ward Vater vieler Kinder. Die Buben des Hermesburen waren intelligente Burschen. Da nur der Jüngste den Hof bekommen konnte, blieb den andern wie herkömmlich nur übrig, als Knechte zu dienen, bis ein Zufall sie auf einen Hof, dessen Geschlecht im Mannesstamm erlosch, bringen könnte. Das war den zwei Ältesten zu wenig. Sie gingen lieber in die neugegründete Steingutfabrik nach Zell und wurden „Porzellanmacher“ und tüchtige, fleißige Arbeiter.

Als der alte Ulrich Faißt 1816, 84 Jahre alt, starb und jeder seiner Buben ein hübsches Stück Geld bekam, grün-

deten die zwei im württembergischen Schwarzwald, in Schramberg, eine eigene, große Porzellanfabrik, die zu meiner Knabenzeit noch blühte. Auf dem Hermeshof aber ist das Geschlecht der Faißten jetzt untergegangen.

Im Adler im Hambe, dem besten Wirtshaus im alten Reichstal, hängt heute noch das Bildnis des Ulrich; denn die greise Adlerwirtin ist seine Enkelin.

8.

Es war am Begräbnistag der Magdalene, am 15. März des Jahres 1800. Der Vogt war alt geworden, ein guter Siebenziger, und hatte Hof und Vogtei seinem Jüngsten, dem Symphorian, übergeben. Er selbst wohnte im „Libdinghus", das er sich vor Jahren neben dem Hof errichtet.

Der Winter war lang und hart gewesen auf den Höhen des Kinzigtales und der Vogt ungeduldig geworden auf seiner Ofenbank.

Endlich war das Frühjahr gekommen und der Schnee auf der Haldeneck und auf der Flacken gewichen. Die Sonne schien warm an die kleinen Fenster in des Alten Leibgedingstüble. Drum wollte er den ersten schönen Tag benutzen, um seinen Sohn, den Hansjörg, zu besuchen, der im Nordracher Tal drüben, im Bärhag, ein kleines Gütle hatte, und dem er, als er zum Neujahranwünschen auf Mühlstein gewesen war, versprochen hatte, im Frühjahr hinabzukommen.

Es waren, wie gesagt, die Iden des März, der fünfzehnte Jahrestag des Begräbnisses der Magdalene. Der Vater wollte im Bärhag übernachten, da der Weg in einem Tag für sein Alter zu beschwerlich gewesen wäre.

Die Sonne schaute prächtig warm auf die Höhe, über die der Alte am Nachmittag hinschritt, immer noch ein stattlicher Bauersmann. Bald ging es bergab, dem Stollengrund zu. Je tiefer er aber in den Wald kam, um so mehr

fand sich noch vergletscherter Schnee, und der alte Mann hatte schlimm zu gehen.

Im dichtesten Walde, da wo der Hans und die Magdalene zum letzten Male allein sich gesprochen, war auch der Schnee am eisigsten, und hier stürzte der Greis und blieb, am Rückgrat verletzt, hilflos liegen.

Unweit davon, drunten im Dobel, lag der Stollenhof; aber vergeblich rief und jammerte der Vogt den Tag über und in die Nacht hinein. Kein Mensch hörte ihn. Die Raben und Eulen gaben allein düsteres Echo auf seine Klagerufe. Es muß eine furchtbare Todesnacht und eine furchtbare Todesqual für den alten Mann gewesen sein.

Wo der Hans und die Magdalene ihrer Liebe Zukunft in kalter Herbstnacht begraben mußten, im Stollengrund, im dunkeln Tannenwald, da starb in kalter Frühlingsnacht eines schrecklichen Todes der harte Vater.

Über dem Stollengrund drüben, am Waldrand östlich vom Stollenhof, liegt ein einsames Taglöhnerhaus, das damals der „Waldhans" besaß. Sein Geißenhirt trieb am Morgen des 16. März in aller Frühe seine Ziegen durch den Stollenwald der Flacken zu, damit sie Brombeerblätter suchten; denn dem Waldhans war 's Futter ausgegangen.

Der Geißbub fand im Walde einen toten Mann und eilte zurück, den Waldhans zu holen. Der kam und erkannte den alten Vogt von Mühlstein. In der Nacht schon hatte er geglaubt, vom Wald her rufen und klagen zu hören, aber in der Ferne gemeint, es wären Rufe von Käuzchen, und war wieder eingeschlafen.

Erschreckt eilte er Mühlstein zu und berichtete, was geschehen. Der Symphorian sattelte sein Roß, ging mit dem Waldhans in den Wald zurück, lud den toten Vater aufs Pferd und führte ihn heim.

Zwei Tage darauf haben die Schottenhöfer und Lindacher ihren alten Vogt auch „unter den Eichen" begraben, und der letzte Abt von Gengenbach, Bernhard Schwörer,

sandte den Oberschaffner Scheffel[1] und den Großkellner Pater Johann Baptist, um dem alten, treuen Klostervogt, der so unglücklich ums Leben gekommen, die letzte Ehre zu erweisen. — —

Einundneunzig Jahre später, an einem hellen, sonnigen, aber rauhen Frühlingstag, hab' ich die Todesstätte des Vogts im Stollengrund aufgesucht.

Sein Urenkel, Michael Erdrich, der Hofbauer in den Buchen, den wir bereits kennen, war mein Führer. Ich war über Gengenbach von der Kornebene herab ins Nordracher Tal gestiegen.

Nach einer stärkenden Rast auf dem Rautschhof ging's wieder bergauf der waldigen Bergwand zu, in deren Mitte der Stollengrund liegt.

Wie bei des Vogts Todesgang lag auch heute an vielen Stellen im dichtesten Wald noch Schnee. Sein Urenkel bog hinter dem Stollenhof vom Waldweg ab und führte mich an der steilsten Stelle aufwärts in die dunkeln Tannen. In wenigen Minuten standen wir an einem bemoosten, steinernen Bildstock. „Hier," sprach der Buchhofbauer, „ist der Vogt tot gefunden worden, und da ist sein Bildstock."

Ich machte den Stein vom Moos frei und las: „An dieser Stelle ist der geweste Vogt Anton Muser von Mühlstein, Vogt von den Schottenhöfen, in der Nacht vom 15. auf den 16. März 1800 verfroren. Dieser Stein wurde errichtet von Christian Muser, in der Fabrik Nordrach Glasmeister und Steinhauer, sein Enkel."

Sein Urenkel aber, der Michael, hatte indes sein Haupt entblößt und betete für die Seelenruhe seines Urgroßvaters, und ich folgte seinem schönen Beispiel. — —

Vom Hans hatte man seit jenem Tage, da der Klosterknecht ihn mit den Werbern zum Tore von Offenburg hinauswandern gesehen, nichts mehr gehört.

---

[1] Großvater des Dichters Victor von Scheffel.

Es standen junge Burschen aus allen benachbarten Tälern bei kaiserlichen Regimentern. Öfters während des Jahres gingen Rekruten ab und kamen gediente Soldaten zurück. Aber keiner der letzteren wußte etwas vom Ölerhans.

Da rückte im Jahre 1792 der kaiserliche General Wurmser gegen die französische Rheinarmee ins Elsaß ein. Es wurden Schanzen aufgeworfen und die Bauern aus dem Breisgau und Kinzigtal zu Tausenden dazu kommandiert. Fast täglich sah man in den Jahren 1792 und 1793 Scharen junger Bauern und selbst starke Wibervölker aus dem Kinzigtal, mit Schaufeln und Picken bewaffnet, gen Kehl ziehen — zum Schanzen.

Im Herbst 1793 lagen die Kaiserlichen bei Hagenau. Dahin kamen auch Schanzer aus dem Kinzigtal, aus den Kloster- und Reichsgebieten um Zell; unter ihnen befand sich der Ölerjok junior, Bruder des Hans.

Der Jok war ledig geblieben und hatte als der Jüngste sein Vorrecht auf den Hof dem andern Bruder, dem Hansmichel abgetreten. Das Schicksal des Hans hatte ihn vielleicht abgeschreckt vom Heiraten[1]. Als lediger Mann übernahm er für seinen verheirateten Bruder die Kriegsfronden und ging mit den Schanzern.

Diese wurden der Ordnung halber und ihrer großen Zahl wegen von Soldaten überwacht.

Eines Tages erschien bei den Arbeitern aus dem Kinzigtal ein Zug Kroaten unter Führung eines Korporals, um Dienst zu tun bei den Schanzern.

Als der Ölerjok den Korporal, der einen mächtigen Schnurrbart trug, ansah, sagte er zu seinen Mitschanzern, jüngern Bauernknechten aus dem Nordracher Tal: „Wenn unser Hans noch lebt, so ist es der Korporal!"

---

[1] Er handelte später mit Holz, kam in den napoleonischen Kriegen um sein schönes, erworbenes Vermögen und starb am 12. Februar 1843, 88 Jahre alt, als Gemeindearmer.

Dieser, dessen Regiment erst vor einigen Tagen auf dem Kriegsschauplatz eingerückt war, erkannte die schanzenden Bauern an ihrer Tracht als seine Landsleute.

„Das sind ja Nordracher," sprach er zu dem ihm zunächst arbeitenden Bauer. Jetzt warf der Jok, der weiter unten arbeitete und die Worte gehört hatte, die Schaufel weg, ging auf den Kroatenkorporal zu, streckte ihm die Hand entgegen und sagte: „Und Du bist unser Hans!"

Und so war es. Die innere Freude, nach so vielen Jahren Landsleute aus der Heimat zu sehen, hatte den Hans überwältigt. Er hatte sich mit seiner Anrede: „Das sind Nordracher" dem Jok vollends verraten.

Am Abend saßen beide Brüder im Feldlager und erzählten sich alles, was seit jener Winternacht, da der Hans davongegangen, sich ereignet. Die erste Frage des Kroatenkorporals war gewesen: „Leben Vater[1] und Mutter noch?" und die zweite: „Wie geht es auf dem Hermeshof?"

Und als der Jok ihm auf diese zweite Frage erzählte, daß die Magdalene schon über acht Jahre unter dem Boden liege, daß sie nur acht Wochen verheiratet gewesen, wie und warum sie mißhandelt worden und gestorben sei — da rannen dem Korporal die hellen Tränen in seinen langen Kroatenbart.

Er hatte genug gehört, und was er gehört, konnte ihn nicht bestimmen, dem Rat des Bruders Jok zu folgen, nach dem Kriege wieder heimzukommen, wo es doch schöner sei als in der fremden Welt draußen.

Die Brüder kamen noch einige Tage in jeder freien Stunde zusammen, aber von der Heimat durfte der Jok nichts mehr erzählen. Der Hans berichtete ihm von seinen Garnisonen und was er alles gesehen in der Fremde.

Die Schanzen, die den allenfalsigen Rückzug der Kaiserlichen decken sollten, waren fertig. Die kriegerischen Operationen sollten beginnen. Die Bauern wurden heimgeschickt. Die Brüder nahmen Abschied.

[1] Der alte Ölerjok starb erst 1808, 82 Jahre alt.

General Wurmser schickte sich an zum Angriff über Hagenau hinaus, den „Weißenburger Linien“ zu, hinter denen die Franzosen standen.

Kaum waren die Bauern fort, als der Korporal sich bei seinem Hauptmann meldete und um einen achtzehnstündigen Urlaub bat. „Urlaub vor dem Feind?“ schrie der Offizier. „Er ist mir ein schöner Soldat, Öler. Schäm' er sich!“

„Halten's zu Gnaden, Herr Hauptmann,“ erwiderte bescheiden der auch in der Sprache zum Österreicher gewordene Nordracher, „ich steh' jetzt acht Jahre beim Regiment und hab' nie einen Urlaub gehabt. Aber jetzt möcht' ich halt nur einmal noch z' Haus.“

„Ich weiß,“ erwiderte der Offizier, „daß er stets ein tüchtiger Soldat war, aber daß er jetzt vor dem Feind Urlaub will, das begreife ich nicht. Haben die Bauern aus der Heimat ihm Heimweh gebracht?“

„Herr Hauptmann, ich will es Euer Gnaden sagen, warum ich z' Haus möcht', aber ich bitt' schön, mich nicht auszulachen. Es tät mir weh.“

„Sag' er's nur heraus. Was Besonderes muß es schon sein, daß er mit Gewalt Urlaub will.“

Und nun erzählte der Hans in schlichten Worten die Geschichte seiner Liebe zu Vogts Magdalene mit allen Einzelheiten, die wir kennen, bis zum Abend seiner nächtlichen Abreise.

Er erzählte ferner, wie er von seinem Bruder erfahren, was die Magdalene seinetwegen gelitten habe und wie sie gestorben sei, und wie er nun nur noch einen Wunsch habe, auf ihrem Grab sie zu besuchen und dann als braver Soldat auf dem Schlachtfeld zu sterben und ihr nachzufolgen in die Ewigkeit.

Der Hauptmann, ein alter Haudegen, der von der Pike auf gedient und sonst keine Anlage für Gemütsbewegung mehr hatte, war tief gerührt vom Schicksal des Korporals und seiner Geliebten.

„Wieviel Stunden braucht er, hin und zurück?" fragte der alte Schnauzbart.

„In achtzehn Stunden wollt' ich's fertig bringen," antwortete der Korporal.

„Gut, ich will dem Obristen Meldung machen und ihm alles erzählen. Es wird ihn auch freuen, daß der Korporal Öler von meiner Kompagnie ein so treuer, guter Kerl ist und keinen Wunsch mehr hat, als ein teures Grab zu sehen und dann als braver Soldat zu sterben."

Am Abend brachte ihm der Hauptmann den gewünschten Urlaub, von morgens vier Uhr bis abends zehn Uhr, und vom Obristen noch einen Maria-Theresia-Taler auf die Reise. Der Obrist wollte, so fügte der Offizier bei, den Mann nach seiner Rückkehr auch sehen.

Ehe es tagte am folgenden Oktobermorgen, ging der Korporal bei Neufreistett über den Rhein und eilte Offenburg und dem Kinzigtal zu. — —

Der alte Totengräber von Zell wollte an diesem Morgen noch vor Mittag ein Grab fertigmachen. Die Mittagsstunde überraschte ihn aber, ehe er ganz zu Ende war. Er stand eben, auf seine Schaufel gelehnt, an dem ausgehobenen Grabe und betete barhäuptig den englischen Gruß; denn auf der Pfarrkirche läutete es zwölf Uhr. Da trat hastig ein kaiserlicher Soldat in den stillen Ort, kam auf den Totengräber zu und fragte: „Wo ist das Grab der Hermesbürin, die des Vogts Tochter auf Mühlstein war?"

„Es wird jetzt so acht Jahr sein, daß ich ihr das Grab gemacht habe," antwortete der Alte, mit einem befremdenden Blick den Krieger anschauend. „'s war eine große Leich', und solang ich Totengräber bin, hab' ich noch nie so viel Leute weinen sehen. Ihr werdet wissen warum? Seid Ihr doch wohl ein Sohn vom alten Vogt?"

„Ich weiß warum, bin aber kein Bruder der Toten," antwortete der Soldat. „Aber zeigt mir das Grab, ich habe Eile!"

„Dort hinten in der Ecke,“ sprach der Totengräber, mit der Hand hinzeigend, „seht Ihr ein eisernes Kreuz glänzen. Es ist ein Meisterwerk von unserm Brunnenschmied; der Vogt hat's machen und vom Klostermaler in Gengenbach vergolden lassen. Unter jenem Kreuz liegt die Hermesbürin. Der Name steht auch dabei. Die alte Marianne, die Magd von Mühlstein, hat erst vor vierzehn Tagen Winterastern aufs Grab gesetzt.“ —

„Ich weiß nicht,“ meinte der Totengräber, als der Korporal fortgeeilt war und er selbst seine Arbeit wieder aufgenommen hatte, „am End' ist das der Schatz der Hermesbürin, um dessentwillen, wie die Leute sagen, sie so viel mitmachen und sterben mußte. Ich will doch sehen, ob er auch betet am Grabe.“

Der Alte schlich etwas vorwärts, bis er in dem Wald von Kreuzen eine Reihe gefunden hatte, durch die er von ferne zum vergoldeten Kreuz hinübersehen konnte. Dort kniete der Soldat vor dem Grabe, betete und trocknete sich die Tränen ab.

Wie eine verklärte Märtyrin stand die treue Magdalene vor dem braven Hans, und er dachte an all das Weh, das sie seinetwegen erduldet, und er glaubte, solche Treue könne nur nach Verdienst gewürdigt werden, wenn ihm selber das Leben gleichgültig und der Tod mit der Hoffnung des Wiedersehens in einer bessern Welt erwünscht wäre.

Und er betete unter Tränen für ihre Seele und für sich um einen baldigen, ehrlichen Soldatentod.

Gestärkt und getröstet durch diese Gedanken, beruhigt, daß er das Grab seiner einst heißgeliebten Magdalene gesehen und sie besucht habe „unter den Eichen“, erhob er sich.

Er pflückte noch eine blühende Aster vom Grabe und nahm sie mit.

Den Maria-Theresia-Taler des Obristen und noch einen dazu gab er dem Totengräber, der seine Grube eben beendet hatte, und bat ihn, in der Wallfahrtskapelle drei heilige

Messen lesen zu lassen nach seiner, des Gebers Meinung und bisweilen, wenn er gerade vorbeigehe, das Gras auf dem Grabe auszureißen, damit die Blumen der Marianne gut wachsen könnten.

Dann reichte der Krieger dem Alten, der seinen Hut abgenommen hatte, als er die zwei Kronentaler sah, die Hand und schritt zum Gottesacker hinaus, so eilig, als er gekommen war.

Der Totengräber schaute erst seine Taler nochmals an, damit er's eher glaube, und dann dem Soldaten nach und sagte laut vor sich hin: „Das ist sicher der, für den die Hermesbürin so viel gelitten hat.“ Und im Städtle erzählte er, was ihm heute begegnet.

Der Fremdling hatte auf der Straße einen kurzen, wehmütigen Blick das Nordracher Tal hinaufgeworfen. Dort droben lag der Hermeshof, die Dorfkirche und das Vaterhaus.

Aber er konnte und wollte nicht heim. Er mußte auf den Abend wieder im Elsaß sein, und ihm und den Eltern wäre das Herz nur schwerer geworden durch einen Besuch, dem der Abschied im selben Augenblick hätte folgen müssen. —

Pünktlich traf der Kroatenkorporal im Feldlager bei Hagenau ein. Die Tage der Entscheidung rückten näher und näher. Ein Sturm auf die „Weißenburger Linien“ durch die Kaiserlichen war zwischen der preußischen und österreichischen Kriegsleitung beschlossen und der 13. Oktober als der Tag, die Operationen zu eröffnen, ausgemacht.

Sobald der Korporal Öler wußte, daß es in den nächsten Tagen an den Feind gehe, suchte er den Franziskaner-Feldpater seines Regiments auf und machte seine Rechnung mit dem Himmel.

Am 13. und 14. Oktober wurden die Weißenburger Linien durch die Österreicher unter General Wurmser nach blutigem Ringen erstürmt.

Einige Tage nach der Schlacht kam ein Zeller Kontingentssoldat dahergehinkt. Er hatte bei der Affäre einen

Schuß ins Bein bekommen und war heimgeschickt worden. Der erzählte, daß die Kroaten am meisten Leute verloren hätten, sie seien aber auch am weitesten voran gewesen.

Seitdem blieb Hans Öler, der Korporal, verschollen. An den Weißenburger Linien hatte er gefunden, was er gesucht — den Tod. —

Am gleichen Tage, da ich, den Totenstein des Vogts suchend, durch das Nordracher Tal ging, sah ich auch des Hansen Vaterhaus, eine alte Strohhütte, vom Weg nur durch das Talbächlein getrennt. Es dürfte kaum etwas Wesentliches an ihm verändert worden sein seit den Tagen des Ölerjoken. Uralt und malerisch sah alles aus.

Am Brunnen vor dem Hause stand ein junges, frisches Mädchen, ein Zeichen, daß die Menschen jung und alt werden, kommen und gehen im gleichen Hause.

„Unter den Eichen" aber ruhen im Frieden des Todes der Vogt, der Ulrich und die Magdalene. Ihre Gräber sind verschwunden, wie die Kreuze darüber.

Mögen sie, die Toten, es mir verzeihen, daß ich sie aufgeweckt — den Lebenden zum Gedächtnis.

9.

Im Jahre 1895 war ich mit dem 1910 in Freiburg verstorbenen Dichter Georg von Oertzen auf Mühlstein, nachdem er kurz zuvor die Geschichte vom Vogt auf Mühlstein gelesen. Er hat bald darauf in seiner wunderbar lyrischen Dichtung „Auf Schwarzwaldwegen"[1] die folgenden herrlichen Lieder über die Geschichte vom Hans und von der Magdalene gesungen, die hier nicht fehlen dürfen, weil sie das herbe Geschick der beiden und des alten Vogts viel schöner zu Herzen dringen lassen, als meine schlichte Erzählung.

---

[1] Dritte Auflage bei G. Ragoczy's Universitätsbuchhandlung Freiburg, 1910.

Wie es ging.

Es klingt ein Lied, das hören wehn
Im Bergwind hier die Tannen,
Das Lied der blonden Magdalen,
Des Vogts auf Mühlstein Tochter.

Einst ihr vom Herzen kam es her,
Derweil die Mägde spannen:
Den einen will sie, keinen mehr,
Und müßte sie drum sterben.

Das Sterben, ach, ist nicht so schlimm,
Als in die Nacht versinken,
In Sinnesnacht vor Vaters Grimm,
— Erbarme dich, Maria!

Ein Wunderkirchlein steht in Zell,
Dort tät Maria winken
Zur Heilung hin am Gnadenquell
Den zwein, die wund vor Sehnsucht.

Vom Walde fort, dem Rheine zu
Der Bursche zog von dannen,
Schönmagda wiegt die ewige Ruh
Der Bergwind um die Tannen.

Sie sang.

„Der Bach hat einen steten Gang
Und auch mein Schatz hat seinen,
Wir singen einen Zwiegesang
Im Lied uns zu vereinen.“

„Dann klingen hell und klingen recht
Die Stimmen, die wir heben:
Des Bauern Kind, des Bauern Knecht
Tät Gott zusammengeben.“

„Des Bauern Knecht, des Bauern Kind:
— Und doch, da er mich küßte,
Bang dacht' ich, daß wir einig sind,
Wenn das mein Vater wüßte."

„Am Mühlstein ist ein steinern Haus,
Ein steinern Herz wohnt drinnen.
Das weist die Liebe kalt hinaus,
— Sag', Liebster, was beginnen?"

Sie sang abermals.

„Seit Er und ich uns trafen
Beim Vollmond in der Schlucht,
Nun kann mein Herz nicht schlafen,
Es sucht."

„Mein Lieben und mein Frieden,
Wo sind sie hin, wohin?
Daß ich allein hienieden
Hier bin."

„Viel besser doch, verlassen,
Und elend wach zu sein,
Denn sich im Traum nur fassen
Zu zwein."

„Die Welt hat blüh'nde Wangen
Im Kuß des Sonnenscheins,
Ein Glück kommt jedem gangen,
. . . Mir keins."

Er geht fort.

Und Er, ihr Schatz? Durch Tal und Au
Den Gang nicht läßt er ruh'n.
Die Welt ist weit, fern wäscht der Tau
Den Staub ihm von den Schuh'n.

Ein Ton geht mit von Ort zu Ort,
Der dringt ins Herz hinein,
Den wäscht ihm aus der Seele fort
Kein Wasser und kein Wein.

Was hilft's ihm, daß die Flut des Rheins
Strömt zwischen ihn und sie?
Er meint, er hör' die Qual, die eins
In all sein Denken schrie:

Der Vogt auf Mühlstein schlägt sein Kind,
Das Treue halten will —
So klagt der Halm im Sommerwind,
. . . Im Friedhof ward es still.

Er kehrt heim.

Liebesnot auf dieser Erden
Ist ein unerbittlich Leid,
Herzen brechen oder werden
Heldenhaft in Einsamkeit.

Urlaub hat ein Held genommen
Her zum Friedhof einen Tag,
Daß auch er sein Gottwillkommen
Magdalenen flüstern mag.

Dort der Greis, der mit dem Spaten
Gräbt ein letztes Standquartier,
Wieder kennt er den Soldaten,
Nickt ihm stumm und deutet: Hier!

Menschen beten, Engel wachen,
. . . Kamerad, wo Banner wehn,
Hufe stampfen, Salven krachen,
Sinkest du zum Wiedersehn.

Der Alte.

Der Wald ist starr, die Winternacht
Hält glitzernd ihn umfangen.
Was geistert im Gebirge sacht?
Was keucht? . . . Was kommt gegangen?
Das ist der Vogt — trägt mühsam her
Sein Haupt in Silberhaaren,
Derselbe Mann nicht blieb er mehr,
Nein, nicht seit zwanzig Jahren.

Der Wald ist starr, der einst von Lust,
Von Licht und Würze trunken,
Da hier an seines Buhlen Brust
Ein selig Kind gesunken.
Hier ist es, hier, wo Maid und Mann
Der Welt vergessen waren,
Der gleiche Platz, derselbe Tann
Noch heut seit zwanzig Jahren.

Der Wald ist starr, der Steig ist glatt,
Ausgleiten heißt Verderben.
— Der hart sein Blut verstoßen hat,
Hier strauchelt er zum Sterben.
Allein im Gram, im Tod allein,
Wie seine Opfer waren . . .
Wer sagt's? Sein Mal und Bild, der Stein,
Nach oft noch zwanzig Jahren.

Die Heutigen.

Längst kam es unter die Leute
Mit alter Geschichten Macht,
Die Enkel haben heute
Des Glückes besser acht.

Durch Täler lockt's und Triften
Zum Mühlstein einen Mann,
Der dieses Glückes Schriften
Im Auge lesen kann.

Und nun zur Herrgottsecke
Ihm Wein die Vögtin[1] bringt,
Daß ihn nur keiner wecke
Vom Traum, der singt und klingt.

10.

Steigen wir nun nochmals hinauf nach Mühlstein und von da hinab zu den Schottenhöfen. Es gibt hier noch allerlei Schneeballenartiges.

Der alte Vogt, wie wir wissen, selbst des Schreibens unkundig, hat um die Schottenhöfe noch ein ganz besonderes Verdienst durch die erste, poesievolle Bestallung eines Schullehrers.

Eines Tages erschien bei ihm ein rothaariger, junger Mann und fragte, ob der Vogt nicht Lust habe, ihn als Lehrer seiner Kinder im Lesen, Schreiben und Rechnen anzustellen.

Befragt über sein Herkommen, gab er weiter nichts an, als er habe in Straßburg studiert, seine Studien aber unterbrechen müssen, und sei jetzt genötigt, sich auf andere Art sein täglich Brot zu verschaffen.

„Fahrende Schüler" aus Straßburg waren im Kinzigtal von alters her bei den Bauern wohl bekannt und, weil gefürchtet als „Wettermacher" und „Hexenmeister", wohl gelitten bei dem dortigen Landvolk.

So nahm auch der alte Mühlsteiner den fahrenden Roten auf und übergab ihm seine Kinder zum Unterricht, den der Vagabundus ganz vortrefflich gab, vorab im Rechnen.

Jetzt erhob der Vogt seinen Blick weiter und beschloß, all seinen Schottenhöfer Bauern, die mit ihm an der gleichen Bergwand ihre Hütten hatten, die Wohltat eines Lehrers zu verschaffen.

---

[1] Die Vögtin nennt der Dichter die Bäuerin, die, als wir oben waren, uns den Wein kredenzte. Die gute, feinsinnige Frau ist jetzt seit Jahren auch tot.

Er versammelt drum eines Sonntags die übrigen fünf Kollegen in der Vogtsresidenz, präsentiert ihnen den roten Straßburger Studenten und meint, es sollten alle sechs Schottenhöfer zusammenstehen und ihn als Lehrer für ihre Kinder anstellen. Jeder der Bauern solle die Schule für alle Kinder der Vogtei sechs Wochen auf seinem Hof halten und dem Lehrer Wohnung und Kost geben, der dann nach Ablauf dieser Zeit wieder zu einem andern Bauer ziehe.

Die Schule solle währen den ganzen Tag, vom Gallustag (10. Oktober), wo die Hirten bleibend heimfahren, bis im Frühjahr, da die Bauern das Vieh wieder auf die Weide treiben und die Schulkinder es hüten müssen.

Der Schulmeister erhält pro Kind und Kopf jährlich einen Gulden und das ganze Jahr freie Verpflegung bei den Schottenhöfern.

Des Vogts Vorschlag ward von den hellblickenden Klosterburen angenommen, und der fahrende Rote ward als Scholarch installiert und besorgte sein Amt aufs beste den ganzen lieben Tag der Winterszeit in dumpfer Bauernstube.

Die Kinder der entfernten Höfe brachten ihr Mittagessen mit, die der nähergelegenen eilten über Mittag heim.

Waren die sechs Wochen bei einem Bauer um, so zog die Schule aus. Die Mädle trugen den Koffer des Schulmeisters mit seinen Kleidern, die Buben nahmen die Tischplatte und den Schragen und die schwarze Rechentafel und zogen hinter dem Präzeptor drein.

Der Schultisch wurde, auf dem nächsten Hofe angelangt, an den Eßtisch des Bauern angestoßen, die Rechentafel an die Stubentüre gehängt und die Wissenschaft wieder losgelassen.

An Ostern ging der Vogt jeweils hinab nach Zell zum Pater Pfarrer und bat ihn, die Schule der Schottenhöfer zu prüfen. Dies geschah in der Wallfahrtskapelle, wo die Kinder der sechs Bauern mit dem „Roten“, der auch Religionsunterricht erteilt hatte, erschienen und stets ein brillantes Examen bestanden.

In der Sommerszeit wanderte der Fahrende auf den Bergen herum und mag manchmal von den Höhen ob Mühlstein hinabgeschaut haben ins Elsaß, von wo der Turm des Straßburger Münsters herübergrüßte und an die „wunderschöne Stadt" erinnerte, in der er als flotter Studio gelebt. —

Wenn man nicht wüßte, wie „verbummelt" die Menschheit seit fünfzig und mehr Jahren geworden, man könnte es an dem roten Schulmeister in den Schottenhöfen ersehen. Heute würde kein Akademiker jahrelang, rastlos und unverdrossen um Spottlohn bei einsamen Bauern essen und schlafen und dozieren, um sein Leben zu fristen. Er würde eher unter die Anarchisten gehen oder zur Pistole greifen.

Der Fahrende in den Schottenhöfen machte sich in seinen langen Ferien auch sonst nützlich. Er war ein „Hauptrechner", wie die Bauern sagen, und legte deshalb für seine Schüler Rechnungs- und Exempelbücher an, die heute noch auf einzelnen Höfen existieren.

Über die benachbarten Renchtäler Berge war mit der Zeit die Kunde in die Schottenhöfe gekommen, der Rote sei vorher in der Nähe von Allerheiligen[1] bei einem Bauer Lehrer gewesen, habe dort der Frau ausgerechnet, wie lange ihr Mann noch lebe, und da es eingetroffen, hätte die Bäuerin den „unheimlichen Menschen" entlassen, worauf er gen Mühlstein gekommen. —

Die Schottenhöfer Klosterbauern konnten, wenn sie an Sonntagen nach Zell kamen zu den verschiedenen Reichsbauern, nicht genug erzählen von ihrem roten Schulmeister und seinen Leistungen. Dies erregte den Neid der Entersbacher Buren unterhalb Zell. Sie traten mit dem Fahrenden, wenn er bisweilen in Zell seinen Schoppen trank, in Unterhandlung, und da sie weit zahlreicher, also auch zahlkräftiger waren, boten sie mehr „Lohn", wenn er zu ihnen käme als Schulmeister. Und er ging.

---

[1] Ehemaliges Kloster im Renchtal, dessen herrliche Ruinen heute noch besucht werden.

Besserstellung konnten ihm als Scheidegrund die Schottenhöfer nicht verübeln, aber der Vogt und seine Bauern schimpften über die Entersbacher, daß sie ihnen den roten Lehrer „weggespannt" hätten.

Mit dem bessern Lohn wuchs aber auch der Durst des ehemaligen Straßburger Studenten. Er ging an freien Tagen oft hinaus ins Kinzigtal und pokulierte im Bären zu Biberach.

In einer finstern Nacht wandert er einmal von da, etwas mehr als genügend weinselig, dem Entersbach zu, verirrt sich in dem Wiesenplan am Harmersbach hin, fällt in einen Wassergraben und ertrinkt.

So tragisch beschloß der Rote sein dunkles Leben, in das erst später Licht kam. —

Einige Zeit nach seinem Tod erschien abermals ein fahrender Student beim Vogt auf Mühlstein und bittet um den vakanten Schuldienst in den Schottenhöfen und wird angestellt.

Als er die Rechnungsbücher und sonstigen Schriften seines Vorgängers sah, fragte er nach dem Aussehen desselben und wo er hingekommen sei. Nachdem er das alles erfahren, seufzte er, Tränen in den Augen: „Der Rote war mein Freund!"

Weiter war nichts aus ihm herauszubringen. Der neue Lehrer nannte sich, wahrscheinlich pseudonym, Anton End, und bei den Schottenhöfern hieß er deshalb nur „der Ente-Toni".

Der war ein guter Schreiber und schrieb in seinen Ferien Gebetbücher für seine Schüler und Schülerinnen. Vor mir liegt, da ich dies niederschreibe, ein solches, zierlich geschrieben und bemalt, das der Ente-Toni 1826 für die Maria Anna Muser, Enkelin des alten Vogts und Hofbäuerin auf Mühlstein, verfertigte.

Mehr als ein Vierteljahrhundert amtete der Ente-Toni in den Schottenhöfen, bis der Tod ihn abrief. In seinen

letzten Lebensjahren lichtete er das Dunkel, welches über des roten Schulmeisters Leben lag und auch über dem seinigen. Was er berichtet, erzählen die alten Bauern in den Schottenhöfen heute noch also:

„Der rote Fahrende war gebürtig von ‚hohem Stammen' und im Studium einer der ersten an der Straßburger Universität. An einem schönen Sommertag machte er mit zwei Freunden, darunter der Ente-Toni, einen größeren Ausflug. Nach längerem Marsch setzten sie sich an der Straße nieder und verzehrten ihren mitgebrachten Schinken. Da kommt ein Judenknabe des Wegs daher, und der rote Student will im Übermut diesen zwingen, Schweinefleisch zu essen."

„Der junge Glaubensheld weigert sich standhaft. Da faßte ihn der Rote und drückt ihm den Kopf in einen gefüllten Wassergraben. In der Todesangst verspricht der Hebräer zu essen. Kaum frei, weigert er sich abermals. So ein zweites Mal. Beim dritten hält ihn der Student unbarmherziger ins Wasser, und der arme Knabe war tot."

„Die Sache wird ruchbar und kommt vors Gericht. Der Rote wird zum Tode, die andern zu den Galeeren verurteilt. Ihre Kameraden auf der Universität befreien sie aus dem Gefängnisse. Sie fliehen über den Rhein, und jeder sucht sein Heil wo anders. Keiner sah den andern mehr im Leben. Was aber den Ente-Toni am meisten erschütterte, war der Tod des Roten ebenfalls in einem Wassergraben." —

Der letzte der so poesiereichen Wanderlehrer in den Schottenhöfen war des Klostermesners Sohn von Gengenbach und hieß Franz Anton Schmied. Seine Eltern und sechzehn Geschwister starben an der „Russenkrankheit"[1]. Er hatte in der Klosterschule studiert, aber nach dem Tode seiner Eltern das Studium aufgeben müssen und war zu einem

---

[1] Das heißt an der nach dem Russenrumpel von 1813 auftretenden Seuche.

Strumpfwirker in die Lehre gekommen. Als er ausgelernt hatte und einige Jahre gewandert war, hörte er, daß der Ente-Toni gestorben sei, und bewarb sich um seine Stelle.

Den klugen, praktischen Bauern war ein Strumpfwirker hochwillkommen. Der „Franze-Toni", so nannten sie ihren letzten Schulmeister, strickte im Sommer die Zipfelkappen und Wolljacken für die Mannsleute und die bunten Strümpfe für die Wibervölker, und im Winter lehrte er ihre Kinder, und zwar ebenfalls sehr gut.

Die alten Bauern sagen heute noch von ihm, „er war ein guter Dichter und ein lustiges Genie". Er machte auch den erwachsenen Buben und Maidlen Lieder und Schnadahüpferl und war so in den Schottenhöfen sehr beliebt.

Unser vielgenannter Buchhofbauer Michael Erdrich, die Bauernintelligenz zu Pferd, ist ein Schüler des strümpfestrickenden Lehrers und macht diesem nicht wenig Ehre.

Im Jahre 1843 wurde die vom alten Vogt gegründete Wanderschule verboten, und es kamen die staatlich organisierten Schulen. Der Franze-Toni von Gengenbach wurde abgesetzt und schied voll Schmerz aus den Schottenhöfen. Er ging nach Rastatt, wo eben die Festung gebaut wurde, und ward Schreiber und Buchhalter eines Bauunternehmers.

Als die Festung fertig und der Franze-Toni wieder brotlos war, kam er zurück in die Schottenhöfe und strickte Kappen und Strümpfe bis in sein hohes Alter. Und da er Ende der siebziger Jahre den Tod kommen sah, ging er hinab ins Spital seiner Vaterstadt und legte sich nieder zum Sterben. —

Wäre es nicht schade, wenn solche Schneeballen wie die drei Schulmeister in den Schottenhöfen unbeschrieen vergingen? —

Wie wir bereits erzählt, wurde der Symphorian des Vaters Nachfolger im Hof auf Mühlstein und, für die

wenigen Jahre des Fortbestands des Klosters Gengenbach, auch im Vogtsamte.

Zu Symphorians Zeiten hauste nun auf Mühlstein noch ein anderes ritterliches Geschlecht.

Nachdem der alte Vogt ums Leben gekommen und die Vögtin, sein Weib, auch tot war, stand unter Symphorians Herrschaft das Leibgedinghaus, der „Speicher", des Vaters frei. Er überließ es aber bald einer armen Familie, dem Heiterjörg und seinem Weib und seinen vier Buben, zur Wohnung.

Der Heiterjörg war ein „gefährlicher Mann", er verstand Sympathie und war der gewandteste Wildschütz auf dem ganzen untern und mittlern Gebiet des nordwestlichen Schwarzwaldes. Unter dem Namen „der Wildschütz" kannte ihn jeder Bauer im Tale. Im Sommer war der Jörg der beste und arbeitsamste Mann. Er machte mit seinen Buben dem Vogt und allen Bauern in den Schottenhöfen das Holz und kurierte Menschen und Vieh. Besonders konnte er helfen gegen allerlei „Gewächse" am menschlichen Leib, und seine Heilmethode wird jetzt noch geübt im Tale und, wie mir glaubwürdige Bauersmänner erzählten, mit Erfolg. Auch der bis herauf zum 20. Jahrhundert noch praktizierende, vielbesuchte Sympathiedoktor auf dem Billersberg im Harmersbacher Tale, der Hättichsbur, den ich in meinen „wilden Kirschen" erwähnt, fand sie probat.

Die Heilweise ist zu poetisch, als daß wir sie hier verschweigen könnten. Hat einer ein krankhaftes „Gewächs", sei es wo immer am Leibe, und mag es Art und Namen wie immer haben, es kann ihm also geholfen werden: er muß, während der Priester eine Leiche des Geschlechtes, dem der Patient als Mann oder Weib angehört, einsegnet und während die Totenglocken läuten, unbeschrieen, sei es in der Nähe der Leiche oder in der Ferne auf einem Berge stehend, das „Gewächs" mit den Fingern berühren und sprechen:

Jetzt läutet man zur Leich',
Und was ich greif', das weich'.
Und was ich greif', nehm' ab,
Wie der Tote im Grab.

Dann betet er einige Vaterunser für den zu Beerdigenden. Und so wie der Tote verwest, wird auch das Gewächs vergehen. —

Im Winter war der Wildschütz auf Mühlstein nicht zu halten, da nahmen er und seine vier Buben die Flinten und fort ging's aufs Wildern, hinüber bis zum Hünersedel und hinauf bis in die Täler der Brieg und Breg, wo des Fürsten von Fürstenberg Hirsche standen. Überall hatte der „Wildschütz" seine Hehler, und wenn der Winter um war, kam er mit ganzen Beuteln voll Geld auf Mühlstein.

Nur einer seiner Buben, der „Andres", war nicht mit Leib und Seele dabei. Ungern zog er jeweils mit. Um aber seine Lust am Weidwerk zu wecken, gab ihm der Alte stets den besten Stand.

Eines Morgens stand der Andres mit dem Vater fernab vom Mühlstein, bei Friesenheim, unter der Geroldseck, im Wald auf Rehe. Die Jäger der Gegend fahndeten längst auf die verwegenen Wilderer und nahten an jenem Morgen den zweien, die unfern voneinander ihren Stand hatten.

Kaum merkte der Alte durch des Waldes Dunkel einen Jäger, als er dem unter ihm stehenden Sohne zurief: „Bua, schieß ihn!" Doch der Andres war auf so was nicht gefaßt, und ehe er zum Schießen kam, lag er im Blute zum Tode getroffen vom — Adlerwirt in Friesenheim.

Von allen Seiten stürmen nun die Jäger auf den Vater ein; er flieht, erhält einen Streifschuß und fällt. Der Wildschütz wird gefangen, abgeurteilt und auf zwei Jahre ins Zuchthaus nach Freiburg verbracht. Hier bricht er in einer Nacht aus und kehrt kühn auf Mühlstein zurück. Ein ganzes Jahr lang hält er sich untertags in den Wäldern

auf und kehrt nachts in sichern Stunden in dem Speicher auf Mühlstein ein.

Die Bauern halfen dem Sympathiedoktor, denn das Wildern hielten sie nicht mit Unrecht für keine Sünde, drum war der Heiterjörg ihnen ein unschuldiger Mann. Der Staat hatte eben ringsum die herrlichen Klosterwälder geholt, ohne zu fragen, ob's erlaubt sei; drum, meinten sie, dürfe ihr Sympathiedoktor und Holzmacher auch ungefragt einen oder den andern Rehbock holen. Die guten Bauern wußten eben nicht, daß das Stehlen nur im großen erlaubt ist und dann oft berühmte Leute macht.

Der Bauer und Vogt auf Mühlstein erlaubte dem Heiterjörg sogar, einen unterirdischen Gang in seinen Keller zu machen und sich durch denselben zu retten, wenn die Häscher kämen. Aber auch das wurde mit der Zeit verraten.

Eines Tages mußte der Symphorian seinen Keller öffnen, und hinter einem Faß ward Jörg, der tapfere Wildschütz, gefaßt. Jetzt hatte er die herrliche Höhe am Mühlstein zum letztenmal gesehen. Er starb bald darauf im Zuchthaus am Heimweh nach der Freiheit. —

Seine zwei älteren Buben gingen hinab ins Tal und wurden ehrliche Leute; einer, der Christian, bekam selbst einen Hof und wurde Bauer „auf der Flacken", unweit vom Mühlstein, und Sympathiedoktor; der andere, der Jörg, trieb sich als friedlicher Uhrmacher in den Tälern und Bergen herum.

Auf Mühlstein war nur die Mutter geblieben und Sepp, der Jüngste, und das war ein nobler, vornehmer Mensch. Er hatte als Unterknecht beim Symphorian einen Dienst gefunden, war aber stärker und geschickter als der Oberknecht.

Und was in allen Ständen, Ämtern und Würden, geistlichen und weltlichen, vorkommt, daß der Höhere, wenn er dümmer ist als sein Untergebener, diesen malträtiert,

so gut es geht, das geschah auch beim Ober- und Unterknecht auf Mühlstein. Beim Dreschen, beim Pflügen, beim Fahren, überall wurde der Sepp gefuchst. Beim Dreschen kam es eines Tags zum Handgemenge, und wie einen kleinen Buben setzte der Sepp den Oberknecht aufs Stroh.

Der Oberknecht eilt zum Bauer und erklärt, den Hof zu verlassen, wenn der Unterknecht nicht fortkomme. Der Symphorian weiß, daß der Sepp der bravste und stärkste Knecht auf Mühlstein ist, und will sich nicht leicht entscheiden, weil ein Bauer, wie ein Fürst, stets auf seiten des Oberknechts zuungunsten des Unterknechts sich stellt — schon aus monarchischem Prinzip.

Der Sepp machte aber dem Symphorian die Entscheidung leicht und sprach: „Bauer, Ihr wißt, daß ich unschuldig bin, aber ich will Euch nicht in Verlegenheit bringen. Gebt mir meinen Lohn, und ich geh' fort!"

Und der Sepp ging, so wehe es ihm und der alten „Wildschützin" tat, die nun ganz allein auf dem Speicher lebte. Doch fand sie ihr Brot immer noch beim Symphorian.

An vielen Höfen klopfte der brave Kerl an, bis er wieder einen Platz fand. Von Tal zu Tal, von Berg zu Berg stieg er und wurde überall, weil Winterszeit, abgewiesen. So kam er hinüber bis ins Simonswälder Tal. Hier wird er Knecht und solch ein braver Knecht, daß er mitten in den Kriegsjahren des ersten Jahrzehnts des 19. Jahrhunderts freiwillig seinem Bauer sich anbot, für dessen Sohn Soldat zu werden. Aber auch der Bauer war großmütig; er versprach ihm 800 Gulden sicher anzulegen und, wenn er als Krüppel heimkäme, lebenslängliche Verpflegung auf dem Hofe.

Der Sepp focht mit bei Jena, Auerstädt und in Spanien.

Kaum war er gesund zurückgekehrt ins Simonswälder Tal, so folgte die Einberufung zur großen Armee nach Rußland. Jetzt ward dem Braven bang um die Heim-

kehr. Er erscheint nach manchem Jahr der Abwesenheit auf Mühlstein, nimmt Abschied von der Mutter und übergibt ihr sein Geld. Als er das erstemal von ihr ging, weinte der Sepp nicht, aber heute weinte er. „Mutter," sprach er, „Ihr seht mich nimmermehr! Behüt Euch Gott." Er ging und kam nicht wieder. Rußland wurde auch das Grab des jungen Wildschützen. —

Und als die Krieger Napoleons tot oder besiegt waren, da ritten die Scharen der Kosaken auch in die Heimat des tapfern Sepp. Sie kamen hinauf selbst bis auf Mühlstein, wo Symphorian immer noch Bauer war und die alte Wildschützin ihre Herberge hatte.

Sie tranken dem Bauer seinen Schnaps, den er gerne gab; aber sie wollten auch die Ehre seiner Töchter und seiner Mägde. Diese brachte Symphorian in Sicherheit vor den betrunkenen Kosaken, und nun malträtierten sie ihn. Er mußte Brot essen, auf das sie gespuckt hatten, und wurde schwer mißhandelt. Er blieb infolgedessen ein siecher Mann und starb 1824.

Doch waren einmal während jener Kriegszeit vier österreichische Soldaten aus Siebenbürgen auf dem Mühlstein friedlich zurückgeblieben. Sie stockten dem Bauer den Winter über einen Wald aus und säeten ihn im Frühjahr mit Haber an.

Als die Saat gelegt war, gingen sie fort und sagten, sie hätten, bis sie in ihrer Heimat seien, zu laufen, bis der Haber gemäht würde.

11.

Zu Symphorians Zeit hausten in den Bergen um Mühlstein aber noch gefährlichere Leute als Jörg, der Wildschütz. Seit den französischen Revolutionskriegen hielt sich eine größere Anzahl ehemaliger Kriegsknechte, Deser-

teure und Marodeure im Reichsgebiet an der Kinzig als Räuber auf.

Die Protokollbücher der Reichs- und Klostergemeinden melden schon aus den neunziger Jahren von Streifzügen der Bauern gegen das „Diebsgesindel".

Die napoleonischen Kriege begünstigten und mehrten die Banden, welche vom Kniebis bis zur Hornisgrinde den Bauern Schafe, Mastvieh, Geld, Butter, Speck, Schnaps und alles, was nicht niet- und nagelfest war, wegnahmen.

Im großen Mooswald, auf dem „Boskopf", nordwestlich von Mühlstein, mitten im dicksten Hochwald, war ein baumloser Platz, „die Kornebene" genannt. Hier hatten die Diebe ihr Standquartier, hier schlachteten sie die gestohlenen Tiere, so daß die Kornebene in jenen Tagen ihren Namen verlor und bei den Bauern „die groß' Metzig" genannt wurde. Heute noch heißt ein Weg dort oben der Diebsweg und ein Brunnen der Diebsbrunnen.

Auf der Höhe des Passes, der von dem Harmersbacher Tal in den Gelbach hinabführt und ins Tal der Wolf, steht in einer ausgehöhlten Tanne ein kleines Kruzifix. Man nennt diese Tanne „den Bildstock der Bettelfrau", weil eine arme Bettlerin einst hier erfror und mitleidige Holzmacher ihr ein Erinnerungszeichen in einen Tannenbaum geschnitten haben.

In diese Tanne schrieben einst die Räuber, daß sie neunzig Köpfe stark wären, und dazu die Namen ihrer Hauptleute, darunter auch ein Weib. Diese waren: der Lautenbacher, der Storchenhopser, der Kriesbaum, der Haftemichele, der Weißkopf, die Schanzen-Kreszenz, der hohe Vit, der Schwabentoni, der Gieringer-Sepple und der Hennesepple.

Sie hatten auch ihre Weibsbilder bei sich, die vorzügliche Dienste leisteten im Spionieren. Dieselben bettelten tagsüber in den Höfen, denen in der Nacht ein Besuch zugedacht war, und schauten dabei in der Küche, wo die

Bäuerin sie empfing, nach den Speckseiten im Kamin. Sie machten Zeichen an die Höfe, auf welcher Seite sie am besten zugänglich, rapportierten alsdann, und in der Nacht kamen die Diebe und holten ihre Beute.

Die Bauern waren merkwürdigerweise den Kerlen nicht so sehr abhold. Solange kein Mord vorkam, hatte es für sie eine gewisse Poesie, und einer lachte den andern aus, wenn er bestohlen worden war.

Daß in jenen Zeiten, zu Ende des 18. Jahrhunderts und zu Anfang des 19., eine poetische Auffassung des Räuberlebens bestand, das zeigen uns Schillers „Räuber".

Und heute noch erzählen die alten Bauern des Harmersbacher Tales von den genannten Räuberhauptleuten, wie von Helden, umduftet von Waldesluft und Sage. Der Schinderhannes und der bayerische Hiesel sind dem heutigen deutschen Bauer noch Heldengestalten, wie dem alten der gehörnte Siegfried und der Kaiser Rotbart.

Und in der Tat, ich selbst finde eine Räuberbande im Wald viel poetischer und weit weniger schädlich als manche Gründerbande und manche Börsenhyänen in den Städten. Schiller würde nie ein Drama geschrieben haben über derlei Leute. Es ist unmöglich, solcher Gesellschaft Poesie abzugewinnen.

Ja, die ehemaligen Reichs- und Klosterbauern waren vielfach gut Freund mit den „Räuberhauptmännern".

So ging der „hohe Vit" aus und ein bei den zwei nicht so sehr entfernten Nachbarn des Mühlsteiners im Nordracher Tal, beim Michel am Hasenberg und beim Rautschsepp, den zwei reichsten Buren der Umgegend.

Der Rautschsepp war Gardedragoner gewesen in den napoleonischen Kriegen und ein lebenslustiger Mann, der sich gerne vom „hohen Vit" erzählen ließ, wie er die Bauern weiter oben, am Kniebis, ausgenommen.

Der Michel am Hasenberg, Besitzer des größten Hofes, der an die Kornebene grenzte, stellte sich schon wegen der

Nähe gut mit den Dieben. Ja, er kaufte ihnen bisweilen ein gestohlenes Rind oder Speck ab, um gute Nachbarschaft zu haben.

Ein Sohn des Mühlsteiners Symphorian diente bei ihm als Knecht. Eines Tages trug die Bäuerin Speck zum Mittagessen auf, da sprach der Hasenmichel zum Knecht: „Laß Dir ihn nur gut schmecken. Er ist von Deinem Vater. Der ‚Storchenhopser‘ und der ‚Kriesbaum‘ haben auf Mühlstein zwei Speckseiten geholt, und ich habe sie ihnen abgekauft.“

So lachten die Bauern einander aus, wenn die Räuber über einen von ihnen hergefallen waren.

Ende der zwanziger Jahre des 19. Jahrhunderts wurde mit Errichtung der Gendarmerie der Gesellschaft auf der Kornebene der Garaus gemacht. Die Räuber wurden für vogelfrei erklärt, und auch die Bauern schossen auf sie.

So erschoß der „Nil-Diesle-Xaveri“, ein Bauer im Gengenbachischen, die „Schanzen-Kreszenz“, als sie zwischen Tag und Dunkel die Betten seiner Knechte zum Kammerfenster herauszog.

Der Rentmeister in Gengenbach erlegte den „Schwabentoni“, als der seiner Geldkasse einen Besuch machen wollte.

Der hohe Vit starb eines merkwürdigen Todes. Er hatte einem Bauern im Unrechtenbach, westlich vom Mooswald, ein Gewehr verkauft und ihm gesagt: „Das ist eine gute Flinte; wenn wieder einmal Diebe kommen, so kannst Du ihnen heimzünden. Wer aus dem Rohr was kriegt, steht nimmer auf.“

Den ersten Besuch bekam nach einiger Zeit der Bauer vom hohen Vit selber. Der Bauer wacht auf seines Hundes Gebell vom Schlafe auf und sieht eine Gestalt vom Hof wegspringen, schießt und legt sich ruhig wieder ins Bett.

Am andern Morgen lag der hohe Vit tot im Garten. Der Bauer lud ihn am Abend auf einen Holzschlitten und

führte ihn den Berg hinauf an die Grenze von Durbach in ein Gebüsch.

Des Räubers treuer Hund fand ihn und gab keine Ruhe, bis Menschen die Leiche gefunden und begraben hatten.

Die übrigen „Hauptleute" wurden gefangen oder versprengt. In die bürgerliche Gesellschaft kehrte nur einer in Ehren zurück, der Gieringer-Sepple. Er wurde droben im Herzen des Schwarzwalds, in Vöhrenbach, Besitzer einer Sägmühle und ein ehrlicher Mann. —

Der Symphorian auf Mühlstein hatte aber auch sonst noch gefährliche Nachbarn unter den Buren selber. Wir wissen, daß unweit vom Mühlstein der Bur im Stollengrund wohnte. Der Stollenbur zur Zeit Symphorians, der Sohn der Göttle der Magdalene, und seine Nachbarn, die zwei Buren in der Rautsch, der Bur drüben am Hasenberg und der Jungbur und der Salesjörgle, waren die sechs üppigsten Buren des alten Reichsgebiets in den zwei ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts.

Ihr Chef und Verführer war der Michel am Hasenberg. War er als Bub schon der üppigste Bursche bei allen Hochzeiten und „Kilwen" (Kirchweihen) gewesen, so wurde er als Bauer ein fleißiger Besucher der Jahrmärkte, ein eifriger Jäger und täglicher Stammgast in der „Stube zu Nordre".

Es war ihm aber an Werktagen zu langweilig, allein im Wirtshaus zu sitzen, und deshalb suchte er Gesellschaft bei seinen Mitbauern, denen er dadurch zum Mephisto wurde.

Bald holte er sie ab zur Jagd und dann ins Wirtshaus oder direkt ins letztere, oder zu einem Ritt hinaus in ein Städtle des Kinzigtals.

Die Weiber schimpften und verfluchten den Hasebur, aber es half nichts; nur bei einem, beim obern Rautschbur, war ein starkmütiges Weib, sie rettete sich und ihren

Kindern den Hof. Die andern Buren gingen ganz oder teilweise unter.

Auf den beiden Höfen unter dem tannengrünen Rautschkopf saß das Geschlecht der „Bildstein", wie schon der Name zeigt, ein an Adel grenzendes, altes Bauerngeschlecht, das deshalb auch gerne „ineinander hinein" heiratete. So war die Bürin auf dem obern Rautschhof, Juliane, die Schwester des untern Rautschburen, und sie und ihr Mann hießen Bildstein.

Die Juliane war ein schneidiges Weib. Wenn der Hasemichel, dessen Hof auf der andern Talseite lag, über den Bach kam, dem Rautschhof zu, um ihren Mann zu holen, so stellte sie sich unter die Haustüre, ließ den Verführer gar nicht ein und trieb ihn mit Schimpf und Schand' von dannen.

Und sie war das einzige Weib, das der Michel fürchtete. Aber auch ihr eigener Mann fürchtete ihren Zorn und blieb allermeist zu Hause.

Wenn der Michel ihn jedoch an einem Markttag in Gengenbach treffen konnte, so hetzte er den Rautschbur durch Hohn und Spott, so gut er konnte, gegen sein braves Weib. Sein steter Refrain dabei war: „So eine hätt' ich schon lang verschossen."

Und in der Tat, als der Bildsteiner eines Abends aus des Haseburen Gesellschaft betrunken heimkehrte und die Bürin ihm das Nötige sagte, nahm er sein Gewehr und ging auf das in der Küche beschäftigte Weib los. Sie flüchtete zur Türe hinaus und der Schrotschuß ging durch diese.

Von da ab war der Rautschbur in den Augen seines braven Weibes ein gerichteter Mann. Was sie ihm nach dieser Heldentat sagte, blieb haften, und er getraute sich fortan kaum, ihr noch in die Augen zu sehen. Er wurde ein stiller Mann, und floh den Hasebur wie den Teufel. —

Um so enger schlossen sich die andern vier an ihn an. Am hellen Werktag zogen sie in Kompanie dem Dorfe

Nordrach und der „Stube" zu und spielten oder kegelten bei der „schwarzen Wirtin". Diese, ein Riesenweib, führte das Regiment im Haus und trug den reichen Bauern zum Kartenspiel auf, was der Tisch trug. Der gewöhnliche Satz beim Spiel war ein Kronentaler, und anderer Wein als Zwölfer wurde nicht getrunken.

Zogen die fünf weiter als in die Stube, so setzten sie sich auf ihre flotten Gäule und ritten nach Zell oder hinaus ins Kinzigtal, hinab bis Offenburg oder hinauf nach Hasle auf den Jahrmarkt.

Der flotteste Reiter war der jüngste unter ihnen, der Rautschsepp, der Bruder der Juliane und Bur auf der untern Rautsch, dazu ein schöner Mann. Als badischer Gardedragoner ritt er einmal in einer Nacht von der Stallwache weg von Karlsruhe herauf bis ins Nordracher Tal, zeigte sich seinem „Schatz", der Jakobine, des Ankerwirts Tochter, und war am Morgen wieder bei der Schwadron. Er mußte es büßen, aber den Ritt hatte er ausgeführt und war sein Lebtag stolz darauf.

Als die fünf einst in Offenburg einritten, brach der Rautschsepp durch einen Sturz des Pferdes den Fuß. Kaum war er geheilt, so holte ihn der Tod, ehe der Hasebur ihn vollends in den Abgrund gezogen hatte.

Der Michel am Hasenberg ließ den übrigen aber keine Ruhe, bis sie ruiniert waren. Vom Pflug weg holte er sie oft zum Ritt in die Ferne oder zum Gang in die Stube. Die „schwarze Wirtin" hatte ihm „Bericht geschickt", sie habe frische Forellen im Fischkasten oder einen jungen Hasen in der Beize oder junge „Güller"[1] geschlachtet, oder der Weißherbst aus Durbach sei angekommen, oder ein Faß alter Roter aus Bermersbach.

Da litt es den Michel nimmer an der Arbeit. Er zog sein Sonntagshäs an und ging zu seinen Kameraden, um

[1] Junge Hähne.

ihnen den Mund „wässerig“ zu machen durch den Bericht der „schwarzen Grete“.

Waren sie dann einmal in der Stube in Nordrach an der Arbeit, so ging es Tage und Nächte fort; die Kronentaler flogen beim Spiel hin und her wie die Schwalben im Sommer, und nicht die wenigsten in die Taschen des schwarzen Riesenweibes.

Einst, es war in der Maienzeit, war der Hasebur wieder einmal acht Tage lang auf Reisen gewesen, spät nachts heimgekommen und am Morgen zeitig ins Feld gegangen. Da kam seine alte Mutter zu ihm hinaus und sprach unter Tränen zu ihm: „Schau, Michel, wie alles blüht und grünt am Hasenberg, und das alles ist Dein. Der Hasenhof ist ein Paradies. Aber wenn Du so fortmachst, kommst Du noch an den Bettelstab.“

Kalt und gleichgültig erwiderte Michel: „Mutter, schaut her, ich habe einen breiten Buckel, der kann auch einen Bettelsack tragen.“

Schluchzend ging die alte Bäuerin davon, der Michel aber dachte im Ernste nicht daran, daß es ihm einmal ausgehen könnte.

Seine Nachbarn begannen vor ihm zu wanken. Sie steckten bereits tief in den Schulden, machten aber doch noch fort mit ihrem Mephisto, der ihnen Geld lieh oder Bürge wurde. Und zum Trinken bei der schwarzen Wirtin brauchten sie kein Geld. Wenn sie keins hatten, schrieb die Schwarze es auf; die Bauern und ihre Höfe waren ihr gut genug.

Mehr als ein Vierteljahrhundert trieben der Hasemichel und seine Kumpane ihr flottes Leben. Seine eigenen Schwiegersöhne hatte der Michel mit ins Lumpenleben gezogen und verführte sie zum Trinken und Spielen.

Alle, der Stollenbur und der obere Rautschbur ausgenommen, gingen zugrund. Wo einst vier große Bauernhöfe gestanden, ist jetzt Staatswald, dichter Tannenwald

und außerdem noch vierzig kleinere Gütchen — ein Beweis von der einstigen Größe jener Hofgüter.

Die „schwarze Wirtin" gab, als die reichen Bauern arm waren, ihr Geschäft auf und zog als Rentnerin in das Städtchen Zell, der Michel vom Hasenberg aber schaute in seinen alten Tagen, wo „Gott und gute Leute" ihm etwas schenken wollten.

Der Hof im Stollengrund und der obere Rautschhof stehen heute noch. Aber blühend erhielt sich bloß der letztere unter dem Regiment der Juliane Bildstein.

Als ihr Mann mit Tod abgegangen war, heiratete sie den Vital Buß von Bäumlisberg, ihren braven Oberknecht, und als der Tod ihr auch den nach einigen Jahren holte, blieb sie doch noch unentwegt am Regiment auf dem großen Hof.

Ja, sie baute selbst ein neues Haus, ließ das alte abreißen und errichtete einen Hof, wie ich ihn in der Größe im Kinzigtal nicht gesehen, noch weniger in der Eleganz, mit zahlreichen Galerien und Balkonen.

Vom alten Haus behielt sie nur die Küchentür mit den Schußwunden, die ihr einst gegolten.

An einem mächtigen eichenen Pfeiler des Hauses aber ist zu lesen: „Dieses Haus baute ich, Juliane Bildstein, mit meinen zwei Söhnen Fridolin Bildstein und Josef Buß im Jahre 1844."

Als ich diese Worte las, kam mir die alte Bäuerin vor wie eine Kaiserin, die mit ihren zwei Mitcäsaren ein großes Werk ausgeführt.

Ihren Sohn Sepp brachte sie, wie wir gleich sehen werden, noch als Herrscher nach Mühlstein, während der Fridolin Rautschbur wurde. Sein Sohn, der Juliane Enkel, war noch auf der Rautsch, als ich den Bildstock des alten Vogts aufsuchte. Jetzt ist er auch schon tot.

Von den zwölf Kindern, die des Vogts Jüngster, der Symphorian, auf Mühlstein hinterlassen, waren bei des

Vaters Tod die erwachsenen Söhne auswärts versorgt, die andern Buben zu jung, und so kam des Vogts Gut an die weibliche Linie. Die achtzehnjährige Marie Anna — wurde Stammhalterin. Aber noch hatte sie keinen Mann. Drüben über dem Berg auf des „Stumparms Hof" wohnte ihr und ihrer jüngeren Geschwister Pfleger. Der ging aufs Freien.

Der waldige Rücken, welcher das Harmersbacher Tal vom Renchtal trennt, heißt der Löcherberg. An seinen jenseitigen Abhängen wohnen von jeher und bis heute reiche Bauern — unter ihnen das Geschlecht der „Erdriche".

Der Bauer Fidel Erdrich am Löcherberg hat sieben ledige Söhne zur Zeit, da des Stumparms Valentin, der Pfleger, einen Nachfolger sucht für des alten Vogts Symphorian.

Er geht hinüber über den Löcherberg. Auf den Mühlstein ist gut freien, und gerne folgt von den sieben der eine, der Jörg, dem Rufe. So kommen die Erdriche ins Harmersbacher Tal. Der neue Bauer auf Mühlstein wird ein reicher Mann, und seine Buben sind gesucht, ehe der Alte den eigenen Hof übergeben will. Der Josef heiratet drunten im Harmersbacher Tal auf den schönsten Hof, und der Michel, unser alter Freund, hinüber auf den „vordern Buchhof" unter dem Nillkopf — jeweils die Erbin. So gelangte die Erbfolge auf Mühlstein wieder auf die weibliche Genitur — der schon genannte Sohn der Juliane, Josef Buß, wurde Bauer auf Mühlstein — und das alte Talgeschlecht der „Bussen"[1] von Bäumlisberg herrschte eine Generation lang auf dem schönen Hof.

Wer vom Reichstal Harmersbach her Zell zuwandert, der geht unfern der Wallfahrtskapelle an einem sonnigen,

[1] Der bekannte Hofrat Buß, fast ein halbes Jahrhundert Professor an der Universität Freiburg, gehörte diesem Geschlecht an.

lichten Häuschen vorüber. In dem blumigen Garten vor demselben stand zu Ende der achtziger und zu Anfang der neunziger Jahre zur Frühjahrs- und Sommerszeit oft ein großer Mann mit frommen, ernsten Mienen; es war der Sepp, der Sohn der Juliane, der hier, von einer ledigen Tochter gepflegt, in stillem Frieden und Gott wohlgefälligem Gebet seine Tage beschloß im Sommer 1893.

Als wollte der Geist der unglücklichen Magdalene das weibliche Geschlecht auf Mühlstein entschädigen für die Qualen der einstigen Vogtstochter, vererbte auch der Josef Buß seinen Sitz auf der Höhe an eine Tochter. Aber die nimmt jetzt des Michel Erdrichs Sohn auf Buchen, und „die Erdriche" sitzen sich so in gerader Luftlinie gegenüber, der Vater auf Buchen, der Sohn auf Mühlstein.

Der junge Bauer auf Mühlstein, der Sepp, hat abermals bis jetzt nur Töchter, und die Maria Magdalene scheint immer noch zu spuken und die „Wibervölker" zu Ehren bringen zu wollen im alten Stammhaus, in dem richtig seither alle Erbtöchter den Namen Maria tragen.

Als ich von dem Totenstein des alten Vogts auf die Höhe von Mühlstein an jenem frischen, sonnigen Frühjahrstag mit dem Vater des jetzigen Mühlsteiners zum erstenmal auf den Hof des Vogts kam, da heimelte es mich in des Muser-Tonis Haus an, als sei ich schon oft dagewesen.

Denn der alte Erdrich, mein Begleiter, war es, der mir im Winter 1890 am Franziskanerplatz in Freiburg die Geschichte seines Urgroßvaters und seiner Großtante Magdalene erzählt hatte.

Ich ließ im Geist an mir vorüberziehen die Zeiten, da ein fränkischer Freiherr hier hauste und ein Edelfräulein einen Bauern heiratete, da der harte Vogt hier wohnte und der Ulrich hier freite, und die Magdalene über dem Haus auf der Haldeneck saß und ihr Lied und ihr Leid sang.

Und wenn ich dann das jetzige junge Ehepaar beschaute, den stillen, aber sehr belesenen Sepp und die noch

stillere, demütige Marianne, die uns drei ganze Schinken aus der Küche auf den Tisch stellte und in blumigen, goldgeränderten Tassen Kaffee servierte, da wollte ich fast nimmer glauben, daß so wilde, harte und unglückliche Menschen einst hier gewohnt haben.

Das jüngste Kind des heutigen Bauernpaares auf Mühlstein aber heißt zu Ehren der Märtyrin der Liebe — Magdalene.

12.

Von den Schottenhöfen drunten im Tal kann ich keine so tragischen Geschichten erzählen wie von der Höhe. Aber die Elegie wohnt ja auch meist in den Höhen. Droben auf den Bergen, wo licht und rein die Sonne strahlt und das Auge weithin Gottes Herrlichkeit schaut, während die Seele des Menschen in und um sich selber das Elend und die Not des menschlichen Lebens fühlt — da gedeihen die Schwermut und das Herzeleid weit besser als drunten im Tale, wo die Nebel der Natur und die der Seele harmonieren und keine Gegensätze hervorrufen.

So ist's auch sonst im Menschenleben. Auf den Höhen des menschlichen Geistes wohnt die Elegie, denn die genialen Menschen sind, wie schon Aristoteles sagt, die Melancholiker. Geistig hoch angelegte Menschen sind viel elegischer gestimmt als das Gros der billigen Denker, die zufrieden sind, wenn's nicht brennt und nicht schwemmt, keine Häuser und Brücken einstürzen, das Bier, die Knackwürste und das Rindfleisch nicht zu teuer sind, der Zinsfuß nicht sinkt, im Theater die Stücke gut gegeben werden und bei Bällen und Tänzen die Musik ordentlich spielt und man „sich amüsiert". —

Aber Humor, den Sonntagskameraden der Elegie, gab's drunten in den Schottenhöfen. Da lebte auf einem der untersten Höfe ein Enkel des Vogts und Sohn des

Symphorian, der erst 1868 gestorbene Josef Muser, von seines Hofes Namen der Schillisepp geheißen, ein ebenso vernünftiger als starker, tapferer, lustiger und aufgeklärter Bur, der auch bisweilen mit seinen Fäusten dreinfuhr, wenn es not tat.

So kam jahrelang in die Schottenhöfe ein Kohlenbrenner aus dem württembergischen Schwarzwalddorfe Lauterbach. Während er den Bauern ihre Kohlen brannte, gab er sich nebenher mit Sympathie ab, ein Handwerk, das die Bauern nach alter Vererbung nicht ungern haben. Der Schwabe war aber kein richtiger Sympathiedoktor; er verstand nichts und darum beschränkte er sich darauf, alles Ungerade im Stall oder Haus für verhext zu erklären. War auf einem Hof ein Ochse krank oder eine Kuh, so meinte er, das käme von einer Hexe oder einem Hexenmeister. Wenn nun jemand, so sagte er dem betreffenden Bauern, ins Haus komme, um etwas zu leihen, oder mit einem verbundenen Kopf am Hof vorbeigehe, so sei das die Hexe oder der Hexenmeister.

Erschien nun eine Person vom nächsten Hof und wollte ein Pferd oder einen Pflug leihen, oder ging die Tochter oder Magd eines andern Nachbarn mit verbundenem Kopfe vorbei, flugs waren das die Hexen und wurden darum angesehen oder gar angerufen.

So oft der Lauterbacher Kohlenbrenner um den Weg war, gab's auf diese Art Feindschaften, und doch fürchteten die Bauern den Sympathiedoktor zu sehr, um gegen ihn vorzugehen.

Da faßte der Schillisepp den mannhaften Entschluß, dem Hexenkünstler, der gedroht hatte, jeden zu bannen, der gegen ihn etwas unternehmen wolle, das Handwerk zu legen. Als Zeugen nahm er seine zwei Knechte mit. In einer dunkeln Nacht ging er zum einsamen Kohlplatz, wo der „Kohler" in seiner Strohhütte schlief. Er weckte ihn und verlangte Einlaß. Der wurde ihm versagt.

Sepps starke Hand hatte aber die elende Tür schnell eingedrückt und den Hexenmacher erfaßt, der nun mit beiden Fäusten bearbeitet wurde.

Als der Schillisepp genug draufgeschlagen hatte, ließ er den „Kohler" los mit den Worten: „So oft Du in den Schottenhöfen Kohlen brennst und die Leute hintereinander richtest mit Deinem Hexenmachen, komme ich zu Dir wie heute nacht." Sprach's und ging mit seinen Adjutanten von dannen.

Am andern Morgen war der schwäbische Kohlenbrenner verschwunden und kam nie wieder. Und das hatte mit seinen Fäusten der Schillisepp getan und zugleich ein Zeugnis abgelegt von seinem gesunden Menschenverstand. Seitdem soll es keine Hexen und keinen Hexenglauben mehr in den Schottenhöfen geben.

Die Radikalkur an dem Kohlenbrenner ermutigte den Schillisepp, seine Heilmethode auch weiter zu verbreiten und als Vertreiber des Aberglaubens Gastrollen zu geben.

Er hörte, daß unter seiner alten Heimat, dem Mühlstein, im Nordracher Tal am Grafenberg, in der Winterszeit an Sonntagabenden und in die tiefe Nacht hinein „Sternenwizelei", d. i. allerlei Aberglauben, Geisterrufen usw. getrieben werde.

Der Schillisepp beschloß, diesem Unfug ein Ende zu machen. Er nahm abermals seine Knechte, kleidete sie und sich, nachts beim Grafenberg angekommen, in weiße Leintücher und schwärzte die Gesichter.

Es ging gegen Mitternacht. Die „Sternenwizler" saßen beim trüben Schein der Spänbuche in der Stube und trieben ihren Hokuspokus. Da pochte es an der Tür, der Haushund heulte und winselte draußen.

Die Sternenwizler glaubten an nichts anderes als an eine Geistererscheinung und erschraken. Da rief's draußen: „Aufgemacht oder die Geister zünden Euch das Haus über

dem Kopf an. Wir sind gebannte Geister und suchen Erlösung."

Ängstlich wird die Tür geöffnet, leichenblaß sitzen die Sternenwizler hinter dem Tisch. Die Geister ziehen starke Haselgerten unter ihren Leintüchern hervor und treiben mit scharfen Streichen die Gesellschaft auseinander, während die Baßstimme des Schillisepp zwischenhinein ruft: „So, des isch für's Sternewizle."

Wie gekommen, ging er mit seinen Leuten über Mühlstein den Schottenhöfen zu, und seitdem hat auch die Sternenwizelei am Grafenberg aufgehört. —

Beliebter als der schwäbische Hexen-Kohler war um die gleiche Zeit der Joch- und Wannmühlenmacher der Bauern auf den Schottenhöfen.

Eine gute Wannmühle zum Fruchtputzen ist ein Hauptwunsch jedes ordentlichen Bauern, aber noch wertvoller sind dem Kinzigtäler Bauern gutgehende Joche für seine Ochsen. Joche muß der Bauer in jenen steilen Bergen haben, damit die Tiere gleichmäßig anhalten und keines ohne das andere davon kann, was zur Sicherheit des ganzen Gefährtes an den hohen Berghalden unbedingt nötig ist.

Der Bauer weiß, daß die Joche keine Liebhaberei der Ochsen sind, kann ihnen jedoch nicht helfen, läßt aber das Joch so bequem als möglich machen, und deshalb liegt ihm viel an einem guten Jochschneider. Und das war vor sechzig und mehr Jahren in den Schottenhöfen und im alten Reichsgebiet der „Rätsel-Benedikt".

Er stammte aus „dem Geroldseckischen", drüben am linken Ufer der Kinzig, hatte alle napoleonischen Feldzüge mitgemacht, war oft aus Kriegsgefangenschaft desertiert und hatte während jener Kriegsjahre sieben „Potentaten" als Soldat gedient.

Wenn der in die Schottenhöfe kam, gaben die Bauern ihm das schönste Nußbaumholz, setzten sich am Abend um ihn herum, und der Benedikt fing an Joche zu schneiden

und gab dazu seine Kriegsfahrten, seine Abenteuer, Schnaken und namentlich Rätsel zum besten.

Heute noch zeigen ältere Bauern Joche aus Nußbaumholz und erzählen, die habe ihr Vater oder Großvater selig noch beim Rätsel-Benedikt machen lassen, und so gute bekomme man keine mehr.

Der Benedikt war ein Liebling des Schillisepp, und es ist schade, daß niemand aufgeschrieben hat, was der Alte aus seinem Leben zu erzählen wußte. —

Mit etwas mehr Humor als mit dem Kohler und den Sternenwizlern ging der Enkel des Vogts auf Mühlstein mit den Schneidern im Tal um. Sein Weib erklärte ihm eines Tages, wenn er auf Ostern seinen neuen Rock haben wolle, dessen Stoff er auf dem Fastenmarkt in Hasle von den „Freudenstädter Tuchern" gekauft habe, müsse er selbst für einen Schneider sorgen. Sie habe schon seit Wochen auf dem Kirchweg den „Schlappenschnider" kommen heißen, es habe aber nichts genützt.

Seinen neuen, langen, schwarzen Rock mit dem Stehkragen mußte der Schillisepp aber unbedingt haben zur hellroten Weste am Ostertag. Er tröstete die Frau mit den Worten: „Sei nur z'friede, Alte, ich bring gewiß a Schnider ins Hus!"

Drunten im Unterharmersbach, genannt im „Hamben", den die Schottenhöfer passieren, wenn sie an Samstagen nach Zell wallfahren oder am Sonntag in die Kirche gehen — saßen damals drei Schneider: der Schlappenschnider, ein Pantoffelheld[1], der Weckenfresser, ein Liebhaber von Milchbrot, und der Gottfried.

Als nun der Schillisepp am Sonntag aus der Kirche heimging, kehrte er bei jedem der drei Kleiderkünstler an und sprach: „Schnider, morge müaßt Ihr zu mir ins Kundehus komme, 's kommt mir auf doppelte Taglohn nit an, aber i muaß mi druf verlosse könne!"

[1] Schlappen heißt bei den Alemannen der Pantoffel.

Einstimmig versprachen der Schlappenschnider, der Weckenfresser und der Gottfried das Kommen.

Als der Bauer heimkam, sagte er zur Bäuerin: „Alte, Du bringst nit emol ein Schnider ins Hus; morge kannst aber alle drei sehen."

Der Morgen kam und mit ihm als erster der Schlappenschnider, den Ellenstab unterm Arm, das Nähzeug und die Scheren in einem Kistchen auf dem Rücken und das Bügeleisen in der Hand.

Freundlich empfing ihn der Sepp, die Bäuerin servierte die Mehlsupp und der Bauer das Kirschenwasser. Nach diesem Anfang ging der Schlappenschnider ans Geschäft, wozu er den ganzen Tisch brauchte.

Der Schillisepp spähte jetzt das Tälchen hinaus nach den zwei andern Meistern Zwirn. Richtig keuchte der Weckenfresser, ebenso beladen wie der Schlappenschnider, durch den duftigen Morgen herauf den Schottenhöfen und dem Hügel zu, auf dem der Hof lag.

Jetzt setzt sich der Bauer ruhig zum Schlappenschnider und schaut ihm zu. Indes macht der Weckenfresser die Stubentür auf, sieht den Kollegen an der Arbeit, schlägt zornerfüllt die Tür wieder zu mit den Worten: „Do isch jo scho a Schnider!" — und eilt schimpfend talabwärts dem Hamben zu.

Der Schillisepp lacht auf den Stockzähnen, stellt sich wieder ans Fenster und schaut nach dem dritten Schnider. Gleich unter dem Hofe trifft der Gottfried mit dem Weckenfresser zusammen, der ihm berichtet, er solle nur wieder umkehren, der Schlappenschnider sitze schon droben auf dem Schilli-Hof. Der Bauer werde sich aber „verluege", wenn er glaube, er dürfe die Schnider vom Hambe so vexieren. Er will den Gottfried bestimmen, mit ihm sofort zum „Burgemeister" im Hambe zu gehen, den Schillisepp zu verklagen und den Taglohn zu verlangen.

Der Gottfried macht seinem Namen Ehre und meint,

ihm liege nichts daran, er habe dort drüben dem Bühlhof-Bur schon lange versprochen, zu dem gehe er jetzt. Der Weckenfresser aber eilt dem Hambe und seinem Vogt zu, klagt gegen den Schillibur auf Ersatz eines Taglohnes, was der Vogt, ebenso schlau wie der Schneider, aber nicht so schlau wie der Schillisepp, für recht und billig fand.

Nach dem Gottesdienst am Sonntag in Zell tritt der Ortsdiener, genannt „die Sicherheit", zum Schillisepp auf dem Kirchplatz und ladet ihn ein, auf dem Heimweg beim Bürgermeister anzukehren von wegen des Weckenfressers, der ihn verklagt habe.

„Sicherheit," sprach der Bauer, „komm, jetzt bekommsch a Schoppe Rote im Löwe. Denn die Vorladung freut mi meh' als der neue Rock vom Schlappenschnider."

Im Löwen da saßen die Hambacher und Schottenhöfer Bauern und waren neugierig, warum der Schillisepp und die Sicherheit heute Roten tranken. Der Sepp erzählte, er sei vorgeladen, der Weckenfresser habe ihn verklagt, und das freue ihn. Der eine oder andere Bauer hatte von der Sache gehört, da der Weckenfresser die Woche über auf den Höfen, wo er arbeitete, gehörig getrommelt hatte.

Alle Bauern meinten nun, es sei unbedingt sicher, daß der Schillisepp diesmal zahlen müsse, und das wäre nicht mehr als recht und billig. Der Sepp wettete mit jedem eine Maß Roten, daß er den Prozeß gewinne. Und jetzt folgten ihm und der Sicherheit die Schottenhöfer und Hambacher zum Vogt, um Verteidigung und Urteil zu hören. Nachdem der Richter in Gegenwart des Weckenfressers die Anklage dahin gestellt hatte, „der Schillibur habe den Weckenfresser ins Kundenhaus bestellt mit dem Zusatze, er müsse unfehlbar kommen. Der Schneider sei gekommen, aber es sei schon einer, der Schlappenschnider, dagewesen, und unverrichteter Sache habe der Weckenfresser abziehen müssen. Er verlange mit Recht den verlorenen Taglohn."

Ruhig antwortete der Schottenhöfer Hexenbanner: „Ich hab' alle drei Schnider bestellt und hätte allen dreien Arbeit gegeben. Aber es erschien nur einer, der Schlappenschnider. Der Weckenfresser kam nur unter die Stubentüre und, ohne nach seiner Arbeit zu fragen, oder mit mir auch nur ein Wort zu verlieren, schlug er die Tür zu und ging. Ich hab' ihn weder fortgeschickt, noch ihm die Arbeit verweigert. Und der dritte Schnider ist gar nicht auf den Hof gekommen."

Jetzt ging dem Weckenfresser, dem Bürgermeister und den Bauern, die gewettet hatten, ein Licht auf.

Der Schillisepp hatte seinen neuen Rock auf Ostern und für viele Sonntage hinaus mit einem seiner Kontrahenten eine Maß Roten zu trinken. Der Weckenfresser aber wollte, wie der Kohlenbrenner und die Sternenwizler, mit dem Schillibur nichts mehr zu tun haben.

Dieses großen Enkels des alten Vogts einziger irdischer Kummer wurde sein Todesjahr 1868. Er meinte, da es im Sommer mit ihm zum Sterben ging, den Schillisepp hätte unser Herrgott nicht in einem Jahr sterben lassen sollen, wo es einen so guten Wein gäbe. Den hätte er auch noch gerne versucht.

Auf einem kleinen Hügel, rings umgeben von grünen Matten, denen von allen Seiten der Talwand lustige Wasser zueilen, steht der Hof des Schillisepp. Seine Familie ist längst ins Breisgau hinaus verzogen, und ein ander Geschlecht haust am Sitz des wackern Mannes. —

Die Schottenhöfer, Lindacher und Nordracher Buren vereinigten sich, nachdem die erstern ihren Klosterherrn und die letztern ihre Reichsfreiheit verloren, zu einer politischen Gemeinde Nordrach. Aber die ehemaligen Klosterleute gehören heute noch, wie einst, in die Pfarrei Zell.

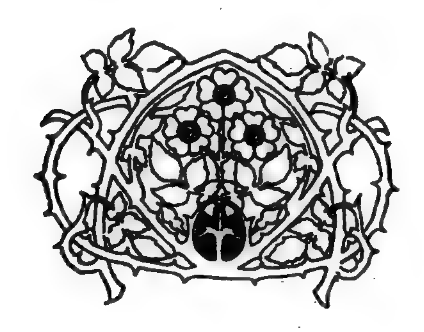
Vergeblich suchten sie in den dreißiger Jahren sich von den Nordrachern loszumachen und wieder eine eigene Vogtei zu bilden. Sie erreichten nur, daß stets ein Schottenhöfer und ein Lindacher im Rate von Nordrach sitzen solle.

Aber Vögte von Lindach und von den Schottenhöfen mit der Residenz Mühlstein wird es auf der jetzigen Erde wohl nie wieder geben.

Die alte Vogtei Mühlstein aber, dieser kleine Winkel im Schwarzwald, hat uns eine Fülle poetischen Volkslebens gezeigt. Sie bewahrheitet das Wort eines der geistreichsten Schriftsteller unserer Zeit, des Jesuiten Baumgartner, der einmal schreibt: „Der Born der Poesie rieselt in einsamer Heide, er fließt in stillen, der Aufklärung unzugänglichen Tälern." So ist es.

Daß bei den Naturmenschen die Poesie wohne, das haben schon die alten, hochkultivierten Griechen gefühlt. Sie verlegten den Sitz der Musen nicht in eine Stadt, nicht in ein Fürstenschloß oder an eine Universität oder gar an eine höhere Töchterschule, sondern in die einsame Heide. Da sprudelte der Musenquell Hippokrene, und da verkehrten die Musen — nicht mit Professoren und „Blaustrümpfen" — auch nicht mit Hofdamen und Kammerjunkern, sondern mit Hirten, d. i. mit Bauern.

Und wer das nicht verstehen kann,
Der lerne besser lesen.





Der Jaköbele in der Grub.

1.

In meiner Vaterstadt Hasle war es zu meiner Zeit üblich, daß die Wirte, Metzger und Bäcker mit den Bauern der umliegenden Täler und Berge auf Du und Du standen.

Es rührte dies teils daher, daß der Metzger-, Wirts- oder Bäckerbube den Bauernbuben schon duzte, wenn er ins Städtle und in seines Vaters Metzig oder Stube kam; und wenn dann der Bauernjunge „Bur" und der Städtlebub Metzger oder Bäcker geworden war, blieb die alte Freundschaft.

Zum Teil entsprang diese „Bruderschaft" aber auch einer uralten Kriegslist der „Haslemer" Geschäftsleute. Sie schmollierten mit den besseren Buren, um ihnen dann ihre Schoppen und Groschenlaible leichter auf- und ihre Kälber, Schafe und Fruchtsäcke billiger abschwätzen zu können.

Eine Ausnahme machte mein Bäcker-Vater. Als Bube hatte er keine derartigen Bekanntschaften machen können; denn mein Bäcker-Großvater duldete seine Buben nicht in der kleinen Stube, wenn Gäste da waren. Sie sollten nicht Zeugen sein, wie er vor den Bauern mit scharfer Zunge Welt und Menschen kritisierte.

Und als sein Sohn Philippus selber Bäckermeister ward und die Bauern gastierte, hielt er es unter seiner Würde, die alte Bauernfängerei zu treiben. Drum war er mit gar wenigen Bauern „per Du".

Ich erinnere mich nur an zwei, an den Krämerhans und an den Roserbur, beide am rechten Ufer der Kinzig wohnend. Der Roserbur war Bur in Fischerbach und der Krämerhans in Weiler und zugleich Bürgermeister.

Der Krämerhans wohnte unten an den Felsen, auf denen einst die Herren von Ramstein ihr Schloß hatten und unter welchen heute das reizende Dörfchen liegt. Neben ihm hauste mein alter Kegelfreund aus der Studienzeit, der Remmler-Michel.

Der Krämerhans war ein lustiger Mann. Ein paar helle Augen schauten aus seinem „Durschlechten-Gesicht"[1] und ein schneidiges Wesen aus seinem schwarzen „Manchester-Kittel".

Ich entsinne mich noch gut, wie er anno 1848 bei dem großen Franzosenlärm am Morgen mit einigen seiner „Williger Buren" vor unser Haus marschierte, er, der Vogt, bewaffnet mit einer alten Jagdflinte, die andern mit Flegeln und Sensen. Er fragte nach meinem Vater, dem damaligen Stadtkommandanten, und weil er bereits auf dem allgemeinen Waffenplatz vor dem Städtle draußen war, rückte er schleunigst dahin ab und ich hintendrein.

Der lustige Vogt schrie fortwährend: „Wo sind die Franzosen? Die wollen wir metzgen!"

Mein Vater nannte später noch oft den Krämerhans „Franzosenmetzger", ein Titel, über den er jeweils stolz lachte.

Der Krämerhans besaß einen zwar kleinen, doch guten Hof, aber es litt ihn nicht daheim. Er war am liebsten „im Städtle".

---

[1] Durschlechten werden im Kinzigtal die Blattern genannt, weil sie die Haut des Gesichtes durchschlagen.

Wenn er am Morgen seine Audienz als Vogt in seiner Stube abgehalten hatte, wobei er in Gegenwart seiner acht Kinder amtierte und diesen stets eine praktische Lehre gab aus dem Gehörten, so suchte er ins „Städtle" zu kommen.

Zu diesem Zweck war er längst auf die Idee verfallen und hatte sie ins Leben übersetzt, Holz- und Steinfuhrmann zu werden. Er „verakkordierte" von den Haslacher Holzhändlern die Abfuhr der Hölzer, die jene in den fürstlichen Waldungen am Nill, am Kostberg, im Erlengrund und im Waldstein ersteigert hatten. Und ganz hinten im Waldstein, bei der Heidenkirche, lagen mächtige Sandsteinblöcke, aus denen der Stadtmurer aus der Karfunkelstadt und andere Künstler Brunnentröge und Mühlsteine modelten. Auch diese führte der Krämerhans ins Städtle und in die Talmühlen jenseits desselben.

Bei allen diesen Fuhren kam er, und das war ihm die Hauptsache, ins Städtle, und ins Städtle ging er ums Leben gern wegen der lustigen Haslacher und des noch lustigeren Trinkens, welch letzteres die Hauptsache von der Hauptsache war.

Um des guten Essens und Trinkens willen, das ja, wie der Bauer sagt, Leib und Seele zusammenhält, machte der Krämerhans auch drei Feiertage in der Woche, den ersten am Samstag, den zweiten am Sonntag und den dritten am Montag.

Am Samstag unternahm der Vogt von „Willer" regelmäßig eine Wallfahrt zu Wagen nach Maria Zell. Dahin trieb aber den Krämerhans nicht etwa, wie viele andere Bauern und Bäuerinnen, seine Liebe zur Mutter Gottes, sondern seine Vorliebe für die Bratwürste im Sommer und für die Stockfische in der Fastenzeit, welch beide Gerichte nebst gutem „Wi" im Städtle Maria Zell stets auf die Bauern warten.

Über seinem Hof droben, auf dem Schloßberg, stand

unter der Kirche das Bäckerhaus von Willer, und die „Beckin" war des Krämerhansen Schwester, seine ständige Begleiterin und Gesinnungsgenossin auf der Wallfahrt.

An der Ecke, wo es im Haslacher Städtle, von Willer her, Zell zugeht, da wohnte in jenen Tagen der Gerber Aiple, bei dem ich damals öfters als „Lohkässtampfer" in Diensten stand.

Der Gerbermeister, ein kleiner, aber weitgereister und kluger Mann aus dem benachbarten Schwabenland, hatte dem Vogt von Willer längst abgeguckt, warum er so fromm geworden, und war ein guter Freund vom Krämerhans vom Wirtshaus her.

Wenn nun dieser an Samstagen in aller Frühe beim Gerber um die Ecke fuhr mit der dicken „Beckin", so rief ihnen der kleine Mann, je nach der Jahreszeit, boshaft zu: „Ah, da kommt die Williger Bratwurst- (oder Stockfisch-) Wallfahrt!"

Der Krämerhans lachte aus voller Kehle, die Beckin schmunzelte, und in verschärftem Trab ging's Zell zu. Aber am Abend war die spottende Ecke beim Gerber wieder zu passieren, und da hieß es in der Regel: „Haben die Bratwürst' (oder die Stockfisch') g'schmeckt?" Der Hans lachte und die Beckin schmunzelte, und im Galopp ging's über die Kinzigbrücke.

Am andern Morgen, schon vor 8 Uhr, kam der Vogt von Willer wieder über die gleiche Brücke. Er besuchte die Frühmesse in Hasle, und dann hatte er abzurechnen. In der vergangenen Woche hatte der Hans Holzhändlern Holz oder einem Haslacher Bürger einen Sautrog aus dem Waldstein zugeführt, und da gab's Geld. Und „ohne Geld keine Freude", meinte der Krämerhans, der dann den Rest des Morgens bei seinen guten Freunden, den Haslacher Wirten, zubrachte.

Den Nachmittag weihte er seinen Bauern droben im Engel. Auf den Ruinen des Schlosses der Herren von

Ramstein steht dieses Wirtshaus, zu meiner Zeit den gleichen Engel im Schilde führend, den die Kirche daneben als Patron verehrt, den hl. Erzengel Michael.

Hier war auch des Vogts Tochter, die Magdalene, Wirtin, zweifellos damals die schmuckste und schönste im ganzen Tal.

Bisweilen gab's in meiner Knabenzeit einen „Hosig" im „Schloß z'Willer", wie der Engel allgemein hieß. Wenn ich dann die Bauern und Bäuerinnen im zweiten Stock sitzen sah in den tapezierten Zimmern und die Sonne zu den Fenstern herein sie vergoldete, so kamen mir die Bauern „im Schloß" vor wie verklärte Edelleute.

Hier saß der Krämerhans an Sonntagnachmittagen und trank Roten, der am Schloßberg famos gedieh, und erklärte seinen Bauern die Verordnungen des Amtmanns von Hasle und erzählte aus der Praxis der vergangenen Woche.

Spät am Abend ging er mit seinen zwei Nachbarn, dem Schöner-Basche und dem Remmler-Michel, den Berg hinunter. Doch ehe sie sich am Fuß des Schloßbergs trennten, ward die Abfahrt auf den Haslacher Montagsmarkt abgemacht.

Der Krämerhans allein hatte ein Bauernwägele. Die beiden andern fuhren deshalb mit ihm. Er und der dicke Schöner-Basche nahmen „im Sitzle" Platz, und der Remmler-Michel postierte sich hinter dasselbe. Kerzengrad' und die Pfeife im Munde stand er über den zwei Kumpanen im Wagen, wie eine Viktoria auf einem Siegesdenkmal über den unter ihr stehenden Kriegergestalten.

So fuhren sie zum Städtle herein und vor den Engel, wo der Krämerhans einzustellen pflegte. Hier ward zunächst ein Dejeuner eingenommen, wie es bei allen bessern Buren jener Zeit an Markttagen üblich war. Es bestand in einem „Rästile"[1] und einem Schoppen guten Wein.

[1] Geröstete Leber.

Dann gingen die drei hinein auf den Markt und verkauften jeder seinen Sack Haber oder Korn, den sie auf dem Wagen mitgebracht hatten und dessen Erlös keinen andern Zweck hatte, als das „Zehrgeld" für den Montag zu bestreiten.

Der Bäcker oder Fruchthändler zahlte sie am Marktplatz, im Kreuz oder im Raben aus, und bei der Gelegenheit wurde der zweite Schoppen getrunken.

Jetzt ging's ins Bierhaus, wo der Remmler-Michel sofort die Kegelbahn aufsuchte, um einzelne Bauern „abzubiegen". Da blieb er, bis die Sonne hinter dem Haslacher Galgenbühl hinabgesunken war.

Der Krämerhans und der Schöner-Basche aber ließen sich in der Bierstube nieder, wo die Haslacher Bürger zum Frühschoppen erschienen und das Neuste aus Stadt und Land besprochen wurde. Auch traf der Krämerhans seine Kunden, die Haslacher Holzhändler: den Glaser Kirnberger, einen feinen, vornehm redenden Mann, der im Senate der Republik Venedig hätte sitzen können, und den Metzger Köbele, einen alten Polterer. Beide handelten mit Holz nach Straßburg und gaben dem Vogt von Willer reichlich Gelegenheit, ins Städtle zu kommen.

Hatte es vom Haslacher Kirchturm Mittag geläutet, so brachen der Krämerhans und der Schöner-Basche aus dem Bierhaus auf — der Remmler-Michel wich, wie oben gesagt, nicht vor Nacht von der Kegelbahn — und suchten ein Mittagessen in irgend einem der vielen Bauernhotels des Städtchens.

Der Inbegriff eines Marktessens beim Kinzigtäler Bauer ist „Brote un Salat". Unter Braten versteht der Bauer hierzulande stets nur den Kalbsbraten, von jenen elenden Kälbchen, welche die Haslacher Metzger schon schlachten, wenn sie kaum etwas größer sind als eine Katze.

Solch ein Kalbsbraten galt dem bescheidenen Bauern meiner Knabenzeit an Markttagen als der höchste Genuß,

über dem er die Mühen seines Daseins und die Schulden auf seinem Hof für einige Zeit vergaß.

Buren, mit denen die Weiber zu Markt gefahren, ließen nach diesem Diner einspannen und fuhren „heime zua“. Aber diejenigen, welche „ledig“, d. h. ohne Wiber, auf den Markt gekommen, und zu denen gehörten unsere drei „Williger“, gingen, wie die „großen Herren“, nach dem „Brote un Salat“ zum Kaffee.

Der wurde im Kreuz oder im Raben oder in der Sonne eingenommen, und da erschienen die Haslacher Bürger abermals und spielten mit den Buren den Kaffee heraus und dann noch etliche „Botellen Wi“ hintendrauf.

So wurde es Abend und dunkel, bis die „ledigen Buren“ heimfuhren. Und Nacht war's gar oft, wenn der Krämerhans, der Schöner-Basche und der Remmler-Michel über die Kinzigbrücke kutschierten, der Michel wieder stolz hintendrauf stehend, wie ein Pandur hinter zwei Offizieren.

Waren sie am Fuße ihres Schloßbergs angefahren, so gingen sie aber ja nicht in ihre Höfe, sondern nochmal bergauf ins Schloß. Hier ward, wie der Remmler-Michel in seiner Keglersprache zu sagen pflegte, das „Schluß-Rambo“ abgehalten mit Rotem, der mit Würfeln „herausgemacht“ wurde.

Über den friedlichen Hütten unten am Schloßberg tönte noch bis gegen Mitternacht das Johlen und Lachen der Spieler. Der Remmler-Michel war im Lachen Virtuos, und wenn er in der Stube des Schloßwirtshauses auflachte, gab es Echo drüben über der Kinzig an der Waldecke beim „geschwigen Loch“.

Den dicken Schöner-Basche kam der stille Heimweg vom Schloß herunter bisweilen schwer an. Ein Stück weit half er sich an dem Hag, der auf kurze Strecke den Weg von dem Baumgarten des Bäckers trennte. Sobald aber der Hag ausging, wurde es gefährlich, und der Schöner-Basche ist manchmal unter dem mehr als homerischen Lachen

des Remmler-Michels den Schloßberg hinabgerollt und vor seinen Kollegen, stets heiler Haut, unten angekommen.

Das war in der „guten alten Zeit". Jetzt ist der Wein zu rar und zu teuer, und die Bauern sind sonst auch zahmer, aber nicht durch die Kultur, sondern durch allerlei neue Lasten und Mißwachs.

Heute liegt jeden Abend stiller Friede über dem „Schloß in Willer", es gibt kein Echo mehr am Haslacher Wald vom Lachen der Bauern, und der jetzige Schloßwirt, der Isidor, mein alter Kriegskamerad von Rastatt her, raucht am Abend einsam seine Pfeife unterm Fenster, schaut noch ein wenig ins schöne Tal hinunter, und dann legt er sich zur Ruhe. —

Mit dem Montagabend hatte der Krämerhans drei Feiertage gehabt. Am Dienstag ging's wieder an die Arbeit, aber immer in der Richtung zum Städtle. Die ältern Buben mußten mit den Wibervölkern Haus und Feld bestellen, und der Vater Vogt, genannt Krämerhans, fuhr mit seinem Lieblingssohn in den Waldstein oder in den Erlengrund.

Dieser Lieblingssohn, dem Alter nach der vierte von den sechsen, das war „der Jaköbele", ein gar kleines, dünnes Büble, über welches wir Haslacher Buben spöttelten, wenn er in seinen blauen Zwilchhosen, einem ebensolchen Kittel und einem Filzhut neben dem Holzwagen seines Vaters daherschritt als Fuhrmann.

Der Jaköbele war ums Leben gern bei den Pferden, und das gefiel dem Krämerhans; denn er war auch gern bei ihnen, besonders wenn sie dem Städtle zugingen.

So kam es, daß der Jaköbele als zehnjähriges Büble schon ein guter Roß- und Wagenlenker war und emsig talauf und talab fuhr, emsiger als in die Schule, wo es der alte Lehrer Goldschagg nicht so genau nahm, wenn des Bürgermeisters Jaköbele auch öfters in den Waldstein fuhr, statt in die Schule zu gehen.

Aber der Jaköbele kam so auch viel auf Hasle und in

den Engel, wo die Postwagen und die großen Eil-Frachtwagen von Hummel in Kehl auf ihrem Weg von Frankfurt nach Schaffhausen vorfuhren und von dem Büble mächtig angestaunt wurden. Es verguckte sich namentlich in die Postillons mit ihren Posthörnern, ihren lackierten Hüten und ihren goldgelben Fräcken.

Und so oft er in Hasle war und, neben dem Vater auf dem leeren Leiterwagen sitzend, heimfuhr, sprach der Jakóbele von nichts anderm, als daß er einmal „Postle" werden dürfe, was ihm der Alte jeweils zusagte, sobald er aus der Schule wäre.

Alle Kinder der Volksschule freuen sich auf die Schulentlassung, besonders die auf dem Schwarzwald, wo zwar schwere Arbeit ihrer wartet, aber auch die ungetrübte Freiheit, in Wald und Wiese zu leben, und den weiten Weg in die Schule nicht mehr machen zu müssen. Der Jakóbele aber ersehnte jenen Tag am heißesten von allen Kindern der kleinen Dorfschule auf dem „Williger Schloßberg", weil er Postillon werden wollte.

2.

An der Erfüllung unserer menschlichen Lieblingswünsche hängen aber in der Regel Schweiß und Tränen. So ging es auch dem Jakóbele. Zu gleicher Zeit, da ich in Rastatt, wo mein heißer Wunsch, Student werden zu dürfen, sich erfüllen sollte, in dem Schuhmacherhäuschen am Rohrersteg saß und weinte, weinte der Jakóbele ins Engelwirts Roßstall z' Hasle, wo er sich zum Postillon ausbilden wollte.

Der Engelwirt hatte ihn trotz seiner Jugend aufgenommen, vorerst jedoch ohne Lohn. Das wäre noch zum Aushalten gewesen, aber der Jakóbele meinte, er bekäme jetzt gleich einen gelben Frack, ein Posthorn und einen Hut; doch hierin hatte er sich bitter getäuscht.

Er mußte im ersten Jahre die Pferde putzen und tränken, und zwar nicht die Postpferde, sondern die Gäule der fremden Frachtfuhrleute und der Bauern. Die Trinkgelder hierfür steckte jedoch der Hausknecht, der Sepple, in die Tasche. Bisweilen durfte der Postillonskandidat ins Heu oder in den Klee fahren, aber von einem Kutschieren auf dem Postwagen war noch keine Rede.

Im Hause trug er nur den Namen „der Bua", und wer Lust hatte, rief und schickte den Bua, wohin es ihm beliebte, so daß dieser schließlich nur der Pudel im Engel war. Der Jaköbele weinte darüber gar oft, aber die Hoffnung auf den Postillon hielt ihn immer wieder fest in seiner elenden Lage.

Bei den Haslacher Buben, zu denen ich in den Ferien der ersten Studienjahre auch noch zählte und die am Engel zahlreich sich versammelten des dortigen Verkehrs wegen, hieß der Bua nur „'s Engelwirts Jaköbele", den sie verhöhnten und verspotteten ob seiner Kleinheit.

Kameradschaft machte keiner mit ihm, und im Hause ward er lieblos oder gleichgültig behandelt, so daß der Jaköbele sein Leben einsam beweinte.

Der Engelwirt Kröpple, ein Vetter meines Vaters und in bezug auf seinen ständigen Geldmangel auch einer von mir, war damals ein alter Hagestolz, der mit einer ebenso alten Haushälterin, des Soderers Rike, der Tochter des berühmten Ratschreibers aus meiner ersten Knabenzeit, das große Geschäft führte. Der Mann arbeitete sich jahraus jahrein ab, hatte aber, was oft den besten Menschen passiert, kein Glück und deshalb meist kein Geld.

In den Stall, wo seine vielen Postpferde standen, kam er regelmäßig nur am Samstag abend und am Sonntag nachmittag, aber nicht der Pferde oder Knechte wegen, sondern aus einem ganz andern Grunde.

An den genannten Tagen kamen nämlich die Haslacher Handwerksleute, die Schmiede, Sattler, Wagner,

Metzger und Bäcker, welche für den Posthalter Arbeit und Waren geliefert hatten und nun Geld wollten.

Des Engelwirts bares Geld hatten aber schon die Haberbauern und die Pferdejuden, die nur gegen bar abgaben, geholt, und für die obigen Haslacher blieb keines mehr übrig. Drum ergriff der Posthalter die Flucht vor ihnen, und zwar flüchtete er sich regelmäßig in den Stall, bis seine Gläubiger fort waren.

Da dies oft lange dauerte, blieb er auch lange in diesem Asyl und fand so Zeit, jedes Hufeisen und jeden Pferdekamm und jeden Riemen zu visitieren.

Da er ohnedies schlechter Laune war, so teufelte er dann bei jedem Befund, der ihm nicht gefiel, über alle Maßen. Die Postknechte waren aber meist auf der Fahrt, der Hausknecht machte sich davon, und der Bua allein mußte bleiben und das „Kruzen-Fixen" des bedrängten Posthalters und seine „Napoleons-Sapperment" in Vertretung der anderen über sich ergehen lassen.

Wenn dann die Rike das Kellnermädchen schickte: „der Herr möge hereinkommen," so war die Bahn wieder frei für den geldarmen Mann, und der Bua bekam sofort Ruhe im Stall. —

Nach einem Jahre mühsamen, tränenreichen Stalldienstes avancierte der Bua. Er durfte jetzt „Beichaisen" führen. War nämlich der eigentliche Postwagen besetzt und weitere Passagiere da, so wurden diese in einer Beichaise befördert, einer alten Landkutsche, deren Lenker aber auch die Uniform eines Postillons bekam, selbst wenn er kein solcher war.

Es gingen damals zwei verschiedene Posten durchs Städtle. Die große, eigentliche Eilpost, die den Weltverkehr vermittelte, zwischen Frankfurt und Hasle und von da weiter über Donaueschingen nach Konstanz. Sie hatte die besseren Wagen und Pferde und die besseren Konduk-

teure und Postillons, aber auch die vornehmeren Passagiere. Sie entsprach in allem dem heutigen Blitzzug.

Die andere, die sogenannte kleine Post, besorgte den Kleinverkehr zwischen Schramberg, Wolfach und Offenburg und entsprach dem Bummel- oder richtiger dem jetzigen Lokalzug.

Diese Post brauchte selten eine Beichaise, wohl aber die „große". Hinter dieser fuhr nun unser Jakóbele mit seiner alten Landkutsche drein, im Frack und Hut eines Postillons. Man sah den Kleinen kaum, so verschwand er in dieser Uniform, die für einen ausgewachsenen Mann, aber nicht für den Jakóbele gemacht war.

Jetzt wurde er erst recht ausgelacht von den bösen Haslacher Buben, und mancher fremde Passagier stieg laut zweifelnd an dem kleinen Postillon ein, was diesem wieder manche Träne verursachte.

Aber er war doch „Postle" in Frack, Hut und mit Posthorn, und das heilte immer wieder die Schmerzen, die auch jetzt noch nicht aufhörten.

Er mußte die Beichaisen bis Gengenbach führen und hatte dort auf Rechnung des Haslacher Posthalters für zwei Kreuzer Brot und einen halben Schoppen Wein zu verzehren. Es kam nun vor, daß dem Jakóbele bei der Heimfahrt halbwegs eine zweite Beichaise begegnete, und da kommandierte der ältere Postle, der sie brachte, den Bua, umzukehren und den zweiten Wagen nach Gengenbach zu bringen, während jener mit dem leeren heimfuhr.

So war er oft über Mittag auswärts, durfte aber, wenn er nicht den Zorn des Engelwirts über sich ergehen lassen wollte, nicht mehr verzehren als die obige Ration. Geld hatte er keines, und so saß der Jakóbele manchmal hungrig im Poststall zu Gengenbach und weinte vor Hunger und Elend.

Da kam eines Tages der Posthalter, Salmenwirt Abel, in den Stall und sah den weinenden Jakóbele. Der erzählte

ihm auf Befragen, daß er aus Hunger weine. Der Salmenwirt ward gerührt, und ließ fortan, so oft der Jakobele mit der Beichaise kam, dem Miniatur-Postle von Hasle ein Stück Fleisch gratis vorsetzen. Von jetzt ab fuhr der Kleine mit Vergnügen talabwärts.

Im Herbst 1858 hat er auch einmal mich in einer seiner Chaisen nach Gengenbach spediert. Ich war in der Vakanz gewesen und fuhr wieder Rastatt zu. Die Mutter wollte mich mit ihren guten Lehren begleiten bis zur nächsten Poststation. Für mich wäre noch Platz gewesen auf der „großen Post", und ich hätte in jenen Tagen auch nicht ungern auf die Begleitung der mütterlichen Predigerin verzichtet. Allein der Vetter Engelwirt sprach alsbald: „Frau Bas, ich laß Sie in einer Beichaise nach Gengenbach führen."

So mußte ich mit der Mama allein in die alte Kutsche, während ich lieber beim Postle droben gesessen wäre, beim Andres, der vortrefflich das Posthorn blies.

Unser Kutscher aber war Jakobele, der Kleine, in der gelben Goliathsrüstung. Die Mutter ließ, trotzdem es ein schöner Herbsttag war, das alte Kabriol schließen, so daß ich mit ihr wie in einem Beichtstuhl saß, was die Gute wollte, damit der Jakobele nicht höre, was sie dem Bruder Leichtsinn predige. Auf meine Bitte mußte der Jakobele wenigstens auf der einen Seite die Glasfenster, welche man wie Läden umschlagen konnte, öffnen.

Kaum waren wir unter der „Gottlütbruck" und damit vor dem Städtle draußen, als die Mutter, welche zu Haus vor den vielen übrigen Geschwistern, und weil ich ihr aus dem Weg ging, ihre Abschiedsrede nicht halten wollte noch konnte, dieselbe begann und mir zugleich alle Feriensünden, so verzeihlich sie auch waren, vorhielt.

Eben ritten die roten Dragoner vom Manöver heim, und unter dem Strickerwald passierten wir ihre Schwadronen. Ich guckte nun zum Fenster hinaus und die Sol-

daten an, während die Mutter im heiligen Eifer fortpredigte. Da, unfern des Marterbergs, fuhr der Jakőbele, der auch zu viel auf die Dragoner und zu wenig auf seine Pferde geachtet haben mochte, zu nahe an einen Bagagewagen. Ich konnte meinen leichten Studentenkopf noch zurückziehen, aber die Glasfenster an unserer Kutsche wurden gestreift und flogen in Scherben nach allen Richtungen auf die Straße.

Die Mutter gab mir die Schuld an dem Unglück, weil ich verlangt hatte, daß man die Glasläden öffne. Der Jakőbele aber weinte, als wir nach Gengenbach kamen, weil er seinem gestrengen Posthalter die Fenster vergüten müsse und kein Geld habe.

Die Mutter tröstete ihn, sie wolle es schon ausmachen mit dem Vetter „Kröpple" und ihn befriedigen, daß der Jakőbele nichts bezahlen müsse. Mir aber gab sie einen erneuten Verweis, weil ich eben „nichts als Unkosten mache".

Der Jakőbele und die Mutter fuhren dann in der „Beichaise" wieder heim, ich aber wanderte leichten Herzens vollends zu Fuß nach Offenburg und an die Bahn. —

Als ich wieder in die Vakanz kam, war der Jakőbele etatmäßiger Postle bei der „kleinen Post" in eigener Miniaturuniform und mit einem Gehalt von fünfzig Gulden. Sein Lieblingswunsch war erfüllt, aber die Tränen noch nicht gewichen und auch der Name „Bua" nicht.

Er war natürlich der jüngste Postle; die zwei andern, der Oberpostle Andres und der zweite Postle, der Karle, stramme, alte Fuhrleute aus der Baar, machten mit dem Bua, was sie wollten. Besonders aber war der Oberpostle hart gegen ihn. Wenn er von seiner Fahrt heimkam und der Jakőbele auch da war, so mußte der ihm seine Gäule füttern und putzen, während der Andres hinaufging in die Mühlenstraße zu seiner Zukünftigen, „der Cölestine".

Das hätte sich der Bua noch gefallen lassen; denn der

Andres war ein vorzüglicher Posthornbläser, und diese Kunst sollte der Jaköbele auch noch von ihm lernen.

Er hatte zwar schon längst das „Hörnle probiert", aber die „Musikalität" ist, wie schon der Hansjörg in den „wilden Kirschen" sagte, im Kinzigtal nicht sehr heimisch, außer z'Hasle „in der Kanone" und bei Lambert, dem Schmied.

In „Willer", wo der Jaköbele daheim war, gab's damals gar keinen Musikanten. Sie mußten die Spielleute von Hasle oder aus „dem Müllenbach" kommen lassen, wenn die „Williger" eine Hochzeit hatten.

Die alte Musikschule von Weiler war verblüht. In meiner ersten Knabenzeit musizierten dort der „Höhhans" und der „Gigermathis". Beide wohnten nachbarlich am Fuße des Schloßfelsens, an welchem wohl von jeher, unter dem Schutz der Burg, als die ersten Ansiedler die Handwerker saßen, welche der Schloßherr und seine Edeldamen brauchten.

Der „Gigermathis" war seines Handwerks ein „Murer", seines Geschlechtes aber ein „Markolf". Wie dieser klassische Name unter die alemannisch-fränkischen Ramsteiner, Räpple, Armbruster und Heizmänner sich verirrte, ist mir unerfindlich. Der Name Markolf erscheint wie der eines versprengten Longobarden unter diesen Alemannen.

Über dem Markolf wohnte der „krumme Schnider", neben diesem der „Gundi", ein Zimmermann, dessen Nachbar, der „Höhhans", ein Schuster war, neben dem der Weber und Hechler saß, „der Wölfle", welcher im Winter wob und hechelte und im Sommer den Waldhüter machte, in beiden Ämtern aber eine durstige Kehle hatte, mit der er oft in meines Vaters Wirtsstube kam. —

Der Bua im Engel hatte also weder musikalische Anlage noch Vorbildung, und mit dem Hörnle-Blasen wollte es gar nicht gehen. Wer aber nicht blasen konnte, durfte nicht mit dem „großen Postwagen" fahren, denn da ver-

langte es das Reglement, daß der Postle beim Anfahren das Horn blies.

Die Pferde des Andres hätte nun der Bua schon besorgt, wenn jener ihn das Posthorn-Blasen gelehrt hätte. Versprochen hatte er es oft, aber zwischen dem Versprechen und dem Halten stand des „Basches Cölestine" bei der Mühlenkapelle droben. Statt den Bua das Posthorn zu lehren fürs Pferdefüttern, ging der Andres zur Cölestine und ließ sich im Stall nimmer sehen.

Holen durfte ihn der Bua nicht, wenn er noch so lange ausblieb.

Denn wer bei schöner Schnitt'rin steht,
Dem mag man lange winken —

hat selbst Scheffel beim Einsiedler auf Staffelstein erfahren.

Aber nicht genug damit, verübte der Oberpostle noch ein anderes Unrecht am Bua. Er nahm von dem für Jaköbeles Gäule bestimmten Haber und gab ihn den seinen, wenn jener mit dem „kleinen Postwagen" fort war.

So kam es, daß die Pferde Jaköbeles immer magerer waren, als die der zwei andern Postle, und wenn dann der Posthalter an den Tagen seiner Flucht vor seinen Gläubigern in den Stall kam, erging das Donnerwetter doppelt und dreifach über den Bua und seine Klepper.

Weinend saß dann der Kleine auf seinem leeren Haberkasten und blies Tränen auf sein Posthorn herab, an dem er sich abmühte.

Er brachte es mit Horchen, wenn die andern blasend anfuhren, und mit vielem Probieren so weit, daß er eine kurze Ankunfts-Fanfare und das Lied: „Seht die drei Rosse vor dem Wagen und den jungen Postillon" blasen konnte.

Und jetzt kam er an die große Post. Aber auch nach Erreichung dieses Ideals gingen des Jaköbeles Leiden nicht zu Ende. Seine vier um den Haber bestohlenen Braunen waren bergauf, Hornberg zu, nicht leicht imstande, den schweren Postwagen im Trab weiterzubringen.

Außer dem wenigen Haber war noch der Umstand daran schuld, daß der Oberpostle keines seiner Pferde, auch wenn's der Posthalter befahl, zu einer andern Arbeit als zum Postwagen hergab. Drum mußte der Bua stets noch mit seinen Gäulen Feldgeschäfte besorgen, so oft der Andres sich weigerte. Seine Pferde kamen deshalb oft schon ermüdet an den Postwagen und keuchten bald unheimlich talauf, namentlich bei schlechtem Weg.

Der Kondukteur ruft aus seinem Coupé, „er komme zu spät und könne die Fahrzeit nicht einhalten". Jetzt springt der Kleine von seinem Bock herunter und, die Peitsche schwingend, neben seinen Pferden her, bis die Station rechtzeitig erreicht ist.

Aber abwärts, da saß der Jaköbele stolz auf seinem Eilwagen. Und wenn er dann vor dem Engel anfuhr und sein Hörnlein-blies und der alte Krämerhans gerade dastand, so strahlten Vater und Sohn vor Vergnügen. Das war ein Lichtstrahl im mühevollen Postleben des Jaköbele.

So ging es Jahr und Tag. Da fährt der Bua eines Tages mit der großen Post von Hornberg herunter. Unter dem Städtle Husen begegnet ihm ein Schweinehändler, der seine Ware vor sich hertrieb.

Der Jaköbele will dem Mann und seinen Tieren möglichst nobel ausweichen, gerät aber an einen Wehrstein am Straßenrand und der Postwagen in die größte Gefahr, umgeworfen zu werden. Doch reißt die Geistesgegenwart des Jaköbele die Pferde noch rasch auf die andere Seite; der Wagen kommt aus dem Schwanken ins Stehen, aber die Deichsel ist gebrochen.

Mit zur Not gebundener Deichsel fährt der Bua beim Engel vor, und der Kondukteur meldet, wie es seine Pflicht und Vorschrift ist, den Vorfall und Schaden. Da straft der ergrimmte Posthalter den Jaköbele mit 5 Gulden und läßt ihn die Deichsel mit 25 Gulden bezahlen.

Das war dem Kleinen denn doch zu viel, auf einmal

mehr als die Hälfte seines Jahreslohnes zu verlieren. Er hing Frack, Hut und Posthorn im Stall an einen hölzernen Nagel, quittierte den Postlesdienst und verließ Hasle, die Stätte seiner Tränen und seiner Enttäuschungen.

Dies geschah, da ich noch Student war.

Wenige Jahre darnach kam die Schwarzwaldbahn, und die „Postle", die armen Pferde und der Posthalter bekamen Ruh. Draußen beim Engel, wo ehedem Post über Post ankam, und Frachtfuhren die ganze Straße entlang standen, wurde es totenstille, wie auf einem Kirchhof.

Der Oberpostle, der Andres Riedmüller aus Neudingen, heiratete die Cölestine und wurde Fuhrmann in der Mühlenstraße, der Karle, wie der Andres ein Sprößling der Baar, aus Allmendshofen bei Donaueschingen, seines Geschlechts ein Bauer, Briefträger im Städtle, was er bis ins zwanzigste Jahrhundert herauf gewesen ist; der Vetter Kröpple aber, der Posthalter, kam um Hab und Gut und starb im Spital.

Heute lebt von der alten Postlegesellschaft nur noch die rüstige Cölestine, eine Dame meines Alters. —

3.

Vom Jaköbele sah und hörte ich fortan nichts mehr. Er war mir, den das Schicksal indes auch in die Welt hinauswarf, ganz aus der Erinnerung entschwunden.

Da kam ich im Sommer 1890 einmal ins große, zu meiner Pfarrei gehörige Freiburger Universitätsspital, um die Kranken zu besuchen. Die barmherzige Schwester in der chirurgischen Abteilung sagte mir, es sei auch ein Kinzigtäler Bauer gekommen und habe schon nach mir gefragt.

Ich ging alsbald zu ihm.

In einem kleinen „Einzelzimmer" lag auf einem Bette ein alter Mann in grauen Haaren, mit einer großen Römernase und zum Skelett abgemagert. Es war der Jaköbele,

den ich, wie gesagt, seit seinen Postillonstagen nie mehr gesehen hatte.

Er weckte in mir wieder viele Erinnerungen aus längst vergangenen Tagen und vorab auch die Neugierde, zu wissen, wie es ihm in den vielen Jahren, da wir uns nicht mehr gesprochen, gegangen sein mochte. Drum zog ich bei ihm und andern Erkundigungen ein über seinen Lebensgang bis zum Eintreffen im Freiburger Spital.

Als er den einst so heiß ersehnten Postlesfrack unmutig an die Wand gehängt hatte, ging der Jaköbele über die Kinzig hinüber und heim ins Vaterhaus.

Aber dem Vater Krämerhans wollte er jetzt nicht mehr als Fuhrmann dienen. Einmal hätte es schlecht ausgesehen, wenn des „Engelwirts Jaköbele" von der „großen Post" weg ins Städtle gefahren wäre mit einem Holzwagen, und dann hätte der Alte jedenfalls wenig oder gar keinen Lohn bezahlt, und der Jaköbele wollte etwas Geld verdienen.

Schlichter Bauernknecht zu werden, dazu hielt sich der ehemalige Postle auch für zu gut, und so trat er bei seinem Schwager Moritz, dem Schloß- und Engelwirt, als Hausknecht ein.

Was in fürstlichen und hochadeligen Palästen der Haushofmeister, das ist in einem Schwarzwälder Wirtshaus der Hausknecht, nur noch weit mehr. Ein Haushofmeister wird nie die Repräsentation für seinen hohen Herrn übernehmen dürfen, der Hausknecht eines bessern Wirts, sei es auf dem Dorf oder im Städtle, vertritt stets seinen Chef in dessen Abwesenheit.

Er ist aber auch Haus- und Staatsminister. Er rapportiert seinem Herrn über alle Vorgänge und Maßnahmen in Haus und Feld und gibt nach dem Rapport die nötigen Befehle und Verordnungen.

Er ist Kriegsminister, denn alle „Völker" des Hauses stehen unter seinem Kommando.

Er ist Polizeidirektor, wirft aber in der Regel die Delinquenten eigenhändig zur Stube hinaus.

Er ist aber gar oft auch Finanzminister, der seinem Herrn für Geld sorgt. Ich habe mehr als einen Hausknecht im Kinzigtal gekannt, der seinem Wirt größere Summen lieh. So war der einstige Posthalter des Jaköbele, der Vetter Kröpple, ein verschuldeter, armer Teufel, sein Hausknecht, der Sepple, ein reicher Mann.

Die Dame des Hauses, die Wirtin, hat vor einem richtigen, alten Hausknecht in der Regel mehr „Appell", als vor ihrem Gatten, dem sie weit eher etwas zu befehlen oder zu tadeln sich getraut, als dem Hausknecht.

Item, in vielen Fällen ist der Hausknecht der „Numero Eins-Mann" im Hause, oder er war es wenigstens in jenen Zeiten, von denen ich erzähle. Jetzt ist ja alles lumpiger geworden, und darum wohl auch die Hausknechte.

Ein solcher aus der alten Zeit verdiente aber auch den Respekt, welchen er genoß, er war „Fuchs und Has" für das Interesse seines Herrn und damit auch für sein eigenes. In Haus und Feld war alles aufs beste bestellt unter seiner Oberleitung, und die Hausknechte in und um Hasle zu meiner Knabenzeit waren lauter hervorragende Leute, die später ihre gute, eigene Existenz, meist als Hofbauern, sich gründeten.

Man rümpft in der gebildeten Welt die hohen Nasen, so man einen Hausknecht sieht oder von ihm hört. Und wenn man einen Menschen als roh und ordinär bezeichnen will, so sagt man, er ist „ein Kerl wie ein Hausknecht". Und doch gibt es unter den sogenannten Gebildeten unserer Tage zahlreiche Leute, die viel ordinärer, nichtsnutziger, fauler und unbrauchbarer für die Welt sind, als ein auch nur mittelmäßiger Hausknecht, der „nach dem Stall riecht", während jene von „Eau de Cologne" duften, eine Rose im Knopfloch und Glacéhandschuhe tragen.

Möge jeder still vergnügt
Seiner Freude warten.
Wenn die Rose selbst sich schmückt,
Schmückt sie auch den Garten —

schreibt Goethe einmal, und in diesem Sinne ist ein tüchtiger Hausknecht eine Zierde seines Hauses und ein würdiges Glied der Menschheit.

Also Hausknecht wurde unser Jaköbele im Schloß z'Willer. Es war dies kein „Primaplatz" für Hausknechte; denn „das Schloß" liegt auf einem Felsberg, und die Fischerbacher Buren fahren am Fuße des Berges hin und her und kehren nicht im Schloß ein.

An Sonn- und Feiertagen kommen sie wohl auf den Berg beim Kirchgang, aber dann ohne Pferde, welch letztere den Hauptverdienst des „Majordomus" abgeben.

Nur wenn eine Hochzeit im Engel abgehalten wurde, trafen die Buren mit ihren Wägelchen ein, und der Jaköbele hatte reiche Ernte. Die übrige Zeit mußte er hinab ins Tal und die Felder des Moritz, der wegen seines kurzen Gesichtes nicht arbeiten konnte, ackern und „anblümen".

So wurde er ein kundiger Bauer in den vier Jahren, da er als „Schloßknecht" amtete. Und als diese anno 1864 um waren, da blühte dem Jaköbele, der, wie wir wissen, der Geburt nach der vierte war von den sechs Buben des Krämerhans, ein ungeahntes Glück.

Der alte Krämerhans hatte mit seinen Holz- und Steinfuhren nach Hasle nicht viel aufgesteckt und deshalb seine ältern Söhne nach und nach nach Amerika spediert, um sich dort zu versorgen. Da wollte der Jüngste, welcher die Anwartschaft auf den kleinen Hof hatte, auch hinein. Man ließ ihm seinen Willen, er ging; und nun hing der Alte dem Jaköbele, der schon darauf gefaßt war, „seiner Lebtag" Knecht bleiben zu müssen, den Hof an.

Der Krämerhans war noch ein rüstiger Mann, aber er wollte lieber seine Schulden einer jüngern Kraft

überlassen und sich eine gute Rente sichern, als „Bur" bleiben.

Der Jakóbele mußte dem Vater zeitlebens jährlich je zweiunddreißig Sester Haber, Korn und Weizen, zwei Sester Bohnen, die zwei besten Kühe im Stall, ein Schwein, je die zweitvollsten Äpfel-, Birnen-, Kirschen- und Zwetschgenbäume zur Verfügung stellen; ferner Holz und Wohnung und genügend Feld zum Kartoffelbau geben.

Wenn der alte Bur beim Jungen arbeitet, ißt er mit diesem und kann dann die Naturalien des „Leibgedings" zu Geld machen und dafür seine Schoppen trinken. So hätte der Krämerhans, der längst nicht mehr Bürgermeister war, als er dazu am besten Zeit gehabt, ruhig leben können. Er tat es aber, wie wir später sehen werden, zunächst nicht.

Eine Lebensfrage für den jungen Bur war die Eroberung einer geldreichen Bürin. Und auch das gelang dem Jakóbele, dessen Glücksstern nun einmal aufgegangen war.

Da kam in jenen Jahren, in welchen der Krämerhans mit Holz und Stein ins Städtle fuhr, ein Nußbaum-Holzhändler von Zell, er hieß Michael Bruder, oft ins obere Tal. Er fahndete auf allen Höfen auf Nußbäume, die er zu Furnieren und Gewehrschäften den Franzosen nach Straßburg lieferte.

Soweit der Nußbaum gedieh, kam der Bruder-Michel auf die Berge und Höfe des Kinzigtales. Hatte er in und um „Willer" einen oder den andern erobert, so führte ihm der Krämerhans seine Ware das Tal hinaus. So waren beide gut bekannt, und auch den Jakóbele kannte der Nußbaumhändler gar wohl aus den Tagen seiner ersten Fuhrmannszeit.

Als der Bruder-Michel nun wieder einmal kam und hörte, der Jakóbele sei Bur und suche eine Frau, da wußte er gleich Rat. Drüben im Mühlenbach, aber ganz hinten am Ende der Welt, „in der Grub", unter dem Geroldswald, da sei ein Maidle, das für den Jakóbele passe und auch Geld bekomme.

Der Grubhofbur Schultheiß sei ein reicher Mann, und seine Tochter, die Magdalene, würde sich sicher freuen, wenn sie von ihrer Einöde herabkommen könnte nach Willer, wo ein Paradies wäre gegen die Grub.

Der Krämerhans ließ sich vom Bruder-Michel nicht zweimal heißen, mit dem Jaköbele in die Grub zu wandern und um die Magdalene „anzuhalten". Sie fuhren bis Mühlenbach Dorf, und dann ging's zu Fuß; denn flott in die Grub zu fahren mit Roß und Wagen hat erst der Jaköbele eingeführt, und das macht ihm nicht jeder nach.

Wer seines Lebens sicher sein will, der geht in die Grub bescheiden zu Fuß.

Der Jaköbele war, seitdem er im Schloß Knecht gewesen, merklich gewachsen, und aus dem Bua und dem Jaköbele im Engel z'Hasle war ein anständig großer Jakob geworden, der über einer gewaltigen Römernase aus kleinen, schwarzen Augen klug in die Welt schaute.

Der Alte konnte es also wohl wagen, mit dem Jungen auf die Suche nach einer Frau zu gehen, um so mehr, als die Person in jener Gegend meist Nebensache ist.

Ein Stück weit hinter dem Dorf wußte der Krämerhans den Weg, denn er hatte einst selbst gefreit im töchterreichen Mühlenbach, wo in vier langgestreckten Tälern zahlreiche Bauernhöfe gelegen sind.

Die verstorbene Mutter des Jaköbele war am Eingang des Tales daheim gewesen, in dessen hinterem Bergwinkel die Grub liegt. Sie stammte aus dem Hof „am Stein", ein Name, der noch hinweist auf die Keltenzeit, wo greise Druiden „am Stein" ihre Opfer darbrachten, ehe die Römer vom heutigen Heidenacker herzogen und die Keltenbäuerlein und ihre Priester aus tausendjährigem Frieden aufscheuchten.

Nicht so weit von der Stelle, da der Dolmen[1] der

---

[1] So hießen die riesigen Steinplatten, aus denen die Opferaltäre der Kelten bestanden, und die man heute noch zahlreich erhalten in Frankreich, namentlich an der Loire, sehen kann.

Mühlenbacher Kelten stand, ward jener Altar gefunden, den die römischen Offiziere „Kassian und Attian zu Ehren der Schwarzwald-Diana und zum Ruhme des kaiserlichen Hauses" im zweiten Jahrhundert nach Christus hier errichteten.

Vom „Stein" bis in die Grub ist's noch ein schön Stück Weges, und erst, wenn alle andern Höfe des Dietentales den Blicken entschwunden sind, geht's noch einmal bergauf im engsten Talriß und dann an einer steil abfallenden Wand hin, hinter welcher einsam, wie keiner, der Grubhof erscheint.

Hier freiten die zwei „Williger", freiten mit Erfolg, und in vier Wochen war „der Hosig".

Wenn sogenannte gebildete Menschen eine Hochzeit halten, so wird die Trauung in der Regel da vollzogen, wo die „Dame" wohnt. Die praktischen Bauern des Kinzigtales feiern die Vermählung stets da, wo „der Hof steht", der zukünftige Wohnsitz der Hochzeitsleute, das Zentrum ihres Lebens. Das hat Sinn.

Ist demnach die Braut nicht aus dem Kirchspiel, in welchem der Hof steht, so kommt sie mit ihren Verwandten und Gespielinnen und mit den „Freunden", richtiger „Schätzen", der letzteren nach dem Dorfe, das ihr zur Heimat werden soll.

Hierbei spielt sich eine Zeremonie ab, welche die ganze volle Poesie dieses „ungebildeten" Volkes verrät.

Die Fremden kommen mit Musikanten vors Dorf gefahren und werden dort vom Bräutigam und seiner Gefolgschaft empfangen — aber in ehrerbietiger Entfernung.

Nachdem die Ankömmlinge abgestiegen, stellen die Musikanten sich an die Spitze derselben und nähern sich unter lockenden Weisen den Einheimischen. Diese kommen nun auch entgegen, aber sofort ziehen sich jene wieder zurück.

So geht es einigemal hin und her. Die Musik spielt

immer stürmischer. Der Bräutigam tritt jetzt in Unterhandlung mit den Burschen, die eine ihrer Dorfschönen opfern sollen, und verspricht ihnen, je nach seinem und der Braut Vermögen, einen guten Extratrunk.

Ist dieser Vertrag ratifiziert, so nimmt der Bräutigam die Braut in Empfang und, die Musikanten voran, geht's unter der Vollkraft der Geigen und Klarinetten der Kirche zu.

So war es vor wenigen Jahrzehnten noch. Die edle Dame Kultur, auch Bildung, hat diesen poetischen Gebrauch jetzt ziemlich verdrängt, und das Landvolk meint vielfach, er sei „bäuerisch", d. i., in der Sprache der Gebildeten, „dumm".

Man macht's auf dem Lande mancherorts auch wie in den Städten, so zylinder- und komödienhaft als möglich, und das hält man für „gescheit und gebildet". Die Poesie aber, jener herrliche Schutzgeist des Genies, der Kinder und des „ungebildeten" Landvolkes, geht betteln. Sie flüchtet vor dem großen Gendarm, Überkultur genannt, der sie unbarmherzig vertreibt, wo er sie findet, als wäre sie eine Landstreicherin. Und er, der brutale Gendarm, adressiert die Menschen bei ihren Volksfesten an die Putzmacherin und an die Kartonagefabrikanten und ähnliche Firmen und meint dann, für Bildung und Fortschritt gewirkt zu haben.

Der Jakobele hielt noch Hochzeit in alter Art, und im „Schloß", wo er Hausknecht gewesen, saß er an jenem Tage, wie ein junger König, der mit dem Antritt der Regierung ein anderer Mensch wird.

Während er bisher still und bescheiden gewesen war und als Bua im Engel z'Hasle bei jeder Gelegenheit geweint hatte, war er als „Williger" Kleinbur, mit seinem Emporkommen vom Hausknecht herauf, gewachsen, wie der Mensch „mit seinen größern Zielen" zu wachsen pflegt.

Er wurde fortan redselig, nicht selten angreifend und

bekam zu gewissen Zeiten ein Mundstück, das jedem Haslacher Ehre gemacht hätte.

Zum Teil mochte an seiner erwachten Beredsamkeit auch seine Frau schuld sein, die Magdalene „aus der Grub", eine richtige, schneidige Mühlenbacherin, die, wie die Kinzigtäler sagen, nicht „aufs Maul gefallen" war.

Auch daß des Weltalls Kummer nicht mehr an ihm vorüberging, wie im Engel z'Hasle, mochte den Jakobele redseliger gemacht haben. Die Schulden drückten ihn nimmer, weil aus der Grub der Geldwagen gekommen und dazu noch sein „Leibgeding-Mann", der Vater Krämerhans, von dannen und nach Amerika gezogen war.

Der alte Vogt ging seinen Buben nach, die seit Jahren in Amerika waren, und glaubte dort noch bessere Tage zu sehen, als an der Kinzig unterm Schloßberg von Willer.

Doch bald überzeugte er sich, daß es in der neuen Welt keine Wallfahrten à la Zell gebe und man nicht gewohnt sei, so oft ins Städtle zu fahren und Schoppen zu trinken, wie im deutschen Kinzigtal.

Abgehärmt und kleinlaut kam er nach Jahr und Tag zurück, begnügte sich mit seinem „Leibgeding" und starb im Frieden anno 1884. Seine Wallfahrtsgefährtin, die Beckin, sowie der Remmler-Michel und der Schöner-Basche waren ihm im Tode vorangegangen. —

Der Jakobele aber war indes „ein Herr" geworden. Die Bauern der Gemeinde Weiler-Fischerbach hatten ihn ob seines guten „Redewerks" in den Gemeinderat gewählt, ein Kollegium, das, so oft es amtlich tätig ist, in den Dörfern an der Kinzig mit „Ihr Herren" angeredet wird.

Wir haben im „letzten Reichsvogt" gelesen, wie die Reichsbauern mit dem Gerichtssitz der Zwölfer auch eine Wirtsstube verbunden hatten. Ihre Nachbarn, die fürstenbergischen Kleinbauern in Weiler-Fischerbach verlegten, seitdem das Schloß der Herren von Ramstein eine Wirtschaft geworden war, ihre Rats- und Gerichtsstube ebenfalls ins

Wirtshaus. Hier in einem sonnigen Stüblein, mit herrlicher Schau ins Tal hinab, tagten fortan ihre „Herren“.

Das Fischerbacher Tal mit seinen Abzweigungen bis zum Nillkopf und zur Karfunkelstadt einerseits und bis zur Heidenkirche im Waldstein anderseits liegt weitab vom Gerichtssitz der Gemeinde auf dem Schloßberg.

Darum wollten die Fischerbacher Buren allezeit nicht gerne unter die „Herren“, weil ihnen der Weg zu weit und die Zeit zu kostbar war. Sie wählten deshalb stets das Oberhaupt und die übrigen Herren unter den Buren z’Willer, am Fuße des Schlosses, oder draußen in Eschach an der Kinzig.

So geschah es, daß mit dem Jakobele noch zwei von den wenigen Buren unterm Schloß im Rat saßen. Unter ihnen mein Spielkamerad, d. i. Mitrekrut, der Rauer-Hans. Er war der Sohn seines Vaters, des Rauer-Xaveri, den ich nie ohne Pfeife sah, und dessen Sohn Hans, einen Schritt in der Kultur weitergehend, nie ohne Zigarre gesehen wurde.

Sein Hof lag hinter den Hütten der schon genannten Handwerker und ernährte seinen Bur. Das wußte der Rauer-Hans, und drum spielte er auch rechtmäßig den Herrn, so oft er als solcher zu amten hatte.

Wenn er an einem Werktagmorgen im Sonntagshäs den steilen Fußweg von seinem Gut zum Schloß hinaufwandern und raten mußte, so ging er nicht mehr heim, bevor die alte Kirchenuhr unter dem „vergoldeten heiligen Michael“ auf der Turmspitze Mitternacht schlug.

War die Sitzung im Ratsstüble zu Ende, so setzte Hans, der Herr, sich in die Wirtsstube nebenan und rauchte und trank im stillsten Frieden bis in die tiefste Nacht hinein. Und der Hahn auf seinem Hof krähte manchmal den Morgen an, wenn der Bur heimkam.

Alle andern Tage arbeitete der Hans wie ein Löwe auf seinen Feldern, aber ein „Herrentag“ und ein Tag des

Trunks blieb ihm allezeit jeder Ratstag. Doch nicht diese verhältnismäßig seltenen Tage waren schuld, daß der Rauer-Hans so frühe „ins Gras beißen mußte", sondern sein unbändiges Rauchen, und das hatte er vom Vater Xaveri geerbt. Der war aber bei seinem stets glimmenden Holzpfeifchen ein alter Mann geworden, den Hans aber haben die Kulturzigarren umgebracht. —

Der Jaköbele war der Sprecher des Parlaments in dem kleinen Rathausstüble und zugleich der Polizeiminister, ein Geschäft, dem er von seinen Hausknechtstagen her vollauf gewachsen war.

Es kam bisweilen vor, daß ein Bauersmann oder irgend eine ärmere Weibsperson vor dem Rat erschien mit der Anrede: „Guate Tag, Ihr Herren", aber, weil der Bescheid der Herren ungünstig ausfiel, beim Fortgehen die Türe zuschlug, daß der Schlüssel hinausflog, ohne „Behüt Gott, Ihr Herren" zu sagen. In diesen Fällen erhob sich regelmäßig Jaköbele, der Ratsherr, verfolgte den Scheidenden oder die unhöfliche Dame und sprach: „Ihr braucht nicht zu sagen: Adieu, Ihr Herren — aber der Schlüssel muß wieder in sein Loch, oder ich zeig' Euch den Meister."

Dazu schaute er die Delinquenten so schneidig und kampfbereit an, daß sie gerne Folge leisteten. Seine Kollegen waren stets dankbar für diese Rettung der Amtsehre. Der Jaköbele aber nahm wieder Platz auf seinem kurulischen Sitz mit der Miene eines römischen Triumphators, der wilde Völker gebändigt.

In Hasle, wohin er an Markttagen bisweilen fuhr, kannte man des „Engelwirts Jaköbele", wie die ältern Haslacher ihn heute noch nennen, fast nicht mehr, seit er „Bur" geworden war. Solche Redfertigkeit hätten die Haslacher ihm nie zugetraut. Wenn ihm aber gar einer mit der Zunge zu nahe kam, so „putzte er ihn ab nach Noten". Und Sprüche konnte er machen, der Jaköbele,

und Redensarten, als ob er alle Dialekte und Sprachen der Fremden, die er einst im Postwagen geführt, gelernt hätte.

Aber er war bei alledem ein tüchtiger, fleißiger Kleinbur und kam vorwärts in seinem Hausstand. Von allen „Herren", die seinerzeit im Ratsstüble saßen, hat's der Jaköbele am weitesten gebracht.

Sein nächster Nachbar, der Roser-Basche, der Nachfolger meines einstigen Freundes, des Keglermeisters Remmler-Michel, war mit dem Jaköbele Ratsherr und wurde später ein armer Taglöhner.

Und der damalige Vogt, der Bürgermeister Räpple, Ochsenwirt, Akzisor, Bezirksrat, Gemeindevorstand — alles in einer Person, dazu ein intelligenter, fleißiger Mann, ist später blutarm geworden und lebte bis zum Tode von dem, was er mit seiner Hände Arbeit verdiente.

Er war auch mit seinen Ämtern gewachsen, kaufte seinen Bauern alles ab, was sie zu verkaufen hatten an Frucht, Holz, Heu, Stroh, Schnaps — und trieb damit einen schwunghaften Handel. Die Bauern kamen zu Geld, und er selber, der all die Dienste und Geschäfte nicht mehr überschauen konnte, kam um den letzten Groschen.

Der Jaköbele aber stieg vom Ratsherr und Kleinbauer in Willer auf zum Großbauer in der Grub.

Im Jahre 1871 war der Stammhalter des Grubhofes als schwer invalid und zum Bauern absolut untauglich aus dem Krieg heimgekommen. Der alte Grubbauer aber war genug in der Einsamkeit gewesen, er wollte seine letzten Tage drunten im Städtle Hasle verleben und dachte deshalb daran, den Hof des weitern zu vergeben.

Trotzdem er einen ältern Sohn hatte, zog er den Schwiegersohn Jaköbele vor und bot diesem den großen Grubhof an. Da dieser mehr wie dreimal sein Höfle in Willer an Umfang übertraf und der Jaköbele lieber Großbur in der Einöde, als Kleinbur und Ratsherr an der Kinzig

war, so schlug er sofort ein, und anfangs der siebziger Jahre verkaufte er sein väterliches Heim und zog hinauf in die Grub.

4.

Jetzt war er „der Jaköbele in der Grub".

Aber auf diese Grube paßte das Sprichwort: „Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein" nicht; denn die einsame, weltferne Grub in Mühlenbach war eine Goldgrube, und der seitherige Bur zog als Rentner im Städtle ein.

Vergeblich haben Bergleute in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts unten in der Bergwand, in deren Mitte der Grubhof heute steht, nach Silber gegraben.

Sie nannten ihre Grube „Gnade Gottes" und muteten auf Silbererz, fanden aber nur Eisen, Kupfer und Blei. Gar bald verließen sie ihren „Stollen" wieder und hinterließen nichts zum Andenken, als der tiefen Mulde den Namen „Stollengrund", dem Hof darüber den des Grubhofes und dem ganzen Bergwinkel den der Grub.

Aus dem Grubhof aber zogen seine Besitzer von jeher Silber und Gold, und die edlen Erze, welche die Bergleute vergeblich unter der Erde gesucht, fanden die „Gruebbure" über derselben. —

Es muß ein eigenartiges Treiben voll poetischer Bilder gewesen sein, da in dieser Gegend, wie im ganzen mittlern Kinzigtal ein reges Bergwerkleben sich abspielte.

Ringsum schürften und pochten die Bergmännlein in allen Bergen und allen Tälern nach Erz. Silber und in zweiter Linie Kupfer und Blei war ihr Begehren.

Da waren im Mittelalter Erzgänge, die in die Römerzeit zurückgingen und in denen, wie z. B. in St. Bernhard im Huserbach, einige hundert Bergleute einfuhren.

Es waren vom 14. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, die Kriegszeiten abgerechnet, an der Kinzig weit mehr Bergwerke im Betrieb als jetzt Steinbrüche.

In einem Umkreis von zwei Stunden fanden sich bei Hasle damals die folgenden Erzgruben: Elisabeth am Kreuzberg, St. Bernhard im Huserbach, ebenda die Gruben Maria Theresia und Neu-Sophia, St. Ludwig im Adlersbach, St. Barbara oder Gottesgab am Kinzigsteg bei Hasle, Gottes Segen bei Schnellingen, St. Josef, Dreifaltigkeit, Frisch bergmännisch Glück und St. Anton ebendaselbst, Bergmanns Trost, St. Barbara, Unsere Liebe Frau zur Haselstaude, zur Hohen Krone, St. Anna, St. Ursula, St. Michael, St. Wilhelm, Marie Antoinette im Welschbollenbach, diese mit Golderzen; Prinz Karl in den Strickerhöfen, St. Anna im Altersbach, St. Nikolaus im Erzbach bei Biberach, St. Michael und Christian im Fischerbach, Gnade Gottes im Mühlenbach und die uralten Silbergruben in Prinzbach.

Für die Haslacher ist es doppelt ehrend, daß einer der Ihrigen, der Stadtschultheiß Sartori, einer meiner Ahnen, der Großvater meiner väterlichen Großmutter, noch im 18. Jahrhundert viele alte Erzgänge wieder „aufwältigte" und Erze „im alten Mann" suchte.

Noch zahlreicher als in der Gegend um Hasle waren die Bergwerke in den benachbarten Bezirken Rippoldsau, Wittichen, Schappach und Wolfach[1].

Es muß eine Großmacht gewesen sein, dieses zahlreiche Bergvolk auf so kleinem Raume. Wie zauberhaft müssen ihre Lichtlein gefunkelt haben, wenn sie am frühen Morgen aus den altersgrauen Städtchen Hasle und Huse oder von den einsamen Berghöfen aufbrachen, um durch die Wälder hinauf und hinab in ihre Gruben zu ziehen. Und wie malerisch müssen die Gruppen der Bergmännlein ausgesehen haben, wenn sie an Sonntagen unter dem bunttrachtigen Landvolk den Kirchen zuwanderten.

---

[1] Vogelgesang, Geognostisch-bergmännische Beschreibung des Kinzigtäler Bergbaues. Karlsruhe 1865.

Wie mag das Landvolk auf den Höfen am Abend den alten Bergmännern gelauscht haben, wenn sie Sagen erzählten von den Koboldén, von den geisterhaften Erdmännlein und von dem ehemaligen Reichtum der Erzgänge.

Die Erzählungen der Bergleute und die glänzenden Erze, die sie zutage bringen sahen, ermutigten vielfach die Bauern des Kinzigtales, in freier Zeit auch zu graben, und manche der zahlreichen Gruben des Tales wurden von Bauern betrieben.

Während des Dreißigjährigen Krieges standen die Bergwerke still. Die jüngern Bergleute vertauschten den Pickel mit der Muskete, weil der Krieg reichlichere Ausbeute bot; die ältern saßen still auf den Höfen der Bauern, weil sie nicht Erz graben wollten, das die Soldaten geholt hätten.

Nach dem Krieg griffen die noch Lebenden wieder zum alten Beruf und erzählten den Bauern in Mußestunden ihre Erlebnisse in der Welt draußen.

Welch mannigfache Bilder werden sich so auf unsern Bauernhöfen abgespielt haben in jenen Zeiten, da die Bergmännlein in allen Tälern ihr Wesen trieben und die Bauern unter und über der Erde gruben!

Leider haben wir aus jenen Tagen nur trockene, prosaische Bergordnungen und Bergamtstabellen über „das Ausbringen an Erzen" und, außer einigen wenigen Sagen, nichts über das Leben und Treiben in und außerhalb der Erzgänge und über die Schneeballen, die damals auf den Bergen und in den Tälern kamen und gingen, und deren Nachruhm die Vergessenheit ist.

Sicher ist, daß heute noch die Bauern des mittlern Kinzigtales über manchen „Klumpen" gediegen Silber ihre Pflugschar führen und daß unter ihren Höfen weit mehr Geld „vergraben" liegt, als sie selber je im Haus gehabt.

Vielleicht wird unsere Industrie, die auf allen Ge-

bieten an Überproduktion leidet, sich wieder einmal daran machen, mit Hilfe des neuen Maschinenwesens das Silber- und Kupfererz heraufzuholen. Aber der Bauer wird dann gerade so viel davon bekommen, als er jetzt schon davon hat.

Kirchen werden diese neuen Bergwerksinhaber ihnen sicher keine bauen, wie die alten Bergleute, welche im 15. Jahrhundert aus ihren eigenen Mitteln die alte Kirche des Städtchens Husen gebaut haben. Noch findet sich an dem schönen gotischen Chor das Bild eines Bergmanns, der einen Trog mit Erzstufen trägt. —

Mit dem Tage, da der Jakôbele in die Grub kam, war er ein gemachter Mann; denn ein Bur auf dem Grubhof kann, wenn er's nicht absichtlich sucht, nicht zugrund gehen. Der Jakôbele aber war und blieb trotz mancher Eigentümlichkeiten ein tüchtiger Bur.

Als Großbauer überkamen ihn zwar alsbald zwei Passionen. Er wurde zunächst Jäger, und dann hielt er viel auf ein schönes Leibpferd, das den Bur auf den Markt nach Hasle zu führen hatte.

Daß der Jakôbele in die Versuchung des Jagens fiel, ist ihm nicht zu verübeln. Auf einem einsamen Berghof leben, rings umgeben sein von Wald und Heide, den „Hasenbühl" zu seinem Besitztum zählen, in Wintertagen, wenn das Dreschen vorüber ist, nicht wissen, was tun, das mag einen leicht auf den Gedanken bringen, ein Jäger zu werden.

Stolz pirschte der Jakôbele auf den Höhen, im „Geroldswald", im „Burgwald", am „Hasenbühl" und am „Hörnle" als Jägersmann, und manches Häslein mußte in die Grub wandern.

Aber bekanntlich gehört zu einer guten Jagd auch ein „letzter Trieb", d. h. ein Wirtshaus, wo nach vollbrachtem Weidwerk der Jägersmann ausruht und zecht.

Diesen letzten Trieb genehmigte sich der Jakôbele zwar bisweilen, indem er jagend weit hinabstreifte bis ins Dorf Mühlenbach und im Ochsen oder Löwen einen trank. Doch

hatte er schon oft gehört, der beste „letzte Trieb" sei drüben in den „drei Schneeballen" zu Hofstetten.

In jenem Revier aber hausten als Jäger, seitdem sie anno 1848 den Oberamtmann Dilger durch Katzenmusik und Revolution aus dem Städtle und aus dem Jagdrevier vertrieben, die Haslacher Jagdliebhaber. Sie hatten in dieser langen Zeit auch dafür gesorgt, daß die Hasen und Rehe den Bauern längst keinen Wildschaden mehr machten und fast ebenso rar wurden in der Gegend wie Bären und Wölfe.

Schon zu der Zeit, da ich als Student die alten Haslacher Weidmänner auf das Hofstetter Revier begleitete, brachten wir, nach tagelangem Streifen auf den Bergen, manchmal gar nichts heim, und im Zorn wurde beim Abstieg nach Krähen geschossen.

Dagegen war man gut verproviantiert und litt tagsüber weder Hunger noch Durst, und am Abend, beim „letzten Trieb" in den Schneeballen, da gab's Nudelsuppe, Rindfleisch und „Schwinis" im Überfluß.

Der Jaköbele hatte, wie gesagt, schon oft vom „letzten Trieb" der Haslacher Jäger gehört und geglaubt, jenes „Triebs" Üppigkeit sei eine Folge der guten Jagd. Er beschloß deshalb, das nächstemal „dene Kaibe Haslachern" das Revier abzujagen, da „er die guten Nudelsuppen auch essen könne".

Gedacht, getan. Als die Hofstetter ihre Jagd wieder versteigerten, erschien der Jaköbele aus der Grub und ließ mit Steigern nicht nach, bis ihm das letzte Gebot und damit die Jagd verblieb und die Aussicht auf die guten Nudelsuppen in den „Schneeballen".

Es gibt für einen Jäger nichts Verdrießlicheres, als wenn er auf die Jagd geht und leer heimkommt. Dem wollte der Jaköbele bei seinem ersten Weidmannsgang ins neue Revier entgehen, damit ihn die Haslacher, deren Städtle er pas-

sieren mußte, nicht auslachen könnten, weil er zur ersten Nudelsupp' nicht einmal etwas geschossen habe.

Er erlegte deshalb auf seiner Hofjagd ein Häslein, tat es in seinen Leibwagen, band den Hund daneben in die „Benne", setzte sich vor Has und Hund und fuhr talab und Hasle zu. Unterwegs hatte er noch zwei Mühlenbacher Buren als Gastschützen aufgeladen.

Während der Fahrt diskurrierten die Buren-Jäger lebhaft über den „Spuk", den der „Gruebbur" den Haslachern gespielt, und wie sie hinfüro Herren der Jagd wären, vom „Hünersedel" bis zum „Farnkopf".

Der Hund Jaköbeles, der „Waldmann", war indes aber auch nicht müßig gewesen und hatte von seinem toten Reisegefährten, der neben ihm in der Benne lag, den „Ziemer" (das Lendenstück) und die „hintern Schlegel" verzehrt, was ihm jedenfalls so gut schmeckte, als den Buren die zukünftige Nudelsuppe.

Als diese abstiegen, um den Hund loszulassen und das Jagdwerk zu beginnen, fanden sie von dem Häslein, das zum letzten Trieb verspeist werden sollte, nicht viel mehr als den Kopf und einen kleinen Teil des Rumpfes.

Der „Waldmann" bekam vom Jaköbele eine tüchtige Portion Hiebe; allein damit war dem Hund auch alle Jagdlust aus dem Leibe getrieben, und es war ihm an diesem Tag nicht mehr ums Jagen. Vergebens streiften die Buren den Tag über durch Wald und Flur. Sie kamen am Abend ermüdet in „die Schneeballen", die Nudelsuppe schmeckte aber nicht so gut, als der Jaköbele gedacht hatte.

Es gab zwar fortan jeweils eine solche, aber selten einen Hasen auf der Jagd, und bald — lange ehe die Pachtzeit um war — ließen die Mühlenbacher alles im Stich, Revier, Nudelsupp' und letzten Trieb in den Schneeballen.

Die bösen Haslacher aber erzählen heute noch von diesen Jagdpartien des Jaköbele. —

Seine zweite Passion, die ihm abermals zu gönnen war,

bestand darin, daß der Bur in der Grub stets ein feines, schnellgehendes Pferd hielt, mit dem er „Staat machen" konnte, wenn er ins Städtle fuhr.

Daß er als alter Postle darauf hielt, ist sehr begreiflich. Hatte er ja oft genug in seinem Postlesleben neben seinen magern Kleppern am Postwagen herspringen müssen. Jetzt wollte er als Großbauer auch ein Pferd haben, das ihn revanchierte für seine unfreiwilligen Fußtouren nach Hornberg.

Wenn der Grubbur vom Bächlewald her ins Städtle fuhr, da meinte man, es fahre ein olympischer Wagenlenker, um den ersten Preis kämpfend, daher.

Und wenn der Jaköbele spät am Abend heimfuhr und er seinem Leibroß von seiner eigenen Begeisterung noch etwas einhauchte, da ging's im Sturmwind der Grub zu.

In die Grub zu fahren, elegant zu fahren und in jeder Stunde der Nacht zu fahren, ist aber zweifellos eine Leistung, die dem Jaköbele keiner auch nur zweimal nachmachen würde, ohne mit Roß und Mann in die tiefste Tiefe zu stürzen.

Und der Jaköbele machte die Fahrt fast zwanzig Jahre lang unversehrt, bis ihm ein Unglück zustieß, aber keineswegs droben im Hochgebirg, an der letzten Bergwand vor seinem Hof, wo die gefährlichen Stellen sind, sondern ganz unten im Tal beim „Stein", wo ein Kind fahren könnte.

Der Bauer in der Grub hatte in den letzten Jahren einen Braunen, der an Schnelligkeit alle seine Vorgänger auf dem Grubhof übertraf. Schon oft hatten andere Bauern diesen Läufer, der an starker Scheu litt, und gern abseits sprang, dem Jaköbele abkaufen wollen, allein der Stolz „der Bürin" in der Grub litt das nicht.

„Wenn andere den Gaul wollen, um damit Staat zu machen," meinte das Weib zu ihrem Jaköbele, „so kannst Du ihn auch brauchen."

Und nach wie vor behielt ihn der Jaköbele, wenn er auch bisweilen im schärfsten Trab, Hasle zu, in die Äcker und Wiesen hineinsprang.

Eines Tages, im Sommer 1890, war der Bur aus der Grub ins Städtle gefahren, um auf dem Markt einen Sack voll Bohnen zu kaufen. Bohnen gedeihen nimmer gut in der Grub, es ist ihnen zu kalt.

Einmal im Städtle, pressierte es dem Bur nicht, und es wurde Mitternacht, bis der Jaköbele durchs Dorf Mühlenbach sauste dem Dietental zu.

Da, an dieses Tälchens Mündung, beim „Stein", rollt ein Felsstück von der Bergwand ab und auf den Braunen zu. Der springt mit Recht beiseite, gerät aber mit dem Wagen an einen Baum am Abhang, zertrümmert das Gefährt, und der Jaköbele, den die Wucht aus dem Wagen stürzen will, bleibt darin hängen und erleidet eine Luxation des Kniegelenks, bekanntermaßen eine höchst schwere Verletzung.

Zum Glück bleibt der Gaul stehen, aber zum Unglück ist kein Mensch um und um. Eine Stunde lang ruft der Bur, in seinen Schmerzen im Wagen hängend, laut, wie ein homerischer Held, ins Tal hinein, aber niemand hört ihn um Mitternacht.

Endlich erwacht der Bur am Stein, weckt seine Knechte und entdeckt mit ihnen und einer Laterne den Jaköbele in seiner gräßlichen Lage. Sie führen den Verunglückten hinauf in die Grub. Ein Knecht soll mit dem gleichen Gaul und einem neuen Wagen den Doktor Wörner in Hasle holen. Aber gleich an der Bergwand unter dem Hof springt der Braune mit Mann und Wagen abseits und in die Tiefe.

Der Wagen ist ein Trümmerhaufen, Fuhrmann und Pferd, wie ein Wunder, ganz unversehrt. Der Knecht führt den Gaul das Tal hinaus, leiht beim ersten Bur einen Wagen und bringt gegen Abend den Arzt glücklich in die Grube, wo der Jaköbele seufzt und stöhnt in seinen Schmerzen. Der Doktor tut das Allernötigste und kommt am andern Tag wieder mit einem Kollegen, und dem Jaköbele wird das Kniegelenk eingerichtet.

Aber der Verlauf des schwierigen Prozesses muß im

Haslacher Spital beobachtet werden, da die Grub viel zu entfernt vom Arzte liegt.

Der Jakóbele soll die Heimat verlassen und in seinen Schmerzen bergab geführt werden. Man will ein anderes Pferd nehmen, aber das leidet er durchaus nicht. Er nimmt seinen Braunen in Schutz und schenkt ihm volles Vertrauen, wie zuvor. Bevor er seine Burg verläßt, nimmt er Abschied von Weib und Kindern, wie ein altdeutscher Ritter, ehe er einen Kreuzzug antrat.

Er empfiehlt seinem Weib, „wenn er nimmer komme, ja den Hof zu behalten, bis der Kleinste, der Sepp, erwachsen wäre. So könne sie noch viele Jahre Herr und Meister sein auf dem Hof und regieren."

Die Kinder, die alle brav sind, mahnt er zum Gehorsam gegen die Mutter. Dann scheidet er, einem Helden gleich, ohne auch nur mit einem Worte seines harten Geschickes zu gedenken.

In Hasle ist des Armen Bleibens aber auch nicht. Die Pflege im Spital ist zu mangelhaft. Der Arzt spricht den Kranken nach Freiburg, aber per Wagen, da er mit der Bahn nicht zu transportieren ist.

Schritt für Schritt muß mit dem Braunen gefahren werden. Der Jakóbele wird in ein Bett gelegt, und von abends 8 Uhr bis zum andern Morgen um 9 Uhr brauchen sie vors Spital in Freiburg.

Sie fahren das Mühlenbacher Tal hinauf, am „Stein" und an der Mündung des Dietentales vorbei. Hier stehen noch einmal Weib und Kinder und sagen ihm unter Weinen „Behüt Gott". Er muß in seinen Schmerzen von dannen und glaubt die Heimat nimmer zu sehen. Die Seinigen gehen unter Tränen der Grub zu, nur ein Knecht und der Schwiegersohn begleiten den Dulder bis Freiburg.

Wenige Tage nach seiner Ankunft im Spital hat sich dann unsere Bekanntschaft erneuert. Lange schwebte der Jakóbele

zwischen Tod und Leben, aber der Ärzte Kunst und seine alte Postlesnatur siegten.

Mit der Heilung hielt auch des Jakôbeles Humor gleichen Schritt. Und als der Instrumentenmacher Fischer ihm die Maschine für seinen Fuß anmessen will und er gerade am Essen ist, meinte der Grubbur: „Wenn a Kinzigtäler Bur am Essen isch, so kann er keinen Spezifikamentenmacher bruche“ und wies den Maschinenmann ab.

Als er aber den ersten Ausgang machen durfte, fuhr er flott in einer Droschke vor mein Haus, begleitet von einem Wärter, der ihm behilflich war die Stiegen hinauf. Nun erzählte er mir noch von seinem Alltags-, Still- und Familienleben in der Grub.

Es ist ein ander Leben in diesem äußersten, verborgensten Winkel des Dietentales, als drunten in Weiler, wo lustig die Kinzig vorübereilt und Kirche und Wirtshaus so nahe liegen und das Städtle in wenig Minuten erreicht ist.

Von der Grub aus liegen Kirche und Dorf, zu denen der Grubhof zählt, dreimal weiter entfernt, als Dorf und Kirche von Prechtal, dem höchstgelegenen Orte im Elztal.

Drum hat der Jakôbele von jeher an Sonn- und Feiertagen mit seinen „Völkern“ die Kirche im „Precht“ besucht. Sie hat er in einer halben Stunde erreicht, und die Prechtäler Buren sind die hintersten nicht, wenn sie nach dem Gottesdienst im Wirtshaus sitzen.

Wenn der Jakôbele zum Kirchgang nach Prechtal muß, geht er oberhalb seines Hofes über die Grubeck, die eine herrliche Aussicht gewährt hinab ins Kinzig- und Elztal und hinüber gen Triberg.

Zur Sommerszeit steigt der Grubbur oft täglich aus seiner Mulde herauf auf diese Eck und hält Fernsicht, nicht bloß, um an dem schönen Blick sich zu ergötzen, sondern auch um zu sehen, was auf den Höfen ringsum geschafft ist, ob die Ernte noch steht und ob die andern Buren ihm vor oder nach sind in der Arbeit.

Das macht seinem Gemüt und seiner Umsicht alle Ehre. —

Weil sie in der Reformationszeit zwei Herren hatten, die Grafen von Fürstenberg und die Markgrafen von Hochberg, die letztern aber protestantisch geworden waren, so mußte ein Teil der Bauern von Prechtal der neuen Lehre folgen und der andere bei der alten bleiben, so daß bis heute die Bauernschaft im „Gebrech", wie es im Mittelalter hieß, religiös gespalten ist.

Aber so wüst sie einst tobten, die Prechtäler Buren, in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, so friedlich sitzen sie jetzt beieinander im Wirtshaus an Sonntagen und unter ihnen als Ehrengast der Nachbar aus der Grub.

Der Jakōbele berichtet über das, was jenseits der Wasserscheide im Kinzigtal vorgeht, und die Prechtäler referieren aus dem Elztal.

Die Elztäler Buren unterschieden sich von jeher von denen im Kinzigtal, wie es überhaupt auch beim Menschen darauf ankommt, wo er aufwächst. Und wie die Äpfel und die Birnen und die Trauben und die Kirschen je nach dem Boden, auf dem sie gewachsen, einen etwas andern Geschmack haben, so sind auch die Menschen in jeder andern Gegend anders geartet, selbst wenn sie nur wenige Stunden auseinander wohnen und leben.

Es gibt sich dies schon an der Sprache kund.

Wer ein geübtes Ohr hat und aufpaßt, der kann finden, daß der Dialekt, die Volkssprache, Änderungen erleidet fast von Dorf zu Dorf.

Ich rede hier nur von einer Gegend, die ich genau kenne, vom Kinzigtal. Die da gesprochene alemannische Mundart variiert von Städtle zu Städtle, von Dorf zu Dorf, von Offenburg bis Freudenstadt. Ich will jedem Kinzigtäler seinem Dialekt nach sagen, aus welcher Gegend des Tales er ist.

Die Sprache variiert ebenso über jeder Wasserscheide von der Kinzig zum Rench-, Murg- und Elztal.

Und da der Stil und die Sprache der Mensch ist, so haben die Menschen überall neben den sprachlichen auch psychologische und intellektuelle Eigentümlichkeiten.

Das Elztal ist in seinen obern Partien viel rauher und steiler, als der über der Wasserscheide drüben liegende Teil des Kinzigtales. Und drum sind auch die Bauern beider Täler verschieden; der obere Elztäler ist rauher, wilder, einsilbiger, trockener als sein Nachbar im Kinzigtal, der kultivierter, lebendiger und heiterer sich gibt und fühlt.

Die Kinzigtäler Bauern haben diesen Unterschied in eine sehr drastische, aber weniger höfliche Bezeichnung gekleidet. Wenn sie einen Bauer aus dem obersten Winkel des Elztales nach seiner Heimat benamsen wollen, so nennen sie nicht dies oder jenes Dorf südlich und westlich der Heidburg, sondern sie sagen einfach: „Er stammt aus dem Tiergarten."

Der Jaköbele, der an gewissen Tagen gerne trinkt und krakeelt, paßt auch nicht zu den heutigen Mühlenbachern; die sind nicht mehr wie die alten leichtsinnig und überlustig, sondern ideal, sparsam und fromm. Sie haben unter Führung ihres Pfarrherrn Beck, der 1905 als Pfarrer in Krauchenwies gestorben ist, ihre alte Dorfkirche zu einem wahren Tempel der Kunst gemacht. —

5.

So saß denn der wilde Grubbauer aus dem milden Kinzigtal bei den rauhen Prechtälern, aber nicht wie eine Schwalbe unter Eulen, sondern so ziemlich al pari; denn der Jaköbele ist, wenn es gilt, loszuziehen, keiner der feinsten.

Mit seinen Mühlenbacher Bauern verkehrt er selten, in der Regel nur, wenn er von Hasle heimfährt und im Dorf noch einen Schoppen mitnimmt.

Bei ihnen hat es der Grubbur deswegen auch nicht zum „Herr" gebracht, wie in „Willer", wohl auch aus dem Grund, weil die Grub zu weit weg ist von dem Sitze des Senats.

Aber „die Meinung“ hat der Jakröbele den Mühlenbacher „Herren“ schon mehr denn einmal gesagt, namentlich damals, als sie ihm den Weg in die Grub nicht fahrbar machen wollten, obwohl er mit einem Pfad zufrieden sich gab, der immer noch einen wahren Akrobaten verlangt, um mit Roß und Wagen durchzukommen.

Vergeblich hatte er die Dorfherren angerufen, die dem Grubbauer offenbar nicht hold waren, weil derselbe sie nicht in alleweg lobte und bisweilen im Wirtshaus über das Regiment räsonierte.

Dorfpotentaten sind hierin in der Regel ebenso empfindlich, wie andere Menschenkinder in ähnlichen oder höheren weltlichen und geistlichen Kollegien. Allüberall verlangen die „Herren“, daß die übrigen Leute den simplen Untertanenverstand ihrer Staatsweisheit unterwerfen, selbst wenn der simple Untertan eher alles andere als Weisheit in den Beschlüssen der hohen Obrigkeit zu entdecken vermag.

Also der Weg in die Grub ward nicht gemacht. Da kam das „Ruggericht“, d. h. der Amtmann kam ins Dorf gefahren, um den Dorfherren „das Gewehr zu visitieren“, die Klagen der Untertanen zu vernehmen, Mißstände zu rügen und dann im Löwen oder in der Sonne mit den „Herren“ con amore zu speisen.

Der Jakröbele erschien beim Ruggericht, nicht ohne vorher einen oder den andern Schoppen genommen zu haben. Auf dem langen Weg aus der Grub bis ins Dorf hatte er seine Rede studiert. Vor die „Herren“ hingetreten, sprach er: „Herr Amtmann, unsere Herren von Mühlenbach glauben, der Gruebbur könne, wenn er von Hasle heimfahre, in die Grueb fliegen. Der Weg ist so im Stand, daß der Teufel nit in die Grueb käm mit einem Wagen. Wenn's ans Umlagzahlen geht, da kennt man den Gruebbur und nimmt ihm's Geld ab, wie den andern, aber, daß er auch einen anständigen Weg auf seinen Hof bekäme, daran denken die Mühlenbacher Herren so wenig, als der Teufel ans Weihwasser.“

„Ihr aber, Herr Amtmann, werdet nit zum Spazierefahren in unser Tal gekommen sein, sondern um zu rügen, wie es Recht und Brauch ist. Drum geht mit gegen die Grueb hinauf und schaut den Weg an, dann werdet Ihr sehen, ob ich recht hab' oder nit. Unsere ‚Herren' sollen nur auch mit und sich schämen vor dem Amtmann über einen solchen Gemeindeweg."

Der Amtmann — es war der Oberamtmann Becker — ging richtig mit und die Herren auch; der Jakobele als Pfadfinder voraus. In der Nähe der Grub angekommen, meinte der Grubbauer: „Der Amtmann solle jetzt selbst sehen und sagen, ob das ein Weg sei für einen rechtschaffenen Bur und auf einen rechtschaffenen Hof. Da käme keiner nüchtern hinauf mit Roß und Wagen, noch viel weniger, wenn einer zu viel habe."

Und der Amtmann hatte ein Einsehen; er „rügte" den Weg und befahl dessen Verbesserung. Der Jakobele empfahl sich, wandelte seiner Grub zu und ließ die „Herren" das Ruggericht im Dorf drunten fortsetzen. —

Ein andermal kamen zwei Tierärzte in die Grub. Sie hatten eine amtliche Mission. Die Schafräude war im Tal ausgebrochen. Von Hof zu Hof zogen nun die zwei „Viehdoktoren" und hielten Inspektion der Schafherden. So erschienen sie auch auf dem einsamsten aller Höfe und fragten den Bur, ob er räudige Schafe habe; sie, die Tierärzte, seien vom Amt geschickt.

Der Ausbruch einer Seuche ist für einen Bauer nicht bloß ein Schaden, sondern sie gilt auch als Schande. Man sagt, er habe keine Ordnung, keine Reinlichkeit im Stall. So faßte es auch der Jakobele auf, und drum wurde er teufelswild und antwortete, „seine Schafe seien so wenig rüdig, als der Amtmann z'Wolfe".

Es ward ihm befohlen, sie vorzuführen.

Ingrimmig ging er in seine Schafhürde, wo seine Lämmer und Böcke hausten, nahm eines um das andere der Tiere

am Kopf, führte es den Herren vor, teilte sein weißes Vlies, so daß man auf die Haut sah, und sprach: „Sind die Schof' rüdig? Sie sind so suber, wie der vornehmst' Herr!"

Des Jaköbeles wilder Humor besänftigte selbst die zwei Tierärzte, die lächelnd den Schafen des Grubbauern das beste Gesundheitsattest ausstellten. —

Was seine Familie betrifft, so hat der Jaköbele, wie er mir selber sagt, ein Weib, „das nicht gerne folgt, und eine Anzahl sehr braver Kinder."

In bezug auf das erstere meint er: „Ich bin hitzig, aber 's Wib isch noch hitziger, und do muß eben ‚das Gescheiteste' nachgeben, und des isch in der Regel der Bur selber."

Ich bin überzeugt, daß der Jaköbele, so wie ich ihn kenne, keinem Menschen nachgibt bei einem Wirtshausdisput. Daß er aber seinem Weib nachgibt, zeigt, daß er mit höheren Familienrücksichten zu rechnen weiß, und das macht dem Grubbur Ehre.

In der Tat muß vielmal im Leben ein vernünftiger Mann nachgeben und einlenken, wenn die Frau ein Narr ist, schon um der Kinder und der Dienstboten willen. Wo diese aber fehlen, oder so oft der Mann bei solchen Veranlassungen allein ist mit seiner bessern Hälfte, darf er einem exaltierten Weib nie nachgeben, wenn er seinen Charakter als Mann nicht verlieren und nicht unter den Pantoffel kommen will.

Es gibt in unsern Tagen gar viele solcher Märtyrer des Ehestandes, die nervöse, hysterische, eigensinnige oder dumme Frauen haben und oft in Geduld auf die Zähne beißen und ihren gerechten Zorn schlucken müssen, wo sie am liebsten und am praktischsten dreinschlagen möchten.

Männer, die in solch kritischen Momenten Selbstverleugnung üben, sind in meinen Augen wahre Helden. Ich hätte in mir die Kraft nicht zu solch einem Martyrium.

In meinem Pfarrdorf am Bodensee kannte ich einen Rebmann, den „Mathis am See"; der wollte bei solchen Anlässen lieber, daß die schuldige Frau leide, als „daß ihn der

Zorn verreiße". Und deshalb schlug der Mathis drein, wenn's nimmer zum Aushalten war. Wenn dann die Walburg aus Leibeskräften schrie und die Nachbarn aus den Fenstern guckten, erschien der Mathis vor seiner Hütte und sprach mit der unschuldigsten und betrübtesten Miene von der Welt: „Ihr Leut', meine Frau wird noch ein Narr; denn jetzt schreit sie ‚übermacht', und es hat doch kein Mensch was mit ihr gehabt."

Zeigte sich die Walburg am andern Morgen mit einem verbundenen Kopf, so meinte der Mathis in der ganzen Betrübtheit seines Herzens, „es sei grausam, wie sein Weib so oft an Zahnweh leide und ein geschwollenes Gesicht bekomme."

So rettete der „Mathis am See" seine Ehemännlichkeit nach innen und die Ehre seines Weibes nach außen. —

Ich fragte den Jaköbele auch nach seiner Politik, und da hatte er den richtigen Bauernstandpunkt, daß der Bauer sich um dieselbe nicht viel kümmern sollte, da er unter allen Regierungen bezahlen müsse, ob „Schwarz" oder „Rot" Meister sei.

Der Bauer taxiert, nicht mit Unrecht, die Güte einer Regierung nach der Höhe der Lasten, welche er zu tragen hat.

Und doch ist die Politik seit Jahrzehnten in alle Winkel des Schwarzwaldes gedrungen, und auch hier unterscheiden sich die Bauern in rot (nationalliberal) und schwarz (Zentrum).

Über der Grub droben, aber nicht sichtbar von ihr aus, liegen auf dem Schulersberg die höchstgelegenen Höfe im Mühlenbach. Der eine Bur auf dem Schulersberg ist rot, der Jaköbele „schwarz, aber nit ganz".

Der Sohn des roten Schulersbergers hat die Tochter des Grubburen aber doch gefunden, obwohl die Politik die Väter trennt, weil die Liebe nicht auf die Politik und nicht auf die Religion schaut. Er hat sie geheiratet und, weil noch ohne Hof, auf dem Schulersberg Herberge gefunden in seinem Vaterhaus.

Und wie die Politik oft selbst Vater und Söhne verfeindet

in der Welt draußen, so ging's auch auf dem Schulersberg. Der Sohn wurde schwarz, der Alte aber war scharf rot, und als der erstere bei den Reichstagswahlen der neunziger Jahre einmal schwarz wählte, kam der Papa Schulersberger so in Zorn, daß er den Sohn mit Weib und Kind zum Haus hinausjagte.

Der „nit ganz schwarze" Jakóbele nahm den schwarzen, heimatlosen Schwiegersohn in die Grub auf und teilte mit ihm fortan Brot, Arbeit und Herberge in stillem Frieden.

Wir aber empfehlen den wilden Schulersberger nationalliberalen Regierungen zu einer Ordensdekoration. —

In religiöser Beziehung ist der Jakóbele ein „guter Christ", besitzt ein „rechtes Herz", beichtet einmal im Jahr, „aber da spukt's," und wandelt an Sonntagen unverdrossen ins „Gebrech" zur Kirche. Wenn er schon hie und da über die Geistlichkeit geschimpft hat, war er stets im Recht — so meint er.

Und, last not least, finanziell steht der Bur in der Grub, weil er ein tüchtiger, fleißiger Landwirt ist, sehr gut. Er hat, was man seinem Lebensbeschreiber zur Zeit, als er den Jakóbele beschrieb, nicht nachsagen konnte, Geld am Zins. —

Nur noch wenige Tage weilte der Jakóbele nach seinem Besuch bei mir in der Stadt. Dann schrieb er heim, sie möchten ihm den Wagen mit dem Braunen schicken, er wolle nicht den Umweg mit der Bahn machen, sondern auf der viel kürzeren Route durchs Elztal heimkehren.

Der Braune kam, der Jakóbele setzte sich mit seinem Maschinenfuß auf den Wagen, und wie „die Kugel aus dem Rohr" ging's dem Elztal und der Grub zu.

Hier hab' ich ihn ein Jahr später, im September 1891, von Hofstetten aus aufgesucht. Ich war bis in das vordere Dietental gefahren. Alle Täler im Mühlenbach hatte ich einst mit meinem Vetter Karl durchstreift, um seinem Vater Geißböcke, Kälber und Schafe beizutreiben, aber ins Dietental war ich nie gekommen.

Es ist in seinem unteren Teile gar lieblich mit seinen grünen Matten und dem lustig fortspringenden Bächlein. Nur eines fiel mir auf, daß die Höfe auch die Vornamen der einstigen Besitzer tragen.

Die Bauern auf dem Schwarzwald sind, wie alle Bauern der Welt, weil sie von Neuerungen selten was profitieren, konservativ. Aber die Schwarzwälder sind auch konservativ in der einmal angenommenen Benamsung der Höfe. Wenn z. B. vor zweihundert Jahren einmal auf dem oder jenem Hof ein Bauer namens Spänle gewohnt und dem Hof seinen Namen gegeben hat, so heißt der Hof bis zur Stunde noch der Spänlehof und der Bur bei seinen Mitburen Spänle, auch wenn längst die verschiedensten andern Geschlechter gekommen und gegangen sind.

Der Bauer hat dies sicher seinen einstigen Herren, den kleinen Dynasten, Dorf- und Burgrittern abgeguckt, deren Burgen ihren Namen behielten, ob auch die Geschlechter wechselten.

Im Dietental nun fand ich das Eigene, daß die Höfe entweder nur den Vornamen des einstigen Besitzers oder Vor- und Geschlechtsnamen vereinigt tragen, so der Baptistenhof, der Maurusenhof, der Geigerseppleshof, der Buchenseppenhof, der Kettererkaspershof und der Müllermichelshof.

In dem letzteren ließ ich Roß und Wagen stehen, weil weiter hinauf nur der Jaköbele zu fahren sich getraut. Am „Stollengrundbächle" hin wanderte ich der Grub zu.

Weit hinten im Stollengrund steht einsam eine Hütte am Wege. Davor hüten Kinder Schweine im Grase. Ich will mit ihnen reden, bringe aber, trotzdem ich Mühlenbacher Dialekt spreche, kein Wort aus ihnen heraus, so ängstlich und befangen waren die Kleinen über die Erscheinung eines Fremden.

Im stillen pries ich die Kinder glücklich ob ihrer Welt- und Menschenscheue.

Gleich über dieser Hütte droben fand ich die ersten Spuren

vom Jakóbele. Da, wo die Wege sich scheiden, der eine dem Schulersberg, der andere der Grub zu, stand ein schönes Kreuz aus grauem Sandstein mit der „goldigen" Inschrift: „Gestiftet von Jakob Krämer und Magdalene Schultheiß 1884."

Der Kruzifixus schaut schützend gegen den Saumpfad, der an der Bergwand hin in die Grub führt, und den der Grubbur gar oft nachts mit seinem scheuen Braunen zu fahren hat und auf dem nur einige Handbreiten Mann und Roß trennen von dem Absturz in den Stollengrund.

Einen anderen Schutz als dieses Kreuz hat der Jakóbele nicht angebracht. Da sind weder Abweissteine, noch ein Zaun. Frank und frei fährt er auf dem Streifen zwischen Abgrund und Bergwand seiner Grub zu. Zum Glück ist dieser Pfad ebenso kurz wie gefährlich.

Wenige Minuten vom Kreuz weg liegt, im denkbar einsamsten Bergwinkel, der Grubhof; ein stattliches Gebäude alter Schwarzwälder Art.

Zwei Tage zuvor hatte ich dem Jakóbele geschrieben, daß ich ihn besuchen würde; allein weder er, noch seine Kinder, noch der Postbote konnten meine Buchstaben entziffern. Nur an meinem klassischen Namen erlitt ihre Lesekunst keinen Schiffbruch, und der Bur ahnte etwas, um so mehr, als ich ihm kürzlich einen Besuch versprochen hatte.

Den Burgfrieden hat der Grubbur umzäunt mit einem hölzernen Hag, in dessen Gehege die Schweine des Hauses ihre Rekreation machten. Niemand sah und hörte mich, bis die Borstentiere laut grunzend auseinandersprangen, als die schwarze Gestalt das Tor des Burgfriedens öffnete und eintrat.

Ihr Grunzen mochte den Bur, der im Stalle geamtet hatte, bewogen haben, Ausschau zu halten. Und jetzt sah er mich. Feierlich, ernst und gemessen schritt er an einem Stock daher, einen alten, zerrissenen Filzhut auf dem Haupt und hemdärmelig.

Ebenso ernst und feierlich grüßte er mich, wie ein Pfarrer, der am Portal seiner Kirche einen hohen Würdenträger empfängt und in das Gotteshaus geleiten soll.

Ich kannte den Jaköbele, der erst vor acht Tagen mich in Hofstetten besucht, mir seinen Braunen vorgeführt und lustig, scharf und schneidig hinter dem Schoppenglas in den drei Schneeballen gesprochen hatte, kaum mehr, eine solche Amtsmiene hatte er aufgesetzt.

Aber gerade das imponiert mir am Grubbur, daß er zwei Gesichter hat, ein Sonntags- und ein Werktags-, ein Erholungs- und ein Amtsgesicht. An Werktagen hat er zu arbeiten, zu sorgen, zu kommandieren und ein gutes Vorbild zu geben im Ernst des Lebens, und am Sonntag und an Markttagen gibt's Zeit zu räsonieren, zu krakeelen und zu disputieren, zu scherzen und zu lachen.

So muß es sein. „Alles zu seiner Zeit," sagt Jesus Sirach.

„Es gibt," sagt dieser weise Mann, „eine Zeit zum Töten, eine andere zum Heilen, eine Zeit zum Bauen und eine andere zum Zerstören, eine Zeit, Steine zusammenzutragen, und eine Zeit, sie wieder auseinanderzuwerfen; eine Zeit zum Gewinnen und die andere zum Verlieren, eine Zeit zum Sparen, eine andere zum Verschwenden, eine Zeit zum Zerreißen und die andere zum Zusammennähen, eine Zeit zum Schweigen und die andere zum Reden, eine Zeit zum Lieben, die andere zum Hassen, die eine zum Krieg, die andere zum Frieden."

„Was hat also der Mensch von all seiner Bemühung?" fragt Sirach und antwortet so schön: „Diese Mühseligkeit hat Gott den Menschenkindern gegeben, daß sie sich damit beschäftigen."

In der Tat, in all den genannten Gegensätzen spielt sich der Menschen Leben ab, und je nachdem sie der einen oder andern „Mühseligkeit" sich hingeben, machen sie ein anderes Gesicht dazu.

Und mit wie großer Feinheit bezeichnet der alttestament-

liche Menschenkenner Sirach alles, auch des Lebens Lust, sein Lachen und sein Gewinnen und sein Lieben, als eine Mühseligkeit, weil alle diese Dinge gar oft mit Leiden verbunden sind. —

Also der Jaköbele handelt nach Sirach, wenn er auf seinem Hof ein ander Gesicht macht, als im Wirtshaus.

Er führte mich ins Haus und stellte mir hier sein Weib vor. Die „Völker" waren droben, über der Grub, in den Feldern. Auf den ersten Blick sieht man der „Gruebbüre" an, daß der Bur bisweilen nachgeben muß. Ich gehöre sonst nicht zu den „Verschrockenen", möchte aber auch keine „Händel" mit ihr bekommen.

Aber daß, wie allbekannt, die „hitzigsten Leute" die besten sind, das zeigte auch die Bäuerin in der Grub. Sie fragte mich, ob ich nicht etwas „nehmen" wollte nach dem weiten Marsch. Und als ich um ein weichgesottenes Ei bat, brachte sie nach wenig Minuten reichlich ein Dutzend in einer Schüssel und dazu Schinken. Der Bur aber holte Apfelmost und „Herbst-Pflummeschnaps". Kirschenwasser gibt's in der Grub keines, weil die Kirschen in diesem schattigen Erdenwinkel nicht gut gedeihen.

Indes, es ging dem Mittag zu, kamen die „Völker" von der Arbeit, eine Schar erwachsener Töchter und Söhne, Knechte und Hirtenbuben. Und auch der Erbprinz erschien, der Sepp, ein lebhafter rothaariger Bub, der in schneidiger Rede dem alten Grubbauer einst „nachschlagen" wird, wenn er auch heute mir gegenüber stumm war, wie die Kinder vor der Hütte drunten.

Seit drei Uhr morgens sind diese Menschen, der Bur voran, an der Arbeit. Mit der Laterne geht's auf dem Grubhof, selbst im Sommer, in den Stall zum Füttern und Anspannen. Und seit Tagesanbruch ist der Jaköbele neben seinem Braunen und zwei Stieren am Wagen hergegangen und hat, auf den Stock gestützt, Dünger „in den Berg hinauf" gefahren.

Aber rings um den Hof, der wie in einer Bergschüssel

drin liegt, zeigen die Felder die Spuren emsigen Fleißes. Überall, wo bereits geerntet, ist wieder alles hergerichtet zum neuen Säen.

Wo man hinschaut, zeigt sich Ordnung und praktischer Verstand. Selbst mit dem Wasser des Hausbrunnens geht der Jaköbele haushälterisch um. Unter dem Brunnen hat er einen Teich angelegt, in welchen das überflüssige Wasser hinabrollt, und in welchem die Gänse der Bäuerin baden und im Sommer die Schweine des Bauern sich verkühlen. Ist der „Wiher" voll, und der Regen des Himmels fehlt, so wird er abgelassen und tränkt des Bauern Wiesen drunten im Stollengrund. —

Man sagt so gerne im Leben, Leute à la Jaköbele, die gerne viel und laut schwätzen und krakeelen, wenn sie in Gesellschaft kommen, seien nach dem Sprichwort zu taxieren: „Viel Geschrei und wenig Wolle." Es mag vielfach zutreffen, oft aber auch nicht.

Große Denker sind in der Regel große Schweiger, aber es gibt auch sehr viele, sehr billige Denker, die schweigen, weil sie trotz ihrer billigen Denkungsart doch fühlen, daß Schweigen für sie besser sei als Reden.

Ich kenne aber auf der andern Seite wenig wahre und große Genies, die nicht gerne den Mund voll genommen hätten, wenn sie von sich gesprochen haben. Als der größte Historiker aller Zeiten, der Grieche Thukydides, seine Geschichte des Peloponnesischen Krieges anfing, schrieb er, er sei überzeugt, daß seine Arbeit ein Werk sein würde „für ewige Zeiten".

Und Horaz freut sich seiner genialen Begabung, die nie untergehen werde in ihren Früchten.

Schopenhauer sagt in der Richtung vortrefflich: „Es ist ebenso unmöglich, daß, wer Verdienste hat und weiß, was sie kosten, selbst blind dagegen sei, wie daß ein Mann von sechs Fuß Höhe nicht merke, daß er die anderen überragt. Horaz, Lukrez, Ovid, Shakespeare und viele andere haben

alle stolz von sich geredet. Daß einer ein großer Geist sein könne, ohne etwas davon zu merken, ist eine Absurdität."

Schauen wir in die Tierwelt. Der Löwe brüllt, daß die Berge widerhallen; er brüllt, weil er weiß, daß er der Wüstenkönig ist, und alles zittert, wenn er spricht. Und er brüllt als offener, ehrlicher Kerl, der sich anmeldet, daß er Hunger hat und sich was holen will.

Füchse, Marder, Iltisse und die übrigen Dunkelmänner unter den Vierfüßlern machen keinen Lärm. —

Wenn demnach der Jaköbele, so er aus der Grub unter die Menschen kommt, auch bisweilen etwas Krakeel macht und räsoniert, so lasse man seine Mühle ruhig gehen; wer das Mehl davon sehen will, der beschaue seinen Hof, und er wird finden, daß der Grubbur ein Bur erster Qualität ist. Und Numero-Eins-Leute in ihrem Fach dürfen auch das Maul brauchen und einen Schoppen dazu trinken. —

Als ich nach kurzem Aufenthalt mich zum Rückweg anschickte und mit dem Bur unter das Strohdach heraustrat, kam eben der Postbote auf seinem mühsamen Marsch von Hof zu Hof in der Grub an. Er fragte den Jaköbele, ob er auch eine Zeitung wünsche für den Winter. „Nichts", meinte der Bur, der trotz seiner Einsamkeit und „Eingeschneitheit" zur Winterszeit von der Welt draußen nichts wissen will und sich keine Zeit nimmt, auch nur ein Blättchen zu studieren.

Er handelt nach Sophokles' schönen Worten:

„Der Weisheit sich entschlagen, macht das Leben süß."

Es ist gewiß ein großer Fortschritt im Postwesen, daß die Postboten jeden einzelnen Hof besuchen, den Bauern ihre Briefe bringen und die Tagesneuigkeiten aus der Welt. Aber unsere Bauern waren weit zufriedener, weit glücklicher, wenn sie ihre paar Soldatenbriefe gelegentlich am Sonntag beim Kirchgang im Dorf drunten bekamen und im Winter zum Zeitvertreib Späne schnitzelten und „Kienholz" machten hinter dem Ofen, statt jetzt Zeitungen zu lesen.

Je mehr unser Landvolk vom Leben und Treiben in der Welt draußen hört, und je mehr es dadurch in die sogenannte „Kultur" eingeweiht wird, um so mehr fühlen die Leute ihre Weltabgeschiedenheit und die Einfachheit ihres Lebens und werden so dessen, was heute ihr Glück ausmacht, überdrüssig.

Die Jugend von den Höfen zieht infolge davon mehr und mehr den Städten und damit meist der Lumperei zu. Vor vierzig Jahren dachte man an so was auf dem nördlichen Schwarzwald noch nicht.

Und das haben mit ihrem Singen die Kultur und die Post und die Blättle getan.

Drum gefiel mir der Jaköbele, daß er keine Zeitung bestellte und nichts liest von der Art. —

Um was ich ihn aber beneidete, das war die stille, stille Einsamkeit, die in der Grub herrscht. Da rasseln keine Postwagen am Hause vorbei, keine Hotelomnibusse und keine Droschken. Es pfeifen keine Gassenbuben, bellen keine Hunde, und lärmen keine Betrunkenen vor dem Grubhof wie in den kultivierten Städten unserer Zeit, wo einem vor lauter Kultur und Unkultur das ruhige Denken zur Unmöglichkeit gemacht wird.

Auf dem Grubhof schweigen selbst die Gänse der Bäuerin, und wo selbst Gänse schweigen, da, da möcht' ich wohnen. —

Der Grubbauer begleitete mich eine Strecke. Kaum waren wir aber aus dem Rayon seines Hofes, als er seine Amtsmiene ablegte und lebhafter wurde. Er fing an, über die Herren zu schimpfen, die ihn, wie jeden Bur, gezwungen hätten, in die Unfallversicherung einzutreten, aber jetzt, nachdem er „am Stein" drunten verunglückt und ein halber Krüppel geworden sei, nichts bezahlen wollten.

Der Advokat Muser in Offenburg, den er angerufen, habe ihm gesagt, ein Bauer müsse im Dienst, beim Geschäft, am Pflug oder im Wald verunglücken, sonst bekomme er nichts.

Nach seiner, des Jaköbeles Ansicht, sei er aber auch im Dienst verunglückt, denn ein Bur fahre nie nach Hasle wegen „Lustsachen", sondern wegen Geschäftssachen, sei also dann auch im Dienst. So habe er damals im Städtle drunten einen Sack Bohnen geholt und auf dem Heimweg sei er verunglückt.

Die Buren, meinte der Jakobele, lasse man bezahlen, gäbe ihnen aber keinen Pfennig, wenn einem etwas passiere.

All diese neumodischen Anstalten seien keinen Pfifferling wert für die Bauern. Sie seien nur dazu gemacht, daß man mehr Herren brauche. Da, wo früher ein Herr gesessen sei, säßen jetzt drei, und der Bur müsse alles bezahlen, „selbst die Brillen, so die Herren auf ihren Nasen hätten".

Es wäre unhöflich gewesen, dem Jakobele, dessen Gast ich eben war und dessen Weib mir ein Dutzend weichgesottene Eier aufgestellt hatte, zu widersprechen. Drum gab ich ihm Beifall, um so mehr, als ich dafür halte, daß ein Bauer, der in Geschäftssachen auswärts fährt und verunglückt, entschädigt werden muß, wenn man ihm für eine Unfallversicherung das Geld abnimmt.

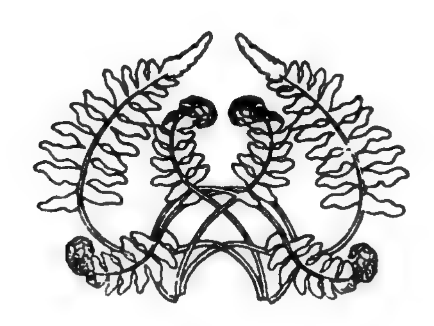
Der Jakobele gehört mit Recht zu jenen vielen Leuten, welche die verschiedenen Versicherungsanstalten für ein Pflaster halten, das die sozialen Wunden unserer Zeit ganz sicher nicht heilen, sondern vielfach vergrößern wird.

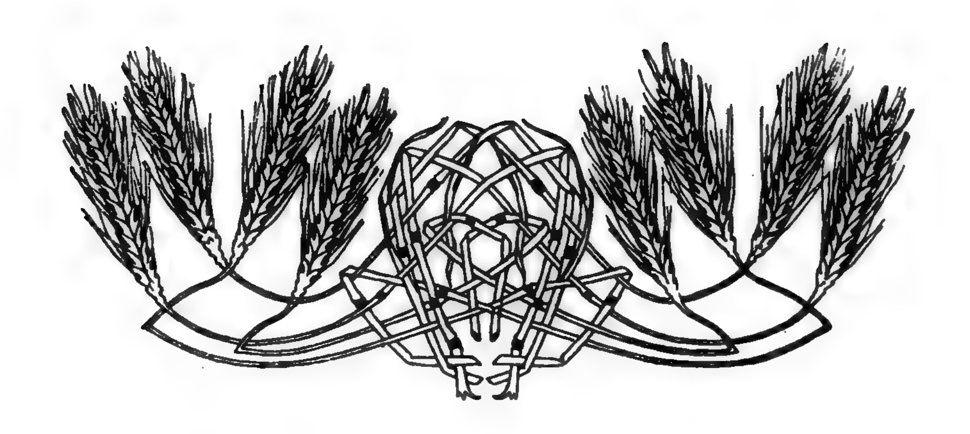
„Wann sind denn," sagt Johannes Scherr, „weltgeschichtliche Krankheiten mittelst Pflastern und Satzungen und wann weltgeschichtliche Krache bankerotter Gesellschaften mit gesetzgeberischen Mittelchen verhindert worden?" —

Am Kreuz, das der Jakobele gestiftet, trennten wir uns. Er dankte mir für den Besuch und meinte, ich würde wohl meiner Lebtag nicht mehr in die Grub kommen; denn es sei kein Pläsier in dieser Einsamkeit. Ich tröstete ihn mit dem Hinweis, daß ich ihn um seine Einsamkeit schon im stillen beneidet hätte, und daß alle Menschen, hoch und nieder, einst dahin kommen, wo der Jakobele schon sei — in die Grub.

So geschehen im September 1891. Heute, 1910, lebt der Jaköbele als einsamer Mann in dem Leibgedinghaus bei seinem noch einsamern Hof. Sein Weib ist schon zehn Jahre tot, seine Kinder leben in der Fremde zerstreut als Knechte und Mägde; einzelne in Hasle, wo die, die den braven Schulersberger geheiratet, ein eigenes Häuslein besitzt. Der Stammhalter, der Sepp, ist fort in die Schweiz, nachdem er in Triberg Knecht gewesen; denn der Vater hat den Hof an einen Fremden verkauft und ihn so des Anrechts, Bur zu werden, beraubt.

Der Alte kam nach dem Tode der braven Bürin mit seinen Kindern nicht mehr aus und „im Zorn" hat der Jaköbele eines Tages ihnen den Hof verkauft und damit ihre Liebe ganz eingebüßt. Reden konnte ich über die Sache nicht mit ihm. Ich hab' ihn seit bald zwanzig Jahren nicht mehr gesehen. Daß er mir aber die Freundschaft nicht gekündigt, zeigt die Tatsache, daß er kürzlich dem Maler Liebich, der ihn aufgesucht, gestanden ist zu einem Vollbild für die illustrierte Ausgabe dieses Buches.





Der Eselsbeck von Hasle.

1.

Wir kennen „Hasle“, das kleine Städtchen am badischen Kinzigstrand mit seinen dunkeln Tannenwäldern und seinen lustigen Forellenbächlein, seinem „silbernen“ Kirchturm, seinen „wilden Kirschen“, seinen vielen Wirtshäusern und den vielen durstigen Seelen.

In diesem Hasle, geographisch und ethnologisch das Herz des Kinzigtales, konnte man in den ersten dreißig Jahren des 19. Jahrhunderts alltäglich zur bestimmten Stunde einen kleinen, dicken Mann mit glattem Gesicht, blauen Augen und spitziger, leicht gebogener Nase, vom „neuen Tor“ herkommend, über den Marktplatz schreiten sehen.

Im Sommer geschah dies um vier Uhr, im Winter um drei. Und die alten und jungen Frauen, so am Marktplatz zur Winterszeit an den Fenstern saßen bei der Arbeit, oder zur Sommerszeit vor den Häusern Kinder hüteten, pflegten wohl zu sagen: „'s isch drei (oder viere), der Eselsbeck goht ins Wirtshus.“

Das kleine Männchen hörte das nicht. Bedächtig, die Hände auf dem Rücken, schritt er, vor sich hinschauend, seines

Weges mit einem Dreispitzhut, seinem langen, hechtgrauen Bäckerrock, seinen kurzen Kniehosen und seinen Schnallenschuhen.

Er war ein Original, der Eselsbeck; darum wollen wir einiges von ihm erzählen in den „Schneeballen“, weil er mit diesen viel Verwandtes und in seinem Leben auch am liebsten mit den Bauern verkehrt hat.

Er war ein geborener Haslacher, das dritte Haus unter dem Rathaus in der vorderen Gasse, wo heute ein Brauer sein Bier schenkt, sein Geburtshaus, und sein Vater ein Bäcker, der „Toweis“ (Tobias).

Der Toweis hatte fünf Buben; vier waren Bäcker wie der Vater und einer studierte. Der älteste war der Philipp, der spätere Eselsbeck, wegen seiner kleinen Gestalt in der Jugend nur der „Philipple“ geheißen. Der Alte saß im „Rat“ und besorgte die Kundschaft, d. h. er trank des Tags über die nötigen Schoppen bei den Brot holenden Wirten, seine Buben aber buken das Brot. Mit Ausnahme des Toni, der nach München und Rom wanderte, kamen die andern nicht weit in der Fremde.

Der alte Toweis meinte, die Bäckerei sei überhaupt keine Kunst, denn es könne ja jedes alte Weib backen, darum sei viele Wanderschaft nicht nötig, höchstens so lange, als die „Zunft“ es vorschreibe.

Das leuchtete auch seinem Sohne Philipp ein, der deshalb nur ins unferne Elsaß wanderte und, da er in Straßburg keine Arbeit bekam, solche im benachbarten Hagenau nahm, wo er blieb, bis die Wanderjahre um waren, und dann wieder heimkehrte.

Wenn ihn jemand fragte, wie es in der Fremde gewesen, so pflegte er zu sagen: „Us der Fremde kann ich nichts ‚verzelle‘ (erzählen). Nachts hab' ich müsse backe, und am Tag hab' ich g'schlofe.“ Er meinte deshalb auch, ein Bäckergeselle, der viel aus der Fremde zu erzählen wisse, sei nichts wert. Denn wer untertags in den Wirtshäusern sitze oder auf den

Straßen herumlaufe, könne nachts in der Backstube nichts Ordentliches leisten.

Weil der alte Toweis Bäckerbuben im Überfluß hatte, so mußte der Philipp bald nach der Rückkehr aus dem Elsaß sich um ein eigenes Heim umsehen. Da war guter Rat etwas teuer; denn in Hasle sind die Bäcker zu allen Zeiten Legion gewesen und die Neugründung eines „Backwerks“ war daselbst stets ein gewagtes Unternehmen.

Doch des „Toweisen Philipple“ wußte Rat. Neben dem Pfarrhaus, unweit vom „neuen Tor“, am alten Stadtwallgraben hatte der Bäcker Peter Hammerstiel ein kleines Häuschen, in welchem er sein Gewerbe trieb. Er hieß allgemein der „Becke-Peter“ und hatte einen Sohn, den Jokele, einen zwerghaften Halbkretin, und eine Tochter, die alles war, nur nicht schön.

Unser Philipple, nicht viel über zwanzig Jahre alt, meinte nun zum Vater Toweis, der Becke-Peter sei alt, der Jokele könne nie sein Nachfolger werden, darum wolle er, der Philipple, um die Tochter anhalten und so selbständig werden.

Der Stadtrat Toweis, der ein schöner Mann war und stets eine rote Weste und eine weiße Zipfelkappe trug, antwortete: „Philipple, Du hesch (hast) immer ebbis (etwas) B'sunders. Jez willst Du 's Becke-Peters Maidle hirate, und die isch ebenso wüst als dumm.“ Auch die Mutter, Anna Maria Lienhard, eines Bäckers Tochter, hatte die gleiche Ansicht, und die Brüder lachten über den Geschmack Philipples.

Der aber war kurz gebunden und sprach: „Ich will ja die Anna Marie heiraten, und da muß ich sie haben und nicht ihr. Zum Brotverkaufen kann man das dümmste Weib brauchen, und was die Schönheit der Weibsleute betrifft, so ist sie vergänglich wie die von einem Groschenlaible. Von der Liebe und von der Schönheit seiner Frau kann niemand leben, am wenigsten ein armseliger Haslacher Bäcker. Wenn ich des Fürsten von Fürstenberg Sohn wäre oder

fürstlicher Obervogt im Amthaus drüben, so nähm' ich 's Becke-Peters Tochter auch nicht."

Nach diesen Worten der Weisheit ließ man den Philipple gewähren, und in kurzem war er der Nachfolger des alten Hammerstiel und überkam am Hochzeitstag mit der Tochter das Häuschen, den Jokele und den Namen „Becke-Peter". So geschehen am 24. Mai 1785.

Das Volk auf dem Schwarzwald ist, wie schon oben gesagt, konservativ, und die Bauernhöfe, Bäckerstuben, Metzger- und Kaufläden tragen oft jahrhundertelang den Namen eines alten Besitzers, während ganz neue Geschlechter sich ablösen auf seinem Besitztum.

Des Toweisen Philipple hieß vom genannten Maitag an der „Becke-Peter" so lange, bis er sich selber einen schöneren Titel gab und sich „Eselsbeck" taufte. Das aber kam also.

Heute führen nicht bloß herrliche Straßen in alle großen Täler unseres Schwarzwaldes, sondern auch die Lokomotive schnaubt über die Berge, und beide bringen das Volk des Schwarzwalds in bequemen Verkehr mit der großen und kleinen Welt. Zur Zeit des Becke-Peters war das nicht so. Da gab es keine ordentliche Landstraße, und die Wälderbauern hatten weder eine Straße noch Wagen, um in die Stadt zu fahren. Auf schmalen Saumpfaden wandelte der Verkehr. Esel und Pferde trugen die Lasten, und der Bauer schritt nebenher, wenn er etwas auf den nächsten Markt bringen wollte.

So kamen in des Becke-Peters Zeiten die Bauern des südlichen Schwarzwaldes von den Höhen oberhalb Triberg mit Eseln nach Hasle auf den Markt. Vom Rohrhardsberg her über das „Landwasser" führten sie ihre Grautiere den Spuren der alten Römerstraße nach durch „die Pfaus und den Fanis[1]" des Mühlenbacher Tales gen Hasle. Sie brach-

[1] Diese Worte hängen zweifellos mit dem lateinischen Worte „Fanum" (heiliger Hain) zusammen, in welchem der oben im „Jaköbele" erwähnte römische Altar stand.

ten meist Butter zum Verkauf und nahmen dafür mit, was sie brauchten und die Hausierer ihnen nicht zutrugen — Salz, Öl, Leder u. a.

Ihr Weg ging zum „neuen Tor“ hinein ins Städtle, und hier stand gleich rechts das kleine Bäckerhäuschen, in welchem sie seit unvordenklichen Zeiten ihre Esel einstellten; so auch, als des Toweisen Philipple des Becke-Peters Erbe geworden war.

Der mochte es aber in alleweg nicht leiden, daß man die Dinge und Menschen nicht mit dem rechten Namen benenne, und so meinte er auch eines Tages, da er eigentlich Philipp und nicht Peter heiße, könnte man ihn füglicher den Becke-Philipp oder den Eselsbeck heißen.

Den ersteren Namen gab ihm das Volk nie, erst seinem gleichnamigen Sohn Philipp; aber der Name Eselsbeck gefiel vielen Leuten, und fortan hieß des Toweisen Philipple nicht bloß der Becke-Peter, sondern auch der Eselsbeck.

In der ersten Zeit hatte der Philipple keine Gelegenheit, sein Talent zu zeigen und das Geschäft in Schwung zu bringen. Der alte Becke-Peter, sein Schwiegervater, machte in der kleinen Stube den Bauern einstweilen noch die Honneurs, und der Becke-Peter junior mußte für das Brot sorgen und die paar Felder bebauen.

Sein Schwager, der Jokele, saß jeden Morgen unter dem Rathaus und bot Brot feil, und die Frau Anna Marie verkaufte es in der Stube.

Doch schon im folgenden Jahre starb der alte Hammerstiel und nicht lange nach ihm, nach kinderloser Ehe, auch seine Tochter, des Philipples Frau.

Mit dem Jokele, der allein übrigblieb und noch im „Russenrumpel“ lebte und Brot feilhielt, konnte der hinterlassene Becke-Peter nicht allein fort machen; darum schaute er sich bald wieder nach einem Weib um. Eines Tages schritt er dem Kreuz zu und fragte, ehe er einen Schoppen bestellte, den Kreuzwirt um seine Tochter, die Marianne.

Das „Kreuz" z'Hasle war in jenen Tagen noch nicht das große Haus, wie heute, sondern eine alte Baracke, dem Hause des alten Toweis gegenüber. Auch hatte der damalige Kreuzwirt Zachmann lange nicht so vielen Mammon wie mein Vetter Karl, der hundert Jahre später Kreuzwirt wurde. Er konnte seiner Tochter nur wenig geben. Allein eine Wirtstochter hält sich zu allen Zeiten für etwas Besseres, als daß sie einen kleinen Bäcker heiratet; sie sieht es für eine Degradation an und meint, sie käme vom Pferd auf den Esel.

Der Becke-Peter liebte aber Gegensätze und Mesalliancen. Hatte er das erstemal Hammerstiels Anna Marie genommen trotz ihres blöden Geistes und ihrer Häßlichkeit, so wollte er jetzt des Kreuzwirts Marianne, obwohl sie eine Wirtstochter und eine Riesin war, neben welcher der Philipple sich präsentierte wie ein Knabe neben seiner Mutter. Sie konnte kaum aufrecht stehen in dem kleinen Bäckerhäuschen am neuen Tor.

Aber der Kleine „forcht sich nit". So klein er war, so schneidig konnte er sein, und darum meinte er: „Ich bin mit einer Dummen fertig geworden und bringe auch eine Große dazu, daß sie sich duckt, und dann wird sie den Kopf nicht anstoßen in meinem kleinen Häuschen."

Der Eselsbeck führte richtig die riesige Mariann' aus dem Kreuz am 11. Dezember 1792 heim. Über ihre ersten Ehejahre bin ich nicht unterrichtet. Meine Berichterstatter waren ihre Buben, und die konnten nur von jenen Tagen an erzählen, da sie selber etwas herangewachsen waren. Das Ehepaar im kleinen Häuschen am „neuen Tor" hatte nach wenig Jahren vier Buben und zwei Mädchen; die letzteren blieben klein wie der Vater, die Buben aber schlugen der Mutter nach, und zwei von ihnen wurden selbst Gardegrenadiere. Was die Söhne, von denen ich noch drei kannte, mir vom Vater und der Mutter erzählten, das will ich jetzt vermelden.

Der kleine Mann hatte sein Wort gehalten. Er war und blieb Herr in seinem Häusle. Weib und Kinder fürch-

teten den Gatten und Vater, welcher der beste Mann von der Welt war, wenn alles nach seinem Willen ging; aber der letztere mußte aufs prompteste geachtet werden.

Hatte er am Morgen sein Brot aus dem Ofen genommen und das Produkt seiner nächtlichen Arbeit auf den Tisch in der kleinen Stube niedergelegt, so fertigte er, in aller Frühe, den Jokele ab, der mit einer „Zeine voll" unters Rathaus sitzen mußte. Indes war die Marianne aufgestanden und richtete die Kinder her.

Sobald sie mit diesen aus der Stubenkammer kam, zog der Eselsbeck den hechtgrauen Rock an, nahm den Dreispitz aufs Haupt, den Rosenkranz in die Hand und ging hinaus ins Kapuzinerklösterle in die erste heilige Messe. So hatte von jeher sein Vater Toweis getan und so tat auch der Sohn. Daheim fing jetzt die Mariann' an mit den Kindern zu beten und betete fort, bis die Leute kamen, um Brot zu holen oder der Vater aus der Klosterkirche zurückkehrte. War der wieder da, so ging sie mit den Kindern zur Messe in die nahegelegene Pfarrkirche. Nach ihrer Rückkehr legte sich Vater Philippus zu Bette und holte die verlorene Nachtruhe in einigen Schlafstunden nach.

So ging er täglich in die Kirche, nur nicht an Sonn- und Festtagen und nicht am Montag. An diesen Tagen, an denen er sein Brot vor Mitternacht buk, hatte er seine Hauptkunden zu bedienen und zu unterhalten, und das waren die schon genannten Schwarzwälder und die Bauern von den Kinzigtäler Bergen südlich von Hasle. Die kamen früh am Morgen, stellten Pferde und Esel in die Scheuer und zur Sommerszeit auch vor und um das kleine Häuschen, füllten abwechslungsweise, je nach ihrer Entfernung, die Bäckerstube und erholten sich, ehe sie ihre Geschäfte abmachten, oder stärkten sich, bevor sie ihren Rückzug antraten, bei Schnaps, Brot und der pikanten Unterhaltung des Eselsbecken; und diese letztere zog die Bauern so an, daß er immer mehr neue Kundschaft bekam.

Der Eselsbeck trug zu Hause stets eine weiße Zipfelkappe. Wenn dann die Bauern dasaßen und fragten: „Becke-Peter, was gibt's Neues?" so lüpfte er seine Kappe und sprach: „Unter dere (dieser) Kapp' isch immer ebbis (etwas) Neu's!" Dann setzte er sich zu den Bauern und fing an zu erzählen und zu räsonieren. Wer glauben wollte, der Eselsbeck habe den Bauern etwa vorgetragen, was er in Büchern gelesen, hätte sich schwer getäuscht. Er hatte nur ein Buch in seinem Hause, und das war das Gebetbuch, welches sein Nachbar, der Pfarrer Schumacher, herausgegeben, und darin las nur seine Frau. Er selber konnte kaum recht lesen und schreiben. In der Kirche betete er das „Nister" (Rosenkranz).

Er stand mit Lesen, Schreiben und Rechnen auf ziemlich gespanntem Fuß, meinte auch, der gemeine Mann brauche davon nur sehr wenig. Er pflegte zu sagen, wenn ein Bürger und Bauer nur die Zeit vom Zifferblatt der Kirchenuhr lesen und seinen Namen schreiben könne, sei das genug.

Seinen Namen, er findet sich noch in manchen Ratsprotokollen, schrieb er übrigens ganz sicher und gewandt. „Aber," so lautete sein Leibspruch, „der Mensch muß sich nie auf eine Feder oder auf ein Buch verlassen, sondern auf seine Zunge und auf seinen Kopf." Drei Dinge, so äußerte er oft, wären allein imstande, Eindruck auf die Menschen zu machen: Geld, Gewalt und ein gutes Mundstück.

Den Bauern erzählte er in jenen Jahren der Revolutionskriege und der darauffolgenden Heereszüge Napoleons vielfach von den Kriegsläuften.

Während seines dreijährigen Aufenthalts jenseits des Rheins hatte er das Elsässer Französisch etwas praktiziert, und in jenen Zeiten, da Franzosen Jahre hindurch talauf talab zogen, machte er eine Art Dolmetsch im Städtle. So war er stets gut unterrichtet von der Seite her.

Aber auch viele Handwerksburschen, alte Soldaten, Deserteure und Marodeure, die von Westen nach Süden und

Osten zogen und deshalb zum „neuen Tor" hinaus mußten, kehrten beim Eselsbeck ein, nahmen einen Schnaps und wurden von ihm ausgehorcht.

Über die französische Revolution konnte er am besten berichten. Er hatte in Hagenau noch die Anfänge derselben erlebt und mit seinem Meister bei der nächtlichen Arbeit politisiert.

Da jeder Mensch von Natur aus Demokrat ist und jeder Haslacher als solcher auch, so verstand es sich von selbst, daß der „Becke-Peter" auf seiten der Revolution war, so lange sie bloß gegen das „Herrenvolk" zu Felde zog und die Religion in Ruhe ließ.

Das Wort „Herr" war dem Eselsbeck zeitlebens ein verhaßtes, und daß die Franzosen den „Monsieur" abschafften und jeden zum „Bourgeois" stempelten, hielt er für eine Großtat der Revolution. —

War das Kriegsgespräch zu Ende, so gab der Eselsbeck das Neuste aus dem Städtle zum besten, d. h. er kritisierte die Herren auf dem Rathaus und die Beamten, vom Obervogt bis herab zum Nachtwächter.

So wußte er immer etwas Neues. Und mancher Bauer ritt später weg, als er gewollt, weil der Becke-Peter so „schön verzellen" konnte. Vor Tagesgrauen schon rückten die ersten Bauern an, und nach Mittagszeit zogen die letzten ab. Darum kam der Becke-Peter an Sonn- und Markttagen nicht in die Kirche.

An Markttagen verließ er seine Gäste auf eine halbe Stunde in der Mitte des Vormittags, um bei den schwäbischen Bauern seine Frucht zu kaufen. Auf zweiräderigen Keltenkarren führten damals die Bauern aus dem württembergischen Neckartale mühsam und weither ihre Frucht nach Hasle, wo selbst Händler aus Basel sich einfanden, um schwäbischen „Kernen" einzukaufen und per Achse dorthin transportieren zu lassen.

Die Bäcker bildeten in jenen Tagen durch ihre Zahl und durch ihr berufsmäßiges Wirtshaussitzen und Räsonieren

eine Großmacht im Städtle. Darum setzten sie es durch, daß vor zehn Uhr morgens kein fremder Händler Frucht kaufen durfte. Das war zwar nicht haslacherisch-demokratisch, aber für die Brotfabrikanten praktisch. Als Anhänger der Revolution und Gegner von Privilegien machte aber der Becke-Peter keinen Gebrauch von diesem Vorrecht. Er kam deshalb immer erst nach zehn Uhr auf den Markt und kaufte in freier Konkurrenz mit den auswärtigen Händlern.

Solange seine Buben nicht herangewachsen waren, mahlte der Becke-Peter, wie alle seine Kollegen, die Frucht selbst in der Stadtmühle. Diese war ein Monopol der Stadt; jeder Einwohner mußte in der Stadtmühle mahlen oder mahlen lassen.

Diejenigen Kollegen, welche die Mahlnacht mit dem Becke-Peter zu teilen hatten, freuten sich stets darauf; denn er wußte immer solche Unterhaltung in die Nachtstunden zu bringen, daß keiner lange Zeit bekam oder das Glöcklein überhörte, welches meldete, daß der Stein leer laufe.

Schon als Stellvertreter seines Vaters, des Toweis, hatte der Philipple manche Nacht in der Stadtmühle zugebracht, am äußersten Ostende des Städtchens. In mondhellen Nächten und besonders zur Winterszeit trieb er neben dem Mahlen her in dem Mühlkanal und in der anstoßenden Kinzig mit Vorliebe Fischerei. Namentlich war er Virtuos im Lachsstechen. Noch im späten Alter übte er diesen Sport, und einmal war der angestochene Fisch so groß und kräftig, daß er den kleinen Mann, der den „Dreizack" nicht loslassen wollte, in die Kinzig warf.

Wenn der Becke-Peter zur Laichzeit abends spät in die Mühle ging, hatte er in der Regel in der einen Hand eine Laterne und in der andern die „Gär", einen Dreizack an starker Stange, zum Lachsstechen. So wußte er immer das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden.

Die Zeit außerhalb der Backstube, der Frühmesse, der Mühle und der Bauernunterhaltung gehörte beim Eselsbeck

in genauen Terminen der Natur und dem Wirtshaus. Um elf Uhr aß er zu Mittag, und dann ging er, je nach der Jahreszeit, bis drei oder vier Uhr spazieren in Feld und Wald. Eigenes Besitztum hatte er wenig: einen Acker auf den „Kampfäckern", je eine Matte bei der Säge und auf dem „Spiesacker" und ein Stückchen Reben nebst Reutfeld am Herrenberg. Vermögen hatte er vom Vater Toweis 1100 Gulden bekommen, und des Kreuzwirts Marianne, seine zweite Frau, brachte 300 Gulden. Dazu beerbte er nach dessen Tod den „Jokele", seinen Schwager, der noch etwas auf der alten Bäckerhütte stehen hatte.

Daß er trotzdem ein relativ vermöglicher Mann wurde, verdankte er, wie er zu sagen pflegte, seiner Zipfelkappe. Wenn er die auf hatte, kam ihm eine Fülle von Gedanken, und diese Gedanken verarbeitete er mit seiner Zunge. So entstand seine Unterhaltungsgabe, und die zog die Bauern in sein Häuschen am „neuen Tor".

Sie aßen ihm sein Brot weg, tranken seinen Schnaps, und jeder nahm noch eine Anzahl „Wecken" mit auf den Heimweg.

Die Bauern waren dem Eselsbeck aber auch die „liebsten Leute", viel lieber als die Haslacher. Diese hatten selbst gute Zungen und disputierten gerne mit dem Philipple, während die Bauern „Maul und Nas" aufsperrten, wenn er sprach. Und die Wirte, meinte er, seien als Kunden gar nichts wert, weil man den Profit zweimal bei ihnen vertrinken müsse.

Hatte er auch, wie erwähnt, wenig Feld und Wald, so marschierte er doch gar gern im Haslacher „Bann", wo damals in der Ebene noch überall, auf Äckern und Wiesen, riesige Eichen standen und auf den Bergen herrliche Tannen und Buchen.

Sein Bruder, der Arbogast, welcher „auf der Heimat" beider die Bäckerei betrieb, wurde später Waldmeister und ein Hauptjäger. Den begleitete der Becke-Peter zur Winterszeit auf die Jagd, während er im Sommer still und allein wanderte.

2.

Dieser seiner Liebe zur Natur verdankte der Eselsbeck sein erstes städtisches Amt, das drittunterste zwar, aber das poesiereichste. Der unterste Beamte der Haslacher Signorie war der Bettelvogt, der zweitunterste der Totengräber und der drittunterste der „Hirtenmeister", und zu diesem erkürten die Stadträte anno 1797 den Philipple, genannt Becke-Peter oder Eselsbeck.

Das war jeweils der wichtigste Tag in den Annalen des kleinen fürstenbergischen Städtchens, der Tag „der Ämterbesetzung", zu Anfang eines jeden Jahres.

Den Schultheißen setzte die „hochfürstliche Regierung" in Donaueschingen lebenslänglich, beziehungsweise so lange er dem Obervogt gefiel. Den Senat der Stadt wählte die Bürgerschaft, und dieser Rat ernannte die zwei Bürgermeister und besetzte alljährlich die übrigen städtischen Ämter.

Die zwei sogenannten „Amtsbürgermeister", die als solche ein Jahr fungierten und im Rang nach dem Schultheißen kamen, hatten das Rechnungswesen der Stadt, die zwei Bürgermeister „außer dem Amt[1]", Wald und Feld, das Setzen von Marksteinen, die Wege usw. unter sich.

Dann kam als erstes vom Rat, zu dem natürlich der Schultheiß und die Bürgermeister gehörten, zu besetzendes Amt der „Schullehrer"; ein Beweis, was die alten Haslacher schon auf Bildung hielten, obwohl der Eselsbeck ihr geschworener Feind war, weil er die Worte „Herr" und „Bildung" identifizierte.

Dem Schullehrer — in der Zeit des Eselsbecken — Nikolaus Blum, dem Ahnherrn einer ganzen Lehrergeneration und vieler „wilder Kirschen", folgten die drei Fürsprecher. Ihr Amt war ein äußerst praktisches und wäre noch heute in hohem Grade empfehlenswert.

[1] Die eben ihr Amt niedergelegt hatten.

Die Fürsprecher, in der Regel intelligente, angesehene, redegewandte Bürger, mußten alle Angelegenheiten, die ein gewöhnlicher, weniger redseliger Bürger sich nicht selbst vor dem Rate zu vertreten getraute, für diesen führen. Wer etwas auf dem Rathause zu tun hatte, Streitigkeiten über mein und dein, Ehrenkränkungen, Heiratserlaubnis, Bauangelegenheiten, und entweder den rechten Mut oder das rechte Wort nicht leicht fand, der ging zu einem der drei Fürsprecher. Dieser mußte ihn pflichtmäßig begleiten und den Advokaten machen.

Des Eselsbecken Großvater, Johannes, war seinerzeit einer der gewandtesten und von den „Herren" gefürchtetsten „Fürsprecher" gewesen.

Die drei Fürsprecher hatten aber noch ein anderes Amt, das heutzutage weniger populär wäre in unseren Städten und Städtchen. Der älteste von ihnen mußte dem Stadtrat bei allen kirchlichen Prozessionen das Kreuz voraustragen. Jetzt würde ein solcher „Fürsprech" in manchem Städtle seine ganze „Intelligenz" einbüßen, wenn er den „Mannesmut" besäße, gegen den Strom der religiösen Feigheit und Gleichgültigkeit zu schwimmen und eine Prozessionsfahne oder ein Kreuz zu tragen.

Schon das Anwohnen bei einer Prozession ist ja verpönt. Bei Schützen-, Sänger-, Pompiersumzügen, da kann ein intelligenter Mann noch mittun, und es gilt sogar für eine Auszeichnung, dabei eine Fahne tragen zu dürfen, aber zur Ehre Gottes so was mitmachen, ist in unseren Tagen dumm und ungebildet. —

Auf die Fürsprecher folgten die Ämter des Stadtbaumeisters, des Sägeverrechners, des Waldmeisters und der Weinanschneider. Der letzteren gab es in Hasle zwei. Sie hatten ein kitzliges Amt, sollten das Einlegen und Anstechen[1] der Weine bei den Wirten kontrollieren, der Stadt fürs richtige

[1] Die Steuer mußte erst beim Anstich bezahlt werden.

Ohmgeld sorgen und doch die Defraudationen der verschiedenen Hoteliers nicht sehen.

Auf sie kamen die Wagmeister, die Fruchtmesser, die Ratsdiener, die Zolleinnehmer an den Stadttoren, der Salzmesser, der Eichmeister, die verschiedenen Stiftungspfleger, die Feuerreiter und die Feuerschauer.

Die Feuerschau war in jener guten alten Zeit, wo noch nicht so viele Häuser verbrannten, weil nicht so viele angezündet wurden, äußerst peinlich geregelt. Wenn die Feuerschauer meldeten, daß einer zur Winterszeit „das Bett zu nahe an den Ofen gestellt habe", wurde er mit Geld gestraft.

Nach den Feuerschauern rangierten die vier Fleischbeschauer und die drei Brotbeschauer. Diese sieben Männer waren die Märtyrer der städtischen Beamtung. Metzger und Bäcker sind im allgemeinen friedfertige Leute. Bei allen großen Revolutionen waren diese „Bürger" noch stets die zahmsten, und heute noch wird man unter den Sozialdemokraten am wenigsten Metzger- und Bäckergesellen finden, obwohl diese bei schwerer Arbeit den schlechtesten Lohn haben.

Aber die gleichen Leute werden teufelswild und gefährlich, sobald es sich um ihr eigenstes Interesse, um den Preis von Fleisch und Brot, handelt. Um sonstige bürgerliche Freiheiten und um große Staatsangelegenheiten kümmert sich in der Regel weder ein Bäcker noch ein Metzger. Derlei Dinge sind ihnen ziemlich „wurst"; wenn man ihnen nur die Brot- und Fleischtaxe überläßt, überlassen sie andern Leuten gern die ganze Politik.

In der guten alten Zeit hatte aber die hohe und niedere Polizei ein scharfes Auge auf die wichtigsten Lebensmittel, auf Fleisch und Brot. So auch die Signorie von Alt-Hasle. Alljährlich wurden vier Bürger für Fleisch- und drei für Brotschau aufgestellt. Diese prüften die Ware und machten den Preis. Sie erschienen unerwartet in den Metzigen und Bäckerstuben und hielten Revue. Ihre Parole war „bank-

mäßiges Fleisch" und „eßbares Brot" zu entsprechenden Preisen.

Aber je ehrlicher sie es mit dem Publikum meinten, um so verhaßter waren sie bei den Metzgern und Bäckern. Nicht nur mit Schimpf und Spott, sondern auch mit Knochen, alten „Groschenlaiblen" und Hackmessern wurden sie beworfen, wenn sie ihres Amtes in Gerechtigkeit walten wollten. Und mehr als ein Ratsprotokoll erzählt von Fleisch- und Brotbeschauern, die ihr Amt niederlegen wollten, weil sie die „Verbal- und Realinjurien" von seiten der Metzger und Metzgerinnen, der Bäcker und Bäckerinnen satt hätten.

So hieß es z. B., der Metzger Meinrad Franz habe Geißenfleisch für Hammelfleisch verkauft und, vom Fleischbeschauer attrappiert, diesem die Geißenhörner an den Kopf geworfen. Oder der Metzger Armbruster habe auf den Vorhalt, sein Fleisch sei nicht bankmäßig, geäußert: „Wenn die Stadträt' und die Fleischbeschauer nur ihr Lebtag solches zu fressen hätten, wären sie froh."

Der hohe Rat am Kinzigstrand trat zwar jeweils strafend ein, allein volle Gerechtigkeit konnte er nicht walten lassen, denn Metzger und Bäcker sind offizielle Wirtshaussitzer, und solche Leute haben immer einigen Einfluß auf die öffentliche Meinung.

Nach den Fleischbeschauern kamen in der Ämterbesetzung die zwei Waldschützen, der Mesner und die Kirchenvögte. Dem Mesner wurde nur das eingeschärft, was die politische Gemeinde als solche anging, „im Sommer um vier Uhr und im Winter um fünf Uhr Betzeit zu läuten und besonders bei Gewittern sich fleißig zu halten mit dem Läuten." Er erhielt dafür alljährlich von jedem Bürger einen Vierling[1] Korn und einen Laib Brot.

Die Kirchenvögte wurden angewiesen, „unartige Kinder und Burschen auf der Stelle unnachsichtlich und ohne Rück-

[1] Fünf Liter.

sicht auf deren Eltern zu strafen durch Ohrfeigen oder Maulschellen."

Solche Kirchenvögte kämen heutzutage, wo die kleinen und die großen Buben wie Majestäten behandelt werden und die Roheit immer größer wird, nicht mehr von den Schöffengerichten weg. —

Jetzt folgten in der Hierarchie die Nachtwächter, die Torwächter und der Hochwächter auf dem Kirchturm, dann die Polizei- und der Ratsdiener.

An Jahrmärkten wurden namentlich viele Zipfel- und Wollkappen verkauft, aber auch gestohlen. Drum bildete sich ein eigenes, städtisches Amt aus, das „des Aufsehers bei den Wollkappen", welcher diese zu bewachen hatte. Auf ihn kam jetzt erst der Hirtenmeister mit den vier städtischen Hirten für Gänse, Geißen, Schweine und Kühe.

Ihm folgte der Totengräber mit den zwei Hebammen, und den Schluß machte der Bettelvogt. Dieser war zweifellos eine der praktischsten Einrichtungen des Mittelalters. Ein ehrsamer, ärmerer Bürger, zog er allmonatlich einmal mit den Ortsarmen von Haus zu Haus und „heischte um Gottes willen". Das Ergebnis der Sammlung verteilte er sodann nach Bedürfnis an die Armen.

Sein Amt dauerte in der Regel vier Jahre, und er bekam für diese Zeit eine „Montierung" von der Stadt, zu welcher das Tuch die Elle zwei Gulden kosten sollte.

Anno 1806 wurden die Fürstenberger badisch und damit auch die Haslacher. Die baden-durlachischen Vögte (Amtmänner) hatten nichts Eiligeres zu tun, als den letzten Bettelvogt, Jakob Holzer, abzusetzen und eine Sammlung durch einen Ratsherrn zugunsten der Armen in Frack und Glacés einzuführen. Die Haslacher waren aber so vernünftig und gaben zu dieser vornehmen Sammlung nichts, so daß sie von selbst aufhörte. —

War die Ämterbesetzung im Ratskollegium beendet, so vereinigte ein Mahl auf Kosten der Stadt sämtliche Ernannte

und Bestätigte, vom Schultheißen herab bis zum Gänsehirt. Das Mahl stellte der städtische Stubenwirt, und der Preis wurde ihm vorher gemacht; es durfte aber samt einer Maß Wein nicht mehr als zwischen vierzig und fünfzig Kreuzer (1 Mk. 40 Pfg.) kosten.

Gleichwohl verfügte das badische Kreisdirektorium in Offenburg 1811, „die Zehrung bei der Ämterbesetzung dürfe in Zukunft, weil unnötig, nicht mehr abgehalten werden".

Es gibt doch nichts Schrecklicheres als die Bureaukratie in ihrem Wahne, die soziale Lage einer Gemeinde zu heben durch derartige blödsinnige Verbote von Dingen, denen doch der poesieloseste Holzschuhmacher noch eine gemütliche Seite abgewinnen könnte.

Die Antwort der Haslacher blieb nicht aus. Als kurz darauf das Obervogteiamt Haslach, das man badisch in den schönen Titel „Justizamt" umgetauft hatte, von der Stadt 462 Gulden verlangte zur Herstellung von Triumphbogen usw. bei der Durchreise der Großherzogin Stephanie, da stimmten Rat und Ausschuß, an des letzteren Spitze damals der Eselsbeck, scharf dagegen, bis auf einen Mann, Johannes Kern, den Hammerschmied. Dieser votierte, man „solle zur Ehrenbezeugung der allergnädigsten Landesfürstin nichts schonen", für welche Servilität er den bleibenden Namen „der Fürstenhans" bekam. Die andern meinten mit Fug und Recht, da sie sich die öffentlichen Gelder durch Verbot der Zehrung am Ämterbesetzungstage „am eigenen Maul" absparen müßten, hätten sie auch kein Geld für Triumphbogen.

Diese tapfere Sorte von Bürgern ist jetzt auch ausgestorben und hat dem Sozialdemokrat den Mut hinterlassen, gelegentlich so was zu sagen.—

Der Becke-Peter ward also 1797 Hirtenmeister, ein Amt, das man ihm übertragen hatte, weil man ihn täglich mit seinem Dreispitz auf weiter Flur wandern sah und er darum am besten die Hirten überwachen könnte.

Es gab ihm vollauf Gelegenheit, nach allen Richtungen

auf den Berg und ins Tal zu kommen. Der Kuhhirt amtete am höchsten; er weidete auf dem „Ried“, einer Alm auf der Höhe des „Urwaldes“ und über dem in der Karfunkelstadt erwähnten „Schwiggenstein“. Durch das „geschwigen Loch“, eine Waldschlucht, zog der Kuhhirt mit seinen Tieren in der Frühe hinauf und am Abend durch den Bärenbach herunter.

Ihn galt es schon deshalb zu überwachen, weil die auf der Höhe angrenzenden Bauern von Mühlenbach und Adlersbach ihr Vieh auch aufs Ried trieben ohne Recht und nur mit Bewilligung des mit Schnaps oder Speck bestochenen armen Teufels, Haslacher Kuhhirte genannt.

In der Regel hatte diese Würde ein armer „Hintersäß“ oder „Schurmgenosse“, dem bei Pflichtvergessenheit in seinem idyllischen Amte die Väter der Stadt gleich mit Ausweisen aus dem Paradies Haslach drohten.

Zur Zeit des Hirtenkonsulats vom Becke-Peter war ein hoher Ehrenmann im Amte des Kuhhirten. Er hieß Anton Fuchs, bekleidete die Stelle bereits vierzig Jahre und war wegen Wohlverhaltens auch zum Vollbürger, Nachtwächter und Bettelvogt avanciert. Aber sein Nachfolger Othmar Fehrenbach wurde wegen „schlechter Kuhhut“ samt seiner Mutter mit Ausweisung bedroht. Zweifellos hatte der arme Mann ein zu offenes Herz oder richtiger einen zu offenen Magen für die Bestechung der Adlersbacher und Mühlenbacher Bauern.

Wir sehen aber aus der „Bedrohung“, welche die Väter von Hasle ihm zukommen ließen, welch klassischer Scharfsinn in den kleinen Gemeinwesen der vergangenen Zeiten wohnte. Sie sahen die Verbannung als höchste Strafe an nach dem alten Spruch: „Jedem ist das Elend[1] finster, jedem glänzt sein Vaterland.“

Um 6 Uhr morgens, wenn die Kühe gemolken waren, mußte der Kuhhirt ausfahren. Am „untern Tor“ fing er

[1] Die Verbannung. In die Verbannung und ins Elend schicken hatte gleiche Bedeutung.

dann an zu „hupen" aus einem großen Horn, aus Rinde gefertigt. Auf diesen Ruf öffneten sich die Ställe, und von Haus zu Haus kamen die schwerwandelnden homerischen Rinder der Bürger dem Hirten entgegen.

Zum „obern Tor" fuhr er mit seiner stattlichen Herde, einem Hauptteile des Haslacher Bürgervermögens, dem „geschwigen Loch" zu auf die Alm und am Abend zum „neuen Tor" herein, „hupend und pupend". Und „Alt-Haslach" freute sich, wenn die vollen Rinder einrückten. —

Eine Stunde nach dem Kuhhirten — darüber bestanden ortspolizeiliche Vorschriften — „hupte" der Geißenhirt mit einem kleineren Horn durchs Städtle, und die Hintersassen und „Schurmgenossen" öffneten ihre Geißengehege und sandten ihm ihre „Gemsen" zu. Er fing am „oberen Tor" zu blasen an und fuhr zum „untern Tor" hinaus, denn sein Weidgebiet lag dem des Kuhhirten entgegengesetzt, droben auf der „Geißbürde" über der „Sommerhalde".

War der „Geißenhirt" abgezogen, so erschien von der Vorstadt her der „Sauhirt" und „hupte" aus einem Kuhhorn. Jetzt grunzten aus allen Häusern und Gäßchen die vielgeschmähten, verachteten und so gerne verzehrten Dickhäuter dem Manne entgegen, welchem die alten Heiden zu Homers Zeiten den Beinamen „des Göttlichen" gegeben.

Er fuhr zum „neuen Tor" hinaus und hinauf an den „Hagsbacher Berg". Da lag zwischen Wald und Wald an Wiese und Bächlein der „Sauwasen", wo die bürgerlichen Schweine tagsüber nach Herzenslust sich wälzen und baden konnten.

Als „Pagat ultimo" erschien jetzt auf der kleinstädtischen Szenerie der kleinste und letzte der Hirten — der Gänsehirt. Er war ohne „Horn und ohne Hupe". Die Rufer zur Weide waren die Gänse selber. Mit den ersten Exemplaren kam er zum „neuen Tor" herein, und die schnatterten die nächsten zusammen, und unter dem von Haus zu Haus vermehrten Gänsegesang zog der Hirte durch Stadt und Vorstadt der

Kinzig zu, wo auf dem „Steinrucken" bei Gras, Weiden und Fluß die „Wächter des Kapitols" sich des Lebens freuten bis zum Abend.

Da sage man, es sei in früheren Zeiten kein Leben und Verkehr gewesen in den kleinen Städten! Lag nicht Leben und Poesie in Fülle in den verschiedenen Hirtenrufen am Morgen und am Abend? Und waren die Zeiten nicht poesievoller, da die Stunden des Tages nach dem „Pupen" der Kuh-, Geißen-, Schweine- und Gänsehirten bemessen wurden, als die heutigen, wo man sich nach dem Pfeifen der Lokomotive richtet!? —

All diese Hirten, abwechselnd den einen oder den andern, täglich zu besuchen und zu überwachen, war das Amt des Hirtenmeisters.

Wir leben in Tagen, in denen alle Standesunterschiede ausgelöscht werden und alles nivelliert wird. „Kraut und Rüben" untereinander und „gleiches Recht" für alle heißt die Parole, die in der Theorie gar schön lautet, in Wirklichkeit aber die soziale Revolution bedeutet.

Die alte Zeit dachte in dieser Richtung anders. Ja, sie dehnte die Standesunterschiede selbst auf die Tiere aus. Streng gesondert mußten die „Haslemer" Hirten ihre Tiere weiden. Der Kuhhirte durfte keine Ziege bei seiner Herde haben, nicht einmal seine eigene, und der Ziegenhirt keine Kuh.

Über diesen Punkt, über sorgfältige Hut, über die richtige Zeit der Aus- und Heimfahrt, hatte der Hirtenmeister zu wachen. Es war nur einem Manne, der gerne über Berg und Tal stieg in all den Richtungen, in welchen die Weidbezirke lagen, möglich, diese Funktion recht zu besorgen. Und dazu war der Becke-Peter der Mann, weil er als Naturfreund mit Vorliebe die Hälfte der Tageszeit seinem für das städtische Wohl so wichtigen Amte widmete.

Die Hirten, soweit sie Kühe, Geißen und Schweine hüteten, hatten ein eigenes, jetzt längst verschwundenes Haus,

das Hirtenhäusle genannt. Es stand bei der Stadtsäge auf dem Grün, unweit der Kinzig. Diese Hirtenkaserne zu inspizieren, die Händel zwischen Männern, Weibern und Kindern der verschiedenen Hirtenfamilien zu schlichten, war ebenfalls Sache des Hirtenmeisters.

Aber noch ein wichtiges Lokal unterstand dem drittletzten Beamten der Republik — der Pfandstall, jenes unheimliche Holzhaus auf dem hintern Graben, welches so viel Streit, Haß und Feindschaft in die Familien und in die Bürgerschaft trug, und das in meiner Knabenzeit noch funktionierte.

Wurde eine Kuh, Ziege, Gans oder ein Schwein, hirtenlos seine Nahrung suchend, entdeckt, so führte der nächste beste Bürger oder der Polizeidiener das Tier in den Pfandstall. Hier wurden seine „Personalien festgestellt" und es dann so lange als „Pfand" behalten, bis der Besitzer die übliche Strafe (von sechs Kreuzer bis zu einem Gulden) bezahlt hatte. Der Hirtenmeister war der Anzeiger beim Rat, und dieser, beziehungsweise der Stadtschreiber, setzte die Buße an.

Ich erinnere mich noch aus meiner Knabenzeit gar wohl an den Pfandstall und hatte jeweils, wenn der „Stumperle", unser damaliger Polizeiwächter, eine Gans oder ein Schwein in den Stall sperrte, Mitleid mit den Tieren, als Wesen, die unschuldig in Gefangenschaft kämen.

Da gab es denn in der Regel Spektakel vor dem Pfandstall zwischen Besitzer und Polizei, Streit in den Familien, deren Glieder keines schuld sein wollte, und Disput auf dem Rathaus, Haß gegen die Obrigkeit und ihre Vertreter, Schimpfen über die Hirten, welche zu früh ausgefahren wären und das betreffende Vieh nicht mitgenommen hätten.

Am schlimmsten war in dieser Beziehung der Gänsehirt draußen an der Kinzig dran. Dem flog bisweilen ein fideler Gänserich über den Fluß und einige Gänsedamen ihm nach und hinüber ins Städtle. Dort fielen sie der „Sicherheit" oder irgend einem Weib, dessen Hausgärten sie besucht, in die rächenden Arme und wanderten dem Pfandstalle zu.

Ich aber sage: Goldene Zeiten, in denen die Kleinbürger und Bürgerinnen am Abend sich stritten über verlaufene Kühe, Schweine und Gänse! Jetzt liegen sich die Männer in den Haaren wegen „schwarz“ und „rot“, und die Weiber lesen Zeitungen, machen in Emanzipation und politisieren über Land- und Reichstagswahlen! Was war nützlicher und wichtiger? —

3.

Der Becke-Peter, ein Mann von Humor, hatte seine helle Freude an dem Leben und an der Aufregung, welche das verschiedene Getier ins Städtle brachte, und zeichnete sich nebenbei durch große Unparteilichkeit aus in seinem Amte. Als während seines Hirtenkonsulates seines eigenen Vaters, des alten Toweis, Schweine dem Obervogt Merlet in den Garten einfielen, meldete er es und rücksichtslos mußte der Papa bezahlen.

Unter badischem Regiment wurde später das Hirtenwesen ganz aufgelöst. Jeder sollte seine Kühe und seine Geißen selber am Seil hüten. Diese bodenlose Weisheit führte zu solchen Unzuträglichkeiten, daß die Stadt 1823 wieder einen eigenen Kuhhirten und einen Geißenhirten anstellte. Die Schweine- und Gänsehirten waren der badischen Bureaukratie nicht verfallen und amteten noch zu meiner Knabenzeit, in der ich auch noch den letzten Kuhhirten a. D., den „Kühmarti“, kannte.

Hatte der Eselsbeck seine Hirtenrevue beendet, so war oft noch eine weitere Funktion des Hirtenmeisters zu erfüllen, die dem Becke-Peter vielen Spaß machte, er hatte ex officio die „Bettlerkuche“ zu besuchen.

Kaum zehn Minuten von seinem Häuschen am neuen Tor entfernt, lag auf einer Halbinsel am Hofstetter Talbach zu den Füßen des Bächlewalds die Bettlerkuche. So wurde ein von riesigen Eichen überschatteter Rasenplatz genannt, den die Stadt allen fremden Bettlern und Vagabunden, ihren Karren und Wagen als Lagerstätte zugewiesen hatte.

Diese bunte Gesellschaft unter den Eichen zu besuchen, bei ihnen am Feuer zu sitzen und ihre Erzählungen zu hören, war des Becke-Peters Freude und sie zu überwachen seines Hirtenmeisterdienstes letzte Pflicht.

Als er dies Amt längst nicht mehr bekleidete, ging er oft noch hinauf in die Bettlerkuche, um sich zu unterhalten.

Vieles von dem, was er den Buren erzählte, schöpfte er aus der Bettlerkuche, die, wie die alten Eichen, längst verschwunden ist und deren Namen und Stelle zu meiner Knabenzeit nur alte Leute noch zu sagen wußten.

Von der Bettlerkuche weg, als seiner letzten Station, begab sich der Becke-Peter ins Wirtshaus. Hier entwickelte er seine Beredsamkeit in etwas anderer Art, als bei den Bauern. Jetzt besprach er vorzugsweise und mit noch spitzigerer Zunge die engeren bürgerlichen Angelegenheiten ebenfalls unter seiner Zipfelkappe hervor.

Zu Hause trug er stets diese auf dem Haupte. Auf der Straße nahm er den Dreispitz, vergaß aber nie die Zipfelkappe, seinen Talisman, in seinen langen Rock zu stecken, ehe er ins Wirtshaus ging. Im Kreuz oder in der Sonne oder im Raben oder Adler angekommen, legte er den Dreispitz ab und setzte die Zipfelkappe auf. Jetzt konnte es losgehen. Den Stoff nahm er stets aus der Tagesgeschichte des Städtchens oder aus Vorfällen in den einzelnen Familien, bisweilen, wenn er eben aus der Bettlerkuche kam, auch von dieser.

Lange reichendes Material gab jeweils die Ämterbesetzung, sowohl ehe sie vor sich ging, als nach ihrem Vollzug. In städtischen Angelegenheiten war der Becke-Peter stets auf der Seite der Opposition gegen die „Herren", d. i. gegen die Mitglieder des Stadtrats.

Diese führten ein äußerst strenges Regiment und waren namentlich gleich bei der Hand mit Strafen wegen Beleidigung der amtlichen Majestät. Wer auf eine Vorladung unentschuldigt nicht erschien, wurde 24 Stunden auf den Kirchturm gesperrt, und wer gar den „Rat" beschimpfte, im „spa-

nischen Mantel" vor dem Rathaus ausgestellt. Bürger, die nachts gegen das Verbot auch nur eine Viertelstunde nach zehn Uhr im Wirtshaus angetroffen wurden, selbst wenn sie nichts mehr tranken, mußten je einen Gulden Strafe erlegen.

In den neunziger Jahren des 18. und dem ersten Dezennium des folgenden Jahrhunderts fielen manchen Monat 150 Gulden in die Stadtkasse von „den Übersitzern" im Wirtshaus, unter ihnen die unbescholtensten Bürger.

Der Eselsbeck war nie unter ihnen, er ging regelmäßig im Winter um sechs Uhr und im Sommer um acht Uhr heim aus dem Wirtshaus und trank nur zwei Schoppen. Blieb er aber einmal sitzen und trank einen oder den andern Schoppen über den Durst, so bekam er „zu viel", und dann mußten Weib und Kinder aus dem Weg, wenn er heimkehrte.

War er um die regelmäßige Zeit nicht zu Hause, so wußte die Marianne schon, was zu tun sei. Sie rief ihre sechs Kinder zusammen, löschte alle Lichter aus und legte sich mit den Kindern zu Bett, sonst hätte es einen Mordsspektakel gegeben.

Denn, meinte der Eselsbeck, wenn der Mann angetrunken ist, so braucht die Frau das nicht zu sehen. In der Regel könnten die Weiber das Maul nicht halten, und dann gäbe es Händel und Streit. Kinder sollten es aber erst recht nicht wissen, daß der Vater zu viel habe, weil sie sonst den Respekt verlören.

Die gute Marianne, eine sehr fromme, zufriedene Frau, welche morgens in der Küche beim Kochen immer ihr Lied sang, war in Todesängsten, wenn die Buben noch an unbekannten Orten des Städtchens abwesend und der Vater um die gewohnte Zeit nicht daheim war. Denn wenn nicht Finsternis herrschte im Hause und nicht alles mäuschenstill im Bette war, wenn dieser heimkam mit einem „Zopf" unter dem Dreispitz, so wetterte er in Wort und Tat.

War aber alles tot, so hielt er noch während des Auskleidens einen Monolog über das Verhalten von Weib und Kind bei „Brandunglücken" des Vaters, legte sich dann noch

für kurze Stunden zur Ruhe, und am Morgen war Frieden im Land.

Also trotzdem er nie zu den strafbaren Übersitzern gehörte, so machten sich die Unzufriedenen im Wirtshaus stets um den Becke-Peter, weil er die bissigste Lauge über die „Herren" auszugießen verstand, ohne dem „spanischen Mantel" zu verfallen. Ja, er lobte in seiner Art die „Herren" und legte ins Lob die feinste Satyre. Wenn einer „vom Rat" erfuhr, der Eselsbeck sei im Adler oder im Kreuz, so ging er sicher nicht hinein, weil er wußte, daß er die Kosten der Unterhaltung zu tragen hätte. Wohlweislich schaute deshalb manch einer von den „Herren" zuerst durchs Fenster in die Wirtsstube, ob er die weiße Zipfelkappe des Becke-Peters nicht erblicken möchte.

Als anno 1805 die Fürstin von Fürstenberg mit ihrem kleinen Sohne, dem zukünftigen Fürsten, durch Haslach fuhr — kurz vor der Mediatisierung (Absetzung) — schickten die „Herren" alsbald nach Freiburg, um Muster zu holen zu Ehrenpforten, wie die Stadt Freiburg 1770 sie der Marie Antoinette errichtet hatte auf ihrer Reise nach Frankreich. Der Pfarrer mußte Inschriften machen und ein Maler Kopp von Ettenheim sie auf Papier malen. Das Bürgermilitär erhielt neue Federbüsche und neue Patronentaschen. Sämtliche Stadträte und Wirte wurden zu Pferd befohlen und unter das Kommando des fürstlichen Rentmeisters von Gagg gestellt. Die Pferde aber waren in jenen Kriegszeiten rar.

Der Eselsbeck, ergrimmt über diese Huldigung, erbot sich, den Ratsherren Schwarzwälder Esel zu stellen, damit sie auch beritten wären und „jeder auf einem andern säße".

Diese Reiterkavalkade von 1805 und der Spott des Eselsbecken und anderer Leute waren schuld, daß man gleich nach 1813 die Errichtung einer städtischen „Paradekavallerie" beschloß. Sie bestand aus 24 Mann, welche Pferde und Uniform selber anschaffen mußten, während die Stadt die Schabracken und Säbel stellte. 1818, als der junge Fürst Egon durch seine

ehemalige Stadt fuhr, paradierte die Kavallerie flott samt den städtischen „Gardegrenadieren“ und dem Musikkorps. Die Gardegrenadiere trugen Federbüsche und Epauletten, welche ebenfalls die Stadt lieferte.

Das Musikkorps nannte sich „türkische Stadtmusik“. Ihr „Musikdirektor“ war der junge Lehrer Ludwig Blum, des alten Nikolaus Sohn. Die Stadtmusik spielte auch in der Kirche zum Gottesdienst und genoß den vollen Beifall der Bürgerschaft.

Und doch rief sie einmal eine halbe Revolution hervor, und das war im Jahre 1817. Ihr sehnlichster Wunsch war, für ihr Korps noch einen „türkischen Halbmond“ zu haben. Der Rat beschloß nun in genanntem Hungerjahr diese Anschaffung. Der Musikdirektor fuhr nach Straßburg, um den heißersehnten Halbmond zu holen. Der Fabrikant Kretschmann aber hatte dieses Wunderwerk nicht fertig, und der Schullehrer, der eher ohne Kopf als ohne Halbmond heimkommen durfte, wartete drei Tage auf dessen Vollendung.

Das Ding kostete 144 Franken, und 15 Franken hatte der Kapellmeister während des Wartens verzehrt. Das war keine Kleinigkeit für 1817, und der Halbmond machte so viel Wirtshausgerede und Gemütsbewegungen, als ob die Türken selber ins Städtchen eingefallen wären.

Daß der Becke-Peter nicht der letzte war, der gegen die „Herren“ donnerte, versteht sich von selbst. Übrigens hatte seine Polemik ihn längst populär gemacht. Schon 1809 hatten ihn seine Mitpatrioten und Zuhörer im Wirtshaus in den städtischen Ausschuß und die Mitglieder dieses Kollegiums zu ihrem Obmann ernannt. Er blieb dies bis in die zwanziger Jahre hinein.

Das war damals ein wichtiges Amt, „im Ausschuß“ zu sein. Seine fünf Mitglieder wachten über die „Herren“ und übers „Volk“, brachten alle Mißstände in der Stadt, in Feld und Wald beim Rat zur Sprache und kontrollierten die städtischen Beamten und die Beschlüsse des Rats. Kurz,

sie waren in Klein-Haslach, was der Rat der Zehn in Groß-Venedig.

Der Eselsbeck brachte durch eine geschickte Manipulation den Ausschuß wieder zu Ehren. Die Vorgänger waren lauter „gute Kerle“ gewesen, die zu allen Beschlüssen des Stadtrats ihre Genehmigung gegeben hatten. Als nun der neue Ausschuß sich „auf die Hinterfüße stellte“ und nicht zu allem „Ja“ sagte, was die „Herren“ wollten, schimpften diese über „die dummen Bäcker, Schlosser und Schreiner“ im Ausschuß, während im Rat „Kaufleute, Buchbinder und Rasierer“ saßen.

Jetzt schlug der „Becke-Peter“ vor, einfach so lange nicht mehr auf dem Rathause zu erscheinen, bis man den Ausschuß respektiere und den Schimpf abbitte. Da gewisse Beschlüsse ohne den Ausschuß nicht zustande kommen konnten, so gaben die „Herren“ in Bälde nach und taten, wie der Eselsbeck verlangt hatte.

Dieser machte nun bei jeder Gelegenheit ergiebigen Gebrauch von seiner Vorliebe für die „Herren“. Selbst seinem alten Vater Toweis, dem einstmaligen, vieljährigen Ratsherrn, war seines Sohnes Philipp Frontmachen gegen die Obrigkeit nicht genehm. So oft er in seinem hohen Alter ein Geschäft beim Rat hatte, sandte er nie seinen Sohn, den schlagfertigen Philipple, auch keinen von seinen „andern Buben“, sondern seinen Schwiegersohn, den Kupferschmied Lorenz Sandhaas, einen gescheiten, vornehmen Mann, den Vater genialer Söhne.

Anno 1841 war Bürgermeister der Kaufmann Josef Anton Stelker. Der Metzger Armbruster, der Vater unseres in den „wilden Kirschen“ gezeichneten Nagler-Wendels, nannte nun das Stadtoberhaupt nach seinem Vornamen, der im Haslacher Deutsch „Seppe-Toni“ lautet. Der Gestrenge auf dem Rathaus nahm dies so übel, daß er den Metzger zu 1 Gulden 30 Kreuzer Strafe verurteilte.

Der „Seppe-Toni“ bildete nun wochenlang das Thema

für den Eselsbeck, und so lange der Mann Bürgermeister war, behielt er im Volksmund den Namen „der Seppe-Toni uf'm Rothus". Von Rechts wegen.

Badischer Amtsvorstand im Städtle war dazumal der Oberamtmann Wölfle, genannt Sägermichele, den wir vom Nagler-Wendel her auch noch kennen. Wölfle war ein praktischer Beamter, Feind aller Vielschreiberei, und hatte eine höchst einfache Art, dem Stadtrat auf seine Anträge die bezirksamtliche Antwort zukommen zu lassen. Er ließ sich nämlich das Protokollbuch des Stadtrats in das gegenüberliegende Amthaus bringen und schrieb seinen Bescheid kurzweg auf den Rand oder unten dran.

Doch auch mit ihm kam der Eselsbeck in Konflikt. Der Ausschuß hatte sich über den Stadtrat beim Bezirksamt beschwert. Der Amtmann aber wollte nicht ziehen. Da verklagten ihn die Ausschußmitglieder beim Kreisdirektorium in Offenburg. Der Sägermichele bekam einen „Wischer".

Aber er rächte sich bald darauf an der ganzen Bäckerzunft, vorab am Eselsbeck. Er verordnete, daß die elf Bäcker des Städtchens nur an Sonn-, Feier- und Markttagen alle backen dürften, die übrigen fünf Tage je nur zwei. Da es aber elf Bäcker waren für fünf Wochentage — den Marktmontag abgerechnet, so kamen auf e i n e n von den fünf Tagen drei Konkurrenten, und zu diesen teilte er den Becke-Peter ein.

Die Untertanen durften nun an den betreffenden Tagen das Brot nur bei zwei Bäckern holen und nur diese zwei Weißbrot backen und verkaufen.

Das wäre, abgesehen von der Malice gegen den Eselsbeck, weise gewesen, aber es kam noch ein weiterer Ukas, der die Haslacher Bäcker des schlechtesten und teuersten Brotes im ganzen Kinzigtale zieh und auf Erneuerung der alten Brotschau und Brottaxe drang.

Das war nicht bloß eine Ehrenkränkung, sondern auch eine Schädigung der Bäckerinteressen.

Der Eselsbeck räsonierte in den Wirtshäusern: „Der

Amtmann habe eben als Bub eines armen Sägers in Welschensteinach stets nur Gipfel und Pasteten bekommen, und die Krämer, Buchbinder und Rasierer auf dem Rathaus hätten gar keine Mägen. Deshalb könnten die Herren das Haslacher Bäckerbrot nicht mehr genießen."

Aber Bezirksamt und Rat standen fest zusammen und den Bäckern blieb nur das Schimpfen in den Wirtshäusern.

Der Eselsbeck trieb seine Abneigung gegen die „Herren" jetzt so weit, daß er gar kein „Herrenbrot" (Weißbrot) mehr buk und nur Schwarz- und Halbweißbrot fabrizierte, resp. fabrizieren ließ durch seine Buben.

Diese waren indes so herangewachsen, daß sie den Vater ablösen konnten in der Backstube, und der besorgte jetzt beim Geschäft nur noch die Unterhaltung der Bauern; das nächtliche Backen überließ er seinen Buben, zunächst den ältesten, dem Sepp und dem Xaver.

Alle vier aber wurden zu Bäckern bestimmt — ohne Gnade. Der Alte meinte, die Bäckerei sei zwar eines der schlechtesten und übelzeitigsten Gewerbe in kleinen Städten, allein seine Buben sollten es nicht besser haben als ihr Vater. Sie sollten wissen und erfahren, was es heiße, „ein Kleinbeck" zu sein. Es sei nie gut, wenn man die Kinder über seinen eigenen Stand hinausschauen lasse. —

Das Stadtregiment sorgte durch seine meist sehr weise Strenge immer für Stoff zur Kritik in den Wirtslokalen, wo Bäcker und Metzger das Hauptwort führten.

Zunächst waren es die schon erwähnten Strafen gegen das Übersitzen, welche im Jahre 1812 eine kleine Revolution heraufbeschworen, indem viele angesehene Bürger und Wirte drohend auf dem Rathaus erschienen und gegen das Denunzieren der Gardisten und Nachtwächter und gegen das „Punktieren"[1] des Ratschreibers Fernbach lärmten.

[1] Der Ratschreiber schrieb stets den Strafzettel: N. N. wird wegen Übersitzens im Adler mit einem Gulden punktiert (statt puniert = bestraft).

Ferner hatte der Rat schon 1805 verboten, Taufschmäuse in den Wirtshäusern zu halten. Der Vater wurde mit vier Gulden, jede dabei anwesende Person mit einem Gulden „punktiert".

Mehr als einmal war kein Pfennig Geld in der Stadtkasse. Die lustigen Bürger brachten, trinkend und schmausend, und deshalb bestraft, die ersten Einnahmen wieder auf.

Die guten alten Zeiten hatten den Gebrauch, daß bei Verkäufen der Käufer verlangen konnte, daß fünf Prozent der Kaufsumme in Wein aufging. Der seit 1811 nach badischer Art eingerichtete Stadtrat hob diesen feuchtfröhlichen Gebrauch auf, — aber nicht, ohne wochenlange Salven in den Wirtshäusern über sich ergehen lassen zu müssen.

Wenn dann der Eselsbeck mit seinem Ausschuß dem Rat auch wieder Unregelmäßigkeiten aufdeckte, so war das Balsam für das empörte Volksgefühl.

Auch sonstige strenge Maßregeln des Stadtregiments gaben vollauf Stoff zu Wirtshausgesprächen. So vorab die Hartherzigkeit gegen Eheluftige, die schon im alten Rat im Schwange war. Wer nicht ein eigenes Haus besaß oder von einem Hausbesitzer die Garantie zehnjährigen Herbergsrechtes und genügendes Auskommen nachweisen konnte, wurde ohne Gnade abgewiesen mit seinem Heiratsgesuch. Ich führe nur einige eklatante Beispiele an. 1759 will ein Feldscherer beim Regiment von Schnitzer, Kuttruff aus Möhringen, die Nichte des Haslacher Stadtschultheißen selbst, die Tochter eines Bürgers und Chirurgen Batty, heiraten. Er wird abgewiesen, und auch sein Oberst, zu dessen Regiment er das Mädchen mitnimmt, läßt die Heirat nicht zu, weil der Rat von Hasle das Gesuch abgelehnt.

1817 tritt der städtische Gardist Pfrängle, unser späterer Krippelesvater, mit der Tochter eines fürstbischöflich speyerschen Leutnants, Heck von Bruchsal, und dem besten Leumundszeugnis derselben nebst 425 Gulden Vermögen vor den hohen Rat und wird „gänzlich abgewiesen".

Später muß es dem Gardisten doch gelungen sein, denn ich kaufte von seiner ehemaligen Braut, dreißig Jahre später, als Knabe Obst, das sie als Matrone unterm Rathaus feilhielt.

1820 kommt der Invalide Nikolaus Schmieder, der die napoleonischen und die Befreiungskriege mitgemacht, mit einer Dame aus Schwetzingen, Frischdörfer, heim in die Vaterstadt, darf aber nicht heiraten, und beide können wieder hin, wo sie hergekommen sind.

Bisweilen wollte der Stadtrat einen aufnehmen, da machte aber der Ausschuß einen Strich durch den Beschluß.

So war man früher zu peinlich mit der Heiratserlaubnis und jetzt ist man zu liberal. Man hat, wie in so vielen Dingen, das Kind mit dem Bade ausgeschüttet und alle Schranken niedergerissen. Aber immer noch weit besser zu streng, als jeden heiraten lassen, der Zeit und Lust, aber nicht die Fähigkeit und den Willen hat, eine Familie zu erhalten.

In Althaslach aber war das jeweils ein Gaudium, wenn so ein hoffnungsvoller Jüngling mit seiner Donna aus der Fremde kam und sie wieder heimschicken mußte. Wenn der Rat gar einen Handwerker abwies, so jubelten alle Zunftgenossen, daß sie keinen Zuwachs bekamen. Aber auch das war weise, daß die Senatoren, wenn ein Gewerbe bereits „übersetzt“ war, keinen weiteren Meister desselben Handwerks zuließen, im eigenen Interesse des Bittstellers.

„Ordnung muß sein“, war die Parole der vergangenen Zeit, und darum ging der Stadtrat von Hasle selbst gegen die städtischen „Gardegrenadiere“ und gegen die „Paradekavalleristen“ vor, wenn einer oder der andere fehlte beim offiziellen Ausrücken.

So wurde jeder Gardegrenadier um zwei Gulden „punktiert“, wenn er bei der Fronleichnamsprozession gefehlt hatte. Keine Entschuldigung ward angenommen.

„Gestrenge Herren“, so sehr ihre Weisheit zu loben, sind nie beliebt, und die allzeit freiheitsliebenden Haslacher waren nicht die letzten, die gegen strenges Polizeiregiment murrten

und räsonierten. Doch der Humor ging ihnen dabei nie verloren und ihre Opposition machte sich auch in lustigen Streichen Luft. So am 3. Mai 1822. Es war ein Sonntag und viele Bürger auf der neben dem Ratszimmer befindlichen Wirtsstube beisammen. Der damalige Stubenwirt, der Vater des „Christian“ in den „wilden Kirschen“, war ein lustiger Vogel, wie später seine Söhne Christian und Alise (Alois).

Er hatte durchs Schlüsselloch bemerkt, daß der alte Ratsdiener Oschwald allein im Ratszimmer sitze und schlafe, und schlug nun seinen Mitbürgern vor, eine Ratssitzung zu halten und den Seppe-Toni, die Krämer, Buchbinder und Rasierer des Kollegiums nachzumachen.

Zwei Mann trommelten alsbald den Oschwald aus seinem Vormittagsschlummer und erklärten: sie kämen im Auftrag des Bürgermeisters, es müsse sofort eine Rats- und Bürgerversammlung abgehalten werden. Der Ratsdiener solle alsbald den Teppich „auf den Tisch legen und das Tintenfaß“ darauf. Meister Oschwald beeilte sich, dem Befehl nachzukommen, und nun setzten sich sieben lustige Haslacher an den runden Tisch, die übrigen standen im anstoßenden Bürgersaal, und es begann eine regelrechte Sitzung. Heiratsanträge wurden gestellt und „glänzend abgewiesen“, „Nachtgulden“ dekretiert, Ehrenkränkungen abgeurteilt, weil einer behauptet, „die Ratsherren wären Esel“, ein anderer schon zum drittenmal den Bürgermeister „Seppe-Toni“ genannt und ein dritter den Oberamtmann „Sägermichele“ gescholten hätte.

Die Sache wurde natürlich ruchbar, und der Rat beschloß in seiner nächsten Sitzung: „Der Rathausdiener Oschwald, weil er den auf dem Rathause versammelten Bürgern, so wie es nur einem ordentlichen Gerichte allein gebührt, den Tisch mit dem R a t s t e p p i c h gedeckt und zu mehrer Beförderung der verbotenen sträflichen Handlung gegen den Stadtrat auch noch das T i n t e n f a ß vorgesetzt habe — sei für seine härter verdiente Strafe für diesmal per majora zu 12stündigem Arrest mit der Bemerkung kondamniert, daß,

wenn er in Zukunft eines weiteren ähnlichen Vergehens sich schuldig macht, er dimittiert werden müßte."

Die lustigen Bürger ließ man weise in Ruhe, und den guten Oschwald entschädigten jene mit reichlichem Trunke.

Aber die damaligen Haslacher „Herren", an ihrer Spitze der Seppe-Toni und sein Adjunkt, der Buchbinder Hinterskirch, haben in jenen Tagen außer ihrer vernünftigen Strenge einen Spruch getan, der ihnen die größte Ehre macht, und der in goldenen Buchstaben gefaßt werden sollte.

Im Jahre 1821 drängte das badische Oberamt wiederholt auf Anstellung einer Industrielehrerin auf Kosten der Stadt. Der Rat gab nun unterm 6. Juli also zu erkennen: „Eine Industrieschule ist unnötig, denn in jeder Haushaltung sind die Leute des Nähens, Strickens und Spinnens kundig. Und was eine höhere als die gemeine Kunst des Strickens und des Nähens betrifft, wodurch der Luxus und die Kleiderpracht gefördert werden, so kann man nicht ohne Sorge bemerken, wie daß man von seiten der Staatsbehörden vielmehr daran sein sollte, daß allem derlei Übel und Sittenverderbnis, wodurch das Wohl der Familien und des Staates bedroht wird, gesteuert werden und hauptsächlich auf Abschaffung aller Luxus- und Kunstgegenstände das notwendige Augenmerk genommen werden sollte — statt Pflanzstätten dieser Art zu errichten, durch welche es am Ende im Großherzoglichen Staate so weit kommen könnte, daß selbst die Dienst-, Vieh- und Bauernmägde gestickte Hemden und Halskrägen neben dem Karst und der Haue tragen möchten."

„Überhaupt glaubt man beim Stadtrat, daß alle solche Luxusgegenstände für die Bürgerklasse verbannt und den auswärtigen der Eingang durch hohe Steuern verstopft werden sollte." Bravissimo!

Dagegen errichtete der praktische Rat in der gleichen Zeit eine Schule für „architektonisches und geometrisches Zeichnen". —

Die zwanziger Jahre brachten eine Neuerung, welche

in das Kulturleben der Haslacher scharf eingriff und eine unblutige Revolution hervorrief.

Die Bürger hatten bisher friedlich, jeder vor seinem Haus, den Dung aufgespeichert von ihren Kühen, Ziegen und Schweinen, deren selten einer mehr als zwei von der gleichen Sorte besaß. Jetzt sollten auf bezirksamtlichen Befehl und mit des Stadtrats Zustimmung alle diese so nützlichen Positionen vor den Häusern aufgegeben werden.

Eltern und Voreltern hatten sie schon vors Haus gesetzt und waren gesund geblieben und alt geworden, und jetzt „kommt der Sägermichele, selbst ein Bauernbub, und kommandiert ihre Entfernung, und der einfältige Stadtrat geht darauf ein" — so und ähnlich hieß es in allen Wirtshäusern.

Unter denen, die am kräftigsten für das gute, alte Recht ihrer Dunghaufen eintraten, war in erster Linie auch der Eselsbeck. Er verlangte einen stadträtlichen Augenschein. Und als die Herren vor seinem kleinen Häuschen angekommen waren, trat er, die Zipfelkappe auf dem Kopfe, heraus und sprach: „Ihr Herren, mein Misthaufen enthält meistens Eselsmist von den Eseln der Wälderbauern, und da die Esel überall Vorrechte haben, so hab' ich gedenkt, mein Misthaufen werde auch mehr Recht haben, als die andern, und bleiben können." Sprach's und ging in seine Hütte. Für den Augenschein bezahlte er einen Gulden und dreißig Kreuzer, und der Dunghaufen wurde ihm „abgesprochen". Ob alle die Bosheit des Eselsbecken gemerkt haben?

Doch trat dieser bei einem viel poetischeren Gebrauch, ebenso vergeblich, in den Vordergrund. Es bestand in Hasle bis zum Jahre 1828 die schöne Sitte, daß die Chorknaben am 25. Mai, dem Feste des hl. Urban, des Patrones der Winzer, bei allen Rebenbesitzern des Städtchens umgingen und ein Lied sangen zu Ehren des Weinheiligen. Es war in demselben eine Fürbitte angerufen zum Gedeihen des Weines, den die Haslacher draußen am Herrenberg pflanzten und im Städtle tranken.

Die Buben bekamen dafür in jedem Haus, wo sie sangen, ein Geldgeschenk, bisweilen auch ein Glas Wein. Die bezirksamtliche Bureaukratie, die geschworene Feindin jeder Volkspoesie, verbot nun in dem genannten Jahre „diese Bettelei“ und meinte, die Stadtkasse solle die Knaben entschädigen. Die Ratsherren sagten mit Recht nein — das Bezirksamt aber blieb bei seinem Verbot.

Zu den wenigen Rebenbesitzern, und unter diesen zu den kleinsten, gehörte auch der Eselsbeck, den es in seinen alten Tagen ärgerte, daß er das Urbanuslied, das heute leider gänzlich verloren ist, nicht mehr hören sollte. Er ließ deshalb die Buben noch, so lange er lebte, alljährlich in seine Stube kommen, bewirtete sie mit „Wecken und Wi“ und ließ sich das Lied vorsingen. —

Im gleichen Jahre 1828 ereignete sich eine Tatsache, die fürs Tagesgespräch neues Material lieferte.

Im Städtle lebten damals zwei Barone. Der eine war Sproß der alten Haslacher Patrizierfamilie Gebele von Waldstein, deren Name in meiner Knabenzeit noch fortlebte ins „Gebeles Brunnen“, einem Wasserspender vor des Geschlechtes einstigem großen Holzpalais. Der andere, von Kraft, war durch seine Mutter, eine geborene von Lassolaye[1], die sich in Haslach ein Haus gebaut, dahin gekommen.

Galt unter den echten Althaslachern à la Becke-Peter und Genossen ein „Baron“ an sich nichts, so waren arme Barone erst recht nicht ästimiert.

Ferdinand von Gebele war in dem genannten Jahre in Gant geraten, und auch der junge Kraft machte allerlei Anstrengungen, das Vermögen seiner Mutter durch verfehlte Spekulationen vollends loszubringen.

So kam ihm in den Sinn, da er sonst nichts gelernt hatte, Wirt zu werden, und er steigerte nach dem Tode des Stubenwirts die städtische Wirtschaft auf dem Rathaus als Pächter.

---

[1] Es ist dieselbe, die später Männerkleider trug und von der in meiner „Jugendzeit“ erzählt wird.

Das gab kein schlechtes Hallo unter den Proletariern, Metzgern, Bäckern, Schuhmachern, als sie hörten, der Baron von Kraft sei Stubenwirt geworden. „Das fehlte noch," meinten sie, „daß auf dem Rathaus, wo man den Stadtherren Komplimente machen soll, wenn man was von ihnen will, auch noch ein Baron als Wirt sitzt, der meint, man müsse es für eine Gnade ansehen, wenn er unsereinem einen Schoppen gibt. Er und die Herren sollen die Schoppen allein saufen, wir gehen in keine so noble Wirtschaft."

Jetzt merkte selbst der Baron, daß sein Plan, unter den Haslachern als Restaurateur zu wirken, nichts wäre, und er suchte die „Stubenpacht" wieder loszubringen. Und wer nahm sie ihm ab? Niemand anders, als der „Seppe-Toni", der Bürgermeister Stelker. Der hatte eben sein Amt niedergelegt, erhielt die Konzession, die „Stube" auf sein Haus zu verlegen und mit seinem Kaufladen zu verbinden. Er nannte sich von nun an „Stadtwirt", und ich hab' ihn noch wohl gekannt, den schmächtigen, blassen, klugäugigen Mann mit einem braunen, langen Rock und hohem Zylinderhut. —

Der Baron aber fing ein flottes Frachtfuhrgeschäft nach Straßburg an, und das trieb er so lange, bis sein und seiner Mutter Geld alle war, und dann wurde er — Bahnwart.

Im Jahre 1847 sah ich als Knabe den Baron von Kraft in dieser Eigenschaft in Funktion an der kleinen Station Schallstadt zwischen Freiburg und Basel. —

4.

In den ersten zwanzig Jahren des Jahrhunderts waren zwei Fremde als Bürger ins Städtle gekommen, die der Zipfelkappe des Eselsbecken ganz bedeutend Konkurrenz machten und seine Popularität in Schatten zu stellen drohten.

Der eine war der „Wälder-Xaveri" von Triberg und der andere der „Burger-Toni" aus dem Harmersbach.

In den letzten Jahren des 18. und in den ersten des 19. Jahrhunderts wanderte an Samstagabenden regelmäßig

ein junger Hausierer ins Städtle ein. Er kam bald von den Bergen und Tälern jenseits der Kinzig, bald von dem Farnkopf oder der Elzacher-Eck her, bald das untere Tal herauf. Auf seinen schmächtigen Schultern trug er eine große Kiste aus Föhrenholz — in der Hand einen starken Dornstock mit eiserner Spitze.

Der Frachtfuhrmann von Kehl oder Mannheim hatte unter der Woche eine Warenkiste unter seiner Adresse im Kreuz z' Hasle abgestellt, und aus dieser ergänzte er seine Hausierwaren — Nadeln, Faden, Bändel und Knöpfe.

Am Samstagabend kam er, hielt am Sonntag Gottesdienst und Rasttag und am Montag in aller Frühe nahm er seine gefüllte Kiste wieder auf den Rücken und zog über Berg und Tal.

Auf jedem einzelnen Hof, viele Stunden weit rings ums Kinzigstädtle, „verhausierte" er seine Sachen.

Wenn er so am Abend ins Kreuz kam und müde seine schwere Kiste auf einem Tisch hinten in der Stube abstellte, gab von den anwesenden Bürgern niemand dem armen Hausierer acht. Er saß allein da, wo er seine Last abgestellt; die Magd oder Kellnerin brachte ihm sein einfaches Essen und Trinken und stellte ein Unschlittlicht dazu.

Da sich niemand mit dem Manne abgab, öffnete er, offenbar kein Freund früher Bettruhe, seine Kiste, holte daraus ein Buch und las, bis der letzte Haslacher fort war und die Wirtsleute auch zum Schlafen gingen.

Man kannte den Hausierer allgemein unter dem Namen „der Wälder-Xaveri", weil er von Triberg stammte und die Leute jener Gegend im untern Kinzigtal allgemein „Wälder" hießen, und Xaver sein Taufname war.

Er war der Sohn eines armen Drechslers, Nikolaus Kaltenbach, in Triberg und hatte seine Knabenjahre als Ministrant und Diener bei den Ordensleuten an der dortigen Wallfahrtskirche zugebracht, bis er seinen Hausierhandel anfing.

Allen Bauern im Kinzigtal war er gar wohl bekannt.

Wo die Nacht ihn in seinem mühsamen Tagewerk einholte, auf dem Hofe blieb er und schlief die ganze Woche über auf den Ofenbänken der Bauern.

Bei diesen hatte er längst die Erlaubnis, wenn er nachts nicht schlafen konnte oder die Bauern ihm zu früh ins Bett gingen, ein Licht anzünden und lesen zu dürfen. Er hatte zu diesem Zweck stets einige Kerzen in seiner Kiste.

Dafür erzählte er dann auch den Bauern, aber nicht Neuigkeiten von dem oder jenem Hofe, auf welchem er hausiert oder übernachtet hatte, sondern Neues aus seinen Büchern — von alten Kriegszeiten, von Schlachten, von großen Königen, von dem Römervolk und von den alten Deutschen.

Und die Bauern staunten und horchten auf und meinten, der Wälder-Xaveri sei „grausam belesen", belesener als der Pfarrer und Obervogt, die zudem ihre Weisheit nicht in den Bauernstuben auskramten. —

Wer dem Wälder-Xaveri im Kreuz z' Hasle allein Aufmerksamkeit schenkte in den letzten Jahren seiner Hausierzeit, das war die blutjunge Kellnerin, die Luitgard, eines armen Schlossers Tochter aus der „hintern Gasse".

Der damalige Kreuzwirt Welle, zugleich Güterspediteur, behandelte den Hausierer, wie alle Welt heute sie behandelt, und die Haslacher Vollbürger machten es geradeso. Nur die Luitgard, selbst armer Leute Kind, sprach mit dem müden, blassen, jungen Mann und dem so stillen Leser jeweils freundliche Worte. Er schenkte ihr beim Fortgehen bisweilen einen seidenen Bändel, und sie war dankbar dafür.

In der Küche amtete ihre Schwester, die Lene, als Köchin, und so oft die Luitgard an den Abenden, da der Hausierer kam, eine Fleischsuppe in der Küche bestellte, setzte sie stets hinzu: „Lene, gib mir au a guate, der Wälder-Xaveri isch do."

Jahre kamen und Jahre gingen. Der Wälder-Xaveri hatte bereits seit mehr denn fünfzehn Jahren seine Kiste über Berg und Tal getragen im mittleren Kinziggebiet, als

er eines Tages auf dem Rathaus z' Hasle erschien vor dem Stadtschultheißen Batty, einem Großhandelsmann dem Hausierer gegenüber, denn er hatte ein schönes Haus mit Laden am Marktplatz.

Der Wälder-Xaveri bat, seine große Schildkappe in der Hand, um Aufnahme als Haslacher Bürger. Seßhafte Kaufleute und Hausierer standen allezeit auf gespanntem Fuß. Drum schaute der Krämerschultheiß den Hausierer nicht sehr freundlich an und meinte: „Wir können keine Hausierer in der Stadt brauchen. Wer kein eigenes Haus besitzt und nicht genügendes Auskommen nachweist, wird in Haslach nicht Bürger."

„Gestern," antwortete der Wälder-Xaveri, „hab' ich dem Herrn von Gebele das Haus ans ‚Gebeles Brunnen' abgekauft, ich bin also Hausbesitzer, und daß ich mein Auskommen finden werde, kann ich Euch auch beweisen." Jetzt machte der Hausierer eine große „Ledergurt", die er um den Leib trug, los und legte sie auf den Ratstisch. Sie war schwer voll von „Louisdors". Dann langte er in seine Rocktasche, zog einen Brief hervor, in welchem stand, daß das Kaufhaus Bilet in Offenburg, eines der angesehensten weithin, für alles einstehe, was der Stadtrat von Haslach etwa verlange zur Bürgeraufnahme des Wälder-Xaveri.

Jetzt ward's dem Schultheißen anders zumut, und wohl oder übel mußte er die Bürgerannahme des Hausierers in der nächsten Ratssitzung beantragen.

Das Geld war unter den Haslachern — einzelne ausgenommen — zu allen Zeiten rar, und der Lederbeutel mit den Goldstücken imponierte dem Rat und Ausschuß und, als es bekannt geworden, der ganzen Bürgerschaft.

Der Wälder-Xaveri war nach seiner ersten Audienz wieder ruhig auf den Handel gegangen, und als er das nächstemal vom Samstagabend bis Montag im Kreuz gerastet hatte, trat er abermals vor den Schultheißen und fragte nach seiner Bürgeraufnahme. Alles war gewährt und beschlossen.

Und nun ging der Hausierer in seine Herberge zurück und zu's Kreuzwirts Kellnerin, „des Schlossers Gärde"[1], und hielt an sie eine Ansprache, die also lautete: „Jungfer! Wenn ich, der Wälder-Xaveri, als am Samstagabend mit meiner Kiste ins Kreuz gekommen bin, habt Ihr stets so freundlich mit dem armen Hausierer verkehrt. Ihr seid der einzige Mensch im Städtle gewesen, der mir ein gutes Gesicht und ein freundlich Wort gegeben hat. Jetzt komme ich eben vom Rathaus, bin hier als Bürger angenommen, und ein Haus hab' ich auch, das bezahlt ist. Das Hausieren kann ich nicht mehr das ganze Jahr über treiben, meine Gesundheit leidet Not. Ich will jetzt einen Krämerladen einrichten und nur zur Sommerszeit noch mit der Kiste gehen. Wenn ich aber fort bin, muß ich jemand daheim haben, also heiraten. Und Ihr, Gärde, sollt meine Frau werden, wenn es Euch recht ist. Ich hab' zuerst Euch fragen wollen, und wenn Ihr einverstanden seid, gehe ich zu Eurem Vater."

Diese Worte des Wälder-Xaveri waren ein Schlag ins Herz der Kellnerin Luitgarde; denn sie war kaum siebzehn Jahre alt. Seit ihrem dreizehnten Lebensjahre im „Kreuz", hatte sie in jenen guten alten Zeiten manchmal von der oder jener Heirat reden hören, aber dabei doch nie an sich selber und das Heiraten gedacht. Sie glaubte eben auch, weil arm, ledig bleiben zu müssen, wie ihre Schwester Lene, die Köchin in der Küche draußen.

Und jetzt kommt der Wälder-Xaveri, von dem sie in der Wirtschaft hatte erzählen hören, er hätte auf dem Rathaus eine ganze „Gurt" voller Goldstücke niedergelegt und das schöne Haus bei 's „Gebeles Brunnen" gekauft — und will sie heiraten.

Der stille, bescheidene, leseeifrige Hausierer hatte ihr längst Achtung abgewonnen, aber daß er jetzt, nachdem er als vermöglicher Mann galt, an sie dachte, weckte noch andere Gefühle in der armen Luitgard.

[1] Luitgarde hieß in Althaslach „Gärde".

Sie stellte zwar ihre Jugend und Unerfahrenheit vor — überließ aber die Entscheidung dem Hausierer selbst und ihrem Vater.

Der alte Schlosser Heim, ein kreuzbraver Mann, hatte viele Kinder und seine Buben bei seinem armseligen Handwerk in die weite Welt schicken müssen. Zwei waren bereits nach Ungarn ausgewandert. Trotzdem er keinem Kind mehr als zweihundert Gulden geben konnte, hatte er in den eben vergangenen Kriegszeiten, da die Stadtkasse absolut geldlos war und der Rat vergeblich eine Anleihe suchte bei seinen Bürgern — sein ganzes Barvermögen, 500 Gulden, aufs Rathaus getragen und so die besseren Bürger beschämt. Auch er hatte von dem gehört, was zwischen dem Wälder-Xaveri und dem Schultheißen auf dem Rathaus vorgegangen war, und kannte den unermüdlichen Hausierer seit Jahren, vom Kreuz her, wo er am Sonntagabend sein Schöpplein trank.

Er erbat sich einige Tage Bedenkzeit. Der Wälder-Xaveri nahm an jenem Montag unverdrossen seine Kiste wieder auf den Rücken und hausierte über Berg und Tal bis zum Samstagabend. Als er spät ins Kreuz zurückkehrte, wartete der alte Schlosser schon auf ihn und sagte ihm die Hand seiner Gärde zu.

Wenige Wochen später, und sie waren Mann und Frau. Der Xaveri ließ jetzt seine Hausierkiste zeitweilig stehen. An Markttagen kamen die Bauern, die er seit Jahren auf den eigenen Höfen besucht, alle zum Wälder-Xaveri und holten ihren Bedarf.

Fleißig, wie er war, gründete er auch noch eine Lichterzieherei, arbeitete nachts in diesem Gewerbe, und die Luitgard wurde eine gewandte, beliebte „Krämerin".

Kundschaft und Kredit erweiterten sich, der ehemalige Hausierer bezog bald seine Waren direkt von Frankfurt, übernahm im „Russenrumpel" Militärlieferungen und wurde ein „Handelsherr". Die Kiste blieb jetzt ganz stehen, und er hausierte gar nicht mehr.

Während er im Kreuz ehedem hinten in der Stube seinen Platz hatte, saß er jetzt hier und in allen Wirtschaften vorne mitten unter den Bürgern, die dem unterhaltenden Manne abhorchten. Aber da kam er in Konkurrenz mit dem Eselsbeck.

Der Wälder-Xaveri war, wie gesagt, ungemein belesen, und was er seit vielen Jahren gelesen, davon erzählte er beim Wein den Haslachern, deren Hauptunterhaltung bisher der Eselsbeck besorgt hatte. Dieser hatte selbst ein oder das andere Mal dem neuen Redner zugehört, aber sofort über ihn abgeurteilt, zweifellos auch aus Neid und Eifersucht. Denn auch der Eselsbeck war ein Mensch und mochte es ungern sehen, daß ein Fremdling seiner Zipfelkappe die Zuhörer entziehen könnte.

Drum meinte er über den Wälder-Xaveri und seine Vorträge, jener sei kein so gescheiter Mann; denn wer, um etwas erzählen zu können, Bücher brauche und nicht aus dem eigenen Kopf und von dem, was um ihn herum vorgehe, zu schwätzen wisse, der sei nicht weit her. Und über den Inhalt äußerte er, der Wälder-Xaveri habe alles aus Büchern, und was aus Büchern komme, sei meistens „verlogen". Diese lesenden Bürger, räsonierte er weiter, machten nur den Herren nach; der Amtmann Wölfle sei auch so ein Büchernarr und lese auf der Straße und stolpere dabei über die Steinhaufen.

Bald teilten sich die Zuhörer in solche, die dem Wälder-Xaveri huldigten, und solche, die der Zipfelkappe des Becke-Peters ihren Beifall zollten. Zu den ersteren gehörten alle besseren Bürger, selbst des Eselsbecken Bruder, der Arbogast, Zunftmeister der Bäcker — und zu den letzteren die Proletarier (Vorstädtler und Demokraten, Nagler, Schuster, Schlosser). Was den Redensarten des Eselsbecken unentwegt, wie bisher, einen besonderen Reiz verlieh, war der Umstand, daß er vorzüglich zu „sticheln" wußte gegen die Rat- und Amthauslöwen und überhaupt, was im Volke stets beliebt macht, eine scharfe, kritische Zunge führte.

Auch äußerlich unterschieden sich beide Erzähler. Der Wälder-Xaveri war mittelgroß, blaß und schmal, der Eselsbeck klein, dick und wohlgenährt; dieser redete langsam und gemächlich, kühl und sarkastisch, jener lebhaft und warm. Auch diese letztere Seite tadelte der Becke-Peter an seinem Gegner und meinte, „wer so schnell schwätzt, wie der Wälder-Xaveri, denkt nicht und weiß nicht mehr, was er sagt."

Der stille, friedliebende Wälder-Xaveri kannte seinen Gegner bald, da der Eselsbeck mit seinen Bemerkungen in den Wirtsstuben nicht zurückhielt. Wenn daher der ehemalige Hausierer in ein Wirtshaus kam, wo der Zipfelkappenmann saß, machte er ein Spiel und hielt mit seinen Vorlesungen zurück.

Das Spielen war aber auch keine Empfehlung beim Becke-Peter. Er glaubte, nur diejenigen Leute spielten, die nichts Ordentliches zu reden wüßten.

So vermochte der Wälder-Xaveri, von allen wahrhaft wißbegierigen Leuten hochgeachtet, die Sympathie des Eselsbecken nicht zu gewinnen, und doch sollte er noch, allerdings nach des ersteren Tod, mit dessen Familie in nächste Verwandtschaft treten. —

Noch ein Mann trat, zehn Jahre später als der Wälder-Xaveri, auf dem Haslacher Schauplatz auf, der den Becke-Peter an Kenntnissen und Scharfsinn weit übertraf und seine Kritik herausforderte. Das war der „Burger-Toni aus dem Hambe" — ein jetzt längst vergessener, bedeutender Mann aus dem Reichstal Harmersbach.

Sohn eines armen Tagelöhners, hatte er sich dem von Römerzeiten her im Harmersbacher Tale schwunghaft betriebenen Hafnergeschäft zugewandt. Als Geselle war er in die Schweiz gewandert und hatte sich tüchtig umgeschaut. Nach seiner Rückkehr errichtet er auf einem Acker seines Vaters einen Brennofen und will etwas Neues, das er in der Fremde gesehen, feuerfeste Tongeschirre, machen. Da die Sache nicht gelingen wollte, schlug der Toni seinen Brenn-

ofen wieder in Stücke und ging nochmals einige Jahre in die Fremde, um sich besser auszubilden. Das geschah noch zu Zeiten des heiligen römischen Reichstales.

Als er wiederkam, war der „Hambe" ein badisches Dorf geworden. Der Burger-Toni ließ sich in Zell nieder und fabrizierte jetzt flott feuerfestes Geschirr. Er baute ein schmuckes Häuschen, die heutige Apotheke, und studierte emsig weiter. Bei seinen Gängen in die Berge fand er Schwerspat, teils als Findling, teils in Bergschichten. Ihn zu Staub zu mahlen, mit Erde zu mischen und daraus Geschirre zu machen, war des Burger-Tonis nächster, großer Gedanke. Er gelang, und nun dachte der Toni an die Gründung einer Steingutfabrik, wozu ihm aber das Geld fehlte.

Er fand es und damit einen Associé in der Person eines Jakob Ferdinand Lenz von Meißenheim bei Lahr, der in England sein Geld verdient hatte. —

Im Jahre 1807 erhielten beide vom Großherzog Karl Friedrich das Privilegium, eine Steingutfabrik zu gründen. Sie kam bald in Flor. Allein zwei Kompagnons, von denen der eine das Geld, der andere das Talent vorschießt, taugen selten zusammen.

Burger verlor zudem seine Frau und auf eine gräßliche Art seinen einzigen Sohn, der als Knabe unter die Fabrikräder geriet und zerrissen und tot herauskam. So ward ihm Zell entleidet. Er verkaufte seinen Anteil an der Fabrik, zog mit seiner einzigen Tochter 1819 nach Hasle, heiratete die schöne Euphemia, die Tochter des Färbermeisters Schättgen, eines Vetters vom Eselsbeck, und wurde „Krämer" am Marktplatz, da wo der Schultheiß Batty es gewesen, der, weil kinderlos, die Euphemia zu seiner Erbin eingesetzt hatte. —

Die Zeller sahen bald ein, daß die Steingutfabrik ein Hauptlebensfaktor ihrer untergegangenen Reichsstadt geworden, und beschlossen, „dem Gründer" derselben noch bei Lebzeiten beider Fabrikanten ein Monument zu errichten.

Jetzt aber entstand ein Streit unter den ehemaligen

Reichsbürgern, wer das Monument verdiene, der Burger-Toni oder der Lenz von Meißenheim.

Die einen waren für den letztern, weil ohne dessen Geld die Gründung nicht zustande gekommen wäre und weil sie dem Burger-Toni, der eigentlich nur aus dem Hambe und ein Hafner war und zudem das heilige Land von Zell verlassen hatte, diese hohe Ehre nicht gönnten.

Die andern, um einige Pferdelängen vernünftigeren Zeller meinten, die Ehre gebühre dem Burger-Toni, als dem Erfinder. Zu diesen gehörte, zu seinem Lob sei's gesagt, Lenz selber.

Da aber die Dummheit in den meisten derartigen Fällen siegt, so siegten die Gegner des Burger-Toni. Lenz, der jetzt einsah, daß er seinem Schicksal nicht entgehen könne, vernichtete nun alle seine Porträts, damit zu der beabsichtigten Büste kein Modell da wäre.

Als nun nach seinem 1828 erfolgten Tod die Zeller doch ein Monument bauten und auf dasselbe einen schönen Baldachin für Lenzens Büste setzten, fanden sie kein Modell. Den Hafer-Toni, der noch lebte, wollten sie nicht hineinstellen, obwohl er allein es reichlich verdient hätte. So steht denn heute noch der Säulen-Baldachin, der die Büste decken und schützen sollte, da, wie ein Vogelkäfig ohne Vogel, und bildet eine Art Schwabenstreich für die Zeller, an dem ihr berühmter Landsmann, Hofrat Buß, sich auch noch beteiligte, indem er schwunghafte Lobsprüche auf Lenz dichtete, die in den Stein gemeißelt sind. Aber vergeblich fragt der Wanderer, nachdem er sie gelesen, wo denn die Büste des Besungenen sei. —

Ich hatte im Herbst 1891 erfahren, daß in Hasle, in seinem ehemaligen Wohnhaus, noch ein vom „närrischen Maler" gefertigtes Porträt des Burger-Toni existiere. Das mußte ich sehen und sah es.

Und als ich davor stand, staunend über den genialen Menschenkopf, da dachte ich: „Die Zeller sollten prozessionsweise zu diesem Bilde wallfahren und dieses edle, vornehme,

geistvolle Menschenbild, das wie geschaffen ist für eine Büste, betrachten; sie würden dann, davon gewiß begeistert, in ihr leeres Monument den rechten Mann setzen, ihnen und ihm zur Ehre."

In der Tat, es ist nach meiner Überzeugung im ganzen 19. Jahrhundert im Kinzigtal kein Mann aus- und eingegangen, der solch einen Denkerkopf getragen hätte, wie dieser Hafner aus dem Hambe. —

Der Burger-Toni kam aber vom Regen unter die Dachtraufe, als er von Zell nach Hasle zog. Die Haslacher waren von jeher für fremde Größen noch weniger zu begeistern, als für einheimische, soweit sie das Niveau eines guten Wirtshausredners à la Eselsbeck übertrafen.

Wenn jemand sein Leben an eine Idee gesetzt hat und wenn er nur ein Hafner wäre, so wird er derselben treu bleiben bis zum Ende, und sie wird in allen seinen Reden bald mehr, bald weniger wiederklingen. So ging es auch dem Burger-Toni.

In seinen Gesprächen und Unterhaltungen drehte sich alles um Technik, Industrie und gewerblichen Fortschritt. Das waren spanische Dörfer für Althaslach, wo als der größte Techniker der Kupferschmied Lorenz Sandhaas und als die höchstgekannte mechanische Leistung seine Feuerspritzen galten, und wo der gewerbliche Fortschritt darin bestand, daß die Metzger seit einiger Zeit Lyoner Würste machten, die Bäcker Semmel buken und der Schuster Wachtler Stiefel à la Suworow schuf.

Als der Krämer am Marktplatz und der ehemalige Hafner „im Hambe" gar davon redete, mit Unterstützung der Stadt eine Fabrik für seine Erfindung in Haslach zu gründen, da erhob sich mit Macht die Fraktion Eselsbeck. Ihr Wortführer, als Obmann im Ausschuß maßgebend für städtische Unterstützung, meinte bei seinen Weingesprächen, „das fehlte noch, um die kleinen Handwerker zu ruinieren, eine Fabrik, die alle Hafner brotlos oder zu Gesellen machen würde.

Später kämen dann Schuh- und Brotfabriken, und mit den Kleinmeistern wäre es fertig."

Des Eselsbecken Schwager, der geistvolle Kupferschmied Sandhaas, und sein eigener Bruder, der Arbogast, gehörten zu den Anhängern des großen Hafners, und des Eselsbecken eigene Tochter, die Marianne, das schönste Mädchen im Städtle, war die beste Freundin der ältesten Tochter des Burger-Toni.

Aber das half alles nichts. Der Eselsbeck war und blieb ein Gegner der gefährlichen Gründung und ihres Urhebers. —

5.

So standen dem Manne mit der Zipfelkappe zwei Konkurrenten gegenüber, ein Büchergelehrter und ein Techniker. Ihren neuen, in die Haslacher Bürgerschaft geworfenen Ideen schrieb der Eselsbeck auch einige Veränderungen zu, gegen die er vergeblich ankämpfte, und gegen die er all seinen Spott ergoß. Die Bürger fingen nämlich an, die seither üblichen dreispitzigen Filzhüte mit großen Schildkappen oder hohen Hüten und die Kniehosen mit langen zu vertauschen. Das war dem Becke-Peter ein Greuel. Er berief sich auf den größten Mann des Jahrhunderts, auf Napoleon I., der auch einen Dreispitz getragen habe, und deshalb brauchten sich die Krämer, Metzger und Bäcker in Hasle seiner nicht zu schämen. Jahrelang war der Becke-Peter in seiner letzten Lebenszeit der einzige, der dem Dreispitz und der alten Tracht treu blieb. Und alte Leute in Hasle wissen von ihm nur noch, daß er einen Dreispitz getragen habe.

Auch die Zipfelkappen waren in Abgang geraten und an ihre Stelle samtene „Cerevismützen" getreten, die bisweilen gestickt waren.

Solche trugen die Kaufleute, wie der Wälder-Xaveri, der Burger-Toni und ihnen nach viele andere gewöhnliche Bürger. Auch das empörte den Alten am „neuen Tor",

und wenn er im Wirtshaus einen solchen „Studenten“ traf, so fing er alsbald zu sticheln an: „Es gibt Leute, die meinen, die Kappe mache den Kopf aus. Aber wenn sie ihre ‚Studentenkäpple‘ noch so sehr verzieren, der Esel bleibt doch darunter, und es gibt viele, die unter ihrer Zipfelkappe mehr haben, als zehn solche ‚Gestickte‘.“

Übrigens ging der Becke-Peter mit billigen Denkern sonst gnädig um. Er pries sie bisweilen glücklich und meinte, er habe noch nie einen dummen Menschen getroffen, der über seine Dummheit unglücklich gewesen und sich darob gekränkt hätte, und das sei ein Glück.

Und in der Tat, so wie niemand sein eigen Fleisch haßt, so haßt keiner seinen eigenen Geist. Auch der Dümmste tröstet sich, namentlich in höheren Regionen, daß es noch Dümmere gebe. Hier gilt das schöne Wort Shakespeares:

Noch Kleinere gibt's, so bildet selbst sich ein
Der Kleinst', nur um sein Vorrecht auszuüben;
Großmütig teilt der Dümmst' gern diesen Sparren,
Sitzt selbst zu Gaul — läßt andre karren. —

Die besseren Bürger hatten auch in den zwanziger Jahren angefangen, sich vom Maler Sandhas porträtieren zu lassen — und die andern bis zum Nagler und Schuhmacher herab ihnen nachgemacht.

Wer fast allein widerstand, das war der Eselsbeck, obwohl seine Buben wiederholt in ihn drangen. „Das sei,“ so räsonierte er, „nur etwas für ganz große Herren, die ihre Bilder in ihren Schlössern aufbewahren, wo sie von Geschlecht zu Geschlecht weitergehen. So arme Schlucker, wie die Haslacher Krämer, Bäcker und Schuster, bei denen die Häuser so oft wechselten und die Familien vielfach ganz verarmten — brauchten keine Bilder von sich zu hinterlassen. Für die meisten sei es zudem gut, wenn man später nicht sehe, wie dumm sie in die Welt geschaut hätten.“

Er hatte nicht unrecht. Sein eigenes Häuschen steht

längst nicht mehr und das neue, welches ein Sohn von ihm baute, der Nepomuk, ist in andern Händen, und wo sein Vater und seine Brüder und seine eigenen Söhne gewohnt, wohnen heute — mit einer einzigen Ausnahme — fremde Leute, und die Familien sind gestorben oder verdorben.

Dem Herrenvolk alles nachzumachen, meinte er, sei eine Schande und ein Schaden für das Bürgertum.

Und als die Haslacher das neue Tor und das obere samt dem untern im Jahre 1830 niederrissen, um die Neuzeit zu den offenen Gassen hereinzulassen, da verhüllte der Eselsbeck sein Haupt und war froh, nicht mehr lange leben und diese und ähnliche „Viechereien" ansehen zu müssen.

Zu diesem Schwabenstreich, den so viele alte Landstädtchen gemacht, kam in Hasle noch ein besonderer.

Auf dem oberen Stadtturm, der gegen Osten lag, war eine Uhr und eine Turmglocke gewesen. Jetzt hörten die Bürger jener Gegend nicht mehr die Stunde schlagen, noch Sturm läuten bei Bränden, weil der Kirchturm zu entfernt war. Sie beschwerten sich, und der hohe Rat beschloß, auf das Haus des Schmieds Eisele, welches vor dem ehemaligen Tor draußen stand, einen neuen Turm mit Glocke und Uhr anbringen zu lassen.

Der Hohn und Spott der Proletarier unter Anführung des Eselsbecken ließen den schönen Plan wieder zunichte werden. —

Auch sonst wurde es im Städtle immer toller. In den dreißiger Jahren hatten die Haslacher drei Arten von Bürgermilitär: Paradekavallerie, Gardegrenadiere und Infanterie.

Noch eines kränkte in jenen Tagen den Becke-Peter als Freund der Natur. Rings um das Städtle standen von alters her auf dem Allmendfeld prächtige, hundertjährige Eichen. Um diese Eichen versammelte sich die männliche Jugend an Sonntagen zum Kegelspiel — ans Wirtshaus dachte sie nicht — und an Werktagen stand zur Sommerszeit der alte Hirtenmeister unter ihnen mit dem oder jenem

Bürger, der in der Flur gewesen, und redete über die Zeitläufte im Städtle und über die Aussichten auf die kommende Ernte.

Zu Anfang des Jahrhunderts begann nun die Ausrottung der gewaltigen Eichbäume. Die Bürger, Bebauer der einzelnen Allmendstücke, schlugen sie mit Genehmigung des Rats nieder und bezahlten dafür an die Stadtkasse eine Kleinigkeit.

In den dreißiger Jahren waren die herrlichen Bäume fast alle verschwunden und damit eine höchst malerische Zierde der Landschaft.

Der Eselsbeck wurde mehr und mehr melancholisch über die Zerstörungswut der „neuen Zeit", über die neuen Moden und die neuen Ideen, die in der Bürgerschaft um sich griffen.

Humor und Elegie sind bekanntlich Geschwister. Der Eselsbeck sprudelte von Humor unter seiner Zipfelkappe heraus, aber von Zeit zu Zeit kam auch die Elegie über ihn; dann saß er tage-, ja wochenlang in der Stubenkammer auf seinem Bett und brütete still vor sich hin.

Wenn er sich dann einige Tage im Wirtshaus und auf den Feldern nicht sehen ließ, so pflegten die Haslacher zu sagen: „Der Becke-Peter studiert wieder, man sieht ihn nimme." Sobald der schwere Geist gewichen, war der Eselsbeck wieder der Alte.

Während er, wie wir gesehen, die „bessern" Bürger im Städtle nicht respektierte und Leute wie den Burger-Toni und den Wälder-Xaveri nicht leiden mochte, war ihm das Ideal eines braven Mannes sein ehemaliger, bankrott gewordener Kollege und Vetter, der Bäcker Lienhard.

Dieser war um Hab und Gut gekommen und schämte sich darob so, daß er nie mehr unter die Menschen ging. Er lief den ganzen Tag in seiner Stube auf und ab und seufzte.

Das imponierte dem Becke-Peter, und er schilderte ihn in den Wirtshäusern als den brävsten, ehrenhaftesten Mann

im Städtle, weil er sich so kränke, daß andere Menschen an ihm verloren hätten.

Östers nahm der Eselsbeck beim Heimgang eine „Botell Wi" aus dem Adler oder Kreuz mit, verbarg sie in die Schöße seines langen, hechtgrauen Rockes und brachte sie dem Lienhard nebst einem Bericht über die Vorgänge in Stadt und Land.

Seit 1828 wohnte der Bruder des Eselsbecken, Josef, als pensionierter Pfarrer im Städtle und im elterlichen Hause beim Bruder Arbogast. Diese beiden besuchte der Becke-Peter weit seltener als den Lienhard, denn der „Sepp" gehörte mehr oder weniger zur „Herrenzunft" und der Arbogast zu den „Neumodischen".

Der Lienhard wohnte am hinteren Graben, in dem Hause, welches in meiner Knabenzeit der Schneider Österle bewohnte und das jetzt im Besitz meines Jugendfreundes ist, des lustigen und durstigen, aber geistreichen Schlossers „Fidele", des Präsidenten der Haslacher Montagsgesellschaft „Konklave".

Mein Vater erzählte mir noch, daß der Lienhard, bis der Tod ihn abrief, die Bretter des Stubenbodens ganz durchgelaufen habe. —

Der Eselsbeck wurde älter und älter. Seine Alters- und Gesinnungsgenossen waren einer um den andern aus dem Leben verschwunden, wie die alten Eichen auf der Haslacher Flur. Die Ideen einer neuen Zeit, wie der Burger-Toni und der Wälder-Xaveri sie verkündeten, brachen sich mehr und mehr Bahn, auch unter der Bürgerschaft. Im Jahre 1828 wurde der Burger-Toni sogar zum Bürgermeister gewählt gegen die Stimmen der Partei Eselsbeck, der vergeblich trotz seiner Jahre gemahnt und gespottet hatte, doch keinen Fremden zu wählen; es sei eine Schande für ganz Althaslach.

Sein eigener Sohn Josef, welcher in Wien und Paris seine Bäckerstudien gemacht hatte und zum großen Ärger des Vaters mit einem „Schnauzer" heimgekommen und alsbald

Schnauzbeck getauft worden war, gehörte zu den Anhängern der neueren Richtung.

Doch der geniale Harmersbacher Hafner sollte als Oberhaupt des Städtchens nicht auf Rosen gebettet sein. Der Spott der Gegner sorgte dafür. Sein Vorgänger, der Kaufmann Stelker, hieß wegen seines Vornamens nur der „Seppe-Toni uf'm Rothus", sein Nachfolger, der Burger-Toni, trug zum Unglück auch den Namen Josef Anton, flugs hieß er bei den Gegnern „Seine Hafner-Majestät Seppe-Toni II."

Was der brave Mann in bester Absicht Neues auf die Tagesordnung brachte, verfiel dem Spott und Witz der Haslacher Wirtshausparlamentarier, und der Burger-Toni war Bürgermeister in einem Wespennest.

Je größer der Mensch angelegt ist und je besser er es meint, um so weniger verträgt er aber Wespen- und Nadelstiche. So ging es auch Seppe-Toni II.

Nach kaum zweijähriger Amtszeit legte er sich zum Sterben nieder und sagte zu seiner Frau, der schönen Euphemia, die „Haslacher hätten ihn zu Tod geärgert".

So teilte der geistreiche Harmersbacher Taglöhnerssohn das Schicksal fast aller großen Geister auf Erden.

Am Eingang zur Gottesackerkapelle haben sie ihn begraben, und dort meldet noch heute eine rote Sandsteintafel: „Hier ruht Josef Anton Burger, geboren 1766, gestorben 1830. Bürgermeister, Handelsherr und Erfinder des Steinguts."

Seine Witwe, in meiner Knabenzeit noch eine stattliche Frau, heiratete bald darauf abermals einen „Fremden", den Lorenz Armbruster, meinen spätern Frühschoppenkollegen aus der Studienzeit. Er war ein charmanter und galanter Mann, stammte aus der Wirtschaft „zum Herrengarten", einer Art Museum in der bekannten Kinzigtäler Intelligenzstadt Wolfach und hieß deshalb in dem unkultivierten Hasle bald „der Charmantele" und „der Herrengarten", auch „der Lord".

Burger-Tonis Geist hatte sich eine blühende Fabrik gründen wollen. Es mißriet. Doch wie das Gesicht des Großvaters oft auf den Enkel übergeht, so ging Burgers Wunsch beim Sohne seiner Tochter Valentine in Erfüllung.

Wer heute in Freiburg die Kaiserstraße gen Zähringen durchwandert, trifft rechts einen älteren „Palazzo" und weiter draußen links eine große Spinnerei. Sie gehören dem reichen Enkel unseres Burger-Toni, dem Heinrich, der in meiner Knabenzeit beim Stiefgroßvater Lorenz in Hasle die „Kaufmannschaft" erlernte. Doch ist der liebenswürdige Besitzer Heinrich Eckstein, mit dem ich gar oft über Alt-Hasle redete, jetzt auch tot. —

„Sr. Majestät Seppe-Tonis II." Nachfolger war abermals ein „Krämer", so daß die ganze lange Lebenszeit des Eselsbecken die „Krämerzunft" den Schultheißen bezw. Bürgermeister stellte. Doch der neue Bürgermeister Sahl war ein Mann nach dem Herzen des alten Becke-Peters, er konnte die „Herren" nicht leiden sein Leben lang, und noch als Greis, in den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts, saß der alte Sahl, nachdem er zweimal Bürgermeister gewesen, im Gefängnis, weil er große und kleine Herren im Wirtshaus beschimpft hatte. —

Zehn Jahre nach dem Tode des Eselsbecken kam endlich einer aus der Bäckerzunft, der Schwarzbeck, an das Konsulat, und bald darauf brach im Städtchen die Revolution aus. Wenn aber der Urdemokrat Becke-Peter es erfahren hätte, daß nach der Revolution sein Sohn Philipp hätte Bürgermeister der Reaktion werden sollen, weil er einer der wenigen loyal gebliebenen Untertanen im Städtle war — er hätte sich im Grabe umgedreht.

Wir wissen, daß alle „Buben" des Eselsbecken des Vaters Handwerk ergreifen mußten. Die zwei ältesten hatten sich nach ihrer Wanderschaft längst eigene Backstuben gegründet; denn keiner durfte daran denken, des Alten Häuschen zu bekommen, so lange er lebte.

„So lang ich lebe," meinte er, „will ich Herr und Meister sein in meinem Hause und mir nicht von meinen Buben vorzählen lassen, wie viele Schoppen ich noch trinken darf."

Der Liebling des Alten war der dritte, welcher auch des Vaters Taufnamen Philipp trug. Er hatte den Humor von ihm geerbt und die Unterhaltungsgabe.

Von ihm sagten seine Zeitgenossen, „er konnte allein eine ganze Stube voll Menschen unterhalten". Er wußte von „allem" zu reden, obwohl er der einzige von's Becke-Peters Buben war, der nicht „in der Fremde" gewesen. Nur seine Militärzeit hatte er abgedient und war dann wieder heimgegangen und daheim geblieben, bescheiden als Geselle bei seinem Schwager arbeitend.

Der Becke-Peter hatte nicht nur seine Buben alle zu Bäckern, sondern auch seine zwei Mädchen zu Bäckersfrauen gemacht. Die schöne Marianne hatte den reichen Bäcker Bosch am oberen Tor geheiratet. Bei ihm diente der stille, schwarze Philipp viele Jahre als Geselle. Er war bereits gegen die Mitte der dreißiger Jahre gekommen und noch immer ledig, so daß der alte Becke-Peter oft spöttelte, „mein Philipp wird noch Kapuziner".

Doch der Philipp spielte ihm noch einen Streich mit dem Heiraten. Nur ein Haus trennte des Bosche-Bäckers Palast, einst Sitz der Herren Stähelin von Stockburg, von dem Krämerladen des Wälder-Xaveri.

Dieser war indes aus dem Hausierer ein vermöglicher Kaufmann geworden, hatte aber bei seinen mühsamen Bergfahrten in jungen Jahren seine Gesundheit ruiniert und starb, erst ein guter Fünfziger, im Jahre 1834. Seine Frau, die Luitgarde, führte rüstig und tüchtig den Kram weiter, ihr zur Seite die einzige erwachsene Tochter Cäcilie.

Diese holte jeden Morgen das Brot im Nachbarhaus, wo der Philipp die Kreuzer- und Groschenlaible, welche er in der Nacht gebacken, in der ersten Frühe, da Schwester und Schwager noch schliefen, verkaufte.

Die Luitgarde lobte gar oft den braven, stillen Bäckergesellen, und ihre Tochter fand ihren sonstigen Gefallen an dem schwarzen Grenadier. Und es geschah, wie's oft im Leben geschieht, des Eselsbecken Philipp und des Wälder-Xaveris Älteste wurden anno 1835 Braut und Bräutigam und bald darauf Eheleute und des dem alten Becke-Peter wegen seiner Bücherleserei unsympathischen Hausierers Cäcilie des Eselsbecken Schwiegertochter.

Dieser und seine Tochter, die Beckin am oberen Tor, hatten dem Philipp des Sonnenwirts „Karline", die ebenfalls oft Brot holte und ihn auch gerne sah, zugedacht.

Allein der lange Philipp war bei der Sache ebensowenig zu belehren, als sein Vater, der Philipple, einst in ähnlicher Lage. Er blieb bei der Cäcilie. Es war für die Karoline ein Glück; denn sie bekam später einen reichen Bierbrauer, Laile in Baden-Baden, und ich habe als Rastatter Studentlein in den fünfziger Jahren einmal einige Glas Bier von ihr geschenkt erhalten, „weil sie auch von Hasle sei."

Der Becke-Peter machte gute Miene zur Überraschung, meinte aber zu seinem Sohne: „Wenn Deine Buben dem Wälder-Xaveri nachschlagen, so gibt's lauter Studenten." Doch wenn sein Lieblingssohn geglaubt hätte, der Vater gäbe ihm vielleicht sein Häuschen, so hätte er sich getäuscht. Der Eselsbeck kaufte dem Fuhrmann Neumeier das neue Haus ab, welches dieser an der Ecke unter des „Gebeles Brunnen" gebaut hatte, und hier gründete der Philipp mit des Wälder-Xaveris Cäcilie sein Heim und trieb das Geschäft seines Vaters, buk Brot, schenkte Schnaps und unterhielt die Bauern an Sonn- und Markttagen.

Während der Becke-Peter aber die Schwarzwälder und die Bauern aus der Pfaus und der Eichhalden, aus dem Bärenbach und dem Salmersbach unterhielt, hatte Philipp junior die Bauern aus den Tälern am rechten Kinzigufer zu Gästen — die aus der Karfunkelstadt, aus dem Waldstein, vom Erlengrund, vom Andersbach und Fischerbach.

Ein Jahr nach Philipps, des Sohnes, Hochzeit trat der Eselsbeck in sein 75. Lebensjahr. Jetzt dachte er ans Sterben und übergab seinem Jüngsten, dem Nepomuk, die alte Hütte durch Kauf; aber der sollte erst perfekt werden mit des Vaters Todestag. Rüstig buk dieser mit seinem Stammhalter noch weiter das Brot und wog den Teig ab, während der Sohn ihn formte.

So kam das Frühjahr 1837. Der alte Naturfreund machte seine üblichen Spaziergänge durch Wald und Flur. Da traf er eines Tages den Holzer-Peter, den Zimmermann, wie er die einzige und letzte der drei großen Eichen in der „Bettlerkuche" zum Falle brachte.

Das ärgerte den alten Eichenfreund. Die Kuche sollte aufgehoben und eine Matte daraus gemacht werden. Er schimpfte über den Stadtrat, weil er die Bettlerkuche, diese Hochschule der Volkspoesie, aufhob, und in den alten Eichen nur das Holz sah, und dann ging er heim und meinte, „das Leben sei ihm jetzt ganz entleidet, weil die letzte große Eiche gefallen." Sein Wunsch ward erfüllt. Er fiel in eine Krankheit, merkte gleich, daß es zum Sterben komme, ließ seinen nächsten Nachbar, den Pfarrer Brüderle, rufen und versöhnte sich mit Gott. Dann verordnete er, ihm ja seine Zipfelkappe mit ins Grab zu geben, sonst wisse er in der Ewigkeit nichts zu reden — und starb.

Am 2. März 1837 haben sie den Eselsbeck begraben, ganz in die Nähe „Seppe-Tonis II.", aber nicht an die Kapellenmauer, sondern in die gewöhnliche Reihe der Proletarier und kleinen Bürger. In meiner Knabenzeit stand ein großes, eichenes Kreuz auf seinem Grab, welches, wie das Kreuz, jetzt längst verschwunden ist, und in dem schon lange wieder eines andern Gebeine modern.

Schon vor ihm war seine Tochter Marianne zu Grab gegangen in ihren schönsten Jugendjahren. Und ihre beste Freundin, des Burger-Tonis Valentine, lag zu gleicher Zeit mit ihr auf dem Sterbebett. Sie hatte einen Amtmann

Eckstein, einen Freiburger, geheiratet, war aber krank geworden und weilte der Genesung halber bei ihrer Stiefmutter in der Heimat.

Als sie hörte, die Marianne sei gestorben, meinte sie, sie werde bald nachfolgen, und bat, ihren Leichnam neben den ihrer Freundin zu legen. So geschah es. Zwischen den zwei feindlichen Vätern ruhen nun auf dem Kirchhof die zwei innig befreundeten Töchter.

Von des Eselsbecken Nachkommen lebten zu Ende des 19. Jahrhunderts im Städtle nur noch drei Enkel: der Bosche-Kaspar, ein humoristischer Naturdichter erster Güte und der zweite Bäcker, welcher im 19. Jahrhundert es zum Bürgermeister gebracht, und seine geistvolle Schwester Genovef, die alte Kanonenwirtin, welche von ihrem Großvater die Liebe zur Natur, die Demokratie, aber auch seine Melancholie geerbt hat. Jahrelang wanderte die Vef einsam und allein täglich in Feld und Flur. In ihren dunkeln, großen Augen lastete noch dunklere Schwermut.

Das dritte Enkelkind war der Sonnenwirt von Hasle, der vom Eselsbeck die gewandte, schlagfertige Rede überkam, aber, wie sein Ahnherr, bisweilen „böse Wi" trank, und dann war es am besten, wenn die Menschheit ihm aus dem Weg ging, weil's gefährlich wurde, „den Leu zu wecken".

Alle drei sind jetzt auch durch das Tor der Ewigkeit gegangen, wie ihr Ahnherr.

Das ist die Geschichte vom Eselsbeck von Hasle, der wenige Monate zuvor aus der Welt ging, ehe ich in dieselbe eintrat, und von dem mir mein Vater frühzeitig oft und viel erzählt hat, weil — mein Vater sein Sohn war.

Ja, des Eselsbecken Lieblingssohn, der Philipp, war mein Vater, und ich hieß deshalb in meiner Knabenzeit der „Philipple". Und des Wälder-Xaveris Cäcilie war meine Mutter — und so sind die beiden Gegner: der alles aus der Zipfelkappe schöpfende, räsonierende Demokrat Becke-Peter und der büchergelehrte Wälder-Xaveri, dessen Hausierkiste

heute mein Silberschrank und dessen Hausiererstock mein Spazierstock ist — meine leiblichen Großväter.

Der freundliche Leser merkt was! —

6.

Von allen Bürgern im Städtle Hasle zur Zeit des Becke-Peters lebten im letzten Jahrzehnt des vergangenen Jahrhunderts nur noch zwei einzige, der sechsundachtzigjährige „Nagler Valentin", den wir aus den „wilden Kirschen" kennen, und der neunzigjährige Stricker Schätzle, genannt der „kleine Strickerle".

Ich habe im Herbst 1891 beide besucht. Bei seinem Sohne Wilhelm, in der gleichen Stube, in welcher zu meiner Knabenzeit Valentins steinalte Mutter gewohnt, während er noch rüstig Tag und Nacht an seiner Esse Nägel schmiedete — verlebte der Valentin seine alten Tage.

Er saß, als ich eintrat, auf einem vergilbten Lederstuhl, sein Pfeifchen im Mund, und schaute hinab auf die Straße, wo die Jugend und das Leben an dem alten Mann vorüberziehen.

Eine hölzerne Schwarzwälderuhr, ein Tisch und ein Bett bildeten das Ameublement, und an der getünchten Wand hängen die Porträts vom Valentin und seiner längst heimgegangenen Frau, der Lies; sie in ihrer schönsten Jugendfrische, und der Valentin kühn und schneidig aus einer roten Cerevismütze hervor in die Welt schauend, beide gemalt vom Sandhas.

Unter ihnen hängt eine alte Silhouette von Valentins berühmtem Bruder, dem Hofrat.

Wir sprachen von längst vergangenen Zeiten, von seinem Nachbar, dem Wälder-Xaveri und vom Becke-Peter. Da erwachte der alte Valentin, und er fing an von seinen damaligen Mühen zu reden, wie jene Männer täglich ins Wirtshaus gehen konnten, während er oft nicht einmal am Sonntag zu einem Schoppen kam. Daß er ein „Märtyrer" geworden

sei, hänge am Ende doch mit seinem Hochzeitstag zusammen. Er sei jetzt erst darauf gekommen.

Er habe seine Hochzeit auf den ersten August 1833 verlegt, und da hätten ihm alte Leute von diesem Tag abgeraten, weil es ein „verworfener Tag“ sei. An einem ersten August „habe nämlich seinerzeit unser Herrgott die bösen Engel in die Hölle gestoßen“.

Damals habe er, der Valentin, gelacht über solchen Aberglauben, aber je älter er geworden in Arbeit und Entbehrung, um so mehr glaube er, daß „am Ende doch etwas an der Sache gewesen sei.“

Als ich meinte, sein Hochzeitstag sei ein Glückstag gewesen, denn daß er so alt geworden und noch so rüstig dabei — wäre doch sicher kein Unglück — da lachte er und sprach: „Es könnt' am End' auch ein Glück gewesen sein beim Unglück; denn wenn ich so viele Schoppen hätte trinken können, wie der Wälder-Xaveri und der Becke-Peter, wäre ich sicher nicht so alt geworden. Und jetzt habe ich doch auch noch etwas fürs ‚Pfifle‘ und bisweilen zu einem Schoppen. In meinem Lieblingsfeld am Stricker, das ich nicht hergebe, so lange ich lebe, sind mir dieses Jahr für 84 Mark Kirschen und Haber gewachsen.“

„Der Strickerbur hat sie gekauft, aber noch nicht bezahlt. Heute will ich aber hinunterlaufen und ihn ans Zahlen erinnern, denn ich brauche Geld.“

Vom Sterben sprach der Alte kein Wort. Er bedankte sich aber wiederholt, daß er in den „wilden Kirschen“ stehe, denn in einem Buche, meinte er, lebe man „von Generation zu Generation“. —

Von ihm weg suchte ich den „kleinen Strickerle“ heim. Er weilte in einem noch viel kleineren Stübchen, als der Valentin, im hintersten Winkel seines in einsamer Gasse stehenden Häuschens, das er längst verkauft, in dem er sich aber eine Herberge vorbehalten hat.

Ein Sonnenstrahl drang, sparsam und wie ein Almosen

des Himmels, in die winzige Kabine, in welcher der „Strickerle" an einem wackeligen Tische sein altes Handwerk trieb, d. i. strickte.

Er war in meiner Knabenzeit der stillste, bescheidenste Bürger des Städtchens, wohl deshalb, weil er nicht von Hasle war. Wenn wir Buben in der hintern Gasse in der Nähe seines Hauses am Stadtbach krakeelten und er am Fenster strickte, konnte er bisweilen das Fenster öffnen und bescheiden in etwas österreichischem Dialekt herausrufen: „Said auch a biserl still, ihr Buben, man kommt ja ganz draus beim Stricken."

Und das kleine, stille Männchen imponierte uns, und wir riefen ihm zu: „Jo, Stricker, wir gehn, daß Ihr nit drus kommt." Und wir zogen ab.

Drunten an der Kinzig, in der alten Schnellinger Mühle, geboren, hatte man den kleinen Alise (Alois) wegen seiner Kleinheit zu einem Meister ins „Geroldseckische", nach Prinzbach, getan, damit er ein Stricker werde. Mutig zog der Kleine nach der Lehre in die Fremde und hinab bis nach Großwardein, in Ungarn, wo er zehn Jahre lang in Arbeit stand. 1828 aus der Welt heimgekehrt, läßt er sich in Hasle nieder und wird in Bälde sogar Zunftmeister.

Heute erzählte er mir, wie wehmütig er auf seine Zunft zurückblicken müsse. „Er sei längst der einzige Stricker weit und breit, und er selbst habe nichts mehr zu stricken, außer für sich. Eben stricke er sich ein Paar Winterstrümpfe und denke dabei oft an die vergangenen besseren Zeiten seines Gewerbes."

„In Großwardein habe er, wie alle seine Handwerksgenossen, Degen und Schiffhut getragen, und die Strickerzunft sei so angesehen gewesen, daß selbst Amtmannssöhne in dieselbe eingetreten und Stricker geworden seien. Jetzt sei sie verachtet und brotlos."

Bei diesen Worten strickte er emsig weiter, seine Nadeln aus einer Röhre ziehend, die er mit einem Lederriemen um

den Leib gebunden hatte — als wollte er durch Verdoppelung der Arbeit seinen Schmerz zu vergessen suchen.

Auch er sprach nichts vom Sterben und richtete sich, sicher des kommenden Winters, seine Strümpfe zu.

Als ich ihn fragte, ob er keine „Langezeit" bekäme, so mutterseelenallein in dem trüben Stübchen, da meinte er, Langezeit habe er sein ganzes Leben nie gehabt. Das Stricken sei das unterhaltendste Geschäft der Welt, sonst würden es nicht „Buren- und Herrenwiber so gerne treiben".

Sprach's, und dann erhob er sich, um mir eine Strickmaschine zu zeigen, die sein Vetter, der Postsekretär in den „wilden Kirschen", ihm geschenkt, welche er aber nie gebrauche, schon wegen der „ehrlichen Strickerei" nicht.

Ich schied vom Valentin und vom „kleinen Stricker le", diesen einzigen lebenden Ruinen von Althaslach, nicht ohne Bewunderung ihrer armseligen, zufriedenen Einsamkeit und ihrer Seelenruhe gegenüber Tod und Leben.

Heute, 1911, da dieses Buch in Volksausgabe erscheint, haben beide seit vielen Jahren ausgelebt, und die ganze lustige Bürgerschaft zur Zeit des Eselsbecken ruht jetzt längst drunten auf dem Kirchhof.





Schneeballen

Dritte Reihe



Heinrich Hansjakob

Ausgewählte Schriften

Volksausgabe

Sechster Band

Schneeballen

Dritte Reihe



Stuttgart
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1911.

Schneeballen

Dritte Reihe

von

Heinrich Hansjakob

1.—6. Tausend.



Stuttgart
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1911.

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Wie ich an den See kam.

Ich habe das Büchlein „Aus meiner Studienzeit“ geschlossen mit meiner im Frühjahr 1864 erfolgten Anstellung als Lehramtspraktikant an dem Gymnasium in Donaueschingen.

Ein bekanntes Sprichwort sagt: „Es ist eine Kleinigkeit, was Kinder freut.“ Man kann dieses Volkswort ruhig auch auf das Jünglingsalter anwenden, das aus Kleinem Großes schafft durch die Ideale, die es daran knüpft, und so sich aus einer armseligen irdischen Existenz einen Himmel „voll von Baßgeigen“ konstruiert. Es sind diese Ideale ein wahrer Segen. Sie machen dem jungen Manne seine subalterne Berufszeit leicht. Und so ging es auch mir.

Sechsundzwanzig Stunden Unterricht in der Woche, jeden Sonntag Gottesdienst mit Predigt für die Gymnasisten — bei sechshundert Gulden Gehalt, von denen einhundertzwanzig Gulden für Wohnung abgingen, ist gewiß ein armseliges Dasein für einen Menschen, der zwei Fakultäten absolviert hat.

Aber in dem geplagten und kärglich bezahlten geistlichen Lehramtspraktikanten lebte das Ideal von einem „Professor“. Ich glaubte damals, es gäbe kein höheres Wesen auf Erden als ein Professor und Staatsdiener, und hatte vor diesem Stand so vielen Respekt, als heute noch ein Schwarzwälder Bauernjunge, der nie aus seinem Dorfe gekommen ist.

Meine geistlichen Studiengenossen, die als Vikare mit hundert Gulden Gehalt ihren Beruf übten, glaubte ich an

äußerer Lebensstellung himmelweit zu überragen und als ich gar ein Jahr später, im Frühjahr 1865, als Vorstand an die höhere Bürgerschule nach Waldshut versetzt wurde, da meinte ich, es gäbe keinen schöneren und höheren Beruf als den meinigen.

Ich war zwar in Waldshut, einer der schönst gelegenen Städte des badischen Landes und des ganzen Oberrheins, noch Kaplan der Kaplanei zum Kalvarienberg, der auf einem weit hinschauenden Kalkfelsen am Rhein eine Kapelle trägt und wohin ich jede Woche einmal wandern und in der Fastenzeit jeden Freitag predigen mußte, auch hatte ich mit dem Pfarrer und seinem Vikar in der Pfarrkirche abwechselnd zu predigen — aber mein Stolz gehörte unentwegt meiner Zukunft als Professor.

Und doch möchte ich heute um alles in der Welt kein Professor sein, am allerwenigsten ein Gymnasial-Professor, und wenn ich noch einmal unter ähnlichen Verhältnissen und Schicksalsfügungen auf die Welt käme, würde ich als bescheidener Vikar in die Seelsorge gehen, statt mich mit einem philologischen Staatsexamen abzuplagen, um dann Professor zu werden. Es wäre dies auch meinem Seelenheile weit ersprießlicher gewesen, als die fünf Jahre, die ich mit dem Größenwahn eines badischen Lehramtspraktikanten in der Schule verlebt habe. Ich danke es nächst der Gnade Gottes heute noch dem Minister Jolly, der mich, ganz nahe am Ziele zum Professor und Staatsdiener, absetzte, weil ich mich nicht von ihm hatte maßregeln lassen. Ich habe ihm deshalb in den siebziger Jahren einmal in einer öffentlichen Kammersitzung meinen Dank ausgesprochen für die mir so segensreich gewordene Absetzung.

Diese heilsame Operation kam aber so:

Ich hatte als Erstlingsprobe meiner Schriftstellerei in Waldshut ein Büchlein geschrieben über „die Salpeterer“, eine religiös-politische Sekte auf dem Schwarzwald. Die Arbeit war inhaltlich ebenso korrekt kirchlich als formell schlecht

geschrieben; denn ich hatte weder am Gymnasium zu Rastatt noch auf der Universität deutsch gelernt. Wegen des Inhaltes tadelten liberale Blätter die Form. Sie meinten, „ein Mann, der nicht deutsch schreiben könnte, sollte nicht Vorstand einer Schule sein." Sie hatten recht, denn mein Styl war zu allen Zeiten kein guter, damals aber geradezu unter dem Strich.

Ich weiß nun nicht ob wegen des schlechten Styles oder wegen des katholischen Inhalts — mein oberster Vorgesetzter, der Minister Jolly, schritt ein. Weil er geäußert hatte, „dafür sorgen zu müssen, daß Kultur und gute Sitte dem badischen Volke nicht entrissen würden durch die katholische Kirche", mußte er natürlich auch dafür sorgen, daß den badischen Schulbuben der Styl nicht verdorben werde durch einen katholischen Priester.

Und so kam es, daß ich zunächst vom Vorstand der höheren Bürgerschule zum letzten Lehrer an der gleichen Anstalt degradiert wurde. Daß ich diese Ehrenstelle sofort ablehnte, versteht sich von selbst. Ich meldete dies, kurz entschlossen, der Oberschulbehörde, mit dem Zusatz, daß ich mit Beginn des Sommer-Halbjahres die Schule in Waldshut nicht mehr betreten würde und mich auch nicht in gemaßregelter Art an einer andern Anstalt als Lehramtspraktikant verwenden ließe.

Hierauf tiefes Schweigen in Karlsruhe. Ich war nun ausschließlich, was ich seither nebenbei gewesen, Kaplaneiverweser des Kalvarienbergs in Waldshut.

Es war dies alles im Frühjahr 1869 vor sich gegangen, in welchem Frühjahr im gesegneten Ländchen Baden ein frischer, fröhlicher Kulturkampf losging. Die Katholiken wehrten sich mannhaft gegen die Kulturrettung des Ministers Jolly, dem damals und lange nachher noch unter Halli Hallo alles unbedingte Heeresfolge leistete, was liberal hieß und es zu etwas bringen wollte.

Daß ich nach dem obigen Vorgang nicht auf des Ministers Seite kämpfen würde, war sonnenklar. Ich stellte

mich, wie es einem katholischen Priester geziemte, auf Seite der vom Minister zu kultivierenden Kirche.

Einer ihrer damaligen Vorkämpfer, der edle Freiherr von Andlau, lud mich in dieser Stimmung ein, mit ihm eine Volksversammlung in Engen im Hegau zu besuchen und eine Rede zu halten.

Ich sagte zu und reiste mit dem Baron, der landaufwärts gefahren kam, an einem schönen Mai-Sonntag von Waldshut weg dem alten Städtchen der Grafen von Lupfen zu. Mild schien die Sonne. Die Kegelberge des Hegaus mit ihren Ruinen Hohentwiel, Hohenstoffeln, Hohenhöwen und Hohenkrähen schauten licht und helle ins Tal herab, und von allen Seiten kamen die Hegauer Bauern, um der Versammlung beizuwohnen.

Neue Besen kehren gut. Ich war unter den verschiedenen Rednern der neueste und jüngste und hielt, was nahe lag, eine scharfe Philippika gegen meinen Maßregler, den Minister Jolly. Ich meinte unter anderem, wenn das Ministerium Jolly so fortmache, so werde „Karlsruhe für die badischen Katholiken das, was Petersburg für die Polen".

In der Versammlung saß der damalige Redakteur des „Trompeters von Säckingen", mein Studienfreund, der Kaplan Adam Halbig, jetzt Pfarrer in Bühl bei Offenburg. Er druckte die Rede in seinem Blättchen ab und der „Badische Beobachter", unter dem Redakteur Berberich, sie nach.

Der Staatsanwalt Traub in Waldshut, ein Sohn Israels, erhob Anklage gegen den Redner und gegen die Verbreiter der Rede. Kurz zuvor hatte er ein kleines Büchlein von mir, das Lebensbild des Erzbischofs von Vicari enthaltend, mit Beschlag belegt wegen der Stelle: „Die Pforten der Hölle werden die Kirche nicht überwältigen". Da dem Manne des alten Testaments nicht zuzumuten war, daß er das neue Testament kenne, so war es ihm nicht zu verübeln, wenn er meinte, jene Stelle sei von mir erfunden, um damit Karlsruhe und das Ministerium Jolly als „die Pforten der Hölle" zu bezeichnen.

Schon aus Rücksicht auf derartige zweideutige Stellen des neuen Testaments sollte man keinen Staatsanwalt aus einem Volke wählen, das am liebsten das ganze neue Testament mit Beschlag belegen möchte.

Der Prozeß wegen meiner Engener Rede zog sich in die Länge, und ich beschloß, indes noch etwas zu lernen, und unternahm im Juni eine Studienreise nach Wien. Im August kehrte ich zurück an den Oberrhein und fand eine Ladung des Bezirksamts Waldshut vor. Hier erschienen, eröffnete mir ein junger Referendär, Rasina war sein Name, daß der Minister Jolly meinen „Strich aus der Liste der akademisch gebildeten Lehrer" verfügt habe.

Meine Professoren-Pläne von ehedem waren damit gründlich kuriert, und ich sah mich um eine Stelle in der Seelsorge um.

Der Bistumsverweser Kübel, den wir aus meiner „Studienzeit" kennen, rief mich nach Freiburg und bot mir die Pfarrverwaltung in dem nahen Städtchen Endingen am Kaiserstuhl an, wo eben der Pfarrer gestorben war. Ich wollte mir den zugedachten Posten zuerst besehen und fuhr an einem schönen Herbsttag des Jahres 1869 nach Riegel, wo die alten Römer schon Ziegel machten, und wanderte von da zu Fuß hinüber ans Gebirg und ins malerische, alte Städtchen.

So gut mir dieses gefiel samt seinen zwei Kirchen, ebenso sehr mißfiel mir das Pfarrhaus — eine alte, zerfallene Hütte. Und da bei mir gut gewohnt halb gelebt ist, so war ich gleich entschlossen, nicht nach Endingen zu gehen.

Zudem dachte ich an das bekannte Sprichwort, daß in Endingen „der Groschen (9 Pfennig) einen Batzen (12 Pfennig) wert sei", d. h. daß die „Andinger" etwas protzig seien und sich einbildeten, ihr Geld habe höheren Wert als das anderer Menschenkinder der Nachbarschaft. Da ich aber in jenen jungen Jahren selber hochgradig an „Einbildung" litt, so hätten die Endinger und ich uns nicht wohl vertragen.

Drum schüttelte ich, ohne jemanden als den Kaplan

Sättele gesprochen zu haben, den Staub von meinen Füßen und ging wieder Riegel und Freiburg zu.

Am Abend, da ich mit Bischof Kübel zu Tische saß und wir über eine andere Pfarrverwesung sprachen, konnten wir nichts finden. In der Nacht studierte ich, längere Zeit schlaflos, über meine Zukunft nach und, da ich vorab auf eine „schöne Gegend" abhob, so ging ich im Geiste die schönen Gegenden unseres Ländchens durch und kam auch an den Bodensee.

Da fiel mir ein, daß im Sommer 1868 auf einer Studienreise nach München bei der Fahrt über den See ein stilles, liebliches Dörfchen mir so imponiert hatte. Das Schiff hatte unweit von seinem Ufer gehalten, und auf einem Kahn eine „Fergin", ein großes, starkes Mädchen, Passagiere herangerudert.

Ich fragte einen Matrosen, wie diese Station heiße, und erhielt die Antwort: Hagnau. Der Name war mir so fremd, daß ich wissen wollte, ob der Ort badisch sei oder württembergisch, da die beiderseitigen Grenzen sich dort berühren. Der Schiffsmann deklarierte das Dörfchen als „baddisch", und ich dachte mir damals schon einen Augenblick: da möchte ich Pfarrer sein.

Auf der Reise und nach der Rückkehr hatte ich das Bild des Dörfchens ganz vergessen. Erst in obiger Nacht tauchte es wieder in meiner Seele auf mit seinen Rebhügeln und dem silberglänzenden Seeufer.

Des Morgens sprach ich dem Bischof von diesem Dorfe und daß ich „unbeschaut" dorthin ginge, falls es vakant wäre. Als der damalige Regent der Diözese am Mittag von der Kanzlei kam, sagte er mir, die Pfarrei sei unbesetzt und der Pfarrverweser ein Württemberger aus Altshausen, namens Mohr[1]. Er, der Bischof, wolle versuchen, meinen Wunsch zu erfüllen.

---

[1] Er starb 1894 als Pfarrer zu Leipferdingen im Hegau.

Ich galt zu allen Zeiten bei Bischof Kübel weit mehr, als ich es verdiente, und wußte sicher, daß ich an den See käme, weshalb ich beruhigt von dannen ging, Waldshut zu, um den Ausgang meines Prozesses wegen meiner Rede in Engen abzuwarten.

Ehe dieser zu Ende war, Mitte November, hatte ich meine Anstellung als Pfarrverweser nach Hagnau am Bodensee. Der genannte Württemberger ging nicht gerne und hatte allerlei Gegenvorstellungen gemacht und meine Anweisung sich so bis in den November hinausgezogen. Ich war aber damals eine Art „Märtyrer" des Kulturkampfes, und deshalb mußte der Schwabe schließlich dem langen Kinzigtäler weichen.

Am 25. November sollte mir endlich von der Strafkammer in Konstanz das Urteil gesprochen werden, und gleich nachher wollte ich meine neue Stelle antreten. Der Rechtsanwalt von Wänker in Freiburg war aller drei Angeklagten Verteidiger, der israelitische Staatsvertreter der Ankläger. Trotz der vortrefflichen Verteidigung wurde ich zu vier Wochen, die zwei Redakteure der Blätter, welche die Rede gedruckt hatten, zu je drei Wochen Festung verurteilt.[1]

Ich ging am Tage nach der Verurteilung wohlgemut über den See, um meine zukünftige Pfarrverwesersstelle zu inspizieren. Es war ein trüber, kalter, nebelfeuchter Wintertag, als ich von Meersburg her auf einsamer Landstraße dem Dörflein zuwanderte, das mich fortan fünfzehn Jahre beherbergen sollte. Die Weinberge waren entlaubt, und die Winzer saßen hinterm warmen Ofen.

Kurz vor dem Dorfe begegnete mir ein altes Mütterlein, die Stiefmutter meines späteren, großen Sakristans. Es gilt bekanntlich für kein gutes Zeichen, wenn einem, als

---

[1] Mein Büchlein „Auf der Festung, Erinnerungen eines badischen Staatsgefangenen", eben jetzt wieder neu erschienen, gibt näheren Aufschluß über die Folgen dieses Urteils, dessen Vollzug auf meine Bitte verschoben ward bis zum 1. Mai 1870.

die ersten, „alte Weiber" in den Weg laufen. Und die mir Begegnende machte zudem ein äußerst verdrießliches Gesicht.

„Wenn die Hagnauer alle solche Gesichter machen, so wird die Sache nicht gut werden, und du hättest am End' lieber an die Endinger Batzen geglaubt," sagte ich mir und schritt weiter ins Dorf hinein.

Daß die Begegnung mit der alten Frau „nicht ohne" war, zeigte sich alsbald. In dem kleinen, alten Pfarrhause, wo mein wider Willen scheidender Mitbruder nicht zu Hause war, machte seine Schwester ein noch weit verdrießlicheres Gesicht, als die Alte auf der Landstraße.

Weiberzorn hat mir im Leben noch nie imponiert. Und kalt und ruhig ersuchte ich die grimmige Schwäbin, mir das Innere des Hauses zu zeigen. Als ich in die oberen Zimmerchen trat und sah, daß jedes von ihnen einen herrlichen Blick auf den nur wenige Schritte vom Pfarrhäuschen entfernten See gewährte, da war ich mit allem versöhnt. Die keifende Pfarrersköchin, die nebenher immer schimpfte, daß ihr Bruder bei d e r Jahreszeit fortmüsse, trübte meine Freude über das so schön gelegene Häuschen keine Sekunde.

Wie die Leute jetzt auch sein mochten, mir gefiel das neue Heim über alle Maßen wegen seiner prächtigen Aussicht auf das Schwäbische Meer. Das andere überließ ich ruhig der Zukunft.

Ich machte dann noch einen Besuch beim Bürgermeister Model. Und auch hier spukte das Unheil, welches die Begegnung mit dem alten Weibe verkündigt hatte. Model, ein ehemaliger Feldwebel, aber ein gescheiter Mensch, war Akzisor und langjähriger Bürgermeister. Seine Eigenschaft als Akzisor offenbarte ihn schon als einen getreuen Staatsdiener. Und das war er in hohem Maße. Seine mehr als nötige Regierungsfreundlichkeit wurde ein Grund, warum ich, einmal Hahn im Korb, mithalf, ihn 1870 von seiner Höhe als allgebietender Ortsvogt zu stürzen. Wir wurden aber später wieder gut Freund, und jahrelang, so oft er den Über-

gangszoll für mein Fäßchen Münchnerbier bei mir einzog, saßen wir beisammen, tranken eins und sprachen von alten Zeiten und von längst vergangenen Menschen.

An jenem Abend aber, da ich zu ihm eintrat, um mich als den neuen Pfarrverweser vorzustellen, hatte er eben die Konstanzer Zeitung aus der Hand gelegt und gelesen, daß wieder ein „junger Hetzkaplan namens Hansjakob, zu vier Wochen Gefängnis verurteilt worden sei wegen Störung der öffentlichen Ruhe und Ordnung“.

Der Alte fragte mich allen Ernstes und mit bitterem Gesicht, ob ich „derjenige sei“, von dem er eben gelesen habe. Ich gab ihm zur Antwort, daß ich allerdings „derjenige“, aber zu ihm gekommen sei, nicht um mich als „denjenigen“, sondern als den neuen Pfarrverweser von Hagnau am Bodensee zu präsentieren.

Er mochte aus meiner Antwort ersehen, daß der junge Kaplan nicht sehr höflich und auch nicht erschrocken sei, und meinte, es gehe ihn das allerdings nichts an.

Dann ging er auf den im Jahr zuvor verstorbenen Pfarrer Öchslein[1] über, mit dem er viele Jahre lang sehr gut zusammengewirkt habe. Der sei ein liberaler Mann gewesen, der jetzige Pfarrverweser aber, der Württemberger, finster und bigott. Er bedauere nicht, daß dieser fortkomme.

Ich muß offen sagen, diese Unverfrorenheit eines Landbürgermeisters, der frisch von der Leber weg redete, imponierte mir, und ich gab ihm das Versprechen, weder in die Fußstapfen des verstorbenen Pfarrers, noch in die meines Vorgängers treten zu wollen, da ich weder „liberal“ noch „finster und bigott“ sei. Er möge es jetzt einmal mit einer andern Nummer versuchen, um so mehr, als ihm keine andere Wahl bleibe.

Des war er zufrieden und begleitete mich, da in jener Zeit das Abendschiff noch nicht in Hagnau landete, eine

[1] Öchslein, geboren zu Oberachern, war von 1849—1868 Pfarrer in Hagnau gewesen.

Strecke weit gen Meersburg. Unterwegs verriet er mir, die „ganz Schwarzen" im Dorf verlören den „bigotten" Pfarrverweser nicht gern und würden mir zweifellos kein freundliches Gesicht machen.

Ich tröstete ihn mit der Bemerkung, daß ich auch die Gesichter der „ganz Schwarzen" nicht fürchten und in der kommenden Woche mit Sack und Pack eintreffen würde. Am „Harlacher Weiher", halbwegs Meersburg, trennten wir uns; er, ungewiß, wen er vor sich gehabt, und ich, sicher, einen liberalen und aufgeklärten Bürgermeister im zukünftigen Pfarrdorf zu besitzen.

Spät am Abend kam ich in Konstanz an, wo mein Absteigequartier bei einem Mit-Haslacher sich befand, beim Spitalpfarrer Anton Pfaff, den ich in früheren Schriften schon gezeichnet habe.

Hier erwartete mich die in Konstanz wohnende Köchin des verstorbenen „liberalen" Pfarrers von Hagnau, eine schneidige, auch liberale Person, um mir die Verhältnisse der Gemeinde zu schildern, mich vor den dortigen „Extremen" zu warnen und mir den Bürgermeister zu empfehlen.

Mit dem ganzen Redewerk einer echten „Hauserin" stürmte sie auf mich ein, doch die Wege des seligen Pfarrers zu wandeln und „die schwarzen Heuchler und Betbrüder" zu verachten.

Sie war die Nichte des bekannten freisinnigen und bedeutenden Pfarrers Kuenzer an der Spitalpfarrei in Konstanz, der im ersten deutschen Parlament zu Frankfurt saß, und sie mag ihre Redseligkeit und den Liberalismus von diesem Onkel, bei dem sie lange war, gelernt haben.

Es ist bekanntlich schwer, einem redegewandten weiblichen Wesen älteren Datums zu widersprechen, einer alten Pfarrersköchin aber etwas zu widerlegen, ist unmöglich. Ich hütete mich, so schneidig ich dem Bürgermeister entgegen getreten, „dem Fräulein Emma", so hieß sie einst in Hagnau, Opposition zu machen. Ich machte ihr ein Kompliment

über die gewandte Detaillierung der Verhältnisse, dankte für den „guten Rat“ und versprach, an ihre Warnungen und Empfehlungen zu denken.

Ich hatte damit ihr Herz gewonnen, und sie bemühte sich jetzt sehr um einen tüchtigen „Schiffmann“ von Hagnau, der meine Habseligkeiten anfangs nächster Woche am Bahnhof in Konstanz in Empfang nehmen und über den See führen sollte.

Schon am anderen Mittag brachte sie den ihr sympathischen Schiffmann Keller von Hagnau, den späteren Bürgermeister, einen braven, katholischen Mann, ins Spitalpfarrhaus, und ich vereinbarte mit ihm den Transport meiner fahrenden Habe.

Wenige Tage später, und ich stand am Hafen von Konstanz, wo der Fährmann meinen von Waldshut gekommenen Hausrat bereits in sein Schiff verladen hatte. Der damalige badische Oberzollinspektor Abele, ein Kulturpauker ersten Ranges, glaubte aber, den Hetzkaplan, dessen Prozeß er wohl auch gelesen, noch „fuchsen“ zu müssen und machte in unhöflicher Art allerlei Schwierigkeiten, weil der See als Ausland gelte; er müsse auf meine Kosten Grenzwächter mitgeben und Ähnliches.

Meinem Schiffer, der jede Woche einmal vom jenseitigen Ufer nach Konstanz segelte, fiel diese neue Einrichtung auf. Ich gab ihm aber Aufklärung mit den Worten, er werde eben noch nie die Ware eines Mannes über den See gebracht haben, der wegen Störung der öffentlichen Ruhe und Ordnung im Lande Baden verurteilt worden sei.

Dem schnauzenden Inspektor aber, der sich mit einer lächerlichen Großtuerei in die Brust warf und wie alle geistlosen Bureaukraten durch Grobheit den Mangel an Verstand ersetzte, erklärte ich, „er möge meinetwegen so viele Grenzwächter auf das Schiff setzen als Platz hätten und mir dann die Rechnung schicken; aber ich verlange, daß er mein Schiff nicht länger hinhalte“.

Es ging dann ohne Grenzaufseher. Im übrigen soll der Mann ein tüchtiger Beamter gewesen sein, der sich ohne Staatsexamen zu seiner Stelle heraufgearbeitet hatte. Daß er ein Bureaukrat gewesen, und kein feiner, lag in der Zeit.

Er lebte noch zehn Jahre in Konstanz, ohne daß wir uns je mehr gesehen hätten, was jedenfalls keinem von uns beiden leid tat. —

Als meine sieben Sachen einmal im See schwammen, machte auch ich mich mit meiner Schwester, meinen Singvögeln und Tauben aufs Dampfschiff gen Meersburg. Hier mietete ich das elende Gefährte eines alten Lohnkutschers und fuhr auf der Landstraße gen Hagnau.

Von Lord Byron wissen wir, daß er in Italien Hühner, Pfauen und Katzen mit sich führte auf der Reise. Man kann es deshalb auch mir, dem armseligen Pfarrverweser, nicht verübeln, wenn ich mit einer Anzahl von Käfigen und einer großen Taubenkiste in meinem Pfarrdörfchen am Bodensee einzog.

Es war grimmig kalt. Meine gute Schwester, der, wie allen weiblichen Wesen, „ein Schüssele voll Kaffee" lieber ist, als die schönste, mit den Zähnen und mit der Zunge ungenießbare Natur, war traurig, daß sie zum ersten Male im Leben aufs Dorf sollte, auf ein Dorf so abgelegen und so einsam und auf ein Dorf „an so einem wüsten, großen Wasser".

Mein Herz aber jubelte, wenn ich über den See hinschaute, und jeder Wellenschlag, der an mein Pfarrhäuschen hinauftönte, gab meinem Leben einen neuen Impuls.

Der See war mir zunächst alles, entschädigte mich für alles und ließ mich, unbekümmert um das erste Urteil meiner Hagnauer, heiter in die Zukunft schauen.

Am 1. Dezember 1869 trat ich mein Amt als Seelsorger des kleinen Dörfchens an und verblieb hier bis zum 1. August 1884, nachdem ich anno 1872 durch Jollys Gnade, der mir als geprüftem Philologen das damals verlangte Staatsexamen schenkte, Pfarrer geworden war.

So kam ich an den Bodensee und lernte hier die Schneeballen kennen, welche ich im folgenden schildern werde. Dabei werde ich auch Gelegenheit finden, mein eigenes Dorfleben miteinzuflechten.

Eines will ich aber gleich bemerken: Die Schneeballen am Bodensee sind, wie ich schon in der Vorrede zum ersten Bande „Schneeballen" angedeutet, keine Bauern aus dem Kinzigtal. Diese gleichen sentimentalen, poetischen Tannenbäumen, jene den kultivierten Rebstöcken, die nur noch Natur zeigen in ihren Ranken und in den wilden Schossen, welche die Rebleute am See „Aberzuiner" nennen.

Inhaltsverzeichnis.



Die zwei Prinzen.

1.

Wenn ein neuer Pfarrer oder Pfarrverweser in ein katholisches Dorf kommt, so sind die Mannsleute stets sehr bereitwillig, beim Einzug behilflich zu sein. Bei mir war dieses Einziehen noch von erschwerten Umständen begleitet, weil die Möbel erst aus dem Schiffe verladen und durchs Dorf herauf vor das Pfarrhäuschen geführt werden mußten.

Dieses liegt mit der Kirche etwas abseits und höher als der unmittelbar am See gelegene Teil des Dorfes, Unterdorf genannt. Die Unterdörfer machten sich nun in erster Linie daran, dem Schiffmann und seinen zwei Gefährten zu helfen, allerdings in sicherer Erwartung eines Trunkes.

Einen tüchtigen Trunk nach einem vollbrachten Liebesdienst erwartet jeder Rebmann am Bodensee so sicher, wie den Morgen auf den Abend.

Unter den jungen Männern, die tätig waren an jenem kalten Dezembertage, meine Habe ins Haus zu transportieren, fiel mir ein überaus kräftiger, schöner junger Mann auf mit stattlichem Vollbart, edel gebogener Nase und großen, dunkeln Augen.

Ich fragte, wer der Mann wäre, und hörte, es sei „des Fürsten Konrad“. Es fiel mir an dem Namen nichts auf,

und ich dachte nicht anders, als der Konrad heiße eben Fürst „zum Geschlecht", und, weil noch ledig, werde er als seines Vaters, des Fürsten, Sohn bezeichnet, so wie ich als Knabe und als Student „des Becke-Philippe Heiner" genannt wurde.

Nachdem alles eingeräumt war, spät am Abend, ging ich mit den Mannen ins benachbarte Wirtshaus „zum Fritz" und ließ ihnen zu trinken geben. 1869 wuchs ein guter Neuer, und den ließen die Leute sich schmecken.

Ich blieb einen Augenblick bei den lustigen See- und Rebleuten, und als ich mich verabschiedete, ging mir der stattliche junge Mann nach und sprach: „Herr Pfarrer, wenn Sie morgen noch jemand brauchen, um das oder jenes zu besorgen, so schicken Sie nur nach mir. Ich hab' immer Zeit."

Er hatte einen so guten, ehrlichen Eindruck auf mich gemacht, daß ich ihn gleich für morgen bestellte, wohl wissend, daß es noch manches zu ordnen geben werde.

Kaum war ich in der kommenden Frühe aus der Kirche zurück, so erschien des „Fürsten Konrad" ungerufen, aber diesmal in Gala, die er sonst nur an Sonntagen trug und in dieser Art allein trug am ganzen Bodensee: kurze Kniehosen, Sammetjacke, silberne Schnallenschuhe, schwere silberne Uhrkette und einen großen schwarzen Filzhut, fast größer als mein eigener.

Der Mensch hatte mir durch sein Aussehen gestern schon imponiert, heute aber kam er mir vor wie ein schottischer Landedelmann, und ich dachte mir, bei dem trifft das Sprichwort zu: „nomen et omen habet" — er heißt nicht bloß Fürst, sondern hat auch was Fürstliches an sich.

Ich bewunderte seinen Anzug, meinte aber, in solchem Aufputz könne er mir nicht helfen meine Vogelkäfige aufzuhängen und meine Bücher auszupacken.

Aber jetzt kam seine noble Natur abermals zur Geltung. Er habe sich, antwortete er, mir zunächst einmal in einem anständigen Kleide vorstellen wollen, gestern hab' er das nicht gekonnt, und ein Herr, wie ich, sollte doch auch sehen,

daß des Fürsten Konrad wisse, was sich schicke. Er werde aber zum Bücherauspacken und zum Käfigaufhängen die Kleider nicht wechseln; denn diese leichte Arbeit vertrage auch sein Sonntagsanzug.

Mein Protest half nichts. In Gala war er mir behilflich, meine damals noch kleine Bibliothek zu ordnen. Zu meinem Staunen fand ich aber eine Pfarrbibliothek meiner Vorgänger aus dem 18. Jahrhundert vor und schloß daraus, daß wissenschaftlich gebildete Leute schon vor mir ihren Gefallen gefunden hätten an dem einsamen Pfarrdörfchen am Bodensee.

Kaum war ich etwas eingerichtet, so wollte ich auch meinen liebsten Freund, den See, näher kennen lernen und ihm deshalb auf einer Gondel einen Besuch machen trotz Kälte und Schnee, welch letzteren die erste Nacht reichlich gebracht hatte.

Da kam ich gerade bei des Fürsten Konrad an den rechten Mann. Er besaß eine eigene, schöne Gondel, galt als der kühnste Segler und als der kräftigste Ruderer im Dorf und war deshalb seit Jahren schon Leibgondolier des Prinzen und der Prinzessin Wilhelm auf dem benachbarten Schlosse Kirchberg.

Prinzen und Prinzessinnen in Hülle und Fülle, ja selbst den Kaiser von Rußland hatte des Fürsten Konrad schon in seiner Gondel gehabt.

Der Enkel des großen Proletariers und Herren-Feindes, des Eselsbecks von Hasle, bekam also einen Fergen und eine Gondel, die für ihn fast zu vornehm waren. Jedenfalls aber durfte er solchem Führer sich anvertrauen.

Ich meine, es war am dritten Tag nach meiner Ankunft, an einem Montag, als ich die erste Seefahrt unternahm. Konrads Schwager, der „rote Haas", ein Riese in der Arbeit und im Trunk, ein sehr intelligenter Bürger und Gemeinderat, der heute 1911 noch lebt, wollte in dem zwei Stunden oberhalb Hagnau am schwäbischen Seeufer gelegenen württembergischen Dorfe Fischbach eine Kuh kaufen.

Es ward beschlossen, ihn zu begleiten und nach Fischbach zu gondeln. Der „rote Haas", der sonst bei der Kälte lieber gelaufen wäre, sollte den zweiten Ruderer machen, damit meine Erstlingsfahrt rascher von statten ginge.

Als ich zur bestimmten Nachmittagsstunde ans Ufer des Sees hinabkam, trat aus einem der Häuschen am See ein dritter, älterer Mann, ärmlich gekleidet und mit einer Pelzmütze auf dem Haupt, aber mit einem noch viel adeligeren Kopf, als der Konrad ihn besaß. Eine wahrhaft fürstliche Römernase gab dem Alten jenen Typus männlicher Ahnenbilder, wie er in adeligen Privatgalerien uns oft begegnet.

Er meldete sich auch als Begleiter auf der Fahrt, und der „rote Haas" stellte ihn vor als „Prinz Hanne (Johann), Stiefbruder des Konrad", und meinte dazu: „Herr Pfarrer, heut' haben Sie noble Gesellschaft, Sie fahren mit zwei Prinzen." „Wie heißen denn die Leute zum Geschlecht?" — fragte ich jetzt neugierig, weil ich früher schon das Wort Fürst gehört hatte. „Sie heißen Wegis, werden aber stets die Prinzen genannt," antwortete der Haas. Jetzt gingen mir die Augen auf, und ich erkannte, daß ich es bei dem Namen „Prinz" nicht mit dem Geschlecht, sondern mit der Art zu tun hatte. Ich glaubte aber an eine Art von Spottnamen und unterließ es, in Gegenwart der also Genannten, den roten Haas weiter zu fragen.

Im Flug glitt der Kahn, von drei Ruderern bewältigt, über die kalte Flut. Ein leichter Nebel lag über dem See und ließ nur wenig vor sich hinsehen. Aber das Wellenspiel neben und unter dem Schiffchen war mir gänzlich neu und machte mir die ziemlich weite Fahrt interessant. Die Ruderer sprachen wenig, ihre Arbeit beschäftigte sie, um so mehr, als sie mir zeigen wollten, wie rasch sie mich fortbrächten.

Im Dorfe Fischbach, dem ödesten am Bodensee, gelandet, ward die Kuh gekauft. Sie stand beim Schultheiß, und ich ging als ehemaliger „Kuhhirt" meines Vaters natürlich mit dahin.

Spät am Abend kehrten wir über den dunkeln See heim, die „zwei Prinzen" und ich allein, der rote Haas aber zog mit seiner Kuh auf dem Landweg unserem Dorfe zu.

Ich lud die beiden Fergen bei der Heimkunft zu einem Glas Bier ein und fing dabei an, sie zu studieren. Sie gaben sich mir durchaus ungeniert, aber keineswegs roh und ungebildet. Prinz Hanne war der gesprächigere und der gescheitere; Prinz Konrad hatte etwas ungemein Biderbes und Gutmütiges, beide aber unverkennbar vornehme Gesichtszüge.

Was ich an ihnen und bald auch an allen Hagnauern oder, wie sie sich selbst nennen und von ihren Nachbarn genannt werden, „Hangouer" bewunderte, war die ungemeine Fertigkeit im Gespräch, eine Redegewandtheit und eine Handhabung besserer Redensarten, wie ich sie bis jetzt bei badischen Landleuten nie getroffen hatte.

Der Bauer im Kinzigtal ist, was diese gewählte Sprachweise betrifft, ein ungeleckter Bär den Seehasen gegenüber.

Der Bauer im Schwarzwald ist schwermütig angelegt. Seine düsteren, schwarzen Tannen atmen diese Elegie aus. Sein Leben und Arbeiten in den Bergen ist mühsam, und so auch seine Rede und sein Gang. In den Verkehr mit fremden Menschen kommt er in seinen abgeschlossenen Bergen selten oder gar nie.

Der Landmann am See ist voll heitern Humors und voll Lebendigkeit. Seine Weingärten sorgen für den Humor, d. i., wörtlich übersetzt, für die nötige Flüssigkeit, und das ewig lebendige Wasser, das in den Wellen des Sees ständig an des Dorfes Ufer schlägt, bringt auch Leben in die Menschen.

Aber Wasser trinkt der Hagnauer trotzdem keines, er ist ein geschworener Feind desselben. Er ist schon satt vom Anschauen der Wassermenge, die er täglich vor sich hat.

Seine eigentliche Lebendigkeit und seinen Humor verdankt er dem Wein. Gibt's vielen und guten Wein, so ist sein Humor unverwüstlich und sein Durst unlöschbar. Gibt's wenig Wein, so wird sein Humor zum bittersüßen Galgen-

humor, sein Durst aber bleibt gleich. Nur stillt er ihn dann mit Birnenmost und mit Lire[1].

Man sagt so gerne, „der Mensch ist das, was er ißt" — am Bodensee hab' ich mich überzeugt, daß er „das ist, was er trinkt." In den Jahren, in welchen der Hagnauer Wein trinkt und nur Wein, ist er ein ganz anderer Mensch, als wenn er mit Most und Lire seinen Durst löschen muß.

Wenn er Wein hat, könnte er, wie man sagt, den Teufel aus der Hölle holen; wenn er Lire trinkt, wird seine Stimmung tragisch, matt und müde. Aber verzweifeln wird der richtige Hagnauer erst, wenn einmal gar kein anderer Tropfen mehr gedeiht als das Regenwasser, so vom Himmel fällt und den See und die Brunnen füllt.

Das Essen ist ihm Nebensache. Er ißt ungemein rauh und einfach, aber im Trinken gilt sein Wahlspruch: „Viel und gut", oder, wenn's nicht anders sein kann, „viel und schlecht".

Darum erzählen die Leute im Dorfe heute noch von jener schrecklichen Zeit, wo infolge einer Rebkrankheit sechs Jahre lang keine Torkel[2] „gelaufen" sei. Von der großen Pest aber anno 1635, während welcher das Dorf fast ganz ausstarb, wissen sie nichts mehr.

Ihr Wohl und Weh' hängt eben vom Wein ab, und die weinlose ist ihnen die schrecklichste Zeit.

Doch wenn schon der alte Homer von einem Weingelage sagt: „So was dünkt mich im Geiste die seligste Wonne des Lebens", kann man den Hangouern ihre Freude am Wein auch nicht verübeln.

Die gewandte Rede der Rebleute am Bodensee hat auch noch eine andere Ursache: An den Seeufern war wegen des Weinbaues seit Jahrhunderten viel Verkehr mit Fremden, namentlich in der Herbstzeit. Und die Helvetier oder „Schwyzer" am gegenüberliegenden Seeufer verkehrten zu meiner

[1] Ein Getränk aus Traubentrestern, Wasser und Zucker.

[2] Weinpresse mit Holzspindel, vom lateinischen Worte torcular, mit dem schon die Römer die Weinpresse bezeichneten.

Zeit noch jahraus jahrein mit den „Schwaben am See“. Sie brachten allerdings mehr „Fränkli“ als Bildung mit, aber sie übten den Umgang mit anderen Leuten. —

2.

So sah ich denn an jenem Abend, zum erstenmal im Leben länger unter anderen Landleuten als im Kinzigtal, daß ein ganz anderer Menschenschlag da oben wohne.

Die zwei Prinzen Hanne und Konrad aber hatten, wie schon gesagt, so vornehme Gesichtszüge, daß man unwillkürlich an ihre Fürstlichkeit zu glauben versucht war.

Dazu hörte ich noch gleich anfangs, daß beide bis vor kurzem altadeligem, ritterlichem Sport gehuldigt hätten. Sie zogen an Sonn- und Feiertagen ins Binnenland, in den benachbarten Linzgau, und befehdeten die Bauernburschen in den Wirtshäusern.

Prinz Hanne reizte sie mit spöttischen Worten, und Prinz Konrad zeigte ihnen dann seine Fehdekraft und schlug sie nieder.

Beide Prinzen waren draußen in den Dörfern bei den Nachkommen der alten „Liutizen“ so gefürchtet, daß bei ihrem Erscheinen die Wirtsstuben sich leerten.

So wurde ich immer begieriger, von ihnen mehr und näheres zu hören, und was ich im Verlauf der Jahre hörte und erlebte, soll nun erzählt werden.

Prinz Johann hatte schon in seiner ersten Jugend großen ritterlichen Mut gezeigt. Er war der erste gewesen, der, als anno 1830 der See überfror, den zweistündigen Weg von Hagnau in die Schweiz über das Eis gemacht hatte. Er war weit älter als sein Stiefbruder Konrad, und darum hatte er bereits die weite Welt gesehen, ehe dieser aus der Schule gekommen.

Die „Fürstin Anna“ war 1826 gestorben und hatte dem Johann ein namhaftes Stück Geld hinterlassen, das er anno

1837, volljährig geworden, alsbald verwandte zu ritterlichen Fahrten.

Er wußte, daß er von altem Adel stamme und eine „Fürstin" ihm das Geld hinterlassen habe. Drum wollte er, obwohl seither als Rebmann aufgewachsen, auch einmal den adeligen Herrn spielen. Gleich im Frühjahr 1838, als die Sonne die Nebel vom See verscheucht hatte und die Alpenwelt lockend herüberschaute ans deutsche Meeresufer, zog er aus, einen großen Teil seines Erbes in der Tasche.

Obwohl der Sohn seines Vaters, des Fürsten Josef Anton, und der Großneffe der Fürstin Anna, und obwohl er im Dorf als der Prinz Johann umging, fühlte er doch, daß seine Finanzen es nicht erlaubten, als Prinz zu reisen, und begnügte sich deshalb mit dem Titel „Graf von Wegis".

Aber auch als Graf fühlte der Prinz Hanne eine Schwäche: Noch nie war er aus dem Bereich der Seesprache und der Rebmanns-Konvenienz am schwäbischen Meere hinausgekommen, und er ahnte, daß Grafen doch anders reden mochten als die redegewandten Hangouer und auch etwas feinere Manieren hätten.

Doch der Prinz wußte sich zu helfen. Eben war ein guter Freund von ihm, der Kornel Rebstein, heimgekommen. Der war jung von daheim fort und freiwillig als Tambour beim badischen Militär zugegangen. Nachdem er einige Jahre als solcher gedient hatte, kam er zurück, um auf neue Abenteuer auszugehen, denn um in den Reben zu arbeiten, dazu hielt sich der Extambour für zu gut.

In dieser Übergangsperiode Rebsteins, eines äußerst gewandten Menschen, kam der Prinz Hanne zu ihm, offenbarte ihm sein Vorhaben, eine Reise als Graf zu tun, und seine Bedenken, nicht alle Manieren eines solchen zu haben, und lud ihn als Mann von Bildung ein, die Reise, auf des Prinzen Kosten natürlich, mitzumachen.

Der Hanne war zum Rechten gekommen. Seine Offerte war dem Rebstein so angenehm, als einem Fuchs Trauben,

und alsbald entwickelte er dem Grafen von Wegis den ganzen Plan, nach welchem zu verfahren wäre, um den Grafen, comme il faut, spielen zu können.

Zunächst sagte ihm der Kornel, daß ein richtiger Graf nie ohne einen Bedienten reise, und den wolle er, der Tambour Rebstein, selber spielen. Ferner käme es, um für einen Grafen angesehen zu werden, auch auf die richtige Kleidung an, und die wolle er dem Hanne in Konstanz verschaffen. Was die Manieren betreffe, so seien nicht alle Grafen feine Leute. Es existierten auch dumme, läppische und grobe Grafen, er selbst habe einmal sogar in einem Buche gelesen, daß es auch Raugrafen gebe, die im Range höher stünden, als andere ihresgleichen.

Und die Sprache, meinte der Rebstein, solle den Prinzen Hanne auch nicht genieren. Auch da wisse er einen Ausweg. Sie würden ihre Reise nur auf die Schweiz ausdehnen, und dort drüben redeten der Junker und der größte Herr auch nicht viel schöner als ein Hangouer.

„Und dann brauchst Du," so schloß der Cicerone, „auch nicht viel zu reden. Schweigen ist viel vornehmer, namentlich wenn man nichts Ordentliches zu reden weiß. Ich will das Gespräch schon führen."

„Die Hauptsache, um den Grafen spielen zu können, ist das Geld, und das hast Du ja, Hanne! Nimm eine ordentliche Portion von dem mit, was die ‚Fürstin' Dir hinterlassen hat und jetzt jahrelang am Zins gelegen ist!"

Jetzt fielen dem Prinzen Hanne alle Steine vom Herzen. Freudig ging er auf alle Vorschläge seines Lakaien ein, und nach wenigen Tagen fuhren die zwei zunächst über den See nach Konstanz.

Hier wurde der Prinz-Rebmann von seinem Diener in einen Herrn umgekleidet und nach damaliger Art mit Frack und Zylinder ausstaffiert, während der Tambour Kornel sich in einen Herrendiener jener Zeit umwandelte.

Und nun, nachdem die sonstigen Reiseeffekten bis auf

einen Schlafrock und eine lange Pfeife besorgt und eingepackt waren, ging's auf die Reise in die Schweiz.

Eisenbahnen gab's damals noch keine in der Ostschweiz. Man fuhr mit dem Eilwagen. Aber der Kornel hatte dem Prinzen Hanne schon auseinandergesetzt, daß ein Graf Extrapost nehme und nicht mit Krethi und Plethi im Eilwagen zusammen fahre.

So wurde denn schon von Konstanz aus mit Extrapost gefahren, wobei der Lakai, wie üblich, auf dem Bock neben dem Postillion saß, der Hanne aber stolz sich im Wagen ausdehnte.

Die Post ging damals über Weinfelden, Frauenfeld und Winterthur nach Zürich, dem Hauptreiseziel des Grafen von Wegis und seines Bedienten.

Ein echter Hangouer Rebmann, und das war der Hanne von Geburt und Erziehung aus, geht oder fährt, wenn er Geld hat, nicht leicht an einem Wirtshaus vorbei, ohne einen Schoppen zu nehmen.

Unser Hanne wollte nun in jedem Schweizerdorf ankehren und eins trinken, während sein Lakai, so gerne er selber trank, den Kutschern gegenüber den Komment seines Grafen wahren wollte, dem es als solchem nicht gezieme, vor jedem Bauernwirtshaus abzusteigen.

Im Anfang ließ sich der „Herr Graf" es gefallen, wenn der Kornel in sanften Worten abwinkte. Aber in der Gegend von Weinfelden und Frauenfeld und weiter gegen Winterthur hin sah der Hanne überall Reben, und da wollte er auch überall verkosten, was für einer da wachse.

Zudem wurde es dem Grafen langweilig, so ganz allein im Wagen zu sitzen und den Herrn zu spielen, während der Kornel mit dem Wagenlenker diskurierte.

Als nun hinter Frauenfeld, wo umgespannt worden war, der Diener immer wieder zurückhielt mit dem Einkehren, ging dem Grafen von Wegis die Geduld aus, und er rief in gutem Hangouer Deutsch seinem Vormunde zu: „I

pfif Dir in den Grof, wenn i nunt (nichts) sufe soll. Un allui (allein) in der Schese sitze, isch mer ou z' dumm. Do sitz inner (herein) zua mir, Du dummer Kog, un in jedem Dorf sufe mir uis (eins). Wenn mir derno in e Stadt inner komme, so kann i wieder den Grof spile. Aber vor dene Schwyzer Kutscher und dene Schwyzer Bure bruch' i des nit."

Der Rosselenker mochte nicht schlecht die Ohren spitzen, als er den „Herrn Grafen", so hatte der Diener ihn stets tituliert, nach Form und Inhalt so burenmäßig reden hörte.

Doch der Kornel beschwichtigte ihn, der Graf sei nie aus seinem Schloß, das in einem Dorf am See liege, hinausgekommen und habe immer nur mit „gemeinen Leuten" verkehrt, drum rede er so.

Da zudem der Inhalt der gräflichen Rede sich auf eine Sache bezog, die jedem Kutscher angenehm ist, auf das Anhalten vor Wirtshäusern, so kümmerte sich der Fuhrmann wenig um die Echtheit des Grafen. Er wußte in jedem Dorf, wo der beste Wein zu haben wäre, und er selber blieb nicht durstig, da der Graf meist im Wagen trank, seinen Lakaien neben sich.

Das Schweizer Volk aber umstand jeweils bald nach Ankunft der Extrapost den Wagen des Prinzen und staunte über den Volksgrafen, der eine so populäre Sprache redete und jedem das Glas zum Trinken anbot.

Bis die Herrschaften nach Winterthur kamen, hatte der Herr von Wegis schon ziemlich „hoch", und jetzt verfiel er in Größenwahn und wollte partout von da ab bis Zürich vierspännig fahren, um den vornehmen Herrn auch recht zu spielen.

Der Kornel, der dem Hanne früher schon vom vierspännigen Fahren gesprochen hatte, riet aber jetzt noch ab, weil sein Herr zu illuminiert war und bereits im Wagen zu singen angefangen hatte. Er machte ihm klar, daß ein Herr, der vierspännig fahre, sich im höchsten Grade manierlich benehmen müsse und nicht krakehlen dürfe. Und er erinnerte den

Prinzen Hanne an den Großherzog Ludwig, der in ihrer Knabenzeit auf der Fahrt nach seinem Lustschloß Kirchberg am See vierspännig durch Hagnau gefahren sei in einem dicht verschleierten Wagen, so daß niemand den vornehmen Herrn sah, noch viel weniger ihn reden hörte.

Der Hanne ließ sich beschwichtigen und fuhr zweispännig weiter gen Zürich. Aber hier angekommen, war er nicht mehr länger zu halten und befahl, daß fortan während des Aufenthaltes in dieser Stadt vierspännig gefahren werden solle, damit die Züricher auch wüßten, daß er in der Stadt sei.

Der Kornel ging darauf ein und gab nun seinem Herrn eine halbe Nacht hindurch auf dessen Zimmer Vorlesungen, wie er sich zu benehmen habe in einem Viergespann; namentlich müsse das ewige Ankehren und Saufen aufhören. Große Herren tränken zwar meist auch gern, allein das geschehe in ihren Schlössern und nicht in öffentlichen Wirtsstuben und auf der Straße. Freund Hanne könne es, meinte der Reisekavalier, ja auch so machen und bei der Heimkehr auf seinem Zimmer essen und trinken, so viel sein Hangouer Rebmannsherz begehre. Aber vor dem Publikum müsse er manierlich sein, wenig reden und möglichst hochdeutsch, wenn er als Graf gelten wolle, eine Ehre, für die er ja so viel Geld ausgebe.

Der Prinz Hanne versprach alles Gute, wenn er nur vierspännig fahren könne in der Hauptstadt an der Limmat und als vornehmer Herr angestaunt werde. Der Kornel holte ihm nun noch einen polnischen Schnürrock; denn damals lebten bekanntlich viele junge und alte Polen von Adel in der Schweiz, und der Kornel meinte, als polnischer Graf würde der Hanne leicht angesehen werden, so lange er schweige.

Es ging alles brillant. Die Schwyzer staunten, wie alle Republikaner, über den vornehmen jungen Herrn, der vierspännig durch ihre Straßen fuhr, und der Wirt „zum Schwert" und seine Kellner hatten allen Respekt vor dem Grafen, der sich auf dem Zimmer servieren ließ und, was einem Hotelier am meisten imponiert, viel trank.

Am achten Tage des Aufenthaltes, der Prinz Hanne hatte etwas über den Durst getrunken, fuhren sie ins Theater. Der Graf in seinem Polenrock ward vom Lakaien in eine Parterreloge geleitet, während dieser sich unter ihm ins Parterre setzte.

Das Stück ging lang, und der Hanne bekam einen grausamen Durst, wie die Hangouer sagen. Er winkte in den Pausen wiederholt seinem Diener zu, um ihn zu sich zu bestellen und ihm den Auftrag zu geben, etwas zum Trinken zu bringen; denn der Graf hatte gesehen, wie die Schwyzer Damen mit Eis und Süßigkeiten sich erfrischten.

Der Kornel war aber so in Betrachtung des Publikums versunken, daß er ganz vergaß, nach seinem Herrn zu sehen. Dem Hanne aber ging schließlich die Geduld und der Verstand vor Durst so aus, daß er seines hohen Standes ganz vergaß und in einer Pause seinem Diener hinab ins Parterre die Worte zurief: „Kornel, Du dummer Kog, bring' mir nemes (etwas) z' sufe, sonst gang i usser (hinaus)!"

Mit diesem Zuruf hatte der Prinz das ganze Theaterpublikum auf seiner Seite, und ein Sturm von Gelächter zog durch das Theater. Aber die Schwyzer merkten auch, daß der junge, polnische Herr seiner Sprache nach kein Pole, aber auch kein echter Schwyzer sein mochte.

Nur eine Stimme rief: „Der Pol isch bigott us'm Thurgi" — und sie kam der Wahrheit ziemlich nahe, weil das Thurgi[1] unmittelbar am See liegt, Hagnau gegenüber.

Der Extambour und Grafendiener Kornel war auf den Tod erschrocken, als er den Hanne so gräßlich aus der Rolle fallen sah. Er eilte hinauf, zog den Unglücklichen aus der Loge und hinaus in die dunkle Frühlingsnacht und erklärte ihm, jetzt sei alles verloren und das beste, sich möglichst bald aus dem Staub zu machen. Die Polizei würde morgen früh schon auf den falschen Grafen im Polenrock fahnden, und

---

[1] Der Kanton Thurgau.

dann könnte es kommen, daß beide nach einigen Gefängnistagen auf dem Schub nach der Heimat zurückbefördert würden. Es gelte nun, möglichst bald zur Stadt hinauszukommen.

Der verblüffte Hanne war mit allem einverstanden, aber ehe er seinen Durst gelöscht, zöge er nicht von dannen, und wenn er diese Löschung auch mit einer Verhaftung erkaufen müßte.

Im Schwert ward der Hanne getränkt und die Rechnung noch am Abend bezahlt, wobei es sich herausstellte, daß die beiden Hangouer über tusig Fränkli verdiniert und verfahren hatten. Aber das Geld des Prinzen war noch nicht alle.

Auf den folgenden Morgen, gleich nach drei Uhr, ward eine Extrapost bestellt und zu Zürich hinausgefahren unter Zurücklassung des Polenrockes.

Sie schlugen sich der Ostschweiz zu, und der Hanne gefiel sich bald wieder, die Rolle eines „Raugrafen" in den Dörfern zu spielen, wo ein Fehltritt oder Fehlspruch nicht so auffiel, wie in Zürich.

Als beide etwa acht Tage später von St. Gallen her bei Rorschach wieder an den Bodensee kamen, war die ganze große Barschaft aus dem Erbe der Fürstin dahin.

Es langte knapp noch zur Überfahrt an das schwäbische Ufer, und arm wie Kirchenmäuse wanderten der Graf von Wegis und sein Reisemarschall und Kammerdiener zu Fuß von Friedrichshafen Hagnau zu.

3.

Hier in der Heimat hatte der Prinz aber noch einen Teil seines fürstlichen Vermögens an Bürger ausgeborgt. Diesen wollte er erheben und mit seinem Mephisto abermals eine Reise tun. Allein seine Schuldner in und außerhalb Hagnaus vertrösteten ihn mit der Zahlung auf die nahe Kirschenernte, die jeweils Geld ins Dorf bringt.

Der Kornel machte dem Hanne nun den Vorschlag, er solle als Kirschenspekulant im Großen auftreten, das imponiere

den Leuten auch und sei eines Hangouer Prinzen nicht unwürdig. Gesagt, getan, der Graf von Wegis kaufte seinen Schuldnern in Hagnau die Kirschen auf den Bäumen ab, stellte Pflücker und Pflückerinnen an und begann zu ernten und en gros mit Kirschen zu handeln.

In den Rebhalden am See hin stehen zwischen Hagnau und Meersburg bis hinauf auf die Höhe der Rebhügel zahlreiche Kirschbäume, die zur Blüte- und Erntezeit einen herrlichen Anblick gewähren und ihre Pracht tief hinabspiegeln in den See.

Am frühen Morgen, wenn die Leute des Prinzen am „Chries-Beeret", d. i. am Kirschenpflücken waren, erschien der Prinz Hanne, die große Pfeife im Mund und den Schlafrock lose über den Leib getragen und mit roter Quaste befestigt, an der Spitze seines Adjutanten und hielt Revue ab.

Dann befahl er, die gefüllten Körbe gen Abend nach Meersburg zu bringen, wohin nach der Morgen-Inspektion „der Chriesen-Prinz" abging und wohin er die Kirschen seiner Schuldner aus den umliegenden Dörfern bestellt hatte.

Gleich innen am alten Osttore von Meersburg steht das Wirtshaus zum Bären, ein Bau aus dem 16. Jahrhundert, den ein schöner Erker ziert.

In diesen Erker setzte sich der Graf von Wegis, aß, trank und rauchte im Schlafrock mit seinem Freunde und wartete, bis der Kirschentransport zum Tor hereinkam und dem See zuwandelte zum Verladen auf das Schiff nach Konstanz.

Jetzt verlegte der Prinz sein Quartier ins Hotel zum Schiff am Meeresstrande und am Hafen, wo die Verladung der Kirschen in ein Segelschiff stattfand.

„Wenn die Könige bauen, haben die Kärrner zu tun" — und wenn einmal ein Prinz am See mit Kirschen handelt, so haben die Pflücker, die Lastträger, die Schiffsleute und die Kinder gute Tage.

Das war echte Fürstenart, die auch der Prinz Konrad

hatte, daß der Hanne freigebig war über alle Maßen, so oft und so lange er etwas hatte.

Die mit den Kirschen zu tun hatten, bekamen im „Schiff" — nach Herzenslust zu trinken, und die Buben und Mädle in Meersburg und Konstanz von dem lustigen Chriesen-Prinzen ganze Körbe voll der süßen Frucht geschenkt.

Wenn dann in der sommerlauen Nacht die Sterne über dem See aufgegangen waren, setzte sich der Prinz auf den Balkon des Wirtshauses und wartete trinkend, bis der Morgenstern über die Allgäuer Berge in das schwäbische Meer blinzelte und der Ostwind die Segel der Schiffe schwellte. Dann erhob er sich und ging zu Schiff, um seine Kirschen in Konstanz auf den Markt zu bringen.

Hange — so heißt Hagnau in der Sprache am See — ist ein kleines Dörflein, aber doch berühmt ringsum und weithinein — in Konstanz, in Friedrichshafen, in Ulm, im helvetischen „Thurgi", in St. Gallen, Zürich, Graubünden und im Schwabenland, berühmt zweier seiner Produkte wegen. Es liefert das zarteste Kalbfleisch am See, weil es die größten „Kälber" züchtet und kein Rebmann das Junge von der Kuh verkauft, ehe dieses fünf bis sechs Wochen lang den See hat rauschen hören. Und in Hagnaus Gefilden wachsen die kräftigsten und süßesten Kirschen am ganzen schwäbischen Meer hin.

Zur Zeit der Kirschenernte lösen sich heute noch in den ersten Morgenstunden täglich einzelne Schiffchen vom Hagnauer Seeufer los und segeln „Kostnitz" zu. Dort warten am Strande sehnsuchtsvoll die Händler aus der Stadt und aus der Schweiz auf die „Hangouer Chriesen", die Edeldamen unter den Kirschen am See. Bis Zürich und hinauf bis nach Chur in Graubünden und hinab bis nach Ulm wandern die schwarzen und roten Hangouer Chriesen und tragen weithin den Namen des kleinen Dörfchens. —

In der Erntezeit des Jahres 1838 kam der Prinz Hanne alltäglich auf einem großen Segelschiff im Hafen von Konstanz

an mit seinen prinzlichen Chriesen, seinem roten Schlafrock, seiner langen Pfeife und seiner fürstlichen Freigebigkeit.

Seine Ladung war bald „gelöscht", wie die echten Seeleute sagen, und dann ging der Prinz mit seinem Kornel und mit der Schiffsmannschaft in den Adler oder in den Hecht, damals die ersten Hotels, löschte auch seinen Durst und tafelte, wie es einem Fürsten und seinem Gefolge geziemt.

Wenn die Sonne über den Hohentwiel hinabgesunken war, bestiegen die lustigen Seeleute mit dem Prinzen das Schiff und fuhren ans andere Ufer nach Hange. Am kommenden Morgen ging der Chriesenhandel wieder von vorne los, wie am Tage zuvor, und der „Chries-Beeret" von anno 1838 wurde durch den Großhandel des Prinzen Hanne der lustigste des 19. Jahrhunderts.

Als die drei Wochen der Kirschenzeit um waren, da war auch, trotz des guten Absatzes der Hangouer Chriesen, der Rest des fürstlichen Erbes dahin — bis auf einen Kronentaler. Der, meinte der Prinz, da er mit dem Kornel das Resultat ihres Handels übersah, müsse auch noch weg. Denn seine Mutter, die Bernharda, des Rebmanns Tochter auf Schloß Kirchberg, habe ihm oft prophezeit, er werde trotz des zu hoffenden Erbes der Fürstin als armer Teufel sterben.

Und der Hanne selbst glaubte nach den homerischen Worten:

Als mich die Mutter gebar, spann mir's die Spindel der Parze,

daß es ihm nicht bestimmt sei, auf Erden Schätze zu sammeln, und darum gab er mit Humor den letzten Kronentaler hin.

Er ging in den Löwen zu Hange, setzte sich mit seinem Kumpan ans Ofentischle, ließ am hellen Tag ein Licht anzünden, legte sein letztes Vermögen daneben und trank und sang, bis es alle war.

Am Abend noch ward von beiden der Entschluß gefaßt, von morgen an als ehrliche Leute ihr Brot zu verdienen und der Erinnerung an die gehabten guten Tage zu leben. Und

so geschah es. Der Prinz Hanne, dem die väterliche Burg verschlossen war vom Tage seiner Grafenreise an, verdingte sich als Knecht zum alten ehemaligen Kloster-Amtsdiener Dominik Uiser (Ainser), welcher von Klosterzeiten her unter dem Weingartenschen Klosterhof ein schönes Anwesen hatte[1]. Der Extambour aber wurde Taglöhner. Hören wir, ehe wir dem Prinzen Hanne folgen, wie es ihm ging.

Zwischen dem Bodensee bei Hange und dem waldigen Gehrenberg im Linzgau liegt eine große Wiesenfläche, ein ehemaliger Binnensee, das Fürstenried genannt, einst im Besitz der Fürsten, nach deren einem auch unsere zwei Fürsten genannt wurden.

In jenen Tagen, da der Prinz Hanne abgebrannt war, wurden vom Staate große Wässerungs- und Austrocknungs-Arbeiten im Fürstenried, zwei Stunden östlich von Hange, vorgenommen. Eine Kompagnie Hangouer Bursche hatte sie auszuführen übernommen. Bei diesen trat der Kornel als Kompagnon ein. Aber zu schwerer Arbeit war der Tambour und Herrendiener weder tauglich noch aufgelegt.

Er, ein netter Mensch und äußerst gewandter Redner, unterhandelte nun mit seinen Genossen, sie sollten arbeiten, und er wollte — sie kampierten auf dem Fürstenried — für ganz billige oder unentgeltliche Menage sorgen und so reichlich seinen Anteil an der Arbeit verdienen.

Nun patrouillierte der schöne, junge Tambour auf den einzelnen Höfen und in den Dörfern und focht für die armen Arbeiter im Fürstenried, die den ganzen Tag im Wasser stünden und nichts verdienten.

Bei den Damen hatte er Glück; er verstand außer dem Eindruck seiner Figur auch zu reden, was die Weiber gerne hören, und bekam Speck, Fleisch, Gemüse und Kartoffeln im Überfluß. Was er so zusammengebracht, schleppte er ins

---

[1] Das Dorf Hagnau gehörte jahrhundertelang dem Kloster Weingarten in Oberschwaben.

Lager im Fürstenried, kochte es in einem Feldkessel, und die Kompagnie hielt mittags und abends ein lustig Zigeunermahl.

Doch auch das Feldlager im Fürstenried ging zu Ende, wie alles auf Erden, und der Kornel sollte wieder als echter und rechter Taglöhner arbeiten; das aber behagte ihm nicht.

Eines Tages war er verschwunden. Nach Monaten kam ein Brief aus dem fernen Süden mit der Meldung, er sei päpstlicher Soldat geworden.

Zehn Jahre lang diente er unter des Papstes Fahnen, bis der Krieg in Italien und die Revolution in Baden ausbrachen. Jetzt überkam den Kornel das Heimweh nach deutschen Waffentaten; er desertierte dem Papst und stellte seinen Heldenmut dem badischen Vaterlande zur Verfügung.

Er meldete sich aber nicht in eitlem Landsknechtsdünkel bei einem der Revolutionsgeneräle, sondern erschien bescheiden in Hange und trat in das Hagnauer Aufgebot, dem mein späterer Sakristan vorstand, als Unteroffizier ein, obwohl er bereits päpstlicher Sergeant gewesen.

Ins Feuer kamen, wie wir in einem andern Kapitel hören werden, die Hagnauer Freischärler nicht. Als aber nach kurzem Wahn die Revolution ein Ende hatte, verhafteten zwei Gendarmen den päpstlichen Sergeanten Kornel. Er hatte scharf mit Redensarten gekämpft und ward deshalb eingezogen, verteidigte sich aber so gewandt, daß er nach nur achttägiger Haft auf freien Fuß gesetzt wurde.

Jahr und Tag suchte nun der einstige Mephisto des Prinzen Hanne seinen Lebensunterhalt wieder mit der Hände Arbeit, um in der Heimat leben und bleiben zu können. Aber ungewohnt mühsamen Taglöhnererwerbs, treibt's ihn im Jahre 1850 wieder in die weite Welt und zwar vom schwäbischen Meer an den Golf von Neapel.

Der Kornel wurde neapolitanischer Soldat und zeichnete sich so aus, daß er vierzehn Jahre später beim Sturz der bourbonischen Herrschaft Kapitän war. In Gaëta hatte er

noch mitgekämpft und nach dem Falle dieses Platzes beschlossen, mit seiner Frau, einer ziemlich reichen Französin, einen Besuch am heimatlichen See zu machen, um sich seinen Hangouern zu zeigen als alten Krieger und Offizier.

Eine Anzahl großer Kisten kam vor seiner Ankunft, von ihm abgesandt, in das stille Dörfchen, in welchem die Kolli bedeutenden Eindruck machten.

Er selbst aber, schon unterwegs, sollte die Heimat nicht mehr sehen. Er starb in Genua am Typhus und liegt auf dem wunderbar schön gelegenen Friedhof jener Stadt begraben. Seine Frau kam später mit ihrem Bruder und holte die Kisten, nicht ohne die eine und andere geöffnet und daraus seinen Freunden und Verwandten Andenken an den Kornel gemacht zu haben.

Seine besten Bücher bekam der Bürgermeister Model, von dem sie in meinen Besitz übergingen. Sie zeugen vom hohen Sinne des einstigen Tambours, der sich nach großen Mustern bilden wollte und darum den „neuen Plutarch oder Bildnisse oder Biographien der berühmtesten Männer und Frauen aller Nationen und Stände“, in vier Bänden zu seiner Lieblingslektüre erhoben hatte.

Sicher würde die Frau, wenn sie gewußt hätte, was wir wissen, die vier Bände dem Prinzen Hanne dediziert haben, aber sie verstand kein deutsches Wort. Ein Dolmetsch, der von Meersburg zitiert worden war, mußte alles vermitteln. —

Wie es so oft im Leben vorkommt, daß es dem Diener schließlich besser geht, als seinem einstigen Herrn, so geschah es auch beim Prinzen Hanne und seinem ehemaligen Lakaien.

Nach der Grafenreise und dem Chriesenexport blieb der Hanne jahrelang beim Amtsdiener ein fleißiger Knecht, der im Frühjahr und Sommer in den Weinbergen und auf den Feldern tüchtig arbeitete und im Winter Trester-Schnaps brannte.

Nur von Zeit zu Zeit kamen ihm prinzliche Gelüste. Im Sommer, wenn der See „blühte“, das heißt seine vom

geschmolzenen Gletschereis weißschäumenden Wellen ans Hangouer Ufer warf, wenn der Säntis unbedeckten Hauptes jugendlich ins schwäbische Meer hinabschaute und der Prinz Hanne am Ufer stand, dann überkam ihn die Sehnsucht nach einer „Lustfahrt".

Dieser Sehnsucht widerstand er nicht, wenngleich Werktag war und Arbeit genug auf dem Feld und im Rebland. Er nahm eine Gondel und fuhr über See ins „Thurgi", trank mit den Schwyzern Most, aß von ihrem weißen Brot, so lange er Geld hatte, und dann fuhr er wieder heim und arbeitete mit neuen Kräften, stillvergnügt, wieder eine Lustfahrt gemacht zu haben.

Nachdem sein Stiefbruder Konrad herangewachsen und ein Recke geworden war, nahm der Prinz Hanne ihn mit auf seine Landfahrten, die wir oben bereits erwähnt.

Weil der Hanne Erholung auf dem See liebte und gerne auf dem Wasser war, verdingte er sich Mitte der vierziger Jahre bei einem Fischer, dem „Däschler-Sepper", der ein nettes Häuschen am See hatte, beständig dem Fischen nachging und für seine Reben und Felder einen Knecht hielt, der ihm ab und zu auch half, seine Netze zu werfen.

Der Sepper (Joseph) war Hagestolz und haushaltete mit zwei Schwestern, mit der Zenz (Kreszentia) und mit der Nänni (Anna). Der Prinz mit seiner Römernase und dem kurzen, vornehmen Schnurrbärtchen darunter war ein schöner Mann und ein fleißiger Knecht; in dieser letzteren Eigenschaft gewann er die Gunst seines Herrn und in der erstern die der zwei Fischerdamen, von denen eine häßlicher war als die andere. Die Häßlichen aber suchen bekanntlich, wenn's geht, schöne Männer, um ihren Defekt etwas auszugleichen.

Das Leben eines Kleinfischers am Bodensee, das der Sepper lebte, ist ein ungemein monotones, und es gehört große Selbstverleugnung dazu.

Morgens in aller Frühe fängt er am Strande seine Köderfischchen, dann geht er in den See, ein Stück Brot und

einen Krug Most oder sauern Weins in seiner Gondel, auf deren Hinterteil der „Haspel" mit der Angelschnur angebracht ist, die er nun seeab und seeauf, kreuz und quer durch die Fluten fährt, was man schweben heißt. Oft „schwebt" er so halbe und ganze Tage lang im heißen Sonnenschein, im strömenden Regen auf dem Wasser hin, ohne daß ein Großfisch anbeißt.

Gegen Abend kommt der einsame Mann wieder ans Land, wenn's gut gegangen ist, mit einer oder der andern Seeforelle und mit einigen größern oder kleinern Hechten als Beute.

Trotz dieser Monotonie hat es zu allen Zeiten in dem kleinen Dörfchen Hange einzelne Leute gegeben, die weit lieber allein auf dem See auf und ab ruderten, als in Gesellschaft in den Reben arbeiteten. Wie Hirten einsam ihre Tiere weiden, stillvergnügt in ihrer Einsamkeit, so sind diese Einzelfischer am See; sie sind die Seehirten, welche die Fische, so weiden wollen, in ihren Kahn ziehen.

Zu ihnen gehörte auch der Herr des Prinzen, den sein fürstlicher Knecht nur am Abend oder am frühen Morgen bisweilen auf den See begleiten durfte, wenn es galt, große Legschnüre ins Wasser zu bringen oder zu holen.

So war der Sepper unter Tags draußen auf dem Wasser, während der Hanne mit den zwei Schwestern auf dem Lande arbeitete und das beste Leben hatte, weil die Zenz und die Nänni dem jugendlichen Prinzen gar wohl wollten und eine die andere überbot, ihm gut zu essen und zu trinken zu geben.

In der Frühjahrs- und Sommerszeit, wenn die Weinberge bearbeitet werden, sind an Werktagen in Hange alle Häuser menschenleer, das Schulhaus und das Pfarrhaus ausgenommen. Wer arbeiten kann, ist in den Reben. Wenn der „Meßmer" über See und Land hin „olfe lütet"[1], kommen

---

[1] elf Uhr läutet.

die Wibervölker, wie der Bur im Kinzigtal sagt, aus jeder Familie zwei, aus den Reben heim; die eine zieht in die Küche, die andere in den Stall.

Eine halbe Stunde später rücken die anderen Arbeiter im Weinberg nach, und wenn's um zwölfe vom Kirchturm den englischen Gruß verkündet, hat alles gespeist, an Werktagen Bohnen und Knöpfle abwechselnd mit Knöpfle und Bohnen, je nachdem das eine oder andere dieser zwei Gerichte unten oder oben in der Schüssel liegt.

Besser ging's beim Essen dem Prinzen Hanne. Wenn er heimkam, hatte diejenige von des Fischers Schwestern, welche die Tour in der Küche traf, dem schönen Knecht „eine Krazete" oder „Küchlen" geschmort und füllte den Weinkrug, den der Hanne leer aus den Reben heimgebracht, eilig bis oben, um ja seine Gunst zu gewinnen.

Doch der Hanne, wissend, daß große Herren gerne in Politik machen, war in seiner Eigenschaft als Prinz ebenfalls sehr politisch und schmeichelte, so lange der Sepper lebte und Herr von Haus und Feld war, beiden Nymphen und ließ sich von beiden mit „Krazeten" und vielem Wein hofieren, beide auf die Zukunft vertröstend.

In diese Zeit fiel die badische Revolution, die am Bodensee ihren Anfang nahm und, wie wir in einem anderen Kapitel ersehen werden, starke Wellen auch am Hangouer Ufer schlug. Auch in dieser verführerischen Zeit erinnerte sich der Graf von Wegis, daß Männer höheren Standes konservativ sind, und hielt sich streng loyal an die alte Regierung.

„Prinzen," so pflegte er zu sagen, „sind keine Freischärler und machen auch nicht mit ihnen. Drum bleibt der Prinz Hanne großherzoglich und wird nicht heckerisch[1]." Da er zudem damals über dreißig Jahre alt war, konnte er auch nicht gezwungen werden, „die Waffen für des Vaterlands Befreiung zu tragen."

[1] Der Hauptrevolutionsmann anno 1848 war in Baden bekanntlich der Advokat Hecker.

Seine republikanischen Mitbürger billigten seine prinzliche Stellung zur Schilderhebung gegen den Landesfürsten, und unbehelligt ging er, einer der wenigen Prinzen in Deutschland, denen in jener Zeit nichts widerfuhr, durch die zwei Revolutionsjahre hindurch. Und aufs neue erhob er stolz sein Haupt, nachdem der Aufstand so kläglich geendet hatte, und freute sich, daß die Fürsten wieder zu Ehren gekommen und die Freischärler unterlegen waren.

Es sollten auch sonst bald bessere Tage für den Fürsten-Sohn kommen. Sepper, der unverdrossene Fischer, segnete das Zeitliche.

Wenn der Prinz Johann nach Feierabend am Fenster seines Herrn saß, den Weinkrug, den die zwei Grazien ihm gefüllt, neben sich, so schaute er jeweils über den See hin, um des Seppers Heimfahrt schon von ferne zu sehen.

Oft wurde es spät, bis dieser vom Fischen heimkehrte, die Betglocke hatte ihn umsonst gemahnt. Am Abend beißen die Fische am liebsten an, und der Fischer bleibt deshalb oft lange auf dem Wasser.

Wenn der Hanne den Sepper wegen der Dunkelheit über dem Gewässer nicht sehen konnte, so machte er das Schiebfensterchen auf und „loste" (horchte) hinaus, bis er die Ruderschläge des Heimkehrenden vernahm.

Dann eilte er hinunter ans Ufer, empfing den Herrn, zog sein Schifflein ans Land und trug ihm die Beute heim oder das Fischergeräte, damit auch der Sepper sein Wohlgefallen an ihm habe.

So wartete der Prinz Johann eines Abends auf den Fischermeister. Er blieb lange aus. Die Nacht brach über den See herein, und der Knecht lauschte den Ruderschlägen des Herrn. Endlich hörte er sie, aber müde und matt, dem Ufer zu schlagen.

Der Hanne eilte hinab. Der Sepper landet mit Mühe, und ehe er aussteigt, ruft er: „Gottlob, daß ich da bin. Ich hab' geglaubt, ich käm' nimmer heim; 's ist mir sterbensübel."

Er stieg mit Hilfe des erschrockenen Hanne aus, wankte seiner Hütte zu, legte sich nieder und starb.

Jetzt sind die Zenz und die Nänni Herrinnen in Haus und Feld, und der Prinz Johann ist Knecht zweier Damen, von denen jede gern die Herrschaft mit ihm geteilt hätte.

Hätten die zwei Schwestern Länder und Völker zu regieren gehabt, so wäre sicher blutiger Krieg entstanden, wenn eine den Prinzen zum Mitregenten erhoben und die andere entthront hätte; denn leider mußten die Völker der Erde nicht nur oft wegen der Eroberungssucht ihrer Fürsten, sondern auch wegen deren Liebschaften und Heiraten bluten.

Wären die Zenz und die Nänni aber Töchter besserer Stände, kultivierte Modedamen gewesen, so hätte es bitteren Haß und Feindschaft, Familienszenen unschönster Art gegeben, wenn eine hätte ledig bleiben und ihrem Herzen Gewalt antun müssen um des Hannes willen.

So aber gehörten die zwei Damen in dem Fischerhäusle am See zum ungebildeten Volk, drum machten sie ihre Familien- und Herzensangelegenheiten im Frieden aus. Die Zenz war in den langen Jahren, da der Prinz im Hause diente, noch älter geworden, nachdem sie bei seinem Dienstantritt schon alt war. Und da, zu ihrer Ehre sei's gesagt, die Frauen im Alter weise werden, während die Männer in gewissen Dingen Toren bleiben, so resignierte sie in stillem Frieden. Sie überließ der jüngeren Schwester den Prinzen samt dem Palais am See und den Ländereien und Weingärten am Ufer hin, bat sich nur Herberge und Pflege für Lebenszeit aus und versprach dafür, so lange sie könne, in Reben und Feld mitzuarbeiten.

So wurde, im Jahre 1855, der Prinz Johann vom Knecht zum Herrn in dem reizend gelegenen Häuschen am See und in Seppers Weinbergen, Äckern und Wiesen.

Wer nicht wüßte, wie feinfühlig das Volk ist und wie kultiviert die Hangouer Rebleute sind, der könnte es daran sehen, daß die Nänni mit dem Tage, da sie des Prinzen Frau

wurde, nicht etwa „Prinzessin Nänni“ genannt wurde, sondern alle Tage bis an ihr Ende nach wie vor hieß: „Des Däschlers Nänni“.

Sie war dem Prinzen nicht ebenbürtig, und das fühlten die Hangouer heraus und gaben darum der Nänni unverändert den angeborenen bürgerlichen Titel.

Dagegen ward der Prinz Johann nach dem Tode seines Vaters, des alten Fürsten, vielfach auch Fürst Johann genannt oder Hanne, der Fürst.

Und doch hat noch kein Hagnauer, den Hauptmann Rebstein ausgenommen, je einen genealogischen Hofkalender in der Hand gehabt oder von morganatischen Ehen gehört.

Aber die Volksseele ist eben von Gottes Gnaden und geht deshalb spielend mit den Künsten, Wissenschaften und Gepflogenheiten der kleinen und großen Welt um.

Kaum war aber der Prinz Johann vom Knecht zum Herrn geworden, als er, einem natürlichen Zuge folgend, seine Lust zur Arbeit verlor und an ihre Stelle prinzliche Gelüste traten.

Er machte Lustfahrten in des heimgegangenen Fischers Kahn, Raufpartien mit seinem Bruder Konrad oder er hielt Trinkgelage ab auf seine Kosten mit jedem, der Durst hatte.

„Ein Prinz,“ sprach er, „ist, wenn er’s irgendwie anders machen kann, nicht zur schweren Arbeit bestimmt,“ und überließ den zwei Damen die ganze Sorge im Feld. Sie mußten selbst das Gras für die Kühe holen. Nur im Haus, wo niemand es sah, wenn Hanne, der Fürst, knechtliche Arbeiten verrichtete, war er tätig; er fütterte das Vieh und molk die Kühe.

Und noch eine Tätigkeit liebte der Prinz in seinen Tagen als Herr in der Fischerhütte. Er ging gerne nächtlicher Weile auf eine Art Raubritterei aus.

Den Kamm des Moränehügels, welcher am Seeufer hinzieht und dessen Gehänge die Weinberge der Hagnauer bilden, ziert ein stattlicher Wald, einst, wie das Dorf, im

Besitz des Klosters Weingarten, dessen Name er heute noch trägt.

Diesen Wald, meinten die Hangouer von jeher, habe der Staat bei der Säkularisation der Klostergüter sehr billig ge—holt, und sie dürften deshalb auf ähnliche Art einzelne Bäume holen.

Zur Winterszeit, wenn die riesigen Kachelöfen im Dorf nach Holz schreien, wenn das Seeufer mit Eis kandiert ist und über den Reben das Schneetuch liegt, schleicht in später Abendstunde manch einer dem „Wigarte" zu und schaut, wo Holz ist.

Ich bin mehr denn einem begegnet in den vielen Jahren, da ich am See lebte, der keuchend eine Fahrt Holz aus dem Wald schleppte, hab' ihn aber nie beschrieen.

Einer der eifrigsten Frevler war Hanne, der Fürst, obwohl er selbst ein Wäldchen sein eigen nannte. Es machte ihm Spaß, schöne „Dürrständer" oder auch „Rebstecken" zu annektieren aus dem alten Klostergut.

Er hielt den Holzfrevel für eine ritterliche Tat, die er so lange trieb, bis dieser Frevel durch ein neues Forstgesetz als Diebstahl gebrandmarkt wurde. Von dieser Stund' an hielt der Prinz Johann das für eine Schande, was er zuvor für kavaliermäßig erklärt und betrieben hatte, und unterließ seine nächtlichen Wanderungen in den Weingarten. Ein Prinz, so sprach er, stiehlt nicht; freveln darf er, aber nicht stehlen. —

4.

Wir haben in seinem Jugendleben schon erzählt, wie freigebig der Prinz Hanne mit seinem Geld umging und wie große Vorliebe er hatte für einen guten Trunk.

Kaum aus dem Knechtsstand wieder ein Herr geworden, ging er wieder ans Zechen.

Im Herbst behielt er jeweils den besten Wein aus seinen

Reben für sich, und verkaufte nur den geringen. Ein Prinz, meinte der Hanne, trinkt kein Lumpenzeug.

Nobel war auch die Art, mit welcher er jeden, der am Wirtshaus, in dem Hanne, der Fürst, saß, vorbeiging, hereinrief und zum Trinken einlud. Und wenn einer der Gerufenen auch Hunger äußerte, ward auch der gestillt. Mehr denn einmal ging der Prinz heim und holte ganze und halbe Seiten Speck aus dem Kamin und opferte sie dem Appetit der Hagnauer Winzer und Fischer.

Andere lustig zu machen, ihren Hunger und Durst zu stillen, war des Prinzen größte Freude, selbst wenn der letzte Taler draufging. —

Die Zenz und die Nänni waren mit dieser noblen Passion des einstigen Knechtes nicht einverstanden und jammerten, daß er so den Prinzen spielte, mit ihrem Vermögen so üppig umging und ihnen bloß die Arbeit überließ.

Der Hanne aber meinte, er habe „des Däschlers Nänni" nicht geheiratet, um weiter Knechtsdienste zu tun, sondern um „standesgemäß" leben zu können, wie es Prinzen und Grafen oft machten in der Welt draußen und ins Bürgertum heirateten, um ihre Finanzen wieder in Ordnung zu bringen und herrenmäßig leben zu können.

Es sei Herablassung genug, wenn er die Kühe melke, was noch nie ein Prinz getan habe.

So kam das Jahr 1865 und mit ihm ein Weinjahr erster Güte. Ein solches bewirkt am See doppelte und dreifache Freude, weil an den kühlen Ufern des schwäbischen Meeres selten ein „ganz guter" wächst und der Seewein ja nur berühmt oder richtiger verschrieen ist wegen seiner Säure. Mit Recht berühmt ist der Meersburger, des Hagnauers Nachbar. Eine alte Legende gibt aber den Grund an, warum der Meersburger viel besser ist, als seine Nachbarn.

Zur Zeit, als noch die Römer in ihrem Kastell Marispurgum saßen und die Kelten ringsum ihre Untertanen

waren, sei einmal unser Herr mit Sankt Peter am See herunter gekommen auf einsamer Wanderung.

Da, wo heute die Dörfer Immenstaad und Hagnau liegen, habe er an verschiedenen Fischerhütten und Pfahlbauten um Nachtquartier gebeten für sich und seinen Begleiter, sei aber, seiner fremden Erscheinung wegen, von den mißtrauischen Keltenmännlein grob abgewiesen worden.

In Meersburg, wo römische Kultur sich niedergelassen, waren die Leute gastfreundlicher und höflicher. Sie gaben den zwei Fremdlingen Herberge für eine Nacht.

Am andern Morgen vor der Abreise sprach der Herr: „Weil ihr mich und meinen Freund so gastlich empfangen, will ich euch eine bleibende Freude machen. Weinstöcke sollen alsbald eure Hügel bedecken und Wein bringen zu eures Herzens Fröhlichkeit.“ So geschah es alsbald und schon am Abend jenes Tages tranken die Meersburger süßen Wein.

Als nun die groben Keltenbäuerlein oberhalb Meersburg von der wunderbaren Gabe hörten, eilten sie dem Fremdling nach, der indes am See unterhalb des Römerkastells ebenso gröblich behandelt wurde wie oberhalb und in keiner Hütte auch nur einen Bissen Brot bekommen konnte. Der weinsüchtige Landsturm von oben verkündete den untern Seehasen, was in Meersburg vorgefallen sei. Gemeinsam eilen alle dem Wundermann nach, erreichen ihn noch, ehe er bei den Pfahlbauten von Sernatingen das schwäbische Meer verläßt, fallen ihm zu Füßen und bitten um Verzeihung für ihre Grobheit und auch um Weinberge.

Der Herr, gütig wie immer, verzeiht und sagt ihnen die Erfüllung ihres Wunsches zu. Bis sie heimkämen, sollten Rebstöcke die Uferhalden zieren.

Mit freudigem Dank und jubelnd zogen die Kelten- und Pfahlmännlein von dannen. Doch St. Peter, der es in menschlichem Unmut nicht so leicht verschmerzen konnte, daß sein Meister so gröblich war behandelt worden, sprach: „Aber

Meister, wie konntest du diesen Grobianen zur Verzeihung noch ein so schönes Geschenk machen? Sie werden jetzt sicher zu viel trinken und deiner erst recht vergessen."

Der Herr aber, so schließt die Legende, antwortete: „Petrus, beruhige dich. Weinberge sollen sie haben, der Wein aber wird so sauer sein, daß sie gestraft genug sind durchs Trinken."

Seitdem wächst der Seewein sauer, und nur in seltenen Jahren erbarmt sich der Himmel und läßt einen guten wachsen. Das ist aber dann ein Jubeljahr, von dem Kinder und Enkel noch reden, bis wieder eines kommt.

Ich war fünfzehn Jahre am Bodensee, und alle die fünfzehn Jahre hörte ich das Lob des Fünfundsechzigers singen, weil seitdem nie mehr ein solcher gewachsen war.

Daß dieser Jahrgang das Wohlgefallen des Prinzen Johann in erster Linie errang, verstand sich von selbst; denn das war nicht bloß ein gewöhnlicher „Herrenwein", sondern ein echter Fürstentrank, weshalb unser Fürst in alter Ritterart den ganzen Tag in seiner Hütte beim Humpen saß.

Und als sein eigen Quantum getrunken war, ging er hinauf in den Adler, setzte sich in das „Seezimmer" und trank, den verklärten Blick auf See und Alpen gerichtet, Fünfundsechziger.

Mit fürstlicher Freigebigkeit ließ er auch andern Menschen von dem „Herrewi" zukommen. Wer vom Feld heim am Adler vorüberging, ward hineingerufen und vom Hanne mit Fünfundsechziger regaliert. Wenn aber einer der Geladenen nach dem ersten Schoppen sich bedanken und wieder seines Weges gehen wollte, drohte ihm der Prinz mit Schlägen. Jeder mußte wenigstens drei Schoppen trinken nach dem Sprichwort: „Alle guten Dinge sind drei."

In den letzten Tagen des Fünfundsechzigers blieb der Prinz so einmal eine ganze Woche im Adler, und wenn sein Weib, „des Däschlers Nänni", ihn holen wollte, sprach er: „Der Fünfundsechziger ist mir lieber als des Däschlers Nänni,

die geht mir nicht davon, wohl aber gibt's bald keinen Fünfundsechziger mehr, und darum muß ich bei ihm bleiben."

Als er aber am Ende seiner Jubelwoche spät abends heim wollte, hatten ihm die beiden Schwestern das Haus verschlossen, und all sein Rufen um Einlaß war vergeblich. Da begann er eine regelrechte Belagerung des Häuschens. Erst wollte er Bresche in die Türe schießen mit großen Kieselsteinen vom nahen See, und als diese nicht genügend wirkten, holte er einen Wiesbaum aus einem benachbarten Schopf und stieß ihn wie einen Mauerbrecher an das Tor. Aber bei jedem Stoß fiel er mit seinem Fünfundsechziger zu Boden, und die Türe widerstand.

„Wer acht Tage Fünfundsechziger getrunken," sprach er endlich, von ferneren Versuchen abstehend, „kann auch unter freiem Himmel übernachten," und legte sich vors Haus zum Schlafe nieder.

Am andern Morgen, da die heldenhafte Haustüre sich öffnete, ging des Däschlers Nänni heraus und der Prinz Gemahl hinein. Sie ging eilenden Schrittes am See hinunter nach Meersburg und aufs Amtsgericht und beantragte Vermögensabsonderung, weil ihr Mann das ganze Vermögen in Fünfundsechziger zu vertrinken drohe.

Die Zenz hatte dem fürstlichen Schwager bei seinem Eintritt in die Stube alsbald mitgeteilt, warum die Nänni fort und nach Meersburg sei, denn sie beide seien nicht länger gewillt, seinem Nichtstun und Trinken müßig und geduldig zuzusehen.

Doch Prinz Hanne forcht sich nit und klärte die Zenz dahin auf, daß so was keine Schande für ihn sei, denn bei Fürsten und Prinzen wäre es Mode, daß jedes sein Vermögen besonders verwalte. Und wenn nur die Nänni das ihrige behalte, so sei er schon zufrieden. Geld werde er von ihr schon herausbringen. Auch seien die vornehmsten Grafen und Fürsten schon so behandelt worden.

Die Absonderung ward ausgesprochen und des Prinzen

Kredit dadurch doch geschädigt, weil er ohne Geld nichts mehr bekommen konnte, um standesgemäß leben und andern eine Freude machen zu können.

Doch er fand Mittel und Wege, um zu Barem zu gelangen, wenn er Sonntags eine Lustfahrt auf dem See machen oder einen Schoppen trinken wollte. Er hatte einen großen, alten Säbel in seiner Schlafkammer, den gürtete er um, wenn ihn der Durst plagte oder das Wetter auf den See lockte und er kein Geld hatte, stellte sich vors Däschlers Nänni hin, zog vom Leder und drohte ihr mit dem Tod.

„Seine Ehre vertrage es nimmer länger, ohne einen Kreuzer Geld im Dorf herumzulaufen. Er müsse zum Verbrecher werden, wenn ihm die Nänni kein Geld gäbe." Bei diesen und ähnlichen Redensarten fuchtelte er, grimmige Blicke über seiner Habichtsnase hervorwerfend, mit seinem Säbel, bis die Nänni in sich ging und etwas hergab.

Die Staatsverbrechen, die der Krone gelten,
Verzeiht der Himmel, wenn sie uns gelingen —

mochte der Prinz mit Corneilles „Cinna" denken. Und es gelang ihm regelmäßig. Aber dann war er wieder der beste Mensch von der Welt, molk die Geißen, die nach und nach an Stelle der Kühe getreten waren, und gab seiner Nänni die schönsten Worte. —

Der Prinz Johann hatte alle Eigenschaften eines Mannes von höherem Range; er war freigebig, großmütig und selbst tapfer, wie sein Gang über den gefrorenen See beweist.

Nur eines fürchtete er: die Toten.

Als seine Schwägerin Zenz aufs Totenbett kam, nahm sie vom Prinzen Abschied mit den Worten: „Johann, jetzt muß ich sterben, sei auch brav mit der Nänni und trink' nicht mehr so viel, denn du weißt, wir treffen uns wieder." Die letzten Worte hatte sie undeutlich mit sterbender Stimme gesprochen und der Prinz verstanden: „Ich komme ja wieder." Deshalb erfaßte ihn eine furchtbare Angst, und er schrie:

„Um Gottes willen, Zenz, du wirst doch nicht mehr kommen!“ Ohne ihn zu beruhigen, verschied sie und hinterließ den Hanne in einer verzweiflungsvollen Angst.

Er fürchtete, die Zenz könnte ihre Drohung noch ausführen, während sie als Leiche im Hause lag, und trug deshalb Tag und Nacht seinen großen Säbel, um sich Mut einzuflößen, und lud zur Totenwache die herzhaftesten Männer aus der Nachbarschaft und Verwandtschaft ein, um ja Hilfe bei der Hand zu haben, falls die Zenz vom Tode auferstünde. Unter ihnen war der Nachbar Künzle, ein ehemaliger „Schiffmann“, furchtlos zu Wasser und zu Land, und aus der Verwandtschaft der Prinz Konrad, ein Recke erster Stärke.

Bei einer Leichenwache in Hange wird viel gebetet, aber noch mehr getrunken; denn vom vielen Beten kann man ebenso durstig werden, wie vom vielen Reden.

Drum ist es altherkömmlich in den Weinorten am See, den Wächtern „ordeli z'trinke“ hinzustellen, damit sie nicht „verschlafen“ und so das „ewige Licht“ beim Toten ausgehen lassen, was als die gröblichste Verletzung der Wächterpflicht angesehen wird.

Daß Leichenwächter beim Prinzen Johann keinen Durst leiden durften, war bei seiner bekannten Freigebigkeit klar. Als er aber die Bitte stellte, ihn in den Keller zu begleiten zum Weinholen, weil er sich fürchte, so lang die Zenz nicht unter dem Boden sei, erhob sich lauter Widerspruch und Hohn von Seite der wachenden Mannen. Der Prinz solle sich schämen, nicht allein in den Keller zu wollen. Er möge nur ruhig gehen, sie würden die Zenz schon hüten, damit sie ihm nicht nachkomme.

Endlich ließ Hanne, der Fürst, sich bestimmen, allein in der Fässer Gruft hinabzusteigen. Den Säbel hatte er schon um; drum zog er das Schwert mit der Rechten, nahm in die Linke den Weinkrug und ging die Stiege hinunter in den Keller, um von seinem besten Roten zu holen.

Während er, ohne das Schwert aus der Hand zu legen,

außer um den Hahnen des Fasses zu öffnen, den Krug füllt, springt ein schwarzes Tier zum Kellerloch herein und aufs Faß. Der Prinz, nicht anders glaubend, denn die Zenz sei im Anzug, wirft den Säbel weg und jagt davon. Nur so viel Geistesgegenwart hat er noch, daß er den Krug nicht wegwirft.

Leichenblaß und zitternd kommt er zu den Wächtern und erzählt, was ihm begegnet. Sie lachen ihn aus, leeren lustig den ersten Krug und verlangen nach dem zweiten.

Doch jetzt geht Hanne, der Fürst, um keinen Preis mehr allein in den Keller. Zwei Männer begleiten ihn. Aber wie erschrecken diese Weinseelen, als der Wein im Keller herumläuft, weil der Prinz in seiner Angst den Hahnen offen gelassen hatte und das Faß fast leer gelaufen war. Unter ihrem Jammern über den guten Roten sprang „der Geist", welcher den Hanne vertrieben, in Gestalt einer Katze wieder zum Keller hinaus.

Die ganze Wachmannschaft aber ließ die tote Zenz samt dem „ewigen Licht" im Stich, bis sie von dem Wein so viel aufgeschöpft hatte, als noch zu retten war.

Der Tapferkeit des Prinzen gab die Furcht vor der toten Schwägerin einen starken Stoß im Dorfe, und er suchte sie durch häufigere Ausfälle ins Land der Liutizen an der Seite seines Bruders Konrad wieder zu heben.

Seiner Frau aber säbelte er, so oft sie Geld hatte, dasselbe ohne Erbarmen aus der Tasche, wenn sie nicht freiwillig ihm einen Ehrensold zu Füßen legte.

Als ich den Prinzen kennen lernte, war das bare Geld der Nänni längst fort und Haus und Reben verschuldet, andere Güter verkauft und der Hanne ein ziemlich armer Mann. Aber bei alledem trug er, einem echten Fürsten gleich, den Kopf hoch und benahm sich wie ein durchaus unabhängiger Charakter.

Er räsonierte und kritisierte alles, was ihm mißfiel, als wäre er der erste im Dorf. Und das gefiel mir. Männer mit

gutem Mundstück haben immer mein Wohlgefallen, und während zungenfertige Weiber mich langweilen, höre ich einem Mann aus dem Volke, der viel zu reden und viel zu behaupten weiß, ungemein gerne zu.

Und so einer war der Prinz Johann.

So oft er mir nach unserer ersten Seefahrt begegnete, kamen wir ins Gespräch, und der Prinz erhielt wachsend mein Wohlgefallen ob seiner schneidigen Zunge und seiner Ungeniertheit; Eigenschaften, die einen gebornen Haslacher immer sympathisch berühren.

Ich war kaum zwei Monate im Dorf, als die Fastnacht des Jahres 1870 kam. Hätte ich nicht schon vorher gemerkt, daß ein riesiger Unterschied sei zwischen einem Kinzigtäler Bur und einem Rebmann am Bodensee, die Fastnacht hätte mich davon überzeugt.

Während das Landvolk im Kinzigtal nichts weiß vom „Maskengehen" und noch weniger von Maskenbällen, und die Bauern, wenn sie „Narren" sehen wollen, „ins Städtle" wandern müssen über die Fastnachtstage, geben die Landleute am See ihre „Maskenbälle", spielen Ritterstücke und ziehen in Narrenzügen von Haus zu Haus.

Wer glauben wollte, die Narreteien an Fastnacht enthielten überhaupt auch nur einen Funken von echter Volkspoesie, wäre auf dem Holzweg. Die „Narrheit" ist in alleweg ein Produkt der Kultur und niemals der Volksseele, und deshalb verschmäht ein echter und rechter Naturmensch dieselbe.

Am ersten Fastnachtsdienstag, den ich am See erlebte, kamen die zwei Prinzen, Johann und Konrad, nach dem Gottesdienst zu mir ins Pfarrhaus, und der Prinz Johann sprach: „Herr Pfarrer, die Hangouer Faßnat wird Ihne z'dumm si. Drum hann i denkt, i und der Kured went[1] Sie in d' Schwyz durri[2] führe[3]."

---

[1] wollen. [2] hinüber. [3] Die protestantischen Schweizer feiern ihre Fastnacht später.

Das war ein Vorschlag. Quer über den Bodensee in einer Gondel zu fahren, das war mir etwas ganz Neues, und bei meiner großen Vorliebe, die ich für den See bereits gefaßt hatte, brauchte mich der Prinz nicht zweimal einzuladen.

Eine halbe Stunde später schwammen wir schon über den Wassern, und die zwei Prinzen ruderten mit einer Kraft, daß die Gondel nur so über die Berge und Täler der Wellen dahinflog und bald das badisch-schwäbische Ufer mit dem ganzen Hinterland vor unsern Blicken lag.

Der Prinz Hanne war unermüdlich bestrebt, mir vom See aus die Berge, Dörfer und Schlösser zu benennen und zu explizieren.

Aber er sprach auch von seiner Liebe zum See und seinen Wellen; wie das Wasser es ihm früher angetan habe, daß er am hellen Werktag Lustfahrten gemacht; wie es ihn so oft von der Arbeit weggelockt, aber auch froh und frei gemacht habe.

Auch der trockene Prinz Konrad, ein noch tüchtigerer Seemann als der Hanne, stimmte da ein und pries das Leben auf dem See, das Wirtshaus und eine ordentliche Rauferei als seine Hauptvergnügungen.

Mir fiel es auf, daß diese beiden Naturmenschen das Wasser so liebten, und doch hätte ich längst wissen können, daß der geheime Zug des Wassers und zum Wasser in der menschlichen Seele von jeher lebte und die Sagen aller Völker davon zu erzählen wissen.

Wie eilt schon das kleine Kind dem lebendigen Wasser zu, und wie gerne spielt es am gefährlichen Wasser! Und wie oft suchen alte, unglückliche, von Schwermut und Geistesnacht umdüsterte Menschen das Wasser auf! —

Am andern Ufer im Thurgi gelandet, führten mich die zwei Prinzen zu ihrem Freunde Bär von Keßwyl, einem dicken, urwüchsigen Schwyzer, der allwöchentlich über den See kam, um den badischen „Schwoben" am andern Ufer Frucht und Vieh abzukaufen, wobei Hange sein Stapelplatz und Prinz Konrad sein Schiffs- und Frachtkapitän war.

„He bigott," rief der biedere Helvetier aus, als wir drei in seine niedere Stube traten, „do chümmet jo zwee Prinze un a Pfarr'."

Die Prinzen stellten mich dem derben Helvetier vor, und nun schüttelte er mir kräftig die Rechte mit den Worten: „Gruezzi, Herr Pfarr'! Jez will ich gli in Chär[1] un a Saft hole."

Er eilt davon und holt einen Saft, wie die beste Qualität des Birnenmostes heißt. Most aber ist das Hauptprodukt im Thurgi, weshalb dieser Gau von den Schweizern auch „Mostindien" getauft wurde. Bärs Wib brachte einen Riesenlaib weißes „Schwyzerbrot", und bald war die Unterhaltung im vollen Gange. Drüben im Badischen hat der Bär dem Müller in Bermatingen Roggen abgekauft, den soll der Prinz Konrad diese Woche noch über den See bringen und gleich die „zwo fette Su" ins Schiff laden, welche der Schwyzer beim „Hebammer z' Hange"[2] stehen hat.

Der Fährlohn wird sofort ausgemacht: Zehn Fränkli, zwei Liter Most und ein Laib Schwyzerbrot.

Die zwei Prinzen referieren dem Keßwyler „Väh-händler", daß der „Bucher z' Frenkebach" „a schöne Su" feil habe und der „Klöck in Rütti" Hanfsamen und Bohnen.

Es war mir, dem Laien, nicht schwer zu bemerken, wie bei diesem Handelsgespräch der drei Bodenseemannen der biedere Schwyzer die zwei fürstlichen „Seeschwoben" an Schlauheit und Berechnung weit übertraf. Aber jene erschienen mir, trotz ihrer Rauheit, wie zwei poetisch verklärte Gestalten dem urprosaischen, nur mit Geld und Verdienst rechnenden Bär gegenüber.

Als Prinz Konrad im Gespräch bemerkte, er wisse nicht, ob er seine zugesagten Transporte über den See alle zur

---

[1] Keller.

[2] Mann der Hebamme. Der hier genannte war seines Geschlechtes ein Spiegler und wie alle seines Stammes ein trinkfester Mann.

bestimmten Zeit ausführen könne, weil im Frühjahr das Wetter oft ungestüm sei und Stürme über den See gingen, da fing der Bär über das schwäbische Meer zu schimpfen an: „Der koge[1] See! I wollt', er wär' a Wise."

Wie ideal hatten sich kurz zuvor die beiden Seeschwaben übers Wasser ausgesprochen diesem Realisten gegenüber!

Aber solchen Leuten gehört in alleweg die Welt. Die beiden Prinzen starben als arme Teufel, der Bär von Keßwyl aber wurde ein reicher Mann, der noch jahrelang nach ihrem Tod und nach meinem Weggang, über den See kam, „Su und Frucht" kaufte, aber seit des Prinzen Konrad Tod mit eigener Flottille am schwäbischen Ufer anlegte und seine Ware einlud.

Wir luden den Keßwyler ein, uns ein Stück gen „Rumeshorn", dem alten Römerhafen und dem heutigen Hauptstapelplatz am Schweizer Ufer, zu begleiten, eine Strecke, die wir zu Fuß machen wollten. Aber auch bei dieser Einladung glänzte der Realismus des Helvetiers. „I ho ku[2] Zit zuom ummer[3] loufe," meinte er und verabschiedete uns.

Fortan aber blieben der Realist von Keßwyl und ich gute Bekannte. Unzählige Male habe ich ihn im Gebiet meines Pfarrdorfes getroffen, mit ihm gesprochen und mich trotz seiner Prosa gefreut an seinem ausgesprochenen Geschäftsgeist; denn was ein Mensch sein will, muß er recht sein[4]. —

Wir kamen auf dem Rückweg gegen Abend nochmals zum Bär, diesmal in einer Angelegenheit, welche mir ganz neu war, mir aber meine Begleiter in einem imponierenden Lichte zeigte.

Ein dicker Nebel, wie ihn nur große Binnenseen kennen, hatte sich über den See gelegt. Wir sahen kaum das Wasser

[1] verfluchte.

[2] keine. [3] umher.

[4] Er ist jetzt auch schon seit Jahren tot, der Bär von Keßwyl, und kein Schweizer holt mehr Schweine und Frucht in und um Hange.

in der nächsten Nähe unseres Schiffchens, und über das ganze, weite schwäbische Meer hatte eine graue, dichte Wolke sich gelagert gleich einer Mauer.

„Wir müssen eine Laterne haben,“ sprach Prinz Konrad, als wir am Ufer und bei unserer Gondel angekommen waren, „denn mir (wir) mont (müssen) noch der Nodel (Nadel) fahre.“

Und nun erklärte er mir auf dem Weg zum Schwyzer, daß nach der Nadel fahren heiße, den Kompaß in Anwendung bringen. Ich Schwarzwälder staunte, daß die einfachsten Schiffsleute auf dem schwäbischen Meer den Kompaß zu benutzen verstünden.

Daß die Steuermänner auf Dampfschiffen sich seiner bedienten, war mir wohl bekannt, aber daß die kleinen Kahnschiffer an den Ufern hin so große nautische Kenntnisse hätten, war mir neu.

Mit einer Riesenlaterne kehrten wir vom Bär zurück. Der Prinz Konrad holte den Kompaß aus dem „Trögle“ im Schiffchen, beleuchtete ihn vor sich, griff, wie der Prinz Hanne am andern Schiffsende, in die Ruder, und hinein ging's ins Nebelmeer.

Ich saß auf der Schiffsbank in der Mitte. Je weiter wir in den Nebel eindrangen, um so unheimlicher wurde es mir. So mochte sich die Fahrt über den Styx ausgenommen haben, wenn Charon, der Totenschiffer der alten Griechen, die Seele eines Verstorbenen in die Unterwelt geleitete.

Und wie der struppige, zerlumpte Charon mit den Seelen noch allerlei Spott trieb während der Fahrt, so erzählten meine beiden Fergen von Irrfahrten im Nebel ohne Kompaß, wie sie dann die ganze Nacht auf dem See zugebracht hätten und am Morgen statt in der Heimat am Südost-Ende des Sees, in der Nähe von Bregenz, gewesen seien.

Meine rege Phantasie malte sich schon eine solche Irrfahrt aus, ängstlich schaute ich bisweilen auf die Nadel, deren

natürliche Richtung auch die unserige sein mußte, weil Hange gerade nördlich von Keßwyl liegt.

Um meine zwei Seelöwen von ihren gefährlichen Reden abzubringen und meine Phantasie von einer Irrfahrt in dem Nebel abzulenken, fragte ich die beiden Prinzen, woher es denn komme, daß sie solch fürstliche Namen trügen im Dorf. Ich hätte zwar schon allerlei darüber gehört, aber sie selbst müßten es doch am besten wissen.

Und nun nahm Prinz Hanne das Wort und erzählte mir vom alten Fürsten und von der Fürstin. Und während dieser Erzählung und meinen Zwischenfragen durchschifften wir das Nebelmeer.

Der Leser wird natürlich, ehe wir landen, auch wissen wollen, was der Hanne mir erzählte über die fürstliche Benamsung zweier armen Seehasen.

Man wirft mir gerne vor, meine Erzählungen hätten zu wenig künstlerisch abgerundete Form; allein wo soll ich diese hernehmen? Deutsch hab' ich weder in der Volksschule noch auf dem Gymnasium gelernt und entstamme von Haus aus einer Familie, deren männliche Sippen durch drei Generationen hindurch „Groschenlaible" formten und Brezeln drehten.

Wo soll da einem Nachkommen solch' formloser Ahnen die ästhetische Form herkommen? Er muß deshalb, was ihm an angeborner und erlernter Kraft abgeht, durch allerlei Finessen zu ersetzen suchen. Drum mach' ich meine Erzählung jetzt dadurch spannend, daß ich bis zum Ende schweige über der beiden Prinzen Namen und Herkunft. —

Wir gleiteten an jenem Nebelabend kurzweilig über den See, und alle ängstlichen Gefühle waren geschwunden ob des Prinzen Hanne naivem Bericht über den Fürsten und die Fürstin, auf die meine beiden Fahrmänner ihren erlauchten Stand zurückführten. —

Was ich von beiden gelernt, die Schiffahrt auf dem See, übte ich bald allein und mit eigenem Fahrzeug aus. Der

Hanne aber machte mir zahllose Mal meinen Kahn flott, trug mir die Ruder ins Schiff, band bei meiner Rückkehr die Gondel wieder an und „versorgte" die Ruder. Stets war er gefällig, aber ernst und vornehm in all' seinem Tun.

Seine Armut stieg von Jahr zu Jahr. Er kam höchst selten mehr in ein Wirtshaus. Ja, er und seine Frau litten, wie ich später erfuhr, manchmal bittere Not. Aber gebettelt hätte der Prinz Hanne nie; und auf keine Art, die nur im entferntesten einen bettelhaften Anstrich gehabt hätte, würde er gesucht haben, sich einen Trunk zu verschaffen, und ihm, der so vielen einst Freitrunk gegeben, bezahlte jetzt keiner auch nur einen Schoppen.

Und noch eines! In der tiefsten Not behielt er seinen Hund, seinen treuen Wächter und Begleiter. Er litt eher Hunger, nur um die Hundstaxe ersparen zu können, als daß er seinen „Finet" verkauft oder erschlagen hätte.

Fürstenart ist es nicht, im Felde zu arbeiten, und drum ließ Prinz Hanne seinen Weinberg im „Krüzacker" verwahrlosen und hungerte lieber, als daß er arbeitete.

In der Politik verleugnete er ebenfalls alten Fürstenbrauch nicht. Während des ganzen Kulturkampfes, der in jedes Seedörfchen seine Wellen schlug, hielt er strenge zu den „Schwarzen" und konnte es nicht begreifen, daß es in jenen Tagen viele Fürsten gab, die zu den Roten hielten, wie die Nationalliberalen im Volke hießen, und zu jenen, die anno 48 und 49 in Revolution gemacht hatten.

So zeigte sich der Hanne all' sein Lebtag, selbst in der größten Not, seines Namens würdig und im Sterben erst recht.

Er endete tragisch, der Prinz Hanne, bald nachdem ich Hange verlassen. Beim Abschied hatte er mir noch gesagt: „Herr Pfarrer, wenn's wieder einmal einen guten Herbst gibt im Krüzacker, so besuche ich Sie."

Die guten Herbste blieben aus, und der Prinz ward ärmer und ärmer. Er hatte eine kleine Rebschule angelegt, um durch junge Reben bessere Hoffnung auf einen guten Herbst

setzen zu können. Eines Tages waren ihm eine Anzahl seiner „Würzlinge" gestohlen worden. Er beschuldigte, kurz und scharf im Urteil, wie es bei Prinzen Mode ist, einen durchaus unbescholtenen Mann, der im Dienste eines wirklichen und echten Prinzen ein Rebgut am See verwaltete, des Rebendiebstahls.

Der ehrliche Mann mußte den Prinzen Hanne verklagen, schon um seines Dienstes willen bei einem anderen Prinzen. Das Schöffengericht verurteilte den armen Teufel zu acht Tagen Gefängnis wegen falscher Anschuldigung. Das Arrestlokal in Überlingen war überfüllt, und als der Prinz von Hange sich zur Erstehung seiner Strafe meldete, ward er auf ein Schiff gesetzt und nach Konstanz geschickt, um dort der Gerechtigkeit Genüge zu tun.

Auch mir war es einst ähnlich ergangen. Als ich anno 1873 meine sechswöchentliche Gefängnisstrafe wegen Beleidigung badischer Beamten in Überlingen absitzen sollte und wollte, war die dortige alte Gefängnisbaracke besetzt, und man instradierte mich nach Radolfzell. —

Ohne einen Pfennig Geld, weil keines mehr in seinem Besitz war, hatte der Prinz die Heimat verlassen, und als die Tage der Haft um waren, stand er auf der Straße in Konstanz, konnte aber nicht mit dem Dampfschiff über den See kommen, weil er eben immer noch kein Geld hatte.

Die öfters von Seebewohnern oder auch von Handwerksburschen in solchen Fällen geübte Praktik, eine fremde Gondel am Seeufer nächtlicherweile loszumachen und hinüberzufahren und die Gondel dann ihrem Schicksal zu überlassen, verschmähte der Hanne aus alter Ehrlichkeit. Zu betteln schämte er sich, und zum Geldleihen konnte er sich als zu einem hoffnungslosen Schritt auch nicht entschließen.

Da blieb nur e i n Ausweg, aber ein mühsamer, nämlich um den See herumzulaufen; ein zehnstündiger Marsch war dazu nötig. Hungrig unternahm ihn der Prinz.

Es war ein kalter, rauher Novembertag, da er über die

Rheinbrücke zu Konstanz ging, Radolfzell und dem westlichen Ende des schwäbischen Meeres zu. Hunger und Kälte wurden immer empfindlicher, je weiter der einsame Wanderer kam, aber der tapfere Prinz blieb hart gegen diese Empfindungen. Lieber sterben als betteln.

Es dunkelte, als er durch das Städtchen Radolfzell schritt. Das Ende des Sees war hier erreicht, und es galt nun, dem Überlinger See zuzusteuern und an ihm hinauf heimzukommen. Der weitere Weg stand noch bevor. Bis Tagesanbruch hoffte der Prinz aber doch unbemerkt von seinen Mitbürgern Hange zu erreichen.

Hunger und Kälte nahmen abermals zu. Sie wurden, als die Nacht hereingebrochen war, stärker denn Hannes fürstlicher Stolz. Sie legten ihn eine Stunde unterhalb Radolfzell im freien Felde nieder zum — ewigen Schlafe.

Am Morgen des 17. November 1885 fanden die Bauern des Dorfes Böhringen einen toten, fremden Mann unverletzt im Felde. Die Kälte, meinten die Leute, hat den Fremden getötet, der wohl in einem Schnapsdusel sich da hingelegt.

So ward der Prinz, unerkannt als solcher, im Verdacht des Schnapstrinkens begraben, er, den Hunger und Elend auf die Erde niedergelegt und der Kälte ihr Todeswerk leicht gemacht hatten.

In seiner Rocktasche hatten sie ein Gebetbuch gefunden, denn das hatte der christliche Prinz mit ins Gefängnis genommen. In dem Buche standen Name und Herkunft des Toten.

So kam die Nachricht nach Hange, und die Nänni, sein Weib, konnte ihm zum Grab folgen. Jetzt war sie erlöst von ihrem Prinzen, aber wehe tat es ihr doch, daß er solch ein Ende genommen.

Nie hätte Prinz Hanne im Leben sein Palais am See verkauft, er wäre eher Hungers gestorben. Sein Weib war nicht so stolz, wie der Hanne. Drum, sobald der Mann tot war, verkaufte die Nänni Hab' und Gut.

Ein junger Fischer, der sich ein Heim gründen wollte, kaufte alles und bezahlte es so gut, daß des Prinzen Gattin, die seit Jahren mit diesem Hunger gelitten hatte, noch zu einem kleinen Vermögen von einigen Tausend Mark kam.

Aber — und das ehrt die Nänni — das erste Geld verwandte sie, um ihrem Hanne, der so oft im Leben schlimm mit ihr umgegangen war, ein Denkmal zu setzen.

An der Kirchhofsmauer in Böhringen, unweit vom Grabe des Prinzen, ließ sie eine weiße Marmortafel anbringen, auf der in goldenen Lettern folgende Worte und Zeilen stehen:

„Hier ruht Johann Baptist Wegis von Hagnau, geboren den 16. Januar 1816, gestorben den 16. November 1885.

Vom Jüngling bis zum Greise,
Ach, ist nur eine Spanne Zeit;
Oft schnell und unverseh'ner Weise
Ruft Gott zur langen Ewigkeit."

Welcher Volksdichter am See der Nänni diese schönen Verse gemacht, konnte ich nicht erfahren. Aber der Stein selber ist ein neues Wahrzeichen von Weibertreue, wie denn die Frauen trotz aller sonstigen Fehler, in diesen Dingen weit größer dastehen, als die Männer.

Niemand aber, der den Stein liest auf dem einsamen Dorfkirchhofe am Untersee, weiß, daß der fern der Heimat Verstorbene im Leben ein Prinz war.

Auch für seine Seelenruhe sorgte das treue Weib; sie stiftete in der Kirche zu Böhringen eine Totenmesse für den Hanne, und ebenso für sich und ihn ein Seelenamt in Hange. Und wenn in späteren Zeiten der Pfarrer von der Kanzel den Jahrtag für Johann Baptist Wegis und seine Ehefrau verkünden wird, dürfte niemand mehr wissen, daß der, dessen Gedächtnis am Altare gefeiert werden soll, einst als „Prinz Hanne" im Dorfe umging.

Wenige Jahre nach dem Prinzen haben sie auch die gute Nänni begraben. —

5.

Lange vor seinem weit älteren Bruder Hanne war der Prinz Konrad aus dem Leben gegangen. Er ging wilder und kühner durch dasselbe, drum hielt es auch kürzer. Schon in der Schule hatte er seine erste öffentliche Kraft an dem alten Lehrer probiert und ihn eines Tages hinter den Ofen geworfen. So zeigte schon Klein-Konrad, was für ein Recke aus ihm werden sollte. Groß geworden, bekam er in noch höherem Grade wie sein Stiefbruder Hanne prinzliche Eigenschaften, gute und schlimme. Er war tapfer, furchtlos, stark, ein Spieler und Haudegen, ein Wettenmacher, kurz alles, nur kein Rebmann und kein Feldarbeiter.

Noch weit mehr als Prinz Hanne liebte Prinz Konrad den See und das Leben auf demselben. Und wie echte Prinzen eigene Equipagen halten und selbst kutschieren, so hielt sich der „Kured" stets ein eigenes kleines Schiff, ein Luxus, den andere Rebleute, soweit sie nicht nebenbei Fischfang oder Segelschifferei betrieben, sich nicht leisten konnten.

Bald war er mit seiner Gondel auf den Wellen so vertraut, daß er einer der gewandtesten Segler wurde und später, als sein Vermögen fort war, mit seinem Schiffe sein Brot verdiente, Waren und Vieh transportierte, aber auch, wie wir oben schon erwähnt, echte Prinzen und Fürsten auf dem See spazieren führte.

Eines Tages hatten Sturmwellen seinen Kahn von dem Pfahl, an den eine eiserne Kette ihn band, losgerissen und in den See hinausgenommen. Kurz entschlossen stürzte der Prinz seinem gefährdeten Fahrzeug nach, schwamm kühn durch die Hochflut darauf zu, nahm die Kette zwischen die Zähne und zog so die Gondel schwimmend ans Land, trotzdem die Wellen mit Macht gegen ihn ankämpften.

Ein andermal fuhr er in einem Sturme in seiner Gondel von Meersburg herauf. Im Angesicht des Dorfes schlug sein Fahrzeug um. Am Land schrie alles um Hilfe; Männer

machten einen Kahn los, um sie ihm zu bringen. Aber der Kured hatte sich auf den Rücken seines Schiffchens geschwungen und rief ruhig, als säße er auf einer Gartenbank: „Blibet dussa, i komm' scho."[1]. Und er kam samt seiner Gondel richtig ans Land.

Aber auch auf dem Festland war er bekannt ob seiner Körperstärke. Von seinen Fehdezügen ins Linzgau mit dem Bruder Hanne hab' ich oben schon erzählt. Im Ringkampf unterlag jeder seinen Armen. Aber auch in seinen Zähnen stak seine Riesenkraft. Er hob jeden ausgewachsenen Mann, der sich auf den Boden gelegt hatte, mit den Zähnen an den Kleidern ihn fassend auf und trug ihn in der Stube herum. Oft gab er diese Probe als Spaß in den Wirtshäusern am See hin zum besten.

Ein richtiger Prinz muß Sportsmann sein. Auch das war unser Kured. Sein Sport war das Wetten. Er wettete beim Kegeln und Kartenspiel hohe Summen und verlor fürstlich. Ebenso ging er Wetten auf seine Kraft ein, z. B. so und so viel Säcke Frucht oder Salz auf einem Schubkarren einen Berg hinauf zu befördern. Hier gewann er meistens, auf Kosten seiner Gesundheit. Einst wettete er, den Kapellmeister der Dorfmusik, Wilhelm Spiegler, an den Zähnen vom Boden aufzuheben und heimzutragen. Auch das wäre ihm gelungen, wenn nicht der Aufgefaßte flehentlich gebeten hätte, ihn wieder hinzulegen, weil der Konrad mit den Kleidern auch die Haut erfaßt hatte.

Wie der Prinz Hanne war auch der Konrad sehr freigebig. Wenn er Geld hatte, bezahlte er allen durstigen Seeleuten, und ein Freitrunk ist für einen richtigen Rebmann am Bodensee, was für einen lechzenden Hirsch die Quelle und für den Nachtwächter der Morgen.

Solche Freitrünke feiern drum die Hangouer bei jeder einigermaßen passenden Gelegenheit. Bei ihnen wird kein

---

[1] Bleibt draußen, ich komme schon.

Bürgermeister und kein Ratsherr gewählt ohne einen Trunk. Das Trinken geht im Wirtshaus vor sich, aber den Wein bringt der Spender meist selbst mit in einer großen „Butte", die er auf dem Rücken ins Wirtshaus trägt. Das ist noch ein Stück Poesie.

Alle Streitäxte werden bei diesen Gelagen begraben, und selbst diejenigen, welche dem Gewählten ihre Stimme nicht gegeben, kommen zum Trunk und trinken ihren Unmut über die Niederlage bei der Wahl friedlich hinunter.

Man muß sie gesehen haben, die trinkbaren Winzer, bei solchen Anlässen, um zu begreifen, wie fröhlich auch der saure Seewein macht. Ich selbst bin der Stifter eines solchen Freitrunks.

Alljährlich im Mai wallfahrtete ich mit meinen Hagnauern infolge eines öffentlichen Gelübdes nach der zwei Stunden entfernten Muttergottes-Kapelle zu Baitenhausen Hoch auf dem Berge liegt sie einsam über dem Salemer Tal und ladet, wie keine, zum Beten ein und entzückt wie selten eine durch die Fernsicht das Auge.

Auf dem Hin- und Rückweg wurde standhaft gebetet, und es gab trockene Kehlen. Drum ließ ich nach der Rückkehr am Nachmittag den Mannen aus den Kellern des von mir gegründeten Winzervereins einen Freitrunk geben, dem ich für kurze Zeit anwohnte. Da war aller Hader einzelner vergessen, und wacker, wie im Gebet, zeigten sich die Männer im Trunk.

Auch für die Frauen gründete ich einen solchen Freitrunk, und es hat mich nie gereut. Der Pfarrer muß nicht bloß für die religiösen, sondern auch für die sozialen und gemütlichen Bedürfnisse seiner Gemeinde sorgen. Und je mehr er die letzteren im Auge hat, um so leichter wird ihm die Sorge für die religiösen.

Es gibt nicht leicht auf Erden arbeitsamere Wibervölker als die Rebfrauen von Hange. Und wenn der Herbst kommt, bekommen sie vom Wein, an dessen Pflanzung sie am meisten

gearbeitet haben, in der Regel keinen oder nur vom geringsten ins Haus. Der Mann verkauft und muß in der Regel fast allen Wein verkaufen, trinkt aber seine guten Schoppen im Wirtshaus. Ich habe nun durch den Freitrunk dafür gesorgt, daß die Frauen wenigstens einmal im Jahr den Wein tüchtig versuchen können, an dessen Gewinnung sie so mühevollen Anteil haben.

Mein Nachfolger als Pfarrer hat den schönen Bittgang nach der Kapelle „abgeschafft", wohl weil es ihm zu weit war. Die Rebmänner aber, in ihrer Art gescheiter als ihr Pastor, haben jenen Trunk beibehalten. —

Daß bei solch fürstlichen Passionen das vom Vater ererbte schöne Stammgut des Prinzen Konrad bald der Neige zuging, ist leicht erklärlich.

Wie andere große Herren es in ähnlicher Lage machen, so verkaufte der Kured die Stammburg samt den Gütern, baute sich ein kleines Häuschen unmittelbar am See und errichtete eine größere Schnapsbrennerei für Export von Kirschen- und Tresterwasser. Nebenbei begann er einen schwunghaften Handel nach Konstanz, im Sommer mit Kirschen und im Winter mit Schweinen und Kälbern.

„Noblesse oblige", zu deutsch: ein Prinz hat Verpflichtungen, dachte der Prinz und wurde Schnapsbrenner und Kälber- und Chriesenhändler. Aber nach dem gleichen Grundsatz der Noblesse war der Kured auch freigebig mit seinem Schnaps und seinem Kälber- und Kirschengeld.

An Spätherbstabenden, wenn die Fischer heimkehrten vom mühsamen Fang, die Segelschiffer landeten von stürmischer Fahrt und die Rebmänner aus den Weinbergen kamen von der kalten Nachherbst-Arbeit „des Schlagens"[1] und der Prinz Konrad am Schnapsbrennen war, da kehrten sie bei ihm ein, tranken von seinem Schnaps und aßen von seinem Schwartenmagen, den er von Konstanz gebracht, alles natürlich gratis.

[1] Abstechen des Rasens rings um das Rebfeld.

Den Profit seiner Brennerei und seines Exporthandels brachte der noble Prinz gerne zum Opfer; aber wenn's auch darüber ging, hatte er seine Freude, andere glücklich zu machen.

Und an kalten Herbst- und Winterabenden Fischer, Schiffer und Rebleute mit Schnaps und Schwartenmagen regalieren, heißt glückliche Menschen machen, weit glücklicher, als diejenigen sind, welche in derselben Zeit an wirklich fürstlichen Tafeln und bei Hofbällen sich ergötzen.

Und in des Prinzen Konrad „Schnapshüsle" wurde in jenen Tagen weit mehr Witz und Humor losgelassen, als auf einem Dutzend „Soireen" besserer Menschen, die sich gegenseitig falsche Komplimente sagen, anlügen und mit ihren Gedanken „Versteckens" spielen.

Es existierte noch, als ich nach Hange kam, des Prinzen Schnapshüsle, das Rendezvous frierender Fischer, Schiffer und Rebleute, wo sie sich wärmten innen und außen und dabei die kleine und große Welt besprachen.

Die kleine Welt ist dem echten und rechten Hagnauer sein Keller. So durstig er ist nach harter Arbeit, ebenso bescheiden ist er in der Qualität des Trunkes. Wenn er ein Faß „Bire-Most" im Keller hat, ist er baß zufrieden; ist dieser Most gar aus „Böckle-Bire", der besten Sorte am schwäbischen Meer, so ist sein Besitzer und Trinker ein glücklicher, stolzer Mann.

Daß einer dem andern von seinem Keller spricht, von der Most-Sorte, die er trinkt, und den paar „Uimern"[1] Wi, die er eingetan für seine „Alte", darin besteht das Gespräch über die kleine Welt.

Die große Welt ist, was über dem Keller liegt, Haus und Dorf und See. Da wird erzählt, wer schon am meisten „Band"[2] gemacht hat hinterm Ofen, wer am letzten Sonntag einen „Rusch" gehabt, wer in der Woche sein Wib geschlagen,

---

[1] Eimer = 40 Liter.

[2] geschlitzte Weiden zum Anbinden der Reben; eine Stubenarbeit des Rebmanns im Winter.

wieviel jeder auf Martini dem Domänenverwalter oder dem „Juden“ zu zahlen gehabt.

Das alles ward besprochen in des Prinzen Konrad Schnapsküche; die Männer tranken dazu den Branntwein des Prinzen, und die Wellen des Sees, die am Häuschen strandeten, schlugen den Takt dazu.

Wenn der Prinz ins Hinterland ging auf den „Vähhandel“ oder um „eingemachte“ Kirschen und Zwetschgen zu kaufen für seine Brennerei, überließ er den Kameraden seine Bude à discretion. Sie brannten ihm den Schnaps und tranken davon, so viel sie wollten und konnten. Den Rest verkaufte der Prinz, und mit dem Geld bezahlte er seinen Mitbürgern im Wirtshaus guten Wein.

Daß bei dieser fürstlichen Liberalität, die schon viele Schlösser und große Landgüter verzehrt hat, auch des Prinzen Konrad Schnapshäuschen am See nicht bei seinem Herrn bleiben konnte, ist klar.

Er mußte schließlich auch dieses Häuschen verkaufen und zwar an den bedeutendsten Mann, welchen Hange im neunzehnten Jahrhundert neben „dem großen Kübele“ hervorgebracht hat, an den Hofmaler Reinhard Sebastian Zimmermann in München[1], der eine kleine Villa an seine Stelle setzte, um die Sommer seines Alters am See seiner Kindheit zu verbringen.

Ein Heim fand der Prinz Konrad in edler Art bei seinem Bruder, dem Prinzen Hanne, dessen Holzpalais gerade gegenüber stand, und der ihn gerne aufnahm, weil er wußte, daß sein Agnate alles, was er noch besaß und aufbrachte, mit ihm teilen würde.

Konrad warf sich mit dem Rest seines aus dem Hausverkauf gewonnenen Vermögens um so energischer auf den

[1] Über sein Leben erschien 1884 ein Buch: „Erinnerungen eines alten Malers. Seinen Söhnen erzählt von R. S. Zimmermann.“

Handel mit Schweinen, Kälbern und Kirschen; ein Geschäft, das er noch ziemlich flott betrieb, als ich nach Hange kam.

Es ist dies psychologisch merkwürdig, daß beide Prinzen mit Liebe den Kirschenhandel betrieben. Bekannt ist, daß dem Kaiser Augustus ein römischer Wahrsager sagte, er stamme von einem Bäcker ab, weil der Weltbeherrscher eine große Vorliebe für Brot zeigte. Ähnlich ging's unseren zwei Prinzen; denn wie wir sehen werden, hing mit Kirschen ihr fürstliches Herkommen zusammen.

Aber auch der Prinz Konrad vergaß, wie einst der Hanne, bei diesem seinem Kirschenhandel die Kinder nicht. Und da er ein noch viel größerer Kinderfreund war, als dieser, verschenkte er die meisten „Chriesen" an die Kleinen, und so geschah es, daß auch dieser Handel keine Zinsen trug. Dazu kam noch, daß er selbst viel brauchte. Wenn er mit einer Ladung Kirschen und einigen Kälbern allein über den See gegondelt war, die dreistündige Wasserstraße gen Konstanz, so hatte der Kured selbstverständlich riesigen Appetit nach Speise und Trank.

Seine Einkehr hatte er, wie alle überseeischen Schiffer, im Lamm in Konstanz. Mehr als einmal hat der erschöpfte „Schiffma" bei der Lammwirtin ein Essen für drei Mann bestellt und der Wirtin, die mit dem Servieren warten wollte, bis „die andern zwei" kämen, erklärt, er esse heute für drei.

Während er aber so mit dem völligen Niedergang seines Vermögens kämpfte, ging ihm ein neuer Stern auf. Er wurde, wie schon erwähnt, Hofgondolier beim Prinzen Wilhelm von Baden und dessen Gemahlin, die in dem benachbarten Schloß Kirchberg, dem einstigen Sommersitz der Äbte von Salem, zur Sommers- und Herbstzeit ihren Aufenthalt genommen hatten.

Die stattliche Figur des Prinzen Konrad, sein eleganter Anzug, sein Ruf als unerschrockener Seemann hatte ihn empfohlen, und seine Gutmütigkeit, Gradheit und Treue ihn bei den „Hoheiten" mit der Zeit beliebt gemacht.

Als ihn nach der ersten Probefahrt der leutselige Prinz fragte, ob er jetzt eine Flasche Bier oder eine Flasche Wein wolle, antwortete der Kured: „Beide Teile, Hoheit!“

Er hatte zur Sommerszeit als Gondolier hohe und höchste Herrschaften zwischen der Insel Mainau und dem Schlosse Kirchberg hin und her zu führen. Und mit Stolz erzählte er immer wieder, einmal auch den russischen Kaiser auf seinem Schiff gehabt zu haben.

All' diese Herrschaften, selbst die badischen, hatten keine Ahnung davon, daß der wackere, starke Barkenführer als Prinz in seinem Seedörfchen umhergehe und sein Bruder Hanne, der Fürst genannt werde, und daß ein Prinz Prinzen und Prinzessinnen als Ruderknecht diene.

Hatte er seinen Kahn an einem der Schlösser Mainau oder Kirchberg gelandet und die vornehme Fracht gelöscht, so band der Hangouer Prinz seine Barke an und trug bescheiden hinter den Herrschaften allerlei Gepäck dem Schloß zu. Und während diese im fürstlichen Saale dinierten, speiste der Bruder des Fürsten Hanne in der Hofküche.

So eine Hofküche ist aber bekanntermaßen für Leute, die gerne essen und trinken, kein leerer Wahn. Da ist ja in der Regel nicht Schmalhans Küchenmeister, sondern Vielbrauch, und die Hofküche auf Kirchberg war des Prinzen Konrad Schlaraffenland, der hier die Fleischtöpfe der Lammwirtin in Konstanz vergaß.

Weil er in dienstfreien Stunden bisweilen auch den Küchenchef, den Haushofmeister und deren Trabanten auf dem See gondelte, war der Kured bei diesen Küchen- und Keller-Potentaten beliebt und konnte weder alles essen noch trinken, was ihm vorgestellt wurde.

Ehrlich und redlich trug er dann den unvertilgbaren Rest allabendlich dem Fürsten Hanne zu, seinem Hausherrn. So aßen beide Prinzen wenigstens die fetten Brosamen von fürstlichen Tafeln.

Tadellos war in der Zeit seines Hofdienstes die Galatracht

des Prinzen Konrad. Seine Juppe, seine Stumphosen vom schwärzesten Sammet und die ausgeschnittenen Schuhe mit den silbernen Schnallen glänzten an Sonntagen weithin, wenn er das Dorf heraufkam der Kirche zu. —

War die Haute-Saison für unsern Hofgondolier vorüber, so stieg er bescheiden wieder zu seinem Kälberhandel nieder und beförderte großäugige Kuhkinder und borstige Dickhäuter in dem gleichen Schiffe, das den Sommer über die Vornehmsten der Species Mensch getragen hatte.

Reiche Trinkgelder seiner fürstlichen Passagiere hatten seinen Beutel gefüllt, und es ging im Palais des Fürsten Hanne und in den Wirtshäusern einige Zeit hoch her. Denn wenn der Konrad Geld hatte, ließ er alle seine Mitmenschen teilnehmen an seinen Freuden, gerade so, wie es sein Bruder, der Fürst, gemacht hatte in besseren Tagen. —

Es ist bekannt, daß die meisten Sterblichen sich etwas darauf einbilden, mit vornehmen Leuten und gar mit fürstlichen Menschen umgehen zu können, und sich schämen armer und proletarischer Verwandten und Bekannten.

Drum war es dem Prinzen Konrad auch nicht zu verübeln, wenn er stolz war auf die Gunst der Kirchberger Herrschaften und auf die Vornehmheit seiner Schiffspassagiere. Und wenn ihm seine Mitbürger andächtig lauschten, wenn er von den verschiedenen Hoheiten erzählte, die er auf dem See spazieren gefahren, und wenn die Hangouer seinen hohen Umgang rühmten und beneideten, ward er stolz und in der Freude seines Herzens ließ er den letzten Taler springen.

Er kam auch die erste Zeit nach jeder Hofsaison nicht aus der Eleganz heraus. In seinem neuesten Anzug, einen schweren, gestickten Tabaksbeutel über die rechte Brustseite herunterhängend, eine lange Pfeife im Mund, ging er auf den Kälber- und „Suhandel."

Manchmal saß er im Spätherbst am Abend in meiner Stube und erzählte drollig von seinen Gondelfahrten oder von seinen Märschen ins Hinterland, wo er eingekauft hatte.

Ein solcher Viehkauf geht am Bodensee nie ohne einen tüchtigen Trunk ab, den der Verkäufer meist aus dem eigenen Keller spendet, während der Käufer dem „Wib" oder der Magd ein Trinkgeld zu geben hat.

Als Hofgondolier hatte der Prinz Konrad Geld verdient und war deshalb in seiner Eigenschaft als „Suhändler" stets splendid beim Kauf, und der Verkäufer beantwortete diese Noblesse mit einem um so tüchtigeren Trunk.

Aber des Prinzen Geld und seine Gesundheit gingen so zugrunde. Seine Riesenstärke zerfiel rasch, weil er ihr um so mehr zumutete, je mehr sie zu wanken begann. Er konnte es nicht glauben, daß ein so starker Mensch, wie er, umzubringen wäre.

Von seiner letzten Kraftprobe war ich selber unfreiwilliger Zeuge. Es war im Vorsommer des Jahres 1872. Ein prächtiger Junitag ging über den See. Ich stand am Nachmittag vor meinem Pfarrhäuschen und schaute über das glänzende Wasser hin.

Da kam der Prinz Konrad das Unterdorf herauf und rief mir von weitem zu: „Was monet Se[1], Herr Pfarrer, hüt könnt ma a Lustpartie uf'm See mache?" Ich schlug eine Fahrt nach Friedrichshafen vor, und eine halbe Stunde später glitt unser Schiff über die ebene Flut hin, von drei Ruderern mit Macht vorwärts getrieben. Am Seeufer hatte der Kured noch zwei Kollegen für die Ruderbank gefunden — den Nachbar des Fürsten Hanne, den Künzel, einen altbewährten Seemann, und den „Tuni Uiser"[2], einen Fischer erster Güte, den späteren „Burge-Moaster".

Aufwärts zum „Haffe", wie die württembergische Seestadt Friedrichshafen von den badischen Seebewohnern genannt wird, ging's flott. Trotzdem die Entfernung zu Land drei Wegstunden beträgt, legten wir schon nach zweistündiger Fahrt oberhalb des Schlosses Hofen, der Sommerresidenz des Königs, ehemaligen Priorats des Klosters Weingarten, an.

[1] meinen Sie. [2] Anton Ainser.

Eben war „das Kurhaus“ in Friedrichshafen eröffnet worden, und dorthin nahm ich meine Gondolieri mit. Denn wenn ich mit einem meiner Hangouer eine Tour machte, lebten wir im Wirtshaus al pari, und wo ich hinging, nahm ich auch meine Seeleute mit.

Im Kurhaussaal war „die große Welt“ vom Hasse versammelt zu einem Konzert. Und die große Welt vom Hasse war damals groß. Die „Saison“ hatte begonnen, und es waren manche Stuttgarter da, bessere Bürger, Beamte und solche Leute, denen der Atem ausgeht, wenn der Hof die Residenz verläßt, und die deshalb dem Hof nachreisen, in Friedrichshafen die Kur gebrauchen und gesund bleiben, wenn sie nur jeden Tag einen Hofkavalier oder einen Kammerdiener oder faute de mieux — ein Pferd vom königlichen Gestüt sehen.

Zu diesen Kurgästen gesellten sich noch die besten der besseren „Häffler“, voran mein Freund „Rudolf“, damals der schönste, gesuchteste, aber auch nervöseste junge Mann vom Hasse.

Ein Gardeleutnant hätte sein halbes Vermögen gegeben um Rudolfs schönen, schwarzen Bart, ein Helden-Bariton die Ergebnisse einer Sängerreise durch Amerika um Rudolfs Stimme, und die schönste Schwäbin die Krone ihres Königs um Rudolfs Herz. Aber nichts war dem Rudolf feil als sein Zucker, sein Kaffee, seine Zigarren und sein Prima Emmentaler Schweizerkäs, und diese Kolonial- und Alpenwaren verkaufte er nicht einmal selbst, sondern durch seine Nichte, die unermüdliche Angelika.

Er selbst widmete seine freie Zeit dem Aufschwung des heimatlichen Kurorts durch Hebung des gesellschaftlichen Lebens. Auch des heutigen Konzertes Seele war der Rudolf, und als sie ihn singen hörten, meine Hangouer, wollten sie gar nicht mehr fort. Selbst meine drei wetterharten Seeleute wurden weich und elegisch, als der Rudolf das Lied Heines sang, das da anhebt:

Ich habe geliebt manch' schönes Kind
Und manchen guten Gesellen.
Wo sind sie hin?

So hatte es der Rudolf uns angetan mit seinem Singen, daß es nachts zehn Uhr war, als wir vier Dorfbewohner die glänzenden Säle im Kurhaus verließen und auf Konrads Gondel in den See stachen und in die rabenschwarze Nacht hineinfuhren.

„Da hinten, von Bregenz her, kommt ein Wetter," sprach der seekundige Künzel. Und als ich umschaute, zuckten schon die Blitze fern vom Pfänderberge her. Die See wurde unruhig. Die Wellen gingen höher und höher.

„Des Wetter kummt mir grad rät[1]," meinte der Prinz Konrad, „jetzt könnet mer go mit dem Ostwind sägle." Sprach's, hob Segeltuch und Stange aus der Tiefe des Schiffs und stellte mit starker Hand, dem Wind zum Trotz, den Mastbaum im Herzen der Barke auf.

Der Ostwind hatte sich des Prinzen Einladung nicht zweimal sagen lassen. Er fuhr mit seinem ganzen, orientalischen Feuer in das Segeltuch, und das Schiff schoß über die Wellen hin, als ob wir auf einem im Galopp dahinsausenden Pferde säßen.

Aber schon donnerte es auch gewaltig hinter uns drein.

Meine Bootsmänner wollten, wie üblich, tiefer in die See fahren, weil es viel sicherer ist, bei einem Sturme weit vom Land weg zu sein. Ich verhinderte diese weise Maßregel durch meine Furcht vor Nacht, Wellen und Ungewitter und bat den Prinzen, der am Segel saß, dem Lande zuzutreiben, da ich lieber zu Fuß heimkehren, als einem nächtlichen Sturm auf hoher See mich anvertrauen wollte.

Kaum hatte aber bei der Seitwärtsdrehung des Schiffes der Wind das Segel erfaßt, als er mit solcher Gewalt unter Donner und Blitz losbrach, daß der Kapitän Kured Mastbaum

---

[1] recht.

und Segel niederlegen mußte, sonst hätte der Sturm unser Schifflein umgelegt.

Die Ruderer legten ein und suchten dem Lande zuzutreiben. Aber je näher wir demselben kamen, um so kräftiger kehrten die Wellen, eben vom Sturm ans Ufer gepeitscht, zurück und warfen uns wieder der See zu.

Immer wieder mühten die drei starken Männer sich ab, den Anprall der durch die Berührung mit dem Uferboden gestärkten Wogen zu überwinden. Es war, so nahe wir auch dem Land waren, unmöglich, an dasselbe heranzukommen.

Da sprang der Prinz, des vergeblichen Kampfes müde, kühn über Bord und hinein in die dunkle Flut. „Künzel, kumm," rief er aus dem Wasser, „i ha Boda[1]." Der Künzel sprang nach, und mit Riesenkräften zogen die zwei unsern Kahn durch die schäumenden, tobenden Wellen dem Lande zu.

Die Blitze leuchteten, der Donner rollte dumpf über unseren Häuptern, und der Regen ergoß sich in Strömen über die vier Mannen, die bei „Manzell" (Cella Magni) übers Feld hinstolperten der Landstraße zu, um zu Fuß heimzukehren.

In aller Frühe war der Prinz wieder den Weg zurückgelaufen, um sein Schiff zu holen, ehe Strandläufer es als herrenloses Gut betrachtet hätten.

Als ich um acht Uhr zur Kirche ging und über den See hinschaute, sah ich den wackern Kured schon vom „Kippenhorn" hersegeln in der Morgensonne.

Es war seine letzte stürmische Fahrt gewesen. Ein altes, schweres Magenübel machte ihn im kommenden Sommer schon so kraftlos, daß er seinen Hofdienst nicht mehr aufnehmen konnte. An seiner Stelle ruderte ein anderer mit den Hoheiten den See auf und ab, was ihm wehe tat. Er schleppte sich oft noch hinauf zum Schloß, sonnte sich im Hof und präsentierte sich den Herrschaften, wenn sie vom See heraufkamen. Sie

[1] Ich habe Boden, Land unter den Füßen.

ließen ihm dann aus der Hofküche Stärkung reichen. Doch umsonst. Die Kräfte des Prinzen sanken mehr und mehr. Unter Schmerzen verlebte er noch, elend durchs Dorf wankend, den Herbst und den Winter. Als es Frühling wurde über den See hin, da ging's mit ihm ans Sterben.

Es war ein frischer Märzentag des Jahres 1873. Am Morgen hatten mich die stolzen Rappen des Wirtes von Limbach, des entlegensten Bergdörfchens im Linzgau, abgeholt, damit ich dem kranken Wirt leibliche Heilung brächte. Denn ich trieb damals in meinem Dorfe und in der Umgegend das Gewerbe eines Naturarztes und heilte mit Wasser nach Prießnitz-Hahn'scher Art. Wickelungen, Sitzbäder, Halbbäder kennen die Hangouer heut' noch und seit vierzig Jahren von mir. Und manch einer kam auch aus den umliegenden Dörfern, der von meiner „Wasserkur" gehört hatte.

Spät am Abend war ich heimgekommen. Denn der Pfarrer von Limbach, der vereinsamsten einer, der Otto Biccelio von Kenzingen, war ein Studiengenosse, den ich seit Jahren nicht gesehen, und die Aussicht von diesem Bergdörfchen und seinem Pfarrhäuschen über See und Alpen und Schwabenland und Allgäu ist so einzig schön, daß ich gerne länger blieb, als meine ärztliche Konsultation es erforderte.

Als ich heimkam, hieß es, der Prinz Konrad sei am Sterben. Ich eilte zu ihm. Wie ein steinernes Ritterbild auf einem alten Sarkophag in einer Domkirche lag der Sterbende mit aufgehobenen Händen da — auch im Sterben noch ein schöner, gewaltiger Mensch.

Kindlich fromm verrichtete er seine Beichte und empfing die heilige Wegzehrung, still, gefaßt, mutig und groß im Angesichte des Todes.

„Mir isch do numm[1] z'helfe, Herr Pfarrer, un 's goht mir am beste, wenn i sterb" — meinte er zum Abschied.

---

[1] doch nimmer.

Und er starb in der gleichen Nacht. Am 29. März 1873 haben wir den schönsten und stärksten Mann im Dorf, erst 38 Jahre alt, hinaufgetragen auf den Kirchhof, von dem aus die Lebenden einen so wunderbaren Blick genießen auf den See, über dessen Wassern der tote Prinz so manchen freudigen Tag verlebt hatte.

Und als wir vom Kirchhof heimgingen, sprach mein alter Sakristan: „Der Prinz Kured isch der stärkst' Ma gsi, aber der Tod het en do zwunge."

Heute, 1911, da dies Buch neu erscheint, sind längst, längst alle tot, die ich bisher genannt habe. Selbst der schöne Rudolf hat längst ausgesungen. Und auch die echten Fürsten, die der Konrad einst gegondelt, sind alle fort; nur die Prinzessin Wilhelm von Baden lebt noch.

6.

Wo Prinzen sind, muß ein Fürst-Vater zuvor gewesen sein. So hatten auch die Prinzen Hanne und Kured einen Vater, der Fürst genannt ward und so die Titel Fürst und Prinz vererbte auf seine Söhne. Er hieß „Sepper-Tuni"[1], trug also, wie's fürstlicher Brauch ist, mehr als einen Namen und dazu den Ehren-Namen Fürst.

Er war ein lustiger, starker und großer Mann, bewohnte aber in seinen jüngeren Jahren und so lange die alte Fürstin ihm nicht das Palais und die Güter übergeben hatte, eine alte Lehmhütte unter dem „Burgstall".

Da er wenig sein eigen nannte, nahm er von den Reben, welche dem Heiligen, d. i. dem Patron der Pfarrkirche Sankt Johannes Baptista, gehörten, „in Bau". Die Bauleute der Kirche hatten aber außer der Pflege der kirchlichen Rebgärten noch einige Kirchendienste zu versehen. Sie fungierten als Fahnen- und Kreuzträger bei Prozessionen und Beerdigungen oder als Totengräber und Balgtreter.

---

[1] Josef Anton.

Die Seebewohner hatten von jeher eine Vorliebe für Prozessionen und Bittgänge, und die heutigen Hangouer haben diese Vorliebe, die immerhin auch noch ein Stück Volkspoesie in sich schließt, energisch beibehalten.

Ich halte auf kirchliche Prozessionen in Städten, wo mehr Zuschauer als Teilnehmer sich einfinden, gar wenig vom streng religiösen Standpunkt aus. Sie sind höchstens das, was der Franzose „une manifestation catholique" nennt. Aber wenn eine ganze Gemeinde betend in Prozession geht und dies gar noch am Ufer eines großen Sees hin, in welchen die schönsten Berge Gottes hineinschauen, das ist Andacht und Poesie. Und die vielen Bittgänge, die ich in den fünfzehn Jahren meiner Seelsorge am See mitmachte und einführte, haben ein unvergängliches Bild in mir zurückgelassen.

Aber die alten Hagnauer hatten nicht bloß See und Alpen bei ihren Prozessionen als äußere Staffage, sondern auch einen Fürsten als Fahnenträger.

Sepper-Tuni, der fürstliche Rebmann der Kirche Sankt Johannes des Täufers zu Hange am See, trug die rote Fahne mit dem Bilde des heiligen Sebastian, des nächst dem Patron der Kirche gefeiertsten Heiligen des Dorfes.

Die rote Fahne eröffnet in Hange jeweils die Prozession. Ihr folgt die männliche Jugend vom Schulbuben an.

Kaum war der Fürst mit seiner Fahne vor dem Tor der Kirche draußen, hinter ihm die Schar der Knaben, als er mit lauter Stimme rief: „Buabe, 's Mul uff! betet au: Vater unser, der du bist" usw.

Wollten die kleinen Racker im Verlauf des Bittganges im Beten nachlassen, so rief der Fürst mit einem Riesentenor immer wieder: „Buabe, 's Mul uff! betet au: Heilige Maria, Mutter Gottes" usw.

Weil er von der Kirche so viel Reben in Bau übernommen hatte, als sonst zwei Rebmänner bauten, hatte aber der Sepper-Tuni noch einen zweiten Kirchendienst — er war

Balgtreter auf der Orgel und Adjutant des „Schulmeisters".

So ein Balgtreter in einer christlichen Kirche ist eigentlich das einzige menschliche Wesen beim Gottesdienst, das nicht imstande ist, das zu tun, was man dabei tun soll.

Während die einen beten, die andern singen, der Organist in seinen Tönen Gott lobt — muß der Balgtreter aufpassen, wie ein Häftlemacher, um im Schweiß seines Angesichts rechtzeitig seine Trethölzer der Erde zuzustampfen, während andere ihre Seele zum Himmel erheben.

Er ist aber auch der einzige in der Kirche, dem man es nicht verübeln kann, daß er nicht betet. Während der Predigt schläft er in der Regel, so daß, wenn's Kirchenjahr vorüber ist, der Mann, welcher am regelmäßigsten in der Kirche war, nie gebetet hat.

Es gehört schon ein Genie von einem Kalkanten dazu, wenn er etwas erfindet, um seine prosaische Funktion zu einer gottwohlgefälligen zu machen. Und diese Erfindung hat Sepper-Tuni, der erste Fürst von Hange, gemacht. Er half nämlich hinter der Orgel hervor dem Schulmeister singen.

Bei Trauergottesdiensten sangen der Sepper-Tuni und der Lehrer Lender, also Balgtreter und Organist, zusammen. Die Stimme des Fürsten gab aber so aus, daß es für zehn Mann gelangt hätte; drum, nachdem der Sepper-Tuni einmal kapitelfest war im Singen, ließ der Lehrer ihn allein singen.

So sang in den zwanziger und dreißiger Jahren der Fürst-Balgtreter alle Seelenämter allein, und er sang sie fürstlich. Auch nachdem er regierender „Fürst" geworden war, im Jahre 1826, behielt er den Balgtreterdienst bei — um des Singens willen; gewiß ein demütiger und bescheidener Fürst.

Aber sonst wurde der Sepper-Tuni groß, als er ins Palais der Fürstin eingezogen war. Die Reben, die er ehedem als Taglöhner bearbeitet hatte und welche die Kirche

später verkaufte, erwarb er selbst, stolz, eigener Herr zu sein, da wo er Knecht gewesen.

Er machte alsbald nach dem Antritt des Fürstentums ein großes Haus, was in Hange und der Umgegend soviel bedeutet, als er hatte viel Wein im Keller und lud seine guten Freunde dazu ein.

Es gab Jahre, da der Sepper-Tuni aus seinen Reben 2—300 Hektoliter Wein „machte", und davon nahm er keinen kleinen Teil heim und hielt Hof.

Seine Frau, obwohl aus einem Schloß stammend — ihr Vater war Kloster-Rebmann auf dem nahen Schloß Kirchberg gewesen — bekam so wenig als später ihre Sohns-Frau, des Däschlers Nänni, den Namen Fürstin. Sie hieß, wie von Kindheit an, des „Hallers Bernharde" und war die stillste und brävste Frau im Dorf und wurde die Mutter des Prinzen Johann.

Sie schwieg, wenn der Fürst oft bis nach Mitternacht oder in den kommenden Morgen hinein Hof hielt, d. h. mit seinen Freunden trank und schlief und dann wieder trank und wieder schlief.

Während dieses Trinkens am Abend saß hinten auf der Ofenbank ein alter, zitternder Mann, hungrig und durstig. Es war Konrad, des Fürsten Vater, gegen welchen der Sohn so hart war, als ob er nicht sein Vater wäre. Die Zechkameraden des Fürsten brachten dem Greisen regelmäßig einige Gläser Wein hinter den Ofen mit dem Bemerken: „Der Großvater muß auch ein Schöpple haben, wenn wir im Übermute trinken."

Das war ein unschöner Zug Sepper-Tunis, der sonst dem Wahlspruch huldigte: „Beten und arbeiten und trinken, und trinken und arbeiten und beten", daß er seinem frommen Vater, der täglich zur Kirche ging, nichts zu trinken gab.

Als seine Frau krank wurde und in ihrer Krankheit öfters die Besuche des Pfarrers erhielt, kam der Fürst, nachdem der

Seelsorger einige Zeit am Bette der Leidenden verweilt hatte, in die Kammer und sprach: „Herr Pfarrer, jetz isch wieder genug getröstet, jetzt wolle wir eins trinke." Dann führte er den Pfarrherrn in seine Stube, und beide tranken. Und der alte Pfarrherr von damals, Fink, ein Überlinger, war ein starker, „trinkbarer" Mann, der nach alter Ritterart dem Humpen zusprach, eine Eigenschaft, die ihm seine Popularität nicht verringerte, sondern vergrößerte; denn trinken können gilt in Hange nie als eine Schande, sondern als eine Ehre. Nur darf der Pfarrherr auch nicht geizen mit seinem Wi aus dem „Pfarrgärtle und aus dem Ströle".

Bernharda, die schweigende, starb, und der Fürst heiratete 1830 eine Evastochter aus Hange, Franziska Dimmeler, die nicht schweigen konnte.

So oft der Fürst Hof hielt oder, nachts mit seinen Kameraden aus dem Wirtshaus kommend, noch eins trinken wollte, machte sie Spektakel. Das empörte den Sepper-Tuni, und er schlug dann zuerst sein Weib aus dem Schloß, das sie in jener Nacht nicht mehr betreten durfte, und dann ging er in seines Kellers Gründe, füllte die Humpen und trank mit seinen Mitbürgern bis zum hellen Morgen.

Aber wenn er auch noch so lange Hof gehalten hatte, in aller Frühe war er wieder bei der Arbeit und hielt Haus und Gut in bester Ordnung.

Bisweilen reute es ihn, wenn die Hofhaltung zu viel Wein konsumiert hatte, und dann ließ er Weib und Kinder fasten und gab ihnen wochenlang keinen Tropfen aus seinem Keller, um das Defizit wieder auszugleichen. Er selber aber trank in altgewohnter Weise.

Es soll auch bei anderen Fürsten schon vorgekommen sein, daß sie es sich an nichts fehlen ließen, während die Untertanen darbten und fasteten.

Sein Weib, das so oft ihm den Burgfrieden gestört, segnete bald das Zeitliche, und der alternde Fürst nahm eine Dritte, auch eine Dorfschöne, die aber mehrere Jahre in

Straßburg gedient und etwas Lebensart hatte. Sie fand sich deshalb mit der Etikette am Hofe bald zurecht.

Das erste Weib hatte geschwiegen und geduldet, wenn der Ehegemahl seine Gelage hielt, das zweite geschimpft und dafür Prügel geerntet, die Dritte löste den Knoten am einfachsten, sie — trank tapfer mit. Ja sie trank auch, wenn der Fürst nicht trank. Wenn er in den Reben arbeitete und sie in der Waschküche hantierte, trank sie eine Kanne um die andere. Weinfröhlich ging sie dann dem Fürsten entgegen, wenn er heimkehrte, kochte ihm ein gutes Mittagessen, und der Alte war seines Weibes baß zufrieden.

Meinen Leserinnen aber gebe ich jetzt auf, das Rätsel zu lösen, welche von den drei „Fürstinnen" die klügste war. Es dürfte nicht leicht sein, diese Frage zu entscheiden; denn wenn Frauen kurz besonnen für die erste sich entscheiden wollten, vergessen sie, daß Schweigen die schwerste Tugend ihres Geschlechtes ist und ein wahres Martyrium für ein „Wibervolk". —

Erst zu Anfang der sechziger Jahre haben sie in Hange dem alten Balgtreter, dem langjährigen Solosänger, dem lustigen Fürsten Sepper-Tuni die Totenmesse gesungen.

Prinz Hanne wurde vom Tage an Fürst. Des Alten kluges drittes Weib aber, die Mutter des Prinzen Konrad, der im Palais und in den Gärten sukzedierte, trank mit ihrem Lieblingssohne noch weiter bis zum Ende des genannten Jahrzehnts. —

Und nun zur Lösung der ganzen Fürstenherrlichkeit, von der wir seither erzählt haben. Wir haben bis jetzt Prinzen und einen Fürsten, aber keine Fürstin. Bei ihr erst finden wir den Schlüssel zum Fürsten und zu den Prinzen. Und nun paß' auf, lieber Leser, du mußt zwischen meinen Zeilen lesen können, bei dem, was jetzt kommt, denn schon der Weise im Alten Testamente spricht: „Es ist besser, die Geheimnisse Gottes zu offenbaren, als die der Fürsten", und deshalb muß

ich subtil und zweideutig reden, was ich sonst nicht kann und noch weniger mag.

Vor mehr denn hundert Jahren lebte in einem schönen Schlosse am schwäbischen Meere ein lebensfroher Fürst, frau- und kinderlos. Er hielt alle Tage echten Fürstenhof. Baronen, Grafen und Ritter gingen in seinem Schloß ein und aus, und zahlreiche Kavaliere bildeten in den verschiedensten Hofchargen seine Umgebung.

Bei gutem Wetter fuhr der Fürst, ein schöner Mann, dessen Porträt ich besitze, in einer schweren, goldverzierten Karosse spazieren und trug dabei in der Regel einen roten seidenen Frack, weiße, seidene Kniehosen und silberglänzende Schnallenschuhe und, wie es damals Mode war, eine große Perücke auf dem Kopf.

Auch die umwohnenden Landleute, zum Teil seine Untertanen, zum Teil seine Rebbauern und Pächter, verkehrten im Schlosse. Sie brachten Eier, Butter, Kälber, Schweine, Wein und Obst für Küche und Keller oder sie wollten dem Fürsten Bitten vortragen oder zum Namenstag und Neujahr gratulieren, wie es an fürstlichen Residenzen üblich ist.

Unter den Landleuten nun, welche der Hofküche wegen im Schloß aus- und eingingen, befand sich zur Sommerszeit auch ein Mädchen von Hange. Es brachte in der Regel die ersten Kirschen in die Hofküche.

Wir wissen bereits, daß Hange die besten Kirschen rings um den Bodensee produziert und dafür von alters her so bekannt war, wie heute noch.

Das Mädchen hieß Ammrei[1], war von dem Dorfgeschlechte der Model, bildschön, hatte Wangen, so rot wie die Frühkirschen, und Augen, so schwarz glänzend wie die Spätkirschen, die sie in ihrem Korbe auf dem Kopfe trug.

Die Hofdiener, Köche und Küchenmeister, die der schönen

---

[1] Anna Maria.

Kirschenträgerin um die Wette den Hof machten, fertigte sie in gutem, schneidigem Hangouer Deutsch ab.

Aber wenn sie mit ihrem Körbchen über den Schloßhof schritt, sah sie eben auch ein oder der andere Kavalier und Kammerherr. Auch der Fürst sah sie, wenn er bei ihrer Ankunft eben aus- oder heimfuhr. Und als nun die höheren und höchsten Herrschaften sich um das schöne Ammreile interessierten, konnte sie diese Herren nicht so abfertigen, wie die Köche, Kutscher und Lakaien.

Es heißt sonst im Sprichwort, mit großen Herren sei nicht gut Kirschen essen, aber die schöne Ammrei muß das doch fertig gebracht haben; denn bald war sie am Hofe sehr beliebt.

Wie das kam, weiß ich nicht. Es ist schon gar lange her; sie selber hat es niemanden in Hange erzählt und hinterlassen, und unsereiner dürfte es als Pfarrer und geistlicher Untertan auch nicht erzählen, selbst wenn er es wüßte.

Item, das Ammreile wurde so beliebt bei Hof und seine Gesellschaft so gerne gesehen, daß es oft wochenlang drin blieb, wie man sagte, als — Weißzeugbeschließerin. Die Menschen sind in solchen Dingen immer ein wenig boshaft gewesen, und dazu hatte das Ammreile sicher auch vom Neid zu leiden. So kam es, daß, wenn es nach Wochen wieder im Heimatsdorfe auftauchte, die Weibsleute hinter den Spinnrädern, an den Waschzübern und an den Brunnentrögen, und die Mannsleute in den Reben, am Brennkessel und in den Torkeln sich zuflüsterten: „Die Fürstin ist auch wieder da."

So trug das Kirschenmädchen diesen stolzen Namen jahrelang im stillen.

Ein Jahr zuvor, ehe die französische Revolution ihren Anfang nahm, in deren Verlauf der Fürst, der die Kirschen von Hange so geliebt, sein Fürstentum verlor, heiratete die jetzt 34jährige schöne Ammrei einen Hangouer Burschen, der wenige Jahre älter war, als sie und Konrad Wegis hieß. Dies geschah anno 1788.

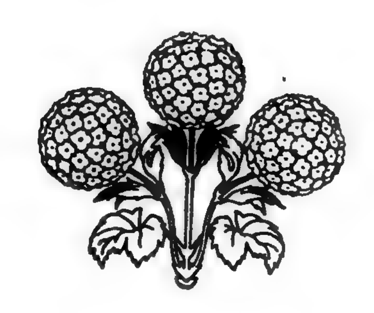
Sie hatte ein schönes Haus gekauft, eines der schönsten

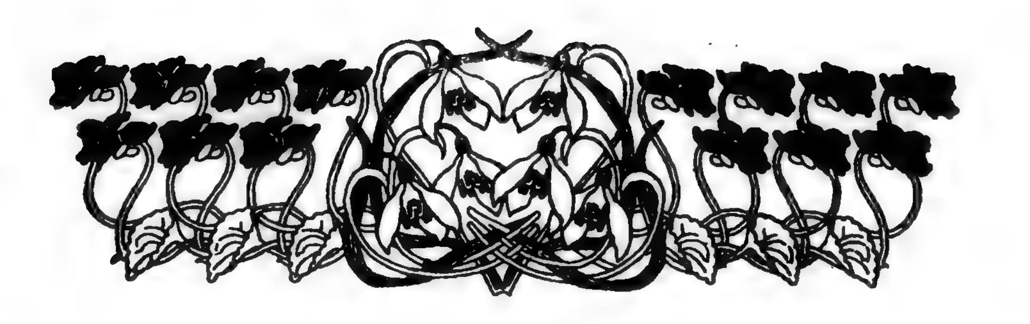
im Dorf und den Wegis zum wohlhabenden Mann gemacht. Ihr einziger Sohn war der Sepper-Tuni, der auch bei ihrem Tod alles erbte.

Als sie starb, hieß es im Dorfe: „Die Fürstin ist gestorben" — und von Stund' an ward der Sepper-Tuni der Fürst genannt.

So kam eine Rebmannsfamilie zum Fürsten- und Prinzentitel, und das kleine Dörfchen Hagnau hatte ein halbes Jahrhundert lang Prinzen und Fürsten. Jetzt sind die Nachkommen des Fürsten Sepper-Tuni im Titel ausgestorben. Noch lebte zu Ende des 19. Jahrhunderts, abseits von Hange, im einsamen Dörfchen Kippenhusen, der dritte Sohn des Fürsten, Theodor, ein Bruder des Fürsten Hanne, der aber um Titel und Stand kam, weil er als Knabe schon den väterlichen Boden verließ. Aber eines königlichen Durstes und eines fürstlichen Appetites hatte sich der Theodor als Familienerbteil doch allezeit zu erfreuen.

Der Stamm des echten Fürsten aber, der so gerne Hangouer Kirschen aß, ist längst ausgestorben, weil der Tod alle Fürsten zwingt, die Kronen-, die Kirchen- und die Kirschen-Fürsten. Aber im Münster zu Freiburg ist noch der kunstvolle Grabstein des Vaters des Fürsten zu sehen, der so gerne Kirschen von Hange gegessen und dem die Ammrei so gefallen hat.





Mein Sakristan.

1.

Als ich am ersten Morgen meines Hagnauer Daseins in die Kirche kam, präsentierte sich mir in der kleinen, dunkeln Sakristei ein hustendes, pustendes Männchen mit einem Höcker als den „Mesmer" und zukünftigen Amtsgehilfen.

Er war noch jung, kaum etliche zwanzig, der „Leopold", wie er allgemein nach seinem Vornamen hieß, litt aber offenbar hochgradig an Schwindsucht und war von Natur aus verkrüppelt.

Seines Vaters Bruder, der „alte Siebenhaller", ehemaliger Klosterbruder im Kloster Kreuzlingen am gegenüberliegenden Seeufer, war viele Jahre lang ein vortrefflicher Sakristan gewesen, und nach seinem Tod hatte man den Leopold, der sonst nichts hätte verdienen können, aus Gnad' und Barmherzigkeit zum „Mesmer" ernannt; ein Dienst, den auch das kranke Männlein versehen konnte, wenn es ordentliche Ministrantenknaben hatte, die dem Leopold läuten halfen.

Sein Vater war tot und seine Mutter im „Hof", d. i. im Armenhaus.

Das Kloster Weingarten, die alte Herrin des weinreichen Dorfes, hatte sich zu Anfang des 18. Jahrhunderts einen

neuen stattlichen Klosterhof an den See gebaut, der jetzt der Gemeinde als Armen- und Rathaus dient, und dem Dorfe, vom See aus gesehen, weithin ein gewaltiges Ansehen gibt.

Ich besuchte die Armen und Kranken im ehemaligen Klosterhofe gerne, denn in den Armenhäusern vereinsamter Dörfer lebt und stirbt manches Original. Im Hagnauer Hof lebte in den ersten Jahren meiner Pastoration noch der „Jüngling“, ein alter Landsknecht, der alle napoleonischen Kriege mitgemacht und fast unter allen europäischen Potentaten gedient hatte und auch regelmäßig jedem desertiert war. Er wußte viel zu erzählen, nicht von seiner Tätigkeit bei Schlachten, wohl aber von seinen Irrfahrten und Verfolgungen als Deserteur.

In der alten Papstburg zu Avignon war er einmal Jahr und Tag eingesperrt gewesen, entkam und schlug sich unter den größten Entbehrungen, immer zu Fuß, bis an den Bodensee durch.

Er wurde aber ganz bös, wenn man ihm sagte, er habe „keine Courage“ gehabt, weil er so oft desertiert sei. Zum Desertieren in Kriegszeiten, worauf die Kugel als Strafe gesetzt sei, meinte er, gehöre mehr Mut, als in Reih und Glied zu bleiben und eine Schlacht mitzumachen, wo die Kugel nicht so sicher wäre.

Friedlich wanderte er jeden Mittag und jeden Abend an meinem Hause vorbei zum Gemeinderechner Seyfried, der ihm auf die Gemeinderechnung die Kost gab, und ebenso friedlich wieder heim in die hohe Stube im Hof, wo er auf einem Stuhle saß und hustete, bis es wieder Zeit war zum Essen.

Als ich ihm die Sterbsakramente reichte, sagte er: „Jetzt kommt der einzige Potentat, dem keiner desertiert, der Tod, und dem werd' ich auch nicht mehr durchbrennen können, obwohl ich das Desertieren einst gut verstanden habe.“ —

Es wohnte damals im Hof auch noch der Küfer Paul Zimmermann, der auf hundert Jahre zurück alle guten und

schlechten Weinjahre kannte und wie viel Wein es im Dorf gegeben und wer am meisten in jeder Generation habe trinken können.

Der letzte echte Kloster-Hofküfer, Ehrlinspiel, so erzählte er mir öfters, sei der beste Trinker in diesem Jahrhundert gewesen. Der habe einmal an einem Sommertag gewettet, einen Eimer, d. i. 40 Liter, Wein an einem Tag zu trinken und so frühzeitig fertig zu sein, daß der hölzerne Eimer noch in der Sonne trocknen könne. Und er habe die Wette gewonnen.

Der Paul selber hatte sich in den Hof getrunken und humorvoll meinte er, wenn einer es ins Armenhaus bringe und damit zugleich zum „Hofküfer", so sei das doch ein Kunststück.

Im Hof wohnte auch, wie gesagt, die Mutter des Leopold, die „blinde Frenz", die wegen ihrer bösen Zunge allgemein gefürchtet war und bei welcher der sanfte Leopold es nicht wohl hätte prästieren können. Er hatte deshalb seine Herberge bei einer Base, der Witwe des alten Mesners, seines Onkels, aufgeschlagen, während sein älterer Bruder, der „Sepper", bei einer Tante lebte, der Frau des Marti Model.

Dieser Marti war der dickste Rebmann in Hange. Alt geworden, saß er zur Sommers- und Winterszeit im Oberdorf in seinem sonnigen Stüblein mit Aussicht auf den See am Fenster und trank, trank, trank, während seine Frau und der Sepper die Weingärten bearbeiteten, damit der Marti zu trinken hatte.

Der Marti ging jahrelang nicht mehr aus der Stube. Ich besuchte ihn bisweilen, da er auch nicht zur Kirche kommen konnte ob seiner Schwerleibigkeit.

Er erzählte mir oft von seinem Bruder Franzsepp, der im Unterdorf wohnte und ein harter, alter Mann war, mit dem niemand gern verkehrte. Dieser hieß im Dorf allgemein „der Vähmodel"[1] wegen seines störrigen, unvernünftigen

[1] Viehmodel.

Wesens und Gebahrens. Er arbeitete wie ein Vieh, tat aber auch so, wenn er aus dem Geleise kam. Er trug in seinen jüngern Jahren an Sonntagen stets einen langen, hellblauen Rock mit vergüldeten Knöpfen und einen hellgrünen Seidenhut in Zylinderform. Trotz dieser äußern Eleganz war er aber der händelsüchtigste Mensch des Dorfes und bekam deshalb unzählige Male Prügel und blutige Schläge. Dabei hatte er die Gewohnheit, so oft er geschlagen worden war, wenn er heimkam, seine gänzlich unschuldige Frau auch zu schlagen, weil sie, die gar nicht dabei war, ihm nicht geholfen habe.

Alsdann legte er sich zu Bette und weinte bitterlich über seine Schläge und verbot seiner Frau, etwas zu kochen, so lange er in diesem Seelenschmerz zu Bette lag, was oft tagelang währte. Die Frau glaubte schließlich, wie sie selbst sagte, Brot und Wein gäbe auch eine Suppe, und trank Wein in Fülle und aß Brot dazu.

Sein Bruder, der dicke Marti, war das Gegenteil vom Franzsepp: still, gemütlich und friedlich. Er trank im Frieden bis zu dem Tage, da ich zu ihm kam mit den Sterbsakramenten. Gleich darauf verschied er.

Der Vähmodel hatte übrigens auch edle Züge. Waren seine Wunden ausgeheilt oder manchmal am Morgen nach einer Schlacht schon ging er mit verbundenem Kopf und einem Krug von seinem besten Wein zu seinem Gegner, der ihn geschlagen, und trank mit ihm „den Frieden".

Nie, so schwer er auch mißhandelt worden sein mochte, ging er zum Bürgermeister oder zum Amt, um zu klagen.

Geradezu wütend aber wurde er, wenn ihm jemand den Namen zurief, den er im ganzen Dorf trug: Vähmodel. Einmal riefen sie ihm diesen Namen aus einer Torkel zu, wo angeheiterte Rebleute beisammen waren. Da ging der Franzsepp heim, spannte seine Kühe ein, holte am Seeufer einen Wagen voll Kieselsteine, fuhr vor die Torkel und eröffnete ein Bombardement auf Haus und Menschen.

Waren die Weinpreise im Herbst niedrig, und bot man ihm nicht genug, so nahm er allen seinen Wein heim und trank ihn selber.

Ich hab' ihm sterben helfen, dem störrigen, hitzigen Mann. Er meinte, er habe alle seine Sünden abgebüßt, weil er keinen Zoll Fleisch an seinem Leibe trage, der nicht die Spuren von Mißhandlungen trage. Schwer krank sei er sonst nie gewesen im Leben und habe nie einen Doktor gebraucht; seine Kur, die stets angeschlagen, habe im Hungerleiden und Bettliegen bestanden. Jetzt aber werde wohl beides nichts mehr helfen. Und er hatte recht. —

Aber noch einen Vetter von Gewicht außer dem Marti hatte mein „Mesmer", der Leopold, und das war der Chef der öffentlichen Sicherheit, der Polizeidiener Siebenhaller, ein noch durstigerer Mann als der Marti und der trinktüchtigste in seiner Generation.

Ähnlich wie im Kinzigtal bei den Bauern der Polizeidiener „die Sicherheit" genannt wird, so heißt er in den Dörfern am See „d e r Polizei". Dieser Polizei aber versieht in den Reborten am schwäbischen Meer ein sehr feuchtes Amt. In jedem Haus, wo er zu amten hat, gibt's zu trinken, im Sommer Wein, im Winter Tresterschnaps.

Den einen Tag hat der Polizei Leute vorzuladen, weil der Notar oder der Steuerkommissär kommt, am andern muß er zu den Fronden für die Gemeinde „bieten", am dritten Mahnungen zum Steuerzahlen herumtragen. So gibt es Gelegenheit genug, zu den Leuten zu kommen. Überall gab's, wenigstens zu meiner Zeit noch, einen Trunk. Und „ein Polizei", der 's Trinken noch nicht konnte, mußte es auf diese Art lernen.

Der Siebenhaller war trotz seines Trinkens alt geworden und wehrte sich in seinen alten Tagen noch mannhaft, wenn die Geister ihn bezwingen wollten. Er, ein alter Dragoner, war stets stramm beim Dienst, auch wenn er noch so viel getrunken hatte.

Gleich im ersten Winter, den ich in Hange verlebte, begegnete er mir eines Abends, da er von Ittendorf her den „Judenbichel"[1] herabkam, über den glatten Schneeweg rechts und links taumelnd, aber wacker kämpfend gegen den Fall. Als er in meiner Nähe angetaumelt war, blieb er schwankend stehen und sprach: „Herr Pfarrer, der kaibe Schnaps möcht' mi gern' uf de Bode bringe, aber des wär a Schand für a Polizei, wenn er a Rusch hätt' und enni[2] falle tät. Drum wehr i mi, und der Schnaps bringt mi welleweg[3] nit uf de Bode." Sprach's und schwankte mächtig weiter. Ich aber hielt den Alten, der sonst der stillste Mann im Dorfe war, von Stund an für „einen Original-Polizei". —

Sein Neffe, der Leopold, so unbedeutend er war, wurde mir in den ersten Tagen doch ein wichtiger Mann. Er teilte mir die Ordnung des Gottesdienstes mit und gab mir eine Charakteristik der Gemeinde. Das tut sonst jedes Pfarrers Vorgänger; allein der meine war als grollender Ajax von dannen gezogen, ohne daß ich ihn über diese Punkte hätte fragen können.

Seine Mitbürger und -bürgerinnen zeichnete der Leopold ganz kurz mit den Worten: „Sie mulen[4] gern." Und deshalb, meinte er gutmütig, sollte ich nicht viel ändern an der seitherigen Gottesdienst-Praxis, damit die Hangouer nicht gleich „mulen über den neuen Herrn".

Ich folgte fast durchweg seinem weisen Rat, nur den Werktagsgottesdienst verlegte ich auf eine spätere Stunde und beruhigte den sanften Leopold damit, daß ich auch mulen könne, falls die Rebmänner und Rebfrauen darüber mulen sollten.

Doch dem guten Sakristan waren seine Tage gezählt. Der kommende harte Winter von 1869/70 griff ihn schärfer an. Oft mußte er seinen Bruder Sepper als Stellvertreter

[1] Bichel, Bühl, Hügel. Auf dem Hagnauer Judenbühl soll im Mittelalter ein Jude hingerichtet worden sein, daher der Name. [2] hin. [3] jedenfalls. [4] räsonieren, schimpfen.

senden, da er an den kalten Wintermorgen nicht aufstehen konnte. Und als das Frühjahr kam und der Mai mit seinen Blumen, da haben wir den Leopold begraben.

Alsbald meldete sich für das erledigte „Lehen" sein Bruder, der Rebmann Sepper. Ich nahm ihn, obwohl er zu einem Mesner sich wenig eignete, lediglich weil er der alten Sakristan-Dynastie angehörte. Der Sepper war linkisch und täppisch für den Kirchendienst, sonst aber ein guter Kerl. Er hat mich oft geärgert, aber auch wieder erfreut durch seine trockene Naivität.

Es gehört zu den Zeremonien der katholischen Kirche, daß der Priester, ehe er sich zur heiligen Messe ankleidet, in der Sakristei eine flüchtige Abwaschung der Hände vornimmt. Hierzu Wasser bereit zu halten, vergaß der Sepper fast regelmäßig, und als ich ihn einmal heftiger als sonst darüber tadelte, sagte er in aller Gemütsruh': „Herr Pfarrer, ich wäsch meine Hände immer daheim, ehe ich in die Kirche gehe, und ich mein', der Herr Pfarrer könnt's auch so machen, wie ander' Leut'."

Fortan war ich dem Sepper nie mehr bös, wenn er das Wasser vergessen hatte.

Doch bald zeigte auch dieser Bruder Leopolds die Keime von dessen Krankheit, und rasch siechte auch der Sepper hin. Der älteste unter den Ministrantenknaben, Stephan Ehrlinspiel, mein späterer Hausbursche und jetziger Besitzer der väterlichen Burg der zwei Fürsten, amtierte lange für den kranken Mesner, bis wir im August 1871 auch diesen zu Grabe trugen.

Und jetzt konnte ich den Mann, dem der Titel dieser Erzählung gilt, den „großen Kübele", als Sakristan anstellen, was ihm schon längst zugesagt war.

2.

Wenn der große Römer Cato von dem punischen Feldherrn Hamilkar Barkas einst sagte: „Neben Hamilkar Barkas ist kein König wert, genannt zu werden", so kann ich sagen:

„Neben dem großen Kübele von Hange ist kein Mesner wert, genannt zu werden."

Und wie unter den vielen Säulen der Wüste nur die Memnonssäule klang, wenn die Sonne schien, so klingt mir unter allen Sakristanen, die ich kennen gelernt habe, nur der große Kübele.

Als ich im Mai 1871 die Maiandacht in meiner Pfarrei einführte, waren die Rebdamen und Rebfräulein des Dorfes eifrigst bemüht, den Maialtar mit Blumen zu schmücken. Nachdem dies beendigt war, sollte auch für die Beleuchtung des Madonnenbildes, einer prächtigen Holzstatue aus dem 16. Jahrhundert, gesorgt werden.

Es war Nachmittag, und am Abend sollte die erste Andacht gehalten werden. In einem abgelegenen Dörfchen ist in solchen Fällen guter Rat teuer. Ratlos, wie man eine Beleuchtung noch zustande bringen könnte, stand ich mit meinen „Damen" vor dem „Maialtar"; hinter uns eine Schar Kinder und in deren Mitte ein großer, älterer Mann in ärmlicher Kleidung.

Still hatte er uns bei der Ausschmückung des Altares zugeschaut. Erst als wir uns nicht zu raten wußten, trat er vor und sprach bescheiden: „Herr Pfarrer, ich will Ihnen bis zum Abend eine Beleuchtung machen." Jetzt erst schaute ich den Mann näher an. Es war ein hagerer, langer Mensch mit breiten Schultern und spärlichem, schwarzem Haar auf einem riesigen Kopf, den ein kleines, schwarzes, kluges Augenpaar unter einem Wald von schwarzen Brauen belebte. Das bis auf einen kurzen „Ohrenbart" glatte, blasse Gesicht zeigte harte, verwetterte, aber geistvolle Züge.

Ich fragte ihn, ob er ein Handwerk könne. „Nein, ich bin nur ein Rebmann," antwortete er, „aber ich mach' die Beleuchtung doch bis heut abend."

„Ja," fielen die Seemaidle ein, „der groß' Kübele bringt's fertig."

Jetzt übergab ich ihm die Sache, und langsamen Schrittes

ging der groß' Kübele, so geheißen wegen seiner Körperlänge und seines Geschlechtsnamens, von dannen.

Der Abend kam. Über den See hin riefen die herrlichen Glocken von Hange zur ersten Maiandacht. Als ich in die Kirche trat, strahlte das Madonnenbild in festlichem Lichterglanze. Hinter dem Altar aber stand — der Feuerwerker, der groß' Kübele und lächelte seelenvergnügt, als ich stehen blieb und die Beleuchtung betrachtete, die originell genug war, um mir ein Staunen abzugewinnen.

Ein langes Stück Erlenholz, wie die Küfer es nehmen, um Reife daraus zu schneiden, hatte der Alte gebogen, mit grünem Papier überdeckt und mit kleinen Armen von Draht versehen, auf denen Scheiben von rohen Kartoffeln befestigt waren. Auf diesen Scheiben hatte er nun Wachslichtlein angebracht und das Ganze um das Madonnenbild herumgestellt und die Lichter angezündet.

Während der ganzen Andacht aber stand er, vom Volke ungesehen, hinter den Tannenbäumen, die den Altar abschlossen, und überwachte mit Vorsicht sein Feuerwerk.

An jenem Abend wurden der groß' Kübele und ich gut Freund. Ich lud ihn auf den andern Tag zu einer Flasche Wein ins Pfarrhaus ein. Er kam, und als ich ihn nach der Rechnung fragte für seine originelle Beleuchtung, da sprach er: „Herr Pfarrer, ich bin ein armer Mann, aber ich würde mich schämen, etwas zu verlangen. Das hab' ich der Muttergottes und Ihnen zulieb gerne getan. Aber die zwei Kreuzer für das grüne Papier bin ich beim Krämer schuldig geblieben, weil ich kein Geld hatte, und habe gesagt, der Herr Pfarrer werde es schon bezahlen."

Meine Hochachtung vor dem großen Kübele wuchs.

Bald nach der Maiandacht feierten wir in unserm Dörfchen am See das fünfundzwanzigjährige Papstjubiläum Pius IX. Wer in Guirlanden und Verzierungen in der Kirche und am Pfarrhaus wahre Meisterstücke lieferte, das war der groß' Kübele.

Und am Abend des Festes, als ich droben auf dem Hügel beim „Wetterkreuz" eine Rede hielt, während unser Freudenfeuer weithin leuchtete über den See und bis hinüber zu den Alpen, von wo die gleichen Feuer zu uns herüber grüßten, da stand der arme, in Lumpen gehüllte Mann hinter der festlichen Menge und freute sich im stillen.

Ich aber behielt ihn fortan in den Augen, und als im August der Sepper starb, ernannte ich den großen Kübele, dem ich's schon vorher versprochen hatte, zum provisorischen Mesner mit vollem Gehalt, und das blieb er seine ganze Dienstzeit hindurch, über zehn Jahre lang, immer provisorisch, weil er, um seine definitive Bestallung zu erlangen, eine Kaution hätte stellen müssen, der arme Kerl aber dazu nicht imstande war.

So mußt' ich ihn jahrelang verheimlichen und es dem Zufall überlassen, ob mein provisorischer Mesner den Argusaugen eines Revisors beim katholischen Oberstiftungsrate in Karlsruhe entgehen würde. Hätte man aber bei dieser peinlich gewissenhaften Behörde das grause Verbrechen entdeckt, daß an dem Kirchlein in Hagnau am Bodensee ein Sakristan angestellt sei — ohne Kaution, so wäre der groß' Kübele, der arme Teufel, erbarmungslos in sein absolutes Nichts zurückbefördert worden und ich hätte einen sogenannten Verweis erhalten.

Und doch zeigte mein „geschmuggelter" Sakristan morgens, ehe er Betzeit läutete, mehr Geist, als ich in dem ganzen Vierteljahrhundert, da ich Pfarrverweser und Pfarrer bin, in den Revisionsbemerkungen des katholischen Oberstiftungsrats gefunden habe.

Der arme Mann zerbrach allerdings hie und da ein gläsernes Meßkännchen zwischen seinen Riesenfingern, aber dann bezahlte es der arme Pfarrer, und der Fonds und die nicht vorhandene Kaution gingen schadlos aus.

Wahrlich, es ist etwas Schreckliches um die Bureaukratie, aber auch etwas Schreckliches um die Armut, die keinen Dorf-

Mesner-Posten, der jährlich kaum 80 Mark trägt, erhalten kann — ohne Kaution, während man Generäle und Minister, die Land und Leute ruinieren und Milliarden schaden können, ohne einen Pfennig Kaution anstellt! —

Zu einem richtigen Kirchendiener hatte der groß' Kübele das Zeug absolut nicht. Denn ein richtiger Mesner muß vor allem ein pünktlicher, reinlicher, kleinlicher, agiler Mann sein mit einer billigen Denkungsart, damit er dem Pfarrer schön folgt und nicht opponiert.

Von allen diesen Eigenschaften hatte mein Kübele nur die erste, wenn auch nicht in hohem Grad. Er war ziemlich pünktlich. Alle andern Merkmale eines guten Mesners aber gingen ihm im höchsten Maße ab. Ganz besonders, und dadurch steht er über allen seinesgleichen, war der groß' Kübele kein billiger Denker, sondern ein durch und durch geistreicher Mensch, der das Zeug zu einem Kardinal gehabt hätte, es aber durch des Geschickes oft unerklärliche Mächte nur zum Sakristan einer armen Dorfkirche brachte.

Zunächst galt es, meinen neuen Sakristan entsprechend zu uniformieren; denn er war eigentlich nur in bessere Lumpen gehüllt. Da er nahezu so lang gewachsen war wie sein Pfarrer, so gab ich ihm eine ganze Uniform von mir, die ihm wie angegossen stand.

Wer ihn nicht kannte, würde ihn unbedingt für einen ärmeren alten Geistlichen gehalten haben, besonders wenn der groß' Kübele sich noch dazu verstanden hätte — meine ausrangierten großen Filzhüte zu tragen. Des weigerte er sich aber allezeit standhaft, so oft ich ihm auch einen abgetragenen „grand chapeau“ antrug.

„Herr Pfarrer,“ meinte er lächelnd und ablehnend seine große Rechte schüttelnd, „der Hut ist für Sie schon zu groß und manche lachen darüber. Ich hab' in meinem Leben einmal einen so großen Heckerhut[1] getragen, und es ist mir schlecht

[1] Der Advokat und Revolutions-Anführer Hecker hatte 1848 die großen schwarzen Filzhüte in Baden eingeführt.

bekommen. Damals wurde ich eingesperrt, und jetzt würde man mich auslachen am See und meinen, ich wollte den Pfarrer oder den Hecker spielen."

So trug er denn zur Sommerszeit zu meinen Kleidern eine große Schildkappe und im Winter eine riesige phrygische Wollmütze. —

Die Hagnauer schüttelten anfangs die Köpfe, daß der alte Revolutionsmann und gänzlich „verlumpte" große Kübele Sakristan geworden war, trotzdem sich „ehrbare und bessere" Bürger um den Dienst gemeldet hatten. Als er aber am Sonntag das erstemal nach alter Übung in der Frühmesse nach dem Rosenkranz die Litanei betete mit der Stimme eines kommandierenden Generals, da bekamen sie Respekt und lobten ihn über alle Maßen, daß er „so laut hergebe".

Leute auf dem Land taxieren gerne das, was in der Kirche gesprochen oder gesungen wird, nach der Kraft des Vortrags. Ein Pfarrer, der laut predigt und laut singt, hat schon zum voraus einen Stein im Brett bei den Bauern, auch wenn man von seinen Predigten sagen könnte: „Viel Geschrei und wenig Wolle."

Das Volk ist in alleweg ein Naturkind und hat und treibt alles gerne etwas massig und substantiell. So bei allen Genüssen, auch bei denen, die durch den Gehörsinn kommen.

Aber gleich nach der ersten Frühmesse, wo der groß' Kübele exzellierte durch sein brillantes Debut im Vorbeten, hielt er mir in der Sakristei eine köstliche Vorlesung, indem er meinte: „Herr Pfarrer, es stimmt nicht ganz. Ich bin mit der Litanei noch nicht fertig gewesen, als Sie schon vom Altare weggingen, und doch sollten wir zwei harmonieren und miteinander fertig werden. Also entweder müssen Sie das nächstemal langsamer oder ich muß schneller machen, damit wir einander nicht mehr verfehlen."

Ich nahm diese Belehrung, die auf mich Eindruck machte, freundlich hin und sagte halbernst: „Wenn ich das nächstemal wieder so bald fertig bin, so will ich die Litanei vorbeten."

Aber da kam ich dem großen Kübele recht. Mit Entschiedenheit antwortete er: „Das geht nicht. Das Vorlesen in der Kirche ist meine Freud'. Und oft hab' ich gedacht, wenn als der Leopold oder der Sepper mit ihren schwindsüchtigen Stimmen vorgebetet haben, daß es kein Mensch verstand, ich möchte es einmal tun dürfen. Jetzt hab' ich's erreicht und bin am Ruder, und darum müssen Sie es mir nicht abnehmen."

Ich sagte ihm gerne zu und tröstete ihn auch damit, daß es nichts zu sagen hätte, wenn wir in dem obigen Punkt nicht harmonierten. Im übrigen wolle ich darauf achten, mit ihm fertig zu werden. —

Also im Vorlesen waren die Hangouer mit dem neuen Mesner zufrieden, aber bald klagten sie über ihn, weil er die Stühle und Bänke in der Kirche nicht staubfrei halte und so ihr Sonntagshäs schädige.

Ich hielt ihm die Anklage vor, obwohl ich bemerkt hatte, daß er mit seinen Töchtern jeden Samstag in der Kirche mit Putzen tätig war. Gelassen antwortete der Alte: „Ich kann nicht allen Staub von den Bänken abschlecken. Die Hangouer stehen die Woche über den ganzen Tag in den Reben im Kot und da werden sie am Sonntag unserm Herrgott zu lieb auch in ein bißchen Staub knien können."

So merkte ich immer mehr, daß mein Sakristan nicht unter die Dummen auf Erden zählte, und ich trat ihm auch außerdienstlich näher.

Zunächst interessierte mich sein Lebensgang bis zu dem Tag, da wir uns zum erstenmal trafen. Bald dies, bald jenes erzählte er aus der Vergangenheit, und all' das gab schließlich das folgende Bild.

Der groß' Kübele entstammte einem alten Rebmannsgeschlecht, das, soweit dessen Sippen zurückdenken konnten, im Dienste des Klosters Salem[1] Reben baute und so sein Auskommen hatte. Als der Konrad, so hieß mein Sakristan, 1812

[1] Salem, berühmte alte Cisterzienser-Abtei im Linzgau, drei Stunden von Hagnau entfernt.

zur Welt kam, war die Klosterherrlichkeit zu Ende, und er hörte nur noch davon erzählen. Sein Vater hatte ein eigenes Haus und von den Klosterreben einige Stücke billig zu eigen bekommen und trieb so seinen alten Beruf als Rebmann weiter, auch nachdem das Kloster durch napoleonischen Machtspruch aufgehoben und den nachgeborenen Prinzen des Hauses Baden geschenkt worden war.

Der Konrad war aber noch nicht zwei Jahre alt, da seine Mutter starb. Ein Bruder seiner Mutter, Martin Zinsmaier, der ein Häuschen im Oberdorf besaß und ebenfalls Rebmann war, nahm, weil kinderlos, den Knaben in sein Haus und hielt ihn wie sein eigen.

Aus seiner Kinderzeit blieb dem großen Kübele vorab das Hungerjahr 1817 in Erinnerung mit seinem Kleienbrot und den gekochten Brennesseln.

Im gleichen Jahre hatte auch der Bodensee seinen höchsten Stand seit Menschengedenken und überschwemmte das ganze am See gelegene Unterdorf. Die Unterdörfer, in deren Kellern überall Wasser stand, profitierten allein davon zur Stillung ihres Hungers. In der Nacht kamen nämlich in die Kellerräume allerlei Fische angeschwommen, die dann, am Morgen gefangen, gute Speise gaben in der teuern Zeit.

Aber trotz Hunger und Überschwemmung ging bei den Hangouern die Poesie nicht unter. Da die Straßen im Unterdorf fußhoch unter Wasser standen, beschlossen die Bürger, zum Andenken alle Schulkinder in einem großen Segelschiff durch das ganze Unterdorf führen zu lassen. Es geschah, und die hungrigen Kinder hatten die größte Freude; unser Konrad aber weinte, weil er nur zusehen und nicht mitfahren durfte, da er noch nicht in die Schule ging.

An das Hungerjahr 1817, diese seine schmerzlichste und erste Jugenderinnerung, knüpfte aber mein geistreicher Sakristan eine psychisch-somatische (seelisch-leibliche) Entdeckung. Er sagte mir, daß er von jenem Jahre an, wo er immer Hunger gehabt, stets eine übermäßige Lust nach Essen in sich verspürt

habe, so daß er bis zur Stunde jeden Tag zweimal zu Mittag und zweimal zu Nacht essen könnte. Diese Eßmanie sei aber zweifelsohne ein Erbstück von anno 17 her. So wie man aus einer Zeit, räsonierte er ganz geistreich, Gedanken fasse und erbe und sein Lebtag behalte, so könne man auch den Hunger erben aus einem Hungerjahr, wie den Durst von einem trunksüchtigen Vater.

Er selbst habe in den vierziger Jahren aus der Zeitströmung seine freiheitlichen und demokratischen Ideen in den Kopf bekommen und dieselben seitdem so wenig verloren, als seinen Appetit seit 1817. —

Das zweite wichtige Ereignis seiner Jugendzeit traf ihn im Jahre 1830. Es war die Überfrierung des Bodensees und die berühmte Prozession der Hagnauer Schulkinder übers schwäbische Meer. Der größte junge Bursche im Dorf war damals unser Konrad und deshalb wurde er zum Fahnenträger ernannt, der vor den Kindern einherschreiten sollte.

Poesie und Religion sind stets im Volke daheim, und jenen beiden Genien verdankte die „Seeprozession" ihren Ursprung, und um ihretwillen allein verdienten die alten Hangouer nicht vergessen zu werden.

Eine fast drei Stunden breite Wasserfläche von einer Tiefe von 200—800 Fuß trennt das Dörfchen Hagnau vom ehemaligen thurgauischen Benediktinerinnenkloster Münsterlingen[1] am See. Zwischen diesem Kloster und dem Dörfchen Hagnau bestand nun seit alter Zeit eine eigenartige Vereinbarung. So oft nämlich der Bodensee zufror, was nicht jedes Jahrhundert vorkommt, wurde ein hölzernes Brustbild Johannes des Evangelisten über den See getragen, d. h. da geholt, wo es bei der letzten Prozession hingebracht worden war. Anno 1830 holten die Hagnauer das Bild in der Schweiz, trugen es heim und postierten es auf dem Rathaus.

Ich habe das interessante Bild im Jahre 1880 vom Rat-

---

[1] Heute eine Irrenanstalt.

haus wegnehmen und in der Kirche aufstellen lassen, um es zugänglicher zu machen. Seine Übertragungen sind auf dem Postament also erzählt:

„Diese Bildnis ist anno 1573, den 17. Februar, als der Bodensee überfroren war, von Münsterlingen nacher Hagnau übertragen und dort auf das Rathaus gesetzet worden. Nach hundert Jahren wurde sie bei überfrorenem See wieder hierher (nach Münsterlingen) gebracht. Anno 1796 aber zur Zeit des Franzosen-Kriegs das zweite Mal zurückgestellt und renoviert von F. X. Faivre."

„Am 5. Februar 1830 wurde dasselbe bei überfrorenem See von Münsterlingen in Begleitung der geistlichen und weltlichen Vorgesetzten, sowie der Schuljugend nach Hagnau übertragen."

Das seltene Ereignis der Überfrierung des Sees wurde 1830 in Hagnau von der Natur selbst eingeleitet. In der Nacht vom 1. auf den 2. Februar erscholl vom See her ein so fürchterliches Tosen und Donnern, daß die Hagnauer aus ihren Betten sprangen.

Am Morgen sahen sie oberhalb des Dorfes am Ufer ungeheure Eishügel aufgeschichtet; ein gewaltiger Felsblock war aus der Tiefe des Sees heraufgeschleudert worden und lag auf dem Eis. Die Pfähle der einstigen Pfahlbauten, die sonst zahlreich am Ufer in der Tiefe sichtbar waren, schwammen losgerissen zwischen den Eisblöcken.

Ein Tag später und der See war gänzlich überfroren. Zwei Hangouer waren die ersten, die über das Eis nach dem drei Stunden entfernten Schweizerdorf Altnau gingen und dort selbst von den prosaischen Schweizern mit Denkmünze und ehrendem Zeugnis ihres Mutes gekrönt wurden. Einer von ihnen und zwar der erste, der drüben ankam, war, wie wir wissen, Hanne, der Fürst.

Schon am 4. Februar kam die Schuljugend des genannten Schweizerdorfes mit dem Lehrer und den Schulpflegern übers Eis nach Hagnau. Am 5. Februar wagten sogar drei

Schulen von thurgauischen Dörfern mit den geistlichen und weltlichen Vorgesetzten herüberzukommen und bewunderten den Felsblock, dessen Eruption am ganzen Seeufer war gehört worden.

Die Kühnheit wuchs, und bald kamen Leute mit Schlitten und Reiter im Galopp über die Eisdecke daher.

Jetzt beschloß der Hagnauer Gemeinderat die Prozession auszuführen und das Bild des Johannes in Münsterlingen zu holen. Am 6. Februar mittags 12 Uhr ward abmarschiert, 100 Schulkinder, Pfarrer, Vogt und viele Eltern bildeten die Prozession. Den alten Kaplan Gseller, der nicht gehen konnte, zogen Schulbuben auf einem Schlitten hintendrein.

Es existiert über diese Prozession ein reizendes Bild, das ich selber besaß, gezeichnet von dem alten Ratschreiber Model: Voraus der Pfarrer und der Vogt mit langen Pfeifen — selbst der Kaplan schmaucht auf seinem Schlitten, — die Büblein und Mägdlein, Männer und Frauen in ihrer alten, schönen, leider längst verschwundenen Volkstracht folgen nach.

Unterwegs sollte aber ein Stück neuer Poesie gegründet werden. Weil die Schuljugend des oberhalb Münsterlingen gelegenen Dorfes Altnau die erste gewesen war, welche am badischen Ufer Besuche gemacht hatte, wurde zuerst den Altnauern ein Gegenbesuch zugedacht und ausgeführt.

Die poetischen Hangouer von dazumal hatten ein Bild des Heilandes mitgebracht und den Schweizern mit dem Bemerken übergeben, „es möchte dasselbe in der Schule zu Altnau als ein Andenken dieser seltenen Begebenheit aufbewahrt werden, bis der See einst wieder überfrieren würde, wo es unsere Nachkommen alsdann von ihren Nachkommen über den Bodensee abholen würden."

Genau fünfzig Jahre später, fast um die gleichen Tage überfror der See wieder. Aber niemand dachte an das Bild in Altnau, und von Münsterlingen kam auch niemand, um den hl. Johannes zu holen. Wir sehen daraus, wie Gemüt

und Poesie seit einem halben Jahrhundert in der Welt abgenommen haben.

Doch die jungen Hangouer von 1880 zeigten noch etwas Poesie. Neun Bursche, welche als die einzigen im Dorfe über den gefrorenen See in die Schweiz gegangen waren, wälzten den Felsblock von 1830, der seitdem einsam bei der Mündung des Dorfbaches am See gelegen hatte, mit vieler Mühe ins Mitteldorf herauf und setzten ihn an die Straße als Monument zur Erinnerung an die Eiszeiten von 1830 und 1880 und an sich selber, indem sie ihre Namen in den Stein gruben.

Ich sollte einen Vers auf das Denkmal machen, bin aber allezeit ein schlechter Dichter gewesen; darum ersuchte ich den größten Poeten nach Scheffel am Bodensee, den Münsterpfarrer Brugier von Konstanz, und von ihm stammt, was auf dem Stein über den eingehauenen Namen der neun jungen Männer heute geschrieben steht und also lautet:

Als anno dreißig brach das Eis,
Entfloh ich meinem Wassergrab,
Ruht' aus am Dorfbach fünfzig Jahr'.
Wer jetzt den Ehrenplatz mir gab?
Lies hier die Neun, die Unverzagten,
Die heuer übern See sich wagten. —

Als die alten Hangouer anno 1830 am Nachmittag des 6. Februar ins Kloster Münsterlingen kamen, wo damals noch Klosterfrauen wohnten, wurden sie gar wohl aufgenommen und Jung und Alt mit warmer Suppe und dann mit Brot und Wein erquickt. Aber da der Vogt und der Pfarrer das Bild des Evangelisten verlangten, um es „vertragsgemäß" über den See zurückzubringen, wurden die Klosterfrauen sehr traurig und wollten sich nicht von ihrem Johannes trennen.

Die Hangouer beriefen sich auf das alte Herkommen und versprachen ein anderes Andenken dafür zu schicken, worauf endlich die Herausgabe erfolgte.

Freudig machte sich nun die Prozession wieder auf ihren Eisweg der Heimat zu — der große Kübele voran. Es war Nacht, als sie dem Dorfe sich näherten. Da die Leute am Lande an den vielen Kinderstimmen hörten, daß die Wallfahrer mit dem heiligen Bilde kämen, wurden alle Glocken geläutet, und unter dem Jubel des ganzen Dorfes zog man mit dem alten Gast in die Pfarrkirche ein.

Gleich am folgenden Morgen mußten zwei „Gerichtspersonen" (Gemeinderäte) ein Bild des Heilandes nach Münsterlingen tragen als versprochenes Andenken.

Das war die Poesie und das religiöse Gemüt der alten Zeit.

Oft sprach mir mein Sakristan von dieser Fahrt ins Schweizerland und meinte dabei ganz richtig, nicht ohne grimmiges Lachen, „wenn die Welt anno 30 regiert worden wär' wie heute, hätten wir die Prozession gar nicht unternehmen dürfen". —

3.

„Jugend hat keine Tugend," das bewährte sich auch an dem Fahnenträger bei der Eisprozession. Unser langer Konrad wurde, was man sagt, ein Flegel. Doch da der größten deutschen Dichter einer auch seine Flegeljahre hatte, darf man es einem Reb- und Schiffsmann am See nicht verübeln, wenn er in seiner Jugendfülle nicht gerade zärtlich tut in Worten und Handlungen.

Und ein Schiffsmann war der Konrad jeweilig auch. Schon 1830 fuhr er auf Schlitten über den See mit Früchten für die Schweizer und später mit manchem Segelschiff ans helvetische und ans österreichische Gestade.

Die Seeleute sind in der ganzen Welt verschrieen wegen ihrer Derbheit und bekannt wegen ihrer Unhöflichkeit — am Bodensee aber ganz besonders. Es heißt da gleich: „'s isch halt a grobe Schiffms." Wo kommt das her? Die Natur,

das Wasser und der Wind, die Elemente gehen eben auch gar oft am Bodensee wüster mit den Schiffsmännern um als auf dem Meere. Bald stürmt der Föhn daher, legt ihnen, wenn sie auf offener See sind, das Segel um und übergießt das Schiff mit Wasser, so daß die Schiffsleute nicht genug ausschöpfen können, um sich vor dem Sinken zu retten, während sie zu gleicher Zeit auch die Wellenstöße an den Planken parieren sollen. Ein andermal fällt der Ostwind über die bayerischen Berge herein, wenn sie seeaufwärts wollen, und treibt sie verdienstlos in den nächsten besten Hafen.

Im Winter plagt sie oft ein solch' eisiger Nordwind, daß sie die Ruder und das Steuer kaum halten können vor Kälte, und im Sommer jagen Wetterstürme von Westen her Schiffer und Kahn erbarmungslos in den Wassern auf und ab.

Bei solchen Mühsalen kann der Mensch nicht zimperlich werden, wie ein Schneider auf einer Schneidershölle oder eine Näherin an ihrer Maschine.

Ist er dazu noch, wie die Schiffsmänner am badischen Seeufer hin, ein Rebmann und kämpft der Rebensaft in ihm mit der Naturkraft auf den Wellen, so gibt's ein Gebilde, das aufzischt und aufbraust, wie wenn Feuer mit Wasser sich menget.

So hatte auch unser Konrad, der bald als Rebmann, bald als Schiffmann tätig war, seine rauhe, harte, hitzige Seite. Er war ein Raufer, wenn es galt, seine Kraft zu zeigen, und mehr denn einmal schlug sich der große Kübele, wie er frühzeitig genannt wurde, in den dunkeln Gassen des Dorfes. Und selbst sein Pflegevater, der Marti Zinsmaier, ein alter Rebmann, durfte nicht viel sagen, wenn der starke Seebär in seinem Furor war, er hätte sonst den Alten samt dem kleinen Häuschen vom Fleck getragen.

In Furor kam er aber daheim nur, wenn er Hunger und Durst hatte und der alte Marti Einsprache gegen die Quantitäten erhob, die der Konrad brauchte, wenn er abgearbeitet vom See oder aus den Reben kam.

Ein bekannter, seit Jahren verstorbener Jurist, der Kanzleidirektor Maas in Freiburg, hat mir einmal erzählt, seine Großmutter habe von ihm als Knaben oft behauptet: „Wenn der Bub zu essen bekommt, so viel er will, so wird der Kerl gefährlich."

Mein Kübele sagte mir dagegen oft, er sei nie gefährlicher gewesen, als wenn er Hunger und Durst gehabt und man ihm die Heilmittel habe vorenthalten wollen. Gesättigt sei er der friedlichste Mensch.

Er war also das Gegenteil von dem eben genannten Juristen, der als Minister einer Regierung diente, welche damals an vielen Dingen Hunger litt, zum Glück vielleicht für ihren leitenden Staatsmann, der, wenn gesättigt, noch gefährlicher geworden wäre, als er zu Lebzeiten manchen Leuten gewesen ist. —

Aber eines ehrte den Konrad in jenen Flegeljahren, daß er trotzdem an seine geistige Ausbildung dachte. Da kam in jener Zeit ein fremd' Männlein, der Heß genannt, oft an die Seeufer und versorgte die hühnerlosen Rebdörfer mit Eiern. Er war ein armer Teufel, trug Lumpen statt der Schuhe um die Füße und hatte eine Herberge im Armenhause zu Hange für die Zeit seines Aufenthalts, aber er war ein grundgelehrter Kerl, der namentlich wahre Hexenkünste im Rechnen auf den Tischen der Wirtsstuben ausführte.

Der groß' Kübele und seine intimen Jugendfreunde, der Jakob Bock und der Franz Joseph Wegis vulgo der Franzos, den wir später kennen lernen, nahmen Stunden im Rechnen bei dem Heß. —

Wenn er mir von den alten Schifferzeiten erzählte, mein Sakristan, so schimpfte er jeweils auch über die Dampfkraft, welche der kleinen Segelschifferei, dem Brot vieler Seeleute, ein Ende gemacht habe.

„Der Dampf," meinte er, „hat mit seinem Maschinenwesen mehr Leute ruiniert, als der Bodensee schon verschluckt. Das Element des Dampfes ist gefährlicher für die arbeitende

Menschheit als die Elemente Wasser, Feuer und Luft zusammen."

Und dann sprach er von der alten, poesievollen Zeit der Segelschiffe, wie die Schiffsleute, vier Mann in der Regel, von Hange um Mitternacht abgefahren und mit Hilfe des konträren Ostwinds schräg den See hinauf gen Bregenz gesegelt seien. Dort hätten sie nach zehnstündiger Fahrt gelandet, einen guten Trunk getan in Tyroler- oder Ungarwein und dann bis zum Abend ihre Schiffe mit Brettern beladen. Mit dem gegen Abend wieder einbrechenden Ostwind ward dann abgesegelt, seeabwärts, am „Thurgi" hin.

Bei Tag und Nacht hatten sie an diesem Schweizer Ufer ihre Stationen, von denen aus man ihnen Schwyzerbrot, Most und Käs auf kleinen Kähnen zuführte.

In der Nähe dieser Plätze angekommen, ergriff einer der Schiffer das große Nebelhorn und „rief Brot und Most herein".

Am zweiten Tage nach der Abfahrt in Bregenz ward in Schaffhausen gelandet, die Fracht gelöscht, und dann fuhr das Schiff mit Gips beladen an den Obersee. Über jede Mahlzeit gab's auf den Mann vier Schoppen „Wi".

Rheinaufwärts wurde das Schiff meist von Pferden gezogen. Berühmt als „Rosser" war der „Bartle von Biesingen", der alle Schiffe, die nach dem Obersee heimkehrten, bis zum Städtchen Stein „hinaufrosste". Aber unterwegs ward im Löwen von Dießenhofen, wo alle Schiffsleut' einkehrten, die geheiligte Vierzahl Schoppen getrunken.

Von Stein bis Stiegen, wo der See beginnt, mußte das Schiff von Menschenhänden geschoben werden, da Pferde nicht mehr gehen konnten. Mit Riesenstangen stemmten die Leute an die Planken des Schiffes und stießen es so vollends am Ufer des Rheines hinauf in das Becken des schwäbischen Meeres.

Kamen sie glücklich mit beiden Frachten hin und her, so hatten sie 60 Gulden Reingewinn. Traf aber ungünstiger

Wind ein und mußten sie in einem Hafen landen und, was oft geschah, liegen bleiben, so tranken, tranken, tranken die müßigen Schiffer und vertranken allen Profit.

Aber das war dann, wie sie zu meiner Zeit noch erzählten, die einstigen Schiffsleute, die schönste Fahrt; wenn sie heimkehrten, naß wie eine Maus, von Wind und Wasser ausgepeitscht, ohne Geld, aber innerlich froh „über die guten Trünke, die sie gehalten, und die gute Gesellschaft, so sie gefunden."

Da trieb der Westwind oft sechs und acht Segelschiffe, Schwyzer, Österreicher, Schwaben, Bayern und Badische, in e i n e n kleinen Hafen, wie Wasserburg, Langenargen, Arbon, zusammen. Alle räsonierten über den „koge Wind", aber alle tranken in der „Pinte" am Hafen, im „Schiff" oder im „Anker", erzählten von viel grausigern Wettern, als dem derzeitigen, und von den alten Schiffern, wie die noch mehr Geld verdient und noch mehr getrunken hätten. In feucht-fröhlichem Galgenhumor ward so guter Wind abgewartet.

Heute haben Eisenbahnen und Dampfschiffe auch dieses Stück Volkslebens fast gänzlich begraben. Nur „der Roth von Keßwyl" brachte noch zu meiner Zeit auf seinem großen Segelschiff den Maurern an beiden Ufern hin die Back- und Ziegelsteine von Bodmann herauf, und die Uhldinger Schiffer segelten für die große Kunstmühle von Heilig nach Lindau und holten den ungarischen Weizen.

So oft wir, mein Sakristan und ich, vor meinem Haus oder hinter der Kirche sitzend, ein großes Segelschiff sahen, begann er seine Seufzer über die vergangene, gute alte Zeit der Segelschiffahrt. Er lechzte nach dem Most, den er in seiner Jugend mit dem Horn „vom Thurgi in den See gerufen", nach den vier Schoppen im Löwen zu Dießenhofen und redete vom „Barthle von Biesingen", seinen guten Rossen und seinem starken Durst.

Und er klagte bitter über den „Staat", der mit seinen Dampfschiffen die kleinen Leute ruiniert und aus ihrem Leben,

so voll von Lust und Durst, so voll von Arbeit und Erholung, die schönen Schiffertage genommen habe. —

Von den letzten Schiffsleuten dieser abwechselnd ebenso lustigen als mühevollen guten Zeit der Segelschifferei lebten zu meiner Zeit noch in Hange zwei Hauptmatadore. Der „Postmeister", der Baptist Meichle, der aber seitdem längst gestorben ist, und sein Bruder, der Riese Anselm, der heute noch, im 20. Jahrhundert, die Dampfschiffe, so am Landungssteg von Hange anlegen, „anbindet" und die Güter expediert. Beide waren und sind in ihren friedlichen Verrichtungen Meister ersten Ranges, und niemand, der es nicht wüßte, würde in diesen pünktlichen Beamten der Post und des Dampfes die ehemaligen wilden Seeleute wieder erkannt haben.

Ein und das andere hatten sie gerettet aus jenen stürmischen Tagen, so die Liebe zu einem guten Trunk, ferner die Ruhe gegen jede drohende Bewegung des Wassers. Als im Herbst 1891 der See so hoch stieg, daß dem Postmeister das Wasser in seinem Häuschen im Unterdorf nicht nur in den Keller drang, sondern auch in sein Postbureau, und sein Weib, die Käther, und seine elf Kinder zu weinen anfingen, nimmt der Baptist ruhig seine Postsachen zusammen und spricht zu den Weinenden: „Was bläret[1] ihr no, 's isch jo bigott Wasser g'nug im Hüsle."

Wenn ihm, dem braven Mann, seine Pfeife und der Trunk schmeckte, verlor er keine Sekunde den Humor, ob auch rings um ihn die Welt in Trümmer gegangen wäre. —

Den Anselm habe ich bei der vorliegenden Ausgabe des Buches um einige Notizen ersucht, über sein Leben; denn er ist heute jedenfalls nicht bloß der größte Mann von Hange, sondern auch das größte Original, nachdem die alten Originale alle dahin sind.

Sein Vater, den ich nicht mehr gekannt, wohl aber seine gottesfürchtige Mutter, besaß drei große Segelschiffe und

[1] blären, plärren = schreien und weinen zugleich.

seine zwei Buben, Baptist und Anselm, mußten frühzeitig „Schiffsknechte“ werden.

Kaum der Schule entlassen, kam der lange, hagere Anselm aufs Schiff. Damals führte der Vater Meichle Steine von Rorschach nach Konstanz und Radolfzell zum Bahnbau der Strecke Waldshut-Konstanz. Die harte Arbeit mit den Ruderstangen und das Abladen der Steine ermüdeten den jungen Schiffsknecht oft so, daß ihn sein älterer Bruder und ein Schiffsknecht vom Landungsplatz heimtragen mußten.

Auch Flöße half er zeitig zusammenbinden und auf dem See transportieren, wobei er tage- und wochenlang Stunden hindurch im Wasser stehen mußte.

Als „Schiffsmâ“ und besonders beim Transport der Weine des Spitals in Konstanz, vom rechten auf das linke Seeufer lernte er frühzeitig das Trinken, in welchem er selbst die alten Original-Rebleute übertrifft.

Aber auch manch schweren und lebensgefährlichen Sturm hat er auf dem Bodensee bekämpft.

So war er den Kampf schon gewöhnt, als er im Februar 1870 beim Leibregiment einrückte und rechter Flügelmann wurde. Ich erinnere mich noch wohl — ich war kaum zwei Monate im Dorf — wie der junge Riese anno 1869 zu mir ins Pfarrhaus kam und sagte, die Mutter habe ihn geschickt, er solle auch bei mir Abschied nehmen.

Als der Krieg ausbrach, eröffnete ihn der trinkfeste Grenadier von Hange mit einer Riesen-Trinkleistung. Am 18. Juli, da die Kriegserklärung in Karlsruhe eingetroffen, hatte er die Zimmertour bei seiner Kompagnie. Alsbald beorderte ihn der Feldwebel, in alle Wirtschaften der Stadt zu laufen und die Soldaten und Unteroffiziere heimzuschicken.

Es war um 4 Uhr des Nachmittags, als unser Hangouer freudig sich zur Erfüllung dieses Auftrags auf den Weg machte. Aber Karlsruhe hatte viele Wirtschaften und in jeder trank der „Schiffmâ“ ein Glas Bier. So wurde es Mittag des andern Tages, bis er heimkam mit einer kanonenmäßigen Ladung,

die aber im Tumult der Zurüstung zum Krieg niemand übelnahm, so wenig als die Verspätung.

Am zweiten August ging's über den Rhein bis nach Straßburg, wo das Regiment zehn Wochen belagern half und dann drei Tage in der eroberten Stadt verweilte.

Gleich auf dem Weitermarsch durch die Vogesen erhielt der lange Anselm am 6. Oktober einen Schuß in den Unterkiefer und kam nach Karlsruhe ins Spital, wo er „es so gut hatte, wie nie mehr im Leben". Nach wenigen Wochen war er kuriert und erhielt Urlaub in die Heimat. Er war der erste Krieger von Hange, der aus dem Krieg heimkehrte und wurde schwer gefeiert mit dem guten Wein, der anno 1870 gewachsen war.

Bei Dôle traf er dann sein Regiment wieder und machte den Feldzug mit bis zum Friedensschluß.

In die alte Garnison zurückgekehrt, wurde ihm, weil er der längste Mann im Regiment war, eine besondere Ehre zuteil. Er wurde zum Musikkorps als Träger des Schellenbaums kommandiert. „Das war," so sagt er heute noch, „für meinen unauslöschlichen Durst ein einträgliches Geschäft. Im Museum mußten wir jede Woche einige Male aufspielen, und da gab es Bier in Menge, und der allgemein bewunderte Schellenbaumträger konnte nach Herzenslust trinken und als Hangouer war es mir eine Kleinigkeit 30—40 Schoppen zu vertilgen. Ja, das war ein schöner, durststillender Posten!"

Entlassen als Schellenbaumträger, wurde er wieder Schiffmann und 1873 Schiffmeister, weil er dem Schiffmeister Nepomuk Keller, der Bürgermeister geworden war, sein Segelschiff abkaufte. Beim Keller hatte er, nachdem sein Vater gestorben war, Knechtsdienste getan, als meine Habe anno 1869 über den See geführt wurde. Er meinte aber heute noch, es sei wenig Trinkgeld gefallen.

Es mag das sein, denn ich war damals ein armer Teufel, habe dem Wackern aber jetzt, 41 Jahre später, das Trinkgeld aufgebessert.

Als ich anno 1873 im August zu Radolfzell im Gefängnisse saß und Bischof Kübel in meiner pfarrerlosen Gemeinde firmen wollte, ließ ich ihn in Anselms schön verziertem Schiff in Meersburg abholen und nach Hange führen — die erste und einzige Firmungsreise des Bischofs zu See.

Die Fergen hatten aber ein Faß Bier mitgenommen und schon auf der Hinfahrt angestochen. Bei der Rückfahrt und Landung in Hange fiel der Kaspar Benz, auch ein Feldzugssoldat und ein trinkbarer Fährmann von Hange, beim Aushängen des Ruders in den See, zum Schrecken des hochwürdigsten Herrn. —

Anselmus, der Lange, war auch ein Freund des Prinzen Konrad, in dessen Schnapsküche er sich oft innerlich wärmte. Auch machte er noch Ausflüge mit dem Prinzen ins Binnenland, wo beide Furor machten, der „Selmes" durch seine Länge und seine Gewandtheit im Schimpfen, der Prinz durch seine Schönheit und Stärke.

Auch mit dem berühmtesten „Schiffmâ" jener Zeit, dem Sporädle von Immenstaad, einem geborenen Vorarlberger, machte unser trinkbarer Riesenmensch Dienst-Fahrten auf dem schwäbischen Meer.

Einmal landeten die zwei mit ihrem Schiff in Friedrichshafen, um ihren Durst zu löschen. Eben war des Königs Karl Geburtstag, und der König, der im Sommer im „Hafen" residierte, wollte, als unsere Schiffmannen gelandet waren, eine Extrafahrt mit dem Dampfschiff machen.

Als nun beim Nahen des Königs die guten Württemberger alle aus Leibeskräften riefen: „Er lebe hoch!" sprach laut der Sporädle: „Die dumme Koge schreiet alle hoch. Lande en no go, (Laßt ihn nur gehen) der lebt hoch genug!" Landjäger (Gendarmen) hörten es und wollten den groben Schiffmâ abfassen. Aber die beiden Seeleute banden schnellstens ihr Schiff los und fuhren in die hohe See.

Als anno 1874 die von mir im Landtag warm befürworteten Landungsstege in Hange und Immenstaad fertig

waren, wurde der Anselm Schiffsanbinder und Güterbestatter und verließ die Schiffahrt.

Sein Vater hatte das Monopol gehabt, die Passagiere mit einem Kahn vom und zum Schiff zu führen. Da der alte Schiffmâ aber mit seinen Buben immer auf der Segelschiffahrt war, besorgten seine Töchter Sepha und Fränz den Kahntransport. Da der nun anno 74 aufhörte, wurde Anselm obiges Amt zuteil, während sein Bruder Baptist, Postagent war.

Als Güterbestatter und Schiffanbinder bekam unser Riese reichlich Gelegenheit, beim „Zeller am See" seinen Durst zu löschen, und das besorgte er alle die vielen Jahre hindurch so gründlich, daß er in seinen alten Tagen meint, was er getrunken im Leben, gäbe einen See, auf welchem Graf Zeppelin mit seinen Riesenschiffen bequem landen könnte.

Was er leisten konnte, hierfür nur e i n Beispiel für viele. Einst kam der Glockengießer Blersch von Überlingen nach Hagnau und unser Goliath lud ihn zu einem Fischessen im „Zeller" ein, wobei er die Fische, der Glockengießer aber den Wein stellen sollte. Als der Anselm die Fische genug zum Schwimmen gebracht, betrug die Zeche für zwei Mann 26 Mark.

Im Dienst war und ist er ein tüchtiger Mann und auch ein wackerer Hausvater, der 13 Kinder, alle gesund und stark, aufgezogen hat. Trotzdem ihm der Dr. Müller in Meersburg schon einige Zehen abnehmen mußte, hat ihn sein großer Durst und sein Humor nicht verlassen. Er bedauert nur die hohen Weinpreise von 1910, die ihn zwingen, Apfelmost zu trinken. —

Und nun zurück zu meinem Sakristan.

Während der große Kübele im Frühjahr und Sommer, wenn ein „Kehr" in den Reben wieder um war, oft auf dem See arbeitete, zog er zum Spätherbst und zur Winterszeit, wenn die dicken Seenebel und das Eis auf dem Rhein den Verdienst auf dem See erschwerten, in den Wald und machte Holz oder er arbeitete in den Kiesgruben für den Staat, der

Material für die Straßen am See hin brauchte — lauter Arbeiten, die ihm ebenso voller Poesie waren, wie die Tage auf dem See.

Wir kennen den Wald Weingarten hinter dem Dorfhügel bereits aus den Raubfahrten des Prinzen Hanne. Er holte hier frevelnd sein Holz. Es ist ein wunderschöner Wald mit herrlichen Tannen und Buchen, eben wie ein Park und mit den Straßen eines Pariser Boulevards.

Wenn ich alles, was mir im Leben schon passiert ist, vergessen sollte, die zahllosen, einsamen Stunden, die ich vierzehn Sommer hindurch „im Wigarte" zugebracht habe, denkend und träumend, werde ich nie vergessen.

Stets hab' ich ihn seiner ganzen Länge nach zweimal, hin und her, durchwandert, beim Eingang noch einen langen Blick auf See und Berge werfend, und beim Ausgang, ruhend, wieder in See und Berge geschaut.

Wer nie alltäglich, mutterseelenallein, zur Sommerszeit in einem deutschen Walde gegangen ist und nicht seine Sprache erlernt und nicht seinen Stimmen gelauscht hat, der kennt nicht die Macht der stillen Natur auf das stille Menschenherz.

Er begreift auch nicht, wie ich meinem alten Sakristan es nachfühlte, wenn er von seinen Winterfreuden im Wald erzählte, wenn diese seine Freuden auch weit derber waren als meine Sommerträume unter den Kindern jener Bäume, die er als Holzmacher gefällt. —

Die arbeitskräftige, männliche Jugend von Hange hatte zu allen Zeiten einen lobenswerten Eifer, die Kasse des Vaters Rebmann, dem selten ein voller Herbst zuteil wird, zu schonen und sich das Geld für Kleider und Vergnügungen mit Nebenarbeiten selbst zu verdienen.

Bald wird dies Handgeld auf dem See, bald in Wald und Feld geholt. Bald sind die jungen Hangouer Fischer[1]

[1] Zu meiner Zeit verdienten einzelne auch Geld mit Aufsuchen von Altertümern aus der Stein- und Bronzezeit in den alten Pfahlbauten am Seeufer hin.

und Schiffer, bald Holzmacher und Taglöhner — und überall gleich fleißig an der Arbeit.

So ist's zum großen Teil heute noch, und so war's zu des großen Kübeles Jugendzeit. Nur war, wie er oft sagte, zu seiner Zeit das Holzmachen im Weingarten lustiger, weil sich dabei eine Art unblutigen Räuberlebens abspielte, das heute nicht mehr möglich wäre.

Es ist uns Sterblichen allen eigen, daß wir nichts gemeinsam ausführen können, ohne daß dabei Essen und Trinken eine Hauptrolle spielten. Haben Könige und Kaiser Zusammenkünfte, um wichtige Staatsfragen zu beraten, so haben die Diners, die dabei gehalten werden, sicher nicht die letzte Nummer. Vereinigen sich ihre Minister zu gleichen Zwecken, so stehen die Tafelgenüsse nicht hintendran. Kommen irgendwo die Männer der Wissenschaft zusammen, flugs vereinigt ein Mahl die Idealisten und die Materialisten, und da erst platzen die Geister los. Wird irgendwo von Bürgern ein Gesang-, Turn-, Pompierfest gehalten, so ist schließlich das Essen und Trinken die Hauptsache.

Bringen die Bauern auf dem Schwarzwald ein Kind zur Taufe oder einen Toten von den Bergen herab, dem viele Freunde und Bekannte von fernher das Geleite geben, so vereinigt ein Taufessen des Kindes Begleitung oder eine „Leidschenke“ die Leidtragenden.

Kurzum, bei all' unserer Politik und Wissenschaft, bei all' unseren patriotischen und bürgerlichen Festen, in Freud und Leid steht der Magen im Mittelpunkt und spricht: „Politisiert, schwätzt, räsoniert, singt, arbeitet, weint — tut, was ihr wollt, ihr Unsterblichen und ihr Göttersöhne, ich dirigiere euch doch alle. Mit all' euren Idealen und all' euren erhabenen Seelenstimmungen vermöget ihr nicht, mich zu sättigen. Vielmehr sehnt ihr euch darnach, von jenen gesättigt, mir dienen zu können.“

Drum freut sich der Schnitter im Sommer, wenn zur Mittagszeit übers Feld her die Mägde oder die Töchter des

Hauses in großen Körben Essen und Trinken bringen, und es freuen im Winter sich die Holzmacher, wenn sie, ums Feuer gelagert, ihr Mahl verzehren.

In meiner Knabenzeit kam an Winterabenden regelmäßig ein Holzmacher aus dem Urwald in meines Vaters Bäckerstube, trank einen Schnaps und aß ein „Groschenlaible" dazu. Er hieß der „Pfaffe-Sepp", war aus Schnellingen jenseits der Kinzig und ein stiller, wortkarger Mann. Aber das sprach er doch regelmäßig: „J freu' mi de ganze Tag uf mi Schnäpsle un mi Groschelaible am Obe[1]."

So freute sich auch der große Kübele aufs Mittagessen ums Feuer im Walde und hatte dessen Poesie selbst nicht im hohen Alter vergessen. Aber um jenes Mittagessen hing eben auch ein Stück Räuberpoesie. Es war eine Art Räubermahl.

In seiner Jugendzeit hatten die Rebleute am See nur im Sommer, wo der Weinstock durch seinen Überfluß an Blättern Futter gab, je ein Kühlein. Das wurde nach dem Herbst getötet, gesalzen und geräuchert und gab die einzigen fleischlichen Leckerbissen für den Winter ab. Schweine zu halten war schwerer; dazu fehlten die Milch und das Mehl.

Den Holzmachern im Weingarten wurde das Mittagessen, wie jetzt noch, vom Dorf her gebracht: Knöpfle und Bohnen und als Rarität einmal in der Woche „digen"[2] Kuhfleisch.

Dieses einfache, stets sich wiederholende Menu war unseren Holzmachern unter der Führung des langen Konrad ungenügend, um so mehr, als sie von den Bauernhöfen im Rücken des Waldes täglich sterbende Schweine schreien hörten. Und wenn einer oder der andere von ihnen in einem der Höfe Feuer holte oder einen Kochhafen lieh, um das Essen zu wärmen, da sah er, wie die Buren Metzelsuppen hielten, während den Holzmachern nur digen Kuhfleisch blühte.

Nicht bloß zwei Liebende wissen es zu machen, daß sie

[1] Abend.
[2] geräuchertes.

zusammenkommen, auch die Kuhfleisch verschmähenden Holzmacher und die speckreichen Bauern fanden sich in des Waldes düstern Gründen zusammen und schlossen ein Bündnis auf Kosten eines Dritten, der den Weingarten annektiert, zu deutsch, dem Kloster genommen hatte. Und dieser Dritte war der Staat.

Die Bauern brachten am Abend Speck, Schinken, Würste und Schnaps und holten dafür Holz, gespalten und stammweise, wie sie es gerade brauchten.

Zwar saß unweit vom Wald in dem ehemalig bischöflich konstanzischen Jagdschloß Ittendorf ein Förster namens Strobel, dem des Waldes Hut anvertraut war und der einigemal in der Woche nach den Holzmachern sah. Aber er war gewohnt, nach jeder Revue, die ihn in die Nähe des weinpflanzenden Seedörfchens Hange brachte, dort hinab zu gehen und im Adler eins zu trinken und zu spielen.

Während er so im Dorf drunten spielte und trank, tauschten Buren und Holzmacher ihre Waren und holten die übrigen Hangouer ihren Holzbedarf im „Wigarte“.

Daß alle sicher waren vor dem Förster, dafür sorgte niemand anderer als der damalige Dorfvogt Ainser selbst. Er spielte und trank regelmäßig mit dem Forstwart bis zur Mitternacht und hielt ihn hin, bis alle Bürger und Bauern ihren Bedarf gedeckt und ihren Tauschhandel abgemacht hatten.

Und die Moral? Die hatten der Vogt und seine Untergebenen von jenem Dritten gelernt, der kaum dreißig Jahre zuvor den Wigarte geholt hatte, ohne den Eigentümer zu fragen.

„Der Staat,“ meinte mit Recht der Vogt, „hat den ganzen Wald geholt, wir holen nur einzelne Bäume.“

Das Kloster hatte den Bürgern unentgeltlich Holz gegeben, jetzt sollten sie es bezahlen und zwar einem, der selbst nichts bezahlt hatte.

Stillvergnügt schmunzelte mein alter Sakristan jedesmal,

wenn er auf jene Tage zu reden kam, da er im Walde flott gegessen und die Klosterleute gerächt hatte.

Das war die Folge der napoleonischen Moral von der „Säkularisation" des kirchlichen Eigentums. Wenige Jahre später stellte Proudhon, der erste Sozialdemokrat, aus dieser Morallehre den Satz auf: „Eigentum ist Diebstahl", und so folgte der Säkularisationslehre und -praxis von oben in unsern Tagen die Säkularisationstheorie von unten und zwar gegen alles Eigentum.

Nie konnte ich meinen Sakristan überzeugen von dem Unrecht seiner Waldmahlzeiten, und ich bin fest überzeugt, daß er noch in seinen alten Tagen und in seinem Amt als Kirchendiener mit seinem Sohne „Benni" mehr als eine Fahrt Holz oder Rebstickel im Wigarte geholt hat. —

Seine Kumpane in der Jugendzeit waren seine Leibfreunde, der Bock und der Franzos. Im Wald oder in der Kiesgrube unter der Berghalde am See waren die drei stets voll Humor. Oft, wenn ein Tanz oder eine Hochzeit in der Nähe war, gingen sie von der Arbeit weg und begaben sich zum Tanz in ihrer Arbeitskleidung.

Geld hatten sie genug. Sie waren Arbeiter wie keine, und dazu hatten sie eine Erfindung gemacht, eine Mühle, welche den Kies sortierte. Sie bekamen für das Patent von der Straßeninspektion eine größere Summe, zugleich als Belohnung.

So kam es, daß die drei und vorab der groß' Kübele nicht so bald ans Heiraten dachten, weil sie ledig die lustigsten Tage genossen.

Verlobt war der Große schon lange. Er hatte seine schwarzhaarige und dunkeläugige Kreszenz, die treue Gefährtin seiner späteren Leiden und seiner Armut, längst gefunden bei einem — „Funken".

4.

Jedes Frühjahr, wenn der Schnee schmilzt und die Sonne die ersten Morgennebel über dem See zieht, am ersten

Sonntag in der Fasten, wird in allen Dörfern am rechten Seeufer hin der F u n k e n angezündet, und es heißt der Tag deshalb „der Funke-Sunntig".

An diesem Tage fahren in Hange nach der Vesper die erwachsenen Buben im Alter von 15—18 Jahren mit einem Wagen, den sie selber ziehen, von Haus zu Haus und sammeln Holz zum Funken. In der Regel erhalten sie in jedem Haus einige Bündel „Härlen", Rebholz.

Bald ist der Wagen so voll und so hoch beladen mit Härlen, wie ein Heuwagen im Sommer mit Dürrfutter. Sie bringen ihn mit vieler Mühe auf den „Buchenbichel", einen Hügel über dem Kirchhof mit herrlicher Schau auf See und Alpen. Das Holz wird hier zu einem Riesenstoß zusammengesetzt. Gegen Abend sammelt sich Jung und Alt, vorab aber die Ledigen beiderlei Geschlechts um den Stoß. Sobald der „Mesmer" im Dorf drunten Betzeit geläutet hat, wird der Haufe an allen Ecken angezündet, und alle beten laut „den englischen Gruß".

Wenn dann die ersten brennenden Hölzer abgeglüht und verkohlt sind, so beginnt das beliebte „Bromen", d. i. die Buben machen die Mädle schwarz im Gesicht.

Am liebsten „bromt" der Bursche dasjenige Mädchen, welches ihm am besten gefällt. Und wohl jedermann begreift, daß die Mädchen, so herzhaft sie sich auch zum Schein wehren, es lieben, gebromt zu werden.

So kommt es, daß, wenn der Funken abgebrannt und tot ist und am dunkeln Abend viele Mädchen geschwärzt heimziehen, oft noch Funken leuchten in den Herzen, Funken, die fortglühen bis zum Hochzeitstag. —

Drei Wochen nach den Funken am rechten Seeufer, am Sonntag Lätare der Fastenzeit, brennen am Abend die Funken am linken Seeufer und am Ostende des schwäbischen Meeres. Sie sind weit malerischer und wirken weit magischer, weil sie aus einer hohen Gebirgswelt herabfunkeln.

Es ist die Schweizer, Vorarlberger und Allgäuer Jugend,

die um jene weit herab in den See zündenden Funken sich sammelt und stillvergnügt den Frühling in der Natur und im Menschenherzen feiert.

Regelmäßig bin ich in den vielen Jahren meines Aufenthaltes am See am Abend des Funken- und des Lätaresonntags allein auf der Höhe beim „Wetterkreuz“ gestanden und habe die Funken, welche aus der Nähe herüber- oder vom Obersee herableuchteten, auch auf mich wirken lassen.

Ein letzter Lichtstreifen der Sonne stand noch über den Alpen. Der See still und wellenlos, als wollt' auch er zur Ruhe sich begeben. Tiefe, tiefe Stille in der Natur ringsum. Lispelnd nur spielt der Wind in dem Lindenbaum am Wetterkreuz. Da blitzt drüben im Thurgi ein Funken um den andern auf, höher und immer höher im Gebirge zeigen sie ihr Glutauge und wie Sterne heften sie sich auf die Bergwände droben am Pfänder und unter der Kannisfluh.

Der Abend sinkt hinab, die Nacht kommt, und immer feuriger strahlen die Sterne von Menschenhand, auf welche ihre Schwestern am Himmelszelt blaß und bleich herabschauen. Doch die menschliche Herrlichkeit dauert ja nicht lange, und die Himmlischen können allezeit und in alleweg sicher sein, daß wir ihnen nicht zu lange Konkurrenz machen.

Ein Funken um den andern erlischt, und bald ist's Nacht, dunkle Nacht auf Erden, und nur am Himmel noch ist Licht über der stillen Natur.

So dachte ich manchmal, wenn ich wehmutsvoll vom Wetterkreuz herab dem Dorf zuschritt, so geht's mit allen Lichtern des menschlichen Geistes: sie funkeln einige Zeit, funkeln im Dunkel, das uns rings umgibt trotz aller Wissenschaft, machen von sich reden, lassen auf sich schauen, sich bewundern und beklatschen — und dann löschen sie aus und gehen unter in der Nacht des Todes und der Vergessenheit. —

Wenn ich nicht es wüßte und an hundert andern Dingen es sähe, wie die Poesie im Volke schwindet, ich könnte es an den Funken erfahren.

Noch vor dreißig Jahren, da ich am Wetterkreuz die Freudenfeuer der Jugend vom See und den Alpen betrachtete, konnte man 60—70 solcher Funken leuchten sehen. Jetzt, sagt man mir, seien kaum noch zwanzig sichtbar am Sonntag Lätare.

Die Jugend wird eben beim heutigen Kulturfortschritt nicht mehr zum Idealen, sondern zum Realen erzogen; verdienen, profitieren, sinnlich genießen ist die Parole. Und ein Stück Idealismus gehört eben doch dazu, ganze Holzstöße zuerst von Haus zu Haus zu erbetteln und dann mühsam auf die Bergeshöhe zu schaffen.

Der heutigen Jugend schaut dabei zu wenig heraus; sie trinkt während der Zeit, die sie zum Funken brauchte, lieber Bier und Most und krakeelt in den Dorfstraßen. —

Die Hangouer halten bis zur Stunde treu und fest an ihrem Funken, und das lob' ich an ihnen. Aber sie halten auch noch an etwas fest, was mit dem Funken vielfach „seelisch" zusammenhängt.

Gleich nach dem Funkensonntag fällt in die Fastenzeit das Fest des hl. Joseph. Nachmittags um 1 Uhr wird von alters her an diesem Festtag in dem benachbarten Dorfe Kippenhausen eine Predigt gehalten zu Ehren des heiligen Nährvaters Christi.

Das Dorf liegt unheimlich einsam und versteckt hinter den Rebhügeln, die es vom See trennen, und fremde Wanderer kommen jahraus jahrein nicht in dieses abgelegene, stille Dörfchen, das um und um tiefe Melancholie ausströmt.

Aber am Josephstag Nachmittag ist Leben in „Kippehuse". Da strömen die Buben und Maidle, welche um den Funken gestanden sind, bromten und gebromt wurden, aus den nächstgelegenen Seedörfern Hagnau und Immenstaad zur Predigt über den hl. Joseph, den Bräutigam und den Verlobten der Muttergottes. Sie wollen in sinniger oder besser gesagt in schlauer Art ihre formlose Verlobung für die Zukunft unter den Schutz des heiligsten Verlobten stellen.

Nach der Predigt geht's ins Wirtshaus, aber noch vor Abend in allen Ehren wieder heim.

Der Funken und der hl. Joseph von Kippehuse haben schon manch ein Paar zusammengeführt fürs ganze Leben. Drum fehlt bei beiden keines von all' denen, die sich dereinst heiraten wollen.

Ich selbst hab' am ersten Josephstag meines Aufenthaltes am See die Predigt im einsamen Dörfchen gehalten, und als ich nach der Predigt den Pfarrer fragte, warum so viele ledige Leute in der Kirche gewesen, da erzählte er mir von dieser merkwürdigen Verehrung des hl. Joseph. Und alljährlich sah ich dann, viele Jahre lang, meine Pfarrjugend an Josephi zur Mittagszeit über den sonnigen „Buchenbichel" wandern, Kippehuse zu.

So war's seit Menschengedenken, sagte mein alter Sakristan, denn auch er war in der Jugend mit seiner Kreszenz um den Funken gestanden und mit ihr nach Kippehuse gegangen. Aber nicht bloß ein Jahr, sondern viele, viele Jahre.

Und warum? Weil der Vetter Marti die Kreszenz nicht leiden konnte und sie nicht als Hausfrau in seiner Hütte zulassen wollte.

Das gab manchen Kampf mit dem Alten, der eben nicht bloß ein Zinsmaier, sondern auch ein Schlaumaier war. Die Kreszenz war eines verschuldeten Rebmanns Kind, und der Vetter Marti hatte selbst schon mehr als genug Schulden „auf seiner Sach'".

Er spekulierte deshalb für seinen langen Konrad auf eine reiche Erbin, die seine, Marti's, Schulden bezahlen hälfe und ihm so gute alte Tage verschaffte.

Allein der Konrad war ein noblerer Mensch als viele sogenannte bessere und gebildetere Leute. Er wählte nach dem Herzen, nicht nach dem Geldbeutel, und ließ nicht von seiner Kreszenz, so oft auch der Alte tobte.

Schließlich, nach vieljährigem Kampf, der stets unentschieden blieb, griff Konrads Liebe zu einer Kriegslist. Er

stellte dem Alten vor, es sei unmöglich, „eine Partie“ zu machen nach des Vetters Sinn, so lange man nicht wisse, wie teuer der Konrad Hütte und Gut übernehmen müsse. Das leuchtete dem greisen Rebmann Marti ein. Er verkaufte Hab und Gut und sich selbst zu lebenslänglicher Verpflegung dem Neffen gegen Übernahme der Schulden, aber unter der Bedingung, daß die Kreszenz nicht ins Haus komme.

Jetzt ging der neue Eigentümer der kleinen Hütte im Oberdorf zum Vater der Kreszenz, der ebenso schuldenreich war, wie der Marti, und kaufte hinter des letzteren Rücken zum gleichen Preise jenem sein Anwesen im Mitteldorf ab.

Nun hatte der arme Konrad zwei Häuser, zwei Güter und zweifache Schulden, aber keinen Kreuzer Geld. Er machte jetzt einen Staatsstreich.

Der große griechische Dichter Euripides sagt einmal:

Soll Recht gebrochen werden, sei's ein Königsthron,
Um den man's bricht! Im übrigen sei's heilig dir!

Unser armer Konrad mußte das Recht billiger brechen, und drum, so lange er lebte, sagte man ihm nach, wie er den alten Marti betrogen. Hätte er im Unrecht einen Königsthron erobert, stünd' er als großer Mann da.

„Die Schande,“ meint Schiller im Fiesco, „nimmt ab mit der wachsenden Sünde.“ Und beim Konrad nahm sie zu und hörte nimmer auf, weil seine Sünde nicht groß genug war.

Und was war sein Unrecht? Er verkaufte Hütte, Gütchen und Vetter gegen eine kleine Aufzahlung an einen Fremden, „den Burtor“ aus dem Nachbardorfe Immenstaad, und heiratete seine Kreszenz auf ihres Vaters Haus und Gut.

Er war 32 Jahr alt geworden, als er zu dem Frevel schritt, um die Kreszenz endlich heimführen und doch dem Vetter Wort halten zu können, sie nicht in dessen Haus zu bringen.

Es ging ihm, wie tausend anderen. Er war am Ziel seiner Wünsche, aber auch alsbald ein Märtyrer seiner Liebe und seiner Schulden, wie die meisten Rebleute am Bodensee.

Kommt der Herbst und ist das Weingeld eingenommen, dann wandert der geplagte Rebmann zunächst auf die Domänenkanzlei nach Meersburg, zahlt Pachtgelder für seine Kartoffel- und Fruchtäcker und Schulden für Gras und Holz, so er das Jahr über ersteigert hat. Dann kommt „der Jud" und will seine Zinsen und Termine für die Reben, welche man ihm vor Jahr und Tag abgekauft hat.

Wenn das alles bezahlt ist — aber gar oft muß der Jud warten, da er mehr Geduld hat, als die Staatskasse —, so bleiben, wenn's gut geht, noch ein paar Mark übrig für die Haushaltung und die Kleider der Familie und für den Sonntagstrunk des Rebmanns.

Während des Jahres wird ein Kalb verkauft oder Kirschen, aber das „schlupft" in die Haushaltung und vergeht wie der Schnee in der Frühjahrssonne.

Dem Konrad war es doppelt schmerzlich, daß die Schulden alles fraßen, was er erarbeitete, denn er hatte, wenn er am Sonntag ins Wirtshaus ging, zu seinem angeborenen Rebmannsdurst noch den großen Hunger von anno 1817 her.

Aber das Allerschmerzlichste war ihm das folgende: Bei seinem Holzmachen im Wigarte hatte er die Süßigkeiten des Schweinefleisches kennen gelernt und beschlossen, sobald er eigener Herr sei, alljährlich ein „Süle"[1] zu mästen und zu schlachten. Es geschah so, aber wenn der Herbst kam, mußte das Süle verkauft werden, um zahlen zu können.

Dieser Umstand und dieser Schmerz hat den Konrad später in die Arme der Revolution getrieben.

Und in der Tat, es ist hart, sehr hart, unmenschlich hart, wenn ein armer Bauers- oder Rebmann an Martini, wenn der Herbst- und Ernte-Ertrag schlecht ausfiel, noch das einzige Süle verkaufen muß, um den Zins oder das Pacht- und Holzgeld aufzubringen.

Mit Weib und Kind hat er sich den ganzen Sommer über

---

[1] Schweinchen.

gefreut, im Winter ein Schwein schlachten und bisweilen auch ein Stück Fleisch „aus dem Rauch“ genießen zu können. Da kommt die harte Not, die Angst vor Pfändung und holt auch noch die letzte freudige Lebenshoffnung. Tränenden Auges schaut das arme Weib, welches das Tier mit hoffnungsfreudiger Sorgfalt gepflegt hat, schauen die Kinder, welche das Tierchen gehütet und gehätschelt haben, dem Metzger nach, der um Geld, das andern gehört, die Winterfreude wegführt.

Wahrlich, wenn ich es machen könnte, keinem dürfte sein einzig Schwein gepfändet werden, und ich halte den Zins, so mit solch einem Opfer bezahlt wird, für Blutzins!

Hätte der groß' Kübele nicht so mächtigen Durst und Hunger gehabt und jedes Jahr sein Süle behalten können, dann wäre er sicher nicht so verbittert geworden gegen die bestehende Gesellschaft, daß er, ohne gezwungen zu sein, zu den Waffen griff.

Zwar stand vor seiner Naturseele das Bild von den Idealen der „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit“, und Demokrat war er wie alle Menschen, die nicht als Katzenbuckler geboren sind; doch wenn er im Winter seinen Schinken und im Sommer genug zu trinken gehabt hätte, würde er nicht an Umsturz gedacht haben.

So aber trat er als geborener Demokrat und als gezwungener Süleverkäufer in den Vordergrund der Revolution am oberen badischen Bodensee.

Die ersten Ideen, welche seine natürliche demokratische Anlage weckten, empfing er von niemand anderm, als vom Pfarrer Fink von Hange. Dieser, ein starker Mann und großer Demokrat vor dem Herrn, war seinen Rebleuten auch deshalb sehr sympathisch, weil er, wie wir bereits wissen, den Seewein nicht verschmähte.

Ein geborener „Seehase“, hatte er die beiden Kameraden Bock und Kübele, die durch ihre Intelligenz hervorragten, durch allerlei Lektüre angezogen und sie auch in das Reich der Freiheit eingeführt.

Der Tod verhinderte den Pfarrer, anno 48 und 49 mitzumachen, aber seine zwei Schüler stellten sich ins Vordertreffen für die republikanischen Ideen.

Beide verteilten Flugblätter und waren eifrige Leser der „Seeblätter". Diese, herausgegeben von dem ebenso talentvollen als unermüdlichen und entschlossenen Agitator Fickler in Konstanz, brachte der Hagnauer Schiffsmann und Bote Meichle, der Vater des Anselm und des Postmeisters, allwöchentlich einmal über den See in seinem Segelschiff. Sie bereiteten die Revolution im Seekreis vor und machten den großen Kübele zu ihrem fanatischsten Vertreter in Hange.

Noch im Alter strahlte er, wenn er davon sprach, wie der Fickler es in den Seeblättern „den Herren gesagt" und wie seine Sprache ihn begeistert habe für die Revolution.

Zu der Versammlung, welche am 12. April 1848 in Konstanz tagte und in der Hecker die Republik proklamierte und zum bewaffneten Aufstand einlud, war der groß' Kübele von Hange in einer Gondel über den See gefahren.

Er wollte sich zuerst stärken im Lamm. Hier erzählte ihm der Lammwirt, der große Agitator Fickler sei verhaftet, was unserm langen Rebmann schon ein deprimierendes Gefühl beibrachte. Und als er in der Versammlung hörte, wie die Konstanzer Republikaner Würth, Kuenzer, Hüetlin u. a. dem Hecker selbst widersprachen, jetzt schon die Republik zu proklamieren, da stieg der groß' Kübele wieder in seine Gondel und fuhr heim, in tiefster Seele betrübt und überzeugt, daß er für dies Jahr noch einmal sein Süle verkaufen müßte und daß Hecker, dessen Rednertalent und Tatkraft er übrigens alle Anerkennung zollte, ihm weder von den Schulden noch vom Zinszahlen helfen würde.

Wie Heckers Auszug aus Konstanz mit einem kleinen Fähnlein von Freischärlern endigte, ist bekannt; wenige Wochen später war er in der Schweiz als Verbannter und sein Gesinnungsgenosse Kübele arbeitete im Schweiße seines Angesichts wieder in den Reben.

Aber vom rechten Seeufer waren doch einige Mannen mit Hecker ausgezogen. So ein Hagnauer und ein Nachbar und Gesinnungsgenosse meines Sakristans, der junge Lehrer Bickel von Immenstaad.

Er war mit Hecker auch in die Schweiz geflüchtet; kehrte später nach Donaueschingen, seiner Geburtsstadt, zurück und wurde zur Auswanderung nach Amerika begnadigt.

Er war befreundet mit dem „närrischen Maler" von Hasle und dieser hielt sich anfangs der vierziger Jahre längere Zeit bei ihm auf, in dem einsamen Schwarzwald-Weiler Raitenbuch bei Lenzkirch, wo Bickel vor seiner Anstellung in Immenstaad funktioniert hatte. Des Malers Flötenspiel entzückte oft die Lehrersfamilie, die er auch mit seinem Pinsel verewigte.

Ich verdanke diese Mitteilung einer Tochter des Lehrers, die als Kind mit ihren Eltern nach Amerika auswanderte und jetzt in Hoboken bei Newyork als Frau Burhorn lebt und in müßigen Stunden Hansjakob liest. —

Unser Konrad blieb aber im Herzen der Sache Heckers treu. Das Heckerbild in seiner Stube, den Volksmann mit dem Schlapphut und der Hahnenfeder, der Bluse, den Kanonenstiefeln, dem Schleppsäbel und dem Stutzen darstellend, ließ der Konrad zwar hängen und den Heckerbart noch stehen, denn der Hecker, so meinte mein Sakristan, „war ein Mann, der Courage gehabt hat; er hat gehandelt, und die andern haben geschwätzt. Und als er losschlug, haben ihn die Schwätzer in ganz Deutschland im Stich gelassen. Aber das ist der Fürsten Glück von jeher gewesen, daß das Volk nie einig ist."

Auch das „Heckerlied" sang der Konrad noch unentwegt vor sich hin, wenn er allein war. Und wenn er Rebstecken spitzte und sie in die Erde stieß neben die Weinstöcke, so ließ er seinen ganzen Unmut über das Mißlingen der Heckerei an den Rebstecken aus unter grimmigen Flüchen über Tyrannei und Volksdummheit.

Hecker, so erklärte ich meinem Alten oft, hatte die gleiche

Krankheit, die wir zwei auch haben. Er war Idealist und Sanguiniker, und diese Leute sind ehrlich, gutmütig, hitzköpfig und zu vielen Dummheiten auf- und angelegt.

Ich exemplifizierte ihm das näher und erinnerte ihn an die alten Volksjahrmärkte, wo Charlatane den Kindern und Bauern das „Horoskop" stellten. Sie hatten in einer Flasche, die mit Spiritus oder etwas Ähnlichem gefüllt war, ein künstliches Männlein. Wenn nun einer auf den Verschluß der Flasche drückte, so ging das Männlein in die Höhe und wieder zurück. Und je nach seinen Wendungen ward dem gläubigen Bauer das Schicksal vorhergesagt.

Solchen Männlein gleichen die Sanguiniker. Wenn ihnen irgend etwas aufs Herz drückt, so fahren sie auf und gehen sie los, ohne den Verstand zu fragen, verlieren aber ebenso schnell wieder den Mut, wenn etwas anderes dagegen drückt, und sinken ganz hinab. Dieser Vergleich gefiel ihm. —

Betrübt und ergrimmt stand der lange Konrad im Sommer über bei seiner Arbeit, als kurz vor dem Herbst noch einmal der Struve losschlug. Unser Kübele hörte eines Abends auf dem Heimweg aus den Reben davon durch einen Reisenden. „Kreszenz," rief er, in seine Stube tretend, „jetzt behalten wir den Wein allen, und das Süle wird auch gemetzget, denn der Struve macht Republik."

Struves Armee aber wurde bald auseinander gesprengt, und die Kreszenz fütterte ihr Süle zum Zinszahlen, der Konrad aber verkaufte hoffnungslos den Wein und trank „Lire".

Übrigens war in dem Heckerputsch bereits Hagnauer Blut geflossen. Ein Schreinergeselle von da, Bernhard Wezel, hatte sich dem Hecker angeschlossen und war bei Kandern gefallen.

Und zu meiner Zeit noch rühmte sich ein Hagnauer Schuster namens Nägele, er habe als Geselle dem Hecker und dem Struve, als sie in Konstanz waren, die Kanonenstiefel gemacht. —

Kaum waren die Putsche Heckers und Struves niedergeschlagen, so begann, gefördert durch die Schwäche, welche die Regierung den beiden Aufständen gegenüber gezeigt hatte, die Volksbewegung aufs neue landauf und landab.

Überall wurden Volksvereine gegründet, Versammlungen gehalten und die alten Ideen von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit breitgeschlagen.

Unser Konrad fehlte bei keiner Versammlung in den Nachbarstädten Meersburg und Markdorf. Öffentliche Reden hielt er keine, der lange Rebmann von Hange. Es waren zum Redenhalten Herrenleute und bessere Bürger genug da, aber er bearbeitete den einzelnen Mann.

Der Hauptredner war der Pfarrer Ullmann von Kluftern, einem Dörfchen zwei Stunden von Hange zwischen dem Bodensee und dem Gehrenberg, an dessen Fuß das freundliche Städtchen Markdorf liegt.

„Der Ullmann“ war ein Konstanzer, der Sohn des Rheinschmieds, eines tüchtigen, wohlhabenden Bürgers. Er hatte in den zwanziger Jahren in Konstanz und Freiburg studiert. Die freisinnige Richtung, welche damals sowohl am Konstanzer Lyzeum als auch an der Universität herrschten, ging auch auf ihn über. Er war ein flotter Korpsstudent gewesen und rühmte sich, am Tage vor seiner Primiz noch ein Säbelduell auf der Burgruine Bodmann bestanden zu haben.

Er blieb bis in sein Mannesleben ewig jung, studentisch und burschikos. Dabei war er aber eine durchaus ideal angelegte Natur und deshalb ein Schwärmer und Wolkensegler.

„Seine äußere Erscheinung,“ so schilderte ihn mir später in Freiburg der Professor Müller, ein geborener Klufterner, „hatte etwas Vornehmes, Elegantes und doch Würdevolles. Scharfer, durchdringender Blick, Adlernase und dünne, geschlossene Lippen gaben ihm den Typus eines energischen und entschlossenen Mannes.“

Seine Lieblingsdichter waren Herwegh, Lenau und ähnliche. Seine Naturanschauung schöpfte er aus Oken.

Auch Jean Paul war sein Mann, und sein Lieblingslied war Körners: „Du Schwert an meiner Linken", welches Lied er seinen Bauern oft vorsang beim vierunddreißiger Seewein. Dazu war er musikalisch gebildet und spielte Klavier.

So war der Mann, der die Ideen von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit in das abgelegene und bis dahin politisch tote badische, rechte, obere Seeviertel trug.

Den Ullmann hörte der groß' Kübele am liebsten; denn er sprach von dem zu vielen Geld, das die großen Herren hätten, und von den zu vielen Schulden des armen Volkes. Ein Präsident der Republik sei viel billiger als ein Großherzog, das so ersparte Geld käme dem Volk zu gut und die Bauern und Rebleute könnten die Klostergüter von Salem noch besser brauchen als die badischen Prinzen. So spare man die Pachtgelder, und die Rebleute vom See und die Bauern im Salemer Tale könnten sich in die Güter teilen.

Das war Musik für Konrads und vieler ähnlicher armer Teufel Ohren. Er sah sich im Geiste frei von Schulden und Pachtzinsen und als eigener Verspeiser seines Süles und alleiniger Trinker seines Weines.

In diesen süßen Hoffnungen wiegte er sich nach jeder der zahlreichen Versammlungen, die er im Winter und Frühjahr 1848/49 mitmachte.

Nur einmal machte ihm der berühmte und beliebte Volksredner und Pfarrer Ullmann auch Schmerzen. Derselbe mußte, um von Meersburg, wo er oft als Redner auftrat, in sein Dorf zu kommen, Hange passieren. Die freiheitsdurstigen Landleute, welche denselben Weg zu gehen hatten, begleiteten jeweils den gefeierten Mann, den Prediger ihrer politischen Hoffnungen freudig durch die Nacht hin, von Meersburg der Heimat zu. Dabei wurden dann die politischen Ideen des Tages noch weiter besprochen.

Eines Abends war der Pfarrer auf dem Heimweg ziemlich verstimmt und kleinlaut, trotzdem er unter dem Beifall der Bauern gesprochen und ihnen die Zukunft aufs schönste aus-

gemalt hatte. Als der gesprächige Haufe gegen Hange gekommen war, fing es an zu regnen, und der ahnungsvolle geistliche Volksmann sprach gelassen das große Wort aus: „Ihr Männer, der Himmel weint über unsere Dummheit."

Erstaunt hörten die biederen Naturmenschen, in deren politischen Kinderherzen der Pfarrer von Kluftern goldene Berge aufgebaut hatte, diese niederschmetternden Worte, welche um so schwerer wirkten, als ihr Sprecher keine Erklärung gab, die guten Hagnauer mit einem kühlen „Gut' Nacht" verabschiedete und mit den weiter oben am See wohnenden Bauern von dannen zog.

Als der Konrad an jenem Abend in seine Hütte kam, war er ausnahmsweise still, was er sonst nie gewesen, wenn er von einer Versammlung heimkehrte.

Mürrisch warf er seinen Heckerhut auf die Ofenbank und fluchte: „Wenn i bigott dies Johr no a mal 's Süle verkoafe muaß, no soll der Teufel des Revoluzze hole."

Die Kreszenz fragte erschrocken, was vorgekommen sei. Und als sie den schönen Spruch des Pfarrherrn von Kluftern vernommen hatte, fiel sie ein: „Recht hot der Pfarrer. Du könntest die Dummheit schon lang uffstecke, statt an Sonntage dene Volksversammlunge nachzuziehe und am Werktig das Schaffe zu vergesse vor luter Lese und Nachstune[1] über Freiheit und wia ma d' Herre abschafft und d' Schulde wegbringt. Du dummer Kog, die arme Lit hont[2], so lang d' Welt stoht, schaffe müaße und d' Herre verhalte! Du und der Pfarrer von Kluftern könne des au nit ändere."

Oft, sagte er mir später, habe er bereut, daß er von jener Stund an nicht vernünftig geworden sei und seinem Weib gefolgt habe.

Als aber bald nach diesen Tagen die Revolution losbrach, und zwar in der Residenz am schärfsten, als der Groß-

---

[1] Nachstaunen, Nachdenken.
[2] haben.

herzog flüchtig das Land verlassen hatte, da glaubte der Sanguiniker in der Hütte am Bodensee, es könne diesmal nicht fehlen.

Freudig griff er zu den Waffen und trat in die Freischarenkompagnie Markdorf ein, die 200 Mann stark war und zu der Hange als erstes Aufgebot 25 Mann stellte. Seine Reden vor und nach den Volksversammlungen, seine Energie für die Freiheit, sein radikaler Sinn und seine lange Gestalt hatten den großen Kübele von Hange so bekannt gemacht, daß er alsbald zum Feldwebel der Kompagnie gewählt wurde, obwohl er nie Soldat gewesen war.

Jetzt kam Leben ins Dorf. Auf dem Platz vor dem Klosterhof wurde täglich exerziert. Der Instrukteur war der „Seemuk", ein Hangouer, der lange beim Militär gedient hatte. War das Exerzieren vorüber, so ging's ans Trinken, denn Wein war in Hülle und Fülle vorhanden. Das Jahr 1846 war das größte Weinjahr des Jahrhunderts gewesen. Bürger, die nicht exerziert hatten, leisteten Gesellschaft. Bei diesen Frühschoppen las der Kübele die Zeitungen und Flugblätter vor.

Dann wurde geteilt, Wald, Feld und Reben, und, soweit sie dem Staat gehörten, dem Ober-, Mittel-, oder Unterdorf zugesprochen.

Sprecher in diesem Klub war der Zimmermann Köst, von dessen köstlichen Reden mein Sakristan eine aufbewahrt hatte. Sie lautete: „Ihr Brüder! Es ist eine heilige Pflicht, in dieser Sache alles aufzubieten, was der menschlichen Kraft nur möglich ist, denn wir sehen einer besseren Zukunft entgegen. Wir brauchen bald nichts mehr an Steuern und sonstigen Abgaben zu bezahlen, brauchen deshalb nur halb soviel zu arbeiten und können besser essen und trinken. Es kommt die Zeit, wo es uns schon zum Frühstück statt Suppe ein Geröst[1] gestatten mag, des Mittags zweierlei Fleisch und des Abends Braten".

[1] Saure Nieren oder Leber geröstet heißt man am See „ein Geröst".

Wer möchte dieser naiv kindlichen Rede nicht Beifall zollen, die uns zeigt, daß das Volk aus Kindern besteht, die zufrieden sind, wenn sie gut zu essen und zu trinken haben!

Der uns bereits bekannte Vähmodel war auch Mitglied des Klubs, und er hatte noch, abgesehen von der Verteilung der vom Staat annektierten Klostergüter, den nicht unpraktischen Antrag gestellt, die Herren müßten das Pachtgeld der letzten zehn Jahre zurückersetzen.

Dieser Vorschlag, der dem Vähmodel alle Ehre machte, wurde mit verdientem Beifall aufgenommen.

Interessant ist es, daß die wenigen Hangouer, welche es mit der bestehenden Ordnung und mit der Monarchie hielten, damals die „Stockroten" genannt wurden. Der Zimmermann Köst, der Sprecher der Revolutionäre, sprach wiederholt im Klub davon, sie zu „goletieren".

Die Übungen der Kompagnie, von der die Hangouer einen Zug bildeten, fanden im Binnenland statt auf der Brülwiese, zwischen dem Dörfchen Ittendorf und der Stadt Markdorf.

Stolz marschierte der groß' Kübele als Feldwebel mit den Seinigen jeweils dahin ab, wo der Hauptmann Stephan kommandierte, ein reicher Müllerssohn aus dem Salemer Tal, der das Rittergut Helmsdorf bei Immenstaad am See gekauft hatte, und der um dieses Gutes und um des Schimmels willen, den er ritt, zum Kompagniechef gewählt worden war.

Die Kompagnieübungen schlossen natürlich stets mit einem „Suff" ab, wobei die obigen Reden über die Zukunft und die schöne Güterteilung wiederholt wurden..

In diesen Tagen hielt der groß' Kübele seine erste und letzte öffentliche Rede oder, wie er später mir oft gestanden, sein dümmstes Geschwätz.

Bekanntlich stellten die Gemeinden die Waffen der Freischaren und so auch dem Feldwebel Kübele. Allein der war damit nicht zufrieden und hielt eines Tages auf dem Rathaus zu Hange vor versammelter Bürgerschaft die fol-

gende Rede: „Bürger! Ich bin der Höchstkommandierende im Dorf, aber ein armer Teufel. Ohne Bezahlung kann ich weder meine Zeit opfern, noch mein Blut und Leben für die Freiheit aufs Spiel setzen. Ich beantrage deshalb, daß mir aus der Gemeindekasse täglich ein halber Gulden ausgeworfen werde als Feldwebelsgage."

Da erhob sich sein Freund, „der Franzos", ein Stockroter, und erwiderte: „Du schlechter Kog! Ich sollt' Dir grad ein paar Ohrfeigen hinschlagen. Seit Jahr und Tag hast Du gepredigt, die Herren hätten zu hohen Gehalt, das Volk müsse entlastet werden, und jetzt kommst Du selbst und willst Geld aus der Gemeindekasse. Du bist ein sauberer Freiheitsmann. Schäm' Dich!"

Und Beifall jauchzten alle anwesenden Hangouer, der groß' Kübele aber schwieg und schämte sich, schämte sich all' sein Lebtag, so oft er an seine erste und letzte öffentliche Rede dachte.

Und doch hat der arme Freiheitsfeldwebel und Rebmann am Bodensee nur en miniature gedacht und gesagt, was schon zahllose Freiheitsmänner der Welt nicht bloß gedacht, sondern im großen Styl ausgeführt haben, indem sie sich glänzend bezahlen ließen für ihre Dienste zugunsten der Volksfreiheit.

Nie mehr aber sprach fortan der lange Feldwebel von Belohnung. Hab' und Gut nahm ihm später der Kampf für die Freiheit, und im Kerker büßte er sein Schwärmen für sie — aber lautlos trug er sein Geschick.

Selbstlos erfüllte er nach der mißglückten Rede seine patriotische Pflicht. Die erste Pflicht der Tapferkeit aber ist Vorsicht. Davon hatte der Kommandant von Hange schon beim „Franzosenrumpel" ein Beispiel abgelegt.

Als in der Nacht vom 24. auf den 25. März 1848 jenes merkwürdige Gerücht, das in der gleichen Nacht im ganzen Lande Baden auftauchte, die Franzosen kämen, auch in Hange Bestürzung hervorrief und die Weiber jammernd und händeringend durch die Dorfgassen eilten, ließ der Taktiker Kübele

in den Kellern Löcher graben, um Geld und Wertsachen zu versenken, und in den Häusern die verborgensten Schlupfwinkel zum Verstecken der Frauen und Mädchen aussuchen.

Doch kam man diesmal mit dem bloßen Schrecken davon. Als aber statt der Franzosen später die Preußen heranrückten und im Unterland den Freischärlern schon Gefechte geliefert hatten, da galt es Ernst auch am Bodensee. Ein Faß Pulver wurde nach Hange geholt, Patronen gemacht und Kugeln gegossen.

Die Hagnauer schossen aber ihre Patronen Tag für Tag zum Vergnügen über den See, und als der Befehl kam zum Abmarsch gegen den Feind, hatten die meisten keine mehr.

Es war ein schöner Sommernachmittag im Juni 1849, als der Feldwebel von Hange mit seinem Zug in Markdorf einrückte, wo die Kompagnie sich aufstellen und dann ins Feld abmarschieren sollte.

Der Hauptmann hatte sich dort auch eingefunden und ritt auf seinem Schimmel vor der Kompagnie hin und her unter den üblichen Drohungen gegen die Preußen.

Auch ein „vornehmer Herr", der sich für einen Regierungskommissär ausgab, war da, hielt eine Ansprache an die Kompagnie und forderte jeden auf, ihm sein übriges Geld anzuvertrauen. Da es vor den Feind gehe, sei es besser, nur wenig Geld in der Tasche zu haben. Er wolle es im Namen der republikanischen Regierung verwalten und hinter der Kompagnie herziehen.

Einige Leute waren so dumm, ihm zu glauben. Am Abend war er mit der Kasse verschwunden.

Am gleichen Nachmittag sollte nicht mehr abmarschiert werden. Man verteilte Quartierbillette für die Mannschaft, stellte Wachtposten an die Tore, obwohl der Feind, dem es galt, mehr denn 60 Stunden weit entfernt war, und fing dann an — zu trinken.

Als es Abend geworden, war das größere Kontingent der Kompagnie voll von Seewein, und nun wollten alle diese

Freiheitsmänner gleich sein, keiner mehr folgen und jeder Hauptmann und Feldwebel spielen. „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit!“

Spät am Abend kamen zwei Markdorfer Soldaten flüchtig vom Unterland heim und meldeten, alles sei aus, das Unterland wimmle von Preußen und die Freischaren und das badische Revolutionsmilitär seien geschlagen.

Das wollten die Seehasen nicht glauben, am wenigsten der Hauptmann Stephan und sein langer Feldwebel, der groß' Kübele. Dieser ließ seine Leute scharf laden und drohte allen, die nicht mitwollten, mit dem Tod. Die zwei Soldaten wurden Verräter gescholten und sollten entwaffnet werden. Als sie jedoch erklärten, eher sterben zu wollen, als ihre Waffen niederzulegen, und jedem nahenden Freischärler das Bajonett wiesen, ließ man sie in Ruhe, aber der Abmarsch ins Unterland wurde doch beschlossen, und die zwei Soldaten mußten sich anschließen.

In der Frühe vor dem Abmarsch ließ unser Feldwebel, und das macht ihm alle Ehre, nochmals im Feuer exerzieren, um zu erproben, ob auch alle Gewehre losgingen. Dann ging's durchs liebliche Tal von Salem Überlingen zu, wo ein Bataillon gebildet werden sollte.

Friedlich schaute das Schloß Heiligenberg, die Sommerresidenz des Fürsten von Fürstenberg, von der Höhe herab auf die republikanische Schar, und der Feldwebel, welcher neben dem Schimmel des Hauptmanns einherschritt, meinte, auf das Schloß deutend: „Wenn ich und Du nicht in vier Wochen einmal zum Vergnügen dort droben herausschauen, dann haben die Preußen gewonnen.“

Trotzdem die Entfernung von Markdorf nach Überlingen kaum vier Stunden beträgt, brauchten die Männer der Freiheit einen ganzen Tag, denn es gab gar viele Wirtshäuser unterwegs, und die patriotischen Bauern in den Dörfern am Weg hin brachten den Befreiern Wein und Most in Fülle auf die Straßen des Durchmarsches.

Als die Helden am Abend in der Seestadt Überlingen einrückten, waren schon Flüchtlinge vom großen Sigelschen Korps, das die Preußen vor sich hertrieben, eingetroffen und brachten die traurige Mär, daß alles verloren sei.

Im Weindusel glaubten es nur wenige, bis am andern Morgen auf dem Rathausplatz der Hauptmann der Überlinger ernst und laut bekannt gab, die Freischaren sollten heimkehren, alles sei fertig, von oben kämen die Bayern und von unten die Preußen.

5.

Acht Tage später saß im Invalidenhaus zu St. Gallen, abgehärmt und niedergeschlagen, ein armer Mann. Geldlos und flüchtig war er in der Schweizerstadt eingetroffen und hatte um Gottes und der Freiheit willen ein Asyl gefunden im Invalidenhaus. Während die anderen Flüchtlinge nach Belieben mit ihrem Geld leben konnten, wo sie wollten, wenn sie nur wenigstens sechs Stunden vom See entfernt waren, mußte der lange Kübele — denn er war es — bei magerer Kost und strenger Hausordnung seine Tage in der schönen Stadt des heiligen Gallus verbringen.

Bayerische Chevaulegers, die alsbald nach der Heimkehr der Freischaren von Überlingen am Obersee eingetroffen waren, hatten dem armen Konrad die Luft schwül gemacht. In einer stillen Nacht war er in kleinem Schiffchen über den See gefahren und hatte, wie zahlreiche andere, sich auf den Schweizerboden in Sicherheit gebracht.

Aber die goldene Freiheit fand er nicht. Fast wie ein Gefangener interniert, lebte er im Invalidenhaus, geplagt von Heimweh; denn er hatte noch nie im Leben auch nur einen Tag den Bodensee nicht gesehen und besaß kein Kleingeld, um sich bisweilen Mut und Vergessenheit zuzutrinken.

In dieser Stimmung beschloß er heimzukehren; viel schlechter, so dachte er, als im Invalidenhaus zu St. Gallen

könne es ihm daheim auch nicht gehen. In einer stürmischen, dunkeln Nacht landet er in Immenstaad, eine Stunde oberhalb Hange, um Mitternacht. Ein befreundeter Rebmann des Dorfes wird geweckt und um die ersten Nachrichten befragt. Die lauten schlecht: Der Volksredner Pfarrer Ullmann, der Hauptmann Stephan u. a. sind längst verhaftet — und auf den langen Feldwebel von Hange fahnden sie.

Tief betrübt, aber resigniert, schleicht dieser in der Nacht noch am See hinab, seiner Hütte zu.

Selten im Leben hat der groß' Kübele, eine starke Seele, geweint, aber er weinte, da er, ein armer und verfolgter Mann, am Seeufer hinwankte. Finster wie über den Gewässern des schwäbischen Meeres war's in seiner Seele, und sowie die dunkeln Wellen hörbar ans Land schlugen, so wälzten sich düstere Gedanken in seinem Geiste und schlugen an die Wandungen seines Herzens.

Dem Heimatsdorfe nahe gekommen, mußte er vorsichtig wandeln; denn zwischen Kirche und Pfarrhaus ging eine hessische Schildwache hin und her. Im Pfarrhaus war das Hauptquartier und über dem Pfarrhaus droben lag die Hütte des Märtyrers der Freiheit, des idealen Mannes, der zufrieden gewesen wäre, wenn ihm der Sieg der Revolution nur alljährlich sein Süle garantiert hätte.

Was ihm am wehesten tat in jener Nacht und was er mehr fürchtete als die Schildwache, waren die Vorwürfe und der Jammer des Weibes und das Klagen der Kinder, die seiner warteten. Dies und das bittere Fehlschlagen seiner bescheidenen Freiheitswünsche drückten ihm die Tränen in die Augen. Und diese Tränen flossen noch, als er leise an der alten Holztüre seines Häuschens glockte[1]. Die Kreszenz schlief nicht, der Kummer hatte ihr längst den Schlaf geraubt, und so hörte sie auch das leise Glocken. Sie stand auf und

[1] „glocken" statt klopfen sagen in poetischer Art die Seebewohner.

fragte, wer draußen sei. Und als sie an der Stimme alsbald ihren Mann erkannt hatte, schloß sie unter Tränen auf und reichte weinend dem Weinenden die Hand.

In trüben Zeiten, wenn die Männer allen Mut verlieren, werden in der Regel die Frauen stark. Die Kreszenz machte ihrem Konrad keine Vorwürfe.

Sie erzählte in Ruhe, daß täglich eine Patrouille käme, um nach ihm zu fahnden und zu fragen. Sie sei froh, daß er komme, er solle ihrer ewigen Angst ein Ende machen und sich stellen, den Kopf werde es auch nicht kosten. Ihr Elend sei zudem so groß, daß auch das Ärgste es nicht schlimmer machen könnte.

So begab sich der arme Konrad in aller Frühe gen Meersburg und stellte sich dem Militärkommando, das ihn mit seinem Hauptmann, mit dem Volksredner und Pfarrer Ullmann und einigen anderen Kompromittierten in einem Gefängnis vereinigte.

Das Wiedersehen all' dieser Freiheitsbrüder war ein trauriges, und jetzt erst ging dem großen Kübele ein Licht auf von der Ahnung des Pfarrers an jenem Abend, da dieser vom Weinen des Himmels über ihre Dummheit gesprochen hatte.

Doch große Gedanken kamen in die Seele unseres Konrad erst mit seinem Unglück, und da dies Unglück erst mit seinem Tode endigte, hatte er auch, wie wir sehen werden, bis zum letzten Atemzuge große Gedanken.

„Hätten wir gesiegt," sprach er zu seinen Freiheitsbrüdern in der Gefangenschaft zu Meersburg, „so wären wir Herren; da wir unterlegen, gelten wir als Lumpen."

Ein wahres Wort, wahr zu allen Zeiten, weil der Erfolg stets König ist auf Erden.

Vierzig Tage saß der zukünftige Mesner von Hange in Untersuchungshaft und dann wurde er entlassen mit dem Zusatz, das Urteil werde nachfolgen. Man wußte, daß der arme Teufel nicht mehr durchgehen werde, und entließ ihn deshalb zu seiner Familie.

Still ging er wieder an seine Arbeit in den Reben und auf dem Feld. Der Sommer verging, und der Herbst kam, aber immer noch kein Urteil. Die großen Sünder, wie der Pfarrer von Kluftern, den man nicht hatte laufen lassen, wurden zuerst abgeurteilt, und dann kam es erst an die Hochverräter vom Range des langen Feldwebels der Kompagnie Markdorf.

Essen und Trinken hatte dem braven Konrad die ganze Zeit über nicht geschmeckt, denn jeden Abend ging er mit dem ihm drohenden Urteil ins Bett und stand mit ihm wieder auf.

Schon trank er „Suser" von seinem Weinberg; denn der Herbst war vorüber und schon dachte er, man habe den ungefährlichen Feldwebel, der eigentlich nur um einer einzigen kleinen Winterfreude willen, bestehend in der Schlachtung eines Süles, die Waffen ergriffen hatte, vergessen.

Doch das Unglück schreitet gerne einem armen Manne, wenn auch bisweilen hinkend, rastlos hinterdrein.

Das Urteil kam, lautete auf zwei Jahre Zuchthaus und schlug wie ein Blitzstrahl in die Hütte des guten Konrad am See. Das hatte er denn doch nicht erwartet noch viel weniger verdient.

Sein ganzer innerer Mensch knirschte. Er fuhr empört über den See nach Konstanz, wo ein wackerer Rechtsanwalt, Spinnhirn, sich des armen Feldwebels annahm, ihm den Rekurs ausführte und es dahin brachte, daß die Strafe auf ein Jahr Gefängnis herabgesetzt wurde. Immerhin noch genug für die revolutionäre Leistung des großen Kübele.

Sein Hauptmann erhielt zwei und der Volksredner und Pfarrer zehn Jahre. —

Es war während des Rekurses Frühjahr geworden im Jahre 1850. Kalt ging die politische Reaktion übers warme Land. Die Blumen blühten, die Vögel sangen, während die Männer der Freiheit, meist gutmütige Sanguiniker und Idealisten, teils im Gefängnis saßen, teils dahin gerufen wurden. Zu den letzteren gehörte auch der lange Konrad.

Am Vorabend vor Pfingsten, dem Fest der Freude, hatte er sich in der Strafanstalt Freiburg zum Antritt seiner Haft zu melden.

Wie's einem armen Manne geziemt, war er vom See herab über den Schwarzwald zu Fuß daher gewandelt. Was ihn in seinem Elend aufheiterte, war diese Reise in eine neue Welt.

Nur zweimal in seinem Leben kam der große Kübele für länger vom See weg, einmal als Flüchtling in die Schweiz, das andere Mal als Sträfling ins Breisgau.

Oft sprach er mir von der Schönheit des Schwarzwaldes. Früher habe er geglaubt, wo kein Wasser und keine Weinberge seien, wäre es nicht schön. Nun drang aber die Poesie des Schwarzwaldes, seiner Matten und seiner Wälder mit Macht in unseres Rebmannes Naturseele, und er bezeichnete mir später oft die Fußreise über den Schwarzwald als die einzige, freudige Errungenschaft seiner ganzen Freischärlerei.

Überall sah der arme Konrad, da er zum Schwabentor in Freiburg hereingeschritten war, Vorbereitungen zum morgigen Feiertag. Die Münsterglocken, die das Fest einläuteten, schlugen Ströme von Wehmut los im Herzen des Sträflings, der ohne Rast nach dem „Zuchthaus" fragte und bald hinter dessen Mauern verschwunden war.

Beten und arbeiten war der Mann vom See gewohnt, und das mußte er im Gefängnis; denn da man damals staatlicherseits noch glaubte, der Mangel an Religion sei schuld auch an den Revolutionen, so mußten die politischen Sträflinge nicht bloß Holz sägen und spalten und Düten machen, sondern sie wurden auch zu religiösen Übungen angehalten.

Unverdrossen sägte der lange Konrad sein Holz und besuchte gerne die Katechismusstunden und den Gottesdienst, aber er sprach noch lieber, wenn immer möglich, mit seinen Kollegen und ließ sich von ihnen erzählen, wie und warum sie hierhergekommen.

Die meisten von ihnen waren kleine Leute, wie er selbst,

und hatten die Revolution mitgemacht in der Hoffnung, ihre soziale Lage um ein Kleines zu verbessern.

Die großen politischen Verbrecher waren in der Schweiz oder in Amerika und wurden später begnadigt. Das arme Volk muß ja stets allein alle Suppen ausessen, die andere ihm eingebrockt und von deren Folgen sich der Einzelne in der Regel nicht mehr erholt.

Die einzigen Augenblicke, in denen unser Kübele sein Elend vergaß, waren jene, in denen er mit andern die Erlebnisse austauschen konnte.

Ich kenne die Süßigkeit solchen Austausches auch. Als ich anno 1873 im Gefängnisse saß zu Radolfzell am Bodensee, ganz in der Nähe der Villa des Dichters Scheffel, hab' ich meine schönsten Stunden bei den Mitgefangenen verbracht. Ich leistete ihnen Gesellschaft beim Holzspalten, und nebenbei erzählten sie mir ihren Lebenslauf[1].

Doch während der groß' Kübele im Zuchthause zu Freiburg unverdrossen sein Holz sägte und sich wieder mit Hoffnungen auf eine bessere Zukunft beschäftigte, traf ihn ein neuer Schlag. Seine Gläubiger ließen ihm Hab und Gut versteigern, um noch zu ihrer Sach' zu kommen, ehe der Staat für die Prozeß- und Strafkosten die Hand darauf legte.

So trostlos endigte der Traum des guten Konrad von der Verminderung der Schulden und vom jährlichen Schlachten eines Süles.

Aber auch der völlige Ruin vermochte es nicht, ihn zum Klagen und Jammern zu bringen, wie ich denn überhaupt den Mann nie über sein Schicksal habe klagen hören; geweint darüber hat er, wie wir oben gehört, nur einmal, aber ganz allein in dunkler Nacht.

Vom Tage an, da er die Nachricht erhielt, es sei ihm alles versteigert, wurde der große Kübele Philosoph; „denn", so erzählte er mir, „ich schlug mir von da an jeden Gedanken

---

[1] Siehe meine Erinnerungen „Im Gefängnis".

an die Zukunft aus dem Kopf und dachte nicht einmal mehr an den kommenden Morgen."

Es gehört ein großer Mensch dazu und viele Lebenserfahrung, bis man es so weit bringt, irdisch nur der Gegenwart zu leben und weder mehr mit der Vergangenheit noch mit der Zukunft zu rechnen. Es ist das Horazische „Carpe diem".

Und das hat der arme Konrad von den Tagen des Zuchthauses bis zum Tode zustande gebracht.

Nichts hat ihn in der Zukunft auf Erden mehr interessiert, als zur Sommerszeit das Wetter für den kommenden Tag, und das nur, weil er, wie wir später sehen werden, gerne den Wetterpropheten, aber nur bei mir, spielte. —

Die Kreszenz reichte, nachdem alles versteigert war, ein Gnadengesuch für den jetzt doppelt nötigen Ernährer der Familie ein. Und da dieser zudem ein musterhafter Sträfling war, wurde ihm die Hälfte der Strafe in Gnaden erlassen.

Auf Pfingsten hatte er sich im Gefängnis eingefunden, am Allerheiligentag betrat er wieder die Schwelle seines einstigen Hauses. Aber hier wurde er schlechter empfangen als im Zuchthaus. Die Kreszenz machte ihm diesmal die bittersten Vorwürfe, er sei ein Lump und schuld, daß Hab und Gut unter den Hammer gekommen. Sie habe ihn oft gewarnt, das Politisieren bleiben zu lassen, das Volk werde doch nie Meister, er habe aber nicht auf sie gehört, und nun sei das Elend voll. Er könne jetzt als Taglöhner arbeiten und schauen, wo er eine Wohnung bekomme.

„Jetz hosch di Süle," schloß sie grimmig spottend und unter Tränen, „ku[1] Süle, ku Kuah, ku Geiß, ku Hus und ku Feld meh."

Zwanzig und einige Jahre später erzählte er mir diese Empfangsszene und sprach: „Was ich der Kreszenz nie vergesse im Leben, das ist das Unrecht, welches sie mir in jener Stunde angetan hat."

---

[1] kein.

Er kam mit mir selten über sein Weib zu reden, aber immer ließ er eine Verbitterung gegen sie durchblicken, und diese Verbitterung datierte von jenem Allerheiligentag des Jahres 1850 her.

Ich fand diesen Stachel erklärlich. Wenn ein Mensch ehrlich für ein Ideal und zwar für ein so bescheidenes, wie der arme Rebmann am See, gelitten hat und dafür als Verderber seiner Familie, der er helfen wollte, angesehen wird, so mag das leicht bleibenden Groll erzeugen.

Die Seele eines Naturmenschen behält derartige Eindrücke, seien es gute oder schlimme, auch viel länger und tiefer. —

Es war im Jahre 1881, an einem schönen Sommertag, da haben mein Sakristan und ich unserem Dorfbäcker Michael Kammerer die Sterbsakramente gebracht.

Nach alter schöner Sitte begleitete mich bei diesen Versehgängen jeweils der Mesner. Im Chorrock, in der einen Hand eine Laterne mit brennendem Licht, in der andern eine Glocke, schritt der lange Sakristan dem noch längeren Pfarrer voraus, nach wenigen Schritten immer wieder ein Glockenzeichen gebend.

Auf dieses Zeichen kamen die Leute bei Tag vor die Häuser, nachts — zu jeder Stunde — an die Fenster, um den Segen des allerheiligsten Sakramentes zu empfangen.

Beim Kranken selbst sollte der Sakristan nach kirchlicher Vorschrift jeweils das Confiteor (die „offene Schuld") in lateinischer Sprache beten. Aber davon war mein Kübele ein geschworener Feind.

„Herr Pfarrer," sprach er, „in meinem Alter kann man nicht mehr ‚latinisch' studieren. Ditsch will ich lesen und beten, was Sie wollen und so lange Sie wollen, aber zum Latinischlerne bin ich z' alt."

Selbstverständlich dispensierte ich ihn gerne und betete bei den Kranken das „Confiteor" selber.

War die heilige Handlung vorüber, so empfing der

Mesner ein kleines Trinkgeld, bei Nacht verdoppelt, und darauf rechnete der arme Teufel, denn es gab ihm hie und da ein Viertele Seewein.

Auf dem Rückweg sprach er dann gerne mit mir über den Lebenslauf des Sterbenden, den er kurz und gut und in christlicher Liebe charakterisierte.

Bei den allermeisten aber fügte er hinzu: „Es ist gut, wenn so ein armer Rebmann oder ein Rebwib stirbt, 's mag licht si, bekomme si's besser als uf dere Welt."

Manchmal standen wir noch in tiefster Nacht, während alles schlief und das Mondlicht durch zerrissene Wolken den See mild beleuchtete, vor der Kirche und sprachen vom Sterben.

Ging's zur Sommerszeit gegen Morgen, wenn wir heimkehrten, so stieg mein alter Sakristan auf den Kirchturm und wartete ab, bis die Morgenröte über den See hereinbrach, und läutete dann Betzeit, während ich, allzeit unfähig, früh aufzustehen und aufzubleiben, in mein Schlafzimmer kroch. —

Also an einem schönen Sommer-Sonntag-Nachmittag haben wir den Bäckermeister unseres Dorfes versehen, den praktischsten Bäcker, den ich, aus dieser Zunft herstammend, je kennen lernte. Da er das Monopol in unserem Dorf hatte und die Leute, welche Bäckerbrot wünschten, auf ihn angewiesen waren, so machte er sich sein Amt bequem. Er buk nicht, wie seine Zunftgenossen anderwärts, in der Nacht, sondern schlief wie andere Sterbliche bis zum Morgen. Dann stand er auf und machte sein Brot, das erst um Mittag frisch zu haben war.

Am Morgen meinte er, sollten die Leute Suppe essen und zum Nachmittagskaffee erst sein Weißbrot. Und so geschah es. Der Michel schlief allnächtlich den Schlaf des Gerechten und ließ die Leute auf sein Brot warten.

Da aber der Tod auch die Bäcker nicht schont, die nachts schlafen können und unter Tags Kundenschoppen trinken, mußte eben auch unser braver Dorfbäcker sterben und mein Sakristan und ich ihm beistehen.

Als wir von dem schwerkranken Mann heimkehrten der Kirche zu, sprach der Sakristan: „Der Michel war mein einziger Freund, als ich aus dem Zuchthaus heimkehrte und mir alles verkauft war. Er hatte mein Häusle gesteigert und gab es mir wieder, als ich ihn darum bat, auf Kredit zum Kaufpreis. Wenn er jetzt sterben muß, so mög's ihm Gott lohnen, und ich werde es nie vergessen, daß er als gutherziger Mensch an mir gehandelt und mir wieder eine Heimat verschafft hat."

Das Häusle hatte der Revolutionsmann mit Hilfe des Bäckers wieder, aber wie zu Gütern kommen, um wenigstens eine Ziege halten und einige Ohm Wein verkaufen zu können? Von einem Süle konnte noch gar keine Rede sein.

Wer am See kein Geld hat, aber noch gute Arbeitskraft, der kann zu „Wein- und Wieswachs" kommen, aber nur durch den Juden.

Ist irgendwo was feil an Grundstücken oder gibt's eine Gant, so ist in der Regel der Jude der Käufer, weil die See-Christen entweder kein Geld oder keinen Unternehmungsgeist haben.

Hat der Hebräer ein Grundstück, so bringt er's aber auch viel eher an den Mann, als der Christ, weil er den Käufern eifriger nachgeht, beliebige Zahlungstermine gibt und viel länger borgt als der Christenmensch.

Er nimmt zuerst eine Steigerungsprobe vor im Wirtshaus, bezahlt einige Liter, damit die Leute warm werden, dann läßt er ausrufen und bieten, schlägt aber selten etwas zu. So lernt er die Liebhaber kennen, und die sucht er dann am andern Morgen heim, nimmt sie einzeln in Behandlung und bald hat er Felder und Reben los.

In Hange besorgte zu meiner Zeit dies Geschäft die Firma Moos und Söhne von Gailingen am Rhein, echte, rechte, strenggläubige Israeliten, vorab der Vater, der schon den Handel trieb, als der Kübele aus dem Gefängnis kam.

Ich selbst hab' dieser Firma mein „Miramare" abgekauft, ein kleines Rebfeld auf der Höhe mit der wunderbarsten

Aussicht auf See und Alpen. Ohne „den Juden“, der dem armen Pfarrer Kredit gab, wie seinen armen Rebleuten, wäre ich nie zu jenem reizenden Stück Land gekommen, auf das ich eine Hütte baute und darin die seligsten Stunden in die große Natur hineinträumte.

Ich sollte schon deshalb kein Antisemit sein. Allein wenn alle Kinder Israels wären, wie Moos und Söhne in Gailingen, und nirgends mehr Schaden anrichteten, als diese in Hange, so gäb' es auch keinen Antisemitismus.

Die Juden sind morgenländischer Herkunft und deshalb wie alle Menschen in sonnigen Ländern für den „Kampf ums Dasein“ besser organisiert als wir Nordländer Darum ziehen wir in Geldsachen stets den Kürzeren, und darum liegt alles, was Geld bringt, wie der Frucht-, Wein-, Vieh- und Güterhandel, in ihren Händen, und sie ziehen Riesensummen aus uns nicht so pfiffigen, aber auch nicht so nüchternen, nicht so sparsamen und nicht so fleißigen germanischen Christenmenschen.

Das ist überall der Fall, wo die Juden nicht mit ihresgleichen, d. i. mit Orientalen, in Konkurrenz treten, und war zu allen Zeiten so; nur waren die Christen im Mittelalter praktischer, namentlich auch die Seehasen.

In Konstanz und Überlingen ließ der Rat, sobald die Bürger an die Judenschaft verschuldet waren, die Kinder Israels aufs Rathaus kommen, wo man sie bei Todesstrafe zwang, die Schuldscheine dem Kaminfeuer zu übergeben.

Ich würde vorschlagen, man säkularisiere, wie einst die Klostergüter, alle 50 Jahre den Überfluß an jüdischem und christlichem Großkapital zugunsten des Staates und lasse keinem Staatsbürger je nach Verhältnissen mehr als eine halbe, höchstens e i n e Million. Die Kinder Israels werden diese eine Million zwar in kurzen Jahren wieder verzehnfacht haben, aber dann beschneide man den Bienenstock von neuem.

Zur Einziehung der Klostergüter, wo noch solche existieren, würde alles, was liberal und human heißt, heute

jubelnd Beifall geben, aber die Rothschilde und Kompagnie läßt man in ihren Milliarden ersticken. Warum? Weil die Juden viel mächtigere Freunde haben unter den Großen dieser Erde, als die Klosterleute, und daß sie die Freundschaften sich zu verschaffen wissen, zeugt eben von ihrer orientalischen Gescheitheit. —

Also mit den Juden am See stand ich gut. Der alte Moos und seine Söhne gingen oft im Pfarrhaus aus und ein, und ich hab' sie auch einmal aufgesucht in ihrem schönen Dorf auf der luftigen Höhe am Rhein über der alten Schweizerstadt Dießenhofen.

Und er tat mir von Herzen weh, der alte Moos, als er später unter schweren Schmerzen im Freiburger Spital, wo ich ihn öfters besuchte, litt und starb. —

Ein weiterer Sohn Israels, der kleine Guggenheimer brachte den Weibern in unserem Seedorf allerlei Weißzeug und mir schleppte er alte Bilder zu. Es fehlte ihm nicht an Gewandtheit im Handel, aber am Geld, um denselben schwunghaft zu betreiben, und darum kam er nicht besonders fort in seinem Geschäft.

Der harmloseste, aber auch der ärmste Hebräer, den ich in jenen Tagen kennen lernte, war der Harburger, ein kleines, von Mühe und Arbeit zusammengeschundenes Männlein. Er ging regelmäßig an Sommer-Sonntag-Abenden mit mir durch den „Ittendorfer Wald" auf seinem Weg nach Markdorf, wo am andern Tag Markt war.

Er trug auf dem Rücken stets einen Pack Hosenzeug, womit er handelte, hatte zu Hause ein krankes Weib und Schulden. Ich hörte ihn aber nie klagen und jammern, und wir verabschiedeten uns nie, ohne daß ich in Hochachtung dem braven Männlein noch nachschaute, wie er hungrig und durstig und schwer beladen seines Weges weiter ging, geringem Verdienst nach. —

Der Bäcker im Dorfe machte es unserem Konrad möglich, in seiner Hütte zu bleiben, und vom Juden erwarb er auf

Termine einige Rebgärten mit „Wieswachs", d. i. mit einem Stück Wiese oben oder unten dran.

Und jetzt ging der Schwärmer für Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, tiefer in Schulden denn zuvor, wieder unentwegt an die Arbeit im Schweiße seines Angesichts.

Er war aber ein stiller Mann geworden, nach dem alten Sprichwort: „Ein armer Mann, ein toter Mann", und er blieb es. Auch in seinen späteren Jahren noch politisierte und räsonierte er nie öffentlich; er handelte wohl nach den Worten Homers:

Kein von Armut gebundener Mann darf reden noch handeln;
Denn die Zunge sogar liegt ihm gefesselt im Mund.

Er blieb ein toter Mann, der große Feldwebel von 1849, und politisierte nur noch mit mir. Im Wirtshaus, wohin zu gehen ihm selten vergönnt war, schwieg er.

Seine Kinder — ein Sohn und drei Töchter — waren mit der Zeit groß geworden, und ihr Fleiß und der Lohn ihrer Taglöhnerarbeit ermöglichten es dem Alten, ein Kühle zu halten und selbst im Herbst ein Süle zu metzgen, aber die Schulden blieben, und mit Not brachte er die Zinsen auf.

In diesem Stadium ernannte ich ihn zum Sakristan, und unser zehnjähriger täglicher Umgang soll nun in seinen Lichtpunkten gezeichnet werden ihm zur Ehre.

6.

Was mir an meinem Sakristan am meisten imponierte, war seine Liebe zur Einsamkeit. Ich sah ihn selten mit jemandem reden. Einsam und allein, Vorbeigehende nur kurz grüßend, wanderte er von seiner Hütte oberhalb des Pfarrhauses der Kirche zu und wieder zurück. Einsam ging er aufs Feld zur Arbeit und einsam und allein vom Felde heim.

Ein Mensch von der Bildung eines Rebmanns, der sich allein genügt und auf die Unterhaltung anderer Menschen

verzichtet, ist kein gewöhnlicher Mensch. „Alle Lumpen," meint Schopenhauer, „sind gesellig." „Und all' unsere Übel," sagt ein geistreicher Franzose, „kommen daher, daß wir nicht allein sein können." Und es ist merkwürdig, unsere Seele liebt sich selbst so sehr und ist doch nicht gerne mit sich allein.

Aber eines hatte er sich angewöhnt bei seinem Alleinsein, der Konrad, er redete mit sich selber, ein Beweis, daß er lebhaft dachte. Unzähligemal hab' ich ihm abgelauscht, wenn ich im zweiten Stock unter dem Hausgangfenster meines Häuschens lag und er daher kam die Hände mit den Kirchenschlüsseln auf dem Rücken, gebückt vor sich hin schauend und mit sich selbst redend.

Längere Gespräche führte er nur mit mir und zwar, die Winterszeit ausgenommen, drei- bis viermal des Tages.

Morgens nach dem Gottesdienst besprachen wir, vor der Kirche stehend, zunächst das Wetter, wobei er über den See und die Alpen hinschauend, gestützt auf jahrelange Beobachtung, die trefflichsten Bemerkungen machte.

Den Wolken über dem Säntis, wie den leichtesten Winden über den See hin hatte er längst ihre Bedeutung abgelauscht.

Von den Winden war ihm am verhaßtesten, selbst zur Sommerszeit, der Nordwind. Er nannte ihn „Bettlermacher" und fügte öfters spöttisch hinzu: „Der ‚Ordwind' kann nichts sein, denn er kommt aus dem Preußischen." Diese Malice tat er den Preußen an als den Mördern seiner einstigen Freiheitsideale. Und weil ich sie auch nicht leiden mochte, mit aus dem gleichen Grund, weil sie mich als Revolutionsknaben von anno 1849 verdemütigt, so haben wir oft über die Preußen räsoniert.

Hatten wir dem Wetter seine Prognose gestellt, so zog indes von Konstanz her das erste Schiff, „der Morgendampf", vor unseren Augen seeaufwärts. Oft erzählte er beim Anblick des Dampfschiffes von dem Staunen der alten Fischer

und Schiffer, als sie anfangs der dreißiger Jahre das erste Dampfschiff sahen. Nie hätten sie geglaubt, daß es möglich sei, gegen die Wellen zu fahren.

Den Dampf nannte mein Sakristan neben dem Kaffee das stärkste „Element" des 19. Jahrhunderts, aber beide hielt er für schädlich. Der Kaffee habe die so gesunde Mehlsuppe und das noch gesündere „Brühmehl" überall verdrängt und der Dampf die Arbeitskraft der Menschen.

War der „Dampf" hinter dem „Kippenhorn" verschwunden, so gingen auch wir auseinander von unserem Morgengespräch, jeder an seine Arbeit.

Um elf Uhr schritt der groß' Kübele wieder vom Oberdorf her der Kirche zu, um „olfe z' lütte", den heiligen Glockenklang für alle Weibsleute, die in den Reben sind, damit sie heimgehen und Knöpfle machen.

Zur Sommerszeit trat der Glöckner nach diesem Amt ins Pfarrhäusle, nahm aus der Kammer mein „Badezeug" unter den Arm und begleitete mich zum Bad in offener See hinter den Weiden unter dem Schloß Kirchberg.

Unterwegs ward politisiert. Ich hatte den Morgen über auch die Zeitungen gelesen, und da wollte er wissen, was es Neues gäbe. Da wir beide demokratisches Blut in den Adern hatten von anno 48/49 her, so waren wir stets einig und schnitten uns die ganze Politik auf ein demokratisches Programm zu.

Zum Glück hörte es nie ein Staatsanwalt, wie wir, namentlich in der Zeit des Kulturkampfes, auf unserem Weg am Seeufer hin auf demokratisch bis sozialdemokratisch politisierten, sonst wären wir beide hundertmal eingesperrt worden.

Während ich in den Wellen des Sees mich erfrischte, saß der Alte am Ufer, und wir politisierten in der Regel auch so weiter. Er selbst badete nie und hatte seit seinen Knabenjahren nie mehr gebadet.

Ältere Leute am See sind meist wasserscheu und fürchten das Wasser außen und innen. Wäre das schwäbische Meer

ein Weinmeer, sie badeten Tag und Nacht darin, die lustigen und durstigen Seeleute.

Da hört man heutzutag in allen Tonarten predigen, baden sei notwendig für die Gesundheit. Ich habe am Bodensee steinalte und kerngesunde Leute gekannt, die seit ihren Kinderjahren nie mehr gebadet hatten, und in Gebirgsgegenden wohnen und leben Hunderttausende, die nie zum Baden kommen.

Man kann also auch alt werden und gesund sein, ohne zu baden, was nicht mehr als recht und billig ist. —

Wenn ich aus den Fluten kam, legte mir mein Badediener das an der Sonne gewärmte Leintuch um, und bis ich frottiert und angezogen war, politisierten wir abermals und auf dem Heimweg wieder. Unser stetes Bedauern beim Auseinandergehen war, daß wir beide nicht Meister seien, um die Welt nach unserem demokratischen Geschmack regieren zu können.

Für die Badebegleitung und -bedienung bekam er jeden zweiten Tag eine Flasche Wein, deshalb war's ihm leid, so oft das Wetter oder mir die Lust fehlte, wenn er nach dem „Olse-Lütte" kam und fragte: „Herr Pfarrer, badet mer (baden wir) heut' nit?"

Eine Stunde nach der Badepromenade sahen wir uns wieder. Er kam, um „uis z' lütte", d. h. um e i n Uhr vom Mai bis September das Wetterzeichen zu läuten, während dessen die Mannsleute den Hut abnehmen und alles betet um Abwendung von Hochgewitter — ein wahrhaft schönes, christliches Läuten.

Der Pfarrer, eben mit seinem einfachen Mittagessen fertig, kam regelmäßig nach diesem Läuten zur Kirche hinüber, und wenn der Sakristan vom Turm herabgepoltert war, setzten wir uns eine halbe Stunde auf eine Bank vor meinem Hause oder auf eine solche an der südlichen Ecke der Kirche, wobei wir an beiden Orten eine herrliche Aussicht über See und Alpen vor uns hatten.

Jetzt las er mir, wenn ich etwas eben im Druck hatte,

die Korrektur vor, um meine damals sehr schwachen Augen zu schonen, oder wir führten wieder einen kurzen Diskurs, meist aber nicht aus dem Gebiete der Politik, sondern aus dem vollen Menschenleben, und hier ließ er sein ganzes Licht leuchten. Ich will nur einige Proben davon geben.

Ich bewunderte oft seine Zufriedenheit, da ich ihn nie klagen hörte, weder über körperliche Schmerzen, die er viel durch einen „offenen Fuß" litt, noch über Armut und Elend. Aber dabei war er doch meist ernst. Wenn er lachte, lachte er über die Dummheit der Menschen, ihren Ehrgeiz und ihre Habsucht.

„Wenn man über 60 Jahre alt ist," pflegte er oft zu sagen, „sollte man nicht mehr lachen, aber man muß oft lachen wider Willen über die Dummheit der Menschen."

Wie wahr ist das Wort, nicht mehr zu lachen, wenn man in einem Alter steht, wo der Tod jeden Tag kommen kann, und wie oft hab' ich schon, auch alt geworden, an das Wort meines einstigen Sakristans gedacht!

Ein anderer Weisheitsspruch von ihm war: „Jeder Mensch hat irgendeinen Vorzug vor den anderen, mit denen er im Leben verkehrt. Der eine hat Glück im Spiel, der andere gut Wetter, wenn er Heu macht oder erntet, der dritte viel Haare auf dem Kopf, während andere kahl sind." „Und ich," schloß er diese und ähnliche Vergleiche, „habe keinen Vorzug als den, daß ich zufrieden bin, mag's kommen, wie es will. Schlimmer kann's nicht mehr viel werden; arm bin ich, elend und bresthaft auch. Es kann also bei mir nur noch der Tod kommen."

Trotz alledem hörte ich ihn bisweilen, wenn er allein auf unserer Parlamentsbank hinter der Kirche saß, vor sich hin singen. Als ich ihn einmal darüber „beschrie", meinte er, in der heiligen Schrift stehe: „So einer in Betrübnis ist, bete er, so einer in Freuden lebt, singe er." Da er nun meist Grund zum Beten hätte, aber nicht immer beten könne, singe er zur Abwechslung auch im Elend.

Ich hatte ihm die Weltgeschichte von Becker zum Lesen gegeben, und da ging ihm eine Fülle neuer Gedanken auf, wenn ich ihn über das Gelesene ausfrug.

Eines stellte er als Demokrat von reinem Blut bald als Frucht seiner Lektüre fest, daß zu allen Zeiten Macht Recht und das gemeine Volk der Prügelknabe der großen Herren war.

Nie hab' ich ihn mehr sich freuen gesehen, als da er gelesen hatte, daß die Königin der Szythen dem Cyrus den Kopf habe abschneiden und in Blut tauchen lassen.

Das imponierte ihm, und die Frau Tomyris hatte sein ganzes Wohlgefallen, obwohl er es sonst als eine Lächerlichkeit hinstellte, daß Weiber Völker regieren.

„Völker", meinte er, „welche ein Weiberregiment dulden oder Kinder als Könige, sollten noch zu den ‚Wilden' zählen."

Wie weit ich diesen gesunden Anschauungen zustimmte, das mag der freundliche Leser erraten. Jedenfalls sollten Staaten, welche die weibliche Sukzession auf dem Thron anerkennen, auch alle anderen Frauen zu allen Staatsämtern für fähig erklären und vom ersten Minister- bis zum letzten Schreiberposten kein Weib ausschließen.

Helle Freude hatte mein Sakristan auch an Ramses dem Großen von Ägypten, von dem er gelesen, daß er sich bei festlichen Gelegenheiten von seinen Kleinkönigen im Wagen ziehen ließ. Sonst müsse überall das Volk an den Triumphwagen der Könige ziehen, der Ramses aber habe Seinesgleichen dazu gezwungen.

Für den gescheitesten Staatsmann des 19. Jahrhunderts hielt er nicht etwa den Bismarck, sondern den brasilianischen Minister Dom Clemente Pereira, von dem ich ihm erzählt hatte, daß er Orden und Adelsdiplome verkaufte und aus dem Geld in Rio de Janeiro das größte und schönste Irrenhaus der Welt gründete.

Das gefiel meinem Alten über alle Maßen, nur hätte er gerne die Käufer als die ersten Insassen in das Haus gesteckt.

Mich selbst verschonte er nicht mit treffenden Bemer-

kungen. Wenn wir auf einer unserer Bänke saßen und in der Nähe bisweilen Dorfkinder lärmten und spielten, beorderte ich ihn oft, die kleinen Schreier zur Ruhe zu verweisen. Das tat er jeweils, bis mein Buch „Aus der Jugendzeit" erschienen war und er es gelesen hatte. Als ich ihn kurz nachher eines Tages auf die Kinder loslassen wollte, meinte er: „Herr Pfarrer, das, was die Kinder dort unten treiben, haben Sie den Kinderhimmel genannt, und jetzt soll ich die Kinder auf Ihren Befehl aus dem Himmel jagen!"

Als ich ihm einmal erklärte, ich sei eben nervös und griesgrämig und könne den Lärm der Kinder nicht ertragen, verglich er mich mit alten Jungfern, die einen Zorn bekommen, wenn sie junge Mädchen tanzen sehen.

So hatte ich täglich Gelegenheit, mich seiner Geistesblitze zu erfreuen. —

Zur Sommerszeit, wenn wir nicht gerade ein anregendes Thema hatten oder ich schweigend in den sonnigen See hineinschaute, schlief mein Nebenmann bisweilen ein. Ich ließ ihn dann schlafen, ging von dannen und machte auch mein Schläfchen.

Hatte er nichts auf dem Feld zu arbeiten, weil es seine Frau und Kinder allein besorgen konnten, so schlief er den ganzen Nachmittag bis vier Uhr. Zu dieser Stunde mußte er als Glöckner abermals seines Amtes warten und „viere lütte". Das war das Zeichen für die Arbeiter im Feld und Rebberg, das im kühlen Grunde versteckte Wein- oder Mostkrügle zu leeren, für die alten Weiber und die greisen Männer, so zu Hause blieben, den aufgewärmten Kaffee zu trinken und für den Lehrer, die Schüler laufen zu lassen.

Nach dieser nicht unwichtigen Funktion ging auch der Mesner heim und trank von seiner Lire oder wenn ein unverhofftes Trinkgeld von einer Taufe oder Aussegnung her in seiner Tasche war, genoß er stillvergnügt ein „Viertele" beim „Fritz", vorn an der nahen Ecke der Dorfgasse, wo der Wirt Friedrich Freiheit einen guten Seewein schenkte.

Vom Rathaus, d. i. vom Hof herauf kam auch auf das Glockenzeichen hin der Ratschreiber Model, ein kleiner, ungemein kluger und belesener Mann, ein Schulkamerad vom Sakristan. Er wollte auch seinen Vespertrunk beim Fritz holen.

Manchmal war der Konrad von Weib und Kindern beordert, gegen Abend das Kühle einzuspannen und das Wägele zu bringen, um Gras, Heu oder Reblaub heimzuführen, und dann begegneten wir uns bisweilen außerhalb des Dorfes, wo ich um jene Zeit regelmäßig lustwandelte.

Er grüßte mich aber bei solchen Begegnungen jeweils mit einer Vornehmheit, als ob wir uns an dem Tage noch nie gesehen hätten, und ließ sich das nicht nehmen, so oft ich ihm auch sagte, er solle nicht so fremd tun. Er meinte, es sei wegen der Leute. Als ob nicht das ganze Dorf gewußt hätte, daß der Pfarrer und der Mesner täglich auf einer oder der andern Bank in der Nähe der Kirche beisammen säßen! —

Am Abend traten wir noch einmal ins Gespräch. Wenn die Sonne hinter dem Hohentwiel hinabgesunken war und die Sterne über den Obersee hereinzugucken begannen, kam der groß' Kübele wieder das Dorf herab, um Betzeit zu läuten und die Kirche zu schließen. Ich wandelte um diese Zeit in der Regel vor meinem Häuschen auf und ab und schaute in die kommende Nacht hinein, wie sie über den See hereindunkelte.

War der Sakristan mit dieser seiner letzten Tagesarbeit zu Ende, so kam er zu mir, und es wurde noch ein kurzes Zwiegespräch gehalten. Da schritt dann gewöhnlich vom See herauf unser dritter Kollege im Kirchendienst, der Lehrer und Organist. Er hatte drunten am See „beim Zeller" seine Abendviertele getrunken und war, sein Zigärrchen schmauchend, auf dem Heimweg.

Der Lehrer Leopold Hund, Sohn eines Lehrers aus dem Salemertal war zweifellos der gescheiteste von uns dreien; denn der Mesner und der Pfarrer waren Idealisten und er ein Realist. Wir zwei auf der Bank hinter der Kirche bauten

politische Luftschlösser und machten in freiheitlichen Träumen, während unser „Professor", wie ich ihn nannte, wenn sein Dienst um war, seine Viertele trank und einen Lindauer Schübling dazu genehmigte.

Politisch ging er wie so viele glückliche Sterbliche mit der bestehenden Gewalt und schwamm nie gegen den Strom. An des Großherzogs Geburtstag hielt er in der Regel beim Bankett die Festrede in einer ebenso gewählten als loyalen Sprache. Nur einmal ging ihm der Gaul durch und er meinte eines Tages in seiner Festrede: „es sei dem Großherzog selbst leid, daß er sein Volk so drücken müsse."

Aber einzig in seiner Art war er in der Kirche, wo er die Singweisen an Werktagen stets solo sang, meist nach eigenen, neuen Kompositionen. Ich war dabei stets versucht, ihm zu lauschen und meiner Andacht am Altare untreu zu werden; denn ich liebe nichts mehr in der Musik und im Gesang als das Kindlich-Naive. Darum macht mir ein Bauernbursche mit seiner Ziehharmonika weit mehr Vergnügen, als ein ganzes Hoftheaterorchester, und mein Organist in Hange sang mir weit tiefer ins Herz als der berühmteste Heldentenor.

Wenn der dicke Lehrer gegen den Schluß der Messe das Lied sang:

Was sind wir Dir denn schuldig,
Daß Du einst so geduldig
Für uns gelitten hast?

wobei die Komposition von ihm meist neu bearbeitet war, so glättete der nahe See, der zuvor seinen Wellenschlag zur Kirche heraufgesandt hatte, seine Wogen und horchte, wie ich, andächtig zu.

Der gute Professor war so anhänglich an mich, daß er, als ich fortkam, auch fortwollte. Ich verschaffte ihm durch Fürbitte beim Oberschulrat Armbruster, einem vortrefflichen Mann aus Schiltach im Kinzigtal, die Lehrerstelle in Weiler bei Hasle.

Hier trank der brave Mann seine Viertele bei meiner

alten Jugendfreundin, bei der „Becke-Käther", bis ihn nach zehn Jahren, 1894, der Tod holte und ihn bettete auf dem hochgelegenen, sonnigen Friedhof von Weiler.

Wenn wir beide am Auferstehungstag die Grüfte verlassen, kann einer zum andern hinüberschauen, denn mein Gottesäckerle in Hofstetten liegt seiner Ruhestatt gerade gegenüber, auf der andern Talseite.

Zu neuen Kompositionen hatten ihn die „Williger und Fischerbacher Manns- und Wibervölker" nicht begeistert, denn die achten auf den Gesang des Lehrers so wenig, als die Tannenzapfen im „Williger Kirchenwald" auf den der Amseln und Drosseln.

Dagegen hatten viele Hangouer eine große musikalische Ader; eine brillante Dorfmusik existiert in Hange seit alten Zeiten, und in der Kirche spielten zu meiner Zeit noch die alten Rebleute „figurierte Messen" mit Hörnerklang und Trompetengeschmetter, wie einst in meiner Knabenzeit die Musikanten in Hasle. —

Der Lehrer Hund, der mich und den Sakristan öfter am Abend in unserem Zwiegespräch unterbrochen, war, abgesehen von seinem Realismus, auch darin ein kluger Mann, den ich oft beneidete, daß er keine Widersprüche machte, wenn er mit jemandem redete. Auf alle Behauptungen seines Nebenmenschen antwortete er: „Ganz recht, ganz recht."

Mit diesem höchst vernünftigen Grundsatz wird man ein alter Mann, ohne sich und andere zu ärgern, und ich wollt', ich hätte ihn zeitlebens gehabt.

Darum sagte ich, wenn der Lehrer einige Zeit mit uns zweien gesprochen und stets „ganz recht" gegeben hatte und dann schmauchend und zufrieden schmunzelnd von dannen ging, oft zum großen Kübele: „Unser Professor ist gescheiter als wir beide; er trinkt, während wir leeres Stroh dreschen, seinen Wein und kommt mit niemandem in Widerspruch, indem er allen Leuten recht gibt."

Jetzt führten wir noch unseren Diskurs weiter, zunächst

übers Wetter, inwieweit die Prognose des Morgens sich erfüllt hätte. Mein Prophet war immer ungehalten, wenn seine Vorhersage nicht eintraf. Und welcher Prophet wäre das nicht, wenn er durchfällt?

Trotzdem prophezeite er alsbald wieder für morgen. Dabei war und blieb er stets Optimist; ob Regen oder Sonnenschein über die Erde ging, es störte seinen Gleichmut nicht. Während ich über lange anhaltendes Regenwetter und seinen Schaden räsonierte, hatte er nie ein Wort des Tadels über schlechtes Wetter und beschämte mich oft mit den in philosophischer Ruhe gesprochenen Worten: „Wir müssen es halt nehmen, wie's kommt, ändern können wir nichts mit all' unserem Geschwätz und mit all' unserer Ungeduld."

Nach dem Wetter sprachen wir noch über den Dienst. Da gab's am andern Tage ein Kindlein zu taufen, und er mußte dem jungen Weltbürger läuten und beim Taufen assistieren. Er hörte es immer gern, wenn ich ihm das ankündigte; er bekam ein wenig Taschengeld, wonach er lüstern war, denn seit der letzten Kindstaufe hatte er keinen Pfennig Geld mehr in der Tasche gehabt und auch kein Viertele mehr getrunken, außer denjenigen, die er aus dem Pfarrkeller bezogen und die ihm en passant meine Schwester zum Küchenfenster hinausgereicht.

Oder es hatte ein Mann bei mir seine Frau zum Aussegnen beim ersten Kirchgang nach dem Wochenbett angemeldet, und da gab's auch ein Opfer: zwei Kerzlein und zwanzig Pfennig für den — Kirchenfonds. Da der letztere aber in diesem Falle — nach meiner Ansicht — das reinste Blutgeld einnahm, wenn er dem Sakristan nichts gab, so ließ ich allermeist den Zwanziger diesem zukommen.

Unsere Dienstreferate waren wenige und kurz beisammen; denn auf einer kleinen, geschlossenen Dorfpfarrei mit kaum 600 Seelen geht für Pfarrer und Mesner unter der Woche fast ein Tag wie der andere vorüber in stiller, müheloser Amtstätigkeit. Drum ist Landpfarrer sein für einen Menschen,

der sich zu beschäftigen weiß, ohne daß der Dienst ihn dazu zwingt, eine wahre Goldgrube fürs Studium. Und ich wäre längst bereit, wieder in die gesegnete Ruhe eines Landpfarrers zurückzukehren, wenn mir jemand eine Pfarrei gäbe mit einem Hilfspriester am Sonntag und einem für beide genügenden Einkommen.

Was mir tausendmal im Jahr das Stadtleben und Stadtwirken entleidet, ist die Unruhe im Hause und außerhalb desselben. Da läutet's und klopft's den ganzen Tag an den Türen; eines gibt dem andern die Klinke in die Hand, und vor dem Hause fährt's und bellt's und schreit's und pfeift's und brüllt's vom frühen Morgen bis nach Mitternacht.

In Hange kam die Woche über kein Mensch ins Haus, an den Türen läutete selten ein Handwerksbursche und vor dem Hause war allermeist die Ruhe eines Kirchhofs.

Drum sag' ich mir unzählige Male: „Selig ein Landpfarrer zu sein auf einem Dörfchen, klein und weltfern!" —

Oft sprach der groß' Kübele am Abend auch vom Segen des Schlafes. Der sei für arme Leute das Beste. Er lobte mit Sancho Pansa „den Mann, der den Schlaf erfand", und ihm war, wie dem Don Quichotte, der Schlaf „das Wasser, das den Durst vertreibt, der Mantel, der alle menschlichen Sorgen zudeckt, und das Essen, das den Hunger stillt".

Gleich nach unserem abendlichen Zwiegespräch ging er deshalb zur Ruhe.

Ja oft, wenn sein „offener Fuß" ihn schmerzte, legte er sich schon am hellen Tage zu Bett, machte nach meinem Rezepte einen nassen Umschlag um das kranke Bein und schaute vom Bett aus hinab auf den See, den er prächtig vor sich sah, oder er brütete vor sich hin, bis die Nacht oder der Schlaf kam. Sein Sohn Benedikt aber läutete dann zum Abend über den stillen See hin.

Hatte unser Konrad an Sonntagen zur Sommerszeit kein Geld, um ins Wirtshaus zu gehen, so ging er am Nachmittag auf den Kirchturm, schaute über den See hinab gen

Konstanz und weithin ins Hegau, und wenn er genug Natur getrunken, so schlief er droben den Schlaf des Armen, während andere im Wirtshaus zechten und jubilierten.

An Sonntagen war ich so ermüdet von Frühmesse, Predigt, Amt und Christenlehre, daß ich an eine Unterhaltung mit dem Sakristan gar nicht denken konnte.

Während der Christenlehre saß er regelmäßig in einer Chorbank und schlief.

Traf ich ihn aber, wenn er gegen Abend von seinen poesievollen Turmstudien herabstieg, so bekam er jeweils ein Glas Wein aus meinem Keller.

Ehrlich und redlich gab er Weib und Kind 99 Prozent seiner Einnahmen als Mesner und war deshalb fast beständig ohne das kleinste bare Geld.

Sein Gehalt betrug mit allem, was drum und dran war, kaum achtzig Pfennig pro Tag und ging meist darauf für die Haushaltung und der Rest fürs Zahlen von Holz- und Pachtgeldern an die Domänenverwaltung, wenn Martini kam.

Und doch hatte der groß' Kübele seine Festtage, welche er teils seinem Dienste als Sakristan, teils meiner Freundschaft verdankte, und die wir kennen lernen müssen, um zu erfahren, wie wenig dazu gehört, einem armen Mann ein Fest zu bereiten.

7.

Viermal im Jahre speiste mein Sakristan mit mir, und zwar an den höchsten Kirchenfesten, zum Lohn für die Mühen und Vorbereitungen, welche diese Tage ihm verursachten. Zu Weihnachten holte er Moos im Wald und Tannenbäumchen, stellte die Krippe auf und ordnete deren Beleuchtung. Auf die Osterzeit errichtete er das heilige Grab mit allem möglichen Schmuck und verherrlichte die Auferstehungsfeier am Ostersamstag Abend. An Pfingsten schmückte er Kirche und Altäre mit Blumen und am Feste

des Kirchenpatrons, des heiligen Johannes des Täufers, machte er Kränze für Kirche und Pfarrhaus.

An allen diesen Festen aber hatte er außer seinen Kunstleistungen, die für seine Bildung ersten Ranges waren, noch die große Glocke zu läuten, wozu er zwei Männer brauchte, die er um Gotteslohn anstellte.

Wenn dann an den genannten Tagen die für das kleine Dorf so schöne und gewaltige Glocke mit Macht um zwölf Uhr ihr Ave Maria über den See gerufen hatte, erschien der Mesner bescheiden im besten schwarzen, geistlichen Rock, den er von mir hatte, in meiner kleinen, niederen Stube zum Festessen.

Das Wort Festessen verdiente es aber nur vom Standpunkt eines Mannes aus, der an den allermeisten Festen des Jahres kein Fleisch hat.

Ein Landpfarrer, in dessen Dorf ein Metzger ohne Fleisch wohnte, ein Geflügel- und Delikatessenhändler aber gar nicht, konnte überhaupt keine Festessen geben. Zweimal in der Woche, zur Winterszeit nur einmal, brachte ein Dampfboot meiner Schwester und mir eine blecherne Büchse mit Ochsenfleisch, Kalbfleisch und etlichen Bratwürsten vom Metzger Schaffmayer und nach dessen Tod vom Sauter im „Hafse".

So oft ich dahin kam, nahm ich das Fleisch, in Papier verpackt, selber mit und dazu noch allerlei Kolonialwaren für Haus und Küche.

Mehr als einmal, wenn der Kapitän in Friedrichshafen mir erklärte, er könne wegen Sturm nicht landen in Hange, trug ich mein Fleisch heim den langen Weg von drei Stunden.

Und mehr als einmal hab' ich's auch auf dem freien Felde zusammengesucht, wenn ich's verloren hatte. Das kam aber nicht von wegen der Trunkenboldenhaftigkeit, sondern so:

In einer Seestadt gibt's mehr Schiffe und Gondeln als Fuhrwerke, und dann kann ein armer Landpastor nicht

in flotter Equipage fahren. Hatte ich nun kein Fuhrwerk bei mir oder konnte der Kapitän mich wegen des Sturmes nicht mitnehmen und war das Wetter zu schlecht zum Gehen, so fuhr mich regelmäßig ein junger Bauer aus der Vorstadt Hofen, namens Johann Frey, für drei Mark heim, was aber selten ganz gelang.

Er hatte einen flotten Schimmel, der aber weit schlauer und eigensinniger war als sein gutmütiger Herr. Dieser Schimmel war zeitweise ausgesprochener württembergischer Partikularist und mußte wissen, daß es im Schwäbischen in vielen Dingen besser sei, als im Badischen. Sobald er dann merkte, daß es dem Badischen zugehe, wollte er um jeden Preis umkehren.

Tat ihm dann sein Herr den Willen nicht oder wollte ich ihn strenger anfassen als sein Landsmann, so sprang er von der Straße ab und querfeldein. Dies Manöver führte er besonders gerne im Winter und am Schlitten aus, wobei er uns regelrecht in den Schnee warf und mein Fleisch aufs Feld streute. Ich suchte dann mein Mittagessen für eine ganze Woche wieder zusammen, während der „Johannes" den Schlitten aufrichtete und auf die Straße brachte.

Hatte der Schimmel seiner Antipathie gegen die badischen Grenzpfähle einige Male so Ausdruck gegeben, so gab der Gescheiteste nach. Ich nahm mein wieder in Papier gewickeltes Fleisch unter den Arm und zog beschämt meiner Heimat zu, der Schwabe aber mit seinem Schimmel der seinigen, wobei der letztere wiehernd, wie mit Hohngelächter, und im schärfsten Trab dahinflog.

Mit solcher Mühe hat ein Landpfarrer sich manchmal sein Fleisch zu beschaffen! Aber die Schwierigkeit, zu seinem Rindfleisch zu kommen und es unter Lebensgefahr heimzubringen, hatte nebenbei auch ihre Annehmlichkeiten. Ich mußte, wenn ich den Proviant für die Küche selber holen wollte, was in den ersten Jahren regelmäßig geschah, schon mit dem Morgenschiff abfahren, da um Mittag kein Schiff

in Hange landete. Auf dem Schiffe nun gab's Unterhaltung für einen vereinsamten Landpfarrer, selbst wenn fast keine Passagiere da waren. Ich sprach mit den Matrosen oder mit dem Steuermann über Wind, Wetter und Matrosenleben, und das war mir stets interessant.

Nach einstündiger Fahrt im Hafe angekommen, ging ich zu meinem Freund Rudolf, von dem wir oben schon gehört, zugleich mein Hoflieferant für Zucker, Kaffee, Schweizerkäs, Schuhwichse usw. Ich machte meine Bestellung, und alsdann ging's gegenüber zum Bruder des schönen Rudolf, der mein Fleischlieferant und zugleich mein Hotelier war.

Seine Gattin, die liebenswürdige und schöne Frau Elise [1], servierte mir das Wahrzeichen Friedrichshafens, Bratwürstle, und leistete mir Gesellschaft, bis Freund Rudolf kam und sein Dejeuner einnahm, wobei alle unpolitischen Tagesfragen des Städtchens, die seit meinem letzten Hiersein aufgetaucht, besprochen wurden.

Dann ward ein gemeinsamer Rundgang gemacht durch die Straßen und am Hafen hin; denn die ganze Macht des Bodensees als Wassermasse muß man von Friedrichshafen aus betrachten, eine Majestät, die mir immer imponierte, auch wenn ich sie noch so oft schon angestaunt hatte.

Überall trafen wir auf Bekannte; denn ich war ein alter Gast. Nie vergaß ich den Dampfschiffahrtsinspektor Schaible aufzusuchen, einen ganzen Mann, der sich vom Schreinerlehrling bis zu diesem Posten heraufgearbeitet hatte, nachdem er viele Jahre zuvor als Schiffskapitän auf dem See gefahren war.

Im alten, schönen Rathaus residierte der Stadtschultheiß Miettinger, das Urbild eines gemütlichen, liebenswürdigen und geistreichen schwäbischen Schulzen.

In der Mitte der Stadt wohnte der Verleger des Seeblättles, Lincke, ein höchst gemütlicher Hannoveraner, der,

[1] Sie heiratete nach dem frühen Tode ihres Mannes in ihre Vaterstadt Biberach, wo sie auch bald starb.

während wir im nahen Baden vollen Kulturkampf hatten, ruhig sein Blättle am schwäbischen Seeufer hinsteuerte.

Mit ihm wurde politisiert.

Von ihm ging's hinaus ans Ende der Stadt zum Hofgärtner Amonn, dem stets heitern Hagestolzen, der Sommer und Winter in Pflanzen- und Tierwelt Neues hatte und mit dem ich schwunghaften Taubentausch trieb.

Am Nachmittag kamen dann all' die Bekannten, welche ich am Morgen getroffen oder besucht hatte — beim Kesenheimer oder beim Schaffmayer oder beim Dreikönigwirt „zum Bier" zusammen. Es erschienen aber auch regelmäßig die nächsten schwäbischen Pfarrer: Der gelehrte Sambeth von Ailingen, ein wahres Lexikon in württembergischer Landesgeschichte, der vornehme, feine Zembrodt von Schnezenhusen, der kleine, dicke Schöttle von Jettenhausen, aus dessen runden Augen die Zufriedenheit wie Morgensonnenschein über den ganzen See hinleuchtete, und der täglich in den Hafen wandelte und wenn er es nur seinem zahmen Schäfle zu lieb tat, das er im Haus hielt und für das er öfters in die Apotheke ging — endlich der ernste, fromme Pfarrer von Fischbach, ein alter Herr, der sich vor einem halben Jahrhundert vorgenommen hatte, nur auf e i n e Pfarrei zu gehen und da zu bleiben, und der den Vorsatz ausführte und blieb, obwohl er in einer Gemeinde wirkte, in der die Männer viel lieber ins Wirtshaus als in die Kirche gingen.

Was in jenen Stunden an schwäbischer Gemütlichkeit geleistet wurde, gäbe ganze Bücher.

Aber was bleibt uns von allen derartigen Stunden? Die Erinnerung, wie schnell sie vorüber gingen, wie lange sie schon vorüber sind und wie viele liebe Menschen aus jenen Tagen schon drüben sind in der Ewigkeit!

Von all' den eben genannten Menschen leben heute (1911) nur noch der Hofgärtner und der Johann Frey in Hofen, mein Fuhrmann, alle andern sind längst in einer andern Welt. —

Mich riß jeweils das Abendschiff oder die kommende

Nacht aus dem heiteren Kreise fort, wenn er am belebtesten war, hinaus auf den See oder in die kühle Landluft am See hin.

Ich nahm meine verschiedenen Küchenpakete und dampfte, fuhr oder ging heimwärts ins stille, stille Dörfchen.

Wir hatten im Dorf einen Metzger, den alten Caporano, einen leiblichen Vetter des gleichnamigen Kardinals, der es beim Sterben vergessen hatte, daß ein armer Metzger seines Geschlechts am Bodensee wohne. Unser Caporano metzgete im Winter den Hangouern ihre Süle, wenn sie diese nicht verkaufen mußten zum Zinsen, und im Sommer eine oder die andere alte Kuh.

Bisweilen holte er auswärts einige Pfund bei einem Zunftgenossen und verkaufte sie in unserem Dorf. Die meiste Zeit aber hatte er kein Fleisch, weder für sich noch für andere.

Wie oft hat mich der arme Mann geplagt, nach Rom zu schreiben wegen des Testamentes des Kardinals Caporano; er müsse was geerbt haben! Ich schrieb einmal, um ihn zu beruhigen, an den päpstlichen General Kanzler und bekam die Nachricht, daß man in Rom sich kaum noch an den Tod des vor vierzig Jahren gestorbenen Kardinals Caporano erinnere, noch weniger von seinem Testament etwas wisse.

Jetzt war der alte Metzger getröstet und meinte, wenn ein Kardinal in Rom so bald vergessen sei, könne man es einem solchen auch nicht verübeln, wenn er einen armen Vetter und Metzger in Hange vergessen habe.

Nicht so lange nachher kamen mein Sakristan und ich zu unserem Caporano mit den Sterbsakramenten. Und als ich ihn am andern Tage nochmal besuchte und ihn lobte ob seiner starken Gemütsruhe dem Tod gegenüber, sprach er: „Ein armer Mann, der auf dieser Welt nichts gehabt hat als Arbeit und Not, stirbt gern.“

Am dritten Tag war unser italienischer Metzger ein toter und gleich darauf ein vergessener Mann. —

Also mein Sakristan und ich hatten kein Festessen. Unsere

Tafel bestand aus gekochtem Rindfleisch und aus Kalbsbraten nebst rotem, sauerm Seewein. Aber unsere Stimmung, vorab die des Sakristans, war festlich, ja bei ihm sogar feierlich. Er getraute sich kaum recht zu essen und zu trinken, und ich mußte ihm fort und fort zusprechen.

Doch beredt war er bei diesem Anlaß nicht. Das Festessen bannte seine Zunge und seine Zähne. Aber sein Gesicht strahlte, wie das eines Kindes vor dem ersten Christbaum.

Wie edel er dachte, geht daraus hervor, daß er nach einigen Jahren viermaligen Festessens mich einmal schüchtern bat, ob er nicht „sein Essen" an den Festtagen heim holen dürfe, damit er auch seinem Weib davon geben könnte.

Die Kreszenz hatte ihn einen Lumpen geheißen, da er als Märtyrer der Freiheit heimkehrte. Er hatte das nie vergessen, und doch wollte er sein Festessen mit ihr teilen!

Macchiavelli hat ein vielfach wahres Wort ausgesprochen, wenn er schreibt: „Es gibt keine anderen als gewöhnliche Menschen." Mein Kübele aber war eine Ausnahme, er war kein gewöhnlicher Mensch. —

Die zweite Serie der besseren Stunden meines Sakristans waren die Hochzeitstage im Dorf. Diese gehen in Hange und am Bodensee, wo seit 50 Jahren die alte, schöne Volkstracht und damit auch die alten, schönen Volksgebräuche abgegangen sind, gänzlich poesielos vor sich.

Am Morgen knallen einige Pistolenschüsse zwischen den Häusern hervor, beim Kirchgang geht die Musik vor den ganz modern gekleideten Brautleuten her, und die Gäste folgen langweilig hinterdrein. Alte Hochzeitsgebräuche, wie im Kinzigtal existieren nicht mehr.

Doch enthielten diese Tage für den Sakristan noch ein Stück Poesie, und das lag in der „Morgensupp". Diese Morgensuppen werden sowohl im Hause der Braut als des Bräutigams gehalten, für Verwandte, Freunde und Freundinnen und bestehen in Kaffee, Wein, Schwartenmagen und „Balleron". Der letztere ist ein Lieblingsgericht der Hangouer

und nichts anderes als die sogenannte Lyonerwurst, welche im nächsten Städtchen, Meersburg, fabriziert und geholt wird.

Balleron und roter Seewein sind dem heutigen Rebmann am schwäbischen Meer das, was den alten Griechen und ihren Göttern Ambrosia und Nektar waren. Todfeinde versöhnen sich bei diesen Genüssen, alte Weiber werden jung und die ernstesten Männer lächeln wie selige Engel, wenn sie von solch einer Morgensuppe kommen.

Zu dieser ist aber offiziell der Sakristan geladen; er ist geborener Gast bei der Morgensuppe und beim „Mohl", d. i. beim eigentlichen Hochzeitsessen. Kommt er zum letztern nicht, so hat er einen Gulden dafür zu beanspruchen.

Gescheit, wie mein Kübele war, aß und trank er bei der Morgensuppe, die er in der Regel im Hause des Bräutigams einnahm, so viel, daß er für den ganzen Tag gesättigt war, und ließ sich für das „Mohl" das bare Geld ausbezahlen.

So hatte er seinen guten Tag und noch Geld dazu. Darum waren diese Tage auch ihm Hochzeitstage im buchstäblichen Sinne des Wortes. „Hoch" hatte er in der Regel auch, wenn er vom Balleron kam, aber nur einmal zu viel. Und ich werde das Lächeln nie vergessen, das an Hochzeitstagen über seine Stirn und sein Riesengesicht ging. Es war das Lachen eines Meeres nach den Worten des Dichters Äschylus:

Du im Gewoge des Meeres unzählig Lachen.

Jede Falte seines Gesichtes, jedes Haar in seinen Wimpern und jede Runzel seiner Stirne flimmerte von Lächeln. Zuviel getrunken hatte er nur einmal, und das war anno 1874, als die Tochter des Wirts Freiheit, unseres Nachbars, die Ottilie, den Lehrer Streicher in Meersburg heiratete.

Der Dominik Streicher, Sohn eines kinderreichen Lehrers in Ringsheim im Breisgau war einer meiner ersten Bekannten am See. Als ich wenige Tage nach meiner An-

kunft am See dem nächsten Nachbar, dem sangesfreudigen Pfarrer Muckle in Ittendorf, meinen Besuch machte — es war am 8. Dezember 1869 — traf ich bei ihm den jungen Lehrer Streicher.

Sein heiteres, offenes Wesen und sein ausgezeichnetes Klavierspiel gewannen ihm gleich meine Sympathie. Dazu kannte ich noch seinen hochherzigen Bruder, der in meiner Lyzeistenzeit Vikar in Hasle gewesen und unter Not und Entbehrung der Erzieher und Versorger aller seiner jüngern Geschwister gewesen war.

Fortan blieben der Dominik und ich gute Bekannte und nachdem er sich eine Hagnauerin als Frau geholt und oft nach Hange kam, sind wir manche Stunde zur Sommerszeit vor meinem Häuschen auf- und abgewandert und manches Paar Tauben nahm er von mir mit für seinen geistlichen Bruder, der auch ein Taubenliebhaber war.

Nach vielen Jahren der Wirksamkeit am Gymnasium in Tauberbischofsheim ließ er sich pensionieren und zog 1910 nach Freiburg, starb aber im gleichen Jahre noch, und in Wehmut, alter Zeiten gedenkend, stand ich an seiner Bahre.

Aber sein Hochzeitstag ist 36 Jahre vorher meinem Sakristan ein Freudentag ersten Ranges gewesen. Beim „Fritz", bei dem er alle seine wenige Viertele trank, konnte er an diesem Tage nach Lust trinken und schwankend kam er in die Sakristei, ehe die Trauung stattfand.

Sein Lächeln war eine Sturmflut auf dem Faltenmeer seines Gesichtes und laut vergnügt lallte er: „Aber den Fritz hab' ich heut abgebogen."

Leider waren diese Morgensuppen-Tage selten. Wenn es hoch herging, hatten wir vier Hochzeitstage im Jahr; denn auf dem Lande heiraten die Menschen noch nicht so in den Tag hinein, wie in den Städten, und es ist das ein wahres Glück für Stadt und Land. —

8.

Eine eigene Sitte alten Herkommens — nicht ohne Poesie — war der „Bruderschaftstag" der Rosenkranz-Bruderschaft, abermals ein Freudenfest für den armen Sakristan.

Am Tage des hl. Joseph, im Frühjahr, wenn die Südwinde über die Alpen hereinbrechen und über den Bodensee hin das Ende des Winters verkünden, hält die genannte Bruderschaft ihren Tag, d. h. sie nimmt eine neue Ämterbesetzung vor und gibt ihren männlichen Mitgliedern einen Trunk.

Um ein Uhr nachmittags erscheint der Pfarrer mit dem Sekretär der Bruderschaft in der Kirche. Der letztere trägt das Ehe- und das Taufbuch der letzten zwanzig Jahre. Versammelt sind sämtliche bisherige Beamten der Bruderschaft, d. h. die 15 Schildträger, von denen jeder einen kleinen Blechschild hat, auf dem eines der fünfzehn „Geheimnisse" des Rosenkranzes abgemalt und an dem ein Kerzenhalter angebracht ist.

An jedem Muttergottesfest und an jedem ersten Sonntag im Monat erscheinen die Schildträger in der Kirche, nehmen in den ersten 15 Bänken je den ersten Platz ein und heften den Schild neben sich an die Stirne der Bank. Der Sakristan zündet ihnen die Kerzen an, und während der Prozession, die jeweils an den genannten Tagen um die Kirche stattfindet, tragen die 15 Männer ihre Schilde in den Händen.

Ihnen gegenüber sind in der Kirche in den Bänken 13 Jungfrauen und 2 Frauen mit den gleichen Schilden.

Alljährlich findet nun am Josephstage eine teilweise Neubesetzung der Schildträger und -trägerinnen statt. Diese richtet sich aber nach den Heiraten. Tritt eine Jungfrau in den Ehestand, so kommt sie „aus dem Schild", und es rückt die erste von denen nach, die der jüngsten im Schild im Taufbuch folgen. Die jungen Männer aber, die seit dem letzten Josephstag in den Ehestand getreten sind, lösen die ältesten Männer „im Schild" ab.

Das alles wird von den 15 Schildträgern und dem Pfarrer bestimmt am Josephstag in der Kirche vor der Vesper, und die liebe Sonne schaut zu durch die hohen Kirchenfenster, und der See gibt dazu seinen Wellenschlag. Aber die Weibsleute dürfen nicht dabei sein. Das „mulier taceat in ecclesia“ (Das Weib schweige in der Kirchengemeinde) des hl. Paulus wird strenge eingehalten. Es darf keine ein Wort mitreden, und am kommenden Sonntag verkündet ihnen der Pfarrer die Beschlüsse von der Kanzel.

Nur ihre Schilde sind am Josephstage da, eingeliefert zur neuen Verteilung durch den Mesner.

Ist dieses Hauptgeschäft beendigt, so ernennen die anwesenden Schildmänner alle übrigen Chargen bei den Prozessionen: Die Vorgänger, in Hange „Steckemâne“ genannt, sind jene Männer, die, einen Stock in der Hand, unter den Buben bei den Prozessionen Ordnung halten, dann die Fahnenträger, die Träger der verschiedenen Kirchen- und Ortsheiligen bis herab zu den „kleinen Fähnlein“, welche von Knaben getragen werden.

Nach diesen Beschlüssen, welche am kommenden Sonntag ebenfalls bis ins kleinste Detail von der Kanzel verkündet werden, folgt die übliche Vesper, und nach der Vesper der — Trunk für alle Männer, die „im Rat“ waren.

Vom „Winzerverein“ wird um billiges Geld ein Fäßchen Wein gekauft, dasselbe ehrlicher Weise „verakzist“ und dann bei einem der drei Dorfwirte getrunken, die nobel genug sind, die Gläser und die Stube zu stellen ohne Profit.

Auch hier ist der Mesner geborner Gast als „Schildverteiler und Kerzenanzünder“, und darum war auch dieser Tag angetan, meinem armen Sakristan für einige Stunden das Leben zu versüßen.

Nur einmal hab' ich diesem Trunk beigewohnt — anno 1882, als er auf meinen Vorschlag hin im See stattfand. Der niedere Wasserstand hatte „die Burg“, einen Felsen, auf dem einst ein „Wasserschloß“ gestanden sein soll, freigelegt, und

ich schlug den Schildmännern vor, der Merkwürdigkeit halber den Trunk auf der Burg zu halten.

So geschah es. Es war ein herrlicher, stiller, elegischer Frühlingsabend, wie ihn die Natur nur an Seegestaden hervorbringt, als die Männer auf „dem Fels im Meere" saßen und tranken — unter ihnen, wie eine alte, sentimentale Eiche, mein Kübele, stillvergnügt und bescheiden wie immer, auch wenn er einen guten Tag hatte.

Am Ufer stand die Jugend des Dorfes, neugierig die seltene Szene in ihre Seelen aufnehmend, um in alten Tagen davon reden zu können. Rings um die Burg aber flüsterten leise die Wellen, kommend und gehend, als ob sie lauschten und horchten und dann wieder gingen, um drinnen im See ihren Kamerädinnen zu erzählen, was die Menschlein taten und schwatzten.

Die Dorfmusik war zum seltenen Fest eingeladen; sie saß mit auf der Burg und spielte ihre einfachen Weisen über den See hin.

Ich war gegen Abend zu den Bruderschaftsmannen beim Trunk gekommen, und das reizende Eiland, von den Wellen umspült, die Melancholie des Frühlingsabends, die volkstümliche Musik zogen mit Macht in meine Seele. Und als am Abend mein alter Sakristan, angeheitert, mit mir das Dorf hinaufging, um die „Betglocke" zu läuten in die hereindämmernde laue Nacht hinein, und unterwegs zu mir sagte: „So ein Nachmittag, wie heute, kann einen glücklich machen", traten mir die Tränen in die Augen über den bescheidenen Maßstab, den ein armer Mann ansetzt, um das Glück zu messen. —

Im Hochsommer kam abermals ein Tag der Erheiterung für den großen Kübele, und das war des Pfarrers Namenstag am 15. Juli. Am Vorabend, wenn die Dorfmusik wider des Pfarrers Willen, unter Fackelschein ihr Ständchen zwischen See und Pfarrhaus gespielt hatte und alles wieder still und dunkel war, schlich er ans Hoftor des Pfarrhauses und schlug

einen grünen Kranz aus Tannenreisig an die alten Dielen und ging davon.

Am andern Morgen, so oft ich es ihm auch untersagte, läutete er mit der Sonntagsglocke in die Kirche. Wenn ich dann selbst kam, gratulierte er mit den Worten: „Herr Pfarrer, ich wünsch' Euch alles Gute zum Namenstag, besonders daß wir zwei gut miteinander auskommen und nach dem Zeitlichen einander im Himmel sehen."

Dann reichte er mir dankbar seine Riesenhand.

Nach dem Gottesdienst sagte ich ihm, er solle im Pfarrhaus ankehren und sich zwei Flaschen Wein geben lassen. Und das war s e i n Fest.

Heim nahm er aber nur eine Flasche und trank sie mit der Kreszenz, die zweite placierte er unten im Kirchturme und trank sie am Nachmittag auf unserer Bank in der Kirchenecke.

„Solch' ein kleines Festle von Zeit zu Zeit," meinte er dann, wenn ich ihn aufsuchte, „tut einem armen Manne wohl."

Wenn keine Hochzeit einfiel, ging's nach meinem Namenstag lange, bis wieder ein guter Tag erschien; aber dann kam eine ganze Reihe guter Tage und mein Sakristan nicht aus der Zufriedenheit heraus.

Da kam zunächst die Kirchweih'. Am Samstag vor diesem Sonntag hängt der Mesner die „Kirchweihfahne" zum obersten Geschosse des Kirchturms heraus, eine weiße Fahne mit rotem Kreuz. Sie ist das Signal für jeden ordentlichen Rebmann, alsbald in den Keller zu gehen, ein Krüglein zu holen und es zu trinken aufs Wohl der — Kirchweihfahne.

Und wo in jener Stunde der Mesner vorüberzieht, bekommt er seinen Trunk, und da ich der nächste bei der Kirche war, bekam er ihn, so oft ich um den Weg war, von mir zuerst, nachdem die Fahne hoch oben am Turme erschienen.

Sie bleibt acht Tage lang hängen, und jeder Hangouer bekommt Durst, so oft er sie sieht, und trinkt eins.

Sonst hat die Kirchweihzeit keine weltliche Feier im

Dorf; denn in der Regel fällt sie in den Herbst, und da hat niemand Zeit zum Tanzen.

Aber die Herbstzeit war, so lange sie dauerte, ein stetes Ernte- und Freudenfest für den großen Kübele.

Weil der Sakristan das Jahr hindurch jeden Morgen um elf Uhr läutet, damit die Weiber vom Feld heimgehen und ans Kochen denken, und um vier Uhr, auf daß die Männer „z' Viere nehmen" können, weil er ferner zur Sommerszeit um ein Uhr „das Wetterzeichen" vom Turme gibt und am Kirchweihsamstag „den Fahnen" heraushängt — dafür sind die Hagnauer von alters her dem Manne, der all' diese lebens- und bedeutungsvollen Zeichen gibt, dankbar gewesen.

Wenn in den Torkeln der Wein läuft, so nimmt der Mesner, alltäglich während der Herbstzeit, seine Butte auf den Rücken und wandert von Torkel zu Torkel, und jeder, der ihn kommen sieht, weiß, er kommt, um den Läutewein zu holen, und jeder schöpft ihm nach dem Ertrage seiner Weinberge einen oder zwei Kübel voll in die Butte. Und wenn gerade Zeit ist zum Vespern oder zum „Nüne nehmen", muß der Glockenmann seine Butte abstellen und hinaufkommen ins Torkelstüble, den Olymp der Rebleute, und mitessen und mittrinken nach Herzenslust.

Die volle Butte trägt er heim und füllt sie in ein Faß. Und da der groß' Kübele der genialste Mesner war, richtete er es stets so ein, daß er in die Torkeln kam zur Essens- und Trinkenszeit und wenn — der rote Wein lief.

Und alle gaben ihm gern; denn sie wußten, daß er ein gar armer Mann sei.

Aber auch für den Pfarrer nahm er in jenen Tagen die Butte und sammelte den Zehntwein, treu, ehrlich, pünktlich und nüchtern. Nie hat er seine Butten mit den meinen verwechselt, obwohl die Leute dem Pfarrer bessern Wein gaben als dem Mesner.

Es waren gute Tage für ihn, die Herbsttage, Tage der Sättigung im Essen und Trinken. Aber keine Rosen ohne

Dornen. Den Wein, welchen er so redlich verdient mit seinem melodischen Läuten, den durfte er nicht trinken. Es ging ihm mit dem Läutewein, wie ehedem mit dem Süle, er mußte ihn verkaufen.

Wer Glück hat, sagt ein Sprichwort, dem geben selbst die Hühner Milch. Zu diesen Glücklichen gehörte mein Kübele nicht, denn ihm gaben nicht einmal seine Reben Wein.

Blutwenig aber gut, war stets die Note seines eigenen Herbstes. Der alte Posthalter von Friedrichshafen kaufte ihn. Allein das wenige Geld reichte nicht zum „Zinsen" und zum Pachtzahlen. Drum mußte noch der Läutewein verkauft werden, und der arme Sakristan trank — Lire.

Ich aber gab ihm manchen Trunk von dem Zehntwein, den er so uneigennützig in meinen Keller gesammelt hatte, und verschaffte ihm bald nach dem Herbst noch einen guten Abend.

Alljährlich an einem Sonntag im November, nach dem Lindauer Jahrmarkt, kommen aus dieser bayerischen Seestadt, dem deutschen Venedig, Wesen den See herunter — ohne Hände, Augen und Füße, ohne Reiz und Schönheit, Wesen, in einen Sack gebannt, den ein bayerischer Matrose aus dem Schiff dem „Anbinder" am Hangouer Landungsplatz zuwirft.

Es sind Lindauer — Schüblinge, dicke, große Würste, die einmal im Jahre fast aller Hangouer Herz erfreuen.

Merkwürdig ist, daß die beiden Seestädte Friedrichshafen und Lindau sich nicht etwa durch Fischdelikatessen, sondern durch Fleischpräparate auszeichnen, und zwar der schwäbische Hafenplatz durch Bratwürstle, der bayerische durch Schüblinge.

Beide Wurstsorten sind eine Art Wahrzeichen der genannten Städte, und es werden am Obersee unendlich mehr Würste als Fische gegessen.

In der Wirtschaft am See, beim Zeller, versammeln sich am Abend jenes Novembersonntags die Männer von Hange und essen Schüblinge. Und wenn ich meinem Sakristan eine Mark gab, ging er freudig auch dahin und zählte

den Schüblingabend zu den besseren Jahrestagen seines Daseins.

Man sagt so oft, es sei eine Kleinigkeit, was Kinder freut. Aber weil die großen Menschen im Volk eben auch genügsam sind, wie Kinder, genügt ein Lindauer Schübling, um einen armen Mesner und Rebmann zu erfreuen. —

Vornehme Leute haben Pflichten. Mein Sakristan war ein geistig vornehmer Mensch, darum kannte er auch die Gepflogenheiten besserer Leute.

Und so gab er denn am Schlusse des Jahres selbst ein Freudenfest in seiner Hütte und zwar den Buben, die ihm und mir das Jahr über in der Kirche behilflich waren.

In der heiligen Nacht — in aller Frühe um 4 Uhr fangen in Hange alle Glocken zu läuten an und läuten in drei Absätzen eine halbe Stunde lang.

Der Mesner und seine Buben hängen mit Macht an den Glocken und wecken so die schlafende Dorfmenschheit, damit sie beizeiten des hochheiligen Tages gedenke.

Man heißt dies Läuten „Schröckelütte“[1].

Und wer in jener Stunde unter dem Fenster steht und die Glocken der Christnacht von allen Winden her über den See erklingen hört, betet gern „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden“.

Vom Schluß dieses Geläutes bis zum „Hirtenamt“ in der Kirche vergeht eine Stunde, und diese benützte der große Kübele, um den Meß- und Läutebuben eine Freude zu machen. Er nahm sie heim in seine festlich beleuchtete Hütte und stellte ihnen Kaffee, Würste und Wein vor, er, der arme Mann, der oft kaum die Pfennige besaß, um die Würste zu kaufen.

Selbst die Meßknaben fühlten mit der Zeit, daß es den noblen Mesner zu hart ankam, und dankten für die Einladung.

Zum Glück war diese Bescherung beim Sakristan die einzige materielle Kinderfreude des heiligen Tages. Und

---

[1] Schrecken- Aufschrecken-Geläute.

so sehr die Hangouer mit der alten Tracht manch' alte Gebräuche vergessen haben, den Weihnachtstag hielten sie noch zu meiner Zeit in alter, stiller, heiliger Art ohne den Flitter und Kram der Christbäume, bei denen Jung und Alt an alles eher denken, als an die Menschwerdung des Sohnes Gottes. Das „Christkindle" ist da weiter nichts als der Name für die Geschenke, die man erwartet und erhält.

Die Hangouer, und das lob' ich an ihnen, haben für die Kinder noch den alten, schönen „Klosetag" am 6. Dezember. Da macht der Dorfbäcker eine große Anzahl gebackener Männer, in satyrischer Art „Schwyzer" genannt. Diese Schwyzer bilden die Hauptfreude der Kinder am Nikolaustag.

An Weihnachten wünscht sich alles in tiefsinniger und tiefreligiöser Art „des Christkindles Herz". Und ich kämpfte jeweils mit Tränen, wenn ich am frühen Morgen zum Hirtenamt in die Sakristei trat und der Mesner und die Buben mir als Weihnachtsgruß zuriefen: „Herr Pfarrer, wir wünschen Euch 's Christkindles Herz!" —

Wen das Glück einmal erfaßt hat, den läßt es nicht leicht los, und das Unglück macht es ebenso. Meinem Sakristan hatte die Parze bei seiner Geburt ein Unglückshemd gesponnen, und das trug er all' seine Lebtage.

Meinem Kübele spann sie Unglück und spann fort und fort bis zu seinem Tod, und immer härter und härter wurden ihre Fäden. Er war arm, er sparte, wie selten ein armer Mann sparen kann, opferte seinen ganzen Mesnerlohn seinen Gläubigern ehrlich und treu, und doch wäre ihm ein zweites Mal Hab und Gut genommen worden, wenn er nicht seine Schulden samt Hab und Gut auf junge Schultern abgeladen hätte.

Er gab seinem Sohne, dem kleinen, breitschulterigen klugen Benni, Haus, Gut und Schulden. Für sich und die Kreszenz behielt er nur eine Kammer als dürftige Wohnung. Er aß und arbeitete mit dem Benni und warf seinen Sakristansgehalt ehrlich und treu in das Hauswesen desselben ein.

Aber der Benni machte einst eine lustige Fastnacht mit, erkältete sich, wurde krank und für immer unfähig zu schwerer Arbeit. Jetzt war der Kübele wieder um eine Hoffnung ärmer, aber er ertrug auch dies mit stoischem Heldenmut. Keine Klage, kein Jammern kam je über seine Lippen.

Er verheiratete nun seine jüngste Tochter, das „Rosele“, an einen braven, jungen Maurer namens Gyger und gab diesem seine Habe und seine Schulden. Doch auch hier schlug's ihm fehl. Kaum ein Jahr später kam er eines Morgens und rief mich zu einer Sterbenden — es war seine Tochter, das Rosele. Ich wollte allein gehen; aber stark wie ein Vater, der das Todesurteil an seinen eigenen Kindern vollzieht, wollte er als Mesner mit, wie immer.

Tief ergriffen kniete er in der Sterbekammer seines Kindes, aber wie ein Riese, der sich niederbeugt, um eine Last sich aufladen zu lassen, die getragen werden muß.

Das Rosele starb, still und gottergeben. Aber auch jetzt noch kein Wort der Klage vom Vater. Nur eines sprach er, als wir am Nachmittag auf unserer Bank saßen und ich ihn beglückwünschte zu seiner Seelenstärke und seiner Gemütsruhe: „Herr Pfarrer, ich muß ein besonderer Mensch sein, daß alle Unglückswasser mich nicht ersäufen können.“

Und als ich ihn einen wahrhaft christlichen Philosophen nannte, meinte er: „Was ein Philosoph ist, weiß ich nicht. Ich denke mir aber unter einem solchen einen Herrn, und Herrenleute ertragen nicht so viel, wie unsereiner.“

Ganz richtig. Das Volk sieht das Leben allermeist nur von seinen rauhen Seiten, es hat dazu stärkere Nerven, aber auch lebendigeres Christentum, als die meisten Herrenleute, und trägt deshalb des Schicksals Schläge unendlich geduldiger und heldenmäßiger als die größten Philosophen der alten und der neuen Zeit, selbst wenn sie stets nur Weltschmerz predigen.

Einem Schmerz gab er aber in jenen Tagen doch einmal kurzen Ausdruck. Er hatte gehört, der Pfarrer Ullmann, der

ehemalige Revolutionsprediger, sei aus Amerika zurückgekommen und privatisiere im nahen Meersburg.

Strahlend teilte er mir diese Neuigkeit mit und zugleich seinen Entschluß, dem alten Kampfgenossen für Freiheit einen Besuch zu machen. Ich riet ihm zu.

Er ging, kam aber enttäuscht zurück.

Am Abend erzählte er mir in unserer Ecke, wie der alte geistliche Revolutionsredner unangenehm berührt gewesen sei durch das Erscheinen seines begeistertsten Zuhörers und nur ungern von jenen Tagen gesprochen habe.

Ich ging sofort scharf ins Gericht mit dem ehemaligen Revolutionsmann, der seinen Kollegen und die Erinnerung an die Zeit, welche beide miteinander verlebt hatten, verleugnete.

War es auch ein Irrtum, ein Wahn — aber es war ein Wahn, der beglückte in dem Glauben an Freiheit und Volkswohl — dem beide gehuldigt, so durfte doch der verführende Volksredner den verführten Rebmann nicht ansehen, als ob beide Genossen eines Verbrechens gewesen wären, von dem man am liebsten schweigt.

Ich hab' es deshalb dem greisen Pfarrer nie vergessen, daß er meinen idealen Sakristan, dem die Erinnerung an jene Zeit noch den harten Lebensabend verklärte, so kalt empfangen hatte. Und so oft ich an seinem sonnigen Häuschen vorüberging auf der Höhe von Meersburg, hatte ich gegen die Versuchung zu kämpfen, einzutreten und meinen Sakristan zu rächen. Der alte Herr starb, ehe ich meiner Versuchung erlag. Ich kam nie mit ihm zu reden.

Der gute Kübele nahm die Sache nicht so lange tragisch, wie ich. Er war schon größere Enttäuschungen im Leben gewohnt und verzieh mit Leichtigkeit dem alten Genossen, der ihn so kurzweg abgeschüttelt — ihn, den armen Mann mit dem Herzen des Kindes, das immer froh ist, wenn es nur keinen Hunger leiden muß.

Doch auch der Hunger klopfte schließlich noch an die Lebenstüre des Alten.

Eines Tages erklärte er mir, sein Amt als Mesner aufgeben zu müssen, da er demselben nicht mehr nachkommen könne. Sein Fuß mache ihm immer mehr Schwierigkeiten, er lasse ihn nicht mehr auf den Turm steigen und kaum mehr ohne Stock gehen. Ich riet ihm ab, sein einziges, sicheres Brot aufzugeben, und verhieß ihm jede Nachsicht.

Er dankte, daß ich ihm seit langer Zeit so viel nachgesehen, und bat, ihm zu willfahren mit der Vergünstigung, daß sein Schwiegersohn, der Mann des verstorbenen Rosele, ihm nachfolge, weil Benni, der Sohn, krank und unfähig sei.

Der brave Mann, der seiner Tochter nichts hatte geben können, wollte seinem Schwiegersohn wenigstens das Amt des Sakristans zukommen lassen.

Wir schieden, weil und wie er's gewollt.

Es ging nicht gar lange, da hinkte er eines Tages hinter meinem Haus her über den Kirchplatz, auf dem ich stand, matt vor sich niederschauend.

Es war sein letzter, schwerer Gang im Leben — der Gang auf die Gemeindestube, um sich als Gemeindearmer anzumelden, weil seine Kinder ihn nicht erhalten könnten.

Die Gemeinde Hagnau ist arm, aber den alten Mesner ließ sie nicht hungern, den Mann, der so manches Jahr Leid und Freud vom Kirchturm verkündet und am Sonntag die Litanei in der Kirche so schön gebetet hatte. Sie warf ihm täglich 30 Pfennig aus zum Lebensunterhalt, und um diese nahm ihn der Gatte seiner ältesten Tochter, der „Nänni", an seinen Tisch und in seine Hütte auf.

Dieser Schwiegersohn, Hanne Dimmeler, war der brävsten Bürger einer, aber arm wie eine Kirchenmaus. Als ich ihn einmal eines Tages im Frühjahr in seinem Weinberg traf und die Bemerkung machte, daß die Reben schon „weinten", meinte der Hanne: „Isere Räbe wuinet über isere Schulde."[1] Und zu diesem schuldbeladenen Hanne zog nun der große Sakristan,

[1] Unsere Reben weinen über unsere Schulden.

fort aus seiner Hütte, fort von Weib und Sohn, die noch ärmer waren als der Hanne.

Aber auch diesen letzten Schlag trug der Philosoph mit unerschütterter Geduld. Täglich hab' ich ihn bei meinem Mittagsgang durchs Mitteldorf gesehen — als Kindsmagd. Er trug und führte seine Enkel, Hannes Sprößlinge, vor der Hütte am Dorfbach hin und her oder er saß am Fenster, ein Kind auf dem Arme und die Weltgeschichte von Becker, in der er immer noch las, vor sich.

Zufrieden und lächelnd grüßte er mich jeweils, der Dreißig-Pfennig-Pensionär der Gemeinde.

Einsam saß ich fortan auf der Bank; denn ihn konnte ich nicht mehr allein haben, und mit schreienden kleinen Kindern wollt' ich ihn nicht. Die Kinder aber mußte er allzeit des Tags um sich haben, weil der Hanne und die Nänni in Feld und Küche zu tun hatten.

Gelernt hab' ich doch noch von ihm, so oft ich ihn sah, glücklich auch als Kindsmagd, wenn auch als philosophierende. Und daß er bei diesem geistlosen Geschäft philosophierte, bewies er mir.

Ich pflegte, wie eben gesagt, seitdem unsere Sitzungen aufgehört, nach Tisch durchs Mitteldorf hinaus in meine Reben zu spazieren. Da sah ich den Alten fast jedesmal, und er gab mir bisweilen einige Leuchtkugeln seines Philosophierens auch als Kinderhüter.

So fragte er mich einmal, wie es komme, daß er und sein ehemaliger Freund und Revolutionsgenosse, der Fidel Ganter von Immenstaad, so arm geworden seien, daß die Gemeinden beide erhalten müßten, während andere Revolutionsmänner, die viel mehr politisiert hätten als er und der Ganter, wieder zu Ehren und Ansehen gekommen seien?

Es könne, so meinte er, sein und Ganters Los nicht wohl eine Strafe Gottes sein, da es dem Pfarrer Ullmann und dem Hecker selbst wieder gut gehe und beide ein Herrenleben hätten, während der Ganter als Bettler bereits gestorben sei und er ein Bettlerleben führen müsse.

Ich machte ihm nun den Begriff „des Kampfes ums Dasein" klar und wie ihm, dem armen Rebmann, stets auf der gleichen Scholle lebend, in diesem Kampf nicht die geistigen und materiellen Mittel zur Seite gestanden wären, um nach der Revolution wieder emporzukommen, wie dem Pfarrer Ullmann und dem Advokaten Hecker.

Gott, dem die Armen viel lieber seien, als die Reichen, habe aber ihn, seinen armen Konrad, mit einer Zufriedenheit begnadigt, die weit mehr wert sei, als die höchsten geistigen Mittel im Kampf ums irdische Dasein.

Jetzt lächelte er. Der Kampf ums Dasein leuchtete ihm ein, und die Gewißheit, daß er von Gott nicht gestraft werde wegen seines Freiheitsdranges, beruhigte ihn vollends.

Ein andermal interpellierte er mich über eine psychologische Frage. „Ich träume," so erzählte er, „in letzter Zeit so oft, und da ist's mir, wenn ich darüber aufwache und über den Traum nachdenke, als ob meine Seele mit mir altem Mann ihren Spott triebe. Bald träumt es mir, ich sollte am Morgen Betzeit läuten und ich finde meine Kleider nirgends beim Aufstehen oder ich eile in den Kirchturm, aber die Glockenseile fehlen. Oder ich finde einen Haufen Geld, und wie ich in der Freude des Herzens dasselbe zählen will, wache ich auf und bin blutarm wie zuvor. Ist das nicht alles so, als ob mein Geist mich zum besten habe?"

Ich erklärte ihm zunächst, daß nur geistig regsame Menschen oft träumen, und zu denen gehöre eben auch er. Und wenn der Geist seinen Spaß dabei treibe, so mache er es andern Leuten gerade so. Unsere Seele sei eben für Humor angelegt, und da ihr das Tagesleben selten Gelegenheit dazu gebe, diese Neigung zu befriedigen, folge sie derselben in der Nacht, wo das Elend des täglichen Lebens sie nicht störe und sie allein arbeiten könne.

So tauschten wir bisweilen noch unsere Gedanken aus, bis die Zeit kam, da auch ich mein Amt in Hange aufgab.

Allein am Sonntag allen Gottesdienst halten und den

ganzen Tag sprechen müssen, ertrug meine Gesundheit nicht länger. Ich wurde am Sonntag immer ein todmüder Mann und blieb es noch die ersten drei Wochentage. Dieser Umstand trieb mich aus dem Paradiese Hagnau fort, fort von einer braven Gemeinde, fort aus dem kleinen Häuschen mit seiner wunderbaren Sicht über See und Berge, fort aus einer himmlischen Ruhe und Einsamkeit.

Ich hätte aber beim Abschied noch gerne ein Andenken an meinen Sakristan gehabt und bat den eben auf seiner Villa im Dorf anwesenden Professor Ernst Zimmermann von München, mir den „großen Kübele" zu malen.

Der Künstler erklärte mir, der Riesenschädel meines Philosophen sei ihm nicht malerisch genug, er wolle mir aber gerne die Kreszenz, sein Weib, malen, die einen künstlerisch viel dankbareren Kopf hätte.

Großen Künstlern darf man bekanntlich nichts vorschreiben, und so bekam ich das Porträt der besseren Hälfte meines Sakristans, der Kreszenz, die mit Freuden dem „Moler" saß, der in wenig Stunden das alte Weib mit seinen scharfen, schneidigen Zügen mit einer Treue wiedergab, die nur Künstlern seiner Art möglich ist. —

Es tat mir der Abschied von jedem Kind im Dorfe weh, aber der von meinem alten Diskurs- und Dienstgenossen ergriff mich wie der von einem intimen Freund.

„Es wäre mir lieb gewesen, Herr Pfarrer," so sprach er, „wenn Sie mich noch hätten begraben können. Ich dank' Ihnen nochmals für alles Gute und für die Nachsicht in meinem Dienst. Und wenn wir uns nimmer sehen sollten im Leben, so wollen wir hoffen, daß wir einander im Himmel wiedersehen."

Ich vergaß den Alten auch in der Ferne nicht und schickte ihm gelegentlich immer wieder ein paar Mark zu einem Trunk. Unter Tränen nahm er die Gabe jeweils in Empfang, wobei ihm meine Erinnerung an ihn noch mehr Freude machte, als das Geld selbst.

Kurz vor seinem Tode ließ er mir schreiben, „er sehe mit Zufriedenheit und unter Vorbereitung für das Ewige seinem Lebensende entgegen".

Ich ahnte, daß er nicht sterben würde wie gewöhnliche Leute, und ließ mir deshalb über sein Ende genau berichten. Ich hatte mich nicht getäuscht.

Als er merkte, daß es mit ihm zu Ende gehe, ließ er zuerst den Pfarrer kommen, und als der fort war, alle seine Kinder — die Mutter war wenige Monate zuvor gestorben — und bat sie um Verzeihung, daß er sie als Kinder eines armen Mannes in der Welt zurücklasse. Er sei unschuldig an ihrer Armut, und den Vorwurf, welchen ihm die Mutter einst, da er aus der Strafanstalt kam, gemacht, daß er ein Lump sei, habe er nicht verdient. Er verzeihe der Mutter, die schon drüben in der Ewigkeit sei, aber die Kinder sollten auch ihm, dem Vater nichts nachtragen, ihm die Ruhe im Grabe gönnen und nicht schlimm über ihn reden, wenn er tot sei. —

Wenige Stunden vor dem Tode verlangte er noch zu trinken. Da ein echter Rebmann selbst auf dem Todbett kein Wasser trinkt und kein Wein im Hause war, so reichte man ihm einen Krug Most. Den trank er, und da der Tod heftig in ihm fieberte, verlangte er bald wieder zu trinken.

Jetzt taten sie dem durstgequälten Manne Wasser in den Most. Er trank, merkte den frommen Betrug beim ersten Schluck und sprach: „Unserm Herrn hat man beim Sterben Essig und Galle gereicht, Ihr mischt mir Wasser in den Most."

Dann wandte er sich abseits von den Umstehenden gegen die Wand und starb.

Am 6. März 1888 haben sie zu Hange auf den Kirchhof, auf welchen wir beide so manchen Toten begleitet, einen großen Mann getragen, groß, weil er groß dachte und kein Ungemach groß genug war, um ihn unglücklich zu machen.

Gar oft in stillen Stunden des Tages und der Nacht gedenke ich heute noch wehmütig der schönen Zeit, die ich im lichten Sonnenschein mit meinem Sakristan verplauderte im

Angesicht von See und Alpen — auf der einsamen Bank in der einsamen Ecke hinter der Kirche im einsamen Dörfchen. —

Der See schlägt heute noch seine Wellen an die Ufer unter der Kirche, wie ehedem, die Bank in der Ecke aber ist verschwunden — verschwunden sind auch, die einst dort saßen im Zwiegespräche.

Ich war im Frühjahr 1895 wieder einige Stunden in Hange und besuchte auch die Ecke, in der mein Sakristan und ich so oft beisammen gesessen. Aber auch sie war verschwunden. Eine „Lourdesgrotte" füllt ihren Raum aus, und wo wir beide einst geplaudert, wird jetzt gebetet.

Das Plätzchen hat also eine Verbesserung erfahren, und bald wird niemand mehr im Dorfe daran denken, daß hier in dieser Einsamkeit einst ein Pfarrer und sein Sakristan glückliche Stunden verbracht haben. —





Unsere Dorfschneider.

1.

Die Poesie der Dorfschneider ist in allen jenen Gegenden, in welchen die schönen Volkstrachten, zum Schaden von Staat und Gesellschaft, verschwunden sind, längst dahin, so auch am Bodensee.

Das Landvolk kauft seine neumodischen Kleider gemacht, meist vom Hause Israel, welches, wie ein Israelit vor Jahren in Karlsruhe ankündigte, die „Leiber der Germanen kleidet", aber auch durch den von ihm beherrschten Frucht- und Viehhandel nährt und speist.

Und doch war die alte, seit fünfzig Jahren verschwundene Volkstracht am schwäbischen Meer eine gar schöne, der schönsten eine in den schwäbischen Landen.

In den ersten Jahren meines Aufenthaltes in Hange konnte man an Fastnachtstagen noch ein oder die andere Maske in alter Tracht im Dorf herumspringen sehen. Und als ich zum erstenmal so eine Frau in alter Seetracht erblickte, tauchte mir hell eine Kindeserinnerung auf.

Der Amtsrevisor Zamponi, welcher in meiner Knabenzeit in Hasle fungierte, hatte eine alte Magd mitgebracht vom Bodensee, und diese trug die Tracht der Seeschwäbinnen,

eine silberne „Radhaube", ähnlich einem aufgestellten Pfauenschwanz, ein blaues Tuchmieder, dazu ein farbenschillerndes Seidentuch und einen faltigen, kurzen Tuchrock.

Die Marianne machte mit ihrer Radhaube ein kolossales Aufsehen unter Jung und Alt im Städtle. Ich sehe sie jetzt noch vor mir, die Alte, wie sie in ihrem Sonntagsstaat und mit ihrem roten, freundlichen Gesicht gravitätisch an meinem elterlichen Hause vorbeischritt in die Frühmesse, angestaunt von uns Kindern und von den Bauersleuten, die mit ihr der Kirche zugingen.

An hohen Feiertagen trugen die Frauen am See gar eine goldene Radhaube, und die Dorfkirchen am schwäbischen Meere hin sahen in jenen Tagen sicher malerischer aus an Sonn- und Festtagen, als heute, wo die Mädle alle die Ladenhüter zur Schau tragen, welche die Putzmacherinnen in Konstanz und Meersburg ihnen überlassen haben, um sie nach der „Moddi" zu kleiden.

Die „Mâne"[1] am schwäbischen Meer kleideten sich in alter Zeit und bis herauf in die fünfziger Jahre in einen langen, blauen oder hechtgrauen Tuchrock und in samtne oder lederne Kniehosen mit weißen Strümpfen und Schnallenschuhen. Auf dem Haupte saß der Dreispitz, und die Brust deckte die stramme Tuchweste mit den berühmten vierundzwanzig Knöpfen.

Diese Knöpfe aber hatten nicht bloß die Bestimmung, sich morgens zu- und abends aufknöpfen zu lassen, sondern sie waren in jener guten, alten, ehrlichen Zeit auch die Zähltafel für die Schoppen am Sonntag.

Vom Frühjahr bis zum Herbst hatten die alten Rebleute am See kein Geld mehr, wohl aber mit der Sommerwärme zunehmenden Durst und an Sonntagen Lust, ihn im Wirtshaus zu löschen. Im Adler und im Löwen z' Hange gab's aber für jeden Rebmann Kredit bis zum Herbst, und so saßen denn die Mâne an Sonntagen beim Wein und tranken,

[1] Männer.

tranken und zählten ihre Schoppen, indem sie bei jedem einen Knopf am Brusttuch, unten anfangend, aufmachten.

War einer, was nicht selten geschah, oben draus mit dem Aufknöpfen und hatte er den vierundzwanzigsten Knopf aufgemacht, so wurde von oben an zu zählen begonnen, indem man bei jedem Schoppen einen Knopf zumachte.

War der Durst gestillt, so gab der Trinker dem Wirte ehrlich und redlich die also gewonnene Zahl der Schoppen an. Dieser glaubte dem Zecher aufs Wort und schrieb die Zeche ins Buch. Im Herbst bekam er dann für sein Guthaben Wein oder nach dem Herbst bares Geld.

Jene guten Zeiten, wo der Mann im alten Häs in alleweg weit mehr Kredit hatte als heute der modisch gekleidete Bauers- und Rebmann, sind vorüber, vorüber ist aber auch, wie schon gesagt, mit der alten Tracht die Poesie der Dorfschneider.

Diese waren in jenen vergangenen Tagen respektierte Leute. Kamen sie an Sonntagen mit dem einen oder andern ihrer Kunden in das benachbarte Städtle, um Tuch zu kaufen zu einem neuen Häs, so respektierte sie der Krämer; er gab ihnen nicht bloß die besten Worte, sondern servierte ihnen auch Wein und Brot, damit sie wiederkämen mit ihren Buren und Reblüten. Kamen sie dann in die Häuser der letzteren, um die Kleider zu machen, so waren sie geehrt von Mann und Wib und in Essen und Trinken gar wohl gehalten.

Heute sind die Dorfschneider in all' jenen Gegenden, in denen die Volkstracht gewichen ist und die Kleider fertig gekauft werden, herabgesunken zu Flickschneidern. Die Arbeit außerhalb des Hauses, auf der „Stör“, hat längst aufgehört, und einsam sitzen die Schnider daheim in ihren Stuben und flicken oder machen, wenn's gut geht, ein Paar Werktagshosen oder einem Schulbuben ein neues Gewand aus seines Vaters altem Rock.

Von einem Gesellen, ja nicht einmal von einem Lehrbuben ist auch nur mehr die Rede, und die alten Dorfschnider sterben aus, ohne Jünger zu hinterlassen.

Doch unsere Dorfschneider, nämlich die von Hange zu meiner Zeit, sollen nicht gestorben sein ohne Nachruf. Keiner verdient es, unbeschrieen vergessen zu werden; denn alle drei waren Originale in ihrer Art, der „Thomme", der Bock und der Wegis.

Der Thomme war mir nicht bloß Leibflickschneider, sondern noch viel mehr, er war auch mein Freund und mein „Landsmann".

Eines Morgens gleich nach meiner Ankunft in Hange wartete auf mich nach dem Gottesdienst vor der Kirche draußen, ein älterer, schmächtiger, mittelgroßer, blasser Mann mit blauen Rundaugen, einem bartlosen Gesicht, einer großen Schildkappe auf dem Haupte und einem langen, braunen Rock am Leibe.

Er stellte sich mir vor als den Schneider Ludwig Thoma und mein Landsmann; er sei von Elze. Ich freute mich, am östlichsten Ende unseres Ländchens einen Elzacher zu finden, ein Kind jenes einsamen Schwarzwaldstädtchens, der Nachbarin von Hasle, über das mich mein Weg in die Ferien als Student so oft geführt, und wo ich die letzten Schoppen trank, ehe ich den Berg hinaufschritt über die Wasserscheide von Elz und Kinzig.

Von jenem Morgen an wurden der Schneider Thomme und ich mehr und mehr gut Freund. Er wohnte im „Oberdorf" in einem kleinen Häuschen am Dorfbach, über dem des Schniders eigene Reben sich erhoben. So oft ich dort fortan vorüberging und er nähend auf seiner „Hölle" saß, das Weinglas und die Tabaksdose in nächster Nähe, redeten wir miteinander, und gar oft hab' ich ihn an Werktagen von der Schneiderei weg verführt zu einem Spaziergang.

Und so oft wir dann durch den Ittendorfer Wald wandelten, redeten wir von Elze und von Hasle, vom Kinzigtal und vom Schwarzwald, von der Jugendzeit und von der Heimat. Und wenn wir auch immer das Gleiche besprachen, 's war immer neu und immer schön. Er aber war meist der Erzähler und ich der Frager und der Horcher.

Sein Vater war ein Seiler in Elze gewesen, und des 1810 geborenen Sohnes früheste Erinnerung das Vergnügen, dem Seilervater auf der Seilerbahn den Haspel drehen und zuschauen zu dürfen, wie der Vater und Meister, rückwärts wandelnd, seine Seile flocht.

Schon mit dieser Anfangsperiode aus seinem Leben weckte in mir der alte Schneider eine Summe von Glühlichtern aus meiner eigenen Knabenzeit, wo unweit vom Vaterhaus in der Vorstadt der „alt' Seiler", der auch Thoma hieß, amtierte. Seine Seilerbahn ging am eigenen Garten hin, und den Haspel drehte ihm seine Tochter, eine ältere Dame billigster Denkungsart, die „des Seilers Nanne" hieß.

Aber die Nanne mußte zwischen hinein kochen, da der alte Seiler keine Frau mehr hatte. Da durften wir Nachbarsbuben dann eintreten und dem Meister den Haspel „drillen".

Der aber, ein greiser, großer Mann mit bartlosem Gesicht, das kleine, dunkle Augen und eine scharf gebogene Nase gar nicht unschön machten, wurde teufelswild, wenn wir zu schnell haspelten und er nicht nachkam mit dem Drehen seines Hanfes.

„Ihr Malefizbuabe," rief er dann von der Seilerbahn herauf, „wißt ihr nicht, daß ich ein alter Mann bin und ein Seiler kein Schnider ist und im Laufen sein Brot verdienen muß, während der Schnider es im Sitzen erwirbt."

Waren wir brav und drillten wir zu seiner Zufriedenheit, so schenkte er bisweilen jedem eine Geißel, deren er gar viele und schöne in seinem Seilerladen hängen hatte. Aber dann bat er sich's aus, nie zu „klepfen", wenn er auf der Seilerbahn arbeite, denn das schlage ihm alle Gedanken aus dem Kopfe.

In seinem Garten stand ein schöner Birnbaum, der jeden Sommer Früchte trug und den wir alljährlich, so gut es ging, plünderten. Da gab's dann Feindschaft zwischen uns und dem alten Seiler. Er drohte jeden aufzuhängen, den er erwische. Aber wir wußten, daß weder er, der alte, langsame Mann, noch seine Nanne imstande wäre, einen von uns zu fangen.

Doch ersetzte ich ihm den Schaden im Garten so gut ich konnte. Weil ich mit allen einheimischen und fremden Fuhrleuten verkehrte, wurde ich besonders von den letztern, die talauf talab zu allen Zeiten des Tages ins Städtle einfuhren, oft abgeschickt, um Treibschnüre, Seile oder Geißeln zu holen. Da ging ich nun gar nie zum Seiler Hämmerle bei der Kirche droben, sondern hinaus zum alten Seiler in der Vorstadt.

Dadurch gewann ich sein volles Vertrauen, und er sprach mich jeweils frei vom Verdacht, an seine „Bire gegangen zu sein".

Um meiner Verdienste willen holte aber auch die Nanne alle ihre Groschenlaible bei meinem Bäcker-Vater so lange, bis des Seilers eigener Sohn aus der Fremde kam und unter dem Namen „der Seilerbeck" selbst Brot machte.

So oft nun der alte Schneider am See von seinem Seiler-Vater und vom Haspeldrillen redete, strahlte mir die Sonne von Hasle über dem alten Seiler, über seiner Nanne und über dem „Birebaum", und ich sah mich jung und mutwillig und birnengelüstig neben ihnen stehen. —

Der Schneider Thomme erzählte aber weiter, wie er noch als Schulbub mit seinem Vater und mit dem ältern Bruder Michel, alle drei mit Seilen und Geißeln beladen, über den Berg wandern durfte zum Jahrmarkt nach Hasle, wo sie feil hielten, was der Vater auf der Seilerbahn z' Elze gesponnen und die Buben gehaspelt hatten.

Auf dem Jahrmarkt aber ging dem kleinen Seilerbub eine große Welt auf, und er meinte unter den vielen Menschen, die kamen und gingen, aßen und tranken, kauften und verkauften, im Himmel zu sein, weil er „Wecken und Wi" bekam zu all' dem Schauspiel.

Und wenn sie einen „guten Markt gehabt", trank der Vater ein „Schöpplein über den Durst" und war auf dem Heimweg übers Gebirg lustig und heiter wie nie.

Noch mehr denn fünfzig Jahre später, wenn der Meister Thoma droben am Bodensee im Ittendorfer Wald mir, dem

Haslacher, vom Jahrmarkt in Hasle erzählte, sprach er mit kindlicher Begeisterung von jenen Tagen und meinte, „so schön sei es jetzt nicht mehr, wie damals". —

Den Grund, warum es ehedem schöner gewesen, konnte seine Schneiderseele nur ahnen, aber nicht aussprechen. Ich gab ihrer Ahnung Worte und machte dem Alten klar, daß er damals im Kinderhimmel gelebt habe, jetzt aber in der „Schneiderhölle".

Stundenlang konnten wir uns Episoden vom „Johrmärkt z' Hasle" erzählen und wurden dabei wieder jung. Und wenn wir spät am Abend vom „Stetthuimer Bichel" herabgestiegen waren und bei der „Krizstroß" im Oberdorf uns verabschiedeten, sprach er: „Guat Nacht, Herr Pfarrer, 's isch aber hüt do wieder schö gsi."

Öfters aber verabschiedeten wir uns nicht, sondern ich lud ihn ein, wenn er seinen Abendkaffee getrunken, nochmals herabzukommen ins Pfarrhaus und mit mir einen Trunk zu tun. Dann wurde noch weiter „gehaslachert" und „geelzachert" bis in die späte Nacht hinein.

Bewegte Freude ihn, wenn er vom Haslacher Jahrmarkt erzählte, so ergriff ihn Stolz, wenn er auf seine Schuljahre zu reden kam. Des Seilers Ludwig war der Liebling des Lehrers Egle, nicht bloß weil er „hauptmäßig" rechnen und „wie gestochen" schreiben, sondern weil er auch den Lehrer im Notfalle vertreten konnte. Dieser war Ratschreiber der Stadt Elzach und mußte oft aus der Schule weg, und da spielte dann der Ludwig den Präzeptor, ließ lesen, schreiben und rechnen und hielt eine so musterhafte Ordnung, daß der Lehrer ihm jeweils das größte Lob erteilte; ein Lob, von dem er mehr als ein halbes Jahrhundert später noch mit Hochgefühl redete.

Wohl hundertmal kam er auf seinen vorübergehenden Lehrerstand zurück, und wenn ich ihm dann gestand, ich hätte in der Schule einen gar bösen Stiefel geschrieben und fast nichts vom Rechnen verstanden, dann wurde er stolz. Er kannte ferner in seinen alten Tagen alle sonntäglichen Evangelien

des Jahres auswendig in ihrer Aufeinanderfolge und ich nicht. Das machte ihn noch stolzer, und leuchtenden Auges sprach er öfters: „Sie werden glauben, daß, wenn ich g'studiert hätte, ich es noch weiter gebracht hätte als Sie.“ Ich säumte nie, ihm das zu bestätigen. Und wenn wir an jenen Abenden, an denen ich ihm bestätigt hatte, daß er gescheiter sei als ich, vom Spaziergang zurückkehrten, so steigerte er sein Wohlgefallen an unserer Unterhaltung durch die Worte: „Es war heut' herrenmäßig schön.“

Voll Selbstgefühl ging er dann seinem Schneiderhäuschen zu und dachte sicher jedesmal bei sich: „Eigentlich sollt' ich Pfarrer und unser Pfarrer sollte Schneider sein, denn ich habe besser schreiben und rechnen gelernt in der Schule und kann selbst die Evangelien besser, denn er.“ —

Als die Schuljahre des jungen Elzacher Seilerbuben um waren, da galt es, ihm einen Beruf zu geben, und er ward, da der ältere Bruder Michel des Vaters Nachfolger werden sollte, zum Schneider bestimmt. Nach solchen Leistungen in der Schule ein Schneider, das wollt' ich anfangs nicht begreifen, aber ich begriff es sofort, als er mir seine „geheimen Absichten“ bei der Wahl dieser im allgemeinen nicht sehr respektierten und doch so wichtigen Profession enthüllte.

Auf dem Weg zwischen Hasle und Elze, am Fuße des Gebirgsstockes, der die Flußgebiete der Elz und Kinzig trennt, liegt das Dörfchen Hofstetten, meine vieljährige Oase des Friedens, in der ich diese Geschichte geschrieben.

In Hofstetten aber lebte und wirkte zurzeit, da des Seilers Ludwig nach Hasle auf den Markt ging und dem Elzacher Ratschreiber die Schule hielt, ein richtiger, leibhaftiger Schneider als Lehrer und exzellierte in beiden Fächern und in noch einigen andern.

Zu Anfang unseres Jahrhunderts nahmen die Bauerngemeinden des Schwarzwaldes ihre Schulmeister, wo sie dieselben fanden. Wer gut lesen, schreiben und rechnen

konnte und Lust hatte, es andern beizubringen, der ward Meister in der Schule. Und das war recht.

So wählten die Kinzigtaler Buren unter der Elzacher Eck ihren Schneider Denzlinger zum Schulmeister. Der gab aber deshalb seine Schneiderei nicht auf, sondern schneiderte unverdrossen vor und nach der Schule. Er hielt sich einen Gesellen, der in aller Frühe hinausging zu den Buren und auf den Höfen die Woche über schneiderte. So oft aber der Meister mit dem Schulhalten fertig war, eilte er dem Gesellen nach und arbeitete mit ihm in Herstellung der alten Bauerntrachten.

Der Geselle hieß Gotthard Klausmann und war aus dem benachbarten Dorfe „Müllibach" herübergekommen und beim Schneiderlehrer von Hofstetten in Arbeit getreten. Ihm gefiel der Stand seines Meisters, der ob seiner Kenntnisse geachtet war, den alle Buren aufsuchten, wenn sie etwas zum Schreiben oder zum Rechnen hatten und den sie mit Vorliebe als Leibschneider ins Haus aufnahmen, weil er ihnen auch sonst dienen konnte.

Der Gotthard schlug deshalb dem Denzlinger, der keinen Sohn hatte, vor, ihm auch die „Schulmeisterei" beizubringen. Und nun gab der Meister dem Gesellen an Sonntagen Unterricht im Rechtschreiben, und an Werktagen, wenn beide abends von der Schneiderei aus den Bergen und Tälern heimkehrten, wurden unterwegs Übungen im Kopfrechnen gemacht.

Kaum hatte der zwanzigjährige Gotthard ausstudiert und wußte, was der Meister konnte, so mußte der letztere sterben. Er hatte, da er als Lehrer auch zugleich Sakristan war, eines Tages den Pfarrherrn von Hasle begleitet zur Einweihung eines neuen Hauses in den Bergen droben. Der Bur hatte ihnen Chriesewasser kredenzt und Schinken und Küchle. Der Schneidersakristan tat des Guten etwas zuviel und wurde mutwillig. Als sie drunten im Dorfe ankamen, stand vor dem Wirtshaus zu den „drei Schneeballen" das Reitpferd eines Bauern. Der Schneider wollte in seinem

Übermut reiten, bestieg den Gaul, der, ahnend, daß ein Schneider ihn benutzen wollte, durchging, den Reiter abwarf und zu Tode schleifte.

Der Schneiderlehrer war tot. „Es lebe der Schneiderlehrer“, riefen die Buren unter der Eck und wählten 1815 den jugendlichen Schneidergesellen Gotthard Klausmann zum Lehrer, der, dankbar gegen seinen Meister, dessen Weib zur Frau und dessen zwei Maidle als seine Kinder annahm.

Er blieb natürlich auch Schneider und nahm einen Gesellen, dem er nach der Schule in der Schneiderei half, wie ihm selbst einst der Lehrer Denzlinger. Diesen aber übertraf er in der Schulmeisterei weit und wurde, wie die alten Buren mir noch oft erzählten, der beste Lehrer, den das Dorf je gehabt.

Der Gotthard Klausmann, den ich in meiner Knabenzeit auch noch gesehen, vereinigte nach und nach in seiner Person alle Ämter, die er einnehmen konnte, und war Schneider, Lehrer, Organist, Mesner, Totengräber, Leichenschauer, Akzisor, Ratschreiber und Dorfkrämer, und in allen Stücken ein Meister und Virtuos.

In Gotthards Blütezeit nun fiel die Entscheidung des Seilerbuben von Elze, ein Schneider zu werden. Oft hatte der Seilervater auf der Heimkehr vom Haslacher Jahrmarkt in Hofstetten mit seinem Buben noch einen Schoppen getrunken „in den Schneeballen“. Da war öfters von dem Schneiderlehrer Klausmann die Rede oder dieser selbst auch im Wirtshaus gewesen. Bei ihm nun in die Lehre zu kommen und Schneider und Lehrer zu werden, war des Ludwigs Wunsch.

An einem Sonntag in aller Frühe wanderte der alte Seiler von Elze mit seinem Sohn über die Eck nach Hofstetten zum Gotthard und trug ihm den Buben an zum Unterricht in der Schneiderei sowohl als in der Schulmeisterei, in welch letzterer er bereits debütiert hätte.

Doch der Gotthard konnte keinen Lehrling brauchen, da er mit seinem Gesellen stets auswärts arbeitete und man nach

damaligem vernünftigen Zunftgesetz Lehrbuben nicht anlernen durfte in den „Kundenhäusern". Daheim aber hatte er keine Zeit, einen Schneiderlehrling auszubilden, weil der Meister Schule halten mußte. Folglich war's auch nichts mit der Ausbildung zum Schulmeister.

Traurig ging das Seilerbüblein mit seinem Vater über den Berg zurück und nicht ohne Widerstreben zu einem Schneider in Elze in die Lehre, der, ein richtiger „Bure-schnider", meist bei den umliegenden Bauern hantierte. Kaum konnte der Kleine ordentlich nach Schneiderart sitzen und die Nadel zur Not führen, so mußte er mit dem Meister hinaus auf die Bauernhöfe.

Gar schön wußte der alte Thomme mir zu erzählen, wie er am frühesten Morgen zu allen Zeiten des Jahres mit seinem Meister, Jakob Göhring, aus dem dunklen Waldstädtle hinauszog auf die Gehöfte. Er trug das Bügeleisen, der Meister Schere und Ellenmaß. Wenn der Tag anbrach und sie noch nicht an Ort und Stelle waren, fingen beide an zu singen, „lauter schöne, fromme Lieder", die man auch in der Kirche sang. Mit Stolz erzählte er, wie die Leute aus den Bauernhäusern am Wege hin aufhorchten, wenn die zwei Schneiderseelen vorbeizogen, der Lehrling die erste, der Meister die zweite Stimme singend.

Auch das erwähnte er mit Behagen, wie die Schneider besser respektiert gewesen seien auf den Bauernhöfen, als die Schuhmacher, und demgemäß ein besseres Essen bekommen hätten von den Bäuerinnen.

Wenn ich ihm dann sagte, das käme daher, daß die Schneider ein Weiberhandwerk trieben und den Weibsleuten besser schwätzen und lügen könnten, als der biedere Schuster, dann wurde er ganz aufgeregt und meinte widersprechend, der Grund sei ein ganz anderer, der nämlich, daß die Schneider „feinere und gebildetere Leute seien als die dreckigen Schuster".

Und in der Tat, der Schneider Ludwig war in seinen alten Tagen noch ein feiner, höflicher Mann, und ich glaubte

es ihm aufs Wort, wenn er mir erzählte, die „Wibervölker" in und um Elze hätten, wo immer er hinkam mit seinem Meister, allzeit geurteilt, „des Schnider Gährings Lehrbua sei der zimpferste[1] Lehrbua in der ganzen Gegend."

Mit Vorliebe ging er in zwei Gegenden um Elze ins Kundenhaus, ins Katzenmoos und ins Kotzenmoos, das erstere eine Waldgemeinde unterhalb Elze und das letztere vier einsame Höfe unweit von der ersteren.

Im Katzenmoos machten die Bäuerinnen den besten „Dummis"[2] und im Kotzenmoos die pikanteste Erdäpfelsuppe, zwei Lieblingsgerichte des angehenden Schneiders.

In kalter Winterszeit blieben die beiden Schneider oft eine ganze Woche im Katzenmoos oder im Kotzenmoos auch über Nacht. Sie gaben dann nach dem Feierabend, während die Wibervölker spannen und die Mannsvölker um den Ofen auf der Bank saßen und rauchten, ein Konzert, indem sie verschiedene Kirchenlieder sangen, wobei die Bäuerinnen und die Maidle noch mitsangen und den Lehrbuben bewunderten, der allein von allen so fest war im Text.

„Wenn mein Meister und ich ins Katzenmoos und ins Kotzenmoos kamen, war's den Leuten wie ein Festtag und uns Schneidern auch," sprach er manchmal fünfzig Jahre später noch und meinte, die Zeit, da er dem Vater den Seilerhaspel gedreht und im Katzenmoos Dummis, im Kotzenmoos aber Erdäpfelsuppe gegessen und gesungen habe, sei seine schönste Lebens- und Schneiderszeit gewesen. Denn auch unser Ludwig mußte nach vollendeter Lehrzeit kraft der strengen Zunftordnung, die drei Wanderjahre verlangte, hinaus ins „feindliche Leben".

Als „Gesellenstück", auf Grund dessen er von den Zunftmeistern im Löwen in Elze „freigesprochen" worden war, hatte er ein „Sonntagshäs" gefertigt für den Stabhalter von Katzenmoos: eine lederne Stumphose und einen langen Samtrock nebst grüner Tuchweste.

[1] Der feinste, eleganteste. [2] Gebäck aus Mehl und Eiern.

Alsbald nach dieser Leistung zog der junge Geselle in die Fremde, an seiner Seite Michel, der Bruder und Seiler. Aber der Schneider machte seinem Stande alle Ehre, indem er beim ersten Eintritt in die Schneiderwelt eine Eigenschaft zeigte, die man den Schneidern mit Vorliebe nachsagt: den Mangel an Courage. Er wollte in keiner Stadt Arbeit suchen aus Furcht, mit seiner Kunst nicht bestehen zu können, da man in Städten wohl nicht zufrieden sein würde mit Schneiderleistungen, wie sie im Katzenmoos und im Kotzenmoos und zur Not auch noch im Städtle Elze genügten.

So wanderten beide von Freiburg bis hinab unter Bruchsal, wobei das Schneiderlein sich nicht getraute, in Städten und Städtchen „umzuschauen", weil er fürchtete, eine Stelle zu finden und sich zu blamieren.

Der Michel wanderte ruhig neben ihm her, fand aber, trotzdem er überall „umschaute", keine Seilerbahn, die eines Gesellen bedurft hätte. So geschehen im Frühjahr 1828.

In dem Dorfe Weingarten bei Bruchsal bekam der Schneider Arbeit, ließ den Michel im Stich und allein ziehen. Doch die erste Frage, die der Schneidermeister an den jungen Gesellen richtete, war für diesen ein Skorpionenstich. Der Meister Zwirn fragte, als der Geselle sein Felleisen abgelegt hatte und sich zur Arbeit anschickte, ob er auch schon „Herrenhosen" gemacht habe, da er, der Meister, viel nach Bruchsal hinein arbeite.

Erschrocken antwortete unser Schneiderlein, die vürnehmsten Hosen, die er gemacht, habe er für den Stabhalter von Katzenmoos geschaffen, aber dieser sei eigentlich kein Herr, sondern ein Bur.

Trotzdem, weil es auf Ostern ging und die Schneiderei pressant war, behielt der Meister vom Bruhrein den jungen Burenschneider aus dem Elztal, sah aber bald, daß er ihn nicht brauchen könne für seine Kunden in der Stadt „Brusel", die eigentlich damals noch selber nur ein großes Dorf war.

Nach den Feiertagen bekam der gute Ludwig Feierabend. Unverdrossen nahm er sein Felleisen auf den Rücken und zog wieder landaufwärts über Freiburg, Basel und Schaffhausen nach Konstanz, ohne daß irgendwo ein Dorfschneider seiner bedurft hätte.

Jetzt war die Not groß und das badische Vaterland am Ende. In die nahe Schweiz wäre der Ludwig um keinen Preis gegangen, obschon es keine Kunst ist, „Schwyzerhosen" zu machen. Ratlos stand er drum am schwäbischen Meer. Da kam ihm ein rettender Gedanke. Es fiel ihm ein, daß sein Meister in Elze ihm oft erzählt habe von einem Lehrbuben, den er einst gehabt, der aus dem Katzenmoos gebürtig gewesen sei und jetzt in einem Dorfe bei Meersburg am Bodensee sich niedergelassen habe.

Diesen Katzenmooser Dorfschneider beschloß der Ludwig jetzt in der höchsten Not aufzusuchen und um Arbeit anzugehen. Er besteigt ein Segelschiff nach Meersburg. Unter den Passagieren sind Landleute vom „See drüben", die heimfahren vom „Konstanzer Märt". Er fragt einen nach dem „Schnider Pfaff us'm Katzemoos". Der Gefragte ist ein Hangouer und sagt ihm, daß in Hange ein Schneider Pfaff lebe, der vom Schwarzwald herauf zugewandert und Schneidermeister und Bürger geworden sei.

Freudig schließt sich der junge Schneider nach der Landung in Meersburg dem Hangouer an, der ihn nach einstündigem Marsch am Seeufer hin zum gesuchten „Landsmann" bringt.

Dieser hatte schon längst den Charakter eines Originals im stillen Seedorfe erlangt, als der junge Elztäler ihm nachrückte. Er pflegte alljährlich ein Schwein zu schlachten und demselben gegen alle Regel die Haut abzuziehen. Er hieß deshalb der „Suschinder".

Ferner pflegte er von jedem Jahrgang des Weines, der ihm in seinem kleinen Rebgarten wuchs, ein „Müsterle" aufzuheben, so daß er von vielen Jahrgängen Proben in kleinen

Fäßchen hatte. Er ward darob auch genannt „der Müsterleschnider“.

Des weiteren tat er, wie die meisten Schneider, gar gerne mit anderen Leuten diskurrieren, hatte aber dazu keine Gelegenheit, wenn er zu Hause arbeitete. Seine Hütte stand als die letzte in einem einsamen Sackgäßchen, in das selten jemand kam. Kam aber „eins“ vorbei, so schoß der gesprächshungerige Schnider aus dem Katzenmoos ans Fenster und fing ein endloses Gered' an. Seiner Schwätzmanie verdankte er den Titel „der Mulschnider“.

Endlich war sein Weib, eine geborene Hangouerin, die „weise Frau“ des Dorfes, vulgo Hebamme, und ihr Mann ward, wie's in Hange üblich ist, mit in ihr Amt aufgenommen, in dem er den weiteren Nebennamen führte „der Hebammer“.

So war der Schneider Pfaff reichlich mit Titeln gesegnet und ein vielgenannter Mann im Dorf, als unser Ludwig bei ihm vorsprach und um Arbeit bat. Hocherfreut nahm der Sauschinder aus dem Katzenmoos den Elzacher auf, traktierte ihn mit Weinproben, ließ sich von Elze erzählen und vom Katzenmoos und bot ihm hochherzig das Bleiben in seinem Hause an, obwohl er keine Arbeit für — zwei Gesellen hatte.

Weil kinderlos, hatte der Müsterleschnider ein armes Patenkind, ein Mädchen, zum Schneidersgesellen ausgebildet. Es hieß „Sepperle“[1] Model und war, wie der Ludwig in seinen alten Tagen noch sagte, ein „braves, schaffiges Maidle“, wegen dessen er bald einen schweren Kampf kämpfte, aber nicht aus Liebe, sondern aus Edelmut, wie er in nicht vielen Schneiderseelen gedeiht.

Das Sepperle arbeitete bei seinem Meister nur, wenn der nicht allein fertig wurde, und erhielt dann Lohn wie ein Geselle.

Nun bekam der wackere Ludwig nach den ersten Tagen Gewissensbisse, er könnte das bescheidene Mädchen um seinen

[1] Josefine.

Verdienst bringen, mit dem es bedürftige Eltern unterstützte, und darum griff er unter dem Widerspruch des Meisters, der ihn gerne behalten hätte zum Diskurrieren, abermals zum Wanderstab. Er mußte aber versprechen, wieder zu kommen, wenn er keine Arbeit fände. —

2.

Nicht so gar weit, etwa 5—6 Stunden weg von Hange, unfern von den Ufern des schwäbischen Meeres, liegt das württembergische Städtchen Tettnang, wo ein Schuhmachersgeselle von Elze, unseres jungen Schneiders Mutter Bruder, sich als Meister niedergelassen hatte. Den suchte das edelmütige Schneiderlein auf.

Drei Tage nach seiner Abreise kommt es aber schon wieder nach Hange mit einem Schreibebrief des Schusters in Tettnang an seinen Freund, den Schneider Pfaff, worin dieser gebeten wird, den Überbringer dieses Briefes auf seine, des Schusters, Kosten zu behalten, auch wenn er keine Arbeit habe. In Tettnang und Umgebung gebe es keinen Platz für den Schneidervetter, und zum Wandern fehle diesem alle Lust und jeder Mut.

Mit Freuden ward der Wanderer wieder aufgenommen in dem kleinen Schneiderhäuschen. Und um seine Skrupeln „dem Sepperle" gegenüber zu beseitigen, wurde beschlossen, daß dasselbe, statt in des Schneiders Amt, in das der Frau Schneiderin eintreten und „auf Hebamme studieren" sollte, um so mehr, als die regierende Hebamme alt und kränklich war.

So wurde allen geholfen: dem Schneiderhebammer, seinem Weib, dem Sepperle und dem Ludwig. Dieser bekam, wenn Arbeit da war, einen Gulden Wochenlohn, und wenn keine da war, einen halben Gulden Wartegeld und Diskurriersold. Denn wenn sie nichts zu tun hatten, schwätzten die Schneider vom Elztal und von all' den Bauernhöfen, auf denen beide schon gearbeitet hatten.

Während das Sepperle zu Donaueschingen studierte, wurde die alte Hebamme öfters krank und dienstunfähig. Da mußte jeweils der Schneidersgeselle durch den Wald nach Ittendorf laufen und die dortige „weise Frau" holen.

Oft, wenn wir fünfzig Jahre später durch diesen Wald gingen, hat er erzählt, wie es keine Stunde der Nacht gebe, in der er nicht als Schneidersgeselle hier voller Furcht durchgegangen sei, und wie er im Heimweg, wenn die Hebamme von Ittendorf ihn begleitet, weder Räuber noch Gespenster gefürchtet hätte, denn sie habe immer gesagt, „einer alten Hebamme und einem erschrockenen Schneidersgesellen tue niemand ein Leids an, und Gespenster gebe es keine."

Aber für diese Gänge bekam er auch „Trinkgelder", die seinen Schneiderslohn aufbesserten und es ihm ermöglichten, an Sonntagen einen oder den andern Schoppen zu trinken.

An den Seewein gewöhnte sich unser Elztäler Schneider bald, wie alle Sterblichen, die an das schwäbische Meer kommen und da bleiben. Wenn die zwei Elztäler Schneider z' Hange auf „der Stör" arbeiteten, so stand in jenen guten Weinzeiten der Weinkrug den ganzen Tag auf dem Tisch, und bald vergaß der Geselle über dem „Säwi" den Dummis vom Katzenmoos und die Erdäpfelsupp im Kotzenmoos.

Und wenn zu Haus der Meister „den Guten" hatte, so holte er von seinen Müsterlen, und beide tranken und schwatzten mehr, als sie schneiderten.

Noch in seinem hohen Alter konnte der Ludwig, wie er nach seinem Vornamen vielfach auch im Dorfe hieß, das dreifache Weinquantum vertragen, wie ich, hatte aber nie zu viel, und doch blieb er zu allen Zeiten ein Waisenknabe — im Trinken — einem echten Hangouer gegenüber.

Aber eine Mitarbeit, welche er abwechselnd mit dem Meister und der Meisterin verrichten mußte, war ihm anfangs ein Greuel: die Pflege der Geißen. Der Schneider Pfaff hielt nämlich eine größere Anzahl von Geißen, was ein Schneider nie tun sollte, weil das Volk längst gewohnt

ist, die Schneider mit einem bekannten Spitznamen als „Geißböcke" zu bezeichnen.

Ein Schneider nun, der Geißen hält, entgeht sicher nicht dem Dorfspott. In meiner Vaterstadt Hasle wäre zu meiner Knabenzeit ein solcher des Lebens nicht sicher gewesen, wenn er Geißen gehalten hätte. Er wäre zu Tode gespottet und geärgert worden.

Ich habe auch all' mein Lebtag keinen Schneider gekannt, der Geißen hielt, als meinen Freund, den Ludwig. Und doch war er in seinen Gesellenjahren ein abgesagter Feind von ihnen und ging mit den Geißen seines Meisters, wie schon gesagt, höchst ungern um. Denn der Ludwig war allzeit stolz auf seinen Schneiderstand. Er stellte ihn, wie schon in seinen Lehrjahren, so auch später noch bei jeder Gelegenheit, weit über die mitzünftigen Schuster, auf die er herabsah wie ein Kunstmaler auf einen Anstreicher. Und drum sah er im Geißenhalten eine Herabwürdigung der Standesehre.

Darum tat es ihm in der Seele weh, wenn er z'Hange mit dem Meister am Abend von der Stör heimkehrte und ein weinseliger Hangouer sie anrief: „Gonnt Ihr huim[1], Ihr zwoa Geißböck?" Und immer wieder ging er den Meister an, die Geißen abzuschaffen und eine „ehrliche Kuh" in den Stall zu tun. Der aber erwiderte jeweils: „Fünf Geißen geben soviel Milch als eine Kuh, fressen aber nur halb soviel. Und in Konstanz, wo die Schneider keine Geißen haben, werden sie auch Geißböcke geschimpft."

Von diesem Spruch ließ sich der Alte auch nicht abbringen, als die Hangouer ihn einmal an einer Fastnacht mit seinen Geißen spielten und vor seinem Häuschen ihm ein Spottlied sangen.

Mit der Zeit gewöhnt sich der Mensch an Spott und Schande, und so überwand auch der Ludwig nicht bloß die

---

[1] Geht Ihr heim.

Satyre auf Schneider und Geißen, sondern bekam sogar eine große Vorliebe für diese Tiere. Und als er selbst Schneidermeister ward, hielt er auch fünf Geißen und hatte diese Zahl noch zu meiner Zeit. Er war außerdem im Lauf der vielen Jahre ein so genauer Kenner des Geißenviehs geworden, daß er für alle Hangouer Geißenhalter Berater und Tierarzt wurde. War irgendwo eine Geiß in leiblicher Not, flugs ward, bei Tag und bei Nacht, der Ludwig geholt, und eilenden Schrittes trippelte er das Dorf herunter, um zu retten und zu helfen.

Wenn wir zwei nach seiner geißenärztlichen Praxis zusammenkamen, so erzählte er mit hoher Befriedigung und nicht ohne Stolz auf seine Wissenschaft, wie er wieder einer Geiß geholfen habe.

„Geißen und Weibsleute," sagte er oft, „darf man nicht erzürnen; denn beide haben ein eigensinniges Temperament und sind sehr empfindlich. Eine erzürnte Geiß frißt nimmer, und ein erzürntes Weib schwätzt nimmer."

Mehr denn einmal brachte er mir, der ich vom Vater die Vorliebe für junge, gebratene Geißen ererbt habe, ein frisch geschlachtetes Ziegenböcklein ins Haus. Unter seinem langen, braunen Rock zog er es, bei mir angekommen, hervor und sprach: „Herr Pfarrer, ich trink' so manche Flasche Wein bei Ihnen und als guter Freund muß ich Ihnen auch wieder etwas aus meinem Geißenstall bringen."

Ich lud ihn dann zum Essen ein und gemeinschaftlich verspeisten der Dorfschneider und der Pfarrer den Geißenbraten. Und der Ludwig wurde bei dem Mahle wieder jung und fing an zu erzählen von seinen Leistungen als Schüler und Lehrer, von seinen Fahrten ins Katzenmoos und ins Kotzenmoos, vom alten Schneider Pfaff und seinen Geißen; aber auch vom Tod der ersten, braven Meisterin sprach er und von der Dummheit des Müsterleschneiders, noch einmal zu heiraten.

Die zweite Frau war ein „Reibeisen", die nicht nur

dem alten Schneider das Leben sauer machte und seine Tage kürzte, sondern auch den Ludwig und das Sepperle aus dem Hause trieb.

Das Sepperle ging zuerst und wurde des Dorfes „weise Frau". Sie war eine Greisin und noch in ihrem Amt, als ich sie kennen lernte. Sie hat meinen Sprachschatz um ein Wort bereichert, das mir vorher absolut fremd war. Wenn sie etwas als „sehr schön" bezeichnen wollte, nannte sie es „herrenprächtig". Das Wort war ihre eigene Erfindung, und ich fragte sie auch, wie sie, auf dem Dorfe geboren und lebend, zu dieser von den „Herren" entlehnten Bezeichnung gekommen sei. Die Erklärung ist köstlich.

Sie hatte in ihrem Leben nur einen Herrn kennen gelernt, den sie aber bewunderte als das höchste Ideal von Gescheitheit und Menschenfreundlichkeit, und das war der fürstlich fürstenbergische Leibarzt und Hofrat Kapferer, des Sepperle's Lehrer für ihren zukünftigen Beruf. Diesem „prächtigen Herrn" zu lieb erfand sie das Wort herrenprächtig.

Sie war ganz glücklich, als ich ihr sagte, ich hätte den Hofrat auch gut gekannt, und überfloß vom Lob ihres Ideals, das sich zweifellos selbst für ein solches gehalten hat.

Ihre besten Tage waren die Tage der Taufschmäuse, wo es herging wie in den „Hochstuben", die man nur in den Dörfern am badischen Bodensee kennt und welche in ihrer Art alle Tee- und Kaffeekränzchen der Stadtweiber weit überragen.

Diese Hochstuben werden zwar nur im Winter gehalten mit Kaffee, Gugelhopf, Wein, Küchle und Schinken und bestehen in der Regel aus zwei Sitzungen am gleichen Tage. Die erste von 3—5 Uhr mit Kaffee und Gebäck. Ist sie vorüber, so gehen die Damen heim, melken ihre Kühe und kochen für Mann, Kinder und Gesinde das „Brühmehl", und dann geht's wieder in die Hochstube zu „Schunke, Wi und Küchle" bis in die Nacht hinein.

Gelogen wird in diesen Hochstuben gerade soviel als

bei den Tee's und Kaffee's der Städterinnen, nur nicht so fein, sondern derber und deshalb noch etwas ehrlicher.

Der Hochstube gleich ist der Taufschmaus. Nur hat dieser einen Namen, der genau zeigt, wie weit die Hangouer schon von der Kultur angefressen sind. Sie nennen ihn frischweg „Ball", obwohl nicht getanzt wird.

Gehalten wird der Ball einige Wochen nach dem Tauftag, damit, ganz nach Städterart, die Mutter des Kindes ihn auch mitmachen kann.

Hatte die alte Hebamme an einem Sonntag Nachmittag ihren Balltag, so war das ein heller Sonnenstrahl in ihrem Leben. Stillvergnügt kam sie im höchsten Staat das Dorf herabgeschritten und noch vergnügter ging sie am Abend heim.

Wandelte ich gerade vor meinem Häuschen auf und ab, so konnte sie wohl noch zu mir herüberkommen und erzählen, wie herrenprächtig es heute wieder gewesen sei. Hatte dabei eine oder die andere Person auch über den Pfarrer geschimpft, so meldete sie es ebenfalls.

Das gehört zu den Schattenseiten des Dorflebens, daß man stets alles erfährt, was in dem kleinen Menschenkreise eines Dörfchens geschwätzt wird, und namentlich wird in gar vielen Gegenden alles, was über Pfarrer, Kirche, Religion, Gottesdienst räsoniert wird, ob der Pfarrer will oder nicht, ihm hinterbracht und erzählt. —

Daheim hatte die weise Frau unseres Dörfchens nicht immer die besten Tage; denn ihr Mann, der Hebammer Romuald Spiegler, sonst ein guter Mensch, trank gerne über den Durst. Hatte der Romuald von seinem eigenen Geld zu viel getrunken, so spektakelte sie mit ihm über alle Maßen, denn sie war sehr sparsam. War er aber bei einem Nachbar gewesen, dem er irgend einen Dienst erwiesen, und trank zu viel, so ertrug sie das ganz friedlich, denn es kostete nichts, höchstens dem Romuald seine Gesundheit. Und richtig hab' ich ihn auch vor ihr begraben.

1882 feierte sie ihr fünfzigjähriges Dienstjubiläum unter allgemeiner Teilnahme der Frauenwelt von Hange. Bald darauf legte sie sich zum Tode nieder. Dieser kam aber sehr langsam, und viele Wochen und Monate hindurch hab' ich sie besucht an ihrem Krankenlager.

Wie oft bin ich an stillen Nachmittagen, wo niemand in der Dorfstraße war als die liebe Sonne, dem „Oberdorf" zu und habe die vereinsamte Hebamme auf ihrem Krankenbett besucht.

Erst las ich ihr ein Gebet vor — dann redeten wir über allerlei — denn sie war eine gescheite Frau — und zum Schluße betete ich wieder.

Wenn ich schied, sprach sie immer: „Vergeltsgott, Herr Pfarrer, das war jetzt wieder herrenprächtig, kommet ja au bald wieder".

Wiederholt mußte ich bei meinen vielen Besuchen all' ihre Anerkennungsdiplome der verschiedenen Hebärzte seit 50 Jahren lesen und auch das Zeugnis eines Fürsten Salm, dessen Frau sie auf dem nahen Schloß Herschberg entbunden.

Ein sonst berühmter Arzt, einst Leibarzt des Fürsten von Fürstenberg, Dr. Rehmann, unterzeichnete seinen Prüfungsbescheid für die Hebamme von Hange zum Überfluß noch mit dem Zusatz: „Ritter des Zähringer Löwenordens". Der Mann kam mir daraufhin erschrecklich klein vor.

Wenn ich von einem geistlichen oder weltlichen Manne im 19. und 20. Jahrhundert lese, daß er sich Ritter hoher Orden nennt oder gar bei einem Schriftsteller ersehe, daß er auf dem Titelblatt der Welt noch meldet, daß er einen oder den andern Orden besitze, so habe ich immer Mitleid mit solch armseligen Leuten.

Wenn ich gar auf einem Grabstein lese, der darunter Liegende sei Kommandeur oder Ritter dieses oder jenes Ordens gewesen, so weiß ich nicht, ob ich mehr den Toten oder seine Angehörigen bemitleiden soll, daß selbst auf einem Kirchhof noch mit solchen Dingen renommiert wird.

Über alles lächerlich aber finde ich es, wenn man bei einem Leichenbegängnis dem Toten seine Orden auf einem Kissen nachträgt. Es kommt mir vor, wie wenn man einem toten Kind seine Nürnberger Spielwaren nachtrüge, was sicher keinem vernünftigen Menschen einfallen wird. —

Auch von ihrer Jugendzeit erzählte mir die Kranke, wie ihr Vater, ein armer Rebmann, 19 Kinder habe ernähren müssen, jetzt aber außer ihr nur noch eines lebe, ihr Bruder Reinhard.

Der Reinhard war zu meiner Zeit Nachtwächter und Totengräber und gescheit wie mein Sakristan, wenn auch nicht so groß angelegt wie der Kübele.

Das Wächterhäuschen der Nachtwächter war ganz in der Nähe des Pfarrhauses, und manchmal hab' ich mit dem Reinhard an warmen Sommerabenden geplaudert, wenn er gegen 10 Uhr seinen Dienst angetreten hat.

Er wußte gar gut zu erzählen von längst vergangenen Tagen, wie die Rebleute zur Sommerszeit jeden Morgen um $^1/_4$6 Uhr in die Messe gingen und dann erst an die Arbeit, wie sie nach dem Mittagessen auf dem „Hausbänkle" ruhten, bis die „Wetterglocke" 1 Uhr läutete und zum Gebet und zur Arbeit rief, wie am Abend die Männer vor den Häusern plauderten, nachdem Frauen und Kinder zur Ruhe gegangen.

Auch das wußte er noch, daß die alten Rebleute nur für die Klöster Salem und Weingarten, denen fast alle Reben gehörten, arbeiteten um die Hälfte des Ertrages, daß ein solcher „Bau", zu 1000 Gulden taxiert, das einzige Vermögen bildete, welches ein Vater seinen Kindern hinterließ, daß in schlechten Zeiten die Klöster ihren Rebleuten Mehl und Brot ins Haus lieferten und Geld vorstreckten. Das alles nannte er die gute, alte Zeit, in der die Hangouer kein Eigentum, aber auch keine Schulden und keine Sorgen, keine Steuern und keine Abgaben hatten.

Originell war in seinen jungen Jahren die Bestrafung

eines Knaben, der einem Bürger „an die Kirschen gegangen“ und ertappt worden war. Der Delinquent wurde in das Haus des Beraubten geschleppt und mußte dort vor versammelter Familie knieend fünf Vaterunser beten.

Der Reinhard zeigte als Knabe musikalisches Talent, und der Schullehrer wollte ihn zum Organisten ausbilden und gab ihm Klavierstunden. Das Klavier stimmte aber so schlecht, daß der Schüler durchbrannte, weil er die Töne des Hackbretts nicht ertragen konnte.

Köstlich schilderte er in vertraulichen Stunden, wie er als Nachtwächter einmal die Gemeinde zu einer Feuersbrunst rief, weil er den rotgelben Schein, welcher dem über dem „Kippenhorn“ heraufkommenden Vollmond voranging, für eine Feuersbrunst im Dorf „Kippehuse“ angesehen hatte.

Nicht recht heraus mit der Sprache wollte er, wenn er andeutete, daß er als Nachtwächter auch einige Zeit mit Schweizer Schmugglern im Bunde war. Er schmunzelte nur über die schönen Frankentaler, die er dabei verdient, und sprach davon, „wie schön und interessant das Schmuggeln sei“.

Und in der Tat mag dieses verbotene Gewerbe ein gut Stück Poesie enthalten. In dunkler Sturmesnacht ein Schifflein durch die Wellen lenken und in den Fluten warten, bis der Nachtwächter am Ufer einen Strohwisch anzündet, zum Zeichen, daß der Grenzaufseher nicht um den Weg sei — das alles hat zweifellos seine Poesie und himmelweit höheren Reiz als die Zolltabellen und die bureaukratische Bewachung der Grenzen.

Und Poesie hatte der Reinhard im Leibe mehr als alle anderen Hagnauer. Er war der einzige, der zur Sommerszeit am Sonntag mit einer Blume über dem rechten Ohr in die Kirche kam und mich erinnerte an die gleiche, schöne Sitte beim Landvolk im Kinzigtal, wo sie leider sehr abgenommen hat, seitdem die Bauernkinder mehr kultiviert werden und vor lauter Kultur, wenn sie älter geworden sind,

sich schämen, mit Blumen sich zu schmücken zum Kirchgang. Es wäre das ja kindisch für so gebildete Leute wie unsere heutigen Jungbauern! —

Und noch ein anderes Stück Poesie lebte in unserm alten Nachtwächter. In der Neujahrsnacht sang er durchs Dorf hin:

Hört, Ihr Bürger, und laßt Euch sagen,
Die Glocke hat nun zwölf geschlagen,
Das neue Jahr vorhanden ist.
Es bring' Euch Segen, bring' Euch Glück,
Gesundheit, Fried' und Fröhlichkeit
Und einst die ew'ge Seligkeit.
Das wünschet Euch aus Herzensgrund
Der Wächter nun zu dieser Stund'.

Für diesen schönen Sang und Wunsch und für seinen herben Dienst das Jahr über holte sich der Reinhard bald darauf den wohlverdienten Trunk. In den ersten Tagen jedes neuen Jahres, wenn der Schnee im Dorf lag und das Eis am Ufer des Sees hin die Wellen brach, nahm der Reinhard einen Handschlitten, legte ein leeres Faß darauf, kommandierte seinen Mitnachtwächter, den Benedikt Früh, einen noch ältern, weingrünen Rebmann, der auch sein Kollege als Totengräber war, an das Seil des Schlittens und schritt hintendrein. Vom Unterdorf her zogen sie aus und hielten vor jedem Haus an.

Während der Benedikt draußen Schlitten und Faß bewachte, ging der Reinhard hinein, wünschte den Leuten nochmals „ein glückseliges neues Jahr von Seiten der Nachtwächter, die im vergangenen Jahre treulich gewacht hätten, während die andern geschlafen, und auch im kommenden Jahr mit Fleiß und Eifer alle nächtlichen Gefahren sorgsam in Acht nehmen würden".

Die Bürger waren zwar der Ansicht, daß der Neujahrswunsch des Reinhard nicht wörtlich zu nehmen sei und die beiden Wächter fast soviel geschlafen hätten als andere Leute,

aber doch gab jeder, je nach der Quantität seines letztjährigen Herbstes, eine Anzahl von Litern Wein. Diesen schüttete der Reinhard ins Faß draußen und dann ging's weiter.

Daß sie auch zum Pfarrer kamen, versteht sich von selbst, da er ebenfalls Rebenbesitzer war und die Nachtwächter zu seinen Nachbarn gehörten.

So hatten die Wächter, am Ende des Dorfes angekommen, ein volles Faß Wein, das sie in ihrer Wachstube placierten und jeden Abend davon tranken, bis der Schlaf kam. —

Trotzdem der Reinhard in einem Häuserwinkel des Mitteldorfs wohnte, der wegen der bösen Zungen, die darin herrschten, der Giftwinkel hieß, war er frei von jeglichem Gift, das dort gebraut wurde.

Er war ein armer Mann, aber stets heitern Gemüts, besonders wenn er bei meinem Freund, dem Müller in der Harlachen, dem er die Reben baute, hinter dem Wein- oder Mostkrug saß.

Gar oft habe ich ihn beim „z' Nüne näh"[1] getroffen, aber auch bei der Arbeit am Erlenbach, der die Mühle treibt, ehe er in den See fällt. Stets war der Reinhard guten Mutes, denn der Müller ließ keinen verdursten, weil er selbst nicht gern Durst litt.

Als Nachtwächter wurde der Reinhard entlassen, da ich noch im Dorfe war. Die Hagnauer sahen schließlich ein, daß Wächter, die mehr schlafen als wachen, unnötig wären, und begnügten sich damit, daß die Grenzwächter, welche ohnedies jegliche Nacht durchs Dorf patrouillieren, Unglück melden und verhindern würden.

Der Reinhard begrub die Toten, bis ihm selber einer das Grab machte, aber lange erst nach meinem Weggang. Sein Bildnis besitze ich, gemalt von Professor Zimmermann, und selbst die Sonntagsnelke hinter dem Ohr fehlt nicht dabei.

[1] Um neun Uhr einen Trunk mit Brot nehmen.

Seine Schwester aber, die Hebamme, habe ich noch zu Grab' geleitet, und beim Heimgang vom Friedhof meinte weise mein Kübele: „Sie hat vielen ins Leben geholfen, vom Tod konnte ihr aber niemand helfen." —

Viel länger als das Sepperle hielt der Ludwig bei der wüsten Schneiderin aus und zwar aus einem ganz edlen Grund. Er sah, wie der Meister litt unter den Folgen seiner Mißheirat, wie er älter und älter wurde aus Gram, und darum wollte er ihn nicht verlassen, ihn, der ihn selbst einst aufgenommen, obwohl er keine Arbeit hatte für einen Gesellen.

Aber er duldete viel in diesem Edelmut. Wie ein Gewittersturm über die Flur, so fuhr die Schneiderin tagtäglich über die zwei armen Schneider her, von denen keiner den Mut hatte, dem bösen Weib entgegenzutreten.

„Selbst die Geißen zitterten," erzählte der Ludwig, „wenn sie in den Stall kam, und mehr denn eine hat sich gestreckt, zu Tode geärgert und geängstigt von der Meisterin."

Friedliche Tage genossen die zwei Schneider nur, wenn sie auf der Stör arbeiteten; da hatten sie doch tagsüber Ruhe vor dem Keifen des Weibes und eine bessere Kost als daheim.

Mit Freuden zogen sie am Morgen aus und unter Ängsten am Abend heim. An Sonntagen gingen beide friedlich zu einem Schoppen und suchten an Werktagen, wenn sie daheim saßen, Trost in der Erinnerung an die im Elztal verbrachten Schneidertage.

Zwei Jahre noch blieb der gute Ludwig unter solch erschwerten Umständen und aus Liebe zum Meister. Da sagte eines Abends die Meisterin zum Gesellen, er sei schuld, daß ihr Mann nicht folge, an ihm habe dieser noch einen Halt, und er verführe ihn an Sonntagen ins Wirtshaus.

Das war dem guten Gesellen, der nie ein Wässerlein getrübt im Leben und samt dem Meister der Meisterin nie eine Widerrede gegeben, zu viel.

Er verließ Haus, Meister und Meisterin, so wehe es ihm tat, den alten Mann allein bei der Hyäne lassen zu

müssen. Der sagte ihm, er möge ja im Dorf bleiben, denn bald würde der Schnider Pfaff tot sein, und dann könne er seine Kundschaft übernehmen.

Das brauchte der Alte dem Ludwig nicht zweimal zu sagen, denn es war schon längst des Gesellen Beschluß, lieber am Bodensee, wo die Traube glüht, sein Leben zu verschneidern, als im Elztal, wo die Tannenzapfen frieren.

Auch hatte er, den die Liebe angestoßen, sich schon eine Schneiderin gesucht und gefunden und bei dieser Herzenswahl seine zweite Meisterin als abschreckendes Beispiel genommen und einem Mädchen von Hange, das keine der Eigenschaften der alten Schneiderin besaß, sein stilles, sanftes Herz angeboten.

Und in der Tat, meines Freundes Frau, die Barbara Wetzel, die ich im Leben noch wohlgekannt, die ich leiden und sterben sah, war zweifellos das brävste, stillste und friedlichste Weib in Hange. Und das will viel sagen, vorab in Hange, wo die Wibervölker bei all' ihrer Arbeitsamkeit und Frömmigkeit ein streitbares Geschlecht sind, und wehe dem, der ihrem Zorne verfällt. Aber die Schneiderin Barbara war, wenn man die weiblichen Tugenden aufs schärfste mißt, das Muster einer braven Frau, weil sie still war, wie eine Winternacht. Und still sein ist bekanntlich die schwerste Tugend des Weibes.

Als der Ludwig den Meister verlassen, zog er zunächst in das Haus seines zukünftigen Schwagers, eines Rebmannes, wie er im Buch steht, und der in der alten Mythologie leicht die Rolle eines Silen hätte spielen können. Ich hab' ihn in manch heiterer Weinlaune das Dorf hinaufgehen sehen, den Michel Wetzel, vulgo Blechinger, den Vater zahlreicher, wackerer Söhne und den Mann einer braven Frau, einer geborenen Preysing, die allein im Dorf mit des Ludwigs Barbara rivalisieren konnte. Habe beiden noch sterben helfen, dem Michel und seinem Weib. —

Unter Kummer schneiderte der gute Ludwig für sich, weil ihm die Konkurrenz mit seinem edlen Meister wehe

tat. Doch nicht lange mußte er sich grämen, denn der Schneider aus dem Katzenmoos starb, von seinem Weib zu Tode gekränkt, gar bald, und jetzt erst hatte sein Geselle vollen Mut, sich als Meister aufzutun und zu heiraten.

In jener Zeit machte er zum erstenmal die große Fußreise von Hange nach Elze, 130 Kilometer in zwei Tagen. Mein Freund war ein Läufer ersten Ranges, und noch als guter Siebziger mußte er von mir bei unseren Spaziergängen oft gemahnt werden, langsamer zu gehen, weil ich langer Dreißiger nicht nachkam.

Fünfzig Jahre lang hat er so alle fünf Jahre um die Zeit von Mariä Himmelfahrt (15. August), also in der Hundstagshitze, den Weg vom Bodensee bis an die Quellen der Elz zu Fuß gemacht. Gar oft hat er mir von diesen Fahrten erzählt.

Durch den Linzgau wandelte er am See herunter, durchquerte den Hegau, die Baar und den Schwarzwald bis Freiburg, von wo er sein geliebtes Elztal hinaufeilte.

Öfters nahm er sein Weib mit, das sich aber zweimal auf der Reise fast den Tod holte, weil es ihm unmöglich wurde, dem Distanzläufer nachzukommen.

Auf der ersten Reise holte er sein väterliches Vermögen und die Heiratspapiere. Dreihundert Gulden hatte er sich außerdem in seinen acht Gesellenjahren z' Hange erspart trotz des elenden Wochenlohnes.

Die Elzacher des neunzehnten Jahrhunderts sind geborene Sparer, und in meiner Knabenzeit sagten die von Elze, „wenn die Haslacher sparen würden, wie die Elzacher, könnten sie das Geld zum Fenster hinauswerfen".

Obwohl zwischen Hasle und Elze nur ein mäßig hoher und mäßig breiter Bergklotz liegt, ist Hasle doch, was Natur und deren Gaben anbetrifft, ein Paradies gegen Elze, wo rauhe Lüfte wehen und die Natur kärglich ist und kärglich gibt. Die Elzacher aber waren zu allen Zeiten unseres Jahrhunderts wohlhabender, als die von Hasle, was sich

eigentlich von selbst versteht, denn von Adam an waren alle Menschen unter paradiesischen Verhältnissen leichtsinniger als da, wo sie im Schweiß ihres Angesichtes ihr Brot gewinnen mußten.

In früheren Jahrhunderten aber müssen die Elzacher sehr verwandt gewesen sein mit denen von Hasle, vielleicht wuchs damals Wein auch noch in Elze. Ein altes Sprichwort heißt nämlich:

Friburg isch a schöne Stadt.
Z' Waldkirch hängt der Bettelsack,
Z' Elze isch der Lirikübel[1],
Z' Hasle isch der Deckel drüber.

Dieser alte Spruch hat heute für Waldkirch und Elze keine Bedeutung mehr. Die Waldkircher sind wohlhäbige und die Elzacher rührige, sparsame Leute geworden. Nur in Hasle gibt es noch Menschenkinder, die, wie unsereiner, ihre Sache auf nichts stellen und in irdischen Dingen lirig sind. —

Nicht viel mehr, als der Schneidergeselle erspart, hatte ihm sein Seilervater hinterlassen. Als er, sein Erbe zu holen, heim kam und erklärte, heiraten und Dorfschneider in Hange werden und bleiben zu wollen, da hatte er harte Kämpfe zu bestehen, den einen mit dem Bruder Michel, der jetzt Seilerkönig in Elze war und in des Vaters Hütte amtete, den andern mit dem alten Lehrmeister, dem Schneider Göhring, und den dritten mit den Elzachern im allgemeinen.

Bruder Michel, der älter war als der Ludwig und weit gewandert, der selbst in Hamburg Schiffstaue geflochten hatte, wollte nicht begreifen, wie der Schneiderbruder zum Heiraten käme. „Schneider, Seiler und was derlei kleine Handwerker sind," meinte weise der Michel, „sollten nicht

[1] Liren bedeutet gleichgültig sein, alles gehen lassen, wie es geht. Ein liriger Mensch ist daher ein gleichgültiger, leichtsinniger, sorgenloser Patron.

heiraten. Sie brächten kaum sich recht durch, noch weniger Weib und Kind. Das Heiraten sei nur für die Bauern und für die großen Herren; die einen pflanzten ihr Essen und Trinken, und die anderen hätten Geld genug. Er, der Michel, werde nie heiraten."

Dem jungen, schüchternen Ludwig war der ältere, schneidigere Michel allzeit eine Autorität gewesen, an welcher er mit Respekt hinaufsah. Drum versetzte ihn dessen Widerspruch gegen sein Heiratsprojekt in nicht geringe Verlegenheit.

Er verteidigte sich, seine Barbara und seine Stellung in Hange, so gut es ging, bis der Michel seinen Bescheid gab: „Eine Dummheit hast gemacht, aber ändern läßt sich's nimmer", und dem Bräutigam sein Erbe ausbezahlte.

Der Meister Göhring aber griff den ehemaligen Kunstjünger an, weil er auf ein Dorf sitzen und nicht in der Vaterstadt Elze sich niederlassen wolle. Das heiße vom Pferd auf den Esel kommen, wenn ein geborener Elzacher und Schneider auf einem Dorfe sich etabliere.

Jetzt hatte der Ludwig mehr Courage, als dem Michel gegenüber, und gab dem Meister zurück, „dieser arbeite ja auch jahraus und jahrein bei den Buren in Yach, im Prechtal, im Katzenmoos und im Kotzenmoos, sei also auch ein Landschnider".

Aber mit dieser Rede war er an den Letzen gekommen. Der Alte brummte auf, „gerade weil er in einem Städtle sitze, holten die Buren ihn aufs Land. In Oberwinden und im Prechtal seien auch Schnider, aber die besseren Buren holten ihn, den alten Göhring, eben weil er ein Stadtschnider sei. Und das viele gute Essen, das der Ludwig in seiner Lehrzeit im Katzenmoos und im Kotzenmoos gehabt, verdanke er seinem Meister als einem Stadtschnider."

„Wenn aber er, der Ludwig, in einem Dorf sich niederlasse, werde ihn niemand von auswärts holen. Und zwischen einem Dorfschnider und einem Stadtschnider sei, was den

Respekt betreffe, ein Unterschied wie zwischen einem Amtmann und einem Dorfschulzen."

So in die Enge getrieben, berief sich der zukünftige Dorfschneider auf eine Eigenschaft, welche die schwächste ist, die man Hange nachsagen kann. Er betonte dessen Eigenschaft als „Marktflecken". Hätte der Stadtschneider gewußt, was das für ein Marktflecken war, hätte er laut aufgelacht, denn der alljährliche Jahrmarkt zu Hange war ein komisch Ding.

Ende November, wenn der Nebel feucht und mauerdick über dem See lag und Dorf und Straßen überdeckte, wurden an der Kreuzstraße zwischen Oberdorf und Unterdorf zwei bis drei Krämerstände aufgeschlagen, in denen wandernde Krämer „Wulleware" für den Winter und andere Dinge feil hielten. Ein Lebkuchenweib von Meersburg versorgte die Kinder mit Süßigkeiten. Sonstige Jahrmarktsbeilagen für Volksbelustigung fehlten. Nur einmal verirrte sich auf den Hangouer „Märt" ein Akrobat, der sich im Seiltanzen und in Kraftleistungen produzierte und als einen meiner Schulkameraden von Hasle entpuppte.

Es war der Florian Kohmann, genannt „der fürig Kächile", der Sohn einer ledigen Mutter, die „das fürige Kächile" genannt ward und diesen Namen auch auf ihren Sohn, einen rotwangigen Krauskopf, vererbt hatte. In der Schule war er dumm und faul gewesen und später ein Hafner geworden.

Seit seinen Lehrlingsjahren hatte ich ihn nicht mehr gesehen, bis er als Akrobat in Hange einzog und am Tage nach dem Jahrmarkt sich mir vorstellte als der fürig Kächile.

Gewohnt, mit allen Schulkameraden und Haslachern den Kinzigtäler Dialekt zu sprechen, redete ich alemannisch mit dem Florian. Aber er gab mir die Rede im affektiertesten Hochdeutsch zurück, und als ich ihn auslachte, meinte er pathetisch: „Wenn ich als Künstler auftrete, muß ich ein gutes Deutsch reden, und deshalb rede ich stets so, um nie

aus der Rolle zu fallen." Er versöhnte mich durch diese Erklärung mit seinem Abfall von der Sprache der Heimat.

Ohne Arbeit als Hafnergeselle, hatte er sich einer wandernden Truppe angeschlossen, von dem Chef die Akrobatie gelernt und nach dessen Tod sein Weib und die erste Künstlerrolle übernommen. Er führte auch ein kleines Karussell mit sich und erzählte, daß seine Mutter, das fürige Kächile, bis zu ihrem Tode die Orgel dazu gedreht habe.

Seine Gesundheit dulde keine Leistungen mehr auf „dem hohen Seil", darum könne er sich nur noch in Landorten produzieren. So sei er nach Hagnau gekommen und habe erfahren, daß ich im Dorfe sei. Seine Tage seien aber gezählt, nach Kraftleistungen — er ließ sich z. B. liegend zwei Stiere an den Leib spannen, die nicht imstande waren ihn wegzuziehen — habe er stets Blutspucken; allein er sterbe doch als Künstler, und das sei immer ehrenvoller, denn als Hafner aus der Welt zu gehen.

„Der Mensch wächst mit seinen größern Zielen," das ersah ich auch am fürigen Kächile, von dem ich in seiner Knabenzeit alles geglaubt hätte, nur nicht, daß er den Künstlerspleen bekommen würde.

Ich sah ihn seitdem nie wieder, noch hörte ich von ihm. Er ist zweifellos ausgelöscht wie der „Märt", auf dem er auftrat. Die Hagnauer haben das Privilegium Marktflecken aufgegeben; am letzten Tage aber, da sie davon Gebrauch machten, spielte der fürig Kächile von Hasle. —

Mit dem Marktflecken aber hat seinerzeit der Bräutigam Ludwig in Elze seinen alten Meister getröstet, damit er ihm das Niederlassen auf einem Dorf verzieh.

Die Elzacher alle aber spotteten des schmächtigen Schneiders, daß er am Bodensee bleiben wolle, wo der sauerste Wein von der Welt wachse, während in Elze jeder Wirt guten „Oberländer" schenke.

Aber auch da wußte der Ludwig Rat und sagte den Leuten, „der Seewein sei der best verleumdete Wein der

Welt. Er gleiche einem Drachen, der Feuer speie, aber tapfer angegriffen, sich in eine liebliche Jungfrau verwandle."

So ist es! Wer den Seewein nicht liebt, der kennt ihn nicht, und wer ihn außerhalb des schwäbischen Meeres trinkt, dem schmeckt er in der Regel nicht. Der Seewein muß auf dem Boden getrunken werden, der ihn erzeugt hat, und in der Luft, in welcher er gewachsen ist.

Die ersten Tage schmeckt er sauer, wie Drachenblut, je länger er aber getrunken wird, um so süßer wird er, und schließlich wie Liebfrauenmilch.

Und dann hat er die Haupteigenschaft, daß er à discrétion getrunken werden kann, d. h. so viel einer mag, ohne zu berauschen. Darum sind die Rebleute am See die fröhlichsten und nüchternsten und darum glücklichsten Trinker, sie bekommen nicht leicht zu viel und können ins Ungezählte weiter machen.

So kommt es auch, daß sie zu Hange beim Wein bloß mit der Zunge streiten und höchst selten mit den Fäusten. —

3.

Nach allen Seiten hin Sieger, verließ der Ludwig mit seinem Erbe die Vaterstadt und das Elztal, eilte dem See zu und baute für sich und seine Barbara ein eigenes Häuschen am Bach im Oberdorf.

Ein Haus bauen in einem echten, alten, deutschen Dorf ist eine Großtat, die billig von allen Hangouern angestaunt wurde. Mit Recht scheut das Landvolk sich, die Zahl der Häuser zu vermehren, als ob es ahnte, es sei das nur eine Vermehrung des menschlichen Elends. Je mehr unsere Städte sich ausdehnen, um so mehr nimmt das Elend in ihnen zu.

Wo die meisten Häuser und Menschen, da ist auch das größte Elend, und wo die wenigsten, die größte Ruhe und Zufriedenheit.

Drum wird in einem Dorfe guter alter Art selten neu

gebaut. Und manches junge Paar muß, zu seinem Glück, warten, bis ein altes Paar stirbt und dessen Haus frei wird.

Und als das Häuschen fertig war, hielt der Ludwig endlich Hochzeit — anno 1838. Was ihn an diesem freudigen Tage schmerzte, war, daß der Bruder Michel nicht zur Hochzeit kam und ihm schrieb, „er habe Gescheiteres zu tun, als einem armen Schneider, der besser ledig bliebe, zur Hochzeit zu gehen".

Am Tag nach der Hochzeit setzte sich der Schneidermeister auf seinen Schneidertisch, bekanntlich Hölle genannt, einen Tisch am Fenster, durch das man die Hohlgasse des Oberdorfs hinuntersah, und schneiderte, während sein Weib zur Winterszeit ihm den Gesellen machte und zur Sommerszeit die von ihr in die Ehe gebrachten Reben bearbeitete und die Geißen besorgte.

Dort, wo er im Jahre 1838 sich hingesetzt, saß er noch 1869, als ich nach Hange kam, und saß dort noch bis 1889 — und von diesem Tisch nahm ich ihn oft zur Sommers- und Winterszeit weg und mit zum Spaziergang.

Er war der gewissenhafteste Schneider der Welt, der Thomme, denn er hatte stets bei der Arbeit eine alte Taschenuhr neben sich liegen, und auf ihr zählte er die Stunden, welche er brauchte, um ein Paar Hosen zu machen oder zu flicken. Für die Stunde aber berechnete er 18 Pfennig Arbeitslohn.

Nahm ich ihn von der Arbeit fort, so schrieb er erst die Zeit auf, um ja nicht zu „verkommen", und wenn er als mein Leibflickschneider seine Ware ablieferte, so gab er jeweils genau die Zahl der Stunden an und stellte danach seine Rechnung.

Ein hochedler Zug von ihm war auch der, daß er sich nie beklagte, weil er mir stets nur flicken und nie etwas Neues machen durfte.

„Wer bei einem Krämer nur Salz holt und bei einem Schneider nur flicken läßt," sagt das Volk, „ist ein schlechter

Kunde.“ Gleichwohl war ich dem Ludwig ein beliebter Kunde.

Aber auch ich tat ihm für dieses Schweigen einen Gefallen. So wie er nie nach meinen neuen Kleidern und deren Schneider fragte, so fragte ich ihn nie über seine politische Richtung, obwohl ich wußte, daß er da nicht in meiner Kundschaft war.

Längst hatten mir andere gesagt, der Ludwig sei „rot“, wie damals die Liberalen hießen, und längst hatte ich bemerkt, wie er an Wahltagen ängstlich und eilenden Schrittes mit seinem „roten“ Wahlzettel am Pfarrhaus vorbeischlich dem Rathaus zu, aber nie sprach ich mit ihm über Politik, noch weniger fragte ich nach seiner Abstimmung.

Er war ein frommer Mann, der frömmste wohl im Dorf, kam alle Tage zur Kirche, beleidigte kein Kind — aber er wählte rot. Warum? Antwort: Weil er zu den vielen, vielen Schneiderseelen gehörte, die nie gegen den Strom schwimmen, und zu jenen loyalen Untertanen, von denen nicht drei beisammen sein können, ohne daß sie Hoch schreien auf die Obrigkeit. Da aber in jenen Tagen „die Roten“ mit Macht am Ruder waren, vom Minister bis herab zum Nachtwächter, und jeder „Schwarze“ als Reichsfeind galt, so ging mein Freund Ludwig stets mit jenen.

Mit Schrecken hatte er gesehen und erlebt, daß die Gendarmen ins Dorf kamen der Schwarzen wegen und daß der Pfarrer eingesperrt worden war. Darum wandte er sich ängstlich ab von den Schwarzen, wenn's ans Wählen ging, damit er in Ruhe seinem Gott dienen und seinen Mitmenschen Kleider flicken könnte.

Doch ließen wir uns, wie schon angedeutet, unsere poetischen Spaziergänge nie trüben durch politische Widersprüche. 's wär' auch schad darum gewesen!

Erst später hörte ich, daß es in Elze heute noch so Mode sei, daß die Männer fleißig in die Kirche gehen, aber meistens „rot“ wählen.

Drum war eben mein Freund Ludwig ein echter Elzacher.

In der ersten Zeit, da wir so auszogen, wollte er jeweils seinen besten Rock anlegen, und das war sein brauner, langer Hochzeitsrock von anno 1838, der immer noch schön war. Wenn alle Menschen so sparsam und achtsam mit den Kleidern umgingen wie der Thomme, der nur alle 25 Jahre einen neuen Rock und neue Hosen brauchte, so müßten die meisten Schneider Hungers sterben.

Mit Mühe brachte ich ihn dahin, daß er nur einen kurzen Kittel anzog, ein Stöcklein in die Hand nahm und mich begleitete. Vorher trank er aber noch sein Gläslein Wein aus, das stets neben ihm stand, wie die Uhr neben ihm lag. Seinen Wein pflanzte er oberhalb seiner Hütte und drunten am See auf dem „Hundsrucken", wo es zwar wenig gibt, aber guten.

An Sonntagen wäre mein Schneider um keinen Preis mit mir spazieren gegangen. Nach der Vesper, die er nie versäumte, las er regelmäßig ein Kapitel aus dem „Leben unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi und der allerseligsten Jungfrau und Gottesmutter Maria", dann zündete er eine Zigarre an, die einzige in der Woche, und trippelte leichten Schrittes dorfab dem Wirtshaus zu.

Von dieser Tagesordnung war er nicht abzubringen, drum mußt' ich an Sonntagen stets allein gehen.

Ins Wirtshaus ging er weniger des Trinkens halber, als um „mit seinen Mitbürgern Red' und Antwort austauschen zu können". Aber friedlich mußte es hergehen. Wo Streit und Händel, wenn auch nur in Worten, entstanden, trank der Ludwig alsbald sein Glas aus und eilte davon, als ob Mord und Brand los wären.

Seinen Mitbürgern imponierte er aber weniger durch seine Friedensliebe, als durch seine Schrift, welche durch seine Rechnungen an den Tag kam. So schön wie der Schneider Ludwig schrieb der Schulmeister nicht. Drum, und das war vielleicht sein höchster Stolz, wählten ihn die

Hangouer in den „Ausschuß“. Ich kann es nicht erzählen, wie oft er mir sagte: „Es ist doch viel, daß die Hagnauer mich, einen schlichten Schneidermeister und Fremdling, dreimal mit je sechsjähriger Amtsdauer in den Ausschuß gewählt haben.“

Auch, daß der Gemeinderat ihm Jahre lang das Amt einer Urkundsperson bei der Feuerschau übertrug, rechnete er diesem hoch an.

Sein Wunsch wäre nur gewesen, daß sein Lehrmeister in Elze noch gelebt und diese Dorfehren seines Lehrlings erfahren hätte. „Denn der Göhring hat's in Elze zu nichts derartigem gebracht.“

Auch mit der Feldhut wurde er zeitweilig betraut und eilte dann am frühen Morgen und spät am Abend durch Feld und Flur. Aber angezeigt hätte er um des lieben Friedens willen nie einen Frevler. Er dachte: „Wenn die Diebe mich sehen, werden sie schon gehen, und dann ist der Zweck auch erreicht ohne Strafe und Feindschaft.“

So hatte der gute Schneider im ganzen Dorf keinen Feind. Nur einer war ihm nicht grün, und das war mein großer Sakristan, der Kübele. Und das kam also:

In den Tagen der Weinlese, die das einzige Brot bringt fürs Jahr, kennen die Hangouer, so religiös sie sonst sind und so gerne sie in die Kirche gehen, keinen Sonntag, noch weniger einen Kirchgang am Werktag. Mesner und Pfarrer sind in jener Zeit an Werktagen meist allein beim Gottesdienst, selbst die Meßknaben fehlen.

In diesen Tagen ließ einer die Kirche nie im Stich, und das war Ludwig Thoma, der Schneider. Er allein kam und zwar, um als Meßknabe zu fungieren, weil er wußte, daß der Mesner das nicht könne, und weil er glaubte, der Pfarrer wäre deshalb in Verlegenheit.

Ja, er hätte es nicht billig gegeben, in der Kirche zeitweise so funktionieren zu können. Als Knabe hatte er in Elze viele Jahre lang zur Messe gedient und konnte die Ge-

bete noch so gut wie damals, weil er sie in seinem Alter noch Tag für Tag hinten in der Kirche für sich mitbetete.

So oft der Schneider am Altar diente, war mein Sakristan unzufrieden und murmelte vor sich hin, teils aus Eifersucht, teils weil der Schneider, im gleichen Alter wie der Mesner stehend, diesem öfters nach der Messe in der Sakristei und in meiner Gegenwart sagte: „Konrad, Du könntest doch auch einmal ministrieren lernen. Komm am Abend zu mir, ich will es Dich lehren. Denn wenn ich im Herbst einmal krank werde, kommt der Herr Pfarrer in Verlegenheit."

Jedesmal aber wurde der Große teufelswild über diese Zumutung und sprach: „Weißt, Ludwig, Meßgebete lernen ist für kleine Buben, aber nicht für unsereinen. Und wenn Du kein Schneider wärst, hättest Du das Meßdienen auch längst vergessen."

Der Pfarrer aber lächelte stillvergnügt zu diesem Zwiegespräch und ließ beide jeweils gewähren. —

Die Reisen meines Schneiders ins Elztal alle fünf Jahre galten in seinen spätern Jahren weniger der Heimat als solcher, sondern dem Bruder Michel, dem der Ludwig mit wachsender Bewunderung folgte. Als ich mit ihm Freundschaft schloß, war der Michel bereits auf dem Zenit seiner brüderlichen Bewunderung angekommen, denn „er konnte jeden Abend einige Zigarren rauchen, hielt sich Zeitungen und Zeitschriften und saß im Löwen z' Elze bei den Herren als der einzige Bürger."

Das Letztere, das bei den Herren Sitzen, war dem Ludwig das Höchste, und er staunte immer wieder, wie weit es der Michel mit seinem Ledigbleiben gebracht habe.

Sogenannte Herren gibt's in Elze zwar nicht viele. Wir nennen den Pfarrer, den Doktor, den Apotheker und den Notar. Aber bekanntlich gewinnt der Wert der Herren beim Volke, je weniger irgendwo vorhanden sind, und so standen dem Ludwig die Elzacher Herren hoch, und daher

seine Bewunderung, daß der Michel jeden Abend mit ihnen sein Bier trinken durfte. Und die seligste Erinnerung an seine Wallfahrt zum Bruder Herrenmichel war dem bescheidenen Dorfschneider die, daß der Michel ihn mitnahm zu den Herren im Löwen zu Bier und Zigarren.

Anno 1874 wollte er seine Barbara wieder einmal mitnehmen, damit auch sie Michels wachsende Herrlichkeit schaue. Schon war der Tag der Abreise bestimmt. Die gute Frau sah voll Angst die Mühsale der Fußtour vor sich, doch der Tod nahm ihr diesmal den Schrecken über den weiten Weg ins Elztal ab und ließ sie den kürzeren in die Ewigkeit antreten.

Sie wurde schwer krank. Der Ludwig, in tausend Sorgen, nach 36 Jahren friedlichen Zusammenlebens sein Weib verlieren zu müssen, eilte zu mir und dann im Eilmarsch nach Meersburg zum Doktor.

Ich war eben in der Krankenstube, als er heimkam, leichenblaß. Ehe er das Medizinglas aus seinem Rock ziehen konnte, fiel er zu meinen Füßen ohnmächtig und wie leblos nieder.

Ein Guß kalten Wassers, den ich ihm auf die Herzgegend schüttete, schnellte ihn wieder zum Leben empor. Von da an hielt er mich für seinen Lebensretter, im Glauben, ohne mein rasches Eingreifen wäre er nicht mehr erwacht.

Sein gutes Weib starb, und vereinsamt saß er fortan auf seinem Schneidertisch, froh, wenn ich ihn bisweilen mitnahm und von trüben Gedanken erlöste.

Kinderlos, hatte das Ehepaar eine Nichte der Frau adoptiert. Der gab der Ludwig einen braven Mann, aus dem Stamme der Meichle, das Häuschen, die Reben und die Geißen und behielt sich bloß sein Kämmerlein vor, seinen Schneidertisch, seine Reben im Hundsrucken und das Mitessen bei den jungen Leuten.

Aber die Fahrt zum Michel ward von 1875 an wieder jedes fünfte Jahr gemacht und gab uns stets längere Zeit Stoff auf unsern abendlichen Wanderungen. —

Nächst dem Michelsbesuch galt dem guten Mann als das höchste irdische Fest ein Jahrmarkt zu Markdorf, aber nicht wegen der Dinge, die andere Leute vom Volke zu den Jahrmärkten hinziehen. Von alle dem sah er nichts und wollte nichts sehen. Seine Freude war, daß der Kaufmann Karle, in dessen Haus er seit vielen Jahrzehnten Hosenzeug, Hosenfutter, Knöpfe und Faden kaufte, ihn an Jahrmärkten als Kommis einstellte.

Schon in aller Frühe, lange ehe der Tag über dem Gehrenberg und dem Städtchen Markdorf aufging, eilte der Schneider landeinwärts, um ja beizeiten seines Amtes walten zu können.

Mit Wonne erzählte er mir dann andern Tags, wie er den Landleuten „den Zeug" vorgemessen, zwischenhinein eine Nudelsuppe, Rindfleisch und Wein und zum Schluß als Geschenk einige Ellen Stoff zu Hosen bekommen habe. Und ich hörte ihm, obwohl er vom Jahrmarkt immer das Gleiche erzählte, jeweils gerne zu, weil mich sein innerer Friede über ein so winziges Glück erfreute und seine Genügsamkeit mir wohltat. —

So lebten, sprachen und spazierten wir zwei fünfzehn Jahre lang miteinander im stillen Dorf am See und in seiner Umgebung. Und wir hätten noch länger so gelebt, wenn nicht Alter und Kränklichkeit mich getrieben hätten, den Einzeldienst des Pfarrers aufzugeben und der meinen Nerven so feindlichen, weichen Seeluft zu entfliehen. —

Über der Hütte des braven Schneiders, hoch oben in den Weinbergen, lag mein Rebhäuschen mit seiner unvergleichlichen Aussicht auf See und Alpen.

Dort saß ich noch an einem Abend im Juli 1884, kurz vor meinem Weggang, mit dem guten Ludwig, und wir sprachen vom Abschied. Es überkam ihn ein Heimweh nach den Bergen des Schwarzwalds, in die ich hinabziehen sollte, ein Heimweh nach Elze, seiner Vaterstadt, die nicht so ferne von meinem künftigen Wohnort Freiburg liegt.

„Wenn ich nicht ein armer Schneider wäre," meinte er, „zög' ich auch hinab in die alte Heimat und stürbe dort. Der Michel hat mich auch schon eingeladen, aber ich mag ihm nicht zur Last fallen. So bleib' ich z' Hange, wo ich jetzt zweiundfünfzig Jahre gelebt habe, und warte da auf den Tod."

Aber das Versprechen gab er mir, so Gott ihm Leben und Gesundheit schenke, im kommenden Jahre, wo wieder Michelswallfahrt war, mich zu besuchen.

Der Sommer 1885 kam und mit ihm Mariä Himmelfahrt. Richtig traf am Tag zuvor der Ludwig bei mir ein in seinem Hochzeitsrock von anno 1838. Ich hatte eine helle Freude, während er etwas gedrückt schien. Was ihn drückte, sollte ich zu meinem größten Spaß bald hören.

Er war mit einem Herrn von Basel hergefahren, und der hatte ihm, als er hörte, der Mann im siebenundvierzigjährigen Hochzeitsrock wolle mich besuchen, gesagt, man tituliere mich auch „Doktor".

Jetzt fuhr ein Schreck in den guten Ludwig, und er entschuldigte sich, daß er so viele Jahre hindurch so grob gefehlt und zu mir stets nur Pfarrer und nie Doktor gesagt habe.

Ich lachte hell auf und sagte ihm, wenn er sonst nichts zu verantworten habe aus seinem Leben, so könne er dereinst unter die Engel des Himmels aufgenommen werden. Und dann gab ich ihm folgendes Gleichnis: „So wie manche Schneider, die nichts für Höfe zu schneidern haben, den Titel Hofschneider führen, damit dumme Leute meinen, sie könnten mehr als gewöhnliche Schneider, so verschafften sich Theologen, Juristen und ähnliche Leute den Doktortitel, damit billige Denker meinten, diese Doktoren wüßten mehr als andere, die diesen Titel nicht führen. So hätte ich mir auch in meinen jungen Jahren jenen Titel geholt."

„Aber wie manch ein gewöhnlicher Schneider mehr könne, als ein sogenannter Hofschneider, so sei es auch mit

den Doktoren unter den geistlichen und weltlichen Studierten. Sie seien gar oft dümmer als die andern."

Jetzt war mein Schneider zufrieden und sein Gewissen beruhigt.

Wir redeten viel von den guten, alten, stillen Tagen in Hange. Und er erzählte mir auch, wie er mit meinem Nachfolger, dem Pfarrer Fehrenbacher, gar nicht zufrieden sei, denn der habe einmal einem Dritten gegenüber geäußert, „er meine, der Schneider Thomme trinke gern".

Diese Äußerung hatte den alten Mann mit Recht empört, denn es lag darin ein Vorwurf, den alle Hangouer eher verdienten, als der gute Ludwig, und ich versprach ihm, dem Pfarrer zu schreiben, wie unrecht er meinem Freund getan hätte.

Beim Abschied wurde der Schneider Prophet. Er schaute in seine Zukunft und meinte, jetzt komme er nie mehr nach Elze und zu mir, es sei dies sein letzter Besuch in der Heimat gewesen. In diesem Leben würden wir uns nimmer sehen.

Und so war es. Vier Jahre gingen noch in die Welt, im fünften wäre er wieder gekommen, aber im Frühjahr 1889 starb er und mit ihm der brävsten und genügsamsten Menschen einer.

Im Sommer des gleichen Jahres suchte ich einmal auf dem Weg ins Kinzigtal in Elze den Michel auf und das Vaterhaus meines Freundes. Aber wie erstaunte ich, da in dem kleinen, düstern Hof ein uralter Mann sich mir präsentierte als Bruder Michel, der Seiler.

So müssen die römischen Feldherren ausgesehen haben, wenn sie nach vielen Kriegstaten vom Staatsleben sich zurückzogen und ihren Kohl bauten fern der Weltstadt!

Adlernase, kurz geschorener Vollbart, scharfe Züge, kluge Augen machten den Achtziger Michel zu einem imponierenden Mann. Und als er sprach, klang seine Rede so ernst und feierlich, wie die eines römischen Senators.

Wenn ich's nicht gewußt, nie hätte ich geglaubt, daß der sanfte Ludwig, mit seinen wasserblauen Augen und seiner geistig unbedeutenden Miene, ein leiblicher Bruder Michaels, des Gewaltigen, sei.

Jetzt begriff ich die Lebensweisheit des Bruders Michel, von welcher der Schneider mir so oft erzählt, den Respekt seines Bruders Ludwig vor ihm und den Umgang der Herren von Elze mit ihm. Wahrlich, der Mann war zu etwas Besserem geboren, als Seile zu drehen und Wagenschmiere zu verkaufen für die Bure in und um Elze herum!

Doch der Michel war seines Lebens baß zufrieden. Wir sprachen vom Ludwig, und beim Abschied äußerte er trocken: „Ich glaub', ich gehe ihm bald nach." Und er hat Wort gehalten; denn als ich ein Jahr darauf abermals durch Elze gezogen kam, eintrat in das kleine Häuschen und nach dem Michel fragte, gab eine alte Jungfrau die Antwort: „Der Vetter ist gestorben und hat mir Alles vermacht. Gott geb' ihm die ewige Ruhe." Heute, 1911, ist auch sie tot und alles in fremden Händen. So oft ich aber an dem kleinen Häuschen in Elze vorbei fahre — und das geschieht jedes Jahr einigemal — denke ich voll Wehmut an den Michel und an den Ludwig. —

4.

So nahe ich dem Schneider Ludwig stand, ebenso fremd war mir der zweite Dorfschneider von Hange, der Klemens Bock. Er war der einzige im Dorf, der nie in die Kirche kam, und deshalb konnte der Pfarrer mit ihm nicht wohl verkehren. Zwar sollte ein guter Hirte die verlorenen Schäflein zuerst aufsuchen, aber die übrigen Hagnauer sagten mir, mit dem „Schnider Bock" sei in der Richtung nichts zu machen.

Dabei war dieser Schneider ein höflicher, freundlicher Mann, der dem Pfarrer nie etwas in den Weg legte. Er schneiderte übrigens zu meiner Zeit nur, wenn er kein Geld

hatte; sonst trieb er, ein findiger Mensch, der mit zwei klugen Augen über eine spitzige Nase hinausschaute und stets tadellos rasiert war, das Gewerbe eines Weinkommissärs für ein jüdisches Großhaus in Stuttgart.

Im Herbst war der Schneider Bock eine wichtige Person, und mancher Rebmann, der nicht verkaufen konnte, lief ihm mit guten Worten nach, damit er ihm den Wein abnehme für „Hirsch und Compagnie". Ein andermal war aber auch der arme Schneider wieder froh, wenn er dem Rebmann ein Paar Hosen machen durfte.

Ich hörte nebenbei so viel von der Vergangenheit des Klemens, daß ich begierig war, von ihm selbst einmal das Nähere zu erfahren. Da aber viele Leute dem eigenen Pfarrer nicht gerne beichten und der Schneider Bock überhaupt vom Beichten nichts wissen wollte, ließ ich ihn interviewen. Dazu aber hatte ich einen ganz vortrefflichen Reporter zur Hand, und das war mein Freund Engelbert Ainser, Rebmann, Gemeinderat und Sekretär des Winzervereins.

Wer, so lange der Engelbert lebte, sah, wie dieser kleine, etwas gebückte Mann mit seinen blonden, gelockten Haaren, seiner scharfen Adlernase, zu der die freundlich blickenden Augen nicht recht paßten, mit seinen zwei Stieren im Frühjahr zu Acker oder im Herbst die Traubenzüber in die Torkeln fuhr, würde nicht geglaubt haben, daß in dem Manne ein so famoser Reporter stecke.

Aber wenn er, frei von harter Tagesarbeit, am Abend seine Prise Schnupftabak und ein gutes Glas Wein hatte, so war er allen Berichterstattern und allen Sekretären der Welt gewachsen. Dann schrieb er ebenso gewandt die Mitteilungen seiner Hangouer Schneeballen nieder und preßte diese nach jeder Richtung aus, als er einen Bericht an das badische Finanzministerium verfaßte in Sachen des Winzervereins.

Gar oft an langen Winterabenden, wenn mein Nervenelend mir Lesen und Schreiben verbot, hat der Engelbert mir vorgelesen oder ich habe ihm diktiert, herzlich froh, einen

so dienstgefälligen, treuen und brauchbaren Mann im Dorf zu haben.

Er also hat mir den Bock ausgeholt und die Ausbeute zeigt, daß dieser der alten Hangouer Schneider letzter nicht war, und daß nur mein landsmännisch fühlendes Herz mich verführte, den Ludwig an die erste Stelle zu setzen.

Sohn eines Schneiders und einer Stickerin, ward der Klemens Bock 1810 in Hange geboren, fast zu gleicher Zeit, als sein Mitschneider, der Ludwig, in Elze das Licht der Welt erblickte.

Sein Vater Sebastian Bock war ein gestrenger Mann, der seine Kinder nach alter Art, die ich in meiner Knabenzeit in manchen Häusern auch noch sah, nie an seinem, sondern nur an einem eigenen, kleinen Tischchen essen ließ.

Der alte Bock war aber auch ein origineller Mann, der seinem Ältesten, dem Klemens, die Erinnerung an besondere Ereignisse ganz besonders einzutrichtern pflegte.

Als einer meiner Vorgänger, der Pfarrer Kraft, starb, nahm der Vater den kleinen Sohn zur Beerdigung mit, und während der Leichnam am Portal der Kirche eingesenkt wurde, hob der Alte den Jungen in die Höhe, damit er den Vorgang sehe, dann gab er ihm nach alter Sitte eine Ohrfeige und sprach: „So, jetzt merk Dir's, daß heute der Pfarrer Kraft beerdigt wurde."

Der Schneidervater war in jenen Tagen auch Polizeidiener und mußte als solcher bei Bränden die Sturmglocke läuten. Als es nun in der Neujahrsnacht von 1814 auf 15 im Städtchen Markdorf brannte, nahm der Alte, nachdem er das Feuerzeichen gegeben hatte und die Mannsleute zum Löschen aufgebrochen waren, den vierjährigen Knaben auf die Anhöhe hinter dem Dorf, zeigte ihm die Röte der Feuersbrunst am Himmel und gab ihm dann abermals eine Ohrfeige mit den Worten: „So, Klemens, denke daran, daß Du heute die erste Feuersbrunst in Deinem Leben gesehen hast."

Die zwei Ereignisse aber, welche auf so eigene Art eingeprägt worden waren, blieben haften fürs ganze Leben[1].

Als Schneider, Polizeidiener und Bebauer eines Rebgartens, der dem Spital Überlingen gehörte, war es keine kleine Aufgabe, acht Kinder zu ernähren; denn in jenen Jahren waren die Herbste gering und die Leute im Dorf deshalb meist arm, sehr arm aber war der kindergesegnete Vater Bock.

Dazu lag seine Frau krank, und in ihrer Krankheit mußte ihr der Klemens öfters „Zuckerbrot" holen in Meersburg, bekam aber dafür vom Vater Prügel, wenn der dahinter kam.

Die Mutter starb, und bald darauf heiratete der Vater eine „Wimmlerin" aus dem Württembergischen.

Im Herbst, wenn die Hagnauer in allen Blättern am See und im obern Schwabenland ihre Weinlese angezeigt haben, kommen Scharen von Mädchen aus dem badischen Hinterland und aus dem benachbarten Württemberg, um „wimmeln" zu helfen und nebenbei tüchtig Trauben essen zu können, die in ihrer Heimat nicht gedeihen.

Am Abend ziehen sie während der Herbstzeit singend durchs Dorf oder am See hin, und schon mehr denn ein Hangouer Bursche hat sich in eine Wimmlerin verliebt.

So ging's auch dem kinderreichen, armen Schneider. Und da jeder Mann, der sucht, ein Weib findet, fand er trotz seiner acht Kinder und trotz seiner Armut ein solches in einer Wimmlerin.

„Unter Donner und Blitz" zog er im Sommer 1820 mit seiner Schwäbin zur Kirche, hinterdrein der Klemens und wer von den Kindern laufen konnte.

Die Wimmlerin gab ein braves Weib ab, aber dem Elend in des Schneiders Haus konnte sie nicht abhelfen. Ihre Vorgängerin hatte als geschickte Stickerin für Volks-

[1] Im Mittelalter wurden die Knaben mitgenommen beim Setzen von Marksteinen und zu bleibender Erinnerung daran mit Ohrfeigen regaliert.

trachten manchen Kreuzer auch von auswärts verdient, die Wimmlerin konnte aber selbst im ersten Herbst nach ihrer Verheiratung nichts verdienen, denn ein Hagelschlag vernichtete die ganze Hoffnung des Jahres 1820.

Jammer und Klage ging durchs ganze Dorf, vorab aber durch die Hütte des armen Schneiders und Polizeidieners.

Das häusliche Elend drang dem Klemens so ins Herz, daß er, zunächst ohne Wissen der Eltern, in dem wenige Minuten von Hange in einer Mulde am Wald gelegenen Weiler Frenkenbach sich einem Bauern als Kuh- und Pferdehirten verdingte gegen einen Lohn von einem Gulden, je einem Paar Schuhe und Hosen und einem Hemd.

So kam er dem Vater von der Tischlade weg und blieb Hirtenknabe bis zum 13. Lebensjahr. Unermüdlich zog er in den Wiesengründen zwischen Wald und See mit seinem Vieh hin und her und erwarb sich des Bauern Gunst. Aber der Vater holte ihn, damit er ein Schneider werde. Doch nicht zu Hause sollte er dies Metier lernen, sondern fernab von der Heimat, droben im schwäbischen Städtchen Wangen im waldreichen Allgäu, wo ein Vetter des Alten das gleiche Gewerbe betrieb, und wohin der Vater mit seinem Sohne aufs Geratewohl aufbrach.

Nach damaligem Zunftgesetz, das unserer Gewerbefreiheit gegenüber in vielen Stücken ein wahres Vernunftgesetz war, durfte ein Meister nie mehr als einen Lehrjungen aufnehmen, weshalb der Vetter in Wangen, weil er schon einen solchen Studenten hatte, den Klemens provisorisch als Lehrbub einem Schneider in dem benachbarten allgäu'schen Dorfe Egloffs übergab, dem Geburtsort meines ersten Studienlehrers, des Kaplans Schele.

Mit dem provisorischen Meister ging's täglich auf die Stör zu den Keltenbäuerlein im rauhen Allgäu. Hier lernte der Lehrbube vom See kennen, daß Hange am Bodensee und Frenkenbach am Wald Paradiese seien, nicht bloß der Natur, sondern auch dem Essen nach.

Wenn die armen Schneider, oft nach mehrstündigem Marsch, müde und hungrig in dem Gehöfte, das ihrer wartete, ankamen, gab's zum Frühstück eine „Saurupsuppe", ein Gemeng' von Sauermilch, Buttermilch und Mehl, Mittags zur Sommerszeit Salat mit Krautwasser und Zwiebelrohr und im Winter Knöpfle aus schwarzem Brotmehl.

Einmal arbeiteten die Schneider beim Pfarrer von Egloffs, und der äußerte Mitleid mit dem Lehrbuben, welcher vom schönen Bodensee weg ins Allgäu verschickt worden wäre. Flugs stieß jetzt das Schneiderlein das Heimweh an, und so oft er fortan eine freie Stunde hatte, lag er unter einem Apfelbaum in des Meisters Garten und weinte vor Heimweh so laut, daß die Bauern im Dorf zusammenliefen.

In dieser Not kam Bericht aus Wangen, des Vetters bisheriger Lehrbub sei freigesprochen, und der Klemens könne jetzt eintreten. Freudig eilt er unter dem Geleite des braven Dorfschneiders dem Städtchen zu, aber der arme Kerl kam vom Regen in die Traufe.

Die ehemalige Reichsstadt Wangen, elegisch am Eingang in die Waldberge gelegen, hatte vier Tore. Bei zweien, beim Leutkircher und beim Lindauer Tor, war der Vetter Schneider als Zoll- und Pflastergeldeinnehmer und als Wächter angestellt.

Der findige Schneider machte sich aber die Sache leicht. Er blieb in seiner Wohnung in der Stadt, besetzte das Leutkircher Tor mit zwei Gesellen, die neben der Arbeit das Zoll- und Pflastergeld einnahmen, und das Lindauer mit einem Gesellen und dem Vetter Lehrbuben und übertrug dem letztern sowohl die Erhebung der Gebühren als die Nachtwache, welche im Auf- und Zuschließen des Tores bestand, wenn Fuhrwerke kamen von Lindau her.

So lernte der Bube nichts und bekam überdies noch täglich Schläge, bald vom Meister, bald von den Fuhrleuten. Hatte er einen Fuhrmann passieren lassen, der ihm zu wenig Fruchtsäcke angegeben, und es stimmte die Zahl nicht

mit den Säcken, die der Mann auf dem Markt ausgestellt, so bekam der Schneidermeister Reklamation von der Stadt und schlug dafür seinen Einnehmer, den Lehrbuben.

War dieser am Tore genau und zeigte eine Defraudation der Fuhrleute an, so schlugen ihn diese mit ihren Peitschen. Der Lindauer und der Memminger Bote traktierten den armen Buben einmal so, daß sie zu Gefängnis verurteilt wurden. Der Beleidigte konnte aber damals noch die Strafe schenken, was der gute Klemens gerne tat, um später als Dank wieder Hiebe zu bekommen.

Am wehesten aber taten die Schläge, welche er wegen eines nächtlichen Leidens bekam, an dem er unschuldig war und wegen dessen ihn die als Kammerjungfer amtierende Magd des Meisters denunzierte.

Gegen dieses Leiden, das ihm täglich Schläge eintrug, machte er das Gelübde einer Wallfahrt nach Einsiedeln, und siehe da, es hörte auf. Dies Gelübde aber ward, wie wir sehen werden, die Ursache seiner spätern Entfremdung von Kirche und Gottesdienst.

Eines Tages entzog er sich all' den verschiedenen Mißhandlungen durch Flucht mit der Absicht, nach Wien zu wandern, wo er eine Base hatte, von der er mehr Menschlichkeit erwartete, als von dem Vetter in Wangen. Er kam bis Kempten im bayerischen Allgäu. Hier nahm ein menschenfreundlicher Schneider, bei dem des Knaben eigener Vater einst gearbeitet, sich seiner an und bewog ihn, da er ohne Schriften nicht weiter komme, zur Umkehr nach Wangen, wo der Vetter ihn, wie üblich, traktierte.

Eins aber hatte der Flüchtling durch seine Flucht doch profitiert. Er bekam einige Erleichterung im Tor- und Wachdienste. Er mußte am Lindauer Tor nur tagsüber das Pflastergeld erheben und dann am Abend spät dem Leutkircher Tor zueilen, wo er mit einem Gesellen die Nachtwache zu teilen hatte, während ein armer Mann von Wangen den Nachtdienst am Lindauer Tor besorgte.

Wie naiv und friedlich waren doch die Menschen und Zeiten noch in jenen Jahren, da ein armer Schneidersbub die Tore einer ehemaligen Reichsstadt bewahrte und ein Schneidermeister Herr der wichtigsten Tore war!

Es war ein sehr kalter Winter von 1826 auf 27, und in seinem Nachtdienst erfror der Klemens seine Füße, amtete aber trotzdem weiter, bis im folgenden Sommer ein neuer Unfall über ihn kam und ihn erlöste von seinem Leiden als Zoll- und Nachtwächter der Reichsstadt Wangen im Allgäu.

Die Schneiderzunft in und um Wangen hielt im Sommer 1827 ihren Zunfttag, dem am Abend ein Tanz für die Gesellen sich anschloß. Der Zunfttag war in der guten, alten Zunftzeit der höchste weltliche Festtag des Jahres für die betreffenden Handwerker. Drum wollte auch der Geselle und Mitnachtwächter des Klemens nicht fehlen und übertrug diesem den gesamten Nachtdienst am Leutkircher Tor.

Beide aber, der Geselle und der Lehrbub, hatten zu Ehren des Tages schon einige Schoppen auf ihrer Torstube getrunken, und der letztere schlief so baumfest in der Nacht, daß er den um Mitternacht einfahrenden Postwagen, der von Memmingen herkam, nicht hörte. Der Postillon blies und knallte vergebens. Endlich stieg er ab und zog an der Torschelle, bis sie riß, ohne den schlafenden Wächter zu wecken.

Um den ganzen Stadtgraben mußte nun einer von den Passagieren laufen und am andern Tor Lärm schlagen. Der Meister Schneider wurde geweckt. Der kam, öffnete dem Postwagen, rüttelte aber dann seinen Lehrbuben aus dem Schlaf und schlug ihn derart, daß sein erbärmliches Geschrei die ganze Nachbarschaft des Leutkircher Tores weckte.

Trotzdem ging der Kleine, blutunterronnen am ganzen Leib, am Morgen hinab zum Lindauer Tor, um seinen Erheberdienst anzutreten.

Der Geselle, der tagsüber neben dem Buben auf dem Lindauer Tor schneiderte und durstig vom Zunftfeste in der

Frühe heimgekommen war, schickte den Lehrling alsbald fort, um im Löwen einen Krug Bier zu holen.

Der Löwenwirt sah die Striemen des mißhandelten Knaben, nahm ihn auf ein Zimmer, ließ ihm Nahrung reichen und den Wundarzt holen. Der erklärte den Zustand für bedenklich. Da Wundfieber den armen Klemens schüttelte, ließ er ihn in seines Meisters Wohnung tragen und nahm ein Protokoll auf, um Strafe zu veranlassen für den harten Schneider.

Aber weinend bat der Mißhandelte den Arzt, doch den Meister nicht zu verklagen, es werde schon wieder besser werden. Der Doktor, über des Knaben gutes Gemüt erstaunt, erfüllte dessen Wunsch.

Nach längerem Krankenlager wieder gesund, schrieb der Klemens seinem Vater endlich von der Behandlung, die der Vetter ihm seit zwei Jahren angedeihen ließ. So streng der alte Sebastian war, so war ihm denn das doch zu viel, und er forderte die Entlassung seines Buben aus der Lehre, die ein wahres Zuchthaus gewesen sei.

Der Klemens hatte als Einnehmer von einzelnen guten Leuten bisweilen ein Trinkgeld bekommen und sich so in den zwei Jahren achtzehn Gulden erspart, die in einer Sparkasse, welche der Meister verwahrte, niedergelegt waren. Aber nicht einmal dieses sauer verdiente Geld gab ihm der rohe Schneider, sondern nur einen Gulden auf den Weg in die Heimat.

So hart waren manchmal die Menschen noch vor fünfzig und mehr Jahren, namentlich Meister gegen Lehrbuben. Heute ist diese Härte einer Übermilde gewichen, und wenn ein Meister seinem Lehrling eine wohlverdiente Ohrfeige gibt, läuft der Bub davon, und der Meister wird unter Umständen noch gestraft. Besser zu hart, als zu mild. Die allzu große Humanität unserer Tage ist die Quelle der vielfachen Verrohung der heutigen Jugend. —

Für den Klemens aber kamen jetzt bessere Tage. Sein Lebensstern begann zu steigen.

Es war ein Segensjahr am See, das Weinjahr 1827, da der junge Schneider heimkehrte. Der Schoppen Wein kostete nur einen Kreuzer. Im Herbst „die Butte“ tragen, war ein lustigeres Geschäft für den vielgeschlagenen Klemens, als Turmwächter sein in Wangen. Im Winter half er dem Vater schneidern. Und Schneidersarbeit gab es jetzt in Fülle, denn die Hangouer hatten Geld.

Im Frühjahr 1828 zog er als Geselle in die Fremde, kam aber nur bis Meersburg, wo er Arbeit fand und nahm. Er war schon in der weiten Welt gewesen, im Allgäu, und deshalb ging er nicht mehr weit vom See weg.

Er hatte hinlänglich die Wahrheit jenes Sprichworts erfahren, „daß, wo die Reben den See nicht mehr sehen, ein schlechter Wein wächst, und daß es dem Seehasen schlecht geht, wenn er den See nicht mehr sieht“. Drum zog er, nachdem in Meersburg die Arbeit ausgegangen, nur zwei Stunden weit weg ins Salemer Tal, von wo er den See jederzeit leicht wieder besuchen konnte. Er arbeitete in dem Dorfe Mimmenhausen, bis der Herbst 1828 kam und abermals einen Traubensegen brachte.

Während andere Menschenkinder, die in der Fremde sind, an hohen kirchlichen Festen heimgehen, kommt, wer aus einem Rebort am See stammt und in der Fremde ist, im Herbst, d. i. zur Weinlese, heim. Da allein gibt's gute Tage in den Dörfern am See hin mit „Brote und Salat“.

Und jeder Rebmann knüpft all seine Wünsche an den Herbst. „Wenn's einmal einen guten Herbst gibt,“ sagt er, „dann kaufe ich mir ein neues Gewand oder mach' eine Reise oder baue das und jenes in Haus und Hof.“

So zog auch der achtzehnjährige Schneidergeselle im Herbst 1828 wieder heim trug die Butte und aß und trank nach Herzenslust.

Es ist eine harte Arbeit, „Buttemâ“ zu sein in einem reichen Herbst, wo die Wimmlerinnen die Traubenkübel jeden Augenblick voll haben und dann immer wieder rufen: „But-

tems, Buttems, kummet!" Der muß, seine volle Butte auf dem Rücken und einen Stecken in der Hand als Stütze tapfer laufen aus den Reben zum Wagen, der die großen Züber trägt, die Trauben rasch in denselben zusammenstoßen und dann wieder zurückeilen zu den Wimmlerinnen.

Doch gibt's immer noch Gelegenheit, mit den schönen Winzerinnen zu scherzen. Am Abend aber setzt sich der Buttems zum „Torkelmoaster" ins Torkelstüble. Der Torkelmeister hat vom ersten Most schon einen Riesenkrug hinter den warmen Ofen seiner Stube gestellt, damit er „Suser" werde. Und er und der Buttems trinken bis tief in die Nacht hinein, während draußen auf der Dorfstraße die Wimmlerinnen singen.

Sie kommen später wohl auch in die Torkelstube und lassen sich süßen Most kredenzen; denn Suser mögen „die Wiber" nicht, weil er „krezt".

War der Suser um, so ging der Klemens, der, wie jeder Hagnauer, von seinen Ahnen einen „Mordsdurst" geerbt hatte, erst wieder in die Fremde, aber stets in die Nähe. Diesmal „in Haffe" zum Schneidermeister Hagen, der zur Sommerszeit, wo der schwäbische König in dem ehemaligen, herrlich am See gelegenen Priorate der Mönche von Weingarten Hof hielt, Hofschneider war.

Und als 1829 der russische Kaiser zum Besuch des Königs dahin kam, schneiderte der Klemens viele Wochen zuvor im obigen Klosterschloß, nähte Tücher und Teppiche zusammen und drapierte Säle und Korridors.

Der lebensfrohe Geselle des Hofschneiders im Haffe hat damals sicher nicht gedacht, daß er in seinen alten Tagen „im Hof" z' Hange, d. i. im Armenhause, wohnen und schneidern müsse. —

Es kamen zunächst immer noch goldene Tage. Im Jahre 1831 wurde er wegen seiner schmächtigen Schneidersgestalt vom Militär frei, und im folgenden Jahre schon heiratete die kühn gewordene Schneiderseele eine dreißigjährige — Amtmannstochter.

Wenn das nicht Glück heißt für einen Schneider, so gab's nie ein Schneidersglück auf dieser Erde!

Und wie kam dies Glück?

Frei geworden vom Soldatwerden, arbeitete er wieder beim Vater in Hange und bekam viele Kundschaft, weil er beim Hofschneider in Friedrichshafen konditioniert hatte und davon allerlei zu erzählen oder richtiger aufzuschneiden wußte.

Wie manch junger Arzt bei Beginn seiner Praxis sich ankündigt als ehemaligen Assistenzarzt irgend eines bekannten Professors, um so Glauben an seine höhere Medizin zu erregen, so proklamierte sich der Klemens als bisherigen „Gehilfen des königlichen Hofschneiders" in Friedrichshafen.

Und wenn er in Wirklichkeit auch nur im dortigen Schloß Teppiche zusammengenäht hatte, so war er doch für den Hof tätig gewesen, was seinen Ruf als Schneider in jenen Tagen, wo ein König noch weit mehr galt als heute, nicht unwesentlich erhöhte.

Dieser Ruf war auch ins Nachbardorf Immenstaad gedrungen, ins letzte badische Dorf am Obersee.

Die Immenstaader unterscheiden sich nicht gerade viel von ihren Nachbarn, den Hagnauern. Beide sind durchweg Rebleute, lieben den schlechtesten Wein mehr als das beste Wasser, obwohl die herrlichste Wasserfläche zu ihren Füßen liegt, beide sind kultivierter als andere Landleute, beide besitzen im Winter Liebhabertheater und beide tragen den Charakter „Marktflecken".

Zwiespalt herrscht zwischen den Mannsleuten nur darin, daß sie in beiden Dörfern behaupten, der Wein wachse besser als beim Nachbar. Die „Wibervölker" aber, wie der Kinzigtäler Bauer sagt, streiten sich darum, wo die Hoffärtigsten seien. Die Immenstaaderinnen sagen in Hagnau, die Hagnauerinnen in Immenstaad.

Ein unparteiischer Richter könnte in Bezug auf den letztern Streit ein gerechtes Urteil fällen, wenn er, was

sicher sonst übel genommen würde, in diesem Falle entschiede, daß von den streitenden Parteien jede recht habe.

Zwei Dinge aber haben die Immenstaader zweifellos vor den Hagnauern voraus, einmal, daß ihr Dorf noch schöner am See gelegen ist, als Hange. Es liegt göttlich schön vor der ganzen, breiten Majestät des schwäbischen Meeres. Und dann haben die Immenstaader die Ehre, daß nach ihnen manchmal das Wetter benannt wird.

Jedermann am See und hinter dem See kennt das „Immenstaader Wetter". Sie verdanken diesen Vorzug, daß das Wetter nach ihrem Dorf benannt wird, einem ihrer frühern Pfarrherren, der nicht gerne mit der Flurprozession ging, wenn die Sonne schien und noch weniger, wenn es regnete, und darum auf der Kanzel jeweils verkündigte, daß an dem und dem Tage Prozession sei, wenn „die Sonne nicht scheine und es nicht regne". Seitdem heißt man am See trübes, regenloses Wetter Immenstaader Wetter.

Und noch etwas hat Immenstaad vor Hagnau voraus. Es besitzt sentimentale Menschen, eine Sorte, die man in Hange nicht kennt. Hiervon nur ein Beispiel.

Da wohnte vor dreißig Jahren unterhalb des Dorfes, am Kippenhorn, fast unmittelbar am See in einsamer Hütte ein Junggeselle mit seiner Mutter. Seine Äcker vor der Hütte waren dem Schilfboden des Sees abgerungen, und hinter derselben pflanzte er einen Weinberg.

Er war ein stiller, bescheidener Mensch, mit dem ich mich gerne unterhielt, so oft mich mein einsamer Weg am Seeufer hin an seiner wunderbar schön gelegenen Hütte vorbeiführte.

Nach Jahr und Tag unserer Bekanntschaft sah ich ihn an einem Sonntag gegen Abend auf dem Kirchhof von Hange stehen, mutterseelenallein.

Mich wunderte, was ihn dahin führte, und ich trat zu ihm hinein. Zögernd und schüchtern erzählte er mir, daß er auf ein Mädchen meines Dorfes warte, um ihm einen Heiratsantrag zu machen.

Als ich staunte, warum er das auf dem Kirchhof tun wolle, der doch sicher kein Ort sei für derlei Dinge, antwortete er: „Seit vielen Wochen versuche ich, das Mädchen an Sonntagen außerhalb seines Hauses und des Dorfes zu treffen, weil ich mir nicht getraue, weder in ihr Haus zu gehen, noch im Dorf vor den Leuten mit ihr zu reden."

„Nun habe ich erfahren, daß sie jeden Sonntag Nachmittag auf den Gottesacker gehe, um auf dem Grab ihrer Eltern zu beten. Seit zwei Sonntagen stehe ich nun hier, aber sie kommt nicht. Wenn sie nun heute wieder nicht kommt, so will ich ihr einen Brief schicken, den ich schon bei mir habe, und ihr so meinen Antrag mitteilen."

Das alles trug er so naiv und so rührend vor, daß der Heiratskandidat auf dem Kirchhof mich ganz für sich gewann, um so mehr, als ich ihn in seinem Fleiß und seiner Biederkeit längst am Kippenhorn kennen gelernt hatte und das Mädchen eines der brävsten im ganzen Dorf war.

Da er merkte, daß ich ihm nicht zürne, so wagte er tränenden Auges die Bitte, ich möchte ihm doch den Brief besorgen und ein gutes Wort für ihn einlegen.

Ich sagte zu, nahm seinen Brief und versprach ihm, so wenig das sonst für einen Pfarrer sich geziemt, meine Vermittlung.

Daheim angekommen, las ich den Brief, den er mir mit offenem Kuvert gab und mit der Bitte, ihn zu lesen, „da sicher nichts Unrechtes darin stünde".

Als ich die Zeilen gelesen, bekam der gute Kerl erst recht meine vollste Sympathie. Er schrieb ungefähr: „Ich kann in Immenstaad kein Mädchen bekommen, da ich weit vom Dorf weg wohne, ziemlich Schulden und ein altes Haus habe. Ich habe nun gehört, daß Ihr eine rechtschaffene Jungfrau und nicht hoffärtig seid, auch etwas Geld besitzt, darum bitte ich Euch, mich zu heiraten. Ich bin fleißig und brav, und wenn wir einig sind, und zusammen arbeiten, werden wir unser Fortkommen haben."

Von Liebe und Liebeserklärung stand in dem Briefe keine Silbe. Kurz, wahr und offen berichtet der Brave seine ganze Lage, ohne die vielfach so verlogenen Phrasen, wie Gebildete sie loslassen, wenn sie um eine „Dame" anhalten.

Das gefiel mir über alle Maßen. Gleich am andern Morgen ließ ich das Mädchen rufen, gab ihm den Brief und sprach ihm mit beredten Worten zu, den guten Menschen am Kippenhorn glücklich zu machen.

Umsonst! Die fromme Jungfrau war fest entschlossen, nie zu heiraten; ein Versprechen, das sie vor Gott schon längst gegeben habe.

Ich durfte nun nicht länger in sie dringen und entließ sie, die heute noch, alt geworden, ledig ist. Aber eins mußte sie mir versprechen, dem armen Brautsucher selber abzuschreiben.

Ich hatte ihm zwar versprochen, die Zusage selbst ans Kippenhorn zu bringen, da ich am Erfolg nicht zweifelte. Aber so mit meinem Antrag durchgefallen, und bei der Sympathie für den Kandidaten hätte es mir zu wehe getan, ihm seine Hoffnung zerreißen zu müssen.

Fortan bin ich aber nie mehr am Kippenhorn vorüber gegangen und habe ihn auch nie mehr gesehen, trotzdem ich noch Jahre lang am See war. Gehört aber hab' ich, daß er eine Frau gefunden, aber keine, die ihm Geld gebracht, um die härtesten Schulden von der wunderbaren Hütte am Kippenhorn zu vertreiben.

Nach Jahren voll Sorge und Mühe hat den Braven der Tod von allem Kummer erlöst. —

Immenstaad hatte aber nicht bloß sentimentale, sondern auch originelle Menschen. Da war außer dem schon früher genannten Fidel Ganter, dem Freund meines Sakristans, der Stefan Fink, genannt der Finkesteffe, den ich auch noch kannte.

Er predigte in der Revolution vorab auch die Güterteilung und die Öffnung aller Gemeinde- und Kirchenkeller zu beliebigem Trunk für die Bürger.

Auch schwärmte er wie mein Sakristan für Schweinefleisch und meinte, es müsse von Staats wegen jedem Bürger ein Schwein ins Haus geliefert werden.

Dabei schimpfte der Steffe lästerlich über die Regierung und über die Herren.

Als die Preußen kamen wurde er vor den Kommandanten geführt, dieser hielt ihm seine Sünden vor und meinte, so etwas sollte man nicht einmal denken, viel weniger sagen. Als er dem Steffe dann drohte ihn erschießen zu lassen, fiel dieser vor den Offizier nieder und rief: „Herr Oberst, schenken Sie mir doch das Leben, ich will gern meiner Lebtag nichts mehr denken."

Lachend ließ der Offizier den Steffe laufen, der für immer geheilt war von Revolutionsgedanken.

Seines Gewerbes war er ein Schreiner, hatte aber während der Revolution die Lust zu seinem Handwerk verloren und da er ein origineller Kauz war, legte er seinen Hobel nieder und gründete eine Leimsiederei.

Die Knochen dazu bettelte er bei den Weibern des Dorfes und bei jeder noch um ein Glas Most. So hatte er jeden Abend eine Partie Knochen, aber auch einen Rausch.

Die Leimsiederei rentierte sich aber bei seinem großen Durst nicht, und man verkaufte ihm Haus und Habe.

Mit Hilfe von Verwandten, denen er Besserung versprach, baute er wieder eine neue Hütte, griff wieder zum Hobel und schreinerte auf der Stör, da er keine eigene Werkstätte hatte.

Doch sein Durst brachte ihn nach einigen Jahren auch wieder um die neue Herberge, und er bezog mit seinem Weib das Armenhaus. Hier fabrizierte er Schuhwichse, zu der er auch die Schachteln machte. Er hausierte mit seiner Ware und bettelte nebenher „ums z' Trinke." Aber bald klagten die Wibervölker, die Wichse sei schlecht und gebe keinen Glanz.

Dazu brach er auf seinem Handel auf dem Glatteis einen Fuß und mußte lange liegen. Aber den Steffe warf

kein Unglück je darnieder. Sein Leibspruch, den er täglich oft wiederholte, lautete in guten und bösen Tagen: „Gottlob, daß wir in den Himmel kommen."

Kaum konnte er wieder marschieren, so nahm er eine leere Medizinflasche und bettelte bei seinen Bekannten Schnaps zum Einreiben und zur Stärkung seines kranken Fußes. Jedermann gab ihm gerne, aber er rieb viel weniger zur Stärkung ein, als er selber trank.

Während seines Krankenlagers hatte er eine Dreschmaschine ausgedacht, die er auch ins Leben setzte, nachdem er die Materialien dazu gebettelt. Sie funktionierte nach der Ernte zum Staunen aller tadellos, bis einige Burschen sie zu stark in Gang setzten und sie auseinander fiel.

„Gottlob, daß wir in den Himmel kommen" sprach der Steffe, als er am Grab seiner Dreschmaschine stand. Dann hinkte er zum Gemeinderat und bat um Genehmigung einer Lotterie. Er wolle Barometer und Thermometer machen und verlosen. Die Brettchen fabrizierte er selbst und das Geld für Quecksilber und Röhren wollte er durch den Vorverkauf der Lose gewinnen.

Er humpelte wieder von Haus zu Haus und handelte mit seinen Losen à 6 Kreuzer. Als aber die Lose alle verkauft waren, war auch das Geld alle, denn der Steffe hatte es in Wein umgesetzt. Die Gewinner mußten mit den polierten Brettchen zufrieden sein und konnten sich mit dem Leibspruch des Steffe begnügen: „Gottlob, daß wir in den Himmel kommen."

Er selbst aber gab alle Erfindungen und Fabrikation jetzt auf. Er hinkte in Lumpen im Dorf umher mit seinem Medizinglas und wo er um die Mittagszeit eintraf, bat er auch ums Essen mit dem Zusatz: „Vergelts Gott, schon bevor i's ho (habe)."

Vor Schluß seines Lebens winkte ihm noch ein Glück. Er erbte von einem kinderlosen Verwandten fünfzig Gulden. Als ihm der Notar in Meersburg, wohin er gerufen

worden, die betreffende Eröffnung machte, da rief der entzückte Steffe: „Alle Achtung vor Ihnen, Herr Notar!" Dann ging er heim, lebte herrlich und in Freuden, bis das Geld fort war und bald darauf legte er sich nieder zum Sterben. Sein letztes Wort war: „Gottlob, daß wir in den Himmel kommen!" —

Die Immenstaader hatten aber zu meiner Zeit und haben es im 20. Jahrhundert noch, ein richtiges Kunst-Original in dem ehmaligen Sonnenwirt J. Baptist Berger, der heute noch, obwohl ein guter Sechziger, seine Kunst ausübt.

Sein Vater war ein Schmied, wie sein Ahne, der aus Österreich in das malerische Dorf am Bodensee gekommen war. Seine Nachkommen hatten alle musikalisches Talent und des Baptists Vater und seine Kinder waren, mit einer einzigen Ausnahme, alle Musikanten.

Der Baptist hatte eine Stiefmutter, die ihm das Leben ebenso sauer machte, wie dem Vater. Der Knabe mußte deshalb sein Vergnügen außerhalb des Elternhauses suchen.

Er fand es zunächst bei des Vaters Bruder, dem Rebmann Friedli, der nebenbei Musikant und Komiker beim Dorftheater war, dessen Direktion der „Sefftoni", ein Steinhauer vom Geschlechte der Dafinger, besorgte.

Beim Friedli lernte der Baptist an Winterabenden Trompete blasen, Band machen (Weiden schlitzen, um die Reben anzubinden) und hörte, wie der Friedli und der Sefftoni vom Theater redeten und dazu Most tranken.

Auch in dem Nachbarhause, im Adler, trieb sich der lernbegierige Baptist um; denn in der Küche wie im Haus, regierte die „Zenz", die Tochter des Adlerwirts, und erste Liebhaberin beim Dorftheater.

In der Küche versammelte sie die anderen Dorfschönen, die mitspielten, und zu denen allen schlich sich des Schmieds Baptist und lauschte dem Gespräche übers Theater.

Kaum konnte er recht lesen, so ließ er nicht nach, bis man ihm Theaterstücke zum Lesen gab.

Trotzdem wurde er von der Theatergesellschaft zurückgewiesen, als er anno 1868, sechzehnjährig, um eine Rolle auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, bat.

Ein Jahr darauf kam eine wandernde Schauspielerbande, aus drei Personen bestehend, und schlug ihre Bühne im Adler auf, um das Stück „Genovefa" zu geben. Sie suchte im Dorfe nach Leuten, die eine Rolle übernehmen wollten. Der Baptist meldet sich, bekommt eine Dienerrolle, lernt sie gut auswendig und fällt nicht gerade durch, zeigt aber nichts weniger als schauspielerische Anlagen.

Nur als Souffleur nimmt ihn später die Dorfgesellschaft auf und läßt ihn nach und nach in kleinen Rollen auftreten. Nebenbei machte er komische Gedichte, die er in den Spinnstuben vortrug. Da er dabei auch viele Spottverse machte, brachte ihm seine Versekunst nicht selten Prügel ein.

Doch schon 1867 tritt er als Gründer einer neuen Theatergesellschaft auf, da die alte sich aufgelöst. Er führt mit ihr im Januar in Gegenwart des Fürsten Salm, der auf dem nahen Schloß Herschberg residierte, mit Glanz als Premiere „die Eroberung der Burg Hohenalb" auf. Er macht aber im gleichen Jahre auch einen richtigen Theatercoup. Eines Abends sitzt er auf der „Rathausmauer" mit einem Freund, dem Anton Berger, der andern Tags zum Militär einrücken muß. Zum Abschied verriet ihm der Rekrut, daß er verliebt sei ins „Rieders Marie" und bat den Freund, das Mädchen in seinen Herzensangelegenheiten etwas zu überwachen.

Der Baptist sagt zu, besucht Mutter und Tochter fleißig an den kommenden Winterabenden und liest ihnen vor. Es war noch nicht Frühjahr, als der Baptist dem Toni seine Liebste abgespannt hatte. —

Eines Tages anno 1871 kam zu mir, dem damaligen Wasserdoktor am See, ein abgehärmter, bleicher junger Mann und erzählte, er sei wegen eines schweren Herzleidens schon bei zwei Ärzten gewesen und keiner habe ihm helfen können. Nun habe man ihm geraten, es bei mir zu versuchen.

Der Patient war der Theaterdirektor von Immenstaad. Ich nahm ihn in die Kur, verbot ihm jede strenge Arbeit, auch das Musizieren und Theaterspielen, ebenso alkoholische Getränke. Wenn er Jahr und Tag das befolge neben mäßiger Wasseranwendung durch Kompressen, könne er wieder gesund und bei solidem Lebenswandel ein alter Mann werden. Meine Vorhersage traf ein. Der Baptist hielt sich zwei Jahre lang und ward wieder gesund.

Aber kaum hergestellt, geht seine Theaterliebe wieder los, und er betritt abermals die Bretter. Er setzt sich auch mit dem Direktor des Stadttheaters in Meersburg, dem sangesfrohen Wildmannwirt Ruderer in Kontakt, um sein Dorftheater auf zeitgemäße Höhe zu bringen.

1875 übergibt ihm der Vater Haus und Gut — ohne die Schmiede — und er heiratet seine Marie, die er einem andern „aberobert" hatte. Sein Vater aber kauft das erste Haus im Dorf und wird Sonnenwirt.

Bis zu diesem ersten Haus von Immenstaad ging jahrelang mein täglicher Spaziergang und ich konnte zur Sommerszeit an Sonn- und Feiertagen oft meinen Patienten und seine Frau im väterlichen Wirtschaftsgarten als Kellner und Kellnerin amten sehen.

Nach wenig Jahren stirbt die böse Stiefmutter und jetzt macht ihn sein Vater zum Sonnenwirt. Als solcher gründet er, der seither nur an Wintertagen und in der Fastnachtszeit sein Schauspielertalent losgelassen, ein Sommertheater in seinem Wirtsgarten nebst „italienischen Nächten" und komischen von ihm selbst zugerichteten und bearbeiteten oder gedichteten Deklamationen.

Ehe er Wirt geworden, hatte ich ihn 1879 nochmals in ärztlicher Behandlung. Seine brave Frau kam eines Wintertages zu mir dahergeeilt und bat, sofort zu ihrem Mann zu kommen, es habe ihn in der Tenne beim Viehfüttern ein Schlag getroffen. Ich folgte ihr alsbald nach und begann meine Kur, über deren Erfolg der Baptist in seiner

originellen Selbstbiographie also schreibt: „Dr. Hansjakob stellte mich in einem Vierteljahr so weit her, daß ich wieder arbeiten konnte, aber noch lange litt mein Gedächtnis, und es wurde mir leicht schwindlig."

Gleichwohl gründete er im gleichen Jahre eine neue Theatergesellschaft, weil die alte durch Tod und Verlust von Mitgliedern an den Soldatenstand der Auflösung nahe war.

Die Wirtschaft gab er 1885 auf, aber nicht das Theaterspielen.

Trotzdem ich es ihm vor vielen Jahren schon verboten und trotzdem seine Frau immer abmahnte und bat, die Winterabende bei der Familie zu verbringen und das Theaterspielen bleiben zu lassen —

Wenn der Winter kam
Und der Flur das Leben nahm,
Da kam auch das Theaterfieber
Und der Baptist spielte wieder.

So sagt er selber.

Drum spielte er fort und feierte das dreißigste und 1906 das vierzigste Jubiläum als Direktor und erster Komiker.

1908 hat er eine Tochter nach Freiburg verheiratet an einen Lokomotivheizer Weiß und mich bei der Gelegenheit wieder nach einem Vierteljahrhundert gesehen. Obgleich ich ihm auch bei diesem Besuch wieder die Mahnung gab, seines Herzens wegen das Theater aufzugeben, hat er 1909 doch wieder gespielt und ist an Fastnachtstagen heute noch gefürchtet als komischer Kritiker der Dummheiten und Schwächen, die das Jahr über gemacht wurden.

Seine originelle Selbstbiographie, die er mir zum Lesen geschickt, schließt er mit den Worten:

„Wenn es einmal Gott, dem Herrn, der das ganze Welttheater regiert, gefällt, den alten Komödianten von der Bühne dieses Lebens abzurufen, so möge die Kritik über ihn nicht allzu streng ausfallen." —

Ich hatte für die Immenstaader stets eine gewisse Vorliebe und bin gar viele Male als „Wasserdoktor“ von ihnen gerufen worden und in viele ihrer Häuser mit der Wasserkur gekommen. Ja, während mein Freund, der Schneider Ludwig, mir nur flicken durfte, machte ein junger Immenstaader Schneider namens Langenstein, der aber jetzt auch schon lange tot ist, mir die neuen Röcke.

Diese Vorliebe mag daher gekommen sein, daß die Immenstaader und die Haslacher einst derselben Herrschaft unterstanden und fürstenbergisch waren. So lange Arme hatten ehedem die Grafen und Fürsten von Fürstenberg, daß ihre Besitzungen reichten von Hasle, tief unten im Schwarzwald, bis herauf an den obern Bodensee.

Ein fürstenbergischer Amtmann waltete hier noch in den zwanziger Jahren — der zukünftige Schwiegervater des Schneiders Bock.

Der letzte „fürstlich fürstenbergische Rat und Amtmann Karl“ war beim Fischen im nahen Libach ertrunken, und seine Witwe, die Tochter des Verwalters auf dem in der Nähe gelegenen Schlosse Herschberg, lebte in Immenstaad mit zwei Töchtern. Die eine war verlobt mit einem Schweizer aus St. Gallen. Sie bestimmte ihren Bräutigam, seine Hochzeitskleider von dem „jungen Bock“ von Hange machen zu lassen, der beim Hofschneider in Friedrichshafen studiert habe. Der Klemens kam so nach Immenstaad ins Haus der Amtmännin und machte hier die Hochzeitskleider.

Aber ehe dieselben fertig waren, hatte der schmale Schneider das Herz der noch ledigen Amtmannstochter erobert, und noch bevor die Trauung der einen Tochter in St. Gallen stattgefunden, hatte sich die andere mit dem 21jährigen Schneider verlobt, der außer Nadel, schwerem Bügeleisen und Schneidermaß an irdischer Habe nichts sein eigen nannte.

Sie war zwar nicht wenige Sommer älter als der Schneider, aber die Liebe alter Jungfern bekommt gerne Hunger

und wenn die Liebe Hunger hat, frißt sie auch Schneider. Und die Amtmannstochter schämte sich ihres Bräutigams so wenig, daß sie ihn bestimmte, in Immenstaad sich bürgerlich zu machen und sein Handwerk daselbst zu treiben. So geschah es.

5.

Im Spätherbst 1832 wurde geheiratet. Die junge Schneiderin wurde Industrielehrerin im Dorf und, da sein Ruhm wuchs mit seiner höhern Verheiratung, hatte der blutjunge Meister bald Arbeit nicht nur für sich, sondern auch für vier Gesellen.

Sein armer Schneidervater staunte über das Glück seines Sohnes und legte sich, stolz auf die Gegenwart und Zukunft seines Sohnes, zum Sterben nieder.

Gerne hätte nun der Klemens seine Firma nach Hange verlegt ins Vaterhaus, aber eine seiner Schwestern, die den Italiener und Metzger Caporano geheiratet hatte, war ihm zuvorgekommen.

Die dreißiger Jahre und namentlich der Wein von anno 1834 machte die Rebleute am See üppig, so daß die Immenstaader und die Hagnauer sich eine Spielerei gönnten, welche damals in allen Städten und Städtchen des Landes grassierte und viel unnötiges Geld kostete — nämlich das Bürgermilitär.

Der Schneider Klemens machte sämtliche Uniformen, da er der berühmteste Schneider der zwei Dörfer war, trotzdem mein späterer Freund Ludwig in jenen Jahren schon in Hange die Nadel führte.

Ein berühmter Schneider und Besitzer einer Amtmannstochter wird aber leicht selber üppig. Schneider haben überhaupt Anlagen zum Leichtsinn, weil sie leichte Arbeit verrichten, weshalb es im Verhältnis viel mehr leichtsinnige Schneider als Grobschmiede gibt.

In Immenstaad wurde es dem einstigen Torwächter zu wohl, er sehnte sich nach Hange, wo er mehr Freunde und Kameraden hatte, die mit ihm lustig waren. Drum kaufte er dem Schwager Caporano in den vierziger Jahren Haus und Güter ab, wurde Schneider und Rebmann zu Hange und verbrachte, wie er selber sagt, die Tage „in großer Lustbarkeit".

Er, der Löwenwirt, „der Franzos", den wir im folgenden Kapitel kennen lernen, und der Küfer Paul Zimmermann waren täglich beisammen bei dieser Lustbarkeit.

Wenn ein gewöhnlicher Rebmann am See schon was leisten kann beim Seewein und, die Elsässer ausgenommen, alle andern Rebleute der Welt in dieser Leistungsfähigkeit übertrifft, so war ein Küfer der guten alten Weinzeit am Bodensee ein wahres Faß von Heidelberg. Der Paul aber, dem ich sterben half und den ich schon einmal erwähnt habe, war zweifellos der letzte Küfer alter Art. Im Geschäfte tüchtig über alle Maßen, ein Kellermeister ersten Ranges, konnte er aber auch Tag und Nacht trinken. Ihm zunächst jedoch stand im Trinken der schmale, spitzige Schneider, sein Freund und Kumpan.

Die Zecher schliefen bei feierlichen Gelegenheiten auf des Löwenwirts Ofenbank, um am Morgen früh gleich wieder im Wirtshaus zu sein und keine Zeit zu verlieren. Und doch galt keiner von ihnen im Dorf als Lump, und ich sah all' die vielen Jahre, die ich in Hange verlebte, den Schneider Klemens nie berauscht.

Das Trinken jener Tage war mehr eine Kraftprobe nach alter Ritterart.

Was den Schneider in den „Hof", d. i. ins Armenhaus und um sein Häuschen und um seine Reben brachte, das war nicht das Trinken, sondern seine Liebe zum „bayerischen Lotto", welches, in Baden verboten, leicht von der unfernen Seestadt Lindau aus seinen Weg fand nach Hange.

Es ist immer gefährlich, wenn ein Schneider eine Amt-

mannstochter heiratet, da er leicht Größenwahn bekommt und die Schneiderei verachtet.

So ließ der Klemens seine Gesellen arbeiten und suchte auf dem Weg des Lottos ein reicher Mann zu werden. Jeden Gulden, den der Löwenwirt nicht bekam, bekam das bayerische Lotto. Er verführte auch seine Freunde, wurde auch einmal als „Kollekteur“ eingesperrt und stand jahrelang wegen Lottospielerei unter polizeilicher Aufsicht.

Das alles kurierte ihn aber nicht vom Spiel. Tag und Nacht studierte er dem Lotto nach, ob er nicht die herauskommenden Nummern zum voraus bestimmen könnte. Das war sein Studium schon 1846 und war es fünfzig Jahre später noch.

Um Geld zum Spiel zu bekommen, verlegte er sich auch auf Schatzgräberei im Bunde mit seinem Freunde, dem Franzos, der mir die Sache später selbst einmal erzählte, spottend über seine damalige Dummheit.

Beim Klemens war eines Tages ein Schneidergeselle eingetreten, der mit „allen Hunden gehetzt war“. Er besaß Hexenbücher, verstand die Wahrsagerei und das Kartenschlagen und trieb alle Hexenkünste. Er erzählte auch, wie er im Elsaß bei einem Meister gearbeitet habe, der durch Schatzgraben enorm reich geworden sei. Dieser Meister habe nämlich eine Mistel im Zimmerwinkel oberhalb seiner „Butik“ aufbewahrt, und diese habe ihm angezeigt, wo der Schatz liege.

Meister Klemens, dem sein Geselle dies zuerst berichtet hatte, zog nun den Franzos in die Sache, und es wurde im geheimen viel gesprochen über die Mistel und das Schatzgraben.

Dem Straßenwart von Immenstaad wurde Auftrag gegeben, eine Mistel ausfindig zu machen. Eines Tages meldete dieser eine solche auf einem Baume beim Schloß Herschberg. Der Geselle legt die Karten und erfährt so, daß unter dem Baum ein Schatz vergraben sei.

Nachts elf Uhr wird aufgebrochen, der Schneidergeselle, sein Meister und der Franzos, welcher allerlei Geschirr zum Graben trug.

Um Mitternacht fängt der Franzos an zu graben, die anderen zwei wachen, und der Geselle befiehlt dem Gräber absolutes Stillschweigen. Ein und einen halben Fuß tief soll der Schatz liegen. Als der Franzos im Schweiße seines Angesichtes so weit gekommen war, springt der Geselle, der es ahnt, seine Karten hätten gelogen, auf den Schatzgräber zu und fragt ihn: „Hast Du nicht die Geister vierspännig da vorbeifahren sehen?"

Der kluge Franzos aber winkt, ohne zu sprechen, verneinend ab und gräbt weiter. Als der Schatz auch bei drei und vier Fuß nicht erscheint, dämmert ihm der Schwindel. Er haut den Schneidergesellen durch und zwingt ihn, das Geschirr heimzutragen.

Kurz darauf fällt er aber dem Gesellen wieder zum Opfer. Der behauptete, aus den Karten ersehe er, daß der „Löwen" innerhalb acht Tagen niederbrennen werde. Der Löwenwirt ruft den Franzos und den Bock und vier weitere Bürger als Wächter für die acht folgenden Nächte. Die Wächter tranken vom Abend bis zum Morgen. „Von einem Brand aber, außer dem unsrigen," schloß der Franzos seine Erzählung, „war keine Spur vorhanden." —

Anno 1852, also zu einer betrübten, armseligen Zeit, gewann der Schneider Klemens endlich einmal siebenhundert Gulden im Lotto. Jetzt wollte er sich durch Großhandel emporbringen und begann einen schwunghaften Export von Gemüsen und Kirschen nach Konstanz. Sein Associé war später der Prinz Konrad, dessen fürstliche Passionen er beim Handel annahm, vermöge deren sie Gewinn und Kapital in Konstanz ließen, soweit das Lotto des Schneiders Anteil nicht wegfraß.

Da der Meister Zwirn als Gemüse- und Obsthändler zur Sommerszeit täglich über den See fuhr, so verlor er auch

bald die Schneiderskundschaft und mit ihr seine Gesellen. Und weil der Reichtum auch auf dem Konstanzer Markt nicht zu holen war, so warf er sich auf das Weingeschäft und machte den ehrlichen Makler.

In diesem Stadium lernte ich ihn kennen. Die eine Hand stets in der Rocktasche, eilte er zur Herbstzeit hastig Dorf auf und Dorf ab, von einer Torkel zur andern. Er war in diesen Tagen die eine Großmacht in Hange, die andere der Johannes Preysing, ein wackerer Rebmann, der sich durch seine Tätigkeit als Weinkommissionär einer christlichen Firma Laiblin in Stuttgart aus der Armut zu einem wohlhabenden Mann heraufgearbeitet hatte.

Vom Bock und vom „Prysing" hing damals der Weinpreis ab, je nachdem sie viel oder wenig zu kaufen Auftrag hatten, und respektvoll schauten — ehe der Winzerverein sie wenigstens von dieser Not erlöste — die besorgten Rebleute an den zwei Matadoren hinauf, wenn sie in eine Torkel traten mit den Mienen der Großhändler.

Es gibt keinen Zweig der Landwirtschaft, der so viele Mühen macht, wie der Rebbau, namentlich am Bodensee, wo das Klima schon rauher ist als in anderen Weingegenden.

Im Winter sitzt der arme Rebmann hinter dem Ofen, macht „Band" und trinkt „Lire" dazu. Kaum schaut die Sonne im Februar über die Alpen und auf den Bodensee herab, so ziehen Mann, Weib und Kind in die Reben und „schneiden", gar oft noch im Schneegestöber. Ist das vorüber, so beginnt der Rebmann bei jedem Wetter das „Verlegen", Verjüngen der Reben. Dann wird gebunden, wobei häufig die Finger schmerzen vor Kälte. Ende März wandert das ganze, kleine Dorf mit den „Furken"[1] in die Weingärten und gräbt Stich um Stich mehr denn dreihundert Morgen Rebfeld um.

Hat die Frühlingssonne die Augen der Reben geöffnet, und treiben die Geschosse, so kommt das „Verbrechen",

[1] Das lateinische furca, Gabel.

später das „Heften". Zwischenhinein werden die Reben nochmals „gefalgt", d. h. vom Unkraut gereinigt.

Neben all' diesen vielen, meist beschwerlichen Arbeiten muß das übrige Feld für Kartoffeln und Frucht bestellt, und Gras und Heu für das Kühlein geholt werden.

So kommt unter vielem Schweiß der Herbst. Der Wein muß das meiste Geld bringen für „Martini", wo der „Jud" und der Domänenverwalter von Meersburg ihre Rechte geltend machen.

Gar oft wenig Wein und schlechte Preise.

Und drum kann man es, wenn alle zehn Jahre einmal ein guter Herbst kommt, den armen Rebleuten nicht verübeln, wenn dann die Männer eins über den Durst trinken, die Weiber „Hochstuben" halten und die Mädle hoffärtig werden.

Die Rebleute am Bodensee, wo der Weinbau nur durch des Menschen Anstrengung und Sorgfalt noch möglich ist, gleichen, wenn gute Weinjahre kommen, den Matrosen, die nach langer, stürmischer Fahrt und nach vielen Entbehrungen und Strapazen endlich wieder einmal ans Land kommen.

Deshalb sind die Ackerbau und Viehzucht treibenden Bauern in Deutschland vermöglicher als die Rebbauern, was leicht erklärlich ist. Jene haben jedes Jahr etwas, diese selten, und wenn's dann kommt, ist die Freude so groß, daß sie nicht ans Sparen denken, sondern nur an die Entbehrungen, für die sie sich jetzt schadlos halten wollen.

Es gibt freilich auch Ausnahmen, selbst in Hange. Eine solche war mein nächster Nachbar, der Sigmund Ainser, des Engelberts Bruder. Der Engelbert war, was „Bildung" betrifft, der reinste Professor gegen den stillen Sigmund. Der aber war ein Schaffer und Sparer, wie kein zweiter. Er trank fast gar nichts, spielte nicht, ging nicht ins Wirtshaus; er arbeitete nur, betete und — jagte.

Eine kleine Leidenschaft muß jeder Mensch haben, und die war beim Sigmund das Jagen, wenn's sein mußte, auch

auf verbotenen Wegen. Ich war einige Jahre Pächter von Hanges Jagdgebiet und er der Jäger. Während andere im Wirtshaus saßen, schlich der Sigmund still durch Wälder und Reben und jagte.

Jagen, Fischen und Vogelstellen
Verdirbt manch' guten Gesellen,

heißt ein altes Sprichwort, das der Sigmund aber gänzlich Lügen gestraft hat. Obwohl er oft für den Pfarrer fischte, vor seinem Fenster für ihn Zeisige fing und für ihn jagte, trug der Sigmund am Ende vom Jahr Geld in die Sparkasse oder kaufte sich ein Stück Feld und bezahlte es bar; Dinge, zu denen es sein Nachbar, der Pfarrer, nie gebracht hat.

Unzählige Male aber hat ihn dieser dafür belobt und bewundert, wenn beide am Abend im Pfarrhaus beisammen saßen und vom Fischen, Jagen und Vogelstellen redeten.[1] —

Der Schneider Bock strahlte, wenn er nach dem Herbst die Rebleute in den Löwen bestellen und ihnen schmunzelnd das Geld vom Hirsch und vom Seligmann vorzählen konnte.

Er selbst verdiente dabei sein gut' Stück Geld, denn er war ein ehrlicher Makler und ging mit seinen Chefs zum allermindesten so ehrlich um, als diese mit dem Hagnauer Wein. Allein, hatte er Geld, so fing er an, nicht bloß seinem „geliebten Lottchen" zu huldigen, sondern auch dem Größenwahn eines Weinhändlers. Er kaufte selbst Wein und verkaufte ihn wieder billig. So kam er in immer ärmlichere Verhältnisse, wozu Krankheiten seiner Frau auch noch beitrugen, und schließlich in den „Hof", wo er freies Quartier bekam.

Sein Weib, eine von Gicht und Alter gebeugte Greisin, trug trotz Schmerz und Armut immer noch die Physiognomie einer Amtmannstochter. Ja, noch mehr. Die meisten modernen Amtmannstöchter unterscheiden sich in

[1] Heute, 1911, ist er seit Jahren auch tot wie sein Bruder Engelbert.

der Regel von andern Töchtern so wenig, als ein Gänslein von dem andern. Die Frau des Schneiders Bock aber trug unverkennbar den Typus alter Ahnenbilder. Sie hatte große, dunkle Augen und eine lange, feine Nase.

Was nicht sehr ahnenmäßig aussah, war, daß sie schwer Tabak schnupfte. Als ich sie auf dem Todbett besuchte, hatte sie, wohl aus Armut, ihren Tabak in einer grauen Düte neben sich auf dem Bette liegen.

Sie hatte diese Untugend von ihrem Schneider geerbt, wie denn fast alle Schneider wegen ihres leichten Handwerks zum Zeitvertreib schnupfen. Man wird 100 Schneider finden, die schnupfen, bis man einen Grobschmied findet, der diesem Sport huldigt. Der Mann hat bei seiner schweren Arbeit keine Zeit dazu.

Aber Frauen, die schnupfen, und solche, die Schnaps trinken, und jene, welche die Haare kurz schneiden wie die Buben, haben bei mir nebeneinander feil. —

Die „Böckin", wie die Hagnauer die ehemalige Amtmannstochter hießen, starb 1882, nur fünfzehn Jahre weniger als hundert alt.

Ihrem Sarge folgte außer dem Manne auch Bernhard, der Sohn. Der aber war mir ebenso bekannt, wie sein Vater fremd; denn er hatte während meiner Studienzeit in Rastatt als Lazarettgehilfe gedient, einzelnen von uns Gymnasiasten nebenher die Haare geschnitten und mit uns in der „blauen Katze" gekneipt.

Als ich eines Tages, bald nach meiner Ankunft in Hagnau, nach einem Haarschneider verlangte, trat bei mir ein junger, schöner Mann mit elegantem Vollbart ein und sprach: „Ich kenne Euer Hochwürden selbsten von Rastatt her." Richtig, es war der Lazarettgehilfe Bock, von dem es eines Tages in Rastatt hieß, er sei mit einem österreichischen Leutnant der Garnison nach Frankreich desertiert. Seitdem hatte ich nichts mehr von ihm gehört, noch auch je gewußt, daß er von Hange sei.

Er hatte sich in Paris anwerben lassen und in der Fremdenlegion als Soldat anno 1859 die Schlachten bei Magenta und Solferino mitgemacht.

Seinem Regiment wurde, so erzählte er den Gläubigen, für hervorragende Tapferkeit bei Magenta das Ehrenbürgerrecht von Paris versprochen, aber nicht gehalten. Statt als Ehrenbürger nach Paris, kam der Bernhard mit seinem Regiment nach Afrika, wo die Legionäre in die kleine Sahara hinein Wege und Straßen bauen mußten.

Das gefiel ihm so wenig, daß er es vorzog, nach Ablauf seiner Dienstzeit heimzukehren und sich als Deserteur zu stellen. Er diente seine Strafzeit ab, machte 1866 wieder bei uns als Wundarzneidiener mit und hatte sich dann in Hange niedergelassen als Chirurg, Raseur und Friseur.

Aber das alles ernährte seinen Mann nicht, obwohl er noch mit einigen niedern Medikamenten handelte, die er „selbsten präparierte", wie Wurm- und Brechpulver.

Die wenigen „Mâne", welche sich rasieren ließen, bezahlten blutwenig pro Jahr, und das Haarschneiden wurde mit höchstens 10 Pfennig vergütet. Aber lange nicht alle Hangouer ließen sich vom Bock scheren; die meisten säbelten sich das wallende Haar der Germanen gegenseitig selber ab.

Hatte einer beim späten Nachhausegehen den Fuß übertreten oder sich beim Fuhrwerk verletzt, so probierte der verletzte Rebmann zuerst des Pfarrers Wasserkur und erst, wenn diese nicht half, rief er den Bock.

Der kam nun jeden Tag zum Verbinden, trank nachher seine Schoppen beim Patienten, und das bare Geld war in Anbetracht des Trunkes klein.

So verdiente der gute Bernhard wohl viele Schoppen, aber wenig Geld, und wurde dadurch das Trinken so gewohnt, daß er auch das wenige Geld, welches er verdiente, noch daran rückte und schließlich so wenig Kleingeld hatte, wie sein Vater.

Ja, wenn er Damenfriseur gewesen wäre, hätte der

Bernhard ein gutes Geschäft gemacht. Denn soweit ist Kultur und Mode in die Seedörfer gedrungen, daß ein Haarkünstler Beschäftigung findet sowohl in Hange als in Immenstaad.

Aber mit Haarflechten gab sich der Bernhard, ein Soldat und Fremdenlegionär, Mitsieger von Magenta und Solferino und versprochenermaßen Ehrenbürger von Paris, nicht ab, darum blieb er auch ohne Verdienst von Seite der Hangouer Damen, die am Werktag mit der Furke und am Sonntag mit falschen Haaren durch Dorf und Flur spazierten.

Sie ruhten auch nicht, bis ein Damenfriseur sich in Hange niederließ in Gestalt eines jungen Hagnauers, der in St. Gallen studiert hatte und mit seinem Vornamen Severin hieß.

Der Severin Seyfried, ein braver, stiller Bursche, hatte stets Arbeit in Fülle für die Rebfräulein in und um Hange. Aber eine Brustkrankheit legte ihn bald zum Sterben nieder.

Wie oft hab' ich an heißen Sommernachmittagen, wo alles im Feld und in den Reben war und man nichts im Dorf hörte, als meine Schritte — den guten Severin besucht! Im Hause war er allein, den Schlüssel hatten seine Leute hinter den Küchenladen gelegt. Dort nahm ich ihn, öffnete und ging hinauf zu dem Kranken, der in einer sonnigen Stube dem Ende seines jungen Lebens entgegensah.

Wie freute er sich, so oft ich in jenen einsamen Stunden ihn aufsuchte, und wie erbaute ich mich an seiner Frömmigkeit und an dem stillen Duldersinn seiner reinen Seele!

Nie — des bin ich sicher — hat, seitdem es Damenfriseure auf Erden gibt, ein so frommer Mensch dieses parfümierten Standes gelebt, wie der Severin einer war. Darum gaben auch die Jungfrauen des Dorfes in weißen Kleidern dem Braven das Geleite zur letzten Ruhe. —

Der Chirurg Bernhard machte auch den Feldzug von 1870 als Wundarzneidiener mit und kehrte nach dessen Be-

endigung wieder nach Hange zurück, wo er blieb, trotzdem seine Praxis nicht besser ging als zuvor. Allein der Bernhard wußte, daß in Hange noch kein Mensch verdurstet sei, und den Hunger fürchtete er nicht.

Er war natürlich nach wie vor mein Friseur. Und obwohl ich ihm mit der Wasserkur oft unfreiwillige Konkurrenz machte, standen wir stets auf dem allerbesten Fuß, und während ich ihm zum Haarschneiden saß, sprachen wir von den alten, vergangenen Zeiten, die wir in Rastatt verlebten.

Als im Laufe der ersten achtziger Jahre seine Lage immer prekärer wurde, zog er, der bisher eine eigene Haushaltung geführt hatte, auch zu seinen Eltern in den Hof und wurde, wie die Hagnauer sagten, Hofchirurg. Übrigens hatte der Bernhard, wie einst sein Schneidervater, zeitweilige Beziehungen zu einem Hof.

Zur Sommerszeit, wenn der Prinz Wilhelm von Baden Hof hielt im nahen Schloß Kirchberg, war der Bernhard der Verschönerungskommissär für des Prinzen Kammerdiener, Lakaien, Köche und Kutscher. Allein die Einnahmen von dort, so gut sie auch waren gegen die sonstige Praxis, halfen dem Bernhard so wenig auf einen grünen Zweig, als seinem Vater das Weinkommissariat von Stuttgart.

Aber in einem Punkte waren beide, Vater und Sohn, groß. Nie sah ich einen unglücklich über seine Lage, noch weniger bettelhaft. Sie trugen des Weltalls Kummer und Sorgen mit dem Gleichmut, der Menschen beseelen soll, die in der Befolgung ihrer Neigungen und Wünsche ihr Himmelreich sehen.

Das Schicksal traf den Bernhard nach dem Tode der Mutter und nach meinem Weggang so hart, daß ihm ein Arm abgenommen werden mußte. Jetzt war er völlig brotlos, und die Gemeinde mußte ihn erhalten, während der Vater ihn im Hof verpflegte. Auch der andere Arm sollte noch abgenommen werden, aber dessen sträubte er sich. In

Schmerzen und Elend verbrachte er unter der Pflege des Vaters noch zwei Jahre, bis der Tod ihn erlöste.

In allen Ehren begruben ihn seine Mitbürger, und manch reicher Mann hat keinen Leichenzug, wie der Bernhard ihn gehabt, der stets zufrieden war mit seinem Los, fröhlich mit den Fröhlichen, wenn er Geld hatte, und nicht unglücklich, wenn er keins hatte.

Klemens aber, der Vater, wurde nach des Sohnes Tod auch ortsarm. Schneidern konnte er nicht mehr, und die Tage des Weinhandels waren für ihn auch vorüber. Er behielt seine Armenstube im Hof, und die Gemeinde bezahlte ihm die Kost bei einem Bürger, dem er des Tags über die Kinder hütete.

Und wie mein großer Sakristan am Abend seines Lebens Kindsmagd wurde und nebenher Weltgeschichte las, so dachte der Klemens, in gleicher Stellung, über das „bayerische Lotto" nach. Er hatte es, nach seinen eigenen Worten, „nach 50jährigem Studium, so weit gebracht, daß er die Nummern, welche gewinnen, vorausbestimmen konnte und, wenn er noch einmal hundert Mark setzen könnte, in kurzem ein reicher Mann wäre".

Da ihm die hundert Mark niemand borgen wollte und es mit dem Reichtum nichts war, suchte er auf andere Art sich noch bisweilen einen guten Tag zu verschaffen. So kam er in den neunziger Jahren einmal bei seinem Kinderhüten auf den Gedanken, ein „Fest der alten Leute von Hange" zu veranstalten.

Man sagt so gerne, der Seewein sei ungesund, mache Gries und Stein und verkalke die Gefäße des Menschen. Und doch leben in den Dörfern am See, vorab in Hange, sehr viele steinalte Leute, die ihr ganzes Leben hindurch den Seewein nie gespart haben, außer, wenn sie keinen hatten.

Diese alten Leute beiderlei Geschlechts zu einem Festtag zu sammeln und für dieses Fest die nötigen Gelder auf-

zutreiben, das war der Plan des alten Bock. Er führte ihn glänzend aus.

Eines Tages schickte er mir nach Freiburg einen von ihm geschriebenen Aufruf, in welchem mit beredten Worten das Alter als eine „Ehrenkrone" geschildert war, die besonders den greisen Leuten in Hagnau gebühre, weil sie in Sorgen und Mühen des Lebens alt geworden seien. Es sei deshalb beabsichtigt, einen gemeinsamen Tag zu feiern mit Kirchgang und Festmahl.

Ich sollte ihm den Aufruf korrigieren, den er dann als Einladung an alle Freunde seines Gedankens sandte, von denen er glaubte, sie hätten Lust, etwas beizusteuern.

Er erhielt namhafte Gaben, besonders auch vom Prinzen Wilhelm. Ich stiftete ein Faß Freiburger Schloßberger. An alle Geber richtete dann der alte Klemens ein brillantes Dankschreiben.

Mich wunderte es aber, daß der Schneider, welcher nie in die Kirche kam, in das von ihm verfaßte Programm einen „Kirchgang" aufgenommen hatte. Und nun erfuhr ich, daß er seit einigen Jahren wieder in die Kirche gehe.

Mein Nachfolger im Pfarramt, ein viel frömmerer Mann als ich, war dem verlorenen Schaf nachgegangen und hatte den Alten interpelliert, warum er nie zur Kirche komme.

Mag das Alter ihn mürbe gemacht haben, er bekannte, daß er in seiner Jugend ein Versprechen abgelegt habe, eine Wallfahrt nach Einsiedeln zu machen. Er sei aber nie dazu gekommen. Immer habe es am Geld gefehlt, und wenn er solches hatte, habe er es dem Lotto geopfert und nicht der Wallfahrt.

So lange das Gelübde ihn gedrückt, habe er geglaubt, unwürdig zu sein für Messe, Beicht und Kommunion, und so sei er zur Beruhigung seines Gewissens schließlich dem Gottesdienst ganz fern geblieben.

Der Pfarrer Fehrenbacher gab ihm nun das Geld zur Wallfahrt. Freudig reiste er nach Einsiedeln und kehrte

zurück mit guten Vorsätzen. Seitdem ging er zur Kirche, so oft es sein Amt als Kindsmagd erlaubte.

Ich möcht' es aber bezweifeln, ob aus dem „alten Bock" ein frommes Schäflein geworden. —

Der lustige Schneidersmann sprang, noch zu Anfang des 20. Jahrhunderts, rüstig durchs Dorf als Zweiundneunzigjähriger. Ja er machte selbst wieder den Weinagenten für das Haus Hirsch. Sonst amtete er als Kindsmagd und Oberkellner beim Wirt Polykarp Freiheit oder er fungierte als Zuschneider bei einer Näherin, die auch für „Herren" arbeitete, bis Altersschwäche ihn ins Spital nach Meersburg trieb, wo er 1903, 93jährig dem Tod seinen lange gefristeten Tribut entrichtete.

6.

Während der Schneider Bock zu meiner Zeit nie in die Kirche kam, waren seine zwei Mitschneider meine besten Kirchgänger. Den einen kennen wir, den Ludwig, der andere, der dritte und letzte unserer Dorfschneider, war der Matthäus Wegis.

Der Matthä, noch älter als die andern, war dem Range nach der unterste Schneider. Er hatte kaum zu flicken. Aber in einem übertraf er seine beiden Zunftgenossen, er war der einzige Schneider, welcher Segel machen konnte, und das ist eine viel größere Kunst als ein Paar Hosen zusammenzunähen.

Ein Segel zu schneiden und zusammenzunähen, daß es sich elegant zu einer Schwanenbrust anschwellt und so das Schiff durch die Wellen treibt, das bringt nicht leicht einer zuweg. Der Matthä aber konnte das.

Ein Segel hält ziemlich lange, bis der Wind Löcher hineinreißt, und deshalb wird ein neues Segel selten begehrt. So war der Matthä meist Segelflicker, aber auch dies Flicken ging ihm ab, nachdem die Dampfschiffe die Segelschiffahrt am See fast gänzlich vertrieben hatten.

In seinem winzig kleinen, zerfallenen Häuschen am See saß er zu meiner Zeit bei der rauhesten und ordinärsten Flickarbeit, ein Bild des Friedens und der Armut.

Der Ludwig war gewiß ein stiller, bescheidener Mann, aber der Matthä übertraf ihn noch an Stille und Bescheidenheit.

Wenn er an Sonn- und Feiertagen in seinem langen, blauen Rock und seiner großen Schildkappe zur Kirche ging, schritt er so friedlich und schweigsam neben den übrigen Kirchgängern her, als ob er ein Fremdling wäre und den ersten Tag im Dorfe.

Seine Stimme tönte so ruhig und so schüchtern aus dem Munde, als ob er fürchtete, mit dem Reden den Schlaf eines Kranken zu stören.

Ich frug mich oft, wenn die stille Rede und die gewaltige Ruhe des alten Schneiders mir, dem laut und viel Schwätzenden, imponierte, ob das Temperament des Schneiders ein so glückliches sei oder ob sein freudenloses Leben den Mann so still und wetterhart gemacht haben mochte.

Wie die Kieselsteine vor seinem Häuschen die Wellen des Sees ruhig an sich hinschlagen und wieder fortlaufen sahen, so still trug der Matthä das Leben und seine Not.

Als er zu sich kam in dieser Welt, als Kind, befand er sich schon im Armenhause von Hange, damals, und ehe „der Hof“ an die Gemeinde kam, eine elende Holzbaracke, in welcher Regen und Schnee den Armen auf die Betten fielen.

Sein Vater, ein blutarmer Schuhmacher, hatte sein Häuschen und seine Reben im Gantweg verloren und saß bei den Ortsarmen, mühsam ein karges Brot für sich und die Seinigen verdienend.

Mit dem neunten Lebensjahr mußte der Matthä fort unter fremde Leute. Aber er kam vom Armenhaus in ein Paradies, als der alte Müller draußen in der Harlachen ihn als Ochsenhirten aufnahm.

Hart war die Arbeit: Um 3 Uhr des Morgens zur Sommerszeit aufstehen und die Ochsen zur Weide führen; um 1/4 6 Uhr die Tiere vor den Pflug spannen und „mennen"[1]; am Nachmittag wieder zum Pflug und dann auf die Weide bis in die tiefe Nacht; so verging dem Hirten der Sommertag.

Aber das Essen war ein Fürstenessen für den Buben aus dem Armenhaus. Doch ging diese Herrlichkeit nur einen Sommer und einen Herbst lang. Dann kam der Winter wieder beim armen Schuhmachervater, und als das Frühjahr kam und mit ihm das Hungerjahr 1817, wollte kein Müller und kein Bauer einen Ochsenbuben, weil das Essen so rar war.

Ein Hungerjahr in einem Armenhaus verbringen, das läßt sich, sprach der Matthä noch als Greis, nur fühlen, nicht beschreiben.

Die Gemeinde gab den Armen alle zwei Tage einige Portionen Hafermehl, aber das war meist gefälscht und enthielt wenig Nährstoff.

Doch, wie der Herr den Juden in der Wüste das Manna sandte, so schickte er jeden Morgen den Hungerigen von Hange eine andere Gabe, die Weinbergsschnecken. „Je mehr wir Schnecken auflasen," erzählte der alte Schneider, „um so mehr waren am andern Morgen wieder da."

Der Matthä las nicht nur jeden Tag einen Korb voll für die eigene Familie, sondern sammelte auch noch zum Verkauf. Vom erlösten Geld kaufte die Mutter dann Kleie und buk den Kindern Brot.

Als die Hungersnot vorüber war, ging der Bube wieder in die Fremde als Hirte in das zwischen Meersburg und Hange auf einer Anhöhe gelegene Dorf Stetten, im Volksmund „Stetthuim".

Die Stetthuimer sind meist regelrechte Bauern, die dem Binnenlande zu eine große Gemarkung haben und nur an

---

[1] Die Ochsen am Pflug treiben.

den Halden gegen den See hin Wein bauen für ihren eigenen Durst, der auch nicht klein ist.

Aber auch Originale hatten sie zu meiner Zeit einige, so den Brunnengeßler, den Strobel und den Megerle.

Der Brunnengeßler, der größte Bur im Dörfchen, welcher seinen Namen von dem Brunnen führte, hinter dem sein Haus stand, war der Typus eines Bauernprotzen.

Er wußte, daß er der erste Bur sei ringsum, und ließ das nicht bloß aus seinem dicken Gesicht lesen, sondern auch in seiner Sprache vernehmen.

Wenn er mit seinen zwei Braunen daherfuhr, so wußte man nicht leicht, wer sich stolzer trug, der Bur oder seine Gäule.

Ich mag alle Bauern, sogar die protzigen, drum redete ich auch gern mit dem Brunnengeßler. Ein Bur, der stolz ist auf seinen Hof, seine Matten, seine Felder und Wälder und auf seinen Viehstand, ist mir weit lieber als ein halbgebildeter Geldprotz, der sein Geld durch verdächtige Spekulationen ergaunert oder von seinem „grundehrlichen" Vater ererbt hat und deshalb meint, er müsse für gescheit gehalten und nach der Größe seines Geldsacks respektiert werden.

Wenn ein Bauer protzt ob seines schönen Gutes, das er zwar auch ererbt hat, aber in gutem Stand erhält durch eigenen Fleiß und emsige Arbeit, so will mir das baß gefallen. Und wenn ein Bauer stolz ist darauf, daß er ein Bauer ist und zwar ein rechter, lob' ich mir den Mann. Und so war der Brunnengeßler von Stetthuim einer.

Zu Fuß ging er nur am Sonntag Morgen. Da kam in aller Frühe sein Schwager, der Müller von der Harlachen, den Stetthuimer „Bichel" herauf, stillvergnügt ob des Sonntags. Am Wegweiser stand dann der Brunnengeßler, und nun marschierten beide langsam auf der Höhe hin zur Frühmesse nach Meersburg. Nachdem sie gebetet, wurde getrunken und erst gen Mittag der Heimweg angetreten. Am Wegweiser, vor dem Abschied, bestellten sie sich wieder auf

den kommenden Sonntag, denn beide gingen fürs Leben gern in die Frühmesse und noch lieber nach derselben ins Wirtshaus. Und mein alter Freund, der Müller Andreas Keller glaubte, eine kurze, stille Messe und ein langer, stiller Trunk seien für einen geplagten Müller und für den Brunnengeßler an Sonntagen das beste.

Jahrelang zogen die beiden in die Frühmesse nach Meersburg und am Mittag wieder heim. Aber alles nimmt ein Ende auf Erden, so auch der stille Gang der beiden frommen Beter. Den Brunnengeßler haben sie längst begraben, droben bei der Stetthuimer Kapelle, die weithin in den See schaut. Nach seinem Tod wandelte „der Harlacher" an Sonntagen abgehärmt in die Frühmess' nach Hange und dann wieder heim — ohne Trunk, bis sie auch ihn zu Hange, wo er die letzten Lebensjahre verbracht hatte, begruben, den stillen, liebenswürdigen Mann, der manchen Abend bei mir saß und eins trank, wenn er das Geld holte für das Schrotmehl, das er mir zu meinem Grahambrot geliefert. —

Auf dem gleichen, sonnigen Kirchhof liegt neben dem reichen Geßler ein anderer Stetthuimer, der ein armer Teufel, aber ein geistreicher Mensch war.

Anfangs der siebziger Jahre kam eines Abends ein fremder, großer Mann mit einem blassen, scharfblickenden Gesicht und struppigen, schwarzen Haaren zu mir und bat mich um Bücher zum Lesen.

Auf mein Befragen stellte er sich vor als „der Strobel von Stetten, Korbflechter, Holzschuhmacher und Metzger". Da diese Sorte von Leuten nicht gerade erpicht ist aufs Lesen, so rekommandierte der Mann sich bei mir schon von vornherein. Aber ich ersah auch bald, daß ich einen geistreichen Mann aus dem Volke vor mir hatte.

Ich kam fortan öfters in Verkehr mit dem Strobel und freute mich jedesmal seiner geistigen Fülle und Schärfe. Wo man ihn anbohrte, war er daheim, und über alte Geschichte konnte er so gut reden, wie über neue.

Nebenbei war er ein kreuzbraver Mann und Familienvater, der im Sommer sein kleines Gütchen bearbeitete und im Winter Holzschuhe machte, Körbe flocht und von Haus zu Haus den Bauern die Schweine schlachtete und Würste fabrizierte, und zwar alles in bester Art.

Wie feingeistig der Strobel war, hiervon nur ein Beispiel. In Stetthuim war in den siebziger Jahren ein Haus angezündet worden. Die Stetthuimer hatten den Eigentümer in starkem Verdacht, sein Haus selbst angesteckt zu haben; aber Beweis war keiner vorhanden, und niemand getraute sich deshalb der entrüsteten Volksmeinung Ausdruck zu verleihen.

Der Strobel fand das erlösende Wort. Als eines Sonntags die Stetthuimer im Dorfwirtshaus saßen und der vermeintliche Brandstifter auch kam und sich an den Tisch setzte, sprach der Strobel zu ihm: „Du, heut' Nacht hat mir's geträumt, Du habest Dein Haus angezunden!"

Sprach's und ingrimmig lachten die Stetthuimer auf. Der Getroffene aber konnte nichts machen, weil Träume bekanntlich nicht strafbar sind.

Korbflechten, holzschuhmachen und metzgen geht nicht zusammen mit Studium und Lesen. Drum starb der Strobel noch ziemlich jung an einem Gehirnleiden.

Den dritten Stetthuimer lernen wir im nächsten Kapitel kennen. —

Und nun wieder zum Matthä.

Von Stetten zog er anno 1824 als Knecht nach Kippenhusen zu dem Bauern Väletin, der dem jungen Knechtlein für 16 Gulden Jahreslohn alle Arbeiten aufhing, während er, selbst an Werktagen, dem Gansschießen oblag.

Das Gansschießen blüht heute noch in Kippenhusen, dem melancholischen Dorfe, dem der Blick auf den See durch einen Bergrücken verdeckt ist, an dem die Kippenhuser einen harten Wein pflanzen. Sie selber aber sind weit mehr Bauern als Rebleute, und darum halten und

züchten sie auch Gänse, deren es in Hange nicht ein Stück gibt trotz des großen Wassers an seinen Häusern hin.

Der echte Rebmann haßt alles, was Gans, Ente oder Huhn heißt, weil es ihm in den Weinbergen und Gärten Schaden macht.

Drum gab's in Hange nie ein Gansschießen. Die alten Hangouer waren zwar eifrige Schützen, die ihre Schießstände in den See hineinmachten, aber um „Zinngeschirr" schossen.

Man findet deshalb in vielen Häusern noch altes, schönes Zinngeschirr, Teller, Schüsseln, Krüge; alles Trophäen der einstigen Schützenzeit.

Kippenhusen hat, wie gesagt, heute noch sein Gansschießen, während in Hange längst nicht mehr geschossen wird.

Gar oft, wenn ich an stillen Sonntagabenden nach Kippenhusen wandelte zu meinem Nachbar, dem nahezu blinden, jetzt seit vielen Jahren toten Pfarrer Schroff, krachte es im Dorf beim Gansschießen.

Mein Freund war jeweils bös, daß seine Pfarrkinder so gerne knallten, aber ich nahm sie immer in Schutz und meinte, ihr Dorf sei so abgelegen, daß der Wanderer am See hin nicht glauben würde, daß dahinten auch noch Leute wohnten, wenn die Kippenhuser nicht ihre Flinten bisweilen krachen ließen.

Aber nicht bloß der Pfarrer von Kippenhusen war mein Freund, sondern auch der Wirt des Dorfes, obwohl ich nie sein Haus betreten.

Der Sternenwirt Kadler und ich hatten Freundschaft geschlossen auf der Straße.

Es gab Zeiten, wo ich auf meinen Spaziergängen täglich durch Kippenhusen kam oder in seinem Bann herumstreifte. Und so oft der Sternenwirt und ich uns trafen, hielten wir großen Diskurs; denn der alte Kadler war ein gutmütiger Mann im höchsten Sinne des Wortes oder

wie die Hangouer sagen, „der Mann ist brav, bräver wäre nit gut".

Aber der Sternenwirt von Kippenhusen hielt trotz seiner mehr als gutmütigen Denkungsart sehr viel auf sich, und gerade deshalb hielt ich sehr viel auf ihn. Trafen wir uns am Abend auf dem Felde, und ich fragte ihn, ob er fleißig sei, meinte er regelmäßig: „Ich arbeite heute schon 8 Stunden im Feld und bin doch schon über 75 Jahre alt, aber der Mann bin ich."

Zu allem, was er von sich erzählte, setzte er rühmend jeweils hinzu: „Der Mann bin ich." Und um dieser Redensart willen liebte ich den alten Kadler, und wir waren allezeit gut Freund, weil ich ihm durch alle möglichen Redewendungen Gelegenheit gab, seinen Leibspruch anzubringen: „Der Mann bin ich."

Am meisten aber war er stolz darauf, daß er in seinen alten Tagen erst geheiratet und noch eine junge, schöne Frau und zwei Kinder bekommen habe. Wenn er auf dieses Thema zu reden kam, schlug er auf seine Brust und sprach mit Emphase: „Der Mann bin ich, Herr Pfarrer."

Er lebte noch, als ich den See verließ, aber sicher hat ihn jetzt jener schon längst geholt, der wie kein anderer sagen kann: „Der Mann bin ich" — der Mann mit der großen Sense, mit welcher er alle Männer, auch die stolzesten, niedermäht und selbst den Sternenwirt von Kippenhusen.

Während ich dies Buch für den Druck revidiere, bekam ich die Nachricht, daß auch seine „schöne, junge Frau" als alte Schwiegermutter das Zeitliche gesegnet habe. —

Unser Matthä hörte als Knecht in Kippenhusen nur das Schießen, aber die Prämiengänse und das Wirtshaus sah er nie; denn einmal mußte er ohne Rast und Ruh arbeiten, und dann holte sein armer Schuhmachervater den Lohn, ehe er verfallen war, auf Heller und Kreuzer.

Diese Erfahrung entleidete dem Matthä den Knechtsstand, und er beschloß, den Pflug mit der Nadel zu vertauschen und ein — Schneider zu werden.

Vater und Sohn waren entzückt über diesen Gedanken; denn, der eine Schuhmacher, der andere Schneider, und beide in Kompanie arbeitend im Armenhaus zu Hange, das müßte infolge des großen Verdienstes ein wahres Schlaraffenleben hervorrufen.

Aber wo einen Meister finden, der es billig täte, den Matthä in die Kunstgriffe der Schneiderei einzuweihen? Überall, in und um Hange, forderten die Lehrherren der Schneiderzunft fünfzig Gulden, die aufzubringen weder der Vater noch der Sohn imstande war.

Da gingen beide auf die Wanderschaft, um einen billigen Meister zu suchen, hinein ins Binnenland, in den Linzgau. Überall, wo ein Schneider einsam wohnte und auf seiner Hölle saß, ward gefragt, was es koste, den Matthä zum Schneider zu machen.

Der eine wollte fünfzig, der andere fünfundvierzig, der dritte vierzig Gulden; alle aber waren dem armen Schuster zu teuer. So hausierten Vater und Sohn das einsame, elegische Salemertal hinunter, bis sie den altehrwürdigen Klostergebäuden von Salem sich nahten und kurz davor in Stefansfeld, einem kleinen Weiler, noch einen Schneider trafen. Der war zugleich Totengräber für Stefansfeld und für Salem, wo seit der Säkularisation des herrlichen Stifts die Beamten sitzen der Markgrafen von Baden, denen Napoleon I. das Kloster samt seinem großen Besitz durch den Macht- und Rechtsspruch der Kanone geschenkt hatte.

Dieser Schneider wollte den Matthä lehren für fünfunddreißig Gulden; davon sollten fünfundzwanzig nach der Probezeit bezahlt werden, die letzten zehn aber der Lehrling als Geselle abverdienen.

Jetzt schlug der alte Schuster dem Schneider seinen Sohn zu. Dann begab er sich vor den hohen Rat zu Hange und erbat aus den „milden Stiftungen" die fünfundzwanzig Gulden und erhielt sie.

So klein Hange ist, so hat es doch schöne Stiftungen,

meist gegründet von Geistlichen, die ehedem da wirkten, aber merkwürdigerweise mehr von den Kaplänen als von den Pfarrherren. Einst hatte Hagnau bei seinen 600 Seelen einen Pfarrer und drei selbständige Kapläne; der erstere hatte siebenhundert Gulden Gehalt, mußte aber davon noch hundert an die bischöfliche Tafel nach Konstanz abgeben, die letztern bezogen je dreihundert Gulden und hatten jeder eine elende Hütte als Wohnung und einige kleine Weingärten.

Sämtliche Pfründnießer waren also blutarme Teufel, während der Fürstbischof in Konstanz und seine adeligen Domherren im Fett schwammen, bis, ein wohlverdientes Strafgericht, die Säkularisation hereinbrach und den Adel aus den Bistümern und Kanonikaten hinausschwemmte.

Und doch haben diese armen Priester zu Hange, vorab die Kapläne, noch Stiftungen hinterlassen für die Gemeinde. Aber sie lebten so einfach, wie die Rebleute, und ihre Haushälterinnen bearbeiteten eigenhändig die Kaplaneireben und lasen das nötige Brennholz im Walde auf.

Ich lebte in Hange wahrlich auch nicht im Luxus, aß jahraus jahrein fast täglich den gleichen Kohl und das gleiche Fleisch, aber ich kam mir, so oft ich von den Stiftungen ehemaliger Kapläne hörte, vor wie ein Verschwender und Lump. —

7.

Es gibt selten ein Tal, das friedlicher drein schaut, als das fruchtbare Tal von Salem mit seinen im Sommer weithin wallenden Fruchtfeldern, seinen stillen Dörfern und Weilern, und im Hintergrund die ernsten, monumentalen Klostergebäude. Aber nie hat mich ein Tal so elegisch gestimmt, wie das von Salem.

Wenn ich oft auf der Höhe von Baitenhusen stand zur Sommerszeit und hinabschaute ins totenstille Tal, überkam mich jeweils eine schwere, aber wohltuende Melancholie.

Es mag dies daher gekommen sein, daß der Wanderer, der eben hinaufgestiegen war an Hügeln mit Fernsicht auf das wogende schwäbische Meer und die im Eis blitzenden Firste der Alpenwelt, plötzlich, auf der andern Seite hinabsteigend, das einsame, friedliche Tal vor sich sah, und daß so der plötzliche Wechsel in der Natur in der Seele die Melancholie bewirkte.

Auch unsern Matthä mochte es angreifen, wie wildes Heimweh, wenn er in dem einsamen Stefansfeld saß als Schneiderlein, keinen See mehr sah und um keine Gans mehr schießen hörte. Aber zum Dulder geboren, trug er still seine Lehrzeit, nebenher eine poesievolle und eine grausige Arbeit verrichtend.

Sein Meister war neben seinem Totengräberamt auch noch Glöckner für die Kapelle von Stefansfeld und übertrug es fortan dem Matthä, der als einstiges Knechtlein graben konnte, den Toten das Grab zu öffnen und zu schließen und dreimal des Tags das Glöcklein auf der Kapelle zu läuten.

Und wenn am frühen Morgen, am späten Abend und am sonnigen Mittag in den Jahren 1825—27 das Ave-Glöcklein auf der Kapelle von Stefansfeld friedlich und hell durch das stille Tal hintönte, wußten wohl wenige davon, daß ein vielgeplagter Schneiderlehrling es läuten machte, der nebenbei die Toten begrub, den Bauern ringsum die Kleider flickte und Heimweh hatte nach dem Bodensee, wiewohl sein Vater im Armenhaus wohnte.

So wacker aber hielt der Matthä aus, daß selbst sein Meister Erbarmen fühlte und ihm ein halbes Jahr an der Lehrzeit schenkte. Nachdem der junge Geselle noch den Rest seines Lehrgeldes abverdient hatte, zog er, vom Zunftgesetz getrieben, in die Fremde.

Bescheiden, oft mit Hunger kämpfend, wanderte er zwei Jahre lang landauf und landab im Badischen und in der Schweiz. Meister aber fand er jeweils nur für kurze

Zeit, weil eben der gute Matthä in Stefansfeld keine „feine Arbeit“ machen gelernt hatte.

Wie genügsam der brave Geselle war, beweist die Tatsache, daß ihm die Stadt Rastatt, wo er eines Tages Arbeit gefunden, trotz ihrer Öde und Langweile überaus gut gefiel; nur das behagte ihm nicht, daß er beim Meister Hunger leiden mußte.

Ich bin ein alter Schwärmer für Rastatt, aber nie habe ich, mich nicht ausgenommen, einen Menschen gehört, der behauptet hätte, in Rastatt sei's schön. —

Drei Wanderjahre waren vorgeschrieben, aber, nachdem er bereits zwanzig Wochen im Herbst des zweiten Jahres arbeitslos „auf der Walz'“ gewesen, ging er heim, Ende 1829, und machte einem Hangouer ein Paar Hosen.

Diese Mordtat erfuhr der einzige Schneider im Dorf, der uns schon bekannte Pfaff aus dem Katzenmoos, und verklagte den Matthä, weil er ohne ein Meisterstück gemacht und ohne drei Jahre gewandert zu sein, sich erkühnt habe, einen Kunden anzunehmen und diesem ein Paar Hosen zu schneidern. Nur der Umstand, daß der neidische Schneider diese Freveltat nicht genügend beweisen konnte, rettete den jungen Gesellen vor Strafe.

Was sollte er aber jetzt machen, um sein Brot zu verdienen? In der Fremde fand er keine Arbeit und daheim durfte er für andere Sterbliche keine Nadel und keine Schere in Bewegung setzen.

Zu taglöhnern auf dem Feld und in den Reben gab es nichts, weil es kalter Winter war, und im Armenhaus dem Vater Schuster zur Last sitzen, ging auch nicht länger.

Da kam — wie die Schnecken von 1817 — dem Matthä Hilfe durch jenes seltene Ereignis, daß anno 1830 der Bodensee überfror und mit Roß und Wagen befahren werden konnte. Nun gab's für den Schneider, der nicht schneidern durfte, Verdienst.

Er zog auf einem Schlitten täglich einem Schweizer

Fruchthändler Korn, das dieser im Badischen gekauft, über das Eis hinüber in die Schweiz.

Es war eine harte Arbeit und ein weiter Weg von drei Stunden, bis er drüben war, aber fröhlich machte ihn der Matthä und bedauerte es schmerzlich, als das Eis auftaute und ihn wieder brotlos machte.

Doch das Frühjahr kam ins Land gezogen, und bald gab's Taglohn im Feld, und als auch dieser zu Ende ging, nahm der Schneider den Wanderstab und ging wieder in die Fremde, sein drittes Wanderjahr abzumachen. Doch um sicher zu sein, daß er nicht wegen seiner Bauernschneiderei nur kurze Arbeit fände, zog er in die Gegend, in der er gelernt hatte.

Oberhalb Stefansfeld, am Fuße des Heiligenbergs, liegt der älteste Ort des Linzgaus, Altenbüren, wo schon zur Zeit Karls des Großen die Linzgaugrafen an der Stelle, die heute noch Schattbuch heißt, unter einem uralten Buchenbaum zu Gericht saßen.

Hier nahm der Matthä Arbeit bei einem Meister, der jahraus jahrein auf der Stör arbeitete und die Buren am ganzen Heiligen- und Gehrenberg hin mit Kleidern versah.

Es waren abermals harte Tage. Um 4 Uhr morgens ward aufgestanden, ob Sommer oder Winter; denn um ½6 Uhr mußten die Schneider die Arbeit auf der Stör antreten und hatten oft stundenlang zu laufen, bis sie auf dem Hof ankamen.

Manchmal ward bis gen Mitternacht fortgeschneidert, um fertig zu werden, da am andern Morgen einem andern Buren das Kommen versprochen war. Bei Sturm und Regen, bei Eis und Schnee zogen die Schneider dann noch heim, um in aller Frühe wieder nach einer andern Richtung aufzubrechen. Und das alles trug dem Gesellen 48 Kreuzer (1 Mark 40 Pfennig) Wochenlohn ein.

Dazu waren die Buren an den Berghalden hin oft unbarmherzig gegen die armen Schneider. Wenn jene am

Morgen schon ihre Suppe gegessen hatten, ehe diese, durch Sturm oder unwegsame Gegend aufgehalten, da waren, so bekamen sie nichts mehr zu essen.

Trotz aller Entschuldigung, daß sie unmöglich hätten früher kommen können und schon seit vier Uhr auf den Beinen wären, sprach der harte Bur: „Ihr lieben Schneider, es kann Wahrheit sein, was Ihr da sagt, aber wir essen jeden Morgen um 5 Uhr und haben heute bis $^1/_2$6 Uhr auf Euch gewartet, und dann hat alles im Hause gegessen. Zweimal des Morgens wird bei mir nicht gegessen, ausgenommen, wenn jemand im Hause krank liegt. Wenn Ihr krank seid, so wäret Ihr daheim geblieben. Mittags kocht man wieder, dann könnt Ihr Schneider das Morgenessen einbringen, wenn Ihr wollt."

Sprach's, setzte seine schwarze Zipfelkappe auf und ging, zur Winterszeit in die Tenne zum Dreschen, im Sommer aufs Feld.

Die Schneider setzten sich geduldig an die Arbeit und hungerten bis Mittag, wenn nicht eine mitleidige Bäuerin hinter dem Rücken ihres Mannes ihnen etwas zusteckte.

So blieb der Matthä in der Fremde, nicht ein Jahr, sondern fünf Jahre. Von Zeit zu Zeit ging er über den Berg, welcher das Tal von Salem vom Seeland trennt, und brachte seinen armen Eltern etwas von seinem sauer verdienten Lohn.

Im Herbst 1835 blieb er daheim und machte sein Schneiderstaatsexamen, um Meister seiner Zunft werden zu können. Der Zunftmeister von Meersburg, Schneider Thum, gab ihm auf, allein ein Paar Hosen und einen Sonntagsrock zu machen, und kam dann während der Arbeit einigemal unverhofft nach Hange, um zu sehen, ob dem Matthä niemand helfe.

Als das Meisterstück fertig war, versammelte sich das hohe Kollegium der Zunft, der Schneider Thum, der Hutmacher Schädler von Markdorf und der Seiler Baitner von

Meersburg, in letzterer Stadt und schlugen den Matthä zum Schneidermeister, für welchen Ritterschlag er den hohen Preis von sechzehn Gulden und einen gehörigen Trunk bezahlen mußte.

Jetzt war er Meister, setzte sich zu seinem Bruder Konrad, der Schuster war, ein Häuschen erworben und die Eltern aus dem Armenhause zu sich genommen hatte, und half ihm Vater und Mutter ernähren in ihren alten Tagen.

Zehn Jahre lang „meisterierte" er so, konnte aber neben dem Hofschneider Bock und dem sanften Ludwig nicht recht prosperieren, weshalb er sich nebenher als Spezialist in der Segelschneiderei auftat.

Als solcher bekam er nach dem Tode seiner Eltern Mut, für fünfhundert Gulden, die er natürlich schuldig blieb, ein kleines Häuschen am See zu kaufen und sich zu verheiraten. Ein armer Schneider, der seine Hütte schuldig ist, bekommt nicht leicht eine reiche Frau, und so kam es, daß des Matthäs Kreszenz so wenig hatte, als er selber, und dazu noch eine schwächliche, kranke Person war.

Ein Stück Reben und etwas Feld für ein Kühlein oder ein Paar Geißen muß auch der ärmste Hagnauer haben, wenn er ein Haus sein eigen nennt. Und das kann er alles auch bekommen ohne Geld, wenn er kein Lump ist, und zwar, wie schon oben erzählt, vom „Jud". Der gibt ihm Reben und Feld, wenn er nur den Zins bezahlt an Martini und läßt sie ihm selbst dann noch, wenn er ein oder das andere Jahr nicht bezahlt.

Aber dabei bleibt der Mann eben immer ein Märtyrer, der fast nie daran denken kann, von seiner Schuld loszukommen. So hatte auch der arme Matthä seine Schulden noch am Ende seines Lebens.

Was er aufbrachte neben seinem kärglichen Lebensunterhalt, fraßen die Zinsen und das alljährliche Kranksein seiner Frau. Ja es ging ihm im Alter, da die Segelschneiderei mehr und mehr einging, fast schlechter als früher.

Als ich nach Hange kam, waren er und seine Frau schon im beginnenden Greisenalter; er das Bild des friedlichen Dulders, sie der duldenden, von Krankheit und Elend abgehärmten Matrone. Ich habe die kranke Frau öfters besucht in ihrer armseligen Kammer, während der Matthä schneidernd in der Stube saß.

Ein lebhafter Geist schaute aus den abgezehrten Zügen des kleinen Weibes. Sie jammerte jeweils, daß sie seit Jahr und Tag nichts mehr arbeiten könne und ihrem Manne so viele Kosten mache mit Doktor und Apotheker.

Ihre Wärterin war ihre einzige Tochter, das „Bäbele“, die treu in all' den Nöten zu den Eltern stand, und der man auf den ersten Blick ansah, daß sie nie im Leben erfahren habe, was Glück und Freude bedeuten.

Aber es ist schwer einem Kranken abwarten, wenn man arm ist und es an allem fehlt, was dem Kranken leiblich frommt.

Da kam ein rettender Engel und zwar aus Preußen, von wo, wie ich bis dahin gerne geglaubt hatte, selten etwas Gutes kommt.

Ich habe bis heute in meinem Leben nur vor drei Preußen vollen Respekt bezüglich ihrer Leistungen. Der erste ist mein Lyzeumsdirektor Schraut von Rastatt, von dem ich in den Erinnerungen „Aus meiner Studienzeit“ gesprochen habe, der zweite ist der Fürst Bismarck, welcher das Sehnen und Träumen von einem einigen Vaterland verwirklicht, uns Deutsche in der Welt zu etwas gemacht und dafür des Teufels Dank geerntet hat, und der dritte ist eine — Preußin, ein Fräulein Namens Wild, welches die arme, kranke Schneiderin von Hange, des Matthäs Weib, treu verpflegt hat.

Mitte der siebziger Jahre war ein pensionierter preußischer Finanzbeamter niederer Ordnung namens Wild mit seiner ältlichen Tochter, ich weiß nicht wie, nach Hagnau gekommen und hatte sich im zweiten Stocke „des Hofs“

eine Wohnung gemietet mit herrlicher Aussicht auf den See.

Beide waren Protestanten, die einzigen im Dorfe, aber sie haben uns Katholiken allen ein leuchtendes Beispiel christlicher Nächstenliebe gegeben.

Der Vater war ehedem in Norddeutschland ein berühmter Naturarzt nach Prießnitz gewesen, und die Tochter machte, wie auch ich, ebenfalls in Wasserkuren und dazu in Vegetarianismus, und in der ersteren mir willkommene Konkurrenz. Ich hatte mit meiner Wasserheilkunde, wie schon erwähnt, große Praxis in und um Hange, und oft kamen Leute von auswärts zur Beratung in mein Pfarrhaus.

Ich wies sie nun, namentlich die im Dorf, zum Fräulein Wilck, welches die Wickelungen ꝛc. selbst machte, während ich vorher meinen eingelernten Assistenzarzt, den Nachbar Sigmund, hatte schicken müssen, der wenig Zeit hatte.

So kam die Preußin auch zur Frau des Schneiders Matthä, und weil sie dieselbe in Not und Armut sah und der gute Schneider und sein Bäbele die Wasserprozeduren nicht recht verstehen und machen wollten, nahm das Fräulein die kranke Frau, deren Krankheit manche sehr lästige und widrige Erscheinungen zeigte, zu sich in ihre Wohnung, gab ihr ein eigenes Zimmer, pflegte sie und wollte sie heilen durch vegetarianische Lebensweise und durch Wasserkur.

Den Vegetarianismus war die gute Schneidersfrau nur allzusehr und in schlechter Art gewohnt und gerade davon so elend geworden in ihren Kräften.

Für ältere Leute ist der Vegetarianismus nichts. Ich selbst habe lange Zeit als Vegetarianer gelebt, wurde aber dabei immer blässer und blutärmer.

Wer den größten Teil seines Lebens mit Fleisch sich genährt hat, für den ist lediglich Pflanzenkost, im späteren Leben angefangen, nichts mehr. Wer aber von Kindheit an, wie unser Landvolk auf dem Schwarzwald, meist kräftig

vegetarianisch gelebt hat, für den ist diese Kost sicher eine ganz vernünftige und gesunde, und wenn die Bauern in den Tälern und auf den Bergen des Schwarzwaldes, wo sie des Jahres nur einmal, an der Kirchweih, grünes Fleisch essen, den Schnaps wegließen, wären sie die gesündesten Männer der Welt.

Wie frisch und gesund sehen in jenen Gegenden die Maidle aus, weil sie dem Schnaps ferne bleiben! —

Die Wasserkur in täglichen Prozeduren war für die abgelebte, blutarme, alte Frau unseres Schneiders erst recht nichts. Drum wurde sie trotz der vortrefflichen Pflege nicht besser.

So oft ich sie besuchte in dem hellen Zimmer und sie in einem Bett mit blendend weißem Linnen und in der peinlichsten Reinlichkeit daliegen sah, zollte ich der Preußin meine Bewunderung. Die Kranke selbst aber meinte, sie sei „im Himmel".

Und als eines Tages der christliche preußische Mann mit seiner Tochter wieder fortziehen wollte, sagte mir die arme Schneiderin, wenn sie nur vorher sterben könnte, denn in ihr armseliges Häuslein zurück wolle sie nicht mehr.

Und der Herr über Leben und Tod erhörte ihren Wunsch. Die alte Frau strahlte vor Zufriedenheit, als ich ihr die Sterbsakramente brachte, und sie fühlte, daß sie den irdischen Himmel bei Fräulein Wilck mit dem ewigen vertauschen sollte. —

Die barmherzige Samaritanerin zog mit ihrem Vater an das nördliche Ende des Bodensees, nach Ludwigshafen. Hier wohnten sie in einem eigenen Berghäuschen mit herrlicher Aussicht bis zu des Vaters Tod.

Jetzt heiratete die ältliche Tochter einen vegetarianischen Kaufmann in Magdeburg, der aber bald starb. Seine Witwe versuchte nun ihr Glück in Amerika und praktizierte als Naturärztin in New York.

Enttäuscht kam sie nach Jahren zurück nach Ludwigs-

hafen in ihr Häuschen und trieb hier ihren Beruf um Gotteslohn, vorab bei Armen, denen sie noch neben dem Heildienst wusch, putzte und kochte. Sie starb 1894 fast gänzlich verarmt im Dienste ihrer Mitmenschen.

Geboren war sie zu Gerbershausen, Kreis Heiligenstadt, von protestantischen Eltern, aber katholisch getauft, weil der Vater mit dem katholischen Pfarrer befreundet war. Protestantisch erzogen, wurde sie später freireligiös und blieb es bis zu ihrem Ende. —

Nach dem Tode seiner Frau saß der Matthä noch fast 20 Jahre lang an kalten und kühlen Tagen in seiner Stube und flickte, und an warmen ging er in seine Reben und „verlegte" oder hackte.

Seine alte Kappe, die schon über fünfzig Jahre sein friedliches Haupt schmückte, hatte er mit einem neuen Boden versehen und trug sie bis zum Tod.

Vom Wein aber, den er pflanzte, traf es ihm jahraus jahrein keinen Tropfen; denn er mußte jeden Tropfen verkaufen, um Zinsen zahlen zu können. Aber dieser Erlös würde nicht hingereicht haben, die Zinsen zu decken, wenn er nicht die Altersrente vom Reich bekommen hätte, über die er glücklich war, weil man ihm ohne sie alles verkauft hätte.

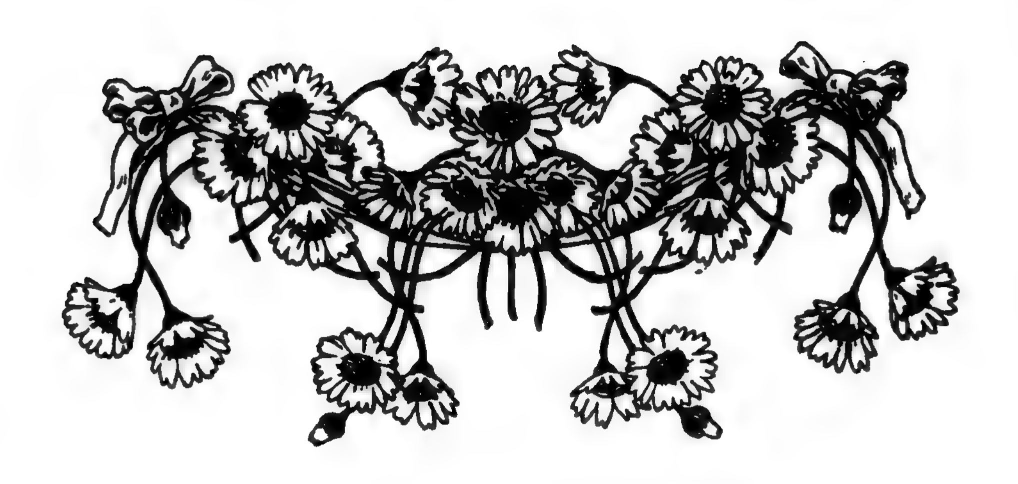
Nur e i n e n Kummer äußerte er, als ich mich zu Anfang der neunziger Jahre nach ihm erkundigte, daß er zur Winterszeit nicht jeden Tag in die Kirche komme, weil er keine warmen Kleider mehr habe.

Selig, dreimal selig der Mann, welcher nach solcher Armseligkeit des Lebens am Ende desselben, in verstärkter Armut lebend, keinen andern Kummer mehr hat als den des armen Dorfschneiders von Hange!

Den einen Teil seines Kummers, die warmen Kleider betreffend, habe ich ihm geheilt, und der gute Matthä durfte im Winter nicht mehr frieren, bis Gott ihn in ein besseres Klima versetzte.

Eben hatte ich den braven Mann für den Winter 1895/96 wieder mit warmen Kleidern versorgt, als der Tod zu ihm kam und dem fast neunzigjährigen Arbeiter und Dulder die Last des Lebens abnahm für immer. —





Der Franzos.

1.

Was in Hasle unter den „wilden Kirschen" das Geschlecht der Sandhasen, das sind unter den Schneeballen in Hange die vom Stamme Wegis.

Ihm gehörten „die zwei Fürsten" an, ihm entsproßte der Dulder Matthä, und, der letzte ist nicht der schlechteste, ihm zählte „der Franzos" zu und zwar in erster, ganz echter Linie; denn sein Großvater Ignatius Wegis war der Stammherr aller derer von Wegis in Hange.

Dieser hatte sich im 18. Jahrhundert aus dem Kanton Wallis nach Hange verirrt und war, weil das Dorf damals das Weidrecht im Wald Weingarten besaß, allgemeiner Kuhhirte geworden.

Von altem Adel wollte er stammen, aber der Adelstitel war längst untergegangen in dem freien Volk von Wallis, das sich schon frühzeitig von Savoyen losgemacht und mit den Schweizern verbunden hatte, und bei dem mit Recht ein freier Kuhhirt mehr galt, denn ein adeliger Dienstmann der Herzoge von Burgund oder Savoyen.

Mein eigener Ahne mag wohl, nach den neuesten Forschungen über das erlauchte Geschlecht der Hansjakob, auch ein solcher Kuhhirte in Wallis gewesen sein.

Kommt da im Sommer 1892 ein alter Mann aus Markirch im Elsaß in meine Stube und stellt sich vor als Bäckermeister David Hansjakob, dessen Stamm seit zwei Jahrhunderten im Elsaß sitzt, und der von seinem Urgroßvater gehört hat, daß das Geschlecht aus dem Wallis eingewandert sei.

Daß der Mann meiner Familie sei, bewies schon seine Eigenschaft als Bäcker, ein Gewerbe, das neben der Zwilchfärberei alle mir bekannten Generationen meines „hohen Hauses" mit Vorliebe betrieben haben.

Weder mein Vater noch mein Großvater, der Eselsbeck, welcher im Elsaß in der Fremde war, hatte eine Ahnung davon, daß über dem Rhein Edle von unserm Geschlecht säßen. Ihr Stammsitz ist Hunaweier bei Rappoltsweiler, woher auch mein Bäcker in Markirch stammte.

Da die Hansjakob in Hasle auch erst nach dem Dreißigjährigen Krieg an der Kinzig auftauchten und in jener Zeit zahllose Schweizer in die vom Krieg entvölkerten Täler des Schwarzwaldes und des Breisgaus einwanderten, so zweifle ich gar nicht, daß der greise Markircher recht hat und wir alle samt und sonders aus dem Wallis stammen, wo das Geschlecht jetzt noch florieren soll.

Daß ich eine große Freude hatte über die Mitteilung des alten Elsässers, versteht sich von selbst. Ich stelle mir seitdem meinen Stammvater vor als einen Kuhhirten, der mit dem hochgeschwungenen „Morgenstern" seinen Genossen hilft, die Freiheit zu erkämpfen, die welschen Ritter des Herzogs von Savoyen zurückschlägt von seiner Hütte und so ein freier Mann wird.

Tausendmal lieber von einem armen, freien Kuhhirten abstammen, als von einem reichen, modernen Börsengauner und Industrieritter, den man „geadelt" hat wegen seines Geldsackes. —

Eben da ich an der neuen Ausgabe dieses Buches schreibe, bekomme ich einen Brief aus Friedrichshafen, worin der Direktor des dortigen Kurhaushotels, David Hansjakob, sich mir vorstellt. Er stammt aus dem Kanton Waadt und will der letzte männliche Erbe des dortigen Geschlechtes sein, dessen ältester Sprößling stets David genannt wurde.

Der Markircher David war also auf der rechten Spur, nur hat er Wallis mit Waadt verwechselt oder sind die Walliser später in den Nachbarkanton ausgewandert. —

Also der Ignatius Wegis war Senn, Kuhhirt und Tierarzt in Hange und ein kreuzbraver Mann. Er kannte alle Kräuter, die fürs liebe Vieh gut waren, und wurde weit ins Land hineingeholt als „Viehdoktor".

So verdiente er ein schön Stück Geld und kaufte die Stammburg der Wegis, ein großes, stattliches Haus, in dem sein Urenkel, der Franzos, noch 1894 wohnte, ein Achtziger.

Denn alt werden ist ein Erbgut aller echten Wegis. Die zwei Fürsten waren eben, wir wissen es, dürfen's aber nicht laut sagen, nicht ganz echten Stammes, drum wurden sie auch nicht alt. Der Schneider Matthä aber und der Franzos wurden steinalt.

Der Kuhhirt und Tierarzt Ignatius amtete noch rüstig, obwohl einige achtzig Jahre alt, bis zum Tage seiner goldenen Hochzeit, die festlich begangen werden sollte und zu der 160 Personen geladen waren. Aber in der Frühe des Hochzeitsmorgens wurde der Jubilar von einem Rebmann zu seiner Kuh gerufen.

Es war an dem Tiere alsbald eine schwere Operation vorzunehmen. Der greise Helfer machte sich daran, ermüdete sich aber so sehr, daß er, heimgekommen, sich niederlegte und sein Weib und die Festgäste ohne ihn zum feierlichen Gottesdienst in die Kirche abgehen hieß. Als sie heimkamen, lag der Vater tot in seinem Bett.

Aber das Hochzeitsmahl im Löwen war bestellt, und

der alte Ignatius, ein Held, hatte der Wärterin, die bei ihm geblieben war, noch erklärt, er werde jetzt sterben, aber die Gäste sollten nur das Mahl halten, als ob er selbst noch dabei gewesen.

Und so geschah es. Unter den Gästen aber saß in erster Linie, zur Rechten der Mutter, der „Jörgel", ihr Sohn, in einem hochroten Frack, den er aus Paris mitgebracht hatte.

Der Jörgel war zwar nicht der älteste, wohl aber der berühmteste Sohn des alten Kuhhirten. Denn obwohl nur ein Schustergeselle, war er mit vielem Geld und einem wunderbar schönen, roten Frack vor Jahr und Tag aus der Fremde gekommen, wie noch nie ein Hangouer.

Frühzeitig schon war der Jörgel vom Elternhaus fortgegangen nach Thann im Oberelsaß, wo der Vater Ignatius einen Vetter hatte, der Kaufmann war.

Dieser benützte den Buben als Magazinier und ließ ihn nebenher Schuster werden.

Nach mehr denn zehnjähriger Abwesenheit kam der Jörgel wieder heim mit schwerem Geld und herrenmäßiger Kleidung, deren Galaschmuck ein roter Frack war mit güldenen Knöpfen.

Von Thann weg hatte er als Schustergeselle ganz Frankreich durchwandert und schließlich in Paris dauernd Arbeit genommen. Sein Meister arbeitete für die feinste Kundschaft, und der Jörgel lernte hierbei die elegantesten Schuhe und Stiefel machen. Da brach die große Revolution los, und der junge Hangouer machte sie als Augenzeuge mit, bis ein Dekret alle Ausländer aus der Hauptstadt verbannte.

Jetzt war die Not groß. Der Meister ließ ihn nicht gerne ziehen, getraute sich aber auch nicht, dem Gesellen, der gerne geblieben wäre, Obdach zu geben.

Aber noch jemand hatte ein Interesse daran, den jungen Gesellen nicht aus Paris verbannt zu sehen, und das war des Schusters Töchterlein, und das wußte Rat, wie gescheite

Weiber überhaupt stets Rat wissen, wenn die Männer verzweifeln wollen.

Sie, die Pariserin, versteckte ihren geliebten Jörgel von Hange gegen Wissen und Wollen des Schustervaters unter dem Dache ihres väterlichen Hauses. Wochenlang brachte sie ihm die nötige Nahrung in sein Versteck, bis die Gefahr vorüber war.

Dann riet sie ihm, sich kühn als Franzose in die Revolution der großen Nation zu stürzen und tapfer mitzumachen. Er folgte dem Rat und wurde eine Art von Werber, d. h. er lud die Schuster- und Schneidergesellen seiner Bekanntschaft ein, in die Armee einzutreten. Dabei kam er zu schwerem Geld. Wie, das hat er nie erzählt.

Als er Geld genug hatte, wollte er es als ein weiser Mann in Sicherheit bringen, verließ 1795 Paris in Ehren, um seine Eltern zu besuchen, sein Geld sehen zu lassen, es zu versorgen und dann wieder nach Paris zurückzukehren.

Es machte nicht wenig Aufsehen, als des Kuhhirten Jörgel heimkam ins stille Dorf mit herrlichen Kleidern und so vielen Louisdor, daß er sie fast nicht tragen konnte. An Werktagen trug er einen hechtgrauen Frack nebst Zylinder, an Sonn- und Festtagen aber seinen scharlachroten.

Seine Eltern, besorgt, der Jörgel könnte in der französischen Revolution zu Grunde gehen, hatten ihm das Versprechen abgenommen, so lange sie lebten, nicht mehr nach Frankreich zurückzukehren.

Er gab dies Versprechen und hielt es, obwohl er ums Leben gern wieder fort gegangen wäre; denn er schwärmte für Paris und für die Franzosen, und bald trug er im Dorf den Namen „der Franzos".

Jahr und Tag wartete der Jörgel in aufrichtiger Pietät auf den Tod seiner Eltern, tagtäglich beschäftigt mit Spielen und Trinken. Er spielte aber nie billiger als um einen Kronentaler und trank nur vom besten Roten.

Gerne hätten seine Mitbürger und Mitbürgerinnen sich

von ihm Schuhe und Stiefel machen lassen, um etwas Elegantes zu tragen. Aber der Jörgel erklärte, er habe in Paris stets nur für adelige Herren und Damen gearbeitet und mache, so lange er französisches Geld habe, keine Schuhe für Bauern und Rebleute.

Eines Tages kamen französische Emigranten im Adler zu Hange an und fragten auch nach dem Schuster. Der Adlerwirt schickte alsbald nach dem Franzos. Der kam und war bald im intimsten Gespräch mit den Fremdlingen, die er seinen Hangouern als den Prinzen Condé mit Gefolge benannte.

Für diese Herren machte er die erste Schusterarbeit auf deutschem Boden seit seiner Rückkehr aus Paris. Sie blieben fünf Wochen lang in Hange, und der Franzos war ihr Gesellschafter, Dolmetscher und Leibschuster[1].

Als sie aber fort waren, stellte der Franzos seine Schusterei alsbald wieder ein und nahm sie schwunghaft erst wieder auf, als die napoleonischen Franzosen auf ihren Kriegszügen von 1806 und 1808, durch Schwaben nach Österreich vordringend, an den Bodensee kamen.

In Hange und in der ganzen Umgegend aber rief alles nach dem Franzos, damit er die Franzosen belehre und besänftige, und diese freuten sich selbst, einen alten Pariser, der die große Revolution mitgemacht, am Bodensee gefunden zu haben. Soldaten und Offiziere wollten ihr Schuhwerk nur von dem Hangouer Franzosen gemacht und repariert haben.

Solange Franzosen im Lande waren, arbeitete der Jörgel mit fünfzehn bis zwanzig Gesellen.

Aber kaum war der letzte Franzmann fort, so verlegte sich der Schusterfranzos abermals aufs Spielen um Kronentaler und aufs Trinken und gab das Schustern wieder auf.

---

[1] Im Sommer 1796 lag die kleine Condésche Armee bei Memmingen. Es wäre also schon möglich, daß sie am Bodensee hin nach Schwaben marschiert wäre.

So wartete er bis 1814, da sein Vater starb. Weil er aber bei dem jahrelangen Warten selber alt geworden war, so beschloß er, Hange nicht mehr zu verlassen, und heiratete, 44 Jahre alt, eine 22jährige Hangouerin.

Des Vaters Palais nebst Gut übernahm er, zahlte seine Geschwister aus und wurde ein Rebmann. Schustern tat er nur nebenher und meist nur für seine bald zahlreiche Familie, weil er kein Bauernschuster sein wollte.

Aber, kaum verheiratet, entsagte er gänzlich dem Spiel und dem Wirtshaus und wurde ein wackerer Familienvater, so daß alles staunte über die Bekehrung des spiel- und wirtshaussüchtigen Franzosen. —

Einst war ihm in Paris, da er während der Revolution um Mitternacht über einen Kirchhof ging, eine Gestalt begegnet, die ihn nicht weiter gehen ließ. In diesem Bann und dieser Angst gelobte er, wenn er loskomme und seine Eltern nochmals sehe, jede Nacht um die zwölfte Stunde im Hagnauer Beinhaus einen Rosenkranz zu beten für die Verstorbenen. Die Gestalt verschwand hierauf.

Heimgekehrt, hielt er treulich sein grausiges Versprechen. Hinter der Pfarrkirche stand bis in die dreißiger Jahre eine kleine Kapelle zum hl. Kreuz, in deren Grüften die ausgegrabenen Gebeine längst gestorbener Hagnauer aufbewahrt wurden. Dahin wanderte jede Nacht, solange Kapelle und Beinhaus existierten, der Schuster Jörgel, der Franzos, und betete einen Rosenkranz.

Mochte er noch solange beim Spiel und beim Trunk gesessen sein, wenn es gen Mitternacht ging, erhob sich der lustige Zecher, um sein Gelübde zu erfüllen.

Noch mehr denn dreißig Jahre lang nach seiner Rückkehr aus Paris stand das Beinhaus, und ebenso lange hat der brave, unerschrockene Mann sein Versprechen gehalten.

Ein Achtziger, starb der alte Franzos 1847. Aber von ihm will ich eigentlich nicht erzählen, und ihm gilt die Über-

schrift des Kapitels nicht, sondern seinem Sohn, dem Erben seines Titels, seines Hauses und seiner Reben.

Jörgels Erstgeborener, Franz Josef, ward alsbald nach seinem Erscheinen auf der Dorfstraße von Hange, noch in den Kinderschuhen, das „Französle" genannt. Und er behielt, auch ob seiner kleinen Figur, diesen Namen bis zum Tod seines Vaters, und von da an erst hieß er bis zu seinem Tode der Franzos.

Nie hört' ich ihn unter einem andern Namen nennen, den kleinen stämmigen, bartlosen Mann mit dem krausen Vollhaar und den klugen, schwarzen Augen, von dem man mir sagte, er sei in seinen jungen Jahren der stärkste und gefürchtetste Raufer weithin gewesen. Und doch sah er so sanftmütig und bescheiden drein, hatte eine Kinderstimme und war ein so stiller, höflicher Mann, der, die Winterszeit ausgenommen, fast täglich in der Nähe meines Hauses vorüberging der Feldarbeit zu, stets einen großen Weinkrug an seinem Arbeitsgeschirr über der Schulter tragend.

Ein intimer Jugendfreund und etwas jüngerer Altersgenosse meines Sakristans, führte dieser ihn bald nach unserem eigenen Bekanntwerden mir zu, und der Franzos und ich wurden gar gut Freund.

Es war ein merkwürdiger Unterschied zwischen diesen zwei geistreichen Naturmenschen, zwischen dem großen Kübele und dem kleinen Franzos.

Dieser stand mit seiner sanften, stillen Stimme neben dem großen, lebhaften und laut sprechenden Mesner wie eine im Abendwind flüsternde Erle neben einer Rieseneiche im Sturmeswehen.

Mein Sakristan war, wie sein Pfarrer, Sanguiniker, Idealist, Wolkensegler und Träumer, der kleine Franzos Choleriker, äußerlich ruhig, still, tief und praktisch. Drum brachte es der Idealist Kübele zum Gemeindearmen, der Franzos aber behielt Hab und Gut und Reben.

Nur in einem standen sie einander nahe, in ihren jungen

Jahren waren beide gewaltige Zecher. Doch leistete der kleine Franzos, wenn es sein mußte, noch mehr, als der riesige Kübele, was viel heißen wollte.

Des Franzosen Jugend war härter als die des großen Sakristans. Schon im zwölften Lebensjahre schickte der alte Franzos sein Französle zu fremden Leuten. Es kam als Hirtenknabe zu einem Bauern nach Frenkenbach, und zwar als Schafhirte mit einem Gehalt von drei Gulden nebst Hemd, Hosen und einem Paar Schuh.

Ein Schafhirte ohne Hund ist der geplagteste aller Hirten. Ihm bleibt keine Zeit zum Singen und Sinnen. Er muß, wenn sein Weidfeld eng begrenzt ist, unaufhörlich springen und den Tieren wehren.

Poesie liegt wenig mehr im Hirtenleben am See, weil alles Land, das nicht Wald ist, bebaut wird. Wo die Weide eingeengt ist von Äckern oder gar von Weingärten, da mag der Teufel Hirte sein. Da ist's nichts mit all' den Freuden, die der Hirte auf dem Schwarzwald hat.

Wer aber nicht wüßte und es mir nicht glauben wollte, wie die sogenannte Kultur die Poesie verfolgt wie der Gendarm einen Stromer, der könnte es selbst am Schwarzwälder Hirtenleben erfahren.

In den Dörfern meines heimatlichen Kinzigtales haben in den letztvergangenen Jahrzehnten die meisten Bauern, welche im Dorf und seinem Weichbild wohnen, das „Ausfahren" eingestellt. Das Vieh wird im Stall gefüttert, und Hirten gibt es nur wenige mehr.

Warum? Da kamen die landwirtschaftlichen Kulturpropheten des modernen Staates und haben, unterstützt vom Amtmann und vom erleuchteten Dorfschulzen, den Bauern gepredigt: „Schafft die Weidfelder ab, pflanzt Wälder und führt Stallfütterung ein." Der Bauer gutmütig und gläubig wie in allen Dingen, hat vielfach gefolgt. Sein Vieh ist heute an den Stall gewöhnt, wird fett, ist aber kraftlos, krank, perlsüchtig und zum Zug unbrauchbar, weil ihm

Luft, Licht und Bewegung fehlen. Und wenn der Bauer Zuchtvieh kaufen muß, holt er's, wo noch geweidet wird oder der Staat läßt es ihm für teures Geld aus den Schweizer Bergen kommen.

Früher hat der Schwarzwälder Bauer parzellenweise das Weidfeld umgebrochen, „Reutfeld gemacht", Hafer, Korn und Kartoffeln gepflanzt und dann das Land wieder Weide werden lassen, die dann üppiger wurde als zuvor. Jetzt pflanzt er einen Wald für den — Urenkel.

Und wozu Wald im Schwarzwald? Da ist Wald genug.

„Wunn und Weid" aber geht mehr und mehr ein. Wunn, d. i. Wonne, war der Weidgang den Tieren, die jetzt, in den Ställen an Ketten gebunden, stöhnen, seufzen und elend sind.

Das Hirtenleben aber, jene stille Poesie, welche die größten Dichter des klassischen Altertums schon besangen, geht unter vor lauter Kultur, während dabei der Bauernstand immer mehr zurückkommt.

„Seitdem die Herren kommen," meinte einmal ein alter Bauersmann, mein Freund Konrad, der Fürst von der Eck hoch oben im Kinzigtal, „und uns Buren predigen, wie wir's machen sollen, geht alles rückwärts".

Da war ich am Pfingstsonntagnachmittag 1893 beim Glockenfest der Hirten des Elz- und Kinzigtales, über das ich früher schon geschrieben. Wie armselig ist dieses poetische Bergfest durch die moderne Stallfütterung geworden! Verhältnismäßig nur wenig Hirtenknaben von den höchsten Bergen und von „unkultivierten" Höfen waren da mit ihren Glocken. Und diese Glocken tönten so traurig, als wollten sie der alten Hirtenherrlichkeit zu Grabe läuten. Und die Knaben waren so still und tot, als wären sie die abgeschiedenen Geister der einstigen Hirtenknaben.

Im Tal drunten aber seufzten die Bauern, daß sie bei der damaligen Trockenheit und dem dadurch bedingten Futtermangel das Vieh nicht auf die Weide treiben könnten, weil

die Tiere es nicht mehr gewohnt seien und Hals und Beine brächen. —

Und noch in einem Punkte hat die Kultur die Poesie und den Nutzen aus der Natur vertrieben. Sie hat die Singvögel verfolgt. Wer älter ist, weiß, welch' unendliche Menge von insektenfressenden Vögeln noch vor dreißig und vierzig Jahren im Schwarzwald ihre Lieder sangen. Aber seitdem wurden die Bauern belehrt, die holen Bäume auszugießen mit Lehm und die lebendigen Dornhage um die Äcker zu entfernen. So haben viele Singvögel keinen Schutz und keine Stätte mehr für Nest und Brut. In der Natur wird's von Jahr zu Jahr stiller und öder, der Gesang fehlt, das Ungeziefer aber nimmt überhand zum Schaden der Landwirtschaft, besonders der Obstbaumzucht und des Weinbaus.

Wenn sie es machen könnten, die Kulturmenschen, dürften auch die Bächlein nimmer rauschen, die Tannen ihre Häupter nicht mehr schütteln, die Erlen am Bach nicht mehr flüstern ohne polizeiliche Erlaubnis und gesetzliche Vorschriften.

Dem Vieh haben sie das Brüllen und Blöcken auf der Weide schon eingestellt, den Vögeln das Leben und damit das Singen sauer genug gemacht und die Hirtenknaben abgesetzt. —

Das Hirtenleben am See hatte seine Poesie schon längst verloren, als das Französle Schafhirte war. Er wußte nur noch zu erzählen von den kahlen Stoppelfeldern und den ungehorsamen Schafen, nichts mehr von Hirtenfreuden und vom sinnigen Leben der Schwarzwaldhirten.

Ich suche sie auf, so oft ich kann, die wenigen heimatlichen Hirtenbuben und Hirtenmaidle. Auf den höchsten Höhen des Kinzigtals hüten sie noch, diese stillen Naturkinder, aus denen man schwer einige Worte herausbringt und welche die erste Gelegenheit benutzen, um dem Kulturmenschen aus dem Auge zu kommen.

Je menschenscheuer sie sind, um so vertrauter sind sie

mit ihren Tieren. Am Ton der Glocke hört der Bub oder das Maidle, wo das oder jenes Tier weidet. Ihre einzige Klage ist nicht Langeweile, sondern, daß die Tiere oft „wild“ werden und miteinander „hornen“ und der kleine Hirte nicht immer Meister wird als Friedensstifter.

Und da heutzutag kein Mensch vor der Kultur sicher ist, findet man die Hirtenkinder vielfach auch mit den Schulbüchern im Grase liegend und buchstabieren, lesen und auswendig lernen.

Ein zwölfjähriger Bube, den ich eines Tages auf „dem Flachenberg“ mit dem Lesebuch bei seiner Herde traf und dem ich sagte, daß er es so schön habe da oben, wo er den ganzen Tag weit über Berge und Täler hinschauen könne, meinte: „Jo, ’s wär schö, wenn i nit läre (lernen) müßt’.“ Ich gab dem Buben ein gut Stück Geld für die treffliche Antwort.

Zum Glück für Welt und Menschheit ruiniert die Kultur alle Völker, die sie beleckt, und wirft sie dann, wenn auch erst nach Jahrtausenden, weg. Sie fangen dann wieder von vorne an, werden Hirten, Bauern und poetische Naturmenschen und kultivieren sich wieder hinauf bis zum prosaischen und unseligen Universitätsprofessor.

So geht der Welt Lauf, und die Natur kommt immer wieder zu ihrem Recht, wenn die Kultur völlig zur Unnatur gediehen ist. —

2.

Vom Schafhirten weg wurde das Französle „Stier- und Roßbub“ bei einem Bauern in Ahusen, dem einsamsten Dörfchen des Salemer Tales. Auch von diesem Amt weiß er nur noch von dem Hunger zu erzählen, den er leiden mußte.

Mittlerweile war unser „Franzsepper“ (Franz Josef) sechzehn Jahre alt geworden, und nun avancierte er zum Hausierer. Sein Vetter, der Bruder seiner Mutter, der

Kübler Klotz von Hange, stellte ihn an, damit er ihm seine Kübel „verhausiere“. Mit einer Anzahl Melk- und Wasserkübel beladen, zog das Französle vom See aus ins Salemer Tal und bot von Haus zu Haus seines Vetters Kübel an. Am Abend kehrte er zurück, um am kommenden Morgen neubeladen wieder auszuziehen.

Und sein Lohn? Der bestand, buchstäblich und wahr, aus zwei Milchsuppen, die eine beim Ausgang, die andere bei der Heimkehr. Profit konnte er keinen auf seine Ware schlagen, denn jeder Kübel kostete, was die Bäuerinnen alle wußten, sechs Kreuzer von altersher, und das Geld war in jenen Zeiten rar. Etwas zu essen und einen Trunk Most bekam das hausierende Französle, wenn's not tat, überall, aber sonst diente er seinem armen Küblervetter um Gotteslohn und um täglich zwei Milchsuppen.

Da kam ein Wiedertäufer mit seiner Familie nach Hange. Er hatte den Klosterhof und alle einst dazu gehörigen Felder vom Staate gepachtet und führte Ökonomie im großen Styl.

Wiedertäufer, sonst ebenso gottesfürchtige als arbeitsame Leute, welche viele andere Christen übertreffen, waren in jenen Tagen, anfangs der zwanziger Jahre, keine besonders willkommene Erscheinung in einer katholischen Gemeinde, um so weniger, als der fremde Mann vom Staat fast alle Äcker und Wiesen um Hange herum in Betrieb bekam und sie den feldarmen Hangouern entzog.

Nur Not und Armut trieb die Hangouer, bei dem unbeliebten Ketzer Dienste zu nehmen, sei es als Knechte, sei es als Taglöhner.

Unser Französle dachte, ein Gulden Wochenlohn beim Wiedertäufer sei immer noch besser, als für zwei Milchsuppen täglich mit Kübeln hausieren, und ward mit Vergnügen Knecht bei dem „ketzerischen“ Mann.

Da geschah während seines wiedertäuferischen Knechtsdienstes etwas, das gottesfürchtigen Wiedertäufersleuten nicht passieren sollte.

Eben war der famose Herbst 1834 im Keller. Der Staat hatte den Wein von den Klosterreben im „Hofkeller", unter den Wohnräumen des Wiedertäufers. Sein Sohn und ein Knecht seines wiedertäuferischen Bekenntnisses brachen nun in der Nacht in den Keller ein und stahlen Vierunddreißiger. Die Sache kam an den Tag, und die beiden Wiedertäufer wurden eingesperrt. Dem alten Wiedertäufer war das ein schwerer Schlag auf sein Christentum, den er nicht überwand, und deshalb beschloß er, seine gute Pachtung aufzugeben und die Schande in Amerika vergessen zu machen.

Das Französlein war während der Gefängniszeit der zwei Weindiebe die einzige Stütze des Alten gewesen und hatte sein volles Vertrauen, weil er keinen Vierunddreißiger gestohlen.

Aber das kleine, schwarzgelockte Französlein hatte indes etwas anderes gestohlen, das dem wackern Wiedertäufer noch näher verwandt war, als dem Staat sein Vierunddreißiger im Hofkeller z' Hange — das Herz seiner Tochter Bine (Jakobine).

Das menschliche Herz ist bekanntlich von Natur aus international und konfessionslos, und darum hatte das streng katholische Französlein auch keinen Anstoß genommen an dem Wiedertäufertum der Bine und umgekehrt.

Dem alten Wiedertäufer aber lag dieser Diebstahl lange nicht so schwer an, wie der andere. Er versprach dem Französlein die Bine, wenn er mitgehe nach Amerika. Dort hätte er wohl den jungen Hangouer wiedertäuferisch und dann erst seinen Schwiegersohn werden lassen.

Das verliebte Französle war mit der Reise einverstanden, denn um der Bine willen wäre er bis ans Ende der Welt gezogen. Allein der Vater Franzos, obwohl selbst einst in Paris ein Jakobiner, litt das wiedertäuferische Jakobinertum seines Franzsepper nicht in seiner Familie und kommandierte zum Dableiben.

Der alte Revolutionsmann war selber einst seinen Eltern

zulieb dageblieben und nicht mehr nach Paris zurückgekehrt, drum forderte er auch von seinem Sohne den gleichen Gehorsam und erhielt ihn.

Was dem Französle den Gehorsam noch erleichterte, war der Geiz des Wiedertäufers, der von seinem zukünftigen Schwiegersohn verlangte, daß dieser fünfzig Gulden Reisegeld aufbringe, während er ihm nur einen Gulden Wochenlohn verabreicht und das Französle so nichts hatte ersparen können.

Aber auf des Knechtleins Ehrlichkeit baute der reiche Wiedertäufer Häuser. Er versteigerte all' seine fahrende Habe vor der Abreise nach Amerika, welche Versteigerung viele Leute ins Haus brachte. Da stellte der Alte das Französle als Wächter auf für seinen Mammon, der in zwei großen Waschkörben voll Fünflivretalern bestand, die der Wiedertäufer im Lauf der Jahre aus dem Verkauf von Frucht und Vieh an die Schweizer gesammelt hatte. —

Nachdem die Bine fort war, wurde das Französle Steinklopfer in der Kiesgrube bei der lustigen Kompagnie, als deren Chef der „groß' Kübele" fungierte und von der wir oben erzählt haben. Im Winter, wenn die Kiesgrube eingefroren war, machte die Kompagnie, wie wir bereits wissen, Holz.

Bei den Fahrten zu den umliegenden Bauern, denen die ehrlichen Holzmacher gestohlenes Holz lieferten, lernte das Französle auch seine zukünftige stille, brave Frau kennen, Elisabeth Feierdich von Adelsreuthe, die er, ein Dreißiger, 1851 heimführte und die ein stilles, kreuzbraves Wibervolk, getreulich mit ihm seine jungen und alten Tage teilte.

Die Steinklopfer und Kieswerfer hatten ihre Arbeit im Akkord, verdienten Geld wie Heu und zogen deshalb, wie oben auch schon gesagt, oft an hellen Werktagen dem Vergnügen nach. Kam es dabei oder an Sonntagen zu Raufereien, so zeigte sich das kleine Französle als den gewandtesten Boxer und „Hosenlupfer".

Selbst der Prinz Hanne, sonst ein Recke stärkster Art, unterlag mehr als einmal dem Französle. Aber mehr als einmal kam der Kleine auch hinter Schloß und Riegel wegen seiner Tatkraft.

Sein Freund, der groß' Kübele, war zwar oft dabei, wenn das Französle sich schlug, ließ diesen aber in Augenblicken der Gefahr stets im Stich, weil er ihn seine Kraft allein wollte erproben lassen.

Aber wenn dann das Französle in Meersburg im Gefängnis saß, erstieg der Kübele todesmutig in der Nacht den hohen, steilen Felsen, auf dem das Burgverließ gebaut ist, und brachte dem Gefangenen Nachricht über das Zeugenverhör und den Gang des Prozesses. Es war das ein Wagestück ersten Ranges und machte dem Großen alle Ehre wahrer Freundschaft.

Viele Jahre, ehe der Prinz Konrad seine Leibeskraft produzierte, war das Französle der gefürchteste Faustkämpfer und Ringer und als solcher weithin bekannt und verschrieen.

Anfangs der vierziger Jahre war ein neuer Arzt nach Meersburg gekommen, Dr. Kraus. Der schlug bald, nachdem er die Säure des Seeweins glücklich überwunden hatte, im Löwen zu Hange sein Standquartier auf.

Sein ständiger Gesellschafter wurde das Französle, mit dem er, ein großer, starker Mann, boxte, rang und trank. Mehr denn einmal brachte jeder der beiden Trinker es auf 20—30 Schoppen in einer und derselben Boxersitzung.

Ich habe in Hange nie einen andern der früheren Ärzte nennen und rühmen hören als den Dr. Kraus. „Der," so sagen die alten Hangouer heute noch, „isch a g'schickter Dokter gsi, hot immer di glich Medizin verschriebe für alle Krankheiten und trinke hot er könne, besser als an Rebma."

Stets hab ich nur mit Hochachtung von dem Manne reden hören, der die kranken Hangouer gesund machte und mit den Gesunden trank. —

Bisweilen machten die Mitglieder der Kiesgräbergesell-

schaft auch eine Schweizerreise eigener Art. Sie kauften zur Sommerszeit Kirschen und transportierten sie statt nach Konstanz, von wo aus in der Regel die Schweiz mit Hangouer Chriesen versehen wurde, direkt nach St. Gallen.

In einem Segelschiff, das ihre Kirschen und pro Mann je einen Schubkarren trug, fuhren sie nachts über den See nach Romanshorn. Dort gelandet, wurden die Kirschenkörbe auf die Karren geladen und mühsam drei Stunden weit bergauf und bergab geschoben bis nach St. Gallen. Hier lösten die Burschen einige Rappen mehr fürs Pfund als in Konstanz, und die gehörten dem Vergnügen einer kurzen Schweizerreise.

Sind das nicht Menschen aus einer guten, alten Zeit, welche ohne Nachtruhe über einen großen, stürmischen See fahren und dann drei Stunden lang schwerbeladene Karren schieben, um eine freie Fahrt und freies Essen und Trinken in St. Gallen und Umgebung zu haben!

Heutzutag wollen die Menschen ihre Vergnügungen viel billiger haben, und lieber hungern sie daheim auf der faulen Haut, als daß sie sich ein Vergnügen auf solche Art erkauften. —

Im Jahre 1847 starb, wie wir oben gehört, der alte, echte Franzos, hochbetagt, und von Stund' an wurde aus dem Französle der Franzos.

Aber, obwohl er bald hernach in der badischen Revolution eine hervorragende französische Eigenschaft, das Revoluzzen, hätte üben können, und obwohl er der Sprosse eines ehemaligen französischen Revolutionsmannes war und seine besten Freunde, voran der groß' Kübele, an der Spitze der Hangouer Bewegung standen, blieb der kleine, kluge Franzos ein treuer Untertan und machte nicht mit.

Ja, er disputierte bei jeder Gelegenheit gegen die neue Freiheit und opponierte namentlich dem großen Kübele.

Als nach der Revolution alles den Kopf verlor und dazu noch schlechte Jahre kamen, zeigte sich erst das praktische Genie des Franzosen.

Es waren harte Jahre, die ersten Fünfziger unseres Jahrhunderts im Badischen, nicht bloß für die Revolutionäre von der Sorte des großen Kübele, sondern auch für alle Untertanen. Eine gewaltige Reaktion lag erbarmungslos über Schuldigen und Unschuldigen. Aber die schwerste Not trugen die Rebleute am Bodensee, weil zu dem politischen Elend Hagel und Mißwachs ihr Haupteinkommen aus den Reben fast auf nichts reduzierten.

Scharenweise zogen damals die jüngern verheirateten Männer als Taglöhner hinunter nach Meersburg, um beim Bau eines neuen Hafens täglich dreißig Kreuzer zu verdienen und so die ärgste Not von ihrer Familie abzuhalten.

Oft hat mir davon der Nachbar des Franzosen erzählt, der Sylvester Benz, ein alter Rebmann voll Schneid, Schlagfertigkeit in der Rede und voll nie versiegenden Humors. Sein Großvater war „Teufelsbanner" gewesen, sein Vater Bäcker und er selber nacheinander Bäcker, Metzger, Bierbrauer und schließlich Rebmann und Märtyrer geworden.

Als der Sylvester anno 1841 heiratete, besaßen er und sein Weib, obwohl dieses das Hochzeitsmahl selbst daheim in ihrer Küche gekocht hatte und nur eine Flasche Wein getrunken wurde, noch einen einzigen Gulden bares Vermögen.

Der Mann ward Nachtwächter und Hafenarbeiter, baute sein Feld bei Mondschein und zog die Egge selber, wenn er Roggen säte, holte das Futter für sein Kühlein, sowie das Holz aus dem Wigarte, ebenfalls nachts, um am Tage im Lohn arbeiten zu können.

Als sein erstes Kind starb, hausierte er von Haus zu Haus mit seiner Taschenuhr, die er zum Verkauf anbot, um die Leichenkosten bezahlen zu können. Niemand nahm sie ihm ab. Traurig wanderte er gen Meersburg, um sie dort feil zu bieten. Unterwegs kommt der Jud zu ihm, der Moos von Gailingen, und leiht ihm in christlichem Geiste vier Gulden auf seine Uhr.

Im Herbst 1850 bekam der Sylvester kaum für einige

Wochen Kartoffeln und von seinem Acker, auf den er bei Mondschein Roggen gesät, einen ganzen halben Sester Ertrag. Bittere Not kehrte bald in seiner Hütte ein. Da eilt er hinab ins Donautal, wo in Werrenwag eine Schwester von ihm in besseren Verhältnissen verheiratet ist.

Sie gibt ihm einen Sack Hafermehl für seine Familie und einen Laib Brot auf den Weg. Ohne einzukehren, nur an Straßenrändern ruhend, trug der Sylvester den Sack Mehl auf seinen Schultern heim, einen Weg von dreizehn Stunden. Unterwegs stillte er seinen Hunger mit dem Brot und den Durst mit Wasser.

Trotz seines Elendes hielt der Sylvester, ein alter Soldat, sich fern von der Revolution von 1848 und 49. Er half zwar die Hangouer Freischärler einexerzieren, aber als diese auszogen unter dem Kommando des großen Sanguinikers und Idealisten Kübele, blieb er weise daheim.

Der Sylvester starb erst 1893, ein Achtziger; sein Schwiegersohn, der Robert Rauber: Kirchenmaler, Glaser, Kaufmann, Hopfenhändler und Bankier in und um Hange, hatte ihn in den letzten Lebensjahren zu sich genommen und verklärte, dem alten, wackern, unverdrossenen Greise seine letzten Lebenstage. —

In jenen schlimmen Zeiten also nach der Revolution, wo der Himmel die Bauern und Rebleute strafte und die Reaktion ihre unbarmherzigen Hände auf sie legte, da strahlte der Geist des Franzosen am hellsten.

Da weder Wein noch Frucht mehr geraten wollte auf den Gefilden von Hange, so probierte der denkende Franzos es mit andern Dingen. Er fing an, Pastinak, Meerrettig, Möhren, Tabak, Hanf und Flachs zu pflanzen. Kartoffeln schaffte er neue, aus San Franzisko bezogene, herbei und führte mit seinem Nachbar, dem Adlerwirt Fecht, die erste Hopfenpflanzung am See ein.

Alles geriet, und während andere hungerten, hatte der Franzos „Zeug" im Überfluß. Die Einführung des Hopfens,

die in den schlechten Weinjahren der kommenden Jahrzehnte unter den Hangouern mehr und mehr um sich griff, wurde zum wahren Segen für die Gemeinde.

Auch das erste englische Rasseschwein brachte der Franzos in sein Vaterdorf und mästete es bis auf ein Gewicht von drei Zentnern zum Staunen seiner Mitbürger.

Aber noch etwas erfand der kleine, ruhige, denkende Mann in jenen Hungerjahren. Er fing eine Pferdeschlächterei an. Bis dahin galt es am See, wie fast überall in Süddeutschland, als ein Greuel, Pferdefleisch zu essen, und es hatte auch niemand Appetit dazu.

Der Franzos führte diese zweifelhafte Delikatesse in Hange ein. Und um sie mundgerecht zu machen, lud er arm und reich dazu in sein eigen Haus ein. Wochenlang gab er alltäglich Gastereien mit Pferdebraten und schenkte dazu Wein, soviel die Geladenen wollten und tranken, um zu zeigen, daß Roßfleisch gut und gesund sei.

Noch zu meiner Zeit schlachteten die Hangouer bisweilen ein altes Pferd, kochten sein Fleisch in einem Brennkessel und hielten Mahl und Trunk.

Bei all' diesen Beiträgen zur Lösung der sozialen Frage versäumte der Franzos seine eigene wissenschaftliche Ausbildung nicht. Alles Wissenswerte interessierte ihn und in allem war er daheim. Ein Blick in seine Bibliothek überzeugt uns davon. Da fanden sich Werke über Religion: Dogmatik, Moral, Predigten; über Philosophie, so die Metaphysik der Sitten von Kant; über Landwirtschaft, Tierheilkunde und Chemie; Weltgeschichte und Spezialgeschichte: Schriften von Wieland und den bedeutendsten Kirchenvätern neben den Romanen von Alexander Dumas.

Alle diese Bücher hatte unser Franzos mehr denn einmal gelesen und konnte viele von ihnen fast auswendig. Und er war darüber gar nicht stolz. Still und bescheiden vor sich hinschauend, gab er Rede und Antwort mit einer sanften Kinderstimme, die an sich schon den bescheidenen Mann verrät.

Sein schönes, wohl bewirtschaftetes Gut übergab er zu meiner Zeit seiner Tochter und behielt für sich nur einige Rebstücke und einen Hopfengarten. Sein Schwiegersohn aber wurde das schon oben angedeutete Original von Stetthuim, der Karl Megerle, ein Nachkomme der Familie, aus welcher der berühmte Abraham a Santa Clara, Ulrich Megerle, abstammt.

Der „Karle" von Stetthuim ist der gefälligste Mensch in Hange und war mir und meiner Schwester viele Jahre lang ein treuer Helfer in allen irdisch-häuslichen Nöten. Er holte mein Holz aus dem Wald, führte den Dung in meine Reben, machte Botengänge und leistete mir am Abend, abwechselnd mit dem Nachbar Sigmund, Gesellschaft, wenn ich, unfähig zum Lesen, jemand haben wollte zum „Schwätzen", nachdem der Sakristan sich zur Ruhe begeben hatte.

Der Karle ist nebenbei Musikant, Virtuos auf dem Horn, und blies bis vor wenigen Jahren mit einigen Konsorten aus Stetthuim und Meersburg auf allen Tanzböden der Umgegend bei Hochzeiten und in der Fastnacht.

Auch fungierte er als aktives Mitglied bei den Kapellen von Meersburg und Hange. Das gehört auch zu den Kulturfortschritten der Rebleute am See, daß fast jedes Dorf eine wohlorganisierte Blechmusik hat. Im Kinzigtal gibt's auf den Dörfern allermeist nur je zwei oder drei Hochzeitsmusikanten mit Geige und Klarinette; an eine Musikkapelle wagen sich nur die Menschen „im Städtle".

Aber eins haben alle Musikanten der Welt miteinander gemein, sie trinken gern und streiten sich um den Spiellohn. So ging's auch in Hange, und oft hat mir der Karle davon erzählt. Aber immer wieder haben sich die Parteien versöhnt, um aufs neue zu trinken und zu streiten.

Die Hangouer Kapelle war zu meiner Zeit berühmt. An ihrer Spitze stand Wilhelm, der Spiegler, einst Obertrompeter bei der Kavallerie und Solobläser erster Ordnung. Er hat einem Freunde von mir, dem Major von Schilling,

welchem die Kapelle einst vor meinem Pfarrhäuschen ein Ständchen brachte, so das Herz gerührt, daß er dem Wilhelm einen Taktstock aus Silber und Elfenbein machen ließ. —

War der Karle auf Kunstreisen, so besorgte ihm der Schwiegervater Franzos das ganze Gut besser, als wenn er selbst es bearbeitet hätte; denn gute Musikanten sind nicht immer die besten Feldarbeiter. Posthorn und Mistgabel passen auch schlecht zusammen.

Doch griff der Megerle auch bei der Arbeit wieder rüstig zu, wenn er genug „geblasen" hatte.

Aber er ist nicht bloß Virtuos auf dem Horn, sondern auch im Einsalzen von Schinken. Das macht ihm keiner nach. Seine Schinken sind pikant, wie die Reden seines berühmten Agnaten und Hofpredigers Ulrich, und wer noch nie von Karl Megerles Schinken gegessen und nie Ulrich Megerles Reden gelesen, hat noch nicht von den besten ihrer Art gekostet.

Was ihn aber, solange ich in Hange lebte, am meisten auszeichnete, war die große Fürsorge für seine alte Mutter, die auf der väterlichen Hütte in Stetthuim wohnte. Der Mutter, einer ernsten, sinnigen Frau von vornehmem Auftreten, ließ der Karle nichts abgehen, und wenn er selbst hätte darben müssen. Und so oft er Zeit hatte, eilte er hinauf nach Stetthuim, um nach der Mutter zu sehen.

Das Musikmachen soll ihm jetzt ganz vergangen sein. Statt auf auswärtigen Tanzböden lustigen Leuten aufzuspielen, ist er Agent für ein Nürnberger Hopfengeschäft geworden.

So sehr ist durch die „Erfindung" des Franzosen der Hopfenbau in Hange gediehen, daß die Nürnberger „Hopfenjuden" ihre Agenten „am Platz" haben. Und von ihnen einer ist unser Megerle. Mit Roß und Wagen kutschiert er zur Erntezeit weit ins Land hinein und kauft Hopfen für Israel.

Der Franzos aber wurde in seinen alten Tagen, ohne

es je gelernt zu haben, noch Schuhmacher. Beim Vater, dem alten Franzos, hatte er bloß zugesehen, wie er bisweilen Schuhe machte und flickte. Dreißig Jahre nach dem Tode des Vaters kommt der Sohn auf den Gedanken, zum Zeitvertreib die Schusterei auch anzufangen.

Gedacht, getan. Bald machte und reparierte er alles Schuhwerk fürs Haus. Mehr denn einmal hab' ich ihn in seiner Stube im obern Stock getroffen, wie er, seine große Hornbrille vor den Augen, schusterte. Auf der niedern Schusterbank lag irgend eines seiner Bücher, in welchem er, abwechselnd mit der Schusterei, gelesen hatte. —

An Ostern 1893 hatte ich den Franzos zu mir nach Freiburg eingeladen. Es stellte sich dabei heraus, daß er seit vierzig Jahren nicht mehr auf der Eisenbahn gefahren war. Er kam in eine neue Welt, aber sie imponierte ihm nicht. Wie jeder alte Rebmann am See hatte er nur noch den einzigen Wunsch, einen guten Herbst zu erleben, ehe er das Zeitliche mit dem Ewigen vertauschte. Das Jahr 1893 hat diesen Wunsch befriedigt. Der Alte trank vom guten Dreiundneunziger den Herbst und Winter über, und dann legte er sich in den ersten Tagen des Jahres 1894 zum Sterben nieder und ging in eine bessere Welt, wohin sein Weib ihm schon vorausgegangen war. —

Der Schneider Klemens war die letzte Säule einer absterbenden Zeit. Fortan wird es in Hange weder mehr „wilde Kirschen" noch „Schneeballen" geben.

Außer dem großen Anselm reicht nur noch einer an Originalität an die alten Zeiten, die ich in diesem Buche geschildert. Es ist dies der schon in meinen „sonnigen Tagen" erwähnte Adolf Langenstein, genannt „des Löwenwirts Adolf."

Er kegelte, ramste und wettete noch mit dem Prinzen Konrad, er lernte von allen fahrenden Künstlern ihre Zauberkünste und von dem Fischer und Jäger Stefan Kübele, einem Bruder meines Sakristans, das Guitarrespielen. Dabei ist er ein Kunstpfeifer ersten Ranges.

Er meint, wenn nötig, könnte er sein Brot verdienen mit Pfeifen, Guitarrespielen und Zauberkünsten.

Aber er braucht es nicht, denn seine Geschäftsgewandtheit und sein Unternehmungsgeist haben ihn zum Rentner gemacht. Dabei hat ihm auch der Luftschiffer Zeppelin geholfen.

Der Adolf kaufte als Großfischhändler in Friedrichshafen billig ein großes Bauterrain in der Nähe der Stadt zu einer Zeit, da die Luftschifferei noch nicht auf der Tagesordnung stand. Er nannte es „Kolonie Langenstein" und baute kleine Villen darauf. Bald kam der Graf Zeppelin und damit der Ruhm der alten Reichsstadt Buchhorn.

Das Baugelände Langensteins stieg fortwährend im Werte und machte ihn zum Rentner, der heute, 1911, an der Seestraße in Konstanz in einer mit selbst gesammelten Altertümern gezierten Villa privatisiert und am Abend am Stammtisch in's „Engstler's Bierwirtschaft" den Konstanzer Bürgern seine Kunststücke zum besten gibt und von Zeit zu Zeit nach Hange hinüberfährt und seinen Freunden und Bekannten einen Trunk spendet.

Was er unternommen, glückte ihm und was er kaufte, rentierte. Pech hatte er, wie er meint, nur im Schenken.

Einmal, als er noch Großfischhändler in Friedrichshafen war, wollte er die größte Forelle, die je am See gefangen wurde, in sinniger Weise dem Kaiser schenken. Sie wurde nicht angenommen.

Dem Grafen Zeppelin wollte er einen Bauplatz für eine Villa schenken; der Graf dankte dafür.

Der katholischen Gemeinde, die in der Nähe seiner Kolonie einen Platz kaufte für eine neue Kirche, wollte er die Hälfte des Bauplatzes schenken, wenn sie die Kirche auf seinem Terrain baue. Es wurde abgelehnt.

Einer armen Frau, die elf Kinder hatte und nichts zum Leben, wollte er einen halben Zentner Habermehl schenken. Sie lehnte es ab, weil ihr Mann, der Hilari, das Habermuß nicht gerne esse.

Seinem Humor und seinem Hagnauer Durst taten aber diese Ablehnungen keinen Eintrag.

So ist der Adolf, noch kein Sechziger, der letzte originelle Vertreter seines heimatlichen Dorfes aus der Zeit, da ich am See lebte.

Die Halbkultur hat seit Jahren übermächtig um sich gegriffen. Es sind keine Dörfer und keine Dorfmenschen mehr am See; es sind Städtledörfer, Städtlemenschen am schwäbischen Meer badischen Anteils hin.

Von Jahr zu Jahr machen die Seehasen, wie die Bauersleute fast überall im flachen Land, mehr und mehr die Moden und Sitten unserer blasierten Städtekultur nach. Die Kleidung wird nachgeäfft, Verlobungs-, Hochzeits- und Neujahrskarten werden versandt, bei Todesfällen gedruckte Anzeigen verschickt und zu Leichenbegängnissen Beileidskränze dediziert. Wo aber diese Kränze grassieren, hört der katholische Rosenkranz, das schönste Gebet für Verstorbene, gar bald auf.

In den mehr als 25 Jahren, da ich vom See weg bin, hat diese Unnatur mit Macht zugenommen zum Nachteil für Familie, Gemeinde, Staat, Kirche und Gesellschaft.

Nur eines kann, gottlob, nicht kultiviert werden, die große Natur. Das schwäbische Meer schlägt seine mächtigen Wogen noch Tag und Nacht an die Ufer, die Stürme brausen noch wie ehedem über seinen Wassern, die eisigen Firnen der Gebirgswelt glühen noch im Abendsonnenschein in seine Fluten hinab, die Tannen im „Wigarte" flüstern noch im Morgenwind, und die Bächlein eilen noch dem See zu.

Die Menschen mögen sich ändern, Bauern und Rebleute in Zylindern und Landmädchen in Staubmänteln und mit „Sonnendächle" am See hin und her ziehen, kein Pfarrer mehr mit seinem Sakristan im Winkel hinter der Kirche sitzen und von alten Zeiten reden, eines wird bleiben — die große herrliche Schöpfung Gottes, die Natur. Erfüllen wird sich des Dichters Wunsch:

Doch, was die Zeit uns auch verspricht,
Natur, versiege du nur nicht!
Du mächtige, mannigfache, reiche,
Versinke nicht ins flache Gleiche!

Und recht hat derselbe Dichter, wenn er unserer Zeit und ihrer Kultur- und Modesucht zuruft:

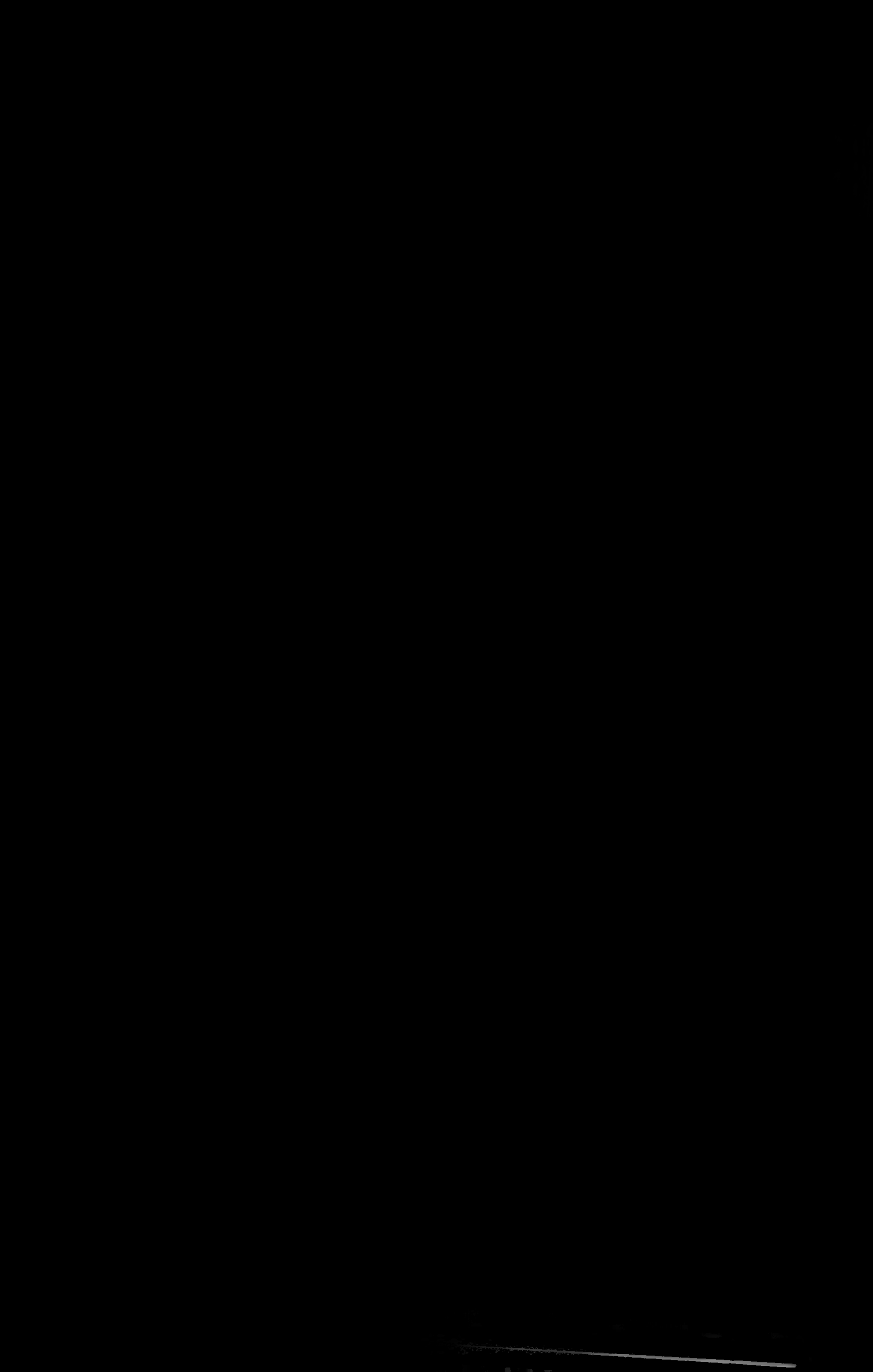
Erzieht nur, bildet unverdrossen,
Es spielt Natur euch allen einen Possen!
Doch wird ein Esel euch geboren,
So kultiviert ihm ja die Ohren!



Heinrich Hansjakob

Dürre Blätter
Erste Reihe

Ausgewählte Schriften
Band 7



Heinrich Hansjakob

Ausgewählte Schriften

Volksausgabe

Siebter Band

Dürre Blätter

Erste Reihe



Stuttgart
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1911.

Dürre Blätter

Erste Reihe

von

Heinrich Hansjakob

1.—6. Tausend.



Stuttgart
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1911.

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Vorwort.

D ü r r e B l ä t t e r sind nicht viel wert. Im Herbst, wenn das Laub gefallen, treibt der Wind mit ihnen sein Spiel. Auch die Blätter, die hier geboten werden, wollen wir den dürren beizählen. Sie sind teils vereinzelt vor Jahren erschienen in der „Alten und Neuen Welt", teils welkten sie als Manuskript auf „Lager". Denn jeder Schriftsteller hat wohl einmal dies oder das zu Papier gebracht, aber nicht drucken lassen. Im Herbste seines Lebens sammelt er dann manchmal die früher vom Baume seines Schaffens gefallenen Blätter und bringt sie auf den Markt — „schwimm's oder sink's!"

Ein ordentlicher Geschäftsmann bringt zwar keine alte Ware auf den Markt, und so sollte es auch ein ordentlicher Schriftsteller machen. Allein jeder Geschäftsmann hat seine Kunden und jeder Schriftsteller seine Leser. Meine Leser aber und ganz besonders die L e s e r i n n e n haben mir keine Ruhe gelassen, bis ich auch diese dürren Blätter feilbot, und insofern kann sich mein Schriftstellergewissen beruhigen.

Um die „dürren" Dinger etwas zu heben, habe ich eine größere Anzahl frischer Blätter dazwischen gebunden, aber nicht von Rosen und auch nicht von Lilien.

Ein zweites Bändchen folgt im Herbst.

F r e i b u r g i. B., im Mai 1889.

Der Verfasser.

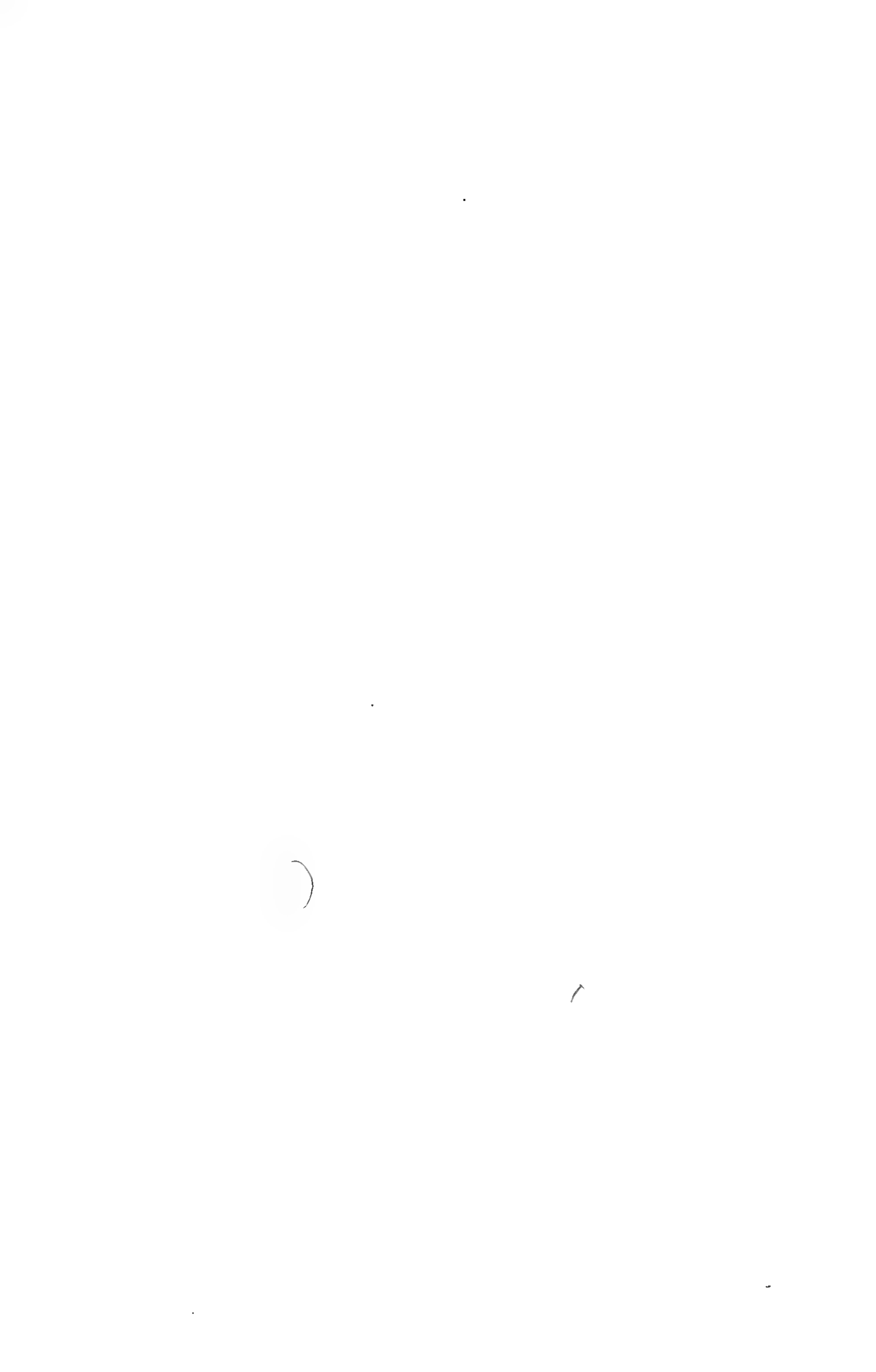
Vorwort zur sechsten Auflage.

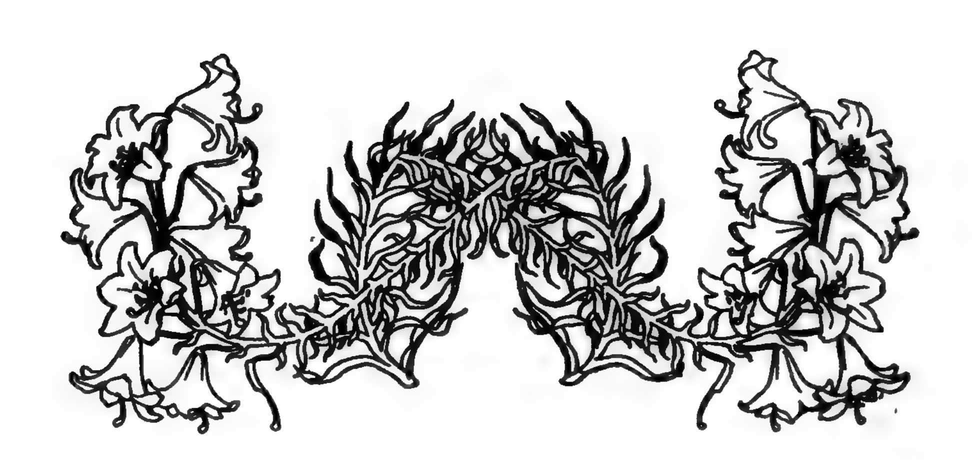
Ich habe die „Dürren Blätter", die bis jetzt stereotypiert waren, und die ich in jüngeren Jahren geschrieben, seit zwanzig Jahren nicht mehr gelesen, bis jetzt zu der vorliegenden sechsten Auflage. Und wenn ich ehrlich sein will, muß ich sagen, sie haben mir gar nicht mehr gefallen, weder nach Inhalt noch nach Form. Aber da sie doch einen Teil meines literarischen Nachlasses ausmachen, habe ich sie wieder drucken lassen und so gut es ging verbessert. Mögen sie den Lesern besser gefallen als mir.

Freiburg i. B., im Januar 1911.

H. Hansjakob.

Inhaltsverzeichnis.





„Im Reich."

1871.

1.

Lau und sonnig zog die Frühjahrsluft über das schwäbische Meer an mein Pfarrhäuschen her. Ich stand unter dem Fenster und schaute über den See hin an die lichten Höhen des Säntis. Ostern und Fastenzeit waren hinter mir. Der Frieden im Lande. Das ganze Jahr war ich noch nicht aus dem Bereich des schwäbischen Meeres hinausgekommen. Jetzt wollte ich eine kleine Reise tun, so vom Montag morgen bis Freitag abend, wie es Brauch ist bei einzeln amtierenden Pfarrern und Pfarrverwesern.

Zu diesen letzteren gehöre ich noch. Darum ist auch in pekuniärer Hinsicht eine „kleine Tour" angezeigt. Ich sinne hin und sinne her. Ein Zufall gibt die Entscheidung. Der Geselle unseres Dorfschmieds, welch letzterer Schmied, Schlosser, Mechaniker und Uhrmacher in einer Person ist, schlug eben an dem Hoftor meines alten Hauses neue „Bänder" an. Da ich ihn zum erstenmal sah, fragte ich, was er für ein Landsmann sei. „J bin aus'm Reich", meinte der Angerufene

lächelnd, und jetzt war auch mein Reiseziel festgesetzt: „Du gehst ins Reich!“

Unter dem „Reich“ versteht man in Süddeutschland die ehemaligen Fürstentümer Hohenzollern-Sigmaringen und Hohenzollern-Hechingen. Sie hat der Volksmund wegen ihrer Größe so getauft — aus Humor. Anno 48 sah ich als Knabe in meiner Vaterstadt Hasle die ersten Soldaten aus Sigmaringen-Hechingen, und aus dem „Reich“ war so mancher lustige Theologe zu meiner Studienzeit in Freiburg. Sind lauter gemütliche, schöne, stattliche Menschen gewesen, diese „Reichler“. Und drum machte es mich an jenem Frühjahrsabend an, wenigstens ein Stück vom „Reich“ zu sehen.

Am andern Morgen um acht Uhr setzte mich das Dampfboot, das an meinem Seedörfchen mich aufgenommen, im „Hafen“ ab. So nennt das Volk am See die schwäbische Seestadt Friedrichshafen, das alte Buchhorn, einst Reichsstadt. Als Schwabenstadt hat es auch seine Schwabenstreiche gemacht, das alte Buchhorn.

Diese Schwabenstreiche werden in der Welt gewöhnlich belacht, und die meisten Dorf- und Städtebewohner ärgern sich noch, wenn man ihnen von den Schwabenstreichen ihrer Ahnen erzählt. Ich finde diesen Ärger sehr wenig am Platze. Es muß ein Mensch schon ein großer Heiliger sein, wenn er in seinem Leben noch keine dummen Streiche gemacht hat. Und die sogenannten gescheiten Leute machen in der Regel die meisten und die dümmsten. Ist aber fast jeder Mensch auf wenigstens einen Schwabenstreich berechnet, warum soll nicht auch eine ganze Gemeinde ihren Streich machen?

Doch will ich den Streich der „Häfler“, unter denen ich so viele „Freunde“ habe, vom Stadtschultheißen herab bis zu den Matrosen, jetzt nicht erzählen, sondern erst am Ende dieses Buches, in dem Kapitel „Im Schwabenlande“. Man muß seine guten Freunde schonen, so lange es geht. Erzählen wir darum zunächst was Schönes aus dem alten Buchhorn, das schon im 9. Jahrhundert in Akten des Klosters St.

Gallen genannt wird und im folgenden, als die Ungarn einfielen, schon eine feste Stadt war.

Buchhorn-Friedrichshafen war einst der Sitz der am See und tief ins Land hinein mächtigen Grafen von Buchhorn, der Gaugrafen des Linz- und Argen-Gaus. Ihrem Geschlechte entsproßten der heilige Konrad, jener Stern unter den vielen großen Bischöfen von Konstanz, und der Graf Ulrich, welcher heute noch im Volksmunde lebt.

Als die Ungarn 916 ins deutsche Reich eingefallen waren, zog ihnen auch der Graf Ulrich von Buchhorn entgegen, geriet aber in ihre Gefangenschaft. In der Heimat am Bodensee galt er als gefallen und verschollen. Seine treue Gattin Wendelgard, eine Enkelin Kaiser Heinrichs I., hatte sich, nachdem sie lange um ihn getrauert, lange vergebens auf ihn gehofft, der Welt entsagend, als Nonne in eine einsame Klause bei St. Gallen zurückgezogen.

Des Jahres einmal kam sie über den See ins Schloß, um eine Jahrzeit für den Toten halten zu lassen durch den Leutpriester von Buchhorn. Nach dem Gottesdienst teilte sie dann Almosen aus unter die Armen vor dem Burgtor. Hierbei ward sie nun eines Tages von einem Bettler umarmt — es war ihr geliebter Ulrich. Der Bischof von Konstanz löste ihr Klostergelübde und vereinte sie wieder mit ihrem Gemahl, dem sie noch einen Sohn, Burchard, gebar, den sie Gott weihten und der Abt wurde vom Gotteshaus Sankt Gallen.

Ein herrlicher Stoff, diese alte Geschichte, für ein Drama! Aber solche Stoffe verarbeiten unsere Theaterdichter nicht gerne, er ist zu wenig pikant für unsere blasierte Theaterwelt. Die Wendelgard, die ihren Gemahl in einsamer Klosterzelle betrauert, ist keine Frauengestalt für das 20. Jahrhundert, das keine Freude hat an Frauen, die ins Kloster gehen, um dort den Schmerz über den verlorenen Gatten zu begraben.

Wenn man eine Zeit beurteilen will, gibt es verschiedene Zeichen, um daran die Herzensstimmung der Menschen

kennen zu lernen. Nicht zu den geringsten Maßstäben gehört in der Richtung auch, zu beobachten, welche Theaterstücke gefallen und was junge Frauen tun, wenn sie den „einzig geliebten" Mann verloren haben.

Buchhorn kam, als der letzte Graf Otto 1089 erschlagen worden war, weil er seinem Nachbarn, dem Grafen und Stammverwandten Ludwig von Pfullendorf, sein Weib geraubt, an die benachbarten Welfen und später an die Hohenstaufen und wurde bei deren Untergang reichsfrei und blieb es bis 1802, wo es bayerisch und 1810 württembergisch wurde. Es hat ein schönes Stück deutscher Geschichte an sich vorüberziehen sehen, das alte Buchhorn. Darum hätte der kleine Schwabenkönig von Napoleons Gnaden, der dicke Friedrich I. von Württemberg, dem Städtchen seinen altgeschichtlichen Namen lassen sollen. Ich dächte, ein König hätte sonst noch Gelegenheit genug, seinen Namen zu verewigen, und sollte er in der Geschichte einer Gegend wichtige und ehrwürdige Ortsnamen nicht so aus dem Gedächtnis des Volkes verwischen. —

Um ins Reich zu kommen, muß man vom „Hafen" nach Aulendorf fahren, was in einer Stunde geschehen ist. Aulendorf, einst im Besitze der Welfen, wie fast alles Land ringsum, gehört seit dem 14. Jahrhundert den Herren von Königsegg. Gar licht und heiter liegt auf einer Anhöhe das Schloß dieser einst welfischen, jetzt längst gegraften adeligen Dienstleute und schaut weithin ins oberschwäbische Land. Sie waren lange Jahre kaiserliche Landvögte von Oberschwaben, diese Königsegger; sie sind deshalb mit dem Hause Österreich bis heute eng vereinigt geblieben und leben mehr in Wien als in der Heimat.

Soweit der Schloßherr sehen kann von seinen Zinnen, ebensoweit sieht aber auch der Kaplan von Aulendorf in seinem kleinen Häuschen an der Berghalde. Diesen Kaplan suchte ich als Gesinnungsgenossen streng „ultramontaner" Richtung auf, weil ich warten mußte, bis mein Zug weiter ging.

Ich fand ihn, den „feurigen Gabriel“ unter den katholischen Geistlichen Oberschwabens, wie er einigen jungen, helläugigen Schwabenbuben Griechisch dozierte, derart, daß ich bald erkannte, nicht bloß der Lehrer, sondern auch die Schüler wüßten mehr von dieser klassischen Sprache als ich examinierter Philologe. Staunend pries ich beide nach einigem Anhören.

Freund Ziegler verschaffte mir auch Eintritt ins Schloß und ins Archiv, wo ich mich nach Urkunden der Bischöfe von Konstanz umsehen wollte. Im Schloß wollte ich nicht begreifen, daß der jetzige Majoratsherr in Ungarn lebe, in den langweiligen Ebenen und Pußten des Magyarenlandes, statt vom schwäbischen Stammsitz hinauszuschauen in herrliches, tannenwaldiges, deutsches Land mit Bergen und Tälern.

Im Archiv sah ich auch das Kleinod desselben, die berühmte Handschrift der Chronik des Ulrich von Richental über das Konzil von Konstanz. Sie kam durch einen Königsegg, der Domherr in Konstanz war, in den Besitz der gräflichen Familie.

Aulendorf ist der Geburtsort des Erzbischofs Hermann von Vicari. Zwei Jahre nach diesem ersten Aufenthalt kam ich wieder hierher zum Zentenarium des Erzbischofs. Es war ein schöner Maientag. Von allen Seiten kamen die schwäbischen Pfarrer mit ihren Bauern zur Feier. Ich war als Redner dazu eingeladen und benutzte die Gelegenheit, nach der offiziellen Festrede eine Antikulturkampfrede vor den schwäbischen Bauern zu halten. Ich eroberte ihre Herzen durch volkstümliches Sprechen, was um so leichter war, als die Festrede ein alter, geistlicher Professor gehalten hatte im langweiligsten Kathederton. Scharenweise kamen die guten Bauern in ihren kurzen Lederhosen nachher auf dem Gang zur Eisenbahn mir nach, schüttelten mir die Hand und baten mich, auch einmal zu ihnen in die Dörfer zu kommen und zu sprechen.

Ein geistlicher Herr aus dem benachbarten „Reich“, der Vater Geiselhart, von dem wir bald mehr reden, versprach

mir zum Lohn für meine Rede ein Bild und sandte mir einige Tage später ein sehr gutes Porträt des Deutschordens-Hochmeisters Albrecht von Brandenburg, das ich später auf das ehemalige Deutschordensschloß Mainau stiftete.

Ich kam damals auch in das Geburtshaus Vicari's, dessen Vater Königsegg'scher Amtmann gewesen. Es ist ein kleines, lichtes Haus am gleichen Abhang gelegen, wie das des Kaplans, nur auf der entgegengesetzten Seite. —

Schon am Mittag fuhr ich wieder weg von Aulendorf, dem „Reich" zu. Eine der ersten Stationen auf dieser Seitenbahn ist Altshausen, der alte Sitz des schwäbischen Landeskomturs des Deutschordens. Da wollt' ich von einem Zug auf den andern auch ankehren und ging rasch den ziemlich weiten Weg vom Bahnhof dem auf einem Hügel gelegenen Orte zu, der traurig und einsam daliegt, wie jede verlassene Residenz. Melancholisch schauen die alten Fenster und Giebel des von einem Komtur von Reinach erbauten Schlosses den Fremdling an. Wo einst geharnischte Ritter ein- und ausgingen, Turniere und frohe Feste feierten — wird jetzt Bier und Zucker gesotten.

Nichts vermag den Kontrast der neuen und der alten Zeit mehr zu illustrieren.

In Altshausen wurde 1054 der wahrscheinlich auch hier geborene, berühmte Reichenauer Mönch Hermann der Lahme, der erste Verfasser einer Weltchronik, neben seiner Mutter Hiltrude begraben.

Sein Vater Wolverad II. von Veringen und Altshausen war Graf im Eritgau und hatte seinen Wohnsitz in „Alleshusen."[1]

Im 13. Jahrhundert kam das Dorf in den Besitz eines Heinrich von Boegenberg, der es dem Deutschorden

---

[1] Ich hatte, als ich 1871 in Altshausen war, noch keine Ahnung davon, daß vier Jahre später eine Lebensbeschreibung Hermanns des Lahmen von mir erscheinen würde.

zu einer Kommende Altshausen schenkte, welche Schenkung der umwohnende Adel noch vermehrte.

In Altshausen saßen vom 15. Jahrhundert an zwei Komturen, der Land-Komtur für die Ballei Elsaß und Burgund, zu der auch die schwäbischen Kommenden gehörten und der Komtur von Altshausen selbst.

Der letzte Land-Komtur war ein Freiherr von Forstmeister, der 1814 starb.

Ich ging hinaus auf den Kirchhof des Dorfes. Da fand ich noch den Grabstein des letzten Komturs, eines Herrn von Frohberg, gestorben in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts, und darauf die schöne Inschrift:

Ehrenfest, gerecht und treu,
Heiter, mild und fromm dabei,
Zeigt' er stets und ohne Scheu,
Daß er deutscher Ritter sei. —

Er hatte eine lange Geschichte hinter sich, der Orden der Deutschherren, als er 1805 in Deutschland aufgehoben wurde und wie so viele Orden der Säkularisation verfiel.

In Österreich besteht er heute noch.

Er wurde 1190 im Lager von Akkon beim dritten Kreuzzug gegründet aus einem Feldspital, das Bremer und Lübecker Kaufleute im Verein mit einigen Mitgliedern des deutschen Hospitals eingerichtet hatten. Daher auch sein erster Name „Orden des Hospitals unserer lieben Frau der Deutschen in Jerusalem". 1197 wurde er ein Ritterorden nach der Art der Templer und Johanniter.

Sein Zweck war Kranken- und Armenpflege und Kampf gegen die Feinde des Kreuzes. Seine Mitglieder mußten deutscher und adeliger Herkunft sein und zerfielen in Priester und dienende Brüder.

Er breitete sich im Orient und besonders in Deutschland aus und wuchs rasch an Besitz und Ansehen. Der Orden hatte am Ende des 13. Jahrhunderts schon viele Balleien

(Provinzen) mit zahlreichen Einzelniederlassungen (Kommenden).

An der Spitze stand der Hoch- und Deutschmeister. Unter dem Deutschmeister Hermann von Salza († 1239) erhielt der Orden die Aufgabe, das heidnische Preußenland zu bekehren, und bald übersäte der Orden den slawischen Nordosten mit blühenden christlichen Städten und Dörfern, und das herrliche Schloß Marienburg wurde 1309 der Sitz des Hochmeisters.

Ob dieser seiner Verdienste ward der Deutschorden, wie ein altes Ordensbuch sagt, von den Päpsten „mit fröhlichen Augen angesehen".

Doch schon zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts ging es mit ihm abwärts. Seine Blütezeit im Ordenslande Preußen ward seinen Hochmeistern vielfach zur Verweltlichung. Der Hochmeister Konrad von Walbrode († 1394) meinte schon: „In jedem Lande sollte man neben dem Bischof nur e i n e n Priester haben und zwar hoch oben in einer Dachstube, daß er niemanden im Wege sei; so man ihn eben bedürfe zur Seligkeit, so möge man ihn herabkommen lassen." Er selbst brauchte keinen und starb ohne Beichte und Absolution.

Außer der Verweltlichung wurden dem Orden noch die benachbarten Polen gefährlich. Die blutige Schlacht bei Tannenberg 1410 brachte das Ordensland unter polnische Hoheit. Der Ordensmeister Albrecht von Brandenburg schloß sich 1525 der Reformation an. Durch ihn kam das Preußenland an seine Vettern, die Kurfürsten von Brandenburg.

Anno 1700 erhielt Kurfürst Friedrich III. vom Kaiser die Erlaubnis, das deutschordensritterliche Herzogtum Preußen zum Königreich zu machen, was am 18. Januar 1701 unter großer Prachtentfaltung in Königsberg geschah. Das übrige ist allgemein bekannt, und das einst deutschmeisterliche Preußen ist heute die erste Nummer im Deutschen Reich, und Millionen vom Kaiser abwärts tragen mit Stolz den Namen Preuße.

Nicht ohne Wehmut über den Untergang des Ordens, von dem auch das altersgraue, verwahrloste Schloß Altshausen ein so grelles Bild gibt — ging ich nach einer Stunde wieder bergab und fuhr weiter ins Reich hinein. Über die heiter am Saum einer Ebene gelegene Oberamtsstadt Saulgau geht's dem Donautale zu, das in Scheer, der jetzigen Endstation der Bahn, erreicht wird.

Dieses altersgraue, vereinsamte Städtchen liegt gar schön an der Donau, die den Fuß des alten 1486 gebauten Schlosses bespült. 1452 war die Herrschaft Scheer an einen Eberhard, Erbtruchseß von Sonnenberg vom Hause Waldburg, von dem Herzog Sigismund von Oesterreich verkauft worden. Sein Sohn Andreas baute die Burg und er und seine Nachkommen residierten da bis ins 18. Jahrhundert. Als der letzte Sonnenberger gestorben, verkaufte das Haus Waldburg die Herrschaft 1785 an das friedliche, aus Italien gekommene Haus Thurn und Taxis.

Merkwürdig! Einst zogen die adeligen Herren Schwabens, die Sonnenberg, die Werdenberg, die Veringer, nach Welschland mit ihren Kaisern. Sie stiegen über die Alpen, um Ruhm, Ehre und Beute mit heimzubringen auf ihre Burgen an der Donau. Und heute sind diese deutschen Geschlechter längst untergegangen und ihre Burgen und Güter gehören vielfach einem italienischen Geschlechte, das sie nicht mit dem Schwerte eroberte, sondern mit dem friedlichen Posthorn. Bekanntlich waren die Thurn und Taxis Reichspostmeister vom 16. bis zum 19. Jahrhundert. So geht der Gang der Geschichte und das Spiel im Menschenleben. —

Von Scheer aus setzte ich mich zum Postillon auf den Omnibus, der täglich von und nach Sigmaringen fährt. Der Rosselenker war eben heimgekehrt vom Feldzuge, hatte als preußischer Soldat helfen Schlachten schlagen, war aber froh, jetzt wieder seine Rosse durchs friedliche Donautal knallen zu können. Ich hätte ihn gerne von seinen Kriegstaten erzählen lassen; denn wenn große Dinge geschehen sind, ist es viel inter-

essanter, den Einzelnen zu hören, der dabei war, als einen Geschichtsprofessor oder ein Generalstabswerk. Aber die Fahrt von Scheer nach der Hauptstadt des „Reichs" ist so schön, daß man immer zu fragen hat nach dem, was vor den Augen liegt. Weit hinunter öffnet sich das Donautal dem Blick, am linken Ufer hohe Hügel mit heiteren Dörfern und dunklen Rainen, am rechten der Bussen, ein stattlicher Schwabenberg, ringsum bevölkert und oben mit einer weithin glänzenden Kirche gekrönt.

Dort drüben lag malerisch neben Burgruinen das Dorf Hundersingen, einst Sitz eines mächtigen, gleichnamigen Grafengeschlechtes. Mein Dorfschreiner und Nachbar Einhart hat mir schon oft, wenn ich neben ihm an seiner Hobelbank stand, von seiner Heimat erzählt, und wie zu einem alten Bekannten sah ich zu dem so luftig gelegenen Orte hinauf und begriff nicht, wie mein Schreiner, ein stiller, wortkarger Mann, aus einer so lustigen Gegend stammen konnte.

Schon von weitem schimmerte uns bald darauf auf einem Berge ein schloßähnliches Gebäude entgegen, das die ganze Gegend beherrscht. Ich glaubte, es wäre die Burg der Hohenzollern, aber mein „Postle" belehrte mich: „Herr, das ist nicht das Schloß, sondern das Haus Nazareth. Das hat der Pfarrer Geiselhart mit lauter Bettelgeld gebaut." Ich bekam ordentlichen Respekt vor dem Betteln und dem Bettler, den ich seit Jahren persönlich kenne.

Geiselhart ist der größte christliche Kommunist und Sozialist Süddeutschlands, das konträre Gegenteil von einem modernen Gründer, ein würdiger Rivale des berühmten Schweizer Kapuziners Theodosius Florentini. Sein Werk ist das Haus Nazareth mit seinen Waisen, wie die Ingebohler Schwestern-Kongregation, die in aller Welt verbreitet ist, das des Florentini. Der Zweck beider Männer ist der gleiche, Sorge für die Armen, für die Kranken und Verlassenen. Nur in der Wahl der Mittel unterscheiden sie sich, P. Theo-

dosius suchte sich Geld zu verschaffen durch Spekulation und Industrie, Geiselhart dagegen streckt überall seine leere Hand hin und bittet: „Gebt für meine Armen um Christi willen" und — geht so viel einfacher und sicherer.

Ihm galt am anderen Morgen mein erster Besuch, nachdem ich in dem sehr besuchten Hotel Schach eine unruhige Nacht verbracht hatte.

Im „Fidelishaus", seiner gleich zu besprechenden ersten größeren Gründung, wo seine bescheidene Wohnung ist, hoffte ich ihn zu treffen. Hier erfuhr ich, der Gesuchte sei „auf Nazareth", was mir um so angenehmer war, als ich den Kommunisten mitten in seinem Beitrag zur Lösung der sozialen Frage finden konnte. Ein herrlicher Stationenweg, gleichfalls ein Werk der „Sammlungen" Geiselharts, führt auf die Anhöhe, die das Waisenhaus Nazareth weithin ziert.

Oben angekommen, genoß ich erst die großartige Fernsicht weithin ins Schwabenland, ehe ich an dem stattlichen Portale mich meldete. Wenige Minuten später stand ich in dem Hofraum der Anstalt vor einem riesengroßen, greisen Mann im langen Priesterhabit, der zu gleicher Zeit mit seiner Tabaksdose und einer Menge kleiner Waisenkinder, die ihn lustig umsprangen, spielte. Es war Geiselhart, der Waisenvater.

Da unsere Bekanntschaft, die wir schon anno 1863 in Freiburg gemacht, keiner Erneuerung bedurfte, war ich schnell eingeführt und bald durchwanderte ich an der Seite des Erbauers die langen Gänge des Hauses und ließ mir die Geschichte der Gründungen des Waisenvaters erzählen.

2.

Vor mehr denn dreißig Jahren war Geiselhart, ein Zollernschwabe und 1811 in dem Dorfe Steinhilben geboren, Vikar in dem schwäbischen Dorfe Empfingen. Eines Tages starb eine arme Witwe und hinterließ ein Mädchen, das, ohne alle Verwandte, nun hilflos in der Welt stand. Niemand

kümmerte sich um das verlassene Kind — als der selbst arme Vikar. Beim Begräbnis der Mutter nahm er die Waise an seine Hand, stellte sie an das offene Grab und bat in eindringlicher Rede, ob niemand da wäre, der sich des armen Kindes annehmen wolle um Gottes und Christi willen. Gleich darauf meldet sich beim „Hairle"[1] eine Dienstmagd an und erbietet sich, von ihrem Liedlohn jährlich dreißig Gulden für Unterbringung des Mädchens in einer württembergischen Waisenanstalt zu erlegen. Dieses unendlich große Opfer einer armen Magd machte den tiefsten Eindruck auf den jungen Priester. „Wenn soviel ein armseliges Weib vermag, was wirst d u tun können?" rief er sich zu und beschloß alsbald, von nun an alles aufzubieten, um dereinst für die Waisenkinder seines Landes, die bisher von ihren Gemeinden an den Wenigstnehmenden versteigert wurden, sorgen zu können.

Heute hat der arme Vikar von Empfingen seinen frommen Entschluß, auf den ihn ein christliches Dienstmädchen gebracht, auf das glänzendste ausgeführt.

Im Jahre 1850, nachdem er als Pfarrer in Veringenstadt vergeblich seine Idee zu verwirklichen gesucht, ging Geiselhart als Prädikaturverweser nach Sigmaringen, wo er, wenn auch nach langer Mühe, aber dafür um so schöner, sein Ziel erreichen sollte.

„Im Kleinen anfangen" war sein Wahlspruch, und so gründete er zuerst eine Privatschule für Mädchen mit zwei barmherzigen Schwestern — auf seine Kosten, d. h. mit dem, was er dafür aus milden Händen sammelte. Die Schule besteht noch heute, trotzdem liberale Stadt- und Regierungsherren ihr jede öffentliche Unterstützung, die sie eine Zeitlang genoß, entzogen haben.

Er fand nun auch einen trefflichen Freund, der ihm in seinem Projekt, für die Waisen zu sorgen, treu zur Seite ging und in Gemeinschaft mit ihm manch wohltätiges Institut ins

[1] Üblicher Ausdruck im Schwäbischen für junge Priester; Hairle = Herrchen, Herrle.

Leben rufen half. Es ist dies der damalige Religionslehrer am Gymnasium, jetziger Stadtpfarrer Schanz in Sigmaringen, der außerdem mit freigebiger Hand dem „armen Geiselhart" aus eigenen Mitteln Zuschüsse gab. So gründeten diese beiden eifrigen Seelsorger in Sigmaringen einen Frauenverein, Gesellen- und Dienstbotenkrankenverein und einen Mägdeverein.

In der Nähe von Hohenzollerns Hauptstadt liegt ein altes Stift, das Frauenkloster Inzikofen, in welchem in den fünfziger Jahren noch einige Frauen auf ihren Tod warten durften. Ihr weltlicher Berater war unser Geiselhart, der alsbald den Gedanken faßte, nach dem Aussterben der betagten Nonnen bei der fürstlichen Regierung um die Gebäulichkeiten zu bitten zu einem Waisenhaus. Die letzte Nonne von Inzikofen starb 1856; Geiselhart reichte, unterstützt von der Geistlichkeit des Landes, sein Bittgesuch ein und wurde abschlägig beschieden.

Um eine schöne Hoffnung ärmer, verlor der Waisenfreund seinen Mut keineswegs, und Gott wollte, wie es scheint, zuerst noch eine andere segensreiche Anstalt durch ihn ins Leben rufen. Es ist dies das St. Fidelishaus, die größte Studienstiftung des Landes Sigmaringen.

Sigmaringens religiös berühmtester Sohn ist der heilige Fidelis, der daselbst 1577 geboren, 1622 bei Sevis im Rheintale als Kapuziner den Märtyrertod starb. Sein Geburtshaus, bis vor wenigen Jahren eines der angesehensten Gasthäuser der Stadt, war im Sommer 1855 dem gerichtlichen Verkauf ausgesetzt worden. Am Verkaufstage erschien Geiselhart und ersteigerte, ohne einen Kreuzer Geld dazu in der Hand, das Wirtshaus um 8000 Gulden — zu einem Konvikt für Zöglinge des geistlichen Standes, die das Gymnasium besuchen.

Im Oktober 1856 bezog er als Präses das kleine Seminarium mit elf Knaben. Ein Jahr später war das Haus vollständig eingerichtet, die ganze Schuld bezahlt und

eine Barsumme von einigen Hundert Gulden vorhanden. Alles vom Gründer in dieser kurzen Zeit „zusammengebettelt". „Ich war vormals selbst ein armer Student," sagt er, „und habe während meiner Studienzeit harte und selbst gefährliche Wege betreten müssen. Nur der Güte Gottes und der liebevollen Unterstützung meiner vielen Wohltäter habe ich es zu danken, daß ich Priester geworden bin. Durch die Gründung des Fidelishauses möchte ich nun einen Teil meiner alten Schulden abtragen."

Und wahrlich, er hat diese Schulden redlich und reichlich abgetragen. Heute sind im Fidelishause 50 Zöglinge untergebracht, ein zweiter Priester ist als Präfekt angestellt, eine schöne Hauskapelle errichtet mit der Kanzel, auf welcher der heilige Fidelis in Sevis wenige Augenblicke vor seinem Tode gepredigt hat, eine Bibliothek ist vorhanden und reichliche Stiftungen zur Unterhaltung des Hauses und seiner Inwohner.

Man wird einen annähernden, erstaunlichen Begriff bekommen von dem, was Geiselhart für seine Stiftung geleistet, wenn ich sage, daß er bis heute über fünfundzwanzigtausend Gulden nur an Stipendienstiftungsgelder für sein Fidelishaus gesammelt hat. Der verstorbene Erzbischof von Vicari, dessen Liebling unser Geiselhart war, die fromme Fürstin Katharina von Hohenzollern, die Neugründerin des Klosters Beuron, haben ihn hierin reichlich unterstützt, und einzelne bemittelte Geistliche des kleinen Landes, die der unermüdliche Bettler unermüdlich anbettelte, haben jeder für sich mehrere Tausend Gulden beigesteuert.

Doch nicht genug damit, seine Heimat mit einer Pflanzstätte des Priestertums begabt zu haben, kaufte er vor einigen Jahren in Konstanz ein großes Gebäude zum gleichen Zwecke wie sein Fidelishaus, nannte es zu Ehren des heiligen Konstanzer Bischofs Konrad Konradihaus, zog durchs badische Oberland, bettelte für seine zukünftigen Zöglinge in jedem vermöglicheren Pfarrhause — und heute blüht die Anstalt in der Hauptstadt am Bodensee.

Hier nur ein Beispiel, wie Geiselhart sein Geld zusammenbrachte: Es war, wenn ich nicht irre, im Jahre 1867, als ich noch in Waldshut wohnte; da trat eines Morgens unerwartet der große Sigmaringer in mein Zimmer.

„Was führt Sie hierher?" war meine erste Frage. „Ich bin auf der Bettelreise fürs Konradihaus," war die Antwort. „Da drunten in Murg wohnt ein reicher, frommer Pfarrer, den will ich heimsuchen, wie ich schon viele heimgesucht habe." Er ging und wenige Tage später erfuhr ich, daß ihm jener Pfarrer, Milz war sein Name und Konstanz seine Vaterstadt, tausend Gulden gegeben habe. Wer verdient mehr Anerkennung, der, welcher mit so großer Hand gegeben, oder der, durch den Gott das Herz des braven Pfarrers so freigebig gelenkt hat? —

Kaum war das Fidelishaus eingerichtet und für dessen erste Existenz gesorgt, als Geiselhart das Waisenhausprojekt von neuem aufnahm, wiewohl er, außer bei seinem Freunde Schanz, bei niemanden damit Anklang finden wollte. Gleichwohl beschloß er, wenn auch einen noch so ärmlichen, doch endlich einmal einen Anfang zu machen, mietete eine kleine Wohnung, holte sich sechs Waisen und Bettelkinder von der Straße und zog mit ihnen und einer barmherzigen Schwester am 21. Oktober 1859 in dieselbe ein.

Ein Tisch, ein Kasten, einige Bettlein waren die ganze Einrichtung, und zum Unterhalte nichts, als was sie täglich an Almosen von Gott durch gute Leute erhielten. Trotzdem war unser Kinderfreund seelenvergnügt, einmal Waisen zu haben und für sie sorgen zu können. Er machte eigenhändig mit den Kindern das Holz, erbettelte eine Ziege zum Milchbedarf und baute mit den Kleinen selbst den Ziegenstall. Später brachte er es zu einer Kuh und einigen Stücklein Feld.

Ein Jahr lang suchte er nach vollbrachtem Tagewerk in der Seelsorge und im Fidelishaus seine Erholungsstunden bei seinen Waisenkindern, als ihm plötzlich die Wohnung gekündigt wurde. Tiefbetrübt wanderte er, wie einst der heilige

Joseph durch Bethlehem, durch Sigmaringens Straßen, um eine Herberge zu suchen. Überall wurde er abgewiesen. Gott wollte seinen treuen Diener abermals prüfen, um ihm dann um so glänzender aus der Not zu helfen.

Als Geiselhart am Samstag, den 21. April 1861 wehmütiger Stimmung sich eben anschickte, die Beichte der barmherzigen Schwestern im Spital zu hören, fiel ihm der öffentliche Anzeiger in die Hand, worin auf dem nahe der Stadt gelegenen sogenannten Brunnenberge ein kleines Hofgut mit geräumiger Wohnung dem Verkaufe ausgesetzt war. Ohne sich lange zu besinnen, wo Geld hernehmen, ging er sofort zu dem Besitzer, unterhandelte und kaufte das Anwesen um 12 400 Gulden.

Am 15. Mai zog er mit seinen Kindern, mit Knechten und Vieh zum Umbau des Gutes ein, verschaffte sich im folgenden Jahre für seine Anstalt Korporationsrechte, gewann eigene Schulschwestern für die Waisen und — hatte bis zum Jahre 1864 die ganze Schuld abbezahlt. Ein Jahr später und die Wohnung war schon zu klein für die immer zahlreicher werdende Kinderfamilie, und eine Erweiterung ward mit einem Aufwand von gegen 9000 Gulden ausgeführt.

Je mehr jetzt sein Lieblingswunsch sich realisierte, je reichlicher die Almosen flossen, umsomehr dachte Geiselhart an die Vergrößerung seiner Anstalt. Er wollte nun auch für die letzten Lebensjahre seiner Waisen sorgen und ein Asyl gründen für ihr späteres Alter, damit sie, wenn nötig, da, wo sie ihre Kindheit zugebracht, nach vollbrachtem Tagewerk ein Ruheplätzchen fänden.

So reifte in ihm der Plan zu dem jetzigen großen, prachtvollen Gebäude, das alle Waisenkinder, Knaben und Mädchen von ganz Hohenzollern, Sigmaringen und Hechingen, aufnehmen und zugleich ihnen in alten und kranken Tagen eine Heimat bieten sollte. Schon im Jahre 1866 begann er den umfassenden Bau, hatte stets Geld und wußte überall zu bekommen, ohne andere Koupons auszustellen, als solche, die

erst im Jenseits fällig sind. Er hatte die Freude, daß der König Wilhelm von Preußen selbst, in Begleitung der Königin, des Kronprinzen und der fürstlich Sigmaringischen Familie, am 5. Oktober 1867 den Grundstein zum Hause Nazareth legte. „Wir nennen es Nazareth," sagte Geiselhart in seiner Ansprache an den König, „denn wie unser Heiland als schwaches, hilfloses Kind zu Nazareth aufgewachsen ist, so sollen hier die armen Kinder, Waisenkinder von Hohenzollern, auferzogen, an Leib und Seele gepflegt und zu tüchtigen Menschen herangebildet werden."

Der Grund war gelegt und rüstig ging es an den Weiterbau. Vom April bis Oktober 1868 gab der arme Gründer und Bettler gegen 50 000 Gulden aus und führte den äußeren Bau fast zu Ende. Aber nun fehlte noch dem mächtigen Gerüste der innere Ausbau, der zu mindestens 25 000 Gulden veranschlagt war und eine nochmalige gewaltige Anstrengung von Seiten des Bittenden und der Geber verlangte. Geiselhart erließ daher ein offenes Sendschreiben an seine Hohenzollernschen Landsleute, Priester und Laien, und bat zum letztenmal: „Wenn ich manchem" sagte er, „selbst meinen besten Freunden, lästig geworden bin, so mache ich es wie jener Mann in der Parabel des Evangeliums: ‚Auch wenn er nicht geben würde, weil er sein Freund ist, so wird er ihm dennoch geben wegen seiner Zudringlichkeit.' Sorgt nur endlich dafür, daß Ihr einmal vor mir Ruhe habt! Denn auch ich will gerne ausruhen, wenn das Haus Nazareth vollendet ist. Und wie in einer Sammlung von Kunstgegenständen manchmal ein alter Invalide angestellt ist und den Fremden die Schätze des Museums zeigt, so will ich dann allen zeigen die Schätze des Hauses Nazareth, die Waisen und die verlassenen Dienstboten, und will allen zeigen die Werke christlicher Barmherzigkeit."

Dem offenen Sendschreiben kamen die wackern Hohenzollern, namentlich unter dem Klerus, mit offenen Händen entgegen, und die Mittel flossen so reichlich, daß bis zum Herbst

1869 der innere Bau mit einer schönen Hauskapelle fertig war, und der Waisenvater am 21. Oktober mit sämtlichen Waisen Hohenzollerns und ihren Lehr- und Erziehungsschwestern in Prozession seinen Einzug halten konnte.

So hatte der Wunsch des armen Vikars von Empfingen seine höchste Erfüllung erreicht und nicht bloß für eine Waise war gesorgt, sondern für alle im ganzen Zollernlande, und mitten unter seinen Schützlingen weilt jetzt noch, 1889, da dies Buch erstmals erscheint, der greise Dom Bosco des Schwabenlandes, Gott dankend, der so herrlich Alles geleitet hat.

Im Frühjahr 1871 fanden die durch den badischen Minister Jolly 1869 vom Lindenberg auf dem Schwarzwald vertriebenen Schwestern eine bleibende Stätte im Hause Nazareth.

Wenige Tage vor meiner Anwesenheit war die fromme, heimatlose Schar der verfolgten Jungfrauen eingezogen, und während ich mit dem Hausvater unten in der Kapelle stand, ertönte über uns das ewige Gebet der Nonnen: „Gelobt sei das allerheiligste Sakrament des Altars", und heilige Luft wehte mich an.

Fern von hier in stiller Kapelle auf einsamer Bergeshöhe des badischen Schwarzwalds hatten sie zu Gebet und Arbeit sich vereint, als Gewalt sie vertrieb, weil man in Karlsruhe fürchtete, das Gebet der frommen Schwestern könnte gefährlich werden dem Lande, wo der Staatsminister feierlich erklärt hatte, „er müsse dafür einstehen, daß dem Volke seine Bildung und seine Sitte nicht geraubt werde von der katholischen Kirche".

Als ich zwei Jahre vorher auf einer Volksversammlung auch die Vertreibung jener Schwestern, die ich heute im Hause Nazareth beim Stammsitze der Hohenzollern traf, besprach, wurden mir „wegen Störung der öffentlichen Ruhe und Ordnung" vier Wochen Festung und Entlassung aus dem badischen Schuldienst zuteil. Ich war daher um so erfreuter,

da ich die Vertriebenen heute wohlversorgt beim Vater Geiselhart fand. —

Gen Mittag stiegen wir bergab. Der Freund des Reichsbettlers, der Pfarrherr des Städtchens, dem ich in der Kirche am Morgen mich vorgestellt, hatte uns beide zu Tische geladen.

Vorher besah ich mir die kleine Residenzstadt Sigmaringen. Sie gehört zweifellos zu den schönsten Kleinstädten Deutschlands, wozu am meisten ihre Lage beiträgt und das herrliche Fürstenschloß der schwäbischen Hohenzollern. Da wo die Donau zwischen Felsen und Berg zum letztenmal sich durchzwängt, um fortan in breiterem Tal durch Altschwabenland hinzufließen, liegt das Städtchen Sigmaringen.

Auf hohem, vom Flusse berührtem Felsen erhebt sich die stattliche, altertümliche Burg, unter deren Schutz die bürgerlichen Bewohner ihre Häuser am Fuß des Felsberges erbaut haben. Und daß die Leute unter dem hohenzollernschen Adler schwäbischen Stammes gut wohnen, zeigt die ganze Miene des Städtchens. Ins Schloß kam ich nicht und wollte es auch nicht.

Ich hätte mir anno 1871 nicht träumen lassen, daß ich sieben Jahre später als Gast des Fürsten es genau kennen lernen sollte. Der im Jahre 1885 verstorbene Fürst Karl Anton hatte einige Bücher von mir gelesen und mich durch meinen fürstlichen Nachbarn am See, den Prinzen Wilhelm von Baden, einladen lassen und schließlich 1878 selbst eingeladen, als ich auf indirekte Einladung nicht gekommen war, weil eine gewisse Bescheidenheit und Unbeholfenheit, mit großen Herrschaften zu verkehren, mich zurückhielt. Ich hatte fortan die Ehre, des öftern mit dem Fürsten persönlich und brieflich zu verkehren. Es gehört diese Zeit zu meinen „vornehmsten“, aber auch interessantesten Erinnerungen.

Fürstliche Persönlichkeiten haben ja vor anderen Menschenkindern an sich schon vieles voraus. Man tritt ihnen mit einer gewissen Befangenheit gegenüber und hält das, was sie sagen,

in der Regel für viel gescheiter, als wenn andere Sterbliche das gleiche sagen. Kurzum, ihre Geburt und ihre Stellung geben ihnen einen Nimbus, der auch ihren geistigen Begabungen und Leistungen, selbst wenn sie nicht sonderlich groß sind, einen Glanz verleiht.

Wenn uns aber bei einer fürstlichen Person wirklich großes, umfassendes Wissen entgegentritt, verbunden mit einer liebenswürdigen Bescheidenheit, die man an Gelehrten und Professoren gar selten antrifft, so wird uns diese Persönlichkeit volle Bewunderung abgewinnen. Und ein solcher Mann war Karl Anton von Hohenzollern. Er war Fürst, Sproß eines der edelsten und jetzt berühmtesten der deutschen Geschlechter, wirkte Jahre hindurch als Staatsminister und Militär in den höchsten Chargen des Königreichs Preußen — konnte aber bald mit dem protestantischen Diakonus und Professor Steudel von Ravensburg, bald mit dem katholischen Landpfarrer vom Bodensee stundenlang verkehren, als wäre er ein einfacher Landedelmann, der sich in herablassendster Art mit den Pfarrern seines Patronats, die er täglich um sich sieht, unterhält.

Es waren keine Redensarten und Alltäglichkeiten, die der Fürst besprach. Über alle Fragen der Zeit und alle Gebiete der Kunst und Wissenschaft[1] redete er mit einer Feinheit und Leichtigkeit, die staunen machte. Er wurde dabei nicht müde, wohl aber mußte sein Gegenpart derart sich geistig anstrengen, um überall folgen oder antworten zu können, daß, mir wenigstens, eine Stunde vor dem Fürsten zu sitzen in gewissem Sinne eine geistige Strapaze und doch zugleich ein hoher Genuß war.

Ich werde dem hohen Herrn stets ein ebenso verehrungsvolles als dankbares Andenken bewahren. —

Das Schriftstellern, wenn es einer nicht besser kann,

---

[1] Wer sich überzeugen will, was Fürst Karl Anton für Kunst und Wissenschaft getan, der durchwandere im Schlosse nur die Bildergalerie, die Sammlungen und die Bibliothek.

als ich, ist ein schlechtes Geschäft. Mitleid verdient man aber darob nicht, warum läßt man's nicht bleiben. Der Hochmut, zu meinen, es interessiere andere Leute, zu wissen, was so ein Schriftsteller unteren Ranges denkt und räsoniert, und die Dummheit, allen Leuten offen zu sagen, wie's einem ums Herz ist, gehören gestraft.

Als ich das erstemal in Sigmaringen verweilte, war ich noch Anfangsschriftsteller, froh, wenn mir ein Buchhändler oder Herausgeber einer Zeitschrift nur etwas abnahm, und arbeitete teils umsonst, teils weit unter dem Fabrikpreis. Und doch habe ich anno 1871 in der kleinen Residenz an der Donau als angehender Schriftsteller etwas verdient, was mancher Arbeiter zur Winterszeit auch bekommt.

Wenn Eis und Schnee im Lande liegen und die Handwerksburschen, die Maurergesellen und die Steinhauer, die im Sommer gelebt haben wie die Vögel im Hanfsamen, frierend und hungrig durch Berg und Tal ziehen, so helfen sie den Bauern dreschen „ums Essen". Und das Essen, aber ein köstliches, habe ich damals in Sigmaringen auch verdient mit der Schriftstellerei, die zu der Zeit noch nicht viel kunstvoller war als das Dreschen eines arbeitslosen Maurersgesellen.

Beim Stadtpfarrer Schanz, wo der Waisenvater und ich dinierten, ging es heute gegen alles Herkommen üppig her, so daß der Armenvater Geiselhart über die Verschwendung zu klagen begann. Das Rätsel löste sich. Ich hatte vor zwei Jahren in einer Zeitschrift Erinnerungen an eine kleine Reise erscheinen lassen und dabei über die „Pfarrköchinnen" räsoniert. Der Pfarrer von Sigmaringen und seine Schwester hatten es gelesen. Und als ich in Sigmaringen in Sicht gekommen war, hatte der Bruder zur Schwester gesagt: „Das ist der, welcher über die Pfarrersköchinnen schimpft in den Blättern." Diese Drohung hatte die Revolution in der Küche bewirkt! —

Nach Tisch kamen — zwei leibhaftige Jesuiten aus Gorheim, der Vorstadt Sigmaringens über der Donau drüben.

Als im Jahre 1851 dies ehemalige Franziskanerkloster als Kaserne geleert wurde, rief Geiselhart auch die Jesuiten ins Land, damals in Deutschland willkommene Gäste von wegen der noch frischen Erinnerungen an die Revolution.

Die zwei Nachgäste waren der P. Rektor und sein Adjutant, Männer voll jenes feinen, nur den Jesuiten eigenen Taktes, in welchem große Demut bei vielem Wissen und geistiger Überlegenheit zum gefälligsten Ausdrucke kommt.

Ich habe meiner Lebtage nicht viel auf „Manieren" gehalten. Und es gibt viele Leute mit eleganten Redensarten und feinen Formen, die aber inwendig hohl sind, wie ein alter Nußbaum. Diesen Leuten gebe ich keinen Pfennig für ihr Getue und Geschwätz. Aber fein, elegant und „vornehm" auftreten und viel Wissen und Können dabei, das imponiert mir in hohem Grade. Und das verstehen die Jesuiten unter allen katholischen Geistlichen, ich möchte sagen, einzig und allein. Und sie verstehen es, einen feinen Takt selbst denen unter ihnen beizubringen, die nicht wissenschaftlich gebildet sind, den Laienbrüdern.

Wenn ich es machen könnte, müßten alle Weltpriesterseminarien von Jesuiten geleitet werden. Denn das, was mir und den meisten Weltgeistlichen fehlt, könnte man am besten von ihnen lernen.

Aber — der moderne, liberale Staat würde das nicht dulden, und von s e i n e m Standpunkt aus mit Recht nicht. Denn, wenn wir Weltpriester lauter „Jesuiten" wären, dann „gute Nacht" Liberalismus! Dann würden die katholischen Bauern und die Bürger alle mit den Jesuiten gehen und die liberale Herrschaft hätte ein Ende. Dann käme der „schrecklichste der Schrecken", jene vielbesprochene Jesuitenherrschaft, wo es nur noch Recht gibt im Beichtstuhl, auf der Folter und auf dem Scheiterhaufen.

Und doch haben die Jesuiten einmal einen Musterstaat in Südamerika gegründet, dem selbst ein Alexander von Humboldt sein Kompliment machte.

Spaß bei Seite! Die Jesuiten fürchtet man im liberal-protestantischen Deutschland nur, weil sie die gescheitesten und tüchtigsten Priester der katholischen Kirche sind, und deshalb müssen sie draußen bleiben. Es ist aber eine große Schwäche des starken deutschen Reiches, daß es außer Gott auch noch die Jesuiten fürchtet.

Leute, die nichts von ihnen zu fürchten haben, denen gelten die Jesuiten gar nicht für gefährlich. Ein Heine selbst hat die Jesuiten in Schutz genommen. Und in neuester Zeit ist der vielgefeierte Johannes Scherr in den „letzten Gängen" scharf gegen die Jesuiten, die er nur aus den Büchern kennt, losgezogen, aber er hat dabei doch auch offene und ehrliche Worte zu ihrem Lobe und ebensolche auch über ihre Gegner gesagt. Er spricht von der Macht des Ordens über Menschen und meint, sie rühre lediglich von der Prinzipientreue der Jesuiten her.

„Zu einer Macht über Menschen", schreibt er sehr treffend, „wird man auf die Dauer nur durch Prinzipientreue und logische Konsequenz kommen, nicht aber mittelst des Windfahnentums, obwohl dieses im letzten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts als höchste politische Weisheit aufgeschwindelt und als solche von der denkträgen und charakterlosen Bildungsphilisterei anerkannt worden ist."

„Dieser alles verzeihenden, weil alles begreifenden Bildungsphilisterei unserer Zeit, dieser realpolitischen und opportunistischen Molluskenhaftigkeit steht kein Recht zu, das Moralsystem der Jesuiten zu verurteilen. Dasselbe ist ja einer nur den Erfolg anbetenden und nur den Mißerfolg verurteilenden Gesellschaft wie auf den Leib geschnitten, und man könnte unschwer auf die Vermutung kommen, daß insonderheit die sittlich schlaffe Juristerei und die laxe Justizpflege ihre Anschauungen der verrufenen Probabilitätslehre der Jesuiten zu verdanken haben und daß Rechtslehrer und Richter bei den Kasuisten der Kompagnie Jesu in die Schule gegangen seien."

Schärfer kann man die Stürmer der Jesuiten nicht mit Lauge übergießen, als Scherr es in diesen Worten getan.

Und ähnlich höhnt er die Feinde des Ordens wegen des angeblichen Satzes, daß „der Zweck das Mittel heilige". So schreibt er unter anderem: „Im Jahre 1520, also zu einer Zeit, wo der spanische Offizier Loyola noch nicht die entfernteste Ahnung von der Stiftung des Jesuitenordens hatte, schrieb Luther an Johann Lange: ‚Wir hier (in Wittenberg) sind überzeugt, das Papsttum sei der Sitz des wahren Antichrists, wider dessen Trug wir um des Heiles der Seelen willen alles für erlaubt halten.' Das heißt doch mit aller Entschiedenheit bekennen, daß der Zweck die Mittel heilige. Und angesichts des brutalen Cynismus, womit die Materialisten und Anarchisten unserer Tage die gemeinste Selbstsucht als höchstes Gesetz ausschreien, ist es lächerlich, den Jesuiten aus dem, was alle Welt tut, ein Verbrechen zu machen."

Den Stifter des Ordens, den hl. Ignatius nennt er einen „großen, ja sogar einen einzigen Mann, was nur Unwissenheit und Parteiborniertheit leugnen könne."

„Er war", so schreibt Scherr weiter „in seinem Wollen, die Menschen zu theokratisieren, die Erde zu einer päpstlichen Universalmonarchie zu machen, fraglos ein Idealist höchster Potenz, in seinem Tun aber ein Realist, mit welchem verglichen alle großen und kleinen Realpolitiker unserer Zeit als klägliche Pfuscher erscheinen. Denn nie hat ein Mensch sein ungeheuer kühn abgestecktes Ziel mit so eiserner Folgerichtigkeit festgehalten, nie wieder hat einer mit so unbeirrbar kluger Berechnung alle Mittel und Möglichkeiten seiner Zeit dem e i n e n Zweck dienstbar zu machen gewußt. Es hat niemals ein General seine Armee besser zu führen gewußt als Ignatius von Loyola seine Kompagnie."

Und ein andermal gesteht Scherr: „Vor den glänzenden Erfolgen, welche in neuerer und neuster Zeit dem Jesuitenorden zugefallen sind, müssen die gleichzeitigen Erfolge der Freimaurer bescheiden zurücktreten."

Die größte Machtfülle hatte in religiöser, sozialer und politischer Beziehung der Jesuitenorden vor seiner Aufhebung im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert. Diese Macht wird er nie mehr erreichen. Es ist aber auch nicht nötig, denn jene Zeiten waren vielfach weder für den Orden noch für Kirche und Gesellschaft ein Glück. Mir sind die heutigen Jesuiten viel lieber, als ihre Vorgänger im 17. und 18. Jahrhundert, welche auf höheren Befehl zu viel in Politik machen mußten, nicht immer zum Segen der Völker und der Religion. —

In Gesellschaft der beiden Jesuiten verließ ich nach herzlichem Abschied vom Waisenvater und vom Stadtpfarrer Schanz[1] das gastliche Pfarrhaus in Sigmaringen, um mir einmal die Jesuiten „daheim" anzusehen, in ihrem Noviziate Gorheim, eine kleine halbe Stunde von der Stadt. Ich kam zum erstenmal in ein Ordenshaus der Gesellschaft und war daher um so „neugieriger" auf das innere Leben und die Einrichtungen des Hauses. Beides hat meine Erwartungen weit übertroffen und mir die Jesuiten noch viel lieber gemacht.

Welche Einfachheit, welche christliche Armut — und dabei doch eine gewisse Noblesse in allem, was man sieht im Hause. Dazu die heiteren, fröhlichen und doch frommen, asketischen Gesichter und Gestalten der Patres und Novizen. Da fegt einer der letzteren eifrig die Gänge — er ist vielleicht der Sohn vornehmer Leute —, ein anderer trägt Wasser, der dritte Holz, alle voll Ruhe und innerer großer Heiterkeit. Ich fand zwei Priester hier als Novizen, die, mit mir einst auf der Universität und im Konvikt, von der Seelsorge weg in die Gesellschaft Jesu getreten waren. Sie heißen Suzen und Groß. Wie fand ich sie glücklich und voll der seligsten Zufriedenheit, diese braven Männer! Ich muß offen

[1] Dieser starb einige Jahre später im besten Mannesalter. Den Vater Geiselhart aber sah ich in den achtziger Jahren noch wiederholt bei mir in Freiburg. Er starb achtzig Jahre alt anno 1891.

gestehen, ich kam mir ihnen gegenüber, die Alles verlassen haben, um in unserer Zeit Jesuiten zu werden, recht armselig und erbärmlich vor, ich, der ich mich gänzlich unfähig fühle zu solchem Opfer, aber dafür auch keinen Anteil habe an jenem Frieden, den die Welt nicht gibt, noch geben kann.

In Begleitung meiner beiden Studienfreunde besah ich Alles inner- und außerhalb des Hauses, und während ich bei den häuslichen Einrichtungen Einfachheit und Würde bewunderte, betrachtete ich jede Gestalt eines Paters oder Novizen, die uns begegnete, mit einer Ehrfurcht und innerlichen Hochachtung, die mir das Bewußtsein abzwang: „Dieser Mann ist Jesuit oder will es werden!"

Eben standen wir draußen am kleinen Friedhof des Hauses, wo mancher schon seine Ruhestätte gefunden, als der P. Rektor zu uns trat und mit einem fast verklärten Blicke sprach: „Hier ruhen wir." — Es ergriff mich tief, und ich dachte: „Ja, sie werden Ruhe finden, diese viel verfolgten, viel geschmähten, viel verhetzten Heldenpriester, Ruhe — im Grabe, Ruhe, die die Welt ihnen nicht läßt, weil der Fürst der Welt in ihnen seine größten Gegner sieht! O könnten sie alle hier stehen, jene verbissenen Feinde der Jesuiten, hier am Grabe jener Männer, deren ganzes Leben dahinfloß in treuem Glaubensleben und Glaubenswirken und denen die Welt nichts ließ als ihren Haß. Wahrlich, jene Menschen müßten reuevoll auf ihre Brust schlagen und ausrufen: „Was haben sie uns getan, daß wir sie verfolgten?!"

Später sah ich noch den P. Anna, den greisen Missionär, der namentlich in Baden unzählige Missionen abgehalten. Als die Revolution von 1848 gefährliche Geister geweckt und namentlich in Baden schlimm gehaust hatte, da rief man, nachdem der Aufstand niedergeschlagen war, die Jesuiten ins Land, um dem Volk wieder ein Gewissen zu schaffen und es zu lehren, daß „Ruhe des Bürgers erste Pflicht sei" und der Christ seiner rechtmäßigen Obrigkeit gehorchen müsse. Da waren sie lieb und wert, die

„Verhaßten", und Missionen über Missionen wurden gehalten unter dem reaktionären badischen Ministerium zu Anfang der fünfziger Jahre, und jetzt — jetzt, wo viele Achtundvierziger Hand in Hand mit dem konfessionslosen Staat gegen die Kirche gehen, jetzt werden die Jesuiten wieder gehetzt. Von allen Seiten wird der Polizeistock gegen sie zu Hilfe gerufen und der Kreuzzug gepredigt gegen die Wehrlosen. Im Geisteskampfe ist man den Jesuiten nicht gewachsen und schon längst unterlegen, darum rufen sie die Staatsgewalt an, um das Vaterland und die Freiheit des Geistes zu retten.

Man schlägt jetzt auf Kirche und Jesuiten; wenn aber einmal der Sozialismus und Kommunismus auf beide Parteien schlagen wird, dann werden gewisse Leute die Kirche wieder zu Hilfe rufen, wie nach 48, aber — es dürfte zu spät sein.

Ich sah den greisen, freundlichen P. Anna, der einst auch zur Zeit, da ich in Rastatt ein elender Quartaner war, in meiner Heimat Haslach Mission gehalten, zum ersten- und letzten Male. Wenige Wochen später und er war tot. Der Herr wollte ihm vielleicht den Schmerz über die bald nachher erfolgte Vertreibung seines Ordens ersparen.

Ein Nachtquartier bei den gastlichen Vätern schlug ich aus, und will das Warum offen und ehrlich hierhersetzen: Es wurde mir im Kreise dieser weltentsagenden, streng asketischen Männer je länger je unbehaglicher — in meinem Innern. Immer und immer kehrten Frage und Vorwurf in meinem Geiste zurück: Was tun diese Männer für ihre Seele und was tust du? Und dieser Vorwurf trieb mich hinaus in die Welt — da ich weder Mut noch Kraft in mir fühlte, länger oder für immer zu bleiben. Draußen aber, während ich einsam meine eilenden Schritte durchs einsame Donautal hinauflenkte, fühlte ich mich recht niedergeschlagen und armselig. Wie wird, dachte ich, der Herr dereinst den himmelweiten Unterschied zwischen dir, dem Weltpriester, und einem Jesuiten richten?

Und doch hat man mich schon öfters für einen Jesuiten gehalten — um meines großen Hutes willen, das einzige, was jesuitenähnlich an mir ist. Aber selbst dieser Hut hat so wenig die richtige Fasson, daß ein geistlicher Nachbar behauptet, es wäre ein Freimaurershut, und mich so auf die beschämendste Art um meinen „Jesuiten" bringt.

Ich würde es um eines Punktes willen nie bei den Jesuiten aushalten. Und dieser Punkt, ist der schrankenlose Gehorsam gegen die Oberen: Zu wollen und zu denken wie diese, auf keine Weise zu erkennen zu geben, daß das eigene Urteil dem des Oberen entgegen ist, sich ihm gegenüber zu verhalten wie ein „Stock" oder „Leichnam", den eigenen Willen abzulegen und zu glauben, daß das, was von oben kommt, immer recht und wahr ist, dasselbe stets zu verteidigen, es niemals zu tadeln und es allzeit für Gottes Wille und Befehl zu halten — das brächte ich nie und nimmermehr fertig. —

3.

Eben hatte ich ein klösterliches Haus verlassen, und schon lenkte ich meine abendlichen Schritte einem andern zu, dem Benediktinerkloster Beuron. Für heute aber konnte und wollte ich dasselbe nicht mehr erreichen; im nächsten Dorfe beschloß ich daher zu übernachten. Der Weg von Sigmaringen nach Beuron führt durch eines der an Naturschönheit reichsten Täler, das die Donau in ihrem langen Laufe durchströmt, aber dabei ist dieses Tal einsam und menschenleer, wie selten eines.

Weit war ich schon in den dunkelnden Abend hineingelaufen, als ich die ersten Menschen traf, zwei Sigmaringer Bauernjungen, die langsam und singend vor mir herzogen. Wie ich mich ihnen mehr und mehr näherte, begannen sie auf einmal mit voller Stimme zu singen: „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben?", was mich ungemein erheiterte.

Bis zum Jahre 1866 war den guten Sigmaringern nichts unlieber, als wenn man sie „Preußen" nannte oder, wie die umwohnenden Badener und Württemberger zu sagen pflegten, „Mußpreußen". Man bespöttelte die Hohenzollern, daß sie preußisch seien, und sie selbst sahen sich ungern als königlich preußische Untertanen.

Urtrefflich zeichnet sich diese damalige Volksstimmung in der Anekdote von jenem Sigmaringischen Postillon ab, der regelmäßig nach der benachbarten württembergischen Donaustadt Riedlingen seinen Postwagen führte, auf die Riedlinger aber, wie es scheint, nicht gut zu sprechen war. Als er nun eines Tages eben dorthin fuhr, fragte ihn ein Passagier unter anderem: „Nun, wie geht's denn bei Euch, seitdem Ihr preußisch seid?" — „Ganz gut," meinte der Postillon — „nur täte wir's dene verfluchte Riedlinger do drunte au gönne!"

Nun, man hat es seitdem den Riedlingern und vielen andern gegönnt, und alle jene Umwohner des „Reichs", die einst spöttelten, sind jetzt äußerlich oder innerlich Preußen geworden. Der Sigmaringer aber, der nur mit Scheu ehedem sich diesen Namen gab oder wohl gar sich schämte, so genannt zu werden, ist nun stolz auf diesen Titel und singt in hohem Selbstgefühl: „Ich bin ein Preuße!"

Solch ein mächtiger, alles ändernder König ist der — Erfolg. —

Es war dunkel geworden im einsamen Donautale, „die Vögelein schwiegen im Walde," und auch ich dachte an baldige Ruhe. Doch wollte kein Plätzchen sich zeigen — ringsum Alles menschenleer, nirgends ein „gastlich Haus". Da tönte ein Glöcklein über den Fluß herüber und „lud den Pilger zum Beten ein", versprach aber auch baldige Herberge. Jenseits des Flusses erblickte ich ein einsames Gehöft, aber nirgends eine Brücke, die mich hinübergeführt hätte, um des Bauern Gastfreundschaft für einen fremden Wanderer in Anspruch zu nehmen.

Unmutig ob des trennenden Gewässers ging ich die Straße weiter in die Nacht hinein und dachte eben: „Es fehlt dir jetzt nichts als noch ein Abenteuer, der Anfang dazu ist schon gemacht.“ — Und siehe da! Nicht tausend Schritte war ich weiter gelaufen, als ein Geräusch von der Felsenseite her mich aufschauen machte, um zu sehen, wie hinter einem Felsblock hervor eine menschliche Gestalt gegen mich herabsprang. Ich weiß nicht, war's ein Glück für mich oder für ihn, daß er plötzlich im Springen stürzte und den steilen Abhang herunterrollte auf die Straße, vor meine Füße hin. Es war ein verlumpter Kerl, der über gewaltigen Schmerz am Knie stöhnte, mir aber auf mein Fragen und Drohen nicht die geringste Antwort gab, so daß ich ihn endlich liegen ließ und unerschrocken, aber mit etwas Falstaffscher Vorsicht, weiter ging. Kaum war ich einige Schritte von ihm entfernt, so sprang der Kerl auf und — ins Gebüsch am Donauufer, was mich auf den Gedanken brachte, daß der Wegelagerer mich mehr fürchtete, als ich ihn. Und so zog ich, wenn auch etwas aufgeregt, doch ruhig weiter und belobte mich innerlich ob meines gezeigten Mutes. Freilich dürfte psychologisch schwer zu entscheiden sein, ob dieses Lob nicht mehr eine Art Zuspruch zum Mut war?!

Mich ängstigte jetzt nur noch der Gedanke, keine Herberge zu finden, woran außer Müdigkeit auch Hunger und Durst mich mahnten. Und hatte schon das Glöcklein mir neckisch eine Hütte gezeigt, die nicht zu erreichen war, so sollte auch mein durstiges Verlangen auf ähnliche Weise gereizt und getäuscht werden. Mein Fuß traf mitten im Wege auf einen Gegenstand, der mich fast zu Falle gebracht hätte. Ich fühlte zuerst mit dem Fuße, dann mit den Händen, und richtig — es war ein echtes und rechtes spundvolles Bierfäßchen. Hätte ich Hahnen und Glas daneben gefunden, ich hätte geglaubt, Sigmaringen wäre das „Schlaraffenland“ oder irgend eine Flußgottheit treibe ihr Spiel mit mir. Aber so stand ich, ein zweiter Tantalus, vor dem braunen

Naß, das zudem mein Lieblingsgetränk ist, hatte Durst, viel Durst und konnte nicht trinken. „Scheiden und Meiden,“ heißt's im bekannten Volkslied, „tut weh“ — und so schied auch ich mit schwerem Herzen von dem verlassenen Fäßlein, das, wie ich später erfuhr, einem durchfahrenden Wagen entrollt war — um mich zu necken.

Es war neun Uhr nachts, als ich auf eine kleine Häuserkolonie traf, in der aber Alles schlief; kein Licht brannte und kein Hund bellte. Ratlos, wo klopfen, stand ich auf der Straße mitten in den Häusern — da rief von ferne eine unsichtbare, feine Frauenstimme (oder war's gar eine Nixe vom Donauflusse?): „Klopfen Sie an jenem großen Haus, es ist das Wirtshaus!“ Ich wollte der Retterin danken, sah und hörte aber keine Seele mehr, bis ich an die Türe des bezeichneten Hauses schlug, worauf ein rotbackiger, einäugiger Mann in blauer Bluse öffnete und mir ein Bett verhieß. Mein Wirt und sein Exterieur ließen mich abermals auf eine „Aventure“ hoffen, doch verschwand meine Hoffnung oder richtiger Furcht, als ich hörte, ich sei in Tiergarten, einem eingegangenen Eisenwerk des Fürsten von Fürstenberg, und mein Herbergsvater Pächter des ehemaligen Wirtshauses. Ich habe die Ehre, den genannten Fürsten und seinen Domänendirektor von meiner einjährigen Tätigkeit am Gymnasium in Donaueschingen her persönlich zu kennen, und wußte, daß der letztere seines Herrn „Vasallen“ genau mustert und keinem Lumpen etwas anvertraut. Darum überantwortete ich meinen Leib getrost dem Wirt am stillen Eisenhammer, aß von seinem Brote, trank von seinem Bier und schlief den Schlaf des „Gerechten“.

Der Morgen kam, gewaltiger Regen strömte hernieder und machte die öde Gegend noch öder. Es gibt kaum etwas Traurigeres zum Anblick, als ein totes Hammerwerk, dem bei seinen schwarzen Gebäuden, seinem schlackenbedeckten noch schwärzeren Boden das Licht der gewaltigen Lohe fehlt und die finsteren, aber doch malerischen Gestalten der Söhne

Vulkans. Die Konkurrenz der preußischen Hämmer am Rheine hat die fürstenbergischen Werke im Donautale lahm gelegt. Diese Preußen machen doch überall und in allem Konkurrenz, selbst die preußischen Katholiken übertreffen ihre süddeutschen Konfessionsgenossen an Energie und Opferwilligkeit! —

Bei strömendem Regen ging ich unter dem Schutze meines Kautschukmantels gegen 9 Uhr von dannen. Immer enger und einsamer ward das Tal, immer wilder die Felsen und Berge. Da stand ein wenig abseits vom Weg auf einer kleinen Anhöhe eine Kapelle. Ich trat hinein, um meine Matutin zu beten. Wie staunte ich, als ich heilige Gewänder auf dem Altare liegen sah und daneben einen Kelch, zur Seite Hut und Stock eines Priesters, nirgends aber ein lebendes Wesen. Ich hatte mich nicht lange gewundert, wie in dies einsame Kirchlein ein Priester gelange, als derselbe in Stola und Albe zur Türe hereintrat, von einem Sterbenden kommend, dem er die letzte Wegzehrung gebracht. Es war der Pfarrer Hagg von Hausen im Tal im badischen Amt Meßkirch — denn hier oben im Tale wechseln Baden und preußisch Sigmaringen mit Württemberg in echt altdeutsch-einheitlicher Weise ab. Die Kapelle aber gehört zu seiner Filialgemeinde Neidingen.

Der Pfarrer, den ich heute zum erstenmal sah, ist ein Vorarlberger und anno 1851 in unser Bistum eingetreten. Wir machten nun den Weg in sein Pfarrdorf gemeinsam und wir wurden bald so bekannt, daß er sich bereit erklärte, mich nach Beuron zu begleiten. In seinem Pfarrhaus, einer alten Hütte, machten wir Halt, und der Pfarrer bestellte bei einem Bauern ein gedecktes Fuhrwerk, das er öfters benützt und selbst lenkt.

Heute machte ich den Kutscher und trotz Wetter, Sturm und Graus gings flott das Tal hinauf. Da nahm mir ein Windstoß meinen großen Hut vom Kopf und trug ihn in die Donau. Zum Glück trugen ihn die Wellen dem Ufer zu, an

dem ich stand, um ihn zu fischen, und bald war er wieder mein, aber so naß, daß ich barhäuptig weiter fahren mußte. Rechts oben zeigte sich bald die alte Feste Wernwag, auf der einst der Minnesänger Hugo von Wernwag gesungen, der in einem Minnelied (um 1246) seiner untreuen Geliebten droht, sich an König Konrad (IV.) zu wenden „ob ihres Undankes für seinen Dienst und Sang“, und wolle dieser nicht richten, an den neuen König aus Thüringerland (Heinrich Raspe) oder „an den Papst, wo man stets Gnade finde“.

Kaum hat der Wanderer Zeit, die steile Ruine recht zu betrachten und sich jener gewaltigen Zeit zu erinnern, wo einst diese Sänger und Ritter von ihren einsamen Burgen herab mit den „geharnischten Friederichen“ der staufischen Zeit weit weggzogen von Weib und Kind, um drüben in Italien oder im heiligen Lande deutsche Kraft und deutsches Schwert zu zeigen — so erhebt sich links im Donautale eine viel schauerlichere, wildschönere Ruine, der alte „Wildenstein“. Hier saß vor etwas über drei Jahrhunderten gar oft ein schwäbischer Edelmann von echt altem Schrot, der es verdiente, in einer eigenen Biographie unserer Zeit vorgeführt zu werden. Es ist der alte Graf Gottfried von Zimmern, dessen Lieblingssitz das schauerlich wilde Schloß war, und von dem die Zimmernsche Chronik gar wunderliche Dinge erzählt.

So war der alte Herr während des schmalkaldischen Krieges von „Mößkirch“, dem Stammsitze, nach Wildenstein gezogen und erzählt der Chronist hievon also: „Es war datzumal niemands gern zu Wildenstein von wegen der wunderselzamen weis des alten herren, der war mit so großer sorg in eine solliche unordnung mit essen, trinken und schlaffen kommen, daß er, auch menigklichen, hernach dessen höchlichen an der gesunthait entgelten muessen. Es konte des morgens blösig sibne uf der uren oder uf das spettigst achte schlahen, er wolte den imbiß essen. Nachher beruft er den schreiber. Mit dem zecht er; unter der zech macht er reimen von dem

Berner[1] und den risen, wie dann sollich buch, damit er viel muhe und arbait gehapt, noch zu Wildenstein vorhanden. Nach den zwai uhren nach mitentag fieng er an das nachtmal; das weret biß um die vier uhren ungefarlichen. Nachts umb die neun uhren und hernach do man sollt schlaffen geen, do fieng man erst an zu dempfen (trinken). Das weret etlich stundt in die nacht."

Als der Krieg vorüber war (1547), bestimmte man den Herrn Gottfried wieder gen Mößkirch zu ziehen, was er auch vorhatte; aber, erzählt die Chronik, „er het allain das bedenken, das seines erachtens noch zuvil weins im schloß; den wollt er nit alda lasen, so wollt er in auch nit hinweg fueren, sonder war sein mainung, alda zu bleiben, biß er usgedrunken were. So bald das publiciert, glaubt kein Mensch, wie sich meniglich beflisse zue drinken, es thete ein jeder das best, damit die Faß bald gelert wurden. Man saß manichmal biß miternacht bei dem schlafftrunk, do man sonst schlaffen were gangen, denn der wein war guet." Der alte Herr aber, so erzählt heute noch der Volksmund, saß den ganzen Tag in dem Erkerzimmer, das die schönste Aussicht auf das Donautal bot, trank seinen Humpen und betete den Rosenkranz dazu. Denn Graf Gottfried war ein frommer Ritter; täglich besuchte er in Mößkirch die Kirche zweimal zum Amt und zur Vesper, und auf Wildenstein ließ er sich jeden Feiertag und Sonntag die heilige Messe lesen und predigen. Bis in seine letzten Lebenstage ging er, obwohl kranken Leibes, täglich in die Kirche und hielt, als er nicht mehr gehen konnte, in seinem Krankenzimmer Gottesdienst.

Drei Sorten Menschen, pflegte er zu sagen, solle man besonders in Ehren halten, seinen Beichtvater, den Arzt und den Apotheker, denn die könnten einem an Seele und Leib am meisten nützen oder schaden. So oft er beichtete, gab er seinem Beichtvater einen der rheinischen Goldgulden, die er besonders prägen ließ mit dem Bilde der Gottesmutter,

[1] Dietrich von Bern, der altdeutsche Sagenheld.

er vor ihr kniend als Ritter. 1550 ließ er sich noch 25 Stück schlagen und sagte, die wolle er noch „verbeichten“ und dann sterben. Er starb aber schon 1554, siebenzig Jahr alt, und hinterließ noch achtzehn seiner Beichtgulden. Sein tägliches Gebet hat er selbst verfaßt, und es macht seinem Glauben alle Ehre. Es lautete: „Allmechtiger, ewiger, barmherziger Gott, dir sagen wir lob, ehr und dank, und bitten dich, bis (sei) uns gnedig und barmherzig, iez und zu aller Zeit, insonderheit zu der stund unsers tods; behuet und beschurm uns vor allem übel und gib uns nach diesem armen, ellenden, zergengklichen leben, ewige frewd und säligkeit durch Jesum Christum, deinen einigen, lieben sohn, in dem du dir ein wohlgefallen hast, unsern herrn und erleser, dem sagen wir lob, ehr und dank, seins allerheiligsten leidens, bluetvergießens und bittern tods wegen, das er um unser sünd willen unschuldiglich und guetwilliglich, uns dardurch von dem ewigen todt zu erlesen, gelitten hat. Und lob und ehr sei Maria, der allerheiligsten, reinsten, hochwurdigsten, gnadenreichesten, barmherzigesten, ewigen junkfrawen, seiner lieben mutter im namen Gots des hailigen gaists. Amen.“

Einen eigentümlichen Zug Gottfrieds noch zum Abschied vom alten Wildensteiner: Er war kein Freund von Antiquitäten, drum ließ er alle alten Turnierzeuge und Rüstungen seiner Vorfahren, darunter eine wertvolle vom König Ladislaus von Ungarn, welche Kaiser Sigismund einem Grafen von Zimmern geschenkt, in seine Schmiede schicken und dort zu Hufeisen verschmieden. Aus den alten Urkunden seines Archivs aber ließ er Leim sieden.

Bei seinen Untertanen war der alte Herr über alle Maßen geliebt und respektiert; noch jahrelang nach seinem Tode zogen die Bürger und Bauern vor dem Schloß in Mößkirch den Hut ab, wenn sie unten an dem Erker vorbeigingen, in dem Gottfried Wernher einst gesessen, denn wer von seinen Untertanen ihn zu grüßen vergaß, dem hezte er einen Hund nach. —

Lassen wir die Gestalt des wunderlichen Ritters samt seinem Wildenstein hinter uns und suchen wir im Donautale Bilder aus unserer Zeit. Wenige Schritte weiter und wir sehen tief unten im Tale am jenseitigen Flußufer eine kleine Meierei. Sie heißt „St. Maurus im Felde", und ist der Lieblingssitz der verwitweten Fürstin Katharina von Hohenzollern, welche den größten Teil des Jahres zwischen diesen einsamen Felsen, in die der Wildenstein herabschaut, betend und Wohltaten spendend zubringt.

Ihr größtes und verdienstlichstes Werk ist die Wiederherstellung der Abtei Beuron, für welche der hohen, edlen Frau kein Opfer zu groß oder zu viel war. Der Herr aber segnete ihr frommes Unternehmen und ließ sie auch den Mann finden, welcher die junge Pflanzstätte der Söhne des heiligen Benedikt in so vollendetem Geiste einzurichten und zu leiten wußte.

„St. Maurus im Felde" gegenüber an der Landstraße erbaute die Fürstin diesem Lieblingsschüler des heiligen Benedikt die St. Mauruskapelle, die mit großem Kostenaufwand, aber in eigentümlichem Baustyle hergestellt und sonderbar gemalt wurde. So hat man, meine ich, im neunten und zehnten Jahrhundert wohl gemalt, im neunzehnten sollten Bilder anders aussehen. Die Figuren sind sehr steif gemalt, sehen aber sehr fromm aus, und das ist für ein Heiligenbild die Hauptsache.

Eine kleine halbe Stunde von der Mauruskapelle weg und wir stehen an der Klosterpforte von Beuron, das sich gar malerisch und großartig von den engen Bergen und dem ragenden Gestein abhebt. Der schöne Bau, im Anfange des vorigen Jahrhunderts von „Augustinern" (denn diesem Orden gehörte Beuron ehedem an) aufgeführt, war seit dem Jahre 1802 ohne entsprechende Verwendung im Besitze der Fürsten von Sigmaringen, bis im Jahre 1862 deutsche Benediktiner, die in St. Paul zu Rom Mönche geworden waren, unter der Beihilfe der genannten Fürstin Katharina das Kloster

käuflich erwarben. Schon im folgenden Jahre waren die Gebäude wohnlich hergestellt, von den Mönchen unter dem Prior Maurus Wolter, der Seele des ganzen Unternehmens, bezogen, und die alte, eingegangene Wallfahrt wieder eröffnet. Unter sichtbarem Segen Gottes wuchs die junge Mönchsfamilie derart heran, daß schon nach fünf Jahren aus dem Prior ein Abt wurde und heute Beuron, mit Priestern und Novizen reichlich versehen, zu einem der nach Regel und Geist des heiligen Benedikt vollendetsten Klöster dieses Ordens geworden ist.

Ich war schon in verschiedenen Benediktinerklöstern unserer Zeit, in verschiedenen Ländern, habe aber in keinem so sehr „den heiligen Vater" Benediktus in seinen Söhnen aufleben sehen wie in Beuron.

Welch strenge Askese, welch' eine Ruhe, welcher Friede unter und in diesen Mönchen! Überall der Hauch eines strengen, aber vergeistigten Klosterlebens, wie es uns namentlich in der Person des Abtes, dieses fein gebildeten Geistes, so wohltuend und ergreifend entgegentritt. Möge dieser Geist Wolters seine Nachfolger nie verlassen, und Beuron wird die Perle der deutschen Benediktinerklöster werden und bleiben!

So wie in Beuron soll das Mönchsleben nur noch sein in der französischen Abtei Solesmes unter dem großen Dom Gueranger, dessen Schüler, wenn ich nicht irre, Abt Wolter ist, und der in regem geistigen Verkehr steht mit der jungen Stiftung an der Donau.

Leider traf ich den Abt, den ich anno 1868 persönlich kennen gelernt habe in dem Kloster Gurtweil bei Waldshut, nicht daheim, wurde aber trotzdem aufs freundlichste aufgenommen. —

„Und lernen leben in Gesellschaft wir, ist's Einsamkeit, die uns lehrt sterben" — diese trefflichen Worte Byron's traten mir nie lebendiger vor die Seele, als in der stillen Klostereinsamkeit von Beuron. Man mag diese schweig-

samen Mönche in die Kirche begleiten, um ihren herrlichen Chorgesang zu hören, man mag sie im Refektorium ihr einfaches Mahl einnehmen sehen, man mag auf den stillen Klostergängen ihnen begegnen, stets wird man das Eine auf ihren Gesichtern lesen: „Diese Männer haben Alles verlassen, um ihre Seele zu retten.“

Möchten doch alle jene Menschen, die Feinde der Klöster sind und von „geistlosem Gebet und Faulenzen“ reden, einmal einige Tage das Klosterleben mitmachen in Beuron, diesem jüngsten der deutschen Benediktinerstifte, und ich wette, auch der stärkste unter jenen Herren hielt es nicht zwei Tage aus bei diesen „geistlosen Betern und Faulenzern“, so sehr würden sein Geist und sein Leib in Anspruch genommen. Aber das gehört ja auch zu den vielen Zeichen unserer Zeit, hinter dem Bierglas und vor der Weinflasche an wohlbesetzter Tafel über Mönche zu schimpfen, deren einer oft mehr wiegt an Geist und Mannesmut und Selbstverleugnung, als eine ganze Legion unserer Alltagsmenschen. —

Im Kloster traf ich auch einen Dominikanermönch aus Bologna, vertrieben aus Neu-Italien, ein prachtvoll schönes Mönchsgesicht. Wir machten zusammen einen Spaziergang außerhalb der Klausur. Er erzählte mir halb deutsch halb lateinisch von seinem schönen Kloster in Bologna, wo er seit seinem achtzehnten Lebensjahre so glücklich gelebt, und wie man sie vertrieben, die armen Mönche, den einen dahin, den andern dorthin, und wie ihn sein General auf Verlangen des Abtes als Lehrer nach Beuron gesendet, wie gut es ihm gefalle unter diesen frommen Benediktinern, wie sehr aber seine Gesundheit leide unter den rauhen Lüften und Felsen im Donautale, ferne der südlichen Heimat.

O Bologna, Bologna! rief er wiederholt aus, und Tränen der schmerzlichsten Sehnsucht nach seinem heimatlichen Kloster, in dem jetzt Soldaten hausen, traten ihm in die großen, dunklen Augen, und sein tiefer Schmerz ergriff auch mich gewaltig. Wahrlich, wenn die Ungerechtigkeit unserer

Zeit und die Tränen, die über sie geweint werden, noch gerächt werden, so müssen wir schwere Gerichte erleben!

Eines noch fand ich, zum erstenmal im Gespräche mit einem italienischen Priester, daß der noch junge Dominikaner in der Theologie so eminent zu Hause war, daß ich, dem italienischen Mönche gegenüber, mir vorkam wie ein armseliges Schulbüblein. Auch ein Beweis von den „dummen italienischen Pfaffen" und von den vielen „unwissenden Bischöfen Italiens, welche die deutsche Gelehrsamkeit bei den vatikanischen Dekreten niedergestimmt haben"! —

Als ich, nach einer im Kloster zugebrachten Nacht, am andern Morgen kurz vor der Abreise in eine Loge oberhalb des Chores der Kirche trat, sangen die Mönche eben das Credo in so ergreifend schöner Weise, daß ich mir alle Katholiken hierhergewünscht hätte, um diesen herrlichen Gesang mit seinem „unam, sanctam, catholicam et apostolicam ecclesiam" zu hören.

Neben mir kniete der Mönch von Bologna, schaute wehmütig hinab zu den Mönchen im Chor, sang still mit ihnen und — weinte. Auch mir trat eine Träne ins Auge, aber diese Träne, sie tat meinem Herzen unendlich wohl und wehe zugleich, indem der glaubensinnige, den Glauben so tief weckende Gesang der Mönche und das schmerzliche Wehe des armen Dominikaners zugleich mich ergriffen hatten. Stumm reichte der Weinende dem Weinenden die Hand zum Lebewohl. „Et vitam aeternam — Amen" (und ein ewiges Leben — Amen) sang es unten im Chor. Verklärt lächelte das schöne Antlitz des Heimatlosen bei diesen Trostworten. Ich schied. — —

Es war ein warmer Augustabend des Jahres 1884, da ich von Krauchenwies, wo ich dem Fürsten von Sigmaringen in seiner Sommerresidenz die Aufwartung gemacht hatte, das Donautal heraufgefahren kam, um in Beuron zu übernachten.

Die dunklen, zackigen Felsen lagen schon im Abend-

schatten und nur über dem Kloster leuchtete noch ein letzter Sonnenstrahl, als wollte er recht deutlich aufmerksam machen, daß es tot sei. Und so war es. Die Mönche von Beuron hatte der Sturm des Kulturkampfes verjagt, sie aßen, wie einst der Dominikaner von Bologna, das Brot der Verbannung. Nicht mehr tönte der herrliche Gesang durch die Hallen der Kirche, die stille und verlassen war, wie ein Kirchhof.[1]

Im großen Gasthaus nebenan weilten einige Sommerfrischler, konnten aber die Vereinsamung, die rings um das Kloster einem in die Seele trat, nicht ändern. — —

Der Weg aus den Felsen des Donautales in die Ebene bei Friedingen ist ungemein steil und beschwerlich; darum hatte ich mich von einem Bauersmann mit seinen Pferden in dieses öde Städtchen fahren lassen. Von da übernimmt die Post flußaufwärts den Transport bis Tuttlingen.

Ich setzte mich wieder zum „Postle", wie der Schwabe sagt, und ließ mir von ihm erzählen, da die Gegend meine Neugierde nicht reizte. Er war ein Mann von nahezu sechzig Jahren, aus dem schwäbischen Allgäu, zuerst zwölf Jahre Soldat und seitdem bald Fuhrknecht bald Postknecht gewesen. Ich fragte nach seiner Heimat, Vater, Mutter und Geschwister, und rührend erzählte er mir von der Liebe zu seiner Mutter, die nun fast dreißig Jahre tot sei. Als sie aufs Totbett kam, war er Soldat in Ludwigsburg, vierzig Stunden von seiner Heimat. Der Schulmeister schrieb dem jungen Krieger, die Mutter wolle ihn nochmals sehen. Er meldet sich sofort bei seinem Obrist, bittet um Urlaub und fünfzig Gulden Geld auf seinen Einstand hin; der Obrist gewährt beides, und nun eilt er zu Fuß in kaum drei Tagen den vierzigstündigen Weg heim zur kranken Mutter. Es war Nachts zehn Uhr, als er hineintrat in die väterliche Hütte und an das Bett

---

[1] Seit 1888 sind die Benediktiner in ihre Heimat wieder zurückgekehrt, und wer sie je in dem felsigen Donautale leben und wirken gesehen, wird sich dessen von Herzen freuen.

der Sterbenden. Sie erkannte ihn noch und dankte Gott, daß sie ihn nochmals gesehen.

Eine Stunde später — und der Soldat hatte keine Mutter mehr. Der Vater war schon längst tot, seine Geschwister arm — da griff der Wackere in seine Tasche und legte die fünfzig Gulden auf den Tisch, um Kranken- und Leichenkosten zu bestreiten, und ging von dannen, denn sein Urlaub war nur auf sechs Tage gestellt. Abermals legte er den weiten Weg in der gleichen Zeit zurück, litt Hunger und Durst, war zur Stunde wieder in der Kaserne, getröstet in seinem Schmerz, weil er die Mutter nochmals im Leben und auch im Sterben gesehen.

Jahre vergingen, unser Soldat hatte sich als Fuhrknecht 700 Gulden erspart; die lieh er seinem Bruder auf der Heimat. Der hatte Unglück, kam um Hab' und Gut, das Geld ging verloren; der Arme wurde dazu noch totkrank. Da kam der „Postle" abermals in die Strohhütte im Allgäu zum kranken und bekümmerten Bruder, gab ihm die Hand und sprach: „Bruder, kränke Dich nicht, weil Du mein einzig Hab' und Gut verloren, das soll Dir in der Ewigkeit nicht schwer fallen. Alles sei geschenkt und vergessen. Der dort oben wird schon sorgen."

Der Bruder starb, und der „Postle" ging wieder zu seinen Rossen. Jahre gingen abermals ins Land, des Bruders hinterlassene Tochter war herangewachsen, der „Postle" hatte wieder etwas verdient und nun mußte für das verlassene Mädchen gesorgt werden. Er kauft das Haus des Vaters, übergibt es der Nichte nebst einem braven Mann, einem Schneider. Sie sind glücklich, der „Postle" auch, und wenn's bald nicht mehr geht bei Sturm und Wetter auf der Straße, so zieht er heim ins Allgäu und stirbt in der Stube, wo Vater, Mutter und Bruder gestorben.

Nicht wahr, lieber Leser, es gibt in unserer herzlosen, glaubenslosen Zeit doch noch brave Menschen, und das wird dir und mir zum Troste sein! —

Wir waren in Tuttlingen am Bahnhof. Ich wollte dem edlen Menschen ein Stück Geld geben, er nahm es nicht und sprach: „Es ist mir lieber, Herr Pfarrer, wenn Sie für meine Eltern, meinen Bruder und mich, da ich so selten in die Kirche komme, beten" — lenkte seine Rosse um, ich konnte ihm nur noch die Hand drücken, und fuhr seines Weges zurück. —

Ob am Tage des Gerichtes ein solcher Mensch nicht über dich und viele andere, die jetzt hoch auf das Knechtlein herabschauen, richten wird? — sprach ich zu mir und verschwand im Wartsaale.

Tuttlingen, das malerisch an der Donau gelegene, gewerbreiche Städtchen, kannte ich seit Jahren und deshalb wollte ich gleich weiter fahren. Es rief in mir aber alte Erinnerungen wach.

Ich war noch junger lateinischer Schulmeister und hatte die Weihnachtsferien des Jahres 1866. In Möhringen an der Donau war der Pfarrherr, der vorher als solcher in Wolfach gewesen, krank geworden und bat mich, ihm die Pfarrei zu versehen für einige Tage. Pfarrer Kuttruff und seine goldhaarige Nichte, die „Resi", waren mir aus dem heimatlichen Kinzigtal her wohl bekannt, und ich sagte gerne zu, auch weil ich ein neues Stück Gegend sehen konnte. Ferien gab es außerdem neben meiner Pastoration her auch in Möhringen.

Am Morgen ging ich jeweils einen steilen Berg hinauf zum Waldrand und träumte ins Donautal hinein, und am Nachmittag wandelte ich gen Tuttlingen flußabwärts, wo es „ein gutes Bier" gab. Unweit Möhringen besaß der Fürst von Fürstenberg ein großes Eisenhammerwerk an der Donau, dessen Verwalter namens Reiner ein Freund von mir war, weil er zu meiner Studienzeit in Husen bei Hasle auf dem dortigen Hammerwerk geamtet hatte. Der kam am Nachmittag nach Möhringen, holte mich ab, und mit dem braven Junggesellen, der jetzt schon tot ist, zog ich in den Schwanen nach Tuttlingen. Da saß dann im Neben-

zimmer ein alter württembergischer Volksschullehrer und Virtuos an dem Klavier und spielte die schönsten Melodien. Jung, wie mein Freund und ich es waren, sangen wir lustig die alten Volks- und Studentenlieder, und des Schwanenwirts Töchter sangen mit uns. Spät am Abend zogen wir zwei „Badische" in die kalte Winternacht hinein Möhringen und Immendingen zu und sangen und summten weiter.

Fast zwanzig Jahre später, 1884, kam ich zum drittenmal nach Tuttlingen und jetzt suchte ich das Wirtshaus von ehedem auf. Aber selbst das Haus war in seiner alten Gestalt verschwunden, und als ich nach den Menschen von damals fragte, nach dem alten Lehrer, den Schwanentöchtern mit dem schönen Christbaum von 1866 — da schauten mich die Leute an, als ob ich vom vorigen Jahrhundert redete. Kein Mensch wollte mehr etwas von ihnen wissen.

Sind denn alle fortgegangen,
Jugend, Sang und Lebenslust —

dachte ich mir, und es ward mir trübe zu Mute beim Gedanken an unsere Vergänglichkeit. Wahrlich, wer sich überzeugen will, recht drastisch und packend, wie kurz unser Leben ist, der gehe nur nach zwanzig Jahren wieder an einen Ort, den er seitdem nicht mehr gesehen, und frage nach den Menschen von ehedem! —

Bei meiner diesmaligen Fahrt durch Tuttlingen anno 1871 hatte ich alsbald den Zug benützt, um nach Rottweil zu kommen. Diese alte Reichsstadt, kaum größer als Tuttlingen, aber vornehmer und vielversprechender auf einem Hügel gelegen, hat mich gewaltig überrascht. Ich kenne die schwäbischen Reichsstädte fast alle, aber Rottweil ist jedenfalls die schönste.

Alte Häuser, alte Kirchen, alte Türme, helle Straßen und Plätze auf luftiger Höhe machen diesen alten Sitz eines kaiserlichen Hofgerichts zu einem reizenden Städtebild. Und die alten Rottweiler hatten zweifellos auch weit mehr „Schneid"

als die ehemaligen Hofgerichtsräte; denn sie hatten den Mut, 1463 selbst der Schweizer Eidgenossenschaft sich „zuzuwenden" und sich mit ihr zu verbinden, während die Reichsjuristen oft jahrelang die Courage nicht fanden, ein Urteil zu fällen.

Aber auch die neuen Rottweiler sind „Hauptkerle"; sie bezahlen keinen Kreuzer Gemeindesteuer, haben also gut gewirtschaftet mit dem, was die Alten ihnen hinterlassen.

Ich wanderte noch am Abend durch die Straßen und Gassen und kam auch hinaus in die Lorenzkapelle, wo ein römischer Mosaikboden, Orpheus unter den Tieren darstellend, gezeigt wird. Ein Schuhmacher nebenan bewacht den Schatz, ist Kustode und Cicerone und zeigte und erzählte mir für sechs Kreuzer die ganze Geschichte von dem heidnischen Zitherspieler „Orpheis", mit dessen Hauptheldentat er also schloß: „Der Orpheis isch a Haid g'wä[1], aber do e so e guater Christ, daß er den Teifel aus der Hölle g'holet het." Sprach's und kehrte auf seinen Schusterstuhl zurück, und ich in die „alte Post", wo alte Rottweiler Bürger und Stammgäste mir den Abend versüßten.

Am folgenden Tag zog ich ins Badische und kam nach der alten Stadt Villingen, von wo es nicht mehr weit ist an den Bodensee.

Aber da ich zu Anfang dieser Erzählung von den Schwabenstreichen gesprochen habe, will ich zum Schluß einen von den Villingern erzählen.

Die Villinger, stets Bewohner einer höchst respektablen Stadt, aus der in alter und neuer Zeit viele große Gelehrte hervorgingen, machten auch einmal, wie's recht und billig ist, ihren Schwabenstreich. Als die Schweden sich der wohlbefestigten Stadt näherten, flüchtige Bauern ihr Kommen ankündigten, die Turmwächter aber noch nichts sahen, schickten die Bürger „einen Spion" aus.

Ob sie den dümmsten oder den gescheitesten, einen aus

---

[1] gewesen.

dem Rat oder einen Hintersaß genommen, meldet die Sage nicht. Item der Spion ward aus dem Tor gelassen und ging listig Peterzell zu, wo er richtig einem Häuflein schwedischer Reiter in die Hände fiel. Diese griffen alsbald nach dem Bürgersmann. Der aber nicht faul, beruft sich behufs Befreiung auf seine amtliche Sendung und spricht:

„Laßt mi gau[1], i bin der Speion von Villingen!"

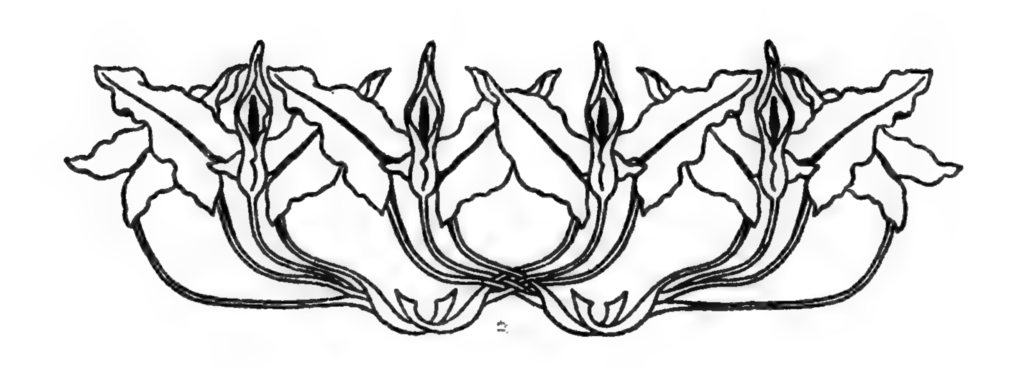
Seitdem sollen es die Villinger ungut nehmen, wenn man von ihrem Spion spricht. Das sollten sie aber nicht tun, weil, wie oben gesagt, „Schwabenstreiche" ein Zeichen von Gescheitheit sind.

Sodann sind Schwabenstreiche auch Narrenstreiche, und diese gehen wie die Sonne über die ganze Welt. Es braucht sich ihrer also niemand zu schämen. Ohnedies springen in Villingen alljährlich in der Fastnachtszeit die schönsten Narren, die „Hansele". —

---

[1] gehen.





Ein Ausflug ins Kloster.

1875.

1.

Es war früh im Frühjahr. Ich hatte einige Wochen auf einer Winterkurstation in der Schweiz, auf der Waid bei St. Gallen, zugebracht, um durch streng vegetarianisches Leben und kalte Einwickelungen meine Nerven zu beruhigen. Es war keine Kleinigkeit für einen alten Fleischesser und Biertrinker, mitten in des Hornungs kalten Tagen Mehlbrei, kalte Milch und Äpfel zu verspeisen und jeden Morgen um vier Uhr in eiskalte Tücher gewickelt zu werden.

Es waren trotzdem schöne Tage bei dem Naturarzt Dr. Hahn. Heitere Gesellschaft, allermeist Sachsen und Mecklenburger, weite Spaziergänge in die nahen Berge von Appenzell-Außerrhoden und öftere Wanderungen durch Tablat und St. Fiden in die nahe Stadt St. Gallen, wo ich die Domherren Linden und Eberle besuchte, verkürzten die Zeit und milderten die Kurart.

Als die sechs Wochen um waren, war ich Vegetarianer mit Willen geworden, und war auch mein Nervensystem nicht viel anders, so hatte ich doch gelernt, wie gut es ist, seinen

Leib möglichst zu kasteien. An Entbehrungen gewöhnt, mit sehr deprimiertem Temperament ausgestattet, konnte ich leichten Herzens noch einige Tage „ins Kloster“, statt direkt heimzukehren zu den alten Fleischtöpfen.

Es wohnt sehr wenig Klostergeist in mir; die Vegetabilien aber, die ich in den vergangenen Wochen genossen, hatten mich so sanftmütig gestimmt und so demütig gemacht, daß ich in jenen Tagen jeder Klosterregel gerne mich gefügt hätte. Jetzt begriff ich, warum das nach vielen Millionen zählende Volk der Hindu uns als so mild und zahm geschildert wird — die Hindu sind alle strenge Vegetarianer.

Am Karfreitag hatte ich noch dem Gottesdienst in der herrlichen Kathedrale von St. Gallen, in dessen nächster Nähe die Kuranstalt liegt, angewohnt und am folgenden Ostersamstag verließ ich die Stätte des Wassers und der Diät, um über den Bodensee hinüber dem Kloster zuzueilen, bevor die heiligen Ostertage anbrächen, die ich in seinen Räumen zu verbringen gedachte.

Es ging ein scharfer Nordwind über den See, als ich am Bahnhofe in Rorschach ankam, und trotzdem Ostern vor der Türe war, zeigte der Schnee noch fast überall, selbst an den Ufern hin sein bleiches Angesicht. Deshalb zog ich es vor, statt zu Schiff nach Lindau überzusetzen, mit der Eisenbahn über Bregenz, d. h. mit der Kirch' um's Dorf zu fahren.

Als wir oben bei St. Margareten die Rheinbrücke passiert hatten, winkte mir zwar schon ein Kloster zu, das gerne mich über die stillen Festtage in eine gastliche Zelle aufgenommen hätte. Es war die Augia major, das liebliche Mehrerau, wo die Mönche des 1844 aufgehobenen Cisterzienserklosters Wettingen bei Baden im Aargau ein neues Heim gefunden und in dessen Mauern manch lieber Freund mir wohnt, und wo der hochbetagte Prälat Leopold schon gar oft, mit stets gleicher Freundlichkeit, mich unruhigen Gast für einige heitere Stunden um sich geduldet hat. Heute werfen wir bloß einen grüßenden Blick nach seinen schlanken

Türmen, schauen dann rechts hinauf zum felsigen Kirchlein des heiligen Gebhard, betrachten am Bahnhofe in Bregenz einige „leichte“ Jägeroffiziere und ein paar dunkle, rundbemützte Mädchen aus dem Bregenzer Wald — und verlassen das österreichische Gebiet mit Dampfeseile. Bald haben wir, oben im östlichen Seewinkel, die blauweißen Pfähle Bayerns und auch die Seestadt Lindau erreicht.

Lindau nennt man gerne das deutsche Venedig, von seiner Lage auf einer Bodenseeinsel. Es geschieht hiemit der alt-schwäbischen Reichsstadt viel zu viel Ehre. Wer je einmal durch ihre langweiligen Straßen gewandelt und vor ihren verschlossenen Kirchtüren gestanden, der wird an Alles eher denken, als an Venedig. Und doch hat Lindau einige Ähnlichkeit mit der einstigen Königin des adriatischen Meeres in den Lagunen. Es ist rings umgeben vom See und wie an der Piazetta in Venedig der Löwe von San Marco auf der Säule steht und trübselig hinausschaut auf Lagunen und Meer, so sitzt am Hafen Lindau's auf gewaltiger Basis der bayerische Leu und blickt grimmig über das schwäbische Meer hin. Beide Löwen können Betrachtungen anstellen über Einst und Jetzt. Nur wird das Tier des heiligen Markus etwas mehr zu erzählen wissen, als sein noch sehr junger Kollege am Bodensee:

Doch wir haben nicht lange Zeit, in Lindau uns aufzuhalten, Löwenbetrachtungen anzustellen und Löwengedanken zu enträtseln. Wir eilen vor Abgang des Zuges, der uns ins Bayernland hineinführen soll, auf das Telegraphenamt, den Klosterfreund, dem der Besuch gilt, von unserm Nahen zu benachrichtigen, auf daß er an der betreffenden Station uns empfange und uns den Weg zeige in das uns bisher unbekannte Kloster.

„Aber in was für ein Kloster willst du denn?“ wird der Leser endlich einmal fragen. „Es ist schon so viel davon geredet, und noch weiß kein Mensch, wo du hin willst!“ —

Die erste und beste Eigenschaft einer Erzählung ist, daß

sie spannend sei, und deshalb will ich deine Erwartung, lieber Leser, möglichst lange unbefriedigt lassen und dir erst an der Klosterpforte sagen, wo wir sind.

Fahren wir einstweilen hinter Lindau ins bayerische Allgäu, jenes liebliche Voralpenland, das schon die Römer kannten, und von dem Strabo, der alte Geograph, sagt, daß es Käs, Harz und Pech im Überfluß erzeuge und voller Hügel und Berge sei. Wälder und Wäldchen, Weiden und Wiesen, Höfe und Dörfer wechseln bunt ab in diesem „Alpgäu", und die bayerischen Hochalpen schauen heute schneebedeckt in das dem Frühling schon sich erschließende Vorland. Wie schon ihre Ahnen, die raublustigen Vindelizier und Rätier, so sind die bayerischen Allgäuer Käs- und Pechfabrikanten, und mancher Deutsche verspeist Allgäuerkäs für Schweizerkäs, ein Unglück, das allerdings nicht groß ist.

Es ist indes hohe Mittagszeit geworden, und ich greife zu meiner Stärkung, die ich noch vom Kurhause mitgenommen, Kleienbrot und Äpfel, ein echt vegetarianisches Gericht. Zwei Mitreisende, offenbar Handelskommis, die ihre Zigarren dampfen, schauen mich bedenklich an und lächeln verständnisinnig. Sie dachten wohl: „Der ist entweder ein finsterer Asket oder ein Narr, daß er so behaglich Äpfel und schwarzes Brot verspeist, wo es doch an jeder Station Cognac, Wein und Kotelettes gibt."

In der Tat werden Menschen, wie die Vegetarianer, welche dem Luxus in Speise und Trank entsagen und mehr der Natur sich zuwenden, vielfach für Halbnarren angesehen. So wird in der ganzen Gegend, wo die genannte vegetarianische Naturheilanstalt von Dr. Hahn sich befindet, von sämtlichen Einheimischen ganz bedenklich der Kopf geschüttelt über die fremden Kurgäste, die da barfuß, barhäuptig durch die Berge und Täler der Kantone St. Gallen und Appenzell ziehen und überall nach Milch und Äpfeln, statt nach Wein und Bier fragen.

Hiefür als Beweis nur eine kleine Anekdote. Ich machte

eines Tages mit zwei andern Herren, die übrigens wie ich Hüte und Stiefel trugen, einen Spaziergang. Bei der Rückkehr zur Kuranstalt aber fanden wir uns nicht mehr zurecht in Bezug auf den kürzesten Weg. Wir fragten einen Bauersmann, der die Straße daherzog. Er zeigte uns die Richtung, auf der wir die Hauptstraße, die an der Anstalt vorbei nach St. Gallen führt, am sichersten fänden, und fügte hinzu: „Es gibt dort unten noch einen näheren Weg dahin, allein den kann ich den Herren nicht raten; denn dort laufen in der Regel die Narren von der Kuranstalt des Dr. Hahn." Der gute Appenzeller wußte nicht, daß wir selbst zu den „Narren" gehörten, und hatte keine Ahnung von der Bedeutung der Mienen, mit denen wir uns gegenseitig anschauten.

Meine Kollegen im Bahnzug Lindau-München schienen ebenfalls die Ansicht des Appenzellers zu teilen; denn als ich in Kempten den Wagen verließ, schauten sie hohnlächelnd mir nach.

Wir sind in Kempten aus dem Allgäu heraus und in Bayerisch-Schwaben, in der großen Ebene, die zwischen Iller und Lech sich ausdehnt. Ich war schon wiederholt an der alten Reichsstadt, via München, vorbeigefahren, ohne sie zu betreten. Heute gab mir mein Zug, welcher in der Richtung Memmingen-Ulm weiter gehen sollte, zwei Stunden Aufenthalt, die ich zu einer kurzen Wanderung durch das alte Campidunum verwenden wollte.

Man mag den heutigen Bewohnern von Kempten nachsagen, was man will: sie seien liberal und altkatholisch — eines muß man ihnen lassen, eine schöne Stadt haben sie. Aber sie sind unschuldig daran, weil die alte Reichsstadt, wie sie auf Schritt und Tritt uns anschaut, ein Erbstück von ihren Ahnen ist. Noch wenige mittelalterliche Städte hab' ich gesehen, die so behäbig, so urbürgerlich und patrizisch mich anschauten, wie Kempten. Zinnen, alte Türme, Erker, hohe Häuser, enge Straßen grüßen aus längst vergangenen Tagen

den Wanderer im neunzehnten Jahrhundert und wollen erzählen von der guten alten Zeit, von den Festen der Reichsstadt, da Kaiser, Herzöge, Bischöfe und Äbte, Grafen und Ritter hier ihre „Tage" hielten und ein wohlhabender Gewerbestand blühte.

Bei meinem Schlendern durch die alten Gassen las ich auch auf einem Wirtshausschild: „Gasthaus zum Schwanen" — und es fiel das Lied mir ein vom Schwanenwirt in Kempten, das im ganzen Schwabenland bis an den Bodensee hinab die Mütter ihren Schoßkindern vorsingen, um sie durch Gesang und Rhythmus einzuschläfern:

Der Schwanewirt in Kempte,
Der het a guete Brennte;[1]
Der het a guete Brenntewei',
Do kehre' alle Fuhrleit ei'.

Leider wird das Lied vom Schwanenwirt mehr und mehr verdrängt seit dem letzten Krieg mit den Franzosen. Jetzt singt man den jungen Germanen:

Mac Mahon, Mac Mahon,
Fritze kommt und hat ihm schon.

Und selbst die Kemptener singen das neue Lied; denn sie sind Mordspatrioten, namentlich seitdem „Fritze" bei einer Durchreise in Kempten ausgestiegen und am Bahnhof mit den ihn empfangenden Sängern den ersten Baß gesungen hat. Der „Schwanewirt" hat zur Zeit nur noch Renommee durch sein gutes Bier. Und da kam der „Vegetarianer" zum erstenmal in Versuchung und — fiel. Ich wollte es mir nicht nachsagen lassen, nicht beim „Schwanewirt in Kempte" gewesen zu sein, ging in die Stube und trank ein Glas Bier.

Ich hätte das Gesicht meines verehrten Freundes Dr. Hahn, des geistreichsten Vegetarianers in Süddeutschland, sehen mögen, wenn er mich am ersten Tage, da ich seine

---

[1] Branntwein.

Anstalt verließ, — beim „Schwanewirt in Kempte“ gesehen hätte. Nie war ich während der Kurzeit wie andere „Vegetarianer wider Willen“ nach St. Gallen gegangen, um heimlich Bier oder Kaffee zu trinken oder ein Kotelett zu essen — und heute solcher Abfall vom Prinzip! Und doch war ich nur um meiner Liebe zur Volkspoesie willen hineingegangen zum „Schwanewirt“ und nicht aus sinnlichem Verlangen nach dem Nasse Gambrin's.

Dicht voller Bauern — es war offenbar Markt gewesen — qualmte die dunkle, erdhafte Bierstube des Schwanenwirtes mich an. Vergeblich schaute ich nach diesem. Ich sah nur seine stattliche Frau und die geschäftige Kellnerin, die mich gar nicht lange fragte, was ich begehrte, sondern mir einen Humpen vorsetzte, wie den andern Bauern auch. Ich trank, trank, trank, bis er leer war, ohne den Schwanenwirt gesehen zu haben. Nach ihm fragen wollt' ich nicht, da er sonst nach meinem Begehren sich erkundigt, und er mir jedenfalls nicht auf den klassischen Boden der Volkspoesie hätte folgen können, wenn ich ihm den Grund meines Besuches auf diesem Fundament erklärt hätte. In Rom gewesen und den Papst nicht gesehen, ist töricht, und in Kempten Bier getrunken und den Schwanenwirt nicht erblickt — trotz der Verleugnung des Vegetarianismus — war mir innerlich sehr ärgerlich.

Dazu schauten mich die Leute so wildfremd an; sie konnten, so schien es, nicht recht begreifen, wie ein „geistlicher Herr“ sich in diese Bauernbierstube verirrt habe. Darum brach ich auf und trat in den Hausflur, um weiter zu gehen. Da stand hinten im Hof — der Schwanenwirt. Er und kein Anderer war es, der dicke, behäbige, barhäuptige Braumeister, wie er im bayerischen Bierbuche steht. Ich schaute fest hin und er her, und ein einziger Blick der Gegenseitigkeit hatte mich überzeugt, daß der „Schwanewirt in Kempte“ — kein Freund der „Schwarzen“ sei. Ich ging von dannen und rezitierte:

Mac Mahon, Mac Mahon,
Fritze kommt und hat ihm schon.

Wie dem Mac Mahon ging's mir beim „Schwanewirt in Kempte". Ein Blick von ihm und ich war geschlagen. —

Ich zog weiter die Straßen auf und ab und suchte das Stift. Schon näherte ich mich der weiten Rotunde, da fiel mir ein, daß ich ja noch weiter reisen wollte. Vor lauter „Schwanewirt" hätte ich bald den Zug verpaßt. Meine Uhr rief mir die nahe Zeit der Abfahrt entgegen, und das Reichsstift Kempten mußte sich mit einem Blick begnügen, der jedoch inniger und herzlicher war als der des Schwanenwirtes.

Das Kloster und ich sind eigentlich alte Bekannte, ohne daß wir uns je in der Nähe gesehen hätten. Vor sieben Jahren, anno 1868, saß ich zur Sommerszeit in den kühlen Räumen des Reichsarchivs in München neben dem heutigen Erzbischof Steichele, damals noch Domdekan in Augsburg, und stöberte wochenlang die Archivalien des Klosters Kempten durch, um nach Urkunden der Bischöfe von Konstanz zu fahnden. Ich trug mich damals mit dem Gedanken, Regesten der Konstanzer Bischöfe zu sammeln: ein Gedanke, der schon längst aufgegeben ist. Denn wer kümmert sich heutzutage noch um alte Urkunden und vergilbtes Pergament? Das will kein Mensch mehr drucken, kaufen und lesen. Und „alte Briefe" sind ohnedies nicht mehr viel wert in einer Zeit, wo selbst die neuesten Staatspapiere im Kurs fallen.

So schied ich von Kempten. Den „Schwanewirt" hatte ich gesehen, aber das uralte Stift nicht — ein Fluch der bösen Tat, des Abfalls vom vegetarianischen Prinzip.

Die berühmte Abtei nahm ihren Anfang im siebten Jahrhundert, als ein Schüler des hl. Gallus namens Theodor, hier sich eine Zelle baute und den Keltenbauern das Christentum verkündigte.

Ein Kloster wurde aus dieser Gründung erst in der Mitte

des folgenden Jahrhunderts und der große Reichenauer Mönch und Weltchronist Hermann, der Lahme, nennt als den Stifter und ersten Abt des Klosters einen Audogar.

Die Karolingischen Kaiser waren große Gönner auch dieser Stiftung, die in den Hunnenzügen des neunten und zehnten Jahrhunderts vielfach verwüstet wurde.

Aber sie wuchs nur um so glänzender aus den Ruinen hervor, nicht zum Besten der Klosterzucht.

Die Mönche, lauter nachgeborene Söhne des zahlreichen schwäbischen Adels, gaben schon in der Zeit der Kämpfe zwischen den Hohenstaufen und den Päpsten das gemeinschaftliche Leben auf und lebten jeder mit eigenem Haushalt als Privatiers.

Erst im fünfzehnten Jahrhundert gelang es dem Abte Pilgrin II., die Herren wieder zu einem gemeinschaftlichen Leben zu bringen. Zu einer rechten Reform der Disziplin kam es aber nie, weil weder die Mönche noch deren Verwandte in der schwäbischen Ritterschaft dafür waren.

Wenn auch die Wissenschaften in den späteren Jahrhunderten nicht mehr gediehen, eine Stätte der Kunst blieb das reiche Stift immer.

Unter den Fürstäbten des 18. Jahrhunderts waren meist adelige Herren aus dem heutigen badischen Lande. So ein Bernhard Gustav Markgraf von Baden, der sogar Kardinal war, ein Rupert von Bodman, ein Reichlin von Meldegg, ein Roth von Schreckenstein und ein Rupert von Neuenstein. Der letzte war ein Reichlin. Unter ihm wurde das Stift eingezogen und Bayern einverleibt, ein fetter Bissen mit 7 Marktflecken und 85 Dörfern und einer Menge von Weilern, Höfen und Schlössern.

Die Stadt, welche nach und nach um das Kloster entstanden war, hatte sich längst vom Stift losgemacht, war Reichsstadt und in der Reformationszeit größtenteils protestantisch geworden. —

Unbefriedigt, daß ich das Kloster nicht im Innern ge-

sehen, bestieg ich den Bahnzug und fuhr weiter in den Abend hinein. Ich weiß nicht mehr, ist es die dritte oder vierte Station hinter Kempten, an der wir halten, aber das weiß ich, daß es recht dunkel war, als ich ausstieg. Eine noch dunklere Klosterchaise seh' ich am Bahnhof stehen, und eine ganz schwarze Gestalt tritt an mich heran und frägt, ob ich wäre, wer ich bin. Es ist ein Pater des Klosters, den mein Klosterfreund, abgehalten, mich selbst abzuholen, an seiner Stelle samt Wagen gesandt hatte.

Ein Frühlingsabend feucht und grau,
Im Schlamme keuchte der Wagen;
Doch trotz des schlechten Wetters und Wegs
Durchströmt mich süßes Behagen —

singt einmal Heine.

Nacht war's. Halb Regen, halb Schnee sandte das sternenlose Himmelszelt, und schlecht war die Landstraße durch das hügelige Land. Aber mit mir im Wagen saß einer der gemütlichsten Patres des ganzen Ordens vom heiligen Benedikt, und deshalb mein „süßes Behagen".

Mein Gefährte ist ein alter Herr von der Art, wie wir sie nur im katholischen Landklerus und in noch verbesserter Auflage in katholischen Klöstern finden. Die unbeschreibliche Bonhomie, das Abbild der innersten Treuherzigkeit, die milde Gesprächigkeit und die freundlich strahlende Demut — all das begleitet von einer ab und zu genommenen Prise Tabak — machen einem derartige Männer über alles lieb. Man lernt von diesen äußerlich unscheinbaren Naturen gar viel. Man sieht die ganze Liebenswürdigkeit des Menschen, wie er sein soll, und erkennt daran, wie weit man selbst vom eigentlichen Menschenwesen entfernt ist.

Es kommen mir solche Sterbliche vor, wie Kinder, die vom Menschenelend und dem Tal der Zähren nichts wissen, stets lächelnd ihr Auge zum Firmament gerichtet haben und buchstäblich den Himmel voller Sterne sehen, rein und hell und ungetrübt. Und so muß auch ihr Inneres sein, wie ein

kleiner, stiller, einsamer, ewig wellenloser Waldsee, in dessen reinem Spiegel ruhig strahlend die Sternlein des Himmels sich schauen.

Solch' ein Mensch ist auch unser Pater Magnus oder Mang, wie das bayerische Volk sagt, den wir auf dem Wege von der Station bis zum Kloster bei uns haben.

Unvermerkt, nur mit dem Studium dieses Menschenbildes beschäftigt, bin ich nach langer Fahrt auf einer Höhe angelangt. Schnee bedeckt den Hügel und macht hell die angebrochene Nacht. Von einem einsamen Gehöft kommt ein menschliches Wesen und ruft unserem Kutscher Halt zu. Es ist eine Frau, die den Pater bittet auszusteigen, da jemand schwer krank im Hause liege. Sie hatte den Klosterwagen gekannt und suchte bei seinen Insassen zunächst Rat, ob ein Doktor nötig sei.

Ich bilde mir ein, langjähriger Naturarzt zu sein, und so verließ ich allein den Wagen und folgte dem Weibe durch den Schnee hin. In armseliger Bauernstube fand ich einen alten Mann und prognostizierte sofort eine Lungenentzündung, verordnete kühlende Kompressen auf die Brust, da ich Halbbäder und Einwicklungen den Leuten wegen ihrer Unerfahrenheit nicht raten durfte. Am Morgen, so rezeptierte ich weiter, sollten sie, wenn es nicht besser wäre, nach dem Arzt und dem Geistlichen zugleich schicken.

Der Kranke dankte dem „fremden Herrn", den er noch nie im Leben gesehen habe, und meinte, es werde gewiß besser werden, weil ich so unverhofft in seiner Not auf diese Höhe gekommen sei. Wie ich später erfuhr, kam er richtig mit dem Leben davon. —

Wir fahren weiter durch den Wald in die Niederung. Der Schnee nimmt ab und die Dunkelheit zu. Im Wagen strahlt nur das kindliche Gemüt des Paters Mang weiter, der mir immer etwas mitzuteilen weiß. Und ich höre zu wie ein Büblein, dem die Großmutter die ersten Märchen erzählt.

Jetzt zieht unser Wagen an langen dunklen Mauern hin, über denen hohe Gebäude hervorsehen. Pater Mang sagt mir, es sei der Anfang des Klosters, die ehemaligen Ökonomiegebäude, und berichtet gleich weiter von den gefangenen Franzosen, die anno 1870/71 hier einquartiert gewesen, ebenso, daß diese westliche Mauer 416 Fuß lang sei. In ihrer Mitte ist das Haupttor zum Kloster. Wir passieren es und einen langen Hof, und dröhnend rollt das Gefährte vor das großartige, eines Kaiserpalastes würdige Stiegenhaus.

Statt des Portiers fungierte ein Knecht mit einer Stalllaterne, die magisch die hohen Räume beleuchtete, und ich kam mir vor wie ein „Verwunschener", den man in ein altes Feenschloß führt zu mitternächtlicher Stunde. Zum Glück benahmen Pater, Kutscher und Knecht mir jede Furcht vor feenhaften Erscheinungen, da ich lauter leibhaftige, stämmige Bayern vor mir sah. Nun kommt noch mein „dicker" Klosterfreund mit einer Unschlittkerze — Stearin gibts in der Gegend nicht — die gewaltige Treppe herunter und beweist aufs neue durch seine Erscheinung, daß keine Feen und Sylphiden in dem Schlosse wohnen.

Aber jetzt, lieber Leser, ists hohe Zeit, daß ich dir endlich einmal sage, wo wir eigentlich sind; sonst könntest du am Ende meinen, das Ganze wär' ein Märchen, das ich dir zum Zeitvertreib vormache. So vernimm denn und lausche: Wir sind im Kloster — O t t o b e u r e n im bayerischen Schwabenland.

Du hast gewiß schon von vielen Klöstern gehört, aber von dem noch gar nichts oder nicht viel. Und wenn du nicht gerade ein Bayer bist, so dürfte dir selbst der Name zum ersten Male zu Gesicht kommen. Und doch war Ottobeuren eines der bedeutendsten Gotteshäuser im alten deutschen Reich.

In der Mitte des achten Jahrhunderts n. Chr. lebte im Schwabenland ein mächtiger Herr namens Sylach. Seine zwei Söhne Gauzipert und Toto entführten, wie es im Mittel-

alter oft vorkam, aus der Kathedrale von Vienne in Frankreich, wo sie, der eine Gauzipert als Weihbischof, der andere Toto als Kämmerer des dortigen Bischofs, angestellt waren, den hl. Leib des Märtyrers Alexander.

Sie brachten ihn glücklich heim ins Schwabenland und der Reliquie zu Ehren erbaute Vater Sylach das Kloster Ottobeuren und machte seinen Sohn Toto zum ersten Abt. Die Mönche waren zeitgemäß alle von Adel.

Als im zwölften Jahrhundert das indes reich gewordene Kloster in Unordnung, Zügellosigkeit und Verschwendung unterzugehen drohte, rettete es ein Mönch aus St. Georgen im Schwarzwald, Rupert, vom Verfall.

Er regierte 43 Jahre segensreich und starb 1145.

Der letzte der adeligen Äbte, Eggo, Graf von Schwabegg, 1404—1416, wohnte dem Konzil in Konstanz bei, war aber wegen seiner Energie, mit dem er die Rechte seines Stifts gegen den umliegenden Adel verteidigte, diesem so verhaßt, daß einige derselben ihn im Bett erwürgten und seinen Leichnam zu einem Turm der Kirche hinausstürzten.

Die folgenden Äbte waren fast ausnahmslos bürgerlicher Herkunft, aber auch von verschiedener Qualität und gute und schlechte Haushälter unter ihnen wie überall, doch weit mehr gute als schlechte.

Unter dem üblen Haushälter Matthäus Ackermann besuchte Kaiser Max das Kloster. Sein Nachfolger Leonhard Wiedemann, 1508—1546, errichtete die erste Buchdruckerei und erlebte den Bauernkrieg, erwarb Weingärten zu Immenstaad und Sipplingen am Bodensee, an welch letzterm Orte er starb.

Im folgenden Jahrhundert war Ottobeuren durch seine wissenschaftlichen Leistungen schon so berühmt, daß es an die 1616 in Salzburg errichtete Hochschule fünf Lehrer abgeben konnte.

Der Dreißigjährige Krieg brachte auch diesem Stift die bekannten Drangsale und beherbergte gegen Ende der

Kriegsjahre den später so berühmten Marschall Turenne als Gast.

Das Stift war während des Krieges dem schwedischen Obristen Wurmbrand als Eigentum zugeschrieben worden.

Das achtzehnte Jahrhundert, das überall große Menschen hervorbrachte, besonders in den Klöstern die großen, prachtliebenden und schöpferischen Äbte, brachte auch Ottobeuren die seinigen.

Der erste, der Erbauer der heutigen Klostergebäude und der Anfänger der großartigen Kirche, war der Abt Rupert Neß von Wangen im Allgäu, 1710—1740. Er war auch ein Mann der Wissenschaft und vermehrte die Bibliothek mit kostbaren Werken.

Er gilt als der größte Abt des Stifts.

Während seiner Regierung starb auch der Konventuale und langjährige Rektor der Universität Salzburg, Pater Schmier von Grönenbach, ein berühmter Rechtslehrer.

Der zweite bedeutende Abt des achtzehnten Jahrhunderts war Ruperts Nachfolger, Anselm Erb von Ravensburg, 1740 bis 67, vorher Professor an der hohen Schule zu Fulda. Er ist der eigentliche Erbauer und Vollender der großartigen Klosterkirche, die 1766 die Weihe empfing.

Der dritte hervorragende Vorsteher des alten Stifts wurde Honorat Göhl von Immenstadt im Allgäu, 1767—1802. Er stellte die Disziplin wieder her, die durch die Unordnung während des Kloster- und Kirchenbaues gelockert worden war und förderte die Kirchenmusik und alle Wissenschaften. Er baute seinen Bauern großartige Straßen und hob ihren Wohlstand. Unter seiner Beihilfe baute 1784 der Pater Ulrich Schiegg den ersten Luftballon und stieg damit in die Höhe. Zwei Buchbinder, Gebrüder Baader von Ottobeuren gaben damit Vorstellungen in Augsburg.

Abt Honorat hatte aber auch die französischen Einfälle und Raubzüge der neunziger Jahre mitzumachen und mußte anno 1800 die Flucht ergreifen nach Tyrol.

Während seiner Abwesenheit besuchte auch der bekannte Raubgeneral Vandamme das Kloster, machte es aber ausnahmsweise gnädig.

Als letzter Abt des Stifts wurde 1802 der Prior Paulus Alt von Wangen gewählt.

Bald nach seiner Wahl wurde das Kloster aufgehoben und ging auf bekanntem Raubweg an Kurbayern über. Die Mönche, ohne den Abt vierzig an der Zahl, beschlossen einmütig im Kloster beisammen zu bleiben und wie seither dem Gottesdienste, der Schule und der Seelsorge sich zu widmen. Sie wandten sich deshalb an die kurbayerische Landesdirektion nach Ulm um Überlassung des Klosters, der Kirche, der Paramente, der Bibliothek, des Gartens und der zum Unterhalt nötigen Viktualien.

Als harte Antwort kam die Pensionierung und zwar armselig genug. Eine Bitte um Erhöhung wurde abgeschlagen. Jetzt verließen die meisten Patres das Kloster und suchten Pfarreien. Achtzehn von ihnen legten ihre Pension zusammen und lebten unter ihrem Abt in klösterlicher Art fort.

Im Jahre 1805 hatte aber die Regierungsbehörde die Gemeinheit, ihnen das laute Chorgebet und das Begehen von Ordensfesten zu verbieten.

Und im folgenden Jahre wurde die große Glocke des Klosters aus dem Jahre 1439, die selbst der schwedische General Horn, der die Glocken zu Kanonen bestimmt, auf Bitten des Abts mit allen andern verschont hatte, von der bayerischen Regierung an einen Juden Wolf Levi verkauft.

Vergeblich verwendeten sich die Benediktiner von Ottobeuren 1814 auch beim Kongreß in Wien um ihre Wiederherstellung.

Erst 1834 erstand mit vielen anderen aufgehobenen Benediktinerstiften durch Ludwig I. Ottobeuren wieder zu einigem Leben. Es wurde ein Priorat des Stiftes St. Stefan zu Augsburg, welche Abtei der König mit der Auflage, in Ottobeuren ein Priorat zu errichten, neu gegründet hatte. Mönche

aus Österreich und der Schweiz kamen nach St. Stefan und auch nach Ottobeuren, dessen erster Prior und Pfarrer der Einsiedler-Mönch P. Gregor Waibel wurde.

Der heutige Prior P. Mathias Zillober war vorher langjähriger Professor an St. Stefan in Augsburg und wirkt hier seit 1871. Pfarrer ist seit dem gleichen Jahre mein Freund P. Hermann Koneberg, der in dem Krieg mit Frankreich als Feldprediger gewirkt hatte und nach dem Krieg hierher versetzt worden war.

Heute ist Ottobeuren noch groß in seinen Ruinen, und es wandeln, wenn auch nur wenige, doch wieder Benediktinermönche durch seine weiten Hallen und Gänge. Und der Fremdling, der zum ersten Male diese Räume betritt, wird staunend durch sie hinschreiten, vergangene Zeiten vor sich aufsteigen sehen und von Wehmut erfaßt werden ob der sinkenden Pracht vergangener Tage.

Um diese großartigen Monumente mönchischer Baukunst zu sehen, war ich eigentlich hierher gekommen. Mein Freund Koneberg hatte mir schon so oft von seinem schönen Kloster und dessen Kirche erzählt und geschrieben, daß ich endlich einmal meine Neugierde und seinen Stolz befriedigen wollte. Für heute aber ist es zu spät, um auch die deinige zu stillen, lieber Leser. Wir haben schon so viel erzählt und werden morgen in Begleitung des P. Mang das herrliche Kloster durchwandern.

Diesen Abend führe ich dich nur noch in das Refektorium, genieße — streng vegetarianisch — vor deinen Augen Milch und Brot zum Abendessen und wünsche dir gute Nacht. Wo man mich zur Ruhe legt, weiß ich nicht. Man führt mich durch lange, unheimlich bei jedem Fußtritt dröhnende Gänge in ein riesiges Gemach. In einer Nebenzelle steht mein Lager, auf dem ich, ohne mich lange umzusehen, wo ich sei, den Morgen erwarte.

2.

Der Morgen kam. Ich wache auf, verlasse mein Schlafkabinett und trete in einen Salon, dessen Fenster allein höher sind, als die Zimmer in meinem Hause. Ich stelle mich ans Fenster. Vor mir liegt der weite, weite Klostergarten, und unter ihm der Marktflecken Ottobeuren, freundlich aus einem weiten Tale zum Kloster heraufschauend, das wie ein Schloß hinabsieht. An mäßigen Hügeln hin, jenseits des Dorfes, zeigen sich vereinzelte Höfe und Weiler. Die Natur ist noch fast winterlich, obwohl heute schon Karsamstag ist; leichte Schneeflocken fallen vom Himmel.

P. Mang klopft eben an, um mich zum Frühstück abzuholen, und sagt mir dabei, daß ich im Zimmer des einstigen Priors logiere.

In diesem prachtvollen Gemache wäre ich stolz geworden. Die Höhe und Weite des Raumes, die glänzende Stukkatur, der eingelegte Boden gaben dem Ganzen etwas Fürstliches, und ich fühlte mich viel größer und erhabener als zu Hause, wo ich bei meiner Körperlänge mich tief verbeugen muß, wenn ich zu einer Türe aus- oder eingehe.

Außergewöhnliche Raumverhältnisse bringen in dem Menschen, der zum erstenmal in solchen Gemächern wohnt, auch außergewöhnliche Gefühle hervor. Und so ging es mir in dem Prioratszimmer in Ottobeuren. Ich stolzierte die drei Tage meines Aufenthalts darin auf und ab wie ein junger Storch, der seinen Erstlingsgang auf den Wiesen dieses Erdenlebens behaglich probiert.

Nach dem Morgenimbiß begann ich mit P. Mang die Runde. Er versteht das Geschäft des Cicerone am besten, weil er selbst nach der großen Chronik des P. Maurus Feyerabend († 1818) eine kurze Beschreibung von Kirche und Kloster zur elfhundertjährigen Jubelfeier der Gründung Ottobeurens (1864) herausgegeben hat. Außerdem ist er Maler,

Künstler, Freund und Kenner von Antiquitäten und der Gründer des heutigen Museums im Kloster.

Wir treten zunächst in die Kirche, als die Hauptzierde des Klosters. Sie wurde in den Jahren 1737 bis 1766 in dem ausgebildetsten Rokokostyle erbaut und ist ein Meisterstück der Architektur jener Zeit. Wenn 1828 der Bischof Thomas Ziegler von Linz dem König Ludwig I. von Bayern schrieb: „Ottobeurens herrliche Kirche ward in ihrer Art noch nirgends erreicht, viel weniger übertroffen", so mag der große Kunstkenner Ludwig vielleicht ein wenig gelächelt haben, da er die Kirchen Italiens kannte; allein immerhin ist Ottobeurens Gotteshaus ein Bau, der auf jeden, auch wenn er die Dome jenseits der Alpen und Palladio's Tempel gesehen, großen Eindruck machen wird. Die imposanten Verhältnisse, die kühnen Dimensionen, die Harmonie der Architektonik werden auch dem, der kein Freund des Zopfstyles ist, zurufen, daß die Baumeister jener Zeit, die Künstler und Maler, hochbegabte Menschen waren. Ihr Genie schaut auch aus Formen, die uns zwar nicht klassisch erscheinen, aber bezeugen, daß unsere Zeit am wenigsten ein Recht hat, die Architekten des achtzehnten Jahrhunderts abzuurteilen, die an ihren Zöpfen sehr geistreiche Köpfe hatten.

Für Ottobeuren ist es doppelt ehrenhaft, daß derjenige, welcher den Plan zu Kloster und Kirche entworfen hat, ein Konventuale des Stiftes, P. Christoph Vogt, gewesen ist.

Der Erbauer des heutigen Klosters aber und der Gründer der Kirche ist, wie schon erwähnt Abt Rupert II., ein geborener Neß von Wangen im Allgäu, welche Stadt schon einige Jahrhunderte zuvor dem Stift St. Gallen in Ulrich Rösch einen seiner größten Äbte gegeben hat.

Am 27. Oktober 1737, nachdem er schon seit 1711 an dem Klostergebäude gebaut hatte, legte Rupert den Grundstein zum Gotteshaus. Ein Jahr lang arbeiteten hundert Mann am Fundament, und von 1738—1766 ward mit aller Anstrengung von Geld und Menschenkräften fortgebaut. Am

28. September 1766 fand durch Bischof Joseph von Augsburg die Einweihung statt, welche Feierlichkeit acht Tage in Anspruch nahm und dem Kloster allein 45 000 Gulden kostete, während der ganze Kirchenbau eine Summe von 550,332 Gulden verzehrt hatte; für die damalige Zeit eine enorme Summe.[1]

Drei Portale führen in die Kirche, die in der Form eines lateinischen Kreuzes mit drei Kuppeln (eine in der Mitte des Kreuzes, die zweite in der Mitte des Schiffes, eine dritte über dem Chor) in majestätischer Größe[2] uns entgegentritt. Es ist St. Peter zu Rom im Kleinen, wenn auch nicht in der glänzenden Architektur der Renaissancezeit, so doch in den erhabenen Verhältnissen. Das lebhafte Kolorit der vielen Deckengemälde, die zahlreichen Säulen und Statuen, die überreiche Stukkatur und das helle Licht überall machen einen in hohem Grade bestechenden Eindruck.

An den Deckengemälden, namentlich an dem der mittleren Kuppel, die Sendung des heiligen Geistes und die Stiftung der Kirche darstellend, sieht man, was für geschickte Leute und welch' flotte Maler die Künstler der Zopfzeit waren. Die bedeutendsten Arbeiten al fresco sind von den zwei Brüdern Jakob und Anton Zeiler aus Reutte in Tyrol.

---

[1] Und doch hatten, wie die Klosterrechnungen nachweisen, ein Maurergeselle für Kost und Lohn täglich bei einer Arbeitszeit von morgens 4 Uhr bis abends 7 Uhr 28 Kreuzer (1 Frank) und die Meister 30 Kreuzer nebst Klostertisch. Ebenso die Schreiner. Und der italienische Maler Amiconi bekam für sein bestes Bild nur 75 Gulden. Und wie billig waren die Lebensmittel! Zur Zeit der Klostereinweihung kostete, laut Rechnung des Großkellners, ein fetter Stier 50 Gulden, ein Kalb 3 Gulden, ein Schaf ebensoviel und 150 Liter Wein 5 Gulden. Der Schreiner Simon Schropp von Ottobeuren erhielt für die Ausstattung einer jeden Zelle mit Bettlade, Leibstuhl, Schubkasten, Schreibpult, Betschemel und zwei Türen 25 Gulden und mußte das Holz liefern.

[2] Die Kirche hat eine Länge von 312 Fuß und unter der mittleren Kuppel eine Breite von 200 Fuß. Die Kuppelhöhe beträgt 122 Fuß.

Diese Fresken sind entschieden viel besser, als die meisten Ölbilder auf den Altären der einzelnen Kapellen der Kirche.

Am meisten Zopf, aber einen überaus geistvollen zeigt der überladene Hochaltar, während die zweiundfünfzig Chorstühle zum Schönsten gehören, was ich in dieser Art von Barockstyl gesehen habe. Sie sind eine Arbeit des Kunstschreiners Martin Hörmann aus Villingen und des Bildschnitzers Joseph Christian von Riedlingen. Über denselben sind zu beiden Seiten die Orgeln, von welchen die größere sechsundsechzig klingende Register auf vier Manualen zählt, und deren Umkleidungen voll der herrlichsten Schnitzwerke sind.

Wer aber gleichwohl sehen will, wie unendlich hoch die Renaissance über ihrem verwilderten Sohne, dem Barockstyle, steht, der gehe aus der Kirche in die kleine Sakristei und betrachte die zwei Ornatkästen von dem Memminger Schreiner und Bildhauer Thomas Heidelberger. Das ist klassische Kunst und ein bewunderungswertes Zeugnis für die alten Zunftmeister in unseren deutschen Reichsstädten.

Heidelberger hatte sich der eben aufgegangenen Reformation in seiner dem Kloster benachbarten Vaterstadt angeschlossen, bekam aber dennoch — und das war schön — von 1547 bis 1558 ständige Arbeit von dem Stifte. Er schaffte hier elf Jahre ununterbrochen um vier Gulden Wochenlohn nebst Kost. Trotz der Toleranz, mit der die Klosterleute ihn behandelten, spielte er diesen doch einen kleinen Spuk. An seinem schönsten Kasten brachte er mit vielen anderen Figuren auch das „Bildnis Luthers und seiner Käther" an. Leider gingen durch Wegräumung der alten Kirche viele von den Arbeiten dieses Memmingers verloren, der jedenfalls ein Meister ersten Ranges war.

Aber nicht bloß Luthers Porträt findet sich im Kloster, sondern auch noch ein Meßgewand, in welchem der Reformator auf seiner ersten Reise nach Rom bei den Augustinern in Memmingen, wo er übernachtete, die heilige Messe las. —

Wir wandern nun mit P. Magnus durch die Räume des

Klosters selbst. Ein Führer ist hier viel nötiger, als in der Kirche, weil im Kloster selbst der gemalten und verzierten Gänge, Stiegenhäuser, Säle und Zimmer so viele sind, daß man allein nicht zurecht käme in diesem Labyrinth. Die Bilder alle aufzuzählen, die in den genannten Räumen sich finden, gäbe ein kleines Buch. Gar luftig, leicht und zart sind die vielen Fresken des Italieners Jakob Amiconi, eines geborenen Venetianers, der fast drei Jahre (von 1725—1728) hier malte und jedenfalls ein sehr talentvoller Künstler war. Schade, daß all' diese zahllosen Malereien verfallen und nichts geschieht, um sie zu erhalten.

Auf dem Vorplatze, der zur Kapelle des Abtes führt, sind acht sehr gute Ölgemälde von dem Memminger Maler Sichelbein, welche die Geschichte des heiligen Sakraments in Benningen (unweit Ottobeuren) darstellen. Es ist diese Begebenheit eine sehr merkwürdige. P. Feyerabend, der Chronist des Klosters, erzählt sie also:

„Im Jahre 1216 standen zwischen dem Dorfe Benningen und der Stadt Memmingen auf dem sogenannten Ried zwei Mühlen. Dem Inhaber der oberen Mühle, einem rechtschaffenen Manne, erging es in Allem sehr gut, was den Neid des Nachbars erregte. Um ihm zu schaden, sann er auf ein arges Verbrechen. Am grünen Donnerstag des Jahres 1216 empfing er mit den übrigen Pfarrgenossen die heilige Kommunion, genoß aber den Leib des Herrn nicht, sondern wickelte ihn in ein Tüchlein, schlich sich damit zur Nachtzeit in das Mühlwerk seines Nachbars und legte die heilige Hostie unter den sogenannten Laufer. Hier verblieb die heilige Hostie ein Jahr unversehrt, und die Absicht des unteren Müllers, seinem Nachbarn das Glück zu nehmen, wurde nicht erreicht. Deshalb schlich er sich abermals in die Mühle, nahm die heilige Hostie aus dem Laufer und legte sie unter den Mühlstein, wo sie bald entdeckt wurde. Man machte sogleich Anzeige beim Ortspfarrer, der sie, bekleidet mit dem Chorhemd, abholte. Aber wie er die heilige Hostie aus dem Becher nahm, wohin sie der Müller gelegt hatte, floß das heilige Blut über seine Hände. Bald darauf wurde die heilige Hostie nach Memmingen übertragen, und als Bischof Siegfried von Augsburg dieselbe untersuchte, floß

wieder Blut aus der Wunde, welche die heilige Hostie durch das Umgehen des Mühlrads erhalten hatte, hervor. Später durfte sie, weil die Brotsgestalten zu verwesen anfingen, nicht mehr angebetet, sondern nur als eine hochheilige Reliquie verehrt werden. Nachdem die Reformation in Memmingen eingeführt worden war, verschwand mit der Verehrung auch alle weitere Kunde von diesem Heiligtum." —

Wir betreten zunächst die Gemächer der Winterabtei und der Sommerabtei.

Die prachtliebenden Äbte des achtzehnten Jahrhunderts hatten, wie heute noch im oberösterreichischen Stift Kremsmünster, ihre Sommer- und Winterwohnungen, die eine nach Norden, die andere nach Süden gebaut. Und gar passend war die Winterabtei prunkvoller hergerichtet, als die für den Sommer, wo die Natur Erholung bietet.

Ein herrlicher Ofen in der Winterabtei im Rokokostyle ist von einem Hafnermeister von Ottobeuren anno 1715 für 40 Gulden hergestellt. Er wäre heute das Dreihundertfache wert.

In den Galeriezimmern, welche neben vielen Freskogemälden einst herrliche Ölgemälde und kostbare Kunstsachen enthielten, befinden sich jetzt die von P. Magnus und P. Kaspar angelegten Sammlungen für Altertümer und Naturwissenschaften.

In der Sommerabtei überrascht im Vorzimmer sinnvoll ein Deckengemälde, welches den anbrechenden Tag, der die Nacht vertreibt, darstellt und in den Nebenfeldern die vier Elemente. Der Künstler, ein Maler Hermann aus Kempten, erhielt dafür nur 80 Gulden.

Das Fürstenzimmer, ehemals für fürstliche Gäste eingerichtet, hat in seinem Eingang ein kleines Gemälde von Amiconi, die Unterredung Alexanders mit Diogenes darstellend, das der Meister anno 1728 in drei Stunden malte. Am Plafond des Zimmers ist ein Gipsrelief: Die Götter trinken im Olymp Nektar.

In dem Kaisersaal, der natürlich wie fast alle anderen

Zimmer des Möblements beraubt ist, fällt zunächst die Größe auf. Er ist 72 Fuß lang, 45 Fuß breit und 40 Fuß hoch.

Ein riesiges Plafondgemälde: Die Krönung Karls des Großen durch den Papst Leo wurde von dem Konstanzer Maler Stauder 1723—24 gefertigt und ist 52 Fuß lang und 30 Fuß breit. Der Maler bekam für dieses Riesenbild bei freier Station für sich und „seinen Gesellen" 2000 Gulden.

Sechzehn Kaiserstatuen aus Holz, jede 8 Fuß hoch, von Rudolf von Habsburg an bis Karl VI. zieren den Saal, ihr Meister ist Anton Sturm aus Füssen, der für jedes Stück samt Vergoldung 75 Gulden bekam.

Eine große Anzahl von weitern Kaisern und Kaiserinnen sind gemalt vorhanden.

Eine Unzahl anderer Zimmer, alle mit reichem Stuck und mit Deckengemälden verziert, durchwanderten wir noch.

Auch das Theater wurde noch inspiziert, ein 110 Fuß langer, hoher Raum, auf das herrlichste dekoriert und bemalt mit allegorischen und mythischen Darstellungen.

Dann betraten wir die Bibliothek, 100 Fuß lang, mit einer um den ganzen Saal herumlaufenden Galerie, getragen von 44 korinthischen Säulen aus Gips und marmoriert, die Kapitäle vergoldet. Der Meister Zimmermann aus Weßobrunn, der neben vielen andern deutschen und italienischen Stukkatoren am Kloster und Kirche arbeitete, erhielt bei freier Station für eine Säule 3 Gulden 45 Kreuzer. Die andern Meister nebst Kost 1—5 Gulden Wochenlohn.

Zuletzt führte mich P. Mang auf den Speicher, um mir die riesigen kunstvollen Dachstühle zu zeigen. Doch selbst diese, ein Werk des Zimmermeisters Klein von Ottobeuren, sind der Zerstörung nahe. Das Hauptwerk dieses Meisters ist aber der Dachstuhl über der Kirche, den er 1753 vollendet hat. Auf einer hölzernen Tafel, die an einen Balken geheftet ist, singt der Meister bescheiden sein Lob:

Dis gottshaus ist aufgericht
In ehr und Nahm Jesu Christ

Durch Johan Michael Klein
Hoffzimmermaister ganz allein,
Burger und Unterthan,
Das mich von Hertzen freyen kann.
Aber in kein Ding mich nit müsch,
Alſ was mein Handwerk bringet mit.
Lesse einer das in kurtz oder lang,
So wensch er mir das himlisch Vaterland.
1753.

Köstlich ist die Loyalität dieses Zimmermanns, den es von Herzen freut, daß er Bürger und Untertan ist, und der sich in nichts mischt, als was sein Handwerk mit sich bringt. Friede seiner Asche! —

Eine Unmasse von Kunst und Menschenarbeit geht in diesem, in seinen größten Räumen verlassenen und vereinsamten Riesenkloster[1] zugrunde durch die still, aber rastlos wirkende Zeit, deren Zahn niemand abzustumpfen sucht.

So hat aber die Säkularisation Tausende von Ruinen geschaffen im alten römischen Reich deutscher Nation, Tausende von Künstlern und Handwerkern, die in den Klöstern tätig waren, brotlos gemacht, und nur mit Wehmut wird heute der Freund wahrer Kultur an diesen Stätten alter Bildung und alter Kunst vorübergehen.

Allüberall ist es still und tot, und trauernd um die Vergangenheit schaut auch in Ottobeuren bei Schritt und Tritt alles uns an. Nur ein kleiner Teil des Riesenklosters ist heute bewohnt von fünf Mönchen.

Zur Zeit, da ich Ottobeuren besuche, sind außer dem schon genannten Prior noch vier Patres da: Mein Führer P. Magnus Bernhard, mein Freund P. Hermannus Koneberg, P. Petrus Baur, der Leiter des Hauswesens und der 1855 errichteten Erziehungsanstalt für arme Knaben, die

[1] Das Klostergebäude auf niederer Anhöhe und im Westen von einem Walde begrenzt, bildet ein Viereck von 466 Fuß Länge und 420 Fuß Breite. Es ist dreistöckig, hat 837 Fenster von je 8 Fuß Höhe und zählt 130 Zimmer und Säle.

unermüdliche freundliche Martha des Hauses und der P. Kaspar Kuhn.

Einst war in Ottobeuren ein großes Gymnasium, wo Tausende von Studenten ihre Humaniora holten. Schon 1509 hatte das Stift eine Buchdruckerei, und zur selben Zeit lebte in ihm der berühmte P. Nikolaus Ellenbogen, Freund aller großen Humanisten jener Tage. Heute sind nur die genannten armen Knaben da, welche aber nicht die „Humaniora" studieren, sondern, so klein sie auch sind, schustern, schneidern, drehen und hobeln. Es ist hochinteressant, aber fast komisch, diesen jungen Schusterchen und Schneiderchen in ihren Werkstätten zuzusehen, wie sie unter Leitung eines als Meister fungierenden Laienbruders ihre Gewerbe lernen und ausüben.

Noch mehr aber freute mich, den Vegetarianer, die Mitteilung des P. Petrus, daß diese gesund und frisch aussehenden Knaben streng vegetarianisch ernährt würden. Für den Vegetarianismus spricht nun sehr, daß diese Kinder, seitdem sie dieser Nährweise unterliegen, nie krank sind, während früher die verschiedensten Krankheiten unter ihnen herrschten. Ich halte in der Tat die vegetarianische Lebensweise, wenn sie bei einem noch unverdorbenen Kindermagen beginnt und angewöhnt wird, für ganz vortrefflich und entschieden zuträglicher und langlebiger machend als jede andere. Aber ein alter Fleischmagen, verwöhnt und überreizt von Alkohol, Delikatessen, Essenzen, Saucen und Sulzen, wird sich schwerlich mit Erfolg in die reizlose Diät des Vegetarianers hineinleben. —

Wir besuchen noch den P. Kaspar in seiner Zelle. Er ist Koleopterolog, zu deutsch Käfersammler, und Theaterdirektor. Je weniger ich von einer Wissenschaft verstehe, umsomehr bewundere ich die Menschen, welche eine solche innehaben, und so schaute ich respektvoll an dem hageren, freundlichen Mönch hinauf, als er mir seine Insekten, an Nadeln aufgespießt, zeigte und explizierte. Es mag diese Wissen-

schaft eine sehr verdienstliche und sehr interessante sein. Ich für meine Person wollte lieber Kartoffeln ausgraben, als Käferstudien machen.

Man sieht aber, wie vielseitig in einsamer Zelle der Mensch sich beschäftigt und seine Zeit nützlich zu machen sucht: der eine ist Schriftsteller, sein Nachbar Maler, der dritte Bildschnitzer, der vierte Mathematiker oder Physiker und ein anderer Käfer- und Insektensammler.

P. Kaspar hat aber auch als Dichter sich versucht. In den Räumen des großen Klostertheaters, in dem einst die Studenten ihre Stücke gaben, spielt zeitweilig eine Liebhabergesellschaft aus Ottobeuren, und für die dichtete der Pater ein historisches Schauspiel „Sylach", das den Gründer des Klosters und seine Stiftung vorführt. Er gab mir die Dichtung freundlich mit, aber ob ich's je zum Lesen bringe, weiß ich nicht. Kostet's doch Mühe, sich durch ein klassisches Theaterstück, um der darin niedergelegten höheren Gedanken willen, hindurchzulesen. Und wenn alle Menschen, die gerne ein Theaterstück ansehen, sich mit dem Lesen begnügen müßten, es würden die Liebhaber der Dramen fast ganz vom Erdboden verschwinden. —

Es ist Abend geworden auf unserer Wanderung und unseren Besuchen im Kloster, und wir kehren zurück, von wo wir ausgingen, zur Kirche, um der Auferstehungsfeierlichkeit des Karsamstags anzuwohnen. Ist diese Feier mit ihrem: „Christus ist erstanden" überall in der katholischen Kirche eine erhebende, so wird sie es in unendlich höherem Maße in den Räumen eines so gewaltigen Gotteshauses, wie das von Ottobeuren. Und als nach der Feier in dem ganz dunkeln Dome der Lehrer auf meine Bitte die größte der zwei Orgeln spielte, während ich unten in den Chorstühlen kniete, da zog's wie ein mächtiger Sturmwind durch meine Seele, und in meine Augen traten Tränen; so hehr, so heilig, so übernatürlich rauschten die gewaltigen Klänge der Orgel durch die Hallen der Kirche.

Der Erbauer der Orgeln ist der um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts weithin berühmte Orgelbauer Karl Riepp, der Sohn des Mesners an der Wallfahrtskirche zu Eldern bei Ottobeuren. Er hatte sich lange in Frankreich aufgehalten und ausgebildet. —

Der folgende Ostertag ward in klösterlicher Stille zugebracht.

Bei Tisch hatte ich Gelegenheit, die Belesenheit des sonst ziemlich professorenmäßig ledernen Priors zu bewundern.

Es schneite fast den ganzen schönen Tag über. Schnee am Auferstehungstage des Heilandes aber läßt uns keine rechte Osterfreude aufkommen; das Leichentuch der Natur über dem offenen Siegesgrabe stört uns.

Als gegen Abend die Witterung sich etwas aufhellte, begleitete ich den P. Magnus, der einen Kranken auf einem Gehöfte außerhalb des Marktfleckens besuchte, eine Strecke weit — und schlug dann meinen Weg dem Buchwald zu, durch den wir vorgestern Nacht heruntergefahren waren.

Trotzdem der Schnee auf dem Waldboden lag, sang die Drossel ihr Frühlingsabendlied, jenen wunderbaren Sang, der uns die Frühjahrsabende am Waldrande hin so ungemein verschönert. Mir ist dieser Gesang, dem ich jeden Lenz nachgehe, die süßeste Elegie auf den Frühling. Und ganz besonders elegisch stimmte es mich, da ich heute hinabschaute auf das riesige Gotteshaus, wie es in seiner zerfallenden Größe und Ruhe so lebhaft unsere Vergänglichkeit predigte, während aus dem beschneiten Wald das Vöglein der ewig jungen Natur ihre Auferstehung verkündete.

Es war tief Abend, als ich ernst und melancholisch wieder dem stillen Kloster zuschritt. —

Am folgenden Ostermontag hatte mein Freund, der zugleich Ortspfarrer ist, seinen Männerverein drunten im Flecken versammelt und mich gebeten, einige Worte an die wackeren bayerischen Bauern zu richten. Ich tat es und freute mich

der entschieden katholischen Gesinnung dieser Leute, von denen selbst einige als gewandte Volksredner auftraten.[1]

Als Vegetarianer konnte und wollte ich an der geselligen, trinkenden Unterhaltung, die sich an die Reden des Tages anschloß, nicht teilnehmen und ging deswegen allein vor das Dorf hinaus und, da ich in der Ferne den Kirchhof erblickte, diesem zu. Eben begann es wieder zu schneien, als ich über den Gräbern stand.

Ich verglich nun den Lärm, dem ich eben mich entschlagen, und das politische Kämpfen unserer Tage, über das ich gesprochen, mit der Grabesruhe, die mich hier umgab. Ich dachte, wie die Nachkommen und Mitlebenden derer, die hier unten ruhen, drinnen im Dorfe jetzt heiter und lustig sangen und tranken, während die Schneeflocken kalt und still über den Gräbern ihrer Ahnen und Verwandten niederfielen — und ich fand, daß die drunten im Grabe eigentlich glücklicher seien, als wir Lebende, die wir ruhelos durch diese Zeit jagen, bis der Tod auch uns zu den Toten legt. Und es zog ein Stück dieser Totenruhe in meine Seele, und es ward mir ganz wohlig zu Mute auf dem Kirchhof, langsam an den Gräbern hinwandelnd unter den Schneeflocken.

Als ich zum Dorfe zurückkehrte, begegneten mir zahlreiche Landleute, die von der Versammlung in ihre umliegenden Gehöfte heimkehrten. Einer derselben hatte mich kaum wieder erkannt, als er sich anbot, mir noch ein Stück Wegs das Geleite zu geben. Sein schlichtes Bayernherz war voll von den Eindrücken des Nachmittags, die er mir wiedergeben wollte. Ich kam aber eben vom Kirchhof, wollte von Kirchenpolitik nichts mehr hören und lenkte meine Fragen auf den Mann selbst und seine Verhältnisse. Er erzählte mir, daß er Söldner, ein Mittelding zwischen Bauer und Taglöhner, sei und sein bares Geld mit Käsemachen verdiene. Auffallend

[1] Wie mir der heute (1911) amtierende Prior P. Markus Thurnhuber berichtete, erinnern sich alte Männer in Ottobeuren noch meiner Rede.

war mir bei des Mannes Rede, daß derselbe, so oft er einen allgemeinen Satz aussprechen wollte, wo wir im Hochdeutschen das Wörtlein „man" gebrauchen, mit „Du" mich ansprach. Es ist dies nicht das allgemeine „Du", wie in Tyrol und Vorarlberg, sondern nur das erzählende „Du". Der Mann sprach sonst immer „Sie", bis er auf einen Satz kam, der etwas verallgemeinern sollte, z. B. „Du lebst hier zu Lande billig", statt: „man lebt". Mir gefällt diese Redensart ganz gut, und sie hat meine Kenntnis der verschiedenen schwäbischen Dialekte bereichert. —

Am folgenden Morgen wollte ich zeitig schon abreisen, gegen Memmingen, allein mein Freund wollte mich partout noch zu den Schulschwestern, Franziskanerinnen, und in das Spital führen. So mußte ich meinen Plan ändern und die Weiterfahrt, der Heimat zu, auf Mittag festsetzen. Und er hat mich nicht gereut, der Besuch in Schule und Krankenhaus. Zum erstenmal sah ich in meinem Leben Franziskanernonnen und Schwestern des dritten Ordens in der Schule.

Ich bin vor kurzem in einem Institut weltlicher, vom Staate bestellter Lehrerinnen gewesen, und wenn ich sie nach Physiognomien, Auftreten, Kleidung, Ordnung in Schule und Haus mit diesen Franziskanerinnen vergleiche, so finde ich kaum einen Namen, um den Unterschied zu bezeichnen. Es ist, abgesehen von allem andern, in meinen Augen ein großer psychologischer Unsinn, eine Anzahl Mädchen, resp. Fräulein, in ein Haus zusammenzutun, ohne bestimmte Hausordnung, ohne gemeinschaftliches Zusammenleben und ohne die durch religiöse Gelübde übernommenen Pflichten des Gehorsams und der Selbstverleugnung. In Ottobeuren fand ich die Schwestern in einer merkwürdigen Friedlichkeit und Zufriedenheit, die aus Aller Augen strahlte, geschart um ihre Oberin. Diese imponierte mir in ihrem Äußern gar sehr. Sie hatte, was ich bis jetzt fast nur an Frauen fand, die einem klösterlichen Verein vorstanden, jenen Ernst, jene Entschiedenheit, gepaart mit freundlicher Ruhe, die ihnen das

Siegel des männlichen Charakters aufdrückt, und vermöge deren sie zu leiten und zu kommandieren verstehen, wie der tatkräftigste Mann.[1]

Im Spital fungieren die Schwestern des heiligen Vincenz, jene todesmutigen Töchter der christlichen Barmherzigkeit, die selbst den feindlichsten Gewalten und Geistern Bewunderung, Achtung und Schonung abgenötigt haben bis auf den heutigen Tag.

Aber auch meinen Freund Hermann lernte ich hier von seiner praktischen Seelsorgerseite kennen. Für jeden Kranken hatte er ein anderes, treffliches Trostwort, jeden wußte er zu erheitern und zu ermuntern.

Ich ging still und schweigend neben ihm an den Krankenbetten hin und gedachte mit Wehmut all' des Elends und Siechtums, das auf uns armen Menschen ruht. Nur ein gebrechlicher, halb blödsinniger Greis versetzte meine Gedanken in eine andere Richtung. Er war viele, viele Jahre mit einer Drehorgel durch Bayern und Süddeutschland gewandert und arm, wie er ausgezogen, heimgekehrt nach des Lebens spielender Wanderung, um sich langsam zum Tode vorzubereiten.

Wie müssen, dachte ich mir, wachend und träumend die „alten Weisen" seiner Orgel durch den Kopf des greisen Spielmanns ziehen und wie vor seinem absterbenden Geiste vorüberwandeln die lustigen Völker der Jahrmärkte und Kirchweihen, denen er einst aufgespielt, und von denen selbst schon Tausende ausgejubelt und ausgelebt haben!

Ja, fürwahr, es liegt ein Stück Elegie im Leben eines echten Volksmusikanten, ein Beitrag zur Geschichte von Lust und Leid im Menschenleben — wie er mühsam seine Orgel schleppt von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf und mit ihr die schönsten Volkslieder und Volksweisen; wie er an den Häusern hinzieht und manches trübe Menschenherz auf heitere

---

[1] Die Oberin lebt und wirkt heute 1911 noch in Ottobeuren. Sie ist, wie auch P. Koneberg, fast so alt wie ich, heißt Paula Schmid und stammt von Mittelneufnach bei Schwabmünchen.

Gedanken bringt durch die einfachen Volkstöne seiner Orgel, und wie sie drinnen im Wirtshause dann springen und walzen, und er selbst mit dem Dichter sagen muß:

> Schöne, alte Lieder weiß ich;
> In der Kälte, ohne Schuh',
> Traurig in die Saiten greif' ich,
> Weiß nicht, wo ich Abends ruh'! —

So zieht er jahrelang durchs Land, geht, alt geworden, heim, legt sich zum Sterben nieder und andere Musikanten spielen anderen Menschen „die alten Weisen".

3.

Nach Tisch nahm ich Abschied von den guten Vätern, bei denen es mir so gut gefiel, daß ich versprach wieder einmal zu kommen und fuhr um zwei Uhr des Nachmittags mit den vom „Christian"[1] gelenkten Klosterbraunen durch das waldige Hügelland der alten Reichsstadt Memmingen zu, die zwei Stunden von der alten Abtei entfernt, ihre Vergangenheit noch mehr betrauert als das teilweise wenigstens wieder lebende Benediktinerstift.

Von Memmingen hatte ich bis heute nichts gehört, als die Geschichte vom Memminger Mond, von dem man in meiner Vaterstadt Hasle in meiner Knabenzeit noch sprach.

Man dichtete den alten Reichsstädten meist aus Neid gerne Schwabenstreiche an, um ihren Stolz auf ihre kleinen, aber meist tüchtigen Republiken zu verlachen. So schob man auch den alten Memmingern, die ein hervorragendes Gemeindewesen hatten und im schwäbischen Städtebund eine tapfere Rolle spielten, den Hochmut zu, einen eigenen Mond zu beanspruchen.

Gestalt bekam dieser Schwabenstreich in der Behauptung,

---

[1] Der Christian Graß war bis zum Tod, 1887, im Klosterdienst und stammte aus Kirchdorf bei Wörishofen.

es sei einst ein Maidle von Memmingen nach Lindau gekommen und habe, als es dort den Vollmond aufgehen sah, staunend ausgerufen: „Gucket, dau (da) ist der Memgemer[1] Mau (Mond)". —

Eine echte und rechte Alemannen- d. i. Schwabenstadt ist Memmingen aus den Zeiten der Völkerwanderung, wo die Sippe eines Alemannen Mammo sich hier niedergelassen hat. Es tritt aber in die Geschichte erst, als die schwäbischen Herzoge aus dem Geschlechte der Welfen seine Herren geworden waren.

Welf IV. trat 1101 von seiner Stadt Memmingen aus den Kreuzzug an. Der letzte Welf schwäbischer Linie erkor die Stadt zu seinem Lieblingssitze und starb hier 1191.

Nach seinem Tod erbten die Hohenstaufen die Stadt, die nach dem Tod des letzten, Konradins von Schwaben, 1268 an das Reich fiel und Reichsstadt wurde.

Sie wurde aber auch, unfern der großen Handels- und Reichsstädte Augsburg und Ulm gelegen und durch gute Straßen mit ihnen verbunden, eine blühende Handelsstadt mit angesehenem Patriziat.

Am blühendsten von den zwölf Zünften war die der Weber, denn der Handel mit Leinwand nach Venedig war besonders schwunghaft.

Im schwäbischen Städtebund des 14. Jahrhunderts spielte das verhältnismäßig kleine Memmingen mit etwa 7000 Einwohnern eine hervorragende Rolle und machte tapfer mit gegen die übermütige und raublustige Ritterschaft.

Wie die meisten Reichsstädte schloß sich Memmingen nach manchen Schwankungen der Reformation an, die der Prediger an St. Martin, Christoph Schappeler aus St. Gallen, seit 1513 in Memmingen wirkend, zuerst gepredigt hatte. Erst zwinglianisch, nahmen die Bürger später das lutherische Bekenntnis an.

---

[1] Die schwäbische Volkssprache sagt statt Memmingen — Memgema.

Schappeler und der Kürschner Lotzer nebst vielen Bürgern waren in lobenswerter Art auch auf Seite der Bauern im Bauernkrieg, während der Rat der Stadt, wie fast überall, gegen die Bauern war. Schappeler, ein hochgebildeter Mann, mußte flüchten und starb 1531 in seiner Vaterstadt St. Gallen. —

Auf der großen schwäbischen Hochebene gelegen, hatte Memmingen in den vielen Kriegen des 17. und 18. Jahrhunderts viel zu leiden und wiederholte Belagerungen auszuhalten.

Im Dreißigjährigen Krieg, dieser Gegenreformation mit Waffengewalt, weilten die größten Männer desselben, Wallenstein und Gustav Adolf, in den Mauern Memmingens. Ja der große General Wallenstein schlug einst drei Monate lang sein Hauptquartier in Memmingen auf, während seine Heerscharen ringsum und weithin im Schwabenland lagen.

Am 9. Juni 1630 war der große Mann und gefürchtete Heerführer von Karlsbad her, wo er gegen seine Gicht die Kur gebraucht, in der Stadt eingezogen mit 600 Pferden, 17 Staatswagen, 24 Kutschen und 60 Packwagen. Sechs Fürsten, 144 Edelleute und seine von Octavio Piccolomini kommandierte Leibgarde waren mit ihm gekommen.

Sein Aufenthalt war für die protestantische Stadt ein Segen. Ein Chronist schreibt: „In dieser Zeit ist Glück und Heyll gewest.“ Wallenstein brachte viel Geld unter die Bürger und bezahlte alles bar. Er mischte sich weder in städtische noch kirchliche Angelegenheiten, wie er auch den Protestanten auf seinen böhmischen Besitzungen völlige Freiheit ließ.

Die Memminger konnten während seiner Anwesenheit ungeniert selbst die Jahrhundertfeier der Augsburger Konfession begehen.

Er wohnte im heute noch existierenden „Fuggerbau“, einem schloßartigen Gebäude, das 1581—91 der Augsburger Handelsherr Jakob Fugger für Handelszwecke hatte errichten lassen.

Warum blieb Wallenstein so lange in Memmingen? Weil in Regensburg die ihm feindlichen Reichsfürsten um den Kaiser versammelt waren und er in der Nähe sein wollte, weil er wußte, daß die Fürsten, voran der Kurfürst Maximilian von Bayern, seine Absetzung verlangten, während er gerne, wenn der Kaiser nicht zu zahm gewesen und ihn gehindert hätte, die ganze Gesellschaft in Regensburg aufgehoben und zu Paaren getrieben haben würde.

Doch Ferdinand II., von den Jesuiten zum Friedensfürst erzogen, wagte keinen solchen Schritt, der ihm die mittelalterliche Kaisermacht wieder verschafft hätte. Er ließ, auch kirchlicherseits tüchtig bearbeitet, weil man in Rom kein mächtiges Kaisertum wollte, den großen Mann Wallenstein fallen und willigte in seine Absetzung.

Mitte September brachten der Hofkanzler Graf Werdenberg und der Kriegsrat Freiherr von Questenberg, die bei Wallenstein wohl gelitten waren, diesem seine Absetzung nach Memmingen. Klopfenden Herzens nahten sie dem Gefürchteten. Doch der hatte von seinem Astrologen Seni alles aus den Sternen erfahren und wußte, daß man ihn bald wieder holen würde. Er empfing daher die Gesandten freundlich, ließ sie gar nicht ausreden und sprach: „Aus den Sternen hab' ich Euren Auftrag gewußt, aber wehe tut es mir, daß Ihro Majestät meiner sich so wenig angenommen, ich will aber Gehorsam leisten."

Am 3. Oktober verließ er Memmingen und wandte sich nach Böhmen.

Wallensteins Entlassung war das Glück Gustav Adolfs, der nun leicht in Deutschland landen und vormarschieren konnte, da der tüchtigste General fort war und seine entlassenen Kriegsvölker vielfach dem Schweden zuzogen.

Als die Not groß geworden und der Schwede unaufhaltsam fortschritt, bat Ferdinand den alten Feldherrn, den Oberbefehl wieder anzunehmen. Er zögerte und erst im Januar 1632 ließ Wallenstein seine Werbetrommeln rühren.

Und als ein Heer beisammen war, übernahm er den Oberbefehl nur unter den weitgehendsten Vollmachten, die ihn zum alleinigen Herrn machten und den Kaiser zu seinem Diener.

Aber das alles wollte er und mußte er wollen, um seinen großen Zweck, das germanische Kaiserreich des Mittelalters, das römische Weltreich deutscher Nation, wieder herzustellen, erreichen zu können.

Weil er das wollte, mußte er fallen durch Meuchelmord, denn ein deutsches Kaiserreich in der Kraft des Mittelalters war vielen Leuten ein Greuel.

Er fiel als Märtyrer für Deutschlands Größe von wälschen Händen, von Offizieren, die man absichtlich in sein Heer eingeschmuggelt hatte.

Hätte Wallenstein seinen Plan durchgesetzt und der Kaiser Ferdinand dem Wallenstein Gehör und Vertrauen geschenkt, wie Wilhelm I. von Preußen dem Bismarck, und hätten die Habsburger Männer gehabt, wie die Hohenzollern den großen Kurfürsten und Friedrich den Großen, dann trügen sie heute noch die Krone Karls des Großen und Deutschland hätte keinen Bismarck, den Wallenstein des 19. Jahrhunderts, gebraucht, um wieder zu einem Kaiser zu kommen.

Da Wallenstein nicht bloß die deutschen Reichsfürsten klein, sondern auch, durch einen Einfall in ihr Land, die Franzosen zahm machen wollte, so hätte, wenn es nach seinem Kopf gegangen wäre, die Geschichte einen andern Weg genommen. Die vielen Kriege des 18. Jahrhunderts, vorab die Raub- und Brandkriege der Franzosen im deutschen Reiche, wären unterblieben und Deutschland wäre kein Bundesstaat, sondern ein monarchisches Kaiserreich.

Memmingen wäre dann auch noch Reichsstadt und hätte nicht 1801, wie viele andere Reichsstädte, mit fliegenden Fahnen ins bayerische Lager übergehen müssen. Die vielen Kriegsjahre der zwei vorhergehenden Jahrhunderte hatten den alten freien Bürgerstolz gebrochen, die religiöse Spal-

tung die Bürgerschaft entzweit, und die Schulden, welche die Kriegszeiten den Reichsstädten gebracht, sie mürbe gemacht, so daß die Bürger gerne in einem größern Staatswesen aufgingen.

Memmingen brachte eine Million Gulden Schulden mit, als es bayerisch wurde. —

Doch, was uns heute noch an der alten Stadt erfreut, ist aus den Zeiten ihrer Reichsunmittelbarkeit.

Wie staunte ich, als der „Christian", hellauf seine Peitsche schwingend, mit mir in die Stadt einfuhr! Hohe, stolze Patrizierhäuser, lange Straßen, alte Türme und Tore, malerische Plätze verrieten überall die einstige, wohlhabende Reichsstadt. Aber in der Einsamkeit und Öde, die über ihnen lag, bekundete sich auch die Verlassenheit derselben vom großen Verkehrsleben. Die Patrizier und mit ihnen die Blüte und der Wohlstand des Mittelalters sind ausgewandert oder ausgestorben, und Memmingen ist eine Bauernstadt in dem veralteten Mantel ehemaliger Herrengröße.

Man mag ein Freund oder ein Gegner der Reformation sein, aber das muß ehrlich jeder, der's kennt, gestehen, daß der Niedergang der Reichsstädte mit der Reformation zusammenfällt.

Was waren vor derselben die vereinigten schwäbischen Reichsstädte für ein gewaltiges Wesen! Wie mächtig stand ihr Bund da dem trotzigen, gewalttätigen Adel gegenüber! Wie viele Dörfer und Schlösser kamen in den Besitz der Städte vom Adel weg, und wie blühten in ihnen Handel und Gewerbe! Die Reformation brachte Spaltung und Verderben in die starke Bundeskette der Städte. Die katholisch gebliebenen mißtrauten den reformierten und umgekehrt. In den einzelnen Städten selbst entstand Unfriede und religiöses Parteiwesen. Viele Patrizierfamilien wanderten aus und bewirkten so den Verfall des Wohlstandes.

Eine weitere Folge der Reformation war der Dreißigjährige Krieg, der die meisten Städte an den Bettelstab brachte.

Das Kaisertum, der feste Rückhalt der Reichsstädte, ging infolge dieses Krieges, in welchem durch politische Ränke aller, auch kirchlicher Art, wie wir eben gesehen, die deutsche Kaisermacht gebrochen wurde, seiner Auflösung zu, und mit seinem gänzlichen Aufhören konnten die Reichsstädte sich der kleinen Landeskronen nicht mehr erwehren.

Es waren goldene Tage in den deutschen Städten, als sie ihre eigenen Herren waren, ein reiches Patriziat neben einem wohlhabenden Bürgerstand besaßen und Republiken bildeten. Und heute, so oft man eine alte Reichsstadt durchwandert, rufen die verwitterten Rathäuser, Türme, Erker und Zinnen uns wehmütig zu:

Wir waren einst im Flore; es war alles grün,
Jetzt sind die Blätter welke und ist die Blüt' dahin.

Zu leugnen ist nicht, daß die veränderten Handelswege auch viel zum Niedergang der schwäbischen und oberrheinischen Städte beitrugen. Sie alle litten unter dem Verfall der großen Königin des adriatischen Meeres — Venedig.

Der Veneter Macht,
Der Augsburger Pracht,
Der Nürnberger Witz,
Der Straßburger G'schütz,
Der Ulmer Geld
Regieren die Welt —

so ging der Reim durch die süddeutsche Welt des Mittelalters. Und heute? Heute ist Venedig eine Gräberstadt, Augsburg liberal, Nürnberg ohne Trichter, Straßburg „preußisch" und Ulm einsam, wie ein Kirchhof.

Kommt man aber gar in die kleinen schwäbischen Reichsstädte, wie Memmingen, Wangen, Ravensburg, so meint man in einem deutschen Pompeji und Herculanum zu sein, so still und menschenleer ist's allüberall. —

Ich suchte, nachdem mein Quartier für die Nacht im „Falken" in der Nähe des Fuggerbaues bestellt war, zunächst

das feine Renaissance-Rathaus auf, äußerlich noch das stattliche Gebäude der ehemaligen Reichsstadt, innen neumodisch restauriert. Hier sollte, wie Pater Mang mir erzählt, ein prachtvoller Flügelaltar aufbewahrt sein. Dem zulieb war ich auch in die Memminger „Signorie" eingetreten. Ehrfurchtsvoll schritt ich vor den in seiner Kanzlei amtierenden Bürgermeister, der mit der gemessenen Miene eines reichsstädtischen Schultheißen mich empfing, mein Begehren aber sofort freundlich erfüllte.

Das Altarwerk, eine Schöpfung des Memminger Meisters Bernhard Strigel (1460—1528), gehört nicht zu den besten Sachen aus dieser Zeit, und Strigel steht seinen Zeitgenossen Albrecht Dürer und dem jungen Holbein nach. Aber sorgfältig und farbenprächtig ist seine Arbeit und sicher sehenswert.

Leider steht das Kunstwerk in einem Zimmer auf dem Fußboden und ist so dem Staub und dem Verderben ausgesetzt[1].

Nachdem ich das Altarwerk Strigels bewundert hatte, erbot sich das gefällige Oberhaupt Memmingens, mir auch die Hauptkirche der Stadt, St. Martin, zu zeigen. Es ist diese Kirche allein eine Reise nach Memmingen wert. Sie stammt aus der Blütezeit der Gotik und sah den ganzen hier sehr lebhaften Sturm der Reformationszeit an und in sich vorbeiziehen. Besonders stimmungsvoll ist der Chor mit seinem Netzgewölbe, ein Werk des Ulmer Münsterbaumeisters Böblinger um das Jahr 1500. Die Chorstühle sind eines der bedeutensten Meisterwerke dieser Art und von zwei Memminger Meistern zu Anfang des 16. Jahrhunderts ausgeführt.

Ringsum sind noch die Pfarr- und Kaplaneihäuser in dunklem Kranze aus der gleichen Zeit, und finster schaute aus dem einen oder andern der Pastor oder Diakonus auf mich herab, als wollte ich das alte katholische Gotteshaus wieder für die römische Kirche mit Beschlag belegen. Und

[1] Es soll jetzt in der städtischen Altertumssammlung, die in den achtziger Jahren angelegt wurde, einen würdigen Platz haben.

in der Tat, etwas haben sie herausgefühlt. Mehr denn einmal, da ich innerhalb und außerhalb der Kirche ging, dachte ich: „Schade, daß dieses herrliche Bauwerk nicht mehr dem katholischen Kultus gehört und von ihm außen restauriert und innen entsprechend geschmückt ist!"

Ich bin der toleranteste Mensch von der Welt, aber die kahlen Wände und die hohlen Räume kann ich den protestantischen Kirchen nicht verzeihen. Man läßt ja kein Privathaus so, wie es der Maurer und der Weißputzer fertig gestellt haben, jene Kirchen aber sehen aus wie halbfertig und verlassen, und ihre Leere zieht eben in ihrer vollen Eigenschaft auch in unser religiöses Gemüt, wenn wir derartige Gotteshäuser betreten.

Die guten Memminger von heute scheinen mir aber ihren Dom auch äußerlich zu vernachlässigen, was ich dem Schultheißen zu bemerken nicht unterließ. Mich staunte der Herr ordentlich an, als ich immer wieder über das schöne Bauwerk redete.

Das hatte er selbst noch nie geahnt und gewußt, was die alten Reichsmemminger ihren Nachkommen für einen Schatz hinterlassen haben, und er, als ich so bewundernd redete, ward stolz und stolzer auf das Monument. Aber es kommt eben selten ein Freund von alten Kirchen und sonstigen Antiquitäten in die verlassene Bayernstadt, und so ist es zu erklären, warum die Memminger ihre Kunstschätze nicht zu beachten gewohnt sind. Denn erst durch das Lob anderer Menschen werden wir stolz, wenn das Gelobte uns gehört.

Der Bürgermeister, Roeck ist sein Name, hat zudem nicht studiert und ist heute noch Teilhaber an einer großen Mühle. Aber ein Bieder- und Ehrenmann schaut aus seinem von kurzem Vollbart umrahmten Gesichte und er soll schon seit Jahren die Stadt in vortrefflicher Art leiten[1].

Wenn die Memminger vielleicht ihre alten Kirchen vom Kunststandpunkt aus nicht so zu schätzen wissen, so haben

[1] Er starb 1884.

sie doch ein großes Verständnis für die Schönheit ihrer fünf Tore und diese bis heute erhalten und damit ihrer Stadt sicherlich nicht den kleinsten Schmuck.

In der Hinsicht verdienen sie alles Lob und mit besten Gesinnungen für Memmingen im Herzen verließ ich die schöne alte Reichsstadt.

Daß einstens mir in ihr eine meiner getreuesten Leserinnen entstehen sollte, habe ich damals nicht geahnt. Es ist dies die Lehrerin Luise Knoll, die letzte ihres Geschlechtes, das drei Jahrhunderte hindurch der Stadt ihre Werk- und Baumeister geliefert hat.

Sie ist, wie selten eine Leserin oder ein Leser, allen meinen Gestalten und Bergen und Tälern im Kinzigtal nachgereist und hat mehr denn einmal ihr Standquartier genommen beim Jörg in den Schneeballen zu Hofstetten. —

Ehe ich mich von dem trefflichen Manne und Bürgermeister dankend verabschiedete, zeigte er mir noch das Haus eines Antiquars, vulgo „Feilträgers". Ich dachte mir, in dem abgelegenen Memmingen müßten noch Altertümer aus der guten Patrizierzeit billig und leicht zu bekommen sein. Und ich ging nicht irre. Ein ganzes Haus hatte der alte, dicke Trödler der ehemaligen Reichsstadt bis zu den Ziegeln hinauf mit alten Bildern, Kisten, Kasten, Uhren, Eisenwaren usw. angefüllt, — vielen Schund, aber auch manch gutes Stück!

Ganze Patrizierfamilien, einst der Stolz und Reichtum der Stadt, hingen hier in vergilbter Leinwand, um Spottpreise feil geboten. Sic transit gloria mundi, so vergeht der Glanz der Welt, dachte ich, als ich diese Memminger Ahnenbilder durchmusterte. Einige Stunden ging ich mit dem Raritätensammler an dem Staub und Moder seiner Habe vorüber, und als ich ihn in der Dämmerung verließ, hatte ich ihm zwei prächtige Kasten aus dem 17. Jahrhundert spottbillig abgekauft, die mich heute noch mit Vergnügen an Memmingen erinnern. Ich bedaure aber auch heute noch, damals

ein armer Teufel gewesen zu sein, sonst hätte ich um wenig Geld viele gute Sachen aus alter Zeit erwerben können.

Wenn ein Vegetarianer reisen will, so sollte er als Hausknecht oder Handwerksbursche durch die Welt ziehen und bei den Bauern auf dem Lande Nachtquartier suchen und Zehrung bei Milch und Brot. In einem anständigen Wirtshaus, auch Hotel genannt, sind vegetarianische Gäste nichts weniger als gerne gesehen. Ich wollte nun einerseits den Memminger Falkenwirt nicht erzürnen und andererseits nicht verdächtig angesehen werden, als ob es mit dem Gast nicht ganz richtig wäre — und darum aß ich Fleisch und trank ein Glas Affentaler.

Wenn man das erstemal nach langer Zeit wieder „einen Wein" trinkt, so kommen einem allerlei Gedanken. Und so simulierte ich darüber nach, woher dieser bekannte badische Wein seinen Namen haben möchte; denn Affen gibt's bekanntlich im Badischen gar keine, eine Anzahl Anhänger von Vogt und Darwin ausgenommen. In der Gegend gar, wo der Affentaler wächst, wohnen die besten Katholiken des Landes, die von der Affentheorie gar nichts wissen wollen. Schon oft fragte ich an seinem Geburtsort selbst nach dem Namen dieses berühmten Rotweines, und nie konnte ich Kunde erhalten. Im „Falken" in Memmingen, unter dem milden Silberlichte des Memminger Mondes, kam mir die Entstehung jenes Namens.

Drunten am schönsten Punkte der Rheinlande liegt der Ort Kapellen und in seiner Nähe ein Berg, auf dem einst Mönche eines benachbarten Klosters eine Kapelle hatten, von der herab das Ave Maria geläutet ward. Der Berg heißt heute noch Aveberg und der Wein, der an seinen Reben wächst, Aveberger. Das Volk aber nennt ihn Affenberger. So heißt der badische Affentaler sicher richtiger Avetaler, weil ehedem ein Aveglöcklein auch aus und in jenem Schwarzwaldtale zum Gebete mahnte.

Ich war von dieser Verwandtschaft des rheinischen und

des badischen Weinnamens, die mir heute zum ersten Male einfiel, fester überzeugt, als davon, ob ich auch wirklich Affentaler vor mir hatte. Und ich meinte, als ich zu Bette ging, ich hätte meine Affentalergedanken vor einem versüßten Seewein gemacht.

Ich schlief schlecht auf den Wein, den ich abends absolut nicht gewohnt bin. Ich stand früher auf als gewohnt und wanderte noch vor dem Frühstück ein wenig in der Nähe des Hauses auf und ab, bis ich den Postillon seinen Wagen richten sah. Jetzt ward gefrühstückt und dem württembergischen Allgäu zugefahren, um in Leutkirch, der württembergischen Oberamtsstadt, die Eisenbahn und mit dieser am Abend die Heimat zu erreichen. Leider hatte der „Postle" auf seinem Bock keinen Platz für mich, und so mußte ich, ohne mit ihm plaudern zu können, schweigsam und allein in meinem Omnibuskasten der Dinge harren, die da kommen sollten.

Es gibt nicht leicht etwas schwäbisch Gemütlicheres, als so eine einsame Omnibusfahrt in abgelegener Gegend. Wo irgend ein Haus durch einen Schild verkündet, daß man Hunger und Durst befriedigen könne, sei es in einem Dorfe, sei es an einsamer Landstraße, da hält der „Eilwagen", und der Postillon nimmt einen Sack oder Korb in Empfang oder gibt so etwas ab. Ein Glas Bier hat die Wirtin in der andern Hand stets parat, und sie und der „Postle" reden ruhig über die in der Stadt besorgten oder zu besorgenden Kommissionen, bis der Humpen geleert ist. In ihrem Gespräch lassen sie sich gar nicht stören durch irgend einen Gedanken an den Reisenden. So geht's von einer Dorfschenke zur andern, bis endlich das Reiseziel, das nächste Amtsstädtchen, erreicht ist.

An einem Wirtshaus, das vereinzelt am Wege stand, hielt mein Rosselenker etwas länger an; er war abgestiegen und hatte sich in das Haus begeben. Ich tat das gleiche und wandelte, nichts denkend, um den Wagen herum. Da fiel mein Blick auf das Wirtshausschild, und ich las: „Gast-

haus und Restauration zur Chaussee". Mitten im bayerisch-schwäbischen Allgäu ein Wirtshaus zur „Chaussee", das kam mir denn doch zu dumm vor, und ich konnte meinen Ärger vor dem Postillon nicht verbergen, worauf dieser schlaue Schwabe treffend antwortete: „Der Wirt und sein Schild passen zusammen. Einer ist so gescheit wie der andere!" Sprach's und knallte lustig weiter ins Land hinein.

Der Mann hat mich damals auf einen Gedanken gebracht, den ich seitdem vielfach bewährt fand, den nämlich, daß bei Wirten auf dem Lande — die Hoteliers der Städte haben ja alle die gleichen Manieren — der Charakter des Schildes sich gar oft ausprägt an dem schildführenden Gastgeber. So sind die Wirte zur Krone, zum Adler, Löwen, Kreuz usw. in der Regel etwas selbstbewußte, stolze Wein- und Biermagnaten. Die Linden-, Rosen-, Blumen-, Baumwirte sind die sanftesten, die Ochsen-, Pflug-, Rößlewirte die derbsten, die Sonnen- und Sternenwirte aber die hitzigsten. Die schärfsten Patrioten sind jene, die ihr Schild führen unter den Namen: „Germania, eisernes Kreuz und deutscher Kaiser", die dümmsten meist jene, welche unter fremden Flaggen die Gäste einladen — zur Chaussee, zur Bellevue usw. —

Wir haben die bayerisch-württembergische Grenze hinter uns, und bald hält meine Eilpost vor dem „Adler" in Aichstetten, um die Pferde zu füttern. Was ist das für eine stolze, behäbige Frau, die Adlerwirtin, und wie sitzt der Großvater, der Adlerwirt von ehedem, in seinen kurzen Lederhosen gravitätisch am Tische und raucht seinen „Ulmerkopf"! Aber hell, reinlich und freundlich ist's überall in der großen Wirtsstube. Man sieht, reiche Bauern gehen hier ein und aus, und manch' lustige Hochzeit spielt sich da ab im Laufe des Jahres.

Aber auch der ganze Ort ist so lieblich gelegen in diesen waldigen Auen, und stiller, behäbiger Friede schaut aus allen Wohnungen. Und doch waren die hiesigen Allgäuer im Bauern-

krieg die wildesten der Gegend, und ihr Pfarrer Florian eines der gefährlichsten Rebellenhäupter. Er war es, der die Untertanen des Truchseß Georg von Waldburg, genannt der Bauernjörg, zur Empörung brachte, während der Truchseß die Bauern im Höhgau und Linzgau zur Ruhe bringen sollte. Sie belagerten, nachdem auch die Haufen vom See und von der Iller zu ihnen gestoßen, selbst das truchsessische Schloß Wolfegg und die Stadt Waldsee, wo des Grafen Frau und Kinder sich befanden.

Der Truchseß kam zum Entsatz, verjagte die Bauern und schlug namentlich den Florian bei Wurzach, wo er mit 7000 Mann nochmals den Reitern Georgs sich entgegengestellt hatte. Der Pfarrer wurde besiegt, die Bauern ergaben sich, und Florian floh und verschwand in der Schweiz. In unserem Jahrhundert aber war selbst einer aus dem Geschlechte des Bauernjörg, dessen Nachkommen heute noch die Grundherrschaft in der Gegend besitzen, Pfarrer in Aichstetten, Graf Ferdinand Joseph, welcher 1833 hier starb.

Bekannt sollen die Aichstetter noch sein im Schwabenland durch ihr Talent und ihre Neigung zum Schauspiel. Sie wären also eine Art Oberammergauer, nur mehr dem heiteren Drama als dem Trauerspiel zugewandt. Wenn man ihr lustiges, heiteres Dorf sieht, kann man dies wohl glauben.

Was mir an den Nachkommen der Truchsesse von Waldburg über alle Maßen gut gefällt, ist ihre Liebe zu den Stammsitzen ihrer Ahnen. Die zwei bedeutendsten, gefürsteten Linien dieses alten Geschlechtes, Waldburg-Wolfegg und Waldburg-Zeil, wohnen heute noch jahraus, jahrein auf den einsamen Bergschlössern ihrer Voreltern, fernab vom Getriebe der modernen Welt. Sie blicken von den Zinnen ihrer Schlösser herab auf ihre Grundherrschaften, wie ehedem ihre Väter in der Ritterzeit, während die Burgen so vieler anderer noch lebender Geschlechter in Trümmern liegen, und ihre Träger in den Städten und Städtchen im Frack und in Glacés einherwandern.

So zeigte sich uns, weithin in die Lande schauend, als wir gen Leutkirch fuhren, auf dem hohen Zeiler Berg der Sitz des Fürsten von Waldburg-Zeil. Das uralte, rätische Geschlecht der Montforte saß einst hier oben. Seitdem aber die Truchsesse von Waldburg von ihnen Herrschaft und Schloß erhalten, wohnten sie erst zeitweilig, dann eine Linie immer auf der luftigen, waldigen Höhe, von der herab eine Aussicht das Auge erfreut, wie kein Kaiser der Welt aus seiner Residenz sie genießt. —

Es ist Mittag, als wir unter dem bekannten Trab der zum Schlusse etwas mehr angepeitschten Postpferde in der ehemaligen Reichsstadt Leutkirch unsern Einzug halten. Noch vor Tisch will ich mir aber die Stadt besehen. Ich hatte mich schon gefreut, in dem Liutkirchun, wie ich es bei Neugart in seinem St. Galler Urkundenbuch gelesen, eine recht alte interessante Stadt, voll von Antiquitäten und Antiquaren, zu finden, ward aber bitter enttäuscht. Das Leutkirch von heute ist ein auf windiger Hochebene gelegenes freundliches Städtchen, aber von seiner Vergangenheit zeigt sich kaum mehr eine Spur. Fast lauter neue und neuere, nichtssagende Bauten, eine ganz neue gotische Kirche ausgenommen, die mir allein imponierte. Der Dreißigjährige Krieg und spätere Brände haben die alte Reichsstadt von der Erde vertilgt.

Auffallend war mir nur der neue Kirchhof, wo ich statt der üblichen Kreuze eine Art Standarten, wie die römischen Kohorten sie trugen, auf den Gräbern aufgepflanzt fand. Solche Dinger hab' ich in meinem Leben nicht auf Grabhügeln gesehen, und ich meine fast, sie gäben für die guten Leutkircher ein würdiges Seitenstück zum Memminger Mond ab.

Doch zählt die Stadt auch eine wirkliche Berühmtheit in ihrer Geschichte. Der bekannte Verfasser des Malleus Haereticorum, der Hauptschrift gegen die Reformation zur Zeit ihres Entstehens, Dr. Johannes Fabri, nachmals Bischof

von Wien, ist ein Leutkircher Kind. Er wurde hier 1478 als Sohn eines Schmiedmeisters Heigerlin geboren. In jener Zeit war es dumme Mode unter den Gelehrten, ihre deutschen Namen ins Lateinische zu übertragen, und so übersetzte der Student Heigerlin den Handwerksnamen seines Vaters in Fabri (Schmied), da der Heigerlin sich nicht latinisieren ließ.

Seine Studien machte er in Freiburg, wurde dann Dominikaner, um seiner Kenntnisse willen Kanonikus in Konstanz und Basel, Pfarrer in Leutkirch und Lindau und Rat und Gesandter des Kaisers Ferdinand I. Später finden wir ihn als Beichtvater und Generalvikar des Bischofs von Konstanz. Sein Freund war Erasmus von Rotterdam, mit dem er eine Reform in der Kirche wünschte, aber nicht so, wie die Reformation sie brachte.

1529 ward er Propst in Ofen, 1531 Bischof von Wien und Hauptgegner der neuen Lehre, die er in seiner Vaterstadt zurückhielt, so lange er lebte († 1541). Sein Vermögen hinterließ er größtenteils dem Spital in Leutkirch. Nach seinem Tode zog jedoch auch in seiner schwäbischen Heimat die Reformation ein, und so ist Leutkirch heute noch paritätisch und nebenbei herzlich langweilig. —

Von Leutkirch führt eine Zweigbahn über Wolfegg und Waldsee nach Aulendorf an die Hauptlinie Friedrichshafen-Ulm-Stuttgart. Diese Seitenbahn soll so wenig frequentiert sein, daß vor kurzem ein toter Bauersmann, der einsam in einem Wagen dritter Klasse verschieden war, erst am dritten Tage entdeckt wurde. So erzählt der schwäbische Volksmund als Beleg für den spärlichen Verkehr.

Und doch wäre es schade, wenn dieses schöne, echt deutsche Stück Land der Welt nicht erschlossen worden wäre. Von Leutkirch bis Wolfegg ist's eine herrliche, luftige Hochebene mit weitem Blick auf das waldige Allgäu und die bayerischen und Tyroler Alpen. Von Wolfegg bis Waldsee öffnet sich ein romantisches Waldtal, wie selbst der Schwarzwald nicht viele aufzuweisen hat.

Da kommt gleich vor Leutkirch draußen auf der Hochebene ein klassischer Ort, Kißlegg, ein freundliches Dorf auf rauher, windiger Erdfläche. Und doch haben die Römer den Ort gefunden und ein Standquartier hier aufgeschlagen. Es ist das Cassiliacum dieses größten Volkes der Welt gewesen, das hier, wie alte Funde nachweisen, unter dem Comes von Rätien ein Reitergeschwader und Kohorten der dritten italischen Legion stehen hatte. Diese Legion bestand aus einem bunten Gemisch von Soldaten aus Spanien, Britannien, Südfrankreich, Ungarn und Phrygien.

Wenn heute ein Schwabe aus dieser Gegend nach Königsberg in Garnison käme, würden die Leute in seinem Dorfe die Hände über dem Kopf zusammenschlagen, und die Römer hatten vor zweitausend Jahren ohne Dampfschiffe und Eisenbahnen Soldaten aus Phrygien hier liegen. Wie klein sind wir diesem Weltvolke gegenüber!

Schon Markus Aurelius hatte die dritte Legion in die Provinz Rätien, zu der das jetzige Allgäu gehörte, verlegt, und sie blieb hier bis zum Sturze des Römerreiches. Auf dem Wartturme, den die Römer hier anlegten und Cassiliacum nannten, saß später das Geschlecht derer von Kißlegg, die Lehensleute des Klosters St. Gallen waren. Als sie 1300 ausstarben, kamen Schloß und Herrschaft an das alträtische Geschlecht der Scalamont, Schellenberge, von denen der berühmte Ritter Ulrich von Schellenberg 1487 zu Kißlegg geboren wurde und 1550 daselbst starb. Er hatte in Pavia und Bologna Recht studiert und dort den Doktorgrad sich erworben. Bald jedoch ergriff er in jener kriegerischen Zeit das Waffenhandwerk und machte als Obrist der eidgenössischen Scharen alle Feldzüge Maximilians I. mit. Noch unter Karl V. führte er die Schweizer nach Italien und half 1529 Mailand erobern. Ulrich war noch ein echter, biederer jovialer Ritter in jenen letzten Zeiten des schwindenden Rittertums. Jetzt noch zeugen in Kißlegg zwei Schlösser vom Dasein seines Geschlechtes, das in zwei Linien hier geblüht hat.

Lebhaft erinnerte ich mich heute im Vorbeifahren an einen schönen Sommernachmittag des Jahres 1872, wo ich mit dem Pfarrer Fortunat und dem fürstlichen Rentmeister Schüle von Wolfegg nach Kißlegg kam, um von da ins Allgäu hinabzufahren bis Wangen. Ich hatte den Rentmeister am See kennen gelernt, wohin er jeden Herbst kam, um den Wein aus den fürstlichen Reben zu Meersburg zu holen.

Er war ebenso gescheit, als heiter, lustig und durstig. Sein Talent machte ihn später zum Oberhaupt von Ravensburg und sein Durst brachte ihm einen frühen Tod.

Der lustige Rentmeister war Ehrenbürger von Kißlegg, für das er landwirtschaftlich viel geleistet hatte. Überall wurde er willkommen geheißen. Bis gen Abend saß ich in heiterer Schwabengesellschaft in einer kleinen abgelegenen Laubhütte im Garten eines Bierwirts, wo Rosen und Nelken in ländlicher Stille und Fülle blühten.

Als die Sonne in den Bodensee zu sinken begann und nur noch die Bergspitzen der Alpen vergoldete — bestimmte der Rentmeister ein Bäuerlein, das den Tag über Heu gefahren, mich noch nach Wangen zu führen in den wunderbaren Sommerabend hinein. Eine lieblichere Fahrt auf deutscher Erde habe ich nie gemacht. Dunkle Fichtenwälder, üppiges Weideland, reizende Gehöfte, in stiller Weltabgeschiedenheit versteckt zwischen herrlichen Waldbäumen, wechseln fort und fort. Ich war noch keine Stunde gefahren, als ich den Bauer heimschickte und zu Fuß in den Abend hineinwandelte.

All' das ließ ich heute wieder in mir aufleben.

Auch die Tage von Wolfegg traten lebhaft in meine Erinnerung, als ich vorüberfuhr. Als schlichter Tourist war ich hier heraufgekommen und hatte den Rentmeister aufgesucht. Es gab viel zu sehen in dem Schlosse, das mächtig über Felsgestein und Waldbäume hervorragt, ein gewal-

tiger Bau aus der Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg. Aber im Erdgeschoß sind noch Teile aus älterer Zeit — vorab eine Gesindestube, das Bild einer alten Ritterkneipe, wie sie im Buche steht, so einladend, daß wir auch einige „Humpen" in ihr leerten.

Ein großer Rittersaal, eine Gemäldegalerie, eine höchst wertvolle Kupferstichsammlung zeugen vom Reichtum und den konservativen Grundsätzen eines alten Geschlechtes, wie die Truchsesse von Waldburg es sind.

Was mir aber bei weitem am meisten gefiel, das war die patriarchalische Art, in welcher der regierende Fürst Franz mit seinen Beamten verkehrte.

Am Abend saß er, ein stiller, feingebildeter Mann, inmitten seiner Beamten, des Pfarrers und des Kaplans, im Bräustüble seiner großen Brauerei und trank sein Bier mit uns. Neben ihm sein Bruder, der in Frankreich sich zum Invaliden gekämpft hatte.

Ich finde es sonst nicht gut, wenn die „Fürsten", namentlich die regierenden, sich zu weit herablassen und jedem Bürgermeister und Amtmann die Hände drücken, sich bei jeder Gelegenheit zeigen und zu viel im Volke verkehren. Quotidiana vilescunt — und je rarer man sich macht, umsomehr gewinnt man in gewissen Stellungen an Respekt.

Die Könige im Orient, welche einige tausend Jahre länger als wir in Staatsraison machen, haben den Nimbus ihrer Würde stets und bis heute in der möglichsten Unnahbarkeit und Abgeschlossenheit des Herrschers gesucht und gefunden. In der heiligen Schrift lesen wir, daß die Großkönige von Babylonien und Assyrien bei Todesstrafe selbst ihren Frauen es verboten hatten, ungerufen „vor das Antlitz des Königs" zu kommen.

Es lag und liegt in dieser „Etikette" ein großes Stück politischer Weisheit und nicht bloßer Absolutismus.

Ich war noch nicht lange am Bodensee, als ein alter

Mann, mit dem ich über das unserem Dorfe nahegelegene Schloß Kirchberg sprach, mir erzählte, wie der Großherzog Ludwig bisweilen auf kurze Zeit dort sich aufgehalten und dann durch unser Hagnau gefahren sei. Die Bürger mit dem Vogte und Pfarrer, die Schulkinder und alles, was laufen konnte, bildete lange vor der Ankunft Spalier an der Kreuzstraße im „Oberdorf", sehnsüchtig wartend.

Endlich kam ein Vorreiter und gleich hinter ihm ein Schimmelviergespann mit Staatskarosse, die dicht geschlossene Vorhänge an den Fenstern zeigte. Der Reiter hatte avertiert, daß da der Großherzog drinnen sei. Die Häupter entblößten sich, die Seehasen, alt und jung, riefen: „Seine Königliche Hoheit der Großherzog Ludwig lebe hoch!" — und fort war der Wagen. Gesehen hatte den Landesvater kein Hagnauer Auge — aber mit tiefstem Respekt vor der „geheimnisvollen Majestät" des Landesvaters gingen die Untertanen in ihre Hütten.

Mir hat dieses auf das Volksempfinden klug berechnete Benehmen des Großherzogs Ludwig mächtig imponiert bis zur Stunde.

Andere Zeiten, andere Sitten! Doch ich frage: War das monarchische Prinzip vor fünfzig Jahren noch tiefer und respektvoller im Volke als heute, wo die Fürsten sich viel und gerne öffentlich sehen lassen und auch recht herablassend sind? Die Antwort kann auch ein unpolitischer Mann geben.

Aber das grenzt ja an Absolutismus, was der republikanische Hansjakob da wieder faselt — wird's jetzt heißen! Ich wollte, offen und ehrlich gesagt, wir hätten etwas mehr Absolutismus in der deutschen Welt, und wenn der nicht bald kommt und mit ihm, wie Luther sagte und wofür er meinte, daß man täglich beten müsse, „ein streng' Regiment" — so kommen wir zum konträrsten Gegenteil von Absolutismus, zur Anarchie. —

Am Fürsten von Wolfegg hat es mir aber gar wohl ge-

fallen, daß er bei seinen Leuten saß. Dies Wolfegg, Dorf und Schloß, ist alles sein Eigentum. Nahezu alle Gebäude des Ortes sind fürstlich und von fürstlichen Beamten und den nötigen Handwerkern bewohnt. Ein solcher Fürst, der zudem jahraus jahrein da residiert, lebt wie ein großer, reicher Hausvater inmitten seiner Familie, und darum paßt es ganz gut, wenn er zu den Gebildeten seines großen Hauses in einen gesellschaftlichen Verkehr tritt und am Abend von der Burg seiner Ahnen niedersteigt und mit seinen Forstleuten und Rentbeamten — seinen Staatsministern — beim Glas Bier sich unterhält. Er profitiert dabei so viel oder noch mehr, als manch' anderer Fürst in der Theaterloge seiner Residenz.

Wenn ich nicht schon nahezu zwei Monate von daheim weg gewesen wäre, hätte ich gerne heute in dem patriarchalischen Wolfegg einen Halt gemacht, aber mein Urlaub war zu Ende, und ich sehnte mich nach meinem Seedörfchen. Es war zwischen drei und vier Uhr des Nachmittags, als ich am mächtigen Schlosse der Fürsten von Waldburg-Wolfegg vorbeifuhr, hinab ins schluchtige Waldtal — und um sieben Uhr Abends landete mich das Dampfschiff an meinem „Miramare". —

Zwei Jahre später besuchte mich hier P. Mang. Er hatte eine Altertumssammlung im Kloster errichtet und wollte sie aus eigenen Mitteln vergrößern. Worin bestanden aber diese Mittel? In dem Kleingeld, das er seit fast 25 Jahren als Kaplan von Ottobeuren verdient. Damit reiste er in die Schweiz und kaufte Antiquitäten für seine Sammlung. Ich selber schenkte ihm einige Funde aus den Pfahlbauten im Bodensee.

Im gleichen Jahre machte ich noch mit dem Hofmaler Zimmermann von München, einem geborenen Hagnauer, der in seinem Heimatdorf jeweils den Herbst zubrachte, nochmals einen Ausflug nach Ottobeuren. Ich wollte dem Meister die Herrlichkeit des Klosters zeigen.

Er hat gestaunt und bewundert wie ich und von den schneidernden Waisenknaben eine famose Skizze aufgenommen und mir geschenkt.

Den biedern und liebenswürdigen P. Koneberg, der nur vier Tage älter war als ich, sah ich noch öfters am Bodensee, in Rom und in meinen ersten Jahren auch noch in Freiburg.

Er war trotz seiner Größe und Körperfülle ein kranker Mann, mußte 1889 die Pfarrstelle in Ottobeuren aufgeben und eine Stelle als Religionslehrer annehmen an der Studienanstalt von St. Stephan in Augsburg. Hier starb er, eine edle, fromme Seele, ein begabter Jugendschriftsteller, ein eifriger Seelsorger, schon 1891. Er war der Sohn eines Schmieds in Bedernau gewesen.

P. Magnus Bernhard, geboren in Füssen im Allgäu, war ihm schon 1882 in die Ewigkeit vorangegangen.

Der Prior Zillober ist schon 1877 gestorben. Sein 1910 gestorbener Nachfolger war der P. Petrus Baur, ein bayerischer Schwabe aus Mödingen, dem Geburtsort der großen Mystikerin des Mittelalters Margarete Ebnerin, der Freundin Kaiser Ludwigs des Bayern.

P. Kaspar Kuhn wurde 86 Jahre alt und schied 1906. Er war aus Rohrbach im württembergischen Allgäu.

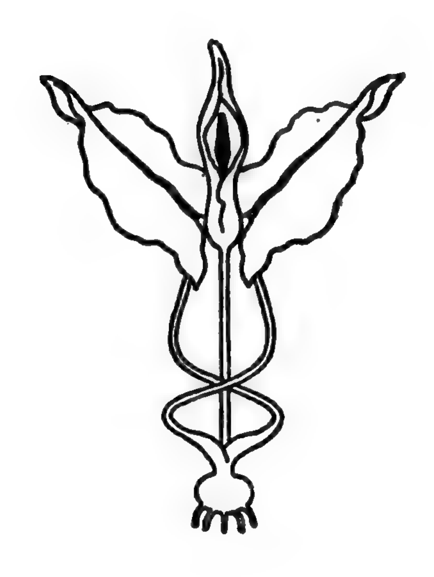
So sind denn alle fortgegangen, die ich in dem herrlichen Stift kennen gelernt und ich werde ihnen, leider ein Spätling, bald nachfolgen. Zu meiner Freude aber höre ich, daß seitdem ich im Kloster gewesen bin, viel getan wurde, um seine sinkende Pracht zu erhalten und zu restaurieren. —

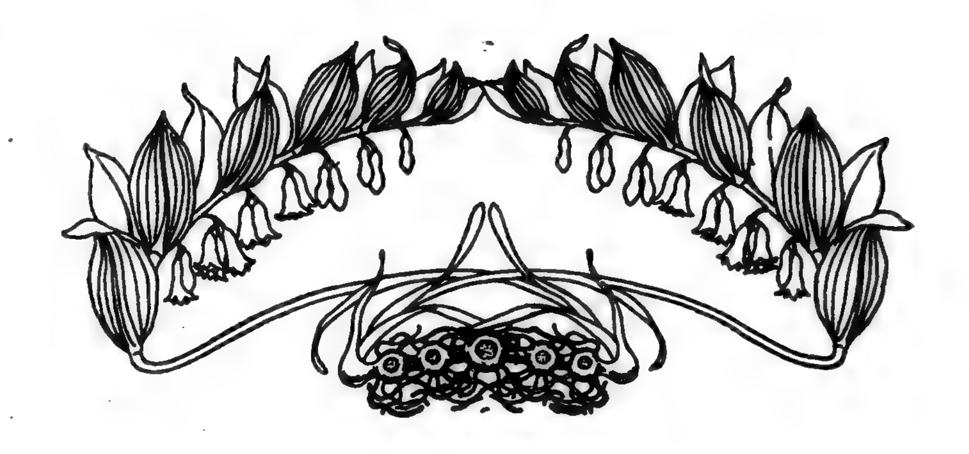
Meinen Vegetarianismus von damals habe ich bis zum Herbst fortgeführt und wieder aufgegeben, um in meinen alten Tagen wieder teilweise und bleibend zu ihm zurückzukehren.

Das Resultat meiner Erfahrungen ist: Wir besser gestellte Menschen essen viel zu viel Fleisch und viel zu wenig

reizlose Kost, und daher kommen die allermeisten unserer Krankheiten.

Aber gar kein Fleisch und gar keinen Alkohol genießen, ist sicher auch nicht der allein richtige Weg zum körperlichen Wohl. Maß halten in allem und nicht in Extreme verfallen, dürfte das allein Richtige sein. —





Umwege.

1875.

1.

Umwege machen gilt sonst im gewöhnlichen Sprachgebrauche nicht für besonders pfiffig, allein ich behaupte, daß das nur für das Geschäftsleben gelte. Wer reist, um zu reisen, der wird, wenn er etwas lernen und sehen will, Umwege machen mit Absicht und Vorbedacht. Und so ging es mir. Ich reiste auf Umwegen zum Ziele und wieder heim. Mein Ziel aber war folgendes: Seit Jahren bringt der weltbekannte Professor Alban Stolz, mein einstiger Lehrer, seine Ferien in einem idyllischen Dörfchen Vorarlbergs zu. Ihm hatte ich dieses Jahr auf seiner Hinreise, bei welcher er mich am Bodensee besuchte, einen Gegenbesuch versprochen und dabei machte ich Umwege hin und zurück. Und von diesem Besuch und den Umwegen will ich erzählen.

Jede „schöne Geschichte", das weißt Du ja, lieber Leser, muß mit den Worten beginnen: „Es war einmal" — und so war's denn an einem prächtigen Septembersonntag des

Jahres 1875, daß ich mich auf den Weg machte. Und da ich am See wohne, so ging's zu Schiff, aber nicht direkt seeaufwärts Bregenz und dem vorarlberger Lande zu, sondern weil ich es auf Umwege abgesehen hatte, der Schweiz zu, um so „mit der Kirche ums Dorf" nach Vorarlberg zu kommen.

Da ich die Schönheiten des schwäbischen Meeres täglich vom Fenster aus sehe, so kümmerte mich die Aussicht auf Wasser und Berge weniger. Ich setzte mich auf dem Verdeck in eine Ecke und hielt Umschau unter den Passagieren. Es wimmelte von Touristen. Mit Operngucken, Lorgnetten und Brillen wurde der alte Knabe Säntis beguckt, der mit riesiger Gleichgültigkeit herabschaute auf den blauen See. Aus Bädeker und Tschudi wurden die Dörfer und Schlösser am Ufer hin studiert, und in ihrer steten Bewunderung die eifrigen Schauer nur gestört durch den prosaischen Schiffskassierer, der bald diesen, bald jenen erinnerte, daß zum Reisen auch ein Billet gehöre.

Nur zwei Reisende fielen mir besonders auf, die an einem Tische saßen und um Geld spielten. Sie wandten keinen Blick von den Karten, als säßen sie in einem Gefängnis, das jede Aussicht verbietet, und suchten in dieser Einsamkeit Trost im Spiele. Ich bemerkte hier wieder einmal deutlich, wie sehr sich in den Mienen des Menschen das abspiegelt, womit er sich geistig beschäftigt. Während die Gesichter aller derer, die an dem schönen Stück Erde und Wasser sich freuten, heiter und freundlich glänzten, sahen die beiden Spieler ganz ordinär drein, trotzdem es junge, kräftige Männer waren. Einer der Matrosen, die mich alle kennen, sagte mir, die beiden wären Kaufleute aus dem benachbarten Württemberg. Und in der Tat, nur eine in „Soll und Haben" vollständig untergegangene Krämerseele ist fähig, beim lichtesten Sonnenschein und herrlichster Fernsicht auf den Wellen eines prächtigen See's Karten zu spielen. Doch jeder nach seinem Geschmack!

Am Eingang in den Maschinenraum stand schweißtriefend

im blauen Hemde der Maschinist, eben seinem Feuerherde entstiegen, um Luft zu schöpfen. Ruhig mit verschränkten Armen betrachtete er sich die Oberwelt, er, der Unscheinbarste in Haltung und Anzug unter allen denen, die auf dem unten schaffenden Vulkan, wenn auch nicht tanzten, so doch lachten, scherzten und spielten — und doch, dachte ich mir, ist dieser Mann die wichtigste Person auf dem ganzen Schiffe. In seiner Hand steht unser aller Leben; ein Druck von ihm an dem Dampfhahnen, und wenige Minuten später — sind wir Leichen oder kämpfen in den Fluten mit dem Tode. Und gleichwohl beachtete von all den heiteren Menschen keiner den Mann, der in mühsamer, beschwerlicher Arbeit des gefährlichen Dampfes Kraft „bezähmte und bewachte". Ich allein betrachtete ihn unter solchen Erwägungen mit Respekt.

Aber machen wir Menschen, samt und sonders, es viel anders, als die lustigen Passagiere auf dem württembergischen Dampfer Olga an diesem Tage — Gott gegenüber? In unserm Lebensschifflein steuern wir vergnügt durch die Wogen des Weltlebens, ergötzen uns an allem, was die Welt uns durch ihre Vergrößerungsgläser und ihre blauen Brillen zeigt, orientieren uns möglichst genau, wo und wie wir in der Welt stehen, spielen, scherzen und lachen, beschäftigen uns mit Tausenderlei aus Interesse oder Kurzweil — den aber, der jede Sekunde das armselige Fahrzeug unseres Lebens kann stranden machen für immer, beachten wir auf dieser Lustfahrt wenig oder gar nicht.

Kommt Sturm und Gefahr über das Fahrzeug, das jetzt munter auf den Wogen der glatten See sich wiegt, so wird auf einmal der seither verachtete Lenker der Dampfkraft neben dem Steuermann zum Halbgott, auf dessen Hilfe alles rechnet. So in unserm Lebenskahn. Wenn Sturmesfluten über denselben hingehen, dann erst rufen wir: „Herr, rette uns, sonst gehen wir zu Grunde!" Aber so sind wir Menschen! —

Ich ging für einige Zeit auf den „zweiten Platz", wo die Leute waren, welche die Welt ohne Brillen und Gläser anschauten, sich überhaupt um Gegend nichts kümmerten, weil es ihnen lieber wäre, wenn man den Bodensee trocken legen und mit den Pflügen bearbeiten könnte. Es waren meist schwäbische Bauern, auch Seehasen genannt, welche „über Meer" fuhren, um in Rorschach zu erfahren, was Korn und Vieh gilt.

Einer von ihnen trat auf mich zu, zog ein großes Goldstück aus der Westentasche und bat mich, ihm zu sagen, was das für eine Münze sei und welchen Wert sie habe. Sie stamme noch, fügte er bei, von seinem Urgroßvater, liege seit Jahr und Tag im Kasten; jetzt wolle er sie in die Stadt nehmen, um zu erfahren, was damit wäre. Es war ein prächtiger Goldgulden, geschlagen auf die Vermählung Josef's II. mit der Infantin Isabella von Parma (1760). Als sie geprägt wurde, hatte Österreich noch die Vorlande, die schönste Perle seiner Krone, und damit die vollste Sympathie des schwäbischen und alemannischen Volkes. Als ein Kleinod hat des Bauern Ahne diese Münze jedenfalls angesehen und als solches wurde sie bewahrt durch Geschlechter hindurch. Heute kennt der schwäbische Bauer nicht einmal mehr die Geschichte dieses Familienstücks, er will's vertauschen um schnödes Silber. Es liegt ein betrübend Stück Geschichte in dieser Erscheinung. Bei der Gleichgültigkeit des Schwaben gegen seine Münze fiel mir eine ungedruckte, aber höchst bezeichnende Anekdote wieder ein.

Einige Jahre, nachdem Napoleon Österreich die Vorlande entrissen und teils an Baden, teils an Württemberg vergabt hatte, kam Kaiser Franz auf einer Reise in die Schweiz durch den Breisgau. Unendlicher Jubel ging bei der Kunde von des Kaisers Ankunft weithin über Berg und Tal, und das Landvolk glaubte nicht anders, als es werde jetzt wieder „kaiserlich". An alle Poststationen, wo die Pferde gewechselt wurden, strömten die Bauern in lichten Haufen, um den

geliebten Kaiser zu sehen. So auch nach dem Städtchen Kenzingen, unterhalb Freiburg, die Bauern der Umgegend.

Es war ein trüber Herbsttag, der Kaiser kam lange nicht, und die Breisgauer tranken zum Zeitvertreib viel „Neuen", sodaß sie in wachsende Begeisterung gerieten. Endlich trabt das Viergespann an unter dem Sturmesbrausen der Vivats der lustigen Bauern, die vor Freude weinten, den Kaiser wieder zu sehen.

Die badischen Beamten, an ihrer Spitze der kleine Oberamtmann Wetzel, nahten sich dem Wagen, um den zum Diner aussteigenden Monarchen im Namen ihrer Regierung zu begrüßen. Da faßte eine stämmige Bauernfaust den kleinen Amtmann und schob ihn von der Wagentüre weg mit den Worten: „Weg mit Dir, Wetzele, jetzt sind wir nicht mehr badisch, sondern kaiserlich." Und aus tausend Kehlen rief es: „Der Kaiser soll leben, und kaiserlich wollen wir wieder werden!" — und ungestüm drängten sich die begeisterten Bauern um den guten Kaiser Franz, der, Tränen in den Augen, nicht im Stande war, die Leute durch Hinweis auf die Macht der Tatsachen zu beschwichtigen.

Zum Essen begleiteten ihn die Bauern, soweit der Speisesaal sie fassen konnte, und wiederholten, ohne den Kaiser ruhig speisen zu lassen, fort und fort ihren Wunsch, wieder „kaiserlich" zu werden. Als Franz immer nur ausweichend antwortete, trat endlich ein Bauer dicht zum Kaiser hin und sprach: „Wisset Ihr was, Kaiser? Laßt Ihr Euere schmutzigen Wasserpolacken hinter Wien drunten fahren und nehmet Ihr uns wieder, dann habt Ihr auch etwas Rechtes!" Schallender Jubel folgte diesen Worten von Seiten der Bauern, während Kaiser Franz ein herzliches Auflachen nicht zurückhalten konnte.

Nur die Hoffnung auf Wiedervereinigung mit seiner Krone, welche er ihnen schließlich aussprach, bahnte ihm den Weiterweg gen Freiburg, eher hätten ihn die weinseligen, mit Leib und Seele kaiserlichen Breisgauer nicht entlassen.

So war es noch vor sechzig, ja noch vor zehn Jahren,

und heute verkauft der schwäbische Bauer die letzte Erinnerung ans alte Kaiserhaus, die Goldmünze seines Urgroßvaters, und unter Tausenden der jüngeren Generation wissen nicht zehn, daß ihre Ahnen einst kaiserlich waren und gut kaiserlich. So geht der Gang der Geschichte — sagte ich mir im stillen, als ich dem Bauern seinen Goldgulden zurückgab und dazu die Adresse des Konservators der Altertümer des Vereins für Geschichte des Bodensees in Friedrichshafen, damit er auf dem Rückwege dort seine Münze besser und würdiger verkaufe, als an einen Goldarbeiter in Rorschach. —

In Rorschach, wo ich noch nie an einem Sonntage war, sah ich am Hafen statt der üblichen Korn- und Viehhändler heute viel buntes Schweizervolk. Eine Blechmusik zog durch die Straßen und brachte, trotzdem mehr Blech als Musik tönte, lustiges Leben in das helle Gewoge. An den Straßenecken luden Plakate zum Besuch einer Blumenausstellung ein, und da ich eine Stunde Zeit hatte bis zur Weiterfahrt nach St. Gallen, so beschloß ich, die schönen Kinder Floras auch zu besehen. Die Ausstellung war klein, aber fein, die Aussteller meistens jedoch Badener oder Württemberger; der praktische Schweizer findet nicht Zeit und Platz genug, um viel in ausstellungsmäßiger Blumenkultur zu machen.

Es kam mir hier ein ähnlicher Gedanke, wie auf dem Schiffe, der nämlich, daß wir so wenig an Gott denken, trotzdem jeder Schritt uns an ihn erinnert. So bewunderten die Beschauer der Blumen deren Farbe, Gestalt oder Arrangement, spendeten Lob dem ausstellenden Gärtner, von dem aber, dessen Wunderkraft so laut aus diesen Blumen sprach, redete kein Mensch. —

Rorschach liegt äußerst lieblich am See und an einem steilen Ausläufer der Appenzeller Berge hin, und ist, obwohl keine Stadt, doch belebter als viele andere Städte und Städtchen Deutschlands und der Schweiz.

Was wäre Rorschach erst für eine hervorragende Stadt geworden, wenn der Plan, den vor vier Jahrhunderten Abt

Ulrich IV. von St. Gallen auszuführen begann, zur Vollendung gekommen wäre?

Ulrich Rösch, Sohn eines Bäckers aus Wangen im Allgäu, hatte sich vom Küchenjungen im Kloster bis zum Abt heraufgearbeitet und war einer der tüchtigsten Prälaten des alten Stiftes geworden, das in ihm den zweiten Begründer erhielt, da er alles aufbot, um den vergangenen Ruhm und das Ansehen der Abtei wieder zu heben. Mit der übermächtig gewordenen Bürgerschaft der Stadt, die sich um die Gründung des heiligen Gallus gebildet hatte, immer im Streit um Rechte und Pflichten, faßte Ulrich 1484 den kühnen Gedanken, das Kloster von St. Gallen wegzuziehen und in Rorschach anzusiedeln. Mit großer Beredsamkeit hatte er seinen Konventualen die Nachteile auseinandergesetzt, die der Abtei aus dem bisherigen Zusammenleben mit der Stadt schon erwachsen seien, und die Vorteile einer Übersiedelung nach Rorschach hervorgehoben, „ein fry, unüberloffen, still und lustig Ort, wo Spys und Trank minder kostlich, alle Notdurft mit ringen kosten und guter Zufuhr zu Wasser und zu Land erhaltlich sygend und drei veste Schlösser, Rorschach, Wartensee und Sulzberg, ein Gotteshaus vor allem Überfall deckten".

Konvent, Kaiser und Papst stimmten bei, und Ulrich begann den Bau von Kirche, Kloster, Hafen und Ökonomiegebäuden. Die Bürger von St. Gallen sahen grollend die Bauten sich erheben und mit ihnen die benachbarten, immer streitlustigen Appenzeller, mit denen die Äbte von St. Gallen bislang in ewigem Hader gelegen waren. Beide hetzten auch unter den Gotteshausleuten, den Leibeigenen des Klosters. Es kam zum offenen Aufstand gegen Ulrich und sein Werk. Am 2. Juli 1488 zogen zwölfhundert Appenzeller, dreihundertfünfzig St. Galler, sechshundert Rheintäler und fünfhundertfünfzig Gotteshausleute nach Rorschach, um der Herrengewalt des Abtes einen „ysenen rigel fürzustoßen". Sie plünderten, was zu plündern war, und zerstörten die

nahezu vollendeten Bauwerke von Grund aus. Zwei Jahre lang dauerte der Kampf um die Sühne der Gewalttat, und als die Frevler endlich mit Hilfe der Eidgenossenschaft sich beugen und den Abt entschädigen mußten, war diesem alle Lust vergangen, auf's neue zu bauen, und die Stiftung des heiligen Gallus blieb, wo sie war.

Hätte Ulrich seinen Herzenswunsch ausführen können, so wäre heute sicher Rorschach, was St. Gallen ist, und dieses eine Totenstadt. —

Eine Stunde später, nachdem ich Rorschach verlassen, schritt ich über den Klosterhof in St. Gallen.

Es hat sich ein riesiges Stück Kulturgeschichte abgespielt innerhalb dieser Räume. Jahrhundertelang war das Kloster des heiligen Gallus eine Kulturstätte ersten Ranges. Tausende von Mönchen lebten und wirkten hier und gingen vorüber, unter ihnen glänzende Sterne der Wissenschaft; Könige und Kaiser, Päpste und Bischöfe zogen hier ein und aus, und die höchsten Würdenträger des heiligen römischen Reichs deutscher Nation holten hier ihre Bildung.

Ja, wir dürfen kühn behaupten, es gab eine Zeit, in der von St. Gallen und der ihm benachbarten Insel Reichenau aus mehr Wissenschaft und Bildung in die Welt ging, als heute von sämtlichen Universitäten Deutschlands und der Schweiz zusammen. Doch unsere Zeit hat das alles vergessen — sie hat nur die Phrasen vom finstern Mittelalter und von den dummen, faulen Mönchen behalten.

Ich hätte gerne die schon oft gesehene Kirche feinsten Barockstyles, die mitten auf dem Klosterplatze steht, umgeben von dem Kranze der ehemaligen Mönchswohnungen, auch heute wieder betreten, aber alle Türen waren verschlossen. Die Sitte, die Kirchen des Tages über abzuschließen, fand ich unbegreiflicherweise schon wiederholt in der Schweiz, selbst auf den vereinsamtesten Dörfern. Mir gefällt dies, offen gesagt, gar nicht; denn in katholischen Kirchen sollte dem Gläubigen zu jeder Tageszeit der Zutritt gestattet sein zur

Anbetung seines Gottes im Tabernakel. Die Furcht vor Diebstahl oder Verunehrung durch Andersgläubige ist nicht stichhaltig; denn in Deutschland sind die Menschen auch nicht besser und nicht schlechter, als in der Schweiz, und doch wissen die stets geöffneten Gotteshäuser höchst selten zu erzählen von Sakrilegien dieser Art.

Still und verödet lag der sonst belebte Klosterhof heute vor mir, wie die Stadt selbst. In den Straßen war es menschenleer und alles in die Berge hinaufgestiegen. Und doch war es vor wenig Stunden noch anders und hatte in den Räumen der Klosterkirche ein lebhafter Kampf hin und her gewogt — ein Wahlkampf nämlich. Wie in der Schweiz üblich, hatte das katholische Volk von St. Gallen und Umgegend diesen Morgen in der Abteikirche abgestimmt über die Revision der Verfassung im kulturkämpferischen Sinne — während zu gleicher Zeit die Protestanten in der St. Lorenzkirche ihre Stimmen niederlegten. So schilderte es mir mein Begleiter, ein Dienstmann, der mir durch die Stadt hindurch mein Handgepäck tragen sollte hinauf nach der Vorstadt St. Georgen, wo ich bei meinem werten Freunde, dem Domkapitular und Regens des Priesterseminars, Dr. Eberle Absteigequartier nehmen wollte.

Ich weiß nicht, bildet die freie Verfassung der Schweiz auch den gemeinen Mann zum gereiften Politiker, oder war mein Dienstmann ein Unikum. Er sprach über Politik mit der Gewandtheit eines Diplomaten und dem Verständnis eines alten Staatsrates. Ohne mir im geringsten zu verraten, wie er selbst gestimmt habe, kalkulierte er aus der Stille in der Stadt auf eine Niederlage der Radikalen, die sich denn auch zwei Stunden später herausstellte. In welch echt patriotischer Weise er die Stimmabgabe auffaßte, geht aus folgender Mitteilung hervor: Ein alter Mann, erzählte er, sei in der Kirche zu ihm gekommen und habe ihn gebeten, da er nicht schreiben könne, ihm seinen schon geschriebenen Stimmzettel zu geben, damit er ihn zur Urne trage. Darauf

sei er aber nicht eingegangen, sondern habe den Alten beiseite genommen, ihm die Sache erklärt und ihn dann aufgefordert, ihm jetzt zu diktieren, wo er „ja" und wo er „nein" hinschreiben solle. „Denn bei einer solchen Wahl," schloß er, „muß es rechtschaffen hergehen."

Der Mann hat das Zeug zu altrömischer Bürgertugend, und mir kam bei diesem armen Helvetier der Gedanke, wie schade ist es, daß nicht jeder Mensch vom Schicksal auf den Platz gestellt wird, den er ausfüllen könnte. Des Dienstmanns Rede verriet durchweg den klaren Kopf, der für etwas Besseres bestimmt wäre, als Karren zu schieben und Gepäckstücke zu transportieren. So steht mancher höchst mittelmäßige Mensch und gerade nicht musterhafte Charakter in Amt und Würden auf den Höhen der Gesellschaft, während Talent und Ehrlichkeit oft in den untersten Volksklassen mit Not und Armut ringen — doch

Gott hat es gelitten,
Wer weiß, was er gewollt.

Ich weiß es nicht! —

Der Weg nach St. Georgen hinauf ist steil und mühsam, aber kurz und lohnend; denn er gewährt mit jedem Schritt schönern Überblick über die in einem engen Talwinkel überaus malerisch gelegene Stadt des heiligen Gallus, die übrigens in ihrer eigentlichen Bürgerschaft schon längst der Lehre des irischen Glaubensboten den Rücken gekehrt hat.

Wenn irgendwo nicht das religiöse Bedürfnis, sondern der politische Vorteil der Grund des Abfalls vom Glauben war, so war dies bei der Stadt St. Gallen und den Hörigen der Abtei der Fall. Den Abt als Landesherrn wegzubringen und der materiellen Verpflichtungen gegen das Stift los zu werden, das war die Hauptabsicht bei den St. Galler Bürgern und den Appenzeller und Rheintaler Bauern. Ihr Abfall und Aufstand brachte dem glaubenseifrigen Abte Franz von Gaisberg, einem Konstanzer Patriziersohn, vollends den Tod,

zu dem er, früher ein kräftiger Mann, auf einer Romreise sich den Keim geholt, weil er unterwegs aus Versehen Gift bekommen hatte, das für einen Andern bestimmt war. Er starb am 21. März 1529 auf seinem Schlosse zu Rorschach, das seine aufständischen Untertanen kurz zuvor mit Gewalt genommen hatten.

Kaum eine andere Abtei hatte schon vor der Reformation und vor dem Bauernaufstand so vielen Streit mit ihren Untertanen, wie St. Gallen, namentlich mit den Appenzellern, die unter den in jenen Zeiten überhaupt kriegslustigen Eidgenossen die kriegslustigsten waren. Es ist also nicht zu verwundern, wenn die Klosterleute unter dem Schild der Glaubensneuerung gegen die alte Herrschaft losschlugen.

Es ist aber eine geschichtlich sicher nicht zu leugnende Tatsache, daß die Reformation auch die kriegerische Kraft und Einheit des Schweizervolkes gebrochen hat. Was war das im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert für ein kriegsgewaltiges Volk, diese Eidgenossen! Wie zitterten vor ihnen die Erzherzöge Österreichs und ihre Ritter! Wie schlugen sie mit ihren „Morgensternen" die exerzierten Reisigen und Landsknechte nieder. Was waren das für Schlachten bei Sempach, Murten, St. Jakob usw.!? Aber seit die Reformation die Eidgenossenschaft religiös getrennt hat, schweigt die Geschichte von ihrem Kriegsruhm. Bürgerkrieg trat an Stelle der Einheit, und auf der alten Helvetierfahne steht die Parole: „Neutralität".

Ich will dabei nicht sagen, es sei ein Unglück für die Schweiz, daß sie nicht mehr das Volk „in Waffen" ist wie früher, sondern nur auf eine feststehende Tatsache hinweisen. Jedenfalls sind die Schweizer mit ihrer Neutralität, unter der Handel und Industrie gedeihen, besser daran, als manch andere Länder und Völker, bei denen die Kasernen blühen. —

Ich habe auf Reisen etwas vom „ewigen Juden", indem ich nirgends lange Rast und Ruhe habe, sondern nach kurzem Einblick rasch weiter eile, um möglichst bald wieder

andere Leute und andere Gegenden zu sehen. So ging's mir auch im Priesterseminar der Diözese St. Gallen, trotzdem mein Gastfreund, ein Mann voll der feinsten Liebenswürdigkeit — und von ähnlichem Humor, wie ich — mich gerne länger bei sich behalten hätte und Küche und Keller so sehr alles aufboten, daß ich in meinen noch streng vegetarianischen Grundsätzen zu wanken begann. Doch trieb mich nicht die Furcht, in dieser Versuchung zu fallen, am andern Morgen wieder fort, sondern lediglich mein unruhiger Geist.

Ich stieg in der Frühe nochmals in die Stadt hinab, um dem Herrn Bischof meine Aufwartung zu machen. Bischof Greith, aus dessen Zügen viel Geist und ernstes Wohlwollen gleichmäßig stark sprechen, gehört heute unstreitig zu den hervorragendsten Würdenträgern der katholischen Kirche deutscher Zunge. Sein Name als Schriftsteller war längst schon weit getragen, ehe er den keineswegs leichten Krummstab der St. Galler Diözese übernahm. Vor zwei Jahren war ich schon einmal mit dem Konvertiten Reinhold Baumstark in der bischöflichen Residenz gewesen, und der Bischof hatte diesem die hl. Firmung erteilt.

Trotz seiner 69 Jahre fand ich ihn heute äußerst rüstig und namentlich sehr erfreut über den gestrigen Sieg des konservativen Volkes, der ihm selbst große, drohende Sorge abnahm.

Im Vorbeigehen wollte ich des Bischofs alten, d. i. ehemaligen Kanzler und jetzigen Domherrn und Pfarrektor Linden einladen, mit mir ein paar Tage in die Berge zu gehen und seine Amtssorgen abzuschütteln.

Vor wenigen Monaten, als ich auf der Kuranstalt Waid war, kam ich, wie schon erwähnt, gar oft nach St. Gallen hinein mit zwei Kurgenossen, einem Schauspieler aus Leipzig und einem Fruchthändler aus Chemnitz. Durch Eis und Schnee wanderten wir durchs dichtbevölkerte „Tablat" der Bischofsstadt zu. In ein Wirtshaus sollten und wollten wir nicht als Vegetarianer, und meine Begleiter setzten sich in eine

Konditorei und aßen Kuchen, während ich mich ins Pfarrhaus begab, wo Linden und die alte „Therese" mich auslachten, daß ich auf der Waid sei.

Wenn ich gar einige Äpfel aus der Tasche zog und um ein Glas Wasser dazu bat, so war des Spottes kein Ende. Beide staunten, daß ich heute noch nicht viel „gescheiter" geworden und noch Vegetarianer sei. Vergeblich predigte ich dem Pfarrektor die Folgen seines Stubensitzens und konnte ihn nicht bewegen, auch nur bis St. Georgen mich zu begleiten. Zudem schützte er eine heute noch stattfindende wichtige Sitzung als Domherr und bischöflicher Rat vor, die auch meinen Quartiergeber, der die gleiche Würde trägt, verhindert hatten, mich weiter zu begleiten, als bis an die Grenze des Kantons Appenzell.

Am Bärenweiher, wo der Bär, das Wappentier von Appenzell, dem „Ruthenbündel" von St. Gallen den Abschied gibt, trennten wir uns — er hinab gegen St. Gallen zu einer — Sitzung und ich hinauf in die Berge, am schönsten Herbsttag, der sich denken läßt. Ich bin sonst nicht frei von Ehrgeiz, aber heute, als Freund Eberle von mir wegging, dachte ich: „O selig, o selig, kein Domherr zu sein!" — und ich hätte mit keinem dieser Herren in Würde und Bürde tauschen mögen.

Der Tod hat indes längst beiden die Last des Lebens abgenommen, dem Pfarrektor und nachmaligen Domdekan Linden in noch verhältnismäßig jungen Jahren. —

Über einen der schönsten Aussichtspunkte der Schweiz, über den Gäbris, gedachte ich bis zum Abend noch nach Gais zu kommen; darum ging's munter bergauf mit den längsten Schritten eines Sechsfüßigen. Bald war der Bergrücken „Vögelisegg" erreicht und zur ruhigen Ausschau kurze Rast und Mittag gemacht. Der ganze Bodensee, der Thurgau, ein großer Teil Schwabens lagen von der Wirtsstube aus zu meinen Füßen, und im Hintergrund erhoben sich die riesigen Ketten der Appenzeller und Vorarlberger Ge-

birgsstöcke. Lange schaute ich in diese schöne Welt und warf heitern Herzens alle Sorgen des Lebens in sie hinein.

Von der Waid war ich im vergangenen Winter öfters mit meinen vorhin genannten Begleitern durch Schnee und Eis nach Vögelisegg gewandert, und wir haben bei Milch und Brot heitere Stunden da verlebt.

An der nördlichen Seite der Vögelisegg schlugen die Appenzeller am 15. Mai 1403 ihre erste Befreiungsschlacht gegen Abt und Stadt St. Gallen und die mit ihnen vereinigten schwäbischen Reichsstädte. Als die Verbündeten den Berg hinabflohen, riefen ihnen die Appenzeller gutmütig zu: „Flühend, liebe Fründ', flühend!“ (Fliehet, liebe Freunde, fliehet!), und den auf dem Schlachtfeld verwundet zurückgebliebenen Hauptmann der St. Galler führten zwei Appenzeller ritterlich und höflich bis nahe an die Stadt, wo seine Frau ihn abholte. Die Städte Lindau, Konstanz und Buchhorn (Friedrichshafen) verloren ihre Banner.

Der kriegslustigste, aber auch streitlustigste Stamm des alten Schweizervolkes waren, wie schon gesagt, unstreitig die Appenzeller. Ihre eigenen Herren, die Äbte von St. Gallen, hatten sie das Kriegshandwerk gelehrt. Lange und viel bluteten diese Bauern in den Fehden der Äbte namentlich gegen die Bischöfe von Konstanz. Unter dem ritterlichen Abte Ulrich von Eppenstein, dem Freund und Anhänger Kaiser Heinrichs IV., litten sie am meisten. Dreimal siegte Ulrich mit seinen Appenzellern gegen des Kaisers Feinde und eroberte selbst die Feste Hohentwiel. Allein der Übermacht unterlagen sie schließlich, und der Heerführer des Herzogs von Zähringen, Adelgolz von Werra, durchzog, alles niederbrennend, das Appenzeller Land. Noch über zwei Jahrhunderte kämpften sie treu zur Seite ihrer Äbte. Aber die steten Kriegszüge hatten ihren Freiheitssinn geweckt, sie kündeten schließlich den Prälaten ihres Stifts ihr strenges Regiment auf und wurden die gefürchtetsten Kriegsleute.

Wo es zu kriegen gab, waren die Appenzeller dabei,

und die Herzöge von Österreich, die schwäbischen Ritter und Städte haben von ihnen mehr denn eine Niederlage zu verzeichnen. Ja, sie wurden so streitlustig, daß die Eidgenossen sie 1411 nur unter der Bedingung in ihren Bund aufnahmen, daß sie versprachen, ohne Bundeswillen keinen Krieg anzufangen. Noch in den letzten Jahren vor der Reformation machten die Appenzeller sechs Feldzüge mit nach Italien und fochten 1515 in der blutigen Schlacht von Marignano.

Eines ist dem Appenzellervolk bis heute geblieben, eine wilde Rauflust, wenn auch oft nur zum Scherz und zur Übung in ihren „Alpstubenten", droben auf den Bergen, gar oft aber auch im Ernst bei Tänzen und in Wirtshäusern, weswegen bis in die neueste Zeit Tanz, Kegel- und Kartenspiel selten oder gar nicht gestattet waren, um blutige Raufereien zu verhüten. —

Gleich hinter Vögelisegg, in einer kleinen Bergmulde, liegt das Dorf Speicher, einer der Hauptorte des protestantischen Kantons Appenzell-Außerrhoden, durch seine freundlichen, ja selbst eleganten Häuser mehr einem modernen Städtchen, als einem Dorfe im Hochgebirge ähnlich. Viele Fabriken für Stickereien und lebhafter Handel mit diesen Produkten weithin sind die Ursache dieser Eleganz.

Der Handelsgeist steckt schon lange in den Bürgern von Speicher, denn bereits in der Mitte des vorigen Jahrhunderts waren sie im Besitze großer Plantagen in Südkarolina. 1777 kehrte einer dieser nach Südkarolina Ausgewanderten nach achtjähriger Abwesenheit zurück, getrieben von der Liebe zu seiner in der Heimat zurückgelassenen Frau. Er kam am Abende des gleichen Tages heim, an welchem am Morgen die Frau, ihn seit Jahren für tot glaubend, einem andern war angetraut worden.

Östlich von Speicher liegt unweit auf der Höhe Trogen, der Vorort von Appenzell-Außerrhoden, wo alljährlich am letzten Sonntag im April die „Landsgemeinde" abgehalten wird. Sie ist die oberste Gewalt im Lande nach alt aleman-

nischer Art und besteht aus allen männlichen „Landsleuten", die das achtzehnte Jahr erreicht und den Religionsunterricht erhalten haben. Mit Musik und Trommelschlag rücken die Bürger und Bauern bewaffnet an und sammeln sich auf einem freien Platz, worauf die Regierungsbeamten der letzten Periode auftreten, Rechenschaft geben und den Staatshaushalt vorlegen. Alsdann werden die Neuwahlen sämtlicher Beamten vorgenommen, Gesetzesvorschläge beraten und verworfen oder zum Beschluß erhoben — alles an einem Tage und unter freiem Himmel.

Ebenso wird's im katholischen Appenzell-Innerrhoden zu Appenzell gehalten.

Das heiße ich „Selfgovernment" im vollsten Sinne des Wortes! Einfacher, billiger und praktischer kann sich ein Volk nicht selbst regieren, als auf diese Art. Es ist die Erfüllung eines Ideals, wie ich es allen Völkern der Erde wünschen möchte.

Daß die Landsgemeinde einzig und allein auch über Krieg und Frieden bestimmt, versteht sich bei dieser Verfassung von selbst. Zu Beamten, selbst zum Landammann (Präsidenten der Republik), werden Männer gewählt ohne jegliche Rücksicht auf wissenschaftliche Vorbildung. Man sieht vorzüglich auf Rechtschaffenheit, auf Volkstümlichkeit und Naturanlagen, d. h. gesunden Menschenverstand. Ob der Mann hohe Schulen besucht hat oder gar „Doktor" ist, kümmert die Appenzeller blutwenig. Der Bauer, der Zimmermann oder der Glaser wird gerade so gerne oder noch lieber zum Landammann oder Großrat gewählt. Advokaten, sogenannte Fürsprecher, braucht der Bauer ebenfalls sehr wenig, weil er von den Landsgemeinden her die Gesetze genau kennt und auch die Türen, wo er Recht suchen muß.

Das gefällt mir über alle Maßen wohl. Einmal, daß das Volk, welches alles erhalten muß, den Hauptausschlag bei allem gibt, und dann, daß man nicht auf „studierte" Beamte sieht.

Die Schweiz wird nicht überall so volkstümlich regiert wie in Appenzell, ja in manchen „fortgeschrittenen" Kantonen geht es in manchen Dingen kaum freisinniger her wie in Rußland. Aber eines haben alle Schweizer, das Referendum aller Gesetze ans Volk und freie Wahl der Beamten. Das Referendum allein hat, wie ich eben berührt, die Kirche in der Diözese St. Gallen von einem schweren, drohenden Schlag gerettet. Und wenn auch in andern Ländern die Kulturkampfgesetze ähnlich vom Volk approbiert werden müßten, würden sie glänzend verworfen werden.

Daß in der Schweiz einem Mann, ohne „studiert" zu haben, alle Staatsämter offen stehen, ist ebenso vernünftig als freisinnig. In Deutschland muß es einer nicht bloß schwarz auf weiß besitzen mit Brief und Siegel, wie viele Jahre er auf den Schulbänken gesessen und was alles er sich „eingeochst" und wie viele Examina er gemacht hat — sondern er muß auch seinen richtigen Impfschein haben, wenn er in die Kaste der sogenannten Staatsdiener will aufgenommen werden, um dann womöglich mit bureaukratischem Selbstbewußtsein auf das dumme Volk herabzuschauen, das ihn bezahlt.

Der geneigte Leser merkt wohl, daß ich eine starke Portion Demokratie in mir habe, und er hat recht. —

Wie die römischen Soldaten am Tage des Triumphzuges durch die Stadt das Recht hatten, Spottlieder auf den Triumphator, ihren siegreichen Heerführer, zu singen, so machten früher die Appenzeller am Tage nach der Landsgemeinde dieselbe in komischer Weise nach durch den sogenannten „Narrenrat", der, ebenfalls unter freiem Himmel auf Bergeshöhe gehalten, in drolligen Witzspielen und Nachsprechungen die eigentliche Landsgemeinde nachäffte.

Es lag in dieser Sitte ein tiefer Zug echter Volksfreiheit, während das anderwärts, wo Servilismus und politische Borniertheit herrschen, eine Beamtenbeleidigung, d. i. ein Majestätsverbrechen wäre. —

2.

Wir sind indes eine große Strecke gegen den Gäbris zu gerückt, d. h. ich habe schweißtriefend einen Teil der Höhe erstiegen. Schon lange liegen Vögelisegg, Speicher und Trogen unter mir, und nur einzelne Gehöfte, am Berg hinauf zerstreut, begegnen dem Wanderer. Trotzdem kommt selbst unter diesen einsam gelegenen Häusern von Zeit zu Zeit ein Wirtshaus, eine Erscheinung, die mir, und ich bin schon in verschiedenen Gegenden gereist, noch in keinem Lande so häufig begegnete wie in der Schweiz. Ich weiß nicht, rührt dies vom größeren Durst oder vom regeren politischen Leben her, welch' letzteres ja gerne zur „Kannegießerei" führt.

Die Sonne ging schon dem Abend zu, als ich nach mühsamer Steigung endlich die Spitze des Gäbris erreichte und gleich auf einem der Bänke vor dem Rasthause mich niederließ, um das von ihren letzten Strahlen beleuchtete, zauberhaft schöne Stück Erde vor und unter mir in stummer Bewunderung zu betrachten.

Schwabenland und Bodensee hatte ich von Vögelisegg aus bereits gesehen, aber der Gäbris bietet einen Blick in die Gebirgswelt, wie sie nur der Rigi bei gutem Wetter noch majestätischer, aber nicht so nahe beisammen darstellt. Was lag da nach Ost und Süd für eine riesige Kette gigantischer Berge vor meinem Auge! Wie ragten, vom reinsten Sonnenlichte beglänzt, ihre scharf gezeichneten Spitzen in den blauen Äther! Dort im Osten das Medelserjoch, die Ganisfluh, der Ramspitz, die Mittagsspitze, das Jochlicht, die schwarze Wand, der Eigner, die Scesaplana, die rote Wand, der Falknis — im Süden die Gebirgsreihen des Alpsteins mit dem Säntis — und fern gegen Westen die hohe Alp, die Petersalp, der Glärnisch, Titlis, Rotstock, Mythen, Pilatus und Rigi. Das war ein gewaltiges: „Preiset den Herrn, alle seine Werke!"

Wie müssen wir armselige Menschlein da nicht erinnert werden an die Worte des Psalmisten: „Was ist der Mensch, daß du sein gedenkst?" — der Mensch, dieses Atom jenen Kolossen, und die Vergänglichkeit jenem seit Jahrtausenden stehenden Gestein gegenüber?

Lange, lange staunte ich diese stille Gottesmacht vor meinem Blicke an. Vom Tale herauf tönten fortwährend Flintenschüsse und verhallten in den nächsten Bergen. So verhallt, dachte ich, das Leben von Tausenden zu den Füßen dieser Bergriesen, während diese selbst, allen Wettern trotzend, unwandelbar durch die Jahrhunderte weiter gehen. Und leise Schauer über unsere menschliche Hinfälligkeit zogen durch meine Seele.

In meiner Nähe hatte sich indeß eine ältere Dame mit einem jungen Mädchen niedergelassen, und beide bewunderten laut die herrliche Aussicht. Das Dämchen, holden, aber nichts weniger als geistreichen Angesichts, griff zur Feder, um in dem auf einem Tische liegenden Fremdenbuch ihrem staunenden Gefühle in einem Verse Ausdruck zu geben. Schon hatte sie die erste Zeile gefunden und las sie ihrer Begleiterin vor:

„Wie schön ist's auf der Bergeshöh!" —

aber hier stockte die poetische Ader, sie konnte selbst nicht mit Hilfe der Alten einen passenden Reim finden. Laut las sie nun fortwährend vor sich hin: „Wie schön ist's auf der Bergeshöh!" während mir sogleich einfiel: „Die Kühe fressen Gras und Klee." Endlich gab sie die Hoffnung auf und meinte, wenn sie länger hier oben wäre, würde sie gewiß „eine poetische Ader bekommen". Mir, als dem schweigsamen Zuhörer ihrer Exklamationen, kam das Fräulein im Angesichte dieser wahrhaft großartigen Natur doppelt einfältig vor, und ich glaube, wenn sie bis zum jüngsten Tage hier oben säße, würde sie es nie zu einem ordentlichen Verse bringen, so billig denkend schaute sie in die Welt. —

Schon zog der Vollmond über die Scesaplana herauf,

und ohne abzuwarten, ob sein mildes Licht die Dichterin aufs neue begeistere, stieg ich, nicht ohne dem Rasthauswirt Prysig etwas zu verdienen gegeben zu haben, den Berg hinab, um in dem tief unten im Tale, aber unfern gelegenen Orte Gais eine Nachtherberge zu suchen.

Ich fand sie in dem renommiertesten Hotel dieses kleinen, aber weithin genannten Kurorts, im Ochsen. Trotz des herrlichen Herbstwetters war ich heute der einzige Fremde in den großen Räumen des äußerst komfortabel eingerichteten Gasthauses. Einsam saß ich in dem großen Speisesaale — da trat noch ein Gast ein, setzte sich mit der Zeitung in der Hand dicht neben mich, aber seine Blicke schweiften öfters hinter dem Blatte hervor über meine lange schwarze Gestalt. Ich blieb beharrlich stumm und still und verzehrte mit dem Gleichmute eines Engländers mein Nachtmahl.

„Schönes Reisewetter heute," begann mein Nachbar, und nun ward auch mein Schweigen gelöst; wenige Minuten später, und wir waren in eifrigem theologischen Dispute begriffen; denn mein Widerpart war der protestantische Pfarrer des Ortes, der Dekan der protestantischen Gemeinden der äußeren Rhoden.

Ich bin sonst ein abgesagter Feind von religiösem Gezänk, namentlich in Wirtshäusern, aber heute war das nicht zu vermeiden. Denn von was sollten ein protestantischer Pfarrer und ein Erzultramontaner anders reden, als von ihren Gegensätzen? Übrigens verlief, wie es sich bei anständigen Leuten von selbst versteht, unser Gespräch durchaus friedlich, trotzdem jeder seinen Standpunkt aufs entschiedenste zu behaupten suchte.

Der Dekan teilte mir mit, daß in dem kleinen Kanton, der nur 19 Pfarreien zählt, unter den Pfarrern drei verschiedene kirchliche Richtungen vertreten seien: Reformer (Protestantenvereinler), Pietisten und Anhänger einer Mittelpartei, welcher, wie billig, der Dekan — Heim ist sein Name — angehört. Die Reformer leugnen offen auf der Kanzel die

Gottheit Christi, seine Auferstehung und Himmelfahrt; daß sie im Volke nicht gut wirken können, mußte der Herr selbst gestehen.

Was wir alles über Infallibilität, Syllabus, Jesuiten und Zölibat räsonierten und disputierten, gehört nicht hierher. Soviel aber muß ich doch als Resultat mitteilen, daß ich mich gut dabei unterhielt und wir uns in der freundlichsten Weise verabschiedeten. Der Dekan hatte von einem Ultramontanen einen ganz andern Begriff gehabt. —

Am nächsten Morgen hatte ich auf dem Wege nach Appenzell Gelegenheit, Gais näher zu sehen, ein freundliches Dorf, dessen schönste Häuser um einen großen Platz sich gruppieren, den Kurplatz, wo ein Orchester im Sommer die Gäste unterhält. Ich für meinen Teil würde in einer so großartigen Gegend, in die der Säntis und Kamor wie zwei gute Bekannte hereinschauen, und wo ringsum liebliche Natur ist, auf jeden Kunstgenuß verzichten. Ja, es käme mir die beste Musik wie armselige Kratzerei vor.

In Gais brachte nach dem Sturze Napoleons I. Hortense, die Mutter des dritten Napoleon, einige Zeit in der Verbannung zu, und wurde der damalige Landammann von Appenzell, ein schlichter Bürger, von der schönen Frau so begeistert, daß er die Exkönigin von Holland allen Ernstes heiraten wollte. Sie gab ihm aber einen so zierlichen Korb, daß der Mann nicht böse wurde und ihr doch treu ergeben blieb.

Der Weg nach dem kaum zwei Stunden entfernten Appenzell führt durch ein liebliches Wiesental immer mehr dem Fuße des Säntis zu. Unterwegs steht einsam ein Schulhaus. Durch die geöffneten Fenster drang weithin vernehmbar die Stimme des Lehrers, der eben die Kinder aus der biblischen Geschichte über Noe und seine Söhne in äußerst praktischer Weise durch Fragen examinierte. Von Noe wurde sehr zart behauptet, er sei „im Zustande des Weines“ in seiner Hütte gelegen. Noe hat also den ersten „Zustand“

gehabt. Mich mutete es ganz eigen an, gegenüber von Urgebirgen, die jedenfalls zur Zeit Noe's schon, sei's über oder unter dem Wasser, eine Rolle spielten, die Geschichte dieses Patriarchen so delikat behandelt zu hören. —

Echt volkstümlich haben die beiden Kantone Appenzell keine einzige Stadt, und so ist auch Appenzell nur ein Dorf mit hölzernen, schwarzbraunen Häusern in einem für dieses Gebirgsplateau ziemlich üppigen Tale, umkränzt von schönen Hügeln und der hohen Bergkette des Alpsteins. Am freundlichsten liegt die Pfarrkirche auf einer kleinen Anhöhe an der Sitter, aber der schöne, altgotische Bau war auch hier wieder verschlossen — zu meinem großen Ärger. Auf dem anliegenden Kirchhofe las ich die Grabsteine vergangener Landammänner und Bannerherren von Appenzell und lenkte dann meine Schritte durch das Dorf hinaus dem Kapuzinerkloster zu.

Eine meiner frühesten Kindeserinnerungen sind die Kapuziner meiner Heimat. Was war das für eine Freude, einen Kapuziner in den Straßen oder an der Klosterpforte zu sehen! Längst sind sie aus jener Gegend verschwunden, um, wie ich heute hoffe, wieder zu kommen; aber wo immer ich ein Kapuzinerkloster treffe, trete ich ein und erfrische jene Eindrücke meiner Knabenzeit. Bald saß ich bei zwei Patres im Refektorium und später im Garten. Ich habe schon ein und das andere schön gelegene Kapuzinerkloster gesehen, aber lieblicher als das von Appenzell schien mir nur jenes von Salzburg. Hohenkasten und Kamor, die grandiosen Steinkolosse, erheben sich gerade dem Kloster gegenüber aus ringsum frisch grünem Alpenland.

Ich bewunderte die Entsagung der Ordensleute; denn in einem so reizend gelegenen Kloster hielte ich's gar nicht aus. Wo die Natur so mächtig lockt zum freien Zug auf Berg und Höhe, da muß die Seele viel mehr Heimweh bekommen nach der Welt. Freilich kommen die Kapuziner auch hinaus — zum Betteln und zur Aushilfe in der Seelsorge; aber das

hat seine gemessene Zeit und ist kein Wandeln über Berg und Tal nach Lust und Laune, wie ich es liebe.

Während ich laut diesen meinen weltlichen Gedanken bei den beiden Kapuzinern den Lauf ließ, rief sie das Glöcklein der Kirche zum Chorgebet, und ich schied. In der Kirche kniete ich dann noch eine Weile, hörte das Gebet der Mönche und dachte an meine eigene religiöse Armseligkeit diesen Männern gegenüber. Und doch, wenn ich ehrlich sein soll, war's mir diesmal wohl, als ich ungehemmt und frei in die Welt hinaustrat und die „Klosterluft" hinter mir hatte.

Was mich, wäre ich einmal mit Klostergeist erfüllt, mitbestimmen könnte, Kapuziner zu werden, das wäre der große Bart und die prächtige Kutte. Es ist in der Tat eine malerische Erscheinung, so ein echter, alter Kapuziner mit langem Silberbarte und Sandalen. Sicher hat ihre Gewandung viel dazu beigetragen, daß sie beim Volke so gerne gesehen und so beliebt sind. —

Noch besuchte ich in Appenzell den Platz, wo die Landsgemeinde abgehalten wird. Wohl kein Freistaat der Erde hat so leicht sich demokratisch zu regieren, wie Appenzell-Innerrhoden, da er nur drei Quadratmeilen groß ist und 10 000 Seelen zählt. Da läßt sich bequem alles Volk versammeln, um die Staatsangelegenheiten zu ordnen. Außerrhoden hat vier Quadratmeilen, aber 40 000 Seelen und ist nächst Malta der bevölkertste Fleck der Erde in Europa; aber alle Berge und Täler sind da auch förmlich übersäet mit Häusern und Gehöften.

Was dem Appenzellervolk fast ganz abgeht, ist die alte Nationaltracht. Sie ist völlig verschwunden in dem protestantischen Außerrhoden, und in Innerrhoden nur noch Sitte bei den Sennen und Alpknechten und den Frauen und Mädchen außerhalb des Stadtdorfes Appenzell. Zu meiner Freude sah ich im Wirtshaus zum Hecht eine Bäuerin in kurzem, rotem Rocke, einem gestickten Mieder, einer kleinen roten Kappe und einem Hemde mit weiten, bis an die Ell-

bogen reichenden Ärmeln. Die Sennen Innerrhodens tragen Zwilch- oder Lederhosen, ein rotes Brusttuch (Weste) und durch den in Messing eingelegten Namen glänzende Hosenträger.

Es ist nach meiner Ansicht nie ein gutes Zeichen, wenn das Landvolk seine alte Tracht ablegt und die „neue Mode“ annimmt. In der Regel werden mit dem alten „Häs“ auch die alte Gläubigkeit und die gute, alte Sitte aus- und dafür die neumodischen Ansichten und Grundsätze angezogen. So weit mir bekannt, sind die Leute in katholischen Gegenden überall da, wo sie ihre alte Tracht noch haben, entschiedener katholisch, als dort, wo man sich „städtisch“ kleidet und die Großmutter auslacht, weil sie noch beim Alten bleibt. —

Nur wenige Stunden blieb ich in der „Hauptstadt“ Innerrhodens. Der Omnibus sollte mich nach Gais zurückbringen, und von dort wollte ich noch bis zum Abend zu Fuß ins Rheintal hinabsteigen. Vor dem kleinen Posthause in Appenzell war heute, wie im Sommer wohl täglich, reges Leben. Fremde aller Art, die aus den Bergen kamen, umstanden die Wagen, welche im nebenanstehenden Hofe des Posthauses ihrer Passagiere harrten. Doch deren waren zu viele, und mancher, der zu spät gekommen, mußte auf den nächsten Postabgang verwiesen werden. Unter den Abgewiesenen befand sich auch ein badischer Minister, Dr. Turban, der eben mit einem riesigen Bergführer vom Säntis herabgekommen war. Der Herr hat in seinem Lande das Portefeuille, dem auch das Verkehrswesen untersteht, und mit Extrapost hätte man daheim den Minister befördert. Hier fand er keinen Platz mehr in dem bescheidenen Postomnibus. Mit einem Anflug von Schadenfreude sah ich wie ein König vom Imperial herab auf den platzlosen Staatsmann. Ich kenne übrigens den Mann zufällig etwas näher und glaube, daß er das herbe Geschick gleichmütiger getragen hat, als manch' anderer seinesgleichen.

Ich sitze sonst gerne auf der Höhe eines Postwagens;

man sieht Land und Leute von oben herab am besten, und der Postillon weiß auch Auskunft zu geben. Heute aber war es kein Vergnügen; die Straße warf dicken Staub auf, der in lästigen Wolken über uns sich lagerte. Drum war ich froh, als ich in Gais dem Wagen entrinnen und in den sonnigen Abend hinein auf der breiten Landstraße ins Rheintal zu Fuß gehen konnte und gehen mußte.

Der Weg von Gais nach Altstätten, das schon im Rheintal liegt, ist auf zwei Schweizerstunden berechnet, was ganz gemütlich drei deutsche beträgt. Diese Länge ist eine Eigentümlichkeit der Schweizerstunden, die nicht zu den angenehmsten Überraschungen eines Fußreisenden gehört. Aber eine Annehmlichkeit haben die Schweizerstraßen außer der Vortrefflichkeit ihrer Anlage doch, das ist das Fehlen der Bettler und Landstreicher. Ich bin schon wochenlang in der Schweiz belebte Straßen gegangen, ohne nur einmal angebettelt worden zu sein, und was das Merkwürdige dabei ist, man sieht auch äußerst selten einen Landjäger. Keine Polizei und doch keine Bettler, ist ja ein wahres Ideal von Ordnung und Wohlstand!

In Deutschland trifft man auf Landstraßen sehr häufig Gendarmen und noch häufiger Vagabunden, die infolge der Freizügigkeit und der übergroßen Liberalität im Paßwesen ein in jeder Hinsicht „freies Leben" führen im Reiche der Gottesfurcht, während man den Jesuiten den „Paß gegeben hat."

Schon dunkelte es, als ich dem Appenzeller Land Adieu sagte und von der Hochebene herab ins Rheintal rasch bergab stieg. Doch ehe wir „das Appenzell" verlassen, noch eine Sprachprobe der Appenzeller Mundart, zugleich ein Stück Mutterwitz, der den Appenzellern reichlich zu Gebote steht:

Es suocht an Bur a Milachchuoh[1],
Der Nochber will em helfe,

[1] Milchkuh.

Er hedem[1] gad de Stall ufthuo:
Do les us onder zwölfe;
Es stoht d'r aber äni doh,
Wen d' Milach wit, so chauf si no.

Of das he chauft der Baur d' Chuoh,
Ond net si met[2] i d'Hötte,
Er denkt, er hei kän Onschick tuo,
Und böndt si do a d'Chette;
Doch melche her ond melche hee,
Das Chüehli hed kä Milach gee.

Do goht er halt zum Nochber hee,
Ond thuot si monter chlage;
Der Nochber sät[3]: Wos wit du meh?
Du chast mi jo verchlage.
Hend i nüd gsät bim Schicke[4] scho,
Wen d' Milach wit, so chauf si no? —

Es war fast Nacht, als ich in den Marktflecken Altstätten, der mehr einer ansehnlichen, mittelalterlichen Stadt gleicht, einschritt und am Eingang einen Mann um die beste Herberge fragte. Er meinte, sonst gelte die Post für den besten Gasthof, aber für Geistliche sei er nichts, denn der Wirt sei ein Radikaler und die Radikalen kämen dort hin; er rate mir den „Freihof" an. Wenn irgendwo, so huldige ich im Besuch von Gasthäusern auf Reisen dem Grundsatze: „Ubi bene, ibi patria" und ist mir das gute Bier eines liberalen Wirtes lieber, als das schlechte eines ultramontanen. Gleichwohl hätte ich dem wohlmeinenden Schweizer heute gefolgt, wenn es noch nicht so spät gewesen und die „Post" im Weitergehen mir nicht zuerst begegnet wäre. So kehrte ich bei dem „Radikalen" ein, aber die Herberge und alles was dazu gehört, war herzlich schlecht in jeder Hinsicht, so daß es mich am Abende noch reute, nicht länger nach dem „Freihof" gesucht zu haben. Doch eine Nacht hält man's

[1] hat ihm. [2] nimmt sie mit. [3] sagt. [4] Handeln.

schließlich überall aus, und schon der erste Bahnzug das Rheintal hinauf nahm mich mit bis Buchs, wo die Linie nach Feldkirch abzweigt.

Über zwei Stunden sollte ich bis zur nächsten Fahrgelegenheit in Buchs warten. Während ich verdrießlich am Bahnhof auf und ab ging, fragte ich einen Grenzjäger, ob in der Nähe nichts zu sehen wäre, um mir die Wartezeit zu verkürzen. Da wies er auf ein altes Schloß hin und sagte: „Dort liegt Schloß und Stadt Werdenberg; etwas Wüsteres als diese Stadt können Sie nicht sehen, und die Tour dorthin und zurück bequem machen bis zur Abfahrt des Zuges.“ Eine halbe Stunde später, und ich stand vor der interessantesten Stadt — ich möchte fast sagen — der Welt. Ich kann die unter dem Namen einer Stadt figurierende Häuserreihe am Fuß eines alten, styllosen Schlosses nicht anders bezeichnen, als wenn ich sage: „Mir kam es vor, als wären Menschen und Häuser eines im Mittelalter verschütteten Landstädtchens eben aus der Tiefe der Erde herausgegraben worden, so schauten beide drein.“

Uralte, hohe, bemalte Holzhäuser mit spärlichen, kleinen rundscheibigen Fenstern, hohen Stiegen und finsteren Arkadengängen an den zerbröckelten Mauern hin. Und die Menschen, alt, hager, klein und häßlich, schauten einen an, als ob sie eben erst ans Tageslicht getreten wären und zum erstenmal einen Fremden sähen. An einzelnen Wohnungen sind noch an dem verwitterten Getäfel allerlei Inschriften zu lesen, z. B.:

Wenn du den armen gutes thust,
So wird dir's gott erweisen
Und dafür ewig dich am baum des lebens preisen.

Auf einem kleinen Hügel erhebt sich über diesen finsteren Gehäusen die Burg der Grafen Werdenberg in noch bewohnbarem Zustande.

Wohl selten verirrt sich jetzt ein Wanderer hierher. Aber einst war hier reges Ritterleben und wilde Kämpfe tobten

in dieser Gegend. Die Grafen von Werdenberg, ein Zweig des großen rätischen Geschlechtes der Montforte, waren gewaltige Ritter. Schon des Stammvaters Sohn, Hugo II. von Werdenberg, trug seinen Namen als Krieger weithin. Er kämpfte mit großer Auszeichnung an der Seite seines alten Freundes, Rudolf von Habsburg, gegen Ottokar von Böhmen. Der Kaiser machte ihn zum Landvogt von Schwaben und belohnte ihn mit der Grafschaft Heiligenberg.

Ein ebenso wackerer Haudegen war sein Sohn Hugo III., wegen seiner kleinen Gestalt Hüglin genannt; er schlug 1288 die gegen ihn verbündeten Vettern, die Grafen von Montfort, nahm den Bischof von Chur, Friedrich von Montfort, gefangen, und setzte ihn auf sein Schloß Werdenberg. Als der Bischof nach zweijähriger Gefangenschaft, am 3. Juni 1290, einen Fluchtversuch machte, indem er sich mit einem Seile am Schlosse herunterlassen wollte, brach dieses, und der Bischof fiel tot. —

Schon im folgenden Jahre verheerte der wilde Hüglin aufs fürchterlichste das Land Appenzell und das Sankt-Gallische im Kampfe gegen Abt Wilhelm von Montfort. Aber auch den Herzögen von Österreich leistete er namhafte Dienste, siegte bei Göllheim zu gunsten Albrechts über Adolf von Nassau und war am 1. Mai 1308, weil durch den Reußfluß vom Könige getrennt, hilfloser Zeuge der Ermordung König Albrechts durch dessen Neffen Johann von Schwaben.

Die Nachkommen Hüglin's erbten seine Kriegs- und Fehdelust. Sie kamen aber durch fortgesetzte Kriege und Schädigungen, namentlich als sie selbst gegen die Herzöge von Österreich ins Feld zogen, so weit herab, daß sie ein Jahrhundert später alle ihre Stammgüter im Rheintal teils dem Herzog Leopold von Österreich, teils ihrem Vetter Wilhelm von Montfort-Tettnang verpfänden mußten. Nur die Landvogtei in Schwaben und das Schloß und die Grafschaft Heiligenberg blieb ihnen.

Graf Rudolf von Werdenberg, zunächst auf die Güter im Rheintal verwiesen, ertrug diesen Verlust nicht ruhig. Geld hatte er keines, um die Güter einzulösen, wohl aber eine gewaltige Kriegslust und heroische Tapferkeit. Mit dem Schwerte wollte er sein Erbe wieder erobern und verband sich deshalb mit den stets kriegslustigen und mit den Herzögen von Österreich in beständiger Fehde lebenden Appenzellern. Am 27. Oktober 1404 leistete Rudolf in Appenzell den Bundesschwur und ward sofort zum Feldhauptmann erwählt. Mit 400 Appenzellern erfocht er am 17. Juni 1405 eine wahre Heldenschlacht am Stoß bei Gais gegen die zehnfache Anzahl von Österreichern. Die Folge dieses glänzenden Sieges war die Erstürmung aller von Österreich besetzten Burgen des Rheintales, auch Werdenbergs, durch die Appenzeller, die ihrem Feldhauptmann sein Eigentum so wieder zur Verfügung stellten.

Rudolf und sein Bruder Hugo, beide ohne Söhne, waren die letzten des Werdenbergschen Stammes im Rheintal; eine Seitenlinie blühte noch auf Heiligenberg bis 1534, in welchem Jahre auch sie im Mannsstamme ausstarb. In Nachkommen weiblicher Linie existiert das Geschlecht noch in den Fürstenhäusern von Fürstenberg, Hohenzollern und Lichnowsky. Das Stammschloß Werdenberg aber ist vereinsamt, ein Schweizer Bürger ist Herr der stillen Burg, die ich, so ich Fürst von Fürstenberg wäre, schon längst um meiner Ahnen willen gekauft hätte.

So mächtig, wie bei Schloß und Stadt Werdenberg, wird man kaum anderswo an vergangene Jahrhunderte erinnert werden, und mir erging es in diesen toten Räumen nach den Worten des Dichters:

Alte Zeiten, linde Trauer,
Und es schweifen leise Schauer
Wetterleuchtend durch die Brust. —

Kurz vor Mittag setzte mich der Bahnzug in Feldkirch ab, der höchst malerisch am Eingang des Illtales

zwischen hohen Bergen, Wäldern und Schluchten gelegenen Hauptstadt von Vorarlberg. Eben hatte ich noch das Fürstentum Liechtenstein, den kleinsten, aber glücklichsten souveränen Staat des alten deutschen Reiches, passiert. Ich sage glücklichsten, weil die Untertanen keine Steuern zahlen; denn der Landesfürst trägt alle Staatsausgaben allein. Trotzdem regiert er konstitutionell, und einige liberale Staatsbürger bilden die Volksvertretung — mit Opposition, wenn der Fürst „ultramontane Neuerungen" einführen will. Ein Beweis, was ein katholischer Fürst sich heutzutage alles gefallen läßt. Die Pfarrer des Landes, so erzählte man mir in Feldkirch, haben mit den Liberalen ein Abkommen getroffen, wonach jene sich verpflichten, sie im Regiment nicht zu stören, so lange sie es gnädig machen. —

Auch Feldkirch, wie fast das ganze Vorarlberger Land, war einst im Besitz der Grafen von Montfort. Der Zweig „mit der schwarzen Fahne" saß auf der heute noch erhaltenen, hochgelegenen Schattenburg.

Seit 1390 ist die Stadt österreichisch, und zu den Lieblingsstädten des Kaisers Max I. gehörte nicht ohne Grund Feldkirch.

Mein erster Besuch nach dem Essen im Gasthaus zur Post galt einem in diesem Buche schon genannten Mann, dem ehemaligen Pfarrer von Hausen im Tal, Hagg.

Er wurde bald nach unserem Zusammentreffen im Donautal Stadtpfarrer in seiner Vaterstadt Feldkirch, einer der schönsten Gebirgsstädte der an schönen Städten reichen österreichischen Monarchie.

Er war hocherfreut, der treffliche Mann, mich hier begrüßen zu können und bei einer Flasche vortrefflichen Tyrolerweins feierten wir unser Wiedersehen.

Dann zeigte er mir die restaurierte schöne, gotische Pfarrkirche, die fast zu schön geworden ist durch allzuviel Gold und Farbe.

Wir schieden dann für immer. Denn als ich anno 87

im Februar von Rom her wieder durch Feldkirch kam, hatte ich keine Zeit ihn zu besuchen. Bald hernach kam Hagg als Domherr nach Brixen, wo er zugleich Generalsuperior der barmherzigen Schwestern wurde. Als solcher starb er 1899. —

Und nun ging's zu den — Jesuiten.

Das Jesuitenkolleg in Feldkirch zog mich besonders an, weil ich schon viel von diesem Erziehungsinstitute gehört, es aber noch nie gesehen hatte.

Schon der äußere Anblick dieses Hauses ist ein ebenso großartiger als angenehmer; gar hell und freundlich liegt diese „Verfinsterungsanstalt" an den rauschenden Wassern der Ill.

Im Innern war es still; die Zöglinge alle in Ferien oder draußen auf dem Landgute „Carina". Im Sprechzimmer saßen ein Herr und eine Dame im Gespräche mit einem Pater. Der Herr kam mir sofort vor wie ein höherer Staatsbeamter, der seinen Sohn in der Jesuitenschule habe oder dahin bringen wolle. Es war, wie ich bald erfahren sollte, Herr Regierungsrat Nikolaus Benziger, einer der Chefs des Hauses Benziger von Einsiedeln, jenes Hauses, das zu den vielen glücklichen Großverlagen gehört, die reich geworden sind durch Verkaufen von Büchern. Der Bücherhandel muß demnach rentabler sein, als das Bücherschreiben.

Das gäbe auch einmal eine Preisfrage für einen Schriftstellerverein: „Warum sind die Schriftsteller meist arme Teufel und die Verleger reiche Leute?" Ich könnte sie aber nicht lösen diese Frage, weil bisher alle meine verschiedenen Verleger mir nachgesagt haben, ich täte sie arm schreiben.

Und auf der anderen Seite beklagen sich die Leser, daß meine Bücher so teuer seien. Also meine Leser verlieren ihr gutes Geld, die Verleger profitieren nichts und ich bleibe arm, wie eine Kirchenmaus. Eine solche Schriftstellerei ist demnach allgemein schädlich und gehört eigentlich polizeilich verboten.

Doch das Weimarer Literaturblatt hat jüngst gemeint, dem Schriftsteller Hansjakob fehle nur noch der Entdecker, der Impresario, der seinen „schriftstellerischen Ruhm verkünde". Wenn er kommt, könnte dem eben geschilderten Übel abgeholfen werden, aber wir werden's nicht erleben, was für mich jedenfalls kein Unglück ist. Ich wüßte nicht, was mit dem vielen Geld anfangen, und St. Paulus sagt: „Die da reich werden wollen, geraten in die Fallstricke des Teufels." Jetzt bin ich nichts weniger, als geizig. Wer weiß, ob der Geizteufel nicht käme, wenn ich mehr Geld hätte? Beispiele ähnlicher Art sind mir genug bekannt.

Es hängt also wohl die Armseligkeit meiner Schriftstellerei schließlich mit meinem Seelenheil zusammen, und ich kann Gott danken, wenn der „Impresario" nie kommt, der zum Geiz am Ende noch den „Größenwahn" brächte. —

Bald kam ein Pater und führte mich in alle Räume der Anstalt, die in zwei große Abteilungen zerfällt. In der einen sind die Zöglinge bürgerlichen Standes und in der andern die Adeligen. Da sämtliche Zöglinge zunächst für die Rückkehr ins Weltleben erzogen werden, so finde ich diese Scheidung durchaus vernünftig; denn der zukünftige Standes- und Grundherr, der Herzog, Baron und Graf muß vielfach anders gebildet werden, als der Kaufmann, Fabrikant, Beamte. Und so sehr ich sonst persönlich demokratisch angehaucht bin, so verkenne ich doch keineswegs, daß es verschiedene Stände und eine gewisse Scheidung dieser Stände geben muß.

Ich bin natürlich, schon aus Respekt vor mir selber, durchaus nicht der Ansicht, daß der Mensch erst mit dem Baron anfange, mir ist im Gegenteil durchschnittlich der Bauer lieber als der Baron; aber ich spreche deshalb diesem nicht das Recht ab, es um sein Geld etwas nobler zu geben und feinere Manieren zu lernen und zu führen, als anderer Leute Kinder. Wenn also der adelige Jesuitenzögling reiten und fechten lernt und besser essen will, als der bürgerliche, und dafür auch mehr bezahlt, als der letztere, wer will darin etwas

Unrechtes finden? Dafür sind die Jesuiten viel zu praktisch, als daß sie darauf nicht eingehen sollten.

Praktisch ist auch alles eingerichtet, und überall sind Zeichen des von der Religion getragenen Studiums. Unermeßlich ist das Gute, das die Jesuiten hier an Glaube und Kirchentreue durch ihre stets nach Hunderten zählenden Zöglinge aus allen Teilen der Welt und aus fast allen Ständen in die weitesten Kreise hin wirken — namentlich in unseren Tagen.

Ich hatte auch Gelegenheit, den eben im Hause weilenden Provinzial — ich meine er hieß P. Hoevel — zu sprechen; einen noch jungen Mann, der mich ungemein überraschte. Selten habe ich einen feingeistigeren Manneskopf gesehen, als diesen Jesuitenprovinzial; und dabei offenbarte er eine äußerst ansprechende Noblesse in allen Zügen, sodaß es mich gar nicht wundert, daß der Mann schon Provinzial ist. Die Jesuiten kennen eben ihre Leute.

Ich habe die Stadt und ihre Umgebung schon vor fünf Jahren einmal gesehen, war aber nicht zu den Jesuiten gekommen. Drum hielt ich mich nicht mehr länger auf und fuhr am Nachmittag fürbaß in das Illtal hinauf, um am Abend noch an meinem eigentlichen Reiseziel — bei Alban Stolz einzutreffen.

3.

Das Illtal von Feldkirch bis Bludenz hin — so weit sah ich es — verdient alle auszeichnenden Namen eines reizenden Tales: romantisch, malerisch, felsig und wie sie sonst heißen die schönen Eigenschaften, die mir alle einfielen während der kurzen Fahrt von Feldkirch bis Straßenhaus, der aus zwei Häusern bestehenden letzten Station vor Bludenz. Droben auf steiler Höhe winkte zu mir das Pfarrdorf Thüringerberg herab, der alljährliche Herbstaufenthalt von Alban Stolz.

Bis zum Fuße des Berges, wo das Dorf Ludesch liegt, mußte ich mein Reisegepäck selbst tragen, eine Aufgabe, die mir trotz meiner riesigen Konstitution stets sehr schwer wird. In Ludesch fuhr eben ein armer Mann mit einem Knaben mit Laub aus dem Walde, und der gab mir seinen Sohn als Träger und Führer mit auf den nächsten steilen Waldweg nach Thüringerberg. Bald war ich mit dem zwölfjährigen Knaben in vertraulichem Gespräche, und er erzählte mir, daß er schon zwei Jahre im „Schwabenland“ gedient und dort beim Strohschneiden einen Finger eingebüßt habe.

Jedes Frühjahr, um Josephi, kommen in Scharen die „Oberländer Kinder“, schulpflichtige Knaben und Mädchen, nach Oberschwaben und an das rechte, obere Bodenseeufer, um sich bei den Bauern als Hirtenjungen oder Kindsmädchen für den Sommer zu verdingen. In Ravensburg ist dann großer Markt, wo die Kinder von den Bauern gemustert und gedungen werden. Es ist dies eine Art Sklavenmarkt, nur mit dem Unterschied, daß der junge Sklave die Wahl hat, dem oder jenem Bauern sich zu verdingen, und daß der schwäbische Bauer ihn fast ausnahmslos nobel behandelt.

So ein Knabe erhält für den Sommer 20 bis 30 Mark und das doppelte „Häs“, d. h. ein neues Sonntags- und ein Werktagsgewand von Kopf bis zu Fuß, und wird gegen daheim vortrefflich gespeist. Kommt der Herbst, so wandern die Kinder wohlgenährt und reichlich mit Kleidungsstücken beladen, blankes Geld in der Tasche und einen Strauß auf dem Hut, wieder heim. In Friedrichshafen oder Lindau sieht man sie dann in lichten Haufen über den See fahren. Denn während des Winters müssen sie wieder in die Schule, und wenn der Bauer sie auch manchmal gerne behielte, sie lassen sich nicht halten, sie wollen heim zu Vater und Mutter, bis der Frühling naht.

Sie sind meist aus Vorarlberg und Graubünden, wo die Armut jener Gebirgsbewohner sie hinaustreibt. Den ganzen Sommer über besuchen sie keine Schule, nur im Winter

zu Hause, und doch sind diese Kinder, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, im Lesen und Schreiben besser unterrichtet, als unsere badischen und schwäbischen Schulkinder. Sie nehmen, weil ihr Gehirn den ganzen Sommer hin ausgeruht und nur im Buche der Natur gelesen hat, im Winter die Lehrgegenstände viel rascher auf.

Jedes arme Kind in jenen Gegenden sehnt sich darnach, einmal zehn Jahre alt zu sein, um ins Schwabenland ziehen zu können, wo es Geld, neue Kleider und gut Essen und Trinken gibt. Mit Neid sehen ihre Mitschüler die Wanderer jeweils gehen und kommen. Vielleicht liegt in der Volksseele auch noch eine Ahnung davon, daß im 10. Jahrhundert Schwaben, die vor den Ungarn geflohen waren, sich im Vorarlbergischen, besonders im Bregenzer Wald niedergelassen haben. —

Unter stetem Gerede über „das Schwabenland" und seine Fleischtöpfe und seine „braven Bauern" hatte ich mit dem Ludescher Knaben die Höhe erstiegen und Thüringerberg und sein Wirtshaus erreicht. Mein Kleiner, den ich, um ihn zu versuchen, um seinen Lohn fragte, forderte über alle Maßen anspruchslos zehn Neukreuzer (18 Pfennig) für eine Stunde mühsamen Bergsteigens und retour. Und als ich ihm das Vierfache gab und dazu noch einen Schoppen bei der Wirtin bestellte, nahm er trotz alles Zuredens den letztern als „zu viel" nicht an und eilte unter tausend Dank den Berg hinab. Die Wirtin und ich sahen mit Hochachtung dem genügsamen Knaben nach.

Nachdem ich unter den Entschuldigungen der freundlichen Wirtsfrau, weil sie kein rechtes Gastzimmer habe, mir festes Quartier genommen hatte, suchte ich den Alban Stolz im nahegelegenen Pfarrhause auf. Ich traf den berühmten Mann eben beim Nachtmahl, an dem ich unter den Vorwürfen des Pfarrers Loderer, eines dicken vom Wohlwollen strotzenden Mannes, über mein Wirtshausquartier wohl oder übel teilnehmen mußte.

Der Professor hatte auch seine Vorleserin und Sekretärin bei sich, eine Gräfin Galli, eine stille, feinsinnige Dame mit einer ungemein sympathischen Stimme.

Alban Stolz ist ohne Zweifel der bekannteste und gelesenste unter den jetzt lebenden katholischen Schriftstellern. Seine Schriften werden vom Gebildeten wie vom Bauersmann gleich gerne gelesen und haben, was die Hauptsache ist, am meisten praktischen Nutzen. Zahlreich sind die Bekehrungen, die Alban Stolz durch seine Schriften bewirkte, zahllos die Summe des Trostes und der Erbauung, die er in die Herzen vieler Tausenden von Katholiken und Protestanten getragen, aber nicht gering auch die Summen, die er durch seine Schriften verdient und unter tausenderlei Formen wieder verschenkt hat.

Der gefeierte Schriftsteller ist ein kleiner, unansehnlicher, schmächtiger Mann; sein ganzer, großer Geist liegt ausgeprägt in dem großen, stillsinnenden, scharf beobachtenden Auge. Stolz straft den Satz, daß nur in einem schönen Körper eine schöne Seele wohne, Lüge. Es gibt überhaupt kein verlogeneres Sprichwort als dieses, da in der Regel das Gegenteil davon wahr ist.

Von feinen Manieren und Komplimenten will Stolz nichts wissen, er ist ihnen feind. Er selbst erscheint für den ersten Anblick äußerst trocken und steif, und doch wohnt in ihm ein überreiches Gemüt, das in vielen Stellen seiner Schriften aufs glänzendste hervortritt, namentlich in Schilderungen von Natur und Menschenleben. Wie sehr ihn die stille Schönheit der Natur anzieht, zeigt die Wahl von Thüringerberg zu seinem Ferienaufenthalt. Hoch in einer majestätischen Gebirgswelt gelegen, gerade der Scesaplana gegenüber, läßt sich kaum ein herrlicherer Aufenthalt denken. Als der spätere, jetzt schon verstorbene Bischof von St. Pölten, Feßler, ein Vorarlberger, noch Weihbischof in Feldkirch war, begleitete Stolz ihn einst auf einer Firmungsreise und damals hat er sein Thüringerberg gefunden, wo er von Pfarrer

und Gemeinde alljährlich mit Sehnsucht erwartet und mit großer Freude empfangen wird.

Stolz selbst liebt die Leute dieser Gemeinde so, daß er ihnen jeweils auf Neujahr einen Neujahrsbrief zukommen läßt, welchen dann der Pfarrer von der Kanzel verliest. Niemand aber ist glücklicher, so lange der „Herr Professor" da ist, als der brave Pfarrer selbst, eine liebe, reine Seele.

Seit einigen Monaten kann Stolz infolge eines Augenleidens nicht mehr lesen und schreiben, er ist aber trotzdem heiter, wie ehedem, und diktiert täglich stundenlang an neuen Schriften. Überhaupt ist der sonst ernste Schriftsteller eine wesentlich froh angelegte Natur, er liebt gerne einen Spaß und hat gerne heitere Menschen um sich.

Erst spät verabschiedete ich mich im Pfarrhause. Der „Professor" war schon frühe auf sein Zimmer gegangen, und der Pfarrer und ich hatten noch einige Zeit geplaudert. Im Wirtshaus warteten die guten Leute auf mich, Mann und Frau und die Großmutter, die mit ihrem breiten sammeten Stirnband noch munter am Ofen saß und Gemüse richtete für den morgigen Sonntag. Im Gerede mit diesen treuherzigen Leuten verging abermals eine Stunde, und ganz spät legte ich mich im kleinen Kämmerlein auf mein Lager, das aus einem Laubsack mit Decke bestand. Ich habe seit Jahren nicht mehr so gut geschlafen, wie auf dieser ungewohnten Unterlage; doch weiß ich nicht, kam diese gute Ruhe allein von dem frischen Laube her oder zum Teil auch von dem guten Tyroler, den der Wirt, zugleich Bürgermeister der Gemeinde, und ich noch spät, gegen allen Vegetarianismus, reichlich getrunken hatten.

Ein neuer Genuß wartete meiner am Morgen. Der „Herr Professor" hielt heute die Predigt, und predigen hatte ich unsern Alban noch nie gehört; darum war ich sehr gespannt. Es fehlen Stolz alle äußerlichen Momente eines großen Redners: Stimme, Aktion, Figur. Er trägt kaum etwas lebhafter vor, als in seiner üblichen trockenen Ge-

sprächsweise; aber der Inhalt ist dermaßen vom Geiste eines heiligmäßigen Mannes durchdrungen und so originell und inhaltsreich, daß Stolz einer der besten Prediger ist, die ich je gehört habe. Mit mehr rhetorischem Feuerwerke und brillanter werden viele Hunderte predigen, aber zu Herzen gehender und praktischer als Stolz keiner. Ich sang auf des Pfarrers Wunsch nach der Predigt das Amt. —

Am Nachmittag kam mein unruhiger Geist über mich, und ich beschloß wieder weiter zu ziehen und zwar abermals auf Umwegen. Statt direkt über Feldkirch und Bregenz dem Bodensee zu, wollte ich das Walsertal hinauf, oben über den Gebirgspaß in den Bregenzerwald hinab und durch diesen hindurch zu Fuß gen Bregenz.

Thüringerberg liegt gerade über dem Eingang in das Walsertal, das, wie es richtig einer im Spaß definiert hat, „ein großer, von vielen kleinen Tobeln gekreuzter Tobel" ist. Es ist eine lange Bergschlucht, durchzogen von dem wilden Lutzbach, der unten allen Raum einnimmt, sodaß die enge Straße oder richtiger der Saumpfad oben am Berge hingeht und alle Dörfer des Tales an Berghalden angebaut sind. In unzähligen Querschluchten ziehen von den riesigen Alpstöcken herab die Bergwasser der Lutz zu, die von oben unsichtbar in der Tiefe dahinrollt.

Bis zur ersten Station St. Gerold, wo ich übernachten wollte, begleiteten mich der Professor und der Pfarrer. St. Gerold, in wildschluchtiger Waldgegend gelegen, ist eine uralte Propstei des Stiftes Einsiedeln. Ihren Namen trägt sie von dem Sachsenherzoge Gerold, der, ein Verwandter Kaiser Otto's I., um die Mitte des zehnten Jahrhunderts Weib und Kind verließ und mit einem Esel soweit zog, bis der letztere an einer Eiche im Walsertal niederfiel.

Hier blieb Gerold als Einsiedler, in der Eiche Wohnung nehmend. Graf Otto von Jagdberg, aus dem Geschlechte Montfort, entdeckte einst, mit seinen Hunden einen Bären verfolgend, den fremden Gast und schenkte ihm ein Stück

Waldung, wo Gerold nun eine Hütte baute. Gegen Ende seines Lebens (978) zog Gerold nach Einsiedeln, wo seine Söhne Kuno und Ulrich, die den Vater gesucht und in der Einöde gefunden hatten, nach seinem Rate als Mönche lebten, vergabte sein Besitztum diesem Kloster, kehrte in seine Zelle zurück und beschloß sein Leben in der Wildnis. Nach seinem Tode bezogen die Söhne des Vaters Einsiedelei bis zu ihrem Tode.

So erzählt die Sage, die Geschichte erzählt anders. Nach ihr nahm ein rätischer Edelmann Adam aus dem vorarlberger Geschlechte der Herren von Sax (auch Hohensax) an einer Verschwörung Teil gegen Kaiser Otto I. Er wurde dafür zum Tode und zum Verlust seiner Güter verurteilt.

Um ersterem zu entgehen, verbarg er sich unter dem Namen Gerold unweit seiner Güter in einer Einöde, während seine Söhne Ulrich und Kuno im Kloster Einsiedeln Aufnahme fanden, wo sie als Mönche starben.

Auf des Einsiedler Abtes Eberhard Verwendung begnadigte Kaiser Otto am Neujahrstag 949 zu Frankfurt den Adam und setzte ihn wieder in seine Güter ein. Er blieb aber in seiner Einöde und hinterließ bei seinem Tode 978 seine Güter dem Kloster Einsiedeln, dem er sie vorher schon verschrieben hatte.

Dieses errichtete an dem Ort, da Gerold geweilt, eine Propstei zu Ehren der Büßerin Maria Magdalena und nannte sie Frisen. Im Jahre 1340 wurde sie in St. Gerold umgetauft.

Das Volk der Berge ringsum, das den frommen Einsiedler schon bei Lebzeiten verehrte, wallfahrtete nach seinem Tod an sein Grab. Im Stifte Einsiedeln wie in der Propstei wird alljährlich am 19. April sein Fest gefeiert schon seit dem 14. Jahrhundert. Und bis heute herrscht in Einsiedeln der Brauch, daß an seinem Festtage alle an der Tafel Speisenden aus dem ehernen Näpflein trinken, das dem Heiligen einst als Trinkgefäß gedient hat.

1662 wurde das Grab des hl. Mannes geöffnet. Man

fand aber nur den Schädel und die stärkern Gebeine. Das Haupt wurde kostbar gefaßt und in der Kirche auf dem Geroldsaltar aufgestellt, wo es heute noch verehrt wird. Die übrigen Reliquien kamen nach den Klöstern Einsiedeln, Muri und Rheinau. —

Im 17. Jahrhundert erlangten die Äbte von Einsiedeln durch Kauf von dem Kloster Weingarten in Schwaben, das im Vorarlberger Land reich begütert war, die Landeshoheit über die kleine Herrschaft St. Gerold.

Aber wie Weingarten wurde St. Gerold im Jahre 1803 dem Prinzen von Nassau-Oranien durch den Reichsdeputationshauptbeschluß zudiktiert. Die Güter wurden eingezogen, die Geistlichen im Stift pensioniert und nur ein Pfarrer blieb da.

1804 wurden Land und Leute österreichisch, von 1806 bis 1814 durch den Frieden von Preßburg bayerisch, durch den Wiener Kongreß aber wieder österreichisch.

1840 kaufte das Stift Einsiedeln die ehemalige Propstei und die noch vorhandenen Güter und Rechte dem österreichischen Staat für 8000 Gulden ab, und seitdem sitzt wieder ein Propst, der seit 1856 zugleich Pfarrer der 1779 errichteten Pfarrei St. Gerold[1] ist, mit einem Vikar in St. Gerold.

Da Einsiedeln bis zur Reformationszeit ein adeliges Stift war, waren auch die Pröpste in der Einöde von St. Gerold adelige Herren, die vielfach von da aus Äbte von Einsiedeln wurden.

Im 15. Jahrhundert war unter ihnen auch ein Gerold von Hohensax Propst, während sein Bruder Abt in Einsiedeln war.

Viel Vergnügen haben die Herren in dieser Einsamkeit sicherlich nicht gehabt. Und doch zog sich ein resignierter

---

[1] Bis dahin waren die Leute um St. Gerold nach Thüringen, der Mutterpfarrei von Thüringerberg, die unten am Eingang in das Walsertal gelegen ist, eingepfarrt.

Abt von Einsiedeln einmal dahin. Er hieß Adam Heer und verbrachte den Rest seines Lebens bis zu seinem Tode, 25 Jahre (1585—1610), in dieser Einöde.

Nach der Reformation waren fast ausnahmsweise Mönche bürgerlicher Herkunft Pröpste in St. Gerold, wie auch die Äbte im Mutterkloster.

Der heutige Propst ist ein richtiger Schwabe aus Binsdorf Oberamts Sulz in Württemberg und heißt Pirmin Stehle. Er amtet hier schon seit 1863, ein origineller und jovialer Mann.

Seinen Vikar sah ich nicht, wohl aber den Laienbruder Benedikt, ein biederer, gar freundlicher Schweizermann.

Diese Mönche leben so in der Einsamkeit, daß man sich nicht wundern muß, wie selbst die Tiere des Waldes mit ihnen vertraut werden und deshalb neben dem großen Klosterhund ein Reh und ein Dachs freilaufend den Klosterhof beleben. Der Dachs, sonst ja ein bissiges, unheimliches Tier, läuft wie ein Hund im Hause umher und läßt sich auch wie ein solcher traktieren. Bruder Benedikt ist aber auch eine so milde Seele, daß ich glaube, er könnte schadlos „über Schlangen und Basilisken" hinschreiten.

Nach einer Erfrischung in dem sehr kühlen Refektorium verabschiedeten sich Professor Stolz und der Pfarrer Loderer von mir — auf Nimmerwiedersehen in diesem Leben.

Ich habe weder Alban Stolz noch den Pfarrer Loderer je mehr gesehen. Mit Stolz korrespondierte ich später noch einige Male und werde es ihm nie vergessen, daß er mir anno 1878, als alles, was sich für „gut katholisch" hielt, auf mir herumschlug wegen meiner Landtagsrede, einen tröstlichen Brief geschrieben hat.

Er war eben kein politischer Katholik und ein heiligmäßiger Mann, die Heiligen haben aber noch nie ihre Mitmenschen lieblos beurteilt.

Stolz starb, kaum ein Jahr bevor ich nach Freiburg kam.

Mit dem Propst besah ich nach dem Weggang beider

die ziemlich verwahrloste ehemals gotische und später verbarockisierte Kirche und die zerfallenden Propsteigebäude.

Der ganze Kauf von St. Gerold war, wie mir der Propst sagte, kein rentables Geschäft und hat dem Stift Einsiedeln nur Zubußen auferlegt[1]. —

Mit dem Wetter hatte ich bis in die letzten Tage meiner Reise Glück; ein Morgen erhob sich schöner und prächtiger als der andere, so auch beim Aufbruch von St. Gerold in der Frühe des folgenden Tages. Der freundliche Propst gab mir das Geleite bis zur nächsten Pfarre Blons. Bruder Benedikt aber und der Klosterhund sollten mich begleiten bis Damüls, wo die Wasserscheide erreicht ist und es durch das Damülsertal hinabgeht zum Bregenzerwald.

In Blons, das in einer halben Stunde erreicht ist, wo das Tal sich erweitert und wo, ehe er nach St. Gerold kam, der P. Pirmin Pfarrer gewesen ist, trafen wir auch einen Einsiedler Mönch als Pastor. Die wenigen kaum 300 Seelen gehörten ehedem auch zur Pfarrei Thüringen. Aber schon 1689 wurde eine Pfarrei errichtet mit einem Einkommen von 200 Gulden und dem Kloster Einsiedeln übergeben. Seitdem sind Benediktiner von da Pfarrer in Blons.

Der heutige Pfarrer von Blons, P. Gerold Bucher von Kleinwangen im Kanton Luzern, ist der Typus eines glücklichen Menschen. Aus allen seinen Gesichtszügen leuchtet die Zufriedenheit und um seinen Mund spielt ein ewiges Lächeln.

Überhaupt glaube ich, daß in der ganzen katholischen Kirche nirgends so heitere und so zufriedene Priester bei solcher Armut wohnen, wie die Pfarrer samt und sonders im großen Walsertale. Bei 300 bis 500 Gulden Gesamt-

---

[1] Wenige Jahre nach meiner Anwesenheit wurden Kirche und Propstei restauriert und soll im 20. Jahrhundert alles mit elektrischem Licht versehen worden sein; sicher ein Werk des 1905 verstorbenen Abtes Kolumban, der ein Elektrotechniker ersten Ranges gewesen ist.

einkommen, bei gänzlicher Abgeschiedenheit von der Welt, bei ausgedehnten Alpenpfarreien, aus lauter bis in die höchsten Berge hinauf zerstreuten Hütten bestehend — genügsam, gastfreundlich, heiter und zufrieden sein, das heiße ich heldenhaft.

Das Pfarrhaus in Blons ist, wie die weiterhin im Tale gelegenen von Sonntag und Fontanella, gleich einem niedlichen Schwalbennest an den Berg hingelehnt, während drinnen der Pfarrer und seine Schwester singen, beide sehr musikalisch und liederreich. Sie sangen auch mir ein Lied, das tief in meine Seele drang, ein Nachklang des tiefen Friedens und des stillen Glückes in dieser Waldeinsamkeit.

Mit dem erneuten Glauben, daß es noch durchaus glückliche Menschen auf der Erde gebe, verließ ich nach kurzer Rast dieses Haus. Der Propst, der einzig sorgenfreie Pfarrer des Tales, ging zurück, und der Herr von Blons schloß sich unserm Zuge an das Tal hinauf.

P. Gerold ist seit 1871 in dieser Einöde und blieb bis 1897, nachdem er 1893 seine liebe, stille Schwester hatte begraben müssen. Er ist — ein Mann in meinem Alter — heute, 1911, als Beichtiger im Kloster Seedorf im Kanton Uri angestellt und wird dort seine Tage beschließen. —

Bald wurde der Weg belebter, Saumrosse zogen daher, den Käs von den Alpen zu Tal tragend. Die meisten Alpen werden heute verlassen, und in langen Zügen begegneten uns stattliche Kühe und Hirten, die seit Mai auf den Bergen zugebracht hatten und jetzt wieder in die Dörfer heimkehrten.

Vor einem Hause am Wege saßen zwei Kinder und stickten, eine fast allgemeine Beschäftigung der weiblichen Jugend dieses Tales. Ich sah der mühsamen und augenverderbenden Arbeit einige Zeit zu, während der Pfarrer von Blons mir mitteilte, daß eines der Kinder täglich fünfzehn Neukreuzer, das ist 25 Pfennig, verdiene! Draußen aber in Bludenz und Feldkirch, sitzen ihre reichen Arbeitgeber, und schreien von Volkswohl und schimpfen über Pfaffenjoch. —

Dort drüben auf der andern Seite des Berges unter der „roten Wand“ schaute hochgelegen mit seinem heitern Kirchlein das Dorf Raggal herüber, das Schilda des Walsertales. Den Schildbürgern dieses Alpendorfes sagt man im Tale allerlei Streiche nach, so z. B., daß der „Galer“ (dies der Gesamtname), wenn er mit einem Pack beladen auf einen Wagen steige, während der Fahrt den Pack stets auf dem Rücken behalte, um dem Pferde die Last zu erleichtern. Diesen Herbst hatte ein Galer noch sein Spätgras stehen, als die andern schon einheimsten. Auf Befragen gab der Galer zur Antwort: „Er warte, bis die andern fertig seien, dann habe er die Sonne allein, um sein Gras zu dörren, und käme rascher mit der Arbeit zu Ende.“ —

Es war fast Mittagszeit, als wir nach mehr als einstündigem Marsch durch prächtiges Hochgebirgsland den Mittelpunkt des Walsertales, die Pfarrei Sonntag, den malerischsten Ort des Tales, erreicht hatten. Doch ehe wir in dem bescheidenen Wirtshaus unser Mahl, in Käs und Wein bestehend, verzehren, ein Wort über die Bewohner des Tales, die Walser.

Die Walser sind eine deutsche Kolonie, die gegen Ende des 13. Jahrhunderts aus Oberwallis in diese alträtische Gegend einwanderte. Sie waren absolut freie Leute mit eigenem Recht — Walserrecht — in welcher Eigenschaft sie auch von den Herren der Umgegend, den Grafen von Montfort, belassen und bestätigt wurden. Die Walser zahlten niemanden Steuern oder Abgaben. Doch im Laufe der Zeit war diese Freiheit eine Last, da sie bei ihren eigenen Händeln nirgends von außen Schutz und Recht erwarten konnten. Deshalb begaben sie sich 1526 freiwillig in die Unterwürfigkeit der Grafen von Sulz, welche Herren der an das Tal anstoßenden Herrschaft Blumenegg geworden waren, zu der auch das Gebiet des Gotteshauses St. Gerold gehörte und mit der dieses seine weltlichen Gebieter wechselte.

Ob die Walser noch die hellen Haare und die blauen

Augen der germanischen Rasse haben, untersuchte ich um so weniger, als es mir ein Unsinn scheint, darnach noch heutzutage die Germanen zu unterscheiden. Die heutigen Walser wurden mir geschildert als aufgeweckt, witzig (den Galer ausgenommen) und ungemein schlau, welch' letztere Eigenschaft ich in Blicken und Reden selbst lesen konnte. Die Schlagfertigkeit in der Gegenrede, wenn der Walser gefoppt werden will, ist sprichwörtlich in dem Ausdruck „Walserreden" für Spottreden.

Der Walser ist sehr religiös und hängt streng an den kirchlichen Gebräuchen. Das Aussehen der Leute fand ich bei starkem Körperbau vielfach blaß und ungesund, was ich der Unsitte beider Geschlechter, stark zu rauchen, zuschreibe. Nur auf dem „Meßgang", das heißt Kirchweg, wird nicht geraucht, sonst rauchen Mann und Weib, Buben und Mädchen fast immer und überall. Ich sah zwischen Sonntag und Fontanella in einer Hütte ein Weib am Kochherd stehen, in der einen Hand den Kochlöffel, in der andern die Pfeife haltend.

Am lustigsten ist die Kleidung der Walser. Beim Manne: schwarzlederne, kurze Hosen, Strümpfe von Schafwolle, weit ausgeschnittene Schuhe, lange Tuchweste und Spenser, ein runder Filzhut, unter dem das Haar ziemlich lange hervorschaut. Die Jungen fangen übrigens an, dieses „ehrliche Häs", wie die Alten sagen, abzulegen und sich „lutherisch" d. i. neumodisch zu kleiden. Die Frauen und Mädchen sind der alten Tracht treuer. Diese ist im obern Walsertal die bunteste Zusammenstellung der Welt. In allen Farben prangt der Festschmuck der Oberwalserin, wie die Alpenflora ihrer Heimat. Die tonangebende Farbe ist jedoch die rote. Rot sind Mieder, Rock und Strümpfe. Das Mieder ist am Rocke angenäht, kann aber über der Brust nicht geschlossen werden; dazu dient ein Pappendeckel, der, mit vielfarbigem Seidenstoff überzogen, mit gelben Bändchen am Mieder befestigt wird. Auf dem Haupte der Älplerinnen sitzt die runde Pelzhaube, Brämkappe, oder eine Wollmütze,

schwer und der Kuppel einer romanischen Kirche nicht unähnlich. Im Sommer tragen die Frauen eine weiße, gefältelte Spitzenhaube, Nudelkappe, die ich aber, trotzdem die Wirtin in Fontanella sie mir zu Ehren aufsetzte, ebenso wenig beschreiben kann, als die Berge im Mond.[1] —

Die Glocken, von denen das Walserrätsel sagt: „Es stäid ättes (steht etwas) uf de Mure und rueft alle Bure" — läuteten eben hoch vom Berge herab zwölf Uhr, als wir unser Hotel verließen. Dort oben stand auch das Pfarrhaus, wo schon vorher der Herr von Blons hatte Einkehr halten wollen. Ich hatte dem aber absolut widersprochen, da ich mir ein Gewissen daraus gemacht hätte, einem Walserpfarrer, der selbst nichts hat, noch als Gast ins Haus zu fallen.

Wir ließen deshalb den Herrn Pfarrer Martin Matt zu uns herabbitten, während wir unten warteten. Bald kam seine kräftige, gedrungene Gestalt in Kniehosen mit raschen Schritten auf uns zu. Seine ersten Worte waren ein Tadel, daß wir nicht bei ihm Mittag gemacht hätten. Er schloß sich uns aber alsbald für den Weiterweg an.

Immer steiler wird der Weg von Sonntag herauf gegen das Dorf Fontanella, das seinen Namen einer längst vergessenen Heilquelle verdankt und auf die rätisch-romanische Bevölkerung hinweist, die vor den Wallisern hier gewohnt hat. Immer mühsamer ward aber der Weg besonders für mich, den langen Schwaben, während meine Begleiter leicht die gewohnte Steigung überwanden, vorab der Pfarrer von Sonntag in seinen kurzen Hosen und Schnallenschuhen. Ich habe diese Tracht, wie sie im vorigen Jahrhundert durchweg beim Landklerus Sitte war, noch an keinem jüngeren Geistlichen gesehen, als an genanntem Pfarrer von Sonntag, fand sie aber an ihm so kleidsam, ich möchte sagen so elegant, daß ich ihn nicht genug darum anschauen konnte.

---

[1] Heute soll die originelle Tracht am Verschwinden sein, aber auch das Rauchen der Weibsleute hat fast ganz aufgehört.

In Fontanella, das wir gegen zwei Uhr erreicht hatten, liegt das Pfarrhaus unweit der Straße. Ich schritt hinauf, stellte mich dem Pfarrer Lorenz Duelli unter seiner Haustüre vor und bat ihn zu uns ins Dorfwirtshaus hinabzukommen, was er gerne zusagte.

Bevor ich schied, kam noch die Schwester des Pfarrers und schalt, daß wir von ihrer Gastfreundschaft keinen Gebrauch machten. Das meinte sie, sei ihr noch nie vorgekommen.

Die Rast im Wirtshause von Fontanella war mir doppelt willkommen, weil die Höhe des Faschinapasses noch lange nicht erstiegen war und bis dahin noch ein Weg von fast zwei Stunden stark bergauf zurückzulegen war. Zugleich wollte ich hier die Sohlen meiner dünnen Sonntagsstiefel nageln lassen, um noch anständig und nicht wie ein Vagabund in den Bregenzerwald hinab zu kommen.

Da erbot sich der junge, lebhafte Pfarrer von Fontanella hiezu — denn, sagte er, ich bin gelernter Schuhmacher. Und in der Tat bestätigten mir alle Anwesenden diese überraschende Mitteilung. Noch überraschender aber ist die Art und Weise, wie er zu dem Entschlusse kam, dem Schusterhandwerk zu entsagen. Als sein heutiger Nachbarspfarrer von Sonntag die erste heilige Messe las, stand ein junger Schustergeselle in der Kirche und schaute lebhaft der Feier zu, so lebhaft, daß er von Stunde an beschloß, auch Priester zu werden. Trotz mannigfacher Hindernisse führte er es aus und ist heute der Nachbarspfarrer des damaligen Neupriesters.

Man muß vor jedem Menschen Respekt haben, der von unten sich heraufarbeitet und es zu etwas bringt. Diese Achtung wird aber umso größer sein, je mehr der Betreffende Anstrengungen machen mußte, um sich emporzubringen. Niemand wird jedoch heute in dem Pfarrer von Fontanella einen ehemaligen Schusterjungen ahnen. Geist, Bildung und Energie sprechen aus allen Zügen dieses tüchtigen Alpenpfarrers. Wir dürfen ihn kecklich so nennen; denn seine Pfarrei besteht aus lauter Bergen, vierzehn Alpen, die er

alljährlich in mühsamer, stundenlanger Steigung zu besuchen und einzusegnen hat.

Sobald die Walser mit ihren Kühen für den Sommer über auf die Alpen gezogen sind, kommt auch der Pfarrer nach und segnet die Weiden und Alphütten, während die Bewohner der Alpe um ein großes Feldkreuz versammelt den Rosenkranz beten. Eine merkwürdige Erscheinung bei dieser Benediktion erzählte mir der Pfarrer von Fontanella. Er wird nämlich auf den Alpen gastiert, da er auf jede einzelne für hin und zurück eine Tagreise verwenden muß. Die Gastierung besteht nun in der Regel aus einem Gebäck von Mehl und Schmalz; Milch aber, die den vom Bergsteigen Ermüdeten am meisten erquickte, geben die Leute nur sehr ungerne her. „Leichter", sagte mir der Herr, „will ich auf den Alpen Gold bekommen, als Milch" — und doch ist diese das nächste, einzige Produkt der Alpenwirtschaft. Sorgfältig tragen die Älpler ihre Milch ins Senntum, das heißt in die Alphütte, wo der Käs gemacht wird, um, wenn der Sommer vorüber ist, möglichst viel Milch abgegeben zu haben.

Noch fiel mir im Wirtshause in Fontanella auf, daß der Pfarrer und die Wirtin sich mit „Du" anredeten. Es soll dies überall hier zu Land Sitte sein und ich muß sagen, daß mir das ganz gut gefällt. Es klang dieses Du in Fontanella auf der einen Seite so ehrerbietig und kindlich, wie auf der andern Seite überlegen und väterlich. Wir Deutsche reden ja mit Gott, dem Allerhöchsten, nicht anders, und der Römer, dessen Kaiser göttliche Ehre genossen, gab diesen keinen andern Titel in der Anrede. Wenn die Franzosen und Engländer gar die kleinen Kinder mit „Sie" traktieren, so ist das alles eher, als natürlich.

Als ich den guten Tyrolerwein bezahlen wollte, hatte dieses schon hinter meinem Rücken der Pfarrer getan und ließ mich die Sache nicht mehr korrigieren, weil ich ihm nicht in seinem Hause Gelegenheit gegeben hätte, mich zu bewirten.

So freigebig sind diese armen Pfarrer!

Ohne den Pfarrer von Sonntag, der wieder heimzukehren genötigt war, setzte sich unsere Karawane um die dritte Stunde des Nachmittags in Bewegung, um den Faschinapaß und die Jsgavelsalpe zu erreichen, von wo ich noch hinab in den Bregenzerwald steigen wollte.

Voran ging der schnellfüßige Fontaneller, hinter ihm der Herr von Blons, und zuletzt kamen Bruder Benedikt und meine Wenigkeit, während der Klosterhund von St. Gerold uns umkreiste. Über wilde Schluchten und ausgetrocknete Alpenbäche führte der beschwerliche Weg hinauf zu Paß und Alpe, welch' letztere die Auszeichnung besitzt, eine kleine, armselige Kapelle zu haben, die gar einsam von der Höhe ins Tal hinabschaut.

Unmittelbar hinter der Jsgavelsalpe liegt das Dorf Damüls, durch eine kleine Schlucht von ihr getrennt. Damüls ist das letzte der Walserdörfer, aber auch das hochgelegenste. Hier war bis 1806 ein freies Bauerngericht, dessen Rechtsgrundsätze heute noch zum Teil im Volksmunde leben. So z. B. der Satz: „Was man nicht heben (halten) kann, muß man fahren lassen". Als einst ein Bauer auf Schadenersatz klagte, weil sein Knecht ihm einen Kübel Schmalz den Berg habe hinabrollen und so zu Grunde gehen lassen, sprach nach obiger Sentenz das Gericht den Angeklagten frei. Darauf schimpfte der Kläger das Kollegium tüchtig aus und, zur Verantwortung gezogen, entschuldigte er sich mit dem gleichen Rechtssatze: weil er das Schimpfen nicht habe heben können, habe er es fahren lassen. —

Auf der Jsgavelsalpe war anfangs kein Mensch zu bestimmen, mich noch so spät in den Bregenzerwald zu begleiten und in der Nacht zurückzukehren, und schon war der überaus freundliche Pfarrer von Fontanella unterwegs, um in Damüls einen Führer für mich zu holen, als ein Alpknecht seiner Pfarrei ihm begegnete, der mich der Verlegenheit überhob, unter Umständen in einer Alphütte Nachtlager nehmen zu müssen.

Ich schied nun rasch von meinen lieben Begleitern[1], die, wie der ewig lächelnde Herr von Blons und der unvergleichlich gute Bruder Benedikt, mir fünf bis sechs Stunden von ihrem Heim weg das Geleite gegeben hatten — und im Schnellschritt ging's bergab mit meinem Führer, einem kräftigen, untersetzten Manne anfangs der dreißiger Jahre. Seine Heimat ist Fontanella, sein Beruf im Sommer Alpknecht, im Winter Holzhacker — sein Vater längst tot, begraben unter einer Lawine, sein Bruder drunten bei Wien als Kaiserjäger und seine Schwester die Frau des Mannes, dessen Kühe er auf Isgavels melkt. Das alles hatte er mir gar bald erzählt, zu meiner Freude stets „Du" mit mir redend und immer rascher über Schluchten, Bäche, durch Wälder und Weiden voraneilend.

Am meisten freute es mich, als er, seine Lebensskizze schließend, sagte: „Ja, Du kannst Dir gar nicht denken, was man in diesen Bergle mitmacht." Vor uns stand die riesenhafte Felswand der Ganisfluh und links über ihr die Mittagsspitze, ringsum gigantisches Gestein, und doch spricht mein Fontaneller von „Bergle".

Von ihm erfahre ich auch, daß das Walsertal alljährlich fünf Mann zu den Kaiserjägern stellt, während die übrigen Tauglichen unter die „Landwehrbuben" kommen. Man kann hier sehen, wie sehr es in der Welt auf den Sprachgebrauch ankommt. Im Walsertale nennt man die Soldaten der Landwehr allgemein „Landwehrbuben" — in Deutschland

[1] Von den guten Menschen, die ich im Walsertale kennen lernte, sind heute, 1911, alle tot bis auf den Pfarrer von Blons, der, wie schon erwähnt, in Seedorf, Kanton Uri lebt. Der Pfarrer von Sonntag starb als solcher 1899 in Meiningen bei Feldkirch und der Pfarrer Duelli 1906 als Pfarrer in Schwarzach. Der Bruder Benedikt beschloß sein Leben 1892 in Einsiedeln und ebenda auch der Propst Pirmin 1908. Auch der Pfarrer Loderer starb schon 1887 als Benefiziat in Ranggen in Vorarlberg. Das alles berichtete mir der heutige Propst P. Andreas Lautenschlager, ein Schweizer aus Sirnach im Thurgau.

wäre einer seines Lebens nicht mehr sicher, wenn er sich dieses Ausdruckes bediente.

Von seinen Mitbürgern, den ehrsamen Bewohnern von Fontanella, betonte mein Führer als deren Hauptmerkmal: „Sie sind fürchterlich grob.“ Und in der Tat hatte auch der Pfarrer mir einen Zug erzählt, der meines Begleiters Ansicht zu bestätigen scheint. Auf eine Mahnung des Pfarrers an einen Bauern, seine Kinder besser in Zucht zu nehmen, antwortete dieser: „Das geht Dich nichts an, ich ziehe meine Kogen, wie ich will!“ Das ist gewiß schon etwas mehr als „Natur in stiller Größe“. —

Es war tiefe Nacht, als wir endlich hinabkamen in das Tal des Bregenzerwaldes und in dem Dorfe Au Einkehr hielten. Wenn ich mir den Weg nach der Isgavelsalp dachte und meinen Begleiter ansah, der zurück mußte, um seine Kühe noch zu melken, so überkam mich Mitleid mit dem Burschen. Nicht für tausend Mark hätte ich ihn begleitet, und er war hocherfreut, als ich ihm zwei Gulden gab und einen labenden Trunk, und zog unter vielen Dankesworten lustig in die Nacht hinein und bergauf. Aber auch ich war herzlich froh, heute keinen Schritt mehr machen zu müssen, und diese Freude trübte mir keinen Augenblick die Mitteilung eines Bauern im Wirtshause, daß der Wirt das Nervenfieber habe und totkrank darniederliege.

Ich war glücklich, nicht in Gesellschaft von Damen angekommen zu sein, sonst hätte das Wort Nervenfieber mich gezwungen, noch eine andere Herberge aufzusuchen.

In Au ging jedoch mein Reiseglück zu Ende, denn am Morgen regnete es in vollen Strömen; Regenwetter aber in waldiger Gebirgsgegend ist zweifellos das langweiligste auf Erden. Dorf und Kirche von Au mußten aber trotzdem besehen werden, ehe ich, statt zu Fuß weiter zu gehen, mit Extrawagen zum Wald hinausfahren wollte.

Au ist ein prächtiges Walddorf. Ringsum hohes Gebirge und helles Alpengrün, und an den Ufern der Aach hin

niedliche Alpenhütten. In der Kirche, die so freundlich ist, wie die Kirchen des Walsertales, kniete einsam ein Priester mit dem Rosenkranz in der Hand — es war der blinde Pfarrer des Dorfes, der trotz seiner Erblindung noch seine Pfarrei versieht und dabei ebenso arm ist, wie seine Nachbarn im Walsertale. Des Wirts Mutter hatte mir vorher von ihrem Pfarrer erzählt, darum betrachtete ich den unglücklichen Mann mit tiefster Teilnahme und Verehrung und nicht ohne stillen Vorwurf für mich — Gott gegenüber.

Es muß einem Blinden unangenehm sein, wenn fremde Leute ihn besuchen, da er ja dann doppelt schwer sein Unglück fühlt; deshalb unterließ ich es auch, den blinden Pfarrer im Gebete zu stören und mich ihm vorzustellen.

Eben zogen die jungen Wäldler jubelnd aus der Schule heim, als ich aus der Kirche trat. Ihr Jubel und das stille Gebet des blinden Pfarrers bildeten einen Kontrast, der tief in meiner Seele wiederklang. Allerliebst aber waren die kleinen Wäldlermädchen doch in ihren niederen, runden Pelzmützen und ihren blauen, langen Regenmänteln aus Zwilch, die wie ein Talar sie umschlangen. „Schmelen" nennt die Volkssprache der Bregenz-Wäldler die jungen Mädchen, was offenbar mit schmal, schlank zusammenhängt. Denn die Bewohner des Bregenzer Waldes sind echte Schwaben, die bei den Einfällen der Ungarn im zehnten Jahrhundert ihre Heimat verließen und in diesen Urwäldern sichere Niederlassungen suchten gegen die Raubhorden Pannoniens.

Mit Ungeduld erwartete ich die längst bestellte „Extrapost" — die denn gegen Mittag vorfuhr und mich im raschen Trabe zweier kräftiger Pferde durch das enge, felsige Waldtal nach Bezau, dem Hauptorte des Waldes, führte.

In eine graue, härene Decke eingewickelt, saß der Fuhrmann, den ich für den Knecht des Posthalters hielt, auf dem Bock der Kalesche; er belehrte mich aber von da aus bald, daß er der Posthalter selber und ein gebildeter Mann sei. Kein Wunder, denn er war Oberjäger bei den Kaiserjägern ge-

wesen und 1866 als kaiserlicher Oberleutnant bei den Landesschützen am Stilfser Joche Wache gestanden. Für ausgezeichnete Bravour in den Schlachten von 1859 hat der tapfere Mann die große goldene Medaille mit einer darauf ruhenden Pension von hundert Gulden erhalten. Später bekam er den armseligen Postdienst in Au übertragen, und sofort wurde die Prämie eingestellt. Alles Bitten bis hinauf zum Kriegsminister konnte dem Braven seine hundert Gulden nicht wiederbringen. —

Außer den bodenlos schlechten Wegen ist alles reizend schön in diesem Walde: dunkle Wälder, hohe Berge, kahle Felsen, grüne Matten, rauschende Bäche, schmucke Häuser, gute Wirtschaften und gemütliche Menschen. Nur heute überzog der strömende Regen das malerisch wechselnde Landschaftsbild mit einem trüben Schleier, der sich auch über meine Reiselust zog und mich in Bezau bestimmte, von meinem Oberleutnantegefährt herab und auf den bereitstehenden Omnibus zu steigen, der mich vollends zum Wald hinaus führen sollte.

Am Kapuzinerkloster hielt der Stellwagen, um einen Pater aufzunehmen. Während dieser einstieg, sah ich aus dem gegenüberliegenden Hause eine junge Dame scharf auf mich herabschauen, der ich auf dem Imperial beim Postillon saß. Ich schaute hin und sie her — und plötzlich hatten wir uns erkannt — die Dame war der jugendlich schöne Cisterzienserpater Gregor aus dem Kloster Mehrerau, den ich in seinem weißen Habit mit schwarzem Skapulier für eine — Dame gehalten hatte.

Jetzt war's mit der Weiterreise fertig — ich stieg vom Omnibus herab, um dem unerwartet getroffenen Freunde seinen Willen zu erfüllen und zugleich aufs neue bestärkt zu werden in einer merkwürdigen Tatsache. Seit Jahren nämlich kommen P. Gregor und ich alljährlich zusammen, und jedesmal regnet es. Darum hat er von mir längst den Namen „Jonas" erhalten, weil er, so oft er das Schiff besteigt, um über See zu fahren zum Hans am See — Regen

mitbringt. Jetzt war ich im Reinen, warum heute mein Wetterglück mich verlassen — Jonas befand sich in meiner Nähe.

Daß ich alsbald die Gelegenheit wahrnahm, die Kapuziner zu besuchen, versteht sich nach dem, was ich oben gesagt habe, von selbst. Hier traf ich auch den Bezirksrichter von Bezau, bei dem Jonas zu Besuche war, und siehe da — auch er war ein alter Bekannter. Als Theologiestudent hatte ich einst, anno 1861, den Gebhardsberg bei Bregenz bestiegen und dort viel Natur, aber auch viel Bier gekneipt. Damals machte ich oben die Bekanntschaft eines jungen Beamten aus Bregenz, in dessen Gesellschaft ich in die Stadt hinabstieg — heute fand ich ihn wieder als altersgrauen Bezirksrichter von Bezau.

Der Herr erweckte in mir eigene Erinnerungen. Was war in meinem Leben seit jenen vierzehn Jahren alles vorgegangen? Wie anders schaue ich heute Welt und Menschenleben an, als damals! Wie tief ist so manch' jugendliches Ideal von damals hinabgesunken in den Grund menschlicher Armseligkeit, und wie ist in mir und um mich alles anders geworden! Wie würdest du heute, so fragte ich mich, dein Leben einrichten, wenn das Schicksal dich abermals in jene Zeit zurück versetzte und dich auf die Zinnen des Gebhardsberges stellte?!

Es ist eben der alte, stets unerfüllte Wunsch jeder Menschenseele, nochmals jung zu werden, zu wissen, was man alt weiß und erfahren hat, um darnach ein neues Leben — ohne die vielen Torheiten — einzurichten. Und was liegt diesem Wunsche, der so tausendfach wiederklingt in allen Menschenseelen, anderes zugrunde, als jener hienieden ungestillte, stets ahnende und nie ruhende Drang unseres Herzens nach ungestörtem Frieden — nach Glückseligkeit? —

Bei den Kapuzinern und ihrem Tyrolerwein blieb ich nun bis gegen Abend. Dann zog ich ins Gasthaus zur Post zum Übernachten und unterhielt mich mit der jungen Post-

halterin. Sie erzählte mir unter anderm, daß in Bezau eine eigentümliche Zeitung erscheine, das „Bregenzerwälderblatt“, eigentümlich durch seinen Redakteur und seinen Hauptkorrespondenten; der erstere ist nämlich ein ehrsamer Schlossermeister und der andere ein einfacher Bauer. Nach Aussage der Frau Posthalter, die mir dieses Journalistengeheimnis verriet, sind die beiden ehrliche Leute und lügen deshalb die Leser jedenfalls unendlich weniger an, als viele Publizisten von Fach und Studium.

Wenn diese Journalisten von Bezau ihr Zeitungsgeschäft so gut besorgen, wie die Posthalterin ihr Post- und Telegraphenamt, so gehören sie jedenfalls zu den besseren ihrer publizistischen Kollegen. Denn diese, eine schlichte Bauersfrau, amtierte in ihrem Bureau ganz meisterhaft, sodaß es eine Freude war, dieser Wäldlerin zuzusehen, wie sie am Telegraphenamt stand und in den Weltverkehr mit kundiger Hand eingriff, es nebenbei aber auch nicht in der Wirtsstube ihren Gästen an guter Bewirtung fehlen ließ.

Weder die geistig regsame Wirtin, noch die Blättle schreibenden Bauern nahmen mich wunder. Denn die erstere stammt aus geistig hellem Geschlechte. Ihr Onkel war der 1872 verstorbene Propst Jodok Stülz von St. Florian in Oberösterreich. Er war gebürtig aus Bezau und Sohn eines Kleinbauern und Zimmermanns. 1848 saß der tüchtige Mann auch im Frankfurter Parlament. Sein Bildnis hängt im Wirtshaus zu Bezau.

Und was den Bauernzeitungsschreiber betrifft, so ist er nicht der erste seines Standes im Bregenzer Wald, der zur Feder greift. Vor ihm hat schon der Kleinbauer Franz Michael Felder, der 1869 gestorben, sich als Schriftsteller im großen Styl bewährt. Er wurde 1839 geboren zu Schoppernau, eine kleine Stunde oberhalb Au. Er gilt zwar bei seinen urkatholischen Landsleuten, wie mir schon die Wirtin in Au erzählte, als Freigeist. Was ich seitdem von ihm gelesen, bestätigt mir das keineswegs. Felder, dessen Selbstbiographie

mir als sein Bestes gilt, war freisinnig, aber nicht freigeistig. Er hatte aber für seine mangelnde Schulbildung viel zu viel gelesen, was er nicht alles verdauen konnte.[1] —

Möglichst früh suchte ich am andern Tag der Nähe des regenbringenden Jonas zu enteilen und saß deshalb schon um vier Uhr morgens im kalten Omnibus, und als es Tag war, hatte ich den Bregenzerwald hinter mir, aber nicht den Regen. Womöglich noch trüber als am gestrigen Tage sah die Welt aus; der Regen fiel ganz sündflutlich auf Land und Leute nieder, und ich war recht froh, als die Eisenbahn mich noch vor Mittag in Bregenz absetzte.

War ich doch wieder am See und somit sicher, heute noch heimzukommen und den Ärger ob des schlechten Reisewetters los zu werden. Die zwei Stunden, welche ich noch in Bregenz bis zur Abfahrt des Schiffes zubringen mußte, hätten meinen Unmut gesteigert, wenn nicht zwei Vagabunden mich aufgeheitert hätten. Zwei Maurersgesellen, die „Blauen" gemacht und sich beizeiten vollgetrunken hatten, taumelten vor mir auf der Straße hin, auf der ich langweilig und im Regen auf- und abschritt, und sangen mit lauter Stimme:

Und a so zwa, wie wir zwa, es ist halt a Freud,
Wir sind nicht von gestern, wir sind nicht von heut.
Und so zwa, wie wir zwa, es ist halt a Freud,
Wir sind ja, wir sind ja die ornd'tliche Leut.

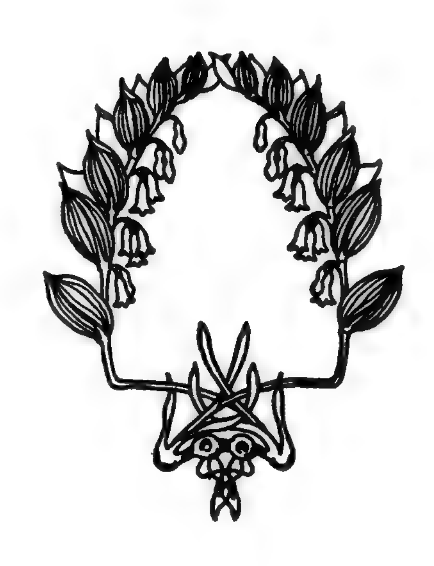
Das war echter Vagabundenhumor, wie ich ihn selten gehört, und mich freuten die zwei Lumpen bei dem wüsten Wetter doppelt als ein Beweis, daß auch der Leichtsinn manchmal eine liebenswürdige Seite und damit seine zeitweilige Entschuldigung hat. Ich beneidete die beiden Kerle — nicht

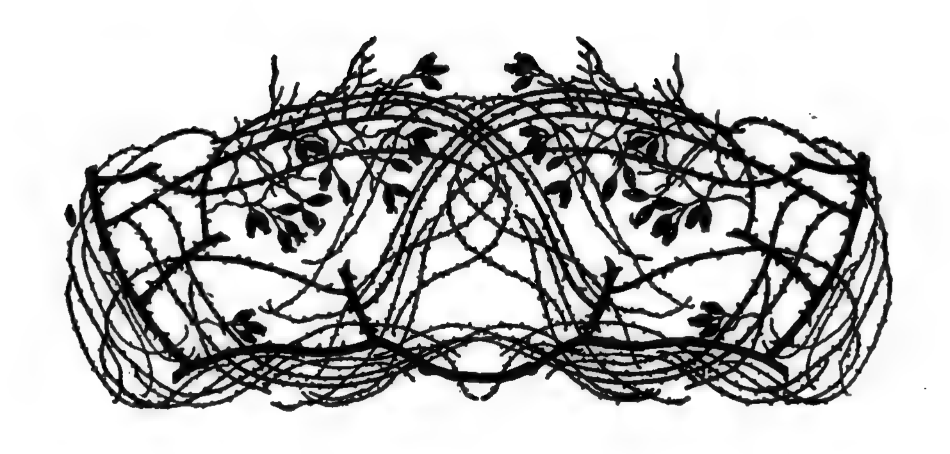
---

[1] In neuester Zeit kommt Felder bei seinen Landsleuten zu Ehren. 1910 hat sich in Bregenz ein Franz Michael Felder-Verein gebildet, der die Herausgabe seiner Werke und die Förderung von Lesegesellschaften in Vorarlberg sich zum Ziele gesetzt hat.

um ihre „Zöpfe", wohl aber um ihren Galgenhumor, mit dem sie, Lumpen in Lumpen, sich „die ordentlichen Leute" par excellence nannten.

Sie hielten mich in guter Stimmung, bis die Zeit der Abfahrt kam. Unter bayerischer Flagge fuhr ich bis Friedrichshafen. Noch eine Stunde später, und ich war mit einem badischen Dampfer wieder daheim, und zu Ende waren meine Umwege.





Aus dem Leben eines Reichstags-kandidaten.

1877.

1.

Wenn man einem Übel nicht entgehen kann, muß man es sich wenigstens möglichst angenehm zu machen suchen. Kein Mensch entgeht heutzutage, in dem größten Teil der alten Welt wenigstens, der Politik, dem Politisieren und seinen Folgen. Von den Reichstagen und Ständekammern bis in die Boudoirs der Damen und in die Butiken der Schneider und Schuster und von den Diplomaten ersten Ranges bis zu den Schulknaben herab wird in unseren Tagen politisiert. Ja, ich glaube, daß im neuen Deutschen Reiche, wo ich Land, Leute und — die Spatzen genau kenne, selbst die letzteren auf den Dächern politische Versammlungen halten. Und als ich vor Jahren einmal — oder wenn ich recht rechne, zweimal — im Gefängnisse bei einsamen Spinnlein saß, da machte ich die Beobachtung, daß selbst

Die Spinne an der Wand
Denkt an das Vaterland.

Drum, warum sollen wir nicht auch einmal politisieren zur Kurzweil und lachend Politik treiben?

Unsere Leser alle kennen das liebliche deutsche Ländchen Baden, den Garten Deutschlands, aus dem übrigens viele Tausende schon in betrübten, armseligen Zeiten ausgewandert sind, um sich in der neuen Welt ein Heim zu suchen. Es ist leider noch nicht sprachlich festgestellt, ob man sagt die Badener oder die Badenser — aber diese Badener und badischen Badenser sind meist aufgeweckte Leute, lustig und heiter wie ihre Flüsse, Berge und Täler. In politischen Dingen waren sie all' Zeit ihres Bestandes obenan und haben bekanntlich anno 48 am stärksten von ganz Germanien in — Politik gemacht. Seitdem ist das Ländchen nicht bloß der ökonomische, sondern auch der politische Garten, das Frühbeet und Treibhaus des politischen Lebens für Deutschland geworden. Es sind manche „Blümlein wundersam" in diesem politischen Garten aufgegangen. Die einen nennen sie Maiblumen, die andern Teufelskraut; die Früchte drohen für die letztere Bezeichnung als die richtige zu sprechen.

Nun, in diesem zweifachen deutschen Garten war ich, zum zweiten Male, im gleichen Wahlbezirk Kandidat bei den Reichstagswahlen im Jänner 1877, und aus diesem zweiten Kandidatenleben will ich etwas zum besten geben zu jedermanns „Lust und Lehr'".

Wenn der Straßburger Münsterturm an einem schönen Sommertag über den Vater Rhein, der sich zu seinen Füßen hinzieht, hinüberschaut, so sieht er eines der schönsten Stücke des badischen Landes. Zunächst jenseits des altdeutschen Stromes liegt in der Ebene das reichgesegnete Hanauerland mit stolzen, überaus wohlhäbigen Bauern, durch ihre malerische Tracht bislang weithin bekannt. Schaut die alte Turmspitze noch weiter, so zeigt sich am Ausgang des lieblichen Kinzigtales, in dem die weltbekannte Schwarzwaldbahn ihren An-

fang nimmt, die duftige Stadt Offenburg, ein uralter Sitz freien Bürgersinnes und liberaler Loyalität. Um sie lagern in weitem Bogen stattliche Dörfer, meist „von Ultramontanismus umnachtet". Über das Ganze erheben sich im Hintergrunde die gewaltigen Bergmassen des Kinzig- und Renchtales, bis in die kleinsten Talengen hinein und auf die steilsten Bergrücken hinauf nutzbar gemacht von mühsam tagwerkender Bevölkerung. Das ist der Wahlbezirk, in welchem man den deutschen Reichsbürgern anno 1877 zum zweiten Male zumutete, mich als ihren Vertreter nach Berlin zu senden.

Schon seit Jahren haben die lichtlosen, katholischen Dörfer um Offenburg mich als ihren Abgeordneten in die badische Kammer geschickt, und deshalb war man auf den Gedanken gekommen, mich den dortigen Bauern vom Rhein bis zu den höchsten Spitzen des Renchtales auch für Berlin vorzuschlagen.

Ich bin nun zwar ein kranker Mann, viel kränker als der, welchen die Russen kurieren wollen, und doch nahm ich eine Kandidatur nochmals an, weil ich gerne einmal einen Reichstag in Berlin mitgemacht hätte, um davon erzählen zu können. Und dieses Erzählen hätte mir armem, diätenlosen Reichstagsabgeordneten die „Diäten" ersetzen müssen.

Ich lebe ja nur von „Erinnerungen" bei meinen Fahrten und Wanderungen, und schon dachte ich mir, wie ich „Erinnerungen eines Reichstagsabgeordneten" schreiben würde. Allein

Der Kandidat denkt,
Und der Hanauer Bauer lenkt.

Wie ich trotz meiner Anstrengung abermals durchfiel, das soll eben unsere Humoreske des näheren vermelden.

Wie bei den alten Römern die Kandidaten zu einem Staatsamte in der weißen Toga (toga candida), im langen weißen Gewande, umhergingen, um jedem Bürger die Hand zu drücken und sich zu empfehlen, so wollte auch ich

am 4. Jänner des Jahres 1877, aber in schwarzem Gewande, vom Bodensee ausziehen, um mich meinen Wählern zu präsentieren.

Doch schon gleich von Anfang zeigte sich des Geschickes ungünstige Hand, geschrieben auf den Wellen des Bodensees. Der alte Seegott Bodan tobte so heftig an dem kleinen Landungssteg meines Seedörfchens, daß das Dampfschiff nicht anhalten konnte und ich meine Abreise um einen Tag verschieben mußte.

Erst später kam mir's, warum der Gott des schwäbischen Meeres seinen Dreizack so schwer in die Gewässer schlug. Er wollte mich abhalten von meiner Kandidatenreise und mich retten vor der Blamage des Durchfalls. Wir sind nämlich gute Freunde, der Seegott und meine Wenigkeit. Unsere Freundschaft datiert seit den bald zehn Jahren, welche ich an seinen Ufern verlebe. Schon oft, da ich an seinen Gestaden einsam wandelte oder im Kahn auf seinen stillen Wellen mich wiegte, hat mir der alte Bodan erzählt von den vergangenen Zeiten, und ich habe manches, was mir auf dem Herzen lag, in seine stillen, schweigsamen Wellen begraben.

So weiß ich, daß der schwäbische Neptun in politischen Dingen äußerst konservativ ist. Er ist gar nicht gut zu sprechen auf unsere moderne Kultur und den zeitüblichen Fortschritt. Er lobt sich jene Tage, da noch die Pfahlbaumännlein an seinen Ufern spielten, über seinen Wassern wohnten und dem schützenden Wassergott ihre Opfer brachten. Damals war er noch der Löwe des Tages, und die Alpsteine ringsum schauten respektvoll in seine Fluten.

Auch als die heiligen Glaubensboten Pirmin und Gallus aus seinen Wassern die Kelten, Römer und Alemannen an seinen Gestaden tauften, fühlte er sich hochgeehrt. Heute durchfurcht wider seinen und seiner Wellen Willen, Richtung und Tendenz die Dampfkraft sein altehrwürdig Angesicht, und von manch neudeutschen Seebauern kann man

hören: „Wenn nur der Bodensee eine riesige Wiese wäre, da gäb's Futter!" Sie wünschen seinen Untergang, die pietätlosen Menschen der Neuzeit, und deshalb ist er, der alte Blaubart, kein Freund der jetzigen Weltanschauung, und da er in vieler Hinsicht recht hat, so harmonieren wir beide seit langem. Als ich aber Reichstagskandidat war, wurde ich stolz, vergaß der mahnenden Stimme meines wogenden Freundes und fuhr ihm zum Trotz am 5. Jänner gen Konstanz, um von dort mit der Eisenbahn auf das Schlachtfeld meiner Wahltätigkeit zu gelangen.

Bekanntlich haben die Boten des Deutschen Reiches freie Fahrt nach der Reichshauptstadt, wo sie dann aus eigener Tasche den Berlinern schweres Geld lassen müssen, damit sie lernen das Wort erfassen, daß Reden Silber, Schweigen aber Gold ist. Je mehr die Herren reden, umsomehr kostet's sie Geld, weil sie länger in Berlin bleiben und leben müssen: also ist wenig Reden ihr Profit. Aber die freie Fahrt versüßt doch vieles. Wenn so ein Volksvertreter in die erste Wagenklasse steigen, dem kontrollierenden Schaffner seine Freikarte als Reichsbote vorweisen kann und das Bahnpersonal dann staunend aufschaut zu der politischen Größe, so ist das auch was wert, und mit leichterem Herzen, gehoben von seiner Stellung, reist man Berlin zu.

Leider sah mir am genannten Tage kein Mensch an, daß ich Reichstagskandidat sei, noch viel weniger war ich fahrtfrei. Und so stieg ich denn in aller Bescheidenheit in ein Coupé zweiter Klasse und fuhr landabwärts.

Land und Leute der Gegenden, die ich zu durchziehen hatte, sind mir über und über bekannt vom liberalen Seehasen durch den noch liberaleren Bewohner der Baar und des nordöstlichen Schwarzwaldes bis hinab zu dem konservativen, gläubigen Volke des Kinzigtales und der Rheingegend. Deshalb suchte ich im Wagen selbst meine Unterhaltung und hatte sie gar bald gefunden.

Mir gegenüber saß ein Mann in der Tracht des wohl-

häbigen, einfachen Bürgers. In seinen Augen lag ungemein viel Klugheit und Welterfahrung. Er kam mir vor, als hätte ich ihn im Leben schon gesehen, und da er mir gleich sehr freundlich begegnete, so fragte ich ihn alsbald, ob wir uns nicht schon irgendwo getroffen hätten. Und richtig, es war so. Ich hatte ihn vor zehn Jahren einmal in seinem Dorf besuchen wollen, weil mir der Pfarrer, mein längst toter Freund Ludwig Kästle, bei dem ich zu Gast war, von dem originellen Mann erzählt hatte.

Später traf ich ihn in Gesellschaft in Karlsruhe und habe einige Worte mit ihm gewechselt. Heute sollte ich ihn aber näher kennen lernen.

Ich bin schon mit allerlei Menschen auf Reisen zusammengekommen und habe schon manch hochinteressante Persönlichkeit kennen gelernt, einen Mann der Art aber, wie er heute mir in der Person des Holzhändlers Josef Himmelsbach von Oberweier bei Lahr in den Weg gekommen, noch nie. Man freut sich in der Regel, gebildete, geistreiche, irgendwie berühmte Männer zu sehen oder sie anhören zu können. Hier hatte ich einmal einen sogenannten ungebildeten Menschen vor mir, aber so voll des gesunden, naturwüchsigen Menschenverstandes, daß die Funken dieses unscheinbaren Geistes aus allen seinen Kraftsätzen förmlich herausflogen und mir neuerdings bewiesen, wie unsere sogenannte Bildung nicht nötig ist, um einen von Natur rechtmäßig qualifizierten Menschen zum ganzen, vollen Mann zu machen.

Mein interessanter Reisegefährte, der Sohn des Vogts auf dem Haghof in der Gemeinde Geroldseck, auf der Wasserscheide zwischen Kinzig- und Schuttertal, hat nur notdürftig schreiben und lesen, aber sehr gut rechnen gelernt in seiner Dorfschule.

Er war der jüngste Sohn des alten Vogts und wäre drum Erbe des elterlichen Hofes geworden. Aber er sollte zu diesem Zweck nach dem Willen des Vaters eine reiche

Bauerntochter aus dem Schuttertal heiraten und das wollte er nicht.

Er hatte sein Herz schon vergeben an ein schönes, gescheites, aber armes Mädchen in Prinzbach, wohin Geroldseck eingepfarrt ist. Und die wollte er und keine andere.

Drüben in Oberweier kaufte er sich ein kleines Gut, groß genug, um zwei Kühe zu erhalten, und da er übrige Zeit hatte, arbeitete er in den stattlichen Waldungen ringsum als Holzmacher, um sich ein Stück Geld zu verdienen. Seine Katharine brachte ihm dann oft das Essen in den Wald.

Langsam arbeitete er sich mit Hilfe des väterlichen Vermögens vom Haghof zum Holzhändler herauf. Und heute, da wir uns treffen, ist er einer der größten Holzhändler des Deutschen Reiches mit wahrhaft internationalem Verkehr und dazu noch Besitzer einer Zigarrenfabrik, und das alles durch sich selbst und aus sich selbst geworden. Wie er das gemacht, darüber nur folgendes treffliche Wort von ihm: „Was man in der Welt und im Handel und Wandel wissen, wie man in einem Geschäfte spekulieren muß, das steht in keinem Buch, das kann man nicht studieren, das muß man aus den Windeln mitbringen. Wenn man das studieren könnte, so würden die studiertesten Herren nicht die dümmsten Streiche machen."

Rastlos ist der reiche Mann tätig, auf und ab in Deutschland, Frankreich und Österreich. Wenige Stunden Nachtruhe genügen ihm, um den ganzen Tag über durch Wälder und Felder zu eilen. Ein Mittagsschläfchen gönnt er sich nie aus einem höchst originellen Grunde. Er meint, wenn man nach Tisch schlafe, so mache man in der Regel ein sehr dummes Gesicht beim Aufwachen. Ein Geschäftsmann dürfe aber untertags nie dumm dreinschauen, und deshalb unterlasse er diesen Schlaf.

Auf Politik gibt er gar nichts und hält das Politisieren für das ungeschickteste, was man treiben könne. Mir ging bei diesen Worten ein „Stich durchs Herz", weil ich trotz

meiner Kandidatenreise fühlte, wie recht der schlichte Bürger hatte. Je aufgeregter die Zeiten in politischen Dingen seien, um so besser, sagt unser Geschäftsmann, wären industrielle und kaufmännische Spekulationen zu machen, weil die Menschen in diesen Zeiten den Kopf am häufigsten verlören, und ruhig denkende Leute ihren Geschäftsgeist am besten könnten walten lassen. Er wünscht keinen Krieg; aber Kriegszeiten seien für den rührigen und entschlossenen Mann zum Einkaufen die günstigsten. „Da stehen die Leute ratlos an den Straßenecken, lesen die angeschlagenen Kriegsdepeschen und haben allen Geschäftsbetrieb und Unternehmungsgeist verloren, und da kauft man am billigsten ein."

Wir sehen, der unstudierte Mann kennt Zeit und Menschen und weiß darnach zu handeln. Aber man könnte aus diesen Worten leicht zur Ansicht kommen, daß wir hier einen reinen „Geschäfts- und Profitmacher" vor uns hätten, eine Art Gründer. Dem ist nicht so. Unser Holzhändler ist entschiedener Katholik und ein kreuzbraver Mann.

In seinem Dorfe hatten sie bislang ein altes, zerfallenes Kirchlein. Eben jetzt erhebt sich aber an Stelle dieses armseligen Gotteshauses eine gotische Kirche. Wer unermüdlich tätig war bei diesem Kirchenbau und einen großen Teil der gesamten Kosten allein trägt, ist unser Holzhändler, der alljährlich auch eine Wallfahrt macht nach Maria Zell bei Hasle.

Und was den Kulturkampf betrifft, so illustrierte er mir die jetzige Lage desselben in einem Bilde, das nicht besser gedacht werden könnte: „Die liberalen Herren, groß und klein, sind mit ihren Gesetzen gegen die katholische Kirche eine hohe Leiter hinaufgestiegen. Höher und immer höher ging das Steigen. Jetzt auf einmal sind oben die Sprossen der Leiter ausgegangen; vergebens langen die Herren noch weiter: es geht nimmer. Die Leiter heruntersteigen wollen sie auch noch nicht, und so hängen sie ratlos oben, und unten steht das Volk und sieht die Herren zappeln."

Unter diesen und ähnlichen zahllosen, trefflichen Reden des verständigen Mannes hatten wir die eigentliche Schwarzwaldbahn erreicht, und durch die Felsen, vorüber an den Waldesschluchten, Hütten und Dörfchen ging's hinab ins mildfreundliche Kinzigtal. Jetzt wandte ich meine Blicke und Gedanken der Außenwelt zu, und unser Reden verstummte.

Aber ehe ich Abschied nehme von dem genialen Volksmann aus Oberweier, Abschied für immer, denn wir sahen uns nie mehr, will ich noch eins sagen.

Sein Geschäft erweiterte sich immer mehr, je größer seine zahlreichen Söhne wurden und ihm im Geschäft mithalfen.

Und heute, im 20. Jahrhundert, ist die Firma der Gebrüder Himmelsbach mit dem Zentralsitz in Freiburg eine Weltfirma, die ihre Eisenbahnschwellen und ihre Telegraphen-, Telephon- und Elektrizitätsstangen in alle Welt liefert.

Der Generalstabschef der Firma ist einer der jüngern Söhne, Georg, ein Urbild von Energie und gesundem Menschenverstand. Auf ihn, der sich geistig nur langsam entwickelte, wie alle tiefern Talente, hielt der Vater in der ersten Knabenzeit am wenigsten.

Eines Tages in den sechziger Jahren, der Knabe war etwa 12 Jahre alt, mußte er dem Vater, der auch seine Landwirtschaft erweitert hatte, helfen beim z'Ackerfahren (Pflügen). Da, während der Junge auf dem Pferd saß und der Pflug, hinter dem der Vater stand, durch die Furchen ging, fragte der Alte: „Georg! Wenn ein Tannenbaum 30 Kubikschuh mißt und der Kubikschuh 15 Kreuzer kostet, wie viele Gulden kostet der ganze Baum?" Da der Sohn die Rechnung nicht gleich praktisch löste, warf ihm der Vater eine Handvoll Ackererde auf den Kopf. Und so ging es fort, bis der Kleine des Vaters praktische Art zu rechnen begriff und die Aufgaben richtig löste.

Am Nachmittag schickte er ihn als Holzsteigerer mit guten Unterweisungen in den benachbarten Friesenheimer Wald und

zur großen Zufriedenheit des Vaters steigerte der Knabe über 400 Stämme.

Fortan schickte ihn der Vater zu allen Steigerungen der Umgegend und freute sich mehr und mehr seiner Klugheit.

Und jetzt ist, wie gesagt, der Georg der geistige Leiter der Firma und hat selbst Fabriken für Teerprodukte, die er zur Imprägnierung der Eisenbahnschwellen braucht, in Frankreich und Belgien um billiges Geld erworben und eingerichtet und kauft Waldungen mit Tausenden von Morgen in Rußland, Galizien, Deutschland und Frankreich.

Wenn ich aber seinen Söhnen einen Rat geben dürfte und sie ihn befolgen würden, so müßten sie ihrem Vater vor dem kleinen Häuschen in Oberweier, in welchem er seinen Familienstand anfing, eine Statue aus Erz errichten. Denn die Gründer von Weltfirmen sind in meinen Augen mehr wert, als die Gründer von Weltreichen. Die ersteren verdanken ihr Dasein stiller, friedlicher Arbeit, die Weltreiche aber sind entstanden durch Blut und Eisen. —

Am Ausgange der Schwarzwaldbahn aus den wildesten Bergen, da, wo sie eben erst ins Tal herabgestiegen, liegt mein Heimatstädtchen. Ringsum erinnert jedes Stück Landes, jeder Wald und jede Wiese, jedes Bächlein und jede Windung des Flusses an die Tage meiner Kindheit. Ihnen allen sandte ich jetzt meine Grüße zu, und in stillem Denken überzog meine Seele die Vergänglichkeit unseres Lebens. Da lagen die hohen Tannenwälder, die ich als Knabe durchzogen, Vogelnester suchend oder nach jungen Eichhörnchen spähend; hier breiteten sich die grünen Matten aus, auf denen ich als Hirtenknabe einst fungiert, Äpfel bratend und Kartoffelsuppe kochend, auch Mäuse fangend zum Zeitvertreib.

Dort, jenseits des Flusses, schauen noch die alten Strohhütten mir wohlbekannter Bauernfamilien herüber. Väter und Mütter, bei denen ich einst als Knabe aus- und einging, glücklich ob der geschenkten Nüsse, der getrunkenen süßen

Milch oder des genossenen Honigs, sind längst dahin, die Kinder sind an ihre Stelle gerückt. Ich selbst bin ins Mannesalter getreten, und weit, weit hinter mir liegt jene selige, dreifach selige Kindeszeit mit ihren bescheidenen Wünschen und ihrem stillen Lebensglück.

Alles, alles ist gleich geblieben! so rief's heute in mir; Berg und Tal, Wald und Feld, Flur und Natur — nur du, einst mitten unter ihnen ein heiterer Knabe, du bist alt und ernst geworden und ziehst an den Matten und Auen, auf denen friedlich du „gehütet", schuldlos du gegangen, vorüber heute — das Herz voll von den Kämpfen des Lebens, voll von den Kämpfen einer ruhelosen Zeit, voll von den bittersten Erfahrungen! Und wer war glücklicher, der Reichstagskandidat von heute — oder das Hirtenbüblein von damals, das abends seine Tiere vors väterliche Haus trieb von diesen Matten weg und über und über zufrieden war, wenn Vater oder Mutter, vor dem Hause stehend, es lobten, weil die Kühe voll geweidet waren!? —

Unnennbares Heimweh nach jener goldenen Zeit wachte in mir auf, da ich in Dampfeseile an den Tälern und Bergen der Heimat vorüberzog, bis ich diese heute selbst erreichte und ausstieg, um einen halben Tag im elterlichen Hause zu verbringen, aus dem Vater und Mutter leider schon lange fortgegangen sind in die Ewigkeit.

Ich komme nicht oft in meine Heimat. So oft ich aber komme, so ist der Aufenthalt mir fast stets ein wehmütiger. Alles, Land und Leute, stimmt mich melancholisch, weil alles unwillkürlich anklingt an die vergangene, glückselige Jugendzeit. Da sind die Gefährten der fröhlichen Knabenzeit, alt geworden mit mir; da sind die Gräber der Eltern auf dem stillen Kirchhof am Walde; und die Gräber so vieler, die ich gekannt im Leben; da sind die Straßen und Gassen, durch die der lustige Knabe und der wilde „Student" gezogen, bei Sonnenschein und Mondlicht. Aber andere Menschen schauen aus den Fenstern:

Andere Menschen aller Orten,
Bin in der Heimat fremd geworden.

So wandle ich, wenn auch anscheinend heiter, doch im Innern tief bewegt, unter Freunden und Bekannten durch die Straßen und Fluren. —

Der ganze Zug meiner Seele neigt überhaupt weit mehr zur Elegie als zum Humor. Und doch lesen so viele Menschen aus meinen Büchern einen „unverwüstlichen Humor" heraus und erbauen sich an meiner Heiterkeit. Aber es ist viel größeren Geistern so gegangen, wie mir, und ich nenne in dieser mir so sympathischen Richtung unseren unübertroffenen Eichendorff. Er hat diese Seelenstimmung seiner sonst so heiteren, frohen Natur einmal wunderbar schön wiedergegeben in dem Gedichte, das er „Wehmut" überschrieben:

Ich kann wohl manchmal singen,
Als ob ich fröhlich sei,
Doch heimlich Tränen dringen,
Da wird das Herz mir frei.

So lassen Nachtigallen,
Spielt draußen Frühlingsluft,
Der Sehnsucht Lied erschallen
Aus ihres Käfigs Gruft.

Da lauschen alle Herzen,
Und Alles ist erfreut.
Doch keiner fühlt die Schmerzen,
Im Lied das tiefe Leid.

Und ein andermal singt er:

Sage mir, mein Herz, was willst du?
Unstet schweift dein bunter Will';
Manches andre Herz wohl stillst du,
Nur du selbst wirst niemals still.

Eben wenn ich munter singe,
Um die Angst mir zu zerstreu'n,
Ruh und Frieden Manchem bringe,
Daß sich Viele still erfreu'n:

Faßt mich erst recht tief Verlangen
Nach viel and'rer bess'rer Lust,
Die die Töne nicht erlangen —
Ach, wer sprengt die müde Brust!

Doch ich wollte ja eine Humoreske schreiben, und nun bin ich mitten in die Elegie hineingekommen. Aber untersuchen wir einmal, was denn ein Humorist eigentlich für ein Ding ist.

Es gibt in bezug auf Weltanschauung dreierlei Menschen. Die einen stehen über der Welt, die anderen hängen in der Mitte; sie sind halb Welt-, halb Himmelskinder und die dritten stehen voll und ganz in der Welt. In die zweite Klasse fallen die Humoristen. Der wahre, erhabene Mensch, religiös Heiliger, philosophisch Weiser genannt, steht über der Welt und ihrem Getriebe, er hat die Wertlosigkeit und Armseligkeit des Lebens erkannt und seinen Willen an dieser Erkenntnis entzündet. Die rechte Weltanschauung ist bei diesen seltenen Menschen in Fleisch und Blut übergegangen. Es gibt aber sehr viele denkende Menschen, die im Geiste dasselbe erkennen, wie die echten Weisen und Heiligen, daß nämlich die Welt keine Befriedigung bietet und wir hienieden nie finden, was unsere Seele sucht. Aber dies ihr Erkennen hält den Willen nicht gefangen; im nächsten Augenblick werfen sie sich wieder begierdevoll der theoretisch verschmähten Welt in die Arme. Sie können sich auf der Höhe, auf welcher der Weise und der Heilige stehen, nicht dauernd halten. Und das sind die Humoristen. Die dritte Klasse sind die gedankenlosen Weltmenschen, die zufrieden in den Tag und in die Welt hineinleben, solange die Geschäfte nicht stocken, das Braunbier geratet, Brot und Fleisch nicht zu hohe Preise bekommen

und auch die Stücke im Theater noch „gut gegeben" werden. Sie sind die Optimisten, die billigen Denker, während die Humoristen ausgesprochenem Pessimismus huldigen.

Ganz vortrefflich hat ein neuerer, wenig gekannter Philosoph, Mainländer, diese drei Klassen der Menschheit geschildert. Sein Buch „Philosophie der Erlösung" ist sonst ein wunderlich Ding, aber was er über die Menschen und namentlich über die Humoristen vom philosophischen Standpunkt aus sagt, ist ganz vortrefflich. Hören wir ihn: „Der gewöhnliche Mensch geht ganz im Leben auf; er zerbricht sich nicht den Kopf über die Welt, er fragt sich weder: woher komme ich? noch wohin gehe ich? Er hat seine irdischen Ziele immer fest im Auge. Der Weise, auf der anderen Seite, lebt in einer engen Sphäre, die er selbst um sich gezogen hat, und ist klar über sich und die Welt geworden. Jeder von beiden ruht fest auf sich selbst. Nicht so der Humorist. Er hat den Frieden des Weisen gekostet; er hat die Seligkeit eines erhabenen Zustandes empfunden; er ist Gast gewesen an der Tafel der Götter; er hat gelebt in einem Äther von durchsichtiger Klarheit. Und dennoch zieht ihn eine unwiderstehliche Gewalt zurück in die Welt. Er entflieht ihr, weil er nur ein einziges Streben, das Streben nach der Ruhe des Grabes billigen kann, und alles andere als Torheit verwerfen muß. Aber immer und immer wieder locken ihn die Sirenen zurück in den Strudel, und er tanzt und hüpft im Weltleben, tiefe Sehnsucht nach Ruhe und Frieden im Herzen."

„Man kann ihn das Kind eines Engels und einer Tochter der Welt nennen. Er gehört zwei Welten an, weil ihm die Kraft fehlt, einer von ihnen zu entsagen. Im Festsaale der Götter stört seine reine Freude ein Ruf von unten, und wirft er sich unten der Lust in die Arme, so vergällt ihm die Sehnsucht nach oben den reinen Genuß. So wird sein Dämon hin- und hergeworfen und fühlt sich wie zerrissen. Die Grundstimmung des Humoristen ist Unlust."

„Aber, was in ihm nicht weicht und wankt, was felsenfest steht, was er ergriffen hat und nicht mehr losläßt, das ist die Erkenntnis, daß der Tod dem Leben vorzuziehen, daß der Tag des Todes besser als der Tag der Geburt ist.“

„Allein er ist kein Weiser, noch weniger ein weiser Held, aber er ist dafür derjenige, welcher die Größe dieser Edeln, die Erhabenheit ihres Charakters voll und ganz erkennt, und das selige Gefühl, das sie erfüllt, ganz und voll nachfühlt. Er trägt sie als Ideal in sich und weiß, daß er, weil er ein Mensch ist, in sich das Ideal verwirklichen kann, wenn — ja wenn ‚die Sonne günstig steht zum Gruße der Planeten‘.“

„Hieran und an der festen Erkenntnis, daß der Tod dem Leben vorzuziehen sei, richtet er sich aus seiner Unlust auf und erhebt sich über sich selbst. Nun ist er frei von der Unlust, und jetzt, was sehr zu beachten ist, wird ihm der eigene Zustand, dem er entronnen ist, — gegenständlich. Er mißt ihn an dem Zustand seines Ideals und belächelt die Torheit seiner Halbheit; denn das Lachen entsteht allemal, wenn wir eine Diskrepanz entdecken, d. h. wenn wir irgend etwas an einem geistigen Maßstabe messen, und es zu kurz oder zu lang finden. In die geniale Relation zu seinem eigenen Zustande getreten, verliert er jedoch nicht aus dem Auge, daß er in die belächelte Torheit bald wieder zurückfallen wird, weil er die Macht seiner Liebe zur Welt kennt, und so lacht nur das eine Auge, das andere weint. Nun scherzt der Mund, während das Herz blutet und brechen möchte, nun verbirgt sich unter der Maske der Heiterkeit der tiefste Ernst.“

„Der Humor ist demnach eine sehr merkwürdige und ganz eigentümliche Doppelbewegung. Ihr erster Teil ist ein unlustvolles Hin- und Herschwanken zwischen zwei Welten, und ihr zweiter Teil kein rein kontemplativer Zustand. Auch in ihm schwankt der Wille zwischen der vollen Freiheit von Unlust und tränenvoller Wehmut.“

„Das gleiche ist der Fall, wenn der Humorist in die

Welt blickt. An jede Erscheinung legt er still sein Ideal an, und keine deckt dasselbe. Da muß er lächeln. Aber alsbald erinnert er sich, wie mächtig das Leben anlockt, wie unsagbar schwer es ist, ihm zu entsagen, da wir ja alle durch und durch hungriger Wille zum Leben sind. Nun denkt, spricht oder schreibt er über andere ebenso köstlich milde, wie er sich beurteilt, und mit Tränen in den Augen, lächelnd, scherzend, mit zuckenden Lippen, bricht ihm fast das Herz vor Mitleid mit den Menschen."

„‚Der Menschheit ganzer Jammer faßt ihn an.' Da der Humor in jedem Charakter, jedem Temperament auftreten kann, so wird er immer von individueller Färbung sein. Ich erinnere an den sentimentalen Sterne, den zerrissenen Heine, den trockenen Shakespeare, den gemütvollen Jean Paul und den ritterlichen Cervantes."

„Es ist klar, daß der Humorist mehr als irgend ein anderer Sterblicher dazu geeignet ist, ein echter Weiser zu werden. Zündet einmal die unverlierbare Erkenntnis auf irgend eine Art im Willen, so flieht der Scherz von den lächelnden Lippen und beide Augen werden ernst. Dann kann der Humorist zum vollen Helden und Weisen werden."

Diese psychologisch äußerst gelungene Darlegung Mainländers ließe sich leicht ins positiv Christliche übertragen — bis auf die „Ruhe im Grabe". Unter dieser versteht der Schüler Schopenhauers die jetzt so beliebt werdende Nirwana, das Aufgehen im Nichts, um der „kalten, blutigen, qualvollen Welt" zu entgehen.

Sie ist nach der Lehre der Inder die höchste Belohnung des Menschen, ein Zustand, in welchem es „weder Geburt, noch Alter, noch Krankheit, noch Tod" gibt. Natürlich, denn die Nirwana ist das Eingehen in das absolute Nichts.[1] Und dieses Nichts ist es, was dem ungläubigen Gebildeten unserer Zeit den Buddhismus so willkommen macht, daß es jetzt

[1] In neuester Zeit streitet man sich übrigens darüber, ob Buddha mit der Nirwana nicht auch ein besseres Leben gemeint habe.

zum guten Ton gehört, eine Art Bildung ist, am Ende des 19. Jahrhunderts, den „Katechismus" des Buddha zu studieren und über den christlichen Katechismus zu spotten.

Dazu sprudelt der Buddhismus über vom „Mitleid", von „Humanität", und weil wir in unseren Tagen in einem ganzen Meer von Humanität schwimmen, während Rohheit und Verwilderung der Massen wie Felsenriffe ringsum aus diesem Ozean der Humanität sich erheben, — darum ist es jetzt auch Mode geworden, für den Buddhismus zu schwärmen und das Christentum zu verachten.

Dieser Buddhismus hat noch gefehlt, um die täglich wachsende Selbstmordmanie zu steigern. Buddha erklärte den Selbstmord für außerordentlich verdienstlich und riet ihn unbedingt an. Diejenigen seien seine wahren Jünger, sagte er, die sich sofort vom Leben befreiten, um in die Nirwana zu kommen. Nur seine Priester sollten es nicht tun, sie sollten sich aus Mitleid mit den anderen Menschen noch einige Zeit vom Frieden des Todes ferne halten, um ihnen seine beseligende Lehre, den Weg nach der Nirwana zeigen zu können.

Humanitätsdusel und Selbstmord als Verdienst — eine solche Lehre wird in unseren Tagen viele Anhänger finden, und sie hat sie bereits gefunden. Und das Christentum mit seiner Unsterblichkeit der Seele, seiner Vergeltung im Jenseits, seinen Reden von der Rute der Züchtigung und vom Schwerte der Obrigkeit, es paßt nicht mehr für unsere modernen „Buddhisten", sie suchen ihr Heil in der Nirwana. Ja, die Nirwana auf allen Gebieten des sittlichen und sozialen Lebens, sie wird nicht fehlen. Die „Auflösung" wird kommen, um dann der europäischen Welt den christlichen Katechismus wieder in die Hände zu drücken.

Ich merke jetzt erst, daß ich in die Religionsphilosophie gekommen bin. Aber so macht's, wie wir ihn eben gezeichnet, der Humorist.

Darum zurück zu den Philosophen meiner Heimat.

Ich gehe da, wo ich wohne, das ganze Jahr nie in ein Wirtshaus. Sobald ich aber heimkomme, wohne ich nicht nur im elterlichen Gasthaus, sondern suche auch alsbald eines der alten Lokale des Städtchens auf, in denen einst der biervertilgende Studio sein Standquartier gehabt und die alle reich sind an Erinnerungen. So auch am Abend meiner Ankunft.

Die Bürger meiner Heimat sind, was Essen und Trinken anbetrifft, gute Deutsche und sonst auch rechtschaffene Patrioten, trotzdem sie anno 48 und 49 nicht wenig „gefreischärlet" haben. Allein die alten Achtundvierziger sind ja jetzt im Deutschen Reiche die hervorragendsten und edelsten „Reichsfreunde". Politisieren und Biertrinken gehört zusammen, und beides üben allabendlich viele meiner „Mitbürger". Deshalb traf ich am heutigen Abend gar manchen in der Bierstube.

Es ist mir jeweils ein ordentliches Vergnügen, mich unter meine Jugendgenossen zu setzen und ruhig ihren Gedankengang anzuhören. Und wenn ich dann merke, wie „billig denkend" der deutsche Bürger und Handwerker in einem Kleinstädtchen spricht, so kommt mir immer die Entschuldigung, indem ich mir sage: „Du würdest um kein Haar gescheiter reden, als diese Leute, wenn du, wie sie, daheimgeblieben und ein ehrsamer Bürgersmann geworden wärest." Und ich weiß nicht, soll ich es für ein Glück oder für ein Unglück halten, daß ich mehr weiß und „gescheiter" reden kann, als meine Kameraden, welche nur die Volksschule abgesessen haben. Wenn ich's genau überlege, so glaube ich, daß der Bauer, welcher auf einem recht einsamen, abgelegenen Hofe des Schwarzwaldes wohnt, notdürftig lesen und schreiben kann, den kleinen Katechismus in Kopf und Herz hat und von dem Leben und Treiben der Welt so wenig weiß, als seine Hauskatze, daß der der glücklichste Mann sein muß.

Wie im Bezirke Offenburg, so war natürlich, wie über-

all, auch Reichstagswahl im oberen Kinzigtal, das aber nicht zu dem mir zugedachten Wahlkreis gehörte. Die Haslacher waren deshalb in den Bierhäusern rührig in Wahlreden.

Damals waren die Bürger in ihrer Majorität noch liberal. Erst die Kapuzinerfrage hat die „Schwarzen" obenauf gebracht. Und an jenem Abend fehlte es nicht an Stichelreden von den anderen Tischen her, als sie einen Zentrumskandidaten in der Nähe wußten. Einer meinte: „Wir Haslacher gehen nicht nach Kanossa!" Und doch war ich, ein Haslacher, kaum ein Jahr zuvor dort gewesen, und seitdem ist schon mancher in und um, vor und hinter Haslach nach Kanossa gegangen, das heißt er hat dem Kulturkampf Adieu gesagt. Aber derartige Phrasen merkt sich der deutsche Philister am liebsten. Ein anderer Haslacher äußerte: „Ich wähle gar nicht. Die Schwarzen und die Liberalen versprechen einem, wenn's ans Wählen geht, alles, und wenn's fertig ist, hält keine Partei, was sie versprochen hat."

Das war das einzige Wort der Weisheit, das ich an diesem Abend als stiller Zuhörer vernommen. Es liegt ein groß Stück Wahrheit in dem Satze. Wie viele Volksversammlungen habe ich schon gehalten! Was wird dabei dem Bürger und Bauer alles vorgeredet über Ersparnisse im Staatshaushalt, über Eisenbahnen, Amtsgerichte, Herabsetzung der militärischen Dienstzeit! Alles in bester Absicht. Und trotz all der Verheißungen aller Parteien zahlen die Bauern jedes Jahr mehr Steuern, dienen die Soldaten drei Jahre in der Kaserne, fahren die Eisenbahnen, wohin der Regierungs- und Parteiwind weht, und im großen und ganzen ist alles beim alten.

Manchmal, wenn wir in den letztvergangenen Jahren vom Landtag aus in verschiedene Gegenden zogen, um Volksversammlungen zu halten, sagte ich zu einem oder dem anderen meiner Kollegen: „Jetzt geht man wieder hinaus, verspricht mit dem besten Willen seinen Bauern alles mögliche und kann nichts halten."

Eine einzige Ausnahme auf kirchenpolitischem Gebiet hat das Zentrum in Preußen gemacht. Man mag über das Zentrum einer Ansicht sein, welcher man will, eines ist sicher, es hat in Preußen den Sieg davongetragen über den Kulturkampf. Und dies Beispiel muß man sich überall da merken, wo noch in Kulturkampf gemacht wird.

In sozialer und ökonomischer Hinsicht wird das Eldorado, das man so oft den Leuten vormacht, nie kommen; denn das Steuerzahlen, das Soldatwerden, das Arbeiten und Arbeitgeben wird sich nicht viel ändern lassen, und politische Freiheiten haben wir in mancher Hinsicht nur zu viele; aber auf dem Gebiete der religiösen Freiheit läßt sich noch manches ändern und erkämpfen. Man muß und wird es noch dahin bringen, daß im Deutschen Reich jeder nach seiner Art für den Himmel sorgen kann, und der Kapuziner die gleiche Freiheit hat, wie der Weltmensch, zu leben nach seinem Geschmacke und Gutbefinden.

2.

In Offenburg schlug ich am Morgen des andern Tags mein Hauptquartier auf für die Wahlkampagne. Wie friedlich sah es diesmal aus in der Kinzigstadt, wenn ich damit meinen Einzug am Dreikönigstag 1874 verglich! Damals gingen die Wogen des Kampfes gegen den Ultramontanismus am höchsten.

Ich hatte auf den 6. Januar eine große Volksversammlung nach Offenburg ausgeschrieben. Es war die erste katholische Versammlung in einer Stadt, die seit 1848 ein Hauptort für liberale Parteitage gewesen war. Darum wollte man eine ultramontane Versammlung nicht dulden. Offen ward in den Tagesblättern und an den Straßenecken der Stadt aufgefordert, die „offene Burg" den Ultramontanen zu verschließen und die Ehre der Stadt nicht beflecken zu lassen durch eine Zusammenkunft von „Reichsfeinden" und „finsteren Römlingen".

Allgemein fürchtete man im Tal, der Tag von Offenburg werde ein Schlachttag und wie zehn Jahre zuvor in Mannheim „Schwarzwildpret" ausgehauen werden.

Ich hatte am Vorabend in Haslach, wo ich die Landtagsferien zugebracht, beim „Baier" eine Wahlrede zugunsten meines Freundes, des Pfarrers Förderer von Lahr gehalten, der im oberen Bezirk kandidierte. Elend und abgearbeitet war ich schon vom Landtag her, und in der Nacht bekam ich so heftiges, stundenlanges Nasenbluten, daß es mir todangst wurde, weniger wegen des Blutens, als weil ich in der Frühe nach Offenburg fahren und reden sollte.

Die Leute hätten glauben können, ich sei, wenn ich nicht gekommen wäre, aus Furcht weggeblieben, da seit mehreren Tagen überall bekannt war, daß die Liberalen von Offenburg uns dort nicht dulden wollten. Mein Unwohlsein hätte man so allgemein als Kanonenfieber auslegen können. Was tun?

In aller Frühe ließ ich den Dr. Heptig kommen, und sagte ihm: „Doktor, ich m u ß heute nach Offenburg. Machen Sie doch, daß ich gehen und reden kann; sonst bin ich blamiert."

Ich sehe jetzt erst ein, wie töricht der Mensch oft eine Blamage fürchtet, weit mehr als die Zerstörung seiner Gesundheit. Aber wir Menschen sind eben fast ausnahmslos von einer so unsagbaren Eitelkeit befangen, daß wir solche „Blamagen", das heißt Bloßstellung unserer geistigen und sittlichen Qualitäten, auch in geringstem Maße, um jeden Preis vermeiden wollen.

Der Arzt untersuchte mich, erklärte das Übel als Folge von Überanstrengung und meinte, da ich organisch gesund sei, die Rede in Offenburg riskieren zu können, wenn ich jede Stunde sechs Tropfen Digitalis nähme.

Mit einem Fläschchen dieser giftigen, grünen Flüssigkeit fuhr ich, blaß wie eine Leiche, das Tal hinab, Offenburg zu.

Wenn der Deutsche hört, daß es irgendwo Krawall geben soll, da drängt ihn schon die Neugierde hin. Und so

kam es, daß die Bauern massenhaft an allen Stationen in den Zug einstiegen, um wenigstens die „Schlacht“ von Offenburg gesehen zu haben.

Hier ging die Luft schwül. Am Bahnhof standen die katholischen Parteihäupter der Stadt, verstört und so blaß, wie der ausgeblutete Kandidat. Es gebe ernstlichen Spektakel heute, berichteten sie mir leise. Einer oder der andere entschuldigte sich auch, daß er die Versammlung nicht mitmachen könne, weil er seiner Frau eidlich habe versprechen müssen, sofort nach meiner Begrüßung nach Hause zu kommen.

Ich wies ruhig auf die vielen Bauern hin, die mit mir aus dem Tale gekommen und die schließlich so gute Fäuste hätten, wie die Offenburger.

Und als ich gar vor den Bahnhof hinauskam und die Masse von Bauern aus dem Ried und dem Rebgebirge sah, deren entschiedene Gesinnung ich als ihr Vertreter im Landtag wohl kannte, da wich in mir jedes Bedenken, den Einmarsch in die Stadt zu wagen.

An der Spitze von gut dreitausend Bauern zog der leichenblasse Kandidat unter seinem großen Hut durch die Hauptstraße ein. Alle Fenster bis auf die Dächer hinauf waren dicht besetzt von Neugierigen, vorab weiblichen Geschlechtes, die dem Kampfe zusehen wollten.

Ungestört rückten wir in den großen Dreikönigsaal ein. Der Führer der Liberalen, Rechtsanwalt Bumiller, erschien und erklärte, „mit seinen Gesinnungsgenossen der Versammlung, die nicht gestört werden sollte, anwohnen zu wollen“. Die Bauern, die so mannesmutig hinter mir dreingeschritten, hatten zweifellos „beruhigend“ gewirkt. Kurz vor Beginn meiner Kandidatenrede war Lindau von Heidelberg gekommen. Die Nachricht, es sollte scharf hergehen in Offenburg, hatte ihn schnell noch bewogen, unerwartet auf dem Platze zu erscheinen.

Ich sprach meinem elenden Gesundheitszustand angepaßt und auch, weil ich das Feuer nicht schüren wollte, ge-

mäßigt. Lindau aber zog scharf über den Liberalismus her, und es hätte wenig gefehlt, so wäre es zum Kampfe gekommen. In anerkennungswerter Weise mahnte der liberale Führer seine Leute zur Ruhe, und die riesengroße Versammlung verlief ohne größere Störung.

Alle Katholiken aber hatten eine große Freude, daß der Tag so gelungen. Die Offenburger gründeten am gleichen Abend ihren katholischen Männerverein. Die Liberalen aber wurden, wie man hörte, von ihren Frauen vielfach ausgelacht, weil sie nach so bedrohlichen Abwehrgelüsten — die Ultramontanen doch hatten müssen gewähren lassen. Ich zog am Abend mit meinem Digitalisfläschchen nach Karlsruhe.

Hier hatten die Vinzentiusschwestern, bei denen ich wohnte, mir in meinem Zimmer einen kleinen Christbaum angezündet, um mich mit einer Weihnachtsfreude zu überraschen. Es ist mir im Leben noch nie ein Kontrast schärfer vor die Seele getreten, als der an jenem Abend. Aus wilder, gährender Volksversammlung herauskommend, stand plötzlich vor mir im stillen Zimmer eines Krankenhauses ein friedlich strahlender Christbaum und rings um ihn die Töchter des heiligen Vinzenz, diese Engel des Friedens und der Nächstenliebe.

Wenige Tage darauf kam die Entscheidung. Ich fiel 1874 bei der Wahl durch mit Hilfe der gleichen Kräfte, die anno 1877 den Ausschlag gegen mich gaben. Und von dieser Kandidatur wollte ich eigentlich erzählen.

Die Wogen gingen drei Jahre später nicht mehr so hoch. Am Bahnhof standen, als ich von Hasle daher gefahren kam, die gleichen Männer, wie damals, aber nicht mehr verstört und blaß und angstvoll und von den Weibern verhetzt. Ich nahm für einige Tage Quartier in einem alten Patrizierhaus der Stadt, bei meinem Freunde Josef Gottwald.

Freund Josef, mein Hausherr, einst, zu gleicher Zeit mit mir auf der Universität, fideler Studio, jetzt weinreicher Ökonom und Stadtrat, hat ungefähr so viele Eigenheiten

oder noch einige mehr, als ich. Aber trotzdem nach dem bekannten Sprichwort zwei scharfe Steine nicht gut zusammenmahlen, kommen wir beide doch vortrefflich aus, und der Josef gehört mit zu meinen liebsten Freunden. Ich habe diesmal in seinem Hause nach des Tages harten Kandidatenmühen die angenehmsten Stunden erlebt. Indes nicht der launische Josef allein ist das Kleinod seines Heims; es überstrahlt ihn weit seine vortreffliche Frau.

Wer von den Lesern mein Buch über Italien kennen gelernt hat, weiß, daß ich den Frauen nicht leicht Komplimente mache. Aber ein solches Muster von Sanftmut, Geduld und Bescheidenheit habe ich noch nicht gefunden, wie die Frau Gottwald in Offenburg, welche in diesen Tagen nicht nur ihres Mannes, sondern auch des unruhigen Gastes lautes Wesen bis in die späteste Nacht zu ertragen hatte. Ich weiß nicht, was schon alles aus dem ebenso liebenswürdig als unliebenswürdig sein könnenden Josef geworden wäre ohne diese stille Hausperle. Es hätte vielleicht, um mit ihm zu reden, schon „manch Unglück gegeben".

Hier kam ich zum ersten Male so recht zur Einsicht, was eine Frau eigentlich für ein Glück sein kann — unter Umständen. Möge die brave Frau Gottwald meine wenigen Worte hier als einen kleinen Denkstein betrachten, den ich ihr setze für die vielen unruhigen Augenblicke, welche ihr der „Reichstagskandidat" ins Haus gebracht hat. —

Es war wieder der Dreikönigstag, ein heller, warmer Wintertag, an dem ich meinen ersten Ausfall machte ins Gebiet meiner Wähler, hinein in die Berge des Renchtales. Eine Eisenbahn führt seit kurzem in dieses liebliche Schwarzwaldtal und die brachte mich bald an Ort und Stelle. Einsam steht hinter dem Städtchen Oppenau zwischen steilen Bergen in engem Taleinschnitt ein großes Bauernwirtshaus, ein Mittel- und Sammelpunkt für die zerstreuten Talbewohner. „Zum Finken" lautet sein Schild. Gar passend ist dieser Name in einem Tale, wo in des Winters rauher

Zeit der Bergfink allein noch ans Fenster pickt und den vereinsamten Bauer um Brot bittet.

Im „Finken“ in Ibach sollt' auch ich heute mein Programm pfeifen — den Waldbauern in roter Weste und langem Zwilch- oder rot gefüttertem Tuchrocke erzählen von des Deutschen Reiches politischen Zuständen. Aber nicht allein die Talbauern waren da, sondern auch aus dem benachbarten Amtsstädtchen Oberkirch das ganze Amtsgericht, Amtsrichter nebst Schreiber und ein Gefolge aller liberalen Städtchenphilister. Unter sotanen Umständen wurde dem Kandidaten seine Rolle insofern erschwert, als es nicht leicht war, vor diesem Auditorium die Sache — gefahrlos zu besprechen. Denn in Deutschland ist

Mit des Geschickes Mächten
Kein ewiger Bund zu flechten —
Und der Staatsanwalt schreitet schnell.

Ferner sind liberale Zuhörer in der Regel sehr klassische Zeugen, wenn es gegen unsereinen geht, was wir schon des öfteren an uns selbst erfahren. Ich verlegte mich deshalb auf das „ridentem dicere verum“ — und versuchte lachend die Wahrheit zu sagen. Obwohl mehr denn einmal unterbrochen von liberalem Widerspruch, war der Beifall der Bauern um so kräftiger. Und als am Ende des Liedes ein Bäuerlein sich erhob und die unruhigen liberalen Herren zur Gegenrede aufforderte, sie aber beharrlich schwiegen, da waren die Lacher erst recht auf meiner Seite, und die Versammlung verlief, um die stehende Redensart zu gebrauchen, glänzend — glänzender, als die eigentliche Wahl.

Als ich abends aus dem Tal herausgefahren und auf die Station Appenweier, die große Haltestelle vor Straßburg, gekommen war, traf ich den Freund Weiß, den Pfarrherrn des benachbarten Dorfes Urloffen. Er hatte in Appenweier für meine Kandidatur eine sehr erregte Versammlung gehalten. Er selbst war noch voll Feuer. Sobald eine Wahl

in der Nähe ist, bekommt der eifrige Herr ein wahres Wahlfieber; sein Puls zählt ständig über 80 und seine sanft geröteten Wangen werden hochrot. Bald da, bald dort in der Umgegend taucht der Pfarrer von Urloffen auf mit seinem verblaßten Zylinder und dem unvermeidlichen Rohrstock und macht — in Wahlen.

Bei ihm traf ich heute einen jungen katholischen Advokaten aus der badischen Residenz. Er hatte in der Versammlung zu Appenweier ebenfalls reden wollen, war aber zu spät angelangt und jetzt etwas aufgeregt, daß er nicht mehr zum Worte gekommen. Ich begriff seinen Ärger; denn eine unterdrückte Wahlrede stört die Verdauung auf mehrere Tage. Ich lud ihn ein, mich morgen zu begleiten und seine Rede dann loszulassen; allein er war und blieb verstimmt und reiste mit dem Zuge landabwärts, und ich aufwärts in mein Standquartier.

Der Josef hatte heute ebenfalls zu meinen Gunsten in dem Dorfe Durbach getagt und brachte die besten Berichte von seiner Tagung. So saßen wir denn am Abend in seiner Stube und erholten uns beim Bier, das wir in der Nähe bei dem demokratischen Bierwirt, dem Geiger, einem heitern Biedermann, holen ließen.

Wir sind nicht mehr beim ersten Glas;
Drum kommen wir an dies und das.
Die lustigen — Volksredner.

Honny soit qui mal y pense! Von des Tages Mühen ward kein Wort mehr gesprochen, alle Politik hörte auf, und die Gemütlichkeit nahm alles in Anspruch. So ging's auch die folgenden Abende. Die gute Frau Gottwald aber wird wünschen, es möge nie mehr eine Reichstagswahl sein, oder der Kandidat wenigstens wo anders logieren.

Der Dreikönigstag war 1877 auf einen Samstag gefallen und demgemäß am folgenden Tage Sonntag. Ich hatte auf diesen Tag große Versammlung in Schutterwald

ausgeschrieben. Mein Freund hatte mir seinen Wagen zur Verfügung gestellt, er selbst ging nach dem benachbarten Dorfe Elgersweier, um ebenfalls zu tun, was ich tat. Mich begleiteten zwei alte Herren, die seit den sechs Jahren, da ich in der Gegend als Volksredner auftrete, stets bei mir gewesen waren, — Huber, der biedere, weitberühmte badische Bienenvater, ehedem Bahnverwalter und Herr Castell, der reiche, zur Ruhe eingegangene Kaufherr, der noch mit meiner Großmutter in Geschäftsverbindung gestanden, beide die Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit — zu Pferd; Männer, mit denen ich die Welt bereisen möchte, umsomehr, als ich dabei sehr wohlfeil wegkäme.

Ehe es aber heute abging, hatte ich noch im Hause des Stadtpfarrers Pelissier ein Diner mitzumachen, zu welchem nicht der Pfarrer sondern seine Haushälterin mich eingeladen hatte. Um jedes Mißverständnis zu beseitigen, muß ich bemerken, daß genanntes Fräulein nahezu siebzig Jahre alt und eine Verehrerin meiner — Schriften ist. Die alte Dame, Kaiser ist der Geschlechtsname, ist Naturdichterin, sehr gewandt in Rede und Feder, ein halber Blaustrumpf, aber doch noch voll Sinn fürs praktische Leben.

Hiefür nur einen kleinen, aber schlagenden Beleg: Ich habe die alte Dame, die mich zu sehen gewünscht, im vergangenen Spätherbst einmal anläßlich der Landtagswahl, die mich nach Offenburg geführt, schnell besucht. Sie war, was selten vorkommen wird, „entzückt" von meinem Buche über Italien und fragte mich, mit was sie mir eine Freude machen könne für den Genuß, den ich ihr bereitet. — „Stricken Sie mir," meinte ich, „ein Paar Strümpfe!" Gesagt, getan! Wenige Wochen später erhalte ich weiche, feine, blaurote Socken, wie sie keine Kaiserin schöner stricken könnte. Und das Geschenk hat mich königlich gefreut. „Doch etwas errungen," sagte ich mir, „für deinen so viel gelobten und noch mehr geschmähten zweiten Band über Italien — ein Paar Socken!"

Mögen andere Autoren Titel, Orden und Monumente

erhalten, ich bin zufrieden mit meinen Socken, und das von mir so viel verfolgte Geschlecht der „blauen" Damen ist gerächt. Mögen sie es danken dem alten Fräulein am badischen Kinzigstrande, das den Schriftsteller selbst in den blauen Strumpf gesteckt hat.

Aber rächen muß ich mich doch ein wenig an ihr. Sie ist die Liebenswürdigkeit selbst gegen alle Leute, die sie mag. Zu diesen gehören aber in erster Linie — ihre Katzen. In dem Pfarrhause hat es sicher so viele Katzen, als im Palaste Pharaos einst Frösche. Wo man steht und geht, sieht man entweder Katzen oder Katzenhaare oder riecht sie. Und in einer solchen Katzenatmosphäre zu dinieren, ist keine Kleinigkeit; ein Opfer, das ich sicher nicht gebracht hätte, wenn diese maßlose „Kätzerei" in dem katholischen Pfarrhause mir bekannt gewesen wäre.

Ein weibliches Wesen, das die Katzen en masse hegt und pflegt, und eines, das dem Schnapsgläschen huldigt, haben bei mir „neben einander feil", wie der Bauer sagt. —

Aber jetzt der Abschweifung genug! Die Bauern harren unser schon lange draußen in der großen Rheinebene und wollen den Kandidaten sehen und hören.

Ich habe schon mehr denn fünfzig Volksversammlungen mitgemacht, eine besuchtere und schönere aber nie, als die im „Adler" in dem großen Orte Schutterwald, an der Heerstraße zwischen dem Rhein und den Bergen des Kinzigtales. Als ich mit meinen zwei Begleitern anfuhr, war eine solche Menschenmenge in dem großen Wirtshause und auf der Straße davor, daß von einer Versammlung im Innern des Hauses keine Rede sein konnte, wenn nicht zwei Dritteile der Anwesenden, ohne die Kandidatenrede gehört zu haben, wieder heimkommen sollten. Jetzt war guter Rat teuer. Ich hatte nur an eine Versammlung in geschlossenem Raume gedacht und besaß zu einer öffentlichen nicht die Erlaubnis des Bezirksamtes, welche 24 Stunden zuvor eingeholt werden soll.

Da fiel mein Blick auf den großen Hofraum, der durch das Wirtshaus und zwei Nebengebäude gebildet wurde und vornen gegen die Straße durch eine Umzäumung mit Tor abgeschlossen werden konnte. Nun hatte ich den gesetzlich verlangten „geschlossenen Raum", und mir und den Bauern war geholfen. Ich stellte mich auf die Stiege eines der Gebäude, das den Tanzboden enthielt und zugleich Tabaksschopf war, die Zuhörer füllten den weiten Hofraum und die Fenster des Gasthauses, und draußen auf der Straße, vor dem verschlossenen Gitter, standen die Frauen und Jungfrauen des Dorfes in ihrer lichten, malerischen Landestracht. So ward im Freien, am 7. Jänner, meine Kandidatenrede in Schutterwald gehalten, auf einer alten Stiege, unmittelbar unter dem Dache, mit dessen Ziegeln in der Hitze des Gefechtes Kopf und Hände des langen Redners öfters in Berührung kamen. —

Ich bin überzeugt, daß in jener ganzen Wahlkampagne von 1877 keine Wahlrede in so eigenartiger, volkstümlicher Art im ganzen Deutschen Reich gehalten wurde, was Lokal und Standort des Redners betrifft, wie die in Schutterwald. Aber die wackeren Schutterwälder haben es auch anerkannt, wie der Stiegenredner sich abmühte, im Freien zu sprechen, und fast ausnahmslos nach Hunderten für ihn gestimmt. Und als ich gegen Abend durch die Straßen ging, um mir das stattliche Dorf anzusehen, da kamen die guten Leute aus ihren Häusern heraus und grüßten mich freundlich mit treuem Handschlag, wie einen alten Bekannten. Ich nähme kein Reichstagsmandat um den schönen Tag, den ich damals in Schutterwald erlebt habe.

Doch darf man keinen Tag vor dem Abend loben, und der Abend war noch ein recht heißer. Ich sollte in der Stadt selbst vor den katholischen Bürgern meine Wahlrede halten, — für einen bereits müde geredeten Kandidaten keine Kleinigkeit. Denn jetzt galt es erst, „alle Lust und allen Schmerz zusammenzunehmen", um vor Stadtleuten Beifall zu ge-

winnen. Das Sprichwort sagt zwar, daß das Beste zuletzt käme, aber diesmal machte ich dasselbe gründlich zuschanden. Ich weiß nicht mehr, was ich alles geredet habe vor den lieben Offenburgern, denen einige Halbliberale und Sozialdemokraten sich angeschlossen hatten, um den ultramontanen Kandidaten zu hören — nur so viel weiß ich noch, daß ich herzlich schlecht gesprochen habe, trotzdem der redegewandte Vorstand des Vereins, Herr Fabrikant Henko, ein Hoch meinen Worten widmete. Die guten Herren haben jedoch Böses mit Gutem vergolten und bei der Wahl den letzten Mann für mich in's Gefecht geführt. Mir selbst aber ward's an jenem Abend erst wieder wohl, als ich mit Freund Josef im Stüble saß — „in finsterer Mitternacht". —

Während ich am kommenden Morgen, bis spät in den jungen Tag hinein, wachend auf meinem Lager ruhte, wurde in mir so recht lebhaft der Gedanke rege, wie eigentlich das Politisieren und Kandidatenleben eine der größten Dummheiten sei, die ein Mensch in unseren Tagen begehen kann. Wer je einmal Macchiavellis Buch „der Fürst" gelesen hat und weiß, wie zu allen Zeiten die Politik im Großen getrieben wurde; wer sieht, wie die politischen Parteien einander in den Haaren liegen, oft nur für die Interessen höherer Dirigenten, und wie das arme, im Schweiße seines Angesichtes arbeitende und darbende Volk stets den Prügeljungen spielen muß, der kann fürwahr von Dummheit reden, wenn er auch nur im Kleinen mittut. Und da ich in meinem Leben schon mehr denn eine große Dummheit begangen habe, so bin ich auch ins politische Lager gefallen und liege seit Jahren darin als gemeiner Landsknecht und fahre, wie andere Leute auch, mit dem Spieß im politischen Nebel herum.

In diesen und ähnlichen Gedanken störte mich mein Gastfreund mit der Meldung, es sei ein Bauer unten von Goldscheuer und frage, ob ich am Nachmittag die Versammlung richtig halten würde. So wurde ich aus meinen antipolitischen Gedanken wieder mitten ins politische Leben hin-

eingeworfen. Ich stand auf, gab dem Bauersmann zusagenden Bescheid und fuhr am Nachmittag mit Josef zur bestimmten Zeit dem Dorfe Goldscheuer zu, unweit Kehl in der Ebene gelegen, in der Mitte zweier anderer Dorfschaften, denen mein Besuch gleichfalls galt und die auch nach Goldscheuer geladen waren.

Im großen Walde von Offenburg begegnete uns ein Fuhrwerk. Es war der Notar Serger, einst als solcher in meiner Heimat Haslach, jetzt seit Jahren in der Kreisstadt angestellt und der ersten Liberalen einer — ein alter Freund von mir. Wie oft zogen wir zu Anfang der sechziger Jahre über Berg und Tal an der oberen Kinzig miteinander auf die Jagd! Wie manchen stillen, friedlichen Frühjahrsabend habe ich ihn begleitet auf den Schnepfenstrich am Birkenwald von Hofstetten!

Heute jagten wir, zwar freundlich grüßend, aneinander vorüber, Stimmen suchend für feindliche Parteien. Er hatte die Dörfer, die ich besuchen wollte, eben durchfahren und Wahlzettel für den liberalen Kandidaten ausgeteilt.

Und der liberale Kandidat selber, der Oberlandesgerichtsrat Bär in Karlsruhe, wie lange schon sind wir uns befreundet! Wie manchen lustigen Ritt, hoch zu Roß, haben wir vor zehn und mehr Jahren in und um Waldshut ausgeführt! Wie manchen Abend im engen Freundeskreise bis Mitternacht zugebracht und gescherzt und gelacht nach Bärenart! Heute stehen wir an der Spitze zweier feindlicher Parteien, und während anno 1874 die Stimmzettel die Schlacht schlugen, wanderten wir in aller Freundschaft auf der Kaiserstraße der Residenz!

Aber so sollte es sein! Es können ja zwei Menschen politisch oder religiös verschiedenen Bekenntnisses sein und doch gut Freund, weil sie persönlich sich gefallen. Ich habe das nie leiden mögen, einen Mann auf die Seite zu setzen, den Umgang mit ihm zu meiden, weil er nicht die gleiche religiöse oder politische Anschauung hat. Was sollte aus der

Welt werden, wenn es keine verschiedenen Willensrichtungen und nicht zwei- und mehrerlei Ansichten gäbe! Sowenig alle Menschen Schuhmacher oder Schneider sein können, ebensowenig können alle in Politik auf die gleiche Art reden und denken. Es wäre ein schrecklicher Mechanismus auf Erden, wenn alles über einen Leist geschlagen wäre und die Freiheit des menschlichen Willens nicht existierte und nicht respektiert würde.

Der menschliche Wille ist die einzige Macht, die der Schöpfer neben der seinigen frei schalten und walten läßt. Darum respektiert er die menschliche Freiheit auch auf ihren Irrwegen und läßt regnen und die Sonne scheinen nicht bloß auf Gerechte und Ungerechte, sondern auch auf Protestanten und Katholiken, Juden und Heiden, auf Liberale und Ultramontane. —

So wie Freund Gottwald und ich täglich vor dem Wahltage hinausgingen, um das Volk zu gewinnen, so machten es die Führer der Demokraten und Liberalen der Stadt auch; alle warben um die Bauern, Freiheit und Volkswohl verheißend und schöne Reden dem gemeinen Manne gebend. „Armes Volk," dachte ich in diesen Tagen wieder öfters, „was macht man dir alles vor! Und doch kann kein friedlicher Kandidat dich von deinen Sorgen befreien!" Was dem heutigen Bürger und Bauer die meiste Freiheit und Wohlfahrt gebracht hat, war die große französische Revolution der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Aber nicht alle Revolutionen gelingen und wenn mißlungen, werden die Dinge in der Regel schlimmer als vorher. —

Wir fahren um vier Uhr des Nachmittags an dem bezeichneten Versammlungslokal in Goldscheuer, einem Wirtshause an der Landstraße, vor. Keine Seele läßt sich weder im Hause, noch auf der Straße, noch im Dorfe sehen. Alles scheint ausgestorben oder ausgewandert zu sein. Und doch soll hier eine große Volksversammlung stattfinden? Während der Knecht die Pferde ausspannte, sandte ich den Josef in

die Stube, damit er drinnen schaue, ob Leute da wären. Er kam mit der Nachricht, daß keine menschliche Seele, nicht einmal eine Wirtsseele, zu sehen sei. Wir schauten einander lächelnd an. Aber es war keinem recht ums Lachen, und jeder dachte im stillen an die Blamage, die hier wohl unser harren sollte.

Mein Freund schlug vor, ins benachbarte Dorf Marlen hinabzuwandern und so die Zeit etwas abzuwarten. Als wir in der Dämmerung auf der breiten Landstraße gingen, ersahen wir in der Ferne einen Mann des Weges daherziehen. „Da kommt doch wenigstens einer," sagte ich, und hoffnungsvoll gingen wir dem Kommenden entgegen. Es war ein Handwerksbursche, der uns anfocht. Getäuscht zogen wir weiter, nachdem wir dem Vagabunden seinen Zehrpfennig verabreicht. „Aber dort unten kommt einer," rief Josef nach einer Weile, „das ist sicher ein Bauersmann, der zur Versammlung daherschreitet!" Es war abermals — ein Fechtbruder.

Bald darauf erspähen wir wieder ein menschliches Wesen. Das werde doch wohl endlich einen Zuhörer abgeben, hofften wir. Er nahte, ich kannte ihn sogar — es war der Sohn meines früheren Hauptlehrers Heim in Hagnau. Er amtete in Marlen als zweiter Hauptlehrer, war aber sichtlich in Verlegenheit, mit mir zusammenzukommen. Es war damals selbst für einen Lehrer gefährlich, ultramontane Bekanntschaft zu haben. Ich konnte es ihm daher nicht verübeln, daß er sich nach kurzer Begrüßung drückte und keine Silbe von einer Versammlung sprach. Sein Vater, ein kreuzbraver Mann, war 1874 von Hagnau versetzt worden, weil er zu den „Schwarzen" gehalten hatte.

Immer stiller wurden Josef und ich, und immer grausiger trat das Gespenst der Blamage vor uns, immer mehr kam der Bauersmann, welcher am Morgen mich noch eingeladen, mir als Mephisto vor, der angestellt gewesen wäre, um mich ins Verderben zu locken.

So gelangten wir nach Marlen. Gleich am Eingang ist das Gasthaus zum Ochsen. Der Ochsenwirt Fehrenbach hat seinerzeit mit Josef in Offenburg einige Klassen auf dem Gymnasium studiert und deshalb will dieser bei ihm ankehren. Ich bitte ihn, doch ja zu schweigen, daß ich der Reichstagskandidat sei, damit der Mann den unglücklichen Volksredner — ohne Volk nicht sehe. Wir treten ein. In der schon vom Petroleum erleuchteten Stube sitzen der Wirt und der Polizeidiener des Dorfes. Des Wirts Töchterlein, ein liebliches Wesen, kredenzt uns schäumendes Bier. Ihr Vater schaut meinen Freund wiederholt an, endlich erkennt er ihn. „Grüß Gott! Auch hier, Herr Gottwald?" fragte er. „Ja," meinte Josef kleinlaut und schwieg, um ja nicht aus der Schule zu schwatzen. „Wollte eben nach Goldscheuer," redete der Ochsenwirt weiter, „es soll dort eine Versammlung sein; der Abgeordnete Hansjakob kommt ja dorthin!" — „So?" replizierte Josef; „abet ich komme von Goldscheuer her und habe noch keinen Menschen gesehen." Ich lauschte herzklopfend auf des Ochsenwirts Antwort, und Josef tat einen festen Schluck, um unterdes ins Glas sehen zu können, ohne rot zu werden. „Ja," so klang der Orakelspruch des Priesters des Bacchus und Gambrins, „jetzt kommen noch keine Leute. Die meisten arbeiten draußen am Rhein, wo das letzte Hochwasser viel zu tun gibt, an Fluß- und Feldbauten. Warten Sie noch eine Stunde, und es wird Männer genug geben."

Ich hätte aus dem Ochsenwirt Fehrenbach von Marlen gerne sofort einen Engelwirt gemacht, wenn's auf mich angekommen wäre, so freudig vernahm ich seine Botschaft. Auch der Josef lebte neu auf, und er stellte mich nun alsbald dem überraschten Nothelfer vor. Mit ihm traten wir den Rückweg nach Goldscheuer an. Die Straße war bereits belebt von Fußgängern und Wägelchen, und als wir zu dem vorher menschenleeren Dorf und Wirtshaus kamen, lebte es wie auf einem kleinen Jahrmarkt. Am Versammlungsorte waren alle Zimmer dicht voll, ebenso die Hausflur, und eine halbe

Stunde später auch der Hof und die anstoßende Landstraße.

Die guten Leute hatten, weil es Werktag und viele an den Uferbauten des Rheines tätig waren, ihre Tagesarbeit vollenden müssen, waren erst bei Einbruch der Nacht heimgekehrt, und hatten sich umgekleidet und erschienen nun massenhaft, um den Kandidaten kennen zu lernen. Ich freute mich jetzt um so mehr, je größer vorher meine Angst vor Blamage gewesen war.

Ich konnte mich den Männern, die mich schon öfters in den Landtag gewählt, aber meist noch nie gesehen hatten, als einen ganz alten Bekannten vorstellen aus den Tagen meiner frühesten Knabenzeit. Im Herbst, wenn im oberen Kinzigtale die Bäuerinnen daran denken, ihr Sauerkraut einzumachen, da kommen aus den drei Dörfern, in deren mittlerem ich heute die Versammlung abhielt, die Krautbauern und führen auf zahlreichen Wagen die Krautköpfe zum Markt meines Geburtsstädtchens. Wenn sie dann gegen Abend einfahren in die Straßen, erwartet sie die Schar der Buben, um ihre Pferde auszuspannen und reitend in den Wirtsstall zu verbringen, oder ihnen gegen einen Groschen Lohn zu helfen, die Krautköpfe abzuladen und zu Hunderten auf dem Marktplatz aufzusetzen.

Unter diesen Knaben war vor dreißig Jahren auch ich, „der Becke-Philipple," der ersten einer, bemüht, die Rößlein der Breisgauer zur Tränke und in die Ställe zu reiten und nachher Krautköpfe aufzubeugen in stolzen Pyramiden. Heute stand er vor jenen Bauern und ihren Nachkommen als Reichstagskandidat und entwickelte ihnen die höchsten politischen Güter der deutschen Nation, das Krautbüblein von dazumal; und als dieses führte er sich in seiner Rede bei seinen Zuhörern ein. Mancher derselben, jetzt Greis in Silberhaaren, trat nachher zu mir und bestätigte, wie auch er in jenen Tagen sein Kraut in meine Heimat geführt habe und noch tue oder tun lasse durch seine Söhne. Und die Leute

hatten ihre helle Freude an ihrem ehemaligen Reitjungen und Krautaufsetzer.

So mischten sich hier mit den ernsten Gedanken des politischen Kandidatenlebens wieder liebliche Jugenderinnerungen und machten mir den Abend unter den braven Leuten äußerst angenehm. Zwar hatten Josef und ich geglaubt, bei guter Zeit heimkehren und in der Stadt noch einem größeren Konzert anwohnen zu können, um dort zu zeigen, daß der Kandidat auch Sinn für „guten Ton" habe, allein durch den späten Beginn der Versammlung in Goldscheuer kam es, daß wir erst in tiefer Nacht die Stadt wieder erreichten.

Kaum saßen wir hier im stillen Hausfrieden, als zwei Parteifreunde herbeieilten und das liberale Stadtblatt, den Ortenauer Boten, brachten mit einer Anfrage von seiten der liberalen Führer an den demokratischen Kandidaten und an mich:

1) Ob es wahr sei, daß wir beide es vorher ausgemacht hätten, daß der Demokrat, Landtagsabgeordnete und Rechtsanwalt von Feder in Mannheim, als dritter Kandidat auftrete und so die liberale Partei spalte?

2) Ob es wahr sei, daß wir beide in Offenburg am sechsten eine Zusammenkunft gehabt hätten?

Sie hätten, so hieß es weiter, in Erfahrung gebracht, daß ich vor einigen Tagen in Hasle bei Champagner den Plan verraten und bereits besagten Wein auf meinen Sieg hin getrunken hätte.

„Wahlmanöver!" rief ich, nachdem ich gelesen, und ließ mir die Nachtruhe nicht rauben. Andern Tags in der ersten Frühe stand ich im betreffenden Redaktionsbureau und dementierte, und der Demokrat, telegraphisch von der Sache benachrichtigt, depeschierte zurück: „Von A bis Z erlogen!" Unsere Dementis kamen so noch am Tage vor der Wahl im gleichen Blatte. Nur eines entsprach der Wahrheit, daß ich Champagner getrunken hatte. Es wäre dies für einen armen Reichstags-

kandidaten ein wahrer Frevel gewesen, wenn nicht ein Freund und Vetter und zwar ein — Erzliberaler, der Kreuzwirt von Hasle, ihn bezahlt hätte. Vom Sieg war aber mit keiner Silbe die Rede, das würde schon der Champagner-Kredenzer nicht gelitten haben. Und ein Kandidat, der im gleichen Bezirk schon einmal durchgefallen, müßte ein sehr billiger Denker sein, wenn er vom „Siegen" spräche.

Der freundliche Leser sieht, wie dornig und mühevoll so ein Kandidatenleben ist bis in die tiefste Nacht hinein, und wird sich fest vornehmen, nie diese Wege zu wandeln, sondern fern von Politik in Frieden seine „Zeitung" zu lesen und zu denken: „Diese Torheiten überlasse ich andern!" —

Am letzten Tage vor der Wahlschlacht sollte ich abermals unter Begleitung von Huber und Castell zwei Versammlungen halten im unteren Renchtale, in den Dörfern Stadelhofen und Ulm im Amt Oberkirch. Und ruhelos fuhr ich mit meinen zwei alten Herren per Bahn am Nachmittag zunächst nach Stadelhofen. Trotzdem es abermals Werktag war, hatten die Landleute sich bereits versammelt in dem weiten Lokal eines liberalen Bierbrauers, und auch ein Gendarm hatte sich eingefunden — eine mir bei den Volksversammlungen im Amt Offenburg unbekannte Erscheinung.

Ich muß da den Beamten in Offenburg ein Kompliment machen, daß sie mir zu meinen vielen Versammlungen noch nie einen Wächter des Gesetzes sandten. Es ist für mich viel besser. Denn so oft ich derartige Leute sehe, werde ich viel maliziöser und spitzfindiger, und das ist nicht ohne Gefahr, wie ich aus Erfahrung weiß. Der Gendarm in Stadelhofen, wohl gescheiter als sein Amtmann, zog, nachdem er nur weniges von mir gehört, ab, ohne irgendwelche Einsprache zu erheben.

Bald war meine Rede hier fertig, die Bauern befriedigt, und ich bestieg ein vor dem Wirtshause bereitstehendes Fuhrwerk und rollte nach Ulm. Auch hier waren Menschen genug versammelt, aber ich konnte noch nicht zum Wort kommen,

denn es fand in den Räumen, welche für mich bestimmt waren, eine Holzversteigerung statt, welche sich ungewöhnlich in die Länge zog.

„Schon wieder ein Hindernis!" dachte ich, und gab mich unwillig ins Warten. So ein Kandidat muß sich viel gefallen lassen — bis er gewählt oder durchgefallen ist. Erst will der Bauer noch sein Scheitholz, seine Wellen oder Prügel haben, ehe er den Kandidaten anhört. Und während drinnen die Germanen des neunzehnten Jahrhunderts pfennigweise sich um Holz steigerten, ging ich mit reichsbewegenden Gedanken im Hausgang auf und ab und besah, als meine Rede parat, aber die Steigerung noch nicht zu Ende war, in der Dämmerung noch Kirche und Pfarrhaus des Dorfes.

Hier, im letzteren, überfiel mich der Neid. Der noch junge Pfarrherr, Erdrich ist sein Name, hat ein prächtiges Haus mit sehr festem, behäbigem Einkommen. Ich bin als Pfarrer ein armer Schlucker. Mein einziger Reichtum ist die schöne Lage meines Pfarrdörfchens am Bodensee, und wenn ich nicht mit der Feder von Zeit zu Zeit einige Groschen verdiente, so müßte ich oft halbhungrig aus meinen Fenstern auf den blauen See und die duftigen Schweizerberge schauen — und aller Humor wäre zu Ende. Denn nie wird man den Reiz der Natur schmerzlicher fühlen, als wenn man mit Mangel an Geld zu kämpfen hat. Und doch ist mir ein Wohnsitz mit ehrlichen Schulden lieber als eine reiche Pfründe in einer unschönen Gegend. Der Pfarrer von Ulm aber hat Natur und Geld in Fülle, und deshalb regte sich in dem armen Reichstagskandidaten ein klein wenig der Neid, obwohl er sonst nicht leicht einen Menschen um seines Geldes allein beneidet[1].

Als ich zurückkehrte, war die Holzversteigerung abgelaufen, und ich konnte auftreten. Während nach mir der Landtagsabgeordnete des Bezirks sprach, ging ich in die

[1] Der beneidete Pfarrer starb wenige Jahre später und all seine Pfarrherrlichkeit hatte ein frühes Ende.

Wirtsstube unten und aß zu Nacht, Kastanien und Wein. Da kamen plötzlich zwei Bauern aus Stadelhofen, wo ich am Nachmittag gesprochen hatte, und meldeten, daß es gleich nach meinem Weggang einen tüchtigen Lärm abgesetzt habe. Der Tierarzt aus dem Amtsstädtchen sei gekommen, da die Bauern noch beim Glase beisammen saßen, und habe ihnen eindringlich zugesprochen, mich nicht zu wählen. Als Hauptargument hätte er schließlich vorgebracht, ich sei ja schon zweimal eingesperrt gewesen. Das war den guten Bauern zuviel, und sie drohten dem Viehdoktor mit Hinauswerfen, wenn er nicht auf der Stelle abzöge — was er als der Gescheiteste auch tat; denn die Bauern jener Gegend bauen und trinken einen starken Wein und verstehen wenig Spaß.

Nachdem der bestiale Medikus das Feld geräumt, eilten zwei Männer sofort nach Ulm, um mir solches zu vermelden, wobei der Sprecher derselben mich stets mit „Herr Geistlicher Rat!" anredete. Ich mußte lachen, daß der bescheidene Mann mich zum Geistlichen Rat machte; eine Würde, die ich nie erreichen werde im Leben, da viele Leute mit Recht meinen, ich sei ein sehr schlechter Ratgeber.

Als ich dem freigebigen Bauern bemerkte, ich sei nur Pfarrer, meinte er, das sei gleich, zu ihnen sei ich jedenfalls als geistlicher Rat gekommen. Und so unrecht hatte er damit nicht. Geistlicher bin ich und habe den Bauern den Rat gegeben, mich in den Reichstag zu wählen — insofern kann man den „Geistlichen Rat" gelten lassen. Bin ich auch nicht Reichstagsabgeordneter geworden, so hab' ich's doch in jenen Tagen auf eine Viertelstunde zum „Geistlichen Rat" gebracht.

Was die Aussage des Tierarztes betraf, so mußte ich sie bestätigen, konnte aber die Bauern leicht trösten und ihnen dartun, daß ich auf ehrliche Weise eingesperrt worden sei. Als ich wieder in die Versammlung hinaufkam, war's hohe Zeit; denn eben brachte der mir folgende Redner ein Hoch auf den Reichstagskandidaten aus, der somit gerade recht kam, um sich noch dafür zu bedanken, mich den Wählern zu

empfehlen und dann gleich zu verabschieden. Der zweite Redner war zu meinem Erstaunen aus Bollenbach unweit Hasle und ein Bekannter von mir.

Er hatte in der unmittelbaren Nachbarschaft meines Elternhauses die Schreinerei gelernt, war in Berlin in der Fremde gewesen und hatte dort rege am katholischen Vereinswesen teilgenommen.

Eben besuchte er, ein strebsamer Mann, die Gewerbeschule in Karlsruhe und von da aus war er ohne mein Wissen in den Wahlbezirk gekommen, um mitzutun. Ich hörte nur noch den Schluß seiner Rede, aber alle, die ihn ganz gehört, waren entzückt von der Redegewandtheit des jungen Handwerkers — Josef Schwendemann von Bollenbach. Er sprach zweifellos besser als ich in meiner Müdigkeit.

Schwendemann hat sein Talent nicht brach liegen lassen und sich immer weiter ausgebildet für eine gute Zukunft. Und heute ist er seit Jahren ein tüchtiger Lehrer an der Gewerbeschule in Lahr. Respekt davor! —

Es war in Ulm abermals mehr als Abend geworden. Man wollte mich und meine Begleiter an den eine Stunde entfernten Bahnhof von Renchen fahren, allein ich zog vor, in der frischen Nachtluft zu Fuß zu gehen, um meine angegriffenen Nerven etwas abzukühlen.

Der junge Vikar von Renchen, Geißer ist sein Name, machte in der Dunkelheit unsern Wegweiser. Müde kamen wir an, erschöpft sank der geplagte Kandidat auf eine Bank im Wartsaale und harrte schweigend des kommenden Zuges, der ihn kurz vor Mitternacht ins Hauptquartier zurückführte. —

Die Kandidatenreise war damit beendigt. In den katholischen Teilen des Wahlbezirks war ich auf allen wichtigen Punkten gewesen, in dem protestantischen Hanauerländchen, dem Straßburger Münster gegenüber, durfte ich mich nicht präsentieren; denn jene Bauern wollten von einem römischen Kandidaten nichts wissen, und es wäre ihm, so er gekommen, vielleicht gegangen, wie dem Tierarzt in Stadelhofen. Ein

liberaler Aufruf an die Hanauer hatte ihnen bereits erklärt, „daß ein gescheiter Bauer des Hanauerlandes sich nicht dazu hergeben dürfe, zu helfen, daß ein römisch-katholischer Pfarrer das in Politik und Religion freisinnig denkende Hanauerland im Reichstag vertrete“. In diesen Worten war „Heu genug unten“ — für die Hanauer, und sie taten, wie wir sehen werden, mannhaft das ihrige. Man konnte ihnen übrigens auch nicht zumuten, mich zu wählen. Unsere katholischen Bauern würden sicher auch keinen protestantischen Pfarrer wählen. —

Mit dem ersten Zuge fuhr ich am Wahltag, den 10. Januar, wieder schwarzwaldaufwärts dem See zu. Schon kamen und gingen Boten durch alle Straßen der Stadt Offenburg mit den respektiven Wahlzetteln, als ich dem Bahnhof zuschritt. Und da ich das untere Kinzigtal hinauffuhr, zogen von allen Seiten die Bauersleute den Dörfern und Städtchen zu, um ihr Wahlrecht auszuüben. Ich kam mir vor wie einer vom großen Generalstab, der die Dispositionen und die Parole ausgegeben hat und dann den Soldaten und Offizieren es überläßt, die eigentliche Schlacht zu schlagen. Meine Parteifreunde glaubten eher an einen Sieg als ich, der ich übrigens nicht ohne Hoffnung das Hauptquartier verließ, um in meine Einsiedelei am See zurückzukehren.

Als ich am andern Morgen auf das schwäbische Meer hinausschaute, schlug Freund Bodan wieder mächtige Wellen. Schon in der Nacht hatte ich sein Tosen zu hören geglaubt. Jetzt verstand ich den Alten rascher, und ich ahnte in dem Wogen seinen Zorn, weil ich, sein konservativer Gesinnungsgenosse, wohl durchgefallen sein mochte.

Am Abend kam eine Depesche vom Freund Josef, welche mir den Sieg des liberalen Kandidaten verkündigte, der 8829 Stimmen erhielt, während auf mich 7912 und auf den Demokraten 444 fielen. Die Hanauer hatten zu meinen Ungunsten entschieden; denn dort votierten allein 5264 Mannen für meinen siegenden Gegner, für mich nur 38 daselbst zer-

streut lebende Katholiken. Diese hatten fast allüberall männlich ihre Pflicht getan, aber die Hanauer auch, welche Kranke und Sterbende zur Wahl trugen, um dem römischen Pfarrer eine Niederlage zu bereiten.

Sobald ich die Depesche gelesen, ging ich meinen gewöhnlichen Spazierweg am See hin und warf sie dem Alten in seine weißschäumenden Wellen, um ihn offiziell in Kenntnis zu setzen. Er hatte mir aber dabei angemerkt, daß ich heiter ihn angeschaut und leichten Herzens die verlorene Liebesmühe verschmerzte, bald darauf verstummte auch er und begrub unter stiller Oberfläche meine überstandenen Kandidatensorgen. Die Depesche aber trug er hinüber gen „Konstanz", wo ein gieriger Hecht sie verschlang, ehe sie in den Vater Rhein einlief, der übrigens schon lange wußte, was sich an seinen Ufern drunten bei Straßburg zugetragen. —

Es war in den ersten Tagen des Jahres 1889, um die gleiche Jahreszeit, da ich anno 1874 und 1877 kandidiert hatte, als ich in der düsteren Friedhofkapelle von Offenburg fast ganz allein vor einem Sarge stand. Im Sarge lag Freund Gottwald, den man in einer halben Stunde zur Erde bestatten wollte.

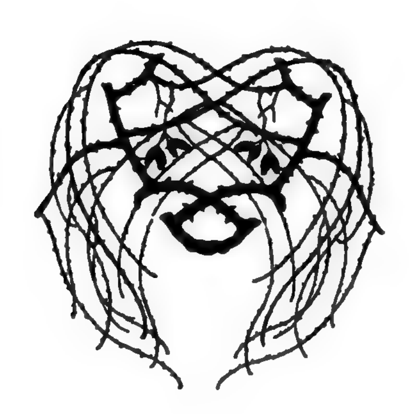
Noch nicht fünfzig Jahre alt, ward er vom Tode bezwungen. Stumm und still weilte ich an seiner Bahre, teils im Gebet, teils in Erinnerung an die mit ihm verlebten Stunden. Dann trat ich hinaus auf den Kirchhof und wanderte an den Gräbern hin. Da lagen sie still und friedlich nebeneinander, fast alle, die vor zwölf Jahren hervorragend an der Reichstagswahl sich beteiligt hatten: meine Begleiter Huber und Castell neben dem Notar Serger und dem alten „Freiheitsmann" Hans Hofer, und drüben beim trüben Kerzenschein lag der gute Josef, bereit, neben ihnen sein Grab zu finden.

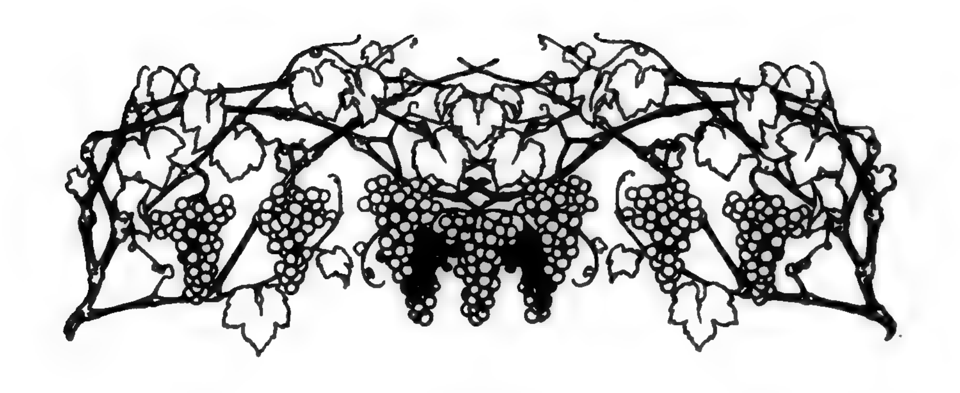
Und ich fragte mich: Wozu all das Parteigetriebe? Wozu all das Rennen und Jagen, Wühlen und Wählen — bis der Tod kommt und den einen Gegner still und fried-

lich neben den anderen bettet in der kühlen Erde? Und ich meinte, alle Menschen müßten Frieden halten unter sich, schon allein um des Sterbens willen. —

Als ich eine Stunde später in den Bahnhof trat, um heimzufahren, begegnete mir der neue Reichstagskandidat, mein lieber Freund Max Reichert von Baden. Er war im Begriff, die gleiche Reise zu tun wie ich vor zwölf Jahren. Eben war ich bei den toten Politikern gewesen, und nun trat mir der lebende entgegen, in voller Aktion begriffen. Aber so ist's hienieden, ein steter Kampf für die Lebenden, und Ruhe bringt erst der Tod. Um keinen Preis der Welt hätte ich aber heute die Rolle von Freund Max übernehmen mögen. Verstimmt und lebensmüde fuhr ich heim, nur in einem froh, nicht mehr Reichstagskandidat zu sein.

Aber die Zeiten hatten sich geändert. Der neue Kandidat Reichert wurde glänzend gewählt und vertrat den Bezirk im Reichstag zehn Jahre lang, bis auch ihn der Tod holte. So kurz ist unser Tun und unser Leben.





Im Schwabenlande.

1881.

1.

Die Schwaben, unter denen wir heute vorzugsweise die Württemberger verstehen, sind unter den Deutschen des neunzehnten Jahrhunderts eine Art „Salz der Erde". In allen Teilen der Welt sind sie zu treffen als Vertreter nicht bloß eines gemütlichen Deutschtums, sondern auch als Träger deutschen Fleißes auf allen Gebieten des Erwerbslebens. Die Württemberger sind die deutschen Juden im besten Sinne des Wortes. Ausdauernd, zäh, genügsam und sparsam bringen sie es, wie Israel, überall zu etwas. Und in allen Teilen der Welt wird man sie finden in allen Stellungen, die ihren Mann ernähren.

Aber auch auf geistigem Gebiete gehören sie zu den intelligentesten deutschen Stämmen. Dichter und Philosophen gedeihen in ihrem Lande ebensogut, wie Fabrikanten und Hoteliers, und machen dem schwäbischen Namen Ehre weithin.

Und erst in politischer Hinsicht! Welche Größen hat das

Schwabenland hier hervorgebracht! Waren die Welfen und die Hohenstaufen, deren Parteien einst eine halbe Welt bewegten, nicht Schwaben? Und sind die Hohenzollern, die das deutsche Kaisertum wieder errichtet in unseren Tagen, nicht ein schwäbisches Geschlecht? —

Die Gewerbeausstellung in Stuttgart hatte mich zum Teil bestimmt, im Herbst 1881 wieder einmal eine kleine Fahrt im Lande der Schwaben zu machen. Wir betreten dasselbe, wie immer, mit der württembergischen Seestadt am schwäbischen Meer, Friedrichshafen, wo ich seit Jahren daheim bin, weil ich oft hinaufkomme.

Buchhorn von heute, das wir bereits kennen, wäre ohne die Sommerresidenz des Königs, draußen vor der Stadt im ehemaligen Benediktinerpriorat Hofen, und ohne seinen Passanten- und Güterverkehr ein ausgestorbenes „Städtle", nur bekannt durch die „Bratwürstle", welche den Reisenden auf den Schiffen des Bodensees die Überfahrt nach Konstanz, Lindau und Rorschach verkürzen. Und wenn heute die alten Buchhorner und einstigen freien Reichsstädtler wieder einmal durch die Straßen und Gassen der Altstadt wandeln könnten, würden sie finden, daß es wenig Neues gibt unter der Buchhorner Sonne. Sie würden höchstens verwundert die Dampfschiffe und Lokomotiven betrachten und sich wieder zu Grabe legen mit dem schwäbischen Spruch: „'s isch no älles beim Alte!"[1]

Doch man muß es den heutigen Buchhornern zugute halten, sie haben getan, was sie konnten, um Fortschritt ins Land zu bringen. Sie haben vor der Altstadt draußen ein Kurhaus und einige Villen gebaut, doch die Kurgäste fehlen, und die alte Öde und Stille schleicht durch die Straßen der Stadt. In den ersten Jahren dieses sogenannten Aufschwungs waren manche Stuttgarter nach Friedrichshafen gekommen,

[1] Als ich diese Reise tat, hatte noch kein Sterblicher eine Ahnung, daß dereinst Buchhorn-Friedrichshafen die Wiege der Luftschifferei werden würde.

um Seeluft am schwäbischen Ufer zu schlürfen, aber die Hoteliers machten „Schweizerpreise", und die Stuttgarter blieben vielfach aus, weil sie das Vergnügen, in der Nähe ihres Königs zu sein, zu teuer bezahlen mußten.

Ich hatte vor Abgang des Zuges gerade so viel Zeit, um Buchhorn zu umwandeln und um den Hofgärtner Amonn, den ich seit Jahren aus der Gesellschaft kenne, zu begrüßen. Vor dem Schloßgarten stand die langweilige Gestalt eines königlichen Hatschiers und bewachte den Eingang wie ein Leu, so daß ich nicht einzutreten wagte. Unter der Residenz des Königs aber stelle man sich einfach eine zweitürmige Klosterkirche nebst Wohngebäuden für Mönche einer einst reichen Abtei vor. Unverändert haben die württembergischen Könige das säkularisierte Kirchengut belassen, und das gefällt mir. Andere haben ähnliche Besitzungen möglichst verändert, damit sie nicht nach der alten Herrin schreien.

Als ich von der Klostermauer des königlichen Schlosses wegging, sah ich in einem kleinen Privatgarten einen Baum voll der schönsten Äpfel stehen, und es fiel mir ein den heutigen Bewohnern von Buchhorn sicherlich unbekannter Schwabenstreich ihrer Ahnen ein, den ich jetzt nicht mehr länger verschweigen will. Da wir schon oben nachgewiesen, daß Schwabenstreiche eigentlich nichts Ehrenkränkendes an sich haben, so wollen wir gleich von den Buchhornern und ihren schwäbischen Nachbarn mehr als einen zur Kurzweil wiedergeben, wie ich schon zu Anfang dieses Buches versprochen habe.

Einstmals, sagt der Schreiber der Zimmernschen Chronik, sei Kaiser Friedrich III.. vom Etschland heraus in die Vorlande gereist und an den Bodensee gen Buchhorn gekommen. Da hätten die Bürger, Rat und Gemeinde, lange beratschlagt, wie sie doch den römischen Kaiser, ihren Herrn, der jetzt zum erstenmal „in seinem angehenden Kaiserthumb" sie heimsuche, ehren und nach ihrem Vermögen empfangen möchten. Sie kamen zu dem einhelligen Beschluß, dem Kaiser zehn Gulden Geld zu verehren und dem Bürgermeister den

Auftrag zu geben, diese mit den „zierlichsten Worten" nebst den Schlüsseln der Stadt zu überreichen.

Der Kaiser landete. An der Stadtpforte sprach der Bürgermeister, der seine zehn Gulden in ein Lümplein geknüpft hatte: „Allergnädigster Kaiser! Meine Herren von Buchhorn heißen Ihre Majestät willkommen und schenken derselben zehn Gulden Geld zu einer Verehrung in diesem Hudelin verknüpft. Wenn Ihr es nicht glauben wollt, so mögt Ihr es aufmachen und zählen". Der Kaiser nahm das Hudelin gnädiglich an und hat der „einfältigen Leut wohl lachen mögen".

Als nun der Kaiser in die Stadt gekommen und vor dem Hause des Bürgermeisters, wo er logieren sollte, abgestiegen war, da kam dieser abermals mit einem großen Bund Schlüssel und übergab sie ihm mit dem Vermelden, das seien die Schlüssel zu seinem ganzen Hause, damit möge „Ihr' Majestät in alle Kammern gehen und sich eine zum Logieren aussuchen".

Dabei machte er so viele Bücklinge und „Neiger", daß ihm noch etwas passierte — worüber der Kaiser und sein Gefolge „über alle Maßen wohl" lachten.

Die Bürger nahmen ihm seine „Unzucht" vor dem Kaiser so übel, daß sie ihn beinahe des „Rats und Amtes" entsetzt hätten. Daß sie es nicht taten, ward denen von Buchhorn zum Vorteil.

Als Friedrich nämlich ein Jahr später den großen Reichstag zu Köln hielt und alle Stände und Städte ihre alten Freiheiten erneuern ließen, kam mit den Gesandten der Reichsstädte auch der Bürgermeister von Buchhorn. Sie wurden meist lange hingehalten. Als aber die Reihe an die Städte kam, dachte der Kaiser zuerst an seinen Wirt, den „unzüchtigen" Bürgermeister von Buchhorn, und befahl, diesem die Freiheiten seiner Stadt zuerst zu bestätigen.

Als Friedrich III. damals von Buchhorn aufbrach, zog er in die benachbarte Reichsstadt Pfullendorf. Die Rats-

herren beratschlagten ebenfalls und meinten, man solle dem Reichsoberhaupt etwas „Seltzams“ schenken, denn „Geld, Silbergeschirr, Wildpret und Fisch“ wären ihm nichts Neues. Da gab der Obrist-Zunftmeister den Rat, „dem Kaiser eine Zeine (Korb) gebackener Schnitten, daran die Eier nit gesparet, mit einem schneeweißen Tuch überdeckt, zu verehren“. Dies gefiel dem ganzen Rat. Der Kaiser bekam an der Stadtpforte eine Zeine voll Küchle und ließ sich „sollichs wohl gefallen“.

Diese Küchle ließen die Buchhorner nicht schlafen, als sie davon hörten. Und als einige Jahre später Kaiser Max von Konstanz her nach Buchhorn gefahren kam, wollten sie ihm auch etwas „Seltzams“ verehren. Darum ließen sie einen großen „Ömelinbaum“ mit Grund und Wurzeln ausgraben, stellten ihn aufrecht in ein Schiff, fuhren damit dem Kaiser auf dem See entgegen und schenkten ihm den Baum „sammt den Äpfeln“. Es ist ihnen darob „ein groß Gespai“ (Gespött) erwachsen.

Auf eine andere Zeit kam derselbe Kaiser abermals gen Buchhorn und wollte dem Rat beim Abscheiden noch Audienz geben. Die Ratsherren hatten sich auf dem Rathaus versammelt und warteten des Befehles zum Aufmarsch. Da es aber „ein warm Wetter gewest“, entschlossen sie sich, in der Hitz eine „gute Knollenmilch“ miteinander zu essen; was auch geschah.

Als sie im besten Milchessen begriffen waren, kam die Nachricht, sie sollten eilends zum Kaiser kommen. Im Schrecken sprangen sie auf, vergaßen ihre Bärte zu säubern und kamen, die Milchreste in den Bärten, vor den Kaiser. Der meinte, sie hätten „wohl im Brett gespielt, daß sie noch die Stein' in den Bärten hätten“. Die guten Leute erschraken, griffen in ihre Bärte und die Milch blieb ihnen in den Händen hangen. Vor dem großen Gelächter und Gespai der Umstehenden rettete sie der Kaiser, indem er eine andere Rede anfing und sie dann mit allen Gnaden entließ.

Diese „Schwabenstreiche" wirkten bei den Buchhornern ansteckend. Zehn Jahre später war ein Reichstag zu Augsburg. Sie sandten den Bürgermeister, einen Ratsherren und einen „Ainspännigen" (Stadtverordneten) zu Pferde ab. Diese zechten unterwegs tüchtig und verloren ihre Kappen, ihre Handschuhe und ihre Sporen. Es hatten alle drei Reiter nur noch einen Sporen, und den trug der Bürgermeister am Stiefel. Sie ritten bald in Gesellschaft anderer Reichsboten aus den schwäbischen Städten, und die hatten ihre helle Freude an den Buchhornern. Eines Tages nun brachte der „Ainspännig" seinen Gaul nicht mehr fort; da sprach er zum Bürgermeister: „Mein Herr Bürgermeister, dieweil Ihr den Sporen habt, reitet auch meine ‚Gurren' mit der Eurigen, ich weiß sie sunst nit fortzubringen." Es haben sich die andern deß wöllen zu krank lachen.

Der Chronist sagt, daß die von Buchhorn den Schwabenstreich vom Bürgermeister als Doppelreiter am unliebsten hörten, und meint: „So bei ihnen einer diese Historie wollte zum Schlaftrunk erzählen, der sollt' bald fremde Händ' in sein Haar bekommen."

Doch ritten nicht alle damaligen Reichsboten so flott zum Reichstag und wieder heim, wie die Buchhorner. Unfern von Buchhorn lag die freie Reichsstadt Buchau am Federsee. Als der römische König Ferdinand, Bruder Karls V., einen Reichstag hielt wegen der Türkengefahr, da sandten die von Buchau ihren Bürgermeister, seines Handwerks ein Fischer. Da aber die Stadt nicht besonders „im Vermögen", so wollt' der „gut Mann" der Stadtkasse keine großen Kosten bereiten und machte darum den weiten Weg gen Speier zu Fuß. Das war unerhört, daß einer „per pedes auf den Reichstag geritten kam" und man nannte den braven Fischer vom Federsee unter seinen Kollegen deshalb den „Apostel von Buchau".

Nachdem der Reichstag vorüber, reiste der von Buchau wieder heim, und nach ihm nahm den gleichen Weg der

Graf Hugo von Montfort, Kommissär des Kaisers auf dem Reichstag. Der wollte seine Schwester besuchen, die Äbtissin des Klosters Buchau. Kurz vor seinem Einritt in die Stadt trifft der Graf auf den Bürgermeister und sieht nun, wie der Reichsbote von Buchau die Hosen ausgezogen und über die Achsel geschlagen hatte und so leicht fürbaß schritt, dieweil es sehr heiß war.

Was lernen wir aus diesen naiven und poesievollen Schwabenstreichen? Einmal, wie genügsam jene Zeiten waren, da die Räte einer Reichsstadt vor der Kaiseraudienz eine dicke Milch genossen, statt wie heute Champagner oder mindestens Münchner Bier. Wir lernen, wie sparsam die Leute mit ihren Kaiserpräsenten umgingen und nur zehn Gulden oder gar nur Äpfelbäume und Küchle darbrachten, was heutzutag fast Majestätsbeleidigung wäre. Wir sehen, wie sorgsam die Reichsboten mit den öffentlichen Kassen umgingen und lieber barfuß und ohne Hosen den Weg in den Reichstag und wieder heim machten, als daß sie auf Kosten ihrer Städte gesündigt hätten.

Wir lächeln heute über diese alten Schwabenstreichler, allein, wenn sie auch barfuß gingen oder unterwegs die Kappen und die Sporen verloren, wenn's im Reichstage zum Treffen kam, da stellten sie ihren Mann. Sie sprangen nicht über den Stock, wachten äußerst zähe über die Rechte der Städte und Stände und hielten namentlich den Beutel des Volkes weit fester zu, als die Reichsboten von heutzutag.

Item jene Schwabenstreichler waren lang nicht so dumm, als ihre Streiche, und man macht heute, wo man so hochmütig gescheit auf jene Leute herabschaut, politisch viel dümmere und kostspieligere Streiche und meint noch, es seien nationale Großtaten. —

Jetzt aber müssen wir schleunigst Friedrichshafen verlassen, sonst jagen uns die Jung-Buchhorner zur Stadt hinaus, weil wir die Schwabenstreiche ihrer Väter aufdeckten.

Und doch liegt in denselben in Wahrheit ein großes Kompliment für ihre Ahnen. —

Man mag in Oberschwaben hinfahren, wo immer man will, überall ist klassisches Land. Da schaut gleich hinter Buchhorn das gewaltige Schloß von Tettnang von der Höhe herab, einst Sitz der reichen und mächtigen Grafen von Montfort, deren letzter in den zwanziger Jahren blutarm in einem kleinen Pfarrhaus unweit Tettnang gestorben ist.

Bald darauf zeigt sich die alte Welfenstadt Ravensburg.

Trauernd und zerfallen steht kurz vor Ravensburg unweit der Bahnlinie das ehemalige Prämonstratenserkloster Weißenau. Es hat nicht das „Glück" seiner gewaltigen Nachbarin, der einst gefürsteten Reichsabtei Weingarten, jetzt eine Kaserne zu sein, und so schaut es öde und einsam in die Neuzeit. Aber auch Ravensburg selbst, das seine alten Türme schon nach Weißenau hereinstreckt, verkündet in seinem Äußern noch vergangene Jahrhunderte. In seinem Innern aber herrscht reger, moderner Verkehr. Fabriken aller Art treiben im Gebiet der Stadt und am Fuße der Veitsburg ihr Wesen. Auf der Burg saß seit dem elften Jahrhundert zeitweise das berühmte Geschlecht der welfischen Grafen, deren Stammschloß Altdorf, unweit von Ravensburg, an der Stelle stand, wo heute die Gebäude der Abtei Weingarten sich erheben.

Jetzt haben auf dem Boden der Veitsburg die Philister der Stadt sich ein schönes Bierlokal gebaut, wo sie an sommerlauen Abenden dem Gambrinus opfern und friedlich hinabschauen auf die Gewässer des schwäbischen Meeres, von der Geburtsstätte Heinrichs des Löwen aus, jenes trotzigen Welfen, welcher durch sein trotziges Verlassen des Reichsheeres dem Kaiser Rotbart die Niederlage bei Legnano verursachte. —

Diese oberschwäbische Stadt wird mir zeitlebens im Gedächtnisse bleiben. Ich kam in den siebziger und achtziger Jahren oft Wochen und selbst Monate lang nicht aus dem

Rayon meines Dorfes. Wenn ich aber wohin ging, fuhr ich nach Buchhorn oder nach Ravensburg.

Liebe Freunde hatte ich da: den Oberamtsarzt Dr. Stiegele, den Rechtsanwalt Dr. Schneider, den geistlichen Präzeptor Geis und andere. Sie sind heute alle längst tot, der stille, feinfühlende Amtsarzt, wie der heitere „Geise-Vetter", den man am sichersten bei der „Storchenwirtin" traf. Er meinte oft: „Man wisse eben nie, wenn ein auswärtiger Geistlicher nach Ravensburg komme, und da sollte eben immer der Einheimischen einer im ‚Storchenbräu' sitzen." Zu diesem Opfer gab er sich selber her, so oft seine Schulstunden zu Ende waren.

Manchmal bin ich in den fünfzehn Jahren, da ich am Bodensee lebte, in Ravensburg in der „Räuberhöhle" oder im „Storchenbräu" bei den Schwaben gesessen, die, geistlich und weltlich, in schönster Harmonie und ungestörtem Frieden beim Bier sich vergnügten, während bei uns in Baden der Kulturkampf die Gesellschaft zerrissen hatte.

Wenn man sonst nicht wüßte, daß die „dummen Schwaben" sehr gescheit sind, könnte man es daran sehen, daß sie den Kulturkampf nicht in ihr Land ließen.

Aber schon ehe ich am See war, hatte ich Ravensburg gesehen. Es war im August des Jahres 1868, da ich zum erstenmal die heitere Welfenstadt betrat. Und ich hatte einen glücklichen Tag gewählt. Die Ravensburger feierten eben das „Rutenfest", zwei uralte fröhliche Schülertage mit Kirchgang, Festzug, Preisverteilung, Spielen, Schießen, Speisung und Tränkung auf öffentliche Kosten. Merkwürdigerweise konnte mir niemand etwas Sicheres über den Ursprung dieses schönen Festes sagen. Einige glaubten, es stamme aus der Pestzeit des schwarzen Todes von 1348, in der die Leute sich Ruten reichten zum Gruß statt der Hände. Diese Annahme ist jedenfalls von einem Humanitätsdusler erfunden und enthält eigentlich einen Unsinn. Denn, wenn man, um sich vor Ansteckung zu bewahren, sich selbst nicht die Hände geben

soll, so unterläßt jeder Vernünftige diese „Manipulation" und braucht keine Rute als Mitteelding.

Viel poetischer und vernünftiger scheint mir die andere Lesart. Darnach hätten die Schüler im Frühjahr in den Wald hinausziehen und die Ruten für den Schulgebrauch des laufenden Jahres selbst schneiden und den Schulmeistern bringen müssen. Feierlich seien sie dann in der Stadt bei der Heimkehr empfangen und bewirtet worden.

Das lasse ich mir gefallen. Es entspricht ganz der guten alten Sitte. Ich selbst mußte jeweils beim Kaufmann „Gotterbarm" in meiner Vaterstadt das Meerröhrle kaufen, mit dem mein braver Vater mich „abwichste", bis es alle war.

Ich wünschte ein solches Rutenfest allgemein wieder eingeführt. Aber es ist ja ein halbes Verbrechen, nur vom Schlagen der Kinder zu reden. Und unsere Justiz ist ja so weit, daß die bösen Buben vom „lieben Gesetz" geschützt werden, wenn ein Mann es wagt, einem von ihnen eine wohlverdiente Züchtigung zu applizieren. Es geht eben nichts über die Humanität, die in ihrer maßlosen Übertreibung auch eine Art Pest geworden ist und die Quelle zahlloser moralischer Übel. —

Ich hatte mir fest vorgenommen, das oberschwäbische Land zwischen Ravensburg und Ulm, eine ziemlich triste, aber fruchtbare Talebene, die ich schon oft durchfahren, diesmal schlafend zu passieren und den Lesern etwas von meinen Träumen zu erzählen, allein wider alles Erwarten wurde mein Plan durchkreuzt.

Seit Jahren kenne ich einige Offiziere der württembergischen Garnison Weingarten. Ich hatte einmal auf dem Dampfschiff einen Leutnant Ritter kennen gelernt, einen der biedersten Männer, die ich im Leben gefunden.

Ein geborener Rottweiler ging er, als Abiturient und Kriegsfreiwilliger, mit nach Frankreich und blieb nach dem Krieg im Dienst.[1]

[1] Er lebt heute, 1911, als Oberstleutnant a. D. in Stuttgart.

Er besuchte mich auf unsere erste Bekanntschaft hin in Hagnau und brachte später bald diesen, bald jenen Kameraden mit. So auch den Major und späteren General Pfister, mit dem ich befreundet blieb bis zu seinem Tode.

An jenem Reisetag kam er in Ravensburg in meinen Wagen und hinter ihm seine heitere schwäbische Frau. Nach dem ersten Erstaunen und der Erklärung der Reiseziele meinte der Herr Major, das sei ja prächtig, seine Frau reise den gleichen Weg, sie wolle nach Ludwigsburg in ihre Vaterstadt, er habe sie nur an den Bahnhof begleitet und bitte nun mich, seine Ehehälfte bis Stuttgart in Obhut und Unterhaltung zu nehmen. Ich mußte gute Miene zum bösen Spiel machen, was übrigens die Frau Major, in dieser Hinsicht feinfühlend wie die meisten ihres Geschlechts, merkte. Sie sagte es auch frei heraus, sie habe mir's angesehen, daß ein gelinder, innerlicher Schreck mich befallen bei der Ankündigung, sie so weit mitnehmen zu müssen.

Jetzt war's mit dem Schlafen aus. Denn das wäre ja unter sotanen Umständen ein Verbrechen gegen den sogenannten Anstand und die „Damenwelt" gewesen. Auf den Schlaf hätte ich übrigens gerne verzichtet, aber ein anderer Gedanke machte mir Sorgen: „Wie nahezu acht Stunden lang, denn so viel Zeit nimmt die Fahrt von Ravensburg bis Stuttgart in Anspruch, mit einem weiblichen Wesen mich unterhalten?" Ich bin wildfremd in den Redensarten, welche Damen gerne hören, und sogenanntes gescheites Gerede vertragen diese nicht leicht. Doch die Frau Major brachte mich bald aus dieser Verlegenheit, indem sie sich als eine Ausnahme ihres Geschlechtes erwies. Sie verzichtete nämlich auf Komplimente und Phrasen und nahm vorlieb mit meinem Bauerndeutsch. Sie selbst redet frei und frisch von der Brust weg, wie es der Frau eines deutschen Kriegers geziemt.

Gleich oberhalb Ravensburg beherrschen die riesigen Gebäude des Klosters Weingarten weithin das ganze, breite

Schussental. Vom Jahre 1053 an, da Welf III. sein Stammschloß den Benediktinern des nahen, abgebrannten Klosters Altdorf eingeräumt hatte, bis zum Jahre 1803, wo der verjagte Statthalter von Holland, Wilhelm von Oranien, in seinen Besitz gelangte, war Weingarten eines der reichsten und durch Pflege der Wissenschaften hervorragendsten Benediktinerklöster in Deutschland gewesen.

Die Welfen blieben, so lange ihr Geschlecht blühte, große Gönner des Klosters, das ihre Familiengruft geworden war. Sie bauten den Mönchen schon 1124 ein neues Kloster an Stelle des alten. 1215 und 1247 zerstörte Feuer das Stift, dem bis ins 15. Jahrhundert nur adelige Äbte vorstanden.

1477 vernichtete Feuer wieder alles und der damalige Abt Jodok Bentelin starb darüber vor Schrecken und aus Gram.

Der bedeutendste Abt war wohl Georg Wegelin aus Bregenz, 1587—1627, der namentlich auch viel für die Wissenschaften tat.

Die dermaligen Riesenbauten stammen aus dem 18. Jahrhundert. Der Erbauer der Kirche war der Abt Sebastian Hyller aus Pfullendorf (1697—1720), der auch das Priorat Hofen (jetzt Residenz des Königs in Friedrichshafen) vollendete. 1724 wurde die prachtvolle Kirche eingeweiht. Die Klostergebäude, welche seine Nachfolger zu bauen anfingen und bis 1792 fortsetzten, konnten nicht nach dem großartigen Entwurf wegen der Kriegszeiten und der darauffolgenden Aufhebung des Stifts vollendet werden. Sie dienen heute, die stattliche Kirche abgerechnet, einem ganzen Regiment württembergischer Infanterie zur Herberge. Doch fühlen sich, wie mir die Frau Major mitteilte, die Offiziere nicht sehr glücklich in dieser ehemaligen Mönchsgarnison. Sie glauben sich so vereinsamt und so ferne der Welt, wie ihre Kollegen in irgend einem amerikanischen Fort an den Grenzen des Indianergebiets. Ihr feinstes Restaurant soll eine Bäckerstube und ihr bestes Bierlokal ein Bauernhaus im nahen Dörfchen Baienfurt sein, wo in primitivster Art ein gutes Bockbier

gesotten wird. Es lebt unter ihnen auch ein Dichter, der Auditor Jäger, der aber nur Elegien schreibt, seinen Pegasus durch die Öde und Langweile der Garnison reitet und die Geister der Mönche besingt, die um Mitternacht durch ihre alten Zellen huschen.

Man sollte eben nie ein Kloster zur Kaserne machen! Ich bin fest überzeugt, daß wenn man Weingarten heute den Söhnen des heiligen Benedikt wieder einräumte, dieselben nicht über Langweile und Mangel an Zerstreuung klagen würden!

Ich hatte, da ich mit der Frau Major zusammengetroffen, Weingarten in seinem Innern noch nicht gesehen. Ich kannte, wie schon oben gesagt, eine Anzahl Offiziere, aber ihre Garnison nicht. Leutnant Ritter war gar oft mit Kameraden in mein „Pfarrhäusle" an den See gekommen. Es gab dies stets eine angenehme Abwechslung in die Monotonie meines Landlebens.

An Seewein und Seefischen fehlte es nie, und wenn Ritter den „Mondenschein" sang, da horchte selbst der alte Seegott Bodan auf. Aber auch fromme Lieder haben die Herren gesungen, und wenn sie am Sonntag kamen, sangen sie zur Freude des ganzen Dorfes die Vesper mit.

Ich kam bald nach der dermaligen Reise auch in die Garnison — in die Weinstube beim Bäcker und nach Baienfurt ins einfache „Bierhäusle" und überzeugte mich, daß die schwäbischen Offiziere alle so gemütlich sind, wie die Schwaben überhaupt, und daß die preußische Spitze die Schwabennatur noch nicht so verändert hat, wie bei uns in Baden, wo vom Gefreiten an jeder Urbadener preußisch lernt und in diesem Dialekt ein Stück seiner Zukunft sieht.

Ich habe verschiedentlich mit deutschen Offizieren auch schriftlich verkehrt und dabei eine ganz merkwürdige Erscheinung beobachtet. Der Charakter der Schrift fast ausnahmslos aller subalternen Offiziere der unteren und mittleren Chargen hat etwas Schülerhaftes und „Unschneidiges".

Man kann sich dies aber graphologisch ganz leicht erklären. Le style c'est l'homme. Die militärische Disziplin subordiniert, macht den einzelnen um so unselbständiger, je mehr er eben Vorgesetzte über sich hat, und lernen müssen die Herren auch noch immer. Je weniger die Subordination drückt und je mehr die Ausbildung vollendet ist, um so selbständiger erscheint der Schriftzug, so schon beim Oberst, noch mehr beim General.—

Aber auch die herrliche, alte Abtei, die zum großen Teil als Kaserne dient, habe ich gesehen und die große Kirche, die zum Besten gehört, was die Zopfzeit geschaffen hat. Bin auch an der neuen, 1860 von Georg V. von Hannover in der Kirche errichteten Welfengruft gestanden und habe meine Betrachtungen gemacht über dieses alte, gewaltige Geschlecht.

Es gäbe ein schönes Stück deutscher Geschichte, dachte ich damals, im Hinschauen auf die Sarkophage, von Welf I. von Altdorf, dessen Tochter Kaiser Ludwig der Fromme heimgeführt, bis hinab zum blinden König von Hannover, den das Zollernschwert vertrieben, und hinüber zur Welfentochter, die heute Königin von England und Kaiserin von Indien ist.

Von welch weltgeschichtlicher Bedeutung ist jenes Losungswort: „Hie Welf, hie Waibling" geworden! Wie erinnert es uns an alte Kämpfe und alte Siege der Kirche! Man hat in jenen großen Kämpfen zwischen Kirche und Staat, zwischen Päpstlichen und Kaiserlichen, die welfischen Grafen stets für treue Söhne der Kirche erklärt, die aus tiefster Überzeugung auf Seiten der Päpste gegen Deutschlands Kaiser angekämpft hätten. Dem ist nicht so. Sie waren Anhänger der Kirche, solange sie von den Päpsten für ihre Familieninteressen etwas zu gewinnen glaubten, und nicht länger. Sie benützten den Kampf der Kirche nicht um ihrer Liebe zu derselben Ausdruck zu geben, sondern um unter diesem Titel möglichst freie Stellung den Kaisern gegenüber zu gewinnen.

An Welf IV. von Este, dem Stammvater der jüngeren und geschichtlich wichtigeren Linie des welfischen Hauses, haben wir ein Bild dieser kirchlichen Gesinnungstüchtigkeit der Welfen. Im Jahre 1066 trat er von Heinrich IV. zu dessen Gegner, dem Grafen Otto von Nordheim, Herzog in Bayern, über und dann 1071 von diesem wieder zu Heinrich, schickte dem geächteten Otto seine Tochter, Welf's eigene Gemahlin, zurück und nahm von Heinrich Otto's Herzogtum, Bayern. Fünf Jahre später aber, als Gregor VII. den König gebannt hatte und seine Macht zu sinken begann, finden wir Welf beim Papste, dem er zu Rom den Eid unverbrüchlicher Treue leistete. Jetzt suchte er durch Vermählung seines gleichnamigen Sohnes mit der Großgräfin Mathilde von Toskana deren reichen Besitz an sein Haus zu bringen. Als aber dieser Plan an der klugen Markgräfin, die beide Welfen nur benützt hatte, um die kirchliche Partei in Italien zu stärken, scheiterte, verließ der junge Welf 1095 seine alte Gemahlin, und schon im folgenden Jahre sind Vater und Sohn wieder auf Seite des Kaisers und ersterer wieder im Besitz des ihm entzogenen Herzogtums Bayern.

Kurz zuvor hatte ihn Urban II. noch „den treuesten Sohn der Kirche" genannt.

Später mochten dem alten Parteigänger frömmere Gedanken gekommen sein, er nahm 1101 das Kreuz, starb aber auf dem Zuge.

Seine Söhne, Welf und Heinrich der Schwarze, blieben fortan gut kaiserlich. Daß Heinrich's Söhne, Heinrich der Stolze und Welf VI. und sein Enkel, Heinrich der Löwe, nur aus Haß und Neid gegen die Hohenstaufen zum Papste standen, ist allbekannt.

Herzog Otto, Heinrichs des Löwen Sohn, kam durch den Papst auf den Kaiserthron, ward aber durch Innozenz selbst bald wieder aufgegeben. Nach Philipp's von Schwaben Ermordung zum Kaiser gekrönt, geriet er mit dem Papste, dem er alles Gute versprochen, bald in Streit, ward gebannt

und mit des Papstes Zustimmung Friedrich II. zum Kaiser erhoben. Von da ab war der Welfen größte Rolle ausgespielt.

Dies die kurze Geschichte von der vielgerühmten welfischen Freundschaft mit der Kirche, deren gute Freunde unter den Großen der Erde zu allen Zeiten leicht zu zählen sind. So waren meine Betrachtungen, als ich in der mächtigen Kirche am Grabe der Welfen stand, und ich dachte an des Dichters Wort:

Und der Herr hat nichts vergessen,
Was geschehen, wird er messen
Nach dem Maß der Ewigkeit.
Oh, wie klein ist doch die Zeit!

Die alten Welfen und die Hohenstaufen sind längst im Staube vergangen, aber ihre Parteien, die Guelfen und Ghibellinen, haben nicht aufgehört. Heute noch stehen sie in jenen zwei großen Lagern, die wir Kirche und Staat nennen.

„Die Ghibellinen," sagt der große Geschichtschreiber Gregorovius, „haben im Jahr 1870 gesiegt, die Hohenzollern haben den Kirchenstaat für immer zerstört." Ich glaube auch, daß der päpstliche Staat nicht so bald wieder aufleben wird, aber auf das „für immer" möchte ich nicht schwören unter dem wechselnden Mond der Weltgeschichte.

Im übrigen wollen wir die heutigen Ghibellinen und Guelfen, die Kaiserlichen und die Päpstlichen leben und fortleben lassen. Sie sorgen dafür, daß in den zwei Gewalten, Kirche und Staat, kein Stillstand eintritt.

Auch mein Pfarrdörfchen am Bodensee gehörte einst dem Kloster Weingarten, und der große Klosterhof, den die Mönche zur Aufnahme ihres Weines und zum Sommeraufenthalt am See gebaut, störte, solange ich am See weilte, mir noch die volle Fernsicht von meinem Pfarrhause aus.

Zu den Seltenheiten des Klosters zählt eine kostbare Reliquie des heiligen Blutes, die Kaiser Heinrich III. einst

aus Mantua nach Deutschland gebracht und dem Gotteshaus geschenkt hat. Ihr zu Ehren findet seit Jahrhunderten und bis auf den heutigen Tag der sogenannte Blutritt statt. Alle Jahre nämlich am Freitag nach Christi Himmelfahrt wallfahrten Tausende zum heiligen Blute nach Weingarten. Früher erschienen auch einige Tausend Mann berittenes Bürgermilitär aus den Landschaften Ravensburg, Biberach und der Grafschaft Waldburg. Es waren Dragoner, Husaren und Chevaulegers. Die Uniform bezahlte die Landschaftskasse, und ihre Schnurrbärte wurden sechs Wochen zuvor gepflanzt und post festum wieder abgetan.

Die entfernteren Kontingente rückten bereits am Vorabende in den Dörfern um das Kloster ein. In der Frühe um sechs Uhr begab sich sodann die ganze, zahlreiche Klostergeistlichkeit zum Blutaltar, wo der P. Kustos in rotsamtnem, goldgesticktem Ornate das heilige Blut herausnahm und unter dem Geläute aller Glocken im Klosterhof zu Pferde stieg. Nun begann der Blutritt durch das Feld. Vorn ritt eine Kompagnie Weingartner Klosterstudenten mit einer Feldmusik, dann folgten als Avantgarde die Klosterbeamten und die Weingartenschen Reichstruppen, die Diener des Prälaten in Livree und die bürgerliche Schützenkompagnie. Auf diese kam ein altrömischer Reiter, den Longinus, der des Herrn Seite geöffnet, vorstellend, dann der P. Kustos mit dem heiligen Blute, umgeben von geharnischten Reitern, Fahnenträgern und Geistlichen. Ihnen nach ritten die uniformierten Wallfahrer, und Tausende zu Fuß schlossen den Zug.

Draußen im Felde wurden die vier Evangelien gelesen und die Feldfrüchte mit dem heiligen Blute gesegnet. Bei der Rückkehr empfing der Prälat, von hohen Gästen und seinem Kapitel umgeben, die heilige Reliquie und geleitete sie in die Kirche zurück, wo ein Hochamt die Feier endigte.

Heute noch findet der Blutritt statt, natürlich nicht mehr im alten Glanze der Klosterzeit, aber Hunderte berittener Bauern, Tausende von Wallfahrern und einige Kompagnien

des württembergischen Regiments, das in den großen Klosterräumen seine Garnison hat, sind jetzt noch bei der Feier des „Blutsfreitags" zu schauen. —

2.

Um zwei Uhr des Nachmittags hält unser Zug in Ulm. Wir haben nur so viel Zeit, um eine Suppe zu genießen und im Weiterfahren zu bemerken, daß die Münsterbaulotterie jetzt weithin sichtbare Erfolge aufweist. Zwei neue Türme ragen an der Nordseite über den alten Riesenrumpf des berühmten Gotteshauses empor. Nachdem der Kölner Dom vollendet ist, wird es Ehrensache aller Deutschen sein, auch dem Münster von Ulm zu seinem Ausbau zu verhelfen und an der Donau ein Wunderwerk zu vollenden, wie am Rheine.

Wir hatten hier einen Gesellschafter bekommen, einen Bekannten der Frau Major, den schon genannten Auditor Jäger, den sie mir vorher als den Tyrtäus der Garnison Weingarten geschildert hatte. Er reiste, wie die Dame, in seine und ihre Heimat, nach Ludwigsburg, und teilte somit unsern Weg bis Stuttgart. Ich war ordentlich froh, einen Blitzableiter gefunden zu haben, der einen Teil der Unterhaltung auf sich nahm. Denn mir war schon vor Ulm der für weiblichen Umgang passende Stoff ausgegangen. Ich lernte zugleich in dem Auditor und Dichter des zweiten Regiments einen jener Menschen kennen, die man auf den ersten Blick liebgewinnt, weil man ihnen ansieht, daß sie keinen bösen Faden an sich haben. Der Herr ist so sehr in seinem ganzen Äußern die ausgesprochenste Freundlichkeit und Milde, daß man sich ordentlich wundern muß, wie er ein Ausüber des Kriegsrechtes sein könne. Jedenfalls aber tut ihm das Urteil manchmal weher als dem Delinquenten. Ich habe stets gefunden, daß große Musiker und große Dichter zu den sanftesten Menschenkindern gehören. So fuhr ich mit einem milden Mann über die rauhe Alb.

Diese Alb, der schwäbische Jura, ist in dem Gebiete zwischen Ulm und Geislingen trist und öde. Es ist derjenige Teil Schwabens, dessen Bewohner hauptsächlich unter all ihren Landsleuten darauf angewiesen sind, ihr Brot auswärts zu suchen. Gipser, Maurer und Spindeldreher aus dem Oberamt Geislingen finden sich im Sommer in ganz Deutschland ein.

In der Amtsstadt Geislingen selbst hat die dortige Holz- und Beindreherei einen halben Weltruf sich verschafft, und an jedem Bahnzug bieten die Geislinger ihre berühmten Produkte feil. Der weitberühmteste Beindrechsler von Geislingen war Wilhelm Benoni Knoll († 1764), dessen in Beinfiguren ausgeführte Leidensgeschichte Jesu durch halb Europa zur Schau wanderte, bis sie nach England verkauft wurde. Die Zunftbücher der hiesigen Meister reichen bis ins fünfzehnte Jahrhundert zurück.

Die Stadt liegt äußerst romantisch in einem tiefen, wilden Taleinschnitt. Auf schroffen Felsen über ihr zeigen sich die Ruinen der 1552 von den Ulmern zerstörten Stammburg der einst mächtigen Grafen von Helfenstein.

Wir steigen herab ins Tal der Fils, und Schwabenland wird wieder lieblicher. Wir kommen bei der Stadt Göppingen nach Alt-Württemberg. Trotzdem diese blühende Gewerbstadt schon zu den Besitzungen der hohenstaufischen Kaiser gehörte, sieht man ihr wenig mehr vom Altertum an, weil ein Brand 1782 die Altstadt völlig in Asche legte. Nur die rein gotische Kirche erinnert noch an das fünfzehnte Jahrhundert. Was mir auffiel, war der Umstand, daß meine beiden Reisebegleiter, geborene Alt-Württemberger, mir über ihr kleines Geburtsland fast gar keine Auskunft zu geben wußten. Der Frau Major nahm ich das nicht übel, denn je weniger Frauen wissen, um so angenehmer sind sie mir; allein, daß der Dichter und Kriegsjurist Ruinen, Dörfer und Berge mir nicht nennen konnte, habe ich ihm nur als poetische Lizenz verziehen. Da nach Schiller der Dichter bei der

„Teilung der Erde" an Land überhaupt zu kurz kommt, so braucht er eigentlich auch keine Geographie.

Nur eines wußte mir der Elegiker anzugeben, und das war die blutigste Prosa. Als wir uns der Station Plochingen näherten, machte er mich aufmerksam auf die famosen Plochinger „Saitenwürstle", die in der Bahnhofrestauration zu haben seien und an denen kein kundiger Reisende vorüberzöge.

Es begann schon zu dunkeln, als wir an der ehemaligen Reichsstadt Eßlingen, einstens beliebtes Hoflager der Hohenstaufen, vorüberfuhren. Das waren kräftige, waffentüchtige Schwaben, die alten, reichsfreien Eßlinger, gefährliche Nachbarn für die ritterlichen Grafen und Herzöge von Württemberg. Der alten Eßlinger Nachkommen sind friedliche Leute, aber rührige Industrielle. In keiner Stadt Württembergs dürften mehr Fabriken so verschiedener Art sein als in Eßlingen.

Die berühmten Rebhügel von Ober- und Untertürkheim entzog mir der Abend, bei dessen Einbruch uns die riesige Bahnhofhalle von Stuttgart aufnahm.

Hier trennte ich mich von der Gesellschaft, die noch nach Ludwigsburg fuhr. Wie galant ich aber gegen die Frau Major gewesen, geht daraus hervor, daß sie mich einlud, sie in Ludwigsburg zu besuchen; sie wolle mich dann mit der Equipage ihres Bruders nach Marbach führen zum Schillerhaus. Ich sagte zu, nicht nur der Frau Major zulieb, sondern auch um Schillers willen, und verschwand in der Königstraße.

Der Leutnant Ritter hatte mich abgeholt und durch die Königstraße in die Sophienstraße geführt, wo wir im Hotel Rauh unser Quartier bezogen.

Den Abend verbrachte ich mit ihm und einem Oberleutnant Spang und dem Baron von Stein zum Rechtenstein aus Rottweil in diesem Wirtshaus.

Am andern Morgen besuchte ich zunächst die „Landesgewerbeausstellung", die ich nach vielem Fragen und langem Wandern endlich entdeckte.

Kein deutsches Land wird Württemberg an allseitiger,

vortrefflich geleiteter Industrie übertreffen. Und wer an die alte Redensart von den „dummen Schwaben" heute noch glauben sollte, dem würde ich nur wünschen, daß er einen Gang hätte tun können durch die württembergische Landesgewerbeausstellung; die hätte ihm mit Keilschrift das Gegenteil bewiesen. Es gibt, wie schon angedeutet, keinen gescheiteren und keinen regsameren deutschen Stamm als die württembergischen Schwaben, darüber war ich mir schon längst klar; allein trotzdem hat die Stuttgarter Ausstellung mich im höchsten Grade überrascht. So was hatte ich denn doch nicht erwartet von einem so kleinen Königreich! Übrigens, wenn man bedenkt, daß zu Anfang unseres Jahrhunderts schon gewerbliche Ausstellungen in diesem Lande stattfanden, sollte es einen nicht wundern, wenn am Ende dieses Säkulums, bei einem so riesigen Fortschritt in der Technik und Mechanik, auch Riesiges vor uns steht.

Während der furchtbare russische Krieg im Anzug war und das württembergische Heer für denselben organisiert wurde, ordnete damals schon König Friedrich von Napoleons Gnaden unterm 14. Dezember 1811 die erste gewerbliche Ausstellung im alten königlichen Schlosse zu Stuttgart an. Ihr folgten bis zu der diesjährigen einunddreißig größere und kleinere Ausstellungen im Lande. Die letzte allgemeine Landesausstellung hatte 1871 in Ulm stattgefunden. Wie sehr aber seit jener ersten von 1811 die Industrie im Schwabenland sich emporgeschwungen, zeigt die Statistik der für sie verwendeten Dampfkräfte. Im Jahre 1838 wurde die erste Dampfmaschine in Württemberg aufgestellt in einer Kattunfabrik zu Heidenheim, und 1879 zählte das Land 1194 feststehende Dampfkessel, 956 feststehende Maschinen, 258 Lokomobilen, d. i. bewegliche Dampfkessel, 231 Gaskraftmaschinen und 6 Luftheizmaschinen. Man wird es da leicht begreifen, daß es keinen Fabrikationsartikel gibt, den die Schwaben nicht fertigen und nicht nur in alle Teile des Deutschen Reiches, sondern in alle Welt exportieren.

Tritt man nun ein in das Labyrinth von Hallen, wo die besten Erzeugnisse schwäbischen Gewerbefleißes einem entgegenschauen, so kommt man vor allem in Verlegenheit, wo man anfangen und stehen bleiben will. Die große Haupthalle gleicht einem gewaltigen gotischen Dom; sie hat eine Höhe von nahezu hundert Fuß und durch eine ringsum laufende Galerie ein zweites Stockwerk. An sie schließen sich wahrhaft labyrinthartig eine solche Menge von Nebenhallen, daß man erst in einigen Tagen mit Sicherheit sich zurechtfinden könnte. Es wäre die Aufgabe eines ganzen, dicken Buches, das, was hier ausgestellt ist, im einzelnen auch nur oberflächlich zu schildern, und können wir daher unseren Lesern ein übersichtliches Bild am kürzesten nur dadurch geben, daß wir die Kategorien und Gruppen der verschiedenen Gewerbe und Künste anführen und dann einige Bemerkungen anknüpfen.

Es sind vertreten: Buchhandel und Buchdruck, Xylographie, Schriftgießerei, Galvanoplastik, Kupferstecherei, Gravierarbeiten, Photographie — für die polygraphischen Gewerbe. Moderne Kunst: Malerei, Bildhauerei, Architektur und vervielfältigende Künste. Textilindustrie: Rohmaterial, Gespinste und Gewebebekleidung aller Art. Maschinen und Apparate für Landwirtschaft: Brennerei, Brauerei, Müllerei, Haushaltung, für Eisenbahnen und Dampfschiffe, für Bearbeitung von Metall, Holz, Papier, Leder, Nahrungsmittel, kurz für Herstellung aller möglichen Fabrikationsartikel der Neuzeit. Chemische Industrie in allen Zweigen des Gewerbes und der praktischen Wissenschaft. Wissenschaftliche Instrumente für Chirurgie, Bau- und Ingenieurwesen, für Mechanik, Optik usw. Alle Musikinstrumente, vorab eine prächtige Sammlung von Klavieren, die ja in Stuttgart mit Weltruf gefertigt werden. Metallverarbeitung: Gold-, Silber-, Juwelierarbeiten, Waffen, Hütten- und Gießereierzeugnisse, Eisen-, Stahl-, Kupfer- und Zinnarbeiten in Legionen. Werkzeuge aller und jeder Art. Bergbau, Erden, Steine, Mineral-

wasser. Tonwaren, Glas und Glaswaren, Glasmalerei. Uhren, Uhrenbestandteile und Maschinen zu deren Herstellung. Bau- und Möbeltischlerei, Zimmereinrichtungen, kirchliche Skulpturen usw. Wagen, Wagenbestandteile, Boote, Schiffsmodelle. Nahrungs- und Genußmittel. Motoren, Dampfkessel, Armaturen, Lokomotiven, Hebwerkzeuge. Gesamte Lederindustrie. Kunstgewerbliche Altertümer.

Ich will nun zunächst eine allgemeine Betrachtung anknüpfen, die sich mir aufdrängte, nachdem ich diese Unmasse von gewerblichen Dingen durchwandert hatte. Vorab kam mir ein Gedanke der Bewunderung des menschlichen Geistes, der diese Gegenstände alle erfunden und geschaffen hat. Was diese Bewunderung aber noch steigerte, war die Erwägung, daß wir es hier in der Gewerbeausstellung allermeist nicht mit Produkten höheren geistigen Schaffens zu tun haben, sondern mit dem Geist des Handwerkers, des Bürgers. Es ist nicht der gelehrte, gebildete Geist der Menschheit, der hier so Imposantes uns entgegenstellt, sondern es sind die sogenannten kleinen Geister, die in den Werkstätten denken und trachten. Darum verdient diese geistige Tätigkeit, wenn sie solche praktische Resultate vorweist, noch mehr Anerkennung, als die der Philosophen und Gelehrten, welche ihr Genie in Büchern und Folianten zum Ausdruck bringen und damit gar oft keine Katze hinter dem Ofen hervorlocken.

Aber noch ein Gedanke ging mir durch die Seele, der nämlich, welch immense Menge von Bedürfnissen die Menschheit im neunzehnten Jahrhundert sich geschaffen hat. Ich dachte mir, um den Unterschied recht eklatant zu machen, eine Ausstellung der menschlichen Bedürfnisse zur Zeit der Pfahlbauten und in der Steinzeit, wo auf einer kleinen Steinplatte alles Platz gefunden hätte, was die Menschheit zu ihrem täglichen Leben vonnöten hatte. Mit einer solchen Ausstellung die Stuttgarter von heute verglichen, erscheint uns der Fortschritt der Kultur im allergrellsten Lichte.

Allein so erstaunlich dieser Fortschritt ist und ein so

glänzendes Zeugnis er auch für den menschlichen Geist und dessen Bildung ablegt, so drängten sich mir doch auch die Schattenseiten desselben auf. Wie unendlich sind mit ihm nicht der Luxus und die Bequemlichkeiten der Menschen gewachsen! Und doch ruht zeitliches Glück und irdischer Friede zu einem großen Teil darin, daß der Mensch möglichst einfach lebe und möglichst wenig Bedürfnisse habe. Die Kultur verfeinert die Menschen immer mehr, steigert die Tätigkeit des Geistes und bringt damit behagliches und besseres Leben, aber sie ruiniert dadurch auch jedes Volk, dessen Niedergang da beginnt, wo die Kultur ihre höchsten Blüten getrieben hat. So ging's den Römern und Griechen, und so wird's auch den Germanen gehen. —

Im einzelnen fiel mir folgendes auf: die höhere Kunst, soweit sie Malerei betrifft, hat mir nicht besonders imponiert. Die Schwaben sind mehr Industrie- als Kunstmenschen. Es gibt keine neue schwäbische Kunstschule. Der praktische Sinn der Schwaben gravitiert mehr im Gewerbe und in der Industrie und treibt nicht gerne „brotlose" Künste. Doch zählt Württemberg einzelne namhafte Künstler, die übrigens meist in München leben und schaffen. Unter den ausgestellten historischen Gemälden, Episoden aus dem deutsch-französischen Krieg, gefiel mir Brauns Szene nach dem Kampf von Fröschweiler am besten, während Fabre du Faur's „Kampf eines württembergischen Regiments am Park von Cornilly" zwar am meisten Beschauer hatte, aus naheliegenden Gründen, mir aber vom Standpunkt der Kunst nichts Besonderes zu sein schien. Eine Reihe kleinerer Genrebilder ziehen durch ihre echt schwäbischen Motive besonders an, und von einem Tiermaler, A. Braith, sah ich „eine Herde aus einem brennenden Stalle flüchtend", welches Bild mir entschieden als das talentvollste der Ausstellung vorkam.

In kunstgewerblicher Hinsicht finden wir die Schwaben schon viel zahlreicher und mächtiger vertreten. In Kunstschreinerei und Zimmereinrichtungen sind von verschiedenen,

meist Stuttgarter Fabrikanten prächtige Sachen ausgestellt. Aber fast alles ist Imitation der alten Zeit, der Renaissance, die in ihrer ganzen Pracht und Behaglichkeit uns entgegentritt und uns wehmütig anheimelt an jene Zeiten, da sich das Leben vorzugsweise im Hause und in der Familie abspielte und im „Erker" das traulichste Plätzchen der Familie war. Ebenso fein wirken auch die eleganten Arbeiten der Tapeziere und Dekorateure. Aber auch aus den Tagen des Barockstyls treffen wir hier Nachbildungen, die dieser Bauart alle Ehre machen und beweisen, daß auch die Zopfzeit sehr talentvolle Menschen hervorbrachte. Unsere Zeit ist bekanntlich styl- und charakterlos und deshalb, was Erfindung betrifft, weit hinter Zopf und Rokoko. —

Interessant war mir eine Hutausstellung der Firma Mayser und Sohn in Ulm. Sie repräsentierte die Gestalten und Formen der Filzhüte aus den verschiedenen Jahrhunderten. Am schönsten zeigte sich dabei zweifellos der große, breitkrempige Hut à la Wallenstein aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges und am allerarmseligsten die neueste Hutform. Es ist dies keine Kopfbedeckung mehr, sondern nur noch ein gewölbter Knopf. Hüte kann man diese Dinger nicht mehr nennen, — denn ein Hut soll hüten, schützen gegen Sonne und Regen; unsere neueste Mode aber legt eine Force darein, Hüte zu machen ohne jede Hut. Diese randlosen Filze sind geradezu lächerlich.

Eines habe ich an der Stuttgarter Ausstellung vermißt: Eleganz und Geschmack in der Uhrenmacherei — beides Dinge, die dem württembergischen Schwarzwald scheint's noch abgehen. Vor allem fehlen diese Eigenschaften in der äußeren Ausstattung. Uhrengehäuse und Uhrenkästen zeigen vielfach den allergewöhnlichsten Schreinersgeist. Es kommt dies allerdings daher, daß man nur billige Uhren will; allein viele Leute bezahlen gerne auch noch Kunst und Geschmack, und auf einer Ausstellung sollte man ohnedies zeigen, daß man sich auf dieselben versteht.

Die Sammlung kunstgewerblicher Antiquitäten fand ich weit unbedeutender, als die in Karlsruhe, wo zu gleicher Zeit eine Kunstgewerbeausstellung tagt. Allein Württemberg wollte ja vorzugsweise nur eine derzeitige Landesgewerbeausstellung geben, und so waren die kunstgewerblichen Altertümer eigentlich Nebensache. Gleichwohl sah ich hier einzelne höchst wertvolle Kunstgegenstände, denen aber das Arrangement fehlte.

Wenn das Schwabenland eine besondere, möglichst vollständige Ausstellung der Art veranstalten wollte, würde es sicher an Material nicht fehlen, denn das alte Kunstgewerbe florierte in seinen zahlreichen Klöstern und Reichsstädten in hohem Grade. Und auf seinen vielen Burgen gab es frühe schon kostbare Dinge. Ulms Kunstleben hat allein so viel geschaffen, daß heute noch von den Reliquien eine herrliche Ausstellung sich organisieren ließe. —

Mit der höchsten Achtung vor der heutigen Industrie der Schwaben wird jedermann, der nur einiges Verständnis hat, die Hallen der Stuttgarter Ausstellung durchwandert haben. Mit wahrem Staunen und kindlicher Verwunderung standen da die schwäbischen Bauern vor den Tausenden von Gegenständen, von denen manche ihnen ein Rätsel waren. Ein Bäuerlein staunte mit seiner Ehehälfte einen modernen Krankenstuhl an, ohne seinem neugierigen Weib das Ding erklären zu können. Ich half ihm, und auf mein Befragen, wie ihm die Ausstellung gefalle, rief er freudestrahlend aus: „Oh, Herr, 's isch ewe älles härrlich, mer möcht' gar nimme hoam!"

Wie kleinlich jedoch die Menschen sein können, selbst wenn sie mitten im Großen wandeln, bewies mir ein älterer Herr aus besserem Stande. Der kam auf mich zugerannt mit der wichtigsten Miene von der Welt und sprach: „Entschuldigen Sie, könnten Sie mir nicht eine Prise Tabak geben, ich habe meine Dose vergessen?!" Er hatte geglaubt, es müsse eben jeder katholische Geistliche eine Schnupftabaksdose haben. —

Noch dürfen wir nicht übergehen, daß die Schwaben nicht bloß Auge und Herz erfreuten in ihrer Ausstellung, es war auch für den Magen gesorgt. Da gab's einen Kaffeesalon für Damen und schwäbische Bauernfrauen, und für die Herren und die Bauern sorgten bei der Faßausstellung ein Bierkeller und eine Weinhalle, wo Gambrinus lockte mit dem Ruf:

Hurra dem Hopfen, hurra dem Malz!
Sie sind des Daseins Würze und Salz!

und wo Bacchus vom Weinfasse her — rief:

Was deutsche Männer erschaffen, erdacht,
Verdanken wir alles dem Wein!
Das Bier hätt' es nimmer zu Wege gebracht,
Drum hoch Neckar, Mosel und Rhein! —

Es war lange nach Mittag, als ich gesättigt vom Sehen, wie von Essen und Trinken die Ausstellungsräume verließ, um nach kurzer Siesta in meinem Hotel einen Erholungsspaziergang durch die Schwabenresidenz zu machen. Ich habe Stuttgart schon öfters en passant besucht, kam aber auffallender Weise stets nur in die neueren Stadtteile, rechts von der Königstraße. Während ich nun so planlos umherstreifte, gelangte ich unverhofft auch in das alte Stuttgart, welches um das Rathaus und die Leonhardskirche sich gruppiert. Und von Stund an gefiel mir die Hauptstadt Württembergs mehr denn je. Da sah ich nun vor mir noch die gemütliche, altschwäbische Stadt des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, jenes Stuttgart, das die Schwaben zur Zeit Ulrich's von Hutten das „irdische Paradies" nannten. Es ist diese Bezeichnung allerdings eine Hyperbel und deshalb eine Art Schwabenstreich, aber Alt-Stuttgart ist immerhin ein anheimelndes, heiteres Stück Erde. Hohe Giebeldächer und alte Holzhäuser schauen auf luftige Plätze hinab, besonders beim stattlichen Rathaus und bei der Leonhardskirche, und schwäbische Behaglichkeit lächelt freundlich übers Ganze hin.

Stuttgart, in einem von frischen Hügeln umgebenen Talbecken gelegen, ist offenbar eine Gründung oder alte Besitzung von Mönchen. Denn das erstemal, da seiner Erwähnung geschieht, 1105, baute Abt Bruno von Hirsau hier Schloß und Keller. Schon im dreizehnten Jahrhundert ist es eine feste Stadt, die Rudolf von Habsburg in einer Fehde mit Eberhard dem Erlauchten, Grafen von Württemberg, sieben Wochen lang belagerte (1286). Als Kaiser Heinrich VII. von Luxemburg 1311 abermals gegen den gleichen, wilden Grafen von Württemberg sich erheben mußte und dabei das Stammschloß des Geschlechtes auf dem Rotenberg gänzlich zerstörte, machte Eberhard Stuttgart zu seiner Hauptstadt und das Schloß des Abtes Bruno zu seiner Residenz. Einer seiner Nachfolger, Graf Ulrich der Vielgeliebte, erweiterte und verschönerte die Stadt in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts durch zahlreiche Bauten. Er ist der Erbauer der heute noch bestehenden Hauptkirchen.

Das alte Residenzschloß, ein Umbau des ersten Schlosses durch Herzog Christoph, ist ein schönes Denkmal der Baukunst aus der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts. Dasselbe genügte aber den despotischen Fürsten des Schwabenlandes im vorigen Jahrhundert nicht mehr, und so entstand nebenan, von 1744 bis 1807, das jetzige, neue königliche Schloß. Es ist ein Prachtbau im edelsten Renaissancestyle und enthält so viele Säle und Zimmer als das Jahr Tage. Seine ganze bauliche Schönheit zeigt sich aber nicht an der Front gegen die Stadt, sondern in den an das Schloß sich anreihenden wundervollen Parkanlagen. Die bedeutendsten Künstler Deutschlands und Italiens haben sich im Königsschlosse von Stuttgart verewigt. Als ich vor einigen Jahren diese Räume durchwanderte, mußte ich mich nur staunend fragen, woher die Fürsten eines so kleinen und damals armen Landes das Geld genommen? Sie nahmen es eben in jenen Zeiten, wo sie es fanden, in den Taschen ihrer geplagten Untertanen.

Mir wäre jedoch das alte Schloß in seinem dunkeln Teint und seiner ernsten Bauart immerhin noch lieber, als das neue. Auch die daneben stehende Stiftskirche, ein Monument der Spätgotik, ist eine Zierde für Stuttgart. Es fehlen ihr zwar feinere Kunstformen, allein das altersgraue, ehrwürdige Gotteshaus sticht wohltuend ab gegen die modernen Bauten der nahen Königstraße. Ulrich der Vielgeliebte, tat das meiste für den Bau dieser Kirche; doch als er 1462 in Gefangenschaft des „bösen Fritz" zu Heidelberg geriet und schweres Lösegeld zahlen mußte, stand die Arbeit stille. Die Chorherren wandten sich um Unterstützung an den Papst Pius II., der unterm 14. Juli 1463 eine merkwürdige Bulle erließ, in welcher er alle frommen Christen zur Beihilfe aufforderte und „jedem, der zwölf Tage lang selbst am Bau arbeiten oder für diese Zeit einen Arbeiter stellen würde", einen vollkommenen Ablaß verlieh. Ulrich der Verbannte ließ 1535 in dieser Kirche den ersten protestantischen Gottesdienst halten, und sie verblieb bis heute dieser Konfession. Doch das muß man den eingeborenen Stuttgartern nachsagen, sie sind ein gläubiges protestantisches Geschlecht, dem Rationalismus und Protestantenverein als ein Greuel gelten.

Bei meinem Schlendern durch Straßen und Gassen begegneten mir ziemlich viele nach dem „System Jäger" gekleidete Menschen. Und jetzt erst fiel mir ein, daß ja in Stuttgart der Erfinder des Wollregimes und der Seelenentdecker Professor Jäger wohne. Der Mann wurde bekanntlich von seinen Kollegen und den meisten „vernünftigen" Leuten ausgelacht, als er behauptete, die Seele liege im Geruch, und ein Buch schrieb über „die Entdeckung der Seele".

Es gibt eben viele Leute heutzutag, die gar keine Seele haben wollen und darum sich wehren gegen alles, was Seele oder Geist im Menschen predigt. Da ich außerdem weiß, wie sehr die Deutschen es lieben, Dinge und Menschen zu verurteilen, ehe sie dieselben kennen, so ließ ich mich nicht irre machen, bevor ich des Professors Buch gelesen hätte.

Ich tat dies und muß offen gestehen, noch wenige Bücher gelesen zu haben, in denen mir so lebhaft eine höchst geistreiche und frappante Forschung entgegentrat. Jäger unterscheidet zwischen Seele und Geist, zwischen anima und spiritus; die erstere ist ihm der Faktor des tierischen Lebens und der letztere das Übernatürliche, rein Geistige im Menschen. Wie sich nun die Seele durch den Geruch in jedem animalen Wesen und selbst in jeder Pflanze dartue, weist der tüchtige Forscher in ebenso schlagender als staunenswerter Art nach. Nach meiner Anschauung ist die Entdeckung des schwäbischen Professors eine sehr beachtenswerte, was jeder Leser seines Buches bestätigen muß.

Professor Jäger hat aber mit seiner „Seele" zugleich eine neue Bekleidungsart entdeckt und gefunden, daß das animale Leben am besten sich mit der Außenwelt reguliere durch die Schafwolle, und rät demgemäß, nur wollene Kleidungsstücke zu tragen. Daß Wolle gegen epidemische Ansteckungen schütze, ist eine alte Erfahrung, und die Hirten in der römischen Campagna bestätigen sie heute noch. Daß man aber diese Wolluniform und die Betten, die ebenfalls nur Wolle sein sollen, nach Jäger fast nie zu waschen braucht, will meinem Geruchssinn etwas zu seelisch vorkommen.

Er selbst macht am Ende seines genannten Buches das Geständnis, daß er früher alles Übernatürliche und Unsterbliche am Menschen geleugnet habe, bei seiner „Entdeckung" aber zum Glauben an einen unsterblichen Geist gekommen sei, den er ganz und voll der Religion und der Theologie überlasse. —

Bis in den Abend hinein wandelte ich durch alle Hauptteile der Stadt, überall sah ich heitere und zufriedene Menschen, freundliche Wohnungen und belebte Straßen. Der Franzose Tissot, welcher vor einigen Jahren das Land der Milliarden bereiste und beschrieb, hat Stuttgart mit Recht „das Lächeln Deutschlands" genannt. Was der Schwabenresidenz außer ihrer reizenden Lage noch zu diesem Ehrentitel verhilft, ist

der Umstand, daß sie eine kleine Großstadt ist. Mit seinen 106 000 Einwohnern hat Stuttgart gerade noch Menschen genug, um zu den großen Städten gezählt zu werden, und wenig genug, um der Unannehmlichkeiten großer Städte los zu sein. Es war schon dunkel, als ich die Reinsburgstraße hinaufschritt zur Bank, die mein armseliges Leben versichert hat. Der Bankdirektor aber ist mein alter Freund Probst, der durch seine geistige und leibliche Frische bei siebenzig Jahren zeigt, wie alt ein Direktor einer Lebensversicherung werden kann.

Probst, heute wohl, nachdem Moritz Mohl gestorben, der älteste Parlamentarier Württembergs, ist der alterprobte Führer der Katholiken des Schwabenlandes. Er vertritt jenes Genre von katholischer Politik, das mir am meisten behagt, weil es dabei gut demokratische Grundsätze bewahrt. Man könnte diese katholischen Politiker, und sie sind zahlreicher, als man glaubt, die Freisinnigen katholischer Observanz nennen.

Mir waren die politischen Anschauungen der Partei Richter-Virchow allezeit sympathisch, schon deshalb, weil sich diese Leute nicht scheuen, offen und schneidig als Volksvertreter sich zu zeigen. Und wenn die Freisinnigen ein wenig mehr Verständnis für Religion und weniger Vorliebe für die Juden hätten, würde ich lieber mit ihnen gehen, als mit den Konservativen, obwohl so, wie die Dinge jetzt liegen, ehrlich gesagt, ein strammes konservatives Regiment angezeigter wäre, als Freisinn und Humanität.

Wir haben zu viel Freiheiten in Sachen, wo Zwang am Platz wäre, und zu vielen Zwang, wo Freiheit not täte. Nehmen wir nur eine dieser Freiheiten, die schrankenlose Verehelichungsfreiheit, nach der jeder heiraten kann, ob er Tagdieb und Lump oder ein arbeitsamer Mensch ist. Früher machte man die Erlaubnis zum Heiraten vom Leumund und von der Fähigkeit eine Familie zu ernähren und von einem kleinen Vermögen abhängig. Jetzt braucht einer nichts zu

lernen, nichts zu leisten im Leben, kann alles versaufen, was er verdient, und doch heiraten. Die Gemeinden erhalten dann ihn und seine Familie. —

Mit Freund Probst und seinen zwei in Stuttgart amtierenden Brüdern verbrachte ich den Abend in einem Café an der Königstraße. Die „Pröbste", die im Schwabenlande alle in angesehenen und hervorragenden Ämtern wirken, sind eigentlich badische Schwarzwälder; sie stammen aus der Mühle zu Ühlingen bei Bonndorf. Oberhalb der herrlichen Wasserfälle des wildromantischen Schlüchttales lag die Heimat ihres Großvaters. Ihr Vater war österreichischer Obervogt oder so was in Biberach in Oberschwaben, als dieses schöne Stück Land durch Napoleon dem jungen Königreich Württemberg zugesprochen wurde.

Daß Rudolf, der Bankdirektor, und Viktor, der Oberlandesgerichtsrat, so poetisch und ideal angelegt, und die beiden anderen Brüder treffliche Oberforstmeister sind, haben alle vier zweifellos noch vom Schwarzwald geerbt. —

Jetzt muß ich aber endlich dem Leser den anderen Teil verraten, warum ich in die Schwabenresidenz gekommen bin. Nicht allein die Gewerbeausstellung hatte mich dahingeführt, sondern auch die Erfüllung eines Versprechens.

Vor Jahr und Tag saßen in meinem Pfarrhäuschen am See einige Weingarten'sche Offiziere. Im Gespräch kamen wir „an dies und das". So auch an das Heiraten des biedern Leutnants Ritter. Er galt beim Pfarrherrn am See am meisten von allen Offizieren, weil er wie der Komtur des Deutschordens, von dem ich in diesem Buche gesprochen habe, „heiter, mild und fromm dabei" — war. Und drum versprach ich ihm, wenn er einmal heirate, die Trauung vorzunehmen, glaubte aber, der biedere Rittersmann würde, wie ein echter Malteser oder Deutschherr, ledig bleiben.

Jahre kamen und gingen, und auf einmal erinnerte er mich an das gegebene Versprechen, und das mußte ich halten, weil die Offiziere sonst gleich mit Pistolen drohen.

So kam ich zum zweiten Male nach Stuttgart, um eine Trauung vorzunehmen, obwohl ich die vielen Jahre meines Pfarramtes am Bodensee diesen Akt niemals außerhalb meines Pfarrsprengels ausgeübt habe.

Im Jahre 1879, im Februar, war ich mit einigen Landtagskollegen von Karlsruhe nach Stuttgart gefahren, um einen Landboten, den Bürgermeister Beck von Überlingen am Bodensee, mit einer Stuttgarterin aus der Königstraße, Tochter eines Fabrikanten Schmid, zu trauen. So hatten wir es „am Landgraben" beschlossen und „am Nesenbach" ausgeführt. Der Bräutigam, der bärtige Wilhelm, von uns nur der Löwe vom See genannt, sollte vom Hans am See unter Assistenz einiger Abgeordneten in der St. Eberhardskirche kopuliert werden.

Damals kam ich beim Festmahl ins „Bürgermuseum" und lernte die Heiterkeit altschwäbischer, behaglicher Bürgersleute kennen. Es ging hoch her, wie es einer Hochzeit gebührt. Der welsche Wein floß in Strömen und steigerte die deutsche Gemütlichkeit zur allgemeinen Begeisterung. Am Abend wollten wir Karlsruher Gäste heim. Es gelang allen, nur mir nicht. Die lustigen Schwäbinnen hatten mir einen Streich gespielt und Hut und Überzieher versteckt, so daß ich bleiben mußte bis zum Mitternachtszug.

Ein furchtbarer Sturm heulte in jener Nacht über die Erde hin. Lange nach Mitternacht stand ich, dem Winde preisgegeben, auf dem öden Perron von Mühlacker und verwünschte den deutschen Partikularismus, der einen hier abgesetzt, um ihn auf partikularistisch badischen Schienen weiter zu befördern.

Ich vergesse jene Sturmesnacht nie. Aus der Lust des Lebens und vom glänzenden Hochzeitsreigen weg in die heulende Nacht hinaus und auf einen einsamen, finstern Bahnhof, wo nicht zwei Menschen sichtbar waren!

Aber so ist's mit dem Glanz und der Lust des Lebens. Man betrachte einen Saal, in dem wenige Stunden zuvor

ein festliches Gelage gewesen, am frühen Morgen. Wie unschön und verbraucht liegt alles durcheinander, Blumen und Kränze, Flaschen und Gläser. Und die Genossen eines „schönen Tages"? Die einen liegen unwohl, vom Jammer geplagt, im Bett, die andern sind verstimmt, die gesündesten gehen umher wie entlaubte Bäume.

Und wenn wir nach diesen Genossen fragen in zehn, zwanzig Jahren? Die einen, und ihrer nicht wenige, sind tot, andere in Nahrungssorgen, diese in Hausplagen, jene zurückgesetzt, vergessen, verkommen, die glücklichsten wunderlich, launenhaft, unzufrieden.

Der heitersten einer an jenem Tage im „Bürgermuseum" zu Stuttgart, ein Abgeordneter von Mannheim, ist wenige Jahre darauf um Hab und Gut gekommen und im Elend gestorben. Den Bräutigam, den schönen, stattlichen Wilhelm, haben sie zehn Jahre später, im Frühjahr 1889, begraben, und ich, bei jener Lust nicht der letzte, bin ein alter, hagestolziger Griesgram geworden. Wie die Zeit mit den vielen schwäbischen Residenzschönheiten jenes Tages umgegangen, weiß ich nicht zu vermelden, kann mir's aber denken. —

Die Trauung im Jahre 1881 fand am 27. September in der neuen, schönen Marienkirche statt und das Diner im „Herrenmuseum".

Die Braut war die Tochter des Oberstleutnants a. D. Glaser, der den letzten Krieg als Hauptmann mitgemacht und sich als Held bewährt hatte. Er war dabei, als Fröschweiler gestürmt wurde und hatte vor Paris sich ausgezeichnet. Er hielt mit drei Zügen seiner Kompagnie den Mont Mesly besetzt, wurde hier verwundet und mußte einem Ausfall der Franzosen weichen. Auf einen Rebstecken gestützt, führte er seine Truppe zurück.

Kaum gesammelt, mußte Hauptmann Glaser mit seiner Kompagnie einen Sturmangriff auf Créteil machen. Als der Trommler unter den Spielleuten, die den Sturmmarsch

bliesen und schlugen, fiel, hörten sie auf, um ihrem verwundeten Kameraden beizustehen.

Da ergriff Hauptmann Glaser rasch die Trommel und schlug sie selbst. Vorwärts ging's aufs neue, aber kurz hintereinander bekam der Hauptmann einen zweiten und einen dritten Schuß. Kampfunfähig übergab er sein Kommando dem ältesten anwesenden Offizier, Leutnant Probst, einem Neffen meines Freundes Rudolf Probst.

Sein damaliger tapferer Oberst Ringler, jetzt General, war heute auch beim Hochzeitsfeste.

Es fehlte bei diesem so wenig an lukullischen Genüssen, als damals, aber es fehlte jene breite, demokratische Lust des Bürgertums, die mir, als geborenem Plebejer, von jeher besser zugesagt hat, als die kultivierte, durch den Tanzlehrer angelehrte Konvenienz, wie „man sich bei einem Hochzeitsdiner zu benehmen hat". Doch machte ich damals die dauernde Bekanntschaft des Obersten von Steinheil, eines Mannes, der mich durch sein ruhiges, biederes, anspruchsloses und tiefgeistiges Wesen, aus dem aber innere, selbstbewußte Energie laut genug heraussprach, ganz besonders anzog.

Ich gehöre zu den vielen Menschen, die man, gut deutsch gesagt, Krakeeler nennt, und die alles, was sie denken, mit Geistesschnelle auf die Zunge werfen und den Wert des Sprichwortes, daß Reden Silber und Schweigen Gold sei, gar nicht kennen. Doch habe ich dabei die gute Eigenschaft, daß ich wohl einsehe und gerne eingestehe, daß Menschen, welche den obigen Fehler nicht haben, weit mehr wert sind als unsereiner. Und zu jenen Menschen gehörte auch mein Tischnachbar im Herrenmuseum zu Stuttgart.

Schweigen ist aber nicht nur ein Zeichen von innerer Selbstbeherrschung und gefestigten Selbstbewußtseins, sondern nicht selten auch ein Verdeckungsmittel. Es gibt sehr billige Denker, die nur deshalb für kluge Leute angesehen werden, weil sie zu schweigen wissen. Sobald sie den Mund auftäten, käme ihre geistige Armseligkeit zu Tage.

Darum darf man nicht allen Leuten ihr Schweigen für Weisheit gelten lassen. —

Oberst von Steinheil, der indes General und Kriegsminister geworden, wohnte mit mir einige Jahre später im Herbste 1887 einem Diner bei, das als absolutestes Gegenstück zu einem Hochzeitsschmaus im Bürger- oder Herrenmuseum zu Stuttgart gelten kann. Wir sahen bei einem Besuch, den wir ihnen von Freiburg aus gemacht, die Trappisten des Klosters Ölenberg im Elsaß bei ihrem Mittagsmahl.

Wir beide kämpften mit Tränen, als wir diese blassen, abgehärmten, malerischen Mönchsgestalten in ihren rauhen, weißen Kutten ihr Wasser, Gemüse und Brot verzehren sahen. Es geschah dies mit einer Andacht und einem stillen Frieden, als ob dies die letzte irdische Speise wäre, kraft deren sie die Reise anzutreten hätten in die Ewigkeit. Als ob sie das himmlische Manna genössen, so überirdisch schien die Gesinnung dieser weltentsagenden Mönche beim Essen ihres Mittagsbrotes.

Wie groß stehen diese Menschen da, welche, auf das Wort des Heilandes bauend: Centuplum accipient et vitam aeternam possidebunt (sie werden hundertfach empfangen und das ewige Leben gewinnen) — die Weltentsagung und Selbstverleugnung im höchsten Grade auf ihre Lebensfahne geschrieben haben?! —

Eine Eigentümlichkeit, die ich vorher nicht gekannt, spielt sich bei den schwäbischen Hochzeiten ab. Während des Essens kommen von Freunden und Bekannten der Hochzeitsgäste Geschenke an und werden ausgeteilt. Desgleichen beschenkt das Brautpaar die Brautführer und die Brautjungfern über Tisch. Mir wurde ein Papiermesser, eine Schere und Papier zuteil. Von wem, weiß ich heute noch nicht.

3.

Ich hatte nicht gewußt, daß mein Besuch der württembergischen Landesgewerbeausstellung zusammenfiel mit den

Tagen des Cannstatter Volksfestes; sobald ich dies aber vernommen, beschloß ich, dasselbe mir am Tage nach der Hochzeit ebenfalls anzusehen. Wenn ich ein recht loyaler Untertan wäre, so hätte meine Freude doppelt sein sollen, denn am gleichen Tage, da ich dem Volksfest mich zu nahen beschloß, sollte auch der Deutsche Kaiser Wilhelm zu gleichem Zwecke in Cannstatt erscheinen.

Dieses Fest, unter dem 1864 verstorbenen König Wilhelm aufgekommen und stets mit der Gegenwart des Landesfürsten beehrt, wird alljährlich Ende September begangen. Es hat sich derart in Schwaben eingebürgert, daß an diesem Tage in Stuttgart und auf viele, viele Stunden im Umkreis die brävsten Männer des Bürger- und Bauernstandes Weib und Kinder verlassen, um in Cannstatt des Weltalls Kummer und Sorgen zu vergessen.

Am Bahnhof, wo jede Viertelstunde ein Zug abging, war heute ein solches Rennen und Jagen der Stuttgarter, daß man glauben konnte, heute abend ginge Stuttgart unter, und wer Füße habe, wolle noch dem drohenden Verderben eiligst entfliehen.

Cannstatt, eine Stunde von der Residenz gelegen und mit dieser durch eine stattliche Allee verbunden, ist die älteste Stadt im mittleren Neckargebiet, eine alte Römerkolonie, welche die Hunnen zerstörten. Doch wenige Jahrhunderte später, um 708, urkundet hier wieder Herzog Gottfried von Alemannien. Karlmann, der Sohn Karl Martell's, hielt daselbst 746 Gericht über die Herzöge von Bayern und Alemannien, und 777 finden wir hier Karl den Großen.

Das heutige Cannstatt ist ein freundliches Landstädtchen am Neckar, von welchem Fluß aller Reiz des Ortes ausgeht. Im Sommer ziehen die Mineralquellen viele schwäbische und nichtschwäbische Badegäste in diesen Kurort, dessen Hauptannehmlichkeit neben dem Gewässer die nahe Residenz bildet.

Am bekanntesten aber ist bei den Schwaben das Cann-

statt des neunzehnten Jahrhunderts durch sein, auf dem „großen Wasen“ in der Nähe der Stadt gefeiertes Volksfest, welches in Wettrennen, Viehausstellung und Jahrmarkt besteht. So sehr ich aber in der Gewerbeausstellung alle meine Erwartungen übertroffen sah, ebensosehr enttäuschte mich das Cannstatter Volksfest. Ich fand da nichts als eine Menge Menschen, meist männlichen Geschlechtes, ein Durcheinander zahlloser Buden für Jahrmarkt, Schauspiel, Essen und Trinken, und einen Höllenlärm von Musikanten aller Art, vom Drehorgelmann bis zu den italienischen Pifferari. Ich hatte mir eine Versammlung lustiger, schwäbischer Bauern mit Frauen und Töchtern in Landestracht, allerlei Volkstänze und Volksspiele und ein feines Arrangement gedacht. Von alle dem keine Spur. Ich sah nicht einen Menschen in einer Volkstracht. Das Wettrennen wartete ich nicht ab, kann also darüber nicht urteilen. Mir schien, was Belustigung anbetrifft, diese hauptsächlich in Essen und Trinken zu bestehen. An jeder der unzähligen Bier- und Weinhallen hingen lange Speisezettel und hohe Anpreisungen der verschiedensten Biere und Weine.

Eine Einrichtung gefiel mir. Unter der Menschenmenge liefen beständig Knaben auf und ab und machten sich durch Glockengeläute bemerkbar. Auf ihren Schultern trugen sie eine Stange mit einem Stück Pappendeckel und der Inschrift: „Warnung vor Taschendieben“. Das ist praktisch.

Gar bald hatte ich genug an dem mir unpoetischen Treiben. Ich wollte nur noch die Ankunft des Kaisers abwarten, die auf 12 Uhr angesagt war. Eine dichte Menschenmenge bildete am Festwege hin Spalier, während Tausende auf der Tribüne, welche den Rennplatz und die Viehausstellung umgab, des Kaisers und damit des Beginns der Vorführung der prämiierten Tiere harrten. Zuerst fuhren in langen Zwischenpausen die höheren Militär- und Zivilpersonen der Residenz und das Gefolge des Kaisers dem Festplatze zu. Mir fielen besonders die schrecklich langweiligen,

abgearbeiteten Gesichter der württembergischen Staatsräte und Minister auf und die wenig martialischen Typen der höheren schwäbischen Offiziere. Als die Preußen, Adjutanten und Generaladjutanten des Kaisers, anfuhren, gab es schon mehr militärische Rassemienen. Dem Kaiser unmittelbar voraus galoppierten die „Stadtreiter" von Stuttgart, die übrigens ihrer bürgerlichen Reiterei alle Ehre machten.

Die Schwaben mußten gewußt haben, daß die Stadtreiter den Ausschlag gäben für des Kaisers Nahen; denn wiederholt vernahm ich Stimmen aus der Volksmenge: „So lang d' Stadtreiter nit komme, isch es nix!" Ein kühner Bürger des Schwabenlandes neben mir meinte gar: „Der deitsch Kaiser kommt a nit wege der Viehausstellung nach Cannstatt." Der verstimmte Gesichtsausdruck, welchen der württembergische König gleich darauf, neben dem Kaiser sitzend, zeigte, schien ein Kommentar zu dem etwas maliziösen, aber nicht dummen Schwabenspruch zu sein. Andere Untertanen schwäbischen Stammes wiesen zornig auf die Ehrenpforte hin, auf der diesmal, statt des Landeswappens, die preußischen Embleme florierten. Die Württemberger sind eben fast durchweg gute Lokalpatrioten und Partikularisten und keine Liebhaber einer noch größeren Anlehnung an Preußen.

Ich habe mir gedacht, es würde bei Ankunft der Majestäten ein wahrer Orkan von Hochrufen die gewaltigen Menschenkolonnen durchbrausen. Allein ich täuschte mich. Das Vivatrufen ertönte recht mäßig, und ich sah viele, die nicht einmal die Kopfbedeckung abnahmen, noch weniger Hoch schrien. Die demokratischen und sozialdemokratischen Ideen sind in Deutschland weiter gedrungen, als man glaubt, dachte ich, und verließ Fest und Festplatz.

Auf dem Weg zur Eisenbahn begegnete ich einem bekränzten Schwein, und es fiel mir eine Cannstatter Volksfestanekdote ein, die mir vor Jahren ein berühmter Mann

erzählte, und die ich, weil sie noch ungedruckt ist, hier passend wiedergeben kann. Als der verstorbene König Wilhelm einmal das Cannstatter Fest besuchte und ihm ein Riesenschwein vorgeführt wurde, erkundigte er sich nach der Heimat des Besitzers. Dieser, ein oberschwäbischer Dorfschultheiß aus der Nähe von Friedrichshafen, wo der König vor und nach dem Volksfest Residenz hielt, erklärte, er habe noch ein größeres Schwein zu Hause, aber wegen seiner allzugroßen Fettigkeit für dessen Leben gefürchtet bei einem so weiten Transport und es daheim gelassen. Der König, neugierig, das Tier zu sehen, versprach dem Schultheißen, bald einmal auf seinen Hof zu kommen. Er hielt Wort.

Eines schönen Morgens ritt König Wilhelm mit einigen Herren seiner Umgebung hinaus in das Dorf und zum glücklichen Schweinemäster. Dieser, hocherfreut über die Herablassung, bittet den König, er möge jetzt mit seinen Begleitern nur außen an „den Sauhof" stehen, das Schwein liege im Stall, und er wolle es in den Hof treiben. Als die Herren die richtige Position genommen, ging der Schultheiß in die Behausung des Mastviehs, stieß das schwere Tier mit dem Fuß und sprach laut: „Nu, Alte, steh' ouf, dei allergnädigster Landesvater isch drouse und will di sähe!" Unter dem herzlichsten Lachen des Königs kam dann die Alte, um sich, „ihrem Landesvater" zu präsentieren.

Man glaubt vielleicht, der Schwabe habe da in aller Naivität einen schlechten Witz gemacht. Durchaus nicht; er wollte nur in echter, altwürttembergischer Untertanentreue damit sagen: „Alles ist dem König untertan, und er der Landesvater von allem, was da lebt und schwebt im Schwabenland." Das ist monarchischer Begriff, den die schwäbischen Bauern als Erbstück von ihren Ahnen aus vergangenen Jahrhunderten überkommen und bewahrt haben. Wie tief derselbe noch wurzelt, und wie glücklich sich der echte Schwabe fühlt, in irgend einem Dienstverhältnis zu seinem König zu stehen, davon noch ein Beispiel. Vor zwölf Jahren traf ich

einmal vor dem königlichen Klosterschlosse in Friedrichshafen einen armen Leineweber, der sich die Residenz des Königs betrachten wollte. Und warum? „Wisset Se, Härr, ich will au a mol schaue, wo iser König wohnt, denn mei Sohn isch Kronbiamter.“ Ich staunte, daß der dürftige Mann einen Sprößling unter den Kronbeamten haben sollte, und frug näher. Was erfuhr ich? Daß der Sohn Schreiber sei auf einer königlichen Domänenkanzlei. Das sind loyale Untertanen! —

Um die Mittagsstunde verließ ich mit dem Wien-Pariser Schnellzug Cannstatt und fuhr über Stuttgart direkt nach Ludwigsburg, wo mich der Verabredung gemäß der Kriegspoet von Weingarten abholte, da ich ganz fremd war in dem schwäbischen Versailles.

Wer Ludwigsburg zum erstenmal betritt, dem kommt es, sofern er die Dinge anschaut wie unsereiner, vor, als ob am Tage vorher in einer großen Ebene eine Kaiserzusammenkunft stattgefunden, und man zu diesem Zwecke riesige Bauten aus Kartonnage aufgestellt hätte, die jetzt alle nach den Festtagen verlassen und öde dastünden. Zauberhaft unheimlich kommen einem die breiten Straßen und die hohen Gebäude vor, denen die belebende Menschheit fehlt. Trotzdem vier Regimenter in diesem Hauptwaffenplatz Württembergs liegen, sah ich auf meinem Wege durch die Stadt nicht zehn Soldaten und auch nicht ebenso viele Zivilmenschen. Ich staunte aber nicht bloß über die Öde, sondern ganz besonders über die großartige Anlage dieser Stadt.

Es ist merkwürdig, wie fast zu gleicher Zeit anläßlich des Schlafens zwei benachbarten Fürsten die Gründung neuer Residenzen einfiel. Der Markgraf Karl von Baden-Durlach gründete infolge eines Schlafes im Hardtwald seine neue Residenz Karlsruhe, und der Herzog Eberhard Ludwig an Stelle eines ehemaligen Jagdhauses, wo er manchmal als Knabe im Freien geschlafen hatte, um beizeiten die Nachtigallen zu hören, Schloß und Stadt Ludwigsburg. Wie

nach Karlsruhe, so wurden auch nach Ludwigsburg unter günstigen Bedingungen allüberallher Fremde eingeladen, sich um das herzogliche Schloß niederzulassen.

Im Jahre 1704 war der Grundstein zum Schloß gelegt worden, und 1718 zählte der Ort schon 600 Einwohner. Jetzt verlegte der Herzog, ob der Skandale seiner Maitresse von Grävenitz in Stuttgart verhaßt, seine Residenz nach Ludwigsburg. Im Jahre 1724 zum alleinigen und bleibenden Regierungssitze erklärt, hatte dasselbe bei dem 1733 erfolgten Tod des Herzogs bereits 5668 Einwohner. Ludwigs zweiter Nachfolger, der verschwenderische Herzog Karl Eugen, welcher einige Zeit in Stuttgart residiert hatte, kam mit Hof und Staatsmaschine 1764 wieder nach Ludwigsburg, führte hier die kostspieligsten Bauten auf und brachte den Ort zu einer blühenden Residenz mit 11607 Einwohnern. 1775 verließ er jedoch die Stadt und kehrte nach Stuttgart zurück, wo seine Nachfolger blieben, um fortan in Ludwigsburg nur ihren Sommeraufenthalt zu nehmen, bis König Wilhelm denselben an den Bodensee verlegte. Seitdem ist die ehemalige Residenz mit ihrem verlassenen, in reichem Rokokostyle erbauten, kolossalen Schlosse eine öde Stadt. Ohne das Militär und einige Fabriken wäre es ein monumentaler Kirchhof. Aber Sünde und Schande ist's, daß das herrliche Schloß und die wunderbaren Parkanlagen so einsam der Zeit und ihrer Zerstörung verfallen.

Trotzdem Ludwigsburg noch eine junge Stadt ist, zählt es doch manch bekannten Mann unter seinen Eingeborenen. Zu diesen berühmten und berüchtigten Ludwigsburgern gehören außer mehreren Generälen und Staatsmännern von Namen die Dichter Justinus Kerner und Eduard Mörike und der bekannte David Strauß.

Unser Dichter und Auditor hätte sich längst zu den größeren Söhnen seiner Vaterstadt emporgeschwungen, wenn seine Bescheidenheit es ihm zuließe, seine Lieder zu edieren. Heute aber betrauerte er mit mir die Öde und Langeweile

seiner Heimat, und wenn nicht Weingarten ihm in dieser Richtung Stoff genug böte, hätte er sicher meine elegischen Worte und Aussprüche über Ludwigsburg in gebundener Form zu Papier gebracht.[1]

Obwohl ich nach Marbach und zum Schillerhause wollte, ging der Dichter nicht mit. Er war auf den Nachmittag eingeladen zu einem Familienkaffee, und dem konnte er, mir unbegreiflich, nicht ausweichen. Aber er geleitete mich zur „Frau Major", wo die Equipage schon zur Ausfahrt bereit war. Ich mußte mich durch meine lebhafte Begleiterin von vorgestern noch zuerst ihrer Frau Mutter und der Schwägerin vorstellen lassen, zwei höchst würdigen Damen, die einen Besuch meiner Art in ihrer altprotestantischen Familie noch nie empfangen hatten. Der Herr Bruder, dessen Besitztum die Equipage war, hatte, wie ein richtiger Schwabe in den Tagen des Cannstatter Volksfestes zu tun pflegt, seine Frau verlassen, und so konnte ich den Chef des Hauses, einen biergewaltigen Großindustriellen, nicht kennen-lernen. Wenn er aber nur halb soviel lustigen Humor hat wie seine „militärische Schwester", so macht er sich sicher keine Grillen, wenn das Lagerbier nicht jeden Sommer gleich gut ist.

Doch nahmen die beiden mich begleitenden Damen, die Frau Major und ihre Schwägerin, an seiner Stelle einen Führer mit, der nicht besser hätte sein können. Es war dies ein Verwandter des Hauses, ein junger angehender Hotelier, Sohn und Vertreter des ersten Gasthofs der ehemaligen Residenz. Sein Name ist Hipp und seine Mutter, eine Witwe, die Besitzerin des Gasthofes zum Bären.

Dieser Herr hat offenbar seinen Beruf verfehlt; denn für einen Wirt ist er viel zu hoch angelegt, ein Mann, der weit mehr Talent hat, als nötig ist, um in Ludwigsburg ein Hotel zu führen. Mit einem wirklich vortrefflichen

[1] Er lebt heute, 1911, noch als pensionierter Kriegsrat und Hagestolz in seiner Vaterstadt.

Mutterwitz verbindet er eine ganz tüchtige Bildung, und so hat mich, der ich Humor ungemein liebe, der junge Ludwigsburger sehr angesprochen.

Wir fuhren zunächst durch die prächtige Allee am Schlosse hin nach dem etwa dreiviertel Stunden von der Stadt entfernten Schlößchen Monrepos. Ich habe schon manches sogenannte Lustschloß gesehen, aber keines in seinem Bau und seiner Anlage so reizend, wie dieses in der Nähe eines größeren königlichen Meierhofes erbaute Monrepos. Es enthält nur ein Stockwerk, das auf einem von gewölbten Durchgängen getragenen Unterbau ruht. Eine mächtige Freitreppe, mit zwei kolossalen, kunstvollen Löwen geziert, führt zur Galerie und diese, reich ausgestattet mit Bildhauerarbeit, zu den Gemächern, deren neun um einen herrlichen Kuppelsaal sich gruppieren. Vor diesem liegt ein kleiner See mit Inseln und üppigem Baum- und Buschwerk; ringsum freundliche Parkanlagen. Es fehlt dem ganzen nichts zum reizendsten Landhaus der Welt, als eine andere Gegend.

In den Zimmern finden wir Kunstwerke von Guibal, Isopi, Scheffauer, Dannecker, Hetsch und anderen.

Herzog Karl Eugen ließ den Bau des Schlößchens 1764 durch seinen Baumeister de la Guepière unter dem Namen „Seeschloß" beginnen. Der dicke König Friedrich ließ dasselbe 1804 durch seinen Architekten Thouret vollenden und nannte es Monrepos. Er brachte viele Tage seines späteren Lebens hier zu. Jetzt steht es einsam und verlassen an seinem elegischen See. —

Im Weiterfahren, der Anhöhe zu, welche das Plateau Ludwigsburg vom Neckartale trennt, hatten wir eine freie Schau nach der unfernen Festung Hohenasperg, dem Sitz der württembergischen Staatsgefangenen. Aus der wellenförmigen Hochebene hebt sich steil der Hügel ab, der auf seiner Kuppe die altberühmte Festung trägt, die schon manchem Sturm getrotzt in den vergangenen Jahrhunderten.

Von ihren bekannten Strafgefangenen nennen wir den

berüchtigten Juden Süß Oppenheimer, den verhaßten Finanzier des Herzogs Karl Alexander. Süß saß hier von 1737 bis 38, bis er in einem eisernen Käfig in Stuttgart grausam sein Leben endigte. Bekannter ist der unglückliche Dichter Schubart, der hier auf Befehl des brutal absolutistischen Herzogs Karl Eugen zehn Jahre lang (von 1777—87) ohne jedes Verhör saß. An ihn, den Dichter der „Fürstengruft", dachte ich heute und an den großen Fortschritt, den wir in bezug auf die persönliche Freiheit gemacht haben seit hundert Jahren. Heute kann kein deutscher Fürst mehr einen Bürger ohne Urteil und Untersuchung in Kerker und Banden halten, und das ist eine Freiheit, die wir in erster Linie der französischen Revolution und dann dem Liberalismus verdanken aus jener Zeit, da er noch seinem Namen entsprach und wirklich freiheitlich war.

Auf der Höhe erreichten wir das Dorf Heutingsheim, schon im zehnten Jahrhundert im Besitze des Hochstiftes Speyer. Ein finsteres Schloß kehrt seine Rückseite an die Dorfstraße, durch die wir hinabfuhren in das Neckartal. Es gehörte ehedem den Herren von Kniestädt, einer durch die württembergischen Herzöge ins Land gekommenen hannöverischen Adelsfamilie. Nach deren Aussterben kamen durch Erbschaft die Freiherrn von Brusselle in das einem großen Meierhof ähnliche Gebäude. Aus Heutingsheim stammte der bekannte bayerische Hofrat und Historiker Wilhelm von Breyer († 1818).

Ich hatte mir das württembergische Neckartal romantischer gedacht, als die Wirklichkeit mir dasselbe zeigte. Mäßige, zum Teil mit Reben angebaute Hügel flankieren den langsam dahinziehenden Fluß. Es fehlen die waldigen Berge und die kahlen Felsen so vieler Täler Badens und der Schweiz. Das Neckartal bei Beihingen, Benningen und Marbach, welch letzteres wir gleich bei der Niederfahrt auf einem Hügel am Fluß erblicken, schaut ungemein friedlich, aber ziemlich langweilig in die Welt; ein leichter Regen gab dazu noch seine trüben Tinten.

Sah auch demgemäß das Tal nicht besonders malerisch aus, so dürfte doch das Städtchen Marbach diese Bezeichnung verdienen. Seine Türme und Tore mit Resten der alten Festungsmauern geben dem heutigen Marbach, obwohl es noch jung ist, einen „antiken" Charakter, der bei Städten stets anheimelnd wirkt. Das alte Marbach, auf dem Boden einer römischen Niederlassung stehend und schon im zehnten Jahrhundert als Besitz des Hochstiftes Speyer genannt, wurde 1693 von den mordbrennerischen Scharen Ludwigs XIV. bis auf die außerhalb der Stadt befindliche gotische Alexanderkirche völlig niedergebrannt. Das neue Städtchen erhob sich erst langsam wieder im Verlauf der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Es ist ein nicht unfreundliches Landstädtchen mit zwei- und dreistöckigen Holzhäusern, welche, eng aneinander gebaut, sich schon von außen als Wohnungen schwäbisch-deutscher Mittelbürger bekunden.

Wir nehmen unseren Einzug in die Schillerstadt auf dem gleichen Wege, auf dem einst Schillers Vater zum erstenmal ihr zuritt. Die Marbacher haben 1833 das Niklastor abgebrochen, das von Benningen her die Pforte bildete, aber der Reitersmann, welcher am 14. März 1749 den Neckar entlang gen Marbach ritt, zog nicht durch das Tor, sondern kehrte vor dem Tore draußen ein in der Herberge „zum goldenen Löwen", deren wohlhäbiger Besitzer der Bäckermeister Kodweis war.

Johann Kaspar Schiller, geboren zu Bitterfeld bei Waiblingen, hieß der Reiter, seines Zeichens Regimentschirurg in einem bayerischen Husarenregiment, das seit 1745 unter österreichischen Fahnen in den Niederlanden gegen Frankreich gekämpft hatte. Der Friede von Aachen machte 1748 dem Kriege und damit den Kriegsdiensten des Feldschers für jetzt ein Ende, und er war aus den Niederlanden, wo sein Regiment im Winterquartier lag, ins Schwabenland geritten. Sein Vater war tot, Mutter und Geschwister in verschiedenen Städtchen und Dörfern zerstreut. Eine Schwester lebte als

Frau eines Fischers Stolp zu Marbach, und dieser dachte er seinen ersten Besuch auf heimischer Erde zu.

Der junge, mit Sold- und Beutegeld versehene Kriegsmann logierte im „Löwen", und bald hatte er die Erbin des Bäckers Kodweis, seine siebzehnjährige Tochter Dorothea, erobert. Schon am 22. Juli war die Hochzeit, und Kaspar Schiller wurde Bürger und Wundarzt zu Marbach. Er praktizierte bis zu Anfang des Jahres 1753. In dieser Zeit verlor der Schwiegervater „durch unvorsichtige Handlungen und schlechte Rechnung" sein ganzes Vermögen.

Getäuscht in seinen Hoffnungen auf ein schönes Erbe seiner Frau und deshalb in Zerwürfnis geraten mit dem alten Kodweis, verließ Vater Schiller Marbach und ließ sich als Fourier in das Regiment Prinz Louis im nahen Ludwigsburg aufnehmen. Die Frau blieb einstweilen in Marbach, wohin der Fourier an freien Tagen zurückkehrte. 1757 zieht Kaspar Schiller, jetzt Adjutant und Fähndrich geworden, mit seinem Regiment in den siebenjährigen Krieg, wo er in der Schlacht bei Leuthen beinahe das Leben verloren hätte.

Frau Dorothea Schiller kam in dieser Zeit in das Geburtshaus ihres großen Sohnes. Sie mietete im bescheidenen Häuschen des Säcklers Ulrich Schölkopf für sich und ein Töchterchen die untere Stube. Der Vater Schiller wurde im Winter 1758 zum Leutnant befördert und kam heim. Einen kurzen Feldzug nach Hessen abgerechnet, weilte er bis zum Sommer 1759 in der Nähe seiner Familie. Während er aber vom August 1759 bis zum April 1760 abermals in Kriegsläuften abwesend war und im Würzburgischen lag, wurde ihm am 10. November 1759 sein Sohn Johann Christoph Friedrich, das spätere Dichtergenie, geboren.

Fünf Monate nachher kehrte der Vater zu den Seinigen zurück. Er lag mit seinem Stabe einige Monate in dem Dorfe Neckarweihingen zwischen Marbach und Ludwigsburg im Quartier, wo ihn seine Frau mit dem jungen Friedrich auf dem Arm öfters besuchte. Bald darauf wurde er Haupt-

mann, doch mußte er wegen ständigen Wechsels seiner Garnison seine Familie in Marbach lassen, bis er sie 1764 nach Lorch an der Rems zu sich nahm, wo der Pfarrer Moser in den Jahren 1765 und 66 dem Knaben den ersten Unterricht erteilte.

1766 kam Hauptmann Schiller nach Ludwigsburg bis 1775, in welchem Jahr er sein Amt in dem neuen herzoglichen Lustschlosse Solitude antrat. Er hatte durch seine landwirtschaftlichen Kenntnisse und durch seine Obstbaumschule in Ludwigsburg die Aufmerksamkeit des Herzogs Karl auf sich gezogen, und der ernannte ihn zum Intendanten der Gärten der Solitude. Hierher hatte der Herzog auch die „Karlsschule" verlegt, welche durch den Eintritt des jungen Schiller überall bekannt ist, wohin des Dichters Name gedrungen.

Von Ludwigsburg aus kam Friedrich Schiller als Knabe mit seiner Mutter und seinen Geschwistern noch öfters zu den armen Großeltern nach Marbach zu Besuch. Der alte Kodweis war Torwart geworden am Niklastor und bewohnte das niedrige Häuschen an demselben. Er starb 1771 im Alter von 73 Jahren und wurde „auf sein Verlangen bei Nacht begraben". Der einst vermögliche Mann schämte sich offenbar, am Tage als Armer zur Erde bestattet zu werden. Die Nachkommen von Schillers Tante, die den Fischer Stolp geheiratet, fischen heute noch im Neckar.

Wie den Torwart-Großvater, begrub man mitten in den napoleonischen Kriegstagen im Jahre 1805 still und geräuschlos zur Nachtzeit in Weimar seinen berühmten Enkel Friedrich Schiller. Die kommenden Jahre schienen den großen Dichter auch in der Erinnerung begraben zu haben. Die gewaltigen äußeren Ereignisse ließen ihn vergessen. Ein Bürger von Marbach, der Gürtlermeister Franke, gab den ersten Anstoß dazu, daß der deutschen Nation die Geburtsstätte Schillers nicht verloren ging. Auf seine Anregung wurde im Jahre 1812 durch Vernehmung noch lebender Zeugen protokollarisch das Geburtshaus festgestellt.

Auch an ein Denkmal dachte der wackere Gürtlermeister schon, sein Gedanke aber blieb einstweilen ein frommer Wunsch. Erst im Jahre 1824 bildete sich in Stuttgart der erste Verein zur Errichtung eines Denkmals. Die Marbacher wollten mitmachen, wurden aber abgewiesen, und erst 1835 entstand hier ein eigener Schiller-Verein mit dem nächsten Zweck, das Geburtshaus anzukaufen, welches im 19. Jahrhundert einem Kleinkrämer und später einem Bäcker gehörte. Schon im folgenden Jahre wurde die Schillerhöhe angelegt, die heute das große Standbild trägt.

Der Schillerkultus hatte in Deutschland indessen überall an Ausdehnung gewonnen, und ein Aufruf des Marbacher Komitees an die ganze Nation im Mai 1858 brachte die nötigen Mittel, um zur hundertjährigen Geburtsfeier Schillers das Haus ankaufen und würdig restaurieren zu können. Am 9., 10. und 11. November 1859 wurde dasselbe festlich eingeweiht und auf der Schillerhöhe der Grundstein zum künftigen Denkmal gelegt. Die Deutschen in Moskau stifteten eine Glocke, die im Jahre 1860 in der Alexanderkirche aufgehängt wurde. Das Denkmal selbst ließ noch lange auf sich warten; erst im Jahre 1876 konnte dasselbe aufgestellt werden.

Treten wir nun ein in das bescheidene Häuschen in der engen Niklastorstraße, so erschreckt uns zunächst im Hintergrunde des engen, dunklen Hausganges des Dichters Kolossalbüste von Dannecker. Sie wird jährlich, infolge einer Stiftung der Hanauer Gymnasisten von 1859, am Geburtstag Schillers mit einem Lorbeerkranze geschmückt von den Schülern der lateinischen Schule in Marbach, bei welcher Gelegenheit der Schillerverein Wien jedesmal einen Knaben aus Marbach mit Schillers Gedichten und einem Goldstücke beschenkt.

Gleich links am Eingang öffnet sich die Türe zur unteren Stube, in welcher Schiller zur Welt kam. Ein bescheidener Raum, eine echte, wohlige Bäckerstube. Das Spinnrad der

Mutter und die Bilder beider Eltern bilden den Hauptschmuck des Gemaches. Eine kurze Treppe führt in das obere Stockwerk und in zwei kleine Zimmer, welche Frau Schiller nie bewohnte, die aber heute, in ihrer alten Einfachheit belassen, allerlei Bilder, Reliquien und eine Schillerbibliothek enthalten.

Bemerkenswert ist ein Album aus Amerika mit den Berichten über die Säkularfeier von 1859 in neunundzwanzig Städten der Union. Unter den Reliquien ist der kleine, dreispitzige Hut zu nennen, den Schiller auf der Karlsschule getragen. Auch ein Fremdenbuch liegt seit 1840 auf, in dem ich als einen der letzten Besucher vor mir den Kronprinzen des Deutschen Reiches las. Das württembergische Armeekorps hatte vor wenig Tagen noch in der Gegend von Marbach manövriert und bei dieser Gelegenheit der preußische Prinz auch das Schillerhaus besucht.

Berufene und unberufene Poeten haben in dem Buch im Schillerhause ihren Gefühlen Luft gemacht und der Stimmung Ausdruck verliehen, in welche sie das Geburtshaus versetzte. Ich bin nichts weniger als Dichter, aber ich glaube, wenn ein zweiter Schiller in mir gewesen wäre, ich hätte heute im Schillerhause zu Marbach absolut nichts „Weihevolles“ ins Buch schreiben können; denn ich befand mich infolge des Hochzeitsessens in einer so apatischen und abgespannten Nervensituation, daß ich völlig prosaisch in Marbach umherging. Es war mir dies ein neuer Beweis, wie alles an und in uns von unseren Nervenfunktionen abhängt. —

Auf dem Wege zur Schillerhöhe, die oberhalb des Städtchens gelegen ist, machte mich mein Ludwigsburger Cicerone auch auf das Geburtshaus des bekannten Astronomen Tobias Mayer aufmerksam. Das Haus ist noch weit ärmlicher als das Schillerhaus. Aber Mayer war auch eines armen Mannes Kind. Sein Vater trieb das Wagnerhandwerk. Der Sohn kam früh, wie Schiller, durch Wegzug seiner Eltern von Marbach fort und nach Eßlingen. Durch eigenes Studium

bildete Mayer sich zum Mathematiker aus, und schon in seinem 27. Lebensjahr (1750) wurde er Professor der Mathematik zu Göttingen, wo er aber bereits 1762 starb. Seinen bleibenden Ruhm begründeten seine äußerst genauen Mondtafeln, nach denen sich der Stand des Monds für jede Zeit genau angeben läßt, — eine für die Schiffahrt zur Bestimmung der Längegrade höchst wichtige Arbeit.

Den guten Marbachern, von denen ich übrigens nicht einen sah, — Straßen und Gassen schienen ausgestorben — möchte ich die Bitte ans Herz legen, doch ihrem berühmten Landsmann Mayer eine anständigere Gedenktafel zu widmen. Die jetzige gleicht aufs Haar einem alten Schuhmacherschild, nur daß sie statt der Firma und einiger gemalten Schuhe und Stiefel den Namen Mayers und einige sehr primitiv konterfeite Fixsterne und Kometen aufweist. Die dermalige Tafel ehrt weder Marbach, noch den Astronomen Mayer.

Das Städtchen zählt außer diesem und Schiller noch mehrere bekannt gewordene Eingeborene beziehungsweise Einwohner. Zu den jüngsten gehört der sächsische Geheimrat und berühmte Rechtsgelehrte an der Universität Leipzig, Karl Georg von Wächter. Auch lebte und wirkte hier einst Uhlands Großvater als Helfer (Kaplan).

Die Anhöhe, auf welcher das Standbild Schillers steht, ist etwa fünfzehn Minuten vom Geburtshaus entfernt. Sie trug ehedem den nicht sehr poetischen Namen „Schelmengrüble" und wurde, wie oben bemerkt, bereits im Jahre 1836 für eine Schillerhöhe hergerichtet, so daß jetzt das Monument von einem ziemlich erwachsenen kleinen Park umgeben ist. Der Platz ist sehr passend gewählt und offenbar der schönste Punkt in der nächsten Umgebung Marbachs. Das Neckartal, Ludwigsburg, Asperg und Umgebung und im Norden die Ruine des Wunnensteins, auf welchem der durch Uhlands Balladen bekannte Schleglerhauptmann saß, schauen alle herauf und herüber zum ehernen Dichterfürsten von Marbach, der einsam hier steht, während seine Werke in

aller Welt heute noch Tausende von Menschenherzen bewegen.

Frei, aufrecht und edel erhebt sich Schiller auf dem einfachen, aber geschmackvollen Piedestal, im Professorenrock, den kurzen Beinkleidern und den Schnallenschuhen seiner Zeit. In der rechten Hand, welche sich an die Brust anlehnt, hält der Dichter einen Griffel, in der linken ein Manuskript. In echt schwäbischem Patriotismus wurde die Fertigung des Monuments zwei inländischen Künstlern übertragen. Der Bildhauer Rau, ein geborener Biberacher, modellierte dasselbe, und Pelargus in Stuttgart vollzog den Guß. Etwas künstlerisch Hervorragendes konnte ich aber an dem Werke nicht entdecken. Da verrät denn doch das im Jahre 1839 zwischen dem alten Schloß und der Stiftskirche in Stuttgart aufgestellte Schillerbild von Thorwaldsen weit mehr klassische Schönheit, obwohl manche nicht sehr pfiffige Schwaben dasselbe in hohem Grade tadeln. Sie meinen, Schiller sei auf demselben nicht idealisiert, sondern ganz in der gebückten Haltung, die er im Leben hatte. Ich will auf einem Standbild den berühmten Mann, wie er leibte und lebte. Ob er dabei aufrecht oder gebückt ging, ist Nebensache für den, welcher weiß, was der betreffende Mann Ideales und Geistiges geschaffen hat. Wir beurteilen einen Mann nicht nach seiner körperlichen Haltung, sondern nach seinem geistigen und moralischen Gehalt. Seine Gestalt aber zu idealisieren und anders zu machen, als sie im Leben war, ist eine Fälschung.

Ich war nun einmal heute nicht „bei Stimmung", und so ließ alles auch hier mich ziemlich kalt, und nur elegische Gefühle durchzogen mich, wozu der stille Ort und das trübe, regnerische Herbstwetter den größten Beitrag lieferten. Ich bin überzeugt, daß ich meinen liebenswürdigen und heiteren Begleiterinnen an diesem Nachmittag höchst langweilig vorkam, was ich im Interesse der Höflichkeit bedaure.

Ohne auch nur eine Erfrischung genommen zu haben,

fuhren wir von der Höhe des Städtchens hinab ins Neckartal und den Neckar aufwärts Ludwigsburg zu, das wir mit einbrechendem Abend erreichten. Hier hatte die gastfreundliche Mutter der Frau Major, eine Schwester des bekannten Konvertiten und Beichtvaters des Kaisers Maximilian von Mexiko, P. Fischer, einen Imbiß bereit, der ans Schlaraffenland erinnerte; denn es waren buchstäblich „gebratene Tauben" dabei und als Nektar ein vortreffliches Lagerbier. Doch ich war alle Zeit meines Lebens ein Pechvogel und so auch hier wieder bei diesem lukullischen Mahle. Ich durfte kaum daran nippen; denn in wenigen Minuten sollte der Zug abgehen, mit dem ich nach Stuttgart zurückkehren mußte, weil Oberst von Steinheil mich am Bahnhof erwartete und ich mein Kommen zugesagt hatte.

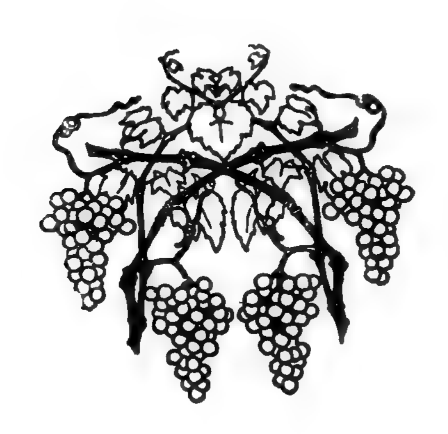
Flüchtigen Schrittes verließ ich deshalb das lockende Mahl, das gastliche Haus und das langweilige Ludwigsburg und fuhr in die Residenz zurück. Der genannte Herr nahm mich hier in Empfang, und in den glänzenden Räumen des „oberen Museums" verbrachte ich den Abend.

So ein „Museum" in einer deutschen Stadt ist der Friedenstempel der alten Staatsbeamten und Pensionäre, in der Regel ein stiller, öder Ort, wo Zeitungen gelesen werden und wo ohne jede politische Aufregung geraucht und getrunken wird.

Es ist manches alten Herrn einziger Trost in seinem irdischen Dasein. Hier tötet er die Langeweile seines tatenlosen Ruhestandes durch friedliche Gespräche mit Leidensgefährten oder durch die Lektüre der Tagesblätter. Kann der „Papa" einmal nicht mehr „aufs Museum", dann wird er daheim griesgrämig bis zum höchsten Grad, und für Weib und Kinder ist gar oft das Museum der beste Blitzableiter.

Wenn diese Herren so gerne in die Kirche gingen, als ins Museum und den Lebensabend so eifrig mit religiösen Studien ausfüllen würden, wie mit Museumsliteratur, sie kämen alle in den Himmel. —

Am frühen Morgen reiste ich auf gleichem Wege, den ich gekommen, mit dem stillen Dichter von Weingarten der lieben Heimat zu, aufs neue bestärkt in dem alten Spruche: „Hie gut Württemberg in alle Weg'!"





Dürre Blätter
Zweite Reihe



Heinrich Hansjakob

Ausgewählte Schriften

Volksausgabe

Achter Band

Dürre Blätter

Zweite Reihe



Stuttgart
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1911.

Dürre Blätter

Zweite Reihe

von

Heinrich Hansjakob

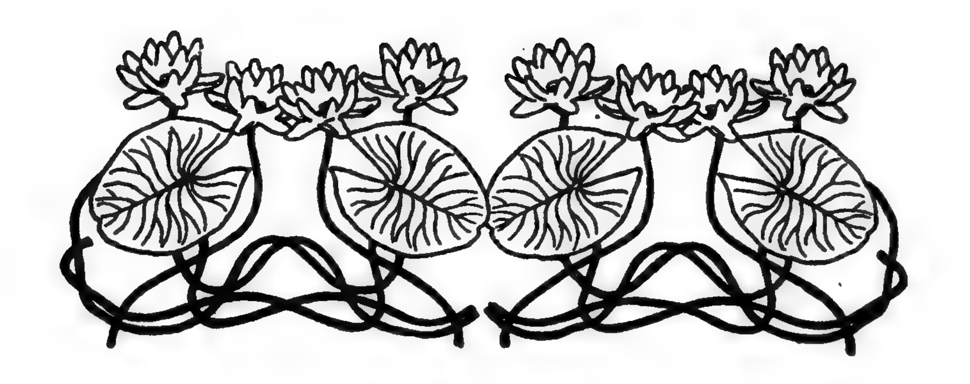
1.—6. Tausend.



Stuttgart
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1911.

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Inhaltsverzeichnis.



Aus meinem Tagebuch[1].

1878.

Hagnau am Bodensee, den 1. Juni.

Ich komme eben aus der Kirche und habe in derselben viele meiner Pfarrkinder mit ziemlich traurigen Mienen gesehen. Es ist heute Nikomedes im Kalender, für die Rebleute am See ein „Lostag“ fürs Wetter seit alten Zeiten. „Der Mike-Möhrle[2] sitzt uff'm Knörle[3]“, sagen die Leute, und wenn es ihn heute vom „Knörle“ herabschwemmt, bleibt er dreißig Tage im Regen liegen. Regnet's also heute, so regnet's den ganzen Monat. Und es regnet in Strömen, daher die unfreudigen Gesichter. Zum Glück treffen diese, im übrigen auf alte Erfahrung gegründeten Wetterregeln nicht immer zu, und so teile ich die Stimmung meiner Rebleute diesmal noch nicht.

---

[1] Im Jahre 1878 kam mir einmal in der Einsamkeit des Landpfarrers der Gedanke, „zum Zeitvertreib“ ein Tagebuch anzufangen. Ich führte es, wenn auch nicht täglich, fort vom 1. Juni bis Allerheiligen und gebe es hier, verbessert, wieder.

[2] Offenbar eine Verunstaltung von Nikomedes. [3] Knörle bedeutet eine trockene Erdscholle.

Aber man sieht daraus, wie die Sorge ums Irdische und die daran geknüpfte Furcht uns Menschen gleich die Freudigkeit an Gott und am Gebet nehmen können.

So ein Regenwetter am Festtag eines „Weinheiligen" bringt „Weltschmerz" hervor in der Seele des gewöhnlichen Mannes, des Winzers, während Sonnenschein seine Hoffnungen schwellt. Versteigert der Domänenverwalter von Meersburg sein ärarisches Gras bei Regenwetter, so bekommt er nur halb so viel, als wenn die Sonne scheint.

Sonne ist eben Leben und alles Lebens Grund. Wenn sie nur wenige Tage ihre Wärme und ihr Licht einstellte, wäre alles organische Leben im Tode erstarrt.

Als ich nach dem Frühstück meine seit einigen Tagen angefangene Lektüre wieder vornahm, fand ich so recht lebhaft den Unterschied in der wehmütigen Seelenstimmung des Menschen.

Ich lese eben Byrons „Junker Harold" und das Abschiedslied des Junkers von der Heimat, das da beginnt:

Leb' wohl, leb' wohl, mein Mutterland,
Schweb' über Wassern blau!
Der Nachtwind pfeift, gejagt zum Strand
Und schreckt die Möve grau.
Der Sonne, die dort winkend mir
Ins Meer versinkt voll Pracht:
Ihr dies mein Lebewohl, wie dir,
Mein Heimatland — gut' Nacht!

Wenn man nun den Weltschmerz, der das wunderbare Dichtergenie Byrons in jenen Gesängen vom „Junker Harold" durchzieht, vergleicht mit dem Weltschmerz eines schlichten Rebmanns bei Regenwetter, so kann man ungefähr ahnen, welche Riesenunterschiede in den Akkorden einer Menschenseele erklingen können. —

Ich war diesen Nachmittag in der durch meinen Studiengenossen, Pfarrverweser Stang, neurestaurierten Kirche von

Immenstaad. Obwohl ich fast täglich bis zum ersten Hause dieses Dorfes meinen Spaziergang am See hin mache, so betrete ich dasselbe doch selten. Heute tat ich es um der Kirche willen. Ich fühlte hier so recht, wie unendlich viel der äußere Schmuck eines Gotteshauses auf das religiöse Gemüt des Menschen wirkt. Ehedem wie ein feuchter, dunkler Keller, trat jetzt das kleine, gotische Kirchlein in voller Lieblichkeit eines gezierten Heiligtums vor mich hin und versetzte mich in freudig belebende Stimmung.

Es muß in einer leeren, kalten Kirche schwer sein, gut und gehoben zu beten. Eine freundlich geschmückte katholische Kirche aber gibt schon äußerlich den Ton an, welcher in der Seele das Gebet zu modulieren anfängt.

Heute abend war der alte Bürgermeister Model bei mir, einer der ältesten Männer meines Dorfes. Ich lade ihn oft zu mir ein, trinke mit ihm mein Bier, und er muß mir erzählen von den vergangenen Zeiten, Menschen und Familien unseres Dorfes, und ich lausche und denke stillernst an — die Vergänglichkeit.

Am 2. Juni.

Es ist Sonntag. Für mein Tagebuch ein Ruhetag, weil es mir physisch fast unmöglich ist zu schreiben. Der ganze sonntägliche Gottesdienst mit Frühmesse, Predigt, Amt, Christenlehre und Vesper strengt meine Nerven so an, daß ich nach getaner Arbeit kaum mehr denken, noch weniger bei meinem nervösen Augenleiden der Feder folgen kann.

Am Nachmittag, da ich matt und müde vor meinem Haus stand und trüb über den See hinschaute, kam der Lehrer Streicher von der benachbarten Taubstummenanstalt in Meersburg zu mir herüber aus der benachbarten Wirtschaft seines Schwiegervaters und las mir einen Liebesbrief vor, den ein völlig taubstummes Mädchen einem taubstummen Knaben geschrieben hat. Ich halte dieses Schreiben psychologisch für sehr interessant und bat deshalb den Vorleser, mir

eine Abschrift davon zu machen, die ich hier wiedergebe. Der Brief lautet:

Lieber, bester Benjamin!

Schon wollte ich Dich verzeihen, aber ich konnte nicht, weil einige Knaben und Mädchen es sehen und ich müßte mich schämen, wenn die Knaben oder Mädchen sagten, wenn ich Dich lieb habe. Lieber Benjamin! Du sollst morgen um 10 Uhr zu mir in die Schule kommen, aber Du sollst allein kommen. Ich will Dich morgen 10 Uhr um Verzeihung bitten und Du sollst mir einen lieben Kuß geben. Vielgeliebter Benjamin! Ich will Dich nicht mehr beleidigen. Aber Du sollst alle Tage gegen mich liebevoll und freundlich sein. Lieber Benjamin! Du sollst am Sonntag zu mir in die Schule kommen, und wir wollen miteinander freundlich sprechen. Du hast gesagt: Du kannst nicht liebevoll mit mir sein, aber das kannst Du gewiß. Bester Benjamin! Wenn Du oft zu mir kommst, so sollst Du sagen: „Guten Morgen! Jetzt will ich Dein bester Freund sein." Ich war oft traurig, weil Du mich nicht geliebt hast. Lieber Benjamin! Wenn Du entlassen wirst, so sollst du mir oft Briefe schreiben und ich will Dir auch Briefe schreiben. Ich habe es schon meinen Eltern gesagt: Mein bester Freund ist der Benjamin. Die Eltern wunderten sich, weil du mein bester Freund bist. Die Eltern haben befohlen, ich soll verheiratet werden mit Dir. Willst Du mich verheiraten? Dieses habe ich nicht erzählen wollen, weil ich mich schämte, aber ich will es jetzt Dir sagen. Aber das sollst Du nicht keinem Knaben oder Mädchen geben und lesen. Ich bitte daß Du schweigen sollst. Dieses habe ich gestern nacht im Schlafsaale geschrieben. Ich will Dir noch vieles schreiben, aber, denn ich bin müde geworden. Auch sollst Du es dem Adolf nicht sagen.

Es grüßt und küßt Deine Dich liebende Freundin

Lena.

Wie kamen diesem taubstummen Mädchen diese Gedanken? Sind sie Instinkt, Naturtrieb, der bei dem Mädchen frühe erwacht ist? Von der Außenwelt, mit der das Kind als taubstumm fast keinen Verkehr haben kann, sind sie sicher nicht in dasselbe gedrungen.

Der Knabe weiß nichts von Liebe und will nichts davon wissen. Im Mädchen aber wehet das Ewig-Weibliche! —

Am 3. Juni.

Als ich gestern abend auf dem gewöhnlichen Heimweg vom Spaziergang an der Waldecke bei Kippenhausen auf einem Holzhaufen saß und in der Stille über See und Berge hinschaute, kam aus dem Walde der alte „Jochum" (Joachim) Ainser, ein Rebmann meines Dorfes. Er hatte auf einem Hofe in der Nähe einen Besuch gemacht und erzählte mir, als ich mit ihm weiterging, dem Dorfe zu, daß er bei den von ihm besuchten Leuten einen Knaben gesehen habe, der seit längerer Zeit „vom bösen Feind" geplagt worden wäre. Da habe dieser Tage ein Mann „von den Bergen" geholfen durch Sympathie. Man habe diesen Mann morgens holen und abends „vor Betzeit" wieder heimbringen müssen.

Ich erklärte dem Erzähler die Krankheit auf natürlichem Wege als „Veitstanz", ohne jedoch die Wirkung der Sympathie verwerfen zu wollen.

Diese geheimnisvollen sympathischen Kuren sind ganz entschiedene Tatsachen, die sich nicht bestreiten, aber auch, wie so vieles in der Welt, nicht erklären lassen. Die Einflüsse von Gebetsformeln und ganz eigenartigen Dingen sind, so sehr sie auch von den Ärzten ignoriert werden, nicht zu leugnen. Aber statt sie zu verachten, sollte man diesen physiologischen und psychologischen Rätseln zu Leibe gehen und sie zu erklären und zu fassen suchen.

Auch von seiten der Geistlichkeit werden sie gewöhnlich

als Aberglauben verpönt oder als „teuflisch“ verboten. Ich möchte beides nicht annehmen. Aberglauben sind sie nicht, weil sie unbestreitbare, heilsame Wirkungen hervorbringen, und teuflisch können sie nicht sein, weil bei all jenen sympathischen Kuren das Gebet und die heilige Dreifaltigkeit eine große Rolle spielen.

Item sie existieren, gehören aber noch zu dem vielen „Wunderbaren“, das uns trotz aller Forschungen von allen Seiten in tausend Gestalten noch umgibt und zu allen Zeiten umgeben wird. —

Ich lese heute wieder im „Junker Harold“ und bin entzückt von den Schilderungen Roms, wie sie Byron im vierten Gesange seines „Junker“ uns gibt. Wenn ich die Gedanken, die dem Genius des kaum dreißigjährigen Byron auf den Trümmern der „Niobe der Nationen“ entstiegen, mit meinen Phantasien auf den gleichen Stätten vergleiche, so komme ich mir geistig so armselig vor, wie ein zerlumptes Bettlerkind, das kaum reden kann — einem genialen Kaisersohne gegenüber.

Was ist unsereiner für ein elender Schreiber als Schriftsteller, wenn man sich einem Geist wie Byron in seinen lyrischen Ergüssen gegenübersieht? Ein Ratschreiber des kleinsten deutschen Dorfes, der nicht einen Satz orthographisch schreiben kann, im Vergleich mit einem geheimen kaiserlichen Kabinettsrat. —

Fürwahr, man sollte nur geniale Menschen schriftstellern lassen, uns gemeinen Stümpern aber das „Handwerk“ verbieten!

Wie wunderbar ist die Elegie, die den Geist Byrons erfaßte auf den Ruinen der Weltstadt! Wie ruft er ihr zu:

O Rom! Mein Vaterland! du Stadt der Seele!
Es fliehe das verwaiste Herz zu dir,
Einsame Mutter toten Reiches, und quäle
In dumpfer Brust sich nicht mit Schmerzgezier.
Weicht's mit unserm Weh' und Leid? Seht hier

Die Trauerweide, hört die Eul' und flüchtig
Blickt auf gestürzte Thron' und Tempel, ihr,
Die Leid ihr tragt, das nie als Leiden wichtig.
Gestürzt liegt eine Welt hier gleich wie Staub so nichtig!

Wie sucht er auf den Ruinen der Kaiserpaläste seinen eigenen Schmerz zu vergessen, während er ihn nur um so größer ausspricht:

So heult ihr Winde denn, und euer Heulen
Soll fürderhin wie Festmusik mir sein,
Soll nachts sich dämpfen durchs Gekreisch der Eulen,
Wie ich's vernehme jetzt, wo Dämmerschein
Der nächt'gen Vögel Nest umflort. Ihr Schrei'n
Will mir wie Zwiesprach am Palatium schallen;
Mit Glitzeraugen flattert's um und ein
Auf Segelschwingen. Gilt in solchen Hallen
Der Erde Schmerz etwas? Der meine nichts vor allen!

Das Genie des unglücklichen Dichters kommt mir überhaupt nirgends gewaltiger und großartiger vor, als in der Fülle erhabener Gedanken, zu denen Rom, die Kaiserpaläste, das Kolosseum, dieses „Werk göttlicher Zerstörung", ihn begeisterten.

Wie innerlich zerrissen war dieser große Geist! Gerade so zerrissen, wie sein lyrisches Mitgenie Heine, den er an Höhe überragt, wie der Ätna den Vesuv. Ob beide selbst schuld waren oder ihr Dämon, Genie genannt, daß die Erde ihnen, wie Heine sagt, zur „Schädelstätte" wurde, vermag ich nicht zu entscheiden. Daß aber die Engländer dem größten Lyriker aller Zeiten, ihrem Byron, noch kein Denkmal gesetzt haben, kann man ihnen nur verzeihen, wenn man bedenkt, daß der Dichter nichts für den Baumwollenmarkt und nichts für die Kolonien getan hat.

Da sind wir Deutsche doch bessere Bürger. Wir setzen jedem Dichterling ein Monumentchen oder wenigstens eine

Tafel. Dafür sind wir aber auch die geborenen Dichter und Gemütsmenschen und die Engländer die Krämerseelen der Welt.

Dies habe ich vor elf Jahren geschrieben, und später, anno 1889, fragte ich einen Engländer, den trefflichen Reverend Green, der in Freiburg privatisierte, ob Byron noch kein Monument habe; er verneinte die Frage und meinte, die „moralische Tendenz" des Dichters sei schuld. Wenn die Engländer so subtil sind in allen andern Dingen, so gehören sie zu den Heiligen. Byron ist der größte Poet des Weltschmerzes: Misanthropie, Lebensüberdruß, Pessimismus gehen durch all seine Dichtungen. Aber er steht als Dichtergenie doch groß und herrlich da. Er gleicht einem Vulkan, der, immer glühend, mit schneebedecktem, rauchendem, qualmendem Gipfel in den Äther des Himmels ragt, während seinen Fuß eine Fülle des Segens umgibt.

Doch ging's dem deutschen Dichter Heine auch nicht besser trotz unserer Denkmalswut. Er sollte ein Denkmal bekommen, aber keine Stadt wollte dasselbe aufstellen, auch wegen der moralischen, beziehungsweise unmoralischen Tendenz des Dichters.

Wenn man aber allzeit die Moral des mit einem Denkmal Gefeierten entscheiden lassen wollte, dürfte man nur den Heiligen solche Gedenksteine setzen.

Am 4. Juni.

Heute gelangte die Nachricht von dem wiederholten Attentat auf unsern Kaiser in unser einsames Dorf und rief allgemeine Aufregung hervor.

Jeder ehrliche Deutsche wird mit tiefer Entrüstung dieser Tat gegenüberstehen und aus vollstem Herzen wünschen, daß Gott den greisen Monarchen nicht auf solche Weise wird aus dem Leben scheiden lassen, nachdem er ihn mit einem so hohen Alter und so vielem Ruhme begnadigt hat. Und vorausgesetzt, daß dieser Wunsch sich erfüllt, sind die

beiden Attentate sicher nicht ohne ihre guten Folgen. Diese „bösen Taten werden manches Gute schaffen".

Sie sind zwei Raketen, die blutrot aufstiegen und eine drohende Katastrophe ankündigten, zwei Leuchten, damit man sehe, vor welchem Abgrund wir stehen; zwei grelle Blitze aus dem dunkeln Himmel unserer sozialen Zustände. Wird es gewürdigt, dieses unheilverkündende Wetterleuchten, so kann großer Segen daraus hervorgehen.

Wer noch irgend ein Gefühl für Autorität und Ordnung hat, wird sich auf Seite von Kaiser und Reich stellen und hat sich infolge der Attentate erst recht mit aller Entschiedenheit dahin gestellt.

Es könnte auf den Untergang der Sozialdemokratie nichts schneller wirken, als solche Bubenstücke. Man wird aber in den verschiedensten Kreisen die Lehre ziehen, daß Ordnung und Autorität vor allem auf der Religion beruhen. Man wird namentlich in der Armee wieder mehr auf Christentum und Achtung vor der Religion sehen müssen.

Ich habe seit Jahren die Beobachtung gemacht, daß die jungen Burschen meines Dorfes, welche als Soldaten fort waren, meist religiös angesteckt und „aufgeklärt" heimkommen, weil sie, wie sie mir offen gestanden, in der Kaserne nur Spott hörten über ihre mitgebrachte gläubige Gesinnung. Erst das allgemeine religiöse Bewußtsein der Gemeinde, in welche sie zurückkehren, bringt die Leute wieder auf den alten Stand.

Dieser Tage, kurze Zeit nach dem ersten Attentat, so erzählte mir ein Landwehrmann, habe der die Landwehr inspizierende General in Konstanz die kriegspflichtigen Familienväter bei der Entlassung in die Heimat ermahnt, ihre Kinder christlich zu erziehen. Von derlei Dingen, meinte mein Berichterstatter, sei früher und zur Zeit des Kulturkampfs in militärischen Kreisen nicht die Rede gewesen.

Ich halte die Sozialdemokratie heute noch und soweit sie in Anarchie übergehen will, nicht für lange gefährlich.

Wenn sie ihr Haupt erhebt, wird ihre Herrschaft kurz sein und blutig enden, weil das „Volk in Waffen" meist aus den Söhnen unseres Landvolkes besteht, dieses aber ob seines Besitzstandes und seiner Religiosität nicht leicht für sozialdemokratische Ideen zu gewinnen ist.

Am schlimmsten wird in der Richtung die kommende Generation, die heute noch in den Knaben- und Bubenschuhen steckt und aufwuchs unter der Ära des Kulturkampfs, geleitet von aufgeklärten Schulmeistern höheren und niederen Ranges. Aber auch diesem künftigen Geschlecht können noch „Mores" gelehrt werden, wenn Kirche und Staat Frieden machen und die Welt zurückkehrt zu konservativeren Grundsätzen. —

Die telegraphischen Unglücksnachrichten drängen sich in den letzten Tagen förmlich und regen einen täglich auf. Ich weiß nicht, wo ich es einmal gelesen habe, daß ein Arzt den Ausspruch tat, die Signatur unserer Zeit sei die Nervosität und eine Hauptursache daran der Telegraph. Und der eben verstorbene Hofrat Buß meinte mir gegenüber auch einmal, die vielen Herzleiden unserer Zeit kämen von den aufregenden, täglich eintreffenden telegraphischen Nachrichten.

Es mag sein, daß man früher die eine Botschaft verdaut hatte, ehe die andere kam, allein so gefährlich ist's doch nicht mit dem Telegraphen. Richtig ist jedenfalls, daß unsere Zeit in alleweg an Nervosität und an einer aufgeregten Hast und innerer und äußerer Unruhe leidet, und daß es deshalb in allen Menschen und in allen Kreisen zuckt und zittert, wie in einem Telegraphenapparat. Schuld daran ist aber vorab die fortschreitende Kultur mit all ihren Folgen.

Ich selbst bin nervös in hohem Grad, — an diesem Leiden sind übrigens Telegraph und Kultur viel unschuldiger, als ich selber und mein ererbtes Temperament.

Am 6. Juni.

Meine Pfarrkinder bekamen nicht umsonst Weltschmerz über den Regentag des heiligen Nikomedes. Es regnet seit

jenem Tage in vollen Strömen und das ergreift jetzt auch mich. Anhaltend Regenwetter macht mein Seelenleben trüb und melancholisch wie eine Kirchhofsmauer. Es fehlt dem geistigen Atmen das Licht, und in dunklen Gedanken schwebt's über der Seele, wie Dünste über dem stillen Gewässer eines finsteren, kleinen Waldsees.

Es liegt ein Stück Gottverlassenheit in anhaltendem Regenwetter, während bei schönem Sonnenschein das strahlende Gestirn des Tages wie das Vaterauge Gottes der Erde und den Menschen zulächelt.

Mein Auge hält bei dem Mangel an Licht nicht lange stand; ich kann kaum einige Minuten lesen oder schreiben. So liege ich heute meist unter dem Fenster und schaue hinein in nasse Melancholie, die über den großen See vor meinem Fenster zu mir herschaut, regnend und schauernd. Regenwetter über ein großes Wasser hin ist der traurigste Überfluß, den es geben kann.

Am 10. Juni.

Es ist Pfingstmontag und heiteres, sonnenfreundliches Festwetter. Über den See ziehen geschmückte Dampfschiffe mit lustfahrenden Passagieren. Den meisten Menschen in den Städten sind ja die Pfingsttage kaum mehr etwas anderes als Tage, die man zu Ausflügen und „Partien" benützt. Und doch könnte gerade das diesmalige Pfingstfest unsern mit dem Zeitgeist schwimmenden Zeitgenossen eine ernste Predigt geben in den Kaiserattentaten, so daß auch sie, wie die Juden am ersten Pfingsttage, die Frage sich stellen dürften: „Quid faciamus?" Was sollen wir tun? — Wohin führt der Materialismus auf den Kathedern und der Rationalismus auf den Kanzeln?

Gar schön sagt an einem Pfingsttag der Jesuit Colberg: „Ja, lieber heil'ger Geist, heute ist Pfingsten, aber man weiß nicht mehr, was das Wort bedeuten will. Ausflüge! Wozu brauchen dich auch noch die Menschen? Sie

haben ohne dich studiert, die größten Geheimnisse der Natur ohne dich herausgebracht und leben ja ganz draußen in der Welt, als ob sie in ihrer Brust keine Welt hätten."

Der Zeitgeist hat überhaupt weit mehr Gewalt über die Leute, als sie nur wissen. Da hört man unsere sogenannten Gebildeten sagen: „Die positive Religion ist für Kinder und alte Weiber. Wir, die Träger des freien Gedankens, wir kennen nur e i n e geistige Macht, die Vernunft. Vor der beugen wir unser Knie." Diese Phrase lautet sehr souverän. Aber fragen wir die Leute einmal, woher sie diese wegwerfende Meinung und diese stolze Vernunft haben?

Vernunft ist nicht so billig zu haben „wie Brombeeren". Sie ist ein rares Ding und nicht überall zu Haus. Und von ihr soviel besitzen, um sich selbst seine Weltanschauung zu machen, ist eine sehr seltene Gabe. Man heißt sie Genie. Es gibt nur sehr wenige Menschen, unter Millionen oft nicht einen, die dieses Privilegium haben.

Gar treffend sagt hierüber Schopenhauer:

„Urteilen aus eigenen Mitteln ist das Vorrecht weniger. Die übrigen leitet Autorität und Beispiel. Sie sehen mit fremden Augen und hören mit fremden Ohren. Daher ist es gar leicht, zu denken, wie sonst alle Welt denkt; aber zu denken, wie alle Welt in dreißig Jahren denken wird, ist nicht jedermanns Sache."

Das Genie allein vermag es, die Ideen und Anschauungen, welche Erziehung und Unterricht ihm beigebracht haben, wegzuwerfen wie der Adler, welcher die Beute, die er von der Erde in die Lüfte hinaufgenommen hat, wieder fallen läßt.

Das Genie vermag es, seiner Amme und seinem Lehrer sich zu entwinden, aber es wird ihm schon schwer, über sein Jahrhundert und seine Nation hinauszugehen. Das Zeichen seines Jahrhunderts und seiner Nation muß meist auch das Genie an sich tragen.

Wenn so die großen Geister vom Zeitgeist etwas an sich haben, wie wird es den kleinen und kleinsten gehen? Und zu den kleinen Geistern, zu den billigen Denkern, gehört „immer einer mehr, als man glaubt", meint der alte Lichtenberg.

Kurz gesagt, die Vernunft, welcher das Gros unserer Gebildeten und Halbgebildeten folgt und vor der sie ihre Knie beugen, heißt Zeitgeist. Und diesen Zeitgeist machen einzelne den andern vor auf den Lehrstühlen, in den Zeitungen und im täglichen Leben. Und die Macht dieses Zeitgeistes ist für manche Menschen noch eine Entschuldigung, weil es schwer ist, seinem Einflusse sich zu entwinden und es nur wenige Menschen gibt, die lange gegen den Strom schwimmen können.

Wenn all die Gebildeten und Halbgebildeten unserer Tage, die Professoren, Staatsräte, Amtmänner, Schreiber, Volksschullehrer, Kaufleute, Hoteliers usw., die heute jahraus jahrein keine Kirche besuchen und kein Vaterunser mehr beten, vor 400 Jahren gelebt hätten, würden sie Steine zu Kirchenbauten getragen, den Rosenkranz gebetet, womöglich täglich die Kirche besucht und alle Prozessionen und Bruderschaften mitgemacht haben, weil es im Geiste jener Zeit lag. Heute liegt das Gegenteil darin, und deshalb die religiöse Gleichgültigkeit aller derer, die vom Zeitgeist abhängen, wie die Frauenwelt von der Mode.

Unsere „starken" Männer, diese Charaktere von Natur aus, lachen über die Frauen, weil diese sich unter die Mode beugen und sich fürchten, gegen sie anzukämpfen, während sie selber einer viel gefährlicheren Mode, der religiösen Gleichgültigkeit, sklavisch sich unterwerfen, die Frauen dagegen gerade hier weit mehr Widerstand und Charakter zeigen, als die Männerwelt.

Eine Frau geniert sich, nach der alten Mode gekleidet zu sein, aber sie schämt sich nicht, in der Kirche gesehen zu werden und laut ein Vaterunser zu beten. Unsere Helden-

männer aber verleugnen dem Zeitgeist und seinen Propheten zuliebe Gebet und Kirche und, wenn's sein muß, unseren Herrgott im Himmel und nennen sich die Vernünftigen und die Starken. Sind das Männer?!

Am 14. Juni.

Gestern gegen Abend habe ich unsern Bäckermeister, den einzigen des Dorfes, mit den heiligen Sterbsakramenten versehen. Er kam zur Zeit des werktäglichen und sonntäglichen Kirchgangs nie aus seiner Backstube. In der Nacht schlief er wie andere Sterbliche und am Morgen mußte der Michel Kammerer Brot backen und am Nachmittag ins Wirtshaus gehen.

Er war sonst in alleweg ein braver Mann und nicht unreligiös. Er gab gerne den Armen und auch für das Haus Gottes und seine Zierde hatte er stets eine offene Hand.

Mein Sakristan und sein Jugendfreund lobte ihn heute ganz besonders, weil er ihm sein Häuschen wieder gegeben, das er einst bei der Gant des armen Mannes, der später mein Mesner wurde, gesteigert hatte.

Vom Bäcker heimgekehrt, traf ich den Müller, ebenfalls der einzige der Umgegend, im Pfarrhause; er ist gekommen, um mir seinen Monatsbesuch zu machen.

Unweit unseres Dorfes zieht durch einen Erlengrund vom Wald herab ein Bächlein eilig dem See zu. Oft lenke ich am Morgen meinen Spaziergang nach diesem stillen Tälchen, das nur die Mühle in sich birgt, und oft schon dachte ich beim Rauschen des Rades und dem leisen Flüstern der Erlen an mein Lieblingslied aus der Studentenzeit:

In einem kühlen Grunde,
Da geht ein Mühlenrad.

Der wackere Müller, Andreas Keller, ein echtes Müllerbild mit glatten, roten Wangen und vielem urwüchsigen

Humor, und ich sind seit Jahren „gut Freund", trotzdem er nicht in meine Pfarrei gehört. Ich ging so häufig schon an seiner Mühle vorüber, daß wir uns bekannt werden mußten, und gar manchmal hab' ich den wackern „Meister" vom Pflug oder vom Mühlgang weg eine Strecke weit als Begleiter mitgenommen.

Aber er hat auch noch ein ganz besonderes Verdienst um mich, er bereitet mir seit Jahren aus purer Freundschaft eigens mein kleines Quantum Schrotmehl, das ich zu meinem „täglichen Brot", dem Graham-Brot, brauche, während unser jetzt todkranker Bäcker es mir gebacken hat.

Um dieses Verdienst anzuerkennen, lade ich unsern Müller jeden Monat auf einen ihm beliebigen Abend ein; er kommt dann, wie er eben Zeit hat, ich bezahle ihm sein Schrotmehl, und wir unterhalten uns immer ganz gut bei Münchner Bier.

Seit Jahren abends unfähig zu lesen oder zu schreiben, ist es für mich eine Erholung und Abwechslung, bisweilen auch irgend jemand andern als meine Schwester um mich zu haben. Und dieser jemand ist mir stets am liebsten, wenn er nicht zu den Gebildeten oder den sogenannten gescheiten Leuten gehört. Wenn ich mit einem gewöhnlichen Bauersmann so einen Abend über Rebkultur, über Kleebau, Viehzucht, Fruchtpreise mich unterhalte, so ruht mein Geist angenehm aus, und mein Leib schläft, zur Ruhe gebracht, bald ein. Habe ich aber einen sogenannten Gebildeten um mich, so wird politisiert, werden „geistreiche" Redensarten gewechselt und man regt sich auf — um nichts.

Ich bin deshalb ordentlich froh, daß ich in meinem einsamen Dörflein nicht oft „gescheite Leute" um mich habe, schon um meiner Nachtruhe willen. Und ich habe darum auch gar nicht das Bedürfnis nach dem, was man „bessere Gesellschaft" heißt.

Am 17. Juni.

Ich habe gestern lebhaft die Wahrheit dessen gefühlt, was ich im Vorstehenden niedergeschrieben. Am vorgestrigen Abend war mein alter, bewährter Freund, der P. Koneberg aus Ottobeuren, von dem ich schon im ersten Band der „Dürren Blätter“ erzählt, unerwartet zu Besuch gekommen. Er befand sich eben auf der Heimkehr von einer Wallfahrtsreise nach Lourdes, wobei er sich auch einen großen Teil Frankreichs angesehen hatte. Da wurde nun den ganzen Abend hindurch erzählt und räsoniert, und ich hatte eine schlaflose Nacht. Am andern Morgen kamen noch zwei mir bekannte Offiziere der benachbarten württembergischen Garnison Weingarten, die Leutnants Ritter und Alber, dazu und blieben den Tag über bei uns. Außerdem war Sonntag und unser Bäckermeister am Sterben. Öfters verließ ich meine heiteren Gäste, um den Sterbenden zu besuchen, wobei die Gegensätze von Leben und Sterben ebenso gewaltig als grell in mir auf und ab wogten.

Am Abend fuhr ich mit allen dreien den See hinauf, gab ihnen das Geleit bis zur Station Immenstaad und suchte, den Rückweg zu Fuß machend, meine Waldecke bei Kippenhausen auf. Dort saß ich noch lange, aber so trüb und abgespannt von dem vielen Reden während der letzten zwei Tage, daß der stille Abend und die Ruhe der Natur mich nicht mehr zu heben vermochten. —

Als ich diesen Morgen zu unserm Schreiner, einem braven, überaus fleißigen Mann, in die Werkstätte trat, um ihm einen Auftrag zu geben, machte er eben an dem Totensarg für den verstorbenen Bäcker, und unheimlich trat der Gedanke an den Tod an mich heran.

So ein „Totenbaum“ ist ein unendlich trockener, prosaischer, aber scharfer und eindringlicher Prediger, ein unheimlich Ding, das unsere Weltgedanken rasch kalt stellt. Und der Schreiner, selbst ein tiefkranker, dem Grabe zu-

wankender Mann, machte so gleichgültig an diesem Totenhaus, in welchem unser Leib in Staub und Moder sinkt mit all seiner Lust. Johannes Emhart, der Schreiner, bedauerte nur, „daß er nicht mehr bessere Totenbäume machen müsse, denn an diesen sei noch etwas zu verdienen". Der Mann denkt nur an seine paar Mark Profit, da er seinem Nachbar den Sarg zurichtet! Das sind die Gedanken eines Schreiners, den die Gewohnheit gleichgültig gemacht hat — beim Herstellen eines Totenbaumes, während den, welcher selten dieser Arbeit zusieht, der Anblick des düstern Werkes tief innen ergreift.

Seine Söhne haben dem Johannes, einem Schwaben aus Hundersingen, jetzt längst auch schon die Totenlade machen müssen.

Am 18. Juni.

Eben komme ich von Konstanz. Trotzdem nur eine dreiviertelstündige Seefahrt mich von der alten Bischofsstadt trennt und ihr Münster täglich zu meinem Fenster herüberwinkt, besuche ich sie doch sehr selten. Ich habe auf meiner kleinen Pfarrei Zeit im Überflusse, doch kommt mir ein halber oder ganzer Tag, auswärts zugebracht, meist wie ein verlorener vor. Nach Konstanz komme ich nur, wenn ich einen Besuch abholen oder den Pfarrer Brugier, den liebenswürdigen Nachbarn und stets bereiten Helfer, um eine Predigt bitten oder den Zahnarzt Suhm konsultieren will. In der Regel stehe ich dann stundenlang vor Abgang des Schiffes wieder am Hafen und schaue hinüber nach meinem stillen Dörfchen und bin froh, wenn, wie die Bauern am See sagen, „der Dampf abgeht".

Es mag sein, daß das in vieler Hinsicht so interessante Konstanz für mich deshalb so wenig Reize mehr hat, weil ich vor Jahren so oft hinüber mußte als Angeklagter, Staatsverbrecher und Agitator. Und bekanntlich gehen die Gehenkten nicht gerne „in des Seilers Haus".

So oft ich aber dorthin komme, suche ich, als Freund von Ölgemälden, die dortigen Feilträger auf und durchmustere ihre Antiquitäten. Heute war das Glück mir besonders hold. Ich kaufte um einen Spottpreis zwei lebensgroße Porträts, gemalt von dem berühmten Basler Künstler Matthäus Merian, dem Jüngern, einem Schüler van Dycks, geboren 1621. Diese Erwerbung hat mir große Freude gemacht, eine Freude, die mir mein „Freund", der frühere Nagelschmied und heutige Altertümler Kühne in der Fischmarktgasse, jeweils gönnt. Er macht, wie es einem christlichen Nagelschmied zusteht, für die besseren Sachen, die er nicht kennt, sehr billige Preise, und für die wertlosesten „Helgen", wenn sie einen Heiligen darstellen, sehr hohe. So bat er mich förmlich, ihm die zwei Merians um 12 Mark abzukaufen, damit er sie los werde. „Aber," und das ist sein steter Refrain, wenn ich komme, „freie muß es Sie, Herr Pfarrer!" Und es freut mich jedesmal und ihn auch, eben weil es mich freut.

Außer den beiden Merians, die jetzt in der Karthause bei Freiburg hängen, eroberte ich heute bei ihm noch einige Aquarellbildchen, ebenfalls Porträts, von ungemein feiner Ausführung. Es sind vier Glieder der Familie von Werdenstein im bayerischen Allgäu, drei waren Domherren und einer Komtur des Deutschordens. Die Originale sind längst zu Grabe gegangen und ihr ganzes Geschlecht erloschen. Ihre Bildnisse aber, einst die Freude der Lebenden und ihrer Familie, sind von Stufe zu Stufe gesunken bis in die Bude des Trödlers, der sie um eine Bagatelle an mich verkaufte. Sic transit gloria mundi!

Wie viel Geld wird ausgegeben für Familienbilder, und wenn einige Generationen um sind, weiß kein Mensch mehr, wer auf dem Bilde sich zeigen will. Die Familien selbst sind ausgestorben oder verdorben, und nahezu wertlos, wenn nicht von einem großen Künstler, liegen die Porträts namenlos in alten Kammern oder in den Ge-

wölben einer Nagelschmiede, in der ich heute die Bilder getroffen.

Wenn ich es machen könnte, müßte jeder Maler auf jedes Bild seinen Namen und Geburtsort und bei Bildnissen den Namen des Gemalten auf dem Bild angeben.

Unsere neueste Zeit läßt sich wohl auch deshalb nur photographieren, weil dabei nicht viel Geld riskiert und der Welt an den Bildern nichts mehr gelegen sein wird, wenn sie verblaßt sind.

Freund Kühne trug mir heute die Bilder, groß und klein, an das Schiff und rief mir nochmals auf das Verdeck nach: „Aber freie muß es Sie, Herr Pfarrer!" Sie segelten heute mit mir hierher und sollen ästimiert werden, so lange ich lebe. Wie lange aber wird es gehen, bis sie nach meinem Tode wieder beim Trödler hängen und noch billiger verkauft werden? —

Am 19. Juni.

Ich wurde heute abend wieder recht lebhaft an meine Jugendzeit erinnert. Als meine Ministrantenknaben beim Abendgottesdienst vor dem Fronleichnamstag mit ihren Papierkronen voll dürrer Blumen und Goldpapierflitter an den Altar kamen, da trat jene Stunde lebhaft vor meine Erinnerung, in der meine selige Mutter mich an einem Vorabend vor dem „Herrgottstag" zum Buchbinder Hinterskirch führte und mir, dem zehnjährigen Ministrantenbüblein, auch so eine „Krone" kaufte um — 24 Kreuzer. Keinen König der Welt hat je größere Freude durchzogen bei seiner „Krönung", als mich, da der alte Kronenfabrikant mir die Krone auf das Haupt setzte. Und als ich mit den andern Ministranten „gekrönt" in der Kirche am Abend auftreten durfte, und das herrliche, katholische Volkslied: „Deinem Heiland, deinem Lehrer" durch das Gotteshaus ertönte, da war ich glückselig.

Daß die Kinder überall gleich glücklich sind, sah ich

diesen Abend wieder. Die Buben strahlten vor Stolz und vor Freude, und die Nicht-Ministranten schauten voll unschuldigen Neides und voll kindlicher Bewunderung an den Papierkönigen hinauf.

Ich aber hätte weinen können, süßer Wehmut voll.

Nach dem Gottesdienst ging ich noch vor dem Haus auf und ab, da kam einer der Glücklichen, eine Krone in der Hand, und klagte weinend, der Jörgel, sein Kolleg, habe sie ihm beim Betzeitläuten vom Kopf geschlagen und dadurch verdorben. An den kleinen Kronen, dachte ich, hängen Tränen, an den großen Blut. Darum ist es nicht gut, ein gekröntes Haupt zu sein. Ein König schlägt sie dem andern vom Haupte, und hohe Begriffe finden sich im kindlichen Spiel.

Am 23. Juni.

Gerade komme ich von meinem Waldspaziergang heim. Auf der Landstraße unterhalb des Schlosses Kirchberg traf ich einen alten Mann und eine Weibsperson, beide aus den unteren Volksklassen und mir fremd. Ich redete sie an und fragte nach dem Woher und Wohin.

Er stellte sich mir vor als der „Maulwurffänger“ der benachbarten Stadt Meersburg und tat dies mit so großem Selbstgefühl, als bekleide er das Amt eines Dogen von Venedig. Das imponierte mir, und ich dachte alsbald an Goethes Ballade:

Ich bin der wohlbekannte Sänger,
Der vielgereiste Rattenfänger,
Den diese altberühmte Stadt
Gewiß besonders nötig hat.

Er gab mir auch sofort seinen Gehalt an, mit dem sich leben lasse, lobte die Lage der Stadt, in der er nicht geboren war, erzählte von der „Liebe und dem Edelmut“ der Stadt-

väter gegen ihren „Rattenfänger“, weil sie bei der Umwandlung seines Soldes in die Markwährung ihn um drei Mark aufgebessert hätten, ohne sein Zutun. Dem Krieg von 1870 spricht er deshalb seine Sympathie aus, weil er schuld sei an jener Umrechnung von Gulden in „Markt“.

Das trug er alles mit ebensoviel Ernst als Wärme vor. Mein Respekt für den bescheidenen Mann wuchs. Wo ist der Sterbliche im Deutschen Reich, der sich glücklich preist, weil das Reich ihm drei Mark Aufbesserung verschafft hat? Das nenne ich altrömische Bürgertugend! Und wenn wir diese selbst an einem „Rattenfänger“ finden, zu was werden und sollen unsere besseren Musterpatrioten fähig sein?

Ich zollte dem Maulwurffänger in warmen Worten meine Anerkennung und meinte, wenn ich die Macht dazu hätte, würde ich ihm seinen Gehalt um 300 Mark aufgebessert und seine Brust mit einer Medaille dekoriert haben. Ich gewann durch meine Worte so sehr sein Herz, daß er mir sein heiligstes Geheimnis verriet: Das Weibsbild neben ihm, eine verwitterte Fünfzigerin, ist seine Braut. Er selbst zählt 75 Jahre. Sie hat seit dem Tod seiner Frau ihm sein Hauswesen bestellt, jetzt will er sie heiraten, nicht „aus Leidenschaft“, sondern „zur Pfleg’ und Kurzweil“, da der Mensch auch nicht „immer ans Ewige denken könne“.

Als „Wittum“ verschreibt er ihr nach seinem Tod 184 Mark, in der Sparkasse zu Heiligenberg gelegen. Heute ist er in ihrer Heimat gewesen, droben bei Friedrichshafen, und hat sich einer Schwester der Braut vorgestellt. Jene hat das Paar mit Zwilch, Brot und Schmalz beschenkt und mit einem — Blumenstock. Diesen trug er in der Hand; es war eine „Levkoie“, ein würdig Bild von Braut und Bräutigam. Ich habe noch nie einen elenderen Blumenstock in einem Topf gesehen. Ein Zweig war dürr, und der andere zeigte eine verwelkte, armselige Blüte. Aber heim tragen sie ihn doch unters „Fensterle“. Auf den Hut hat unser

Hochzeiter einen grünen Tannenzweig gesteckt, zum Zeichen seines jetzigen Standes und seines jungen Herzens.

„Es ist eine edle Sache ums Heiraten," meinte er, „aber leider Gottes, Herr Pfarrer, führt der Weg zu diesem schönen Ziel heutzutage durch das Gesetz der Zivilehe."

„Züchtig, mit verschämten Wangen", schritt die „Jungfer Braut" neben uns her und öffnete ihren Mund erst auf mein Befragen. Und nun verriet denn auch sie, daß sie schon einmal verheiratet gewesen, sich aber leicht entschlossen habe, dies wieder zu tun, weil Widrin, der Maulwurfjäger, ein „so braver Mann" sei.

So redend kamen wir zu meinem Dorf, und ich entließ das Pärchen mit den besten Wünschen. Sie zogen weiter in süßem, stillem Frieden mit Zwilch, Brot, Schmalz und der sterbenden Levkoie — einem neuen Leben zu.

Mir aber kam der Maulwurfjäger den ganzen Abend nicht mehr aus dem Kopfe. Wie viel Gold, sagte ich mir, liegt noch begraben unter der Erde! Wie viel Poesie und Gottesfrieden wohnt noch im gemeinen Volke! Und wie manch einer könnte versucht sein, auszurufen:

Glücklich, ein Maufwurffänger zu sein! —

Einige Wochen später kam ich vom Ittendorfer Wald herauf über Stetten durch den Meersburger „Bann". Da kniete in einer Wiese mein Widrin, eine alte Ledertasche über der Schulter, die Knie mit grobem Leder verbrämt, und grub den Mäusen die Falle. Ich rief ihm zu: „Grüß Gott, Widrin! Wie geht's?" „Mir geht's gut," meinte er und wischte sich den Schweiß von der Stirne. „Aber meine Herren werden mit mir nicht zufrieden sein. Ich fange wirklich so wenig Mäuse. Das Wetter ist zu trocken und da stoßen sie nicht gerne. Ich bin seit vier Uhr diesen Morgen auf den Beinen, aber es will mir nicht glücken." Das war sein einziger Kummer!

Ich sah ihn noch ein und das andere Mal. Aber bald nachher haben sie ihn doch begraben.

Es ist in Meersburg schon so manch vornehmer Herr, geistlich und weltlich, gestorben, seitdem die Franken die Burg ans Meer setzten, gestorben und kein Hahn hat ihm nachgekräht. Aber Widrin, den Mäusefänger, sollen sie mir nicht unbeschrieen begraben haben.

Am 25. Juni.

Abermals hat sich eine Anschauung, die ich in meinem Buche über Italien ausgesprochen, erfüllt. Die Katholiken beteiligten sich an den Kommunalwahlen in Rom. Schon voriges Jahr hob Pius IX. das Verbot auf, daß die Bischöfe das königliche Plazet einholen dürften, und jetzt läßt Leo XIII. unter seinen Augen in Rom wählen. Möge bald auch das katholische Volk Italiens in das Parlament wählen und sich dann ereignen, was ich an diesen Wunsch in meinem Buche angeknüpft habe: Ein konservatives Parlament, ein desfallsiges Ministerium und Versöhnung der Kirche mit dem geeinten Italien. Kommt diese Versöhnung nicht zustande, so profitiert davon mit der Zeit nur der politische und religiöse Radikalismus, die Revolution. —

Ich hatte von gestern bis diesen Morgen wieder einen Besuch. Ein Herr Karl Löhnert aus Chemnitz, Hauptagitator gegen das Impfen, hatte infolge meines vor zehn Jahren gegen die Impfung geschriebenen Büchleins mich in meiner stillen Klause am See aufgesucht. Ich habe seit langer Zeit mich nicht mehr mit der Impffrage beschäftigt, ohne aber meine früheren Anschauungen zu ändern. Herr Löhnert, der vollauf im Zeug ist, glaubte nun mich wieder für diese Agitation, namentlich im Reichstage, entflammen zu können. Ich bin aber zurzeit in jeder Beziehung „agitationsmüde" und fest entschlossen, einmal die Welt und den Gang der Dinge in Deutschland aus der Vogelperspektive anzuschauen.

An dem genannten Herrn sah ich wieder, was ein Mensch zu opfern imstande ist für eine Idee, der er sich einmal hin-

gegeben hat. Früher Fabrikant, hat Löhnert lediglich um der Impffrage willen sein Geschäft aufgegeben, damit er ausschließlich der Agitation gegen das Impfen in Schrift und Wort sich hingeben könnte. Und doch wird er, solange die Ärzte in ihrer Mehrheit an das Impfdogma glauben, wenig Erfolg haben.

Ich sagte dem Mann noch, daß die Impfgegner mit einer Sekte zu vergleichen seien einer großen Kirche gegenüber; Sekten hätten aber in der Regel wenig Aussicht, die Mehrheit an sich zu ziehen.

Und jetzt hätten die Ärzte durch Entdeckung der Krankheitserreger (Bazillen) aufs neue einen Stein im Brett zugunsten der Impfung.

Wenn sie aber auch irren in vielen Dingen, die Mediziner, so haben sie doch ein großes Verdienst um die Menschheit durch ihren guten Willen, derselben Schmerzen, Not und Tod nach bestem Wissen zu heilen und zu lindern. Und sie leisten und haben hierin schon vieles geleistet, namentlich in der Bekämpfung epidemischer Krankheiten und auf dem Gebiet der Gesundheitspflege. Wenn es heute keine Ärzte gäbe, wäre die durch die Kultur verdorbene Menschheit übel daran.

Übrigens war der Patron der Ärzte, der Gottessohn Asklepios (Äskulap), ein Naturarzt. Er heilte nur mit Kräutern, später durch sein Wort, mit welchem er selbst Tote auferweckte. Er wurde wegen dieser Wundermacht beim obersten Gott der Griechen, Zeus, denunziert und dieser tötete ihn, wahrscheinlich aus Neid, durch einen Blitzstrahl.

Seitdem sollen die Nachfolger des Asklepios, die Ärzte, den Patienten mit Vorliebe ins Grab helfen, um dem Blitze des Zeus zu entgehen.

Am 26. Juni.

Heute hat mich zur Abwechslung meine Schwester wieder einmal geärgert. Diese sonst in jeder Hinsicht mehr als brave Person, mit der ich seit vielen Jahren den Hausstand

teile, hat eine Eigenschaft, die eben fast alle Weibsbilder ohne Ausnahme haben. Sie kann nicht — schweigen, wenn man ihr einen Vorhalt macht oder etwas widerspricht. Da ich leider selbst sehr wenig Sanftmut besitze, dazu bei meinem Nervenzustand in hohem Grade reizbar, so bin ich am wenigsten für weiblichen Widerspruch eingerichtet. Darum gibt es von Zeit zu Zeit und ausschließlich nur wegen Lappalien, wegen eines zu warmen oder kalten Zimmers im Winter, und im Sommer wegen eines zu sauren Salats und ähnlichem, einen Disput, bei dem ich insofern den „Kürzern" ziehe, als ich den Zorn nachträglich in meinem Körperbefinden büßen muß.

Ich halte weibliche Ebenbilder Gottes, welche schweigen können oder wenigstens nicht immer das letzte Wort haben wollen, für halbe Heilige. Und ich glaube, daß diese Art Heiligkeit niemand weniger besitzt, als eine Schwester dem Bruder gegenüber. Ich weiß es nicht bestimmt, aber ich meine, daß eine Frau sich von ihrem Manne weit mehr gefallen läßt, als eine Schwester vom Bruder. Die beiden letzteren sind miteinander al pari aufgewachsen, und da läßt sich keines so leicht die Überlegenheit des andern gefallen. Dazu kommt noch bei der Frau die ganz anders geartete Liebe zum Manne ins Spiel, so daß ein gebildetes Weib in den meisten Fällen dem Gemahle nachgeben wird.

Im Volk ist das freilich anders, da bekommen die meisten Weiber ihre Schläge infolge des „bösen Maules" dem Manne gegenüber. Und dies von Rechts wegen.

Mir haben alle Menschen, mit denen ich je im Leben umging, sei es mündlich oder schriftlich, zusammen nicht so vielen momentanen Ärger Kleinigkeiten halber verursacht, als meine sonst tadellose Hausgefährtin. Es ist aber eigentümlich und spricht für mich, daß so manche Geistliche, und darunter sehr fromme Männer, z. B. Alban Stolz, Lender, mit Schwestern nicht auskommen konnten und sich deshalb von ihnen trennten.

Ich meine aber, es sei immer noch besser, sich von einer Schwester ärgern zu lassen, als von einer fremden Haushälterin.

Doch ich will die weiteren Gedanken unterdrücken, ich käme sonst zu tief in das Lob „der Frauen", ein Punkt, bei dem man nicht vorsichtig genug sein kann. — Nur eines will ich noch berühren. Ich habe eben wieder von Weibern und Weibsbildern gesprochen. Das nehmen mir die „Damen" von jeher schrecklich übel. Ich will mich nun ein für allemal auf die heilige Schrift berufen. Christus der Herr, die ewige Wahrheit, hat selbst seine Mutter stets nur „Weib" genannt. Wenn ich nun aber noch das Wort „Bild", den Begriff des Schönen, hinzusetze, so sollte man mich loben und nicht tadeln. —

Ich muß heute von einem alten, treuen Freunde scheiden, der seit vielen Jahren stummer Zeuge meiner Worte und Gedanken war, an den ich mich tagtäglich angelehnt habe, um an seiner Seite geistig zu arbeiten. Bei ihm hab' ich gar oft des „Weltalls Kummer und Sorgen", trübe Ereignisse und Erinnerungen vergessen und in einer geistig edlen Sphäre verweilt. Ich habe, was mein Herz bewegte, meine Seele durchzog, auf ihm niedergelegt und mich erleichtert von den auf und ab wogenden Gefühlen.

Er hat mir treu gedient, seit 1863, da mein Schulkamerad, der Schreiner Willibald Läufer von Hasle, ihm nach meiner Zeichnung einen neuen Aufsatz geschaffen; treu gedient in Sturm und Not, in Lust und Freud, wie das Schlachtroß dem Krieger, das ihn getragen in den Kämpfen, unter Feuer und Schwert, mit dem er aber durch Blumen und Auen, durch Städte und Dörfer gezogen ist.

Dieser alte, treue Freund aber ist kein anderer als — mein Schreibtisch. Er hat schon meinem seligen Vater und der Mutter Dienste getan, ist jetzt wurmstichig und alt geworden, paßt nicht mehr, wie meine hoffärtige Schwester meint, zu den übrigen Möbeln des Zimmers, und wird

heute noch einem neuen weichen müssen, um droben unter dem Dache einsam zu vermodern.

Und welche Erinnerungen an die Jugendzeit erweckte in mir beim Abschied noch der scheidende Freund, der stille Helfer und Lauscher in schriftstellerischen Stunden!

Auf ihm schrieb einst die Mutter die Mahnbriefe an den leichtsinnigen Studenten nach Rastatt.

Auch treten mir die Tage vor meine Seele, da er noch in des Vaters Zimmer stand, zugleich den Kassenschrank der Familie bildend. Mit welchem Staunen schaute der Knabe, wenn Vater oder Mutter den Schrank öffneten, auf das Silbergeld, das drinnen funkelte; und wie auf einen Zauberschatz sahen seine Augen auf die Gulden und Kronentaler, welche vielleicht kaum zweihundert Mark betrugen, mir aber damals wie eine Milliarde vorkamen!

Ich war keines armen Mannes Kind, aber ich nannte bis zu meinem zwölften Lebensjahre nicht zwanzig Pfennig mein eigen. Heute zählt jeder Bauernknabe meiner Pfarrei sein Geld nach Mark. Ich erinnere mich lebhaft, daß, als ich meine ersten Schlittschuhe um 15 Kreuzer von einem Schlossergesellen kaufte, ich ein Jahr lang daran abzahlte, weil mir niemand so viel Geld auf einmal geben wollte.

Und mein Vater erzählte oft, wie der Großvater, ein vermöglicher Mann, ihm nicht einmal zur ersten hl. Kommunion einen neuen Rock gekauft habe, und wie er in einem aus zwei alten Gewändern seines Vaters, einem grünen und einem schwarzen, zusammengesetzten Gewand am weißen Sonntag des Jahres 1816 aufmarschiert sei.

Heute ist unsere Jugend in diesen Dingen, selbst auf dem Land, fürstlich ausstaffiert, die Eltern aber klagen über schlechte Zeiten und Geldmangel und fragen noch ganz naiv, woher dieselben kommen. —

Du aber, alter, trauter Gefährte, mein Schreibtisch, lebe wohl! Mögen im dunkeln Schatten des Daches stillere Tage deiner warten, und mögest du in deiner Einsamkeit,

um die ich dich beneide, ausruhen vom Weltleben! Ich sehe mit dir heute ein bestes Stück Jugenderinnerung scheiden. Es sind ja schon vor dir fast alle fortgegangen: „Jugend, Sang und Frühlingslust", und haben mich allein zurückgelassen mit der vergeblichen Sehnsucht nach ihnen.

Er ruhte, mein alter Sekretär, unter dem Dache des Pfarrhäuschens am Bodensee, bis ich nach Freiburg kam. Da stellte ihn meine Schwester in den Hausgang vor die Küchentüre, wo er tagsüber im dunkeln Raum die Petroleumlampe trägt. Den Aufsatz aber, den Balde, der Schreiner von Hasle, gefertigt, schenkte ich beim Abzug von Hagnau „dem Professor", wie ich meinen dicken Dorflehrer, den braven Hagestolzen Leopold Hund, nannte.

Merkwürdig! Während ich, 1889, dieses Tagebuch zum ersten Druck vorbereite, wirkt der Professor unweit Hasle in dem lieblichen Bergdörfchen Weiler. Der Baldesche Aufsatz kam so mit ihm wieder ins Kinzigtal, und wo ich einst meine Bücher geschrieben, da korrigiert jetzt ein Dorfschullehrer die Schreibhefte der Hirtenbuben und Hirtenmädchen. Ich meine fast, der Aufsatz meines alten Schreibtisches habe in seiner jetzigen Stellung eine poetischere und nützlichere Arbeit mitzumachen, als ehedem.

Und jetzt, da diese Volksausgabe erscheint, liegt der gute Lehrer Hund schon seit vielen Jahren droben bei der Kirche von Weiler unter den Toten und wo der Aufsatz hinkam, weiß ich nicht.

Am 27. Juni.

In der „Karlsruher Zeitung" finde ich soeben ein Referat über eine Rede Viktor Hugos, die der greise Dichter auf dem internationalen literarischen Kongreß in Paris gehalten hat. Viktor Hugo spricht darin auch von den geänderten Ansichten eines Schriftstellers und von dem Widerspruche zwischen seinen früheren und späteren Werken und meint hierüber: „Was einmal ein Schriftsteller dem Publikum

übergeben hat, kann er, geistig betrachtet, nicht mehr zurücknehmen. Keine Macht der Erde könnte ihm das ermöglichen. Es kann z. B. vorkommen (der Redner hatte nur sich selbst im Auge), daß ein Schriftsteller in seiner Jugend von monarchisch-katholischen Ideen ausgeht, um in der Schule des Lebens zu einer ganz entgegengesetzten Weltanschauung zu gelangen; kann er, soll er deshalb die Werke seiner Jugend verleugnen, ändern oder ungeschehen machen? Keineswegs, wenn er sich nur immer im guten Glauben befand. Das menschliche Gewissen läßt keine Radierungen zu."

Erst vor kurzem starb ein in Deutschland hochangesehener Gelehrter, Leo in Halle. Der dachte und schrieb in seiner Jugend ebenso radikal, wie in seinen späteren Jahren konservativ.

So warf man vielen Achtundvierzigern vor, daß sie das Deutsche Reich, von dem monarchischen und konservativen Bismarck geschaffen, laut priesen und seinem Schöpfer Lob spendeten. So selbst der badische Revolutionsmann Hecker u. a.

Nur ein Dummkopf kann darin eine Charakterlosigkeit finden. Was die alten Achtundvierziger und alle deutschen Politiker vor ihnen wollten und ersehnten, war ein *einiges* Deutschland, und nachdem diese Hauptsache erreicht war, nahm man es gerne und neidlos in den Kauf, daß diese Einigung von andern Leuten ausging, als man geglaubt und gewollt hatte.

So hat man es auch dem großen Historiker und Demokraten Johannes Scherr verübelt, daß er anno 1870 sich auf preußischen Boden stellte. Sein Biograph Dr. Mähly sagt hierüber ganz treffend:

„Man hat Scherr des politischen Wankelmuts und der Gesinnungslosigkeit geziehen. Liegt aber die Wandlung nicht in der ganzen Natur? Oder gilt das Naturgesetz der Entwicklung nicht auch für das Individuum? Sind die

Altersstufen nicht auch geistige Entwicklungsstufen? Aber die politischen Fanatiker wollen in ihrer Sphäre diesen Weltgang nicht anerkennen. Der Mensch soll als Politiker fix und fertig sein. Überall im religiösen und sittlichen Verhalten, im geistigen Habitus, gibt es Entwicklung. Dort aber im politischen Leben — bewahre — da wird jede Entwicklung Abfall und Verrat an der guten Sache."

Ich habe diese Erfahrung in meinem politischen Leben reichlich gemacht und tröste mich in meiner Kleinheit, da es großen Geistern auch so erging in der Wandlung, wie in der Behandlung. Börne schreibt einmal, es ärgere ihn nichts mehr, als wenn er höre, daß man die Menschen in ihrem Charakter beurteile, je nachdem sie ihre Meinungen ändern oder nicht. Und Goethe selbst hat mit Recht gesagt, „seine Meinung ändern zu können, sei das schönste Vorrecht des Menschen."

Ich meine, daß im allgemeinen nur zwei Klassen von Menschen ihre Weltanschauung nicht ändern: die Esel und die Lumpen.

Am 28. Juni.

Als ich heute abend vom Spazierweg heimkehrte, trafen drei Handwerksburschen auf mich. Nachdem ich ihnen meinen Tribut bezahlt, schloß ich mich ihnen „Studien halber" bis zum Dorfe an. Der eine war ein „Schlesinger" und Glaser, der zweite Bayer und Schuhmacher, der dritte Badener und Konditor. Der gewandteste unter ihnen war der Schuster, ein echter „Knieriem" voll schlauen Vagabundenhumors.

Alle drei sind schon lange auf der „Walze" und klagen über Gewerbefreiheit, tadeln die Aufhebung der Zünfte und all dessen, was damit zusammenhing. Sie hatten da meinen vollen Beifall. Richtig bemerkte der Schuster, die besten Arbeiten in seinem Metier würden noch in Zuchthäusern gemacht. Dort sei der Mensch gezwungen, aus Langeweile alle seine Gedanken seiner Arbeit zuzuwenden.

Der schwerfälligste von dem Kleeblatt war der Glaser, wie denn die Menschen dieses Handwerks spröde und trocken sind, wie das Glas, weswegen sie meist viel auf Löschung des Durstes halten.

Der Konditor, ein junges Bürschchen, hatte seit Oktober ohne Arbeit sich herumtreiben müssen und in dieser Zeit zweimal ganz Deutschland und die Schweiz durchwandert, ohne eine Stelle zu finden. Mit zwei Pfennigen hatte er kurz vor unserem Zusammentreffen das Dorf Immenstaad betreten, auf dem Durchgang 22 Pfennig erfochten und war jetzt wieder guter Dinge. „Für den Abend ist gesorgt, und morgen wird's auch wieder etwas geben," meinte er. Das gefiel mir.

Diese Menschen, dachte ich, leben ganz nach der heiligen Schrift; sie sorgen nicht ängstlich um das, was sie morgen zu essen und zu trinken haben werden, und sind mit dem täglichen Brot zufrieden.

Alle drei waren darin einstimmig, daß Baden in dem Bädeker der deutschen Handwerksburschen das Eldorado fürs Fechten sei, vorab, was die Dörfer des Landes anbetreffe, wo die „Polizeidiener" nicht stramm und die Bauern barmherzige Leute seien.

So ein richtiger Landpolizeidiener ist aber auch eine wahre Satyre auf die öffentliche Sicherheit und das Polizeiwesen. Ich habe schon oft gedacht, ich wünschte mir ein Album, in welchem sämtliche Dorfpolizeidiener des Landes photographiert wären. Es gäbe nichts Besseres, um Geist und Leben zu studieren, als solch eine Galerie dieser Söhne der Gerechtigkeit.

Wenn ich einen Dorfpolizisten treffe, so habe ich im stillen stets meine helle Freude an seiner selbstbewußten Miene und seiner militärisch sein sollenden Haltung, bei einem Gesichte, das so nichtssagend ist, daß es mit einem Blick alles sagt über seinen Mann.

Unser Dorfwachtmeister, der „Franz", eine komische

Figur zu Pferd, ist unter seinesgleichen noch ein wahrer General; denn er hat „Schneid", wenn er nicht gerade Heu macht oder in den Reben arbeitet, während die Vagabunden das Dorf ausfechten, Schneid aber nur mit dem Maul und spricht, so bald er seinen Waffenrock anhat, preußisch. Mehr kann man nicht verlangen von einem schlecht besoldeten Dorfsbirren unserer Zeit. —

Wir kamen beim Dorfe an, und ehe ich schied von den Wandergesellen, gab ich ihnen den Rat, sich noch im Pfarrhaus und den anderen Häusern etwas „umzuschauen". Der Augenblick sei günstig; denn unser Franz sei, als ich meine Promenade angetreten, noch in „entferntes Heu" gefahren. Sie nahmen diesen neuen Beitrag zur Lösung der sozialen Frage freudig an und dankten. Ich aber dachte im Weitergehen, so ein Wanderleben eines Handwerksburschen müsse sicher interessant sein, und es sollte sich einmal ein Schriftsteller verkleiden und als Buchbinder oder Schuster reisen, um „Erinnerungen eines Handwerksburschen" schreiben zu können.

Leider haben uns die „fahrenden Schüler" des Mittelalters in diesem Genre sehr wenig hinterlassen, so geeignet sie auch gewesen wären, ihre Fahrten und Wanderungen niederzuschreiben. Und aus unserer Zeit wird man später, die Stromer betreffend, nur lesen von Suppenanstalten, Vagabundenkolonien und bezirksamtlichen Verordnungen; aber vom Innern, vom Leben und Treiben des Vagabunden wird die Geschichte nichts melden, so kulturhistorisch interessant dies auch wäre.

Man muß nämlich ja nicht glauben, als ob diese Stromer und Fechtbrüder lauter Lumpen seien aus Herzensgrund. Ich behaupte, daß die größten Lumpen ebensowenig auf der Landstraße zu finden sind, als die größten Spitzbuben im Zuchthaus.

Am 2. Juli.

Ich machte heute einen Besuch bei einer alten, armen, gichtkranken Frau. Sie liegt schon seit vielen Jahren auf dem Schmerzenslager, ist hier fremd und bei einer Tochter, die sich in unser Dorf verheiratete. Die Tochter ist selbst arm, und die Heimatgemeinde bezahlt ihr täglich 34 Pfennig Kostgeld für die Mutter.

So oft ich nun die Kranke besuche, fängt sie an zu weinen, daß „unser Herrgott sie nicht holen und erlösen wolle". Als ich ihr nun heute vom Weinen abriet und Geduld zusprach, rief sie mir halb entrüstet zu: „Herr Pfarrer, weinen darf man. Denn es heißt im Salve Regina: Zu dir schreien wir elende Kinder Evas in diesem Tale der Zähren!" Ich fühlte mich durch diese Entgegnung förmlich geschlagen und suchte einen anständigen Rückzug. Den sich weise Dünkenden versagt der Herr oft das rechte Wort und gibt es den Einfältigen, sagte ich mir, als ich von der Alten schied.

Ich ging von ihr weg in die Schule, und so sehr ich mich innerlich erbaut hatte an der Weisheit des gichtkranken Mütterleins, ebenso ärgerte mich der Gelehrte, welcher die „biblische Geschichte von Schuster" vor einigen Jahren umgeschustert hat. Seit Ostern bringen einzelne Kinder diese neue, sogenannte verbesserte Auflage, während die meisten noch die alte, vom verstorbenen Pfarrer Schuster in Ailingen bei Friedrichshafen am Bodensee, in Händen haben. Diese neue Auflage ist geradezu verschlechtert. Die alten Mängel läßt sie stehen, die Verbesserungen aber sind das gerade Gegenteil und streifen gar oft an das Lächerliche.

So ließ ich heute die Geschichte von Esau und Jakob von den Kindern lesen. Im alten Buch heißt es kurz und gut: „Esau sah ganz rauh und haarig aus", im neuen steht nun: „Esau war haarig wie ein Pelz." Das heißt man

populär schreiben! Die Kinder selbst merkten's und lachten hell auf über diese neue Lesart. Es gibt Leute, die meinen, dumm reden oder dumm schreiben sei populär. Sie vergessen, daß das Volk von Natur aus kein Esel, sondern ein Genie und Dichter von Gottes Gnaden ist. —

Heute nachmittag mußte ich mit meinem Lehrer, als dem Aktuar der katholischen Stiftungskommission, Notaten beantworten zu den kirchlichen Fondsrechnungen, die vom Oberstiftungsrat in Karlsruhe alljährlich revidiert werden. Ich kenne für einen halbwegs vernünftigen Menschen kein widerwärtigeres Geschäft als dieses. Es besteht darin, daß man in der Regel Fragen beantworten soll, die ebenso pedantisch als geistlos sind.

So fragt heute z. B. wieder einer der Revisoren, ob ich auch das Tropfwachs[1] abwäge, ehe der Mesner es dem Krämer bringe, der das Wachs liefert. Ich werde auf solche und ähnliche Fragen jedesmal grob aus Verzweiflung, was die betreffenden Akten beim Oberstiftungsrat nachweisen können. So gab ich heute zur Antwort: „Ob denn wieder ein neuer Revisor angestellt sei, der eine Entdeckung gemacht habe, welche seine Vorgänger zu übersehen gewissenlos genug gewesen seien, und ob der Mann glaube, unsereiner hätte nichts anderes zu tun, als Tropfwachs abzuwägen und Kerzenstumpen zu zählen?"

Und doch sollte man diesen Revisoren, die in allen Branchen gleich sind, alle Sünden und jeden Ärger, den sie denkenden Menschen verursachen, verzeihen. Ihrer Sünden Vater ist der Bureaukratismus, dieser edle Sohn der trostlosesten Geistesarmut, dieses Töters aller Vernunft durch den Buchstaben.

Man sagt, daß im Klettgau der Bauernaufstand 1524 ausgebrochen sei, weil eine Gräfin von Lupfen den Bauern

---

[1] Wachs, das von den Kerzen des Altars abträufelt und Reste von Kerzen.

befahl, frohnsweise Schneckenhäuschen zu suchen, damit sie und ihre Mägde Garn darauf wickeln könnten. Eine viel wichtigere Arbeit haben die geplagten Revisoren auch nicht. Sie müssen die Schneckenhäuschen suchen, auf die dann die Oberstiftungs- und Verwaltungsräte und Amtleute die Garnfäden spinnen, an denen die Rechner aufgehängt werden.

Die armen Revidenten müssen jahraus jahrein Mücken seigen, und wenn dann der Rechner einer Kasse nach jahrelang verdecktem Defizit einmal ein Kamel verschluckt und mit einigen Tausenden durchbrennt, so haben sie und die ihnen vorgesetzten Bureaukraten in der Regel das leere Nachsehen.

Also Verzeihung und Geduld für alle Revisoren und Revidenten! Sie müssen von Amts wegen nach Mücken schnappen, andere Leute ärgern, und das Erstere ist wahrlich der Strafe für das Ärgern genug.

Spaß beiseite! Ich bin in diesen Dingen ein abgesagter Feind von allem Rechnungs- und Paragraphenwesen, ein Ignorant dazu, und wenn sie gar noch in Form von Tüfteleien und bureaukratischer Kleinigkeitskrämerei an mich herantreten, so grenzt mein Widerwille, wie schon angedeutet, an Verzweiflung. Aus *diesem* Grund allein bin ich von Herzen froh, daß man den Geistlichen nicht bloß die Standesbuchführung, sondern auch die sogenannten weltlichen Stiftungen abgenommen und den Gemeinden gegeben hat.

Wenn ich nicht einen so vortrefflichen und geduldigen Aktuar hätte, ich würde schon oft die ganze Notatenbeantwortungsgeschichte an die Wand geworfen haben. Unser Lehrer, ein Junggeselle, wie er selten zu finden sein wird, ist die Geduld zu Pferd und dadurch ein wahrer Dämpfer für meinen aufbrausenden Widerwillen gegen die Aktenfuchserei.

Am 3. Juli.

Seit die Tage heiß werden, suche ich, meinen gewöhnlichen Spaziergang am See hin verlassend, gegen abend den Wald auf. Es ist mir dieses ganz einsame Ergehen im Walde, wo höchst selten eine menschliche Seele einem begegnet, ein wahrer Hochgenuß. Die Stille im dunkeln Grün, durch das die Sonne nur verstohlen blickt, das leise Rauschen in den oberen Zweigen der Fichten und Tannen, das halblaute Zwitschern und Pfeifen der Vögel in der Abendschwüle wirkt wie kühlender Tau auf mein Seelenleben.

Es mutet mich im Naturleben nichts sympathischer an, als Wasser und Wald. Ein See oder ein grüner Tannenforst sind mir in ihrer Ruhe und Bewegung, bei Sturm wie bei hellem Sonnenschein, gleich lieb. Und beide haben auch eine eigentümliche Ähnlichkeit. Was der Wald über der Erde, das ist der See in der Tiefe der Erde. In beiden ist ähnlich Leben und Bewegung; über der Oberfläche des Sees spielt der Wind, wie über den Kronen des Waldes — in gleich sanftem oder gewaltigem Rauschen. Den See durchziehen die Fische, den Wald die Vögel, und im Innern von beiden ist rastloses Leben und Schweben millionenfacher Geschöpfe. Die Majestät des Schöpfers zeigt sich in ihnen weit mehr, als in der sonstigen, stillen Natur und spricht am eindringlichsten und dabei am wohltuendsten.

Wie manche stille, innerlich frohe Stunde habe ich schon dem Walde „Weingarten" zu verdanken, zur Sommerszeit in seinem Innern, im Frühjahr und Herbst an seinen Rändern hin!

Heute traf ich, was selten der Fall ist, den alten Beiförster Grohe, der seitdem das Zeitliche längst gesegnet hat, im Walde. Er liegt zur Sommerszeit den ganzen Tag über in seiner Hütte in der Wald-Saatschule und brütet vor sich hin. Das Schicksal hat ihn hart geschlagen. Er war

einst Oberförster und ein angesehener Mann. Schwere Verletzung seiner Dienstpflicht stürzte ihn. Aus Gnade wurde er Beiförster in meinem Dorf und der „Weingarten“ seiner Hut anvertraut bei kärglichem Gehalt. Ich habe ihn in das leere Kaplaneihaus aufgenommen, wo er billig wohnt mit seiner Frau und einer siechen Tochter. Ich bin seitdem sein Freund, mehr als mir lieb ist.

Wie oft hat er mir schon seine Unschuld beteuert und sein Geschick beklagt, ergrimmt über Gott und die Welt. Und er hört nimmer auf, wenn er angefangen, der alte, greise, harte und hartgeschlagene Mann! Der Wald ist sein einziger Trost, die Tannenbäume, die er gezogen und verpflanzt hat, seine einzige Freude. In ihre dunkeln Zweige hinein ruft er täglich sein Leid.

Und die jungen Oberförster, seine Vorgesetzten, seine eigentlichen Standesgenossen, wollen alles besser verstehen, als er, der alte, erfahrene und ebenfalls studierte Waldmann. Sie machen ihm auch sein Leben sauer und sein Brot noch härter.

Wir beide suchen Ruhe und Frieden im Walde. Ich weiche aber ihm und seiner Hütte, so schön diese auch unter hohen Föhren liegt, aus, weil er stets meine Ruhe stört und zu klagen anfängt.

Manche haben wohl schon schlimmer gehaust, als der, denk' ich oft, und sind noch in Amt und Ehren. Ihn hat das Unglück im Dienst und in der Familie hart getroffen und verläßt ihn nimmer.

Glück und Unglück sind zwei merkwürdige Dämonen im Menschenleben; wen sie packen, den lassen sie nimmer los. Der eine Dämon führt den Sterblichen oft mühelos auf die Höhe irdischen Daseins, der andere zieht sein Opfer unaufhaltsam in die Tiefe, aus der es sich trotz aller Mühe nicht mehr heraufbringt. —

Seit einigen Tagen, wenn ich abends zum Fenster hinaus über den stillen See wegschaue, bläst des Nachbars

Meichles „Antoni" auf seiner eben erlernten Klarinette. So einfältig und nichtssagend dieses Instrument ist, so mutet es mich, in einfachen Tönen schöne Volksweisen wiedergebend, gar sehr an. Es mahnt mich an die Schalmei des Hirten und gibt in meiner Seele gleichsam den Ton an zu der Stimmung, in welche mich See und Abend versetzen.

Am 5. Juli.

Ich lese seit Wochen immer noch Byron und bin steigend entzückt über diesen wunderbaren Geist. Ich finde, daß man Genies, wie Byron, erst recht versteht im Mannesalter, und daß Klassiker, wie Byron, Shakespeare, Dante, Goethe, nie in der Jugend gelesen werden sollten. Es gilt hier das schöne Wort des großen, niederländischen Staatsmannes und Gelehrten Hugo Grotius:

Anders lesen Knaben den Terenz,
Anders Hugo Grotius.

Byrons Motive zu seinen lyrischen Dichtungen sind mir null, weil entnommen dem tändelnden, leichten Leben des Lords. Allein seine Schilderungen von Natur, seine Darstellungen des menschlichen Seelenlebens, die in den Liedern niedergelegten allgemeinen Wahrheiten sind zum Entzücken schön und werden jeden etwas elegisch gestimmten Leser wie im Sturm mit sich fortreißen.

Nebenher lese ich zurzeit auch „die Witterungen der Seele" von Alban Stolz. Und wenn ich dann nach kurzer Lesung bei Byron — Stolz zur Hand nehme, so komme ich mir vor, wie einer, der nach dem raschen Genuß einer berauschenden Flasche Most und Chandon ein Glas frisches, klares Quellwasser trinkt.

Es gibt so das ruhige Seelenleben von Alban Stolz wieder den richtigen Ausgleich für mich ab.

Wie unendlich verschieden sind diese beiden Geister? In Byron die von Weltschmerz zerrissene, vergeblich nach Ruhe jagende Seele, bei Stolz der stille Gottesfriede, die Gedanken eines Mannes, der die Welt in sich abgetötet hat und aus ungetrübter Seelenruhe seinen Geist leuchten läßt.

Eben las ich in Byrons „Don Juan" eine in hohem Grade originelle und beachtenswerte Kritik über Cervantes. Der geniale Brite schreibt den politischen Ruin Spaniens, sein Herabsinken von der mittelalterlichen Größe, dem Spott zu, mit welchem Cervantes in seinem „Don Quixote" das Rittertum, die Kraft und Größe der Nation, vernichtet habe:

Cervantes scherzte weg die Ritterschaft
Hispaniens und zerbrach ihr Arm und Lanze
Durch seinen Spott. Seitdem fehlt Heldenkraft
Dem Land. Als noch Romantik strahlt' im Glanze,
Wich alle Welt vor ihrem Siegeskranze.
Und drum hat Unheil auch sein Werk geschafft,
Weil dessen Ruhm, als Preis vollkommner Dichtung,
Erkauft ward durch des Vaterlandes Vernichtung.

Es dürfte ein Stück Wahrheit in dieser Auffassung Byrons liegen.

Am 13. Juli.

Seit Beginn dieser Woche bis heute an deren Ende fühle ich mich unwohl. Mein altes Nervenübel lagert wieder über meinem ganzen Körper und macht meinen Geist krank und welk. Ich bin unfähig zu schaffen und zu denken. Kaum imstande, das Notwendige in Kirche und Schule zu leisten, habe ich die ganze Woche nie Lust empfunden, auch nur einen Gedanken zu fassen und zu Papier zu bringen. Mit Widerwillen sah ich mein Schreibzeug auf meinem Pulte stehen und liegen. Und doch zog in dieser nun abgelaufenen Woche so vieles an mir vorüber oder in mich hinein: ein vagabundierender Priester, ein sprechend Bild zu dem Satze:

corruptio optimi pessima; dann der Besuch des Pfarrers Bauer von Dietershofen in Sigmaringen, Astronom und Kenner von Pilzen, ein Beleg dafür, auf was alles ein strebsamer Pfarrherr in seiner Einsamkeit kommen kann; Briefe von Baumstark und Stolz, ebenso von Dr. Martens in Danzig — in kirchenpolitischen Angelegenheiten; Schreiben des Führers der konservativen Partei im Seekreis in Sachen der Reichtstagswahlen. Aber ich kann heute nur noch das alles ins „Memorial" einfach eintragen, zu jedweder Reflexion fehlt mir Lust und Kraft.

Was sind wir Menschen für armselige Geschöpfe, wenn der Leib nur ein wenig seinen Dienst versagt und die Nerven ihre Spannkraft verloren haben! —

Am 16. Juli.

Es kommen mir in diesen Tagen verschiedene Kritiken über meine „Landtagserinnerungen" zu, die sich meist konträr widersprechen. Goethe sagt einmal: „Wir geben unser Bestes schwarz auf weiß, jeder kauzt sich damit in eine Ecke und knopert daran, wie er kann." Und Byron meint:

Es will oft geschehen,
Daß tadelsüchtige Leutchen Unkrautsquendel
In Autors (Schriftstellers) reinen Weizen säen.

Wenn die Genies unter den Schriftstellern so sagen, wie muß es dann einem Autor meiner Rangordnung gehen, namentlich wenn er selbst gerne „Quendel in anderer Leute Weizen säet".

Ich bin ganz für Subjektivität angelegt, und in allen meinen Urteilen spreche ich gerne nur subjektive Anschauungen aus. Dies muß die Gegnerschaft anderer „Subjekte" und subjektiver Meinungen hervorrufen, und je nachdem diese mit mir harmonieren oder nicht, wird auch die Kritik ausfallen.

Heute habe ich über das gedachte Buch eine Kritik gelesen, die mich in psychologischer Hinsicht frappierte. Es ist ein Referat der „Frankfurter Zeitung" über die gedachte Schrift. Da heißt es denn unter anderem: „Das Ganze dieser politischen Streitschrift hat nicht mehr den frischen, fröhlichen Zug, mit dem wir den Pfarrer von Hagnau in Italien wandern zu sehen gewohnt sind. Das macht, weil der Verfasser zur Erkenntnis gekommen ist; er lernte das Böse vom Guten, den politischen vom kirchlichen Katholizismus unterscheiden, und nun fühlt er sich aus seinem Paradiese verjagt. Wenn auch in etwas verändertem Sinn, so kann man doch auch von dem katholischen Geistlichen sagen: Wer einmal zur Erkenntnis des Lebens gekommen ist, für den hat das Leben ein Ende. Wenn auch nicht das Leben überhaupt, so doch die Frische, Fröhlichkeit und Sorglosigkeit des Denkens und Wirkens. Dr. Hansjakob sagt sich feierlich vom politischen Katholizismus los; ob ihm das seinen Humor wieder geben wird? Wir bezweifeln es. Wer einmal den Schritt des Dr. Hansjakob getan hat, muß entweder der Schritte mehr tun oder verbittert zurücktreten."

Diese Worte geben in der Tat einen Teil meiner dermaligen Seelenstimmung richtig wieder. Der Humor hat in jenem Büchlein seine „wehmütige Seite" herausgekehrt, und mit Recht nennt der Kritiker es geradezu „Wehmut" und „Müdigkeit". Doch hoffe ich meinen Humor wieder ganz zu finden, wenn die Schatten, welche die mir gewordene Behandlung in meine Seele geworfen, mit der Zeit verschwunden sein werden und der Gang der Dinge definitiv für oder wider mich wird entschieden haben. —

Gestern war mein Namenstag. Eine kleine Zahl auswärtiger Freunde hatte sich bei mir eingefunden und wider meinen Willen Musik und Freudenschüsse meiner Pfarrkinder den Tag schon am Abend zuvor verkündigt.

Als unsere Dorfmusik ihre einfachen Klänge über den

See hin spielte und Fackellicht das Dunkel der Nacht düster erleuchtete, da zog eine eigene Wehmut durch mein Inneres, für die ich keine rechten Worte finde. Ich weiß nicht, waren es die Töne der Musik durch die Nacht hin, die mein Nervenspiel erregten, oder war es der Gedanke an das, was der Namenstag und Namensheilige jedem Katholiken sein sollen und in der Regel nicht sind.

Wie schön und einfach lauten beim hiesigen Landvolk die Glückwünsche von jung und alt: „Ich wünsche Glück zum Namenstag, daß Sie lange leben, gesund bleiben, dereinst in Himmel kommen und wir uns dann in der Ewigkeit wiedersehen!"

Wenn man sein Verhältnis zu seinem Namenspatron im christlichen Sinne auffaßt, wonach der Heilige uns gegeben ist als Vorbild, dem wir in seinen Tugenden und seinem Streben nach dem Ewigen nachahmen sollen, so dürften die meisten Menschen an ihrem Namenstag in Sack und Asche Buße tun, statt zu essen, zu trinken und lustig zu sein.

Ich bin ordentlich froh, daß der Tag mit seinem vielen Reden und der Unruhe im Hause und im Herzen vorüber ist.

Heute bin ich, um wieder etwas auszugleichen, in die Totenstille vergangener Jahrhunderte hinabgestiegen und lese die alten Urkunden meines Nachbardorfes Immenstaad.

Es ist ein eigener Gang, der Gang durch die verschwundenen Zeiten, die uns solche Schriftstücke vorführen. Wenn wir sonst in Büchern von alten Zeiten und Menschen lesen, so haben wir nichts vom Original vor uns. Hier aber liegt in unserer Hand das ehrwürdige Pergament, welches jene Menschen der Vergangenheit in Händen gehabt haben und die es und ihre Taten um viele Jahrhunderte überlebt hat.

So las ich heute eine Bulle Johannes' XXIII., datiert Konstanz 21. März 1415, worin er den Bewohnern des genannten Dorfes am See gestattet, eine Kapelle zu bauen.

Diese Kapelle ist längst vom Erdboden verschwunden, die Geschichte jenes berüchtigten Papstes liegt um mehr denn vier Jahrhunderte hinter uns, vom damaligen Konstanz ist kaum noch ein Stein auf dem andern — die Bulle aber hat all das überdauert und ist noch so frisch leserlich, wie am Tage ihrer Geburt. Wahrlich, so ein Pergament kann sich fast messen mit den ewigen Wellen des Sees und den Bergriesen, die in denselben hineinschauen. Es kann uns Menschen stolz zurufen: „O, wie klein und vergänglich seid ihr — selbst einem ordentlichen Stück Papier gegenüber!" Unser heutiges Holzstoffpapier kann nicht so sagen.

Aber abgesehen von dem Pergament, ist nicht das geschriebene Wort unsterblich? Was ist uns von den alten Völkern noch übrig, von ihren Städten, Kunstwerken, Prachtbauten, nur noch Ruinen. Aber ihre Religions- und Gesetzesbücher und die Worte ihrer Dichter und Denker sind bis auf uns gekommen und leben heute noch unter uns.

Das Wort ist eben Geist und Geist ist unsterblich. Drum hat selbst des Menschen Wort Anteil an dem Worte Gottes, das bekanntlich ewig bleibt.

Am 18. Juli.

Diese Nacht dachte ich lange vergebens nach über die Notwendigkeit und Nützlichkeit verschiedener Insekten im Haushalt der Natur. Seit der heißen Jahreszeit sind hier eine Art Schnaken allen Menschen zu einer nächtlichen „ägyptischen Landplage" geworden. Mich ließen sie diese Nacht auch nicht ruhen, unheimlich singend und stechend.

Es kam mir die eigentliche Bosheit dieser Tierchen so recht in den Sinn. Untertags, wo man sich ihrer wehren könnte, sitzen sie harmlos und ruhig an der Wand, in der Nacht aber, da der Mensch ruhen will von harter Sommerarbeit, wird er von ihnen geplagt. Vergeblich dachte ich nach über die Frage: „Wozu diese Bestien?" Und gerade unter den zahllosen Insekten sind die allermeisten entweder

nutzlos für uns Menschen oder schädlich. Daß viele unter ihnen den Vögeln zur Nahrung dienen, ist richtig, allein warum plagt dann dieses Schnakenvieh nicht jene, sondern uns? Ich meine, daß in diesem Fall die Darwinsche Lehre, der ich bis zum Affen einschließlich beistimmen kann, eine Erklärung gibt. Diese Tierchen sind eben die notwendigen Entwicklungsstufen von einer Gattung zur andern.

Sie, deren es 200 000 Arten geben soll, fliegen und kriechen und schwimmen in unzähligen Millionen um uns herum, als eine unbekannte Welt. Sie fühlen, fürchten, wollen, lieben und hassen wie wir.

„Warum," so schreibt der christliche Naturforscher Vetter, „diese Insektenwelt? Schafft Gott etwas umsonst? Warum 200 000 Arten verschiedener Seelen; denn wozu sonst die Art. Also 200 000 Weltanschauungen, mögen unsere Unwissenheit und unser Hochmut sie noch so gering achten. Warum nicht bloß 20 000 oder 2000? Mußte es so sein? Wäre die Schöpfung unvollkommener, wenn sie nicht da wären? Wozu sind sie? Und haben diese Millionen Jahrtausende auf Erden gelebt und sind vergangen, was bleibt von ihrem Dasein? Sie sind uns eine unbekannte Welt." —

Ich las heute das neueste Heft der Annalen von Lourdes, die von den dortigen Missionären herausgegeben und in freundlichster Weise, seitdem ich dort war, mir zugesendet werden. Es fiel mir heute wieder besonders auf, wie die Franzosen Religion und Vaterland aufs innigste verbinden. Auf jeder Seite kann man lesen: „Wir Christen und Franzosen", „unser Frankreich", „sein und der Kirche Triumph". Von einem Prediger an der Grotte heißt es: „Seinem ebenso katholischen als französischen Herzen entströmten oft die feurigsten Gefühle des christlichen Patriotismus."

Was ich von diesem glühenden Patriotismus der Franzosen und Katholiken halte, habe ich in meinem Buche über dieses Land des nähern dargetan. Ich habe mich heute

nur wieder überzeugt, daß es in diesem Punkte noch nicht besser geworden ist.

Fürst Bismarck hat einmal im Reichstag diesen Patriotismus des französischen Klerus lobend hervorgehoben und sich gewundert, daß der deutsche Klerus ihn nicht so habe. Es ist gewiß eine schöne Sache um den Patriotismus. Er ist in Frankreich stärker, als bei uns, weil die Franzosen seit Jahrhunderten ein großes, einiges Reich haben, Deutschland aber bis vor kurzem zerrissen und zerstückelt war und seine Kaiser in den letzten Jahrhunderten machtlos den ihnen feindlichen Landesherren gegenüberstanden. Die Kapetinger haben es verstanden, die Einzelfürsten auf jede Art auszutilgen. In Deutschland, das leider ein Wahlreich gewesen, konnte es nie so weit kommen, und der Einzige, der damit umging, etwas Ähnliches zu tun, Wallenstein, mußte fallen.

Daß der französische Klerus sein Frankreich zu einem Abgott macht, ist aber ein Patriotismus, den ich bei uns nicht wünsche, obwohl es auch in Deutschland Reichshuber genug gibt, die da meinen, das allerhöchste für den Deutschen seien „der Kaiser, Bismarck und das Reich und sein Heer und seine Marine". —

Am 3. Juni, so lese ich in den genannten Annalen weiter, kamen die Schüler der Jesuiten von Toulouse, die dort für die Militärschule von St. Cyr vorbereitet werden, nach Lourdes. Sie hatten eben ihr Examen bestanden und zu ihren schriftlichen Arbeiten Federn benutzt, die sie, wie die Annalen berichten, vorher in Wasser von der Grotte getaucht hatten. Diese Benutzung des Wassers von Lourdes geht mir nun entschieden zu weit und ist sicher nicht geeignet, die Tatsachen am Felsen von Massabielle weiterzutragen, sondern zu diskreditieren. Ich begreife nicht, wie die sonst so ruhigen und jeder Übertreibung entgegentretenden Jesuiten ihren Schülern so etwas vorschlagen oder es auch nur dulden konnten.

Es vollziehen sich an der Grotte von Lourdes so viele wirklich fromme und heilige Akte, daß man um so mehr bedauern muß, wenn derartige Dinge, die von Gegnern so leicht ins Lächerliche gezogen werden können, vorkommen.

Am 24. Juli.

Es ist seit acht Tagen eine Hitze, bei der einem nervösen Menschen Denken und Schreiben vollständig vergehen. Allein beides ist ja auch nicht absolut nötig, da unsereiner weder Philosoph, noch Diplomat, noch Redakteur, noch Aktuar oder Ratschreiber ist. Schriftstellerisches Denken und Schreiben gilt ja in der Regel als Privatvergnügen und kann deshalb jederzeit sistiert werden, ohne daß der Mensch seiner Pflichterfüllung etwas vergibt. Und fürwahr, wenn ich es nochmals anzufangen hätte, das Schriftstellergewerbe, ich würde es nicht mehr tun. Wenn ich alle meine Schriften, die ich geschrieben, aus der Welt schaffen könnte, so würde ich mich verpflichten, nie mehr auch nur eine gedruckte Seite von mir zu geben. So aber, nachdem man mit gutem oder schlechtem Renommee unter seinen Mitmenschen umhergeht und sich Schriftsteller „schimpfen" läßt, schreibt man ruhig unter der alten Firma weiter, häuft Staub auf Staub und vermehrt die Unzahl der täglich erscheinenden und täglich verschwindenden Schriften.

Es ist das Schriftstellern kleiner Geister, wie unsereiner, eine Art Manie. Wenn man einmal angefangen hat, literarisch tätig zu sein, so kann man nicht mehr aufhören. Man glaubt, die Welt gehe unter, wenn nicht jedes Jahr etwas unter seinem Namen erscheint, während keine Katze einen Laut mehr miauen und kein Hahn einen Ruf weiter krähen würde, wenn der Betreffende seine Werke ungeschrieben ließe.

Der alte Schriftsteller gleicht dem alten Fuhrmann; wenn der auch nicht mehr stolz die Rosse lenken kann und weder Pferd noch Wagen mehr hat, so knallt er doch noch

im stillen Hof neben dem leeren Stall mit der Peitsche, in seliger Erinnerung an bessere Zeiten.

So schreiben wir eben fort und fort, und wenn's auch immer dümmer und schlechter wird, was wir schreiben. Wir Schriftsteller meinen allerdings, wir schrieben immer gescheiter von Jahr zu Jahr, während der ruhig denkende Leser anders urteilt. Wenn ich, was sehr selten geschieht, ein Buch, das ich vor Jahren geschrieben, heute wieder durchblättere, so schäme ich mich einesteils meiner jugendlichen, unreifen Gedanken, anderenteils wundere ich mich und meine, ich sei früher geistig geweckter gewesen. Und jetzt werden die Gedanken anfangs alt und wahrscheinlich langweiliger, als ehedem.

Item, es ist ein Elend mit den Schriftstellern niederen Ranges, und man sollte, wie schon gesagt, derlei Leuten, zu denen ich mich natürlich auch zähle, verbieten, je etwas drucken zu lassen. Es wird überhaupt in der heutigen Welt viel zu viel gelesen und geschrieben, und darin liegt auch kein kleiner Grund unseres nationalen und sozialen Elends.

Am 27. Juli.

Zum erstenmal seit dem Bestehen des deutschen Reiches bin ich an den Reichstagswahlen unbeteiligt und halte weder Kandidatenreden noch Wahlversammlungen für andere. Ich lasse, ganz unberührt, in den Tagesblättern die Politik und ihr Treiben in den Parteien an mir vorüberziehen und sehe jetzt erst ein, wie glücklich der Mensch ist, der nicht mitten in einem politischen Kampfe, namentlich nicht in einem Wahlkampfe steht.

Der einzige Mensch, mit dem ich zurzeit von Politik rede, ist mein Sakristan, ein Original, das ich später einmal ausführlich zu zeichnen gedenke. Abends, wenn er die Betglocke geläutet hat, setzen wir uns manchmal auf die Bank vor meinem Hause, schauen über den stillen See hin und politisieren. Ich trage ihm die neuesten Nachrichten

vom Tage vor und höre dann zu meiner Unterhaltung seine Ansicht darüber. Er ist ein alter Politiker, hat in seiner Jugend viel gelesen und war anno 1848 einer der Hauptrepublikaner in Dorf und Umgegend. Er mußte flüchten, stellte sich später selbst und büßte sein Staatsverbrechen im Gefängnisse. Sein Hang nach Opposition gegen die Regierung trieb ihn, wie manch anderen seiner ehemaligen Gesinnungsgenossen, ins „ultramontane" Lager.

Als ich bei meiner Hierherkunft die Maiandacht einführte, machte er mir das Modell zum ersten Maialtar sehr schön und aus eigenem Antrieb, was mich nach dem Tod des vorigen Sakristans veranlaßte, ihn zum Kirchendiener zu erheben.

Ich hab seitdem schon manche Stunde mit ihm politisiert und mich erfreut an seinen stets gesunden, originellen Ansichten. Er ist im eben beendigten russisch-türkischen Kriege Freund der Türken, dabei Bewunderer der Engländer und Schwärmer für die Griechen.

Lange schon ist oft der Abendstern am Säntis vorübergezogen, wenn wir uns trennen. Während er dann ins Oberdorf seiner Hütte zugeht, spricht er, immer politisierend, mit sich selbst über Russen und Türken.

Am Morgen stellen wir beide nach dem Gottesdienst zuerst dem Wetter die Prognose, wobei unsere Ansichten viel mehr differieren, als in der Politik. Gen Mittag trägt er mir, in der Sommerszeit, mein Badezeug an den See, und unterwegs beginnt das politische Thema des Tages, das am Abend sich fortsetzt.

Am 30. Juli.

Heute erhielt ich von einem Freunde ein kleines bayerisches Volksblatt zugesandt, das über mich schimpft, was das Zeug hält, wegen meiner Residenzerinnerungen. Das ordinäre Schimpfen ärgerte mich nicht, aber etwas anderes.

Das genannte Blättchen nennt sich „Kreuz", erscheint

in Stadtamhof und hat zum Redakteur einen Pfarrer Schäfer in Ramspau. Auf dem Titel prangt das Kreuz Christi mit der Inschrift: „Alles für Jesu und Maria.“ Diese Leute meinen nun, seinen Nebenmenschen heruntersetzen und beschimpfen geschehe auch zur Ehre Jesu und Maria. Bei solcher Gesinnung würde man besser den Teufel über das Blättchen malen. —

Ich habe seit einigen Tagen meine Lektüre Byrons beendigt und lese den dritten Band der Briefe der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans, herausgegeben vom literarischen Verein in Stuttgart. Schon die frühern Briefe dieser geistreichen, urdeutschen Pfalzgräfin vom Rhein, die an den Bruder Ludwigs XIV. verheiratet war, haben mich in hohem Grade interessiert.

Ich bin sonst ein Feind von allem, was in Briefform erscheint, und finde namentlich literarische Erzeugnisse in dieser Form über die Maßen langweilig. Diese Briefe der Herzogin von Orleans aber lese ich mit einem Vergnügen, wie ein junges Mädchen einen Roman, und bedaure nur, wenn ich im besten Lesen bin, meiner Augen halber das Buch für einige Zeit wieder weglegen zu müssen, um so mehr, als es mit lateinischen Lettern gedruckt ist, die mir das Lesen doppelt erschweren.

Man lernt in diesen Briefen nicht bloß eine vollendete Frau kennen, sondern so viel Neues und Interessantes über jene Zeit und jene Menschen, daß die Lektüre zu einer in hohem Grade nutzbringenden wird.

Elisabeth Charlotte (geb. 1652, † 1723), Enkelin Friedrichs V. von der Pfalz, des bekannten Winterkönigs von Böhmen, gibt uns in ihrem Briefstyl aber auch einen Beweis von der guten, deutschen Natürlichkeit jener Zeit, einer Natürlichkeit, die sie an dem affektierten und verdorbenen Hofe zu Paris nicht verloren hatte. Heute gälte ein Brief in dem naiven, offenen Tone der Herzogin für „gemein“ bei einer Bürgersfrau, bei einer Prinzessin für „Skandal“

— und doch wird man selten und zu allen Zeiten in höheren Ständen eine sittenreinere, wahrhaft christlichere Person gefunden haben, als Elisabeth Charlotte es war.

Die Begriffe von „Bildung" und „Anstand" waren eben zu kaum einer Zeit irriger, als in der unserigen, die in diesen Dingen einem übertünchten Grabe gleicht.

Von der Unmasse von Briefen, welche die Herzogin schrieb, liegen in den genannten Publikationen die deutsch geschriebenen an ihre Halbschwester, die Raugräfin Luise von der Pfalz, vor, und diese allein füllen bis jetzt drei Oktavbände. Der Band, den ich eben lese, umfaßt die Briefe aus den Jahren 1716, 1717 und 1718. Ich las heute merkwürdige Dinge über die damalige Art, für seine Gesundheit zu sorgen. Da wurde alle Monate ein- bis zweimal jedem Prinzen und jeder Prinzessin, auch in gesunden Tagen, zur Ader gelassen und bei Unwohlsein noch mehr. So erzählt Elisabeth, wie sie im Frühjahr 1717 mit Blutentziehen und Purgieren so herabgebracht wurde, daß sie kaum mehr durch ein Zimmer schreiten konnte. Und doch lesen wir von Monat zu Monat eine Fortsetzung dieser Kur neben Trinken eines Wassers, in dem ein lebendiger Krebs lag. Auch Kaffee mußte zur Remedur getrunken werden, den die Herzogin sehr haßte. „Man macht mir nun 2 mahl deß tags den verfluchten caffé, 2 mahl des tags, das verdrießt mich unerhört." Trotzdem sie alle Medizin verwirft, und es ihr jedesmal angst ist auf den Aderlaß, so geschieht es doch fort und fort, weil sie dem Arzt glaubt und es am Hof so eingeführt ist.

Man muß sich wundern, daß die Frau noch 71 Jahre alt wurde, und sich nicht verwundern, daß in jener Zeit am französischen Hofe — alles von Geblüt so früh starb, wenige ausgenommen. Allerdings lebten jene „Prinzen und Prinzessinnen von Geblüt", wie Charlotte selbst berichtet, auch darnach, aber das stete Blutentziehen war doch noch ein Beschleunigungsfaktor ersten Ranges.

Köstlich ist auch die Verhaltungsmaßregel nach den Aderlässen: „Den ersten Tag mäßig, den zweiten fräßig, den dritten Tag toll und voll.“

An Purgiermitteln gaben die Ärzte den Herrschaften wahre Pferdedosen, so daß man sich fragen muß, wie es möglich war, daß die Patienten auch nur e i n e Kur überstanden haben.

So schreibt die Herzogin z. B. unterm 5. Mai 1718: „Seiter meiner Aderläß bin ich so schwach, daß ich keine 3 Schritt thun kann, ohne bitter müd zu werden. Bis sambstag wird es noch viel ärger werden, wenn man mich wirdt purgiert haben, dann werde ich keinen Fuß vor den andern setzen können. Wenn man mich so plagt, wenn ich krank bin, finde ich nichts dagegen zu sagen; aber wenn man mich krank macht, wenn ich gesund bin, das ist mir unleidlich.“

So kurierte und präservierte man die Menschen vor 200 Jahren — ohne Dynastien und Völker gänzlich auszurotten. Und das im Namen — einer W i s s e n s c h a f t ! —

Fast nach jeder Woche berichtet die Herzogin von diesen bei ihr angewandten Heilmitteln.

Übrigens sind wir jetzt, was den Aderlaß betrifft, ins Gegenteil verfallen. Damals wurde zu viel und heute wird zu wenig zur Ader gelassen.

Noch in meiner Knabenzeit ließen sich die Leute, besonders die vom Land, jedes Vierteljahr zur Ader und die Ärzte wandten den Aderlaß mit gutem Erfolg gerne bei Lungenentzündungen an, was jetzt fast nie mehr geschieht. —

Noch interessanter war mir ein Brief vom März 1718, worin sie einige Belege gibt, wie in Geschichte gemacht und gelogen wird. In ihres Großvaters, Friedrichs V., Geschichte dozierte man bis in die neueste Zeit und immer noch, daß er von seiner Frau, einer englischen Prinzessin, getrieben worden sei, die Krone Böhmens anzunehmen. Elisabeth sagt nun, es sei daran kein wahres Wort; ihre

Großmutter habe sich lediglich um Komödie, Ballett und Romanlesen bekümmert und gar nichts von der Sache gewußt. Der Prinz von Oranien habe den Pfalzgrafen dazu bestimmt. Ebenso schreibe man den Frieden mit Holland und die dadurch erfolgte Heimkehr Ludwigs XIV. dem Edelmut und der Friedensliebe dieses Königs zu, während er heim sei, um die Montespan wiederzusehen! Auch sei der erste holländische Krieg durch den Minister de Lionne angesponnen worden aus Eifersucht gegen den Prinzen Wilhelm von Fürstenberg, der seiner Frau den Hof gemacht habe.

Die Herzogin fügt diesen Berichten trefflich bei: „Nun kann man so lügen in sachen, so uns vor den nasen geschehen; was kann man denn glauben von was weiter ist und vor langen jahren geschehen."

Es wird heute noch gerade so in Geschichte gemacht. Nur sind so frivole Kriege nicht mehr möglich, wie im 18. Jahrhundert.

Am 2. August.

Eben bringt mir die Zeitung die Nachricht von dem Tode des Kardinalstaatssekretärs Franchi. Dieser Tage noch las ich in einer kurzen Lebensskizze von ihm, „die Geschichte werde ihn einst den größten Kardinalstaatssekretären an die Seite setzen", und heute kommt die Nachricht von seinem Tod, ehe er noch eine Gelegenheit gehabt, seine kirchenpolitische Kunst zu zeigen. Während der Kardinal eben die Versöhnung mit Deutschland einleitete, ein Unternehmen, das ihm großen Ruhm hätte bringen können, überfällt ihn der Sensenmann. Daß er, von niedriger Herkunft, es im Leben zum Kardinal gebracht hat, ist immerhin ein ehrender Nachruhm für den Mann.

Von der Wahl seines Nachfolgers wird übrigens für uns in Deutschland viel abhängen.

Fürst Bismarck hat vor einigen Jahren einmal im

Parlament gesagt, „die katholische Kirche sei der Papst. Jetzt eben sei ein kriegerischer Papst da; er hoffe aber, daß einmal auch ein friedfertiger Papst und ein friedfertiger Kardinalstaatssekretär kommen werden, und mit denen hoffe er dann Frieden schließen zu können". Diese Hoffnung schien bei der Ernennung Franchis in Erfüllung zu gehen. Während er im Sterben lag, konferierte sicher im Auftrag des Staatssekretärs der Münchner Nuntius Masella in Kissingen mit dem Reichskanzler. Dieser ging also nicht nach Kanossa, Rom aber ging nach Kissingen; was jeden freuen wird, der es mit der katholischen Kirche in Deutschland wohl meint.

Es scheint sich jetzt zu verwirklichen, was ich in meinem Buch über Italien aussprach, daß nämlich die Zeit kommen würde, wo Rom über die Häupter der deutschen Bischöfe weg mit Deutschland sich vertragen werde. Und nun verhandelt ein junger italienischer Prälat mit Bismarck, und die Bischöfe werden sich wohl oder übel fügen müssen. Das hätte man sich ersparen können. Daß wohl keiner der staatlich abgesetzten Oberhirten mehr in seine Diözese zurückkehren dürfte, habe ich in jenem Buch auch gemeint, und die Zukunft wird auch das bestätigen.

Man nimmt es Rom vielfach übel, daß es im Kampf verdiente Bischöfe beim Friedensschluß dem Staate opfert. Ich finde das aber begreiflich. Rom hat stets die Sache im Auge, und die geht den Personen vor, da die letzteren nur um der Sache willen da sind.

Nach dem großen Kampfe wegen der gemischten Ehen zu Anfang der dreißiger Jahre wurde der tapfere Erzbischof von Köln geopfert. Es wird auch diesmal ähnlich gehen mit dem Erzbischof von Köln.

Ich lese, daß Monsignore Masella in Kissingen unter dem Namen eines Abbé Gaetano aus Bamberg figuriere. Ich stellte mir dabei die Frage, ob er nach dem strengen Sinne der Moral und Kasuistik sich für einen anderen aus-

geben dürfe? Es ist allerdings eine Lizenz der hohen Herren weltlichen Ranges, inkognito unter fremden Namen zu reisen. Ob aber ein Vertreter der christlich-katholischen Kirche dies tun darf, weiß ich nicht. Ich möchte die Frage fast verneinen, da es in etwas an den Satz grenzt, daß der Zweck die Mittel heilige. —

Seit einigen Wochen habe ich nicht eine Stunde einen sogenannten gebildeten Menschen um mich gehabt. Selbst meinen geistlichen Nachbarn, den Pfarrer von Kippenhausen, den ich sonst fast täglich beim Spaziergang getroffen, sehe ich nicht mehr, seitdem ich der Hitze halber die Landstraße verlassen habe und in des Waldes Gründen umherschweife. Ich finde, daß ich durch das stete Alleinsein mit meinen Gedanken innerlich viel ruhiger, aber auch viel elegischer gestimmt bin. Vergänglichkeit und rasches Schwinden von Zeit und Dasein beschäftigen mich viel mehr als sonst bei meinen einsamen Gängen.

Es mag dazu auch die Lektüre der Briefe der Herzogin von Orleans beitragen. Die Schilderung von Festen, Personen und Tagesereignissen, die nun schon längst entschwunden, erinnert unwillkürlich an die Eile des Lebens.

Am 5. August.

Als ich heute gegen Abend in den Wald ging, begegnete mir ein kontrakter Bursche unseres Dorfes, der „Marte“. Dieser arme Mensch ist von Geburt an so krüppelhaft, daß er kaum gehen und reden kann und die Gestalt eines zwölfjährigen Knaben hat, trotzdem er in den zwanziger Jahren steht. Er ist aber dabei eine so fromme, gute Seele und ein so tätiger Arbeiter, daß man ihn lieben und achten muß. So hatte er heute in der großen Hitze des ganzen Nachmittags Ähren gelesen. Welche Mühe ihm das verursachte, mag daraus hervorgehen, daß er knieend auf dem Felde rutschen mußte, weil er sich nicht stark bücken kann, ohne zu fallen. Gleichwohl war er seelenvergnügt, da ich ihn auf seiner

Heimkehr mit seinen Ährenbüscheln traf und mit ihm redete.

Es strahlt aus diesem unscheinbaren Menschen eine so liebe Seele, daß ich jeweils eine Freude habe, ihn zu sehen.

Wie es selten wahr ist, daß in einem schönen Körper eine schöne Seele wohne, so ist es gar oft der Fall, daß in verkrüppelten, häßlichen Menschen eine häßliche Seele sich zeigt. Das Volkssprichwort sagt: „Je krümmer, je schlimmer." Unser Martin ist davon eine Ausnahme. Seine Seele schaut so mild und friedlich aus seinem elenden Körper, daß man diesen ganz übersieht.

Am 9. August.

Ich las eben in Stolz' „Wilder Honig" die Worte aus seinem Tagebuch: „Eine Weltmüdigkeit, eine Langeweile und Tonlosigkeit für alles, was mir die Erde bietet, lagert über meiner Seele." Ich kann dies zurzeit buchstäblich auch von mir sagen, und es gereicht mir zur Beruhigung, daß dem ebenso geistreichen als frommen Alban Stolz derlei Stimmungen auch nicht fremd sind. Unfähig zu jeder geistigen Arbeit, sitze ich untertags im Hause und vor dem Hause herum und schleiche am Abend durch den Wald, müde und matt, wie ein krankes Reh.

Ich finde zu dieser Stimmung absolut keinen seelischen Grund und glaube sicher, daß die ganze Geschichte von einer durch die Gluthitze hervorgerufenen Depression meiner Nerven ausgeht. Sind aber die Saiten lahm, so kann die Seele nicht spielen.

Am 16. August.

Mein Seelenleben gleicht diesen Monat einem Blatt, das träg auf dem einsamen Wasser eines Waldsees dahinschwimmt, schneller oder langsamer, je nachdem ein Windhauch über dem Gewässer spielt oder nicht. Und ich gewöhne mich so an diese Energielosigkeit, daß ich mir fast darin gefalle. So kommt es, daß ich zurzeit mehr vegetiere, als

lebe. Weder die aufregenden Zeitungsartikel über Stichwahlen zum Reichstag, noch verschiedene Besuche in den letzten Tagen, worunter auch eine englische Dame und ihr deutscher Mann, konnten mich in der vergangenen Woche bestimmen, irgendeinen Gedanken in mir festzuhalten und niederzuschreiben.

Ich lese heute bei der Herzogin von Orleans, daß ein damaliges Sprichwort sagte: „Große Herren und große Gewässer zur Nachbarschaft haben, da findt man sich nie wohl dabei." Ich bin zufällig in dieser Lage; wenige Schritte von mir ist der Bodensee, und einige Minuten oberhalb meines Dorfes residiert seit einigen Tagen wieder Prinz Wilhelm von Baden. Daß mein Unwohlsein nach dem obigen Sprichwort daher komme, vermag ich nicht zu glauben, da ich mit beiden Nachbarn auf bestem Fuße stehe.

Am 17. August.

In einem von der „Germania" veröffentlichten Briefe aus Rom heißt es, daß man „Besorgnisse hege, der Papst möchte angesichts der traditionellen Friedensliebe Roms zu große Konzessionen machen, um den Frieden der Kirche mit Deutschland herbeizuführen, und daß man jenen Besorgnissen an den Stufen des päpstlichen Thrones Ausdruck gegeben habe". Man sieht hieraus, daß es in Deutschland immer Leute gibt, die stets päpstlicher sind, als der Papst selbst.

Doch meint der Briefschreiber schließlich doch noch mit Recht, was der heilige Vater tue, sei wohlgetan, und es opfere der Kapitän im Sturme oft ein oder das andere Frachtstück, um das übrige zu retten.

Am 19. August.

Heute ist mein Geburtstag. Es sind 41 Jahre verflossen, seitdem ich in dieses Erdenleben trat. Und wenn ich zurückblicke, wie riesenhaft schnell sie vorübergingen,

wie wenig ich in dieser flüchtigen Zeit für die Ewigkeit getan habe, so kann die Stimmung meiner Seele nur eine elegische sein, und ich denke an Byrons herrliche Worte:

Zwischen zwei Welten, flüchtig und geschwind,
Seh'n wir das Leben einem Stern gleich gleiten.
Wie wenig, ach! ist kund uns, was wir sind;
Wie wen'ger, was wir werden. Strom der Zeiten
Wälzt uns'ren Wasserschaum in wüste Weiten;
Der alte berstet, neuen zeugt der Wind
Des Zeitenflügels, und gleich flücht'gen Wellen
Seh'n unsere Tage wir in Nichts zerschellen.

Wie sehnt man sich in der Jugend nach rascherem Gang der Zeit, um im Leben etwas zu sein und zu gelten! Man wird zum Manne, wird alt und sieht dann erst, wie schnell die Zeit verflog, und wie wenig man eigentlich für Gott und die Welt getan und erreicht hat. Und, was das schlimmste ist, diese Einsicht bringt uns doch nicht zu ernstlicherem, besserem Schaffen. „Wir wälzen unseren Wasserschaum" ruhig weiter und meinen, das heiße leben.

Es vergeht bei meinem einsamen, weltfernen Leben kein Tag, an dem ich nicht an diese Dinge denke, und doch werde ich weder besser noch schlechter als bisher.

Wer das vierzigste Jahr überschritten hat, gehört nach meiner Ansicht zu den alten Leuten. Die letzte Station im Leben, das Alter, beginnt, und sie sollte einen doppelt nachdenklich machen.

Als ich diesen Nachmittag im Walde spazieren ging, schaute ich einige Zeit einer großen Schnecke zu, welche auf dem Wege ihre Promenade machte. Von Zeit zu Zeit hob sie ihre Fühlhörner und ihren Kopf in die Höhe, als wollte sie über ihren Weg und ihr Ziel, über wo? und wohin? nachdenken. Aber nach kurzem Bedenken ging's wieder in dem alten Schneckenschritt auf dem kalten Erdboden weiter.

„So bist du," sagte ich mir. „Oft und namentlich heute hast du dein Haupt erhoben von dem Erdenleben und bedacht, was dir zum Frieden diente, und jedesmal geht's dann wieder in der alten Trägheit, im alten Weltschritt weiter auf dem Wege, dessen Ende nicht vorauszusehen ist."

Am 20. August.

In der Frühe schon, ehe ich aufgestanden war, rief man mich zu einer kranken Frau. Ich erhob mich sofort. Als ich aber gegen das Haus der Kranken kam, lief mir ein Nachbar entgegen mit der Nachricht, die Frau sei eben verschieden. Zum erstenmal, seitdem ich hier bin, starb mir eine christliche Person ohne die Sterbesakramente. Vor einigen Jahren ein Lumpazius, den ich aber nicht unter die Glieder der Kirche zählte. Er endete, wie er gelebt.

Doch hatte die Verstorbene noch vor wenigen Tagen, am Himmelfahrtstage, die heiligen Sakramente in der Kirche empfangen, was mir ein Trost war für sie und mich. Das Geschrei der Kinder um die tote Mutter, die eben noch einen Sprößling geboren, tönte vom Totenhaus schneidend herüber, als ich den Heimweg antrat, weil die Glocken mich zum Gottesdienst riefen.

Der Vater ist fort nach Meersburg, um einen Arzt zu holen, und wenn er kommt, findet er die Mutter tot und um die tote Mutter wehklagende Kinder.

Ich dachte noch in der Kirche darüber nach, wie namenlos viel Schmerz und Elend sich oft im Familienleben zusammenhäufen, während der Mensch ohne Familie nie so gehäuftes Weh zu tragen hat.

Deshalb sind aber auch „Hagestolze" die ungeduldigsten und widerwärtigsten Menschen, wenn sie nur ein kleines Leid oder winzigen Schmerz zu tragen haben. —

Ich wurde heute mit der Lesung der Briefe der Herzogin von Orleans, soweit sie bis jetzt erschienen sind, fertig.

Ein Gedanke war mir hierbei besonders klar vor die Seele getreten: Wenn man die sittlichen Zustände, wie sie in jener Zeit am französischen Hofe und im französischen Adel bestanden und wie sie Elisabeth Charlotte teils schildert, teils andeutet — in Betracht zieht, so kann es niemanden wundern, daß die große Revolution so schrecklich losbrach. Über Königshaus und Adel erging nur das Gericht, das die Ahnen schon längst vorbereitet und verdient hatten.

Am 23. August.

Ich hatte gestern abend Gäste, lauter Künstler, Maler aus München. Hofmaler Zimmermann, einer der angesehensten Meister der älteren Schule in Isar-Athen, ist ein geborener Hagnauer. Aus sich selbst, ohne materielle Mittel, unter großen Hindernissen alles geworden, was er heute ist, gehört er zu jenen schätzenswerten Menschen, die einem schon um ihrer Energie im Leben willen Achtung abzwingen. Seit Jahren hat er eine kleine Villa in seinem heimatlichen Seedorf und verbringt hier einen großen Teil des Sommers mit seinen zwei Söhnen, Ernst und Alfred[1], ebenfalls Künstlern. Ich bin schon manchen Abend bei dem alten Meister in meinem Hause gesessen, habe den Anschauungen und Urteilen des ebenso geistreichen als erfahrenen und bescheidenen Mannes gelauscht und vieles von ihm gelernt.

Gestern abend waren wir wieder beisammen und außer den Söhnen noch ein Freund des Vaters und Kunstgenosse. Dieser war ein auffallend stiller, ruhiger Mann, der mir dadurch schon imponierte. Wenn ich Sanguiniker und nervöser Mensch einem recht ruhigen Manne mich gegenüber befinde, so wirkt das beruhigend wie kaltes Wasser auf meine Nervenstimmung, und ich selber werde unwillkürlich inne, daß ich ein aufgeregter Mensch bin. Ich verkehre deshalb sehr gern mit derartigen Naturen, weil sie mir stets ein Stück Selbsterkenntnis beibringen.

[1] Sie sind heute, 1911, auch beide tot.

Der genannte Herr wurde mir aber auch dadurch interessant, daß er mir erzählte, wie er Maler geworden sei. Vor mehr denn vierzig Jahren war er als flotter Studiosus juris auf der hohen Schule zu Heidelberg. Eines Tages geht er am Museum vorüber, als ihm ein Bekannter zuruft und ihn auffordert, ein hier ausgestelltes Bild zu betrachten. Er tritt ein und sieht eine Landschaft von Fries. Das Bild ergreift ihn so mächtig, und der Gedanke, die Natur auch einmal so darstellen zu können, tritt so überwältigend vor seine Seele, daß er von Stund an den Pandekten Lebewohl sagte und bei dem Schöpfer jener Landschaft als Kunstjünger eintrat.

Wie aber gar oft solch rasche Entschließungen und Änderungen des Berufes nicht den gewünschten Erfolg haben, zeigte sich auch hier. Der Mann brachte es nie zu einem bedeutenden Künstler. Als Jurist hätte er es wahrscheinlich weiter gebracht.

Ein mittelmäßiger Jurist bringt es in der Regel viel weiter in seiner Existenz, als ein mittelmäßiger Maler. Jener kann längst Oberamtmann sein, während dieser Hunger leidet.

Am 31. August.

Ich bin ordentlich froh, daß mit dem heutigen Tage dieser Monat zu Ende geht. Trüb, regnerisch oder durch Hitze ermattend war seine Signatur, die sich auch ganz in meinem Seelenleben und in meinem seelischen und leiblichen Befinden abspiegelte.

Wenn ich auf ihn zurückschaue, kann ich sagen, er war „verloren“. Aber, wie manchen Tag und wie manchen Monat verlieren wir während der vielen Jahre unseres Lebens, ohne für die Zeit noch für die Ewigkeit etwas Ordentliches getan zu haben. Und schließlich verspielen wir unser ganzes Leben.

So spielen wir Narrenpossen mit der Zeit, und die Geister
der Weisen sitzen in den Wolken und spotten uns'rer —

sagt Shakespeare. —

Hinter der Kirche, die unweit vom Seeufer steht, hab ich vor einigen Jahren mit Hilfe meiner Hagnauer einen kleinen Park angelegt, den aber an Werktagen nur — der Pfarrer und der alte Mesner besuchen. In einer Ecke der Kirche ist eine stille Bank mit herrlicher Aussicht auf See und Alpen. Man sieht von ihr aus nichts vom Dorfe, nur Natur weithin. Wenn nun der Sakristan „Ein Uhr" geläutet hat und mich nicht auf der Bank vor dem Pfarrhaus trifft, so sucht er mich hinter der Kirche. In der lauschigen Ecke halten wir dann unsere Siesta nach dem Mittagessen.

Ich war heute schon einige Zeit da gewesen, hatte trüb in den See hineingeschaut und über die Vergänglichkeit und die Öde des Lebens nachgedacht. Da kam der Alte dahergehunken, und ich rief ihm, da er sich zu mir setzte, die Worte meines Vaters zu, die längst auch mein täglich Sprichwort geworden sind: „'s ist ein Elend auf dieser Welt."

„'s ist ein Elend, Herr Pfarrer, aber aushalten müssen wir's doch," meinte der Mesner. „Und Sie können es noch besser, als ich. Ich bin ein armer Mann, mein Weib, die Kreszenz, ist krank, mein Sohn, der Benni, liegt seit Jahr und Tag krank darnieder, und ich kann keine Nacht schlafen vor Schmerzen in meinem Fuß. Und doch bin ich froh und dank unserm Herrgott, daß ich noch mein ‚Dienstle' besorgen und jeden Tag gehen und stehen kann."

Ich dachte an die Worte Mephistos, wo er zu Faust spricht:

Hör' auf mit deinem Gram zu spielen,
Der wie ein Geier dir am Leben frißt,
Auch die schlechteste Gesellschaft läßt dich fühlen,
Daß du ein Mensch und unter Menschen bist.

Und als wir uns erhoben, ließ ich meinem braven Mephisto, zum Dank für seine Lehre, im Pfarrhaus eine Flasche Wein geben. Glückselig hinkte er das Dorf hinauf seiner Hütte zu, und ich — beneidete ihn um seine christliche Lebensauffassung.

Ich rede absichtlich nie von religiösen Übungen, wie Gebet und Betrachtung, zu denen ich als Priester verpflichtet bin, aber heute will ich doch davon reden.

Als ich, bald nachdem der Mesner mich verlassen, ein Kapitel aus Thomas a Kempis las, bekam ich noch eine bessere Lehre, als die der Sakristan eben dem Pfarrer gegeben hatte. Da spricht der Herr im 25. Kapitel des III. Buches: „Frieden wollen alle haben, aber nicht alle sind besorgt für das, was zum wahren Frieden führt. Mein Friede ist bei denen, die sanftmütig und demütig sind. Dein Friede wird bestehen in der Geduld. In allem merke auf dich, was du tust und was du redest, und richte deine ganze Absicht dahin, daß du allein mir gefallen wollest. Erwarte nicht, daß du nie einige Beschwernis leidest am Leibe oder im Gemüte, denn frei sein davon ist ein Zustand nicht des gegenwärtigen Lebens, sondern der ewigen Ruhe."

Am 2. September.

Eben war ich bei einer Frau meiner Pfarrgemeinde, die sich in einem Anfall von Schwermut das Leben hatte nehmen wollen. Sie sah jetzt ganz klar ein, vor welch furchtbarer Tat sie gestanden, aber sie hätte in jener Stunde, so erzählte sie, nicht anders gekonnt. Morgens um 9 Uhr hatte sie, während ihre Kinder in der Schule waren und ihr Mann krank im Bette lag, sich entfernt, um sich in das zwei Stunden vom Bodensee entfernte Flüßchen Aach im Salemertal zu stürzen. Unterwegs aber traf sie auf einen tiefen, mit Wasser gefüllten Graben, und in den trieb sie „der böse Geist".

Am Rande des Wassers rang sie noch mit sich, rief

die Namen ihrer Kinder und stürzte sich hinein. Von ferne hatte sie aber ein Mann beobachtet; der sprang herbei und zog sie heraus. Sofort, als hätte das kalte Naß ihren Nervenzustand beruhigt, erkannte sie, was sie hatte vollbringen wollen, und kehrte in tiefster Reue heim. Sie schilderte mir in ergreifender Art, wie sie es nicht gerne getan habe, und daß sie keinem Menschen sagen könne, wie es ihr zumute gewesen sei.

Verwandte wollten ihr schwere Vorwürfe machen, statt die Arme aufzurichten, die lediglich von einem geerbten Leiden heimgesucht ist. Ihr Großvater hatte im Wasser den Tod gesucht, und ihre Mutter, die ich selbst noch kannte, hatte häufige Anfälle umnachteten Geistes.

Von allen Übeln, die sich von Eltern auf die Kinder übertragen, ist Geisteskrankheit entschieden das gräßlichste. Man spricht in unsern Tagen mit Fug und Recht von Einschränkung der fast schrankenlosen Verehelichungsfreiheit, weil so viele existenzlose Menschen sich verheiraten. Noch nützlicher aber wäre es, wenn man mit erblicher Krankheitsanlage Behaftete vom Ehestand ausschließen würde, weil sie ganze Generationen elender, unglücklicher Menschen in die Welt setzen. Ich erinnere nur an die unzähligen Fälle von Schwindsucht. Der moderne Staat greift so viel und so weit in Dinge ein, die man füglich dem Einzelnen überlassen könnte; wo aber Zwang not täte, gibt er Freiheit.

Ich habe mir schon aus früheren Jahren Fälle aus meiner Gemeinde erzählen lassen, wo Menschen den Tod im Wasser suchten, und dabei die merkwürdige Erscheinung wahrgenommen, daß keines von diesen Unglücklichen sich in den nahen Bodensee stürzte, sondern alle entfernter gelegene, kleine Gewässer aufsuchten. Wie ist diese Tatsache zu erklären? Hatten die Armen eine Art Scheu vor dem großen Wasser oder waren ihnen die weiten Ufer des Sees zu belebt und wollten sie in stiller Einsamkeit, ungesehen,

die Welt verlassen? Merkwürdig ist ferner, daß alle die hiesigen Selbstmörder und die meisten, von denen ich überhaupt weiß, am Tag ihr Leben endeten und nicht bei der Nacht. Es sind all diese Fragen Rätsel und werden es wohl stets bleiben.

Eines aber hab ich gefunden, daß geistig beschränkte Menschen eher zum Selbstmord schreiten, als begabtere. Wenn in ein kleines Gehirn etwas kommt, was noch nie durch dasselbe gegangen ist oder ein äußerer Vorgang heftig auf dasselbe einfällt, so kommen die Betreffenden sehr leicht „aus dem Häusle", wie das Volk sagt. Es ist ein harter Schlag auf Glas.

Derlei Leute gleichen dem kleinen Blumentopf, in den man eine groß werdende Pflanze setzt; sie dehnt sich aus, und der Topf zerspringt.

Geistig stärkere Leute halten die elektrischen Ströme des Lebens eher aus, sie verlieren nicht den Mut bei harten Schicksalsschlägen und gehen dem Kampf ums Dasein nicht aus dem Wege. So hat sich in meiner Gemeinde vor kurzem ein schwachgeistiger Mann ums Leben gebracht, weil er in einer Erbschaftsangelegenheit vor Gericht sollte und noch nie „vor Amt" gewesen war. Am Tage vor dem Termin ging er in den Wald und erhängte sich.

Obige allgemeine Bemerkung lasse ich aber nur gelten für normale Zeiten und für vom Zeitgeist und der Kultur nicht angefressene Menschen. Jetzt töten sich ja kleine und große Buben in Menge — aus Blasiertheit, Liederlichkeit und Religionslosigkeit — Dinge, die allerdings auch Schwäche des Gehirns voraussetzen!

Am 3. September.

Zum erstenmal seit Monaten verließ ich heute wieder für einen halben Tag mein stilles Dorf. Ich fuhr nach Konstanz; das Motiv dazu war ein sehr unbedeutendes. Meine Schwester wollte meine Zimmer aufwaschen, eine

Tat, welche ich schon längst verhindert hatte, die mich aber, als sie unabwendbar geworden, aus meiner Klause hinaustrieb. Der Widerwille des männlichen Geschlechtes gegen das Aufwaschen und Putzen von Zimmern und Hausgängen ist allgemein, soweit die starke Seite des menschlichen Geschlechtes nicht aus Bodenwichsern und „Weibsleuten" besteht.

Gar oft wird das Waschen und Aufwaschen auch zur weiblichen Kriegslist. Wenn man den Hausherrn gerne einmal aus dem Haus hätte, so braucht man nur von solchen Dingen zu reden und ihrer absoluten Notwendigkeit, dann geht der gute „Kater", und die Mäuse sind, wenigstens auf einige Zeit, Meister. —

Der bayerische Kapitän, dessen „Bavaria" ich heute bestieg, begrüßte mich als einen lange nicht mehr Gesehenen. In der Tat wohnt kaum jemand am See, der weniger auf Dampfschiffen zu sehen ist, als ich. Meine Antipathie gegen kleinere Ausflüge und meine Abgeschlossenheit nach außen nimmt immer mehr zu. Wenn das so fortgeht, bin ich in zehn Jahren ein menschenscheuer Hypochonder.

Konstanz kam mir heute durch die vielen fremden Reisenden, welche am Hafen und in seinen Straßen zu sehen waren, wie eine Großstadt vor, zu welchem Eindruck allerdings der Kontrast zu meinem Dorf viel oder alles beitrug. Gleich am Hafen traf ich einen alten Rastatter Studienfreund, den Wilhelm Anselm, jetzt Zollinspektor in Konstanz. Aus dem lustigen, hagern Studenten war ein dicker, nahezu phlegmatischer Hagestolz geworden, ein Mann, wie er anders nicht werden kann bei Zolltabellen und Tarifansätzen, mit denen er jahrein jahraus zu tun hat. Bei derlei Beschäftigung müßte ein Mensch alles mögliche anwenden, um nicht Schablone zu werden. Gegenmittel wären Musik, Poesie, Schöngeisterei; allein dazu haben die meisten derartigen Beamten weder Zeit noch Lust. Wenn sich dann noch das Hagestolzentum dazu gesellt, so fehlt

bald nichts mehr zum Bureau-Hypochonder der schlimmsten Sorte dieser Gattung, und als solchen fand ich meinen alten Freund. Ich war innerlich froh, kein Kanzleimensch geworden zu sein.

Dieses Frohsein ward auch nicht getrübt, als ich bald darauf in das Bureau des Staatsanwalts Fieser eintrat. Die Staatsanwälte habe ich sonst schon oft beneidet ob der schönen, freien Reden, die sie halten dürfen. Als ich aber heute einen dieser Glücklichen hinter seinen Akten in enger Stube sitzen sah, da war auch dieses Ideal geschwunden.

Diese Herren sind die Beichtväter des Staates. So wie ein kirchlicher Beichtvater dem Sünder rückhaltlos ins Gewissen reden darf und reden soll, so auch der Staatsanwalt dem Verbrecher und Sünder am irdischen Gesetze. Doch der geistliche Beichtvater muß es unter vier Augen tun und absolutes Geheimnis bewahren. Die Beichtväter des Staates aber gehen vor aller Welt mit dem Sünder ins Gericht, machen in der Regel den armen Teufel noch viel schwärzer, als er ist, und haben ein gewaltiges Privilegium des Räsonierens und Kritisierens. Wenn ein Verteidiger zu weit herauslangt, wird er vom Vorsitzenden sofort zur Ordnung gerufen, aber gegen die Staatsanwälte sind die Präsidenten, welche ja auch von Staates Gnaden sind, nachsichtig, wie schwache Großväter gegen ungezogene Enkel.

Ein Freund möglichst freien Redens, hab' ich drum schon manchmal gedacht: „So ein privilegierter Staatstrompeter möcht' ich auch sein!" Heute verging mir diese Lust.

Eine Stunde später besuchte ich den Chef der Konstanzer Zeitung, Redakteur und Verleger Ammon, einen geistreichen Mann. Auch hier überkam mich der Gedanke, ein Redakteur zu sein, eiskalt.

Und als ich am Nachmittag auf der Terrasse des Konstanzer Hofes saß und über den See hinausschaute, fand

ich, daß die Aussicht von meinem Pfarrhause doch noch schöner sei.

So fuhr ich denn am Abend gerne wieder über das Wasser heim und dachte: „Der liebe Gott hat es am Ende doch am besten mit dir gemeint, daß er dich zum Dorfpfarrer am See gemacht hat."

Am 4. September.

Wie ich meinen Abendspaziergang antreten wollte, kam zur Türe herein ein alter Schulkamerad aus meiner Heimat, ein ehrsamer Metzgermeister.

Ich hatte größere Freude an seinem Besuche, als wenn irgendeine politische oder literarische Größe mich beehrt hätte.

Es war der Metzger „Giger" von Hasle, der erste Charcutier des Kinzigtals, ein Mann, der mit seinen Zervelat- und Groschenwürsten weit mehr verdient, als unsereiner. Ich nahm ihn sofort mit auf meine Promenade und zeigte ihm von der Höhe des „Fohren-Bühls" aus alle Herrlichkeiten des Bodensees.

Der Mann des Blutes und des Fleisches wurde aber nicht recht warm. Und ich nahm es ihm auch nicht übel. Ich dachte, die schönste Ansicht für einen Metzger sei wohl ein Stück Mastvieh, und die schönste Aussicht ein Kamin voll geräucherter Schinken. Im Verlaufe unseres Weges aber merkte ich, daß dem „Heiner" auch sonst noch etwas am und auf dem Herzen liege. Und richtig, im Angesichte der Säntisgruppe, vor dem Spiegel des Schwäbischen Meeres erzählte er mir, es habe zu Hause Spektakel gegeben, und er sei dem Groll seines Weibes, meiner Jugendnachbarin, des „Schneider Hilsen-Seppe", gewichen und in die weite Welt gefahren.

Ich war gestern vor weiblicher Wascherei über See gedampft und heute kam der Blutmann, der von Hasle entflohen ist, weil sein Weib ihn gewaschen hat. Er, der einen Stier mit wuchtigem Schlag niederwirft und tötet, er weicht

vor den Zungenschlägen eines Weibes bis hinauf zum Schwäbischen Meer! So groß ist die Macht der — Loreley, auch ohne goldenes Haar und goldenen Kamm!

Schon im vorigen Jahr kam ein Freund aus dem untern Kinzigtal zu mir, der Josef Gottwald von Offenburg. Auch ihn hatte seine herzensgute Frau erzürnt, und er war bei Nacht und Nebel davongereist, planlos, und endlich an den See gekommen.

Merkwürdig! Beide wollten ihre Frauen erschrecken durch den heimlichen Weggang; beiden sagte ich, sie würden ihren Zweck nicht erreichen. Frauen haben nämlich ein ganz vorzügliches Gefühl für die guten und schlimmen Eigenschaften ihrer Männer. Drum weiß eine Frau genau, ob der Mann in Fällen, wie die obigen, wiederkommt oder nicht.

Die beiden Freunde, die an den See flüchteten, sind kreuzbrave Männer. Ihre Weiber wußten deshalb sicher: die kommen wieder. Und sie kamen auch. Darin liegt aber ein edler Charakterzug des Mannes. Eine Frau, die vom Mann beleidigt das Haus verläßt, kommt in der Regel nur, wenn der Gatte zu Kreuz kriecht, abbittet und die Dame wieder holt. Die „guten Kerle" von Männern aber suchen den Frieden ohne Abbitte und kommen von selbst wieder. Drum geschieht ihnen recht, wenn die Weiber so sind.

Zwischen jenen zwei Kinzigtälern und ihren Frauen hat jetzt der Tod Frieden gemacht für immer. Dem Heiner starb die Frau, und der andere ist selber fort aus diesem Leben. Und heute, da dies Buch neu erscheint, sind alle vier fort und ruhen im ewigen Frieden.

Am 5. September.

Trotzdem ich seit Jahren in der Nähe der Taubstummenanstalt wohne, kam ich erst diesen Morgen dazu, einmal einer öffentlichen Prüfung daselbst anzuwohnen. In dem

prächtigen Rokokoschlosse der ehemaligen Fürstbischöfe von Konstanz, dessen Räume ich ebenfalls zum erstenmal sah, befinden sich unsere armen Taubstummen.

Welche Ironie des Schicksals! Aus einem prunkvollen, vielbesuchten Fürstenschlosse hat die Zeit ein Asyl gemacht für Taubstumme!

Ich hatte keine Zeit, mich lange mit Gedanken über des Geschickes Mächte zu befassen. Das Interesse, welches die Kinder und ihre Bildung mir abgewannen, schnitt alle weiteren Nebengedanken ab.

Es hat mich seit Jahren nichts so sehr in Erstaunen gesetzt, wie heute diese redenden und vernehmenden taubstummen Kinder. Das Hauptorgan der Seele für die Außenwelt, das Ohr, ist tot, und alles muß durch den Gesichtssinn auf das Gehirn übertragen werden. Es ist nun interessant, diese scharf aufpassenden Blicke der Kinder zu sehen, mit denen sie von den Lippen der Lehrer die Worte ablesen und darauf die Antwort geben mit ihrer schwer beweglichen, aber doch gar wohl verständlichen Zunge.

Was die Kinder sprachen, erzählten, beschrieben — alles war mir ebenso neu als überraschend, namentlich auch die Art, wie denselben Begriffe beigebracht wurden, eine Übung, die der Regierungskommissär, Herr Oberschulrat Armbruster, mir zur Lehr' vornehmen ließ.

Der heutige Prüfungskommissär der Kinder war einst auch einer der meinigen. Als ich im Dezember 1863 im Ständehaus zu Karlsruhe mit elf Leidensgenossen das philologische Staatsexamen machte, hielt der jugendlich schöne und überaus freundliche Oberschulrat Armbruster, vom evangelischen Landpfarrer in Wolfenweiler bei Freiburg eben zu dieser Würde erhoben, Wache über uns bei den schriftlichen Arbeiten.

Er hat bis heute weder an Freundlichkeit noch an Jugendfrische abgenommen und zeigt außerdem keine Spur von dem ledernen Wesen eines alten Schulmannes. Er

besuchte mich in den letzten Jahren meines Aufenthaltes am See jeweils, wenn er in Meersburg prüfte, an einem Abend in meinem Pfarrhäuschen und ich begleitete ihn dann in der Nacht noch den halben Weg nach Meersburg zurück.

Ich machte mir heute mittag auf dem Heimweg allerlei Gedanken über die taubstummen Menschen. Vom medizinischen Standpunkt aus ist dieses furchtbare Leiden wohl leicht zu erklären. Aber warum sucht Gott die Menschheit damit heim? Wäre es nicht besser, nicht geboren zu sein oder nach der Geburt zu sterben, als so zu leben? Und ich dachte mir: Diese Unglücklichen sind wohl Werkzeuge Gottes, um uns übrigen Menschen den hohen Wert von Sprache und Gehör zu zeigen. Ohne Taubstumme glaubte man, es müßte so sein, daß alle Menschen hören und reden können.

Und dann darf hier wohl auch an ein bekanntes Wort des Heilandes erinnert werden: „Es ist besser, taub und stumm ins Himmelreich einzugehen, als hörend und redend verworfen zu werden."

Am 8. September.

Als ich gestern mich auf eine „Muttergottespredigt" vorbereiten sollte, konnte ich fast zu keinem guten Gedanken kommen. Ich bin seit Jahren durch die Maiandachten gewohnt, oft über die seligste Jungfrau zu predigen, und liegt mir deshalb das Thema um so weniger fern. Diesmal aber wollte mir nichts Passendes weder in die Feder, noch in den Kopf. Mühsam und trocken schrieb ich endlich einiges nieder. Da ich aber heute in die Kirche kam, die andächtige Gemeinde, die geschmückten Muttergottesbilder, die Fahnen sah, und über all dies unsere „große Glocke" vom Turm herab ihre eherne Stimme erhob, da löste sich meine geistige Dürre. Es kam plötzlich Leben und Wärme in das trockene Gebein meiner Predigt, und ich predigte mit ebenso großer Lust, als ich mit Unlust an der Predigt gearbeitet hatte.

Am 9. September.

Wir feiern heute den Geburtstag unseres Großherzogs. Ein Mann aus einer benachbarten Gemeinde kommt nach der Kirche zu mir und bittet mich, ihm ein „Gnadengesuch“ an den Landesfürsten, der eben auf der Bodenseeinsel Mainau weilt, zu fertigen. Ich kann überhaupt keine Briefe schreiben und wollte lieber betteln, als einen Briefsteller abfassen. Briefe und Bittgesuche an hohe und höchste Herrschaften gelingen mir erst gar nicht. Mein Styl ist derart fern von den üblichen Redensarten in derlei Schriftstücken, daß ich mit dem besten Willen nicht weiß, wie man solche stylgerecht abfaßt.

Ich suchte daher dem Manne seine Bitte an mich auszureden mit meiner Unkenntnis in solchen Dingen; aber er meinte, wenn einer „Bücher stellen“ könne, werde er auch das können. Auch das hätte bei mir nicht gewirkt. Da bekannte er, seine Frau wünsche partout die Absendung einer Bittschrift, und wenn er ohne eine solche heimkäme, gäbe es Spektakel. Jetzt griff ich nach der Feder und erfüllte den Wunsch des armen Mannes, um ihn vor dem Zorn seiner Ehehälfte zu schützen, welche, um mehrere Jahre älter als er, den jungen Menschen als Witwe geheiratet hatte. Ich befahl ihm aber hoch und teuer, ja dem Großherzog nicht zu verraten, daß ich der Schriftführer gewesen sei.

Der Geburtstag des Landesfürsten wird in unserem stillen Seedörfchen sehr einfach gefeiert. Da am Tage zuvor ein Feiertag ist, den meine Rebleute, als große Verehrer der Mutter Gottes, hochhalten, obwohl er staatlich abdekretiert wurde, so nehmen sie sich keine Zeit, den staatlichen Festtag mitzumachen. Ein Fischer sagte mir einmal nicht unlogisch: „Der Staat hält auf den Muttergottestag am 8. September nichts und kann es darum uns nicht übelnehmen, wenn wir den Staatsfeiertag am 9. September auch nicht begehen.“

Am Vorabend läutet mein Sakristan, der alte Acht-

undvierziger, mit seinen Ministrantenbuben den Tag ein. Zwischen die Glockentöne hinein brummt er dann einige Redensarten über Freiheit und Volkswohl. Am Morgen holt die Dorfmusik die Festgäste im Rathaus am See drunten ab, und unter ihren naiven Klängen rücken der Bürgermeister und einige Gemeinderäte in abgeblaßten Zylindern, gefolgt von einigen Grenzwächtern, in die Kirche ein.

Mein dicker Lehrer, ein guter Patriot, ist in Verzweiflung. Er will eine „Festmesse" geben, die Singmädchen sind aber in den Reben an der Arbeit, und er muß seine Messe solo singen und noch die Orgel dazu schlagen. Er arbeitet im Schweiße seines Angesichtes.

Nach dem Gottesdienst ist „Frühschoppen mit Konzert" beim „Fritz". Hier toastet der Bürgermeister. Am Abend vereinigen sich die gleichen Festgäste zum Bankett beim „Zeller am See", und da hält in der Regel mein guter Lehrer die Festrede, die, wie mir Ohrenzeugen versichern, stets einige pikante Wendungen enthält. So sprach er im vorigen Jahre, in bester Absicht, über die Zunahme der Lasten, die auf dem Volke liegen, und meinte dann entschuldigend: „Aber, es ist unserm Großherzog selbst leid, daß er sein Volk so drücken muß." Auf dieses Leid baute er dann, rednerisch ganz richtig, das Fundament seines Toastes.

Franz, der Polizeiwachtmeister des Dorfes, benimmt sich als die berufenste Persönlichkeit des Tages. Und wenn längst alles zur Ruhe gegangen ist, steuert er sein schwankes Fahrzeug, den von meinen Weingartenschen militärischen Freunden ihm dedizierten Offizierssäbel in der Rechten, durchs Dorf hinauf und läßt mit stammelnder Zunge, aber im besten preußischen Dialekt, den Landesvater noch einmal hochleben.

So spielen sich bei uns große Dinge im kleinen ab, und ich sage: „Honny soit qui mal y pense!" zu deutsch: Ein schlechter Kerl, wer darüber schlecht denkt! —

Am 14. September.

Mein hoher Nachbar, der Prinz Wilhelm von Baden, beehrte mich heute mit seinem Besuch. Als wir am Fenster meines Wohnzimmers standen und über das kleine Gärtchen und die grünen Rebgelände zum stillen See hinabschauten, machte der Prinz die treffende Bemerkung: „Sie haben da einen sehr ruhigen Aufenthalt für Ihren unruhigen Geist!"

So sehr diese Worte bewußt oder unbewußt ihre Spitze gegen mich kehrten, ebenso sehr freuten sie mich, weil sie den Nagel auf den Kopf trafen. Ich bin in der Tat überzeugt, daß die Einsamkeit, in der ich hier Woche für Woche verbringe, mir ungemein gut und not tut. Sie ist das Niederschlagende für die sanguinischen Fluida meines „unruhigen Geistes". Allein, was kann der vom Weibe Geborene für sein Temperament, für sein mehr oder weniger gesteigertes Seelenleben? Es läßt sich die Anlage ohne Zweifel steigern oder mildern, je nach der Willenskraft und dem Berufsleben des einzelnen — doch der Grundton ist und bleibt angeboren.

Ob einer Reiteroffizier im Felde oder Nachtwächter in einem kleinen Dorfe ist, macht jedenfalls viele Unterschiede bei gleichem Naturell. Für einen Sanguiniker meiner Art, der zugleich Priester ist, hat das stille, ruhige, monotone Landleben unbedingt großen Nutzen.

Ich weiß es, in Gesellschaft werde ich „leichtsinnig", drum meide ich sie auch, selbst seitdem ich nicht mehr auf dem Dorfe, sondern in der Stadt lebe, obwohl mir die Leute sagen, ich hätte großes gesellschaftliches Talent. Ich meine, es ist Schopenhauer, der einmal sehr wahr sagt: „Geselligkeit gehört zu den gefährlichsten, ja verderblichsten Neigungen." Und der große Menschenkenner Jean de Labruyère schrieb vor zweihundert Jahren: „Tout notre mal vient de ne pouvoir être seuls." (All unser Elend kommt daher, daß wir nicht allein sein können.)

Bisweilen ist es mir aber doch zu stille. Wenn ich an dunkeln Regentagen weder lesen noch schreiben kann und stundenlang von meinem Fenster aus über den naßkalten See hinschaue, träumend und sinnend, da sehne ich mich oft nach Menschen und nach Unterhaltung, und die Einsamkeit kommt mir unheimlich vor. Immer nur allein sein mit seinem Träumen macht die Seele für Augenblicke schauerlich öde.

Bei Sonnenschein und leiblichem Wohlbefinden entschädigt mich die Natur für alles, und ich gäbe meine einsamen Gänge am See um keine Gesellschaft der Welt. Komme ich aber in die Gesellschaft der Städte, wie z. B. beim Landtag, so wird mir das Toben und Lärmen und Reden bald zuwider, und ich suche weit draußen vor der Stadt die Stille und Ruhe der Natur auf. Wieder heimgekehrt an den See, fühle ich stets die Wahrheit des Schopenhauerschen Satzes: „Die allermeiste Gesellschaft ist so beschaffen, daß, wer sie mit der Einsamkeit vertauscht, einen guten Handel macht.“

Und lernen leben in Gesellschaft wir,
Ist's Einsamkeit, die uns lehrt sterben —

ruft Byron so schön aus. Und das Sterben lernen ist wohl die beste Studie, die wir hienieden betreiben könnten, aber leider am wenigsten betreiben. —

Ich habe dieser Tage eine Lektüre in die Hand genommen, die man eigentlich vor gewissen Leuten nicht nennen sollte, wenn man nicht in den Verdacht halber Ketzerei kommen will. Es ist Heine.

Diejenigen Leute, denen der Name Heine ein Greuel ist, haben seine Schriften allermeist gar nicht gelesen. Heine ist und bleibt eines der größten Dichtergenies unserer deutschen Literatur, und von einem Genie kann man immer lernen. Man mag Heine mit Recht frivol, zynisch, religionslos nennen, aber es finden sich bei ihm trotzdem noch so

viele Perlen edelster Art, daß auch der strengste Cato ihn mit Genuß und Nutzen lesen kann. Seine Lyrik und sein Humor sind von zauberhafter Macht, jene begeisternd, dieser unterhaltend. Und wer selbst zu Humor geneigt ist, wird in diesem Faun jeden anderen Humor und Witz übertroffen finden.

Ich bin überzeugt, daß Heine noch keinem ernstlich religiösen Menschen die Religion genommen oder auch nur mit dem geringsten Zweifel angesteckt hat. Wer diesen jüdischen Dämon einmal kennt, wird ihm in dieser Richtung nicht das mindeste glauben. Aber freilich ist er keine Lektüre für junge Leute.

Um aber von Heine nicht zu sehr verzaubert zu werden, treibe ich nebenher holländische Sprachstudien, und der trockene, breite Ernst dieser Sprache sorgt für das nötige Gleichgewicht in meiner Seelenstimmung.

Am 17. September.

Ich komme nochmals auf Heine zurück. Ich bin an seiner Abhandlung über Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland. Wer diese Plaudereien, zunächst für Franzosen geschrieben, liest, wird, so viel Geistreiches und Originelles er auch darin findet, am Ende doch nicht entscheiden können, ob es dem Satyr, der sie schreibt, Ernst oder Spaß war. Er schwärmt fürs Mittelalter, fürs Mönchtum, für den „teuern Mann" Luther, hängt aber jedem nach dem Lob wieder seine satyrischen Bemerkungen an, die wie der „Pferdefuß" des Teufels plötzlich hervorschauen und alles vorher Gesagte in Zweifel ziehen.

Es ist überhaupt Heine nicht möglich, längere Zeit in höheren, ernsten, reinen Sphären zu weilen. Es zieht ihn nach den herrlichsten Schilderungen plötzlich wieder hinab in die beißende Satyre oder ins Triviale.

Ich möchte sagen, dieser Mensch war ein kleiner Teufel — im Lichtgewande und mit den Engelsflügeln des Genies.

Wenn ihm bei seinen religiös-philosophischen Betrachtungen eines ernst ist, so mag es das Urteil über Lessing und Kant sein, ein Urteil, so feingeistig, wie es nur ein Genie über ein Genie geben kann.

Ich habe, nachdem ich bei ihm den Abschnitt „Von Luther bis Kant" heute gelesen hatte, gleich darauf des Vergleichs halber ein anderes Buch in die Hand genommen und in den Nachtgedanken des heiligen Augustinus das Kapitel gelesen: „Philosophie und Religion", und es ward mir zumute wie einem, der eben aus einem mit elektrischem Lichte beleuchteten Konzertsaale, in welchem die lustigsten Walzer von Strauß gegeben wurden, heraustritt und gleich darauf in einem herrlichen, gotischen Dom niederkniet und dem Requiem von Mozart lauscht, wo jeder Takt ihn mit dem erhabensten Ernst durchzittert.

Wie wirft der große Afrikaner mit wenig Sätzen seiner hochpoetischen Sprache die ganze Leere und Hohlheit der Philosophie und ihres Ersatzes für Religion nieder, und wie zauberhaft überwältigend baut er vor uns auf „die höhere Gebieterin, die heilige Religion, die mit königlichem Fuße die Erde berührt und ihr Haupt über die Sterne erhebt"! „Gleich der Taube," ruft das heilige Genie eines Augustinus aus, „die der zweite Vater des Menschengeschlechtes nach der verheerenden Überschwemmung aussandte, überschaue ich die Erde und finde da keinen Platz, wo ich sicher ruhen könnte. Alles ist Verwesung, die mich tötet, Sumpf, der unter meinen Füßen weicht und worin ich versinke. Nur dein triumphierendes Schifflein, heilige Religion, schwimmt sicher über der sumpfigen Erde und kann mir eine sichere Zuflucht gewähren!"

Heine führt uns alle philosophischen Systeme der größten deutschen Denker vor und zeigt dann, wie sie alle, Kant, Fichte, Schelling, später wieder von ihren Systemen ab- und zurückfielen in die Arme des Glaubens oder ihrer früheren Gegner. Und aus all diesen philosophischen Leug-

nungen des positiven Glaubens geht nach Heine schließlich der Kommunismus (die Sozialdemokratie) in Deutschland hervor. „Die Vernichtung des Glaubens an den Himmel," schrieb er im Jahre 1852, „hat nicht bloß eine moralische, sondern auch eine politische Wirksamkeit: die Massen tragen nicht mehr mit christlicher Geduld ihr irdisches Elend und lechzen nach Glückseligkeit auf Erden. Der Kommunismus ist eine natürliche Folge der durch die deutsche Philosophie veränderten Weltanschauung, und er verbreitet sich über ganz Deutschland, und es ist eine ebenso natürliche Erscheinung, daß die Proletarier in ihrem Ankampf gegen das Bestehende die fortgeschrittensten Geister, die Philosophen der großen Schule, als Führer besitzen. Jene gehen über von der Doktrin zur Tat, dem letzten Zweck alles Denkens, und formulieren das Programm. Wie lautet es? Ich hab' es längst geträumt und ausgesprochen in den Worten: ‚Wir wollen keine Sansculotten sein, keine frugalen Bürger, keine wohlfeilen Präsidenten; wir stiften eine Demokratie gleichherrlicher, gleichheiliger, gleichbeseligter Götter. Ihr verlangt einfache Trachten, enthaltsame Sitten und ungewürzte Genüsse; wir hingegen verlangen Nektar und Ambrosia, Purpurmäntel, kostbare Wohlgerüche, Wollust und Pracht, lachenden Nymphentanz, Musik und Komödien.' Diese Worte stehen in meinem Buche ‚De l'Allemagne', wo ich bestimmt vorausgesagt habe, daß die politische Revolution der Deutschen aus jener Philosophie hervorgehen wird, deren Systeme man so oft als eitel Scholastik verschrieen. Ich hatte leicht prophezeien! Ich hatte ja gesehen, wie die geharnischten Männer hervorwachsen, die mit ihrem Waffengetümmel die Welt erfüllen, aber auch leider sich untereinander erwürgen werden!"

Wieviel näher stehen wir heute, fünfundzwanzig Jahre später, der Heineschen Prophezeiung!?

Und wie klar hat Heine die Bedeutung des Christentums für die leidende Menschheit erkannt! Er hofft zwar,

die Nachkommen würden schöner und glücklicher sein als wir, weil er an den Fortschritt glaubt und glaubt, daß die Menschheit hienieden zur „Glückseligkeit bestimmt sei". Er bezeichnet diesen Glauben aber sofort wieder mit Recht als eine törichte Hoffnung. „Wenn aber", so fährt er fort, „die Menschheit hienieden zu ewigem Elend verdammt sei, so solle man das Christentum zu erhalten suchen und barfuß und in der Mönchskutte durch Europa laufen, die Nichtigkeit aller Güter und Entsagung predigen und dem gegeißelten Menschen das tröstende Kruzifix vorhalten".

Am 21. September.

Als ich gestern mit meinem alten Mesner vor dem Pfarrhause, auf dem kleinen Platze an der Kirche, stand und über das Wetter und die Österreicher in Bosnien gesprochen hatte, sagte er: „Auf der Stelle, wo Sie stehen, liegt auch ein alter Österreicher." Ich stand auf hartgetretenem Kirchweg, aber ehedem war hier der Friedhof, dessen Spuren heute ganz verschwunden sind.

Mein Sakristan erzählte mir nun, daß unter meinen Füßen ein Graf Zuccato begraben liege. Er sei Hauptmann und Kommandant der Festung Hohentwiel gewesen, habe sie ohne Verteidigung den Franzosen überliefert und sei abgesetzt und hierher „ins Elend", d. i. in die Verbannung, geschickt worden. Jahrelang habe er in Hagnau gelebt und, als man ihn begraben, sei mein Erzähler als Knabe am Grab gestanden.

Richtig fand ich im Totenbuch der Pfarrei, daß ein Graf Markus Maria von Zuccato aus Parenza in Illyrien, Bruder des russischen Generals gleichen Namens, königlich württembergischer Edelknabe und kaiserlich königlich österreichischer Hauptmann, hier gestorben und am 15. Dezember 1821 begraben worden sei. Er soll sehr armselig und verlassen gelebt haben. Der Dichter sagt ja:

Jedem ist das Elend finster,
Jedem glänzt sein Vaterland.

Ich finde, daß des Grafen Exil ein schönes war; denn ich lebe schon seit Jahren gerne in dem hiesigen „Elend" am wundervollen Bodensee. Was den Mann aber am meisten mochte gedrückt haben als Soldat, wird die Infamie gewesen sein, die er sich zugezogen.

Übrigens trug er nicht die Hauptschuld an der Übergabe. Er war nur einer der wenigen alten Hauptleute auf der Festung, die mit dem Kommandanten wehrlos sich aufgaben.

Niemand erkennt mehr die Stätte, wo der illyrische Graf sein Grab gefunden. Nur ich will jetzt bisweilen seiner gedenken, der ferne der Heimat ohne Erdentrost und ehrlos zu Grabe ging.

Am 27. September.

Es ist am Bodensee nie schöner, als im September. Der Himmel Italiens kommt da über die Alpen herüber und macht dem Schwäbischen Meer seinen Besuch. Reiner, blauer Äther ergießt sich vom Säntis herab in die grüne Flut und versilbert die Rebgelände und die Wälder an den Ufern hin. Dazu herrscht eine heilige Stille in der ganzen Natur und über dem Spiegel des Meeres, als wollte alles, was lebt und schwebt, in verklärter Andacht schweigen.

Ich hatte heute abend beim Spaziergang lange in diese Herrlichkeit hineingeschaut und ging dann am Saume des Waldes hin. Da, wo das Feld eine große Bucht in die Tannen hineingezeichnet, traf ich meinen alten Sakristan, den „großen Kübele", wie die Hagnauer ihn nach seiner Leibeslänge und seinem Geschlechtsnamen nennen. Er saß auf einem großen Markstein, der noch zwei Klosterwappen trägt und einst Wald und Feld der Klöster Salem und Weingarten trennte. Dort drüben hackten sein Weib und eine Tochter „Bodenbirnen" aus der Erde. Der Alte hatte eben den Wagen mit dem magern Kühlein gebracht, um

„das Brot der Armen" heimzuführen. Die Arbeiterinnen waren noch nicht fertig, und er ruhte am Waldrande aus.

Ich fragte ihn, ob das Kartoffelfeld sein Eigentum sei. Er verneinte die Frage. Es sei „ein Pachtacker vom Staat". Das Feld ringsum habe ehedem den Klöstern gehört, und das seien, so habe er oft von seinen Eltern gehört, gute Zeiten gewesen. Die Hagnauer hätten den Klöstern die Reben bebaut um den halben Ertrag. Der Abt habe alles zum Bau geliefert, jedem ein Stück Feld zum Kartoffel- und Gemüsebau geschenkt, und im Winter sei der Klostermüller angefahren und habe auf Abrechnung im nächsten Herbst das Mehl vors Haus geführt. Die Leute hätten damals, außer ihrer Hütte, kein Eigentum besessen, aber auch keine Schulden gehabt. Heute sei einer Eigentümer nur dem Namen nach, in Wirklichkeit gehöre alles den Gläubigern. Die Bürger im Dorf besäßen somit ebensowenig als früher, nur trügen sie viel mehr Sorgen ums Zahlen der Schulden und Zinsen. Jetzt habe man seine Felder zu pachten, und im Winter komme statt des Klostermüllers vielfach der Gerichtsvollzieher.

Ich bewunderte, wie schon oft, die gesunde Logik meines Sakristans, der überhaupt ein sehr vernünftiger Sozialpolitiker ist, trotzdem er nie eine „Vorlesung" im Leben gehört hat. —

Nach Hause gekommen, fand ich den Brief eines jungen, befreundeten Angestellten, der sich beklagt über die Fuchsereien seines Vorgesetzten, „der ein Dummkopf sei!" Ich finde dieses Mißverhältnis sehr erklärlich. Der junge Mann ist sehr begabt. Wenn aber ein Talent mit einer Borniertheit in die Position des Untergebenen zum Vorgesetzten kommt, so wird das nie gut tun.

Der Begabtere wird die Schwäche des andern sofort merken, in den bekannten Fehler geistreicher Menschen fallen und die Zunge nicht zügeln. Dem billigen Denker und Vorgesetzten werden die Bemerkungen seines Untergebenen zu

Ohren getragen, und da er ihn schon vorher haßt, eben weil er nicht dümmer ist, als er selber, so gießt die Kritik Öl ins Feuer, und das „Kujonieren" gibt sich von selbst.

Ich kenne in der Richtung kein wahreres Wort, als das des alten Lichtenberg, der da sagt: „Gewissen Leuten ist ein Mann von Geist ein fataleres Geschöpf, als der deklarierteste Schurke." Wenn aber gar der Mann von Geist der Untergebene von Dummköpfen ist, dann wehe ihm! Er steht zwei gefährlichen Mächten gegenüber — der Dummheit und der in der Regel mit ihr vereinten Bosheit, und beide zu „Pferd", während er zu Fuß gehen muß.

Talentvoller und geistreicher sein, als seine Mitmenschen, ist überhaupt eine sehr gefährliche Gabe. Man kann auch hier das Wort anwenden: „Es wandelt niemand ungestraft unter Palmen."

Die Gabe ist gefährlich für den Besitzer wegen innerer und äußerer Gefahren. Gefahren von innen sind Mangel an Demut, Selbstüberhebung und alles, was drum und dran hängt; Gefahren von außen der Haß und Neid der Bornierten und alles, was aus diesen Quellen fließt.

Darum ist auch diese Rose nicht ohne Dornen.

Dem jungen Beamten aber schrieb ich — was alte und junge Beamte, Geistliche und Angestellte in allenfallsiger Lage sich merken mögen, folgendes: „Lieber, junger Freund! Vergessen Sie nie, daß Bescheidenheit jedem jungen Mann wohl geziemt, einen talentvollen aber geradezu liebenswürdig macht. Zügeln Sie Ihre Zunge, urteilen und kritisieren Sie nie Ihre Vorgesetzten, auch wenn sie geistig weit unter Ihnen stehen. Danken Sie dem lieben Gott, daß er Sie mit herrlicheren Gaben ausgestattet, als jene — aber schweigen Sie. Lassen Sie es ja Ihre Vorgesetzten nie merken, daß Sie deren geistige Schwäche kennen. Reden Sie im Umgang mit ihnen nie geistreich, sondern platt und borniert. Vergessen Sie nicht, daß Zaunkönige eben auch Könige sind und Sie in ihrem Gehege wohnen.

Hören Sie meine warnende Stimme, lassen Sie sich belehren, und Sie werden friedliche Tage sehen und Karriere machen!"[1]

Am 28. September.

Ein schwäbischer Professor aus dem Preußischen, der bekannte geistvolle Germanist Dr. Birlinger aus Bonn, gebürtig aus Wurmlingen im Lande Württemberg, ein Riese an Gestalt und altdeutschem Wesen, war heute einige Stunden bei mir und beschäftigte sich, da ein Professor seine Natur nie und nirgends verleugnen kann, damit, die alten Bücher der Pfarrbibliothek zu durchstöbern. Er fand bei dieser Schau auch eine „Augsburger Ordinari Postzeitung" vom Jahre 1774, die ich noch nie zur Hand gehabt hatte, die ich aber seitdem einigemal durchblättert habe.

Wer sehen will, was aus der Presse seit 100 Jahren geworden ist, der wird durch das Lesen einer deutschen Zeitung aus dem vorigen Jahrhundert merkwürdige Unterschiede finden. Wie naiv erzählt die alte Zeitung ihre Nachrichten, wie friedlich sind ihre Artikel! Wie ein alter Großvater seinen Enkeln, so erzählt sie die Weltereignisse und die Zeitgeschichte. Man meint, man lese in einer alten Familienchronik.

Heute ist die Presse — Professor, Schulmeister, Richter und Henker geworden; sie will und tut uns lehren, vordozieren, ihre Ansichten beibringen, uns kritisieren, verhetzen, verhöhnen, verspotten. Kurzum, wenn man in den frühern Blättern glaubt, ein alter Großvater oder eine Muhme in der Spinnstube erzähle und redigiere, so meint man jetzt gar oft, eine Legion böser Geister habe sich der Presse bemächtigt und betöre, belüge, höhne und hetze die arme Menschheit. Und, was das Gefährlichste ist, Tausenden ist

[1] Wer diese Lehre am wenigsten befolgt, ist der Herr Verfasser selbst. (Anmerkung des Setzers.)

ihre Zeitung heute ihr alles geworden: ihr Evangelium, ihr Katechismus, nicht bloß in politischer, sondern auch in religiöser Beziehung. Es gibt unzählige Menschen, denen das Zeitungslesen zum täglichen Brot gehört, und jede Zeitung hat ihre eigenen Gläubigen, die nicht höher schwören, als auf das, was der Zeitungsschreiber ihnen täglich auftischt.

Während ich dieses niederschreibe, ruft ein wandernder Komödiant seine heute abend in unserm Dorf zu gebende Komödie mit den Worten aus: „Es wird gegeben Genofeva oder die Versöhnung auf der Siegfriedsburg, ganz getreu nach dem Buch." So wie dieser Schauspieler glaubt, es genüge, treu nach dem Buch zu spielen, so finden wir unzählige Menschen, die getreu nach ihrer Zeitung denken, reden und handeln, ohne sich je zu fragen, ob das alles, was ihnen die Zeitung vormacht, auch wahr ist und den Verhältnissen entspricht. Und zu diesen Menschen gehört eine Unzahl von Gebildeten und Halbgebildeten.

Es ist einerseits betrübend, andererseits komisch, wenn man solche Leute politisieren hört und merkt, wie sie lediglich ihrem Leibblatt nachreden und am Nachmittag oder am Abend in hoher Politik machen, nachdem sie am Morgen ihre Zeitung gelesen. Man kann in der Hinsicht heutzutage vielfach sagen: „Der Mensch ist seine Zeitung." Und wenn einst der Satz ging: „Ich fürchte den, der nur e i n Buch gelesen", so kann man heute sagen: „Schrecklich die Menschen, die nur e i n e Zeitung lesen und auf sie schwören."

Es ist mir beim Gedenken an ihre gefährliche Macht schon durch den Kopf gegangen, wer von beiden, das Pulver oder die Presse, am meisten Schaden anrichte in der Welt. Beide traten nicht so fern voneinander ins Leben, und beide haben unermeßliche Wirkungen hervorgerufen. Sie sind eigentlich die Träger der neueren Zeit. Wer aber meinen wollte, beide seien lediglich „Ausgeburten der Hölle", hat noch nie über ihren Nutzen nachgedacht und darf sich trösten,

denn es wird ihm niemand nachsagen, daß er das Pulver erfunden habe.

Mit mir ist die Presse schon sehr schlecht umgegangen, weil es Parteiblätter gibt, die über alles schimpfen, was ihnen gegen ihren Strich geht. Und da ich gar oft vielen Leuten wider den Strich schreibe, fallen sie über mich her, wie die Philister über Simson, der bekanntlich ihrer viele mit einem Eselskinnbacken erschlagen hat.

In unsern Tagen teilen gewisse Blätter ihre Streiche auch mit einem ähnlichen Instrument aus.

Am 2. Oktober.

Die zwei letztvergangenen Tage habe ich wieder einmal in Gesellschaft zugebracht. Ich habe einige Freunde besucht in der benachbarten oberschwäbischen Stadt Ravensburg, im Stammlande der Welfen, und mit ihnen einen Ausflug gemacht. Wer das heitere Bild einer altschwäbischen, bürgerlichen Stadt sehen will, der muß nach Ravensburg gehen. Wer sehen will, wie friedlich es im Lande Württemberg und wie dort „Ruhe des Bürgers erstes Bedürfnis" ist, der braucht nur an einem der gewöhnlichen Tage über den breiten, sonnigen, menschenleeren Marktplatz Ravensburgs zu wandeln. Niemand würde glauben, daß hier einst die kriegerischen Geschlechter der Welfen und Hohenstaufen aus und ein zogen, wenn nicht der „Mehlsack", ein steinalter Turm über der Stadt, an jene Zeiten erinnerte.

Eine Kunstgewerbeausstellung, welche als bis zum 1. Oktober dauernd angesetzt war, wurde in der Art eines Schwabenstreichs am 29. September geschlossen, und wer, wie ich, am 30. sie besehen wollte, war betrogen. Zwar sah ich noch die stolzen Hallen und einige Buden der Ausstellung, ein paar Leichensteine, von denen ich keinen Schluß auf das Ganze machen will, sonst käme das heutige Ravensburg in tiefen Schatten gegen das mittelalterliche, welches

die Papierfabrikation aus Lumpen erfand, und in dem die Ahnen der Holbeine gelebt haben.

Etwas spät, aber immerhin für die Nachwelt früh genug, errichteten die Ravensburger eben ein Siegesdenkmal an die Jahre 1870/71, wo die wackern Schwaben mit dem alten Ruhme gefochten haben.

Meine Freunde, Dr. Stiegele junior und der fürstlich Wolfeggsche Domänenrat a. D. Schüle, später Schultheiß in Ravensburg, führten mich zu dem in Schwaben mehr als irgendwo üblichen Frühschoppen — in den „Storchenbräu". Ich trank zwar nichts, weil ich's nimmer vertrage, schaute aber gerne dem friedlichen Bilde all derer zu, die am Morgen schon nach der Stunde sich gesehnt:

Wo man in sich geht und denkt,
Wo man einen guten schenkt.

Als ich am Abend wieder dahin kam, um selbst mitzutrinken, da war trotz der Überfülle an Gästen das friedliche Zusammensein ebenso ungetrübt, wie am Morgen. Geistliche, Beamte, Bürger, Arbeiter, Offiziere — alles saß ohne Unterschied in der großen Bierstube und trank, trank, trank. Nirgends eine Zeitung, und kein Wort von Politik.

Das einzige Zeichen friedlichen Kampfes waren die schwarzen Schrotkörner, welche die Kellnerinnen in den Händen hatten, und von denen sie bei jedem Glas, das sie kredenzten, dem Gast eines als Schuldschein in den porzellanenen Untersatz des Bechers gleiten ließen. Diese praktische, originelle schwäbische Art, die Rechnung leicht zu finden, gefiel mir. Nur muß es die Hebe mit ehrlichen Leuten zu tun haben, was aber im Schwabenland sich von selbst versteht.

Nichts raubt einem deutschen Trinker mehr die Freude am Nektar des Gambrinus, als wenn er nach jedem Schoppen in die Tasche greifen und bezahlen soll. Nichts vergißt

aber ein biertrinkender Germane leichter, als wieviel er getrunken hat, und so ist dieses stille Bombardement der Kellnerin in die Porzellantasse ein rührendes Zeichen deutschen Erfindungsgeistes und ein starker Faktor in der Wonne des stillen, ehrlichen Trinkers.

Die Hauptsache des Tages fiel aber zwischen den ersten und zweiten Besuch im Storchenbräu, unsere Ausfahrt auf die Waldburg am Nachmittag des 29. September.

Schon oft, wenn ich an sonnenvergoldeten Abenden auf der kleinen Anhöhe hinter meinem Dorfe hinging und meine Blicke vom See weg dem fernen Höhenzug der oberschwäbischen Berge zulenkte, hatte ich im Abendlicht auf waldiger Höhe die Waldburg glänzen sehen und mir jeweilig gedacht, welch wunderbare Schau über Gebirg und See jene Burg bieten müßte.

Heute war ich nach Ravensburg gekommen, vorab mit der Absicht, das fern zu blickende Schloß zu besuchen und einmal von dort herzuschauen, wohin ich so oft schon geschaut hatte.

Meine vorgenannten Freunde begleiteten mich. In des Doktors hochelegantem Zweispänner ging's das heitere Tälchen des Fladbaches hinauf, vorbei an der alten Veitsburg, der Urahne der Stadt. Denn ehedem hieß das Welfenschloß da oben Ravensburg, gab aber diesen Namen der Tochter drunten und behielt für sich nur den Vornamen des Heiligen (Vitus), dem die Burgkapelle geweiht war.

Ich hätte kaum gedacht, daß ein so reizendes Hinterland die alte Reichsstadt ziere. Überall grüne Matten, lichte Wälder, rinnende Wasser, kleine Seen, behagliche Häuser. Es mutete mich fast an wie der Weg von Neapel nach Camaldoli. Als wir aber auf die halbe Höhe des Tales kamen, da sagten mir meine Begleiter, daß das reizend gelegene Dorf dort drüben Grünkraut heiße — und alle Poesie schwand in mir vor Ärger. Überall Luft und Duft, Wald und Wiese, Klang und Sang — und doch hat man

den Ort auf diesem, so lieblich von der Mutter Natur angehauchten Fleck das Grünkraut genannt — ein wahrer Hohn auf jede Poesie in der Natur! Statt nach Forst und Hain, nach Wiese und Quelle zu schauen und danach das Dorf zu benennen, hing man ihm den namenlos prosaischen Titel Grünkraut an! Fürwahr, ein Schwabenstreich schildbürgerlichster Art! Und der Streich ist schon alt, denn das Dorf gehört zu den ältesten Pfarreien Oberschwabens.

Pfarrer von Grünkraut aber möchte ich um alles in der Welt nicht sein und heißen. Und, wenn ich eine Stimme hätte wie der Fall des Niagara, ich würde den Einwohnern Grünkrauts zurufen: „Geht prozessionsweise und barfuß nach Stuttgart und bittet euern König, daß er euch einen andern Namen gebe, denn am jüngsten Tage noch werdet ihr von allen Nationen ausgelacht als die ‚Grünkräuter aus Schwaben‘.“

Grünkraut und Waldburg, nebeneinander in unmittelbarer Nähe, bilden einen Kontrast, wie er stärker in der Geschichte der Ortsbenennungen nicht gedacht werden kann.

Was die Macht der Gewohnheit bewirkt, sah ich an meinen zwei Freunden. Die konnten meinen Ärger gar nicht begreifen und meinten, Grünkraut sei kein so übler Name. Es muß halb und halb in allen Schwaben etwas liegen, was an Schwabenstreichen Freude hat, sonst hätte namentlich der schöngeistige Sohn des Äskulap unmöglich den Dorfnamen verteidigen können. —

Wir fuhren im Streit um Grünkraut weiter, bis auf die umwaldete Hochebene, wo sich die Waldburg bald präsentierte und mich den Ärger vergessen ließ. Auf einem von düstern Tannen eingehüllten Bergkegel schaut die alte Burg, im Abendlichte glänzend, aus ihrem grünen Wald hervor. Zu ihren Füßen liegt, versteckt und schutzsuchend das kleine Dörfchen gleichen Namens.

Bald standen wir im Schloßhof.

Der Schloßwächter, seines Zeichens ein ehrsamer

Schreiner und Anstreicher, mit der Miene eines alten Dorfschulmeisters, trieb hier ein sehr friedliches Hantieren. Er strich einige reparierte „Herrgötter" (Kruzifixe) an für Bauernstuben. Nie hätten wohl die vergangenen Ritter und Grafen von Waldburg in ihren Tagen geahnt, daß nach wenigen Jahrhunderten ein Gevatter Schreiner die einzige Besatzung ihres noch wohl erhaltenen, stolzen Schlosses sein werde, und daß da, wo Waffen klirrten, Sporen rasselten und Streitrosse sich bäumten, einst ein Anstreicher seinen faden Pinsel führen werde!

Der Domänenrat kannte den unschuldigen Burgvogt, der sofort in sein Verließ eilte, um die Schlüssel zu holen.

Die Waldburg ist das Ahnenschloß des alten Geschlechtes der Truchsesse von Waldburg. Sie waren einst Dienstmannen der Welfen, dieser glänzenden altschwäbischen Herzöge, die in Ravensburg und Altdorf wie Könige Hof hielten, und ihre Marschälle, Schenken und Truchsessen hielten.

Als sie ausstarben und die Herrschaften in Oberschwaben durch Kauf an den Neffen des letzten Welfen, Kaiser Rotbart, gekommen waren, dienten die Waldburg den Hohenstaufen als Truchsessen.

Ein Heinrich von Waldburg, der auf unserer Burg saß, während der letzte Hohenstaufen, Konradin, in Ravensburg Hof hielt, zog mit diesem nach Italien, wohnte der unglücklichen Schlacht bei Scarcola bei und sah am 29. Oktober 1268 seinen Herrn in Neapel hinrichten.

Ein anderer Heinrich von Waldburg hatte 1208 den staufischen König Philipp von Schwaben gegen seinen Mörder Otto von Wittelsbach mit eigener Lebensgefahr zu schützen gesucht.

Und die Kaiser Heinrich VI. und Friedrich II. gaben ihren Truchsessen auf das Schloß Waldburg die Reichsinsignien, die sonst auf der Burg Trifels verwahrt wurden, in zeitweiligen Schutz.

Der heutige Besitzer der Burg ist der Fürst Franz von

Waldburg-Waldsee-Wolfegg, der zwei Stunden entfernt auf dem Schlosse Wolfegg seine Residenz hat. So gut mir die letztere Burg gefiel, da ich vor einigen Jahren sie zum erstenmal sah, so begreife ich doch nicht, warum ihr Besitzer die Waldburg so vereinsamt läßt, dieses düster-heitere Schloß, in dem das Rittertum, jene derbe, aber hoch imponierende Zeit, auf Schritt und Tritt uns begegnet, und von dessen Zinnen herab man mit „vergnügten Sinnen" ein Stück irdischen Paradieses schaut.

Ich habe nur im fernen Westen, an der Loire, einmal solch ein Schloß gesehen, so durchaus echt und recht erhalten, wie die Waldburg. Noch sind alle Möbel da, wie die Ritterzeit vor und nach dem Dreißigjährigen Kriege sie hinterließ: Tische, Stühle, Holzplafonds, Öfen, Bettstatten, Gobelins, Rüstungen, Bilder und Humpen — Alles so, als ob die Bewohner von damals eben nur drunten in der Dorfkirche wären und jeden Augenblick in ihre Wohnungen zurückkehren könnten.

In den Fensternischen sind noch die kleinen Tischchen und Bänke, auf jedem ein Humpen. Hier waren die Lieblingsplätze der alten Ritter, wo sie in ihrer Mußezeit saßen, den Humpen leerten und den Rosenkranz beteten.

Ich setzte mich einen Augenblick an eines dieser Tischchen, und die Ritterbilder, unter ihnen der Bauernjörg, jener blutige Löser der sozialen Frage des 16. Jahrhunderts, schauten still auf mich herab, als verstünden sie meine Gedanken.

In einem Zimmer stand eine prächtige Wiege. Der letzte Säugling aber, der einst darin gewiegt wurde, ist schon über zweihundert Jahre tot.

Immer und immer wieder begriff ich nicht, warum diese Burg unbewohnt ist, und ich wurde dem sonst in jeder Hinsicht hochachtbaren Fürsten von Wolfegg halb böse, daß er in seiner Ahnenburg nicht Sommerresidenz nimmt. Noch mehr steigerte sich dieser Gedanke, als wir aus den Ge-

mächern hinaufstiegen auf das kleine Observatorium auf dem Dache der Burg und über den still modernden Sälen der vergangenen Zeit hinabschauten in die von der scheidenden Herbstsonne verklärte, ewig lebendige Natur.

Ich war, seitdem ich auf Kanossas Trümmern und auf den Ruinen des Amphitheaters von Taormina gestanden, nicht mehr so entzückt, wie hier. Und in der Tat, ich habe in Deutschland, so weit ich es kenne, von den bayerischen Alpen bis zum Königsstuhl bei Heidelberg, keinen so wunderbaren Aussichtspunkt getroffen, wie die Waldburg.

Sie ist mir, was das südliche Deutschland und die Aussicht betrifft, das schwäbische Kanossa. Da liegen in lichter Ferne die Alpen, von der Benediktenwand oberhalb des Starnberger Sees bis hinab zum Pilatus, mit ihren zahllosen Spitzen, Felsschroffen, Schneefeldern, Gletschern und ihren verlassenen Tälern. Vor uns, gegen Osten, das liebliche Allgäu, jene milde Schwarzwaldlandschaft voll grüner Matten, duftender Wälder, heimischer Dörfer und Städtchen. Im Südwest sehen wir den Bodensee von Bregenz bis Konstanz und mit dem Fernrohre seine Schiffe und ihre schäumende Wasserstraße; ja, selbst die Pappelbäume an der Kirchhofmauer meines Dorfes grüßen zu mir herüber. Nördlich breitet sich vor uns das ganze, fruchtbare Oberschwaben aus mit seinen unabsehbaren Flächen. Im Westen zeigen sich der Hohentwiel und die Berge des Hegaus. Und all das in zauberhaftem Abendsonnenschein.

Ein hohes Entzücken ging durch meine deutsche Seele, ein Entzücken, wie es so mächtig, majestätisch, ernst und feierlich eben nur die Natur in uns hervorzubringen vermag. Mich störte es nur, nicht allein hier oben sein und unbelauscht, wie ein Träumer am Meere, in diese stille Seligkeit der Natur hineinschauen zu können.

Neben mir stand mein junger Freund Karl, der Arzt. Sein Anblick ließ mir Weltschmerz in seinem Innern erraten; ich sah ihm an, wie er das stille Weh seiner Seele hinabgoß

in die wunderbare Gottesau zu unsern Füßen. Das verbitterte auch mir den Genuß etwas, und ich verglich unser ruheloses Seelenleben mit der heiligen Ruhe in der Natur. Wir arme Menschen sollen hienieden ja nie ganz ungetrübt uns freuen, weil wir überallhin unserer Seele irdische Leiden tragen und ihre Qual.

Ich fragte meinen Freund, ob ich seine Stimmung erraten. Es war so, und er verriet mir auf den Zinnen der Waldburg sein Geheimnis. Es war Amor, der grause Schelm, der dem liebenswürdigen, vielumworbenen Mann die Freude nahm an der Herrlichkeit der Natur. Ich wollte ihn aufheitern und zitierte ihm das Wort Byrons:

O Amor, Gott des Unheils sonder Zweifel,
Und dennoch nannte niemand noch dich Teufel. —

Auch erinnerte ich ihn an die Worte Napoleons I.: „Die Liebe, die unsere Freude sein sollte, ist unsere Qual."

Unser Domänenrat, ein alter, fertiger Hagestolz, der höchstens noch den Bacchus anerkennt von den heidnischen Götzen des Altertums — hatte sich indes von dem Burgwart ein Instrument erklären lassen, das die Kommission für Landesvermessung hier aufgestellt hat.

Wir schieden von der Zinne; ich mit dem festen Vorsatz, noch mehr denn einmal, so Gott will, von dieser Burg herab ins Land zu schauen.

Noch führte uns der Wächter dieses Kleinods in die im vierten Stockwerk gelegene Burgkapelle. Der Weg geht durch die Wohnung des ehemaligen Burgkaplans. Ist das eine reizende, lockende Zelle, dieses Gemach des „Burgpfaffen"! Grau in Grau angemalt, mit Alkoven und Glaskasten in der Wandvertiefung — und eine Fernsicht auf Allgäu und Alpen, wie sie wohl nur noch dem Pfarrer von Kanossa in der Ämilia beschieden ist.

Wie schade, daß sie unbewohnt ist! Wenn mir der Fürst von Wolfegg eine Gnade erweisen wollte, so würde ich ihn

bitten, mir einmal auf sechs Wochen zu gestatten, die Stube des Burgkaplans, allein im düstern Ahnenschlosse, bewohnen zu dürfen. Wie wollte ich da tagsüber einsam unter meinem Fenster sitzen und träumen in die wunderbare Welt drunten, morgens und abends hinabsteigen in die dunkle Schloßkapelle zum Gebet und mittags meinen Imbiß holen beim Wirt im stillen Dörflein!

Wie würde da das alte Schloß mein Freund werden und mir erzählen aus der märchenhaften Ritterzeit; wie würden die nächtlichen Winde dazu rauschen um die verwitterten Mauern, und wie aus jedem Gemach längst vergangene Gestalten geisterhaft vor mir auf und ab gehen und mir zuflüstern von der Menschen Leid und Freud, ihrem Leben und ihrem baldigen Sterben!

Und wie würde mein ganzes Leben hier eine schauerlich wonnige Elegie! —

Ich äußerte in der im stillsten Innern der Burg gelegenen kleinen Kapelle meinen Freunden diesen meinen Wunsch. Der Domänenrat, von Haus aus Mathematiker und Biertrinker, lachte spöttisch darüber, während der heute zur Wehmut geneigte Doktor mit mir sympathisierte.

Wir stiegen burgabwärts. In der Dorfherberge nahmen meine Begleiter einen Trunk, den ich verschmähte. Ich war zu tief aufgeregt und hatte weder Hunger noch Durst. Ich ging indes hinüber zur kleinen Dorfkirche und auf den Friedhof, der sie umgibt. Es begann zu dunkeln, und tiefstiller Abend herrschte ringsum. Keine lebende Seele störte mich bei meiner Wanderung auf dem Gottesacker, nur die alte Burg, bereits in tiefen Schatten gehüllt, schaute auf mich herab. Ich las Grabschriften, darunter auch eine zum Andenken an einen Soldaten, der während des letzten Krieges im Felde geisteskrank wurde und sich bei Chalons sur Marne selbst das Leben nahm. Ein grausiges Geschick! Mich dauerte der Unglückliche doppelt, weil er so fern von der Heimat sein Grab fand und nicht begraben sein sollte auf dem lieblichen, stillen

Friedhofe seines Dorfes. Es ist eine Gräberstätte, dieser Gottesacker in Waldburg, so wunderbar idyllisch, daß man da sterben möchte, um da ruhen zu dürfen.

Schon lange hatte die elegische Seite meines Gemüts mich nicht mehr so lebhaft erfaßt, wie heute in diesem Waldburg, — so lebhaft, daß eine Reaktion eintrat und ich körperlich matt und müde wurde. Still fuhren wir im raschen Flug der feinen Rosse des Doktors wieder gen Ravensburg — durch die Nacht hin. Ich schloß, nervös abgespannt, wachend meine Augen, während der Wind in den offenen Wagen seine wohltätig kühlenden Abendgrüße sandte.

Als ich nach einiger Zeit die Augen öffnete, hatte Mondlicht, von den Allgäuer Bergen herübergestiegen, die Landschaft magisch beleuchtet. Der Sohn des Gambrinus schlief, und Karl saß neben seinem Kutscher und lenkte die Pferde. Mich überkam die Elegie aufs neue, und ich fühlte so recht die Worte Byrons:

Gefährlich Schweigen herrscht zur Mondscheinszeit,
Raum wird durch tiefe Stille dann der Seele,
Sich zu erschließen; nicht wird sie bedräut,
Daß ihr das Tief' und Tiefste sich verhehle.

Der Silberglanz, auf Türm' und Wald gestreut,
Schafft, daß mit Mildem Schönes sich vermähle,
Dringt auch zu Herzen, weckt ein Sehnen drin,
Ein Schmachten, dem nicht Ruh' wird zum Gewinn.

Von dem unglückseligen Grünkraut winkten die Lichter in den Stuben auf die Straße herüber, und bisweilen schlug ein Hund an. Sonst war alles still. Nur der Fladbach rauschte, als wir ins Tal kamen. Die ehrsamen Ravensburger aber waren meist zur Ruhe gegangen, als wir durch das obere Tor in die alte Welfenstadt zurückkehrten, im Storchen noch ein Bier tranken und dann uns zur Ruhe begaben — ich ins Gasthaus zum Lamm, die andern in ihre Junggesellenherbergen.

Am 4. Oktober.

Ich setze heute die Aufzeichnung meiner Erinnerungen an Ravensburg fort:

Am Morgen nach der Waldburg-Fahrt besuchte ich den „Präzeptoratskaplan" Geis, einen hellen, witzigen Schwabenkopf, der den Tag über arbeitet wie ein Brunnenputzer, aber dann am Abend stillvergnügt in seinem „Storchennest" sitzt und seine Ruh' haben will.

Diese Präzeptoratskapläne, wie sie Württemberg besitzt, haben ein mühevolles Amt. Sie müssen in der Seelsorge in allem mithelfen und dazu in den Gymnasien und Realschulen die unteren Klassen in Latein, Deutsch und Griechisch unterrichten. In jedem kleinen Städtchen des Landes sitzt einer, sei es als Kaplan oder Helfer oder Diakonus, und übt die Elemente der klassischen Wissenschaft den Buben ein.

Sie sind durchweg Leute von eisernem Fleiß, Schulmeister mit Leib und Seele, und in meinen Augen die Hauptfaktoren, daß Württemberg das Land der besten Mittelschulen ist. Sie sind die Feldwebel der schwäbischen Schulkompagnien, und ihnen verdankt das Schwabenland seine großen, klassischen Männer.

Sie sind wichtiger und leisten mehr, als die sogenannten Professoren. Diese sind die Offiziere der Kompagnie. Aber jeder Militär wird zugestehen, daß gut weiterexerzieren ist, wenn die Soldaten schon eingeübt sind, und daß die Seele der Kompagnie der Feldwebel und die Unteroffiziere sind. Diese haben die größere Mühe, die Offiziere den höheren Rang. So ist's gerade bei den Präzeptoren und Professoren.

Und was das Wissen betrifft, so wette ich, was zu wetten ist, daß ein schwäbischer Präzeptor, sei er protestantischer Helfer oder katholischer Kaplan, jeden badischen Professor vor dem Frühstück verspeist.

Ich habe manchen badischen Philologen kennen gelernt und seinerzeit, nicht unter den letzten, das Professorats-

examen gemacht, aber der „mindeste" Präzeptor in Württemberg weiß in klassischen Sprachen weit mehr als ich.

Freude und Respekt erfüllt mich jedesmal, so oft ich einen dieser Männer kennen lerne. Ich sehe in ihnen „die Säulen und Grundvesten" der altwürttembergischen klassischen Bildung, die man sich überall zum Muster nehmen sollte im deutschen Reich. Ja, wenn die Schwaben nicht so dumm und die Preußen nicht so „gescheit" wären! Darum bezieht ein ordentlicher Patriot seine Intelligenz aus Preußen, auch wenn sie weit unter der „schwäbischen Dummheit" steht.

So kenne ich ein Land, es ist mein badisches Heimatland, das Lehramtspraktikanten und Professoren in Menge bezogen hat, aber beileibe keine Schwaben, denn die wissen nicht einmal verkehrt zu zählen und Prima zur letzten und Sexta zur ersten Klasse zu machen. Man hat sie alle aus Preußen bezogen und noch besser bezahlt, als die eigenen.

Was diese schwäbischen Präzeptoren noch auszeichnet, ist der Vorzug, daß sie gar nichts vom Schulmeister an sich haben. Sie sind nicht so steif und ledern, wie anderwärts, sondern heiter, lustig, jovial — kurzum „Hauptkerle", wie der schwäbische Bauer sagt.

Mein Freund Geis ist der jovialsten einer und hat deshalb von seinen geistlichen und weltlichen Mitbürgern den Titel „Vetter" erhalten. Der „Geise-Vetter" von Ravensburg ist in geistlichen Kreisen so bekannt im Schwabenland, wie Onkel Tom in Amerika. Er benützt auch untertags jede freie Stunde, um in den Storchen zu sitzen, nicht, wie er sagt, des Bieres halber, sondern aus Rücksicht auf fremde Geistliche. Es könnte, so meint er, einer mit der Bahn gekommen sein und allein im Storchen sitzen müssen, dem wolle er dann Gesellschaft leisten.

Sein protestantisches Pendant, den Diakonus Steudle[1], einen alten Herrn, kenne ich ebenfalls. Er ist ein ebenso

[1] Geis und Steudle sind jetzt längst tot.

gründlicher Philolog wie der Geise-Vetter, nebenbei aber der beste Alpenkenner in Schwaben, dazu ein Hofmann, wie er im Buch steht, und deshalb auch um seiner vielseitigen Kenntnisse willen gern gesehener Gast im unfernen Hohenzollern-Schlosse zu Sigmaringen.

Mir selber hat er von meinem Rebhäuschen in Hagnau aus ein Alpenpanorama aufgenommen, das mich stets erinnern wird an den geistreichen und liebenswürdigen Diakonus in Ravensburg.

Ich bin kein Freund vom Wirtshaussitzen der Geistlichen und besuche nie ein Wirtshaus in meinem Dorfe, auch nicht in der Stadt, seitdem ich in einer solchen Pfarrer bin. Aber so, wie ich sie in Ravensburg gar oft gesellschaftlich beisammen sitzen sah — die Geistlichen beider christlichen Konfessionen, die sämtlichen höheren Beamten, den Stadtschultheißen, die besseren Bürger und die Offiziere der nahen Garnison Weingarten — das lasse ich mir gefallen.

Man glaube dabei ja nicht, daß eine gefährliche Vermischung der religiösen Übungen und Lehren der beiden christlichen Konfessionen aus dieser Art des Verkehrs hervorgehe. Ich habe in Württemberg überall das katholische Volk gut katholisch und das protestantische gut evangelisch gefunden; beide in ihrer Art weit besser, als in andern Ländern, wo die Gegensätze sich schroff gegenüberstehen, und wo gewisse Leute die Hände über dem Kopf zusammenschlagen, wenn ein katholischer Pfarrer und ein protestantischer miteinander verkehren.

Vor meiner Abreise von Ravensburg besuchte ich noch, wie immer, meine „Freundin“, die Frau Zwick. Sie ist die Schwester der Storchenwirtin, der Freundin aller katholischen Geistlichen in Oberschwaben; beide ältere, streng katholische, beleibte Damen von einem Umfang, der ihrem Berufe entspricht.

Meine Schwester würde meine ganze Fahrt nach Ravensburg für vergeblich ansehen, wenn ich von der Frau Zwick

keine „Schützenwürste" mitbrächte. Der Mann der Frau Zwick ist nämlich Metzger und Wurstkönig von Ravensburg, und seine Gattin verkauft diese königlichen Würste.

So sind Frau Zwick und ich bekannt geworden, und sie hat jedesmal ihre helle Freude, wenn der große Landpfarrer vom See mit dem großen Hut kommt und Schützenwürste holt. Längst bin ich ihrem Mann und ihren Kindern vorgestellt, und so oft der erstere daheim ist, muß ich ins Wohnzimmer, und da erwartet mich dann ein Genuß, den man wohl bei keinem Metzger der Welt suchen würde. Meister Zwick spielt mir eins — auf dem Klavier. Er ist ein Hüne, ein Finger von ihm so schwer, wie die Hand einer Primadonna auf dem Klavier — und doch spielt der Riese mit den sentimentalen Kinderaugen mit einer Gewandtheit, die Staunen erregt. Und er ist sein eigener Lehrer. Seine Tochter lernte dies Saitenspiel, in unbewachten Augenblicken probierte es der Vater so lange, bis er es auch konnte.

Aber so was findet man eben nur im Schwabenland, der Heimat deutscher Poesie und Naivität. Bis jetzt hat man nur gesungen und gefragt: „Kennst du das Land, wo die Zitronen blühen?" Ich aber frage: „Kennst du das Land, wo die Metzger Pianino spielen und dazu die besten ‚Schützenwürste' machen?"

Mit meinem „Wurstpäckle" in der Hand und begeistert vom Maestro Zwick, ging ich dann zu Freund Karl, diesem Urgemüt voll stillen Sinnens, sprach ihm zu, sein Weh zu heilen und das „erlösende Wort" zu sprechen. Merkwürdig! Eben kam ich entzückt vom klavierspielenden Metzger, und da gestand mir der von Amor Verwundete, daß das gleiche Spiel der jungen Dame ihm sein Herz gestohlen habe und schuld sei an seinem Liebesleid. Er schilderte mir dann ihre sonstigen Tugenden und Schönheiten mit der ganzen Begeisterung eines poetischen Freiers. Mir gefiel nur eines nicht. Sie heißt Amalie, und das ist mir der schrecklichste Weibername der Welt. Es liegt so etwas namenlos Fades und Lang-

weiliges in ihm. Das fühlen auch die Schwaben, darum haben sie die Am—alien längst in Amélies umgetauft.

Bald darauf hab' ich die „Amélie" als Braut und Frau meines jungen Freundes kennen gelernt und über ihrer Anmut und Bescheidenheit die Am—alie ganz vergessen. Es war ein Paar, wie es, um ein Volkswort zu gebrauchen, die Tauben nicht schöner hätten zusammentragen können.

Seitdem sind viele viele Jahre ins Land gegangen. Und heute, 1911, da diese Blätter neu erscheinen, ist Freund Stiegele Geheimer Hofrat und Leibarzt a. D. in Stuttgart und Frau Amélie Geheime Hofrätin und sie soll immer noch — schön sein, gesehen habe ich sie schon fast drei Jahrzehnte nimmer.

Am 7. Oktober.

Am Tage nach meiner Rückkehr aus dem Schwabenland traf bei mir ein Herr ein, den ich par renommée längst kannte, der aber noch nie in meinem Hause gewesen war, trotzdem er nicht allzuweit von hier wohnt. Er ist durchweg ein Mann der Politik, und deshalb wurde zunächst politisiert und dann, weil in unsern Tagen diese Kapitel so enge zusammenhängen, ein Religionsgespräch geführt.

Ich hatte einen ausgesprochenen Darwinianer vor mir, der zwar die Abstammung vom Gorilla standhaft leugnete, aber die bekannte Entwicklungstheorie um so fester und gewandter verteidigte. Ihm scheint der „Höhlenmensch", wie ihn die Gelehrten im Seekreis aus dem Funde der Höhle von Thayingen bei Schaffhausen konstruiert haben, der eigentliche Stammvater der Seehasen zu sein. Mein Widerpart, ein geistreicher Mann, war in diesen geologischen Funden und den Schlüssen, welche die Gelehrten des 19. Jahrhunderts daraus ziehen, erstaunlich bewandert.

Er erzählte auch, wie in neuester Zeit ein zoologischer Blaustrumpf die Erfindung gemacht habe, eine Molchenart, die bisher nur im Wasser lebte, landlebig zu machen, wobei

die sonst blinden Tierchen Augen bekommen hätten. Es sei dies ein neuer Beleg für den Darwinismus. Merkwürdig! Früher haben die Menschen einmal den Ossa auf den Helikon getürmt, um den Himmel zu stürmen. Das war wenigstens ein anständiger Versuch gigantischer Kraft. Jetzt operiert man mit Taubenfedern, Molchenaugen und Höhlenmännlein gegen das Jenseits und steht doch immer vor neuen Rätseln.

Noch merkwürdiger ist aber etwas anderes. Das Vorstehende wurde geschrieben im Oktober 1878. Sechs Jahre später lernte ich in Freiburg die Molche verändernde Dame — es ist eine Preußin, die Tochter des Generals von Chauvin, mit dem ich gut bekannt war — kennen, und zwar näher. Sie ist vor allem nichts weniger als ein Blaustrumpf, sondern eine äußerst praktische, verständige Person, die, was bei weiblichen Wesen sehr selten vorkommt, denkt und sehr viel denkt, dieses Denken aber nicht in leerer Theorie und aufgeblasenem Geschwätz aufgehen läßt, sondern ins Leben übersetzt. Sie verändert Molche, zieht junge Ziegen, Hühner, Gänse und Enten aller Rassen, lehrt Uhus, Eulen und Raben sprechen, macht wilde Katzen und riesige Hunde zu Lämmern, spielt ohne Gefahr mit Skorpionen und Basilisken, ernährt eine größere Zahl von Mäusen und liebkost sie — kurzum, sie liebt, hegt, pflegt, zähmt alles, was lebt im Reiche der Natur.

Alle ihre Tierchen vom „Axelotl“ und Molch bis hinab zur weißen Maus hören und kennen ihre Stimme, und es ist hochinteressant, dem Verkehr zwischen ihr und ihren Lieblingen zuzusehen.

Dabei ist sie, obwohl eine Preußin, ausnahmsweise sehr liebenswürdig gegen die „Badenser“ meiner Sorte.

Sie inspiziert jährlich wenigstens einmal meinen Garten, meine Zimmerpflanzen und meinen Hühnerhof.

Respekt vor solchen Blaustrümpfen, welche die Welt mit Eiern und jungem Geflügel versorgen und nebenher in wissenschaftlichen Leistungen jedem Universitäts-Zoologen über den Kopf schauen! —

Ich habe vor kurzem einige Vorträge des großen englischen Forschers Tyndall gelesen. Derselbe beschäftigt sich seit Jahren mit den Kristallisationen in der Natur. Auf alle mögliche Art sucht er der Sache beizukommen. Und was erklärt dieser Gelehrte, nachdem der Prozeß bis in die minutiösesten Atome verfolgt war? Er sagt: „Ich finde eben überall eine Kraft, die da wirkt, und die ich nicht erklären kann. Man möge sie nun Gott oder Jehova oder Naturkraft heißen, sie existiert, kann aber von uns nicht gefaßt werden."

Wie leicht geht der gläubige Christ über all diese Fragen hinaus, und wie findet er eine beruhigende Lösung, um die jeder ungläubige Gelehrte, der da forscht und doch nie zum Ziele kommt, ihn beneiden dürfte — in den Worten: „Ich glaube an Gott Vater, den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde." —

Am Tage nach meiner Disputation mit dem Darwinianer mußte ich einer jungen Frau die heiligen Sterbsakramente reichen. Es war ein einfaches, gläubiges Bauernweib, aber sie sah dem Tode entgegen mit einem Mute und einer Ruhe, wie sie eben nur der Glaube gibt beim Sterben. Während ich vor der Frau am Bette stand und sie bewunderte in ihrer Furchtlosigkeit, dachte ich: „Wie würde es dieser Sterbenden jetzt sein, wenn sie ihren Glauben an Gott und Ewigkeit auf den Darwinismus, auf Molchsaugen und Höhlenmännlein gestützt hätte?!" Und die ganze, naturwissenschaftliche Spielerei, so interessant sie für die menschliche Forschung sein und so recht sie auch in so vielem haben mag, fiel mir in den Abgrund tiefster Armseligkeit.

Am 9. Oktober.

Seit langem hat mich keine Lektüre so erfreut, wie die Abhandlung Heines über die „romantische Schule", die ich heute wieder einmal gelesen habe. Fürwahr, schöner kann eine Kritik nicht mehr geschrieben werden! Und, wenn es sonst an sich etwas Langweiliges ist, eine Sammlung von

Kritiken zu lesen, so gehören diese Charakteristiken Heines, wenn auch nicht immer zum Wahrsten, so doch zum Interessantesten und Spannendsten, was ein halbwegs Vernünftiger lesen kann.

Es ist mir bei dieser Besprechung der letztvergangenen großen deutschen Dichter- und Philosophenzeit wiederholt ein Gedanke gekommen, — der nämlich, wie reich an großen Männern Deutschland in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts und in den ersten dreißig Jahren unseres Säkulums war. Da sehen wir einen ganzen Wald aufwachsen von lauter genialen Menschen. Philosophen und Poeten von hoher Bedeutung stehen vor uns wie ein Geschlecht von Geistesriesen. Jene Zeit kommt mir vor wie die Renaissance in Italien. Es war ein neues, gewaltiges, massenhaftes Aufblühen des deutschen Geistes in der Literatur. Und als hätte sich der deutsche National-Genius damals überanstrengt durch die Überproduktion: es trat, nachdem der Tod jenen Dichter- und Philosophenwald niedergelegt hatte, eine ebenso große Ebbe ein, wie die Flut gewesen. Es war in dem dichten Wald kein Nachwuchs aufgekommen; kalt und leer blieb die Oberfläche. Und während jene genialen Eichen der deutschen Dichtkunst und Philosophie und die sentimentalen Linden der romantischen Schule in den Himmel hineinwuchsen, stolz und kühn, grabbeln jetzt armselige Erdmännlein an ihrer Stelle und wühlen wie Kobolde — in dem Materialismus. Der germanische Geist, klassisch gebildet in jenen Tagen, ist wieder verwildert, liegt auf der Bärenhaut und denkt an Krieg und Revolution.

Ich behaupte, was ich auch schon anderwärts ausgesprochen habe, daß die deutsche Kultur nicht im Fortschritt, sondern im Rückgang begriffen ist, und daß die große Zeit in der Literatur und Kunst schon war und nicht mehr kommen wird.

Ich sage ausdrücklich auf dem Gebiete der Kunst und Literatur. Hier haben die gebildeten Völker aller Zeiten

Großes geleistet und sind Genies aufgetreten, die in den gleichen Nationen keine Nachfolger mehr haben werden. Aber auf einem Felde des Forschens und Wissens hat die Menschheit noch eine riesige Zukunft — auf dem der Naturwissenschaften. Sie wird zwar im letzten Grunde nie über das Bekenntnis Tyndalls hinauskommen, aber noch unendlich vieles entdecken, was bisher Geheimnis war.

Was hat unsere Zeit nicht auf dem Gebiete der Elektrizität, des Lichtes, des Dampfes, des Schalles für Fortschritte gemacht, und welche wird sie noch machen!? Aber was dann? Auch dann werden die Bäume nicht in den Himmel wachsen und wir aus dem Meere von Rätseln, das uns umgibt, nicht herauskommen, vielmehr immer wieder vor neuen Geheimnissen stehen, und wenn die Menschen, auf der Höhe der naturwissenschaftlichen Kultur angekommen, zu Giganten werden wollen, die sich anschicken, den Himmel zu stürmen und den lebendigen Gott aus der Schöpfung hinauszujagen — wird „Zeus" mit seinem Blitz sie erschlagen, d. h. unter den Trümmern der Kultur sie begraben. Dann wird die Menschheit wieder von vornen anfangen müssen beim Hirten, beim Bauern, die ihre Herden da weiden und ihren Pflug da führen, wo einst Hochschulen des Materialismus gestanden sind.

Am 12. Oktober.

Seit Jahren war der Weinmonat nicht so mild und freundlich wie im heurigen, weinarmen Jahr. Es liegt oft eine eigene Ironie in der Witterung. Den ganzen Sommer regierte Jupiter Pluvius und sandte dem armen Weinstocke alle möglichen Feinde, vom Sauerwurm bis zum Schwarzbrenner. Und jetzt, da die Träublein, klein und mager, von ihren Feinden schwer verwundet, unter dem gelblichen Laube hängen, jetzt sendet Helios, der Sonnengott, seine goldensten Strahlen, welche die welken, kranken Kinder der Rebe in

ihrer Armseligkeit fast verhöhnen und dem Rebmann das Elend seiner Pfleglinge in elektrischem Lichte zeigen.

Wenn man sich über diese Trauer in den Weinbergen hinaus erhebt, so ist das Gemüt doch dankbar der lieben Sonne, die so wunderbar die sterbende Natur verklärt in diesen Tagen. Es ist mir eine wahre Wonne, am Abend dieses Liebkosen der Sonnenstrahlen mit Wald und Feld zu belauschen. Und wenn ich am Waldsaume hinschreite, bald die lichtgoldne Färbung des sterbenden Buchwaldes, bald das matte Grün der Waldwiesen, schon kämpfend mit dem Winterschlaf, noch im Halbschlummer geweckt von den letzten Sonnenstrahlen, still sinnend betrachte; wenn ich hier den Hirtenknaben zuschaue, wie sie, im Frühling der Menschheit, von keinem Herbst und keinem Winter des Lebens wissend, singend und jauchzend ihre kleinen Feuer zwischen den weidenden Tieren anzünden; wenn ich dort sehe, wie die Erwachsenen, vertieft in des Lebens Sorge, gebeugt von der Arbeit und der Jahre Last, von den Feldern die letzten Erzeugnisse einheimsen, so zieht eine süße Elegie in meine Seele. Ich versöhne mich für Augenblicke wieder mit unserer menschlichen Vergänglichkeit und Armseligkeit, weil all das, was vor meinen Augen sich zeigt, so lieblich verklärt wird von der Herbstsonne, als ob ihre Strahlen Boten wären und kleine Lichtlinien von der großen, ewigen Verklärung im Jenseits.

Es ist mir, als ob dieser herbstliche Sonnenglanz uns Menschen zuriefe: „Seht, ihr Menschenkinder, wie ich die tote, geistlose Natur verkläre und ihr ein überirdisches Gepräge verleihe im Sterben — und glaubt an die eigene Verklärung! Erhebt eure Häupter und schaut, wie drüben die Steinriesen der Alpen im Abendsonnenschein schon seit Jahrtausenden der Natur und den Menschen zusehen, wie sie sterben und vorübergehen, aber auch zusehen, wie die Natur immer wieder ihren Frühling hat nach dem Herbst und Winter! Und ihr Menschenkinder, ihr sollt nicht mehr wert sein, als jenes langlebige Gestein und die wiederaufstehende Natur? Und für euch

allein, die Kronen der Schöpfung, sollte es nur einen Frühling und dann keinen mehr geben, und ihr solltet im Flug vorübereilen, um auf ewig im Nichts unterzugehen?" —

Am 14. Oktober.

In einem von Rebhügeln verdeckten, stillen Dörfchen, unweit vom See, lebt mein nächster Nachbar, der Pfarrer Schrof. Gar oft, namentlich zur Winterszeit, führt mein Spazierweg durch sein abgelegenes Heim. Er begleitet mich dann eine Strecke weit meinem Dorfe zu, und wir reden über alles, was das Herz einsamer Landpfarrer bewegt.

In Beurteilung unserer Pfarrkinder und der Natur der Seehasen sind wir stets einig. In kirchenpolitischen Dingen ist er so konservativ, daß ich ihm gegenüber radikal erscheine. Und wenn wir bisweilen auf der stillen Höhe, welche sein Dorf von dem meinigen trennt, streiten, so geschieht es aus diesem Grunde.

Heute sprachen wir von seiner Zukunft. Er ist seit Jahren mit einem schweren Augenleiden behaftet, kann nicht lesen und nur mit Mühe etwas schreiben. Daß ihm dadurch die Verwaltung seiner, wenn auch kleinen Pfarrei sehr schwer fällt, versteht sich von selbst. Gerne würde er sich pensionieren lassen, allein, und darüber redeten wir gerade heute, ein katholischer Pfarrer kann bei uns dies nur tun, wenn er entweder früher Hunger gelitten hat oder nach der Pensionierung das Hungern noch lernen will. Hat er es früher geübt, so ist er's gewohnt und hat sich dabei „was erspart", kann also sieghaft in seine armselige Zukunft sehen. Einer, der aber gelebt hat, wie man mit durchschnittlich 2500 Mark neben zahlreichen Lasten und Pflichten, die auf dieser Summe liegen, leben kann, wird keine Kapitalien machen können. Wollte er sich nun krankheits- oder altershalber pensionieren lassen, so bekäme er nach 40 Dienstjahren als Maximum 1800 Mark.

Mit dieser Summe kann er in eine Stadt oder ein Städtchen ziehen, sich eine Wohnung für etwa 500 Mark mieten

und dann mit seiner alten Schwester oder Haushälterin ein armseliges Dasein enden. Diese Aussicht hält meinen Nachbarn ab, sich pensionieren zu lassen, um so mehr, als er bei seiner Dienstzeit höchstens 1400 Mark bekäme.

Die Vorgesetzten der Geistlichen haben, wenigstens in unserer Diözese, noch nie etwas Wichtiges getan, um dem niedern Klerus aufzuhelfen oder ihn auch nur selber anzuregen, etwas für sich zu tun. Hätten aber die katholischen Priester in ihrer Gesamtheit vor Jahren sich vereinigt, um einen Pensionsfonds zu gründen, sie würden, durch Legate aus ihrer Mitte unterstützt, in kurzer Zeit über die nötigen Summen verfügt haben[1].

In der Beziehung hat aber niemand weniger Korpsgeist, als der katholische Klerus. Der gut Bepfründete denkt, ihm langt es, und der schlecht Besoldete kann in einen Pensionsfonds nicht so viel bezahlen, um später einen ordentlichen Ruhegehalt beziehen zu können. Darum haben beide kein Interesse an der Gründung eines solchen Fonds.

So muß eben mancher auf seinem Posten bleiben, kränklich und alt, obwohl er gerne sich pensionieren ließe und dies für ihn und die Gemeinde besser wäre. Mancher „alte Herr" kann jahrelang nichts mehr leisten, er amtet eben fort, so gut und so schlecht es geht, und wenn er stirbt, weint ihm die Gemeinde keine Träne nach. Er ist zu alt geworden im Dienste, die Bauern sehnten sich längst nach einer andern Kraft, darum sind sie in gewissem Sinn „froh, wenn er stirbt".

Der gute Pfarrer aber wäre längst gegangen, wenn er außer Dienst ein zulängliches Auskommen gehabt hätte. Es ist eben nur größeren Geistern vorbehalten, als Universitätsprofessoren und Domherren zu sterben. In diesen Stellungen kann man eine Mumie werden, gar nichts mehr leisten und doch beim vollen Gehalt bleiben. Die im Staub geborenen

[1] Heute, 1911, bezieht ein Pfarrer mit 40 und mehr Dienstjahren zwar 2400 Mark Pension, was aber kein Pfennig mehr ist, als vor 30 Jahren 1800 Mark.

und im Staube bleibenden Kleriker aber müssen im Schweiße ihres Angesichts arbeiten, wenn sie leben wollen, bis zum Tage, da sie zum Staube zurückkehren.

Unsereiner wird, wie die allermeisten seiner Mitbrüder, geistlicher Proletarier bleiben sein Leben lang, hat sich auch noch nie danach gesehnt, Gelegenheit zu bekommen, als Mumie zu sterben; aber wenn er Gesetze zu machen hätte für den niedern Klerus, so würde er in der seither besprochenen Richtung also anordnen:

1) Jeder Pfarrer bezahlt fünf Prozent seines Einkommens in den Pensionsfonds.
2) Von dem Vermögen eines jeden Pfarrers, der lachende Erben hinterläßt, fällt ein Dritteil dem gleichen Fonds zu.
3) Jeder Pfarrer tritt mit dem 65. Lebensjahr in Pension, die nach dem Maße seiner Einzahlungen und dem Stand des Fonds bemessen wird.

Die Kirche sollte ihre Geistlichen zwingen, für ihre Pension Beiträge zu leisten, wie es der Staat seinen Beamten gegenüber tut. Und dies um so mehr, als es auch unter den Klerikern Leute gibt, die finanziell ihre Sache von Jahr zu Jahr auf nichts stellen. Zu diesen gehöre auch ich.

Übrigens hoffe ich, daß angesichts der allgemeinen Vereinigung jedes Standes in unserer Zeit auch der niedere Klerus sich einmal zusammentun wird, um für seine alten Tage zu sorgen[1].

Am 15. Oktober.

Bei meinem Besuch in Ravensburg hat Freund Stiegele mir einige spiritistische Schriften mitgegeben, die ihn von der

---

[1] Diese Hoffnung hat sich nicht erfüllt, meinen alten Freund Schrof aber hat der Tod, wenige Jahre nachdem ich den See verlassen, noch als aktiven Pfarrer geholt und damit ein gutes Werk getan, und ich bitte ihn schon lange vergeblich, dieses gute Werk auch an mir zu vollbringen.

materialistischen Weltanschauung bekehrt hätten. Die Bücher enthalten die Offenbarungen des amerikanischen Spiritisten Davis, herausgegeben von dem russischen Hofrat Aksakow.

Ich habe seit einigen Tagen darin geblättert. Davis wurde 1826 in Amerika als Sohn eines Schuhmachers geboren und war in seiner Jugend nacheinander Müllerbursche, Kommis, Hirte, Feldarbeiter, Bettler, Hefenhändler und Schuhmacher in Poughkeepsie im Staate Neuyork geworden. In letzterer Eigenschaft ward er als ein Medium erster Güte entdeckt und wurde zum Offenbarer. Was Aksakow hier veröffentlicht, hat Davis im magnetischen Schlafe von sich gegeben und der Pastor Gibson Smith von Poughkeepsie aufgeschrieben. Es ist viel wunderliches Zeug, was dieser Schuhmacher, der im ganzen Leben kaum fünf Monate die Schule besucht hat, in seiner „Ekstase" zum besten gibt.

Auf religiösem Gebiete ist Davis Rationalist vom reinsten Wasser. In der Hinsicht könnte er in Heidelberg dozieren, und es scheint der heilige Geist, der ihn inspirierte, meist der Pastor Gibson Smith selbst gewesen zu sein.

Christus ist ihm, wie Brahma, Confucius, Mohammed, ein Spiritist, der Offenbarungen hatte. „Auch Luther hat Wahrheiten geoffenbart, die sehr praktisch und nützlich sind. Doch wiegt der Irrtum in seinen Erzeugnissen vor und sind dieselben deshalb nicht eines so hohen Grades von Aufmerksamkeit und Achtung würdig."

Das Ganze ist ein Sammelsurium von allgemeinen Phrasen über alles, was die Menschheit interessiert. Beachtenswert scheint mir nur das, was der Schuhmacher von Poughkeepsie, den ein Schneidermeister Livingston jeweils in magnetischen Schlaf versenkt, über die Planeten sagt. Hier ist er nicht beeinflußt, wie auf dem religiösen Gebiet, von den üblichen Redensarten der Rationalisten und Freigeister, die er im Leben gehört — und spricht von vielem Neuen, das Sinn hat. In sehr interessanter und glaubwürdiger Art beschreibt er die Pflanzen-, Tier- und Men-

schenwelt auf den einzelnen Planeten. So erzählt er im Detail von den Menschen auf dem Saturn, daß sie weit vollkommener organisiert sind, als wir Erdenwürmer, und jede Klasse menschlicher Wesen in unserm Sonnensysteme übertreffen. Sie sind physisch, geistig und moralisch vollkommen. Schwäche und Krankheit existieren unter ihnen nicht. Liebe, Reinheit und Wahrheit vereinigt sie in Frieden und Glückseligkeit.

Auch die Bewohner des Jupiter übertreffen an Größe, Symmetrie und Schönheit die Erdenmenschen, besonders aber an Intelligenz. Sie können nicht anders denken und anders sprechen, müssen also sagen, was sie denken. Sie haben keine Leidenschaften, und darum kennen sie auch keine Krankheit.

Zum Glück wohnen diese Jupitermenschen nicht auf Erden, wo diejenigen, welche sagen, was sie denken, sehr schlecht wegkommen und wo Lüge und Heuchelei weiter helfen als Wahrheit. —

Die Bewohner des Mars sieht Davis in seinem magnetischen Schlafe viel häßlicher, als wir sind; sie zeigen aber eine besondere Würde und Erhabenheit in ihren Bewegungen. Sie sind tugendhafter, als die Erdenmenschen; all ihre Neigung geht auf Werke der Güte und Barmherzigkeit. Die Begriffe, die von ihrem Denken entstehen, sind unvermeidlich wahr. Sie benutzen ihren Mund und ihre Zunge nie als Werkzeuge der Unterhaltung. Das kräftigste Mittel ihrer Unterhaltung sind die Augen. Wenn einer von ihnen einen Gedanken faßt und denselben auszudrücken wünscht, so wirft er seine strahlenden Augen auf die des andern, und seine Empfindungen und Gedanken werden diesem sofort bekannt.

Uns am ähnlichsten sind die Bewohner der Venus, nur massiger in ihrer Konstitution. Sie scheinen auf der einen Halbkugel, was man sagt, gute Kerle, aber billige Denker zu sein. Auf der andern wohnen Kannibalen und Riesen, die stark tierische Gesinnung äußern.

Den Merkur sieht Davis nur wenig bewohnt. Zwei große, dürre Wüsten bedecken fast ein Dritteil dieses Planeten. Die menschlichen Bewohner sind Orang-Utans, mäßig mit Haaren bedeckt, besitzen aber Hochherzigkeit, Selbstachtung und ein vorzügliches Gedächtnis. In einem aber übertreffen diese Orang-Utans die meisten Menschen, sie sind Feinde aller Redensarten und wollen und behalten nur die Substanz eines Gesprächs.

Ein anderer mag über magnetischen Schlaf und über Spiritismus denken, wie er will, ich halte die Offenbarungen des Sehers von Poughkeepsie in bezug auf die Planeten für sehr plausibel und für vernünftiger, als viele Philosopheme deutscher Gelehrsamkeit. Auch lassen sie sich mit der christlichen Weltanschauung ganz leicht vereinbaren.

Es wird in unsern Tagen auf dem Gebiete des Spiritismus und Magnetismus viel Unfug, Schwindel und gefährlicher Aberglauben getrieben, und mit Recht ist die Kirche diesem Treiben entgegengetreten — allein ausrotten wird sich die Sache nie lassen, solange Menschen auf dieser Erde wandeln. All diese Dinge sind mit unserm Seelenleben zu sehr verwandt. Und in seinen letzten Konsequenzen ist mir ein Spiritist immer noch lieber als ein Materialist, und der Schuhmacher Davis wird sicher weit weniger Unheil anrichten, als ein Professor à la Moleschott und Haeckel. Zudem gibt es, wie Schopenhauer schon sagt, viele Dinge zwischen Himmel und Erde, die wir nicht begreifen und die trotzdem existieren und wirken.

Am 17. Oktober.

Das Grab des Grafen Zuccato, über welches ich täglich hinschreite, hat mir keine Ruhe gelassen. Ich wollte etwas wissen über den Vorgang, der dem Mann hier sein elendes Grab gegraben hat. Ich sah mich um und bekam die Geschichte des Hohentwiel von dem württembergischen Generalmajor von Martens in die Hand, die mir reichlich Aufschluß gab.

Die Franzosen hatten 1799 kein Glück gehabt am Oberrhein. Sie waren bei Ostrach und Stockach zum Rückzug über den Rhein gezwungen worden. Der Hohentwiel war, obwohl das ganze Jahr über bald kaiserliche, bald französische Truppen in der Nähe waren, unbehelligt geblieben. Keinem der kriegführenden Teile war daran gelegen gewesen, die Festung in seinen Besitz zu bringen oder vorübergehend zu besetzen.

Der Rückzug der Franzosen hatte alles in Schlummer gewiegt, so daß der schwäbische Kriegsrat von Stuttgart aus befahl, die in der Festung befindlichen Kühe und einige Vorräte an Schweinefleisch und Schinken zu verkaufen.

Im August des genannten Jahres war der Herzog Friedrich selbst auf dem Hohentwiel gewesen, um den Durchmarsch der Russen nach der Schweiz zu sehen und Offiziere und Soldaten am Fuß der Festung zu bewirten. Er hielt auch eine Parade ab über seine Truppen im Schloßhof. Diese bestanden, auch ein Bild alter deutscher Zeit, aus 10 Offizieren (einem Obristen, einem Oberstleutnant, 4 Hauptleuten, 4 Leutnants), 4 Unteroffizieren und 6 Mann Artillerie, 11 Unteroffizieren, 4 Trommlern und 71 Soldaten von der Infanterie. Dazu kamen 4 Nicht-Kombattanten, 54 Weiber und 93 Kinder.

Der Herzog war mit der Aufstellung der Festungstruppen so zufrieden, daß er gleich auf dem Paradeplatz den Kommandeur, Oberst von Bilfinger, zum Generalmajor beförderte. Dieser war 72 Jahre, sein Adlatus, Oberstleutnant von Wolff, 56 Jahre alt. Nach ihnen kamen die Hauptleute Rhodis von Tunderfeld, Burggraf von Narva, Arsenalinspektor von Rieger, von Keller und Graf von Zuccato. Die Leutnants waren: von Reizenstein, Flitsch, Saara und Müller. Drei von den letzteren hatten das sechzigste Lebensjahr weit überschritten. Von den Soldaten stand die Hälfte im Alter von 40—70.

Das war die Garnison von Hohentwiel, als im Frühjahr 1800 die Franzosen unter Moreau den Feldzug am Oberrhein

eröffneten und bei Kehl, Breisach und Basel über den Fluß gingen.

Es war dies am 25. April geschehen. Schon am Morgen des 1. Mai standen die Franzosen nach einigen glücklichen Gefechten gegen die Österreicher auch auf dem rechten Rheinufer bei Schaffhausen und Stein. Am Mittag näherte sich bereits die Division Vandamme vom Armeekorps des Generals Lecourbe, 10 000 Mann stark, dem Hohentwiel. Es erschien alsbald ein Offizier mit einem Trompeter und sechs Husaren vor dem untern Festungstor, verlangte eine Unterredung und, als diese gewährt wurde, die Übergabe der Festung auf Gnade und Ungnade.

Der Kommandant erklärte, die Festung, die noch nie erobert worden sei, in keine fremde Macht geraten zu lassen, da er mit seinem Kopfe dafür hafte, und er ersuche den General Vandamme um die gleiche Berücksichtigung der Neutralität, wie die früheren französischen und kaiserlichen Generäle sie respektiert hätten.

Mit dieser Erklärung begab sich Oberstleutnant Wolff vor das Ausfallstor der Festung, wo Vandamme selbst erschien und in beredten Worten ihm dartat, daß er den Zustand der Festung und die Schwäche ihrer Besatzung wohl kenne und dieselbe erobern müsse, koste es, was es wolle. Er versprach aber freien Abzug mit allen Kriegsehren.

Nach einigem Hin- und Herparlamentieren beschlossen sämtliche Offiziere der Garnison, weil sie auf die Mannschaft sich nicht verlassen könnten und da ein Widerstand unmöglich sei, zu kapitulieren. Oberstleutnant Wolff und Hauptmann Zuccato schlossen die Kapitulation im Hauptquartier Vandammes zu Singen ab. Dieser versprach unter anderm auf Ehrenwort, beim Obergeneral Lecourbe und der französischen Regierung alles zu tun, damit die Festung beim Friedensschluß in unverändertem Zustande wieder an Württemberg übergehe.

Noch spät am Abend des 1. Mai führte Hauptmann

Zuccato eine französische Abteilung zur Festung hinauf, wo sie das untere Tor besetzte.

Am Morgen des 2. Mai zogen die Württemberger aus und die Franzosen ein. Jetzt erst ward der Herzog von der Sachlage verständigt. Er befahl den Offizieren nach Stuttgart zu kommen, ließ sie verhaften und vor ein Kriegsgericht stellen. Für sie sprach die elende Besatzung, gegen sie die Uneinnehmbarkeit der Feste und die Verproviantierung für wenigstens einige Monate. Die Franzosen selbst hatten nach dem amtlichen Bericht des Moniteurs vom 6. Mai 1800 die Übergabe der Festung gar nicht erwartet.

Schon unterm 27. Mai erkannte das Kriegsgericht einstimmig, Bilfinger und Wolff sollten erschossen, die andern Offiziere, der kranke Leutnant von Reizenstein ausgenommen, infam kassiert und entlassen werden.

Der Herzog verwandelte die Erschießung in lebenslängliche Gefangenschaft. Die meisten überlebten ihre Schande lange, wurden später begnadigt und kärglich unterstützt. Martens berichtet in seiner Schrift über das Ende derselben, nur von Zuccato wußte er scheint's nicht, wo er starb. Ihn hat „der große Kübele“ von Hagnau wieder auferweckt, und ich schau jetzt fast täglich auf sein Grab, das zertretener Weg ist, und verzeihe ihm und allen seinen Kameraden die Übergabe der Festung.

Die Franzosen hielten nicht Wort. Im Oktober 1800 erschien der Ingenieur-Hauptmann Prudhomme. Ihm folgten 100 Mineurs und aus der Umgegend 500 Bauern, und die Zerstörung der Feste begann. Vergeblich wandte sich der Herzog nach Paris. Der erste Konsul Napoleon blieb auf dem Befehle stehen. Am 1. März 1801 war die Zerstörung beendigt.

Der Hohentwiel war unter den absoluten Herzogen Württembergs des vergangenen Jahrhunderts deren „Bastille“ gewesen. Daß die französischen Republikaner auch diese schwäbische Bastille, auf der manch unschuldiger Ehrenmann als

Gefangener saß, ich erinnere nur an Johann Jakob Moser, zerstörten und dem Absolutismus der Fürsten diesseits und jenseits ein Ende machten, wollen wir ihnen gar nicht übelnehmen. Die Menschheit verdankt jenen Franzosen ein sehr großes Stück Freiheit.

Am 20. Oktober.

Als mich der Darwinianer von letzthin verließ, da nahm er das Buch — „Lourdes" von Henri Lasserre — mit und versprach, es zu lesen. Einige Tage darauf sandte er mir den Roman „Homo sum" von Ebers, mit der Erwartung, ich möchte denselben ebenso gewiß lesen, wie er das Buch über Lourdes zu lesen begonnen habe.

Ich kann mit Bestimmtheit behaupten, daß ich seit fünfundzwanzig Jahren keinen Roman gelesen habe und kein Freund derartiger Lektüre bin, in welcher die Phantasie eine so große Rolle spielt. Jetzt reizte mich die Neugierde, auch einmal einen der vielgelesensten Schriftsteller dieses Genres kennen zu lernen und damit die Geschmacksrichtung unserer sogenannten gebildeten Lesewelt. Ich bin heute mit der Lesung fertig geworden und habe mich über den Dichter und sein Publikum orientiert.

Ebers will in seinem Roman nachweisen, daß der sinnliche Mensch eben immer und überall Mensch bleibt und selbst in der Einöde als Büßer von seinem alten Adam verfolgt wird. Als Belege müssen ihm einige fingierte Mönchsgestalten dienen aus der ägyptischen Wüste, in der im vierten Jahrhundert in Wirklichkeit zahlreiche, geschichtlich bekannte christliche Einsiedler lebten.

Ein Tendenzstück gegen Mönchtum und katholische Kirche möchte ich den Roman nicht nennen, da auch der geringste Katechismusknabe weiß, daß die katholische Kirche nie die Tatsache verleugnet hat, daß der Mensch irren, fehlen und fallen kann, solange er lebt, und daß er nie und nirgends

sicher ist vor Versuchungen des alten Adam. Ebers kann dies unmöglich nicht wissen.

Aber ich spreche den Dichter nicht frei von einer andern Absicht, der nämlich, die Schwächen des menschlichen Lebens zu milde zu beurteilen und so dem Publikum zu schmeicheln. In der Beziehung ist dieser Roman eine ganz gefährliche Lektüre, indem er den Menschen gleichsam sagt: „Gebt euch keine Mühe, eure sinnlichen Neigungen zu zügeln; denn es ist umsonst. Auch der Büßer in der Wüste, der die Welt flieht, nimmt die Erinnerung und die Sehnsucht an dieselben und nach denselben mit und fällt früher oder später wieder zurück in das frühere Menschentum."

Daß ein solcher Roman, flott geschrieben, „Kirchweih" ist für viele Leser, versteht sich von selbst.

Die Schilderungen von den inneren Kämpfen der Anachoreten sind übrigens viel zu wenig psychologisch wahr und zu phantastisch übertrieben. Solche Monologe und Dialoge, wie sie Ebers diesen Einsiedlern in den Mund legt, mag vielleicht ein Mensch halten, der an vorübergehendem Weltschmerz leidet oder den die Welt von sich gestoßen hat, aber nicht Männer, die der Welt freiwillig den Scheidebrief gegeben und jahrzehntelang schon in der Einöde es ausgehalten haben.

Mögen Ebers und seine Leser einmal die Bekenntnisse des heiligen Augustinus lesen, und sie werden einen Menschengeist kennen lernen, der, trotzdem er tief in den Genüssen der Welt versunken war, doch völlig sich losgemacht hat von jedem anderen Verlangen, außer dem, Gott zu gefallen.

Man lese auch die „Väter der Wüste" von Ida Hahn-Hahn, fast ganz auf historischem Boden geschrieben, und man wird finden, daß jene Einsiedler denn doch Menschen waren von einer Seelengröße und Seelenruhe, wie sie unsere Zeit kaum zu träumen vermag. Aber gerade weil unsere Zeit so wenig moralische Widerstandskraft hat, möchte man eben andern Zeiten und andern Menschen das auch andichten.

Der Mensch wird nie frei sein von Versuchungen, auch wenn er der Welt entsagt und in die Einöde zieht.

Diese Wahrheit zeigt reichlich das Leben jener Mönche in den Wüsteneien Ägyptens. Aber der Mensch wird in der Abgeschiedenheit von der Welt weniger Versuchungen haben und sich selbst eher finden, um sie mit Erfolg zu bekämpfen.

Es ist nicht nur unchristlich, sondern geradezu unnatürlich, einen Mann, der in Abtötung und Weltentsagung jahrelang gelebt hat, eines Tages mit einem alten Todfeinde zusammentreffen zu lassen, den er dann packt und, übermannt von Haß, mit sich selbst in eine Felsenschlucht stürzt und zerschmettert. Das lesen wir aber im „Homo sum“.

So kann man einen Schund- und Schauerroman enden lassen, um dummen Leuten Gruseln zu machen, aber keinen Roman für Leser, die auch nur eine Idee von Christentum haben.

Was an Ebers' Roman über allen Tadel erhaben ist, das ist die Form. Darin steht das Buch als vollendetes Kunstwerk einer reichen, dichterischen Phantasie da.

Die Schriftsteller dieser Art, wie Ebers, Hopfen, Auerbach u. a., sind heute die Löwen des Tages unter den Literaten. Allein sie waren es zu allen Zeiten, seitdem das erfunden ist, was man Roman nennt. Bezeichnend für den inneren Wert der Romanliteratur ist die Tatsache, daß bei den Griechen und Römern die Erotiker, wie sich die Romanschriftsteller nannten, erst auftraten, als die eigentliche politische und wissenschaftliche Blütezeit jener Nationen vorüber war. Aristides aus Milet, Heliodor von Emesa, Jamblichus aus Syrien, Petronius, Juvenal u. a. gehören der verkommenen Griechen- und Römerzeit an.

Ich kann daraus einen Schluß ziehen, der eine Ansicht bestätigt, welche von mir schon wiederholt ausgesprochen wurde: In meinen Augen ist das deutsche Mittelalter die Blütezeit unserer Nation gewesen, die Zeit von den Hohenstaufen bis gegen die Reformation hin. In jener Zeit ent-

standen jene wunderbaren epischen und erotischen Heldengedichte, die blauen Wunderblumen deutscher Poesie, wie Heine sie nennt. Als das Mittelalter sich zu neigen begann, als die deutsche Nation, religiös getrennt, ihre Größe verlor, da trat auch der Roman auf. Der erste deutsche Roman ward geschrieben mitten in den Greueln des Dreißigjährigen Krieges, der „Rosamund" Philipps von Zesen. Er gewann aber sofort seine eigentliche Bedeutung, die er heute noch hat, nämlich Gradmesser und Barometer der intellektuellen, sozialen und moralischen Zustände seiner Zeit zu sein. In dem 1669 erschienenen „Simplizissimus" offenbarte sich diese Bedeutung in hervorragender Weise.

So wenig der Roman bis heute ein Zeichen hoher literarischer Leistung und Bildung ist, ebenso sicher wird man aber aus ihm die letztere am besten bemessen können.

Fragen wir einmal, wer sind die Menschen, welche professionsmäßig Romane „verschlingen"? Studenten, die es im Staatsexamen sicher nicht zu den ersten bringen, Ladendiener, über welche die Prinzipale stets zu klagen haben, Leutnants, die nie ein Regiment bekommen, Stutzer und Gigerl, die unserm Herrgott den Tag abstehlen und für die Welt nichts taugen und alte Sünder, die ihre eintrocknende Phantasie beleben wollen — das sind die Hauptleser männlichen Geschlechts.

Bei der „Damenwelt" sind es blasierte, blutarme Mädchen, die in der Zukunft das Unglück ihrer Männer sind, Frauen, die keine Suppe kochen und kein Kind erziehen können, alte „Jungfern", von denen die Welt nichts mehr wissen will, die sich im Roman aber in der von ihnen vergeblich ersehnten Welt herumtreiben und für nicht gefundene Liebe entschädigen wollen.

Man wird nie finden, daß ernste, denkende Männer und tüchtige Hausfrauen den Roman lesen und lieben. Man kann auf die Leser der Romane und auf diese selbst am treffendsten das Sprichwort anwenden: „Sage mir, mit wem du

umgehst, und ich sage dir, wer du bist." Nach der Lektüre kann man die Menschen vortrefflich taxieren und nach den Menschen, die sie lesen, auch die Bücher selbst.

Die Anwendung dieses Satzes auf meine Leser und meine Bücher unterlasse ich wohlweislich.

Am 22. Oktober.

In meinen vor kurzem erschienenen Erinnerungen „In der Residenz" hatte ich spaßhaft dargetan, warum die badischen Landboten auf dem Korso der Residenz stets ohne Stock erscheinen. Mit Stock und Regenschirm können sie nicht zugleich abreisen, weil das zu altbürgerlich aussieht, in den Koffer läßt sich keiner von beiden einpacken, und so nimmt man nur das nötigere Möbel mit — den Regenschirm.

Dieser Tage erhielt ich nun aus der Residenz anonym „von zwei sehr unpolitischen Backfischen", wie sie selber sich bezeichnen, einen zerlegbaren Spazierstock, den man „einpacken könnte". Die zwei Dinger hatten dazu den Wunsch ausgesprochen, mich beim nächsten Landtag einmal auf dem Karlsruher Korso mit diesem Stock zu sehen.

Heute abend nahm ich zur Probe einmal den eleganten Stutzerstock mit. Wie ich nun so am Wald hinging, nichts denkend und nichts ahnend, schlug ich „in Gedanken" auf den Boden und der zarte Residenzstock, derartige Aktionen eines riesigen Bauernpfarrers nicht gewohnt, brach entzwei, wie das Ringlein in dem bekannten Eichendorffschen Liede.

Und die Buchen am Waldsaume hin lachten und schüttelten sich, sonnenbeglänzt, mit ihrem ganzen gelben, höhnischen Herbstgesicht, als wollten sie sagen: „So ist's recht. Was brauchst du, der du fast täglich in unserm Revier über Stock und Stein stolperst, einen so feinen Residenzstock!" Ich zollte ihnen Beifall und schämte mich eigentlich, das elende Zündhölzchen in meine Hände genommen und als Spazierstock benutzt zu haben. Daß ich es nicht mehr heimtrug, versteht sich von selbst.

Am 29. Oktober.

Seit acht Tagen bin ich zu keiner Aufzeichnung gekommen. Meine Hagnauer und ich hatten Herbst, d. h. wir holten unsere wenigen Trauben, kelterten und verkauften sie, so gut es ging. Meine Pfarrkinder und ich bilden da eine Kompanie und stehen in diesen Tagen al pari. Der Pfarrer ist Weinproduzent, wie jeder Bürger des Orts, und interessiert sich darum in seinem und des Dorfes Interesse für die Herbstangelegenheiten.

Wir führen zusammen in diesen Tagen alljährlich den Krieg aller gegen alle die jüdischen und schwäbischen Weinhändler, die kommen, uns den Seewein abzukaufen oder richtiger „abzujagen". Der Kampf ist um so hitziger, als unsere Gegner meist echte und rechte Württemberger und von Haus aus viel schlauer sind, als wir badische Seehasen und als die andern deutschen Männer überhaupt. Ein schwäbischer Jude gar ist die „Victoria regia", die höchste Blüte semitischen Handelsgeistes, weil sich mit der orientalischen Schlauheit die schwäbische verbündet, die schon Kaiser Rotbart an seinen Schwaben gelobt hat.

Wir Hagnauer alle, der Pfarrer und die Winzer, sind in der Rede nicht ungewandt, aber in diesen heißen Tagen gilt es, all unsere Rhetorik und Logik zusammenzunehmen, um den biedern, aber schlauen Schwaben den sauern Seewein mit süßen Worten zu verkaufen.

Wo ein Händler erscheint unter der Türe einer der vielen Torkeln[1], um dem Rebmann seinen Wein abzukaufen, wird bald auch der Pfarrer hinter ihm stehen und seinem Pfarrkind helfen, auf daß Geld, möglichst viel Geld ins Dorf komme, und wir einsamen Uferbewohner zu leben haben,

---

[1] Vom lateinischen Worte torcular, wie die Römer die Weinpressen nannten. Eine Spindel, an der ein Riesenbalken herabgedreht wird, ist der Hauptfaktor dieser uralten Art des Weinpressens.

wenn der Winter sein kaltes Zepter über See und Land schwingt.

An einem der Herbsttage waren die Weingartenschen Militärfreunde da und wanderten mit mir von Torkel zu Torkel, von Rebgarten zu Rebgarten. Sie sahen und hörten, wie wir kämpften mit ihren handelssüchtigen Mitschwaben, stellten sich aber unparteiisch auf seiten des Pfarrherrn und seiner Bauern. Sie wußten, daß diese den Kampf ums Dasein kämpften, die Weinhändler aber nur den um Vergrößerung des Kapitals. Drum ließen wir es ihnen auch nicht an „Suser" fehlen und an „Brotis"[1]. Sie selbst aber beschenkten die Männer an den Weinpressen mit feinen Zigarren, und Offiziere, Bauern und Pfarrer waren ein Herz und eine Seele.

Das gäbe ein Buch, so ein Herbst am Bodensee und in Hagnau, und wir schreiben, so Gott will, einmal mehr darüber.

Am 30. Oktober.

Die schönen Herbsttage sind vorüber. Es geht dem Winter zu. Die Nebelglocken der Dampfschiffe tönen matt durch die feuchten Dünste, welche über dem See lagern. Im Walde fallen die Blätter. Ich schicke mich an, das Winterquartier zu beziehen, d. h. aus meiner großen, hellen Sommerstube überzusiedeln in eine kleine Kabine mit riesigem Kachelofen, der das Zimmer warm hält, wenn eisige Stürme den See peitschen und die Schneeflocken an meine Fensterchen werfen. Es ist, wie Byron sagt, „ein Stübchen warm und niedlich".

So sind denn auch dieses Jahr wieder Sommer und Herbst im Flug vorübergegangen, dachte ich gestern bei meinem abendlichen Gang durch die absterbende Flur. „Rastlos eilt der Strom der Zeit von hinnen", auch auf dem stillsten Dorfe und fern der Welt.

[1] Kalbsbraten, das Festfleisch im Herbst am Bodensee.

Ich ging über den „Burgstall" hin, einen Rebhügel oberhalb des Dorfes, von dem aus ich so oft in den vergangenen Monaten hinübergeschaut hatte auf die gewaltige Bergwelt der Schweiz mit ihren im Abendsonnenschein glühenden Firnen. Heute war alles zugedeckt mit düsterm Nebel, der über Gebirg und See lag, wie ein wüster Alp. Ringsum keine menschliche Seele. Kein Rebmann in den Weinbergen, wie im Sommer, kein Hirtenknabe mehr in den Wiesen am Wald hin, wie im Herbst. Ich war allein auf dem Kirchhofe der Natur. Die andern Menschen schienen sich zurückgezogen zu haben in ihre Hütten, um das Sterben der Natur nicht zu sehen und erst wieder zu kommen, wenn sie neu auflebt.

Der kalte, blasse Herbstabend drückte auch auf meine Seele, und ich ging wehmütig hinab zum stillen Dörfchen. Am Dorfweiher spielten noch Knaben lustig und heiter, wie Kinder zu jeder Jahreszeit es sind. Die meisten von ihnen hatte ich bei ihrem Eintritt in die Welt drunten in der Kirche empfangen und für ein ewiges Leben geweiht.

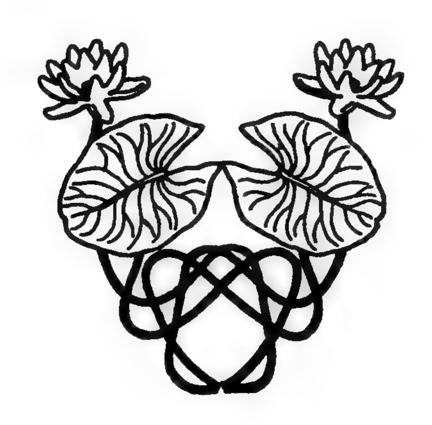
Sie wußten nichts von dem, was der Herbst predigt, und ich dachte: Als Kinder sehen wir die Welt in den glänzendsten Farben, sie scheint ein ewiger Frühling. In der Jugend ziert sie sich mit allen Hoffnungen, die ein ewiger Frühling bieten kann. Im reifern Alter kennen wir ihre Stürme und träumen nicht mehr von einem stets heitern Himmel. Dem Greisen ist das Leben eine Last.

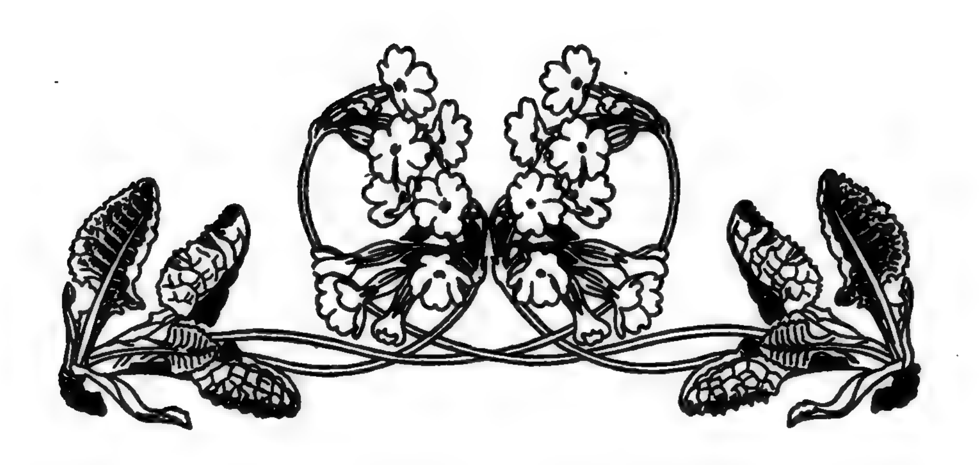
Und doch — ist diese Welt stets dieselbe, die Natur immer gleich groß und mächtig, man mag sie betrachten von der Wiege oder vom Grabe aus, an einem Herbstabend oder an einem Sommermorgen. Die Veränderung ihrer Wirkung ging in unserm Herzen vor. Das Herz, dieser bodenlose Abgrund, in welchem die Geheimnisse unseres Daseins und unserer Bestimmung verborgen sind, es wünscht und fühlt und sehnt anders in jeder Lebenszeit, und damit wird auch unsere Weltanschauung eine andere.

Weil es Herbst wird in unserer Seele, fühlen wir ihn auch in der Natur. Das Kind nimmt den Frühling des Herzens mit in den Schnee und das Eis des Winters und ist glücklich zu jeder Jahreszeit.

Heimgekehrt, fand ich mein Winterstübchen eingerichtet. Meine Schwester hatte den Umzug vollzogen, während ich den Umzug von Herbst und Winter auf der stillen Höhe durch meine Seele hatte gehen lassen. Ich legte mich auf das kleine Sofa neben dem großen Kachelofen und brütete noch lange weiter über Frühling und Herbst im Menschenherzen. —

Hier endigt mein am 1. Juni begonnenes Tagebuch. Es kam die Nebelzeit am See und hüllte alles in ihren dichten Schleier und begrub auch meine Lust zum Weiterschreiben. So blieben diese Aufzeichnungen ein Bruchstück, was ich heute, im 20. Jahrhundert, lebhaft bedauere.





Erinnerungen eines alten Hutes.

1882.

1.

Es war ein schöner Frühlingsabend. Ich ging am Rand eines lichtgrünen Buchen- und Fichtenwaldes hin. Die Drosseln sangen ihr Nachtlied. Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne leuchteten weithin über das Schwäbische Meer. Versunken in die stille, herrliche Natur, lehnte ich mich am Rande einer Waldecke an einen Tannenbaum und träumte, den Blick zur Erde gerichtet, vom Frühling im Menschenleben. Da trafen meine Augen einen dunklen Gegenstand zu meinen Füßen. Mein Stock stieß denselben aus Laub und Erde vollends herauf. Es war ein alter Hut, ein ehemaliger Zylinder, der zerrissen und zerfetzt am Waldesrande gemodert hatte, bis ich ihn in seiner Verwesung störte.

„Dein Frühling ist auch vorüber, alter Filz", sagte ich laut, „und auch du hast einst bessere Tage gesehen. Es ging dir, wie dem alternden Menschen, der heute in deiner Nähe geträumt hat von der seligen Jugendzeit."

Jetzt wurde der also Angeredete vor meinem Geiste

lebendig und fing zu reden an. „Ich habe deine Teilnahme an meinem Geschick gehört," sprach er zu mir, „und bin dir dankbar. Zum Beweise aber dafür, daß du keinem Unwürdigen deine Sympathie geschenkt hast, will ich dir meine Lebensgeschichte mitteilen. Höre mich mit Geduld an. Du und andere Menschen können auch von einem alten Zylinder Weisheit lernen":

In einem stillen, weltabgelegenen Tale des Schwarzwaldes lebte ein armer Taglöhner mit Weib und Kind in seiner Strohhütte zwischen Wald und Wiese, an Quelle und Bächlein. Zwei Ziegen und ein Paar Kaninchen bevölkerten den Stall des armen Mannes. Die beiden rotäugigen, schneeweißen Häslein waren die einzige Freude der Kinder des einsamen Schwarzwälders. Sie suchten allüberall das erste Grün des Frühlings, um ihre Tierchen damit zu füttern, so daß manchmal die im Stalle angebundenen Ziegen ihre neidischen Augen auf die Kaninchen warfen, die zu ihren Füßen an den frischen Gaben der wiedererwachten Natur schwelgend sich ergingen, während sie selbst noch hartes Winterfutter verzehren mußten.

Doch auch diese Kinderfreude und das Schlaraffenleben der beiden Häslein nahm ein Ende, wie alles Leid und alle Freude auf dieser armseligen Erde. Die Katze des nächstgelegenen Hofbauern kam in wilder, dunkler Nacht heraufgeschlichen in den Stall und zerriß die Kaninchen, ward aber vom Taglöhner überrascht und selbst totgeschlagen.

Die Kinder des armen Mannes weinten bittere Tränen, aber die Häslein waren und blieben tot, ihr Untergang aber war mein, des Zylinders erstes Auferstehen. Der Vater bälgte die Tiere aus und hing die Häute samt Katzenfell unter dem Dach seiner Hütte zum Trocknen auf. Jetzt erblickte ich, der bis dahin im dunkeln Stalle erzogene, aus den Kaninchenbälgen entstandene, zum erstenmal das Licht der Welt.

Ich schaute hinab ins Tal und hinüber zu den Bergen

und Wäldern und fand, daß die Welt draußen viel schöner sei, als in dem dumpfen Ziegenstall. Mit gewissem Dank schaute ich deshalb bisweilen auf die nachbarliche Katzenhaut, welche ich als meine eigentliche Mutter ansah, die mich in dunkler Stunde geboren.

So hing ich den halben Sommer über bei Regen und Wind, bei Sonnenschein und Mondlicht unter dem Dach der Hütte des armen Schwarzwälders, bis eines Tages ein Schacherjude den Weg fand in unsere Einsamkeit. Er sah mich, meine andere Hälfte und unsere Nachbarin, bot dem „Wälder" zwölf Kreuzer und erhielt uns. In einem alten Sack, vermischt mit allerlei Plunder, verließ ich meine Stammhütte.

Ich war traurig, aber niemand hatte Mitleid mit mir. Als die Häslein tot waren, weinten die Kinder, mir, dem Balg, galt keine Träne, und doch schied ich ungern von der stillen Hütte. In dem Sack des Hebräers überfiel mich nicht bloß Dunkelheit und Finsternis, sondern auch die tiefste Niedergeschlagenheit. Ich wußte mir einige Tage und Nächte weder zu raten noch zu helfen.

Eines Abends kaufte der Hebräer, welcher wie der ewige Jude bald da-, bald dorthin zog, einen alten Filzhut von einem Handwerksburschen und steckte ihn zu mir in den Sack.

Ihm, dem Filze, fiel meine Trauer auf, und er beruhigte mich durch Hinweis auf eine bessere Zukunft. „Du," sprach er prophetisch, „wirst nicht lange mehr in dieser Finsternis schmachten; aus dir wird ein Seidenhut werden, und du wirst glänzende Tage sehen. Meine Zeit ist um, dir blüht das Leben, das meinige ist abgelaufen." So geschah es.

Als der Jude seinen Sack voll des alten Plunders hatte, zog er hinab in eine schöne Residenzstadt unfern des Rheinstromes und verkaufte all seinen Trödel. Mich erhielt der Hofhutmacher. In seiner Werkstätte erblickte ich zum zweitenmal das Licht der Welt. Aber wie verändert war alles gegen die erste Schau, welche ich auf Erden genoß vor der

Hütte des Schwarzwälders! Eine düstere Bude in dunkler Gasse mit lumpigen Hutmachergesellen war alles, was ich sah, und ich erkannte auf den ersten Blick, daß das Landleben viel duftiger und luftiger sei, als das Stadtleben.

Ich merkte auch gleich, daß die Stadtmenschen viel unzufriedener sind, als die Landleute, denn die Gesellen schimpften und räsonierten, so oft sie allein waren, über schlechten Lohn und viele Arbeit.

Ich hatte jedoch nicht lange Zeit, derlei Beobachtungen zu machen; denn schon am dritten Tag ergriff mich ein schwarzer Geselle, fing an, mich zu bürsten und zu walken, so daß ich die Besinnung vollständig verlor und aus diesem Zustande erst erwachte, als ich im Schaufenster meines Herrn in Zylinderform ausgestellt wurde.

Jetzt sah ich zum erstenmal die große Welt an mir vorüberziehen. Menschen aller Art blieben vor unserm „Laden" stehen, und wenn auch nur ein Gassenjunge bisweilen auf mich deutete und zu seinen Kollegen sagte: „Aber das ist ein schöner Hut!", ward ich stolz und königlich vergnügt in meinem Schaukasten. Es waren meine schönsten Tage in Zylinderform, die Tage im Schaufenster an der Residenzstraße, ruhig, behaglich und beschaulich. Allein es ging mir wie den meisten Menschenkindern; es war mir zu wohl im Vaterhaus, und ich sehnte mich hinaus in die große, lustige Welt. Ich sah so viele glänzende Zylinder an mir vorüberreiten, -fahren und -gehen, und malte mir deren Geschick so schön aus, daß ich nur in ihrer Lage glücklich zu sein wähnte.

Und wie die Menschen bei ihrem Verlangen nach Welt und Weltleben die vielen Unglücklichen nicht beachten, welche die Welt macht, so konnten auch mich die elenden Zylinder, welche auf Proletarier- und Handwerksburschenhäuptern an mir vorüberzogen, nicht abschrecken, hinauszuverlangen aus dem Schaufenster meines Meisters. Sooft die Ladentür aufging, ebensooft bekam ich freudiges Herzklopfen in der Erwartung, meine Erlösungsstunde werde geschlagen haben.

Es kamen und gingen allerlei hutbedürftige Menschen bei uns ein und aus: Hochzeiter und Verlobte, hohe und niedere Staaatsdiener, Bürger und Bauern, Schwindler und Gerechte. Manch einem ward ich aufs Haupt probiert und mußte jedesmal wieder als unpassend zurückwandern in meinen Glaskäfig. Ich war oft der Verzweiflung nahe, aus Schmerz, nicht in die Welt zu kommen. Freudig wäre ich schließlich mit jedem Schwindler durchgegangen, wenn ich nur einmal meine Neugierde, unter den Menschen mich umzuschauen, hätte befriedigen können.

So ging der Sommer vorüber. Hinter den Gardinen, welche die Sonne von mir abhalten sollten, schwitzte ich Angst und Verzweiflung. Selten kam ein Hutsucher. Alles war in den Bädern und Sommerfrischen. Mein Meister klagte im Laden über die stille Saison, unter der wir beide litten.

Da kam der Herbst. Die Sommerfrischler waren wieder in ihre Bureaus zurückgekehrt, die Staatsmaschine in der Residenz wieder in vollem Gange. Jetzt trieb man die Staatsexaminanden herbei. Diese pumpten in der Regel beim Hofhutmacher ihre „Angströhren", und bei der Gelegenheit kam ich zum erstenmal in die große Welt.

Ein Candidatus juris, ein sogenannter Ochser, kam, mich zu mieten. Er war der Sohn seines Vaters, eines alten Landgerichtsrats, der seinen Filius, einen billigen Denker, im Schweiße zweier Angesichter eingepaukt und in die Residenz geschickt hatte.

Es wurden nun von allen Kandidaten gemeinsame Besuche gemacht bei den Examinatoren, bei Ministerialräten, Landgerichtsdirektoren, Staatsanwälten. Bei der Gelegenheit lernte ich euch Menschen als Redensartenmacher von Profession kennen.

In demütiglich bescheidener Stellung präsentierten sich die Examinanden, empfahlen sich dem Wohlwollen der Examinatoren, während diese die Hoffnung aussprachen, alle promovieren zu können.

Kaum hatte man sich gegenseitig angeliebelt und hoffnungsvoll angeschaut, so ging das Kritisieren los. Die Kandidaten hielten Gericht über die Mienen und die Haltung der Prüfungskommissäre, die man Pedanten, Fuchsgesichter, langweilige Philister nannte.

Mich hatte mein Mietsherr in der Angst im Vorzimmer liegen lassen und war ohne mich die Treppe hinunter. Ehe er umgekehrt war, mich zu holen, konnte ich noch hören, wie der Oberstaatsanwalt zu seiner Frau sagte: „Diesmal scheinen viele bornierte Kerle zum Examen gekommen zu sein!" Eben hatte er drinnen noch gemeint: „Die Herren sehen sehr intelligent und gut gesattelt aus!" —

Mein Träger hatte Judenängsten vor dem Durchfall. Ich konnte alle seine desfallsigen Gedanken lesen, und der junge Mann dauerte mich. Ihr Menschen müßt doch viel ausstehen, dachte ich, bis ihr was seid! Unsereiner ist weit eher ein fertiger Kerl. Aber es geschieht euch recht. Ihr Menschen seid keine ehrlichen Leute. Das hatte ich eben gemerkt bei den Visiten und merkte es an meinem Kandidaten. Er rief alle Heiligen an, bat beim Vorübergehen in jeder Kirche den lieben Gott um Hilfe und Erleuchtung in seinen Ängsten. Kaum war er aber mit Ach und Krach durchgekommen, so kannte er kein Vaterunser und keine Kirche mehr. Jetzt schwelgte er in den zukünftigen Wonnen der Bureaukratie. Er sah sich im Geiste bald als Amtsrichter und vor ihm die vor seiner gesetzlichen Majestät zitternden Bauern, bald als Staatsanwalt und weidete sich an dem Schrecken der zukünftigen Angeklagten bei seinen donnernden Strafreden, oder gar als Ministerialrat und vor seiner Herrlichkeit die sich beugenden, niederen Beamten, ja selbst als Minister und vor sich servile Volksvertreter. Das alles war aus dem Angstmeier geworden, als die Prüfung überstanden war. Ich aber war froh, als ich wieder im Schaufenster meines Hutmachers lag und darüber nachdenken konnte, was ihr Menschen für Helden seid. —

Der Herbst ging über in den Winter. Eines trüben Novembertages, da eben die Hofbälle in der Residenz ihren Anfang genommen hatten, trat ein Professor des Lyzeums, der zum erstenmal, seitdem er Hofrat geworden, als „hoffähig" ins Schloß geladen war — in unsern Laden, um zu diesem feierlichen Anlaß einen neuen Zylinder zu kaufen. So trat ich zum zweitenmal in die Welt, diesmal in die ganz große.

Ich sah am ersten Abend die Familie des Hofrats freudestrahlend um den Papa und um mich stehen, als jener sich zum Hofball anschickte, einen Orden, Frack und Glacés anzog. Wie ward der Vater beneidet um die Herrlichkeiten, denen er entgegenging, während seine Familie nur Tee und Butterbrot hatte! Ich selbst schwamm im zweiten Elysium der Neugierde, als der Hofrat mit mir zum Schlosse fuhr. All seine eitlen und selbstgefälligen Gedanken stiegen unterwegs in mir auf und erfüllten auch das einstige Kaninchenfell mit Stolz über die Ehre des heutigen Abends.

Was er in den glänzenden Sälen, die mich und ihn an diesem Abend aufnahmen, für Gedanken wob, weiß ich nun allerdings nicht, weil er mich stets devotest in der Hand hielt, solange man nicht zu Tisch saß. Aber ich hätte auch gar keine Zeit für seine Gehirntätigkeit gehabt, weil ich ganz Auge und Ohr war in dieser mir neuen Menschenherrlichkeit.

Ich konnte nicht genug staunen über die Menschen und den Zauber, welchen sie an diesem Abend ihrem Feste verliehen, wie sie sich „anknixten", anlächelten und ansprachen, wie sie sich beneideten, wenn der Fürst mit einem länger sprach, und wie sie tanzten, aßen und tranken.

Während des Essens und Tanzens lag ich mit einer Anzahl meinesgleichen auf einem rotsamtnen Sofa in einem Vorzimmer; unter uns befand sich auch der mächtige, goldbebortete „Schiffhut" eines Staatsministers. Er würdigte keinen von den alten Zylindern auch nur eines Wortes; mich allein, der ich noch schön und glänzend war, redete er

an und erzählte mir, wie ihm das alles, was mich so in Staunen setzte, nichts Neues sei. Er sei, so sprach er, schon dutzendemal in diesen Sälen gewesen und käme fast täglich beim Rapport seines Herrn in das Schloß. Er verachte die Menschen längst und pflege deshalb meist auf dem Schoß seines Herrn oder einem Sofa zu schlafen bei derlei Vorgängen, wie den heutigen. Es sei nur eitles Geflunker, Streberei und Kriecherei, was da vorgehe.

Schließlich warnte er mich vor den Menschen; sie seien undankbar gegen alles, was sie ausgebraucht hätten. Zylinder und Schiffhüte gingen aus ihrer Hand dem elendesten Los entgegen, und doch mache gar oft nur der Zylinder den „Herrn" und der Schiffhut den „Minister" aus. Aber es sei eine Art Genugtuung für uns Hüte, daß die Menschen sich untereinander auch mit dem größten Undank behandelten.

Ich war jung und lebensfroh, hatte noch zu wenig Erfahrung und konnte dem Ministerhut kaum glauben, daß mein und sein Los ein so armseliges sein würde. Das meinige werde ich dir ausführlich erzählen, von dem Schiffhut nur so viel, daß ich ihn später sah, verblichen und glanzlos, auf dem Kopf des Kutschers, der den städtischen Leichenwagen führte. Doch auch sein einstiger Träger war längst gefallen und wandelte im Staube, unbeachtet von andern Menschen.

An jenem Abend hörte ich noch, wie die Hofbedienten sich lustig machten über viele der Neugeladenen, darunter auch über meinen Hofrat, wie sie so linkisch sich benommen bei der Vorstellung und, als es ans Essen und Trinken gegangen, darauflos gefahren seien wie hungrige Haifische.

Sehr heiter verließen ich und mein Herr nach Mitternacht das Schloß. Daheim harrte schlaflos die Frau „Hofrätin", bis wir zurückkamen. Ein alter Praktiker bei Hofessen hatte den Erstling gelehrt, wie man von der Tafel das Kleinkonfekt „wegstibitzt", um es Frau und Kindern zu bringen. Das erste war nun die Überreichung des Zuckerraubes nebst der „Menükarte". Dann mußte der Alte erzählen. Die

Nachricht, daß Fürst und Fürstin nach der Frau Hofrätin sich erkundigt, machte das Weib, die Tochter eines Kronenwirts vom Lande, ganz glückselig. Sie schlief die halbe Nacht nicht ein vor Freude und träumte von Kronen, vom Kronenschild ihres Vaters und von Fürstenkronen und ihrer eigenen zukünftigen Adelskrone. Beide träumten bisweilen laut. Ich hörte die Worte: „Untertänigster Diener, Hoheit, Krone, Champagner, Konfekt." Und ich dachte: Wahrlich, wir ehemalige Kaninchen sind doch bessere Leute!

Den dritten Gang unter die Menschen machte ich mit meinem Hofrat am folgenden Sonntag, aber nicht in die Kirche — denn mein Besitzer war ein „gebildeter Mann" und deshalb Freigeist und hielt nichts auf Singen und Beten — sondern zu sogenannten Visiten. Bei dieser Gelegenheit lernte ich euch Menschen abermals als die verlogensten Geschöpfe kennen. Mein Herr dachte jedesmal, so oft er einem Hause nahte, wenn nur der und jener nicht daheim wären und ich nicht mit ihnen reden müßte. Traf es sich aber, daß die Visite zustande kam, so beglückwünschten sich die Leute über ihr gegenseitiges Sehen und machten einander die süßesten Komplimente. Gingen wir dann wieder zum Hause hinaus, so sprach sich im stillen mein Hofrat dahin aus: „Gottlob, daß ich den Besuch los bin und das fade Geschwätz nicht länger hören muß."

War bisweilen die Frau Hofrätin gar noch dabei gewesen, so wurde dann daheim über Tisch jede der besuchten Familien „ausgemacht" und räsoniert über Weib und Kind und deren Anzug. Selbst nach was es in der Küche gerochen habe, wurde bemerkt.

So wie gegen eure Mitmenschen, seid ihr aber auch untereinander selbst in der Familie. Ich hörte die wiederholten Familienzwiste und was drum und dran war, lernte kennen das sonstige Ach und Weh, das euch Menschen plagt, Krankheiten, Kummer, Langeweile und Geldnot. Nirgends dauernd Glück und Zufriedenheit. Hatte mein Herr nichts zu klagen,

so klagten und jammerten die Frau und die Kinder oder es kamen Verwandte und Bekannte und schütteten ihr von Elend volles Herz aus. Bei alledem lebte ich das ruhigste und sorgenloseste Dasein, und wenn ihr Menschen nicht euere Unsterblichkeit hättet, ihr wäret wahrhaftig armseliger als ein Zylinderhut aus Kaninchenpelz.

Mein Professor und Hofrat gehörte zu jener zahlreichen Gattung lateinischer Schulmeister vulgo Philologen, die bei all ihrer klassischen Wissenschaft im Verkehr mit andern eine Pedanterie und Steifheit bekunden, die gar gerne ans Lächerliche streift. Er war, ich kannte ja seine Gedanken, der brävste Mann von der Welt, aber ein fürs Leben unpraktischer Mensch und komischer Kauz, so daß sein ältester Sohn, ein Strolch, gar oft in Abwesenheit des Vaters mich, seinen Zylinder, aufsetzte und in der Stube zum besten einiger Mitschüler den Hofrat nachäffte. Eine derartige Impietät hatte ich unter den Kaninchen in der Schwarzwaldhütte nicht gefunden.

Ich war kaum ein Vierteljahr im Dienste des Hofrats, als er starb. In meinem Kasten, der in seinem Schlafzimmer stand, vernahm ich all seine Leiden und den ganzen Jammer einer trostlosen, mittellosen Beamtenfamilie und erfuhr, wie schwer euch Menschen das Sterben fällt, und wie trostlos ein Mensch stirbt, der an nichts Höheres, als an seine „Klassiker" geglaubt hat.

Der Arzt, welcher meinen ersten Herrn in seiner letzten Krankheit behandelt hatte, war ein naher Verwandter der Frau Hofrätin, die ihm denn aus Affektion und zum Andenken mich, den noch neuen Zylinder, verehrte. Ich stand trefflich zum Haupte dieses Sohnes des Äskulap und er, ein Geizkragen, nahm mich freudig von dannen. Jetzt lernte ich auch kennen, wie es mit der gerühmten Arzneiwissenschaft bestellt sei, und wie ihr Menschen so oft, statt geheilt, zu Tod kuriert werdet, und wie groß euer medizinischer Aberglaube ist, während die Ärzte mit Vorliebe von religiösem Aberglauben reden.

Mein neuer Herr war sonst ein ehrlicher Mann, der sich in vielen Fällen der Schwäche seiner Heilmethode wohl bewußt war. Er hätte manchmal gerne den Patienten geraten, die Natur wirken zu lassen und nichts „einzunehmen“, allein die Leute hätten dann an seiner Kunst gezweifelt und einen andern „Doktor“ berufen. Darum verschrieb er oft wider Willen und murmelte dann im Weggehen in seinen Hut hinein: Die Welt will betrogen sein. Bisweilen kam es aber auch vor, daß er mit all seiner Wissenschaft sich vergriff und einen seiner Patienten zum Tod beförderte, welche Nachricht er regelmäßig, wenn er wieder allein war, mit den Worten begleitete: „Den hast auch wieder geliefert!“

All euer Wissen, ihr Menschen, ist Stückwerk. Nicht einmal euern eigenen Leib und seine Krankheitserscheinungen vermögt ihr gründlich zu erforschen. Das habe ich einfältiger Zylinder gar bald kennen gelernt.

Ich kam mit meinem Doktor in alle Kreise des menschlichen Lebens, in die Paläste der Reichen, in die Wohnungen der Bürger, wie in die Hütten der Armen. Überall fand ich Schmerz oder Not und wurde mehr und mehr inne, was ihr Menschen auch in d e r Richtung für armselige Geschöpfe seid. Ja, ich wiederhole es, wenn ihr nur dieses gegenwärtige Leben hättet, so wäret ihr viel elender daran, als unsereiner!

Mein zweiter Herr war ein Materialist, wie es bei Medizinern nicht selten ist, bewegte sich aber, wie ich ihm oft ablauschte, in innern Widersprüchen und quälte sich mit vielen Zweifeln ab über sein und seiner Mitmenschen Woher und Wohin. War er im Gespräch mit andern, so spielte er den starken Geist und leugnete alles außerhalb der Materie. War er dann wieder allein, so kamen ihm Zweifel, besonders, wenn er sah, wie wahrhaft gläubige Menschen so getrost und heldenhaft dem Tode entgegengingen. —

Hatte ich ihn am Tage begleitet, Treppe auf und Treppe ab, und gehört, wie er die Patienten, je vornehmer sie waren, um so mehr mit allerlei Phrasen abspeisen mußte, um ihre

Nervosität zu beruhigen — so mußte ich am Abend noch in die Gesellschaft mit ihm, wo er beim Bier die wohlverdiente Ruhe suchte — aber nicht fand.

Kaum saß er, so hatte fast jeder der Tischgesellschaft eine Frage auf dem Herzen. Der eine hatte vorgestern das Bier zu kalt getrunken und frägt jetzt, wieviel er heute riskieren dürfe. Ein anderer hat sein Zipperlein wieder und schimpft über Erkältung als Ursache, während er den ganzen Tag mit Wein und Bier und guten Bissen sich abgibt. Ein Dritter will wissen, ob roher oder gekochter Schinken ihm zuträglicher sei. Einem Vierten schmeckt seit acht Tagen seine Zigarre nicht mehr, und er interpelliert, ob das vielleicht aus dem Magen komme.

Ich lernte bei der Gelegenheit euch Menschen kennen als ungemein genußsüchtig und stets bedacht und besorgt, euern Gelüsten keinen Abbruch tun zu müssen.

Zu alledem kam's dann oft vor, daß mein Herr und ich plötzlich gerufen wurden aus dem wohligen Bierlokal hinaus in die kalte, dunkle Nacht. Eine Dame hatte ein Diner mitgemacht und sich den Magen überladen mit Eis und Champagner, oder eine alte Baronesse verspürte kurz vor dem Bettgehen Ohrensausen und fürchtete einen Schlag. Schnell werden wir zwei geholt. Mein Herr ist wütend, schimpft auf dem ganzen Weg über „die verfluchten Weibsleute", um dann per „Gnädige" mit ihnen zu sprechen und zu finden, daß alles Lappalie sei. Aber der Diable au contretemps (der Teufel zur Unzeit), wie der Franzose sagt, und unnötige Weiberangst haben ihm den ganzen Abend verdorben.

Er geht heim, wirft mich zornig in die Ecke, raucht mit einer Zigarre noch seinen Ärger hinaus und legt sich dann. Nach Mitternacht wird er herausgeläutet, ein schwerer Fall beim Bankier Rosental.

Ich bin jetzt wieder gut genug zum Mitgehen; er sucht mich, und kaum auf seinem Haupte, höre ich: „Der verfluchte Jud! Dem will ich die Rechnung machen."

Während er beim Patienten sich aufhält, bleibe ich im Vorzimmer liegen und höre, wie die Dienerschaft sich zuflüstert: „Wenn nur der Doktor nicht zu viel verschreibt, damit wir nicht die halbe Nacht in der Stadt herumspringen müssen für den alten Juden."

Solche und ähnliche Reden und Verdrießlichkeiten hörte ich gar oft und lernte euch Menschen kennen als die größten Egoisten und Heuchler.

Mein Herr hielt, wie schon angedeutet, wenig auf Medikamente. Wenn er oder jemand in seiner Familie krank war, verschrieb er nie etwas aus der Apotheke. Mußte er dies aber anderwärts auf Bitten der Patienten tun, so gab er, wenn immer möglich, etwas Unschuldiges. So richtete er nicht oft Schaden an, weil er die Natur in ihrem Heilbestreben nicht störte. Er machte darum viele gute Kuren und seine Praxis nahm zu. Jetzt hielt er sich Wagen und Pferd und schenkte mich seinem Kutscher und damit begann ein neuer Abschnitt meines Daseins.

2.

Ich merkte auf die Verschenkung hin wohl, daß es bergab ging mit meiner Existenz, obwohl ich neu umgestaltet wurde. Ich bekam einen Boden von Wichsleder und eine schwarzglänzende Kokarde. Aber ich war doch vom Herrn zum Knecht gekommen und zierte das Haupt eines Menschen, dessen Gedanken in den niedrigsten Sphären des Alltagslebens eines Hausknechtes sich bewegten.

Er hatte, unterstützt von eurer zu liberalen Gesetzgebung, die Dummheit begangen, auf seinen Knechtsstand hin zu heiraten, und kämpfte meist mit Not und Elend. Jetzt schimpfte er auf das Gesetz, das nicht gescheiter gewesen wäre als er selber und nicht an seine Zukunft gedacht hätte.

Ein paar Mark Lohn pro Tag reichte nicht hin für seine Familie. Trinkgelder bekam er keine. Wenn er noch so

lang mit seinem Wagen vor den Häusern der Patienten hielt, es dachte kein Mensch daran, ihm eine Erfrischung oder ein Trinkgeld zu reichen.

Und wenn er die Rechnungen des Doktors in die Wohnungen der Leute trug, bekam er erst recht nichts, als höchstens saure Gesichter. Ihr Menschen zahlt ja weit lieber eine Schneiders- oder Metzgersrechnung, als die für Doktor und Apotheker.

Und die Köchin im Hause steckte ihm auch nichts zu aus der Küche, weil er nicht mehr ledig war. So blieb ihm nichts anderes übrig, als er stahl dem Pferd den Haber weg und verkaufte ihn.

Ich sah diesem Manöver oft zu und dachte: Den hat die Verehelichungsfreiheit zu einem unzufriedenen und dann zum unehrlichen Menschen gemacht. Ich habe überhaupt bemerkt, daß ihr Menschen vielfach von oben herunter und auf gesetzlichem Wege verdorben werdet.

Am meisten räsonierte mein neuer Herr und des Doktors Knecht, wenn er die Frau und die Kinder seines Herrn einmal spazierenfahren mußte und nie ein Trinkgeld bekam. „Den ganzen Morgen von Straße zu Straße kutschieren und am Nachmittag d i e und ihre jungen Rotznasen in der Welt herumführen — ist zu viel verlangt," murrte er stets in sich und in mich hinein.

Die Frau des Doktors kannte ich gar wohl von der Zeit, da ich noch oben in der Doktorstube hing, wie jetzt in der Kammer neben dem Roßstall. Sie war so ein modernes, weibliches Geschöpf, wie sie jetzt in den Städten allgemein erzogen werden. Sie las den ganzen Tag deutsche Klassiker oder welsche Romane oder spielte Arien auf dem Klavier, konnte aber keinen Kochlöffel halten und ihre eigenen Kinder nicht schreien hören. Die Köchin und das Kindsmädchen lachten sie unter sich immer aus und spotteten über ihre Unwissenheit.

In die Kirche ging sie nicht, aber regelmäßig ins Thea-

ter. Ihre Götter waren die großen Dichter, die sie nicht einmal verstand, und ihr Gottesdienst die Aufführung „klassischer Werke“. Man hatte sie eben so gelehrt auf der höheren Töchterschule, daß die höchste Weisheit in den Klassikern stecke und das Christentum im kirchlichen Sinne nur noch für Ungebildete und für Bauern vonnöten sei, damit sie den Gebildeten nicht ans Leben und in ihr Eigentum gehen.

Trotz der letztern Ansicht ließ sie ihre Dienstboten, zwei Bauernmädchen, höchst ungern zur Kirche. Sie meinte, sie bedienen, ginge dem Kirchenlaufen und dem Gottesdienst vor.

Eines Tages, da mein Knechtherr die Frau spazierengefahren hatte und auf ihren Befehl länger ausgeblieben war, als der Doktor, der den Wagen zu seiner abendlichen Rundfahrt noch gebrauchte, es erlaubt hatte — bekam der Knecht die Vorwürfe statt der Frau. Jetzt wurde er mit Recht grob. Ein Wort gab das andere, und Herr und Diener kündigten sich gegenseitig auf.

Der neue Knecht bekam einen neuen Hut und mich stellte man ihm zu beliebiger Verfügung. Er bekam bald den Besuch eines „Landsmanns“, der Kaminfegergeselle in der Stadt war, und dem schenkte er mich. Ich sank abermals eine Stufe.

Mit dem schwarzen Mann zog ich nun durch die Straßen. Kam er in ein Haus, so ließ er mich in der Küche liegen, bis er wieder aus dem Kamin zurückkehrte. Während er mit seinem Besen durch den schwarzen Schlund bis zum Äther fuhr, machte ich Küchenstudien.

Ich sah da, wie viele Manöver ihr Menschen macht, bis euch die Speisen munden, und wie gaumengelüstig ihr seid. Aber ich sah auch, mit welcher Unreinlichkeit die Köchinnen, ungewaschen und ungekämmt, mit euern Leibspeisen umgehen, die euch aber trotzdem vorzüglich schmecken. Wüßtet ihr oft, wie es in der Küche hergegangen, ihr würdet keinen Bissen davon genießen.

Auch das Gezänk zwischen den Hausfrauen und ihren

Mägden hörte ich mit an, und wie die ersteren von den letzteren geschimpft wurden, sobald sie den Rücken gekehrt hatten. Einig im Schimpfen waren beide Teile nur dann, wenn der Kaminfeger und ich in Sicht kamen.

Es gibt wohl keinen nützlichern Beruf auf Erden, der so verhaßt wäre bei den Weibern, als die Kaminfegerei. Überall sind sie ungern gesehen, die schwarzen Gesellen, wenn sie ihres wichtigen Amtes walten wollen. Selten gibt's ein Trinkgeld oder einen Schoppen. Und doch fand ich, daß die Kaminfeger zu den harmlosesten und bescheidensten Leuten gehören. Schlecht bezahlt bei gefährlicher Arbeit, sind die Kaminfegergesellen fast durchweg „gute Kerle". Und wenn sie bisweilen an Durst leiden, wer mag es ihnen verübeln bei dem vielen Ruß, den sie zu schlucken haben?

Gefürchtet von den kleinen Kindern, verhaßt bei allen Weibern, Tag für Tag durch schwarze Schlote fahrend, sind sie doch durchweg heiter und zufrieden. Und ich muß sagen, von allen meinen Herren war mir der Kaminfeger der liebste wegen seiner Zufriedenheit, seines Seelenfriedens und seiner unerschöpflichen Geduld beim ewigen Keifen der Weibsleute.

Und doch hätten die „Frauenbilder" allen Grund, die Kaminfeger zu lieben, weil sie ihnen nach Shakespeare den letzten Weg für die eigene Schlauheit reinigen und offen halten. Der große Brite sagt einmal: „Verriegelt der Schlauheit einer Frau die Türe, so geht sie zum Fenster hinaus. Schließt dieses zu, so schlüpft sie durch das Schlüsselloch, und wenn ihr das verstopft, so fliegt sie mit dem Rauch durch den Schornstein." —

An einem rauhen Herbsttag, da der Nordwind scharf über die Stoppeln fuhr, hatte mein Träger in einer Villa vor der Stadt draußen „gerußt". Auf dem Heimweg nahm ihm ein Sturm den Zylinder vom Kopf und trug mich ein weites Stück ins Feld hinein.

Alt und wertlos, wie ich war, nahm er sich nicht mehr

die Mühe, mich zu holen. Er ging, von seiner Schornsteinkappe bedeckt, von dannen und ließ mich liegen. Hinter ihm war ein Stromer des Wegs gezogen und hatte den Vorgang gesehen. Er holte mich, verglich mich mit seinem Hut, und da ich doch noch besser war, warf er jenen ins Feld und setzte mich auf.

Ich mußte mich, wie ihr Menschen auch, in mein Schicksal fügen, aber mein Pessimismus nahm um einige Pferdelängen zu. Doch bekanntlich ist bei jedem Unglück ein Glück. Und mein Glück bestand darin, daß ich bald aus der Stadt, die ich lange genug gesehen hatte, hinaus kam in die weite Welt und in Gottes freie Natur.

Am ersten Abend mußte ich allerdings noch mit meinem Besitzer in der Stadt fechten gehen.

Den ersten Fechtversuch machte der Stromer in einem kleinen Hause. Eine ärmlich gekleidete Frau mit tiefbekümmerten Mienen gab die üblichen Pfennige. Aber wie staunte ich — es war die Frau „Hofrätin", deren Mann ich einst gedient, als noch alles im Flor und er hoffähig war Jetzt lebte sie mit ihrer mäßigen Pension und ihren ungezogenen Buben ein kleines Leben. So vergeht der Welt Herrlichkeit, dachte ich. Und so ist's bei euch überall in ähnlichen Stellungen.

Ein Minister, der in Pension lebt, oder ein General a. D., was sind das für kleine, unbeachtete Leute. Und erst ihre Frauen! Solange ihre Männer in Aktivität leben, fällt ein großer Teil der Bücklinge und Komplimente für sie ab. Ist der Mann tot oder nur a. D., so sind sie kaum noch die Schatten dessen, was sie waren.

Überall findet man, daß ihr Sterbliche nicht „ungestraft unter euern Palmen wandelt" — und euer Hochmut wird im Leben wahrlich schon genug gedemütigt in männlicher und weiblicher Linie vom Minister und General bis herab zum Oberamtmann und zur „Oberamtmännin" und zur Feldwebelsfrau.

Bei unserem Fechten machte ich auch eigene Bemerkungen und Menschenstudien. Am wenigsten gaben die reichen und vornehmen Leute. Diese ließen uns entweder durch ihre Dienerschaft abweisen oder schnauzten uns ab in eigener Person.

Am mitleidigsten fand ich die Frauen des Bürger- und Bauernstandes. Diese gaben, selbst wenn der Mann im Vorbeigehen schimpfte über die Stromerei. Mancher Handwerksmeister hielt auch eine zeitgemäße Ansprache an meinen Herrn und meinte: „Ich bin auch als Handwerksbursche in der Fremde gewesen, aber gefochten habe ich nur in der äußersten Not. Heutzutag fechten die Handwerksburschen alle, auch ohne Not. Es ist das Fechtgeld ein gefundenes und wird vertrunken. Ihr jungen Leute habt keinen Charakter und kein Ehrgefühl mehr."

Mein Stromer räsonierte dann im Fortgehen über diese Predigt. Und was er räsonierte, war nicht dumm: „So ein alter Meister hat gut reden. Der hat noch was Rechtes gelernt und bekam Prügel vom Lehrmeister, wenn er nicht parierte, war aber daneben gehalten wie das Kind im Haus. Ich bin meinem Meister davongelaufen, als er mir das erste Paar Ohrfeigen gab. Mein Vater, zu dem ich heimlief, verklagte den Meister; er kam vor das Schöffengericht und zahlte fünf Mark. Das imponierte mir. Ich folgte fortan keinem Meister mehr, und ehe ich was gelernt hatte, spielte ich den Gesellen und ging in die Fremde. Hier hörte ich mit Wonne, wie schlecht der Arbeiter daran sei und am besten ruhig alles in zwei Tagen vertrinke, was er in fünf Tagen verdient. Wir fuhren deshalb am hellen Werktag in Droschken, solange noch ein Pfennig im Sack war, und lachten die Leute aus oder brüllten sie an, wenn sie sich darüber aufhielten. Die Polizei schwieg. Die Zeiten sind vorbei, in denen das „Blauenmachen" und „Saufen" gestraft wurde. Bald sah ich auch ein, daß Fechten noch besser sei, als Arbeiten, und so hab' ich mich diesem Beruf ergeben. Ich bin zwar

ein Lump geworden, aber ein Lump mit Hilfe des Gesetzes und der Humanität. Und da doch alles so wie so der Lumperei entgegengeht, hab' ich nur beizeiten angefangen."

Er hatte überhaupt lichte Augenblicke, mein Stromer, und dann hielt er gar keine schlechten Monologe über sich und seine Zeit. Als ihm einmal ein Meister sagte: „Man macht euch Leuten das Leben zu leicht. Früher hieß es ‚hilf dir selbst‘, jetzt hilft dem verarmten Lumpen, damit er nicht Not leide, alles, das Gesetz, der Amtmann, der Armenrat. Das wißt ihr Leute und darum sorgt ihr nicht für eure Zukunft!", da gab mein Stromer dem wackeren Meister die Hand und sprach: „Meister! Ihr habt ganz recht, aber ich hab' ja diese Gesetze zur Unterstützung von Lumpen, die nicht mehr arbeiten können, weil sie es nie recht gewollt haben, nicht gemacht. Und auch die nicht, daß ein Meister seinen Lehrjungen nicht mehr züchtigen darf."

Am Abend nach vollbrachter Tagesarbeit zogen wir in eine Herberge, wo die Zeit- und Berufsgenossen zusammentrafen. Hier wurde nun lustig gelebt und nebenbei Gott und die Welt samt der löblichen Polizei verspottet. Sie betrachteten sich als eine Art Großmacht, diese Stromer, als der fünfte Stand, der auch noch einmal ans Ruder kommen müsse. Sie waren stolz auf den Respekt, den sie genießen in den heutigen Zuchthäusern und Strafanstalten, wo man sie gut nährt mit Fleisch und mehrerlei Brot, gut pflegt durch sonnige Erholung im Freien, und wohin von Zeit zu Zeit höhere Staatsbeamte kommen und fragen, ob sie keine Klagen hätten und mit ihren Aufsehern zufrieden seien.

Nach solchen und ähnlichen Ergüssen stießen sie an mit Schnaps- und Biergläsern und ließen die — Humanität des 19. Jahrhunderts leben.

So zog ich mit meinem Herrn von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf und lernte die menschliche „Lumperei" und Stromerei in all ihren Details kennen. Ich bekam

einen sonderbaren Respekt vor euren modernen, freiheitlichen Gesetzen, bei denen das Individuum möglichst frei ist, während die Gesellschaft zugrunde geht.

Einmal wohnte ich auch einer Hochzeit bei, zu der wir zufällig in einer kleinen Stadt des badischen Oberlandes kamen. Bei unserer Morgenexpedition zum Fechten traf mein Herr einen alten Reisegefährten, von dem er wußte, daß er wegen Diebstahls und Betrugs im Zuchthaus gewesen. Heute aber war er frei und ziemlich gut aufgeputzt. Nach der ersten Begrüßung meldete er seinem Freunde: „Kommst gerade recht. Ich hab' heute Hochzeit!" „Was, du Hochzeit?" „Ja," meinte der Bräutigam, „weißt, heutzutag geht's nicht mehr wie früher, wo man ein kleines Vermögen nachweisen und ein ehrlicher, braver, fleißiger Kerl sein mußte. Jetzt kann einer alles versaufen, was er verdient, kann gestern noch im Zuchthaus gewesen sein und heute sich schon beim Standesbeamten anmelden. Der hat nach nichts zu fragen, als nach dem Geburtsschein. Das übrige geht keinen — Teufel was an. Und die Kinder, die muß die Stadt oder der Kreis übernehmen, wenn's fehlt. Siehst also, Bruder, 's ist heutzutag nichts leichter als das Heiraten!"

„Und deine Braut?" „Die ist um kein Haar vermöglicher oder bräver als ich. Sie hat auch schon mehr als ein Jahr Betzeit läuten hören im Gefängnis. Und heut' heiraten wir doch. Das ist eben die Freiheit, die unsereiner genießt heutzutag!" — „Und deine Einrichtung? Dein Hausstand?" fragte mein Herr.

„Das haben wir auf Borgs gekauft, ein Bett, einen Koffer, einen Tisch und zwei Stühle. Dazu ein Logis für 5 Mark pro Monat. Ich probier's jetzt einmal ein oder zwei Jahre. Ist's nichts, so bin ich gleich wieder Freiherr, verlasse Weib und Kind ‚ohne Ärgernis', und dann sorgt das Gesetz für sie, und ich hab' sie vom Hals."

Wir wohnten richtig der Hochzeit bei, und das Pärchen, das zusammen schon zehn Jahre Zuchthaus abgesessen und

nie was gewesen war, wurde Mann und Frau. Mein Herr beschloß darauf hin, den Sommer noch zu fechten und dann im Winter es seinem Freunde nachzumachen. Ob er's getan, weiß ich nicht, da er mich verabschiedete, ehe der Winter ins Land kam.

Eine aufrichtige Freude erlebte ich aber doch in seinem Dienste. Es war Sommer geworden. In den Städten war es heiß und auf den Landstraßen noch heißer. Drum beschlossen wir, den kühlen Schwarzwald zu durchstreifen; denn auch ein Stromer weiß jeder Jahreszeit die beste Seite abzugewinnen. Im Sommer macht er seine Luftkur, wie andere Leute, und zieht sich nach den Kurorten und Bädern der Berge und Wälder.

So zogen wir dem Walde zu. Das Kinzigtal hinauf kamen wir in das Gutachertal und näherten uns mehr und mehr meiner alten Heimat. Im Löwen in Gutach, wo alle bessern Touristen und Künstler einkehren, machten auch wir den ersten Halt. Es war ein herrlicher Sommernachmittag. Im Garten saßen Touristen, die eben vom waldigen „Farnkopf" herabgestiegen waren und nun bei Wein und Forellen sich erholten.

Ich erinnerte mich noch aus meiner Hasenzeit, daß, während ich am Abend im Grase bei der Hütte unfern von Gutach saß, der Taglöhner seinen Kindern erzählte von den vielen fremden Herren, die im Sommer im Löwen aus und ein gingen, wie sie tränken und sängen und lustig seien.

So traf ich's heute als Zylinder. Es waren, wie ein Bauer dem andern erzählte, Herren aus Freiburg. Die kämen alle Jahre ein- oder zweimal und hielten ein „großes Trinken". Bei ihnen saß Hasemann, der stille, große Künstler des Tales. Es war auch so ein Langer dabei, wie du.

Ihr Menschen habt das Gute, daß ihr in eurer Weinlaune ein gutes Herz zeigt gegen Arme, die euch, sozusagen, ertappen im Überflusse des Lebens.

Darauf spekulierte auch mein Stromer. Eben hatte

ein junger Herr eine Rede gehalten auf einen ältern und diesen als den Anführer nach Gutach gepriesen. Als das Hoch verhallt war, trat mein Herr vor, mich in der Hand, und bat die Üppigen um ein Almosen. Es regnete Zehnpfennigstücke in den Hut, und manch einer unterschied diese Münze in seinem Weindunst nicht mehr von dem Silber und gab ein „Fünfzgerle".

Nach diesem Ausgleich zwischen wandernder Arbeit und lustigem Kapital zogen wir beide talaufwärts. Noch lange klang uns das fröhliche Singen der lustigen Freiburger nach. Aber mein Herr, zufrieden mit den Gaben, unterließ jeden unliebsamen Vergleich mit den Lustigen. Ich habe überhaupt gefunden, daß Stromer ein dankbareres Herz haben, als manche „bessere und gebildete Leute".

Dort oben rechts in den Bergen lag meine Stammhütte. Ihr zog er zu, um ein Nachtquartier zu suchen; denn es war Abend geworden und die Sonne schon lange hinter dem Farnkopf verschwunden. Ich bekam ordentlich Herzklopfen, soweit es ein alter Zylinder bekommen kann, als ich merkte, daß wir der Heimat uns näherten.

Hier war noch fast alles, wie ehedem. Das Häuschen hatte noch das gleiche Strohdach, unter dem es hervorschaute wie ein altersgraues Männchen unter einem riesigen Kappenschirm; das Brünnelein vor ihm plätscherte noch in den alten Trog, und dieselbe zerfallene Steintreppe führte noch zum Hausgang. An den Fenstern blühten Blumen, wie einst, und vor der Stalltüre sprangen lustig im Grase zwei neue Häslein.

Drinnen war alles unverändert; nur der Taglöhner und sein Weib waren älter und die Kinder größer geworden, in ihren guten alten Sitten und Gewohnheiten aber gleich geblieben. Eben beteten sie nach altem Sommergebrauch, hinter jedem der geöffneten kleinen Schiebfensterchen der Stube ein Glied der Familie, den Rosenkranz zum Fenster hinaus in den Abend hinein, als wir in die Stube traten.

Mein Stromer, bekannt mit den Sitten des Volkes, blieb stille stehen, bis das Gebet zu Ende war, und dann erst bat er um ein Nachtquartier.

Der Bauer auf dem Schwarzwald gewährt dies gern, teils weil es ein christlich Werk der Barmherzigkeit ist, Fremde zu beherbergen, teils aus Furcht vor der Rache eines Stromers.

Ich hatte hier mein eigentliches Leben eingebüßt, aber auch eine glückliche Jugendzeit hier verlebt, und diese versüßt alle andern Schmerzen des Lebens. Und in Erinnerung an meine goldene Hasenjugendzeit heimelte es mich gar sehr an in der stillen Hütte, wo christliche, gläubige Menschen, ferne der Welt, ihr Leben glücklich und zufrieden leben.

Meine Laufbahn hat mich mit den Menschen fast jeder Sorte bekannt gemacht, mit den Kulturmenschen, wie mit den Bauern. Und ich meine gefunden zu haben, daß bei euch mit der Bildung die Unzufriedenheit und der Lebensüberdruß, die Verstellung und die Verlogenheit steigen und bei den unkultivierten Bauern noch am meisten innerer und äußerer Friede wohnt.

Mir selbst ist's weit besser gegangen, und mein Leben floß viel friedlicher dahin, ehe ich in eure Kultur eingetreten bin.

Ich bin deshalb der Ansicht geworden, daß alle Geschöpfe, sobald sie mit euch und eurer Kultur in nähere Verwandtschaft treten, unglücklich werden. Ihr habt das Geschick, euer eigenes Elend auch auf andere Geschöpfe zu übertragen.

Diese und ähnliche Betrachtungen stellte ich an, da ich, während mein Herr auf der Ofenbank schlief, wachend zu seinen Füßen lag. Ich wäre am liebsten in der Hütte geblieben und in einem Winkel unter dem Strohdach vermodert, aber ich mußte wieder fort auf die — Badereise.

Wir durchstreiften jetzt die meisten Luftkurorte des Schwarzwaldes von Freiburg bis nach den reizend gelegenen Kurorten Bad Boll und St. Blasien. An einsamen Waldrändern lagerte sich mein Herr, und wenn die Kur-

menschen an nichts dachten, trat er energisch, wie ein Rinaldo, vor und sprach die erschreckten, blutarmen Männlein oder Weiblein um ein Almosen an, das nie ausblieb, schon aus Furcht vor Räubern.

Wenn wir so unvermerkt hinter den Tannen lagen, hörte ich die Unterhaltungen der Kurgäste und mußte oft lächeln über ihr armseliges Gerede. Am Morgen sprachen sie vom Mittagessen und was es heute geben werde, am Nachmittag kritisierten sie das eingenommene Mahl, und am Abend machten sie es ebenso.

Ihr Menschen könnt überhaupt, sobald die Arbeit euch nicht beschäftigt, nur Genuß und Zerstreuung suchen oder davon reden, sonst tötet euch eine eurer größten Plagen, die Langeweile. Sie verfolgt euch aufs schärfste, sobald ihr ohne ernste Beschäftigung bleibt, und zeigt, wie sehr ihr geboren seid zur Arbeit. —

Die kühlen Augustnächte trieben mit den Kurgästen auch uns vom Schwarzwald herab. Wir zogen der Baar und dem Hegau zu. Zum Glück hatten wir etwas Geld, denn mit dem Fechten ging's in der Gegend schlecht. Die Leute sind ziemlich hart, und an jeder Ortsstraße hatte der Amtmann durch Anschlag das Betteln verboten und eine Suppe in Aussicht gestellt.

Diese Wegweiser für Stromer, die man jetzt vielfach an den Straßen sieht, sollen der Stromerei und Lumperei Einhalt tun. Sie sind aber nur äußere Signale für die vielen armseligen Versuche, die ihr Menschen heutzutage macht, ein Übel zu verstopfen, indem ihr die Wirkungen desselben bekämpft, die Ursachen aber ruhig fortwirken laßt, ja selbst gesetzlich noch fördert.

Diese Ortstafeln gegen das Stromertum nützen gerade so viel gegen die Stromerei, als wenn man bei Wassergefahr durch Signalstangen dem Wasser die Richtung vorschreiben wollte.

Mein Herr murmelte zwar jeweils einen Fluch in sich

hinein, wenn er eine solche Tafel am Eingang eines Dorfes fand, aber dann lächelte er gleich wieder und meinte: „Ich fechte mich eben durchs Leben, so lange es geht, und dann lege ich mich im süßen Nichtstun in eine ‚Kreispflegeanstalt‘ und erwarte mein Ende[1]."

Aus dem Hegau kamen wir beim Städtchen Radolfzell an den Bodensee. Langsam wandelte der Pfarrherr der Cella Ratoldi am Seeufer hin. Aus seinen klugen Augen, verbunden mit starkem Leibesumfang, sprach Wohlwollen für seine Mitmenschen und Zeitgenossen. Ihn fochten wir an und hatten uns nicht getäuscht. Er erzählte, wie er selbst früher ein fleißiger Wanderer gewesen und mit „seinem Stöckle zum Tor hinausgezogen sei", und gab reichlich Zehrgeld.

Wenn ein Pfarrer wohlbeleibt ist, darf man fast mit Bestimmtheit auf eine ruhige und friedliche Gemeinde schließen — nach dem alten Sprichwort: „Wie der Hirt, so die Herde." So glaubte auch mein Stromer, es lebten in Radolfzell lauter so gute Leute, wie der dicke Pfarrherr, und begann lustig zu fechten. Schon das dritte Weib rief aber nach der Polizei, und wir wanderten ins Gefängnis.

Hier hörte ich zum erstenmal von dir. Über der Türe der Gefängniszelle, in die mein Herr einlogiert wurde — las er mit lauter Stimme: „In dieser Zelle war 1873 Pfarrer Hansjakob eingesperrt." Einer deiner Nachfolger in dieser Einsamkeit, vom Gefängniswärter belehrt, hat offenbar deinen Namen hier „verewigt", soweit es mit Bleistift an weißer Wand möglich war.

---

[1] In neuester Zeit hat man die Arbeiter zu Staatspensionären gemacht. Es bezahlt jetzt jeder seine paar Pfennige am Ende der Woche, und bekommt im Alter eine kleine Rente. Diese ist gewiß jedem ordentlichen Arbeiter wohl zu gönnen. Aber diese Reichsversicherung hat auch ihre Schattenseiten bei ledigen, leichtsinnigen Leuten, die im Hinblick auf die Altersrente in der Jugend nicht mehr ans Sparen denken.

Mein Stromer freute sich, auch einen Geistlichen als Leidensgefährten gehabt zu haben, und als ihm der Gefangenwärter erzählte, du seist während deines Hierseins gerne mit den auch eingesperrten Stromern und Verbrechern im Verkehr gestanden, da hattest du seine ganze Sympathie.

Er beschloß auch sofort, als er hörte, du wohnest am Obersee, dir einen Besuch abzustatten. Vierundzwanzig Stunden dauerte unser Arrest, und um nichts gebessert, wohl aber zu größerer Klugheit im Fechten gemahnt, zogen wir landeinwärts, um am Überlingersee hinauf das rechte Bodenseeufer zu gewinnen.

Am Nachmittag des zweiten Tages marschierten wir in dein Seedörfchen ein und deiner Wohnung zu. Eben hatte die Einuhrglocke weithin über den See „das Wetterzeichen" gegeben, und du saßest mit deinem alten Mesner vor dem Hause. Es war ein schöner Septembertag und der See und die Alpen den Blicken sichtbar.

Mich in der Hand, bettelte mein Stromer um einen Zehrpfennig. Du fragtest ihn zuerst über Handwerk, Heimat, Herkunft und Reiseziel. Ungeniert, wie er war, vergaß der Gefragte nicht, zu melden, daß er in Radolfzell im gleichen Gefängnis gewesen sei wie du. Das freute dich. „Philippine, bring dem Handwerksburschen einen Schoppen!" riefst du ins Haus hinein.

Durch den Trunk ward mein Herr noch kühner und bat unter Hinweis auf mein Alter und meinen sichtbaren Defekt um einen Hut. Auch den mußte deine Schwester bringen, und unter einem mächtigen Filzhut und dazu mit einigem Zehrgeld ausgestattet schritt der Beschenkte freudig zum Dorfe hinaus. Mich trug er in der Hand mit der Absicht, den alten Zylinder draußen wegzuwerfen. Beim letzten Hause, beim Stärken-Hans, unfern der Landstraße, ließ er mich erbarmungslos auf einen Düngerhaufen niedersinken.

Da lag ich denn, dem Tode und der Verwesung ver-

fallen, mit einer herrlichen Aussicht auf See und Alpgestein, bis der Herbst vorüber war.

Aber selbst da noch konnte ich Studien über euer Menschenleben machen. Ich hörte den Nachbarn des Hans, den Stözle und sein Weib klagen über schlechte Jahre, die Schwiegermutter und die Frau des Stärken-Hans jammern über Leiden und Krankheit, sah deinen Nachbarn, den Sigmund, in dem Hopfengarten neben mir Tag und Nacht arbeiten im Schweiße seines Angesichts, und eure Toten wurden an mir vorbeigetragen dem Kirchhof zu.

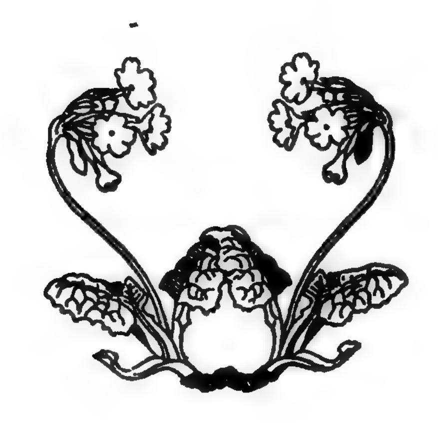
Wenn auch im Herbst bisweilen einer an mir vorbeitaumelte im Suserstadium und singend des Weltalls Kummer zu vergessen schien, so merkte ich doch auch noch auf meinem Düngerhaufen, daß ihr Menschen im Tale der Zähren wohnt und arme, geplagte Geschöpfe seid, die ihr Elend nur im Rausch vergessen.

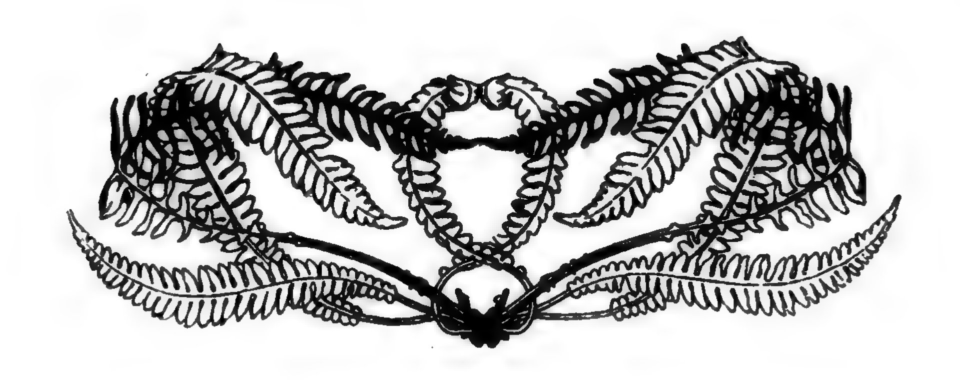
Als die Herbstnebel über den See zogen, führte mich der Stärken-Hans auf seinem Kuhwägele mit dem Dünger hinaus nach Frenkenbach auf einen Pachtacker am Walde Weingarten. Aber auch da sollte ich nicht ruhig sterben. Hungrige Füchse schleppten mich, noch das Kaninchen in mir riechend, in den Wald und zerzausten und durchsuchten mich nach Hasenfleisch. Hatte das fallende Buchenlaub mich zugedeckt, so grub ein Fuchs, der meine Fleischarmut noch nicht erfahren, mich wieder aus. So liege ich seit dem Herbst, den Winter über und bis ins Frühjahr hinein ruhelos in dieser Waldecke. Die einzigen Menschen, welche ich sah, waren im Winter die Holzhauer von Hagnau, die morgens früh und abends spät im Januar und Februar da vorüberzogen. Du kamst, seitdem es Frühjahr geworden, täglich in meine Nähe, einsam und dein Liedchen pfeifend oder vor dich hinredend. Ich hab' dich manchmal belauscht, wie du in den letzten Wochen auf dem Markstein dort gesessen bist, lange still in die große Natur vor dir geschaut hast und dann plötzlich aufgestanden und fortgegangen bist in den Wald

hinein, deinen Leibspruch auf den Lippen: „'s ist halt ein Elend auf dieser Welt!"

Du fühlst es also, welch Elend auf allen Geschöpfen liegt, hast darum sicher auch Mitleid mit mir. Ich habe dir mein Schicksal erzählt und zum Schlusse richte ich an dich die eine Bitte: „Begrabe mich so, daß die Füchse mich in Ruhe lassen, ich ungestört vermodern kann und nichts mehr sehe und höre von euch armen Menschen."

So sprach der alte Hut, dem ich in Wehmut gelauscht. Die Vögel hatten längst zu singen aufgehört, und der Mond kam über die bayerischen Alpen her dem Bodensee zu, als er seine Geschichte geendet. Ich trug von einem Haufen großer Steine, die der alte Bauer von Frenkenbach, der Bischofberger, aus seinem Acker am Waldrande geschafft, drei der größten herbei und begrub unter ihnen den Hut, der mir so vieles erzählt und gepredigt hatte. Dann ging ich still und melancholisch meinem Dörfchen zu.





Im Schwarzwald.

1885 und 1889.

1.

Diesen Sommer wollte ich eigentlich eine Reise machen nach Böhmen, Mähren und Ungarn und kam — auf den Schwarzwald. Wie geschah das? Der Arzt hatte mir verboten, nach jenen Ländern zu ziehen — nicht wegen der Tschechen in Böhmen, auch nicht wegen des berüchtigten Gefängnisses, des Spielbergs in Mähren und noch weniger wegen des Tokajers in Ungarn, sondern wegen meiner Nerven. Der Doktor, Professor Bäumler, ist eine Autorität ersten Ranges, und so mußte ich folgen. Statt des Tokajers sollte Schwarzwaldluft getrunken werden, und da es einmal sein mußte, so ward die Reise auf die Berge, von der ich zunächst erzählen will, gleich am andern Tage angetreten.

Die Gelehrten und die Ungelehrten streiten sich, ob der Schwarzwald die Silva Hercynia, die Silva Marciana oder der Mons Abnoba der Römer gewesen sei. Mir und meinen freundlichen Lesern kann das gleichgültig sein. Heute ist's halt der „Schwarzwald" und nur so viel gewiß, daß die Römer unter den heutigen Tannen keine Luftkuren gemacht

haben und sehr wahrscheinlich unter den alten auch nicht. Sie waren jedenfalls froh, wenn sie auf ihren Heereszügen an den Rhein aus dem wüsten Walde heraus und drunten in Trier waren bei Rhein-, Mosel- und Saarwein, und bemitleideten zweifelsohne die alten Söldner, welche in den Wartburgen an der Heerstraße hin in diesem Waldgebirge Etappe und Wache halten mußten.

So sahen die „alten" Tannen zu Römerzeiten die römischen Menschen nur mit Schauern vorübereilen, während unter den „neuen" zur Sommerszeit in manchen Gegenden des Schwarzwaldes fast unter jeder Tanne ein männlicher oder weiblicher Kulturgermane sitzt und Luft schnappt. Und wo allenfalls noch eine übrig ist, da sitzen Kinder Israels darunter, aber nicht trauernd, wie ihre Ahnen unter den Weiden an den Flüssen Babels, sondern lustig und heiter und auch Luft schnappend mit den Söhnen und Töchtern Teuts. Aber nicht bloß Luft wird geschnappt, sondern auch die Forellen, Hähne und Hühner, Schinken und Kälber auf weithin. Ja, bei vielen dieser Sommerschwarzwälder ist das letztere die Hauptsache und das „Luftschnappen" Nebensache; sie wollen für billiges Geld wieder einmal gut essen und trinken und nennen das dann „Luftkur", damit es nicht so ordinär herauskommt.

Einst lagen die Kelten und Germanen zeitlebens in den Wäldern. Die Kultur lockte oder richtiger trieb sie daraus hervor und „kultivierte" diese Waldmenschen. Sie hat ihnen dabei aber mit der Zeit Kraft und Saft genommen, und blutarm kehren die späten Nachkommen jener Waldbewohner in die Wälder zurück, um die Schäden der Kultur da auszuheilen, wo ihre Ahnen als Kraftmenschen gewohnt haben.

Wenn die ersten Sonnenstrahlen im März auf den jungen Frühling fallen, und es begegnen sich zwischen Frankfurt und Konstanz zwei süddeutsche, mehr oder weniger kultivierte Germanen oder Semiten, so ist die erste Frage: „Wo gehen Sie diesen Sommer hin auf den Schwarzwald? Ich

sehne mich jetzt schon darnach!" So wird der Schwarzwald das stehende Tages-, Kaffee- und Biergespräch bis zum 1. Juni; dann aber beginnt der Auszug der Kinder Israels und Armins nach dem Walde. Meine Leser und ich wollen uns auch gleich anschließen; denn ich habe in dem Seitherigen schon aus dem modernen Kulturleben des Schwarzwaldes erzählt, ehe wir eigentlich in diesem selbst angekommen sind.

Wir wollen bei einem Ort mit lieblichem Namen in den Schwarzwald einmünden, beim „Himmelreich", drei Stunden oberhalb Freiburg. Wenn der Wanderer einst aus der wilden Schlucht herabkam, die wir heute noch die Hölle nennen, so erschien ihm das sich erweiternde Tal der Dreisam mit seinen frischen Matten wie der Himmel; daher auch offenbar der alte Volksname. Sonst hat dies Himmelreich gar nichts Himmlisches, und die Hütten, welche einst St. Petrus auf dem Tabor hat bauen wollen, wären zweifelsohne weit schöner ausgefallen, als die Strohhütten an der Straße im „Himmelreich".

Eng ist sonst der Weg und schmal die Pforte, die zum Himmel führt, und breit der Weg zur Hölle. Beim Himmelreich des Schwarzwalds ist's umgekehrt; da verengt sich der Weg zur Hölle, d. i. ins Höllental, mehr und mehr. Die Dreisam selbst muß ihren Weg über Steinblöcke suchen, und rechts und links wird's immer waldiger und felsiger. Ein Eisenwerk hämmert und klopft in das enge Tal hinein, durch welches 1796 der General Moreau nach der Schlacht bei Liptingen seinen denkwürdigen Rückzug ausführte, nachdem wenige Jahre zuvor die unglückliche Marie Antoinette es passiert hatte auf ihrer verhängnisvollen Fahrt ins Welschland.

Die Dreisam schäumt vor Zorn, daß ihr der Weg so schwer gemacht wird, denn immer enger wird das Tal, immer steiler und schroffer die Felsen. Nur die Tannen behaupten siegreich ihr Terrain, selbst auf dem turmartigen, wilden Gestein. Auf einem vorstehenden Felsen ein Hirsch,

zum Zeichen, daß hier der Hirschsprung sei, d. h. das Tal so eng, daß ein Hirsch von einer Talwand zur andern setzen könnte. Ihm gegenüber zeigen sich auf fast unzugänglichen Felsen die wenigen Trümmer der Ruine Falkenstein. Hier hausten in alten Zeiten die Raubritter gleichen Namens und plünderten Wanderer und Kaufleute, die vom Wald herab ihren Weg suchten ins Rheintal.

Um das Jahr 1380 saß eine ganze Sippe Falkensteiner auf diesen Felsen: Hans, Dietrich, Werner, Klein-Kuno (Künlin), alle vier Ritter oder Edelknechte von Falkenstein. Sie warfen alles nieder, was vorüberzog und schwächer war, als sie, brandschatzten die Übermannten um Geld und nahmen ihnen einen Eid ab, vor keinem Gerichte gegen sie Klage zu führen.

Die wildesten unter ihnen waren Werner und Künlin. Selbst Werners Frau tat mit als Späherin. Den ganzen Tag über sah sie aus den Fenstern der Burg und angelte nach Fremdlingen, welche durch die Schlucht hinauf oder hinab zogen. Kamen Reisende, so blies sie in ein Hörnlein, und die Ritter mit ihren Knechten stürzten von der Feste hinab ins Tal.

Kein Stand und kein Gewerbe wurde geschont. Kaufleute, Geistliche, Pilger, Mönche, Studenten, wer immer des Weges kam, ward ins Felsennest geschleppt und dort gerupft. Zu Rom führten acht Pilger, zwei aus Holland, zwei aus Flandern und vier Engländer bittere Klage, weil ihnen die Falkensteiner 700 Gulden bares Geld und einen Eid abgenommen hatten, bis nach jener Stadt niemanden zu klagen. Hatten die Angefallenen kein Geld, so zog man ihnen die besseren Kleider aus.

Zur Winterszeit, wenn der Fremdenverkehr stockte, wurde in die benachbarten Höfe eingefallen und Vieh gestohlen.

Auch vor Mord schreckten die Gauner nicht zurück. Als aber eines Tages aus ihrer Burg ein armer Mann, ein Hintersaß von Freiburg, herabgestürzt worden war und sein

Weib, das seine Leiche am Fuße der Burghalde gefunden hatte, vor dem Rat der Stadt erschien und Rache forderte, ward endlich gegen das Raubnest eingeschritten.

Die Freiburger brachen die Burg und bekamen Ritter und Knechte in ihre Hand. Die Falkensteiner und ihre Helfer lagen lange in schweren Banden, und das Ende vom Liede war, daß „man die großen Spitzbuben laufen ließ und die kleinen hängte". Die Edelleute fanden die ehrsamen Bürger von Freiburg mit dem Versprechen ab, nichts mehr gegen die Stadt und ihre Untertanen zu tun — und ließen sich dann selbst als „ehrbare" Bürger daselbst nieder, ihre Knechte aber wurden elendiglich zu Tode gerädert.

Die Geschichte kam mir heute wieder in den Sinn, als ich unter den Ruinen weg weiterschritt. Und es kamen mir allerlei Gedanken und Vergleiche zwischen einst und jetzt. Vor allem ärgerte mich die humane Behandlung der adeligen Räuber und Mörder, die sozusagen ungestraft ausgingen, eben weil sie keine „Knechte" waren. Ich begriff die Schwäche des ehrsamen Rates von Freiburg nicht ihnen gegenüber. Doch in diesem spielten damals noch die Adeligen die erste Violine, und „keine Krähe hackt der andern die Augen aus".

Wenn auch bei uns bisweilen noch der alte Satz von den Großen, die man laufen läßt, und von den Kleinen, die man hängt, bei Urteilssprüchen sich erkennen läßt, so ist doch darin vieles besser geworden. Wir verdanken dies vorab den guten Folgen der französischen Revolution. —

Ich verglich dann auch die Roheit, mit welcher in der alten Zeit die Menschen gegeneinander verfuhren, und die blutige Strenge, mit der das Gericht damals die Verurteilten behandelte, mit der Humanität unserer Zeit. Daß die anständigen Menschen unter sich immer humaner werden, ist gewiß nur erfreulich. Und es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß die Grundsätze des Christentums, je mehr dieses in Tausenden einzelner Menschen schwindet, immer tiefer

und mächtiger in der Gesellschaft auftreten in Humanität und Moral.

In der alten, heidnischen Welt gab es öffentliche, soziale, gemeinsame Laster; das Verderben wohnte in der Seele der Gesellschaft, in den Gesetzen, in der öffentlichen Meinung, in den Einrichtungen, in den Gewohnheiten, ja selbst in den Religionen, kurzum in allem, was die Gemeinschaft der Menschen ausmachte. Seit das Christentum in der Welt ist, hat es die Roheit, die Verwilderung, die Ausschweifung immer mehr aus der Gesellschaft vertrieben. Und wie groß auch die Verirrungen einzelner sein mögen, die soziale Humanität und Moralität ist im Steigen begriffen. Was immer der einzelne tue, jemand macht immer mehr Front gegen Laster und Sünde — das ist die Gesellschaft. Und ihr gegenüber wohnt jedermann in Europa in einem Glashause.

Aber eines tadle ich in unserer Zeit und lobe ich an der des Mittelalters: die praktische Art, Verbrecher zu behandeln und zu strafen. In jenen urpraktischen Zeiten ging man dem Schwindler, wie dem Verbrecher, in wohlverdienter, drastischer und fühlbarer Weise zu Leib. Hatte z. B. ein Bäcker oder ein Metzger schlechte Ware geliefert oder das Gewicht gefälscht, so nagelte man den Ehrenmann an einem Ohrläppchen einen Tag lang an die Haustüre, und das war probat. Heutzutag findet der Mann die Gerechtigkeit mit Geld ab, das er längst fünfzigfach vom Betrug in der Tasche hat. Bis es ihm an den Leib geht — mit „Haft", muß er schon etliche Mitmenschen ganz oder halb vergiftet haben.

Im Mittelalter hieb man schweren Verbrechern nicht einfach den Kopf ab, man ließ sie auch sonst noch in empfindlicher Weise die Qualen ihrer Opfer etwas nachfühlen. Jetzt wird einer, sobald er ein recht schweres Verbrechen begangen, wie eine Art „Held" behandelt. Man bewacht ihn sorgfältig Tag und Nacht, statt ihn in eine Zwangsjacke zu stecken, die ihm lästig sein könnte. Man untersucht sorgfältig sein

Gehirn, um womöglich einen Defekt zu finden, damit der Mörder mit dem Leben davonkäme und er begnadigt werden könne.

Hat dagegen einer einen Hasen geschossen ohne Jagdpaß oder einen Holzfrevel begangen, so wird der Delinquent nicht im Gehirn untersucht und auch nicht im Magen, ob Hunger oder Manie ihn getrieben, er wird hart, namentlich in Wiederholungsfällen sehr hart gestraft und die Strafe nach der Strenge des Gesetzes scharf vollzogen — ohne Gnade.

Doch das eine Gute haben die armen Verurteilten und auf ihr Gehirn nicht Untersuchten — sie werden in unseren Gefängnissen nobel behandelt. Ein Soldat in der Kaserne oder ein Taglöhner mit Frau und Kindern hat es nicht, wie unsere heutigen Gefangenen. Diese essen besseres Brot, liegen auf Matratzen und arbeiten im Trockenen und in warmen Stuben, während jene mit Strohsäcken sich begnügen und bei allem Wetter draußen sein müssen.

Mit dieser Noblesse mag es zusammenhängen, daß, wie mir einmal ein öffentlicher Ankläger erzählte, ein Verurteilter, dem das Gericht weniger diktiert hatte, als der Staatsanwalt beantragt, als letzten Wunsch die Bitte aussprach, ihm das vom Ankläger bestimmte Quantum zu geben. Wenn das kein Hohn auf unsere Humanität ist, so gibt's keinen mehr!

Wenn aber einmal einer von Rechts wegen, nach allen Regeln der Frau Justitia, zum Tode verurteilt wird, dann werden noch Separatgutachten von den Richtern, von den Ministern und ihren Räten erhoben, ob man dem Kerl wirklich ans Leben gehen solle. Alles wird aufgeboten und überlegt, um, wenn immer tunlich, das teure Leben zu retten.

Merkwürdig! Mit dieser Humanität und Rücksichtsmeierei behandelt man Leute, die heute, wenn sie die Gewalt hätten, ohne jeden Rechtsgrund und ohne Justiz die ehrlichen, wohlhabenden Leute ausrauben, malträtieren und

abtun würden. Wir behandeln diese Menschen mit Glacés, während sie für uns nur Dolch und Kolben hätten.

„Drum kein größerer Wahnsinn", sagt Schopenhauer, „als Abschaffung oder Verminderung der Todesstrafe." „Damit gewinnen nur," predigte einmal P. Roh, „die Verbrecher. Wer die Todesstrafe abschaffen will, ist ein sehr grausamer Mensch gegen alle diejenigen, welche vor allem Erbarmen verdienen, nämlich gegen die Guten und die Gerechten. Schafft man die Todesstrafe ab, was hat man dann getan? Den Mördern ihr Leben garantiert. Diese haben aber nichts zu fürchten von anderen Menschen, die keine Mörder sind, und auch nichts vom Henker. So sind nur die ehrlichen Leute in Lebensgefahr." —

„Die Obrigkeit hat das Schwert," sagt der Apostel. Und Schwerter hat man nicht zum Federnspitzen, um dann damit Begnadigungen zu unterschreiben.

Die ebenso gefährliche, als unsinnige Humanität gegen Verbrecher kommt mit auch von jener materialistischen Anthropologie, wonach die Leidenschaften des Menschen nur Naturtriebe und die Verbrechen nur Krankheiten sind. Es mag ein groß Stück davon wahr sein, daß der Verbrecher geboren wird, aber ein Mörder gehört eben gründlich unschädlich gemacht, was immer auch der Beweggrund seiner Missetat sein mag.

Mit allzugroßer Humanität kommen wir zur Erfüllung jener Worte Goethes: „Ich glaube auch, daß die Humanität endlich siegen wird, nur fürcht' ich, daß zu gleicher Zeit die Welt ein großes Hospital und einer des andern humaner Krankenwärter sein werde."

Es wird dann keine Gefängnisse mehr geben für Verbrecher, sondern nur Spitäler und Irrenhäuser; die Nichtverbrecher aber werden bald nicht mehr Geld genug haben, solche zu bauen.

Die ganze Entwicklung solcher Zustände zeichnet am besten Byron, der, frei übersetzt, einmal schreibt:

Das ist der Weltgeschicht' allein'ge Lehre,
Ist aller Zeiten warnend Einerlei:
Freiheit, Ruhm, Humanität, dann — schwere
Verderbnis, Reichtum, Laster, Barbarei. —

Im Weiterschreiten wollte ich mir eben noch einige weitere Gedanken machen über zu viel und zu wenig Freiheit und deren Folgen, als ein Zweispänner daherfuhr mit guten Bekannten. Es war der junge Rechtsanwalt K. Fehrenbach von Freiburg mit Gattin und Kind, einem Mädchen. Fehrenbach, den ich erst kennen lernte seitdem ich in Freiburg bin, singt zu Gottes Ehre beim Martinschor und kommt am Sonntag nach dem Gottesdienst regelmäßig zum Pfarrer, um mit demselben einen kleinen Spaziergang zu machen. Er ist ein frischer, heiterer, geistvoller Mann und hat meine ganze Sympathie.

Natürlich lud er mich heute ein mitzufahren und einen Kurort aufzusuchen, sei es Saig oder Steinabad. Mir konnte es gleich sein; denn Waldesluft gab's ja überall auf dem Schwarzwald. Beide Orte waren mir ohnedies unbekannt, und der Reiz der Neuheit gab die weitere Entscheidung.

Aber zur Bedingung machte ich, daß ich die Hälfte des Wagens bezahle, denn im Armenweg wollte ich nicht auf dem Schwarzwald reisen.

So geschehen am 16. Juli 1885.

Lange vor Mittag hatten wir das Wirtshaus zum Sternen erreicht, den hintersten Punkt im Höllentale. Von da an erhebt sich die Straße in schönen Windungen der Hochebene des Schwarzwaldes zu. Wir ließen nach kurzer Rast im Gasthaus den Wagen vorfahren und gingen zu Fuß durch die Ravennaschlucht mit ihrem schönen Wasserfall der Höhe zu. Mich beschäftigte der Name Ravenna. Ich dachte an Italien, bis mir einfiel, daß die Kelten, die Ahnherren der Römer, mit Vorliebe ihren Flüssen und Flüßchen Namen gaben, die uns heute lateinisch klingen. Die Dreisam hieß Tragisa, der heutige Höllenbach Rota und das kleine Schlucht-

bächlein Ravenna. Eben bauen Italiener einen prächtigen Viadukt für die Eisenbahn über den untern Teil der Schlucht hin, und mich soll's nicht wundern, wenn nach hundert Jahren ein Etymologe des dritten Jahrtausends das Wort Ravenna dahin erklärt: „Es hätten Italiener aus der Gegend von Ravenna einst hier Eisenbahnen gebaut und in diesem Tälchen gehaust." Richtig hatten sie heute drinnen in der Schlucht ihren Feuerherd, und einer kochte eben eine Polenta. Aber auf meine Frage: „Donde siete?" (Woher seid Ihr?) lautete seine Antwort: „Trentino." (Aus dem Trientinischen.) Also nichts von Ravenna!

Oben bei dem Kreuz noch einen Blick ins morgenduftige Waldtal der Hölle, dann geht's weiter auf der kahlen, baumlosen Hochebene. Bald kommen wir auf einsamer Höhe zum Bären-Wirtshaus, und in mir erwachte eine alte Erinnerung. Vor zwanzig Jahren, anno 1865, wanderte ich von Bonndorf und St. Blasien herauf, am Titisee vorüber, diesem Wirtshause zu, um Mittagsrast zu halten. Ein Büblein und ein Mägdlein gingen neben mir des Wegs, sie kamen aus der Schule, von Neustadt her. Das Mägdlein gehörte dem Wirte, das Büblein war Hirtenbub im Hause. Sie erfreuten mich beide durch ihre kindlich einfältigen Fragen und Antworten. Das Mädchen leistete mir noch Gesellschaft bei Tische. Heute erkundigte ich mich nach beiden. Das Mädchen war indes Hausfrau und Hausmutter geworden, und das Büblein dient längst als Knecht auf einsamen Waldhöfen. So schnell wächst und vergeht der Mensch.

Der Titisee, der einzige Rest eines urweltlichen Seebeckens, das einst alle umliegenden Täler unter Wasser hielt, hat immer noch seine Romantik in dem dunkeln Gewässer, dem gewaltigen Feldberg als Hintergrund und den schwarzgrünen Tannen als Umrahmung; aber was mich heute störte, das war das moderne Kurhaus in seinem Vordergrunde. Das hat ein Stück der alten Poesie genommen. Es paßt in diese Gegend wie eine Faust auf ein Auge. Wo überall

die Natur redet, still, harmonisch, einsam, da stimmt kein neumodisches Gebäude. In einer Stadt fällt das nicht auf; aber ein solches Hotel allein im Wald oder auf der Heide sieht schrecklich unnatürlich aus.

Oberhalb des Sees verließen Freund Konstantin und ich den Wagen, um den nächsten Weg über Berg und Wald nach dem hochgelegenen Dorfe Saig zu suchen, während die „Damen" den Umweg dahin auf der Landstraße weiterfuhren. Eine Stunde später trafen wir in dem waldlosen, luftig und hoch gelegenen Dörfchen wieder zusammen, wo im „Ochsen" die Luftkuristen an wohlbesetzter Tafel ihre Hauptkur einnahmen.

War das ein Lärmen und Rauschen der Messer und Gabeln und aller süd- und norddeutschen Mundarten durcheinander, daß ich, ein Freund der Einsamkeit, mich gerne zurückzog in das benachbarte Haus des Pfarrers Heinzelmann von Saig, eines freundlichen, kräftigen Herrn aus Hörschwag im Reichsland Sigmaringen.

Die Wohnung des Pfarrers ist ein großes, hölzernes Blockhaus, von einem Schwarzwälder Bauernhause nur zu unterscheiden durch die etwas bessere Ausstattung in den Zimmern. Aber aus den kleinen Luken, Fenster genannt, genießt der Pastor eine Aussicht weithin über Berge, Täler und Wälder, die, mich wenigstens, das alte Holzhaus und dessen nackte Dachbalken vergessen ließen.

Ebenso einfach ist die kleine Kirche des kleinen Dorfes; weiß getüncht, aber mit reich vergoldeten und überverzierten Altären, wie die Bauern es lieben. Der Pfarrer zeigte mir zwei neuere Bildwerke als besonders künstlerisch ausgeführt. Ich merkte aber, daß der gute Herr in seinen Ansprüchen an die Kunst ebenso bescheiden war, wie in denen an sein Haus. Den Bauern aber mochten die beiden „Helgen" zweifelsohne gefallen, und das ist ja in dem Falle die Hauptsache.

Ich sprach mit meinem Amtsbruder über das Idyll

eines Landpfarrers, das ich ja aus vieljähriger Erfahrung auch kenne. Allein der praktische Schwabe, weniger gefühlsduselig als unsereiner, wollte nichts von der Poesie, auf dem Schwarzwald zu leben, wissen und würde seinen hohen Posten gerne mit einem solchen in der Niederung vertauschen.

Der kleine Kurort, der nur den einen großen Fehler hat, daß er zu weit ab vom Walde liegt, war ganz überfüllt. Selbst der Pfarrer beherbergte einen Professor aus Heidelberg. So kam es, daß meine seitherige Reisebegleitung, von der die Dame gerne hier geblieben wäre, beschloß, mit mir vier Stunden weiter nach Süden in den Wald hineinzuziehen, ins Steinabad.

Ich zog bis Lenzkirch abermals den Fußweg vor und stieg dabei den Berg hinab. Es begegneten mir, im Aufstieg begriffen, zwei benachbarte Pfarrherren, die ihrem höchstgelegenen Nachbarn einen Besuch abstatten wollten. Im Winter, wo ganze Untiefen von Schnee sie trennen, können diese Waldpastoren einander nicht sehen; sie benützen darum mit Recht die kurze Sommerszeit, um sich guten Tag zu sagen und bei einem Glase Bier ihre Erlebnisse auszutauschen.

Daß bald in jedem Dörfchen des Waldes jeden Sommer einige Kurgäste eintreffen, bildet für die vereinsamten geistlichen Herren eine angenehme Abwechselung. Sie kommen doch wieder mit mehr oder weniger gebildeten Leuten zusammen, und mancher Schwarzwaldpfarrer ist bei den Fremden eine sehr beliebte Persönlichkeit geworden.

Lenzkirch, tief unten in einer Mulde unterhalb Saig, ist seit mehr als hundert Jahren einer der Hauptsitze des Schwarzwälder Gewerbes, vorab in Strohhut- und Uhrenmacherei. Der stattliche Marktflecken, einst Sitz der Dynasten von Urach, deren Schloßruine oberhalb des Ortes aus Tannen hervorschaut, gleicht heute einem saubern, kleinen Fabrikorte, wie man sie in der Schweiz so häufig sieht. Aus den schmucken Holzhäusern schaut bisweilen eine Villa ganz modernen Styles hervor und wundert sich selbst, wie sie eigent-

lich hierher gekommen. Sie paßt in das Land so wenig als das Kurhaus am Titisee.

Vor seinem Hause begrüßte ich einen der Gewerbsfürsten des Orts, einen ehemaligen parlamentarischen Kollegen, den Kommerzienrat Tritscheller, das Haupt der großen Uhrenfabrik hier, einen energischen, kenntnisreichen Mann. Er lud mich freundlich ein, in sein Haus zu treten und die weiter unten gelegene Fabrik zu besichtigen. Beides mußte ich mir versagen, denn es ging schon dem Abend zu und es war noch ziemlich weit hinab ins Tal der Steina.

Daß die alten Deutschen schon euphemistisch zu reden wußten, wie die Griechen, das beweist der Name Lenzkirch. Denn einen „Lenz" gibt es in der Gegend nicht, sondern nur zwei Monate Sommer und zehn Monate Winter. Man findet auf dem Schwarzwald derartige Euphemismen (Wohlreden) häufig, z. B. Blumberg, Blumenfeld, Sommerau. Wenn man die Bewohner der Sommerau, der eisigen Hochebene oberhalb Triberg, fragt, wie sie denn zu dem Namen gekommen seien, so bekommt man die Antwort: „Bei uns ischts im Winter kalt und im Sommer au (auch)." —

Die Gegend zwischen Lenzkirch und Bonndorf gehört zu den langweiligen Teilen des Schwarzwaldes; es ist kahles Hügelland, das aber weite Fernsichten gestattet und zahlreiche luftig gelegene Schwarzwalddörfer auf den Höhen des Wutachtales sehen läßt.

Der Mond beschien schon das hochgelegene Städtchen Bonndorf, als wir bei seinem Eingange rechts abbogen und in das unmittelbar zu seinen Füßen gelegene Steinatal einlenkten. Sofort beginnt steilabfallend die herrliche Waldgegend. Das „Auge der Nacht" leuchtete so wunderbar schön in die Tannen und Fichten, daß ich, der ich am liebsten allein bin auf Reisen, meine Begleitung vorausfahren ließ und den Weg bis zum Steinabad zu Fuß zurückzulegen beschloß. Mit jedem Schritte umfing mich dichterer Wald und tiefere Stille, dazu die silbernen Lichter des Mondes

in den Bäumen. Das war mir ein wahres Labsal, nachdem ich den ganzen Tag über nur kurze Zeit allein gewesen war.

Von unten herauf kamen Schritte, im nächtlichen Hellichte nahte ein Mann. Ich fragte ihn, wie weit es noch wäre zum Steinabad. Ehe er noch geantwortet, hatte ich, dicht an ihn herangetreten, ihn erkannt. Allerdings wußte ich, daß er in der Gegend lebe. Wenn ich heute jemand vorgestellt werde, kenne ich ihn morgen nicht mehr, während ich Leute, welche ich vor dreißig Jahren gekannt und seitdem nicht mehr gesehen, auf den ersten Blick wieder erkenne. Es war ein alter, lieber Rastatter Studienfreund, Ludwig Klehe, Bezirksarzt in Bonndorf.

Vor mehr denn zwanzig Jahren waren wir zum letzten Male beisammen gewesen in Karlsruhe, er in der medizinischen und ich in der philologischen Staatsprüfung. Wie viel war seitdem an uns vorübergegangen bis zu der Stunde, da wir im tiefsten Schwarzwald bei Mondschein wieder zusammentrafen!

Ich bin neugieriger als andere Leute, und so hieß ich ihn, der mich jetzt eine Strecke zurück begleitete, erzählen von seinen Kämpfen und Leiden. Er hatte die Kriege von 1866 und 1870 mitgemacht als Feldarzt und sich jetzt seit vielen Jahren auf dem Schwarzwald herumgeschlagen, über Berg und Tal und Wald, bei Tag und Nacht praktiziert und mühsam viel Geld errungen, dabei schwere Familienleiden durchgemacht, viele, die im Leben ihm lieb waren, durch den Tod verloren, Frau, Kinder, Vater, Mutter, Bruder. Vorüber war jene Zeit, in der wir in Rastatt gesungen hatten:

Des Weltalls Kummer und Sorgen,
Sie gingen an ihnen vorbei.

Freund Ludwig war Pessimist geworden wie ich selber. Wir sprachen uns in den folgenden Tagen, wo ich ihn auch einmal in Bonndorf aufsuchte, noch des öftern, und manche

Erinnerung an längst vergangene Zeiten wurde geweckt und mit stillem Heimweh besprochen.[1]

Als ich in dem einsamen Gasthaus zum Steinabad ankam, war mein Quartier schon bestellt und ich hatte auf die lange Fahrt und die gute Luft hin eine gute Nacht.

2.

Ich kenne den badischen Schwarzwald in allen seinen Teilen und war schon fast überall. Nur die Strecke südlich von Bonndorf, mit den kleinen Tälern der Steina, Schlücht und Metma, war mir bis jetzt gänzlich unbekannt, und ich stehe keinen Augenblick an, sie in allererster Linie zu den schönsten Gegenden des ganzen Waldes zu zählen. Ja, ich kenne kein Waldtal von so lieblicher, reizender Gestaltung, wie das der Steina. Rechts und links von dem zwischen Matten und der Landstraße in engem Tal forteilenden Bache erheben sich die wunderbarsten Wälder von Fichten und Weißtannen. Ich habe in meinem Leben nie so viele herrliche Tannenbäume, die weiß bemoosten, gewaltigen Äste wie Greisenhaar herabhängend, gesehen, als auf den Höhen an der Steina.

Ein alter Oberförster von Bonndorf, Ganter hieß der edle Mann, hatte noch ein Herz für seine Bäume und rechnete nicht, wie viel Meter Holz zu verkaufen wären, wenn die stolzen Riesen zu Boden lägen: er pflegte sie wie seine Lieblinge. Sein Wald war sein Stolz fast ein halbes Jahrhundert hindurch. Die herrlichsten Wege, wie man sie in der Nähe von Weltkurorten nicht schöner findet, ziehen sich überall durch diese wunderbaren Forste. Mehr als zwanzigmal hab' ich den Mann gesegnet ob seiner Liebe zu seinen Waldriesen, deren jeder für sich wie ein Wunderwerk von Gottes Hand dastand, und die in ihrer Gesamtheit einen überwältigend dichterischen Reiz auf mich ausübten.

[1] Klehe lebt heute, 1911, noch als Medizinalrat in Bruchsal.

Vor zehn Jahren noch lag ganz einsam im oberen Steinatal eine Mühle, die zwar heute noch klappert, aber jetzt neben einem Kurhause, das der Müller Vogt mit der Zunahme seiner Gäste immer höher gebaut hat. Touristen machten ihn aufmerksam, daß er auf goldenem Boden wohne, in einem Waldparadiese; er hat sich's nicht zweimal sagen lassen, der kluge Schwarzwälder. Mit Mühe hatten wir noch Platz gefunden, ich in einem Dachstübchen; und es war fortan alles besetzt bis oben hinauf während der vierzehn Tage, die ich da weilte. Von Hamburg bis München waren Leute da.

Mir ist die Einsamkeit eine „Goldgrube", wie Schopenhauer sagt, und diese Goldgrube wäre mir in den wunderbaren Wäldern des Steinabades eine diamantene geworden, wenn mir die sogenannte Gesellschaft nicht so viel verdorben hätte. Es waren die liebenswürdigsten Menschen da, Herren und Damen jeden Alters, aber gerade diese liebenswürdige Gesellschaft war mir um so schädlicher.

Ich bin seit vielen Jahren einsames Landleben gewohnt gewesen, komme heute noch nie in das, was man „Gesellschaft" nennt, und habe auch gar kein Verlangen darnach; im Gegenteil, ich fürchte mich davor. Komm' ich aber einmal dazu, so geht es mir wie einem, der lange nichts mehr getrunken hat und nun plötzlich an eine volle Quelle gerät; er kann nicht genug trinken. Es ist dann, als wollte meine Seele wieder einmal an Gesellschaft sich satt trinken, und so redete, sang, disputierte, räsonierte ich im Steinabad und „machte mit" wie ein Junger.

Alles, was ich körperlich und geistig gewonnen hatte, wenn ich am Morgen und Nachmittage allein durch die Wälder gestreift war, ging bei der „Table d'hôte" und am Abend „beim Bier" wieder verloren. Und wenn es unsere Kultur nicht so weit bringt, daß in jedem Luftkurorte neben den unruhigen Hotels auf den Höhen Einzelhäuschen in geziemender Entfernung gebaut werden, so glaube ich kaum,

daß ich in meinem Leben noch einmal „Luftkur" machen werde. Ja, ich suchte dem Wirtshaus- und Kurleben jetzt schon zu entgehen.

Ein Studienfreund, der Pfarrer des westwärts vom Steinabad gelegenen Dorfes Grafenhausen, hatte mir in Freiburg, wo er kürzlich mich besucht, eine stille Wohnung angetragen. Ambros Müller von Untergrombach bei Bruchsal[1] heißt der Pfarrherr, wohnte mit mir einst in den „roten Häusern" zu Rastatt als der Sorgenlosesten und Heitersten einer, trotzdem Geld das wenigste war, was er besaß. Am zweiten Morgen schon machte ich mich mit Freund Konstantin auf, den Ambros zu besuchen und womöglich bei ihm Quartier zu nehmen.

Ein herrlicher Waldweg führt über eine Hochebene zu dem einstigen längst zum Dorf herabgesunkenen Städtchen Grafenhausen, das die Mönche des Klosters Allerheiligen in Schaffhausen 1346 um 300 Mark Silber von den Grafen von Nellenburg gekauft haben. Das Pfarrhaus ist eine wahre Propstei, und Freund Ambros thront auf dieser Höhe, wie der Gutsherr in seinem Schlosse; allein das Dorf lag mir viel zu weit ab vom Walde, und so wurde nichts aus diesem Plane.

Im Dorfwirtshaus, in einem sonnigen Nebenzimmer, machten wir Mittag und der Pfarrer leistete uns Gesellschaft. Im Zimmer stand ein Klavier. Der Ambros ist ein trefflicher Sänger und der Konstantin ein ebenso trefflicher Klavierspieler. Drum wurde unter seiner Begleitung von uns zwei Rastattern gesungen, als wären wir dreißig Jahre jünger und säßen in der „blauen Katze" am Murgdamm.

Spät am Abend zogen Konstantin und ich singend durch den prächtigen Wald dem Steinabad zu.

Einige Tage später, der Rechtsmann war für kurze Zeit

---

[1] Er starb 1898 als Pfarrer in Minseln im Rheintal, nachdem er fast 20 Jahre Pfarrer in Grafenhausen gewesen.

zu einer gerichtlichen Verhandlung nach Freiburg abgereist, besuchte ich um des herrlichen Waldes willen den Ambros nochmals und schwelgte mit ihm in Rastatter Erinnerungen.

Es ist mehr denn ein Vierteljahrhundert verflossen seit unsern Rastatter Tagen und Bruder Ambros ist heute noch Student, heiter, froh und sorgenlos, auch wenn die Welt in Trümmern geht.

Am öden Bruhrein geboren, hat er Liebe zum Schwarzwald gefaßt und war, ehe er hieherkam, ein Jahrzehnt im nordöstlichen Schwarzwald Pfarrer in Rohrbach, dem Stammort meines mütterlichen Großvaters, des Wälder-Xaveri, gewesen und sitzt jetzt schon wieder über zehn Jahre hier am Rand der herrlichsten Wälder, durch die er jede Woche ein und das andere Mal nach dem Amtsstädtchen Bonndorf wandert, um Gesellschaft und Unterhaltung zu suchen. Er „schneidet dabei gerne auf", glaubt aber stets selbst, was er sagt, und begeht so keine Sünde.

Auf seinem Stehpult liegen Werke der Klassiker und Geschichtsbücher und geben Zeugnis, daß der Brosi in freien Stunden auch der Wissenschaft huldigt. Drum gilt ihm das Wort Scheffels:

Nicht rasten und nicht rosten,
Weisheit und Schönheit kosten,
Durst löschen, wenn er brennt,
Die Sorgen versingen mit Scherzen —
Wer's kann, der bleibt im Herzen
Zeitlebens ein Student. —

Ich beneidete den alten Freund um seinen Optimismus und um sein Studententum.

Was für ein guter Mann der Ambros aber sonst noch ist, zeigt der Umstand, daß er, wo immer er funktionierte, mit Vorliebe talentierten Knaben Unterricht gab. Ich halte Geistliche, die so was tun, unbeschaut für die besten ihrer Art und würde sie, wenn ich könnte, alle zu Monsignori mit

dem Titel päpstliche Geheimkämmerer ernennen. Sie dürften in Violett ausrücken und Kreuz und Ring tragen.

Der Brosi begleitete mich auf dem Rückweg noch eine Strecke weit, aber in anderer Richtung, als in der ich gekommen war. Auf einer einsamen Waldhöhe zeigte er mir die kleine St. Annakapelle, die ihm schon öfters merkwürdige Dienste geleistet hat.

Wenn der Pfarrer von Grafenhausen zur Sommerszeit in Bonndorf gewesen ist und spät heimkehrt, überfällt ihn bisweilen ein nächtliches Gewitter. Da sucht er dann Schutz in der Tag und Nacht unverschlossenen Waldkapelle.

Ist das nicht auch ein Stück Poesie: ein heimkehrender Waldpfarrer um Mitternacht in einsamer, finsterer Kapelle sitzend, während draußen die Tannen ächzen im Gewittersturm, die Blitze zucken, die Donner rollen und die Winde heulen! —

Auf einer Wiese in einem reizenden Waldtälchen trafen wir im Abstieg den Klausenmüller von der Metma, einst der Reichsten einer in der Umgegend, als — Maulwurfsfänger. Ich betrachtete den Mann mit Teilnahme ob seines Geschicks, aber auch mit Hochachtung, daß er es nicht verschmäht, sein Leben als Maulwurfsfänger zu fristen. —

Einige Tage später suchte mich der gute Ambros nochmals im Steinabad auf, und von da an haben wir uns im Leben nimmer gesehen. —

Wenn man das Steinatal in östlicher Richtung verläßt, wird die Gegend nach kurzem Aufstieg sofort kahler. Große, wellenförmige Hügel, welche sich fortsetzen bis an den Schienerberg, der die Westspitze des Bodenseebeckens abschließt, geben dem Lande weithin den Charakter „der Baar", jenes Hochlandes zwischen den Quellen der Donau und dem Bodenseegebiet. Statt der vielen Wälder zeigen sich den Blicken weithin sichelreife Getreidefelder. Gleich hinter dem ersten großen Hügel liegt in einer Mulde das Dörfchen Wellendingen, der Geburtsort meines Freundes und Begleiters. Wir

kamen öfters dahin während der vierzehn Tage und ich hielt in der Dorfkirche auch meinen Gottesdienst ab.

Einmal begleitete ich den Freund auch zu dem „alten Mareile“, der Kindsfrau im Hause seines Vaters, des einstigen Schullehrers von Wellendingen. Sie wohnt in einer kleinen Hütte am Eingang des Dorfes. Nirgends ein lebend Wesen ringsum, alles draußen im Felde am schönsten Sommertag. Einige Blumenstöcke verklären das alte Häuschen, dessen Türen angelweit aufstanden. In einsamem Kämmerlein finden wir das fünfundachtzigjährige Mareile im Bette liegend, den Rosenkranz in den Händen und — blind. An der Stimme erkannte sie „ihren Konstantin“ und hatte eine „mächtige Freude“, welche den tiefen Seelenfrieden im Gesichte des alten Mütterleins in einem wahren Glorienschein leuchten ließ. Sie sieht nur noch, „wenn's blitzt, den Strahl“ und im hellen Sonnenschein etwas von ihren Fingern, sonst nichts mehr auf Erden. Aber sie ist „wohl zufrieden“. Hat auch „keine lange Zeit“ und betet den ganzen Tag, wenn die andern im Felde sind, den Rosenkranz.

Mir traten die hellen Tränen ins Auge, da ich dieses glückliche, elende Weiblein sah und hörte. Wahrhaftig, so sagte ich mir, es gibt doch noch einen Optimismus, der vernünftiger ist als der Pessimismus — den Optimismus der Heiligen! Dieses Mareile, sagte ich mir weiter, hat mehr Seelengröße, als ein ganzes Kurhotel voll Sommerfrischler und ist eine Blume in Gottes Seelengarten, weit herrlicher strahlend als die Junisonne vor seinem Häuschen! Ich werde zeitlebens dieses glückselige Mütterchen nicht vergessen und auch den Eindruck nicht, den es auf mich gemacht hat. —

In ganz anderer Art hat mich zwei Tage später ein Mann auf höchster Höhe des Schwarzwaldes begeistert.

Ich bekam den Besuch zweier Freunde, die, wie alljährlich, in Hagnau am Bodensee den Sommer verbrachten, und den See auf zwei Tage verließen, um meiner Einladung ins Steinabad und auf den Schwarzwald zu folgen. Es

waren die beiden Maler Zimmermann, Vater und Sohn. Der Vater, Hofmaler, ist ein geborener Hagnauer, und während meiner Pfarrzeit in Hagnau wurde ich mit der Familie bekannt. Sein älterer Sohn Ernst scheint den Vater noch an Kunstruhm übertreffen zu wollen.

Wir machten am Tage nach ihrer Ankunft im Steinabad einen Ausflug nach dem etwa fünf Stunden entfernten St. Blasien. Ich war schon zwanzig Jahre nicht mehr in dem einstigen deutschen Monte Cassino des Benediktinerordens gewesen. Es war im August 1865, als ich in den Sommerferien als Schulmeister von Waldshut heraufgestiegen kam nach dem höchst gelegenen Pfarrdorf des Schwarzwalds, nach Höchenschwand.

Pfarrer war damals mein Freund Benz, der spätere Stadtpfarrer in Karlsruhe. Vor drei Jahren war er von Mühlenbach bei Hasle als Pfarrer hierher gekommen und begrüßte mich freudig auf dieser Höhe, die von den Fenstern des Pfarrhauses alle Herrlichkeiten der Schweiz in Panorama zeigt.

Am Abend führte er mich in seine tägliche Zegogesellschaft, hinab nach St. Blasien, eine Stunde steil bergab und mehr als eine ebenso bergauf.

Ich war damals noch ein Zwanziger und Benz gerade vierzig Jahre alt, aber als wir zwischen 10 und 12 Uhr des Nachts von St. Blasien heraufstiegen, sprach ich ihm meine Bewunderung darüber aus, daß er imstande sei, diesen Weg mutterseelenallein fast jede Nacht zu machen. Das, so meinte er, sei ihm ein Vergnügen und gesund.

Auf dem gleichen Weg, den wir heute herfuhren, zog ich anno 1865 am andern Tage weiter; es ist der Weg über Rothaus und Schluchsee.

Wer diesen Weg nie gemacht, kennt ein herrliches Stück Schwarzwald nicht, und wer St. Blasien nicht gesehen, war in Rom, ohne den Papst gesehen zu haben.

Schon in der Mitte des 9. Jahrhunderts lebten in der

tiefen Waldschlucht am Albflüßchen einige mönchische Brüder um ein hölzernes Kirchlein. Sie waren von der Insel Reichenau gekommen, wie denn die alten Klöster gerne auswärts „Zellen" errichteten, um Religion und Kultur weiterzutragen. Ein adeliger Herr im Albgau, Sigemar, schenkte dem Reichenauer Stift den Ort, an dem die Brüder sich niedergelassen hatten.

Zu ihnen in ihre Waldeinsamkeit flüchteten sich im folgenden Jahrhundert bei den Einfällen der Ungarn die Mönche des nicht so fernen Klosters Rheinau und führten mit sich die kostbaren Reliquien des heiligen Blasius, die ihnen ein britischer Pilger namens Fintan von Rom gebracht hatte.

Als die Rheinauer Mönche wieder in ihr Kloster zurückkehren konnten, schenkten sie den Gastfreunden im Schwarzwald einen Arm des hl. Blasius.

In der Mitte des 10. Jahrhunderts bekamen die Mönche an der Alb einen tapferen Ritter als Gefährten, den Freund Kaiser Ottos des Großen, Reginbert von Seldenbüren (bei Zürich). Er vermachte seinen eigenen Besitz dem Klösterlein und vermochte den Kaiser, demselben die ganze Umgegend von Reichs wegen zu schenken, eine Schenkung, die sein Sohn Otto II. 983 bestätigte.

Reginbert, der schon vorher, 964, gestorben war, hatte ein rechtes Gotteshaus aus der Zelle gemacht und St. Blasien getauft.

Die Mönche machten sich bald von dem Mutterkloster Reichenau los und wählten im folgenden Jahrhundert den ersten Abt Beringer, der die erste Klosterschule anlegte und damit den Grund zu den später weithin berühmten wissenschaftlichen Leistungen der Mönche von St. Blasien.

Frühzeitig kamen außer von kaiserlicher Seite auch reiche Schenkungen vom hohen und niedern Adel. Selbst die bekannte Freundin Papst Gregors VII., die Markgräfin Mathilde von Toskana, schenkte 1093 den Mönchen von

St. Blasien zum Trost ihrer Seele ein Rebgut zu Deidesheim im Speiergau.

Aber auch als Brüder traten viele adelige Herren ein in der Zelle des hl. Blasius und verrichteten die gemeinsten Dienste als Küchenjungen, Ofenheizer, Viehhirten usw.

Die benachbarten Grafen von Rheinfelden hatten in St. Blasien ihre Familiengruft. So ruhte dort auch die Gemahlin des deutschen Königs Rudolf von Rheinfelden, den man gegen Heinrich IV. gewählt hatte. Sie war zuvor mit einem Herzog von Savoyen vermählt gewesen und eine besondere Gönnerin des Klosters geworden.

In St. Blasien suchte 1092 in den Kämpfen jener Zeit auch der Bischof Gebhard von Konstanz, der Bruder des Herzogs von Zähringen, mit seinem gelehrten Freunde Berthold Zuflucht. Dieser übernahm die Leitung der Klosterschule und setzte die Weltchronik Hermanns, des Lahmen von der Reichenau, fort.

Die Kreuzfahrer haben bekanntlich aus dem Orient den Aussatz eingeschleppt, der selbst den Weg nach St. Blasien fand. In der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts starben nacheinander drei Äbte an dieser schrecklichen Krankheit. Zu Anfang des Jahrhunderts zog der Abt Günther von Andlau, vom Papst zum Erzbischof von Lyon bestimmt, die Abtei St. Blasien dem Bistum vor.

Das Kloster bereicherte sich im folgenden Jahrhundert mehr und mehr und kaufte mit dem großen Ertrag seiner Silberbergwerke im Todtnauer Tal neue Besitzungen unter dem Abt Ulrich von Feldkirch, der in den Kämpfen zwischen Ludwig dem Bayer und Friedrich von Österreich auf Seite des letzteren trat und dafür den Wallfahrtsort Todtmoos und anderes geschenkt erhielt.

Aber unter diesem Ulrich wurden im gleichen Jahre, da Friedrich der Schöne bei Mühlberg geschlagen worden, 1322, Kloster und Kirche in St. Blasien ein Raub der Flammen. Selbst die kostbare Sammlung alter Handschriften auf

Birkenrinde ging verloren. Die Mönche mußten teilweise auswandern aus Mangel an Raum.

Der Abt machte sich sofort an den Wiederaufbau, aber es fehlte an Mitteln, und erst nach zwölf Jahren konnten die wichtigsten Gebäude unter Dach gebracht werden. Und erst Ulrichs Nachfolger, Abt Peter, der auch wieder eine Bibliothek schuf, ein Edler Thaingen, vollendete die Bauten.

Abt Ulrich, der 1334 starb, verfiel noch dem Bann des Gegenpapstes Nikolaus, weil er geistliche Abenteurer, die in Rom, in damals üblicher Art, die Anwartschaft auf Pfarreien des Klosters erkauft hatten, nicht in seinem Gebiet zuließ.

Ulrichs zweiter Nachfolger, Heinrich von Eschenz, und das ganze Stift wurden wieder gebannt, weil sie bei dem großen Schisma einen von dem Gegenpapst Urban dem Kloster aufgedrängten Abt Konrad Goldast, Abt von Stein am Rhein, zurückgewiesen hatten.

Die Mönche wählten 1391 nach dem Tod Heinrichs den Johann Kreutz von Todtnau, der des Stifts Ruhm und Wohlstand wieder hob und den Bannstrahl, der noch auf dem Kloster lag, durch Papst Benedikt IX. aufheben ließ.

Sein Nachfolger Johann II. Duttlinger von Schaffhausen erwarb 1418 beim Konzil in Konstanz von Papst Martin V. und Kaiser Sigismund eine Bestätigung der Klosterprivilegien, und auf dem Konzil in Basel hielt der ihm nachfolgende Abt Nikolaus Stocker, gebürtig von Kenzingen, als Gesandter Kaiser Friedrichs III. eine bedeutende Rede und beherbergte im St. Blasianischen Klosterhof zu Basel den bekannten Humanisten Aeneas Sylvius, den späteren Papst Pius II.

Alle diese Äbte, besonders aber auch der zweite Nachfolger des Nikolaus, Christof von Greut, vermehrten durch Käufe das Klostergebiet.

Zwischenhinein kam, wie überall, auch ein Übelhauser zur Abtei. So 1412—1491 ein Eberhard von Reischach, welcher einige Zeit Karthäuser in Freiburg gewesen war.

Er führte mit dem benachbarten Adel ein üppiges Hofleben und machte Schulden.

Im Bauernaufstand von 1525 war Abt ein Johann Spielmann aus Betmaringen. Am 1. Mai des genannten Jahres fielen die Bauern der Grafschaft Hauenstein und der benachbarten Grafschaften Fürstenberg und Stühlingen über das Kloster her und plünderten, aßen, tranken und raubten eine ganze Woche lang. Der Abt und die Mönche waren nach Basel geflohen.

Weil nachher der Anführer Konrad Uehlin von Niederwihl aufgehängt worden war, sprengten die Bauern das Kloster in die Luft und es verbrannte abermals.

Abt Spielmann starb 1532 im Exil auf einer Klosterbesitzung in der Schweiz.

Sein Nachfolger Gallus Haas von Möhringen stellte die Klostergebäude wieder her. Er und die nach ihm im 16. Jahrhundert den Abtsstab führten: Kaspar I. Müller von Schönau und sein Freund und Nachfolger Kaspar II. Thoma von Mühlheim an der Donau waren ganz hervorragende Männer, die alles taten, ihrem Stift wieder den alten Glanz zu verschaffen.

Aber es kamen nach ihnen die traurigen Zeiten des Dreißigjährigen Krieges auch für St. Blasien. Doch auch in diesen Jahren ruhten in St. Blasien die Wissenschaften nicht. Unter dem Abt Martin I. Meister aus dem Randendorf Füzen, lehrten verschiedene St. Blasianer Konventualen an der von dem Bischof Markus Sittich neu errichteten Universität zu Salzburg.

Martin I. kaufte die Herrschaft Bonndorf von den Grafen von Lupfen, und Kaiser Ferdinand belehnte ihn 1629 mit der berühmten Abtei Lorch in Württemberg.

Dieser tüchtige Abt starb 1638 auf der Flucht vor der Pest in der Schweiz.

In diesem Jahrhundert war auch ein Kinzigtäler Abt des berühmten Stifts, Augustin Fink von Wolfach, sicher ein

Sohn des dortigen fürstenbergischen Obervogts. Er, ein stiller, friedliebender Mann, wurde gewählt 1691 und erlebte den spanischen Erbfolgekrieg, der ihn zweimal, 1703 und 1713, vor den Franzosen auf die Flucht trieb.

Auf ihn folgte abermals ein Kinzigtäler, Blasius III. Bender aus Gengenbach, ein ganz hervorragender Mann. Er war Erzkaplan der Kaiser Leopold I., Josef I. und Karl VI. und Botschafter des kaiserlichen Hauses bei der Eidgenossenschaft. Auch für die Wissenschaften tat er viel und den später als Gelehrten berühmten P. Marquard Herrgott, einen Freiburger, sandte er zu seiner Ausbildung nach Frankreich.

Benders Nachfolger, Abt Franz II., ein geborener Schächtelin von Freiburg, wurde 1746 in den Reichsfürstenstand erhoben, aber die Herrlichkeit dauerte nicht allzulang.

Fürstabt Franz baute von 1728—47 das Kloster neu auf.

Sein dritter Nachfolger war der berühmte Martin Gerbert von Horb im heutigen Württemberg, als Landesherr, Gelehrter, Schriftsteller, Kunstfreund und Mensch unter seinen Zeitgenossen gleichmäßig hervorragend.

Er ist auch der Erbauer der prachtvollen Kirche, nachdem im Jahre 1768 ein Brand das alte Münster und die neuen Klostergebäude zerstört hatte.

Schon im 19. Jahrhundert — die Kirche wurde 1783 vollendet — wallten deutsche Künstler und Schriftsteller zu diesem Heiligtume im tiefsten Schwarzwald und gingen voll Bewunderung von dannen. Nikolai sagt in seinen „Reisen“: „Die Kirche ist gewiß eine der schönsten der Welt, und in Deutschland ist ihr keine zu vergleichen.“ Sie wurde von 1768—1783 nach den Plänen des berühmten französischen Baumeisters Michel Isnard mit ungeheuren Kosten erbaut.

Abt Gerbert starb 1793. Sein Nachfolger Mauritius Ribbele aus Luxemburg starb 1801, wenige Jahre vor der Aufhebung des Stifts. Die Mönche wählten nun als letzten

Reichsfürsten den bisherigen Professor der Diplomatik, Numismatik, Heraldik und Altertumskunde an der Universität Freiburg, Berthold Rottler aus dem Dorf Obereschach bei Villingen.

Er zog mit einem Teil der Mönche bei der 1807 erfolgten Aufhebung nach dem Kloster St. Paul in Kärnthen, das ihnen Kaiser Franz zur Verfügung gestellt hatte.

In St. Blasien wurde mit einem wahren Vandalismus gegen die Bauwerke des Klosters verfahren und sie und die wertvollsten Kunstgegenstände um ein Spottgeld verschleudert. Nur ein glücklicher Zufall rettete Kirche und Kuppel vor dem Untergang.

Wenn aber ein Kloster es verdient hätte, von dem Gewaltakt der Säkularisation der Kirchengüter ausgenommen zu werden, so wäre es St. Blasien gewesen. Italien hat Monte Casino seiner Güter beraubt, aber Kloster und Mönche weiter existieren lassen, Baden St. Blasien nicht.

Der damalige Landesfürst Karl Friedrich von Baden, dem nach dem Preßburger Frieden 1805 St. Blasien zufiel, war nicht schuld, daß das altehrwürdige Stift und das Kloster St. Peter, eine Gründung der Zähringer, sterben mußten. Es war die Böswilligkeit seiner Ratgeber, die auch dieses Unrecht vollbrachte am 25. Juni des Jahres 1807.

Im Jahre 1874 legte ein Brand, welcher in der im ehemaligen, ebenfalls großartigen Klostergebäude errichteten Fabrik entstanden war, die herrliche Kuppel in Asche. Es ist lediglich dem Kunstsinne des jetzigen Großherzogs Friedrich von Baden zu verdanken, daß sie nach den alten, noch vorhandenen Plänen Isnards wiederhergestellt wurde und man heute den Bau in seiner alten Herrlichkeit wieder mit seiner vergoldeten Kuppel aus dem Grün der Tannen von weitem schon hervorschimmern sieht und sieht, wie wunderbar er harmoniert mit der waldigen Natur ringsum.

Was mir heute, nachdem ich zwanzig Jahre nicht mehr hier gewesen, besonders auffiel, ist, daß es seitdem ein Kur-

ort modernsten Styles geworden und von Kurgästen vornehmster Art und feinster Toiletten wimmelte. Ich habe in Ostende keinen so glänzend ausgestatteten Speisesaal, besetzt mit wenigstens zweihundert Gästen, gesehen, wie hier tief im Walde und abseits der großen Welt. Namentlich sah man eine Menge israelitischer Frauentypen von wunderbarer orientalischer Schönheit, so daß meine zwei Maler entzückt waren und über den „Studien" das Essen und Trinken vergaßen.

In dem Oberkellner, der einem kleinen Heere von Kellnern kommandierte, traf ich einen ehemaligen Schüler namens Finninger[1] aus meinen lateinischen Schulmeistertagen zu Donaueschingen und unter den Gästen abermals einen alten Rastatter Studienfreund, August Buisson, den ich seit nahezu dreißig Jahren nicht mehr gesehen hatte. Er war indes preußischer Hauptmann und Schriftsteller geworden und feierte unser Wiedersehen mit Champagner. Stammgast in St. Blasien, weil Schwager des Hotelbesitzers Hüglin, führte er uns dann in dem Badeorte umher und zeigte uns Altes und Neues. Ich mußte mir immer wieder sagen: „Wie würden die alten St. Blasier Benediktiner staunen, wenn sie ihre Einöde heute wiedersähen!" Um keinen Preis aber möchte ich Kurgast in einem so „vornehmen" Kurorte sein. Ich habe vorhin nach Kulturfortschritt an Kurorten geseufzt — hier wäre mir zu viel Kultur und zu viel Toilette. Man sieht vor dem Wald, den der Luxus der Menschen hier zur Parade stellt, den Schwarzwald nicht mehr.

Welche Veränderung der Zeiten und Menschen! Ehedem eine Stätte der Weltentsagung, der Kasteiung, des Gebets und des Studiums, ist St. Blasien heute ein Ort heiteren Lebensgenusses geworden, und wo einst Tausende von Mönchen fasteten, wird jetzt nach Herzenslust gegessen und getrunken.

[1] Er kaufte später ein Hotel in Urach in Württemberg und lebt heute als Rentner in Freiburg.

Noch im 14. Jahrhundert begann das Gebet der Mönche um Mitternacht und ihre tägliche Kost bestand aus Habermus, Gemüse, Brot und etwas Wein. Eierkuchen, Honig, Butter und Fische gehörten zu den Leckerbissen, und Fleisch bekamen nur die Kranken.

Ich gönne gewiß allen Kurgästen ihre Erholung in dieser Waldluft, aber den Benediktinern würde ich es noch mehr gönnen, wenn das uralte Stift noch existierte und ihr Chorgesang da ertönte, wo heute die Maschinen einer Fabrik rasseln. —

Beim herrlichsten Mondscheine fuhren wir am späten Abend über die Höhen, welche die Täler der Alb und der Steina trennen. Es war schon zehn Uhr abends, als wir bei der ärarischen, d. i. großherzoglichen badischen Brauerei „Rothaus" ankamen, einem alten St. Blasianischen Besitztum, das einsam auf der waldigen Höhe steht. Wir trafen noch Licht, die Pferde mußten restauriert werden, und wir tranken eins. Der Wirt, ein alter, bärtiger, wetterharter Mann, setzt sich zu uns und wir reden und politisieren mit ihm. Er erzählt von seinen politischen Jugendträumen, von seinem Schwärmen für die polnische Nation in den dreißiger Jahren. Jene Begeisterung hatte er in jenen Tagen in Freiburg geholt, sie heraufgetragen in die Waldeinsamkeit und hier nicht sterben lassen sein Glühen für Volk und Freiheit.

Wir hören ihm freudig zu, dem alten Johannes. Da holt er von der Wand eine Gitarre, ein Instrument, so alt wie er, und fängt an, Polenlieder aus seiner Jugendzeit zu singen und dem alten Kasten Töne zu entlocken, die, buchstäblich wahr, uns dreien die Tränen aus den Augen trieben vor Bewunderung. Wie verklärt saß der Alte da, er ward wieder jung. Die fünfzig Jahre, welche er seitdem durchlebt, schienen geschwunden, es sang ein Jüngling. Ich dachte an Uhlands „Alten" in „Sängers Fluch":

Da schlug der Greis die Saiten, er schlug sie wundervoll,
Daß reicher, immer reicher der Klang zum Ohre schwoll.

Und wie in jener Ballade die Königin, „zerflossen in Wehmut und in Lust", den Sängern die Rose hinwarf, so ward unser Schwarzwaldbarde von Ernst Zimmermann, dem berühmten Sohne eines berühmten Vaters, beschenkt. Der junge Künstler hatte in St. Blasien eine feine Elfenbeinschnitzerei für seine Frau gekauft. Die nahm er, drängte sie dem Alten auf, weil er sonst nichts hatte, ihn zu beschenken. So gewaltig hatte ihn dessen wundervolles Spiel begeistert.

Die Frau und die Tochter des Johannes wurden ungehalten, weil des Vaters Begeisterung so hoch gestiegen war und meinten, er solle nicht so „närrisch" tun. Aber so sind die Wibervölker. Sie wissen nichts von dem Ideal der Freiheit und können es nicht begreifen, wie ein Mann fünfzig Jahre später auf einsamer Schwarzwaldhöhe noch schwärmen kann für die heilige Sache der Freiheit eines unterdrückten Volkes.

Für uns aber lag eine zauberhafte Poesie in der ganzen Szene. Die Uhr zeigte gen Mitternacht. Draußen glänzte des Vollmonds Licht einsam über dunklen Tannen weithin, und in der Stube sang ein alter Mensch seine Jugendlieder aus einem jungen Herzen und spielte dazu in Tönen, wie wir sie noch nie gehört[1].

Bei der Heimfahrt durch den Wald schlummerten meine Begleiter. Ich war von Johannes' Singen und Spielen zu aufgeregt und schaute zum Wagen hinaus in die mondhelle Nacht. Da erblickte ich mitten auf dem Weg ein gespensterhaftes Viergespann wie gebannt dastehen. Unser Kutscher fuhr direkt darauf los, ich rief ihm ein Halt zu und merkte jetzt erst, daß er ebenfalls eingeschlafen war. Mein Wachsein hatte ein Unglück verhütet, das Viergespann war ein leerer Holzwagen, auf der Heimkehr nach Schluchsee be-

[1] Er starb, der alte Polenfreund Johannes Grüninger, erst vor einigen Jahren hochbetagt. Und als ich im Sommer 1911 wieder einmal im Rothaus war, traf ich von seiner ganzen Familie niemanden mehr, wohl aber des alten Sängers Bild in der Wirtsstube.

griffen, und Fuhrmann nebst Pferden waren eingeschlafen. Der arme Knecht, seit nahezu vierundzwanzig Stunden samt seinen Tieren auf der Fahrt, konnte kaum zum Verstand gebracht werden, so tief hatte ihn der Schlaf übermannt. —

Am kommenden Morgen fuhren wir südlich, das Steinatal hinab, in das romantischste aller Schwarzwaldtäler, in das der Schlücht. Bei den „Roggenbacher Schlössern", zweien im Bauernkriege zerstörten Burgen, die ungemein malerisch aus den Tannen hervorschauen, verlassen wir das Tal der Steina, um das Wassergebiet der Schlücht zu gewinnen. Die Gegend wird traurig und öde, als habe hier die Natur ausgeruht, bevor sie die großartige Kraftleistung des Schlüchttales begann, und um durch die Gegensätze den Eindruck des letzteren um so gewaltiger zu machen.

Die Strecke vom Dorfe Uehlingen bis zur Wiznauer Mühle, etwa 7 Kilometer, bildet zweifellos die großartigste Naturleistung des ganzen Schwarzwaldes. Dieses Felstal, durch welches sich die Schlücht hindurchdrängt, sobald sie die aus waldschattigem Engtal hervorrauschende Metma aufgenommen hat, ist voll wahrer Erhabenheit und reizender Schönheit. Ungeheure Granitfelswände, bald wie Burgen bald wie Bergfesten gestaltet, rechts und links senkrecht emporstrebend, wunderbar dekoriert mit Laub- und Nadelholz, mit Moos, Flechten und Schlingpflanzen, die von oben bis an die braunen Wasser herabfallen, Wassertunnel und Felsgrotten — entwickeln vor uns eine Pracht, wie ich sie in der Art noch nie gesehen habe. Was mir den Genuß bedeutend erhöhte, war der glückliche Umstand, dieses großartige Naturspiel mit zwei Künstlern betrachten zu können, die noch mehr Verständnis dafür hatten als ich. —

In Uehlingen, wo ich bis heute noch nie war, machten wir bei der Rückfahrt in der Post Mittag, und da gedachte ich meines alten Freundes, des Rechtsanwalts Rudolf Probst in Stuttgart. Wie oft hat er mir erzählt, daß sein Vater des Müllers Sohn von Uehlingen gewesen sei und studiert habe.

Er wurde später österreichischer Obervogt in Biberach in Oberschwaben und der Stammvater hervorragender Söhne im Lande Württemberg. —

Den dritten Tag reisten die beiden Künstler an den Bodensee zurück, und da mein Rechtsfreund mit Weib und Kind das Steinabad, nach dem Wunsche der Gattin, mit dem höher gelegenen Dorfe Saig, wo es indes Platz gegeben, vertauscht hatte, war ich auf meinen Waldgängen solo. Ich habe, im dicksten Tannenwald wandelnd, manches Reh aufgescheucht und das Reh mich aus meinen Gedanken. Am liebsten weilte ich bei den herrlichen Tannenriesen hinter dem „Rohrhof", wo die Saatschule der Forstei sich befindet. Diese Saatschule mied ich aber ängstlich, sie lag mitten in einem gewaltigen Tannenwald und war aufgeputzt und aufgestutzt mit ihren kleinen Tannenkeimen, wie das Teppichbeet eines Hofgärtners. Mich ärgerte diese Spielerei inmitten einer großartigen Natur; sie zeigte, wie armselig und kleinlich der Mensch dekoriert der Natur gegenüber. Nur hier kam der große Oberförster Ganter mir klein vor.

Auch Johannes, den Sänger, traf ich nochmals, wie er eben aus dem Walde heimkehrte, wo er Gras gemäht hatte. Statt der Gitarre schmückte ihn die Sense, und wer ihn so gesehen, würde nie geglaubt haben, daß in dem alten Bauersmann ein Barde von überwältigender Kraft, ein Mann, getragen von Idealen, stecke. Wie er mir erst beim diesmaligen Zusammentreffen erzählte, ist er auch befreundet mit dem Pfarrer Ambrosius von Grafenhausen, der öfters hier das gute Bier besucht und mit dem Johannes singt. —

3.

Als vierzehn Tage um waren, rief mich ein Versprechen weg aus dem waldesduftigen Steinatal, und nur der Gedanke, noch nicht aus den Wäldern herauszukommen, versüßte mir die Trennung. Mein Vetter und Jugendfreund

Karl Franz, Kreuzwirt und Holzhändler in Hasle, befand sich auf seinen ausgedehnten Waldbesitzungen im Bregtal im nordöstlichen Schwarzwald. Seit Jahren hatte ich ihm versprochen, sie zu beschauen, und jetzt endlich sollte es dazu kommen. Neustadt war als der Ort unseres Zusammentreffens bestimmt. Dort sollte er mich vom Bregtal herüber abholen.

Schon mehr als zwanzig Jahre hatte ich dieses alte Städtchen auch nicht wieder gesehen. Damals zog ich im Frühjahr 1864, als Lehramtspraktikant nach Donaueschingen versetzt, von Freiburg aus über diesen Teil des Schwarzwaldes meinem ersten Posten zu. Ich suchte hier meinen einstigen Volksschulkameraden aus Haslach auf, den Sohn des Physikus Fähndrich, der als junger praktischer Arzt sich hier niedergelassen hatte. Heiter und glücklich sprach er mir über seine Praxis und Zukunft, und heute ist er schon viele Jahre unter den Toten. Der Tod machte gar bald allen seinen Lebenshoffnungen ein Ende.

Vetter Karl und ich hatten uns richtig verfehlt. Er hatte den ganzen Tag über im Postwirtshaus in Neustadt gewartet und war erst spät abends, an meinem Kommen verzweifelnd, wieder ins Bregtal hinübergefahren, wo ein Holzhändler aus Frankreich ihn erwartete. Kaum war er fort, so kam meine lange Gestalt von den Bergen herab. Ich hatte mich zu lange verweilt in Saig, wo ich den heitern Domkapitular Boulanger, meinen Spazierkamerad in Freiburg und den Freund Konstantin getroffen, und unterwegs zu lange aufgehalten auf der Höhe zwischen Saig und Neustadt, wo einer der zauberhaftesten Rundblicke mich fesselte. Zu meinen Füßen lag der Titisee mit seinen tiefdunkeln Wassern, und rings um ihn, auf der westlichen Seite bis zum König des Schwarzwaldes, zum Feldberg, in unzähligen Gestalten Berge, Hügel und Täler, in wechselnder Art von schwarzen Wäldern und Wäldchen geziert. Es war ein so naiv liebliches Bild, wie wir es auf den Landschaften alt-

deutscher Maler sehen, daß ich mich lange nicht davon trennen konnte.

Ein Schwarzwälderbüblein, der Hirtenbub des Ochsenwirts von Saig, trug mir meine leichte Reisetasche, sprang hurtig neben meinen großen Schritten her und erzählte mir, was ich von ihm wünschte. Er freute sich königlich, einmal ein „Trinkgeld" verdienen zu können, und ich fühlte lebhaft mit ihm, da ich an ähnliche Situationen in meiner Knabenzeit mich erinnerte. Weil ich an diese Zeit dachte, schenkte ich ihm weit mehr, als er je geahnt, ließ ihm in der „Post" zu Neustadt noch Essen und Trinken auftragen und begab mich ins Nebenzimmer. Ich hatte schon nicht mehr an den Kleinen gedacht, da trat er nochmals herein, barfüßig und sein elendes Strohhütlein in der Hand, nahm nochmals Abschied und sagte sein „Tausendmal vergelt's Gott!" so rührend glücklich, daß es mich aufs tiefste ergriff. Mit wie wenigem kann man ein Kind glücklich machen! Heiter und furchtlos ging er dann dem Walde zu, ich aber dachte: „Selig, ein Kind noch zu sein."

Als die Nacht hereinbrach, gab's ein reges Leben im Garten des Postwirtshauses. Der Neustadter Gesangverein wollte eine „venezianische Nacht" abhalten, ein Vergnügen, das auf dieser Waldhöhe den Menschen nur selten zuteil wird. Die bessern Leute des Städtchens waren alle versammelt, und trotzdem es mich um neun Uhr schon fror, als ich von meinem Schlafzimmer aus dem Gesang lauschte, sangen die muntern Schwarzwälder noch nach Mitternacht, allerdings nicht mehr vierstimmig, sondern in sehr gemischtem Chore.

Mir kam es vor, als ob die Neustädter in ihren Ansprüchen an Vergnügen so bescheiden seien, als das Hirtenbüblein von Saig in seinen Anforderungen an irdische Glückseligkeit, und das freute mich. —

Es hatte auch ein Gutes, daß Vetter Karl und ich uns verfehlt. In Saig hatte ich mit Freund Konstantin ausge-

macht, daß er mir andern Tags, ohne Gattin und Kind, nachkomme ins Bregtal. Nun konnte ich ihn am folgenden Vormittag auch erwarten und die Zeit am Morgen noch benützen, um die größte Uhrenfabrik des Städtchens noch zu besuchen.

Ich war seit vielen Jahren in keiner Schwarzwälder Uhrenmacherei mehr gewesen. Aber wie staunte ich über den mächtigen Fortschritt in der Technik! Ich fand da alle möglichen Maschinen, welche umständliche Handarbeit ersetzten und von dem tiefsten Erfindungsgeiste zeugten. Und was mir noch mehr Staunen verursachte, war der Umstand, daß diese Erfindungen meist von „Wäldern" gemacht wurden. Schmerzlich aber berührte es mich, da ich von den Arbeitern hören mußte, daß diese pro Tag nur 1 M. 50 Pf. bis 2 M. verdienen. Und doch klagte mir der Direktor der Fabrik, ein Herr Haderer, daß die Aktiengesellschaft selbst nichts verdiene, weil der Konkurrenten zu viel und deshalb die Preise zu gedrückt seien. Daß bei alledem die Arbeiter auf dem Schwarzwald noch zufriedener sind, als die in unseren großen Industriestädten, hat seine einfache Erklärung darin, daß fast jeder von ihnen am Berge hin eine eigene Hütte besitzt, seine Kartoffeln selbst baut und Futter hat für eine oder die andere Ziege. —

Gegen Mittag fuhren wir, mein Begleiter war indes eingetroffen, die ziemlich öde, steile Straße, die das Flußgebiet des Rheines mit dem der Donau verbindet, von Neustadt gen Vöhrenbach. Es ist überall noch tiefer Schwarzwald, aber die großartigen Wälder fehlen, die wir im Gebiet der Steina gesehen. Wald ist allüberall, aber er gehört meist Privaten und Gemeinden, und diese haben in den letzten zwanzig Jahren die Skala der steigenden Holzpreise weithin sichtbar in ihre Wälder gehauen. Man sieht hier sehr viele Kahlhiebe. Ein französischer Graf Castex soll namentlich in der ganzen Gegend gründlich aufräumen mit allen Waldungen, die er kaufen kann.

Sobald die Höhe der Wasserscheide zwischen Breg und Dreisam, zwischen Donau und Rhein erreicht ist, kommen wir gleich im Wassergebiete der erstern zu dem eisenhaltigen Mineralbad Eisenbach, äußerst melancholisch in einem langgestreckten Tale gelegen. Badegäste sah ich keine, während es auf der andern Seite des Schwarzwaldes von solchen wimmelte. Früher zogen nur die Kranken im Sommer auf den Wald, und damals waren diese kleinen Badeörtchen wohl besucht von kranken Leuten mittlerer Stände. Jetzt machen die Gesunden vorzugsweise Kuren, aber die wollen nur Luft und Wald in romantischer Lage, und darum sind diese Mineralbäder im Schwarzwald alle vereinsamt.

Genau am Ende des Tales zeigten sich die stattlichen Ruinen des einstigen Schlosses „Neu-Fürstenberg", das die Bauern, wie so viele andere Herrensitze, 1525 brachen und den verhaßten Schloßvogt durch ihre Spieße jagten. —

Das Flüßchen Breg, in dessen Tal wir bei Neu-Fürstenberg einmünden, ist bekanntlich eine der Stammütter der Donau. Die Brieg, von Villingen her kommend, und die Breg vereinigen sich bei Donaueschingen und heißen fortan Donau.

Die Brieg und die Breg
Bringe die Donau z'weg,

sagen die Bauern im Schwarzwald und auf der Baar deshalb mit Recht. Wir fuhren flußaufwärts bis zu dem gar malerisch gelegenen Städtchen Vöhrenbach, wo ich meinen Vetter traf im eifrigsten Gespräche mit dem Franzosen. Nach Tisch ging's gleich mit beiden wieder talabwärts, ich, um die herrlichen Waldungen, die Karl sein eigen nannte, mit ihm bis auf den Kamm zu durchstreifen, während der Franzmann, aus Rheims gekommen, im Tale eine große Anzahl von Riesentannen, sogenannte Holländer, die er von meinem Vetter gekauft hatte, aufnahm und vermaß.

Wir kamen auf dieser Waldwanderung wieder ganz in

die Nähe der Ruine Neu-Fürstenberg, da unmittelbar hinter ihr der große Waldkomplex des Holzhändlers von Hasle beginnt.

Am Waldrand unter den Trümmern der Burg saß ein Mädchen und las in einem Buche, während seine Kühe am Abhang hin weideten. Es war sein Lesebuch aus der Schule und das Stück, das es las, die Legende von der hl. Notburga. Wie gut paßte diese liebliche Sage mit dem alten Schlosse des Königs Dagobert, ihrem Wald und Wasser und der Hirtin in dieses Tal! Neben dem lesenden Kinde die alten Burgruinen, zu seinen Füßen die Wasser der Breg, dunkelbraun der Donau zueilend, oben der Wald, wo Rehe einsam grasen und dem Kinde oft zu Gesicht kommen.

Ich hätte gerne in der Seele des Mädchens gelesen, das einem armen Schreiner gehörte, welcher in einem Hause meines Vetters wohnt und Packkisten fertigt für die Uhrenmacher, — allein mein Begleiter, der ruhelos mir seinen Wald zeigen wollte, trieb poesielos mich von dannen. —

Als wir gen Abend vom Walde herabgekommen waren, um auf meinen Wunsch zu Fuß ins Städtchen zurückzukehren, bat mein Vetter am Wege eine ihm bekannte Bäuerin um ein Glas Milch. Während diese, eine ältere, häßliche Frau, ihm dasselbe am Brunnentrog vor dem gewaltigen, mit Strohdach gezierten Hofgebäude kredenzte, bemerkte ich, daß sie mit den blendend weißesten, künstlichen Zähnen geschmückt war. Den Luxus hätte ich in dieser Waldeinsamkeit nicht gesucht. Allein mein Begleiter erklärte mir, daß die Waldgemeinde Bregenbach nur vier Bürger zähle, die aber alle so reich an Wald seien, daß jeder die gesetzliche Morgenzahl, welche zu einer eigenen Jagd gehört, besäße und der Mann der technisch verschönerten Frau dazu noch ungezählte Staatspapiere. —

Eine eigene Überraschung bot sich mir bei meiner Rückkehr ins „Kreuz" zu Vöhrenbach. Es waren zwei Herren aus Freiburg angekommen, Bekannte meines juristischen Reise-

gefährten, der zurückgeblieben war, während ich in den Wäldern streifte. Die Angekommenen schienen mir völlig fremd, und doch gehörte der eine meinen frühesten Knabenerinnerungen an.

Bei meinem Vetter, dem „Kastenvogt" Eduard Hansjakob in Hasle, hielt sich in meiner Knabenzeit öfters ein junger, schwarzbärtiger, großer Mann namens Maier auf. Es hieß, er sei von Freiburg und ein berühmter Sänger. Von letzterem überzeugten wir Knaben uns oft, indem wir unsere Köpfe zu den Fenstern hineinsteckten und lauschten, wenn er bei seinem Gastfreunde oder diesem gegenüber im „Kreuz" sang. Seitdem sah und hörte ich nichts mehr von ihm. Heute, im „Kreuz" zu Vöhrenbach, ward ich ihm vorgestellt, und nach wenigen Fragen bestätigte sich meine Ahnung, welche bei Nennung des Namens und bei der Ähnlichkeit, die der alte Sänger noch mit dem jungen hatte, in mir wach geworden war. Er war viele Jahre in Amerika gewesen, hatte sich als Sänger Ruhm und Gold geholt und lebt jetzt mit seinem heute ebenfalls anwesenden Bruder Karl, der als Klaviervirtuose ihn nach dem Westen begleitet hatte, in seiner Vaterstadt Freiburg. Die beiden alten Herren kommen alljährlich einige Zeit in diese Gegend des Schwarzwaldes, um die Forellenfischerei zu betreiben, wozu die fischreiche Breg die beste Gelegenheit bietet. Daß die Forelle hier zu Hause ist, zeigen Namen und Wappen von Vöhrenbach, das von Ferin, dem altdeutschen Worte für Forelle, seinen Namen und eine Forelle im Wappen hat.

Es gab nun einen heitern Abend. Die Künstler Maier sangen und spielten, daß nicht nur ich, sondern auch der Franzose entzückt war. Wunderbar schön sang der Baritonist das liebliche Volkslied: „Wenn's Mailüfterl weht". Noch tönt mir im Ohr die letzte Strophe:

Jed's Jahr kommt der Frühling, ist der Winter vorbei,
Der Mensch aber hat nur ein'n einzigen Mai.

Die Schwalben fliegen fort, doch sie ziehen wieder her,
Nur der Mensch wenn er fortgeht, der kommt nimmermehr.

Ich habe die herrlichen Lieder jenes Abends mit einer schlaflosen Nacht bezahlt, aber sie waren es wert.

Am kommenden Morgen ging's in nördlicher Richtung zu Fuß weiter, steilauf ins Gebirge: mein Vetter, der Jurist Fehrenbach und meine Länge. Hoch oben im Walde trafen wir Holzmacher, die im Dienste unseres Führers Tannen niederschlugen. Es war ein grausiges Morden von Jung und Alt. Majestätisch sah ich eine Königstanne fallen, die im Sturz zahllose kleine Bäume mit sich riß, und deren Fall weithin durch den Wald dröhnte. Ein großer Teil des Holzes war in eine Zellulosenfabrik bestimmt, und mir kam der Gedanke, wie weit wir es in dem Gebiete industrieller Erfindungen gebracht haben, daß die Tanne, welche heute die Höhen des Schwarzwaldes krönt, ihre Heimat verläßt, um später wieder als Papier dahin zurückzukehren. Wer vor hundert Jahren einem Schwarzwälder Bauern das gesagt hätte, würde einen Ungläubigen gefunden haben.

Gen Mittag kamen wir in das Rohrbacher Tal, wo hoch oben am Waldrande Vetter Karl den Hof eines „Engländers" gekauft hatte. In diesem weltabgelegenen, kleinen Tale wohnen die meisten Engländer des ganzen Schwarzwaldes. Engländer aber heißen alle jene Schwarzwälder, die in England ihre Geschäfte als Uhren- und Goldwarenhändler treiben oder betrieben haben. Alt oder vermöglich geworden, kehren sie in die Heimat zurück und figurieren dann lediglich unter dem Namen Engländer. In jedem der einzelnen Waldhöfe des Tales lebt ein solcher Engländer oder ist wenigstens ein Familienglied in England abwesend; aber auch fast in jeder dieser „Strohhütten" wohnt Wohlhabenheit, ja selbst Reichtum.

Tief unten im Tale, aus dem auch mein mütterlicher Großvater stammte und das ich zum ersten Male betrat,

lag das Wirtshaus, dem wir zusteuerten, um Mittag zu machen. Der Adlerwirt, obwohl noch ein junger Mann, war ebenfalls jahrelang in England gewesen, und seine niedliche Frau, eines Engländers Tochter, hatte ihre Bildung in einem Pensionat geholt, ohne ihre kindliche Schwarzwäldernatur zu verlieren. Als der Konstantin, ein lustiger Sänger und gewandter Klavierspieler, sich an das Klavier setzte, spielte und sang, da war die Wirtin alsbald bereit, uns „auch eins zu singen", und sie sang mit ihrer reinen Naturstimme das Lied: „Der Mensch soll nicht stolz sein aufs Glück und aufs Geld", so wahr und so innig, daß ich mit Tränen zu kämpfen hatte; ebenso ein Lied, das ich noch nie gehört, in Ton und Vers wunderbar volkspoetisch, von dem ich aber nur noch einen Refrain im Gedächtnis habe: „Lieder hat die Lerche wohl, Tränen hat sie nicht."

Erst 1911, da ich eben diese Erzählung für den neuen Druck vorbereite, sendet mir ein Leser und Beamter des Hofjagdamtes in Gotha den ganzen Text, den ich hier wiedergebe:

Zieht im Herbst die Lerche fort,
Ruft sie leis „Ade",
Willst du noch von mir ein Wort,
Eh' ich von dir geh'?
Sieh die Träne, wie sie glüht,
Höre was sie spricht:
Lieder hat die Lerche wohl,
Tränen hat sie nicht.

Schwingt sich auf zu Himmelshöhe,
Wirbelt laut ihr Lied;
Aber das Vergißmeinnicht
Unbemerkt verblüht.
Brächte sie von dir ein Wort,
Oh, so hold, so licht:
Lieder hat die Lerche wohl,
Worte hat sie nicht.

Bei des Frühlings Wiederkehr
Kehrt die Lerch' zurück.
Die Erinnerung bringt sie her
Von vergang'nem Glück.
Brächte sie von dir ein Wort,
Ach, so hold, so licht:
Lieder hat die Lerche wohl,
Worte hat sie nicht.

Und nach langem Trennungsschmerz
Kehr auch ich zurück,
Sinke an dein treues Herz,
Lächelt mir dein Blick.
Doch dies Lächeln gleicht der Sonn',
Die durch Wolken bricht.
Lieder hat die Lerche wohl,
Lächeln hat sie nicht.

In meinem ganzen Leben hab' ich noch nie so viel und so tief empfunden singen gehört, wie in den wenigen Tagen auf dem Schwarzwald. Freilich trug zu meiner Begeisterung auch die Poesie der Orte viel bei. Der Sänger Johannes auf dem Rothaus und die Adlerwirtin im weltfernen Rohrbach mit ihrem Sang werden mir nicht so bald aus dem Gedächtnis schwinden. —

Als wir am Nachmittag das Tal vorgingen, zeigte uns der glückliche Waldbesitzer auf den Höhen abermals zwei Wälder, den „Jockeles-Wald" und den „G'fällwald", die er sein eigen nannte, aber zum Hinaufsteigen hätte er mich nicht mehr gebracht, auch wenn er mir den einen Wald geschenkt hätte, so ermüdet hatte mich die Tour von diesem Morgen.

In der Sonne zu Schönenbach, am Ausgang des Rohrbacher Tals, machten wir Halt. Während meine beiden Begleiter in der Sonne in Schönenbach mit einigen Engländern ein Zego (Tarock) spielten, hielt ich in dem riesigen, hölzernen Wirtshaus Siesta. Nachdem ich ausgeruht, ließ ich die Spieler sitzen und ging in den Abend hinein, dem nahen Vöhren-

bach zu. An einem Raine saßen kleine Mädchen und flochten Stroh, eine Hauptbeschäftigung des weiblichen Geschlechtes auf dem nordwestlichen Schwarzwald. Auf jedem Gang, den Kirchgang am Sonntag ausgenommen, wird Stroh geflochten, das Naturstroh unter dem Arm, das Geflechte in der Schürze tragend. Auch dieser Industriezweig leidet wie die Uhrmacherei seit Jahren unter der Konkurrenz. Ich fragte die Kinder, was ihnen für ihr, allerdings grobes Geflecht bezahlt werde, und erfuhr zu meinem schmerzlichen Staunen, daß solch ein armes Kind 60 Ellen, sage mit Worten sechzig Ellen, flechten muß für 38 Pfennig. —

Nach meiner Heimkehr ins Kreuz machte ich noch ein Geschäft mit dem Kreuzwirt. Er hatte mir mein Quartier in der „Dependance" seines Gasthofs, im ehemaligen Amtshaus von Vöhrenbach gegeben, wo ich ganz allein wohnte. In meinem Zimmer hing ein Spiegel mit reizendem Zopfrahmen. Den Emblemen nach zu schließen, stammte das alte Möbel aus dem ehemaligen, benachbarten Kloster Villingen. Ich wollte es dem Wirt abkaufen, des Rahmens halber, und wir kamen überein, daß ich ihm ein Buch von mir dafür gebe, das „aus der Studienzeit", welches er bereits von einem Dritten leihweise erhalten und gelesen hatte, aber gerne zu eigen besäße. So gab ich den Spiegel meiner Studentenzeit für einen alten Klosterspiegel, wobei der Vorteil auf meiner Seite war.

Ehe wir am kommenden Morgen das Waldstädtchen verließen, führte uns der Hotelier in die renommierte Fabrik von Musikwerken von Imhof & Muckle, die ihren Handelssitz in London hat. Der eine der Fabrikanten besorgt daheim die Fabrikation, der andere den Verkauf in London. Herr Imhof, der in Vöhrenbach residiert und viele Jahre in England gelebt hat, ein Mann von hervorragender Bildung und äußerster Gewandtheit in der Rede, ist der erste Arbeiter seines Geschäftes, das heißt, er komponiert und setzt die meisten Walzen der Musikwerke selber.

Ich merkte, daß hier die Technik und Mechanik, aus naheliegenden Gründen, die Fortschritte nicht gemacht haben wie in der Uhrenfabrikation. Die Hauptsache, das Setzen der Walzen, wird eben stets Handarbeit bleiben, wie beim Setzen von Schriften. Meister Imhof hatte gerade eine Drehorgel mit dem üblichen Figurenspiel vollendet, die ein Geschenk abgeben soll für den König Bell im Kamerungebiet. Ich kann mir lebhaft die Freude denken, welche der wilde Häuptling an den nach der Musik tanzenden Puppen haben wird. Möge ihm von den ländergierigen Europäern nie schlimmer mitgespielt werden, als die Schwarzwälder Drehorgel ihm aufspielt! —

Da ich meinem Vetter versprochen hatte, alle seine Güter zu besehen, so galt es heute, in südlicher Richtung, hoch oben auf einem Waldplateau den letzten Hof zu besuchen. Die Sonnenwirtin von Schönenbach, eine junge lustige, heitere Frau, in jener Gegend daheim, war von meinem Vetter eingeladen worden, und unser Wagen nahm in Schönenbach die „Wälderin" auf, die heute mit ihrem feinsten Strohhut sich herausgeputzt hatte.

In dem Städtchen Furtwangen, ebenfalls im Bregtale freundlich gelegen, wo zuerst die feinen Uhren, die Regulatoren, gefertigt wurden, und das heute noch schwunghafte Fabrikation betreibt, hielten wir nur so lange an, bis Freund Konstantin einen Studienfreund, den Notar Schirrmann, begrüßt hatte. Ich ließ mir indes einige Erinnerungen durch den Kopf gehen an die Zeit, da ich als Student nach Furtwangen kam vom Kinzigtal herauf und mit einem Kameraden, dem Anton Werni[1], der aus einer Hütte der Gegend stammte, die Uhrmacherwerkstätten besuchte und in den Bergen gen Triberg hin umherirrte von einer Hütte zur andern, wo er überall Vettern und Basen hatte.

---

[1] Er starb vor wenigen Jahren als Schwarzwaldpfarrer zu Aichen, Amt Bonndorf.

Hinter Furtwangen führt der Weg in steilen Windungen aufwärts bis zur „Neuen Eck", wo das Plateau und sein höchster Punkt erreicht sind. Einsam steht hier das Luftkurhaus zur „Stadt Freiburg", das Elternhaus der Sonnenwirtin[1], aber zu allen Fenstern heraus schauen fremde Gäste, als unser Wagen anfährt. Auch hier alles besetzt; ein ganzes englisches Mädchenpensionat hat sich sogar auf diese luftige Waldhöhe gemacht, um Alt-Englands Nebel zu vergessen.

Unweit von diesem Kurhaus beginnt der Hof, mit dem mein Pensum zu Ende sein sollte. Es galt hier, für mich wenigstens, das Sprichwort: „Der letzte ist der beste." Denn oberhalb des Hofes, auf einem kahlen Weideplatz, hatten wir eine Fernsicht, die nichts zu wünschen übrig ließ. Sie umfaßte die Höhen des gesamten rechten Rheintales von Freiburg bis Basel und den Schwarzwald bis zu den fernen Höhenzügen bei Bonndorf, alles im duftigen Morgensonnenschein.

Wie glücklich wäre ich, nur dieses eine Hofgut zu besitzen, das aus seinen Waldungen so viel trägt, daß der Besitzer sich eine kleine Villa zur Sommerresidenz erbauen und für sich allein Luftkur machen könnte inmitten seines Eigentums! Und doch nimmt sich derjenige, dem es heute gehört, nicht Zeit und Muße, um auch nur zwei Tage auf dieser herrlichen Höhe auszuruhen und sich seines Lebens zu freuen. Und wenn er seine prächtigen Waldbäume sieht, so schaut er nur an ihnen hinauf, um zu überlegen, ob sie in diesem oder im folgenden Jahre getötet werden sollen.

So sorgt der liebe Gott dafür, daß die Leute, die's haben, es oft nicht genießen können, damit es keinem zu wohl wird auf dieser armseligen Erde.

Die zwei Tage über, da ich die schönen Besitzungen

[1] Als ich im Sommer 1908 wieder von Villingen her durch Schönenbach fuhr, wollte ich die Sonnenwirtin begrüßen und hielt an ihrem Hause an. Zu meinem Schrecken erfuhr ich, daß sie und ihr Mann seit Jahren tot sind.

meines Vetters Karl besichtigte, hatte ich überhaupt oft mit Habsucht und einem, wenn man so sagen darf, wohlwollenden Neide zu kämpfen. Ich gönnte von Herzen meinem besten Jugendfreunde seinen reichen Besitz und freute mich für ihn, aber dabei konnte ich mich nicht des Gedankens erwehren, den ich auch aussprach: „Du hast vierzehn Jahre studiert, drei Examina gemacht und es an irdischen Gütern zu nichts gebracht. Dein Freund Karl hat lediglich die zu unserer Zeit elende Volksschule absolviert und ist aus eigener Kraft Großgrundbesitzer geworden. Wer hat besser und erfolgreicher studiert?" Man könnte auch hier das Wort Goethe's anwenden:

Grau, Freund, ist alle Theorie,
Grün ist nur des Lebens gold'ner Baum.

Was nützt alle Theorie, alles Studium?! Je mehr man darin leistet, um so mehr sieht man ein, daß man nichts weiß, der Hunger und der Durst werden immer stärker. Der Praktiker Karl aber macht aus grünen Bäumen Gold.

Aber tröste dich, lieber Musensohn, sagte ich mir, auch der reiche Waldbesitzer kann nicht genug bekommen, glaubt immer noch, er habe nichts, und seufzt täglich mit Leporello:

Keine Ruh' bei Tag und Nacht,
Nichts, was mir Vergnügen macht!

Wie oft dachte ich in diesen Tagen an die Zeit, da mein Vetter und ich als Knaben für seinen Vater, einen Metzgermeister, aufs „Gai" gingen, um Lämmer und Böcke zu kaufen. Damals gab uns der alte Metzgerfranz sechs Kreuzer mit auf den Weg als Zehrgeld für eine Tagereise über Berg und Tal. Wir nannten nichts unser Eigentum als die armseligen Kleider, die wir trugen, die Stöcke in der Hand und — den Sechser. Und glücklicher als Könige, lustig und sorgenlos, singend und pfeifend, kletterten wir von einem Berghof zum andern.

Und heute steht der eine reich, grau, lebensmüde, ruhelos und abgearbeitet über seinen Wäldern, und der andere kann ihm, das Geld abgerechnet, al pari die Hand reichen. So ist das menschliche Leben, es will nicht „genossen", sondern „überstanden" sein, wie ein bekannter Philosoph so wahr sagt.

Nur einer von uns dreien, Freund Konstantin, war unentwegt heiter. Er rief heute alle Echos im Walde laut vor Lust und Freude. Er ist jung und sieht noch den Himmel voller „Baßgeigen". Wir wollen ihn, so Gott will, in zehn Jahren wieder fragen. —

Am Nachmittage fuhr Karl von der „Neuen Eck" nordwärts der Heimat zu, Konstantin und ich nahmen mit dem Reichspostwagen unsere westliche Richtung und zogen auf dem Imperial sitzend singend durch das wildromantische Simonswälder Tal dem Breisgau zu. Am Abend waren alle drei an Ort und Stelle, Vetter Karl in Hasle und wir zwei in Freiburg.

Mehr als ein Vierteljahrhundert ist seitdem verflossen und die meisten der in dieser Reiseschilderung genannten Personen sind tot, zum größten Teil schon längst tot.

Es lebt aber noch der Freund Konstantin mit Gattin und Kind, aus dem indes die stattliche Gattin eines Arztes Rosset und eine glückliche Mutter geworden ist.

Unsere Freundschaft ist nicht mehr wie ehedem. Konstantin singt längst nicht mehr in St. Martin, seitdem er in seinem Pfarrsprengel eine neue Kathedrale hat. Dazu ist er ein berühmter Mann geworden, ein Häuptling im Reiche des Zentrums, soweit die preußischen Zentrumsmagnaten überhaupt süddeutsche Häuptlinge zulassen.

Freund Konstantin ist nicht bloß Reichstagsabgeordneter, er ist auch Chef der badischen Landtagsfraktion von der Observanz des Zentrums und war selbst einmal, ehe der Großblock bestand, ein gewandter Präsident der zweiten Kammer.

Das alles ist er geworden, weil er, ein kluger Mann,

seit vielen Jahren den für einen Katholiken allein rechten Weg des Zentrums gewandelt ist, ein Weg, der nicht immer der meinige gewesen ist, weil er mir zu viel nach oben ausbiegt und zu wenig nach unten.

Freund Konstantin schreibt auch keine Bücher und sagt Dinge, die ein echter Katholik nur zwischen vier Mauern sagen soll, nicht öffentlich.

Drum ist er ein hochverehrter und ich ein vielbeschimpfter Mann, an dem sich die Knechtseligkeit mit Vorliebe reibt, um sich nach oben beliebt zu machen. Wohl bekomm's!

Mich besucht aber Konstantin, der Gefeierte, noch bisweilen aus Mitleid mit dem alten, dummen, ehrlichen Kerl und läßt die Sonne seines unentwegten Optimismus leuchten über dem Trauerflor von Weltverachtung, der den Alten umgibt. Ich rechne ihm das aber hoch an, weil er den Mut hat noch einen Geächteten zu besuchen und mit ihm offen und frei zu reden. Doch weiß ich nicht recht, ob er nicht bisweilen auch aus der nahen, oft trockenen Stadtratssitzung kommt aus Liebe zu meinem „Schlierberger" vom Jahre 1904. —

4.

Mein letzter Besuch im Schwarzwald fällt vier Jahre später, als der eben geschilderte, und da er mit der ersten Herausgabe der „Dürren Blätter" zusammenfällt, will ich einiges davon noch anfügen.

Ich reise nicht leicht wieder dahin, wo ich schon gewesen, und drum suchte ich mir diesmal eine neue Schwarzwaldtour auf. Es gibt ja im Schwarzwald so manches Tälchen und manchen Berg, die selbst geborene Schwarzwälder nicht kennen. Hab' ich doch im Frühjahr 1889 unfern der Kinzigheimat ein Tal gefunden, von dem ich nie gehört, und darin Menschen, wie ich sie am Ende des 19. Jahrhunderts im Deutschen Reiche nie geahnt hätte.

Ich will zuerst davon etwas erzählen, ehe ich meine Sommertour skizziere.

Es war im Monat Mai. Die Kirschbäume blühten, die Vögel sangen, und die Menschen waren überall munter an der Arbeit, als ich von Lahr aus das Schuttertal hinauffuhr, um am Ende des Tales zu Fuß über die Berge einen neuen Weg zu wandern, hinüber ins Kinzigtal und zur Schneeballenwirtin nach Hofstetten.

Am Fuß der Berge angekommen, meinte mein Kutscher, der von mir beabsichtigte Gebirgsweg sei der weitere. Er rate mir, durch den „Durebach" hinaufzugehen. Da der Rosselenker von „Lohr" war, wo Biederkeit wohnt, und Geßler hieß, wie der kritische Schwarzwalddichter am „Altvater", so glaubte ich ihm aufs Wort, entließ ihn am Eingang zum Durebach und schritt in das enge, sonnige Tälchen hinein.

Nur drei Bauernhöfe haben sich in diesen einsamen, tief eingeschnittenen Bergriß eingenistet. Beim zweiten wusch eine Bäuerin eben Kartoffeln im Brunnentrog. Sie fragte ich, an einer Wegscheide stehend, nach dem rechten Pfad auf den Gaisberg. Sie selber, obwohl kaum eine starke Stunde davon weg, konnte mir keine Auskunft geben. Die Frau weiß nur den Kirchweg nach Schweighausen und Welschensteinach und den Marktweg nach „Lohr". „Aber", meinte sie, „mi Bruoder, der Engel (Engelbert), kann Euch Uskunft gä, der wohnt im oberſten Hof."

Eine halbe Stunde bergauf, und ich hatte den Hof erreicht. Aus der Scheuer trat ein älterer Bauersmann, einen Sester Mehl in den Händen. Obwohl er nichts weniger als einem Engel gleich sah, dachte ich mir doch sofort: „Das ist der Engel vom Durebach!" Und als ich ihn so anredete, stellte er sein Mehl auf die Erde und freute sich königlich, daß ich seinen Namen schon wisse. Aber er wurde alsbald neugierig und wollte auch den meinen kennen.

„Herr", sprach er, „wer sinn Ihr, und wo kommet Ihr her in unser Tal?" — Ich sah keinen Grund, mich zu ver-

leugnen, und nannte ihm meinen Stand und meinen klassischen Geschlechtsnamen. Da griff der Engel mit der einen Hand nach dem Hut und mit der andern meine Hand und redete also: „Was, Ihr seid der Hansjakob? Euch wär' ich schon stundenweit nachg'laufen, um Euch a mol zu sehe, un jetz hab' i's Glück, daß Ihr uf mi Hof lauft!"

Ich fragte ihn, warum er sich denn so freue, und bekam eine Antwort, die mich hoch erfreute. „Ich bin schon a mol igsperrt gsi[1] und Ihr au. Derno[2] hab' ich Euer G'fängnisbuoch glese und siterher[3] denkt, wenn i nu au a mol den Hansjakob könnt sehne."

„Un jetzt laufe Ihr mir uf de Hof", war sein wiederholter Freudenrefrain. Ich aber dachte, wenn die badische Justiz selbst den „Engel im Durebach" nicht verschont hat, so kann ich's ihr nicht verübeln, wenn sie mich schwarzen Unhold zweimal gefangen setzte.

Der Engel aber rief jetzt laut nach Weib und Kind, nach Jung und Alt, damit sie „den Hansjakob b'schaue". Und sie kamen, des Engels Weib und Kinder, die letzteren zahlreich wie der Sand am Meer; denn der Engel im Durebach hat zwölf lebendige Kinder.

Aber auch sein Mitengel, d. i. sein Mitbauer kam mit Gefolge vom Felde heim — es nahte der Mittag — und allen ward ich vorgestellt. Kirschenwasser wurde geholt und kredenzt im Kreise, der sich um den eingesperrten Pfarrer gebildet — alles vor dem Hofe, unter blauem Maienhimmel und neben blühenden Bäumen.

Und nun erfuhr ich, was nie in meine Seele gedrungen, trotzdem ich nur vier Stunden vom Durebach daheim bin, erfuhr, daß der Engel Haus und Hof mit einem zweiten Bauer teilt in vollständigem Kommunismus und dabei im tiefsten Frieden.

Beide sind verheiratet, beide haben Kinder, aber beide

---

[1] eingesperrt gewesen. [2] hernach. [3] seither.

bewohnen tagsüber mit ihren Familien nur e i n e Stube, essen an e i n e m Tisch, bearbeiten gemeinsam die Güter, und was an barem Geld eingeht, wird redlich geteilt. So haben sie es von ihren Eltern überkommen, und so führen sie es fort. Der Engel ist alt, der Mitengel jung, jener hat erwachsene Kinder, dieser kleine, aber, wer arbeiten kann, arbeitet, und wer es nicht kann, lebt von der Arbeit der andern.

An Sonn- und Feiertagen geht, was laufen kann, ein und eine halbe Stunde weit über die Berge nach Schweighausen oder Welschensteinach in die Kirche; sonst kommt selten jemand aus dem Tälchen hinaus. Die „Lohrer" sind dem Engel zu „g'scheidt" — zu denen geht er nicht gern; wer was kaufen will, muß auf den Hof kommen; in die Stadt fahren und seine Ware feil halten, das tut der Engel nicht.

Ich kam mir unter diesen weltfernen, friedlichen Engelsmenschen vor, wie Saul unter den Propheten, und ich mußte glauben, daß es noch glückliche Menschen gebe in unserm irdischen Jammertal.

Eben war der jüngste Knabe des Engels auf Krücken dahergehumpelt das Tälchen herauf aus der Schule. Aber auch dieser Krüppel sah heiter und glücklich aus. Und als ich ihm ein Geldstück schenkte, strahlte er vor Freude.

Ich nahm herzlichen Abschied von diesen friedlichen Sterblichen. Der Engel ließ es sich nicht nehmen, mich noch eine Strecke bergauf zu begleiten, um mir den rechten Weg zu zeigen. Doch bald ging ihm der Atem aus; er wollte immer reden, doch sein Asthma hinderte ihn. Ich zwang ihn deshalb zur Umkehr, nachdem er mir „von weitem" durch die Buchen und Felsen mein Ziel erklärt hatte. Er dankte noch vielmal, daß ich ihm auf den Hof gelaufen, und wir trennten uns mit dem Versprechen des Wiedersehens. —

Oben auf der Höhe des Gaisbergs angekommen, traf ich einen alten Mann, der tiefatmend auf einem Steine saß. Neben ihm lag ein „Stumpen" Kartoffeln, den er

eben mühsam das Welschensteinachertal heraufgetragen. Er ist mehr denn siebzig Jahre alt, arm wie eine Kirchenmaus, muß alles kaufen, nur „das Weihwasser in der Kirche“ nicht. Da hat ihm ein Bauer auf dem Gaisberg gratis ein Stück Feld angewiesen, damit er Kartoffeln daraufsetze. Die Saat hat er zusammengebettelt im Tal drunten, und jetzt will er sie setzen, damit er zu essen habe im Winter.

Der Frühling, die herrliche, große Natur ringsum läßt den Mann kalt, er kämpft mit dem Dasein und ist in seinen alten Tagen mit harter Mühe und Arbeit belastet. Ich war eben aus dem Tale des Friedens heraufgestiegen, wo der Engel von Durebach haust, und um im Glauben an Menschenglück nicht zu sehr befestigt zu werden, saß mir der alte Mann am Wege und zeigte mir des Lebens Kehrseite. —

Auf dem Gaisberg war ich in bekanntem Revier. Da kam ich als Student bisweilen herauf mit dem „Doktor“ Feederle von Haslach, und vom Gaisberg kamen jene weißen Kalksteine auf die Landstraße der Heimat, jene Steine mit den Blumenabdrücken „vorweltlicher“ Pflanzen, die wir als Kinder bewundernd von den Steinhaufen zusammenlasen und von denen ich später die schönsten Exemplare in die Mineraliensammlung des Lyzeums in Rastatt lieferte.

An den Gaisberg schließen sich die „Hallen“ an, eine sterile Hochebene mit dem Schutt und Geröll der Moränen aus der Eiszeit. Und an diese erinnerten sie mich heute noch. Tiefer Schnee lag an einzelnen Stellen, während drunten im Durebach die Bäume blühten. Von ihnen aus öffnet sich der Blick weit hinab ins Kinzigtal und seine Seitentäler. Vor mir lag „der Hessenberg“, und ich sah heute nach mehr denn vierzig Jahren wieder die Hütte des „Hessen-Bernhard“, in der ich den ersten Honig in meinem Leben gegessen. Am Fuße des Hessenbergs erblickte ich den Hof des „Wolf-Mathis“, wo unsere Magd Luitgarde, eine meiner ältesten Kindeserinnerungen, später Bäuerin war.

Eine einsame Hütte stand am Weg, ein Bauersmann,

in Gestalt und Physiognomie an die Keltenzeit erinnernd, vor ihr. Er staunte nicht wenig, als ich ihm die Gehöfte dort drunten mit Namen nannte, den Wolfenhof, den Marxenhof, den Moghof und den Finsterhof, und nach den alten Bauern fragte.

Was mir aber den Mann noch über den Engel von Durebach setzte, war sein absoluter Mangel an Neugierde. Obwohl er staunend mich ansah, als er hörte, wie ich die vergangenen Bauern, die er alle besser gekannt als ich, nannte, fragte er doch nicht, wer der Fremdling sei, der sich so daheim zeigte auf den Hallen.

Die Einsamkeit macht die Menschen in sich verschlossen, die Welt und das Weltleben aber „wunderfitzig" und neugierig. Der alte Kelte kam mir vor, wie ein alt-griechischer Philosoph, der das „Nichts bewundern" befolgt.

Die gleiche, wohltuende Bemerkung machte ich im Weitergehen über „die Höhehäuser", der „Breitebene" zu. Die Menschen, welche auf dem Felde arbeiteten, sahen kaum von ihrer Arbeit auf, obwohl höchst selten „ein fremder Mensch" hier durchpassiert.

Dort drüben lag die Heidburg, unter ihr „die Hochmunde", wo Hugo, der Knecht, mich einst hingeführt, meine erste große Weltreise. Überall, wo ich hinschaute, heimelte es mich an, und die Erinnerung an die Kindeszeit verklärte mir die Höhen und die Hütten noch mehr, als die liebliche Maiensonne es tat.

Und als wollte alles, was Jugendzeit bei mir heißt, heute zusammenkommen auf diesen Bergen, traf ich auf der Breitebene den „Roser-Hansenhof". Ich erkannte ihn am Taubenschlag, aus dem ich anno 1849 Tauben geholt, am gleichen Tag, als drunten im Tal die Preußen einrückten und der jungen Haslacher Freiheit ein Ende machten. Ich fragte eine Anzahl Manns- und Wibervölker, die im Felde arbeiteten, ob das nicht der Roser-Hansenhof wäre, und ob der Roser noch lebe.

Da kam aus der Schar der Roser selber, dem ich Zehnjähriger damals Tauben abgekauft, da er noch zwanzig war, und stellte sich als noch lebend vor. Seine Söhne, die mit ihm an der Arbeit waren, hatten mich im Herschreiten schon erkannt von der „Kapuzinerversammlung in Hasle" her.

Er hat aber längst keine Tauben mehr, der Roserbur. Der „Vogel" hat sie ihm immer wieder geholt oder ein böser Nachbar sie weggeschossen. Ich aber konnte ihm melden, daß ich immer noch in der alten Taubeneinfalt lebe und Tauben halte.

Wir beide waren alt geworden. Er hat Söhne und Töchter stark von Art, und die jüngste, die Afra, hält nächstens Hochzeit, drunten in den Schneeballen, und er lud mich ein dazu. Ich hab' Wort gehalten einen Monat später und die Hochzeit mitgemacht und die schöne Afra gesehen mit der gold'nen Flitterkrone und die Freude des Alten und hab', was mich am meisten gefreut, Hugo, den Knecht, getroffen, den ich seit mehr denn dreißig Jahren nicht gesehen, getroffen als Hochzeitsläder und Ehrengast. —

Dem alten Roser hab' ich damals auf dem Berge Tauben versprochen, damit sein Schlag, der für mich ein Stück Lebenspoesie birgt, wieder belebt werde. Und dann schritt ich bergab, Wohl und Weh im Herzen ob der Erinnerungen, die auf der Höhe mich erfaßt.

Es war schon spät am Nachmittag, als ich bei meiner Forellenfreundin, der Helene, in den Schneeballen eintraf. Der Jörg aber, ihr braver Sohn und der brävste im ganzen Tal, servierte mir ein fürstlich Mahl. Am Abend brachte mich die Eisenbahn über Offenburg wieder heim, nicht ohne daß ich beim Abschied der Schneeballenwirtin versprochen hatte, im September wieder zu kommen und einige Wochen zu bleiben.

5.

Wenige Monate nach der Tour durch den Durebach, im Sommer 1889, bin ich wieder im Schwarzwald gewesen und zwar im nordöstlichen, den ich bis jetzt nur teilweise kannte. Ich hatte in den Zeitungen gelesen, es sei bei Bühl ein neues romantisches Tal entdeckt worden, durch welches der Gertelbach in zahllosen Wasserfällen herabstürze und das jetzt zugänglich gemacht worden sei. Durch dies Tal auf die waldigen Höhen zwischen Bühl und Baden zu wandern, war mein nächstes Ziel.

Das Dampfroß und ein Wagen des Rabenwirts in Bühl hatten mich in vier Stunden von Freiburg aus an den Eingang des Gertelbachtales gebracht. Die neue „Entdeckung" ist ein ganz enges, sehr steiles, waldiges Tälchen, eine gute Stunde lang. In allen möglichen Windungen und Fällen drängt und stürzt der Waldbach der Tiefe zu. Die Menschenhand hat mit vielem Geschick und großer Mühe Pfade gebaut über das Bächlein und an seinen felsigen Ufern hin.

Mir ist fast zu viel Kunst in der Anlage. Elegant und salonmäßig schlängeln und puzeln sich Wege und Stege an dem brausenden Gewässer hinauf. Der kleinen Brückchen sind offenbar zu viele; mehr denn zwanzig an der Zahl, sehen sie oft aus, wie die Sprossen einer Leiter, die an den Kaskaden hinauf will.

Hinter mir kam ein Knabe drein, den Wald herauf. Er schritt leicht wie ein Reh daher, trotzdem er Schuhe trug, die halb so schwer waren als der ganze Mann. Er ist der Sohn eines Holzhauers aus dem Bühlertal, der Vater hat den „Kostsack[1] und das „Arbeitsgeschirr" gestern auf der Hundseck gelassen und kommt einige Tage nicht wieder dahin. Das soll der Leichtfüßige holen. Er hat heut' — obwohl die Uhr nach Mittag steht — noch nichts genossen, als

[1] Sack mit Lebensmitteln.

eine Tasse Milch und ein Stück Schwarzbrot, ist aber kreuzfidel.

Ich benütze ihn gegen ein Trinkgeld, damit er in dem Gasthaus auf der Hundseck einen Spätling zum Mittagessen anmelde. Er eilt bergan, und ich habe kaum die Hälfte des Weges zwischen den Wasserfällen und der Hundseck erreicht, so kommt er mir wieder entgegen, mit Schaufel, Axt und dem Kostsack beladen, hat meine Order bestellt und schreitet mit der gleichen Eleganz bergab, wie vorhin bergauf.

Ich beneidete den Jungen um seine Leichtfüßigkeit und um seinen Humor bei Schwarzbrot und schwerer Arbeit. Der Glückliche kennt die „Kultur" noch nicht und lebt hoffentlich auch nicht mehr, wenn sie in den Wäldern des Bühlertales ihren Einzug hält und den Menschen ihre Genügsamkeit und damit ihren stillen Frieden raubt.

Ich traf übrigens diese Pandora, Kultur genannt, gleich nachher. Oben auf der Höhe hat sie schon begonnen, sich zu zeigen. Da steht mitten im Walde ein modernes Hotel, und drinnen sind die Kulturmenschen eingezogen und lehren langsam ihre Genüsse und ihre Weltanschauungen den Naturkindern, die, scheu wie Rehe, die modernen Dinge und Menschen auf diesen Waldhöhen betrachten und umkreisen.

Wie die kommende soziale Revolution von oben nach unten geht und man gesetzlich die Menschen zur Unzufriedenheit erzieht, so läßt sich auf dem Schwarzwald jetzt die Kultur zuerst auf den Gipfeln der Berge nieder mit ihren Sommerfrischlern und kommt von da in die Hütten und in die Täler.

Bis unter die Ziegel waren alle drei Kurhotels, die ich heute nacheinander gesehen, Hundseck, Sand und Plättig, besetzt mit Kulturmenschen. Leute, die daheim in feinen Salons wohnen, begnügen sich hier zu dritt mit einem Dachzimmer, glücklich, noch so viel Platz gefunden zu haben. Man könnte meinen, diese Kurhäuser wären lauter Archen Noahs, in denen man der Sündflut des Todes entgehe.

Ich möchte nicht umsonst in einem so überfüllten Hause

wohnen; denn was nützte mir die gute Luft am Tage, wenn ich des Nachts nicht zum Schlafen käme in so unruhigen, dünn bewandeten Kurkasernen. —

Das „Diner“ war schon lange vorüber, als ich auf die Hundseck kam. Es wurde mir solo serviert. Ein Kurgast, der seine Verdauungszigarre rauchte, der Sprache nach ein „Pälzer“, setzte sich an meinen Tisch und erzählte mir unter gegenseitigem Inkognito zwei Neuigkeiten. Einmal sagte er mir, es befände sich als Kurgast im Hause der Hofprediger Frommel aus Berlin und zwar „derselbe, dem ein kaiserlicher Prinz vor einiger Zeit auf den Zylinder gesessen sei“.

Mich freute es, daß der betreffende Herr bereits genannt wird um der jugendlichen Tat eines Prinzen willen. Es kamen mir da auf der Hundseck, ganz passend, einige byzantinische Anspielungen, die ich dem Unbekannten auch frei äußerte. Daß der Hofprediger den verunglückten Zylinder sich „zum Andenken“ ausbat, paßt vortrefflich für einen H o f prediger und kann ich einem solchen auch nicht verübeln.

Aber etwas anderes von diesem Herrn hat mir imponiert, daß er nämlich jeden Sonntag hier predigt und die Gäste aus allen drei Kurhäusern herbeieilen, um den berühmten Prediger zu hören. Da der Bergprediger als positiv gläubig gilt, so wundert mich der Zulauf doppelt, und ich bin fast versucht zu glauben, es seien unter den Zuhörern solche Mordspatrioten, die den Prediger nur sehen und hören wollen, weil ihm ein Prinz auf den Hut gesessen ist.

Der Hofprediger ging später durch die Stube. In seinem langen weißen Haar, auf dem ein kleiner Filzhut saß, hätte ich ihn für einen alten Münchner oder Düsseldorfer Künstler gehalten.

Im übrigen kam ich auf den Gedanken, es möchte vielleicht in Bälde angezeigt sein, daß die christliche Kirche Missionäre auf die Berge sende, um den Neuheiden da droben zu predigen. Diese scheinen auf diesen Höhen, wo alles

die Größe der Schöpfung predigt, und losgelöst von der Welt, mehr als sonst aufgelegt zu sein zum Gottesdienst, und das sollte man benutzen. In löblicher Weise sind bereits neben einzelnen Kurhäusern des Schwarzwalds Kapellen entstanden, wie sie in der Schweiz schon längst bestehen auf Verlangen der strenggläubigen Engländer. —

Die zweite Neuigkeit, die mein Gewährsmann mir berichtete, war diese: „Der Dekan Lender von Sasbach sei mit zwei Herren vor einigen Tagen auch da oben gewesen.“ Das konnte ich kaum glauben. Ich hätte gewettet, mein alter Freund Xaver, der bewährte Land- und Reichstagssitzer, sei in den letzten 40 Jahren zum Vergnügen oder zur Bewegung nicht 50 Meter hoch gestiegen, und nun sollte er gar 1000 Meter gestiegen sein! —

Wenn dem so ist, dann glaube ich, daß in Bälde die Menschen so massenhaft auf die Berge kommen, wie zur Zeit der Sündflut, wenn selbst der Xaver diesem Sport zu huldigen beginnt. —

Nach Tisch wanderte ich langsam durch das waldige Hochplateau dem Sand und Plättig zu. Ich stellte mir eben so meine Fragen, ob die herrlichen Waldungen dem Staate gehören und von welch katholischem Stift sie annektiert sein möchten, als der Chef der Staatsdomänen, Geheimer Rat Kilian, mit Familie mir begegnete. Obwohl wir uns gut kennen und der gegenseitigen Begegnung uns freuten, unterließ ich doch aus „Courtoisie“, die heikle Frage über Annexion oder Säkularisation an ihn zu stellen.

Kaum hatten wir uns aber getrennt, so dachte ich wieder darüber nach. Es fiel mir vor allem ein, wie elegant der Staat sich auszudrücken versteht. Zur Zeit der Reformation nannte man die Wegnahme der rechtlich erworbenen Güter der katholischen Kirche „Einziehung“, im Anfang des 19. Jahrhunderts „Verweltlichung“ (Säkularisation), und das Wegnehmen ganzer Länder heißt „Annexion“ (Einverleibung).

Pius IX. hat einmal gesagt, man müsse den Worten

ihre Bedeutung wiedergeben, aber der Papst hat dabei nicht bedacht, daß dies gefährlich sei in manchen Gegenden. Wenn ein armer Teufel eines andern Hosen oder Stiefel „säkularisiert", „einzieht" oder „annektiert" — kommt er ins Gefängnis, verurteilt vom gleichen Staat, der Millionen an Wert „säkularisiert" hat.

Übrigens macht das „dumme Volk" seine eigene Logik in diesen Dingen. Die Bauern am Bodensee haben in den früheren Jahren in den säkularisierten Klosterwaldungen gerne gefrevelt und dazu gemeint: „Der Staat hat den ganzen Wald ‚ge—holt', und wir holen nur einzelne Stämme". Und als ich Pfarrer war, handelte mancher noch nach diesem Grundsatz, ohne daß ich je dagegen gepredigt hätte. —

Es dunkelte bereits, als ich durch die prachtvollen Waldungen hinabgekommen war zum „Geroldsauer Wasserfall", mit dem die Badener Weltgäste in Ermangelung eines größern und nähern sich begnügen, obwohl er nicht viel heißen will. Hier erwartete mich mit einer hocheleganten Equipage, wie sie einem Reichstagsabgeordneten geziemt, mein Freund Max Reichert und führte mich mit Blitzesschnelle in die Bäderstadt am Oosbach.

Der Promenadeplatz war bereits feenhaft beleuchtet, und die elegante Welt lauschte der Abendmusik. Ich kam mir vor wie einer, der sich in Waldungen verirrt hat und nun plötzlich in einen Zauberpalast gerät, wo Feen, Nixen, Kobolde und Bergmännlein ihr Wesen treiben. Aber auch hier, wie droben in den Wäldern, alles „besetzt" von Kurgästen und Sportsleuten. Das sonst so ruhige „Maison Reichert" war übervoll. Es sind die Tage der großen Pferdehatz zu Iffezheim.

Am Abend saßen wir noch lange in der „Stadt Straßburg" beim Bier und kehrten erst spät durch die stiller gewordenen Straßen heim. —

Den Staub am andern Tage schon von meinen Füßen zu schütteln und wieder hinauf zu gehen in die Wälder und

hinüber ins Murgtal, das war mein erster Entschluß in der schlaflosen Nacht.

Gedacht, getan! Nach acht Uhr des andern Morgens entführte mich der braune Normänner des liebenswürdigen Stadtrats Lorenz, Reicherts Schwager, in leichtem Landauer der überfüllten Luxusstadt. Eine Stunde später, und ich stieg durch dunkles Tannengrün, in das die Morgensonne hereinblitzte, den „Schmalbach" hinauf dem obern Murgtal zu.

Ich bin sonst am liebsten allein auf Spaziergängen; wenn ich aber in fremder Gegend wandre, treffe ich gerne eingeborene Leute an, von denen ich etwas erfahre, und an denen ich die Menschen studieren kann. Diesmal hatte ich Glück. Ich war etwa eine halbe Stunde gegangen, als ein rüstiger, alter Bauersmann mich einholte. Er trug seinen Rock nebst einer Ledertasche am Stock über der Schulter und schritt leicht bergan. „Jetzt bekommen Sie Gespanschaft ins Murgtal!" rief er mir zu. Und da ich ihn willkommen hieß, führte er sich ein mit den Worten: „Dem Aussehen nach sind Sie ein Geistlicher. Ich bin auch ein religiöser Mann, ich bin Konrad, der Totengräber von Bermersbach."

„Den Mann kannst du brauchen", sagte ich mir, „seine erste Rede verrät ihn". Wir wurden jetzt rasch gut Freund. Ich mußte meinen Überzieher, mein einzig Gepäck, auch an seinen Stock hängen, und so gingen wir in guter Unterhaltung den Wald hinauf. Bald kannte ich seine ganze Geschichte.

Er ist Holzhauer von Beruf und der Sohn eines armen Mannes, dem anfangs der fünfziger Jahre Hab und Gut verkauft worden war. Damals wollte Konrad, der Sohn, nach Amerika und bat die Gemeinde um Reisegeld; was in jenen Tagen oft vorkam. Die Väter von Bermersbach aber meinten, er solle bleiben. Man kaufte ihm das Häuschen der Eltern um 150 Gulden zurück nebst einigen Allmendfeldern mit der Verpflichtung, seine Eltern zu ernähren.

Der Konrad bleibt, wird Holzmacher und Akkordant in den Waldungen der Stadt Baden. Auf einem einsamen Waldhof findet er seine zukünftige Frau und tritt abermals vor den Senat von Bermersbach wegen Heiratserlaubnis. Dieser rät, eine Bermersbacherin zu freien und keine Fremde. Der Konrad aber antwortete: „Eine, die was hat in Bermersbach, nimmt den armen Konrad nicht, die im Wald droben aber bringt ihm dreihundert Gulden.“

Diese Logik schlägt durch, und der Holzhauer heiratet. Nahe daran, ein gemachter Mann zu werden, überfällt ihn eine Krankheit. Sein Fuß wird steif, gekrümmt und schwindet. Kein Arzt hilft, weder der badische von Gernsbach, noch der württembergische von Loffenau.

Jetzt greift er zur Sympathie. An einem Pfingstsonntag sendet er einen Brief dem „Sternewirt'l“ im unfernen Dörfchen Reichental, einem „versoffenen Mann“, der längst keinen Sternen mehr hat und als Maurer arbeitet, aber sich vorzüglich auf Sympatie versteht. Der Sternewirt'l erscheint am Pfingstmontag, streicht unter Gebet den kranken Fuß, und der Konrad merkt sofort Besserung. Der Fuß muß nun mit Hundsschmalz und Tannenzapfenöl, auch mit Tropfwein behandelt werden. Aber es hilft, und der Konrad wird wieder ein gesunder Mann.

Der Sternewirt'l von Reichental wird so berühmt, daß der Dr. Faas von Gernsbach ihn mitnimmt zu Konsultationen und dessen Bruder ihn nach Amerika verschreiben will als Arzt, aber die Gemeinde gibt den versoffenen Mann nicht ab. Vor einigen Jahren erst starb er, und der Konrad wird ihn nie vergessen. Der Sternewirt'l hat ihn wieder zu einem Mann gemacht. Er konnte von da an rastlos als Holzmacher arbeiten und ward nicht nur schuldenfrei, sondern besitzt noch 1200 Mark in der Sparkasse. Sein Haus hat er dem Sohn übergeben um 700 Mark, sich selber aber mit seinem Weib das Wohnungsrecht vorbehalten.

Aber jetzt ist ein neues Kreuz gekommen. Die Frau ist

geisteskrank, sitzt stumpfsinnig in der Stube herum seit Jahr und Tag, und ihn hat der Rheumatismus heimgesucht. Der Frau, sagt der Doktor, sei nicht mehr zu helfen, ihm aber hat er drei Dampfbäder verordnet in Baden drunten.

Am letzten Sonntag nun ist der Konrad über den Berg, um seine Kur zu machen. Aber gestern abend ist ein Bericht gekommen, und der zwingt ihn, heute schon, nach dem zweiten Dampfbad, heimzukehren. Er ist, seitdem die Bermersbacher einen eigenen Kirchhof haben, seit 11 Jahren, wie schon gesagt, Totengräber. Gestern starb ein Kind, und dem muß er das Grab graben, drum eilt er unverdrossen die drei Stunden und darüber heim. Der Sohn hat im Wald nötige Arbeit, die Nachbarn müssen heuen, der Konrad will's zudem niemand anvertrauen. Deshalb läßt er die Badekur „im Stich" und will dem Kind ein „ordentliches, ehrliches Grab richten für 1 Mark 50 Pfennig".

Bei all dem häuslichen Leid, bei seinen eigenen Schmerzen und der heutigen Schikane seines Amtes ist er „wohlauf und zufrieden". Holzmachen kann er nimmer, er ist zu alt dazu; aber im Sommer okuliert er Rosen, ist amtlicher „Baumveredler" des Dorfes, und im Winter macht er Schindeln.

Über ein Vierteljahrhundert hat er Holz gemacht. Er zeigt mir die Wege, welche er morgens und abends, zur Winterzeit mit der Laterne in der Hand, von und zu der Arbeit gewandelt, und erzählt, wie er gar oft den Edelhirschen begegnete und im letzten Winter noch bei seiner Hütte mit der Axt einen Eber erschlug.

Bisweilen hat er früher auch Pilze gesammelt, besonders die „Tannenhenne", und sie den Herren nach Baden gebracht, die solche als eine „Nobeltät" gegessen hätten. —

In einer Schutzhütte rasteten wir, ehe wir bergab stiegen. Ich teilte mit ihm das Schinkenbrot, welches die Frau Reichert mir eingepackt, und er erzählte mir eine gar schöne Legende aus dem Leben Jesu, die mir fremd war: „Auf der Flucht nach Ägypten sei die heilige Familie einer ‚Nation

Männer' begegnet, die Räuber gewesen seien. Schon wollten sie über die drei Flüchtlinge herfallen, als der Hauptmann der Räuber bemerkte, wie ein ‚Glast' (Glanz) von dem Kinde ausgehe. Dieser Glast habe ihn bewogen, die Fremdlinge friedlich in seine Hütte zu nehmen und zu bewirten. Dort sei seine Frau gewesen mit ihrem vom Aussatze behafteten Kinde."

„Die Mutter Gottes habe Badewasser für das Jesukind verlangt, dieses gebadet und hierauf der Räubersfrau gesagt, sie möge jetzt ihr Kind auch baden im gleichen Wasser. Sie habe es getan, und alsbald sei das Kind vom Aussatz rein gewesen."

„Der Räuberknabe, der später seine Heilung erfuhr, ergriff das Handwerk seines Vaters und wurde auch Straßenräuber. Von den Römern gefangen, schlug man ihn mit Jesus von Nazareth ans Kreuz. Da habe er um das Haupt desselben einen ‚Glast' gesehen, wie einst sein Vater. Darauf habe er gerufen: ‚Herr, gedenke meiner, wenn Du in Dein Reich kommst.' So sei der Schächer ins Paradies gekommen."

Diese Legende hat der Konrad in einem alten Buche gelesen. Er ist überhaupt ein großer Liebhaber vom Lesen, der Totengräber von Bermersbach. Als ich ihn deshalb im Weitergehen fragte, warum er, ein so beredter und belesener Mann, nicht im Gemeinderat des Dorfes sitze, da sprach er: „Herr, ich hab' ein zu g'läufiges Mul, und derlei Leut' sind nicht beliebt." Auf 18 Stimmen hat er's einmal gebracht, der Konrad, aber weiter nicht — wegen des „g'läufigen Muls". Ich tröstete ihn damit, daß ich ihm sagte, es sei überall so, nicht bloß in Bermersbach, daß Leute, die ihr Herz auf der Zunge haben, es nie zu etwas Rechtem bringen. Es gehe mir selbst so, weil auch ich ein „g'läufiges Mul" hätte.

Der Abstieg ging dem Ende zu. Die Tannen begannen sich zu lichten nach dem Murgtale hin. Jetzt meinte der Konrad, „er wolle mir keine Gewalt antun", aber, ehe wir

hinabkämen, möchte er mich auf den Schlangenfelsen führen, damit ich „eine Einsicht nähme“ vom Murgtal. Ich folgte, und bald öffnete sich mir ein Ausblick, der mich in hohem Grade überraschte.

Ich habe sieben Jahre meines Lebens an der untern Murg, in Rastatt, verlebt, kam aber nur einmal ein Stück weit ins untere Tal hinein. In jener Zeit trugen wir Studentlein die paar Kreuzer Taschengeld ins Bierhaus und kamen damit höchstens bis Kuppenheim in die „Sonne“ oder ins „Kreuz“ nach Ottersdorf. Die Natur zog uns nicht an, nur der König Gambrinus.

Die heutige Jugend, und das ist neben ihren vielen Blasiertheiten ein Vorzug, zieht viel mehr über Berg und Tal, macht Fahrten und Ausflüge, an die zu meiner Zeit keiner dachte, schon nicht aus pekuniären Gründen.

Drum sah ich heute vom Schlangenfelsen oberhalb Bermersbach zum erstenmal ins obere Murgtal und war ganz verblüfft ob seiner eigenartigen Schönheit. Dunkle Waldberge fallen steil in ein hochgelegenes Tal herab, in welchem in tiefem, felsigem Rinnsal die Murg sich durchzwängt. Heitere Dörfer, hinter Obstbäumen versteckt, liegen auf den Höhen und erinnern durch ihre Lage an die Dörfer in den Apenninen.

Ich überzeugte mich heute abend noch bei meinem Gang von Forbach bis Raumünzach mit jedem Schritte, daß das obere Murgtal die Perle der größeren Schwarzwaldtäler sei. Was es vor den andern allen auszeichnet, sind seine herrlichen Tannenwälder, die meist bis an die Sohle des Flusses herabfallen, angenehm unterbrochen von grünen Matten, und der stete Tiefgang des Flusses zwischen hohen Felsen.

Vom Schlangenfelsen herab zeigte mir der Konrad einen lachenden, sonnigen Kirchhof mit einer neuen Kapelle und sprach: „Dort ist mein Arbeitsfeld, und dort ruhen meine Gäste!“ Und dann stiegen wir hinab ins kleine Bergdörfchen. An der zweiten Hütte blieb er stehen mit den Worten: „Ich

will Ihnen die Ehre geben und mein Haus zeigen. Da wohnt Konrad, der Totengräber! Und wenn Sie frische Milch oder Most wollen, so treten Sie ein!"

Ich blieb draußen und freute mich des heitern Häuschens. An allen Fenstern blühten rote Geranien und Fuchsien, im kleinen Gärtchen noch Rosen neben den Astern, und nebenan summten Bienen vor ihren Strohkörben.

Hier nahm ich Abschied vom Totengräber, der diesen Nachmittag dem Kind das Gräblein gräbt, es morgen begraben hilft und zudeckt und übermorgen wieder über den Berg zieht, um sein drittes und letztes Heilbad zu nehmen.

Trotzdem der Wackere eine geläufige Zunge hat, und ich ihn immer um seine Verhältnisse fragte, hat er mit keiner Silbe mich gefragt. Es genügte ihm, daß ich „dem Aussehen nach ein Geistlicher" war, und ich sagte ihm auch nichts weiter. So schied ich von ihm inkognito, versprach ihm aber später einmal ein Buch zum Lesen zu schicken und bat ihn deshalb um seine Adresse. Schreiben Sie nur, meinte er, „Konrad Roth, Totengräber in Bermersbach".

Wir drückten uns die Hände. Er ging in seine Hütte, und ich schritt langsam durchs Dorf hindurch. Was mir auffiel, waren dessen schön gepflasterten Straßen, wie ich sie noch in keinem deutschen Dorfe getroffen habe. Aber die Bermersbacher können sich diesen sehr vernünftigen Luxus erlauben. Sie bezahlen keinen Pfennig Gemeindeumlage, wie der Konrad mir schon erzählte; ihre öffentlichen Ausgaben bestreiten sie aus den umfangreichen Waldungen, die der Gemeinde eigen sind. —

6.

Bei heißem Sonnenlicht mußte ich nochmals bergauf und bergab, bis ich an die Murg kam und über sie hinüber nach dem Dorfe Gausbach. Im „Waldhorn", auf einer kleinen Terrasse mit schönem Blick in die gewaltigen Felsen des Fluß-

bettes, ward Mittag gehalten bei italienischem Landwein, was die Ähnlichkeit mit einem Dorf in den Abruzzen vermehrte.

Wo man in der Gegend, talaufwärts, guten Wein verlangt, wird einem ein „Affentaler" kredenzt, ein Produkt von süßem Wasser, mit dem ein herber Spanier oder Italiener verdünnt wurde und den die Weinreisenden als Affentaler den Wirten verkaufen. Die Rebleute im Affental aber sollten sich an den Reichstag wenden und verlangen, daß der Wein nicht bloß in Natur- und Kunstwein gesondert, sondern auch nach seiner Nativität bezeichnet und garantiert werden muß, sonst kömmt bei dem, der den Wein kennt, das Affental in Verruf. —

Zum Dessert im Waldhorn erfuhr ich abermals eine Neuigkeit. Ich mußte sehr lange warten, bis die servierende Dame kam, um mir die Rechnung zu machen. Als ich sie darüber zur Rede stellte, entschuldigte sie sich, sie habe müssen Kränze binden. Die armen Kinder der Ferienkolonie Karlsruhe seien hier zur Luftkur, reisten morgen wieder ab und sollten zum Abschied mit Kränzen gefeiert werden.

Ich gönne gewiß den Armen und besonders armen Kindern alles Gute, — aber daß man sie auch in die Luftkurorte des Schwarzwalds sendet, halte ich für einen gefährlichen Humanitätsdusel. Diese Kinder kommen nach kurzer Zeit „des Wohllebens" wieder heim in ihre dumpfen Wohnungen, leiden Hunger oder wenigstens Mangel, werden später Taglöhner, Maurer- und Schlosserlehrlinge mit allen Entbehrungen und unzufriedene Menschen, weil sie einmal bessere Tage gesehen haben.

Die wenigen Wochen Ferienkur sind zudem nicht imstande, das vorhergehende und nachkommende Lebenselend und seine Folgen zu paralysieren. Sie verwöhnen bloß die Kinder und machen sie gelüstig.

Als Cyrus seine armen Perser gegen die wohllebigen Meder hetzen wollte, gastierte er sie flott, und dann sprach

er: „So könnt Ihr's immer haben, wenn Ihr die Meder niederwerft!"

Wenn einst die Führer der Sozialdemokraten ähnliche Reden führen, so werden diese Ferienkolonisten dafür ein Verständnis haben in Erinnerung an die schönen Tage der Luftkuren, wo sie noch als Festgäste behandelt und bekränzt entlassen wurden.

Ich traf später die Schar auf meinem Wege nach Raumünzach. Hinter ihr schwebten einige Lehrerinnen wie Sylphiden außer Dienst. Ich aber dachte abermals an die Hyperhumanität des 19. Jahrhunderts. Man lasse körperlich elende Menschen und solche, die eine Familie nicht zu ernähren imstande sind, nicht heiraten, man führe die Welt zur Genügsamkeit zurück — dann braucht man keine Ferienkolonien. Aber das wären ja lauter Eingriffe in die persönliche Freiheit, die so hoch gehalten wird, und an der wir noch zu Grunde gehen! —

Tief am Nachmittag kam ich gen Forbach, wo der Ferdinand Späth von Birkendorf im südlichen Schwarzwald, einst, da ich noch Student war, Vikar in Hasle, Pfarrer ist. Ich dachte mir immer dies Forbach als eine rauhe, wilde Wintergegend, nun sah ich es, von den Dörfern des Tales das schönste und heiterste, auf einem lieblichen Hügel liegen, sah die Villa des Pfarrherrn, die neue, große, wenn auch nicht ganz tadellose Kirche, und ich dachte mir: „Wenn es immer Sommer wäre in Forbach, so möchte ich da Pfarrer sein."

Dem Ferdinand aber einen Tausch anbieten konnte ich nicht, da er, seinen nächsten Waldnachbar in Herrenwies zu besuchen, fortgegangen war.

Auf der Postagentur kaufte ich mir ein Billett nach Schönmünzach. Der Postagent hätte können Premierleutnant bei einem Berliner Garderegiment sein, so gemessen, selbstbewußt und taktvoll amtete er in seiner Stube und in seiner Reichsuniform. Das gefiel mir. Ein Lump, wer

nichts auf sich hält, und wenn der Wer auch nur Postagent ist! Wäre ich Generalpostmeister, der Mann stürbe nicht in Forbach.

Weil er mir sagte, der Postwagen komme erst nach einer guten Stunde, ging ich den Weg voraus und bereute es nicht. Mit jedem Schritt durchs herrliche Waldtal kam mir immer wieder aufs neue die Bewunderung seiner Schönheiten.

Als ich nach weit mehr denn einstündigem Marsch an die Brücke der Raumünzach kam, war es bereits dunkel. Ich hatte da eben einigen Knaben, die vom Fischen kamen, meine Achtung gezollt, weil sie ihre Fischbehälter, sehr schön mit Tannenreis geschmückt, auf dem Rücken trugen, als der Omnibus mich einholte und aufnahm.

Stumm und still setzte ich mich zu den drei Passagieren, einem Studenten der Theologie, dem Aussehen nach, einem vermutlichen Förster aus der Gegend und einer jüngern Frau, deren Mann draußen beim Postillion saß. Das weibliche Gebilde führte mit dem Förster das Gespräch. Zwei Redensarten von ihr haben mich auf der kurzen Strecke bis Schönmünzach gefreut.

Einmal meinte sie: „Es gibt doch nichts Langweiligeres, als den Weg durch dies Tal herauf.“ Ich habe an Naturschönheit in der Art kaum so was Schönes gesehen, und diese Eva findet das langweilig! Sie ist, wie sie sagte, von Saarbrücken, aus dem Steinkohlengebiet, und erklärt das romantischste der größeren Täler des Schwarzwaldes für langweilig. Ich dachte: „Es ist wirklich schade, daß der gute, schwäbische Postillion solch eine Gans da heraufführen muß.“

Dann fragte sie: „Hier oben wird es wohl recht billig zu leben sein?“ Also um billiger zu leben, hat sie diese langweilige Fahrt unternommen, sagte ich mir. Die Frau denkt wohl, die Leute in der Gegend seien so krank vor Langweile, daß ihnen aller Appetit verloren gegangen ist und sie mit Schmerzen warten, bis die Preußen aus Saarbrücken heraufkommen und die Forellen und Rehrücken verspeisen.

Hoffentlich hat sie der Posthalter von Schönmünzach, bei dem sie Quartier nahm, eines andern belehrt.

Der Oberförster oder was er sein mochte, war ein schrecklich höflicher Mann, er sagte zu allem „Ja".

In Schönmünzach sind wir auf württembergischem Gebiet. Auf der Post Kurgäste in Fülle, lauter gesunde Leute mit großen und kleinen Kindern. Ich brachte hier eine schlaflose Nacht zu, lernte am andern Morgen in dem Posthalter einen alten Offenburger Studio kennen und zog schon ziemlich früh weiter talaufwärts. Das Tal ist immer noch romantisch schön: zwischen gewaltigen Granitfelsen drängt sich die Murg durch, überall freundliche Gehöfte an den waldigen Gehängen und an der prächtigen Straße hin.

Eines nur vermißte ich. Es kam kein menschlich Wesen aus der Gegend des gleichen Weges gegangen, an dem ich hätte Studien machen können. So zog ich einsam und alleine bis gegen das reizende Dorf Röth hin. Da fuhr ein leerer Holzwagen hinter mir drein. Der Fuhrmann schlief, und ich wollte ihn nicht stören. Bald kam ein zweiter Wagen, dessen Lenker wachte. Der sollte mir dienen, und ich setzte mich daher zu ihm auf den Leiterwagen, obwohl ich ihm ansah, daß er nicht recht begriff, wie ein Herr mit ihm fahren wollte. „Sie müsset halt so vorlieb nehmen," meinte er entschuldigend. „Bin in meinen jungen Jahren manchmal auf solch einem Wagen gefahren," antwortete ich ihm, „und werde es jetzt auch noch können".

Eine „wilde Kirsche" hatte ich keine gefunden. Der Mann war schon kultiviert. „Er ist drei Jahr Dragoner g'wä in Ludwigsburg", ist aus Buhlbach im obersten Murgtal, macht jahraus jahrein Holz im Wald oder führt solches talab und talauf. Er lebt ein „herbes Leben" und ist ziemlich gleichgültig gegen des Daseins Leid und Freud.

Ich bringe keinen Funken Humor oder Poesie aus ihm. Drum steige ich in Reichenbach wieder ab, zahle ihm und seinem wieder erwachten Vordermann in der Sonne Bier

und Zigarren, gebe ihm auch noch ein Trinkgeld und meinen Überzieher mit bis Baiersbronn, von wo beide ablenken den Quellen der Murg zu. „Heut' habet Sie a schlecht Fuhrwerk teuer bezahlt," sprach er, dankte und fuhr davon. Daß es mir nicht ums Fahren gewesen, verriet ich ihm nicht.

Bei dem Dorfe Reichenbach erweitert sich das Tal, bleibt aber immer noch lieblich und malerisch. An den Ausläufern der sehr hohen, bewaldeten Talgehänge lagern sich in mäßigen Entfernungen bis hinauf nach Baiersbronn zahlreiche, einzelstehende Bauernhöfe. Sie blicken hell und freundlich ins Tal herab, dem sie eine eigene Anmut verleihen.

Das Dorf selbst gruppiert sich um das alte Kloster, dessen romanische Kirche heute noch, selbst in ihrer Verstümmelung, ein Kleinod bildet. Sie stammt aus dem 11. Jahrhundert, erbaut von Abt Wilhelm von Hirsau, der ein Priorat hierher verlegte.

Was mich im ganzen, langen Tale von Schönmünzach bis Freudenstadt angenehm berührte, war die Freundlichkeit der Leute, die, auf den Feldern an der Arbeit und in den Dörfern, ohne Ausnahme das schwäbische „Grüß Gott" mir zuriefen — mir, von dem einmal eine berühmte Frau, die Schriftstellerin von Hillern, damals noch Protestantin, sagte, ich gliche im Äußern „dem fanatischen Ketzerrichter Peter Arbues". Und doch sind die Menschen überall hierzuland, das kleine Schönmünzach ausgenommen, durchweg protestantisch.

Württemberg hat eben keinen Kulturkampf gehabt, die Konfessionen leben im Frieden, und drum gilt dort ein katholischer Geistlicher selbst bei Protestanten noch mehr, als bei uns. —

Um die Mittagszeit traf ich im Dorfe Baiersbronn ein. Es liegt oberhalb des Forbachs, der von Freudenstadt herzieht, unweit von seiner Mündung in die Murg, die hier aus ihrem weithinauf sichtbaren Quelltale herabkommt.

Baiersbronn ist der Sitz der Verwaltungsbehörde des

größten Gemeindebezirks des Landes Württemberg. Dieser erstreckt sich mit zahllosen Weilern und Höfen vom Kniebis bis zur Hornisgrinde und hat nach der offiziellen Oberamtsbeschreibung einen Umfang von über sechzehn Stunden.

Drum saß auch oben am Mittagstisch im Ochsen ein gebildeter Schultheiß, ein junger Mann mit Zwicker; ein gewöhnlicher Bürger könnte diese Riesendorfgemeinde nicht beherrschen. Dieser Mittagstisch, an dem ich als ganz stiller Esser teilnahm, war mir in verschiedener Richtung interessant. Der Oberamtmann von Freudenstadt war da, wie es schien, auf Ortsbereisung. Der junge Schultheiß präsidierte als Stammgast, dem Oberamtmann aber hatte man seinen Platz in der Reihenfolge der Ankömmlinge angewiesen, er saß unten neben mir.

Wenn im Badischen ein Oberamtmann in ein kleines Städtchen oder in ein Dorf kommt, so beeilen sich Wirt und Gäste, dem Mann den Ehrenplatz zu reservieren. Ein Bürgermeister gar würde es als Majestätsverbrechen ansehen, wenn er oben am Tisch säße, der Bezirksregent aber unten.

Aber das ist die Macht der Bureaukratie in einem Land, wo man am meisten Phrasen macht über den freien Bürger und die Selbstregierung des Volkes!

In der Nähe von Baiersbronn wird eine neue, große Landstraße angelegt. Deshalb waren einige Ingenieure und Baumeister bei Tisch, lauter junge, frische, intelligente Männer, deren Wesen mir außerordentlich gefiel, nachdem schon Schultheiß und Oberamtmann meinen stillen Respekt erhalten hatten.

Gegen Ende des Mahles kam ein weiterer Gast, der protestantische Pfarrer von Baiersbronn. Ich glaubte baumfest, es wäre ein katholischer Landdekan, und erst, als ich merkte, es sei der Seelsorger des ganz protestantischen Dorfes, änderte ich meinen Glauben. Ich wünschte, daß alle katholischen Dekane so würdig klerikal gekleidet wären und so hochintelligent in die Welt schauten, wie dieser Landpfarrer von

Baiersbronn. Sein offenes, geistreiches, biederes, joviales Schwabengesicht machte mir den Mann ungemein sympathisch, und wenn ich auf Reisen nicht ein so stummer Beobachter wäre und „das Vorstellen" nicht so haßte, hätte ich mich gern dem Mann genähert. —

Es war drückend heiß geworden, und ich bestellte mir für den mühsamen Weg nach Freudenstadt einen Einspänner, staunte aber nicht wenig, als ein kaum zehnjähriger Knabe mit einem jungen Pferd daherfuhr und mich einlud einzusteigen. Sein Vater müsse Heu machen, sein älterer Bruder sei in der Realschule, und nun dürfe er fahren. Die Schneid und die Zuversicht, mit welcher der kleine Johannesle seine Sache vortrug, gefielen mir, und zur Not bin ich auch noch ein alter Kutscher.

Gleich nach dem Wegfahren bemerkte ich, daß er ja nicht einmal eine Peitsche habe. „Schauet Sie," meinte er, „dees isch a so a feins, nobels Rößli, dees isch wie a Lämmli, un lauft mir ohne Goasel!" Dann erzählte er, wie er im Frühjahr mit dem Rößli und mit zwei Obstweibern ins Badische gefahren sei über die Berge, nach Oberkirch, um Kirschen zu holen, und wie er dann einmal g'nug Kirschen gegessen habe.

Er kannte und grüßte jedermann, der des Wegs daherkam, zeigte mir, während wir oben am Berg hinfuhren, alles in der Gegend und wies auch hinab nach den uralten Bergbaustätten Friedrichstal und Christofstal drunten am Forbach. Dazu fuhr er flott vorwärts, so daß wir früher, als ich geglaubt, die Paßhöhe, auf welcher Freudenstadt liegt, erreichten.

Ich hatte deshalb noch Zeit, die protestantische Stadtkirche zu besehen, ehe der Zug abging. Aber Johannes Gottlob, mein Fuhrmann, begriff das nicht. „Jetzt habet Sie das Fuhrwerk bezahlt bis hinab an den Bahnhof und wollet scho vor der Stadt aussteige und in die protestantisch Kirch und seid a katholischer Herre"! Ich belehrte den kleinen

Schwaben über beides. Er ließ mich aussteigen, wendete sofort um und fuhr mit seinem „feinen, noblen Rößli" bergab, nachdem er unter „Dank und B'hüet Gott!" seine Wollmütze abgenommen hatte.

Was ein rechter Schwabe werden will, dachte ich, der zeigt sich bei Zeiten. Ich meinte schon lange, die Schwaben hätten, wie die Italiener, von Natur aus mehr geistige Begabung, als andere Europäer, und der kleine Baiersbronner hat mich aufs neue darin bestärkt. —

Es sind gerade zweiundzwanzig Jahre, daß ich 1867 zum erstenmal vom Renchtal her über den Kniebis nach Freudenstadt gestiegen kam.

Das luftig gelegene Städtle verdankt seine Entstehung bekanntlich dem Herzog Friedrich I., der für die von Erzherzog Ferdinand in Kärnthen und Steiermark vertriebenen protestantischen Bergleute in den letzten Jahren des 16. Jahrhunderts einen Tannenwald lichtete. Er hoffte von ihnen eine neue Belebung des Bergbaus im Forbachtale. 1599 begann der Bau der Stadt, die 1602 schon 80 Häuser zählte und einen am 13. Juli dieses Jahres „eingeweihten" Galgen. Schon ein Jahr zuvor war der Bau der Kirche begonnen und 1608, wo man bereits über 2000 Einwohner zählte, vollendet worden.

Mit dieser Kirche hat die Renaissance ihren ersten Einzug auf dem Schwarzwald gehalten. Sie mußte sich aber, weil die Bauleute noch nicht auf sie eingeübt waren, außen auch noch Gotik gefallen lassen. Im Innern herrscht sie vor.

Die Stukkaturbildwerke an den Emporen und an der Kanzel sind nicht ohne Kunstwert und bedürfen nur der Restauration, die eben im Gange ist, um solchen noch mehr zu zeigen.

Mehr Wert haben der romanische Taufstein aus dem 11. Jahrhundert und ein gotisches Kruzifix in Lebensgröße, beide dem benachbarten Kloster Alpirsbach entnommen. Ich sah diese Kunstwerke schon vor zweiundzwanzig Jahren, damals ohne Verständnis.

Der Kruzifixus fesselte mich heute in hohem Grade. Störend und zum Lächeln reizend war nur die Erklärung des Kirchendieners: „Auf dieser Seite sehen Sie den letzten Hauch des Sterbenden und auf der andern den Sterbenden im Tode." In Wirklichkeit zeigt auch das Haupt, je nachdem man sich stellt, merkwürdig die verschiedenen Züge des Sterbens und des Todes. Und der Mönch von Alpirsbach, der es geschnitten, war ein Künstler von Gottes Gnaden.

In neuerer Zeit wurde der Kruzifixus, wohl von einem hiesigen Anstreicher, gefaßt, und diese Anstreicherei ist geradezu grauenhaft liederlich. Ein solches Kleinod der Kunst sollte man nicht eine Stunde lang so „verschmiert" lassen.

Sonst wird die Kirche von Freudenstadt von Nichtkunstverständigen besucht wegen der „Merkwürdigkeit", daß die männlichen und weiblichen Besucher des Gottesdienstes einander nicht, beide aber den Geistlichen sehen können. Die Emporen laufen wie zwei Flügel in einem rechten Winkel in der Mitte der Kirche zusammen, während die Kanzel und der Altar vor der Spitze des Winkels sich befinden.

Es ist dies eine den Bau verunstaltende, wohlgemeinte Spielerei, die heutzutage in unsern modernen Städten ganz unnötig wäre. Die Gefahr, daß die gebildeten Geschlechter des 19. Jahrhunderts in der K i r ch e sich zu viel angucken, ist geschwunden. Es wäre jetzt viel angezeigter, die Theater so zu bauen, wie die guten alten Freudenstädter ihre Kirche gebaut haben. —

Freudenstadt ist mir von einem Strahl der Sonne meiner Kindheit vergoldet. Vor vierzig Jahren kamen auf die Wintermärkte Haslachs, wie heute noch, die Tuchscherer und Messerschmiede von dort und hielten ihre Einkehr in meinem Elternhaus.

Wenn dann frühmorgens die ernsten, bärtigen Männer mit ihren großen Schildkappen in die Stube traten und es hieß, sie seien die ganze Nacht hindurch über den Kniebis gefahren, so kam mir „das Freudenstadt" vor wie eine zauber-

hafte, verwunschene Bergstadt, und ich sah an den biederen Schwaben hinauf wie an Menschen aus einer andern Welt. —

Aber noch eines will ich erzählen von den alten Freudenstädtern. Obwohl durchweg protestantisch, hatten die Bürger ehedem die Sitte eingeführt, jeden durchreisenden Kapuziner über Nacht zu behalten und zu bewirten. Das war aber so gekommen: Als 1693 die Franzosen und Weimarer die Stadt plünderten, wollten sie den protestantischen Stadtpfarrer Jürg Stöffler aufhängen, weil er ihnen die versteckten Kirchengefäße nicht herausgab. Der schwedische Feldpater, ein Kapuziner, trat aber für ihn ein, und sie schenkten dem Pfarrer das Leben. Seitdem wurde bis ins 19. Jahrhundert herauf jeder Kapuziner, der in Freudenstadt sich blicken ließ, gastiert. Respekt davor!

Heute fürchten die liberalen Württemberger, wie die Badenser, außer Gott längst auch die Jesuiten und die Kapuziner, und dies ist der Schwaben Achillesferse. In dem Punkt sind sie gerade so gescheit, wie die liberalen Schwaben in Baden. —

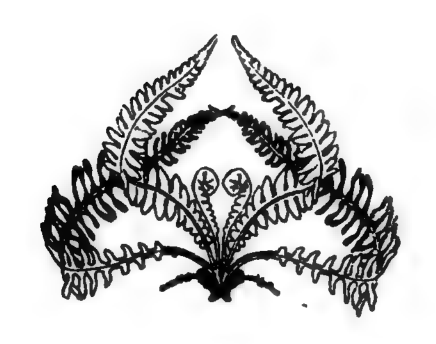
Als ich aus der Stadt weg den Berg hinab zum Tal stieg, wo der Bahnhof steht, wunderte ich mich nicht mehr, warum der wackere Johannesle von Baiersbronn mir den heißen, schattenlosen Abstieg hatte ersparen wollen und ich gedachte nochmals mit Freuden des klugen Schwabenbübleins.

Die Welt ist, seitdem das Dampfroß auch auf die Berge gestiegen ist, nahe beisammen. Man fährt in kaum vier Stunden vom nordöstlichen Schwarzwald bis hinauf ins obere Breisgau, vom Kniebis bis an die Ausläufer des Feldbergs, von Freudenstadt bis Freiburg.

Zu meiner Schande muß ich bekennen, daß ich unterhalb Freudenstadt, bei Alpirsbach und Schenkenzell, zum erstenmal im Leben ins oberste Kinzigtal kam. An der Kinzig geboren, an der Kinzig die gold'ne Jugendzeit verlebt und noch nie an ihrer Quelle gewesen, dessen schäme ich mich heute in meinen alten Tagen. Doch erst wenn wir alt wer-

den, lernen wir ja die Jugendzeit und alles, was mit ihr zusammenhängt, schätzen. So beschloß ich denn, heuer noch, sicher aber, wenn Gott mir Leben und Gesundheit schenkt, im kommenden Frühjahr die Quelltäler der Kinzig zu durchwandern. Ich hätte es sofort getan, aber ich hatte zwei Nächte nicht geschlafen und war matt und müde.

Es war über vier Uhr nachmittags, da ich Freudenstadt verließ, und schon nach acht Uhr abends schritt ich meiner Wohnung zu in der Dreisamstadt, aufs neue überzeugt, daß der Schwarzwald überall schön wäre — wenn die Kulturmenschen in seinen Wirtshäusern einen schlafen ließen.





Eine Rundreise.

1886.

1.

Zu den lobenswerten Fortschritten unserer Zeit gehören zweifellos die kombinierbaren Rundreisebillette. Sie reizen einen förmlich zum Kombinieren und zum Reisen. Hat man einmal das Kursbuch und die Eisenbahnkarte vor sich, so will man bei den billigen Preisen und den lockenden Linien gar nicht aufhören zu kombinieren, bis einige Hundert Kilometer beisammen sind.

So kommt fast jeder weiter, als er will. Und das ist von Nutzen; denn je weiter man reist, umsomehr sieht und lernt der Mensch und kann was erzählen, wenn er heimkommt. Drum sollen sie leben die kombinierbaren Rundreisebillette! Sie haben es auch unsereinem angetan, daß er dieses Frühjahr, im Monat Mai, für 105 Mark eine große Rundfahrt gemacht hat, die er nun allhier skizziert wiedergeben möchte.

Die erste Station ward in Baden-Baden gemacht. Sie ist zu allen Zeiten schön, selbst in der „Saison morte“, die alte, hügelige, von dunkeln, hohen Waldbergen umrahmte

Bäderstadt mit ihren zahllosen Villen, in denen Menschen aus allen Himmelsgegenden sich des Lebens freuen. Aber diesmal sah ich sie im Wonnemonat Mai, wo alle Blumen sprangen, überall Vöglein sangen und wo es wimmelte von lebensfrohen Menschen, und da war sie denn, vom alten Schloß herab gesehen, zauberhaft schön, die „Aurelia Aquensis“ der alten Römer.

Mitten im jungen, hellgrünen Buchenwald stand dunkel das alte Gemäuer der stattlichen Ruine, und die Äolsharfen klangen noch auf den Mauerkronen, wie vor mehr denn dreißig Jahren, da ich als junges Studentlein ihnen lauschte.

Sinnend lehnte heute ein Mann, an der Grenze zwischen Jugendzeit und Mittelalter, an dem alten Gestein neben den Äolsharfen. Er mochte darüber nachdenken, daß die wechselnden Jahre seine Jugend so schnell hinausgetragen hätten in das uferlose Meer der Zeit, wie die Äolsharfen ihre Töne ins Oos- und Rheintal. Beim Nahen meiner Tritte schaute er aus seinen Träumen auf, und jetzt erkannte ich ihn.

Es war Freund Bär, der erzbischöfliche Bauinspektor, ein junger, genialer Künstler, den ich vor zwei Jahren in Freiburg kennen lernte, dessen geistreiches, lebhaftes Wesen mich bis zur Freundschaft anzog trotz der Verschiedenheit unseres Alters und unserer religiösen Anschauungen. Er wollte in Badens Thermen Heilung suchen für seinen Rheumatismus, den er sich als deutscher Krieger in Ehren geholt im Feldzug gegen die Franzosen, nicht ahnend heute, daß der Tod ihn bald von seinen Leiden befreien würde.

Er gehört zu den wenigen eigentlichen „Badegästen“ Badens; denn in diesem Weltbad finden sich meist Gesunde zusammen, um das Leben zu genießen, was ihnen und namentlich den Einwohnern der Stadt zu gönnen ist. Denn Gesunde geben mehr fürs Leben aus, als Kranke, und das Ausgeben und Einnehmen spielt ja die Hauptrolle im menschlichen Verkehr.

Die meisten Bäder der alten Römer, und zu diesen gehörte Baden-Baden, waren bekanntlich auch nur Luxusbäder, in denen man gelegentlich sich badete und wusch, während das Dolce far niente und der heitere Lebensgenuß die Hauptrolle spielten.

Ich erinnere nur an das Bajae der Römer am Golf von Neapel. Hier kamen die Konsuln, Prokonsuln, Prätoren, Legaten und Ritter des unermeßlichen Reiches zusammen, um sich von den Strapazen in den entlegenen Provinzen zu erholen und das vielfach erpreßte Geld zu verprassen, während drüben in Capri der Cäsar Hof hielt.

Heute kommen die Gründer, Bankiers, Spekulanten in die alten Römerbäder Germaniens und ruhen ebenfalls aus auf ihren — Lorbeeren.

Aber auch in der Aurelia Aquensis haben die Römer sich getroffen: die am Rhein und in Gallien stationierten höheren Offiziere, die Beamten, die Reichspostmeister an den Heerstraßen hin; auch der kaiserliche Hof mag von Trier herauf bisweilen hier Station gemacht haben, wie in unsern Tagen der Deutsche Kaiser.

Allerdings stand damals der Kiosk noch nicht, in welchem heute die Kapelle Könnemann konzertiert, auch das Friedrichsbad existierte nicht; aber sicher haben die Herren Römer ebenso gut sich amüsiert und gerade so elegant gebadet, wie wir, oder richtiger gesagt, viel besser, weil ihr Kulturleben zur Zeit, als die Aurelia Aquensis in der letzten Kaiserzeit aufkam, ein weit verfeinerteres war, als selbst unser heutiges. —

Meiner Wohnung im „Maison Reichert" nach zu schließen, hätte man glauben können, ich sei auch einer von den Reichen dieser Welt; denn der Hausherr, mein liebenswürdiger alter Freund Max, hatte mir zwei Salons zur Verfügung gestellt, die in der „Saison" pro Tag mehr kosten, als unsereiner im Monat aufbringen könnte.

Aber eine „vornehme Wohnung" tut einem armen und

armseligen Schriftsteller auch einmal gut. Man kommt sich vor, wie ein nasser Gassenspatz in einem mit Federn belegten Schwalbennest und dünkt sich selbst vornehmer. Es wächst der Mensch nicht bloß mit seinen höhern Zielen — sondern auch in einem neuen Rock und in der noblen Garnitur eines Zimmers.

Ich stolperte einsam und unbeachtet unter der vornehmen Badewelt und der behäbigen Bürgerschaft der Stadt herum, und doch hab' ich seinerzeit auch ein Scherflein zur neuern Geschichte Baden-Badens beigetragen. Ich habe 1872 als Landbote den Bericht der Budgetkommission gefertigt zur definitiven Aufhebung der Spielbank und im Namen der gleichen Kommission die ersten Summen zum Bau des Friedrichsbades gutgeheißen und genehmigt.

Für ein besonderes Ehrenamt galt aber, was ich gleich bemerken will, damals die Übertragung des Badebudgets nicht. In der Regel bekam es ein Neuling im Staatshaushalt, der Ungeschickteste der Kommission, und der war ich, und nur ein Zufall brachte die wichtige Aufhebung der Bank während meines Badekonsulats. —

Von Baden fuhr ich in die Residenzstadt Karlsruhe, meine Lieblingsstadt in Süddeutschland mit ihren geraden Straßen, ihren sentimentalen Eichen im Schloßgarten, ihren lebenslustigen, gemütlichen Bürgern, ihren strebsamen Beamten und ihren guten Mittagstischen. Aber nur von einem Zug auf den andern genoß ich die liebe Stadt, machte zwei ministerielle Besuche, aß und trank im „Geist", weckte Erinnerungen an vergangene Zeiten und ließ mich dann vom Schnellzug in die nächste Residenz tragen.

Man könnte meinen, unsereiner reiste nur auf „lateinische Zehrung", wenn ich berichte, daß ich auch in Stuttgart vornehme Gastfreundschaft genoß, wie in Baden-Baden. Ich wohnte im Kriegsministerium bei dessen Chef, General von Steinheil. Allein ich bin, zu meiner Ehre sei's gesagt, kein Freund vom „Schinden" und „Schmarotzen", und es

muß mir eine Einladung sehr gut gefallen, bis ich sie annehme.

General von Steinheil, der, wie seine nächsten Familienangehörigen, schon öfters mein Gast war, hatte mich eingeladen, auf dem Durchweg doch nicht an Stuttgart vorüberzufahren. Der Herr General ist zudem von einer Liebenswürdigkeit, Biederkeit und Hochherzigkeit, wie sie mir in dieser herzgewinnenden, anspruchslosen Form bei einem Manne von der Stellung nur noch einmal im Leben begegnet sind.

Ich freute mich ordentlich, wieder mit diesem Mann zusammen sein zu können. Des Tags über besorgte er sein mühevolles Amt, und am Abend saßen wir beisammen, wie die alten Deutschen, und tranken eins, und redeten, wie's Männern geziemt.

Sein Schwiegersohn, Hauptmann Sprandel, ein vieljähriger Gast meines kleinen Häuschens am Bodensee, gab den Tag über, soweit sein Dienst ihn frei machte, mir das Geleit durch die Schwabenresidenz, von der ich im ersten Teil der „Dürren Blätter" schon erzählt habe.

Doch sah ich diesmal außerhalb der Stadt zwei Schöpfungen des verstorbenen Königs Wilhelm, den Rosenstein und die Wilhelma, die beide mich außerordentlich überraschten.

Ich hätte gar nicht geglaubt, daß es anfangs der zwanziger Jahre des 19. Jahrhunderts möglich gewesen wäre, aus dem Wust, in welchem unsere Baukunst damals lag, mit einemmal solch ein herrliches Landhaus im römisch-antiken Styl herzustellen, wie diesen Rosenstein.

Man mag mir von der jetzt wieder so hoch kultivierten Renaissance noch so viel Schönes sagen, mir gefällt das rein Antike, wie es in diesem einstöckigen Bau vor mich hintrat, in seiner ganzen, edlen Einfachheit doch noch besser.

Was mich schon in Pompeji so sehr gewann für die Bauart der praktischen Römer, ist der Umstand, daß sie sich auf ein Stockwerk beschränkten für Wohnhäuser, und diese so

wohnlich, bequem und heimisch ausstatteten als möglich. Wir bauen Kasernen, in denen einer dem andern auf dem Kopf herumtrampelt vom zweiten Stock an bis hinauf zum Mansardenbewohner.

Durch kleine Rosenwälder und schattige Alleen vom Rosenstein getrennt, treffen wir am Fuße des gleichen Hügels, der dies römische Landhaus trägt, die Wilhelma, ein kleines maurisches Schloß mit Dependancen, die durch Kolonnaden mit dem Hauptgebäude verbunden sind. Mir wäre aber der Rosenstein lieber; er ist viel einfacher, freier und edler, während die Wilhelma finster, vornehm und despotisch aussieht, wie ein maurischer Kalife.

Die Gartenanlagen mit ihren gestutzten und dressierten Hecken imponierten mir nicht. Wo die Natur zu sehr verkünstelt wird, da wird sie einfältig und geckenhaft. Sie wirkt hier gerade so leblos, wie die toten Tiergestalten, die allenthalben im Grase umherliegen. —

Am andern Tage, Sonntag, wollte mich der Herr General nach dem zwei Stunden von der Stadt entfernten Lustschloß Solitude führen, wo einst Schiller, durch den dieselbe so „berühmt" wurde, als Karlsschüler wohnte. Allein es trat kaltes Regenwetter ein. Ich ging mit dem Hauptmann in den sogenannten „Stadtgarten" von Stuttgart. Dieser ist ein lucus a non lucendo, viel zu klein für eine so bedeutende Stadt und etwa groß genug zu einem Kindergarten für das betreffende Stadtviertel.

Übrigens bereute ich es nicht, ihn betreten zu haben. Ich traf darin die zwei bedeutendsten homöopathischen Ärzte der Stadt und wohl auch des Landes, die Doktoren Rapp und Stiegele. Den letztern kennen wir von der Waldburg her, und den erstern hatte ich einmal auf einer Bodenseefahrt kennen gelernt. Beide sind Anhänger eines gewissen Spiritismus, den ich an Ärzten immer viel höher halte, als den üblichen Materialismus. Dr. Rapp ist dabei eine so fein- und tiefgeistige Erscheinung, daß er mir vorkam wie

ein alter „Seher“ von Gottes Gnaden, und seine Prognosen zeugen sattsam von seiner Sehergabe.

Ich brachte den Abend in der Familie meines Freundes Stiegele zu, d. h. bei ihm und der zarten, goldlockigen Frau „Amelie“, und freute mich, zu sehen, wie der junge Homöopath noch immer der alte Sanguiniker ist und für alle Novitäten auf dem Gebiete der Gesundheitslehre und des Spiritismus schwärmt und mit ihnen experimentiert. Manchmal hat er mich früher auch angesteckt, wie es ein Sanguiniker beim andern gerne tut und seinen Zweck leicht erreicht.

Leider war trotz des kalten Wetters draußen in unserm Doktorsalon am Stadtgarten nur eine homöopathische Dosis von Wärme. Ich erkältete mich und trug einen Schnupfen und Katarrh von Stuttgart weg, der mich die ganze Reise über nicht verließ, sehr belästigte und in meinem Humor beeinträchtigte. Denn bekanntlich sind wir armselige Menschen trotz unseres Denkerstolzes und unserer Philosophie selbst von einem Schnupfen abhängig.

Einen Abend brachte ich auch mit meinem Hausherrn bei meinem militärischen Cicerone und der Frau Hauptmann zu. Die beiden bewohnen eine herrliche Villa auf einer Anhöhe oberhalb der allzu gotisch blühenden Johanniskirche mit einem reizenden Ausblick auf die Stadt. Ich machte bei dieser Gelegenheit die Bemerkung, daß der Hauptmann weit eleganter ausgestattet sei in seinen Appartements als sein Schwiegervater, der General und Kriegsminister. Aber das ist der Fortschritt der Kultur, eine Generation überbietet die andere in feinem Lebensgenuß, bis endlich die Kultur alles ausgesaugt hat und die Unkultur beginnt. Dann geht die Skala wieder abwärts bis zu der Stufe, auf welcher die Menschen in Europa wie ehedem unter Zelten wohnen, und die Männlein in Ziegen- und die Damen in Schaffellen einherwandeln. —

Ich habe einmal über dem Gastzimmer eines alten, schwäbischen Klosters die Worte gelesen: „Post tres dies

vilescit piscis et hospes“, d. h. nach drei Tagen ist ein Fisch und ein Gast nichts mehr wert. Seitdem bin ich nie mehr als drei Tage irgendwo als Gast geblieben, so sehr hat jene alte, treffende Mönchsregel mich beeinflußt. In solchen Dingen hat das Volk den richtigen Instinkt. Kein Bauersmann wird länger als zwei Tage irgendwo bleiben. Bei den bessern und gebildetern Ständen ist es Mode, auf recht lange einzuladen und recht lange zu bleiben. Kaum ist aber der Gast einige Tage im Hause, so heißt es zwischen dem Hausherrn und der Frau: „Wenn nur die oder der wieder fort wäre; es ist eine wahre Last." Wenn dann aber der sehnlichst fortgewünschte Gast wirklich geht, bedauert man ihm gegenüber, daß er so frühe fort wolle. So verlogen und heuchlerisch sind die Kulturmenschen. —

Ich fuhr am vierten Tage München zu. Daß man mit dem Schnellzug immerhin noch einen halben Tag braucht, um von Stuttgart nach Isar-Athen zu kommen, behagt einem schon nicht mehr. Deshalb lobe ich mir die „Blitzzüge", welche der Ungeduld des heutigen reisenden Menschen allein noch für einige Jahre genügen.

Ich logierte mich in München im „Hotel Detzer" ein, dessen Besitzer einst, da ich 1876 krank aus Italien gekommen war, als Posthalter von Tegernsee mein Gastwirt gewesen, und der zu den seltenen Hoteliers gehört, die einem wirklich zur Unterhaltung dienen. Es gibt in der Regel kaum etwas Lästigeres, als das Gerede eines Wirts an seinen Gast. Aber der heutige Besitzer vom schwarzen Adler in der Kaufingerstraße ist mein Mann, dem ich den ganzen Tag zuhören, und über dessen „brillanten" Redensarten ich alle Kunstschätze und Bierkeller der Stadt vergessen könnte.

Der Mann hat eine Pfälzer Zunge und ein altbayerisches Herz, verbunden mit allen Eigenschaften des Schlaumeiers, der seine Gäste nicht umsonst unterhält. Er schildert die Sehenswürdigkeiten, die Tagesereignisse und die hohe Politik des Landes in einer so drastischen, originellen und hoch-

komischen Art, daß ich mich jeweils schwer von ihm trennte, um meinen sonstigen Verpflichtungen in München nachzukommen.

Wenn ein Berliner derart von seiner Residenz redete, käme es einem prahlerisch und abstoßend vor, die großen Reden unseres Hoteliers wirkten dagegen ungemein anregend und im höchsten Grade unterhaltend. —

Mein erster Besuch galt den Künstlern Zimmermann, Vater und Sohn, alten, lieben Freunden. Ich traf beide in ihren Ateliers. Der Sohn vollendete eben ein Bild für die Ausstellung nach Berlin, Jesus und die Fischer, für das er seither mit der goldenen Medaille bedacht wurde — während der Vater ein Genrebild ausarbeitete, ein Fach, in dem er Altmeister ist.

Prinz Luitpold, der jetzige Reichsverweser, ist kein seltener Gast in diesen zwei Ateliers, und erfreut sich namentlich der jüngere Künstler seiner besondern Gunst.

Mit diesem wanderte ich sodann in die neue Pinakothek, wo ich zum erstenmal meines Begleiters „Geburt Jesu" sah, das zum Besten gehört, was die Neuzeit in dieser Richtung geschaffen hat. Es ist, ohne Übertreibung gesagt, ein Bild, würdig des Pinsels eines Correggio.

Was mich an den neuen Malern nicht entzückt, ist ihr Realismus und ihr Naturalismus, der namentlich hervortritt bei Bildern religiösen Genres. Mein Freund Ernst, der auch eine wundervoll gemalte Madonna schuf, nannte sie bezeichnend nur eine „Mutter mit dem Kindl". Und ähnlich ist's bei allen neueren Heiligenbildern, es fehlt ihnen die Hauptsache — die Heiligkeit.

Ein weiterer, auffallender Zug der neuesten Malerei ist, daß sie alles aufs Kolorit legt. Die frühern großen Meister unseres Jahrhunderts, Overbeck, Cornelius, legten alles auf gute Zeichnung; jetzt sind Zeichnung und Motiv Nebensache und die Farbe die Hauptsache. Ich muß aber offen gestehen, daß mir, dem Laien, abgesehen von obigem Realismus, die

Bilder der neuern Schule weit mehr gefallen, als die Werke eines Overbeck und Cornelius.

Mehr aber als die Gesamtleistung unseres Jahrhunderts sprechen zu einem die alten Meister, und wer aus der neuen Pinakothek in die alte schreitet, den mutet es an, wie wenn er aus einem geschmackvoll möblierten Privatsalon in einen gotischen Dom kommt. Wenn ich es drastischer ausdrücken soll, so möchte ich sagen: die alte und die neue Pinakothek verhalten sich in ihrer Wirkung auf die Seele des Beschauers zueinander, wie die Wirkung eines alten, goldenen Rheinweins zu der eines blassen Apfelmosts auf den Gaumen des Trinkers.

Selbst mein Begleiter, der modernen Meister Ersten einer, gab dies zu und erkannte die Alten als die ewigen, bis jetzt unerreichten Lehrer der Jungen an.

Einen Abend brachte ich in der heitern Isar-Stadt auch in der Künstlerkneipe „Allotria" zu. Meine künstlerischen Freunde führten mich durch viele dunkle Straßen und Gassen, bis wir an einen Platz kamen, den ich aus meiner frühern Münchener Studienzeit als den Dultplatz zu erkennen glaubte. Hier stand abseits in einem Winkel ein kleines Haus, nicht unähnlich einer zerfallenen Hütte.

Das eigentliche Kneiplokal, düster und matt erleuchtet, gleicht innen einer alten, längst verlassenen Kapelle, in der Zigeuner ihr nächtliches Lager aufgeschlagen haben. Daß die Sache im höchsten Grade malerisch aussieht, brauche ich nach diesen Andeutungen nicht weiter zu detaillieren.

Um einen primitiven Tisch sitzen sie nun, die „Gesellen der malenden Kunst", lauter poetische Gestalten im Negligé eines Sommerabends — aus allen Ländern deutscher Zunge.

Ich traf da manch alten Bekannten und sah manchen Stern vom Künstlerhimmel Münchens. Unter ihnen auch den berühmten „Schwabenmaier", Dichter und Maler, eine urbiedere Schwabennatur, in eigener Not doch noch stets

bereit, seinen Freunden zu helfen, eine Art Crispinus unter den Künstlern an der Isar. Auch einen engern Landsmann fand ich hier aus dem untern Kinzigtal, durch den seine „Vaterstadt" Durbach noch so viel genannt werden kann, wie durch ihren starken Wein. Huber ist sein Name und er ein Neffe des in meinen Erinnerungen eines Reichstagskandidaten genannten Verwalters Huber.

Es sind merkwürdige Leute, die Künstler. Betrachtet man ihren Anzug, die Ausstattung ihrer Ateliers und ihrer Kneipen, so findet man nichts von all' dem, was andere Leute schön finden. Alles ist wild, salopp, ungeordnet — gegen die ersten Regeln von Harmonie und Schönheit. Ein Paar alte, verwetterte Lederhosen oder einen vom Regen verwaschenen „Loden" finden sie schöner, als ein Rosenbukett.

Bei alledem aber verkehre ich sehr gerne mit dieser Menschensorte. Es sind durchwegs heitere, gerade Naturen, die nichts Pedantisches, nichts Verstelltes und Höfisches an sich haben. —

Für den Fremden hat München zwei Anziehungspunkte: die Kunst und das Bier, während der eingeborne Altmünchner nur vom letztern redet. Ich habe denn auch der zweiten Berühmtheit gehuldigt und bin zwei Abende im Hofbräukeller gesessen. Es waren heiße Maiabende, alles saß im Freien. Ich machte mich in die geschlossenen Räume, wo einige greise Stammgäste ihre Krüge handhabten.

Man muß solch ein bemoostes Haupt bürgerlichen Standes in München sein Bier trinken gesehen haben, um einen rechten Begriff zu bekommen von der „Bierseligkeit" dieser Menschen. Die Hände über dem dicken Bauch gefaltet während der Pausen von einem Trunk zum andern, das Auge andächtig und in zärtlicher Liebe auf den Krug geheftet, soweit die dicke, rote Nase die freie Aussicht gestattet — sitzen sie da, wie Götzenbilder. Kaum ein Radiweib oder eine Zeitungsverkäuferin oder ein Kumpan, der mit seinem ge-

füllten Krug dahertrottelt und sich zu ihm setzt, vermag den Alten in seiner Beschauung einen Augenblick zu stören.

So gemütliches Kneipen kennt eigentlich nur Deutschland und der Deutsche, der deshalb auch überall Heimweh hat, wo es kein Kneipen gibt. Es sind nicht bloß die Tannen, die Linden und die deutschen Eichen, welche dem „Dutschman" in Amerika und England Heimweh machen, es ist auch der Bierkrug und das Weinglas. —

München hat sich übrigens in den zehn Jahren, da ich es nicht mehr sah, nicht groß verändert, seine Straßen und seine Bierlokale waren damals ebenso belebt, wie heute. Eine Weltstadt wird es wohl nie werden, was ich ihm auch gar nicht wünsche.

Von all den vielen Bekannten und Freunden von ehedem suchte ich nur einen einzigen auf, den P. Petrus im Franziskanerkloster. Der Pförtner war noch der gleiche Bruder, wie anno 1868, da ich zum erstenmal in das abseits des großen Verkehrs gelegene Kloster kam. Er beklagte es mit mir, daß sie im Kloster kein Bier mehr brauen dürfen, jenes Bier, das einst das beste war in München. Manchen Nachmittag saß ich dort, und hab' unter den braven Mönchen mein Glas mitgetrunken. Tempi passati! Mir kann's heute gleich sein jenes Brauverbot des P. Provinzials, ich bin auch nicht sein Richter oder Ratgeber — aber in jenen Brautagen bekamen die Franziskaner Hopfen und Gerste von den Bauern beim Terminieren geschenkt, und die Armen der Stadt holten bei ihnen manch Labetrünklein. Jetzt müssen die Patres das Bier kaufen, ob schlecht oder recht, und die Armen bekommen keins mehr und die vielen guten Freunde des Klosters auch nicht.

Wenn ich einen Orden zu reformieren hätte, würde ich nicht bei Hopfen und Malz anfangen. —

Meinen Freund P. Petrus[1] konnte ich nicht sprechen,

[1] Er starb vor Jahren als Bischof von Augsburg.

er hielt eben Vorlesungen mit seinen Novizen und zwar so eifrig, daß er's nicht einmal hörte, als der Bruder Pförtner wiederholt anklopfte.

Ich redete noch etliches mit diesem über vergangene, bessere Zeiten und wanderte dann melancholisch über die Klosterbrücke der Stadt zu. Ich sage melancholisch, denn als ich das Klösterlein und alles wieder sah, unverändert, wie vor 18 Jahren, meinte ich, es seien erst wenig Monate, da ich hier aus- und einging, und doch ist seitdem fast ein viertel Jahrhundert vergangen. —

Auch in der Kirche von St. Peter, wo ich in jenen Tagen täglich meine Andacht verrichtete, ward mir's schwer ums Herz. In der Sakristei — ein einziges ausgenommen — lauter neue Gesichter. Meinen alten „Freund" Lambl, den Obersakristan von damals, haben sie längst begraben, diesen heitern, gemütlichen Mann mit der Figur und dem Air eines Dompropstes. Wie manchen Morgen habe ich mit ihm die ganze Weltlage besprochen, und jetzt ist ihm Abend und Nacht geworden!

Nur den geistlichen Rat Dr. Westermaier sah ich diesmal noch durch die Kirche schreiten, frisch und geistig hell, aber gebeugt von den Jahren, und in der Sakristei einen jungen Sakristan von ehedem, der aber jetzt auch grau geworden war und mich nicht mehr kannte.

Und mein Stübchen in der kleinen Gasse, die vom Marienplatz zu St. Peter heraufführt, im Hause d'Orville, schaute noch melancholisch auf die Straße herab wie einst. Aber die Menschen, die damals in diesem Restaurant aus und ein gingen, sind fort. Längst fort namentlich der gute Hauptmann Rhomberg, mit dem ich da ein und aus ging, und den ich einmal begleitete auf einer heitern Dienstreise über Benediktbeuern nach dem Kochel- und Walchensee.

Überall trafen mich Erinnerungen an vergangene Tage und vergangene Menschen. Drum trieb's mich fort, schon am dritten Tage, Salzburg zu.

2.

Wie im Juli brannte die Sonne, als ich am Mittag vom Bahnhof Salzburg in die Stadt fuhr, und diese Hitze ließ nicht nach, bis mein Rundreisebillett bis auf ein Blatt abgefahren war. Aber in Salzburg muß man recht froh sein um schönes Wetter; denn es ist bekannt als „Regenloch“ schon von alten Zeiten her.

Im Hineinfahren merkte ich schon, daß die Neuzeit auch hier gewaltet in neuen Gebäuden und Straßen; allein drinnen über der Salzach war's noch das alte Salzburg wie vor bald zwanzig Jahren, da ich es zum erstenmal betrat. Kein Haus und kein Geschäft hatte sich verändert, es kam mir vor, als wäre ich erst vor vierzehn Tagen hier gewesen.

Im berühmten „Peterskeller“ hätte ich gewettet, daß noch die gleichen Tische und Bänke dastanden, wie anno 1869. Dieser vielbesuchte Weinkeller kam mir jetzt etwas gar zu primitiv vor und steht mit seinem Inventar nicht höher, als eine Gartenwirtschaft in einem armseligen Dorfe. Doch galt ihm diesmal nicht mein erster, sondern der letzte Besuch.

Am Nachmittag stand ich schon auf dem Kapuzinerberg, schaute nach Bayern, auf die Stadt und die herrlichen Berge, die sie zur schönsten deutscher Zunge machen.

Es ist in der Tat ein wunderschönes Städtebild, dies Salzburg, es vereinigt italienische Bauart mit deutscher Natur, es ist eine italienische Stadt in deutscher Landschaft.

Durch den Buchwald streifte ich weiter bis zum Franziscischlößchen. Auch hier alles noch, wie damals, nur älter und baufälliger. Ich begreife nicht, warum ein so reizender Fleck Erde mit solch wunderbarer Aussicht in der Nähe einer Stadt von 25 000 Einwohnern nicht besser unterhalten wird. Dies einstige Lustschlößchen eines Fürstbischofs ist trotz des reichen Besuchs von Fremden, die daselbst auch gerne essen und trinken, elend verwahrlost.

Als ich auf dem Heimweg das Glockenspiel vom Dom her wieder hörte, heimelte es mich so an, als ob ich ihm erst gestern das letztemal gelauscht hätte. Der Dom selbst machte aber den großen Eindruck nicht mehr auf mich. Ich hatte seitdem in Italien schon gar vieles gesehen, was ihn weit übertrifft.

Überhaupt interessierte mich, die Natur und Lage Salzburgs ausgenommen, diesmal nichts mehr, und ich beschloß deshalb, am andern Morgen in der Frühe Neues zu schauen, und fuhr mit einem Extrawagen nach dem Königssee. Eine herrliche Fahrt bei lichtestem Sonnenschein in einen duftigen Maimorgen hinein. Ich glaube, wenn mein Katarrh mich nicht verhindert, ich hätte gesungen, so wohl war's mir ums Herz. Am marmorreichen Untersberg hin, über Grödig und Schellenberg, ging's in die bayerischen Berge hinein; Felsen, alte Schlösser, grüne Alpen, lustige Bergwasser wechseln malerisch ab das Tal hinauf. Gleich oberhalb Schellenberg schauen der große und kleine Watzmann von ferne herein und beherrschen fortan den Ausblick mit ihren weißen Kuppen und ihren schneeigen Felsrippen.

Wir lassen das auf einer Anhöhe reizend gelegene Berchtesgaden rechts liegen und eilen dem See zu. Aber beim Hin- und beim Zurückfahren ruht unser Auge wohlgefällig auf dem vielbesuchten Badeort, der einem freundlichen, modernen Bergstädtchen gleicht und von weitem verrät, daß viele Fremde da ihren Sommeraufenthalt nehmen.

Zwei Stunden vor Mittag war ich am Königssee und einige Minuten nach der Anfahrt schon in einem Nachen, um in das tiefgrüne Wasser hineinzufahren. Was mir am meisten gefiel an diesem schönsten Bergsee in deutschen Landen, ist seine ruhige Abgeschiedenheit zwischen majestätischen, hochaufsteigenden Kalkfelswänden. Ich weiß nicht, was mich mehr fesselte, die stillen, von keinem Windhauch berührten Wasser oder die stummen, gewaltigen Felsen, die wie gigantische Wächter dieselben einschließen. Bisweilen springt ein

Gletscherbächlein sprühend über die Felswände dem See zu oder die Bootsleute feuern gegen die Steinwälle eine Pistole ab, um die Echos wachzurufen — dann gibt's einen Moment Leben in diese Einsamkeit, die alsbald wieder mit doppelter Macht auf einen wirkt.

Ungemein angenehm war es mir, daß die zwei Bootsleute stumm waren wie die Fische. Kein Wort kam über ihre Lippen den ganzen See hinauf, und wenn ich sie fragte, fiel die Antwort so knapp als möglich aus.

Am Ende des Sees angekommen, legten sich die schweißtriefenden Fergen auf einen großen, bemoosten Stein unter Zwergtannen und fingen alsbald an zu schlafen, während ich über die schmale, steinige Landenge zum kleinen „Obersee" hinüberging. Hier ist die Ruhe noch imposanter, die Felswände sind noch stiller, die Einöde noch wilder. Die „Teufelshörner" ragen hoch über die Wassereinsamkeit hervor, und wie Silberfäden rinnt von ihnen das Gletscherwasser an einer mehr denn 2000 Fuß hohen Felswand herunter in das stille Wasserbecken.

Als ich mich umwendete, meinen Bootsleuten zu — stand der Watzmann in seiner ganzen Breitseite und Gewalt vor meinen Blicken, sonnenbeglänzt und schneeglitzernd, wie ein Mahnzeichen des Allmächtigen, um uns zu erinnern, wie klein wir sind und doch wie groß solch leblosen Riesen gegenüber.

Auf der Rückfahrt wimmelte der See schon von schießenden und johlenden Fremden, und ich war froh, so unbeschrien meine Fahrt durch diese stille Natur gemacht zu haben.

Meine Ruderer hatten gearbeitet wie die Löwen, ohne jede Aufforderung lautlos sich in Schweiß gebadet, zwei ernste, wetterbraune Männer, wie das bayerische Hochgebirge sie gerne aufweist. Beim Aussteigen fragte ich den Schiffsherrn, der am Ufer unser wartete, nach der gewöhnlichen Trinkgeldtaxe. Die schien mir aber so niedrig und so armselig für diese Arbeit bei der Temperatur von heute,

daß ich, obwohl zu den Armen dieser Erde gehörend, jedem der Männer das Vierfache der Taxe gab mit dem freudigen Bewußtsein, brave Menschen belohnt zu haben. Jetzt lächelten sie dankbar, der einzig heitere Strahl, der seit den vier Stunden, da ich um sie gewesen, über ihre harten Züge gegangen war.

Es kam mir das eigene Gelüste, vielleicht auch wachgerufen durch die kolossale Hitze des Tages, diesen wunderbaren See einmal im Vollwinter zu sehen, wenn das Eis seine stillen Wasser noch stiller gemacht hat, die alten Tannen, die auf der einen Seite ihn umrahmen, voll Duft hängen, die schroffen Felswände in silbernem Eisharnisch erglänzen, die Bootsleute als Holzhacker über den See wandeln, und ihre Axthiebe als Echos schallen über diese wunderbare Winterlandschaft hin.

Ein ganzes Heer von Droschken umstand das Wirtshaus „zum Königssee", als ich in dasselbe eintrat, und das dienende Dirndl sagte mir, es kämen im Sommer deren bis vierzig und mehr täglich. Weil zuerst angekommen, fuhr ich auch zuerst wieder ab. Unterwegs, vor Berchtesgaden, wurde Halt gemacht, und ein „Steinsäger" in einzeln stehender Hütte besucht, der die sporadischen Marmorsteine des Watzmann sammelt, sägt und poliert, ein mühsames Geschäft. Ich bestellte mir zwei solcher Steine als Briefbeschwerer.

Es gibt so viele Dinge, bei denen der Mensch die Natur verunstaltet, wenn er ihr nachhelfen will, beim Marmorpolieren ist das nicht der Fall. Hier zeigt uns erst die Menschenarbeit, was die Natur Herrliches produziert hat.

Bei Berchtesgaden wollte mein Fuhrmann mich animieren, zu tun, wie alle Reisende täten auf dem Rückweg vom Königssee, in das Salzbergwerk hinabzusteigen und seine Grotten und seinen See zu beschauen, ein Rat, dessen Befolgung bei der Hitze und bei meinem Katarrh für mich eine doppelte Narrheit gewesen wäre.

Weiter unten im Tale sollten die Pferde restauriert werden. Ich schlug dem Kutscher, der ohnedies viele Anlagen hatte, bei dem warmen Wetter an jeder der zahlreichen Wirtschaften eine Halbe zu trinken, vor, mir gemütlich hintennach zu fahren, während ich zu Fuß das herrliche Gebirgstal an der rauschenden Alm hinabwandern wollte.

Ein kleines Mägdlein gesellte sich bald zu mir. Es kam über einen Steg vom andern Ufer des Almbaches herüber, um weiter unten im Tale bei einer Bäuerin „eine Milch" zu holen. Das Kind gehörte einem armen Schuster oben im Berg, der so arm war, daß er inmitten von Wiesen und Alpen nicht einmal Futter für eine Ziege aufbringen konnte.

Auch an Arbeit fehle es dem Vater, meinte das Kind, der „andere Schuster" habe die meisten Bauern. Es hatte auch kein Geld, um die Milch zu bezahlen, und da ich fürchtete, die Bäuerin möchte deshalb dem armen Kind noch ein saures Gesicht machen, so gab ich ihm das Milchgeld. Es war überglücklich.

Ich machte mir dann im Weiterschreiten Vorwürfe, daß ich heute so üppig gelebt hatte in Fahren, Essen und Trinken. Das halbe Geld hätte ausgereicht für meine Bedürfnisse und der Rest die ganze Schustersfamilie einen Monat glücklich machen können. Was könnte an sozialer Not gemildert werden, dachte ich, wenn die Besitzenden, die höher und mittel Begüterten etwas mehr Selbstverleugnung übten und das so Gewonnene den wirklich Armen zukommen ließen!

Nach einiger Zeit kamen abermals zwei junge Bergbewohner von der Höhe herab und gaben mir das Geleite das Tal hinaus. Beide gingen ins Dorf Schellenberg, der Bursche, 15 Jahr alt, in die Maiandacht und das Mädel, ein Jahr älter, zum Krämer und dann auch in die Kirche.

Gar naiv erzählte der junge „Andres", er habe sich in den Finger geschnitten und eine schlimme Hand bekommen, so daß er nicht arbeiten könne. Da habe er gedacht, es könnte

nichts schaden, wenn er die Maiandacht besuche, bis seine Hand wieder gut wäre. So wandelt er jeden Abend über eine Stunde weit ins Dorf hinab und jede Woche einmal drei Stunden weit über die Berge zu einem Doktor im Österreichischen, der weit billiger sei als seine Kollegen in Berchtesgaden.

Obwohl der Bube, wie er sagte, ein Nachbar von dem Mädchen war, merkte ich doch, daß beide nicht viel auf einander gaben, und als ich sagte, die „Anna" werde auf den Andres warten, damit er sie das Tal hinaufbegleite, weil's Nacht würde — da meinte sie herb und kurz: „Den brauch i net, i find mei Weg alloaner." Sie schritt alsbald schneller voran und verließ uns beide. Der Andres erzählte mir nun, daß die Anna eines ärmern Bauern Kind sei, aber sie und ihre Schwestern hätten „alle so stolze Köpfe auf".

Es war aber ein bildschönes Kind, dieses Mädchen, und hatte dabei solche Entschiedenheit in ihrem Ausdruck, daß ich ihr das stolze Wesen leicht verzieh.

Beide hatten mir vorher bekannt, daß sie in ihrem Leben noch keinen Wein getrunken hätten, was ich um so eher glaubte, weil sie mein Anerbieten, ihnen Geld zu einem Schoppen zu geben, ganz definitiv ablehnten.

Bei der Kirche reichte mir der Andres die Hand zum Abschied und gesellte sich zu einigen Dorfbuben, die auf den Beginn der Andacht warteten.

Ich trat einen Augenblick in das kleine, schmucke Kirchlein, und da ich es wieder verließ, schritt eben die „stolze Anna" über den Kirchplatz; ich grüßte sie mit diesem Namen. Da entgegnete sie scharf: „Des hot der Derkel g'sagt, der Andres!" — und wild schritt sie die Kirchenstaffel hinauf.

Unten im Dorf, da es eben „zusammengeläutet" hatte, begegnete mir der Pfarrherr, dessen stattliche Wohnung fern der Kirche liegt. Ich gratulierte ihm zu einer Pfarrei in einem so herrlichen Tale, in das eben noch, von dem letzten Abendlichte getroffen, der Watzmann mit seinem weißen

Riesenhaupte herabschaute. Doch auch der Pfarrer von Schellenberg, ein starker, gesunder Herr, vordem Kooperator an St. Ludwig in München, hatte seine Klagen. Also auch „in diesem Tale bei frommen Hirten" wohnt das vollkommene Glück nicht, wie überall nicht, wohin der Mensch kommt mit seinem Elend und seinen Leidenschaften!

Die Aveglocke von Schellenberg tönte mir noch nach ins dunkelnde Tal hinab, und gar wohlig schritt ich am rauschenden Bache hin bis gen Grödig. Da holte mich der Kutscher endlich ein, bierselig und lustig; die Pferde teilten seine Munterkeit, und bald trabten sie über das alte Pflaster von Salzburg und setzten mich vor dem Gasthaus zur Krone ab. Hier schaute ich noch einige Zeit still den österreichischen Pensionären, Zivil und Militär, zu, wie sie im Abendfrieden ihres Lebens rauchten und Bier tranken und von vergangenen Tagen erzählten — dann legte ich mich zur Ruhe und träumte vom Königssee und vom Watzmann. —

Am andern Morgen fuhr ich hinauf zum Schloß Hellbrunn, das ich bei meinem früheren Aufenthalt in Salzburg nicht gesehen hatte. Es liegt, ein heiterer Barockstylbau, malerisch am Fuße des Gaisbergs und war im 17. und 18. Jahrhundert die Sommerresidenz der einst so reichen Erzbischöfe von Salzburg.

Man besucht es um seiner „Wasserkünste" willen, und es ist diesen Besuch wert. In dem im Styl jener Zeit zugestutzten großen Garten sind die verschiedensten Spielereien und Vexierkünste mit dem Wasser gemacht. Alle die steinernen Tische, Bänke, Statuen und Grotten spritzen Wasser aus, und wehe dem, der auf eine Bank sich niederläßt oder in einer Grotte steht, wenn die Schleusen sich öffnen. Von allen Seiten umgeben und verfolgen ihn die Wasserstrahlen.

An andern Stellen, in kleinen Nischen, treiben die Wasser alle Handwerke auf Erden, ja einen ganzen Jahrmarkt des Lebens.

Es muß eine gute, glückliche Zeit gewesen sein, in der

die Menschen solche Spielereien mit allem Scharfsinn des Geistes fertigten und fertigen ließen! Ich stellte mir vor, wie die alten Fürstbischöfe mit ihrem Hofstaat und ihren Gästen in diesen Spielereien umherwandelten und ihr Amüsement suchten. Heutzutag kömmt einem das Ganze vor wie ein Märchen aus „Tausend und einer Nacht".

Auf einer kleinen Anhöhe steht das sogenannte Monatsschlößchen mit prächtiger Aussicht auf den Watzmann. Einst, zu Anfang des 17. Jahrhunderts, besuchte ein Herzog von Bayern den Fürstbischof Marcus Sitticus, Grafen von Hohenems, den Erbauer von Hellbrunn, in diesem seinem Schlosse und meinte, auf der kleinen Anhöhe sollte ein Jagdschlößchen stehen.

Einen Monat später kam der gleiche Herzog auf der Rückreise aus einem der Bäder des Salzkammerguts abermals zum Primas von Deutschland. Und siehe da — das Schlößchen stand.

Die Säkularisation hat diesen Spielereien und Übermütigkeiten mancher Herren Fürstbischöfe ein böses aber nicht unverdientes Ende gemacht. —

Noch am Nachmittag, auf der Fahrt von Salzburg nach Linz, dachte ich an die talentvollen Künstler und Handwerker der Barockzeit, die wir mit dem verächtlichen Worte „Zopf" so gerne schlecht machen. Jene Leute, die an ihren Zöpfen Köpfe trugen, wie wir jetzt wenige haben, hätten sicherlich keine Eisenbahnwagen gebaut, wie ich heute einen genießen mußte.

Neben den elenden Coupés zieht ein schmaler Gang hin, der sie zu Mäusefallen macht und selber so eng ist, daß man, auch nur mit einem Zigarrenkistchen in der Hand, sich durchzwängen muß, um in sie hineinzukommen. Dazu Schnellzug, alle Plätze besetzt und eine Julihitze!

Diese miserable Fahrerei verdarb mir die ganze, landschaftlich manchmal recht schöne Tour zwischen Salzburg und Linz über die Täler der Vökla, Ager und Traun.

Eines nur freute mich für einen Augenblick. Im Coupé saß ein junger Mann mit zwei Damen, denen gegenüber er den Löwen spielen wollte. Ich dachte an einen Vers Platens, wo er die Natur, „die mächtige, mannigfache, reiche", besingt und sagt:

Den Weisen hüllst du in dein Licht
Und gibst dem Schaf ein Schafsgesicht.

Der Löwe hatte das reinste Schafsgesicht und dabei der Natur noch nachgeholfen durch ein elegantes Spitzbärtchen, das ihn noch schafiger machte. Der Mann freute mich, weil es ihm „gar nicht zu Herzen ging, daß ihm der Schöps so vornen hing". Er hielt sich zweifellos für einen Adonis und gewann deshalb meinen Respekt für seinen Optimismus. —

Ich hatte früher Linz, die Hauptstadt von Oberösterreich, absichtlich und verächtlich überfahren und staunte heute um so mehr, als ich nicht bloß eine architektonisch schöne, sondern auch äußerst malerisch gelegene Stadt vor mir sah. Die vielen stattlichen, palastähnlichen Gebäude weisen auf eine weit größere Einwohnerzahl hin, als Linz in Wirklichkeit sie hat, und ich konnte kaum glauben, daß es nur 40 000 Einwohner zähle.

Unter dem Eindruck der Mäusefalle vom heutigen Nachmittag machte ich mich gleich nach meiner Ankunft und nach im Hotel zum Krebs genommenen Quartier ins Freie und stieg zum „Jägermeyer" hinauf, einer Restauration auf einem Hügel an der Donau gerade oberhalb der Stadt.

Je höher ich stieg, um so wunderbarer gestaltete sich die Lage der Stadt, und oben angekommen, vergaß ich die Restauration vollständig ob der herrlichen Nah- und Fernsicht. Wo man sich hinwendet, überall Natur in stiller Größe. Unter sich die Donau, wie sie ihre Wasser aus einer tiefen Schlucht herab der Stadt zuzwängt, um dann behaglich sich auszubreiten an den Wohnungen der Menschen hin. Über

ihrem rechten Ufer drüben der hohe Pöstlinsberg mit seiner weithinschauenden Wallfahrtskirche. Wendet man sich um, so zeigt sich dem Binnenlande zu vor uns der Freinberg mit dem gewaltigen Jesuitenkollegium, das, einem festen Schlosse gleich, die Höhe beherrscht; in der Ferne Oberösterreich bis hinab an seine Grenzen, durchzogen von der Donau.

Geht man einige Schritte durch ein lichtes Gehölz weiter, so tut sich im Südosten die ganze Kette der salzburgischen und steierischen Alpen auf, und zwischen uns und ihnen ein herrliches, wohlbebautes Land.

Ich bin schon auf vielen Bergen und Höhen gestanden und habe in Gottes Wunderbuch, Natur, gelesen und gestaunt, aber ergriffener ob der Schönheit war ich nie, als auf dieser Anhöhe bei Linz. Was ich hier gesehen, gehört zum Herrlichsten, was ich hienieden geschaut habe, und die Stadt Linz wird mir unvergeßlich sein um dieses einen Abends willen. —

Ich war ordentlich froh, andern Tags ein Schiff besteigen und den elenden Eisenbahnwagen bis Wien entrinnen zu können.

Die Donaufahrt konnte mich aber nicht mehr so begeistern wie die Aussicht oberhalb der Stadt.

Es war Sonntag; um acht Uhr fuhr das Dampfboot stromabwärts. Bis Mittag wollte ich im Kloster Mölk sein. Unser Schiff war überfüllt von Linzern, die Ausflüge machten, unter ihnen viele Offiziere der Linzer Garnison.

Ich fand noch das alte, gemütliche Wesen an diesen Militärs, wie ich es vor dreißig Jahren in Rastatt habe kennen lernen. Vom menschlichen Standpunkt aus war mir das nicht unangenehm, wohl aber vom politischen. Wenn ich es mit dem schneidigen Wesen preußisch-deutscher Offiziere verglich, so kam es mir vor, als hätten die Österreicher in den letzten drei Dezennien keine militärischen Fortschritte gemacht und die Preußen wären ihnen auf den ersten Blick bedeutend „über“. Der Gedanke kam mir auf der Reise

noch recht oft, wenn ich Soldaten und Offiziere sah, und wurde mir auch von ehemaligen österreichischen Offizieren bestätigt.

Ich wünschte aber im deutschen Interesse und da der Militarismus zur Zeit ein notwendiges Übel ist, das österreichische Militär ebenso tüchtig, als das unserige, und darum dem erstern einige Hundert preußische „Schulmeister". —

So malerisch auch die Donaufahrt ist, so unterhaltend der Wechsel von Dörfern, Schlössern, Ruinen, Klöstern und Kirchen, so darf sich die Fahrt von Linz bis Wien mit der Rheinfahrt von Mainz bis Koblenz ebensowenig messen, wie der österreichische Leutnant mit dem preußischen.

Am Rhein tritt das Gebirge viel näher, das Tal ist enger und die rebenumrankten Ruinen, Schlösser und Dörfer schauen viel lustiger drein. Auch sieht man bei jeder Station, daß am Rhein eine weit wohlhabendere, staatlich geregeltere Bevölkerung wohnt, als an der Donau.

Und doch ist auch hier altklassisches Land, das von den Tagen der Nibelungen bis hinab zur besten Römerzeit zu erzählen weiß. Pöchlarn, Mölk, Mautern werden im Nibelungenlied schon genannt.

In Pöchlarn, dem Bechelaren des Nibelungenliedes, wohnte der „vielgetreue Markgraf Rüdiger".

Wenn ich heute, im 20. Jahrhundert, da dies Buch neu erscheint, nochmals an Pöchlarn vorbeiführe, würde ich im Pfarrhaus ankehren, ehe ich in Mölk ausstiege. Denn die „Diakonissa" des Stadtpfarrers und Reichstagsabgeordneten Bauchinger ist eine meiner eifrigsten Leserinnen und hat mir schon wiederholt ihre Freundschaft ausgesprochen in Briefen.

Den „Herrn" und seine „Dienerin" kenne ich aus Photographien. Er sieht aus wie der „grimme Hagen" aus den Nibelungen, aber voll von einer eisernen Geradheit. In Byzanz ist er jedenfalls nicht daheim. Meine Leserin aber schaut mit ihrem sonst hübschen Gesicht so schmerzlich und

melancholisch in die Welt, als ob sie im Fegfeuer wohnte und nicht an der schönen blauen Donau. —

Eben läutete die Klosterglocke von Mölk „Angelus" zum Mittag, als das Boot am Fuße des Klosterberges anlegte, und der großartige Klosterpalast schaute mich an, als hätten wir uns erst vor wenigen Monaten noch gesehen. Am Ufer stand die Klosterkutsche, und der jugendliche Pater Bertholdus nahm mich im Namen des abwesenden Abtes, bei dem ich mich angemeldet hatte, in Empfang. In schärfstem Trab ging's den Berg hinauf dem herrlichen Stifte zu.

Im Juli 1869, an einem gewaltig heißen Sommertag, war ich von Salzburg her in einer Eisenbahnsitzung bis Mölk gefahren. Durstig suchte ich zunächst im Marktflecken eine Bierquelle auf und fand sie am gleichen Platze, wie 1886 noch.

Eine Anzahl Patres hatte damals eben in der Donau ein Bad genommen und restaurierte sich in der kleinen Sommerwirtschaft am Ufer. Ich stellte mich vor und fragte nach dem Pater Bibliothekar. Richtig war der unter ihnen, und freundlichst luden mich alle ein, sie zum Stift zu begleiten.

Acht Tage blieb ich in diesem herrlichen, gastlichen Gotteshaus, einer Gründung der alten Markgrafen von Österreich aus dem Hause der Babenberger, die lange hier residierten und da auch ihre letzte Ruhestätte fanden. Morgens ward studiert. Eine Handschrift vom Chronikon Hermanns des Lahmen von der Reichenau, dessen Leben ich schreiben wollte, hatte mich hierhergeführt. Da saß ich denn im hellen Sonnenschein in der fürstlich dekorierten Bücherei. Um zehn Uhr brachte ein Diener vom Pater Küchenmeister jeweilig einen Gruß, bestehend in einem „Backhähnel" und einem Fläschchen Gumpoldskirchner.

Am Mittag holte der Bibliothekar P. Vinzenz mich aus meinen Studien zum Tisch, und nach Tisch lud der „gnädige Herr", damals der stille, feine Abt Clemens Moser, zu einer Spazierfahrt ein auf irgendein Klostergut oder der heitere,

biedere alte Kämmerer und Kellermeister P. Lambert führte mich in den Garten zu seinem riesigen Bienenhaus. Drauf erfrischte man sich in der Donau, und gegen Abend sammelte sich, wer trinken wollte, um den gnädigen Herrn im Gartenhaus oben bei Wiener Bier und schaute in stillem Frieden über das herrliche Land hin.

Es waren unvergeßliche Stunden, die ich da erlebte, und alles erschien mir, dem Süddeutschen, neu und fremdartig. Wie ein Fürst wohnte ich in einem prächtigen Salon mit wunderbarer Fernsicht auf die steierischen Berge, und stundenlang, bis tief in die Nacht hinein, schaute ich, unter meinem Fenster liegend, in die mondbeglänzte Landschaft.

Die Aufnahme war heute, 17 Jahre später, die gleiche. Nichts hatte sich zudem geändert, von den gewaltigen Klostergebäuden bis herab zum kleinen Gartenhaus — alles sah mich noch an, wie ehedem. Aber — ich war ein anderer Mensch. Jugend, Sang und Frühlingslust waren fort — und fort waren gar manche aus dem Konvent, fort in die Ewigkeit, so der Abt Clemens, der P. Lambert, der jugendliche Pater Andreas und andere, die alle damals noch des Lebens sich gefreut.

Mein Freund P. Vinzenz Staufer, der Bibliothekar, lag todkrank in seiner Zelle, kaum fähig, einige Worte mit mir zu reden.

Das alles machte mich melancholisch, tief melancholisch. Wenn ich durch die gewaltigen Klostergänge wandelte, so kam mir alles wieder so bekannt vor, als wäre ich erst vor vierzehn Tagen hier gewesen. Und wenn ich mir sagte, es sind 17 Jahre — so drückte die Eile unseres Lebens mich ebenso nieder, wie der Gedanke an die Toten.

Nur der P. Josef Bosch, damals Prior, lebte noch frisch und munter, als Exprior und Novizenmeister; ein lieber Mann, ewige Heiterkeit in seinen Mienen und voll des innern Seelenfriedens, den die Welt nicht geben kann. Seine irdische Freude sind seine Uhren und seine Vögel, und mitten

in diesem Ticktack der Pendel und dem Singen der verschiedensten Sänger studiert und schreibt der alte Herr seine Vorlesungen für die Novizen.

Ein und der andere Pater aus jenen Tagen war abwesend auf irgend einer Statthalterei des Klosters in Ungarn, Böhmen oder Niederösterreich.

Solch eine Statthalterei ließe ich mir auch gefallen. Der Betreffende ist Pfarrer des Orts, in welchem seine Präfektur liegt, verwaltet nebenbei als Rentmeister und Ökonomierat die Güter des Stifts in der Gegend und hat viele Knechte, Pferde, Ochsen, Kühe, Schafe unter seinem Kommando. Das würde mir behagen. Freilich muß eine solche Stelle in der Regel auf eine Art verdient werden, die mir in demselben Grade mißliebig wäre, in welchem das Amt, welches der Lohn ist, mir gefiele.

Der zukünftige Statthalter muß nämlich vorher eine lange Reihe von Jahren am Klostergymnasium als Lehrer gewirkt haben, dann erst hat er Anspruch auf eine Statthalterei. Der Schulhalter macht den Statthalter.

Eine reiche Benediktinerabtei, wie Österreich deren noch manche besitzt, gleicht einer kleinen Monarchie. Der König ist der Abt; der Gastmeister, Küchenmeister, Kellermeister sind die Hofchargen, der Kämmerer, der Gymnasiumsdirektor, der Waldmeister, Baumeister und Ökonomiepater die Minister, die Patres bilden das „Haus der Gemeinen", und die Stiftspächter, Knechte und Mägde auf den Gütern ums Kloster herum die Untertanen.

Diese Monarchien sind etwas absolut, da in ihnen die Parlamente d. i. die Mönche dem Abt gegenüber nur ein beschränktes Budgetrecht haben; allein je weniger ein Monarch Rechte hat, und je mehr die Kammern in einem Staat dreinzureden haben, um so schlechter steht's nicht selten mit solch einer Monarchie, wenn sie nicht geschult ist wie z. B. die englische. Drum wenn alle monarchischen Länder regiert würden wie die Benediktinerklöster der katholischen Kirche,

so würde weit mehr Heil und Segen im Land und im Volke sein, als dies in vielen unserer konstitutionellen Staaten der Fall ist. —

Am zweiten Morgen meines zweiten Aufenthaltes in Mölk, als ich eben aus der herrlichen Stiftskirche heraufgekommen war, wandelte der Herr Abt, mich erwartend, bereits im Gang vor meinen Appartements auf und ab. In seiner Leutseligkeit wollte der am Abend angekommene Prälat mich aufsuchen, ehe ich mich bei ihm anmelden konnte.

Der heutige Abt Alexander Karl war, als ich zum erstenmal das schöne Stift besuchte, als Statthalter abwesend, ich hörte aber von ihm reden, weil er schon bei der Wahl seines Vorgängers eine große Anzahl Stimmen auf sich vereinigt hatte.

Ich kenne keinen Mann, der bei solcher Stellung, wie sie ein Abt von Mölk, kaiserlicher Rat und Mitglied des Herrenhauses, einnimmt, so herablassend, so liebenswürdig, so gar nichts aus sich selber machend wäre, wie der Abt Alexander, der bei alledem sehr lebhaft, geistreich und wohlunterrichtet ist in allen Dingen. —

In Mölk konnte ich mir ein Bild machen von den ehemaligen reichen Benediktinerstiften meiner Heimat Baden: St. Blasien, Gengenbach, Schuttern, Ettenheimmünster, St. Peter, die infolge eines Machtspruchs Napoleons I. aufgehoben und vernichtet wurden. Und wenn wir auch die Hoffnung nicht aufgeben wollen, daß die Söhne des heiligen Benedikt auch wieder einmal in Baden einziehen, so kann man doch mit Bestimmtheit sagen, daß sie ihren alten *irdischen* Glanz nie mehr erlangen werden; was übrigens auch gar nicht nötig ist. —

Als ich zum erstenmal in Mölk war, blieb ich eine ganze Woche, festgehalten durch meine Studien, die allerdings viel durch Vergnügungen unterbrochen waren. Diesmal, wo kein ernsterer Zweck mein Bleiben rechtfertigte, gedachte ich in einem Kloster jenes alten, oben zitierten Mönchsspruchs erst recht.

So zog ich denn auch in Mölk schon am zweiten Tage wieder von dannen trotz der freundlichsten Einladung, länger zu bleiben. Was mich aber wegtrieb, war, offen gestanden, weniger der Gedanke an jene alte Regel, als die oben geschilderte Melancholie, die mich auf Schritt und Tritt verfolgte.

3.

Die Klosterpferde, welche mich gebracht, setzten mich an der Fähre wieder ab, und das Dampfschiff übernahm meine Weiterbeförderung nach der Kaiserstadt. Zum zweitenmal fuhr ich heute nachmittag diese Strecke der Donau hinab durch sagenreiches, naturschönes Land.

Oberhalb der trümmerhaften Feste Dürnstein, in welcher einst Richard Löwenherz gefangen saß und wo sein Sänger Blondel ihn entdeckte — erblickte ich halb versteckt auf waldigem Bergrücken das Kloster Göttweih wieder. Anno 1869 war ich auf mühsamem Weg von St. Pölten aus für eine Nacht und für einige Stunden des Tags dort hinauf gewandert und vom Prior und den wissenschaftlichen Größen des Stifts aufs beste empfangen worden.

Interessant war mir damals und gab mir ein Bild vom kirchlichen Verkehr alter Zeit die Nachricht, daß die ersten Mönche, welche 1072 das vom Bischof Altmann von Passau errichtete Kloster Göttweih bevölkerten, St. Blasianer waren. Aus dem tiefsten Schwarzwald waren sie auf diese einsame Höhe an der fernen Donau eingewandert, und ihre Gründung hat sich erhalten bis zur Stunde, während St. Blasien längst unterging. Doch haben bekanntlich die letzten St. Blasianer eine Zuflucht in Österreich gefunden. Sie zogen, wie wir oben schon gehört, nach St. Paul in Kärnten, das heute noch blüht.

Als ich am späten Abend Göttweih verließ, um in St. Pölten den Nachtzug noch zu erreichen, verlegte ich mich beim Abschied aufs Prophezeien. Ich verhieß dem Prior, er

werde einmal Abt werden, was einem Prior nicht oft passiert, nach der alten Mönchsregel: „Semel prior, nunquam abbas“ d. i. „wer einmal Prior war, wird nie Abt“. Warum nicht? Der Prior ist die Mutter im Haushalte des Klosters, welcher der Vater Abt die Erziehung, Leitung, Zurechtweisung und Bestrafung der Söhne überläßt. Ein Prior hat demnach verschiedene Gelegenheiten, sich unbeliebt zu machen. So entstand der obige Spruch.

Beim Prior Rudolf Gusenbauer ward er zuschanden Meine Prophezeiung ging in Erfüllung. Er wurde wenige Jahre nach meinem Besuch in Göttweih Abt. Aber die Ehren der Welt sind flüchtig. Er ruht bereits neben seinem Vorgänger in der Klostergruft. —

Uraltes Kulturland liegt auf unserer Fahrt zu beiden Seiten der Donau selbst da noch, wo die Ufer sich verflachen und öder und langweiliger werden. Da kommt der alte Marktflecken Traismauer, der seinen Namen seit der Hunnenzeit nicht geändert. „Bi der Treisem hete der kunic von Hiunen lant ein burc vil riche, diu was wolbekannt, geheizen Treisenmure“ — heißt's im Nibelungenlied.

Weiter unten kommt Tulln, das „Tullne“ der Nibelungen. Hier stand einst eine römische Flotte, die den Donaustrom bewachte, und auf dem Tullner Feld vereinigte der tapfere Polenkönig Sobieski 1683 sein Heer mit dem deutschen und befreite Wien von der Türkennot. —

Bald darauf erscheinen die palastartigen Gebäude von Klosterneuburg, der Königin unter den reichen Stiften Österreichs. Es hat mich weder 1869 noch 1886 angemacht, die Augustinerchorherren dort aufzusuchen, weil ich immer hörte, sie seien gar vornehme Herren, und mit solchen habe ich nicht gerne zu tun.

Endlich erscheint die Kaiserstadt. Das kleine Boot nimmt die Passagiere des Donauschiffes auf und führt uns durch den Wienerkanal zum Franz-Josef-Quai. Wir sind in Wien.

Als ich das erstemal in Wien war, hatte ich im „Wilden

Mann" Absteigquartier genommen, diesmal ging's in die „Stadt London", weil die Kirche der Dominikaner in der Nähe dieses Gasthauses sich befindet und im Kloster dieses Ordens Dr. Sebastian Brunner wohnt. Diese Nachbarschaft hielt mich fest in dem finstern, rauchigen Gasthaus, das sonst keine Annehmlichkeiten bot.

Mein erster Gang am Abend galt dem Zentrum der Stadt, dem Stefansdom. Hier war alles noch beim alten, nur das Innere des Doms fand ich noch älter und rußiger, als vor siebzehn Jahren. Eine Restauration, die scheint's im Werk ist, wäre da dringend notwendig. Ich hatte seitdem so viele herrliche Dome gesehen, drum machte die Stefanskirche in ihrer dermaligen Verfassung gar keinen Eindruck mehr auf mich.

Am Graben und am Kohlmarkt ebenfalls noch alles wie einst und mir alles wieder so bekannt, als ob ich immer dagewesen wäre.

Ich weiß nicht, ob es andern Leuten auch so geht, wie mir. Mir aber geht es also: Wenn ich an berühmte Orte zum zweitenmal komme, so erscheinen sie mir so bekannt, als hätte ich sie erst vor kurzem verlassen, jedes Staunen und Bewundern fehlt und macht der absolutesten Ernüchterung Platz. So ging es mir in Wien, so in Rom. Was mir neu war in Wien, hat mir imponiert, so das Rathaus, die Votivkirche, vor allem aber das Reichsratsgebäude, ein großartiger Bau im griechischen Style mit Portikus, Atrium, Peristyl — alles im höchsten Glanze antiker Architektur.

Auch einer Sitzung des gerade tagenden Reichsrates wohnte ich am zweiten Tage an, und ein mir in Mölk bekannt gewordener Abgeordneter hatte die Güte, mir die alten und neuen Parlamentsherren nebst den Ministern zu zeigen, eine interessante Physiognomienstudie vom Tyroler Bauern bis zum tschechischen Großgrafen und vom rutenischen Popen bis zum steiermärkischen Pfarrer.

Die gleichen Gesichtstypen und den gleichen Charakter

verrieten alle jene Abgeordneten, welche Advokaten waren, sie mochten aus was immer für einer Provinz des Reiches stammen.

Am Ministertische sah ich nichts Besonderes, und von sämtlichen Rednern an jenem Vormittag hatte nur einer meinen vollen Beifall, obwohl er der liberalen Partei angehörte. Er sprach über die soziale Frage klar, sachlich und sehr wohl unterrichtet, und hieß, glaub' ich, Neuwirth.

Ich sah sonst in den sechs Tagen meines Aufenthaltes in Wien alles wieder, was mich ehedem angezogen. Im Belvedere schaute ich die herrlichen Meisterwerke, vorab die Venezianer, die Dürer und Rubens, mit weit größerem Verständnisse als früher, wo meine Kunstbegriffe noch sehr armselig waren.

Meine Abende verbrachte ich in der Regel im Prater, wo das Volk hin und her wogte und die Kapellen der verschiedenen in Wien liegenden Regimenter ihre Weisen spielten. In jedem größern Restaurant hatte sich eine Militärmusik niedergelassen, eine übertraf die andere in gutem Spiel. Es heimelte mich ungemein an, diese österreichischen Musikanten wieder zu hören. Sie versetzten mich gar lebhaft in meine Rastatter Studienzeit zurück, wo ich so oft auf dem Schloßplatze die Musik des Regiments Benedek gehört und dann durch die Straßen bis zur Kaserne begleitet hatte.

Alle Welt saß im Prater bei den Musikkapellen im Freien. Ich setzte mich deshalb am zweiten Abend ganz allein in die Ecke eines Saales und lauschte still und von ferne den Tönen. Da schauten auf einmal zwei Fremdlinge herein. Sie hatten mich nicht gesehen, wohl aber ich sie und auch sofort erkannt.

Der eine war mein alter Herbergsvater, der Geistwirt aus Karlsruhe, bei dem ich manchen Sturm des politischen Lebens der siebziger Jahre in heiterem Freundeskreise vergessen habe samt des Weltalls Kummer und Sorgen. Der

andere war ein Rentier aus Freiburg, Rat Vögele, der Mann mit der ewig lächelnden Miene der Zufriedenheit und des stillen, wohlverdienten Glückes. Beide waren zum erstenmal in Wien und wollten übermorgen über Graz und Innsbruck die Heimreise antreten.

Wir machten in der Frühe des andern Tages zusammen noch einen Ausflug auf den Kahlenberg. Mit dem Dampfschiff ging's durch den Kanal und dann mit der Bergbahn auf die herrliche Höhe, wo frischer, junger Buchwald uns aufnahm und in wenig Minuten zum Aussichtspunkte führte. Aber tiefer Nebel lag über der Stadt, und man konnte es sich bloß denken, wie schön es sein müßte, wenn drunten in der Ebene die Riesenstadt sichtbar wäre. Daß ich an dieser Stelle auch des Helden Sobieski gedachte und seiner 10 000 tapfern Polen, die Wien und Deutschland in der Schlacht am Kahlenberg am 12. September 1683 vor den Türken retteten — versteht sich von selber. Schon um dieser Helden willen, dachte ich, hätte das Haus Habsburg nie in die Teilung Polens einstimmen sollen. Aber es hatte schließlich keine andere Wahl, sonst hätten die zwei andern allein geteilt und Österreich das Zuschauen gehabt.

Wer weiß, was Deutschland heute wäre, wenn die Türken damals gesiegt hätten?! —

Für nicht gehabte Aussicht entschädigte uns einigermaßen die vortreffliche Restauration, für welche die lebenslustigen Wiener auf dem Kahlenberg gesorgt haben. Da war alles so fein und so gut eingerichtet, wie drunten in der Kaiserstadt, die ja, was die Qualität von Essen und Trinken betrifft, einen Weltruf hat. Es gehört dies allerdings nicht zu den größten Vorzügen einer Stadt, allein wir sterbliche Menschen wollen eben auf Reisen doch nicht bloß geistige Genüsse, und manche Leute reisen ja nur aus gastronomischen Gründen. Das Hotel ist ihnen die Hauptsache und alle anderen Dinge in den Großstädten werden von ihnen nur betrachtet, um wieder Hunger und Durst zu bekommen.

Drum ist meist, wenn einer dem andern sagt: „Ich bin in Wien oder Paris oder Berlin gewesen," die erste Frage des Angeredeten: „Wo haben Sie logiert?" Das ist der „springende Punkt". —

Hatte Wien in seiner Altstadt für mich wenig Neues und kam es mir da wie allbekannt vor, so machte ich doch in dieser Altstadt eine neue Bekanntschaft, die mir viel wert war. Ich lernte nämlich den Dr. Sebastian Brunner kennen.

Ich verrichtete meinen Gottesdienst täglich bei den Dominikanern, jenem Orden, der mir schon um seines prächtigen Habits willen so wohlgefällt, leider aber heutzutage so sehr zusammengegangen ist. Bei ihnen wohnt, wie schon erwähnt, Dr. Brunner.

Ihre hübsche Kirche lag nur einige Schritte von meinem Gasthof. Allein schon am ersten Morgen erfuhr ich von dem Bruder Sakristan, daß der Herr Prälat nicht zu Hause, sondern in seiner Sommerfrische bei den barmherzigen Brüdern in Hütteldorf sei, aber jede Woche auf einige Stunden hereinkomme. Ich ließ dem Bruder meine Karte zurück.

Zwei Tage später, an einem heißen Nachmittag, lag ich eben in meiner Kabine in der „Stadt London", um etwas Siesta zu halten, eine Zeit, in welcher der Sterbliche am wenigsten gestört sein will, da klopft es mächtig an die Türe. Auf meine Frage: „Wer da?" — rief draußen eine tiefe Baßstimme: „Sind Sie der Hansjakob?" Auf mein Bejahen hieß es: „Dann bin ich der Sebastian Brunner." Jetzt war mein Unmut über die Störung verflogen, und nach wenig Sekunden stand der berühmte Schriftsteller vor mir.

Ich habe schon oft gesagt, man sollte sich von bedeutenden Männern, die man nur aus ihren Schriften oder ihren Taten kennt, nie ein Bild machen. In der Regel sieht der Mann in Wirklichkeit ganz anders aus, als man sich ihn gedacht hat.

Ich hatte mir unter dem Prälaten Sebastian Brunner einen schmächtigen, blassen Mann mit feingeschnittenem Kopfe

gedacht. Und nun stand eine derbe, deutsche Gestalt vor mir, eher einem behäbigen Dorfpfarrer im bayerischen Hochgebirg, als einem Prälaten gleichend. Das war mir aber gerade lieb. Da ich ebenfalls gar nichts Prälatenmäßiges an mir habe, so ging das Sprichwort in Erfüllung: „Gleich und gleich gesellt sich gern.“ Selten habe ich einen Mann im geistlichen Rock gefunden, der mir durch die Offenheit und Anspruchslosigkeit bei vielem, vielem Wissen so gefallen hätte, wie Dr. Brunner.

Er hatte verschiedene „Kommissionen“ zu machen, und so wanderten wir durch die Straßen und Gassen Wiens, wobei er mich durch seine frischen, geistreichen, mitunter derben Urteile über Land und Leute ganz gewaltig anzog. Ich begleitete ihn dann noch in seine Wohnung im Kloster, wo er innerhalb der Klausur zwei Zimmer zur Verfügung hat.

Ich habe schon manches alten Junggesellen Wohnung gesehen, aber so noch keine. Da sah es aus wie auf einem Schlachtfeld. Die Bude eines Antiquars, in welche ein Sturmwind gefahren, kann nicht so dreinschauen, wie dieser Durcheinander ganzer Berge von Büchern, Broschüren und Manuskripten zwischen alten Möbeln und Kleidungsstücken. Der Herr Prälat, dem man übrigens den Siebziger nicht im entferntesten ansieht, hatte seine helle Freude an meinem Staunen über dieses literarische Chaos.

An dem Pferdebahnwagen beim Opernring trennten wir uns, er, um wieder aufs Land zu fahren, und ich, um in den Prater hinabzuwandeln, nicht ohne Wehmut. Es stimmt mich immer wehmütig, wenn ich von einem Menschen Abschied nehme und mir dabei sagen muß: „Den hast du sehr wahrscheinlich in deinem Leben zum letztenmal gesehen.“

Ungemein aber gefreut hat es mich, die Bekanntschaft Sebastian Brunners gemacht zu haben, weil er zu den immer rarer werdenden Männern gehört, die „von der Leber weg“ reden und in allem „das Kind beim rechten Namen“ nennen, ob dieser Name gefällt oder mißfällt, beliebt macht oder nicht.

Es gibt in unsern Tagen immer mehr Zuckerwassermenschen und „Simsentänzer" in allen Ständen, so daß es einem ordentlich wohl tut, neben diesen Legionen auch wieder ganze Männer zu finden, Männer, die nur darnach streben, die Wahrheit zu sagen, die ganze, volle Wahrheit, Männer, die, wie Sebastian Brunner einmal so schön sagt, mit dem Schwert dreinschlagen und nicht mit dem Zopf. Denen aber, welchen es ein Greuel ist, offen zu sagen, was sie denken, und die es in ihrer Feigheit und Knechtseligkeit nicht begreifen können, wenn andere offen reden, ruft er zu:

Wißt ihr selber nichts zu reden,
Nun, so laßt doch andre sprechen,
Denn der Mut dünkt nur der Feigheit
Ein zu strafendes Verbrechen. —

Die geistige Blume der Wiener Dominikaner, P. Albert Weiß, den geistreichsten deutschen Apologeten des Christentums in unserm Jahrhundert, habe ich erst später kennen gelernt. Das Dominikanerkloster in Wien aber birgt in ihm und im Prälaten Brunner zwei eigenartig geschliffene, verschiedenartig kämpfende, aber gleich scharfe Schwerter des Katholizismus. —

Brunner verdient es, daß ich noch etwas mehr von ihm sage in der neuen Ausgabe dieses Buches.

Brunner hat sein Leben selbst beschrieben in dem Buche: „Woher und Wohin?"[1]

Er war 1814 zu Wien geboren als der Sohn wohlhabender Eltern. Sein Vater war Inhaber einer Seidenzeugfabrik. Nach mittelmäßigen Leistungen in den untern und mittlern Schulen, während er außerhalb derselben sich in Sprachen und Literatur in hohem Maße ausbildete, studierte er, da er keine Lust hatte, Seidenzeugfabrikant zu werden, Theologie wider den ausgesprochenen Willen seiner frommen Eltern.

---

[1] Regensburg bei Manz 1891.

Schon als Neupriester konnte er nicht schweigen über die Zustände im damaligen österreichischen Staatskirchenregiment und in seinen späteren Jahren noch weniger.

Darum schreibt sein jüngerer Freund Dr. Scheicher in dem famosen Büchlein, welches er zur Sekundizfeier Brunners anno 1888 herausgab: „Brunner hat in seiner Heimatdiözese ebensowenig Karriere gemacht, als der geniale Veith (der bekannte Prediger). Man verwechselte eben im Diözesanregiment die Kirche immer mit der eigenen Person. Wer an der Person nicht lauter Glanz sah, nicht immer das Rauchfaß schwang und den Kopf nicht immer gebeugt hielt, der war hoffärtig und eine Gefahr für die Kirche. Nun sind es aber gerade die größten Geister, welche nicht jede Amtsverfügung für Inspiration halten und all die eben gesagten Eigenschaften verschmähen. Drum bringen es die Maschinen weiter als die Denker.“ Bravissimo, Bruder Scheicher!

So kam auch der talentvolle Brunner zunächst auf ganz elende Vikarsposten und erst 1843 als Kooperator nach der Wiener Vorstadtpfarrei Altlerchenfeld.

Brunner hat die Tage seiner Landseelsorge sehr schön geschildert, und Scheicher macht dabei den Landgeistlichen das folgende, treffliche Kompliment: „Es gibt viele Menschen, insbesondere die vom Glück oder ich weiß nicht von was begünstigten, zu Höherem geborenen, die gar nicht ahnen, wie viele herrliche Eigenschaften der Opferwilligkeit, Entsagung und dabei gesunder Originalität in so manchem Landpfarrer stecken. Man findet oft bei ihm Spezialwissenschaft, wie man sie bei einem Fachprofessor nicht besser trifft. Und dabei steckt der Mann in einem verpfuschten, alten Rocke, raucht das entsetzlichste Kraut dieser Erde und führt einen Tisch, wie er den besser situierten Bauern der Pfarrei nicht genügen würde.“

„Es ist im ganzen ein herrliches Geschlecht Menschen, das die schattenseitigen Teile des Seelsorgefeldes bewohnen

und bearbeiten muß, das um so höher zu schätzen ist, als sich mehr als einer erst nach hartem Kampfe in die Lage hineinleben konnte. Es sind so viele ehemalige Studenten ersten Ranges unter diesen Stiefkindern, während Kollegen, die beim Studiertische einst nichts zu machen wußten, die aber die unter den Menschen stets gefallende Kunst des sich Verbeugens, des Schweigens zu üben wußten, nun an höhern Stellen über den Geist herrschen." —

In Altlerchenfeld blieb Brunner zehn Jahre Kooperator und hier begann er seine reiche, schriftstellerische Tätigkeit, die durch ihre offene Sprache, ihren Humor, ihren Witz und ihre feine Satyre bald allgemeine Aufmerksamkeit erregte. Selbst der gefürchtete Metternich fand Gefallen an dem von der Zensurbehörde öfters gestraften jungen Kooperator und ließ sich ihn schon 1843 vorstellen. Er schickte ihn 1846 nach Deutschland und Frankreich, um die religiöse und soziale Bewegung zu beobachten.

Brunner nannte in seinem Bericht diese Bewegung in Deutschland durch den katholischen Pfarrer Ronge den Vorläufer einer politisch-sozialen Revolution und prophezeite, wie es richtig eintraf, für die nächsten zwei Jahre das Eintreffen dieser Revolution in Deutschland und Frankreich.

Metternich wollte nun den geistvollen Kooperator in seiner Kanzlei anstellen, drang aber nicht durch, weil fürstliche Persönlichkeiten und Leute von der hohen Klerisei dagegen waren.

Wenn man dem ehrlichen Brunner glauben darf, war Metternich überhaupt nicht so allmächtig, wie man annimmt, und er mußte in der Öffentlichkeit vieles verantworten, woran er unschuldig war.

Möglich ist das schon, denn das österreichische Fürstenhaus war im 18. und bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts selbstherrlich, wie alle größeren und kleineren Fürsten.

Kaiser Franz bekam Krämpfe, wenn er das Wort Bürger

hörte, er wollte nur von Untertanen wissen, und die österreichische Erzherzogin, welche die Gattin Ferdinands II. von Neapel war, hetzte noch in den dreißiger Jahren diesen gegen jeden freiheitlichen Gedanken in Italien.

Wieviel Brunner bei Metternich und besonders bei seinem Kanzleichef Baron Hügel galt, geht daraus hervor, daß er für seine Reisen nach Deutschland, England, Frankreich, Italien Empfehlungsbriefe aus der Staatskanzlei bekam.

Wer aber deshalb Brunner für einen politischen Agenten halten wollte, wäre auf dem Holzweg. Brunner war ein offener, ehrlicher Mann und Demokrat, der am Ende seines Lebens zu seinem 70. Geburtstag von sich sagen konnte:

Ich hab' keinen Wagen und hab' keine Pferde
Und bin nie gesessen am eigenen Herde,
Und hab' nie gegessen aus eigener Küche
Und war nie versessen auf eigene Sprüche.

Vor mir durfte niemals wer zittern und beben,
Es war mir als Herrn nie jemand ergeben,
Ich konnte verleihen nicht Güter und Gnaden —
Ich habe nie Gäste zur Tafel geladen.

Doch hab' ich auch nie mir verrenkt meinen Rücken
Durch gnadenbegehrendes, tiefes Verbücken,
Ich suchte gerade durchs Leben zu schreiten
Und spielte nie doppelt auf zweierlei Seiten.

Ich hab' nie befaßt mich mit Ränken und Tücken
Und nie meine Gegner verwundet im Rücken,
Ich habe nie jemand mit Schlingen gefangen
Und bin jedem offen entgegengegangen.

Man hat mich auch niemals mit Gütern beladen,
Mich nie überhäuft aus dem Füllhorn der Gnaden; —
Traktierte der Hochmut mich öfter von oben,
So hat mich das nie aus dem Sattel gehoben.

Ich gab es ja wieder manchem zu kosten,
Daß er etwas zu dürftig sei für seinen Posten,
Daß sich sein Wert dann hoch hinaufschnelle,
Liegt in den zwei Schalen: Der Wert und die Stelle.

Ich habe auch nie fromme Phrasen gedrechselt
Und niemals das Kriechen mit Demut verwechselt,
Und niemals den Himmel als Vorwand genommen,
Damit ich zu Gütern der Erde gekommen.

Das kann ich mir in meinen herbstlichen Tagen
Vom Herzen zu meiner Beruhigung sagen —
Denn das, was der Mensch hier suchet und findet,
Ist doch nur ein Rauch, der kommt und verschwindet.

Geht über das Diesseits dein Sinnen und Trachten,
Dann kannst du die Güter der Erde verachten;
Nur was du erstrebst mit Gewissen in Ehren,
Wird über die irdische Wanderschaft währen.

Wir sehen die Tage des Lebens verrinnen
Wie Sandkörner in einem Stundenglas drinnen.
Sie senken sich nieder, bis das letzte fällt leise,
Ein Sandkorn wird Markstein der irdischen Reise.

Und als 1891 seine Erzählungen (bei Manz in Regensburg) in 20 Bänden erschienen, gab Brunner dieser Sammlung das schneidige Motto mit auf den Weg:

Der Wahrheit eine Gasse, dem Recht, der Ehrlichkeit,
Und keine Furcht vorm Hasse der Niederträchtigkeit.
In meiner Feinde Scharen, da ist kein Ehrenmann
Und nie war als Freund ein Schuft mir zugetan.

Wer ferner die „Prinzenschule von Mopselglück“ geschrieben, kann kein Hofmann und Fürstenknecht sein. —

1848 gründete Brunner die Wiener Kirchenzeitung und redigierte sie bis 1863. Da er tüchtig in die Wespennester

griff und selbst nicht halt machte vor den Herrn auf den Bischofstühlen und in den Domkapiteln, fand er viele Widersacher im eigenen Lager. Den strengkirchlichen Leuten, zu denen er gehörte, war er zu grob und zu derb, und die Staatsbischöfe und -priester sahen in ihm ihren schlimmsten Gegner.

Kein Wunder, wenn er erst 1853 ein Benefizium mindester Gattung erhielt, nämlich das Amt eines Feiertagspredigers an der Universitätskirche mit einem Einkommen von 600 Gulden nebst freier Wohnung. Weiter brachte er es nie. Und 1856 wurde das Predigen den Jesuiten übertragen, er mußte sich aber das weitere Recht auf das elende Einkommen erst erkämpfen.

Er hatte einen Leidensgefährten an seinem intimen Freund Emanuel Veith, einem Riesengeist, wie Scheicher sagt. Bei ihm, der sich auch nie der „Kanzleigenehmheit“ erfreute, brachte er bis zu Veiths Tode jede Woche einige Stunden zu.

Brunner zog nun 1857 zu den Dominikanern, bei denen er lebte bis anfangs der neunziger Jahre, wo er das Greisenasyl der Borromäerinnen in Währing bezog. Hier starb er am 26. November 1893 und wurde am 28. in der Familiengruft zu Enzersdorf begraben.

Die Trauerrede in der Kirche zu Währing hielt ihm sein Freund Scheicher. Sie war gesalzen und soll nicht allen anwesenden geistlichen und weltlichen Bureaukraten gefallen haben. —

Brunner war ein vielseitiger Schriftsteller und ein durch und durch gebildeter Geist. Er hat viele geschichtliche, apologetische, publizistische, politische, erzählende Werke geschrieben in Prosa und in Reimen. Er war, wie wir bereits gesehen, auch ein Dichter, aber in gereimter Sprache nicht weniger offen und derb als in ungereimter. Er meint in seinem Lied „Nebeljungen“:

Die Zeit ist aus, wo Poesie
Sich gefreut am Blumenpflücken —
Das ist eine dumme Arbeit, das —
Man muß sich zu sehr bücken.

Zu seinen gereimten Sachen gehört auch die Dichtung: „Schreibersknechte. Eine Serenade an das papierne Kirchenregiment" mit dem Motto:

Ihr erzeugt euch gegen jene
Nur in Gnaden wohlgewogen,
Die vor euch stehen gleich der Bittschrift,
In der Mitte umgebogen.

Ein Glück war's für Brunner, daß er im 20. Jahrhundert nicht mehr lebt, sonst wäre ihm eine solche Serenade bös aufgestoßen, denn in diesem Jahrhundert sind die Leute am papiernen Kirchenregiment noch viel empfindlicher als ehedem.

Übrigens wäre Brunner auch einmal beinahe suspendiert worden und an Denunzianten fehlte es ihm auch nicht[1].

Gleichwohl hat man in Rom, dessen Nuntien in Wien den tapfern Brunner allzeit schätzten, den wackern Mann wohl gekannt und ihn 1865 sogar zum infulierten Protonotar und zum römischen Grafen gemacht. —

Die besten Verse hat Brunner auf seinen heute noch lebenden Freund Scheicher gemacht, als der noch Professor in St. Pölten war. Sie sollen hier ihren Platz finden:

Ein Mann, der für die Wahrheit lebt
Und nicht als Bettler aufwärts strebt,
Mit einem Wort kein Schleicher,
Das ist der Dr. Scheicher.

---

[1] Er hat darüber noch 1886 ein Büchlein erscheinen lassen: „Denkpfennige zur Erinnerung an Personen und Zustände vor, in und nach dem Explosionsjahr 1886" (Würzburg bei Woerl).

Ein Priester, treu der schweren Pflicht,
Gedenkt er seines Vorteils nicht.
Und auch kein Mückenseicher,
Das ist der Dr. Scheicher.

Ein Dorn im Aug' der Kriecherschar
Spricht offen er, was recht und wahr.
Vorm Sturm kein Segelstreicher,
Das ist der Dr. Scheicher.

Im Mut bewährt als rechter Mann,
Im Kampfe war er stets voran.
Vor Gegnern kein Entweicher,
Das ist der Dr. Scheicher.

Mag auch die Mißgunst und der Neid
Ihm oft bereiten herbes Leid,
Ein schlauer Zielerreicher
War nie der Dr. Scheicher.

Ein Hoch dem Mann, der stark in Wort,
Die Wahrheit ist sein Schutz und Hort;
Vor Feinden kein Erbleicher,
Das ist der Dr. Scheicher.

Brunner war mit allen wissenschaftlichen Zelebritäten Deutschlands persönlich bekannt und überall geachtet, während ihn in Wien die Dunkelmänner verfolgten.

Aber auch Originale im Volke entgingen ihm nicht. So fand er in den fünfziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts in Freiburg, wo er mit Erzbischof von Vicari, Buß, Stolz, Hirscher, Staudenmaier, Schleyer, Maier und Wetzer verkehrte, ein Original aus dem Kinzigtal — den Konviktssepp, Josef Hansmann, aus Unter-Entersbach bei Hasle, Portier am theologischen Konvikt.

Der Sepp, eine große Gestalt mit einem Domherrengesicht aus der Zwölfahnenzeit und ursprünglich Schneider, hatte sich zum Portier aufgeschwungen und im Laufe der Zeit aus der Umgebung mit Studenten und Professoren eine

Menge Redensarten angelernt, die er in originellster Art wiedergab. Brunner kaufte sich den Mann und trat sogar mit ihm in Korrespondenz. Eine Probe derselben will ich hier anführen. Einmal schrieb der Sepp dem Dr. Brunner über Alban Stolz das Folgende:

„Dr. Alban Stolz, der Sie tausendfältig herzlich begrüßt, ist sehr gesund und spendet fort und fort Pastoral sammt Pädagogik an hiesiger Universität; dermalen ist er auch Gouverneur des dreihundert Mann starken Gesellenvereins, in welchem an Sonntagen allerhand taugliche Reden gehalten werden. Sein eilender Gang kommt mir vor, wie der des Jonas, als ihn der Walfisch ans Land absetzte, und Jonas voll Freuden, daß er Erde unter sich spürte, geschwind weiterging. Dabei liest er immer und sinnt auf gelehrten Stoff. Am Morgen steht er früh auf und bewundert Gottes Güte und Allmacht mit der Aurora am schwachblauen Horizont."

Ich habe den Konviktssepp auch noch gar wohl gekannt als armen, alten Mann. Er lebte Ende der fünfziger und anfangs der sechziger Jahre als armer Teufel in seiner Heimat bei einem Bruder, der auch Schneider war, nachdem das ewig Weibliche ihn um sein kleines Vermögen und um seine Stelle gebracht hatte. Die Hauptattentäterin war ein junges Mädchen aus Weiler bei Hasle, die dem alten Sepp mit einem jüngern nach Amerika durchbrannte, nachdem sie ihn ausgerupft hatte.

Ich sah ihn noch öfters in meiner letzten Studienzeit in Hasle und freute mich seiner Redensarten. Wenn ich eine Ahnung davon gehabt, daß aus mir je ein Schriftsteller werden würde, hätte ich die Sprüche des Alten aufgeschrieben. Heute erinnere ich mich nur noch an einen. Ich traf ihn an einem Vieh- und Krämermarkt in Hasle und er sagte mir: „Ich bin heute in des Helios goldenen Strahlen das Tal hierher gesäuselt, um wieder einmal an einem Markttag in dem Kinzig- und tannenumschlungenen Haslach

die schwer wandelnden Rinder des großen Dichterfürsten Homeros in größerer Menge begrüßen zu können."

Er war dankbar, wenn man ihm einen Schoppen Bier bezahlte und fristete sein Alter damit, daß er landauf landab Pfarrer abklopfte, die er als Theologen gekannt. Er starb Ende der sechziger Jahre und trug ob seiner salbungsvollen Reden bei den Bauern des Tales noch lange den Namen „der Bischof". —

Brunner ist jetzt, da dies Buch erscheint, kaum 20 Jahre tot und samt seinen vielen Schriften fast ganz vergessen. Das ist das Los der kleinen und der meisten großen Geister.

Er ist vergessen der gerade, ehrliche, offene, geniale Mann, aber die Dinge, gegen die er ankämpfte, leben fort: Lug und Trug, Charakterlosigkeit und Windfahnentum, Schleicherei und Streberei, Denunziantentum und Papierregiment. Und heute noch bringt's ein gerader, ehrlicher Mensch, der sagt und handelt, wie er denkt, gerade so wenig zu etwas in der Welt, als zu Dr. Brunners Zeit. Er kann zu Fuß gehen und sich schikanieren lassen, während die Esel zu Pferde sitzen und kommandieren.

Heute noch gehört „die bessere Zukunft" den Duckmäusern, Schleichern, Maulhaltern und Manteldrehern, von welch letztern Brunner so schön gesungen hat:

Auch Manteldreher gibt's genug,
Sie sinnen nur auf Lug und Trug,
Und wissen, was die Stunde schlug
Und drehen ihren Mantel.

Sie sind für Höll' und Paradies,
Sie reden sauer, reden süß
Und sind bald das und sind bald dies,
Bald Teufelsdreck, bald Zuckerkandel.

Solang es gut zu essen gibt,
Wird Fürst und Vaterland geliebt
Und oft der fromme Spruch geübt:
Wir sind die Gutgesinnten.

Aber so ist der Gang auf dieser lumpigen Erde allzeit gewesen. Allzeit haben Lüge und Schwindel über die Wahrheit, Unrecht und Gewalt über Recht und Gerechtigkeit, die Borniertheit über die Vernunft, die Charakterlosigkeit über die Ehrlichkeit und die Katzenbuckelei und Kriecherei über Offenheit und Geradheit den Sieg davongetragen, und so wird es trotz der braven, ehrlichen und geraden Leute à la Brunner bleiben, solange „des Helios goldene Strahlen" die alte Erde bescheinen. Und damit muß man sich trösten. —

4.

Am sechsten Morgen nach meiner Ankunft verließ ich Wien, um nach der mährischen Hauptstadt zu fahren. Die Tour meiner zwei Landsleute über Graz wäre, weil mir auch neu, interessanter gewesen vom Standpunkt der Naturschönheiten aus, allein mich band ein altes Versprechen an Mähren. Und das ging so zu: Eine Gräfin Schaffgotsch, im Lande der Moraven wohnend, hatte einige Schriften von mir gelesen und dem wunderlichen Schriftsteller geschrieben. So war eine sogenannte Korrespondenz zwischen der Dame und mir entstanden, bei mir die einzige der Art, die über zwei oder drei Briefe hinausging.

Längst hatte ich ihr versprechen müssen, wenn ich wieder einmal eine Reise machte und in die Nähe von Mähren käme, sie zu besuchen. Da ich überall gerne hingehe, wo ich noch nicht gewesen bin, und dermalen in der Nähe war, so kam ich dem Versprechen jetzt nach.

Schon in Wien hatte ihre Schwester, eine Gräfin Festetits, von meiner Ankunft unterrichtet, mich in ihr Palais bitten lassen. Diesen Wunsch zu erfüllen, kostete mich mehr Überwindung, als die ganze Reise nach Mähren. Ich hasse nichts mehr auf Erden, als das sogenannte „Sich vorstellen". Ich finde es eigentlich nur angezeigt bei Handelsreisenden und Hausierern. Aber wenn anständige, selbstlose Leute

sich untereinander auf neutralem Boden bewegen, ist es wahrlich unnötig, sich kennen zu lernen. Man stellt sich auch in der Kirche und auf dem Kirchhof nicht vor, drum wäre es auch in Ballsälen und im Wirtshaus nicht nötig.

Die Gräfin Festetits empfing mich mit ihrer Freundin, einer Baronin von Kaiserstein. Ich fand beide Damen von ebenso feiner konventioneller Bildung, als liebenswürdiger Anspruchslosigkeit, die letztere eine Eigenschaft, welche man bei Adeligen nicht immer findet und die deshalb, so oft man sie findet, um so wohltuender wirkt. Gräfin Festetits, die sonst mit ihrem Gemahl in der ehemaligen Karthause zu Gaming in Niederösterreich wohnt, reiste noch vor mir nach Mähren ab, und ich sollte sie dort wieder treffen. —

Die Fahrt von Wien nach Brünn führt zunächst durch die waldbewachsenen Auen der Donau in weite, gut bebaute Ebenen hinein. In diesen liegt, etwa zwanzig Kilometer von Wien entfernt, Wagram, die blutige Schlachtstätte von 1809. Fast auf den gleichen Feldern, auf denen einst Rudolf von Habsburg seinen mächtigsten Gegner, Ottokar von Böhmen, überwunden hatte, brachte Napoleon nach hartem Ringen die österreichische Monarchie an den Abgrund durch den Sieg von Wagram.

Bald hinter Wagram, bei Hohenau, erreicht die Bahn das Marchfeld, wo 1278 Ottokar Schlacht und Leben verlor.

Wir berühren auf der Fahrt öfters die March, den Grenzfluß zwischen Österreich und Ungarn, während östlich der Gebirgszug der Karpathen sichtbar wird.

Eine Fahrt durch weite, flache Gegenden kommt mir vor, wie eine Reise übers Meer, wo keine Ruhepunkte fürs Auge sind und wo die Einförmigkeit einem das Gefühl der Einsamkeit und Langweile aufdrückt.

Etwas besser wird es landschaftlich, nachdem wir die Thaya überschritten oder richtiger überfahren und bei Lundenburg das Land Mähren erreicht haben. Es zeigen sich links kleine Gebirgszüge mit Städtchen und Burgtrümmern. Am

Gebirg drüben liegt so auch das Städtchen Nikolsburg, wo 1866 Österreich nach der Schlacht von Königgrätz mit Preußen Frieden schloß und wo Bismarck so harte Kämpfe zu bestehen hatte gegen die Annexierungslust des preußischen Königs.

Ich dachte beim Anblick der kleinen mährischen Stadt am Fuße der Polauer Berge, wie wenig man vor zwanzig Jahren in Süddeutschland den Preußen jene Siege und jenen Frieden gönnte, und wie jene Ereignisse doch ganz Deutschland und durch die heutige Bundesgenossenschaft mit dem starken Deutschen Reich auch Österreich selber zugute gekommen sind.

Frankreich und der verlogene, blutige Dezembermann Napoleon hätten allein profitiert von einer Niederlage Preußens anno 1866. Das muß heute auch der einsehen, welcher, wie ich, in jenem Jahr gegen die Preußen gesinnt war und heute noch nicht in sie verliebt ist. Hätte man aber damals, und das sah Bismarck wohl ein, Österreich zu schwere Bedingungen gestellt, so würden die Franzosen und wohl auch die süddeutschen Bundesstaaten eingegriffen haben und die Ereignisse des Jahres 1870 wären unmöglich gewesen. —

Die Ebenen an der March hin sind zu allen Zeiten Zeugen von Entscheidungskämpfen in der Völkergeschichte gewesen. Schon im ersten Jahrhundert v. Chr. schlugen hier deutsche Stämme, die Quaden und die Markomannen, die Kelten und besetzten Mähren und Böhmen. Bekannt ist aus der Römerzeit der Fürst der genannten Völker, der jugendliche Marbod.

Mit der Völkerwanderung näherten sich die Slaven diesen Gebieten, und schon im fünften Jahrhundert finden wir sie hier unter dem Namen Moraven. Sie hatten sich nach der March (Morava) so genannt, kamen aber bald unter das Joch der Avaren, von dem sie der Gründer des großen Slavenreiches in Mitteleuropa, Samo († 627), befreite.

Karl der Große brachte die Mähren wieder in Abhängigkeit vom Deutschen Reich und legte zugleich den Grund zu ihrer Christianisierung. Unter seinen schwachen Nachfolgern gelang es ihnen aber, sich wieder freizumachen. Ja, sie gründeten sogar unter Swatopluk ein großmährisches Reich, das von der Elbe bis zur Theiß und Drau hinabreichte, aber mit Swatopluks Tod (894) rasch wieder unterging. Die Ungarn nahmen einen Teil Mährens in Beschlag, und den kleinern Teil regierten die Herzöge von Böhmen aus dem Geschlecht der Premysliden, die 1306 mit dem Enkel des von Rudolf von Habsburg besiegten Ottokar ausstarben.

Ottokar, der größte dieses Geschlechtes, tat auch viel für seine Erbländer Mähren und Böhmen durch Einführung deutscher Bauern und damit deutscher Kultur. Er begünstigte in jeder Weise die deutsche Kolonisation, und ihm ist es zu verdanken, daß in Mähren heute noch ein Drittel der Bevölkerung deutscher Nation ist, rings umgeben von Slaven. Besonders waren es die geistlichen Stifte, welche das Kolonisationswerk förderten, an ihrer Spitze der Kanzler Ottokars, Bruno von Schaumburg, Bischof von Olmütz.

Unter den Luxemburgern, welche das Erbe Ottokars 1311 vereinigten, hatte Mähren einige Zeit eigene Herrscher, Söhne des Böhmenkönigs aus dem Hause Luxemburg, von denen einer, Jodok von Mähren, 1410 gar Deutscher Kaiser wurde. Mit seinem Tod im folgenden Jahre fiel Mähren an Böhmen zurück und teilte seitdem meist das Los dieses Landes, dessen Sprache es auch mit geringen Dialektunterschieden spricht. —

Gegen Mittag hatte ich die 150 Kilometer, welche Wien und Brünn trennen, durchfahren und war bei hellstem Sonnenschein in der Hauptstadt Mährens angekommen.

Am Bahnhof nahm mich ein Diener der Gräfinmutter Schaffgotsch, der alte, treue Simpert, in aller Form in Empfang und geleitete mich zum Wagen, der draußen bereit stand. Ich bin schon in fürstlichen Karossen gefahren, aber

mit so feinen Pferden, wie die der Gräfin Schaffgotsch waren, noch nie. Es ist wirklich schade, dachte ich, während diese zwei edlen, ungarischen Tiere mich durch Brünn zogen, daß ein geborener und erzogener Proletarier im Wagen sitzt und nichts Besseres. Ich kam mir vor, wie ein Bettlerkind in einer Königswiege.

Der Wohnsitz der Gräfinnen Schaffgotsch, Mutter und Tochter, ist die Karthaus, eine kleine Stunde von Brünn bei dem Dorfe Königsfeld gelegen, ein ehemaliges, unter Josef II. aufgehobenes Karthäuserkloster, umgestaltet zu einem einfachen, aber reizend gelegenen, behaglichen Wohnsitz mit schönem Park und freiem Ausblick auf die Stadt Brünn und den sie überragenden Spielberg.

Die Damen empfingen mich mit unverdienter Liebenswürdigkeit und aufrichtiger Freude, und der alte Simpert pflegte und bediente mich in meiner Parterrewohnung wie ein verzogenes, adeliges Büblein.

Am ersten Nachmittag, es war Sonntag, führte mich die Tochter, Gräfin Oktavie, meine langjährige Korrespondentin, im Wagen in einige mährische Dörfer in der Nähe von Brünn, deren Namen ich vergessen habe; aber um so besser erinnere ich mich an die Trachten der mährischen Bauern und Bäuerinnen, die wie das Landvolk überall an Sonntagen teils vor ihren Hütten saßen, teils in der Nähe des Dorfes umherspazierten.

Was mir an den Bauernmädchen und Frauen am meisten auffiel, war eine riesige Krinoline, die aber, wie man mir sagte, nicht durch Reife geformt ist, sondern durch so viele Röcke, bis diese sich zu einem wahren Faß aufbauschen. Meine Begleiterin sagte mir, daß die Leute oft bis zu 25 Röcke anziehen, um die beliebte Rundung hervorzubringen.

Die Mädchen gehen dabei in kurzen Hemdärmeln, die Frauen tragen dunkle Mieder mit hohen, altdeutschen Puffärmeln. Vom Hinterkopfe hängt ein buntes Tuch bis auf

die Achseln herunter. Dabei sieht man vielfach schöne, dunkle Slavengesichter.

Die Bauern tragen hohe Lederstiefel und eine lange Weste, ähnlich einem altschwedischen Reiterkollett, über dem bloßen, blendendweißen Hemd.

Rings um Brünn liegen Dörfer bald slavischer, bald deutscher Zunge, während in Brünn das deutsche Element vorzuherrschen scheint. Auf der Rückfahrt, die uns durch die Stadt brachte, ließ ich, galant wie immer, die Gräfin allein nach Hause fahren und besuchte den Spielberg, zu dessen Füßen Brünn sich ausdehnt.

Dieser einst berühmte, später berüchtigte Sitz der Markgrafen von Mähren ist ein einsam in der Ebene sich erhebender Bergkegel. In den ältesten Zeiten soll ein Heiligtum des slavischen Donnergottes Perun auf seiner Spitze gewesen sein und diesem Perun die Stadt Brünn ihren Namen verdanken. Spielberg soll der Berg getauft worden sein, weil Feste und Spiele zu Ehren Peruns auf ihm gehalten wurden und später die Ritter ihre Waffenspiele da hielten.

Doch auch manch blutige Taten, Enthauptungen, fanden im Mittelalter auf dem Spielberg statt neben den glänzenden Festen, welche die Fürsten des Landes bis Ende des 15. Jahrhunderts hier gaben.

Im 30jährigen Krieg wurde das alte Schloß zu einer Festung umgewandelt, und viele gefangene Schweden saßen in derselben. Aber schon in jenen Tagen ward der Spielberg Aufenthaltsort für Staatsgefangene, und hier büßten 1630 die Teilnehmer der böhmisch-mährischen Rebellion, ein Obrist von Schärfenberg und ein Oberstleutnant Hämmerle. Ihnen folgten während des gleichen Krieges ein Obrist Morando, der Ungar Graf von Szirmay, der chursächsische Feldmarschall von Schöning, die Feldzeugmeister Bonneval und ein Graf Wallis.

Der berühmteste militärische Gefangene war der Pan-

durenobrist Freiherr von Trenck, der 1749, 35 Jahre alt, sein Leben hier beschloß. Trenck, ein unbotmäßiger Mensch, leistete im österreichischen Erbfolgekrieg durch sein Freikorps von Panduren gute Dienste, schändete aber seinen so erworbenen guten Namen durch Grausamkeit und Ausschweifungen. Da er überdies eine Meuterei in Slavonien begünstigt hatte, kam er auf den Spielberg.

Er liegt jetzt, einbalsamiert, in der Gruft der Kapuziner zu Brünn, wo ich ihn andern Tages besuchte und in seinem Glassarg betrachten konnte. Was mir auffiel, war seine unkriegerische Physiognomie, wozu das bartlose Gesicht viel beitragen mag. Auch scheint er viel älter, als er war.

Dieser Slavonier war übrigens ein sehr gelehrter Mann, was selten ein Haudegen ist. Er sprach sieben Sprachen und besaß unglaubliche Körperstärke.

Nach Trenck verbüßte lange Jahre auf dem Spielberg der sächsische Sekretär Menzel, der dem preußischen Gesandten die Korrespondenzen Österreichs und Rußlands mit Sachsen verraten hatte und so viel beitrug zum schnellen Ausbruch des Siebenjährigen Krieges.

Der erste, welcher den Spielberg als Schaudergefängnis bekannt machte, war der französische Deputierte und Postmeister Drouet von St. Menéhould, der Ludwig XVI. auf der Flucht erkannte und gefangennahm.

Drouet kam während des Kriegs 1794 in die Gewalt der Österreicher und auf den Spielberg. 1795 wurde er gegen die Tochter des Königs Ludwig ausgewechselt und starb, als die Bourbonen wieder ans Ruder gekommen waren, als armer und allgemein verachteter Mann. Seine Märchen über den Spielberg aber wurden geschichtlich, d. h. für bare Münze angenommen.

Gut, daß dieser Ehrenmann Drouet nicht auf dem Spielberg starb und begraben wurde, sonst hätte man ihn wohl in den neuesten Tagen auch unter militärischen Ehren exhumiert, wie den Königsmörder Carnot, dem preußische

Soldaten ein Ehrengeleite gaben. Wie sagt doch Byron? „Sie haben Königsmördern Ruhm verliehen." O Welt! —

In den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts kam eine Anzahl italienische Karbonari auf den Spielberg, unter ihnen Graf Silvio Pellico, der ausgezeichnete Dichter. In seinem berühmten Buch „Meine Gefängnisse" gibt er Zeugnis von der Teilnahme, welche ihm die Bediensteten der Anstalt zollten, vorab der Geistliche Battista Borthey, der als Prior des Augustinerstifts in Brünn erst in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts starb. Pellico saß von 1822 bis 1830 hier gefangen. Heute gelten alle jene Karbonari als Märtyrer und Helden der Freiheit Italiens. Sie verdienen es vollauf, denn sie haben in der Tat für die Freiheit und für die Einheit ihres Vaterlandes vieles gelitten.

Der letzte, vielgenannte Gefangene des Spielbergs war der Räuberhauptmann Babinsky, der von 1840 an zwanzig Jahre hier büßte — und dann, freigelassen, friedlich bis zu seinem Tod eine Stelle als Gärtner bei den barmherzigen Schwestern in Repin einnahm.

Rings um den Spielberg, der seit 1855 aufgehört hat, Gefängnis zu sein und jetzt größtenteils Kaserne ist, hat man eine Art Stadtgarten angelegt, und durch diese Anlage hinauf führen zahlreiche Wege auf die Spitze des Berges.

Es war mir zu unheimlich, am Abend die Gefängnisse noch zu besuchen, und ich begnügte mich, den dunkeln Gebäuden den Rücken zukehrend, von der Brüstung der Mauern hinabzuschauen auf die alte Stadt, ihre Vorstädte, ihre Flüsse (Zittawa und Schwarzawa) und auf die fruchtbare, weite Ebene bis hinüber zu den Polauer Bergen. Aber auch dieser Blick stimmte mich melancholisch. Beim sterbenden Tageslicht auf alte Städte und vergangene Zeiten hinschauen, wird jeden Denkenden in ähnlichen Zustand versetzen.

In der ganzen Parkanlage am Spielberg, trotzdem es Sonntag war, traf ich keinen Menschen mehr. Überhaupt fand ich die Stadt Brünn ungemein monoton und leblos.

Sie zählt 80 000 Einwohner, kam mir aber tot vor, wie ein Städtchen, das nur 8000 Menschen bewohnen. Ich erklärte es mir daraus, daß ich von der Millionenstadt Wien gekommen war, wo es überall von Menschen wimmelt.

Als ich spät am Abend nach dem Dorfe Königsfeld zurückkam und in dem ungemein langgestreckten Orte den Weg nach dem Schlosse verfehlte, staunte ich nicht wenig, daß keiner von den Menschen, die ich deutsch nach dem Wege fragte, mich verstand. Es spricht alles slavisch, und der Pfarrer predigt am Sonntag nur slavisch in dem Dorfe — Königsfeld.

Am folgenden Morgen ging ich abermals in die Stadt, um ihre Kirchen und öffentlichen Plätze zu besuchen. Am besten gefiel mir die St. Jakobskirche, eine Hallenkirche mit drei Schiffen. Noch merkwürdiger ist ihr Turm, der ganz aus Eisen besteht und wie ein langer Bleistift in die Lüfte ragt. Er wurde erst 1845 aufgesetzt und macht seinem „Erfinder" alle Ehre. Die Domkirche, hochgotisch mit herrlichen Gewölben, ist innerlich schrecklich verzopft.

Am schönsten ist die Stadt auf ihren Plätzen, dem „großen Platz" und dem „Krautmarkt", wo alte Häuser an alte Zeiten und an ein wohlhäbiges Bürgertum erinnern.

In einer beispiellosen Maihitze, die alles vertrocknet hatte auf der Flur, wanderte ich mittags wieder nach Königsfeld, um am Nachmittag mit der Gräfin Festetits nochmals durch Brünn nach dem „Schreibwald" zu fahren, wohin die Brünner zur Sommerszeit ihre Ausflüge machen. Interessanter als der Schreibwald, über den wenig zu schreiben wäre, war mir die Unterhaltung mit der Gräfin.

Diese Dame hat mir vor allem imponiert durch ihr anspruchsloses, ich möchte sagen bürgerliches Wesen. Man trifft in unserer Zeit so viele blasierte Menschen, besonders in höheren Ständen, daß es einem wohltut, auch noch natürliche, ungezwungene Charaktere zu finden. Und zu diesen gehört die Gräfin Festetits, von der ich überzeugt bin, daß

sie allgemein beliebt ist in allen Kreisen, die unter und neben ihr leben und wirken in jenem schönen Winkel Niederösterreichs.

Aber daß man auch ungezwungen recht vornehm sein kann, das bewies mir die Gräfin Schaffgotsch, Mutter, eine greise Dame von einer aristokratischen Feinheit, die mir eigentlich ebenso Respekt abzwang, wie die bürgerliche Herablassung der Gräfin Festetits. Sie war eben früher Oberhofmeisterin in Wien gewesen und das erklärt ihr höfisch feines Wesen.

Meine „Freundin" Gräfin Oktavie ist trotz ihrer höhern Jahre ein Kind geblieben, das beste, was einem Menschen passieren kann. Sie betet und liest und schreibt den Tag über und schaut Welt und Menschen nebenbei mit Kinderaugen an. Selig, wer das noch kann! —

Als geborener und erzogener Bäckerbub und Halbproletarier hat mich im Schlosse zu Königsfeld nicht wenig angezogen der alte, treue Kammerdiener Simpert. Der Mann hat das gutmütigste, treuherzigste Gesicht, das nur ein Deutsch-Mähre haben kann. Er ist, wie es den allermeisten gutmütig dreinschauenden Menschen eigen ist, kein Denker, aber das dürfte bei seinem Beruf auch gar nicht nötig sein. Alle denkenden und darum oft in Politik machenden Kammerdiener waren von jeher das Unglück ihrer „allerhöchsten Herrschaften".

Dies Unglück ist bei Simpert, dem Gerechten, nicht zu fürchten. Von ihm würde der alte Hirscher, mein Lehrer in der Moral, gesagt haben: „Der Mann ist gutmütig und auch gut." Er ist geborener Deutsch-Mähre, verlor seinen Vater schon im dritten Lebensjahre und kam zwölfjährig zu einem Bauer. Nach vier Jahren trat er als Knecht in ein böhmisches (mährisches) Dorf, um „böhmisch" zu lernen.

Noch vollendeten Sprachstudien kehrte der Kluge wieder zum alten Herrn zurück und diente ehrlich deutsch weiter, bis er zu einem polnischen Regiment als Soldat gezogen

wurde. Hier diente er zwei Jahre als Gemeiner, ein Jahr als Gefreiter und sieben als Korporal.

Nach zehn friedlichen Militärjahren heiratete er eine Witwe in Königsfeld, die ein kleines Besitztum hatte. 1850 kam er zum verstorbenen Grafen Schaffgotsch als Taglöhner in den Garten und avancierte bis 1862 erst zum Hausknecht und dann zum Diener. Nebenher nahm er drei Weiber, das dritte hat er noch.

In sein Leben fiel nur ein wichtiges Ereignis, das Jahr 1866. Damals floh er, als die Preußen in Brünn einzogen, mit seiner Herrschaft nach Ungarn. Von da mußte er auf mühsamen Wegen, weil die Bahnen gesperrt waren, durch Steppen und Wälder das Gepäck der Herrschaft wieder heimbringen. Das ist die einzige Lebensunruhe dieses glücklichen Menschen gewesen.

Von seinen Kindern lebt nur eines, ein Bub, der Schusterlehrling ist. Und an dem übt der Alte eine Großtat, um derentwillen er allein genannt werden muß.

Der Junge ist in die „böhmische" Schule des Dorfes gegangen und seine Mutter ist stockböhmisch, wie alle Königsfelder. Da hat der brave, deutsche Simpert, der in seiner Jugend selbst nur wenige Jahre einmal täglich in die Schule gekommen ist, seinen Sohn mit aller Mühe deutsch lesen und schreiben gelehrt. Und heute noch sitzt er, die Pfeife schmauchend, jeden Sonntag neben dem Schusterjungen, der ihm das Evangelium deutsch lesen muß, damit er in der Übung bleibe.

Dabei hat der Siebziger den sechzehnjährigen Buben strenge in der Ehrfurcht vor dem Vater erzogen. So oft er zum Vater kommt, küßt er diesem die Hand und gibt ihm dann noch einen Kuß.

Daß der brave Mann sein Deutschtum so hoch hält, dafür verdient der alte Soldat einen Orden und hätte ihn im stillen, mühevollen Kampfe gegen das Slaventum weit eher verdient, als gar viele Leute, die einen Orden

als eine Art billigen Trinkgeldes erhalten für Komplimente und Serviteursdienste. —

Trotzdem ich mich dem Alten im Gespräch **al pari** stellte, so behandelte er mich mit dem größten Respekt und wurde, so gerne ich es gehabt hätte, nicht „populär" mir gegenüber. Als eine Postkarte meiner Schwester mich hier einholte, präsentierte er mir dieselbe auf einem silbernen Teller. Er wollte es aber nicht begreifen, als ich ihm lachend sagte, diese Zeremonie wäre bei mir nicht am Platze gewesen.

Am alten Simpert aber hab' ich wieder einmal die längst feststehende Wahrheit bestätigt gefunden, daß im Volke, still und unerkannt, noch mancher brave, deutsche Mann wohnt. —

5.

Am dritten Tage trieb meine Unruhe mich aus der Karthause und dem vornehmen, stillen Damenkreise wieder in die Welt hinein. Ich fuhr die 254 Kilometer von Brünn nach Prag in einer Tour ab. Das Land ist weit schöner, als das von Wien nach Brünn. Gleich hinter der Hauptstadt Mährens verengt sich das Tal der Zittawa zu einer Romantik, die dem felsigsten Schwarzwaldtale alle Ehre machen würde. Das Tal der Zittawa hat aber vor unseren Waldtälern noch das voraus, daß es weit mehr Fabriken zeigt und damit der Bevölkerung mehr Verdienst bringt. Gewaltige Eisenhütten und um sie herum ganze Arbeiterkolonien in kleinen Häuschen zeigen sich überall.

Malerisch liegen an der Bahn hin die Orte Skalitz, Letowitz, die alte Fabrikstadt Zwittau und Brandeis mit seinen Schloßtrümmern, einst Sitz „der böhmischen Brüder". Ruinen, Schlösser, Felsen wechseln mit bewaldeten und reizenden Taleinschnitten.

Hinter Pardubitz kommen wir an die Elbe, die ich zum erstenmal im Leben sah und mir stets als einen langweiligen, durch kahle Ebenen sich fortwälzenden Fluß gedacht hatte.

Um so freudiger überraschte mich die Lieblichkeit ihrer Ufer, wie der Rhein in seinem Laufe oberhalb Mainz sie kaum aufweisen kann, und ich begriff jetzt, warum an ihr so mancher Dichter wuchs.

Bei Kolin, wo Friedrich der Große am 18. Juni 1757 ausnahmsweise einmal von den Österreichern geschlagen worden war, sah ich, angesichts der schönen Elbgegend, ein, warum der große Preußenkönig so starken Appetit zeigte nach den österreichischen Landen seiner Nachbarschaft. —

Aber auch das gefiel mir, daß die Eisenbahnverwaltung zwischen Prag und Wien Restaurationswagen führt, die es einem möglich machen, während behaglichen Dinierens die schönen Stücke böhmischer Erde an sich vorbeifliegen zu sehen.

Bei Böhmischbrod hatte ich Gelegenheit, an den Hussitenführer Prokop mich zu erinnern, den wir als Studenten so oft besangen in dem bekannten Lied: „Die Hussiten zogen vor Naumburg." Hier fand 1434 jene große Schlacht statt, welche die Hussiten ihrer beiden Führer, Prokop des Großen und Prokop des Kleinen, beraubte und ihre Sache mitbegrub.

Es waren beklagenswerte Zeiten für Böhmen und die katholische Kirche in diesem Lande, jene Hussitenkriege, und doch ist es, nur die Tapferkeit Ziskas und der eben genannten Führer angesehen, leicht begreiflich, warum jene Männer heute noch im böhmischen Volke als sagenhaft verklärte Helden fortleben. Wir aber dürfen Gott danken, daß die Zeiten vorüber sind, in denen man Andersgläubige in blutigen Kriegen bekämpft hat. —

Ich glaube, es war sechs Uhr abends, als der Zug mich in Prag absetzte. Ein Mitreisender hatte mir geraten, in kein tschechisches Gasthaus zu gehen, was mich reizte, es gerade zu tun, um zu sehen, ob die Tschechen das deutsche Geld auch so verachten, wie den Deutschen.

Mein Dienstmann bekam daher den Auftrag, mich ins

nächste beste tschechische Hotel zu führen. Es war das Hotel de Saxe in der Hybernergasse unweit des Staatsbahnhofs.

Ich hatte mich in meiner alten Praxis, die Gasthäuser nie nach der Partei und der Religion zu wählen, nicht getäuscht. Ich war in jeder Beziehung vortrefflich aufgehoben, weit besser, als in Wien.

Ich machte mich alsbald auf den Marsch, um am Abend noch ein Stück Stadt zu sehen. Prag ist in seiner Art die schönste Stadt, die ich in deutschen und österreichischen Landen gesehen. Man macht z. B. in Süddeutschland so viel Wesens aus Heidelberg, das als Stadt nichts weniger als schön ist und mit Prag so wenig einen Vergleich aushalten kann, als ein Medizinglas mit dem Heidelberger Faß.

Zwischen hohen, durch tiefe Risse unter sich getrennten Bergen drängt sich langsam die Moldau durch — und rechts und links an ihren Ufern, an den Bergen hinauf und in die Talrisse hinein, baute sich die Stadt Prag mit ihren vielen gotischen Türmen, Toren und Häusern — das Prachtbild einer alten, ich möchte sagen, deutschen Stadt. Denn die Glanzzeit Prags fällt in die Tage der böhmischen Könige aus dem deutschen Hause Luxemburg, und die schönste Kirche der Altstadt, die Taynkirche, haben in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts deutsche Kaufleute bauen lassen.

Ich besuchte am Abend noch diese einstige Hauptkirche der Hussiten am „großen Ring", das Rathaus und die Karlsbrücke. Herrliche Kirchen und gotische Rathäuser waren mir nichts Neues, wohl aber ging mir die Seele neu auf, als ich auf der von 1357—1507 erbauten Karlsbrücke stand mit ihren Türmen, Bogen und den vielen Standbildern von Heiligen; unter ihnen als Hauptfigur der heilige Nepomuk. Eine kleine Platte auf der Deckmauer der Brücke bezeichnet die Stelle, wo der Brückenheilige angeblich hinabgeworfen worden war. „St. Nepomuk auf der Pragener Bruck" ist ein Wallfahrtspunkt, den jährlich viele Tausende von Gläubigen aus Böhmen, Mähren und Ungarn besuchen, namentlich an

seinem Namensfest, dem 16. Mai. Aber jeden Augenblick kann man sehen, wie fromme Verehrer ehrfurchtsvoll des Heiligen eherne Füße küssen.

Am andern Morgen schritt ich zeitig wieder über diese einzigschöne Brücke, um den ihr gegenüber sich erhebenden Hradschin, das Kapitol Prags, zu besteigen. Auf ihm erheben sich die ausgedehnten Gebäude der königlichen Burg, hinter dieser der Dom, die St. Georgskirche und das adelige Fräuleinstift mit seiner prächtigen Aussicht auf die Stadt. Diese Gebäude sind im Osten des Platzes. Auf der Nordseite stehen der erzbischöfliche Palast und Paläste alter böhmischer Familien, wie Schwarzenberg, Sternberg und andere.

Von all diesen Dingen gefiel mir allein der Dom. Er besteht nur aus einem, 1385 von Peter Arler von Gmünd vollendeten großen Chor, aber dieser Chor ist großartig und innen und außen ein Prachtstück der Hochgotik. Er erinnerte mich an die Kathedrale in Narbonne, die auch nur im Chor vollendet ist und so sehr dem Prager Dom gleicht, daß man glaubt, es habe ein Bau dem andern als Muster gedient.

Der Dom ist der Begräbnisort der böhmischen Könige, unter ihnen Karl IV. und Georg Podiebrad. In der Wenzelskapelle findet sich das Grabmal des heiligen Königs Wenzel, mit St. Nepomuk der Lieblingsheilige der Böhmen, weshalb jeder dritte Böhme Wenzel heißt. Das Grabmal des heiligen Nepomuk ist wilder Zopfstyl aus dem vorigen Jahrhundert, aber reich an Silber. Sonst enthält der Dom noch viele Grabdenkmäler von Kunstwert.

Während ich in demselben umherging, kam der Erzbischof mit seinem ganzen Klerus und den Seminaristen von der Bittprozession — es war Bittwoche — in die Kirche zurück; eine stattliche Schar ging dem noch stattlicheren, hochgewachsenen Erzbischof, einem Grafen Schönborn, voraus. Alle sangen sehr schön, was man nicht immer sagen kann, wenn viele Geistliche ohne Orgel singen. Daß auch der

Oberhirte sich an dieser Bittprozession beteiligte, was sonst nicht üblich ist, machte auf mich den besten Eindruck. —

Nördlich vom Hradschin auf der gleichen, langgestreckten Höhe liegt das Kapuzinerkloster mit seiner Lorettokapelle, in welcher die glänzenden Votivgeschenke des böhmischen Adels von einem Kapuziner gezeigt werden. Etwas weiter oben, auf dem höchsten Punkte der Stadt, erhebt sich das reiche Prämonstratenserstift Strahow. Die Kirche kam mir mehr reich als geschmack- und stylvoll vor; die Bibliothek, in die ein gar freundlicher Pater mich führte, schien mir sehr elegant, aber mehr fürs Auge als fürs Studieren eingerichtet.

Die Aussicht vom Klostergarten auf Prag und die weite Landschaft bis zum Riesengebirge ist großartig und macht Strahow zu einem wahren Klosteredelsitz. —

Ich bin, nachdem ich den Hradschin und Strahow besucht, noch ein und einen halben Tag durch die Stadt und die Vorstädte gezogen — durch die Altstadt, durch die stille, schmutzige Judenstadt, nach Karolinental, über Zizkow, Weinberge und Wischehrad, habe die alten Paläste des böhmischen Adels am Fuße des Hradschin gesehen, bin vor den Denkmälern Karls IV. und Radetzkys gestanden, las in den Zeitungen der Restaurants deutsche und deutschfeindliche Blätter, und hab' mich eigentlich bei den letztern geärgert, daß die Böhmen vergessen, was deutsches Wesen ihrer Hauptstadt getan hat, vergessen, daß Karl IV. hier die erste deutsche Universität gegründet und Prag dadurch berühmt gemacht hat.

Freilich sollen die heutigen Deutschen in Böhmen auch darnach sein, liberal und kulturkämpferisch, und so ist es zu erklären, warum sie im Lande so viele Gegner haben, vorab im Adel und im Klerus.

Es kam mir übrigens, da ich auf meinen Streifzügen die Denkmäler Alt-Prags und vor mir immer wieder die unvergleichlich schöne Stadt sah, der Gedanke, daß man es den

Tschechen eigentlich nicht verübeln könne, wenn sie sich als eine große Nation fühlen.

Wer die Geschichte Böhmens von Palacky je gelesen hat, wird wissen, daß dies Volk eine ruhmreiche Geschichte hat und sich damit sehen lassen kann.

Wir biederen Deutschen singen aus allen Kehlen: „Deutschland, Deutschland über Alles“; warum sollen nicht auch die Böhmen und die Magyaren ähnlich singen? Was dem einen lieb ist, das muß dem andern recht sein.

Es ist zwar schön, wenn die Nationen als solche sich zusammentun, aber es ist auch ein gefährlich' Ding um den Nationalkultus. Dieser ist unchristlich und führt zur altheidnischen Feindschaft der einzelnen Völker, wovon wir uns täglich überzeugen können. —

Vom Westbahnhof aus, der eine halbe Tagreise von meinem Hotel entfernt lag, verließ ich am dritten Tag in aller Frühe die Hauptstadt Böhmens, um gen Nürnberg zu fahren. Die Fahrt durch die Täler der Moldau, der Beraun und der Litawka ist hochinteressant. Felsen und Wasser machen sie malerisch, und Burgen und Ruinen erinnern an alte Namen der böhmisch-deutschen Geschichte; unter ihnen besonders im Berauntal die Burgveste Karlstein, erbaut von Karl IV., Kaiser von Deutschland und König von Böhmen, als Schatzhaus für die böhmische Königskrone und als Archiv für die wichtigsten Staatspapiere.

Auch Tusnik passierten wir. Ein Ritter Benesch von Tusnik erhielt einst von Kaiser Wenzel als heimgefallenes Reichslehen meinen Geburtsort Haslach im Kinzigtal, verkaufte das ferngelegene Städtchen aber bald an das Hochstift Straßburg.

Ein Beamter der böhmischen Westbahn, ehedem Offizier, Namens Gottwald, fuhr mit mir von Prag bis Nürnberg und machte freundlich den Cicerone. Er sagte mir auch, daß das meiste Land, das wir sahen, und vorab die vielen Eisen- und Kohlenwerke Privatbesitz seien und daß

an die Arbeiter auf dem Felde wie in den Eisenhütten wahre Hungerlöhne bezahlt würden. Das Volk aber sei zu religiös und zu sehr an Armut gewöhnt, um sozialdemokratisch zu werden.

Es sind Juden und Judenchristen, Adelige und bürgerliche Herren, denen die großen Werke gehören, und die es eben machen werden, wie anderswo auch, möglichst geringen Lohn zahlen, um möglichst hohe Prozente einzustecken und das Geld in süßem Lebensgenuß aufgehen zu lassen. Und das ist der Punkt, wo die Sozialdemokratie vielfach im Rechte ist.

Manche Arbeiter, so sagte mir mein Gewährsmann, seien gut bezahlt und könnten auskommen. Sie verlangten aber trotzdem noch mehr Lohn und weniger Arbeit, damit sie mehr Zeit hätten zum Wirtshaussitzen und zum Krakeelen. Große Arbeiterklassen aber seien miserabel bezahlt und würden vom Kapital ausgebeutet. Auf ihrer Seite muß jeder stehen, der Sinn hat für Gerechtigkeit. Aber weder die Arbeitgeber noch die Staaten tun Erhebliches, um diesen Mißständen abzuhelfen, und darum wird die soziale Revolution auch in der Richtung nicht ausbleiben.

In der französischen Revolution haben die „Bourgeois" ihre Rechte geholt, welche Adel und Geistlichkeit ihnen vorenthielten. In der kommenden sozialen Umwälzung wird der vierte Stand seine Rechte holen — vom Bourgeois und von der Bureaukratie. Die üppig gewordene Bourgeoisie behandelt vielfach den „Ouvrier" (Arbeiter), wie sie selber einst von den zwei andern privilegierten Ständen traktiert wurde.

Doch wir wollen hier über dieses Thema nicht weiter räsonieren. Wer derlei Dinge bespricht, kommt gleich in den Verdacht und ins Geschrei bei gewissen Zeitungen, die von Aufreizung zum Klassenhaß reden, wenn man nicht unter allen Umständen zur Bourgeoisie und zum Kapital steht. —

Von Pilsen weg wird die Gegend eben und kahl bis zum Böhmerwald, der ganz unserm Schwarzwald gleicht und nur vereinsamter und weniger bewohnt erscheint.

Zu Fürth im bayerischen Walde nimmt uns das deutsche Vaterland wieder auf und begrüßt uns in der Restauration mit einem bayerischen Riesenknödel, der wie ein Fels in der Fleischbrühe sitzt. Mein Begleiter, hier wohlbekannt, garantiert für meine Ehrlichkeit und hilft mir über die lästige Zollrevision hinaus.

Gute zwölf Stunden hat man auf dem Bahnzug abzusitzen von Prag bis Nürnberg, ein halbes Martyrium in unserer Zeit, in der man die wochenlangen Reisen auf den Postwagen längst vergessen hat.

Ich betrat heute die Stadt Nürnberg zum ersten Male und nahm mein Quartier unweit vom Bahnhof im „Württemberger Hof". Sie ist in der deutschen Welt jedermann bekannt durch den Nürnberger Trichter und ihre im Mittelalter noch berühmteren Pfefferkuchen, jedem Kunstfreunde außerdem durch den Glanz ihres alten Kunstgewerbes.

Ich durchwanderte sie noch am Abend. Daß diese in ihrer Art einzig erhaltene Reichsstadt nicht den verdienten Eindruck auf mich machte, daran war Prag schuld, mit dem sich Nürnberg in Lage und Gestaltung nicht messen darf.

Die gotischen Kirchen dieser Stadt gewinnen dadurch ungemein, daß die Nürnberger bei all ihrer Stürmerei in der Reformationszeit dieselben nicht „ausweideten", sondern alles, was Kunst hieß, stehen ließen, auch wenn es spezifisch katholisch war. So sah ich heute noch St. Lorenz und St. Jakob und bewunderte die Kunstgebilde der alten Nürnberger Meister.

Der erste Gang am Morgen galt der Burg, die mir am meisten gefiel, ihres Baues und ihrer Aussicht wegen über Stadt und Land. Kaiser Konrad hat sie 1024 gegründet und Friedrich Barbarossa sie erweitert. Sie schaut bis heute auf ein schönes Stück deutscher Geschichte zurück.

Eine Episode aus dieser Geschichte trat mir besonders lebhaft vor die Seele, jene, da Wallenstein und Gustav Adolf, 1632, monatelang mit ihren gesamten Streitkräften vor Nürnberg sich gegenüberlagen.

Keiner wagte zum entscheidenden Streiche auszuholen, weil einer der großen Feldherrn den andern fürchtete. Ganz Europa blickte damals auf Nürnberg. Nach 76 Tagen, die in beiden Lagern mehr Leute durch Seuchen und Krankheiten weggerafft hatten, als die blutigste Schlacht, zog der Schwede ab und ihm nach der Friedländer.

Im Lager zu Nürnberg ließ Gustav Adolf seinen Plan durchblicken, mit Hilfe der Reichsstädte ein neues Deutsches Reich zu gründen.

Beide große Männer, Wallenstein und Gustav, wollten die Fürsten abtun und Deutschland einigen, der letztere unter sich, der erstere unter dem alten Kaiserhaus. Daß es Wallenstein nicht gelang, daran war die tödliche Eifersucht Bayerns schuld. Und Rom war es, das den Kurfürsten von Bayern gegen Österreich ausspielte.

Der große Geschichtschreiber Gfrörer meint zwar, man müsse Rom dafür Dank wissen, denn es habe dem Abendland seine Unabhängigkeit bewahrt. „Hätte Wallenstein seine Absichten erreicht, so würde er über die Franzosen hergefallen sein und die alten Rechte des Reichs an Italien hervorgesucht, auch Anlaß gefunden haben, mit den Dänen und Schweden und den Briten anzubinden. Krieg auf Krieg wäre gefolgt und Europa zuletzt einer fürchterlichen Militärdespotie verfallen."

„Hätte Gustav gesiegt," meint Gfrörer weiter, „und wäre am Leben geblieben, es wäre wohl ähnlich gekommen."

Ich bin nicht der Ansicht meines einstigen Lehrers Gfrörer und hätte, wie schon im ersten Bande dieser Blätter gesagt, dem Wallenstein ein anderes Los gewünscht. Ich bedauerte, weder in Wien noch in Prag ein Denkmal an den großen Mann getroffen zu haben. —

Von der Burg herabgestiegen, besuchte ich draußen auf dem Johanniskirchhof die Gräber der großen Nürnberger Friedens- und Kunstmänner Albrecht Dürer, Wenzel Jamnitzer, Veit Stoß, Wilibald Pirckheimer u. a. Sie haben meist einfache Grabplatten aus Bronze. Daß die Gräber dieses Totenfeldes mit Nummern versehen sind, finde ich geschmack- und pietätlos zugleich.

In Staunen versetzte mich, in die Stadt zurückgekehrt, das Germanische Nationalmuseum durch eine Reichhaltigkeit, die ich nie geahnt hätte. Diese Sammlung ist ein großartiger Wegweiser durch die deutsche Kulturgeschichte und macht dem deutschen Volke mehr Ehre, als alle blutigen Kriegs- und Siegestrophäen.

Daß Hans Sachs in der Nähe seines Hauses ein Monument gefunden, auf dem der ehrsame Schuhmacher mit seinem biedern deutschen Meisterkopf sitzt, hat mich gefreut.

Nürnberg ist, nach seinem Niedergang als Großhandelsstadt des Mittelalters, in unsern Tagen, unter bayerischer Herrschaft, wieder eine gewerbreiche, wohlhäbige Handelsstadt geworden. Aber der alte Glanz und die alte Blütezeit des 15. und 16. Jahrhunderts werden nie mehr kommen.

Selten wird eine Stadt den Fremdling so melancholisch stimmen, wie Nürnberg. Weil es heute Industriestadt ist, sind seine Straßen tagsüber tot, und dazu schaut eine alte, große Vergangenheit aus allen Häusern und erinnert an die Hinfälligkeit des Irdischen. —

Den folgenden Tag fuhr ich über Ansbach und Ulm dem Bodensee zu. Die Bahn zieht in Ansbach am Park hin, in welchem 1833 „der Unbekannte von einem Unbekannten ermordet wurde". Ich dachte einen Augenblick an die dunkle Kaspar Hauser-Geschichte, der ich auch schon nachgespürt habe — mit dem Resultate, daß in Kaspar Hauser zweifellos jemand aus der Welt geschafft wurde, der zu Höherem bestimmt war.

Aber ich dachte auch an den Lieblingsdichter meiner

Studienzeit, der in Ansbach geboren ward, an Platen. Ludwig I. von Bayern hat ihn bekanntlich „die Tulpe im deutschen Dichtergarten" genannt; Heine hat dieser Tulpe aber die Farbe etwas zu stark abgewaschen, und auch mein Lieblingsdichter ist Platen längst nicht mehr. —

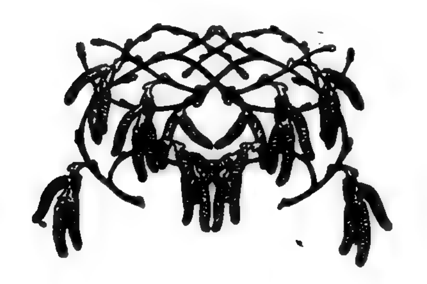
In den Tälern der Jagst und des Kocher, bei Ellwangen und Aalen, fand ich, daß dieses württembergische Hinterland, welches ich mir bisher als sehr öde vorgestellt, auch seine Lieblichkeit und seine Reize hat. In Heidenheim aber, im freundlichen Brenztale, meinte ich, es sei doch wieder ein Schwabenstreich gewesen, daß man hier 1822 noch das Schloß Hellenstein, dessen Trümmer allein heute das Städtchen malerisch machen, abgebrochen hat. Doch die zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts waren überhaupt und überall reich an Schwabenstreichen. Es beeilten sich damals auch die kleinen, noch befestigten Städtchen in Baden, ihre alten Stadttore und Mauern niederzulegen, damit die Frachtfuhrleute besser durchkämen. Heute schauen sie dafür drein wie ausgenommene Vogelnester, und die Fuhrleute hat die Eisenbahn längst von der Landstraße weggefegt.

Schon am Nachmittag war ich in Buchhorn-Friedrichshafen am Bodensee. Unter lieben, alten Bekannten saß ich am Abend im „Drei König"; neben mir der höflichste, feinste und liebenswürdigste Pfarrer des ganzen Schwabenlandes, Ege. Dieser Herr ist die „Gentillesse" zu Pferd, und passen wir zwei in der Beziehung zusammen wie ein Kanarienvogel zu einem Eisbären. Allzuhöfliche Leute sind in der Regel billige Denker, Freund Ege macht aber eine Ausnahme, er ist ebenso gescheit und unterrichtet als höflich, und das will viel heißen.

In der Frühe des kommenden Tages brachte mich das Dampfschiff noch für einige Stunden in mein unvergeßliches Seedörfchen und zu meinen Hagnauern. Doch da das Pfarrhäuschen nicht mehr mein ist, fühlte ich mich fremd in der alten Heimat, wie ein Mensch, der im angestammten

Dorfe kein Vaterhaus mehr hat. Drum zog ich bald wieder davon und, nicht ohne Wehmut, über den See nach Konstanz und von da in der Nacht noch nach Freiburg in mein neues Heim. Die Rundreise war zu Ende. —

Wenn ich aber heute, im Sommer 1911, wo ich diese Erzählung wieder gelesen, an jene Reise zurückdenke, so trübt mir die Erinnerung an jene Tage die Tatsache, daß alle Personen, mit denen ich in jener Zeit zusammentraf, tot sind mit ganz wenigen Ausnahmen. Es leben nur noch in Stuttgart der Hofrat und Leibarzt a. D. Stiegele und seine Frau „Amélie", in Wien einsam und in hoher Frömmigkeit in der Riemergasse die Gräfin Oktavie Schaffgotsch und in Rottenburg am Neckar der eben genannte ehemalige Stadtpfarrer Ege — als Generalvikar und Domdekan. Er soll aber dienstlich nicht mehr so liebenswürdig sein wie einst. Es ist das eine der Schattenseiten der Hierarchie. Mir aber, der ich religiös und politisch als Ketzer gelte, hat er die alte Liebenswürdigkeit trotzdem bis heute bewahrt. —







Bauernblut



Heinrich Hansjakob
Ausgewählte Schriften

Volksausgabe

Neunter Band

Bauernblut



Stuttgart
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1911.

Bauernblut

von

Heinrich Hansjakob

1.—6. Tausend.



Stuttgart
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1911.

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Inhaltsverzeichnis.

Vorwort.

„Blut," sagt Goethes Mephisto, „ist ein ganz besonderer Saft." Und ich sage: Bauernblut ist ein Saft von ganz besonderer Kraft. Bauernblut ist der Kitt, der heutzutage allein noch die bestehende Ordnung in der menschlichen Gesellschaft aufrechterhält und vor Revolution bewahrt; es ist der Saft, mit dem Könige und Kaiser, Fürsten und Herren ihre Kinder aufziehen lassen und so vor Siechtum und Tod retten; es ist der Saft, der, vor allem auf den Schlachtfeldern vergossen, die Geschicke der Völker färbt und die Nationen fesselt oder frei macht.

Bauernblut ist also ein kostbares und ein wichtiges Ding in der menschlichen Gesellschaft. Blut spielt aber nicht bloß in der Geschichte, sondern auch im Volksglauben eine große Rolle. Das Wort bluot bedeutet in der althochdeutschen Sprache sowohl Blüte als Blut. Warum? Weil das Blut die Blüte des Lebens, die Seele ist, wie schon die heilige Schrift sagt: „Des Leibes Seele ist im Blute" (Lev. 17,11) und „das Blut gilt für die Seele" (Deuteron. 12, 23).

Darum hat bei den Opfern der Menschheit von jeher das Blut eine so große Rolle gespielt, und wer dem Teufel seine Seele verschreiben will, tut es nach der deutschen Volkssage mit Tinte vom eigenen Blut.

Und die bekannte Redensart: „Es ist in Fleisch und Blut übergegangen," will nichts anderes sagen als: es ist

etwas aufgenommen in Leib und Seele. Also auch hier Blut gleich Seele.

Im Bauernblut liegt demnach des Bauern Seele, und wenn ich die nachstehenden Erzählungen „Bauernblut" nenne, so wird der freundliche Leser nach dieser Darlegung leicht begreifen, was ich mit diesem „unappetitlichen" Titel sagen will. Ich will sagen: Die folgenden Geschichten sollen dartun, was im Blute, in der Seele von Naturmenschen alles gelegen ist, welche Fähigkeiten, welche Eigenschaften, welche Tugenden und Laster, wozu ich dann noch bisweilen meinen eigenen Senf gebe.

Bauernblut ist also bei mir diesmal nur ein anderer Titel für „Wilde Kirschen" und „Schneeballen".

Daß ich noch zu derartigen Geschichten meine Bemerkungen oder, wie eine Zeitung es genannt hat, meine „Schlenkerer" mache, das will ich, weil dieselben so oft in kritischer Diskussion stehen, jetzt auch einmal erklären.

Wenn ein Schreiner einen Kasten macht, so gibt er von sich nichts dazu, und wenn der Kasten fertig ist, ist vom Schreiner nichts darin. Wir sehen dem Kasten deshalb weder an, ob sein Meister Leim groß oder klein, demokratisch oder nationalliberal, reich oder arm, noch ob er ein zufriedener oder unzufriedener, ein stiller oder ein krakeelender Mann ist.

Ich mache nun meine Bücher nicht, wie ein Schreiner seine Kasten und Kommoden, ich will auch dabei und darin sein. Ja, in gewissem Sinn möchte ich sagen: „Das Buch bin ich!" Der Held der Erzählung gibt mir oft nur die Form ab, in die ich meine Gedanken und „Bosheiten" hineinschreibe.

Denn ich bin Pfarrer und Prediger und in letzter Eigenschaft amtlich gewohnt, an den vorliegenden Text stets Nutzanwendungen zu knüpfen. Diese Gewohnheit trägt sich naturgemäß auch auf meine Bücher über.

So viel über die Schlenkerer.

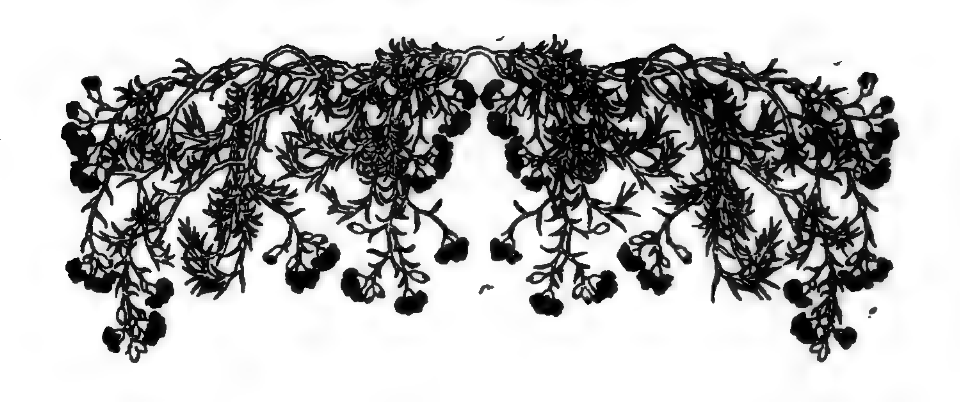
Ferner tadeln die Kritiker bisweilen, daß ich schlecht komponiere und allerlei untereinander erzähle. Haben denn

diese Herren noch nie einen Mann vom Volk erzählen hören? Der nimmt, wenn ihm im Anschluß an das, was er erzählt, eine andere Person in den Sinn kommt, auch diese vor und erzählt zwischenhinein auch von ihr. So erzählt der Bauer, so erzählten mein Großvater und mein Vater, und so erzähle auch ich. Und paßt diese Art zu erzählen nicht gerade für Geschichten aus dem Volk? Werden diese nicht gerade dadurch echter und volkstümlicher? Muß denn alles erzählt werden, wie es in Büchern über Grammatik und Rhetorik in Schulen gelehrt wird? Ich will nichts wissen, nicht einmal wenn ich predige, von der grauen Theorie, sondern gehe überall dem Leben und der Praxis nach.

Also bitte ich meine Leser, mich und meine Bücher zu nehmen, wie wir sind. Es muß auch Schriftsteller meiner Sorte geben, und die deutsche Literatur hat ja Raum für alle und für allerlei Bücherschreiber.

Freiburg, im Januar 1896.

Hansjakob.



Der Graf Magga.

1.

In der Mitte der vierziger Jahre, da ich noch ein Knabe war, fuhr zur Sommerszeit an Sonntagen öfters ein elegantes Gespann vor das „Kreuz" in Hasle, wo alle herrschaftlichen Wagen anzuhalten pflegten. Aus dem Coupé schwang sich ein hochgewachsener, junger Mann, den der Kreuzwirt und sein Hausknecht respektvoll grüßten. Gleich darauf tändelte der Angekommene stolz durch die Straßen von Alt-Hasle, bald hier bald dort mit einem bekannten bessern Bürger redend oder mit einer Bürgerstochter scherzend.

Regelmäßig kam er auch zu meiner Großmutter, die dazumal noch zwei ledige Töchter, meine „Tanten", hatte, und unterhielt sich mit diesen Haslacher Schönen wie ein vornehmer Herr. Ich sehe die beiden Weibsleute heute noch vergnügt und verliebt lächeln, wenn der schlanke, schwarze „Fitzer" mit ihnen sprach.

Mir und anderen Buben sagte man damals weiter nichts, als daß der vornehme Herr „der Graf Magga und aus dem Nachbarstädtle Zell" wäre. So viel wußten wir auch schon, daß ein Graf mehr sei als ein Bur oder Bürgers-

mann, ja noch mehr als ein Oberamtmann, und wir schauten bewunderungsvoll an dem Herrn Grafen hinauf. Daß er aber von Zell sein sollte, dieser Graf, wollte uns nicht recht einleuchten.

In diesem Nachbarstädtle waren wir alle schon gewesen als Wallfahrer bei der Mutter Gottes „zu den Ketten", und die Repräsentanten von Zell, der „Bäre-Metzger" und der „Fischer-Metzger", die nach Hasle aufs Gai kamen und fette Schweine und Kühe kauften, sahen auch nicht vornehmer drein als ein Haslacher Bürger. Bisweilen fuhr auch der Porzellan-Fabrikant Lenz von Zell mit stolzen Braunen in oder durch unser Städtle und erzielte unsern Respekt, aber daß es dort ganz vornehme Herren, Grafen, gebe, wollte uns wunderlich scheinen.

Jahr und Tag später, wir Buben waren größer geworden und hatten dem Grafen Magga wieder einmal respektvoll nachgeschaut, wie er in dem hochfeinen Zweispänner des Fabrikanten Lenz vom Gasthaus zum Kreuz talabwärts wegfuhr, fragten wir den Hafner Haberstroh „in der vorderen Gaß", einen der geistreichsten Alt-Haslacher, ob der Graf Magga ein rechter Graf sei. Da antwortete ziemlich entrüstet der Hafnermeister, welcher stets nur im reinsten Hochdeutsch redete: „Der ist ein Graf wie ich. Ein Hafnersbub ist er von Haus aus, und ein Hafner ist er geworden und ist's heute noch." Eine weitere Erklärung gab unser stolzer Hafner nicht ab, wie er sich überhaupt nicht mit kleinen Buben in ein Gespräch einließ.

Unser Staunen wuchs. Doch Kinderspiel und Buben-Zeitvertreib brachten uns im nächsten Augenblick schon wieder von unserer Neugierde ab, und der Graf Magga war vergessen, ehe wir, ein jeder in sein Elternhaus, heimkehrten.

In nicht zu ferner Zeit kam der Graf Magga wieder einmal während meiner Knabenzeit nach Hasle. Ich war schon angehender Kaufmannslehrling bei der Großmutter und durfte Zucker verklopfen. Die eine Tante war indes ver-

heiratet worden, die andere, die Auguste, noch zu haben. Wieder kam der Graf in der Großmutter Haus und schäkerte in der Stube mit der dunkelbraunen Tante; mir fiel jetzt des Hafners Ausspruch ein.

Als der Galant weg war und die Tante in den Laden kam, wo ich mit der Großmutter mich befand, fragte ich die Schwester meiner Mutter: „Ist es wahr, ist der Herr kein rechter Graf, sondern nur ein Hafner, wie der Hafner in der vorderen Gaß behauptet?" Gereizt gab sie zur Antwort: „Ein Modelleur und Künstler ist er, aber kein Hafner." Die Tante hatte im Villinger Kloster studiert und konnte mit Worten wie Modelleur und Künstler spielend umgehen, während beide Worte mir spanische Dörfer waren, und nach deren Bedeutung fragen wollte ich nicht; denn sie spie Gift aus ihren schwarzen Augen.

Die Großmutter aber meinte: „Der Graf Magga setzt euch Haslacher Maidlen nur Mucken in Kopf und lacht euch dann wieder aus." Hierauf ging ihre Tochter in die Stube zurück und schlug die Türe zu, ich aber hinaus zu den Gassenfreunden, bei denen ich bald vergaß, darüber nachzudenken oder nachzufragen, welche Verwandtschaft ein Hafner mit einem Künstler haben könnte.

Zum letzten Male in meiner Knabenzeit sah ich den Grafen, da er als Narrenkönig mit den Zellern an einer Fastnacht nach Hasle kam. In zahllosen Wagen fuhr fast ganz Zell kostümiert in unser Städtle, jung und alt, die angesehensten Bürger und Bürgerinnen, voraus in einem Viergespann als Prinz Karneval der Graf Magga.

Ganz Hasle war auf den Beinen und alles schwelgte in Lust und Scherz, und wenn man uns Buben gesagt hätte, der Graf sei ein wirklicher König und alle Zeller bildeten seinen Hofstaat, wir hätten es baß geglaubt, so echt und nobel sah alles aus, ganz besonders der Fastnachts-König.

Das glaube ich aber jetzt noch, daß die Menschen heute nicht mehr so allgemein wie damals, Städtle bei Städtle,

lustig und heiter sind. Alles schien an jenem Tage ein Herz und eine Seele; alles von dem gleichen Luststrom fortgerissen und aller König der unvergleichliche Graf mit seinem schwarzen Krauskopf und seinen königlichen Augen und Mienen.

Es fehlt den heutigen Menschen an Fastnachtstagen an der Einigkeit und am — Geld, drum sieht man sie nicht mehr so allgemein und so friedlich heiter. Die Politik und die Parteikämpfe haben unser Bürgertum zerrissen, und dann gibt man das ganze Jahr hindurch zu viel Geld aus für Wirtshaus und Vergnügen, so daß, wenn die eigentlichen Tage der Lust kommen, diese fehlt, vorab aber das Geld. —

Jahre kamen und Jahre gingen ins Land, viele Jahre. Der Graf Magga war mir aus Aug' und Sinn gekommen. Da saß ich im Winter 1880 während eines Landtags einmal „im Geist" in Karlsruhe und speiste zu Mittag an der gemeinsamen Tafel, die jeweils stark mit Geschäftsreisenden besetzt war.

Ich bemerkte unten an derselben einen älteren, still dasitzenden Herrn. Ich habe für Menschen aus meiner Jugendzeit ein gutes Gedächtnis und erkannte in ihm sofort den Grafen Magga, den ich aber längst unter den Toten wähnte, da ich Jahrzehnte nichts mehr von ihm gesehen oder gehört hatte.

Nachdem gespeist war, stand er zahnstochernd an einem Fenster. Ich trete auf ihn zu, stelle mich vor und frage ihn, ob ich recht gesehen.

Er war's.

Seit jener Stunde stand sein Bild von Zeit zu Zeit immer wieder vor mir, und ich fand erst Ruhe, nachdem ich sein Leben, das ich jetzt erzählen will, niedergeschrieben hatte.

2.

Zwei Stunden unterhalb Hasle, am Ausfluß des Harmersbachs in die Kinzig, liegt das Dorf Biberach, in der

Volkssprache „Biwere" geheißen, wie ein Waldparadies inmitten von Tannenwäldern und Rebhügeln. Von Südwesten schaut die Ruine Hohengeroldseck so luftig und so malerisch auf Biwere herab, als ob in ihr noch Ritter und Burgfräulein Minnesang trieben und alles noch im Flore wäre, wie vor sechs Jahrhunderten.

Sonst ist das uralte Dorf, das seinen Namen offenbar den Bibern verdankt, die ehedem in der Kinzig sich tummelten, nicht berühmt, außer durch seine Wallfahrt zu den vierzehn Nothelfern und zum heiligen Wendelin, zu denen die Buren und Völker ringsum fleißig zu wallen pflegen in den verschiedensten Nöten dieses notreichen Lebens.

In seine Herrschaft teilten sich ehedem zwei Nachbarn, das Reichsgotteshaus Gengenbach und die kleine Reichsstadt Zell.

Ich kam als Knabe öfters nach Biwere, obwohl ich damals keine Nothelfer nötig hatte; aber einer unserer Bäckerjungen, der Sohler-Toni, war von Biwere, und mit ihm besuchte ich dessen Eltern.

Der Toni war meines Vaters vorletzter Lehrbub und der Sohn eines armen, braven Mannes, der im Hunger- und Reaktionsjahr 1851 um seine Habe gekommen war und nun als Holzmacher sein Leben fristete. Er hatte ein schönes, neues Haus im Unterdorf zu Biwere besessen, aus dem jenes Jahr ihn vertrieb, in welchem man unter den Augen der Regierung und mit ihrer Hilfe Leuten Hab und Gut versteigerte, auch wenn sie nicht überschuldet waren.

Ich erinnere mich noch, daß der Toni und ich eines Tages zur Hinrichtung des Vatermörders Halter und seines Gehilfen Schägg über Biwere nach Gengenbach wollten, wohin alles zog und Eltern ihre Kinder absichtlich schickten „zum abschreckenden Beispiel" — mein Vater uns dazu aber nicht die Erlaubnis gab. Der war kein Freund der Abschreckungstheorie, auf die ich sehr viel halte, wie ich überhaupt der Ansicht bin, daß ein Teil der sozialen Übelstände daher kommt,

weil zu wenig oder gar nicht mehr geprügelt, gehängt und geköpft wird.

Die Menschen unserer humanen Zeit bekommen Krämpfe, wenn man nur von Prügelstrafe redet, weil sie nicht einsehen, daß der Humanitätsdusel schuld ist an der zunehmenden Roheit und Verwilderung. —

Der Toni war ein trockener Patron, langsam im Denken und Handeln, aber lesen und schreiben konnte er viel besser als ich und erwies sich später in allen Dingen, wie sein Bruder, der als Holzmacher in Freiburg lebt, heute noch sagt, als „kaibisch g'scheit", was sein Unglück wurde.

In die Fremde wanderte er von Hasle weg nicht weit, nur bis zum nächsten Städtle abwärts, nach Zell, wo er beim „Eckbeck" als Bäckerknecht arbeitete, bis er Soldat und ob seiner hier gezeigten kaibischen G'scheitheit Unteroffizier wurde. Er hatte aber während seiner Fremde das Herz der Schwester seines Meisters, einer reichen Bauerntochter, gewonnen; die kaufte ihn nicht bloß vom Militär los, sondern sorgte auch dafür, daß der Toni in Biwere ein stattliches Haus mit Gut erwerben und sich als Bäcker niederlassen konnte.

Jetzt wurde es dem Toni zu wohl. Er bekam einen „hohen Geist", wie die Leute von Biwere sagten. Weil er kaibisch g'scheit war, strebte er nach höheren Dingen. Er wollte Bürgermeister und selbst Postexpeditor werden. Der gute Toni wußte nicht, daß in der Regel diejenigen, die am besten zu einem Amte passen, es nicht werden, sondern dümmere Leute. Drum wurde auch er nichts. —

Als in den sechziger Jahren die Schwarzwaldbahn gebaut wurde, kam ein Goldregen über die Bäcker und Metzger im Tal. Des Tonis alter Meister und Schwager fuhr jeden Tag mit einem Brotwagen von Zell ins Kinzigtal vor und wurde ein reicher Mann. Der Toni aber wollte, statt in seiner Bäckerei allein das Gold zu suchen, auch noch den Eisenbahn-Bauunternehmer spielen, kaufte Rosse und Wagen und ließ seinem hohen Geist den Lauf, um so die

gute Gelegenheit, reich zu werden, recht am Schopfe zu fassen.

Dabei war ihm das Backen oft so entleidet, daß er den Teig ungeformt und ungebacken zum Haus hinaus warf. Dazu borgte er gutmütig jedem, der nie ans Zahlen dachte.

So kam es, daß sie unserm Toni, als die Eisenbahn gebaut war und der Goldregen aufhörte, Hab und Gut verkauften. Jetzt erst bekam er einen Dienst bei der Gemeinde; er wurde Nachtwächter und später dazu noch Straßenwart; und daß er diesen Diensten sich unterzog, ehrt ihn. In diesen Ämtern ist er alt geworden. Sein hoher Geist wurde ruhiger, und er ist heute ein beliebter Mann in Biwere und ein Ratgeber für viele, weil er immer noch kaibisch g'scheit ist und imstande, Bittschriften an Kaiser und Großherzog zu fertigen, und jedem, der ihn darum ersucht, seine gewandte Feder leiht.

Als im Herbst 1895 der Sohn des Eckbecken von Zell die Tochter des Bauernfürsten Erdrich in den Buchen, meines alten Freundes, heimführte, war der Onkel des Bräutigams, der Toni, mit seiner Familie auch bei der Hochzeit im Hirschen in Zell. Da traf ich ihn als einen zufriedenen, heiteren Mann, dem es jetzt wohler ist, als in jenen Jahren, da er nach Höherem trachtete. Ich freute mich von Herzen darüber, denn ein guter Kerl war der Toni allzeit, und wenn er auch einmal im Leben einen hohen Geist hatte, so hat er ihn büßen müssen, und wer möchte es ihm verübeln, wenn er, kaibisch g'scheit, sich mehr dünkte, als andere billige Denker? —

In Biwere wuchs aber zwanzig Jahre vor des Tonis Geburtszeit ein anderer auf, der einen noch viel höheren Geist hatte als der Toni, und das war der spätere Graf Magga. Sein Vater war der Hafner-Wenzel, des bäuerlichen Adlerwirts Sohn aus dem Reichstal Harmersbach. Hier blühte schon zur Römerzeit die Hafnerei, und nachgeborene Söhne des Bauern erlernten dies Geschäft mit Vorliebe.

Wenzel Schmieder hatte einen Vornamen, der im Kinzigtal nirgends vorkommt, als im alten Reichstal, wo die reichs-

unmittelbaren Bauern zu Ehren der Kaiser derlei Namen trugen, und wohin, wie die Sage geht, Kaiser Wenzel, der faule Böhmenkönig, einst selbst zur Jagd gekommen war.

Eben hatte der Burger-Toni, der geniale Hafner, von dem ich im „Eselsbeck von Hasle" erzählt, seine neueste Erfindung in der Hafnerei nach dem heimatlichen Reichstal gebracht, als der Wenzel sein Handwerk erlernt hatte. In der Heimat war neben diesem neuen und den alten Meistern keine Aussicht mehr für den Schmieder-Wenzel. Er arbeitete drum noch einige Jahre als Geselle bei den Tal-Meistern und drunten in Zell beim Schreiber-Ferde, dessen Enkel später mit mir studierte — und dann zog er das Tal hinaus und „setzte" sich an die Mündung des reichstälischen Kleinflusses, in Biwere, als Meister.

Eine Biberacherin, Crescentia Krayer, brachte ihm ein Häuschen und Feld für zwei Kühlein, und so wurde der Wenzel, wie damals alle Handwerker in Städtchen und Dörfern, halb Bauer und halb Hafner.

Ein Hafner im Kinzigtal war in jenen Tagen meist ein ziemlich mittelloser Mann, weil die Konkurrenz zu groß und die Nachfrage in dem Artikel der Überproduktion der vielen Hafner nicht entsprach.

In Hasle saßen zu meiner Knabenzeit drei Meister dieses ältesten Gewerbes der Menschheit, einer in der „vordern Gaß", einer in der „hintern Gaß" und einer „hinter der Kirch" — aber alle drei waren nahezu geniale Menschen, die das Zeug zu Staatsräten gehabt hätten, so aber jahraus, jahrein in ihren feuchten Werkstätten saßen und „Häfele drillten".

Der genialste war der schon genannte Nikolaus Haberstroh in der vordern Gaß, zweifelsohne damals der erste Sprecher in Hasle, was sehr viel sagen will in einem Städtle, wo jeder als Redner geboren wird. Sein Sohn ist heute Hafner in — Jerusalem.

Ihm an Geist am nächsten stand sein Bruder, der Hafner

hinter der Kirche, einer der glühendsten Freiheitsmänner von anno 1849.

Beiden gab der Hafner in der hintern Gaß, Kistler, nicht viel nach. Er sprach ebenso gewandt und ebenso elegant wie seine Kollegen, war aber nicht so belesen und politisch ruhiger als diese.

Mit diesen drei genialen Haslachern und ihren Vorfahren traten an Jahrmärkten die Hafner der Umgegend in Wettbewerb, unter ihnen der einzige Dorfhafner um Hasle rum, der Wenzel von Biwere, der aber im Kampf ums Dasein den Städtle-Hafnern mit der Zeit unterlag.

Kamen die Biberacher Bäuerinnen auf die Jahr- und Wochenmärkte nach Hasle und Gengenbach oder an Samstagen nach Zell, so brachten sie von dort die neuen Häfen und Schüsseln mit, weil das Landvolk von jeher geglaubt hat, im Städtle bekäme man alles besser als daheim. Der Dorfhafner Wenzel aber kam nur im Notfall in Frage.

Zu den Städtle-Hafnern gesellten sich noch die Hausierer, die in jenen Tagen aus dem Breisgau kamen und von Dorf zu Dorf mit dem beliebten „Schwyzer G'schirr" handelten.

So ächzte der Dorfhafner in Biwere unter der Konkurrenz.

Und doch war der Wenzel geschickter als viele Städtle-Hafner. Er „glasierte" schöner, modellierte schöner und schrieb die schönsten Sprüche in die Suppenschüsseln. Und an den Jahrmärkten in Hasle verkaufte er am meisten. Aber der Jahrmärkte waren nur sieben im Jahr, und die konnten einen armen Hafner nicht reich machen.

Die Buren in den Bergen und die Halbburen im Dorfe ließen zwar ihre Öfen vom Wenzel setzen, aber ein richtiger Burenofen hält drei Generationen aus, und so hatte der Hafner von Biwere selten einen neuen zu fabrizieren.

So blieb er Märtyrer all die zwanzig Jahre hindurch, die er als Klein-Hafner im Dorf an der Kinzig verlebte. Die Hafnererde mußte er jeweils im Harmersbacher Tal,

droben bei Zell, holen, weil in Biwere keine so gute Lehmgrube sich befand. Oft nun, wenn er, seine zwei Kühlein am Wagen und das jüngste von seinen zwei Kindern, den Franze-Toni, als Passagier, gen Zell fuhr und dort in den Wirtshäusern die lustigen Hafner sah, die in der neu gegründeten Porzellanfabrik[1] arbeiteten, kam ihm der Gedanke, sein Marterleben als Meister aufzugeben und Fabrikhafner und Arbeiter zu werden. Und sein einziger Sohn, der Franze-Toni, sprach bei jeder Heimfahrt von Zell, wohin er später auch in die Fabrik möchte.

Und nach Zell gehörte der Franze-Toni, denn, als ob das Schicksal es gewußt hätte, daß hier sein Stern aufgehen sollte, es ließ ihn auch in Zell das Licht der Welt erblicken.

Seine Mutter hatte einen Wallfahrtsgang nach Maria-Zell gemacht und war hier von der schweren Stunde überrascht worden. Sie gebar drum ihren einzigen Sohn am 11. Juli 1817 in Zell. Seine Geburt deutete schon auf ein merkwürdiges Menschenleben, das auch in der Schule zu Biwere sich als solches ankündigte.

Und die Paten waren am Tage nach der Geburt extra von Biberach nach Zell gekommen, der Bärenwirt und die Adlerwirtin, ein Zeichen, daß der Hafnervater ein angesehener und bei den Wirten von Biwere beliebter Mann war.

Der alte Schullehrer Mayer und der Pfarrer Paulin Wetterer von Biwere behaupteten allezeit während seines Schulbesuchs, der Franze-Toni sei der gescheiteste Bub in der Schule, und meinten, als er Hafner werden sollte, er sei zu was Besserem geboren als zu einem Häfele-Driller und Biberacher Halbbauern. Allein wo sollte der Wenzel die Mittel hernehmen, seinen Sprößling zu etwas anderem zu bringen als zum Handwerk oder zum Bauern- und Knechtsstand? —

---

[1] Näheres über ihre Gründung habe ich im „Eselsbeck von Hasle“ erzählt.

Aber nicht bloß dem Dorfhafner kamen Gedanken, ins benachbarte Städtle zu ziehen, und nicht bloß der Franze-Toni wollte dort Fabrikhafner werden, auch die Hafnerin, der Krayer-Hansen Kreszenz, hatte genug an der Dorfhafner- und „Halbburerei", weil sie, wie mein Freund der Bäcker-Toni, einen „hohen Geist" hatte.

Sie mußte helfen Häfen und Schüsseln aufsetzen, wenn diese in und aus dem Ofen kamen, mußte die Kühe im Stalle bedienen und bisweilen, wenn der Hafner auswärts arbeitete, Klee und Gras holen, Kartoffeln hacken, kurzum Frau und Magd und Geselle in einer Person spielen, und das war ihrem hohen Geist zu viel.

Wenn Männer einmal Pläne hegen und die Weiber damit einverstanden sind, dann kommt's bald zur Ausführung, so auch bei der Hafner-Familie in Biwere. Der Wenzel verkaufte Hab und Gut und die Hafnerkundschaft einem andern Märtyrer seiner Zunft, zog hinüber ins Reichsstädtle und wurde Fabrikarbeiter, der Franze-Toni aber Schüler der oberen Klasse der Volksschule. Dies geschah Ende der zwanziger Jahre des 19. Jahrhunderts.

Der Wenzel, ein ruhiger, stiller, fleißiger Mann, wurde bald ein beliebter Arbeiter und hatte sich rasch in die neumodische Porzellan-Hafnerei eingeschafft.

Aber sein Weib, die Kreszenz, brachte die übrigen Fabrikweiber bald gegen sich auf. Sie hielt sich ob ihres hohen Geistes für gescheiter als ihre Kolleginnen, und das wurde ihr verübelt.

Daß auch Naturmenschen fühlen, daß sie andern geistig überlegen sind, ist natürlich. Das Pferd weiß auch, daß es den Esel überragt. Nur fühlt sich der Esel nicht gekränkt, während die Esel unter den Menschen es nie leiden können, wenn andere auch nur um eine halbe Kopfeslänge geistig über sie hinausschauen.

Menschen im Volke, über die sich ihresgleichen im Gefühle geistiger Überlegenheit hinaussetzen, rächen sich durch

Satyre, indem sie den Betreffenden einen Spottnamen anhängen; die sogenannten Gebildeten aber kleiden, bösartiger, ihren Neid in Verkleinerung und Verleumdung.

So tauften die Zeller Fabrik- und Burgers-Wiber die stolze Kreszenz die „Hafner-Barône von Biwere". Aber diese geistes-adelige Bauern-Hafnerin hatte, wie überhaupt Geist oder sein Gegenteil stets von der Mutter kommen, auch ihre Kinder, ihren Buben Franze-Toni und ihr Mädle Kreszenz, die jüngere, mit einem adeligen Geiste erfüllt, den beide in der Volksschule von Reichs-Zell geltend machten.

Kinder, die vom Land in eine Stadt oder in ein Städtle kommen, sind in der Schule vorerst schüchtern und in der Regel die von den Stadtkindern unterdrückten. Die zwei Hafnerssprößlinge aus dem Dorfe Biwere machten eine Ausnahme. Das Mädle hatte den Geistesstolz der Mutter und bekam von ihren Kamerädinnen den Spitznamen „der Giggel", was so viel als Hochmut bedeutet. Der Toni aber gab sich den Zeller Gassenbuben gegenüber von vornherein so vornehm und so extra, daß er von ihnen alsbald genannt wurde „der Schatullen-Toni".

Was man früher, noch in meinen Knabenjahren, gut aufheben wollte und wie ein Kleinod hütete, tat man in eine Schatulle, wie das Schmuckkästchen jeder Bürgersfrau hieß. Die Schatulle meiner Mutter, die heute meine Schatzkammer ist, und in welcher die Mutter einige Ringe, goldene Nadeln und Schnallen aufbewahrte, war mir einst das vornehmste Möbel im Vaterhaus.

Wollte man nun einen Menschen als vornehm und fein bezeichnen, so sagte man, er ist wie etwas, das aus einer Schatulle kommt oder in eine solche gehört.

So war der „Schatullen-Toni" für den Dorf-Hafnersbuben ein Spott, der ihm aber zugleich ein Kompliment machte.

Das Mädle blieb der Giggel, so lange es in Zell lebte, und der Bub der Schatullen-Toni so lange, bis er sich einen weit höhern und vornehmern Namen verdiente. Den Grund

zu demselben legte er alsbald, nachdem er die Volksschule mit Glanz absolviert hatte, indem er in die Fabrik eintrat als schlichter, einfacher, aber vornehmer und geistreicher Hafner-Lehrling.

3.

Der Schatullen-Toni hatte schon als Schulknabe in freien Stunden seinem Vater in der Fabrik geholfen und dabei so viele Geschicklichkeit an den Tag gelegt, daß der Fabrikherr Lenz, der in England geboren war und die Fabrik schon anno 1828 von einem Onkel geerbt hatte, auf ihn aufmerksam wurde und ihn, da er nun als wirklicher Lehrbube sich meldete, sofort in das Atelier der Modelleure aufnahm.

Die Modelleure und die Maler bildeten in der von einem einfachen Hafner, dem Burger-Toni, gegründeten und mit dem Geld des ersten Lenz, der aus Meißenheim bei Lahr stammte, emporgebrachten Fabrik das Elite-Korps und verkehrten im Städtle nur mit den besten Bürgern. Sie waren meist Rheinländer, aus der Nähe von Köln, und paßten mit ihrem leichten rheinländischen Blut vortrefflich zu den lustigen Reichszellern alten Schlages.

Zell war drum, noch belebt durch diese heiteren Rheinländer, von den dreißiger bis hinauf in die sechziger Jahre der lustigste Ort im Kinzigtal. Die bessern Bürger lebten von einträglichen Geschäften, die ärmeren verdienten ein schön Stück Geld in der Fabrik, und alle hatten heitere Herzen und durstige Kehlen und dazu den nötigen Nervus rerum. Das alles gab ein Stück in der Fidelität, mit dem die Haslacher nicht mehr „wechseln" konnten.

Ehe das Zepter der Vergnügungen an den Grafen Magga überging und damit an „die Fabrikler", führten den Reigen zwei bessere Bürger, die ich noch gar wohl kannte, und mit denen ich als Studio im Raben und im Adler zu Zell manchen Schoppen getrunken und manchen Sang gesungen habe, ob-

wohl beide damals schon ziemlich alte Knaben waren. Der eine war der Granatenhändler Mösch, der andere der Postverwalter Schmieder.

Mösch war als armer Teufel und Granatenbohrer aus Altdorf, einem Örtchen des Breisgaus, in das Harmersbacher Tal gekommen, wo, wie wir aus „der Karfunkelstadt" wissen, schon zur Römerzeit Edelsteine verarbeitet wurden. Er trug seine ganze Habe in einem Taschentuch, aber in seinem Kopf ein gesundes Gehirn und in seiner Brust ein Herz voll unverwüstlichen Humors.

Er bohrte, wie viele Granatenbohrer „im Hambe" neben ihm, diese funkelnden Steine, welche aus Böhmen bezogen wurden, zuerst für andere, bald aber auf eigene Rechnung. So oft er wieder ein Trag-Säckchen voll seiner roten Perlen gebohrt und geschliffen hatte, nahm er es auf seine Schultern und trug es über Hasle und die Elzacher Eck ins Elztal und vor bis nach Freiburg zum Großkaufmann Sautier.

Freiburg hatte von alters her großen Export von Granaten nach der Lombardei und Südtirol, und in seinen Mauern war ehedem fast jeder zehnte Bürger Granatenbohrer oder Granatenpolierer.

Der reiche Handelsherr Sautier lernte den Bernhard Mösch bald als einen fleißigen und soliden Mann kennen, und als er selbst den Granatenhandel aufgab, überließ er denselben samt all seinen Kunden in Italien und Südtirol dem Bernhard Mösch, der seine Ware so getreulich viele Jahre im Sack über Berg und Tal getragen hatte. Jetzt war der ein gemachter und bald ein reicher Mann.

Mit dem Reichtum wuchs sein Humor und seine Lustigkeit, und allabendlich saß der dicke, behäbige Mösch im Raben und trank viel, viel Bier. Und bei jeder Festlichkeit und Fastnacht ging er voran und die lustigen Reichszeller und Fabrikler hintendrein.

Und als die Granaten nicht mehr zogen, weil die Bauern in Italien immer ärmer wurden und bei uns eine Schund-

Mode die reizenden Granat-Ketten vertrieb, da fing der umsichtige Granatenbohrer kurz entschlossen etwas anderes an. Er gründete droben im Hambe eine Ölmühle und wurde aus einem Granatenhändler im Handumkehren ein Ölmüller, und wer nebenher noch Granaten wollte, bekam sie auch noch.

Als Ölmüller sah man den dicken Mösch regelmäßig an Markttagen in Hasle, wo er Gesäme, Reps und Mohn, von den schwäbischen Bauern kaufte. Im Kreuz saßen dann Bürger und Bauern um den tüchtigen Mann, der für zwei aß, für drei trank, für fünf lachte und für zehn arbeitete.

In den sechziger Jahren übergab er den Granatenhandel und die Ölmühle seinem Schwiegersohn, aber zu privatisieren war ihm nicht gegeben. Er hielt's nicht lange aus, nur Bier zu trinken und lustig zu sein.

An einem schönen Abend kaufte er im Raben dem Adlerwirt von Zell den Adler ab, wurde Wirt und blieb es bis an sein selig Ende 1874. Aber heute noch reden alte Bürger in Zell und Hasle und alte Bauern auf den Bergen vom Mösche-Bernhard und seiner lustigen Zeit. —

Sein Rivale in Jovialität und heiterem Lebenssinn im Städtle Zell war der „Post-Schmieder", seines Vornamens Franzsepp. Er war in seinen jungen Jahren Bäcker, Ziegler, Musiker, Kirchensänger und Dichter und in letzterer Eigenschaft Fastnachtskönig, Theaterregisseur und Schauspiel-Fabrikant gewesen.

Dichter sein und Bäcker paßt nicht zusammen. Bäckerei ist die Prosa zu Pferd, und Dichternaturen passen nicht zu diesem trockenen Gewerbe, drum prosperierte der Franzsepp auch nicht als solcher. Das Mehl ging ihm bald aus, nie aber seine Lebenslust und sein Dichtergenie.

Jetzt machte er einige Zeit Brot aus Lehm, d. h. Ziegel. Er pachtete die städtische Ziegelhütte und buk Backsteine. Diese Bäckerei hat etwas mehr Poesie als die Mehlbäckerei; ihre Arbeit ist meist im Freien, und in meiner Knabenzeit hatte auch ich große Vorliebe für dieselbe Bäckerei, nie aber

für die in des Vaters Backstube. Ich hielt mich mit Vorliebe in der Ziegelhütte bei der Mühlenkapelle auf.

Der Franzsepp prosperierte auch bei der Ziegelei nicht, weil er zu etwas Höherem berufen war, und dieser Beruf ward ihm auch bald zuteil.

Die ehemalige Reichsstadt Zell hatte bis zum Jahre 1847 nicht einmal eine Postablage. Fast eine Stunde vom Städtchen weg, draußen im Kinzigtal, fuhren die Postwagen durch, von Frankfurt her und Frankfurt zu. In dem einsamen Postwirtshaus zu Stöcken hielten sie an und gaben die Postsachen ab für Biwere und für Zell und das ganze Harmersbacher Tal. Als Postdirektor amtete für die ganze Gegend der Wirt zum Rebstock, Posthalter Schweiß, der auf seine Postherrlichkeit nicht wenig stolz war. Er war, nebenbei gesagt, der Ahnherr des heute in Freiburg so beliebten Gesellschafters und Rentners Alfred Schweiß.

Es wäre ihm nie eingefallen, den guten Bürgern und Bauern in seinem Paschalik Briefe oder Gelder und Pakete ins Haus zu schicken. Wer Lust hatte, konnte seine Sachen selbst holen, sonst blieben sie liegen. Und da früher die Menschen nicht so neugierig waren wie heutzutage und auch nicht so viel darauf hielten, Briefe zu bekommen, so lagen viele Postsachen wochenlang in Stöcken beim Postpascha Schweiß.

Nur die Zeller, besonders seit die Fabrik bestand, wollten ihre Sachen sofort haben und sandten deshalb täglich einen armen Weber namens Hog, der nicht viel zu weben hatte, nach Stöcken, damit er die Briefe hole und in den Häusern verteile.

Noch einfacher ging es in meiner Knabenzeit in Hasle zu. Der Posthalter Kleyle rief uns Knaben nach der Schule und gab uns die Briefe zum Austragen. Wir machten aber vorher oft noch ein Spiel und vergaßen die Briefe bis zum andern Morgen. Manche gingen verloren.

Aber kein Mensch dachte daran, zu reklamieren. So bescheiden und genügsam waren die Menschen noch vor sechzig

Jahren. Wenn heute ein einfältiger Liebesbrief erwartet wird und ausbleibt, sind die Menschen in tausend Nöten und fragen und klagen, als ob ein Schiff untergegangen wäre mit Mann und Maus. —

Der Zeller Postbote brachte aber nur Briefsachen. Pakete und Geldsendungen mußten die Zeller immer noch selbst holen, die gab der Pascha in Stöcken dem Hoge-Weber nicht mit.

Mehr und mehr stieg in den vierziger Jahren der Unmut der Zeller gegen die Postherrschaft und das Monopol in Stöcken. Immer und immer wieder wurden sie in Karlsruhe vorstellig, daß doch ein Postverwalter in der alten Reichsstadt angestellt würde und der Pascha Schweiß alltäglich ein schönes, gelbes Postwägele mit den Postsachen zu ihnen schicken müßte.

Der aber wehrte sich mit der Kraft und der Macht eines alten Posthalters, dessen Familie seit den ersten Zeiten der Thurn und Taxisschen Postwagen diese durchs Tal geführt und die Post verwaltet hatte. Aber er unterlag den unausgesetzten Bemühungen einer ganzen Stadt und eines großen Fabrikwesens.

Auf den ersten Juli 1847 sollte der Wunsch der Zeller erfüllt werden, sie sollten bis dahin einen brauchbaren Bürger als Postverwalter vorschlagen. Einstimmig fiel die Wahl auf den Dichter, Musikus und Erbäcker Franz Joseph Schmieder, den jovialen, lustigen Mann. Aber nicht um eine Million hätte ihn der Postgewaltige von Stöcken in den Dienst eingeführt. Der Franzsepp mußte bis nach Villingen hinauf, um in einigen Wochen die ganze damals nötige Postwissenschaft beim dortigen Posthalter zu studieren.

Die Zeller wollten den Tag, an dem zum erstenmal ein Postwagen durch ihre alten Reichstore fuhr, festlich begehen. Die greisen Stadtkanonen wurden vor dem untern Tore aufgepflanzt; der ganze Rat, die Bürger, unter ihnen auch solche, welche die Reichsunmittelbarkeit noch gekannt, der neue Postverwalter und die gesamte Jugend standen vor dem genannten

Tore und erwarteten den Postwagen, der bald nach Ankunft der großen Post im Tal draußen — also etwa um vier Uhr des Nachmittags, in Zell ankommen sollte.

Der Pascha in Stöcken hatte aber Wind davon bekommen, daß die Zeller, ihm zum Ärger, die erste Post feierlich und mit Salutschüssen empfangen wollten. Er ließ deshalb am ersten Tage den neuen Postwagen für die Zeller noch daheim und schickte einen Fußgänger mit dem Postsack auf Umwegen zum obern Tor hinein und in die Wohnung des Postverwalters.

Als jung und alt, ungeduldig über das Ausbleiben des längst ersehnten gelben Wagens, am untern Tor spähte, lärmte und schimpfte über den Malefiz-Postlöwen in Stöcken, der so lang nicht anfahren lasse, kam die Frau des Franzsepp aus dem Städtle mit der Nachricht: „Die Post ist da, ein Mann hat sie zum obern Tor hereingebracht."

Wären die deutschen Kleinbürger nicht zu allen Zeiten friedliche Menschen gewesen, die von Gewalttaten nur reden, aber sie nie ausführen, so hätten die Zeller ihre Kanonen scharf geladen, wären nach Stöcken gezogen, hätten das Posthaus in Grund und Boden geschossen und den Post-Schweiß aufgehängt — so empört waren sie über den Streich, der ihnen gespielt worden war.

So ging der Empfang des ersten Postwagens in Zell aus wie das Hornberger Schießen und noch schlimmer, denn die Hornberger haben geschossen, die Zeller aber konnten zum Spott, den sie erlitten, nicht auch noch mit Kanonen schießen. Sie mußten die Ladung wieder herausnehmen und das Pulver für eine andere Gelegenheit aufsparen.

Von jenem Tag an aber war der Ex-Bäcker, Dichter und Musiker Franzsepp Schmieder — der Post-Schmieder und blieb es fast fünfzig Jahre lang in allen Ehren, selbst dann noch, als die Badischen so gutmütig waren, die Meisterschaft im Postwesen den Preußen zu überlassen und den Profit mit ihnen zu teilen. —

Und nun zurück zum Schatullen-Toni. Der machte in

dem Atelier der Modelleure solche Fortschritte, daß der Fabrikherr Lenz mit wachsendem Wohlgefallen seine Fertigkeit wahrnahm und ihm noch Unterricht im Zeichnen geben ließ. Der letztern Kunst kaum etwas mächtig, zeichnete der junge Modelleur eigene, ganz originelle Entwürfe. Die fremden Modelleure ergriff der Neid und die Buben und Maidle von Zell, welche mit ihm einst in die Schule und jetzt in die Fabrik gingen, Erstaunen.

Bei den Hafnern, bei den Malern, bei den Mädchen, welch letztere die Ware vergoldeten, polierten und glasierten — überall in der Fabrik sprach man vom Talent des Schatullen-Toni von Biwere, der jetzt auch den Namen Modell-Schmieder bekam. Und bald saß er abends mit seinen rheinischen Kollegen im Raben in der besseren Gesellschaft, und die Löwen von Altzell, der Granaten-Mösch und der Dichter und spätere Post-Schmieder, behandelten den aufsteigenden Fabrikstern mit gebührendem Wohlwollen.

Was der Gesellschaft im Raben, jenem einst so vielbesuchten, jetzt vereinsamten Wirtshaus im Schatten des untern Stadttores, am meisten an dem Schatullen-Toni auffiel, das war seine hervorragende Gewandtheit in zierlicher Rede und sein geradezu elegantes und kavaliermäßiges Auftreten. „Wo hat er das her?" fragten sich die biergedehnten Urzeller. „Er tritt auf wie ein Baron." Nun, er war ja der Sohn einer zweifellos geistvollen Hafner-Baronin, und die hatte ihm ihren „Geist" vererbt. Ein genialer Geist hat aber von Natur aus gar viele Dinge, die andere Leute erst lernen müssen, und noch mehr Dinge, die billige Denker überhaupt nie lernen, und wieder andere, die man nur ererben, aber auf keiner Schule erlernen kann.

Bald verschwand der Schatullen-Toni im Volksmund und der Hafnersbub von Biwere war der „Herr Schmieder" — „hinten und vornen".

Er wohnte und lebte bei seinen Eltern und teilte mit ihnen seines Talentes Verdienst. Aber je älter er wurde

und je höher sein Lohn stieg, um so mehr fühlte er, zu etwas Besserem geboren zu sein als zum Modelleur. Konnte er vernünftigerweise auch nichts Besseres erreichen, so wollte er sich doch einmal in einer bessern Rolle versuchen.

Kaum über zwanzig Jahre alt, anno 1838, kam ihm der Gedanke, einen Ausflug in die Welt zu tun, aber nicht als Modelleur, nicht einmal als Baron, sondern als Graf. Er gewann zwei Freunde als Begleiter und Diener, den Dreher-Mathis, einen lustigen Fabrikarbeiter, und den Uhrenmacher Gromer, einen Spaßvogel erster Güte.

Draußen in Stöcken beim Postpascha ward eine vierspännige Chaise bestellt und zwar vom Dreher-Mathis. In Stöcken wurde in jenen Tagen manche vierspännige Extrapost befördert für reisende Engländer, aber aus Zell war noch nie einer vierspännig gefahren, und der Post-Schweiß fragte spöttisch: „Was für ein Baron oder Millionär will vierspännig fahren aus eurem armseligen Zell? Gewiß Du, Mathisle?"

„Ich fahr' mit, Posthalter, und Euch kann's gleich sein, wer mitfahrt, wenn Ihr nur Euer Geld habt. Was kostet der Spaß, vierspännig nach Straßburg, einen Tag Aufenthalt und retour?"

„Zwölf Kronentaler und einen Kronentaler Trinkgeld für den Postillon. Aber bar Geld will ich sehen, ehe ich anspannen lasse, dann ist's mir allerdings gleich, was für eine Narrengesellschaft abfährt" — sprach trocken und höhnisch der alte Postmeister.

„Hier ist bar Geld!" entgegnete trotzig der Mathisle, „aber morgen früh um sechs Uhr muß der Wagen parat sein. Wir Zeller wollen auch einmal nobel fahren, wie die großen Herren und die Engländer."

Am kommenden Morgen, es war im Frühjahr, die Sonne guckte noch schüchtern über den Nillkopf hervor und hinab ins tannenumsäumte Städtchen, zogen drei Männer zum untern Tor von Zell hinaus, ihrem Anzug nach ein Herr und zwei betreßte Diener: Der erstere tadellos schwarz, mit

Zylinder und Glacéhandschuhen, die letzteren in blauen, silberbebordeten Kammerdiener-Röcken.

Wir kennen die Reisenden. Aber die Leute, so an ihnen vorbeizogen, die Zeller Kleinbürger, welche am frühen Morgen Klee holten für ihre Kühe oder zur Arbeit ins Feld gingen, kannten die vornehme Gesellschaft nicht und grüßten respektvoll. Nur einer, der Geschirrhändler Serenbez, welcher auf dem gleichen Weg ins Tal hinausfuhr, meinte, als die drei an ihm vorbeigehuscht waren: „Des isch bigott der Modell-Schmieder, die andre kenn i nit. Do isch was los."

In Stöcken angekommen, trafen sie die Postillone und Knechte schon beschäftigt, den Vierspänner ins Zeug zu setzen. Der Post-Schweiß, sonst nicht so früh auf, weil er jeweils den Postwagen, der um Mitternacht durchpassierte, noch abwarten mußte und spät zur Ruhe kam, stand auch schon im Hof, begierig, was die verfluchten Zeller für einen Baron brächten für den Vierspänner.

Einer der Bedienten trat auf den Posthalter zu mit den Worten: „Guten Morgen, Herr Posthalter, bitte vorfahren zu lassen."

„Des isch jo der Mathisle," rief der Postgewaltige. „I hätt' Dich fast nit kennt. Wer isch denn der fein Herr dort drüben und der andere Bediente?"

„Des sag ich Euch nicht, Posthalter; wenn Ihr unsern Herrn nicht kennt, so müßt Ihr glauben, daß er was Rechts und nicht von Zell ist."

Der Graf würdigte den Postmeister keines Blickes, tändelte auf der Straße, mit seiner Reitpeitsche spielend, hin und her, bis die Chaise vorfuhr.

Dem Post-Schweiß kam die Ahnung, es könnte doch ein rechter Herr sein und er später in Verlegenheit kommen durch die Bosheit der Zeller. Als der elegante Herr einstieg, trat der Alte an den Wagenschlag, nahm sein Morgenkäppchen in die Hand, verneigte sich tief und sprach: „Hab' die Ehre, dem hohen Herrn gute Reise zu wünschen."

Der Graf nickte vornehm und stillschweigend. Der Dreher-Mathis schwang sich vorn auf den Bock zum Postillon, der Uhren-Gromer als Heiduck hintenauf — und fort ging's in scharfem Trab und mit Posthornklang talab.

„Aber den Posthalter haben wir schon zu einer Anerkennung unserer Gräflichkeit gebracht," schmunzelte der Modell-Schmieder, und alle drei spotteten über den reingefallenen Post-Schweiß, den kein Zeller leiden mochte.

Kaum war die Extrapost abgefahren, als der Geschirrhändler Serenbez mit seinem schwergeladenen Wagen bei Stöcken auf der Landstraße eintraf. Der Posthalter rief ihm zu, ein wenig zu halten, und fragte: „Serenbez, wißt Ihr nicht, was das für ein vornehmer Herr war, der vorhin von Zell herkam und eben mit vierspänniger Extrapost nach Straßburg gefahren ist? Ich hab nur den Dreher-Mathis gekannt, der als die Pakete holt für die Fabrik."

„Vornehmer Herr?" lachte der lustige Serenbez, „des isch der Modell-Schmieder gsi', der Sohn vom Hafner-Wenzel von Biwere, den Ihr gewiß kennt!"

„Himmel-Donnerwetter!" fluchte jetzt der Post-Schweiß. „Hab' dem Malefiz-Hafners-Bua a Kompliment g'macht und ihn für a rechte Herr g'halte. Aber wenn er zurückkommt, soll's anders lauten."

„Wünsch' Glück, Posthalter," meinte der Serenbez, „die Zeller werden Euch nicht schlecht auslachen. Hi, Schimmel!" — und der Geschirrhändler zog talaufwärts. Der reingefallene Pascha von Stöcken aber verfluchte in sich hinein die kaiben Zeller, und an jenem Tage war ihm in Haus und Stall nichts mehr recht, und seine Donnerwetter blitzten nach allen Seiten. —

Die drei Touristen hatten indes das Stöcken zunächst gelegene Dorf Biwere, des Grafen Heimatsort, passiert und fuhren Gengenbach zu. Hier sollte der Post-Schweiß insofern Revanche bekommen, als der Graf, der den Posthalter in Stöcken so genarrt hatte, sich vor dessen Kollegen, dem Sal-

menwirt Abel in Gengenbach, blamierte und zwar, wie wir sehen werden, unsterblich.

In Gengenbach wurde angehalten, um ein Gabelfrühstück einzunehmen. Der Graf ließ es durch den Dreher-Mathis bestellen; aber ehe das Dejeuner aufgetragen wurde, fiel ihm ein, daß man in Stellungen, wie die seinige, zuerst mit einem feinern Wein beginne. Er hatte nun schon gelegentlich gehört von einem Dessertwein aus Spanien, aber den Namen nicht richtig behalten.

Er rief nun pathetisch dem Salmenwirt, der natürlich die ganze Gesellschaft nicht kannte, zu: „Wirt, bringen Sie uns drei Glas Magga!"

„Entschuldigen Sie, Herr Baron, Magga habe ich keinen, aber Malaga."

„Ja, Malaga wollt' ich sagen; hab' mich versprochen," meinte kleinlaut der Graf.

Dem Posthalter fiel es auf, daß die Bedienten mit ihrem Herrn aßen und tranken, was sonst bei solchen Herrschaften nicht vorkam. Erst als diese fort waren, erfuhr er durch seinen Hausknecht, dem der Postillon es verraten, daß alle drei wahrscheinlich nur verkleidete — Zeller und Fabrikler seien.

„Kein Wunder," meinte der Salmenwirt, „haben sie nicht gewußt, daß man Malaga sagt und nicht Magga." —

Am Nachmittag fuhr der Vierspänner durchs Metzgertor in Straßburg ein. Die zwei Bedienten kleideten sich in „Kavaliere" um, und nun ging es daran, alles zu genießen, was die von Paris beeinflußte, alte deutsche Stadt an Genüssen bot.

Am dritten Tage waren die Kronentaler des Modelleurs ziemlich zu Ende, und wie gekommen, kutschierten die drei wieder dem Kinzigtal zu. Der Posthalter von Stöcken wartete den ganzen Nachmittag auf ihre Rückkehr, um durch Grobheit seine Komplimenten-Blamage wieder gutzumachen.

Aber er wurde auch hierin zuschanden.

Die lustigen Brüder verabredeten auf der Heimfahrt,

an Stöcken vorüber nach Zell zu fahren und hier ihren Vierspänner durch die alten Gassen paradieren zu lassen. Der Postillon ward dafür gewonnen. Der Posthalter, das wußte er, würde ihn dafür zwar „abfluchen", aber dem alten Rosselenker tat ein Kronentaler Trinkgeld wohler, als einige Donnerwetter seines Herrn ihm weh.

In dieser Absicht fuhren sie von Biwere talauf. Am Fenster stand der ergrimmte Pascha und schaute talabwärts. Als er den Vierer-Zug, Staub aufwirbelnd, sich nähern sah, trat er vors Haus.

Das Gefährt nahte, kam, sauste um die Ecke und — an dem Posthalter vorüber, Zell zu. Die Bedienten grüßten den Alten flüchtig, der Hafners-Bua aber lag im Wagen wie ein Graf und würdigte den Herrn von Stöcken kaum eines Blickes.

Wie in einem Vulkan tobte es in dem Postmeister und sein Zorn wußte nicht, wohin sich mehr wenden, gegen die Fabrikler, die jetzt in Zell seiner spotten konnten, oder gegen den Jakob, den Postle. Der fuhr eine Stunde später langsamen Schrittes wieder dem Posthaus zu, und als der Löwe auf ihn losfuhr, meinte er trocken: „Die Herren von Zell haben mir gesagt, sie hätten bis Zell bezahlt, und da Ihr, Posthalter, mir nicht anders befohlen bei der Abfahrt, hab' ich sie auch noch heimgeführt."

„Was, Herren!" brüllte der Post-Schweiß. „Du Viehkerle, Zeller und Fabrikler sind's gsi."

„Was sie gsi sind, isch mir glich, Posthalter, aber mit solche Fabrikler fahr ich lieber, als mit Herren. Ich hab's noch bei keiner Fahrt so gut g'habt, wie bei der, und 's Trinkgeld war herrenmäßig," antwortete der Jakob. Sprach's und führte seinen Zug in den Stall, wohin der grollende Postmeister ihm folgte und schimpfte, bis sein letztes Donnerwetter ausgeklungen war. —

In Zell aber hatte alles Fenster und Türen aufgerissen, als das Viergespann durch die engen Gassen rasselte; und

da die Karosse endlich vor dem Raben hielt und der vornehme Herr unter allerlei Komplimenten seiner Diener ausstieg, liefen die Bürger ins Wirtshaus, um näheres zu erfahren und zu sehen.

Wie erstaunten sie aber, als die Fremdlinge sich entpuppten als der Modell-Schmieder, der Dreher-Mathis und der Uhren-Gromer.

In den nächsten Tagen erzählte der letztgenannte Spaßvogel die Fahrt bald da, bald dort. Er konnte nicht genug sagen, wie vornehm der Schmieder sich als Graf gegeben, und wie er schon in Stöcken den hochmütigen Post-Schweiß klein gemacht habe. Aber er erzählte auch, der Mephisto, wie der Graf sich einmal blamiert und statt Malaga Magga bestellt habe.

Auf diese Kleinigkeit warf sich nun die Zeller Volksseele, und in kurzem hieß der ehemalige Schatullen-Toni, der jetzige Modell-Schmieder, in Zell und „rings um Zell rum" der Graf Magga. Und so hieß er, so lange er in Zell lebte und wirkte, und so heißt er heute noch bei allen Kinzigtälern, die ihn kannten.

Aber seine Grafen-Fahrt und der Titel, den er dabei sich geholt, wurden Veranlassung, sein Genie auf einem Gebiet leuchten zu lassen, auf dem er sich bis dahin noch nicht versucht hatte.

4.

Was im Frühjahr geschehen, die Reise des Grafen Magga nach Straßburg, war, als es im nächsten Jahr wieder Frühling werden wollte, noch nicht vergessen. Den ganzen Winter über hatten die Zeller und die Fabrik-Maler unter Leitung des Regisseurs, Dichters und Bäckers Schmieder darüber beraten, und als die Fastnacht ins Land kam, spielten sie in Zell zum erstenmal „die Reise des Grafen Magga" und luden dazu Wochen vorher ein.

Da die Bauern ringsum schon längst in den Zeller Wirtshäusern von dieser Reise gehört hatten, waren sie doppelt neugierig auf den Fastnachtsdienstag des Jahres 1839, und von allen Seiten strömten an diesem Tag Buren und Völker dem Städtchen zu.

Als Bajazzo sprang von einem Stadttor zum andern der Mephisto und einstige Reisemarschall, der Gromer-Karle, und verteilte den Kommenden gegen kleine Entschädigung das „Magga-Lied“, ganz neu gedichtet von des untern Färbers Rotem, und forderte auf, wenn der große Maskenzug komme, kräftig mit dem Zeller Chor Hurra zu singen.

Das Lied, welches des „untern Färbers“ Ältester gedichtet hatte, lautete:

In Zell da war ein Hafners-Bua,
Dem ließ der Hochmut alles zua.
Hurra, hurra, hurra,
Und alles singt hurra!

Er reist als Graf wohl in die Welt,
Es fehlt' ihm nicht an Taschengeld.
Hurra, hurra, hurra,
Und alles singt hurra!

Das Posthorn bläst, das Tal hinab,
Nach Straßburg geht die schöne Fahrt.
Hurra, hurra, hurra,
Und alles singt hurra!

Und als er kam nach Gengenbach,
Ruft er ein Gläschen Magga wach.
Hurra, hurra, hurra,
Und alles singt hurra!

Und da der Graf nach Straßburg kam,
Schaut er die Stadt ganz gründlich an.
Hurra, hurra, hurra,
Und alles singt hurra!

Das Münster gafft er staunend an,
Wie man nur so was bauen kann.
Hurra, hurra, hurra,
Und alles singt hurra!

In dieser Art waren alle Taten und Genüsse weiter besungen, bis die letzten Strophen schlossen:

Und als die Grafschaft hat ein End,
Ward doch Graf Magga er genennt.
Hurra, hurra, hurra,
Und alles singt hurra!

Graf Magga heißt er für und für,
Sich selbst zur Ehr, der Stadt zur Zier.
Hurra, hurra, hurra,
Und alles singt hurra!

Drum freuet euch, der Wundermann
Graf Magga heut ist kommen an.
Hurra, hurra, hurra,
Und alles singt hurra!

Gegen zwei Uhr nachmittags kam der Zug zum untern Tor herein. Voraus Reiter, dann in einem Zweispänner die angebliche Mutter des Grafen als „Hafner-Baronin“, elegant gekleidet und vornehm sich neigend, aber einen alten Milchhafen in der Hand und allerlei Hafnergeschirr im Wagen.

Dann kam vierspännig der Graf, gegeben vom Bäcker und Arrangeur Schmieder — gefolgt von Dienern zu Pferde.

Vor dem Raben wurde Halt gemacht und ein Glas „Magga“ verlangt und getrunken. Und weiter ging's durchs ganze Städtle unter den Klängen des Maggalieds, und alles sang „Hurra“ an jenem Fastnachtsdienstag, und die Schulbuben warfen Schneeballen dazu.

Und der Graf Magga? Er war gescheit genug, sich nicht darüber zu ärgern, daß er gespielt wurde. Sein Fabrikherr,

Lenz, den es gefreut, daß sein Modelleur so vortrefflich eine Grafenrolle gespielt hatte, lieh ihm an jenem Fastnachtstag sein eigenes Reitpferd, damit er fortreite und dem Spott aus dem Wege gehe. Aber das letztere tat er nicht; hoch zu Roß sah der Graf lachend zu, wie sie alle Akte seiner vierspännigen Reise nachahmten und das Lied des roten Färbers dazu sangen.

Nur über eines hielt er sich mit Recht auf, daß die boshaften Zeller seine Mutter nicht schonten und die Hafner-Baronin auch spielten. Denn auf seine Mutter hielt er allezeit ein großes Stück. Von ihr hatte er ja seinen hohen Geist, und dafür war er ihr dankbar.

Aber da er so in das Gewühl der Spötter und Sänger hineinsah und ihren Neid aufs neue weckte, weil er zum erstenmal auf des Fabrikherrn englischem Vollblut paradierte — kam dem genialen „Hafners-Bua" ein rettender Gedanke für die Zukunft.

Er dachte: Spielen sie mich dieses Jahr als Graf Magga, so muß ich das nächste Jahr herhalten, weil ich heute auf des Fabrikherrn Engländer sitze. Drum wird's am besten sein, wenn ich mich selbst an die Spitze der Narren stelle und die Direktion der Fastnacht in die Hand zu bekommen suche.

Gesagt, getan. Gewandt, wie er war, setzte er sein Vorhaben mit Glanz durch. Er wurde vom nächsten Jahre an Dichter, Regisseur und Inhaber der ersten Rolle bei allen Fastnachtsspielen der folgenden Jahre und erlangte als Fastnachtskönig eine unbeschränkte Herrschaft über Zell und die Zeller an jenen drei Tagen närrischer Lust. Sein Namensvetter, der seitherige Festkönig und Vergnügungsmeister Franzsepp Schmieder, war neidlos vor dem größeren Genie des Schatullen-Toni zurückgetreten und wurde mehr und mehr sein intimer Freund.

Der Graf Magga brachte die Leute dazu, auch an höheren Stücken, nicht bloß am Schinderhans und ähnlichen Darstellungen, Geschmack zu finden. Mit Vorliebe bearbeitete

er selbst Stoffe aus der englischen Geschichte zu Fastnachtsspielen oder dichtete Shakespearesche Dramen für die Zeller Zwecke um.

Der Fabrikherr, als geborener Engländer ein Kenner des großen englischen Dichters, animierte ihn dazu und lieh seinem genialen Modelleur die betreffenden Bücher, aus denen er die Spiele bearbeitete.

Und noch eines setzte der noble Graf durch, daß unter seiner Leitung nie Stücke vorkamen, in denen lebende Personen verhöhnt wurden.

Waren die Tage der Lust vorüber, so versammelte er alljährlich am letzten Abend die gesamte erwachsene Jugend von Zell vor dem Rathaus um eine Tribüne, beleuchtete die Versammlung mit bengalischem Licht und hielt eine humoristisch-elegische Abschiedsrede an den Karneval, der jung und alt mit Begeisterung zuhörte.

So war der Hafners-Bua von Biwere, der Schatullen-Toni der Schulzeit, bald der beliebteste Mann in Zell, und die Zeller vergaßen es ihm das ganze Jahr nicht, daß er in der Fastnachtszeit ihrer Lustbarkeiten Vater und Leiter war.

Wie Mohammed, der Prophet, seinen Gläubigen zurief: „Euer Paradies ruht im Schatten eurer Schwerter,“ so konnte Graf Magga den Zellern zurufen: „Eures Daseins heiterste Tage ruhen in den Erfindungen meines Geistes.“

Und berühmt wurden die Zeller auch in jenen Jahren, da der Graf Magga der Pläsiermeister im Städtle war. Der alte Ruf der Haslacher, in der Narrenzeit das Beste zu geben, schwand vor den glänzenden Leistungen des Grafen Magga. Und wie seit alter Zeit in der Buß- und Fastenzeit die Völker des Kinzigtales zur Mutter Gottes nach Zell wallfahrteten, so wallten sie in den vierziger Jahren in den Fastnachtstagen „Zell zua“, um die neueste Dichtung des Grafen im Schauspiel zu sehen.

In dieser Zeit war es, daß ich ihn zum erstenmal in

Hasle sah, wo sein Auftreten Furore machte, vorab bei den Weibsleuten.

Aber nicht bloß unter dem Publikum wuchs seine Beliebtheit, auch anderswo blühten ihm vorher schon Rosen, wo er es nie zu hoffen gewagt hätte. Er wurde der erklärte Liebling des reichen und vornehmen Fabrikherrn Lenz, der sonst wie ein englischer Lord mit den Zellern und mit seinen Fabriklern verkehrte. Und wie war das gekommen? Der ehemalige Schatullen-Toni war zwar der genialste Modelleur, aber von einem genialen Musterarbeiter bis zum Schoßkind des Fabrikherrn ist in der Regel noch eine Kluft, welche man nicht mit geistreichen Modellen aus Gips und Ton ausfüllen kann. Wir müssen auch hier fragen, wie meist bei derlei Dingen: „Wo ist die Frau?" Und dieses Weib war „die Fräulein Karoline", des ledigen Fabrikherrn Gesellschafts-Dame und Obersthofmeisterin, gebürtig aus dem unfernen Städtchen Lahr.

Sie war entzückt von dem jungen Modelleur, von seiner eleganten Gestalt und seinem ungezwungen vornehmen Auftreten; ein Entzücktsein, das man einem weiblichen Wesen stets verzeihen wird.

Der Hafnerssohn hatte sich bisweilen, nachdem er ausgelernt, in des Fabrikherrn Garten umgeschaut und in Stunden, da die Herrschaft dinierte oder ausgefahren war, sich an dem Blumenflor ergötzt und mit dem Müller-Sepp, dem alten Hofgärtner, sich unterhalten. Dieser, seinem Berufe gemäß mit Schönheitssinn begabt, hatte ebenfalls das größte Wohlgefallen an des Hafner-Wenzels Toni.

So oft nun das Fräulein Karoline im Garten sich erging und der Toni kurz vorher dagewesen war, erschöpfte sich der Müller-Sepp in Lobsprüchen auf die Grazie des Modelleurs. „Der," meinte der Gärtner, „ist ein Herr von Natur aus. Ich glaube jedesmal, es käme ein echter Graf, wenn der junge Mann kommt. Ich hab' schon in Straßburg in manchem Baronengarten geschafft und in Offenburg beim Baron von

Neveu, aber so was Vornehmes nie gesehen, wie den Sohn von unserm Hafner-Wenzel. Mich nimmt's nur wunder, wo der's her hat. Er ist doch von Buren-Eltern da und noch nie für längere Zeit über Biwere und Zell hinausgekommen!"

Wo in aller Welt gäb's ein Fräulein Karoline, das nicht neugierig gewesen wäre, den also geschilderten jungen Herrn kennen zu lernen?

Drum fügte es sich, daß unser Fräulein Karoline von Zell Gelegenheit suchte und fand, den vornehmen Modelleur ihres Herrn im Garten zu treffen. Sie sah ihn, redete mit ihm, und er siegte kraft seiner überwältigenden Vornehmheit.

Sie war so des Lobes voll bei ihrem Herrn und ließ nicht nach, bis er ebenso besiegt war von des Hafners-Buben unwiderstehlicher Art, sich zu geben, und dieser nun bei beiden Hahn im Korbe wurde. Als solcher figurierte er bereits in der Villa des Fabrikherrn, da er seine Grafen-Fahrt nach Straßburg anstellte. Aber diese schadete ihm nicht nur nicht bei der Dame des Hauses, sondern sie imponierte ihr. Entrüstet fuhr sie mit ihrem Herrn zu Zell hinaus an jenem Tag, da die „wüsten, rohen" Zeller ihren Liebling spielten, nachdem sie diesem noch zuvor das Leibroß des Fabrikanten verschafft hatte.

Aber noch mehr! Das allmächtige Fräulein suchte in nicht zu ferner Zeit ihre Neigung zu dem vornehmen Manne in einer Weise praktisch zu betätigen, die sein dauernd Lebensglück ausgemacht hätte, falls er dem Sterne gefolgt wäre, den sie ihm anzündete.

Nachdem des Hafner-Wenzels Toni, wie, wissen wir, der Liebling auch der Zeller geworden war — in jenen Tagen tauchte in des Fabrikherrn Villa ein junges Mädchen auf, das mit der Obersthofmeisterin sehr nahe verwandt war und bei ihr und ihrem Herrn noch mehr galt, als selbst der Graf Magga. Dies Mädchen nun sollte sich nach dem Wunsche der Obersthofmeisterin, der zugleich dem Fabrikherrn Befehl war, dem Grafen verloben. Es hatte aber eine gerade so

große Abneigung gegen den eleganten Mann, als das Fräulein Karoline Neigung für denselben besaß.

Was bringen Frauen nicht fertig, wenn sie einmal etwas im Kopfe haben? Wer die Mutter für sich hat, wird stets Bräutigam der Tochter werden, auch wenn diese selbst und zehn Väter dagegen wären. Das war allzeit so. Und da der Graf Magga in der Fabrik-Villa zu Zell das Fräulein Karoline für sich hatte, so entging ihm die Braut nicht.

Das Mädchen wurde seine Frau. Am 14. Juni 1849 wurde ihm in der Gymnasiumskirche zu Offenburg die ledige Emilie Dreutler von Lahr angetraut. Nun war der Hafners-Sohn mit einmal der erste Mann nach dem Fabrikherrn, dessen Prokura er von Stund an bekam in alleweg, und der ihm am Hochzeitstag ein großes, schönes Haus zum Geschenk machte. Jetzt war er erst ein Herr, ein rechter Herr, und die Zeller kamen aus dem Respekt nicht mehr heraus.

Wie wir aber bald sehen werden, so spielte des Hafner-Wenzels Toni, und das war ein großer Zug an ihm, nie den Herrn, außer auf seiner jugendlichen Grafenreise. Ein bekanntes Sprichwort sagt zwar: „Wenn der Bauer aufs Roß kommt, reitet er stärker als der Herr.“ Das traf bei unserm Biberacher Dorfkind nicht zu. Ja, er blieb nach wie vor Modelleur und arbeitete in der Fabrik, wie jeder andere seiner seitherigen Kollegen.

Diese weise Mäßigung hielt den Grafen Magga auch ab, in der mit Aufgang seines Sternes losbrechenden Revolution eine Rolle zu spielen, obwohl er in erster Linie das Zeug dazu gehabt hätte.

Die Zeller als ehemalige Reichsstädter waren ziemlich konservativ und deshalb die Revolution in ihrem Städtle nur ein Sturm im Wasserglas gegen jene der Haslacher, die auf dem vollen Meere der Freiheit schwammen.

In Zell spielte damals nur einer eine hervorragende Rolle, und das war, es ist bezeichnend, der Dichter des Magga-Lieds, des untern Färbers Roter, Franz Joseph Schättgen.

Die Dichter sind bekanntlich die allergrößten Wolkensegler und springen mit beiden Füßen in die Arme der „wütenden Jungfrau", wie die Franzosen ihren revolutionären Freiheitsgeist nennen.

Ja, des untern Färbers Roter trug die Fahne der Revolution durch die dunklen Gassen von Alt-Zell und hinauf ins Reichstal und hinüber in „den Entersbach". Er wurde Hauptmann aller Freischärler des ganzen Bezirks, und wer, weil das republikanische Vaterland rief, sich, trotzdem er eben erst sich ein Weib genommen, als Gemeiner unter des roten Dichters Kommando stellte, war kein anderer — als der Graf Magga. Niemand wird ihm bestreiten, daß in diesem Schritt ein großer Zug ungewöhnlicher Bescheidenheit lag.

Der Feldzug der Zeller war unblutig. Sie lagen mit den Haslacher Freiheitsmännern einige Zeit als Exekution bei den aristokratischen Einwohnern von Lahr und Dinglingen. Und als sie vorher das Land hinunterzogen, um in und um Karlsruhe die Preußen verjagen zu helfen, tranken sie unterwegs vom besten Blut — Rebenblut.

Bei Offenburg liegt drüben im Gebirg die uralte Burg Staufenberg, damals im Besitz des Großherzogs Leopold. Hier saß dieser Fürst manchmal in der obersten Kemenate, die einen herrlichen Ausblick gewährte, und trank Durbacher. Denn das weinberühmte Dorf Durbach liegt zu den Füßen der Burg, und an ihrer Halde wächst der beste.

Diesem Schloß und seinem Keller einen Besuch zu machen in alter Art des Dreißigjährigen Kriegs, war der Vorschlag des roten Hauptmanns, und er ward natürlich mit Hurra ausgeführt.

Während sie im Schloß tranken, tranken, tranken, die durstigen Reichs-Städter und Reichs-Täler, gingen auf dem gleichen Bergrücken, nur weiter hinten im Tannenwald, andere hungrige und durstige Krieger „der Moos" zu und ihren düstern Gründen.

Es waren reguläre badische Soldaten, die, im Unterland

von den Preußen versprengt, auf Gebirgspfaden sich heimschlichen, weil die Freischärler im offenen Lande draußen auf sie fahndeten und jeden, dessen sie habhaft wurden, als Verräter wieder landab lieferten.

Ein Bauersmann, der das Durbacher Tal heraufgekommen war, hatte den Soldaten droben auf der Höhe verraten, daß vornen im Schloß Staufenberg Freischärler sich gütlich täten an fürstlichen Weinen. Zum Spaß ließen die regulären Krieger einige Salven aus ihren Flinten ins Tal vor knallen, um die bacchantischen Franktireurs aufzuschrecken.

Der Spaß gelang. Die Reichsmänner von Zell, Hambe und Entersbach flohen entsetzt aus den Burgkellern, so entsetzt, daß sie vergaßen die Hahnen zu schließen weil sie glaubten, die Preußen hätten die Moos besetzt und fielen nun über die tapferen Trinker her.

In Offenburg sammeln sie sich wieder. Dort liegen auch noch andere Tapfere, vom ganzen Kinzigtal her konzentriert. Von hier aus soll's vereint mit den Offenburgern vorwärts gehen dem Feind entgegen.

Im Feldlager von Offenburg erscheint auch der Bürgermeister von Entersbach, Isemann, genannt der Jokeles-Bur, mit dem ich, noch ein Knabe, ein Jahr später wohl bekannt wurde. Er stand mit meinem Vater in Geschäftsverbindung für Kirschen- und Zwetschgenwasser, und mehr denn einmal bin ich als Agent meines Vaters bei ihm auf dem Hofe gewesen.

Der Jokeles-Bur hörte, daß seine Entersbacher bei Offenburg im Lager sich befänden, und wollte sie, als Vater der Gemeinde, besuchen und sich nach ihrem Wohl und Wehe erkundigen. Er war zufrieden, als er sah, daß es ihnen weder am Essen noch am Trinken fehlte; da es aber hieß, es sollte weitermarschiert werden, erhob er feierlichen Protest: „Meine Entersbacher gehen mit mir heim. Wie ich höre, sollen Preußen drunten im Land sein, und ich hab' meine Leute nicht hergegeben zum Totschießen. Da wird nichts draus, und wenn's so gemeint ist, nehme ich meine Bürger und

Bürgersöhne wieder mit ins Tal hinauf. Und es wäre das Gescheiteste, Ihr würdet es auch so machen."

Der Jokeles-Bur sprach stets langsam, pathetisch und wie mit einem Schwert vom Munde weggehauen. Der Ernst seiner Worte und das Komische ihres Inhaltes bewirkten, daß man die Entersbacher Völker mit ihrem Oberhaupte heimließ und von den andern Obertälern alle, die nicht totgeschossen werden wollten.

Die Zeller aber gingen allermeist, unter ihnen der rote Hauptmann und der Gemeine, Graf Magga, dem Feind entgegen. Sie kamen aber nur bis Beiertheim vor Karlsruhe, und da sie hörten, weiter unten sei die Sache der Freiheit definitiv verloren, kehrten auch sie heim.

Je weiter die Preußen das Land heraufrückten, die Freischaren vor sich hertreibend, um so unbehaglicher wurde es dem Dichter und Feldhauptmann, des Färbers Rotem, von wegen seiner Hauptmannschaft, seiner feurigen Reden und von wegen des großherzoglichen roten Weines im Schloß Staufenberg.

Auch hatten ihm zum Schluß seine eigenen Leute, weil er sie „angeführt habe", mit dem Tode gedroht.

Geradeaus, talab Straßburg zu, war die Flucht schon nicht mehr möglich. Der Rote mußte den Rhein weiter oben zu gewinnen suchen. Er verließ nächtlicherweile die Vaterstadt, zog über den Schönberg an der Burg Geroldseck vorüber, umkreiste Lahr, wo es für ihn sich zu zeigen ganz gefährlich gewesen wäre, erreichte bei Ottenheim den Rhein und durchs Elsaß und das Welschland weiter das große Wasser und Amerika. Unter dem Sternenbanner fand er die Freiheit, die er in Baden vergeblich gesucht mit dem Schwert in der Hand, und er lebte in den neunziger Jahren noch in San Franzisko.

Nicht so gut, wie des Färbers Rotem, gelang die Flucht dem Bezirkskommandanten und Zivilkommissär von Gengenbach, dem das Korps der Zeller in oberster Instanz unterstand,

dem Advokaten Hofer, vom Volke damals allgemein der „Revolutions-Hans" genannt. Er war der schärfsten Revolutionsmänner einer. Es gelang ihm nicht mehr — vor lauter Preußen — über den Rhein zu flüchten, und er nahm deshalb den Weg übers Gebirg der Schweiz zu.

So kam er als Flüchtling ins Nordracher Tal und über den „Mühlstein" und die „Haldeneck", die wir aus dem „Vogt auf Mühlstein" kennen, in die Schottenhöfe. Hier traf er einen Bauer, der eben vom „Däschenkopf" her aus dem Wald kam. Es war der „Schillisepp", den wir aus der eben genannten Erzählung gleichfalls kennen, der handfeste Vertreiber der Hexen in den Schottenhöfen.

Dieser erkannte sofort den Fremdling, der ihn nach dem nächsten Weg ins Württembergische fragte, ohne zu merken, daß er es mit dem Schillisepp zu tun habe, dem er vor Jahren einen Prozeß verloren, weil er, wie der Schillisepp meinte, dem Gegner desselben geneigter war, als ihm, seinem Klienten.

Der Schillisepp packt, zum Schrecken des Flüchtlings, diesen am Halse, schüttelt ihn nach Bauernart und schreit: „Du bist der Revolutions-Hans und willst durch vor den Preußen. Mir hast du vor Jahren einen Prozeß mit Gewalt verloren, trotzdem ich im Recht gestanden. Ich könnte dich jetzt dafür strafen und den Preußen ausliefern, die schon dort unten in Zell eingerückt sind und auf derlei Vögel fahnden. Aber ich will ehrlicher an dir handeln, als du an mir. Da kommt mein Knecht, der muß dir den Weg zeigen dem Kniebis zu."

Nach dieser Strafpredigt schüttelte der Schillisepp den zitternden Revolutions-Hans nochmals kräftig, und dann entließ er ihn. Der Knecht aber gab ihm das Geleite bis zu sicherer Fährte.

Die Flucht gelang. Zwanzig Jahre später war der Freiheits-Hans wieder im Tal, amnestiert, und paukte im Kulturkampf ritterlich in den vordersten Reihen gegen die Pfaffen und war keiner der letzten meiner vielen Gegner,

als ich in den siebziger Jahren für den Reichstag kandidierte. —

Der Graf Magga blieb als Gemeiner unbehelligt in den Tagen der Reaktion, und sein Stern begann erst recht zu strahlen in den nun kommenden friedlichen Jahren.

5.

Eine der ritterlichsten Gestalten der vergangenen Jahrhunderte war der „schwarze Prinz" von England. Zu seinem Wahlspruch hatte er die Worte: „Ich dien'", eine schöne Devise für einen königlichen Prinzen und tapfern General.

Unser Graf Magga nahm diesen Wahlspruch auch zu dem seinigen, und trotzdem er ein gemachter Mann war mit der glänzenden Zukunft, in Zell der erste Bürger und Fabrikherr zu werden, diente er doch gerne allen Leuten.

Das Wort dienen hat aber im Bauernvolk des Kinzigtales eine ganz eigene Bedeutung, und gerade in dieser nahm der Graf das Wort auf. Wenn im Kinzigtal die Hochzeitsläder und die Leichenbitterinnen umhergehen und einladen, sagen sie jeweils: „Es wird die Hochzeits- oder Leidleut freuen, wenn Ihr ihnen d i e n t; sie werden Euch auch wieder d i e n e n in Leid und Freud'."

Diesen Dienst, auf den das Volk im Kinzigtal viel sieht und darnach einen Mann charakterisiert, leistete der Graf Magga vollauf, vorab im Leid. Und, was ihn besonders ehrte, er diente den Armen wie den Reichen. Keine arme Person im Städtle und keine im Spital, die der angesehene Mann nicht zu Grabe begleitet und deren Trauergottesdienst er in der Kirche nicht angewohnt hätte. Und wer immer ihn zu seiner Hochzeit einlud, dem diente er.

Und wenn ein armer Mann oder ein lediges Maidle keinen Paten finden konnte für ein zu taufendes Kind, so gingen sie zum Porzellan-Schmieder, und er diente ihnen gerne, weil er ein gefälliger Mann war und an jenes Sprich-

wort glaubte, sich zu weigern, ein Kind zur Taufe zu begleiten, sei vor Gott ein schweres Mißfallen.

Bei seiner Patenschaft für „ledige Kinder" trat er mit Recht einem Zeller Pfarrverweser entgegen, der ein ungeschickt eifriger und eigenmächtiger Mensch war und die armen, unschuldigen Kinder für das Vergehen ihrer Mütter strafen wollte, indem er jeden außerehelich geborenen Knaben „Justus" und jedes Mädchen „Bibiana" taufte.

So trug jedes Kind mit diesen Namen das Brandmal der unehelichen Geburt, und die Unschuld des Kindes und mit ihr die genannten Heiligen waren verfemt. Diesem ebenso taktlosen als ungerechten Verfahren machte der Graf Magga ein Ende, indem er fortan mit jedem außerehelichen Kind als Pate in die Kirche ging und so lange höflich, aber energisch verlangte, daß das Kind den von der Mutter gewünschten Namen erhielt, bis der Pfarrverweser endlich nachgab und der Unfug gänzlich aufhörte.

Des Grafen Auftreten in dieser Sache gewann ihm so sehr das Wohlgefallen der Zeller, daß sie ihn zum Kirchenrat und Mitglied des Stiftungsrates erwählten, damit er auch hier, wo der genannte Geistliche ganz nach seinem Belieben schaltete und waltete, Ordnung und dem Stiftungsrat wieder den gebührenden Einfluß verschaffte.

Auch dies besorgte der gewandte Mann so vortrefflich, daß der hitzige Pfarrvikar es vorzog, den Zellern den Rücken zu kehren und einem richtigen Pfarrer Platz zu machen; wofür nicht nur die Reichsstädter, sondern auch die vielen Bauern, so nach Zell eingepfarrt sind, dem Grafen dankbar waren.

Aber nicht bloß den toten Armen diente dieser, auch die lebenden vergaß er nicht, und diese fanden bei ihm, wie bei seiner Frau, stets ein offenes Haus. Und ihre Hände waren nicht leer; denn außer seinem glänzenden Honorar als erster Künstler und Erfinder neuer Formen kamen Geld und Geschenke im Überfluß aus des Fabrikherrn Villa und von dem Fräulein Karoline.

Reitpferde und Equipage standen dem Liebling der Herrschaft längst zu Gebot, und nach allen Richtungen, talauf und talab, fuhr er an Sonntagen spazieren.

Seinem alten Freund, dem Dreher-Mathis, der Fabrikarbeiter blieb sein Leben lang, war der Graf unentwegt treu und versuchte mit ihm, der, ehe er in die Fabrik eintrat, auch Uhrenmacher gewesen war, wie der Gromer-Karle, die so oft schon vergeblich unternommene Herstellung eines „Perpetuum mobile“, einer stets gehenden Uhr. Doch auch der Graf Magga und der Mathis lösten das Rätsel nicht.

Auch dem Mephisto Gromer-Karle blieb der Graf trotz allem hold, aber es war diesem nicht zu helfen. Er kam immer mehr herunter durch seinen leichten Sinn, putzte schließlich nur noch den Bauern auf den Höfen die alten Wanduhren und ward mehr und mehr ein armer Mann. Als solcher holte er einst droben im Nillwald zur Winterszeit Holz, kam unter den Schlitten und ward andern Tags erfroren und tot aufgefunden. —

Der Graf sorgte in seiner Sternenhöhe auch für seine eigene Schwester und verheiratete sie an einen braven Mann, der als Unterlehrer in Zell fungierte. Die guten Eltern erlebten die Glanzperiode ihres Sohnes nicht mehr. Sie hatten schon anno 1843, wenige Monate nacheinander, das Zeitliche gesegnet. —

In der Fabrik war der leutselige, vielvermögende Mann das Faktotum und der Patron aller, die beim Fabrikherrn ein Anliegen hatten. Und es gab sehr viele Menschen in und außerhalb der Fabrik, die bei ihr interessiert waren.

Solange es keine Eisenbahnen gab, war täglich großer Verkehr um die Fabrik herum. Da kamen Wagen, die Porzellanerde brachten und Wagen, die das Porzellan in die Welt führten.

Die Porzellanerde machte damals einen Riesenweg, bis sie in die Hände der Zeller Häfner kam. Von Limoges in Frankreich ging sie per Achse nach Bordeaux und von da

nach Rotterdam. Von Rotterdam kam sie den Rhein herauf nach Mannheim, wo sie wieder auf Wagen geladen wurde und den weiten Landweg von Mannheim bis ins Kinzigtal zurücklegte.

Geholt und in die Welt gebracht wurde dann die zerbrechliche Porzellanware von zahlreichen Händlern und Hausierern. Die erstern holten sie mit Wagen, die letzteren in Karren und Körben. Unter jenen stand obenan ein Zeller selbst, der schon genannte Serenbez, ein lustiger Mann, den ich noch wohl gekannt. Er fuhr nur in größere Städte und hatte, wenn er heimkam, alle Taschen voll Geld. Fragten ihn nun die Zeller im Wirtshaus, wie's gegangen sei auf der Reise, so meinte er regelmäßig: „Schlecht, hab' Roß und Wagen eingebüßt."

Täglich kamen auch Wirte oder Brautleute aus dem Kinzigtal und an Wallfahrtstagen Landleute in die Fabrik, um einzukaufen. Auf vielen Höfen des Tales, wo sonst alles noch einfach ist, findet man feine Kaffeetassen mit Goldreifen. Und das hat mit ihrem Porzellan die Fabrik in Zell getan.

Kamen bessere Haslacher, die dem Grafen Magga gut bekannt oder befreundet waren, in die Fabrik, so führte er sie mit Stolz darin umher und zeigte ihnen alle Zweige der Fabrikation. Und wenn er dann an Sonntagen mit des Fabrikherrn elegantem Zweispänner wieder nach Hasle gefahren kam, da war alles voll seines Lobes und des Lobes seiner porzellan-gewaltigen Stellung. —

Im Jahre 1857 brachte ich meine Lyzeisten-Ferien in der Nähe von Zell zu, auf dem Gröbernhof, und wurde von dem Hofbesitzer Fischer, einem alten Studio, von dem ich in meiner „Studienzeit" erzählt, in die Zeller Gesellschaft eingeführt. Bald im Raben, bald in der Sonne, je nachdem die Güte des Bieres wechselte, kamen die Zeller Herren und die bessern Fabrikler, Maler und Modelleure abends zusammen.

Hier sah ich den Grafen Magga zum erstenmal in der Gesellschaft. Er war damals vierzig und ich zwanzig Jahre alt.

Ich sehe ihn heute noch vor mir, als ob er lebend vor mir stände, der schlanke, elegante Mann mit dem dunkeln Vollbart, dem schwarzen, üppigen Haupthaar und den großen, offenen Augen. Und wenn er sprach, geschah das mit einer so ungesuchten, ruhigen Vornehmheit und einer so angenehmen, klangvollen Baritonstimme, als ob er Staatsrat und Zwölf-Ahnenkind von Geburt gewesen wäre. Mir imponierte er mit Macht als die Seele der ganzen Gesellschaft. —

„Glück und Glas, wie leicht bricht das," sagt das Sprichwort. Das Glück des Grafen Magga war von Porzellan, und dieses bricht fast so leicht wie Glas. Und ein ander Wort heißt: „Wem das Glück wohl will, den macht es zum Narren," und „schnelles Glück hält schnelle Fahrt".

So ging's auch bei dem Grafen Magga. Dazu kam noch der weitere Umstand, daß jeder Mensch in seinem Leben einmal eine oder die andere große Dummheit begehen muß. Diejenigen, welche von diesem Umstand befreit bleiben, sind entweder Heilige, d. h. übernatürliche Menschen, oder solche, die von Natur aus zu wenig haben — billige Denker.

Je begabter und talentvoller ein Mensch ist, um so mehr wird er veranlagt sein, Fehler und Torheiten zu begehen. Die größten Sünden an und in der Menschheit und die größten Torheiten in der Welt haben nicht Esel — sondern sogenannte gescheite Leute begangen.

Den schlechtesten Kerl, den's gibt, den Teufel, hat noch niemand für einen Esel gehalten. Er hat in der Menschheit zu allen Zeiten das Renommee eines Genies gehabt, und man spricht deshalb von „teufelmäßig gescheit". Und doch hat der Teufel schon so viele ungeschickte Streiche gemacht, daß man im Volk schon längst auch vom „dummen Teufel" redet. —

Dem Sohne des Hafner-Wenzels von Biwere war das Glück zu schnell gekommen, und es wurde ihm, wie das Volk

zu sagen pflegt, zu wohl. Er wurde ein Abenteurer. Eines schönen Tages war er verschwunden, Weib und Kinder zurücklassend.

In Paris tauchte er wieder auf. Im Babel an der Seine will er seine Narrheit austoben. Und als sein Geld erschöpft ist, sucht er neues zu verdienen durch Arbeit. Doch es ist viel leichter, in Zell sein Glück zu machen als in Paris, wo es mehr als einen geschickten Modelleur gibt.

Es geht dem Glückskind bald herzlich schlecht, und in des Lebens Not herabgesunken, ruft er die Verzeihung seines braven Weibes an, mit dem er glücklich gelebt und das er trotzdem im Leichtsinn verlassen hat.

Wenn einem Manne die Frau leichtsinnigerweise durchbrennt und er sie wieder holt, wird er mit Recht ausgelacht; wenn aber eine Frau in ähnlicher Lage ihren Mann wieder holt, verdient sie, ebenfalls mit Recht, hohes Lob.

Die Liebe einer Frau „glaubt alles, trägt alles und duldet alles", und solange ein Mann diese Liebe nicht völlig verscherzt hat, kann er stets auf Verzeihung rechnen.

Solch eine Frau hatte auch der Graf Magga. Sie hatte ihn wider Willen geheiratet, hing ihm aber jetzt in aller Treue an und verließ ihn nicht in der selbstverschuldeten Not. Sie ging selbst nach Paris, suchte ihn in seinem Elend auf, brachte ihn heim und stürzte sich so mit ihm ins Elend. Warum?

Der Fabrikherr hatte nach des Grafen Flucht der Frau zugesagt, für sie und ihre Kinder zu sorgen, wenn sie von dem leichtsinnigen Mann, der Gunst und Stellung bleibend verloren hatte, ablasse. Und als das brave Weib trotzdem ihrem Manne nachreiste, um ihn zu holen, traf sie das gleiche Los. Und dieser harte Beschluß blieb bestehen, denn reiche Leute werden gerne erbarmungslos — blieb um so mehr bestehen, als das „Fräulein Karoline" gestorben und ein anderes Fräulein Obersthofmeisterin in des Fabrikherrn Villa geworden war, die von den Lieblingen ihrer Vorgängerin natürlich erst recht nichts wissen wollte.

So kam der Graf mittellos nach Zell zurück und wurde, weil ohne jede Hilfsquelle, in der ersten Zeit bettelarm. Aber seine vielen Freunde aus besseren Tagen ließen ihn nicht hungern. Als er reich war, hatte er und seine Frau den Armen viel Gutes getan, und als sie selbst arm waren, fanden sie drum ebenfalls Erbarmen.

Lebensmittel aller Art wurden der verschämt armen Familie heimlich und nächtlicherweile vors Haus gestellt. Selbst die Bauern des Harmersbacher Tales vergaßen den „Narrenvater" nicht; namentlich wurde sein Wohltäter der „Herr Breig", der Lunzenbur, den wir aus dem „letzten Reichsvogt" kennen.

Aber bald erhob sich das Talent des schwer geprüften Mannes wieder und verschaffte ihm Brot.

Sein Freund, der Post-Schmieder, gab ihm einige Geldmittel, und nun fabrizierte er Teppiche aus Lumpen. Da dies nicht prosperierte, so verhalf ihm sein Schwager, der Lehrer Schneider, dazu, eine kleine Fabrik für feuerfestes Kochgeschirr zu gründen. Als dies Erfolg hatte, faßte er sofort einen höhern Plan; er gewann Aktionäre und richtete eine größere Steingutfabrik ein in der alten Hammerschmiede, alles nach eigenen Heften und ohne jede technische Beihilfe.

Da er keine Aktien hatte zeichnen können, gehörte die Fabrik, als sie nach Jahren blühte, den Aktionären, die ihn für seine Mühe belohnten, aber nicht als Geschäfts-Teilhaber annahmen, was ihn zum Austritt veranlaßte.

Jetzt wird er, bereits ein Sechziger, Reisender für eine große Porzellan- und Steingutfabrik in Lothringen. Als solchen traf ich ihn, den längst Totgeglaubten, wie schon oben erzählt, anfangs 1880 einmal in Karlsruhe, nachdem ich ihn seit mehr als zwanzig Jahren nicht mehr gesehen.

Er kannte mich nur noch dem Namen nach und erinnerte sich nicht mehr an unser Zusammentreffen in den fünfziger Jahren im Raben zu Zell. Wer beobachtet einen jungen Studenten in einer Gesellschaft älterer Herren! Aber unsere

Unterhaltung war bald im Fluß. Ich erinnerte ihn auch an jene Zeit, da ich als Knabe ihn in Hasle bewunderte, wenn er bei meiner Großmutter Besuch machte. Ein schmerzliches Lächeln zog über sein Gesicht, und er sprach: „Hätt' ich jene Zeiten nicht verpaßt, so müßte ich in meinen alten Tagen nicht als Reisender umherziehen."

Dann erzählte er, daß ihm seine Frau gestorben sei und er jetzt vorhabe, seinen Reiseposten aufzugeben, sich in Zell wieder bleibend niederzulassen und mit einigen Erfindungen, die er im Kopfe trage, sein Leben weiter zu fristen.

Er war immer noch der vornehme Mann von ehedem und kam mir in Rede und Gebärde vor wie ein adeliger Herr, der bei der Garde gedient hat und jetzt, als Rittergutsbesitzer auf dem Lande lebend, von Zeit zu Zeit in der nächsten Stadt erscheint. Unter den andern Geschäftsreisenden im Wirtszimmer sah er aus wie ein König, der sich in eine Gesellschaft verirrt hat, die nicht seines Zeichens ist.

Was ich aber noch an dem Manne bewunderte, war seine klassische Ruhe. Er sah aus, wie einer, der vieles erduldet, aber den kein Unglück niederzuschlagen imstande ist.

6.

Bald nach unserem Zusammentreffen leuchtete ihm noch ein Glücksstern. Der Fabrikherr, welcher schon in den sechziger Jahren von Zell nach der Schweiz, in die Nähe von Bern, verzogen war, starb und setzte die Nachfolgerin des Fräulein Karoline als Erbin seines vielen Geldes ein.

Der Graf, in Zell sitzend und seinen Patenten nachsinnend, erhob Einsprache gegen das Testament und berief sich auf die nahe Verwandtschaft seiner Frau mit dem Fabrikherrn. Er hatte Glück. Die Erbin zahlte, um allen Schwierigkeiten zuvorzukommen, des Hafner-Wenzels Toni und seinen erwachsenen Kindern 50 000 Mark heraus.

Sein erstes, edles Werk daraufhin war die Erbauung

eines Denkmals über dem Grabe seines treuen Weibes und einer Gruft neben ihr für sich selber. Dann sorgte er für seine Kinder, für deren Ausbildung er — seine Pariser Zeit abgerechnet — stets alles getan hatte.

Und nun ging er wieder an seine Arbeit. Er gründete eine Tabakfabrik und gab seinen Zigarren und seinem Tabak den Titel: „'s gibt keine und keinen bessern." Mit seinem Fabrikat reiste er selber, und gewandt, wie er war, verkaufte er es auch. Als er aber altershalber nicht mehr reisen wollte, engagierte er einen Zeller Schuhmacher, der das Sitzen nicht gut vertrug; der mußte das Maggasche Rauchwerk verhausieren. Aber er eignete sich nicht wegen seiner für einen Detailreisenden allzugroßen Offenheit. Wenn er zum zweitenmal zu den Kunden kam und diese meinten, die Zigarren entsprächen nicht ganz dem anpreisenden Titel, sagte der ehrliche Meister Knieriem: „Der Titel ist verschrieben, es sollt' heißen, ‚wir haben keinen bessern'." Daraufhin wurde er ausgelacht, und das Geschäft seines Herrn kam ins Stocken.

Jetzt ließ der unermüdliche Graf seine Erfindungen los: eine Patent-Strickmaschine für Wollwaren-Fabrikation, wozu er die selbsterfundene Kunstwolle gleich mitlieferte; ein Patent-Pferde-Kummet, zu dessen Verschleiß er selbst nach England reiste; Patent-Schuhsohlen (er erfand das Aufschrauben des Leders), Patent-Hosenträger, Patent-Hosenschoner. Die meisten dieser Erfindungen brachten Geld, und so hatte der Fink immer Samen, und es wurde ihm auch so wohl, wie dem Finken im Hanfsamen. Ja, er wurde wieder jung und dachte in seinen alten Tagen wieder ans Freien, da sein Wohlergehen ihn abermals in Versuchung führte.

Einige Jahre später, nachdem ich den Grafen Magga in Karlsruhe getroffen, kam ich eines Tages von den Bergen herab nach Maria-Zell und kehrte durstig im badischen Hof ein. Der Pfarrherr des Städtchens leistete mir Gesellschaft. Ein junges Mädchen, dreinschauend wie Milch und Blut, kredenzte uns die Gläser. Da die Wirtsleute mir fremd vor-

kamen und ich schon mehr denn dreißig Jahre nicht mehr in dem badischen Hof gewesen war, fragte ich meinen Begleiter, ob das Mädchen die Tochter des Hauses sei. „Ja," war die Antwort, „und sie ist zugleich die Braut des Grafen Magga."

„Was, des Magga? Lebt der noch? Der könnte ja der Großvater der jungen Dame sein!" sagte ich erstaunt.

„Ja, der lebt noch, gerade da drüben in dem Hause. Dort fabriziert er seine Patent-Sachen und hat nebenbei das Herz dieser schönen Nachbarin erobert, und sie will keinen andern als den fünfundsechzigjährigen Grafen Magga."

Der hatte die Welt stets überrascht, schon in meiner Knabenzeit; ich glaubte deshalb auch an diese Neuigkeit. Sie bewies mir, daß er eben in seinen alten Tagen noch könne, was in jungen. Er hatte vor vierzig Jahren das ganze Städtchen Zell närrisch zu machen gewußt, warum sollte er nicht heute noch das Talent haben, diese Kunst mit Erfolg an „einer Frau Wirtin Töchterlein" zu versuchen.

Man räsoniert so gerne über alte Männer, die junge Mädchen heiraten, und spricht gleich von „alten Sündern". Nach meiner Ansicht mit Unrecht. Man sollte derartige Herren bekomplimentieren, daß sie noch so viele Anziehungskraft haben und noch so jugendlich erscheinen, daß Mädchen ihrer begehren. Und wenn geschimpft werden soll, so wende man sich gegen die junge Braut, die es über sich gewinnt, einen alten Kerl zu heiraten und zwar, was die Geschichte noch schlimmer macht, meist nicht wegen des Alten persönlicher Anziehungskraft, sondern weil er die Dame versorgen kann.

Viele der schönsten Mädchen werden jederzeit bereit sein, einen Millionär zu heiraten, selbst dann, wenn er häßlich wäre wie ein Pavian und so alt wie Methusalem.

Bei unserm Grafen aber möchte ich der jungen Dame das Wort reden. Ich sah und hörte ihn als einen Sechziger und war entzückt von seinem vornehmen Benehmen und seinen gewählten Redensarten.

Wenn er aber mich, der ich sonst auf elegante Redensarten nichts gebe, entzückte, wie wird er erst auf eine Vertreterin jenes Geschlechts gewirkt haben, das auf Redensarten alles hält und am meisten lügt und belogen wird. —

Mich aber reut es heute noch schwer, daß ich damals nicht sofort zu dem Grafen gegangen bin und ihm gratuliert habe. So kam ich um die letzte nahe Gelegenheit, ihn zu sehen und zu sprechen.

Bald nach meiner Bergfahrt kam's richtig zur Hochzeit. Um allem Spott auszuweichen, ließ er sich nicht in Zell, sondern in seinem Vaterort Biberach trauen und machte alsbald, wie vornehme Leute zu tun pflegen, eine größere Hochzeitsreise bis Wien, um seine junge Frau in die Welt einzuführen.

Von dieser heimgekehrt, wollte er sich und seine jüngere Hälfte nicht dem Gespötte der Zeller aussetzen, sondern diesen gründlich aus dem Wege gehen, indem er übers Meer nach Amerika zog. Hier ließ er sich in Newyork nieder und kaufte — denn das Geld ging ihm in der letzten Zeit selten aus — ein „Hotel garni".

Amerika ist das Land der Erfindungen; hätte unser Graf sich hier auf solche verlegt, es wäre ihm wohl besser ergangen. Aber als Hotelier und Zimmervermieter prosperierte er nicht, weil die Leute in jenem Land auf die schönen Redensarten eines Wirts viel weniger geben als bei uns. Er schlug sich mühsam durch und kehrte auf Drängen seiner Gattin dem Lande der Yankees nach drei Jahren wieder den Rücken, fuhr übers Meer zurück, an Zell vorbei, und tauchte plötzlich als Gastwirt zum „wilden Mann" in der zwölf Stunden von Zell entfernten alten Stadt Villingen auf.

Der Graf ist alt und muß einen Beruf ergreifen, in dem seine Frau tätig sein kann, und da sie Kellnerin war in ihrer Mutter Stube, wurde er, wie in Amerika, so in Deutschland, Hotelier.

Der „wilde Mann" in Villingen ist zwar nur eine Bauernherberge, aber der badische Hof in Zell, in welchem seine

Frau einst das Servieren besorgte, ist auch keine Herrenwirtschaft und selbst den Bauern ein höflicher Wirt lieber als ein grober.

So bediente die Frau die Bauern, und der alte Graf machte die Honneurs, und wie er sie machte, hat mir ein Villinger selbst bezeugt mit den Worten: „Er war ein äußerst liebenswürdiger Mann und konnte trefflich erzählen, denn er war in der Welt herumgekommen, und was er sprach, hatte Hand und Fuß."

Ein Jahr blieb er als Pächter auf dem wilden Mann und unterhielt seine Gäste, als unweit Villingen, im Dorfe Marbach, die kleine Restauration am Bahnhof frei wurde. Sonnig liegt dies Häuschen unweit des Brigflüßchens, das eine der Mütter der Donau ist und seine Wasser mit der Donau ins Schwarze Meer rollt. Der greise Magga kaufte die Bude, weil die Frau was eigenes haben wollte und alte Männer, so gut sie können, stets den Willen ihrer jungen Weiber erfüllen, und wird Restaurateur an der Schwarzwaldbahn.

Die Marbacher Bauern gehören schon zu den „Booremern", d. h. zu jenem alemannischen Stamme, der die Baar bewohnt, das Hochplateau um die Quellen der Donau herum. Die Bauern jener Gegend sind ein starkes, stämmiges Geschlecht, das nicht an Gemütsschwäche leidet und drum wenig Poesie kennt.

Aber auch solchen Leuten wurde unser Graf gerecht; er, der Mann mit dem sanguinischen Herzen und den leichten Idealen, wurde in Marbach Philosoph und zwar Stoiker. Die Marbacher sagen heute noch von ihm: „Er war ein zufriedener und sehr genügsamer Mann," das schönste Zeugnis, welches man einem Sterblichen, der so vielen Wechsel des Schicksals erfahren, geben kann.

Ein Eisenbahn-Restaurateur an einer abgelegenen Dorfstation muß zwar an sich ein genügsamer Mann sein; daß er ein zufriedener ist, wird selten vorkommen.

So lebte der einstige Löwe des Tages im mittlern Kinzig-

tal droben auf der öden Baar als stiller, genügsamer Kleinwirt, bis im Herbst des Jahres 1891 der Tod ihm nahte. Er ließ, wie mir dieser selbst berichtete, den Pfarrer von Kirchdorf rufen, zu welchem Marbach eingepfarrt ist, machte seine Rechnung mit dem Himmel und starb, siebenzig und vier Jahre alt.

In religiöser Hinsicht war der Graf in spätern Jahren freigeistiger Art geworden. Man findet dies vielfach bei Leuten aus dem Volk, die geistig über die andern hervorragen. Sie wollen auch in religiösen Dingen anders sein als andere. Und der Mensch ist am meisten versucht, seinen Größenwahn dem kindlichen Glauben gegenüber zu zeigen. Drum hat schon der göttliche Heiland gesagt: „Selig sind die Armen im Geiste, denn ihrer ist das Himmelreich."

Genialen, hochbegabten Menschen fehlt in der Regel auch die Demut, die der christliche Glaube verlangt; deshalb gehören derlei Leute in der Regel gerne dem Unglauben an.

Aber seine Vornehmheit zeigte der Graf Magga auch hier. Er behielt seine religiösen Anschauungen für sich. Nie wird jemand den Grafen Magga über die Religion anderer spotten oder seine religiöse Ansicht als die richtige haben anpreisen hören. Er achtete die Überzeugung eines jeden und behielt die seinige still für sich.

Auf einem einsamen Kirchhofe an der Brig — die schöne Gruft in Zell neben seiner ersten Frau bezog er nicht — ruht nun der Mann, der so heitere Tage gesehen und andern geschaffen hatte. Und wenn die Leute von Kirchdorf, Klengen und Marbach an seinem Grabe vorüberziehen, ahnt keiner, daß hier der einst so hoch gefeierte Graf Magga ruht. Sie kannten ihn ja nur als den genügsamen und zufriedenen Restaurateur und nicht als den genialen Erfinder und den berühmten Fastnachts-König von Zell am Harmersbach drunten im lustigen Kinzigtal.

Aber auch hier ist er nahe am Vergessenwerden. In meiner Knabenzeit sprach jung und alt von ihm, und er war

talauf talab ein berühmter und gerühmter Mann. Heute wissen die Jungen nichts mehr von ihm, und die Alten müssen erst wieder an ihn erinnert werden; aber dann sagen sie einstimmig: „Ah, der Graf Magga, der war ein freundlicher, fröhlicher, jedermann gefälliger Herr, der sich in alles schicken konnte und der im ganzen Kinzigtal unter Bürgern und Bauern keinen Feind hatte."

Noch wenige Jahre und der Mann wäre unbeschrieen untergegangen wie schon Hunderttausende vor ihm in den Bergen des Kinzigtals. Und das hat er nicht verdient; drum hab' ich ihn hier „verewigt", wenigstens für so lange, als das Holzstoffpapier des 19. und 20. Jahrhunderts hält.

Wenn man nicht wüßte, welch ein Fluch auf der Kultur liegt, und wie sie nicht bloß alle Nationen, mit denen sie in Berührung kommt, verzehrt, sondern auch die Bücher und Zeitungen, die sie druckt und in denen ihr am meisten gehuldigt wird — am Holzstoff-Papier allein könnte man's sehen.

Zum Kulturfortschritt gehört die Erfindung dieses elenden Papieres. Die kommenden Geschlechter aber werden diese neumodische Papiermacherei verfluchen. In hundert Jahren wird von unserer Literatur, soweit sie in Bibliotheken aufbewahrt ist, nur noch Sägmehl übrig sein.

Man baut also unsere Bibliothekpaläste für künftige Schutthaufen, da niemand, auch unsere Regierungen nicht, daran denkt, ein Gesetz zu machen, wonach das Holzstoffpapier nur gebraucht werden darf für Liebesbriefe, Zahlungsbefehle und zum Einwickeln von Käse und Wurstwaren. —

Manch einer wird vielleicht sagen, der leichtsinnige Magga, welcher Fabrikherr von Zell geworden wäre, wenn er nicht seine Lustreise nach Paris gemacht hätte, verdiente es gar nicht, verewigt zu werden; es stirbt mancher zeitlebens brave Mann, und kein Mensch denkt daran, sein Leben zu beschreiben.

Ich aber sage, zunächst fühle ich mich nicht berufen, die leichtsinnigen Streiche anderer Leute zu verurteilen; ich denke

dabei stets an den sich seiner Bravheit rühmenden Pharisäer im Tempel als an ein abschreckendes Beispiel. Und dann, wer weiß, was andere Sterbliche für Dummheiten gemacht hätten, wenn sie vom Hafnerslehrling so rasch heraufgestiegen wären, wie der Graf Magga? Denken wir also an das bekannte Wort des Heilandes: „Nolite judicare — richtet nicht!" Menschen, die in ungewöhnliche Verhältnisse kommen, verüble ich große Fehler viel weniger. Auf den Höhen des irdischen Lebens ebensogut wie in seinen tiefsten Tiefen ist der Sterbliche nicht immer Herr seiner selbst.

Warum ich den Grafen Magga trotz seiner Fehler in mein Bauernblut aufgenommen, das geschah deshalb, weil ich an ihm zeigen wollte, zu was allem ein Mensch befähigt sein kann — ohne Schule und Dressur, lediglich durch die Gaben der Mutter Natur und weil er von Vater und Mutter her Bauernblut in seinen Adern hatte. —

Das junge Weib des Eisenbahnrestaurateurs von Marbach nahm bald nach ihres greisen Mannes Tod einen jungen, verkaufte die stille Wirtschaft im Brigtal und kredenzt jetzt Bier an einem lustigen und bekannten Kurort des Schwarzwalds, in Triberg. Wenn sie aber vom Grafen Magga erzählt, weiß sie nichts zu sagen als: „Ich würd' meiner Lebtag keinen alten Mann mehr nehmen" — und zeigt dadurch, daß sie ein „Wibervolk" ist, das die geistigen Vorzüge ihres ersten Mannes nicht zu schätzen wußte. Doch eines müssen wir ihr zu gut halten: sie hat ihm einen schönen Grabstein setzen lassen auf dem Gottesacker zu Kirchdorf. Er trägt die schlichte Inschrift: „Hier ruht Franz Anton Schmieder, gestorben am 4. September 1891 in seinem 74. Lebensjahre. Er ruhe im Frieden."

Vom Grafen Magga steht aber nichts darauf, drum soll er seinen Denkstein in diesem Buche gefunden haben. —

Ich habe mich seit dem ersten Erscheinen dieses Buches auch nach dem „Stamme" des Grafen Magga, d. h. nach seinen Kindern erkundigt.

Seine zwei Söhne, begabt wie der Vater, haben sich, gleich ihm, um Höheres bemüht. Zell war ihnen zu klein. Sie gingen nach Paris und waren hier glücklicher als der Vater. Sie haben sich nicht ohne manchen Fehlschlag schließlich als Kaufleute rentable Geschäfte gegründet.

Noch besser ging es der einen der drei Töchter.

Kamen da in den siebziger Jahren einige Straßburger Studenten nach einer Schwarzwaldfahrt abgebrannt auf den Gröbernhof bei Zell, von welchem Meierhof und seinem Besitzer ich, wie schon erwähnt, in meiner „Studienzeit" erzählt habe. Sie hatten weder mehr Geld, beim Meierhofwirt die Zeche zu zahlen, noch um nach Straßburg heimfahren zu können.

Einer von ihnen war Virtuos im Geigen, und die andern meinten deshalb, er solle nach einer Geige fragen und dann durch sein Spiel das Herz des Wirts und Hofbesitzers Fischer rühren. Es fand sich ein Instrument, schlecht und recht. Der Künstler spielte, spielte so rührend, daß alles im Haus zusammenlief und lauschte.

Allgemeiner Beifall lohnte den Virtuosen; vorab war der dicke Fischer, ein Biedermann und alter Korpsstudent, gerührt.

Jetzt trug der Geiger ihm seine und seiner Mitstudenten Schmerzen vor, und sie wurden alsbald von dem alten Studio geheilt.

Einige Zeit später kam der Geiger wieder von Straßburg auf den Hof, um, ferne der Musenstadt, eine wissenschaftliche Arbeit zu vollenden.

Wie mich zwanzig Jahre früher, nahm Fischer den preußischen Studio abends mit in den „Raben" zum Bier, wo der Künstler durch sein Geigenspiel die Gesellschaft entzückte.

Als der Zeller Männergesangverein bald darauf ein Konzert auf dem Gröbernhof gab, wurde der Student dazu eingeladen und gebeten, mitzuwirken.

Er kam, spielte, sah hier zum erstenmal die bildschöne

Tochter des Grafen Magga und ward von ihren Reizen gefangen. Und das Ende vom Lied, das auf dem Gröbernhof anfing, war, daß der reiche, schöne, aus bester Familie stammende junge Mann sich noch als Student mit der Tochter des Grafen Magga verlobte.

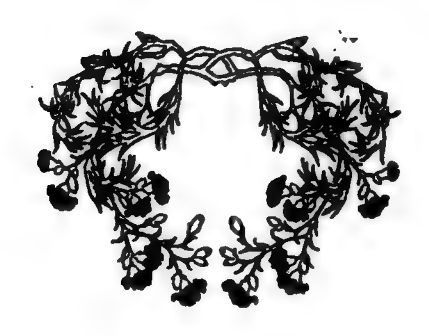
Der Vater Schmieder lebte damals noch mit seiner ganzen Familie in Zell.

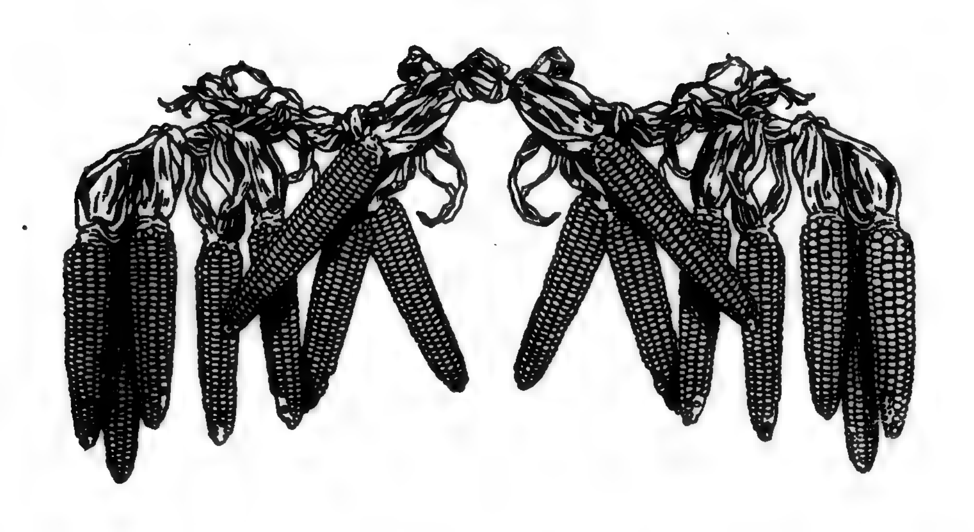
Der Student macht seine Examina mit Glanz, überwindet alle Hindernisse, auch die seiner Eltern, und führt nach Jahr und Tag seine schöne Zellerin heim.

Heute leben beide, von erwachsenen Kindern umgeben, in angesehener Stellung in der preußischen Monarchie. Beide haben mich schon nach dem ersten Erscheinen des „Grafen Magga" in Freiburg besucht. —

Daß es so den Kindern des genialen Mannes gut geht, freut mich für das Andenken ihres Vaters, der, trotzdem er ein abenteuerlicher Mann war, heute noch so imponierend vor meinem Geiste steht, wie damals, als ich ihn in meiner Knabenzeit zum ersten Male gesehen habe vor meinen Augen.

Die Fabrik in Zell aber gehört heute einem vom Stamme Schmieder, dem Sohne des in dieser Erzählung vielgenannten Post-Schmieders. Auch das freut mich. —





Martin, der Knecht.

1.

Eines der einsamsten Schwarzwalddörfer, ebenso reizvoll gelegen, als wenig bekannt, ist das Bergdorf Oberbiederbach, zwei Stunden südwestlich von Hasle. Es liegt fast auf der Wasserscheide zwischen Kinzig und Elz in einer Bergmulde versteckt, abseits der Heerstraße, die seit Jahrhunderten aus dem Elztal über die „Herne" nach dem Kinzigtal führt.

Seine Bevölkerung ist rauh, wie der Boden, den sie bebaut. Große, starke Männer mit dem „Schwyzerbart" ihrer keltischen Ahnen, die nach dem Dreißigjährigen Krieg aus der Schweiz zahlreich in diese damals verödeten Berge und Täler zogen — und kräftige, rundköpfige Wiber und Maidle, bis heute treu einer der reizendsten Trachten des Schwarzwalds, bewohnen in zerstreuten Gehöften die zahlreichen „Zinken" und Tälchen dieses waldigen Hochlandes. Viehzucht und ein wenig Ackerbau bilden ihre Beschäftigung und ihres Lebens Unterhalt.

Über den Berg treiben sie an jedem Markttag ihr Vieh

zum Verkauf hinab ins Kinzigtal und nach Hasle. Die finstern, bärtigen Buren aus dem Biederbach waren mir, dem Knaben, nie so sympathisch, wie ihre glattrasierten Kollegen in meiner Heimat.

Es ist eigen. Ich bin ein Freund der Vollbärte, weil sie den Mann zieren und ihm seine Signatur geben. Und ich bedauere, daß die katholischen Geistlichen in Europa, wo herrschend gewordene französische Mode sie der Bärte beraubte, bartlos einhergehen, ein Privileg oder richtiger eine unfreiwillige Mode, die sie mit den Kellnern und Schauspielern teilen. Trotzdem sehe ich bärtige Bauern nicht gerne, kann mir's aber nur dadurch erklären, daß ich in meiner Knabenzeit allermeist nur rasierte Buren sah.

Die Burschen von Biederbach zogen damals gerne in unsere Gegend herüber als Knechte. Sie waren beliebt als tüchtige „Schäffer", aber gefürchtet als hitzig und rauflustig. Die Bauern und die andern Knechte des Tales nannten sie nur die „Ruh-Windigen", weil sie aus einer Gegend kamen, wo ein rauher, scharfer Wind weht, und weil sie selber rauh waren. Auch die „Überländer" wurden diese Landleute aus dem Elztal von ihren Standesgenossen im Kinzigtal genannt.

Später waren die Biederbacher Buren verschrien als Prozeßkrämer, den vielen Advokaten in „Friburg" wohlbekannt. Die Burschen aber gelten heute noch als Leute, die wenig Spaß verstehen. Wenn sie drüben auf der Herne im einsamen Rößlewirtshaus Tanz haben, müssen die Kollegen aus den angrenzenden Gebirgshöfen von Hofstetten und Mühlenbach bescheiden auftreten, so sie im Frieden scheiden wollen.

Unter diesem Volke lebte in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein Bauersmann Andreas Spitz, der aber allgemein den Namen „der Spaniol" trug, weil er den napoleonischen Feldzug in Spanien mitgemacht hatte. Heimgekehrt, erzählte er seinen Biederbachern viel von dem südglutigen Spanien, von seinem Wein und seinen Orangen, aber auch von den

Kämpfen, welche er unter den Marschällen Massena, Soult und Mortier mitgemacht hatte, und sie horchten auf, die Biederbacher in ihren Tannen- und Föhrenwäldern und in ihrem friedlichen Bergdorfe, wenn der Andres so erzählte und sich so den Namen „der Spaniol" als Ehrennamen verdiente.

Er war eines Bauern Sohn aus dem Finsterbach, einem engen Tälchen, das von der Herne herabzieht und deren Wasser zu Tal bringt. Spitzhof hieß das Gut und heißt es heute noch, weil die Bauernfamilie Spitz seit unvordenklichen Zeiten auf ihm haust.

Als nachgeborenem Sohne blieb dem Spaniol nichts anderes übrig, als sich ein Heim selbst zu gründen, und er kaufte in den zwanziger Jahren ein kleines Gut im heimischen Finsterbach, das flugs beim Volk den Namen „Spaniolengütle" erhielt und ihn behielt bis zum heutigen Tag.

Der alte Spaniol ist längst heimgegangen, hat das Gütchen seiner Tochter, seinen Übernamen aber ihrem Manne hinterlassen, der von der Stunde an der „Spaniolen-Mathis" genannt wurde.

So wird von Geschlecht zu Geschlecht stets ein Andenken an Napoleons spanische Kriegszüge und an die Knechtschaft, die Deutsche damals durch ihre Fürsten ihm leisten mußten, im einsamen Biederbach fortleben, wenn längst kein Mensch mehr was weiß von des Spitzburen Andres, dem ersten Spaniol.

Dieser nun hatte einen Sohn, den Marte, den Helden unserer Erzählung und meinen Freund in den Tagen der Knabenzeit.

Der „Martis-Märkt" in Hasle, der Anfangs November gehalten wird, ist im mittleren Kinzigtal vorzugsweise der Jahrmarkt, an dem die „Völker", das heißt die Dienstboten — Knechte, Mägde, Hirtenbuben und Hirtenmaidle — nach Hasle kommen. Die Haslacher wissen das, und die Metzger richten mehr Bratwürste und die Bäcker mehr Wecken als an einem andern Markt. Denn die Hirten-Völker bekommen

da die einzige städtische Bratwurst im Jahre, oft die erste im Leben, und auf die Wecken freuen sie sich schon im Sommer und Herbst, wenn sie einsam auf den Bergen in der Nähe der Herden beieinander sitzen und vom Martis-Märkt reden.

Zwar macht jeder Bur, so oft er metzget, auch „Brotwürst", aber nur für sich, den Fürsten im Hause, oder für Besuche, die aus dem Städtle kommen; ein Hirtenbüble darf nicht einmal an des Buren Bratwürste „schmecken" oder daran denken. Die werden im Rauch getrocknet und dann in der Schatzkammer des Buren, im Speicher, im vollen Kornkasten versteckt. Drum denken die jungen Völker an die Bratwurst „uf'm Martis-Märkt"; die serviert ihnen eine schmucke Haslemer Kellnerin auf einem Porzellanteller, und diese Bratwurst macht sie glücklicher als manchen Fürsten sein Thron.

Die Völker kommen aber zum Martis-Märkt nicht bloß der Bratwürste und der Wecken halber, sondern auch noch aus einem viel wichtigeren Grund, dem eigentlichen Anlaß des Marktganges. Und der ist das „Verdingen". Am Martis-Märkt werden die „Völker" frisch gedungen, sei es vom alten, sei es von einem neuen Herrn.

Im Frieden scheiden allermeist Buren und Völker, wenn eines des andern nicht mehr bedarf oder eins dem andern nicht mehr dienen will. Im politischen Leben geht's bekanntlich nicht so friedlich ab, wenn die Völker ihren Fürsten nicht mehr dienen wollen. Sie m ü s s e n meist, ob sie wollen oder nicht.

Bei den Buren herrscht freie Dienstbarkeit, und jeder Untergebene geht, wenn er's für gut findet, und der Bur gibt ihm seinen Segen dazu.

Der Hirtenbub will Unterknecht, der Unterknecht Oberknecht werden; der eine hat bisher auf den Bergen gedient, jetzt will er auch einmal schauen, wie 's in den Tälern drunten hergeht. Ähnlich bei den Maidlen.

Von den Buren braucht der eine keine Hirtenvölker mehr, er hat „eigene Ware"; seine Buben und Maidle kommen aus

„der Schul", können selbst hüten oder sind vom Hirten zum Knechts- oder Magddienst herangewachsen.

So gibt es überall friedliche Veränderungen, die am Martis-Märkt ihre Lösung finden. Da wird „gedingt" und „verdingt", und jedes gedingte „Volk" und jedes „Völkle"[1] erhält ein Haftgeld, d. i. eine Summe von drei bis fünf Mark, zum Zeichen, daß es dem, der es gedingt hat, haftet, d. i. Wort hält und an Weihnachten den Dienst antritt. Reut es das Gedungene, so hat es das Haftgeld doppelt zurückzugeben und es ist wieder frei.

Am Abend gehen die Völker wieder in die seitherigen Dienste zurück, und erst am „Bündilistag", d. i. an Sankt Johann „zu Winächten" oder am „Bündilis-Märkt", der in Hasle am ersten Montag nach des Herrn Geburt abgehalten wird, werden die Bündel geschnürt und abermals nach dem Städtle gezogen und Bratwürste gegessen. Dann geht's auf den neuen „Platz".

Zwischen Weihnachten und Neujahr ist alle Tage Feiertag auf allen Höfen, und nur das Notwendigste wird gearbeitet, damit „der Wechsel" und das „Bündeln" in aller Ruhe vor sich gehen kann.

Am Bündilistag wird der Jahreslohn ausbezahlt, denn ein ordentlicher Knecht und eine ordentliche Magd nehmen das ganze Jahr über keinen Pfennig Lohn vom Buren bis auf diesen Tag; höchstens, weil sie alles früher Verdiente auf der Sparkasse haben, einige Mark, wenn sie „unterm Johr" einmal zu einer Hochzeit oder auf den Markt wollen.

Mehr und mehr aber reißt mit der „Kultur" jetzt die Mode ein, öfters Geld zu erheben beim Bur. Und jene Knechte, die gar jeden Sonntag ihren Wochenlohn verlangen, gehören sicher zu den lumpigen und haben, wenn 's Jahr rum ist, keinen Pfennig im „Portmonä". Zu meiner Knabenzeit trugen die Knechte in einer getrockneten Schweinsblase

---

[1] Ein Hirtenbub oder Hirtenmaidle heißt „ein Völkle".

Kronentaler, heute im modernen Portemonnaie Fünfzigerle und Zehnerle. Und das haben mit ihrem Singen die Kultur und die Mode, d. i. die Lumperei getan. —

Im Jahre 1841 zog am Morgen des Martis-Märkts der Spaniol von Biederbach „vom ruhen Wind" her Hasle zu, neben ihm sein vierzehnjähriger Sohn, der Marte. Mit ihnen andere „Ledige" und „Völker" und Buren und Taglöhner aus der Frischnau, ab der Bachere und ab der Hochmunde, aus Yach, von Ober- und Unterwinden, und unter den letztern auch der „Strau-Toni" aus der „Eych" (Yach), mein späterer Freund.

Der kam vom Martis-Märkt an jeden Winter-Markttag mit seinen „Strauschuhen" auf dem Rücken, große und kleine, schön eingefaßt mit roten und grünen Zeugstreifen — über den Berg nach Hasle. In meinem Vaterhaus trank er seinen Schnaps und aß sein Groschenlaible dazu. Ich aber durfte ihm alljährlich ein Paar Strohschuhe abkaufen, in denen man so leicht ging, wie auf Engelsflügeln, und die man ohne Schaden auch im Streit mit seinen Altersgenossen einem oder dem andern an den Kopf werfen konnte. Mich überkam, so oft ich ein Paar neue Strohschuhe erhielt, ein größeres Vergnügen, als wenn man mir heute Gold und Edelsteine schenkte.

Selige Zeit, in der ein Paar Strohschuhe einen glücklich machen kann!

Der Toni hatte, wenn er anrückte, ganze Legionen von Strohschuhen vorn und hinten über seine Schulter hinunterhängen und versah jung und alt im Städtle und die Wibervölker auf dem Land weithin mit seiner erwärmenden Ware.

Wie oft bin ich in der Mitte der vierziger Jahre an den Markttagen im Winter unter dem Rathaus beim Strau-Toni gestanden und habe seine Haufen Schuhe bewundert wie eine Menagerie.

Der Toni, ein rauhbärtiger, ungewaschener Mann mit dunkeln Augen und einer Habichtsnase, rauchte seinen

„Kloben", neben seiner Ware stehend und auf die Käufer wartend.

Neben ihm standen noch zwei Biederbacher Strauschuh-Händler mit ihren Schuhen, aber sie kannten nicht die Kunst der farbigen Einfassung, wie der Toni aus der Eych, der drum stolz auf sie herabsah, wenn wir Buben und Maidle aus dem Städtle bewundernd vor seiner eleganten Ware uns versammelten.

Hatte ich mein Paar für 12—15 Kreuzer gekauft, so wartete meiner noch eine weitere Freude. Ich durfte sie zum Nachbar Stelker, dem Schuhmacher, tragen und mir eine dünne Ledersohle darauf nähen lassen.

Ich wartete jeweils auf die Fertigstellung mit einer Begierde, als ob ein Stück Himmel aus der Arbeit herauskäme. Im spätern Leben mühen wir uns ab, Tag und Nacht, um glücklich zu werden, und finden das Glück nicht. In der Jugendzeit bedarf es nur der Arbeit eines Strau-Toni und eines Schuhmachers, um uns ein echtes Stück Kinderhimmel zu vermitteln.

„Das wahre Glück," sagt Chateaubriand, „kostet wenig. Wenn es teuer ist, dann ist es nicht von der rechten Art." —

Auf der Herne war der Strau-Toni an jenem Novembertag mit dem Spaniol zusammengekommen und fragte diesen alsbald: „Willst den Bua g'wiß verdingen z' Hasle?"

„Jo," meinte der Gefragte, „i will schaue, daß ich ihn als Hirtebua zu einem Bur bring', damit er mir wegkommt von der Tischlad'."

„I weiß ihm a Platz," entgegnete der Mann aus Yach — „beim Dirhold im Welschbollenbach. Der het mi uf'm letzte Märkt g'frogt, ob i kei Hirtebua us'm Überland wüßt. Jetz gosch (gehst) zuem Becke-Philipp[1] z' Hasle, dort het der Dirhold si Ikehr".[2]

Weiter unten bei Hofstetten kamen die ersten Buren aus

---

[1] Mein Vater. [2] Einkehr.

dem Kinzigtal zu ihnen, die aus dem Salmersbach und von der Breitebene. Und vom „Schelmenrain" herab hinkte auf sie zu die interessante Persönlichkeit des „Stelzeschniders", in meiner Knabenzeit der in Hasle bekannteste und beliebteste Hofstetter.

Er war ein alter, ungemein lebhafter, kleiner Mann in einem langen, blauen Tuchrock, mit einer großen Schildkappe von der gleichen Farbe und einem Stelzfuß. Ein Faun schaute unter seiner Kappe hervor und aus seinen winzigen, grauen Augen ein scharfer Geist.

Sein Stelzfuß genierte ihn in gar nichts; er lief einem jeden zum Trotz und trug jeden Montag, den Gott vom Himmel gab, eine große Last Besen nach Hasle zum Verkauf.

Seitdem seine Buben selbständig schneidern konnten, überließ er es diesen, die Buren zu kleiden, machte Besen und Fausthandschuhe für den Export nach Hasle und vertrank regelmäßig, was er eingenommen hatte, am gleichen Markttag.

Außer seinen Waren trug ihm sein böses Maul noch manchen Schoppen ein bei den Haslacher Bürgern. Bei diesen verdiente sich der Stelzeschnider etwas mit seiner scharfen Zunge, anderswo hätte er Schläge bekommen. Der Stelzeschnider, Kaspar war sein Geschlechts-Name, konnte so virtuosenmäßig schimpfen, daß die lustigen Haslacher ihm Schnaps und Wein bezahlten unter der Bedingung, daß er ihnen „allen Spott und alle Schande" sage. Das tat der Alte, die Haslacher freuten sich über des Schneiders Schimpf-Lexikon und bezahlten.

Regelmäßig trug der greise Faun sein Räuschchen heim, und wir Buben gaben ihm manchmal das Geleit zum Städtle hinaus, indem wir hinter ihm herliefen und riefen:

Der Stelzeschnider, der Stelzeschnider
Het si Möntigs-Rüschle wieder!

Wir bekamen so seine Schimpfereien billiger, als die alten Haslacher, aber wehe dem, den er erwischte. Und diese Ge-

fahr war nicht klein, denn auf seinem Stelzen und mit Hilfe seines Steckens konnte er springen wie ein Junger.

Oft, wenn ich in meinen alten Tagen in Hofstetten bin und seine malerisch am Schelmenrain gelegene Hütte betrachte, denke ich jetzt noch an ihn und an seine und meine Tage in Althasle. —

Der Stelzeschnider, der alle Buren diesseits und jenseits der Berge kannte, wurde an jenem Morgen vom Spaniol auch gefragt nach dem Hirtenamt, das sein Marte in Welschbollenbach antreten sollte.

Er meinte: „Der alte Bur, der Dirhold, ist ein rechter Mann, aber der junge, der den Hof eben übernommen hat, ist ein Kalb, grob und dumm dazu. Dem gäb' ich den nette, schwarze Bua nit, wenn ich Dich wär', Spaniol."

„Der Stelzeschnider weiß über jeden ebbis (etwas)," gab jetzt, etwas gereizt, der Strau-Toni zurück.

Da wurde der Kaspar vom Schelmenrain, ein hitziger Mann, teufelswild, blieb stehen, stützte sich auf seinen Stock, um seinem Stelzfuß mehr Halt zu geben, und rief: „Was bigott! Du mainsch, i wüßt über jeden ebbis! Über Dich weiß ich nichts, als daß Du dümmer bist, als Dine Strau-Schuh uf Dim Buckel. Wohr isch's, daß der jung Dirhold a Kalb isch, und jetzt mach, was Du witt (willst), Spaniol!"

Nach dieser Rede hüpfte der Stelzeschnider mit seinen Besen, über die noch ein Dutzend Handschuhe gebunden waren, davon und schloß sich einer weiter vorn marschierenden Gruppe von Marktbesuchern an.

Der Strau-Toni aber sprach leise zum Spaniol: „Loß den verruckte Schnider schwätze unn folg mir."

Die Überländer sind alle etwas mißtrauisch gegen die Kinzigtäler, weshalb der Spaniol dem Toni folgte und nicht dem Schnider, der schon ins Kinzigtal gehörte.

Der Spaniol zahlte dem Toni für den guten Rat beim Becke-Philipp einen Schnaps, und am Mittag war der Marte ernannter Hirtenbub beim Dirhold mit einem Gulden Haft-

geld in des Spaniolen Tasche und der Verheißung von 20 Gulden Lohn nebst „doppeltem Häs".[1] Am Abend ging der Marte wieder mit seinem Vater heim in den Finsterbach bis zum Bündilistag.

Das Bündel eines Hirtenbuben auf dem Schwarzwald ist gleich gemacht. Ein Hemd und zwei Paar Strümpfe in ein Fazzinettli (Taschentuch) gebunden — das ist alles. Dazu einen Stecken in die Hand und von der Mutter ein Nister[2] in die Taschen der Zwilchhosen.

So verließ zu meiner Zeit ein Hirtenbub das Vaterhaus, und so auch der Marte des Spaniolen den Finsterbach, als es „Winächten" geworden und der Bündilistag gekommen war.

2.

In Hasle nahm ihn der Dirhold am Winächts-Märkt im Sonnenwirtshaus in Empfang und fuhr am Nachmittag mit ihm dem „Welschbollenbach" zu. Er durfte hinten aufs Wägele stehen, auf dem vornen der alte Bur und die Bürin saßen, und so ging's an der Kinzig hinunter und dem Gebirg und dem Welschbollenbach zu.

Der Welschbollenbach, wie das kleine, eine halbe Stunde nördlich von Hasle gelegene einsame Tälchen heißt, hat nur sechs Buren-Höfe, drei auf der Höhe und drei im Tal. Von denen im Tale war der versteckteste und finsterste der vom Dirhold. Unter uralten Nußbäumen verborgen, liegt er abseits der Straße am Abhang einer Bergmulde. Wer von ihm nichts weiß, sieht den alten Hof nicht, obwohl er in nächster Nähe vorbeigeht.

Vom Finsterbach in den Welschbollenbach kommen heißt zwar von einer Einsamkeit in die andere ziehen, und doch war es ein großer Unterschied. Wer vom Finsterbach heraufsteigt auf die nahe Herne und, wie die Biederbacher Hirten, im

[1] Ein Anzug für Werktag und einer für Sonntag.
[2] Rosenkranz.

Herne-Föhrenwald sein Vieh hütet, der schaut ein Stück Himmel auf Erden.

Drum wird es dem jungen Spaniolen nicht groß gefallen haben, als er, nachdem er den Winter über den Knechten hatte müssen dreschen und den Mägden Erdäpfel waschen helfen, im Frühjahr zum erstenmal mit des Buren Groß- und Kleinvieh „ausfuhr“ und an den dunkeln Halden hin „krebsen“ mußte, während droben auf der Herne die Hirtenbuben bequem in den „Pfriemen“[1] lagen und hinaufschauten bis gen Basel und hinüber in die Vogesen.

Auch Nachbarshirten hatte er keine; diese hüteten alle droben auf den Höhen, und die andern zwei Talhöfe waren zu weit entfernt. Nur jauchzen hörte er bisweilen die andern Hirtenbuben und konnte im Echo wieder jauchzen, aber nicht mit ihnen reden und noch weniger Feuer machen, Geißelstöcke flechten und Pfeifen schneiden, wenn die Weiden unten am Bache im Saft waren.

Über dem Berg drüben im Fischerbach waren die Hirten des Epplisburen am Schornfelsen und die des Rechgrabenburen noch besser daran, sie waren noch „Schuoler“, und zu ihnen kam damals der Heckenlehrer, der Kohmann, den ich in dem Buche „Aus meiner Jugendzeit“ geschildert, unterhielt sie zwischen „Busch und Hecken“ mit den Elementen des menschlichen Wissens und schrieb am Abend den Mägden Liebesbriefe an die Soldaten in der Ferne.

Von Herzen hat's mich gefreut, daß der Heckenlehrer, mein alter Freund, jetzt auch seinen Sänger gefunden hat.[2] Ich will meinen Lesern das köstliche Lied, das ihn besingt, nicht vorenthalten:

Hoch wintert der Schnee und hoch sommert der Klee,
Stolz hin will zur Höhe — das A b c.

---

[1] Ginster.

[2] Georg von Oertzen in seinen tief lyrischen Dichtungen „Auf Schwarzwaldwegen“.

Hochauf in des Heckenlehrers Gehirn
Erklimmt es die Almen, die Alpenfirn.

Der Heckenlehrer, das merkt man ihm an,
Halb Schulfuchs, halb Bettler, ist ganz doch ein Mann.

Der Bauer, der denkt: „Dumme Leute hat's genug,
Der Heckenlehrer macht meine Buben mir klug."

„Die hüten mein Vieh und dem tut es nicht weh,
So der Hirtenbub' lernt was vom A b c."

„Vier Spezies braucht er. Was mehr, das ist Dunst.
Kommt, Heckenlehrer, schlaft nachts auf der Kunst [2]."

„Und nehmt nach der Frühsupp ein Viertele Wein ...
Wie grünen und duften die Wiesen im Mai'n."

Ja, hätt' nur der Sepp nicht die Liberat gern
Und wär' von der Lene ihr Kaspar nicht fern.

Hinhockt sich zum Meister barfüßig der Bu,
Großäugig verwundert anstiert sie die Kuh.

Das Glöcklein am Hals ihr, es läutet fein hell ...
Was lugt nur sell Maidle dorther über'n Quell?

So scheu und so schämig, wie 's Röslein am Strauch:
„Herr Lehrer, ein Brieflein" ... Ei, lehrt er das auch?

Die Kultur hat die Heckenlehrerei längst vertrieben und jetzt auch noch, wie ich anderwärts schon geklagt, die meisten Hirtenbuben, besonders in den Tälern, weil die kultivierte Landwirtschaft gegen das Weiden predigt und viele Bauern dieser grundschlechten Predigt glauben, trotzdem sie von Jahr zu Jahr mehr über Verarmung und über krankes Vieh klagen. —

Kinder vom Land bekommen meist nur Heimweh in den Städten. Wenn man sie auf den gleichen Boden verpflanzt, auf dem sie geboren und aufgewachsen sind, und nicht Hunger leiden läßt, gewöhnen sie sich alsbald an, wie daheim. So auch

---

[1] Ofenbank.

die Hirtenbuben. Wenn sie am Maien-Markt nur nach Hasle dürfen, um Glocken für ihr Vieh zu kaufen, und am Pfingsttag zum Glockenfest, sind sie zufrieden. So wäre auch der Marte trotz allem zufrieden gewesen, wäre der junge Bauer nicht gar so grob mit seinen Leuten umgegangen.

Wenn der Mensch seine Lage verbessern kann, tut er's überall, selbst im Hirtenleben. Und als am nächsten Martis-Märkt der „Epplisbur" von Fischerbach einen Hirtenbuben suchte, verdingte sich der Marte diesem. Der junge Bur im Welschbollenbach hatte aber nicht mehr lange Hirtenknaben. Bald wurde ihm der Hof verkauft, und er suchte sein Heil in Amerika. —

Der Marte kam nun aus dem Fegfeuer des Welschbollenbachs ins Paradies des Epplinsbergs. Dieser kann sich wohl messen mit der Herne in herrlicher Fernsicht; ja, er übertrifft diese noch auf dem „Schornfelsen", der zunächst über dem Hofe liegt und um den gerade die Herde des Epplisburen ihr Weidegebiet hatte.

Jetzt sah der Marte hinüber, weit hinüber auf die Höhen bei Biederbach, sah das weißschimmernde Wirtshaus zum Rößle auf der Herne, wo die Biederbacher an Sonntagen trinken und tanzen.

Und der Epplisbur war ein lustiger Mann. Er konnte den ganzen Tag lachen, wenn er am Morgen ordentlich „Chriesewasser"[1] getrunken hatte, und in meines Vaters Wirtsstube lachte er an Markttagen oft bis zum späten Abend. Und dann saß er erst noch z' Willer „im Schloß" und trank eins bis tief in die Nacht hinein. Daß er noch durch den „dachgähen", steilen Kirchenwald heim mußte, genierte ihn gar nicht. Sein Rößlein zog ihn den Wald hinauf, am „Geistacker" vorüber, bis vor den Hof. Der Bur konnte auf dem ganzen Weg ruhig schlafen, das Rößlein blieb, daheim angekommen, stehen, und der Hund gab nicht laut, weil er wußte,

[1] Kirschenwasser.

wer kam, und der Epplisbur schlief so oft noch den Schlaf des Gerechten im „Wägele" weiter, bis die Morgensonne über den Schornfelsen hereinkam, es im Hause lebendig wurde und der Hirtenbub ausfuhr.

Er war aber auch ein höflicher Mann, dieser Bur. Das erste Haus auf dem „Williger Schloßberg", zu dem er kam vom Epplinsberg her durch den Kirchenwald, ist das Schulhaus. Stand nun gerade die Lehrerin, die Frau meines heutigen Korrektors, des Oberlehrers Götz, unter der Haustüre, so grüßte er sie stets mit den Worten: „Guate Morge, Herr Lehreri."

Und Gastfreundschaft kannte er nicht minder denn Höflichkeit. Die Haslacher, so im Frühjahr und Sommer vom Tal heraufstiegen, um von dem Schornfelsen aus hinabzusehen aufs Straßburger Münster und über die zahlreichen Berge und Täler, hielten ihre Einkehr beim Epplisbur.

Das muß man meinen Haslachern lassen. Sie waren zu aller Zeit Idealisten und sind es geblieben. Drum ist der Gott unserer Zeit, der Mammon, auch nie heimisch in Hasle gewesen.

Vor fünfzig und sechzig Jahren noch dachten nicht einmal Studenten daran, Bergtouren auszuführen. Während meiner Studienzeit in Freiburg fiel es keinem Studio ein, den Feldberg oder den Schauinsland zu besteigen. Ich kannte keinen, der dort oben war, und wurde ein alter Mann, ehe ich dahinkam. In Hasle aber wanderte schon in den vierziger und fünfziger Jahren zur Frühjahrs- und Sommerszeit an Sonntagen vor oder nach dem Gottesdienst jung und alt, Weiblein und Männlein, in die Berge. Da wurden Maikuren in den Helgenberg, Wanderungen auf die Schanz, auf den Schornfelsen, zu des „Sandhasen Hütte" und zum heiligen Brunnen gemacht und Lebensluft geholt aus dem Anschauen der Natur.

Auf der Schanz ward beim „Wendel" eingekehrt, auf dem Schornfelsen beim Epplisbur und vons Sandhasen Hütte weg bei den Buren im Bärenbach. Überall waren die lustigen

Haslacher willkommen, und „Chriesewasser" und Speck gab's in Hülle und Fülle.

Freilich waren die alten Buren gastfreundlicher als die jungen. Die letzteren sind teils ärmer, teils trinken sie den Schnaps zu gerne allein.

Das ist ein Verderben, der „wiß Wi", wie der Schnaps auch heißt, in manchem Bauernhof des Kinzigtals. Und manch ein Bauer samt dem Hof ist schon untergegangen im Schnaps. Das war früher nicht so. Aber die Genußsucht liegt in der heutigen Luft und kommt wie die Influenza in alle Berge und Täler, und da die Bauern meist weder Wein noch Bier im Keller haben, so trinken sie eben den Schnaps oder fahren und laufen auch unter der Woche dem Städtle zu und trinken eins.

An der gefährlichen Luft aber, die auch den Bauernstand zu ruinieren droht, nicht bloß durchs Trinken, sondern auch durch die wachsende Genußsucht und durch die Verfeinerung des Lebens überhaupt, ist niemand anders schuld als die liebe Kultur.

Sie hat die Eisenbahnen gebracht, und mit diesen erschienen Händler und Hausierer aus allen Gegenden. Schnapsreisende kamen das Land herauf und auch zu den Buren im Kinzigtal, rieten ihnen, das gute Kirschenwasser zu verkaufen und von ihnen billigen Fruchtschnaps zu kaufen. Sie könnten mehr trinken, und es bliebe ihnen noch Geld in der Tasche. So wurden die Buren in manchen Dörfern Schnapstrinker und vertranken Hab und Gut.

Und die Hausierer brachten viele Dinge, die ehedem unbekannter Luxus waren, auf die Höfe und verleiteten namentlich die Wibervölker zur Eitelkeit und zu unnötigen Ausgaben.

Dazu lesen die Leute vom Land in den Zeitungen, die ihre Väter und Großväter kaum dem Namen nach kannten, wie die Menschen in den Städten überall so lustig sind und so viele Feste feiern.

Es kommen ferner viel mehr junge Burschen als früher

zu den Soldaten. Diese lernen außerhalb der Kaserne das neumodische Leben kennen und trennen sich, heimgekommen, nur schwer davon. Sie wandern drum als Buren auch gerne unter der Woche ins Städtle — zum Bier. Andere, die es nicht zu Buren bringen, ziehen lieber ganz in die Stadt, wo es lustiger hergeht, heiraten und werden armselige Taglöhner und Fabrikarbeiter, statt wohlversorgte, ledige Oberknechte zu bleiben.

Die letztere Tatsache ist die schlimmste und hängt ebenfalls mit der allgemeinen Genußsucht zusammen.

Die Bearbeitung des Bodens ist nicht bloß ein Stiefkind unserer Kultur, die tausend Schritte macht für die Industrie, ihre Lieblingstochter, bis sie einen macht für die Landwirtschaft; sie entzieht dieser auch die nötigen Arbeiter und stempelt diese zu elenden Kulturmenschen, zu Stadt-Proletariern und Fabriksklaven.

„Die Menschen," sagt sehr richtig Max Nordau in seinen ‚konventionellen Lügen der Menschheit', „sehen nicht ein, daß sie zugrunde gehen, wenn sie sich von der Scholle losreißen, daß nur der Bauer sich ununterbrochen fortpflanzt, gesund und stark bleibt, während die Stadt ihren Bewohnern das Mark ausdörrt, sie siech macht, sie nach zwei oder drei Generationen ausrottet, so daß alle Städte in hundert Jahren Kirchhöfe wären, wenn die Toten nicht durch Einwanderung von den Feldern her ersetzt würden. Und doch bestehen die Leute darauf, den Acker zu verlassen und in die Stadt zu wandern, sich vom Leben loszureißen und den Tod zu umarmen".

Aber die Kultur zieht die Menschen nicht bloß in die Städte, um sie hier krank, siech und unglücklich zu machen, sie kommt auch, wie ich eben gesagt, mit Hilfe des modernen Staates und seiner Kulturmanie von Jahr zu Jahr mehr und mehr aufs Land und greift die Buren auf der eigenen Scholle an, und das ist noch schlimmer.

Ich bin mit Leib und Seele Agrarier, aber nicht im Sinne

der norddeutschen Rittergutsbesitzer. Wenn ich's machen könnte, würde ich denen gegen entsprechende Entschädigung ihre großen Güter nehmen und sie an ihre Taglöhner verteilen; denn der Großgrundbesitz ist fast so schädlich als die Industrie, nur daß seine Sklaven noch bessere Luft und besseres Licht haben, weil sie auf dem freien Felde arbeiten.

Agrarier bin ich in dem Sinne, daß ich sage — auf dem Acker (lateinisch ager) und im Acker, auf der Scholle und in der Scholle ruht das Leben und das Heil der Menschheit. Bei der Mutter Natur, da wohnen Glück und Friede, soweit sie überhaupt hienieden zu wohnen pflegen.

Unsere Nationalökonomen und Staatsmänner sehen im Handel und in der Industrie das Heil der Völker. Handel und Industrie aber haben das Großkapital geschaffen, den Fluch unseres Jahrhunderts, und Multi-Millionäre gemacht, wie noch keine Zeit der Menschheit sie sah. Beide haben die Menschheit verdorben durch Herbeischaffung und Produzierung immer neuer Lebensbedürfnisse und Lebensgenüsse, und die Industrie hat uns dazu noch die soziale Revolution auf den Hals geladen durch das Arbeiter-Proletariat, an dem sie allein schuld ist.

Würden all die Menschen, die in Fabriken arbeiten, auf dem Lande leben und in der Landwirtschaft helfen, sie wären zufriedene Menschen und hätten Brot und Milch und Fleisch zur Genüge, während sie jetzt in den Großstädten vielfach am Hungertuch nagen und unsere Landwirtschaft daniederliegt aus Mangel an Arbeitskräften.

Alle Erfindungen, alle Maschinen haben keinen Wert für die Landwirtschaft, sie sind nur Notbehelfe für den Mangel an Händearbeit. So wie alles von Hand Gemachte, auch in Handwerk und Kunst, mehr wert ist, als die Arbeit der Maschinen, so gedeiht die Landwirtschaft am besten, je mehr sie das Feld bearbeitet mit der Hacke und mit der Schaufel, d. i. mit den Händen.

In Indien und China, wo sie Arbeiter in Hülle und Fülle

hat, ist bekanntlich die Bodenkultur am höchsten und ergiebigsten. Und die Bodenkultur ist die einzige Kulturart, die den Menschen zum Segen gereicht.

Schon im Paradies und nach der Vertreibung aus demselben hat der Schöpfer die Menschen auf das Bebauen der Erde verwiesen und nicht auf die Errichtung von Fabriken, Handelshäusern oder gar von Universitäten.

Und wenn man das Geld, so die Menschen unserer Tage in Europa für Soldaten, für Bildung und sogenannte Kultur, für neue See- und Handelswege ausgeben, für die Landwirtschaft verwenden und die Freizügigkeit vom Land in die Städte beschränken würde, könnte man Felsgestein, Seen und Einöden urbar machen, und wenn der Boden mit Schuhnägeln beschlagen wäre, er müßte Brot bringen. Brot ist aber die Mutter aller Kultur, weil es die erste und notwendigste Frage löst, die Magenfrage.

Wenn einst der Pflug wieder über unsere Städte geht, diese Brutstätten der Kultur, der Industrie und des Elendes, und die Menschen zwischen ihren Trümmern Geißen und Schafe hüten, werden sie, des bin ich gewiß, weit glücklicher sein, als heute, wo unsere Professoren triumphierend von der Höhe der Bildung und dem Steigen des nationalen Wohlstandes reden, während Millionen unzufriedener Armer und Enterbter nach Brot und Genuß schreien.

Unsere vom Kultur- und Stadtleben blasierte Menschheit fühlt es, vermöge eines natürlichen Instinktes, wo das Glück noch zu suchen ist. Drum eilt sie in hellen Haufen allsommerlich hinaus aus den Städten aufs Land zur Mutter Natur — um sich zu erholen von all den schädigenden Kulturgenüssen des Stadtlebens.

Es geht diesen Leuten wie dem geistvollen Jean Jaques Rousseau, der nicht so lange vor der Revolution schrieb: „Ich war der Salons, der Wasserspiele, der Haine, der Gärten und ihrer Besitzer so überdrüssig, und ich war so überhäuft mit Broschüren, Klavierspiel, L'hombre, Karten, dummen

Witzen, faden Ziereteien, Märchenerzählern und großen Soupers, daß ich — wenn ich mir eine einfache, armselige Hecke, einen Dornbusch, eine Wiese oder eine Scheune betrachtete, oder wenn ich, ein Dorf durchwandernd, den Geruch einer guten Omelette einatmete — alle Schminken, Toiletten und Parfüms zum Teufel wünschte, mich nach Hausmannskost und gewöhnlichem Wein sehnte und die Herren, die mir zur Zeit des Abendessens zu dinieren und zur Zeit des Schlafengehens zu soupieren gaben, gerne durchgeprügelt hätte."

Drum hat er recht, dieser Rousseau, wenn er sagt, die Kultur sei schlecht und ihre Resultate seien Auswüchse und Gifte. — —

Bald hätte ich vor lauter Kulturkampf — der wahre Kulturkampf wäre, die Überkultur unserer Zeit zu bekämpfen — den Hirtenjungen Marte am Schornfelsen vergessen, von dem er selig, singend und jauchzend hinabschaut aufs Straßburger Münster.

Er gehörte jetzt in das Gebiet, in dem der Heckenlehrer seines Amtes waltete; aber zum Marte kam er nicht, denn dieser war, „aus der Schule" und der Heckenlehrer unterrichtete nur die schulpflichtigen Hirtenknaben und Hirtenmaidle, damit sie nicht hinauslaufen mußten in die Dorfschule von Willer und so ihren Hirtenpflichten entzogen wurden.

An der Grenze seines Weidbezirks kam der Marte aber mit zwei Hirtenbuben vom obern Welschbollenbach und vom Entersbach zusammen, mit denen vom Barbarast und vom Eckerhof, und von ersterem erfuhr er, daß sein Bur am nächsten Bündilis-Tag einen Unterknecht suche. Daraufhin meldete sich der sechzehnjährige, starke Marte beim „Barbaraster", und schon vor dem Martis-Märkt war er gedungen.

Wir kennen den Barbarast aus früheren Erzählungen. Jetzt war der Marte auf dem vornehmsten Hof der Gegend; sein Besitzer trug den Namen „der Fürst", und einem Fürsten dienen zu dürfen, haben viele größere Leute als des Spaniolen Marte von Biederbach zu allen Zeiten für eine Ehre gehalten.

Ich gar für meine Person wollte, wenn ich dienen müßte, lieber der Unterknecht eines Bauernfürsten, als der Kammerdiener eines regierenden Fürsten sein, lediglich wegen der größeren persönlichen Freiheit und wegen der kleineren Komplimente.

Ein Bauernfürst im Schwarzwald steht al pari mit seinen Knechten, vorab in der Hauptsache, in der Arbeit. Ja, die wichtigsten Arbeiten verrichtet der Bur allein, so das Säen und das Füttern des Viehs — selbst bei den schwersten, beim Mähen, Rütti-Brennen und z' Ackerfahren, steht er vorn dran.

Das ist das Schöne in einem richtigen, kleinen Bauernstaat, daß die Obern in der Arbeit mit dem guten Beispiel vorangehen. So stehen Oberknechte und Obermägde am Morgen zuerst auf, und dann kommen erst der Unterknecht und die Untermagd, und ähnlich bei der Arbeit, die härtere leisten die Oberen und die leichtere die Untern.

In unserm Staatsleben und in der Beamtenwelt ist in der Regel das Umgekehrte der Fall. —

Ein Unterknecht beim Fürsten auf dem Barbarast hatte auch deshalb einen bevorzugten Platz vor andern seinesgleichen, weil er ein Privilegium ausüben durfte, dessen sich sonst nur die Oberknechte erfreuten. Er durfte Schafe halten, d. h. unentgeltlich solche beim Bur weiden lassen, was, wie wir gleich sehen werden, ein großer Vorteil war.

Drum blieb der Marte auch beim Barbaraster, bis ihm, früher als üblich, ein Posten als Oberknecht aufging; dann zog er, nach zwei Jahren, eine halbe Stunde auf der Höhe westwärts und kam als Oberknecht auf den Dierlisberg.

Hier beginnt Martes großes Leben und unsere beiderseitige Bekanntschaft.

3.

Der Dierlisberg hatte in meiner Knabenzeit bei mir den hellsten Klang unter allen Bauernhöfen im Kinzigtal. Er war der einzige Hof in der ganzen Gegend, auf welchem Kastanien

wuchsen. Wein wächst noch überall an den untersten Gehängen des Gebirgs am rechten Kinzigufer, aber Kastanien brachte nur der hoch oben an einer sonnigen Bergwand gelegene, im Tale weithin sichtbare Dierlisberg hervor.

Wir Buben kauften im Spätjahr die „Kesten" „viertelsmäßlewis" bei der alten Pfränglerin oder beim Biremadel unter dem Rathaus. Und wenn einer von uns einen Hosensack voll Kesten sein eigen nannte, war er glücklicher als heutzutag jeder König.

Der Dierlisbur aber brachte, und das machte uns ihn zum Kastanienkrösus, diese Maroni des Schwarzwalds in großen Säcken zu Markt, stellte sie in meines Vaters Hausgang auf, und es kamen dann meist Händler aus dem „Schwobeland" und kauften die Ware.

Wenn der Bur, Wendel war sein Vorname, mir einige Hände voll schenkte und unsere Magd, die Luitgard, sie mir kochte, da hatte ich Hochzeit. Einmal lud mich der Dierlisbur gar ein, auf seinen Hof zu kommen, dort könnt' ich Kesten auflesen, so viel ich wollte. Doch ehe ich dieser Einladung folgen konnte, starb der Bur im Oktober 1848 und hinterließ seiner Frau, der Theres, zwei unmündige Kinder und einen großen Schuldenstand, aber einen tüchtigen, jungen Oberknecht, den Marte.

Fortan führte dieser mit dem Fuchs, der mehr denn dreißig Jahre lang auf dem Dierlisberg diente, die Bürin und die Kesten nach Hasle, und wir beide wurden gute, sehr gute Freunde.

Der Marte war ein hochgewachsener, blasser, junger Mensch mit schwarzen Haaren, ein echter Spaniol, dabei ernst, still und friedlich geartet. Ich half ihm aus- und einspannen, führte den Fuchs an den „Rohrbrunnen", und der Marte versprach mir dafür nicht bloß Kesten, wenn ich auf den Dierlisberg komme, sondern stellte mir eine noch viel größere, dauernde Freude in Aussicht.

In früheren Jahren, d. h. zu meiner Bubenzeit, wo das

Hirtenleben noch im Flor war und namentlich jeder Bauer noch eine Herde Schafe hielt, gehörte es, wie ich oben schon angedeutet, zu dem am Martis-Märkt ausbedungenen Vorrecht eines Oberknechts, eine Anzahl eigener Schafe mit des Buren Herde laufen zu lassen.

Diese billige Schafzucht war die Remuneration des ersten Ministers auf dem Hofe und trug diesem alljährlich ein schön Stück Geld ein.

So hatte auch der Marte, welcher nach des Wendels Tod nicht bloß als Oberknecht, sondern als vielvermögender Reichskanzler auf dem Dierlisberg amtete, eigene junge und alte Schafe. Und weil er, der gerade zehn Jahre älter war denn ich, mir wohl wollte, machte er mir eines Tages im Frühjahr 1847 oder 1848 folgenden Vorschlag:

„Hainer, schwätz' Du mit Deinem Vater und sag' ihm, ich wolle Dir ein junges Mutterschaf verkaufen um einen Gulden. Das bringt Dir im nächsten Frühjahr zwei Junge. Dann hast Du im Sommer schon drei Stück Vieh laufen auf dem Dierlisberg und bekommst Wolle zu Strümpfen. Und wenn die jungen Schafe groß sind, verkaufst das alte an den Metzger für 6—8 Gulden. So wächst Dir im Schlaf alles ans Geld auf dem Dierlisberg, und Du kannst hie und da hinaufkommen und Deine Freude haben, wenn Du siehst, wie die Schafe gedeihen."

Wenn mir heute ein Millionär in die Stube käme und mich aus freien Stücken zum Teilnehmer an all seinen Staatspapieren, Fabriken und Landgütern ernennen wollte, ohne daß ich irgend etwas dagegen zu leisten hätte, er würde millionenmal weniger Freude und freudige Gefühle in mir wachrufen können, als in jener Stunde Martin, der Knecht vom Dierlisberg.

Ich sah den Kinderhimmel voller Schäfle und zwischen mir und dem goldenen Vlies, das der Marte mir verkaufen wollte, lag nur eine schwere Wolke — der Gulden, den ich für das Mutterschaf erlegen sollte.

Ein Knabe — und es ist dies auch ein Zeichen der Zeit, aber kein gutes — erhält heute von seinem Vater, wenn der kein armer Mann ist, leichter zwanzig Mark, als unsereiner vor fünfzig Jahren nur einen Gulden.

Mit Hilfe der Mutter entschied sich der Schafhandel zwischen dem Marte und mir zu meinen Gunsten. Schon am folgenden Tage nahm ich den Weg unter die Füße und zog dem Dierlisberg zu, das Schaf zu besehen und dem Marte den Gulden zu bringen.

Es ist ein beschwerlicher Marsch von Hasle auf den Dierlisberg, der auf einer steilen Berghalde, fast am Kamm des Gebirges liegt.

Weiter als bis zum Öler in Bollenbach war ich noch nie gekommen. Aber bei der alten Ölmühle stand der mir wohlbekannte alte Müller und erklärte mir den Weg durchs enge Tal.

Kaum war ich in dieses eingetreten, so rief mir aus einer zerfallenden Hütte eine alte Frau zu: „Ja wo will's Becke-philippe Hainer na, daß der do hintere kommt?"

Es war dies das mir gar wohl bekannte Weib des Weber-Marx, eines langen, hagern alten Mannes, der jeden Markttag in mein elterliches Haus kam, eine Pfeife im Munde, einen alten Zylinder auf dem Haupt und einen langen blauen Rock am Leibe.

Er hatte diese Ausstaffierung sicher aus der Fremde heimgerettet ins stille Tälchen von Welschbollenbach.

Sein Weib war viel, viel kleiner als er, aber um so lebhafter und befand sich in Hasle stets in seiner Begleitung. Ihr mußte ich den Grund meiner Wanderung erklären, und dann begleitete sie mich, um mir den nächsten Weg zu zeigen bis zum „Heizenberg", wo es bergauf geht.

Als ich auf dem Heizenberg angelangt war, gab mir der „Heizenbur", welcher, auch ein alter Gast meines Vaters, eben unter dem Strohdach seine „Sägets" dengelte, eines seiner „kleinen Völker", einen seiner Buben mit, der mir den Weg zeigte bergauf bis zum Dierlisberg, wo Freund

Marte und die Bürin mich empfingen wie einen jungen Herrn und mich ebenso gastierten.

Dann geleitete mich der Marte noch höher hinauf, auf die Eck, wo der Sohn der Bürin, der Klaus, in meinem Alter stehend, das Vieh hütete, und wo ich mein Schaf sah, dem der Marte alsbald zu meiner großen Freude mit „Rötel" ein H auf die Wolle zeichnete, um es von den andern als mein Eigentum zu unterscheiden. Ich war stolz wie ein König auf mein Besitztum. Unterwegs hatte mir der Marte auch die „Kestenbäume" gezeigt, die ersten, die ich im Leben sah.

Ehrlicher als Jakob dem Laban hütete mir der Marte mein Schaf und seine Nachkommenschaft; er brachte meiner Mutter die Wolle von der Schur und verkaufte die alten Tiere, wenn die jungen groß waren, im Einverständnis mit meinem Vater, der auch das Geld nahm. Aber was lag mir am Geld, wenn ich nur die kleine Herde auf dem Dierlisberg mein eigen nennen und von Zeit zu Zeit besuchen durfte.

Um das Jahr 1850 wurde der Marte, kaum einige zwanzig Jahre alt, Alleinherrscher auf dem Dierlisberg. Die Bürin wurde geisteskrank und kam nach Illenau. Sie war drüben auf der ihrem Hof entgegengesetzten Bergwand zu Haus, „im Gritt" (Gereut). Jene Bergwand gehörte einst auch zum Dierlisberg, wurde aber später ein eigen Gut für die Sekundogenitur, für die nachgeborenen Söhne des Stammhofes.

In diesem schauerlich einsamen Gritt, wo die Sonne nur am Abend und der Mond nur am Morgen hinschauen, war der Wahnsinn daheim. Kurz vor der Bürin auf dem Dierlisberg hatte er schon ihren Bruder erfaßt, den mir wohlbekannten Gritt-Klaus, und der erschlug in dieser Umnachtung drunten im Dorf einen kleinen Knaben, der ihm zufällig in den Weg kam.

Bald darauf ward die Bürin selbst von der Krankheit ergriffen, und der Marte mußte allein schalten und walten und helfen und sorgen auf dem Dierlisberg. Und er gebrauchte seine Alleinherrschaft nur zum Segen der heimgesuchten Familie.

Eine Bürin, die als Witwe einen Hof regiert, hat mehr zu sagen in diesem Regiment, als eine Königin von England, deren Minister regieren und denen das Parlament diktiert. Die Knechte und Mägde einer regierenden Hofbürin müssen in allem nach dem Willen derselben gehen; sie kommandiert, und die Ministerien in Feld und Stall folgen widerspruchslos.

So kam der Marte an ein ungewohntes Ruder, aber er führte es tapfer, wehrte den Schulden, sorgte für Haus und Hof und zahlte die Krankenkosten für die geisteskranke Herrin.

Als der Marte Alleinherrscher war, kam ich noch öfters hinauf, um nach meinen Schafen zu sehen. Als Hirtenbub funktionierte jetzt ein Knabe aus dem Tal drunten, aus Biberach. Der Klaus war Hirte beim Rindvieh geworden. Diesen zweiten Hirten habe ich vom Jahre 1851 bis anno 1898 nicht mehr gesehen. Im letztern Jahre trat bei einem Trachtenfest zu Hasle ein alter Mann auf mich zu und stellte sich mir als den einstigen Hirtenbuben auf dem Dierlisberg vor — zu meiner großen Freude.

Mit dem Jahre 1852 kam ich fort ins „Studi", und der Schafhimmel auf dem Dierlisberg schloß sich mir für immer. —

Nach zwei Jahren kam die kranke Frau geheilt heim. Aber bald kam ein neues Unglück über den Dierlisberg. Der Hof brannte eines Tages im Jahre 1854 bis auf den Grund nieder. Nicht einmal das Vieh konnte gerettet werden — nur der Fuchs kam davon. Jetzt stand die kleine, grelläugige, sonst unverzagte Bürin jammernd und wehklagend mit ihren Kindern vor dem Grabe ihrer Habe, die nicht versichert war, und niemand konnte wissen, welchen Augenblick ihr Wahnsinn wieder losbräche ob des Unglücks.

Da war abermals der junge Spaniol von Biederbach der Retter. Er ermutigt die Weinenden, richtet mit beredten Worten ihre Hoffnung auf und handelt demgemäß. Er eilt in der Nachbarschaft von Hof zu Hof, bittet um Holz zum

Aufbau und um Zugvieh zum Herführen des Baumaterials. Nirgends tut er eine Fehlbitte, und nach Jahr und Tag steht ein neuer Hof da. Aber das Haus ist leer, ohne Vieh und ohne Gerätschaften. Das letzte Geld und den letzten Kredit hat der Bau erschöpft.

Jetzt geht der Marte unverzagt hinab ins Tal, wo die Sparkasse z' Hasle den Schatz birgt, den er sich zurückgelegt von den Tagen eines Hirtenbuben an. Er hebt diesen Schatz, übergibt ihn der Bürin und sagt: „Da habt Ihr mein Vermögen. Kauft Kühe, und was Ihr sonst ins Haus braucht. Wenn Ihr wieder bei Mitteln seid, gebt Ihr mir's wieder. Und jetzt mach' ich Euch wieder den Knecht wie vorher, und wir fangen in Gottes Namen von neuem an."

Überall erzählte die heimgesuchte Frau Martes Großtat, und alles lobte den braven Knecht auf dem Dierlisberg, ohne welchen der Familie des Buren nimmer zu helfen gewesen wäre.

Mit neuer Kraft ging der Gelobte an die Arbeit. Es kamen bessere Jahre, und bald waren wieder hinreichend Ochsen und Rinder bei den Kühen im Stalle, Schafe weideten wieder auf der Dierlisberger Eck, Schweine grunzten in den Ställen, und der Marte fuhr mit dem Fuchs nach Hasle mit Frucht, Äpfeln, Birnen und Kesten.

Ich spannte ihm aber längst nimmer aus in jenen Tagen der mittleren fünfziger Jahre und aß auch keine von seinen Kesten mehr; denn ich war in Rastatt und lebte das Leben eines schwer mit dem Studium kämpfenden, oft tief unglücklichen Studentleins.

Die Bürin war nicht undankbar dem Fleiß und dem Edelmut ihres Knechtes gegenüber, der nun seit mehr denn zwölf Jahren Hab und Gut hatte retten helfen. Sie beschloß im Jahre 1857, ihren Thron mit ihm zu teilen, und bot ihm unter Billigung aller Nachbarn ihre etwas alte Hand an. Der noch junge Mann nahm sie an und ward jetzt Bur auf dem Dierlisberg.

Was er als Knecht gewesen, blieb er als Herr, still, fleißig, bescheiden.

Kaum Bur geworden, entdeckte er auf seinem Hof noch eine „Goldgrube".

Da kam seit Jahren den Berg herauf der „klein' Neumaierle", genannt Duppele, ein Fuhrmann von Hasle, der Sohn des in meinen „Wilden Kirschen" genannten „wüsten Neumaiers". Er suchte auf dem Dierlisberg und anderen Bergen der Gegend Schwerspat, der in Findlingen zerstreut bald da und dort sich zeigte, und den er für gutes Geld in die Steingutfabriken Hornberg und Zell verkaufte.

Der Marte hatte Jahr und Tag schon dem Duppele zugeschaut, wie er Steine zusammenlas auf der Halde über dem Hof, und hatte auch von diesem Steinsucher oft gehört, in den genannten Fabriken seien die Steine vom Dierlisberg die beliebtesten, weil die feinkörnigsten.

Da schloß der Marte nach einigem Nachdenken, wo einzelne Steine über der Erde lägen, müßten auch größere Kameraden unter der Erde sein, weil die ersteren unmöglich durch die Luft auf den Dierlisberg geflogen sein könnten. Und der Bur fing an in seiner Berghalde bald da bald dort zu schürfen und zu muten, bis er einen ganz gewaltigen Klotz von Schwerspat entdeckte.

Jetzt wurde des Spaniolen Sohn aus dem Finsterbach noch Bergmann. Er sprengte in den von landwirtschaftlichen Arbeiten freien Stunden Schwerspat und nahm dafür Geld ein. Sein kleines Vermögen, das er einst von der Sparkasse geholt, lag bald mehr als verzehnfacht wieder dort. —

Noch einmal ward die Bürin von der ererbten Krankheit ergriffen und mußte abermals in die Irrenanstalt verbracht werden.

Das Übel, welches auf dem Gritt daheim war, lebt heute noch in Sprößlingen der Familie. Ein Sohn des ältesten Bruders der Dierlisbürin, des in Hasle wohlbekannten Grittsepps, ist seit Jahren in der gleichen Anstalt, die zweimal seines Vaters Schwester beherbergte.

Drum hab' ich schon oft gesagt, neunzig Prozent aller unserer körperlichen und geistigen Eigenschaften bringen wir Menschen aus den Windeln mit, d. h. als Erbstück. Wer erklärt das unerbittliche Gesetz erblicher Belastung, die oft wie ein unheimlicher Fluch auf ganzen Generationen liegt? —

Der Grittsepp, einst der Besitzer des Grittguts, bis es ihm sein Gläubiger, der „Malefiz-Apotheker" Schulz von Lahr, anno 1848 versteigern ließ, wohnte viele, viele Jahre in Hasle als Taglöhner. Er hatte die gleichen grellen Augen, wie seine Schwester, und diese glühten unheimlich, wenn ihr Besitzer hinter dem Glas in meines Vaters Stube saß und auf den Apotheker zu sprechen kam, der ihm hatte verganten lassen.

Der Grittsepp taglöhnerte anfangs der fünfziger Jahre auch oft bei uns, und ich leistete ihm Gesellschaft, d. h. ich warf die Mahden auseinander, die er mit seiner Sense hingelegt hatte. Der Sepp war schon seit Morgengrauen draußen auf dem „Brühl" und mähte. Ich brachte ihm das „Nünibrot", und da war sein erstes Fragen: „Waisch Du nit, was Di Muotter z' Mittag kocht? Wenn's nur keine Wasserschnitten gibt." Ich und der Grittsepp hatten beide die gleiche Antipathie gegen „Wasserschnitten" und die gleiche Vorliebe für „Küchle".

Wasserschnitten sind in Hasle vorab ein Bäckeressen. Bei der großen Legion von Bäckern, die zu allen Zeiten im Städtle an der Kinzig ihr kümmerliches Dasein fristete, bleibt viel Brot liegen und wird „altbache" (altgebacken). Die Bäckersfrauen, soweit sie es nicht zum gleichen Zwecke an andere Wiber verkaufen, schneiden es dann in dünne Scheiben, tunken diese in einen Mehlteig, sieden diese Tunken in kochendem Wasser und schmelzen sie schließlich ab — als ein Hauptgericht für Mittag.

Mir waren diese allwöchentlich ein oder zweimal aufgetragenen Wasserschnitten ein Greuel und dem Grittsepp auch. Und regelmäßig, wenn wir im Feld oder auf der Matte

beisammen waren, hub er von ihnen zu erzählen an, wobei er äußerte, er „taglöhnere" gerne bei meinem Vater, aber die Mutter meine es nicht gut mit ihm, weil er so oft Wasserschnitten bekäme.

Dann hielt er ein Loblied auf die Küchle und Strüwle, so seine Frau ihm gebacken, als er noch Bur gewesen im Gritt.

Wenn er nichts zu taglöhnern hatte und gerade Saison war für den Handel, handelte der Grittsepp mit Kuder, Asche, Nüssen und Äpfeln. Dabei zog er von Bauernhof zu Bauernhof.

Doch hatte er auch seine Zeiten, wo der böse Geist vom Gritt in ihn fuhr, und dann war er leutscheu und voll Schwermut.

Als er alt und arbeitsunfähig wurde, unterstützten ihn seine Kinder, die in aller Welt zerstreut lebten, besonders sein Sohn Wilhelm, bis dieser auch von bleibendem Irrsinn befallen wurde.

Der Sepp starb zu Hasle, ein Achtziger, erst 1892. —

4.

Zwölf Jahre war der Marte Knecht gewesen, und zwölf Jahre blieb er Herr und Bur, dann übergab er dem Sohne seines Vorgängers, meinem Altersgenossen Klaus, den Hof und ging mit seiner Alten aufs „Libling", wie die Kinzigtäler ihren Pensionsstand, das Leibgeding, den Altenteil, nennen.

So wurde der Klaus, nicht sehr viel jünger als sein Stiefvater, Bur auf dem Dierlisberg.

Der Klaus war aber kein Marte. Ein guter Kerl, aber kein Bur. Er ging freien hinüber zu meinem ältesten Bekannten unter den Buren um Hasle, zum Vogelsbur auf dem Vogelsberg.

Die junge Bürin war ein braves, bildschönes Maidle, die schönste im ganzen Revier, zu dem auch die Karfunkel-

stadt gehört. Aber schöne Maidle sind nit immer oder, richtiger gesagt, selten tüchtige Frauen.

Wenn eine ein Gesicht hat, wie es auf Puderschachteln, auf Seifenpäcklen oder Knorrschen Suppenpräparaten abgebildet ist, kann man sicher annehmen, daß sie zu den billigsten Denkerinnen ihres an sich schon billig denkenden Geschlechtes gehört.

So hatte auch des Vogelsburen schöne Theres keinen Einfluß auf den Klaus, der, sonst der beste Mensch, einen Hauptfehler für einen Bur hatte — er blieb nicht gerne zu Haus.

Am Samstag nach Zell wallfahrten, aber weniger der Mutter Gottes als den Wirtshäusern zulieb, am Sonntag nach Steinach in die Kirche und dann dort sitzen bleiben, wo man „mit Gläsern zusammenläutet", am Montag nach Hasle „z' Märkt" und bleiben bis in die Nacht, und unter der Woche noch etlichemal in die Mühle oder zum Schmied oder zum „Krummholz" fahren, das hielt der Klaus mit seinen blauen, schläfrigen Augen für eines Buren Hauptaufgabe.

Mit Unmut mögen der Marte und des Buren alte Mutter dem Gebaren des regierenden Herren zugeschaut haben. Aber sagen läßt sich so ein kleiner Burendynast, wenn er einmal auf dem Gaul sitzt, ebensowenig etwas als ein absoluter Fürst auf seinem Thron.

Was zum Glück der Marte dem Bur mit dem Hof nicht übergeben hatte, das war die von ihm entdeckte Goldmine in dem Schwerspat-Steinbruch. Den behielt der Marte, und während der junge Bur in die Welt fuhr und sein Geld los wurde, fuhr der alte in sein Bergwerk und verdiente sich Geld mit Steinsprengen.

Und während der Klaus in dumpfen Wirtsstuben saß, saß der Marte auf der Dierlisberger Eck über seinem Steinbruch, wartete, bis der Schuß dröhnte ins Tal hinab, und schaute weithin über die Berge bis hinüber auf die Herne, unter der seine Heimat lag, der Finsterbach.

Nur vierzehn Jahre war der Klaus Herr auf dem Dierlisberg, und dann starb er und hinterließ neun lebendige Kinder und den Hof „verlottert" und verschuldet. Da ergriff der Marte in seinen alten Tagen wieder die Zügel und ward für des Buren Jüngsten Reichsverweser auf dem Dierlisberg, und das ist er heute noch[1], länger schon, als er jeweils Knecht und selber Bur gewesen. Und den Hof hat er abermals wieder heraufgebracht durch sein umsichtig Regiment, und des Klausen Weib und dessen Kinder schauen dankbar und achtungsvoll an dem greisen Reichsverweser hinauf, und sein Wille geschieht in alleweg.

Aber noch mehr, er ist der Helfer aller bedrängten Buren und Taglöhner in Berg und Tal. Braucht einer Geld, so geht er zum Marte, und der gibt ihm, denn er hat. Er ist der Bankier „im Welschbollenbach", nur nimmt er keine Provision.

Im Jahre 1885 starb die alte Bürin, hochbetagt. Sie war mir eine der frühesten Erscheinungen aus der Bauernwelt in meinem Elternhause, eine kleine, lebhafte, lustige und gesprächige Frau, hinter der ich als Knabe alles gesucht hätte, nur nicht die Anlage zu so schweren Leiden. Außer diesen sah sie den Hof zweimal am Abgrund, aber auch zweimal gerettet durch den Marte, der so treu ihr zur Seite gestanden war in allen Lagen eines harten Lebens.

Als am Tag nach ihrem Tod der Ratschreiber und der Bürgermeister des Dorfes Bollenbach auf den Hof gestiegen kamen, um den Nachlaß der Bürin aufzunehmen, da wurde der Marte teufelswild.

„Was wollt Ihr, Ihr Buben?" schrie er. „Ich bruch hier kein Waisengericht. Bi mir goht's ehrlich her."

Der Marte, welcher zweimal den Hof auf dem Dierlisberg gerettet, glaubte, die Aufnahme sei ein Angriff auf seine Ehrlichkeit, und so war sein Zorn gerechtfertigt.

Zum Glück sind die Bürgermeister und Ratschreiber auf

[1] 1896, wo dieses Buch das erstemal erschien.

dem Land nicht so empfindlich gegen gewisse grobe Redensarten, wie höhere und niedere Staatsdiener, sonst hätte der wackere Dierlisberger eine Klage zu gewärtigen gehabt wegen Beleidigung von Beamten im Dienst. Und diese Art von Vergehen kommt bekanntlich gleich nach den Majestätsverbrechen und hat auch mich im Kulturkampf sechs Wochen Gefängnis gekostet, die ich unschuldig abbüßte. Aber damals war ja vieles möglich im Lande Baden.

Auch auf Steuerzettel ist der alte Marte nicht gut zu sprechen. Er bezahlt sie, wie's recht und billig ist, aber sehen will er keinen, und wenn ihm der Akzisor einen aufdrängt, vernichtet er ihn sofort unter seinen schweren Bundschuhen, fragt dann, was drauf gestanden — und bezahlt. —

Ich hatte den braven Mann, der nun bald ein halb Jahrhundert auf dem Dierlisberg hauste, seit wenigstens dreißig Jahren weder gesehen noch gesprochen. Ja, so gut ich sonst ein Gedächtnis habe für alles, was in meine Knabenzeit fällt, ich weiß heute nicht mehr genau, wie die Schafgeschichte auf dem Dierlisberg ausging, wohin meine Schafe kamen und wann eigentlich meine Verbindung mit dem Marte aufhörte. Ich vermute, wie schon oben angedeutet, die verfluchte lateinische Grammatik sei dazwischengekommen, und die törichte Freude jener Tage, studieren zu dürfen, habe damals den Dierlisberg samt seinen Lämmern und samt aller Poesie der Knabenzeit in meinem Gedächtnis verwischt. —

Öfters bin ich in den achtziger und neunziger Jahren in der Nähe des Dierlisbergs über den Paß gegangen, hinüber zum „Eckerhof" und „in die Buchen", und habe jedesmal voll Wehmut hinuntergeschaut zu dem Hof, den ich hundertmal schon seit jener Knabenzeit von den verschiedensten Höhen des Kinzigtals aus erblickt — aber seit bald fünfzig Jahren nicht mehr betreten hatte.

Doch so oft ich in meinen alten Tagen meine Freunde und Bekannten aus der Bauernwelt der Knabenzeit im Geiste wieder aufleben ließ, kam mir die Gestalt des Marte in die

Erinnerung, den ich seit vielen, vielen Jahren nicht mehr gesehen, weil ich an Markttagen fast nie mehr nach Hasle gekommen bin. Ich ließ mir aber gelegentlich über ihn berichten und nahm ihn als der ersten einen unter das „Bauernblut" auf.

Während ich nun in den Februartagen des Jahres 1895 in müßigen Stunden seine Geschichte niederschrieb, kam mir die Sehnsucht, den Dierlisberg noch einmal zu besuchen und den Marte, der mir einst mehr Freude gemacht hat, als alle Ehren der Welt sie mir heute bereiten könnten, von Angesicht zu Angesicht zu sehen.

Als das Frühjahr 1896 kam, wurde diese Sehnsucht gestillt. Ein schöner Maientag sonnte sich über „der Welschbollenbacher Eck" und über ihren lichten Buchen, als ich vom Eckerhof her dem Dierlisberg zuschritt. Überall her rief's: „Frühling!" — aus Baum und Strauch, aus Gras und Halm, aus Feld und Wald.

Je näher ich dem Hof kam, um so mehr heimelte es mich an, aber um so wehmütiger ward's mir auch ums Herz. Fast ein halbes Jahrhundert war ins Land und über mein Leben hingegangen, seitdem ich keinen Fuß mehr auf diese Berghalde gesetzt, und doch, wohin ich sah, war's wie ehedem.

Da standen die Kastanienbäume, unter denen ich Kesten aufgelesen, noch die gleichen, nur stärker; dort weideten Rinder und Schafe, und ihr Hirte jauchzte, wie ehedem der Klaus, als ich zum erstenmal da heraufstieg. Nur ich war ein anderer geworden. Aus dem heitern Knaben, dem der Besitz eines Lämmleins auf dem Dierlisberg eine Seligkeit war, der nichts wußte von der Welt, ihren Sorgen und Mühen und Kämpfen, nichts wußte von dem, was sie Wissenschaft nennt, und der wie der Hirtenknabe, welcher heute unter den Kastanienbäumen singt, das Erdenleben für ein Kinder-Paradies hielt — aus jenem Knaben war ein kranker, lebensmüder Mann geworden, der mit Tränen in den Augen von ferne stille stand und den Hirtenknaben unter den Kastanienbäumen

beneidete um sein Glück, um seine Unwissenheit und um seinen Frohsinn.

Und noch einer hatte sich geändert, aber lange nicht so gewaltig und nicht so tief, wie ich. Das war Martin, der Knecht. Unter dem schattenspendenden Strohdach des Hauses sah ich einen alten Mann, wie er eben zwei junge Lämmer aus einem Kübel mit Milch tränkte. Er beobachtete mich, bis ich ganz in seine Nähe gekommen war. Jetzt schaut er auf von seinen Schäflein, sieht mich, greift an seinen Hut, schwenkt ihn in die Höhe und ruft fragend: „Was, Ihr kommt auch noch einmal auf den Dierlisberg?" Sonst fragt er weiter nichts, weder woher, noch wie, noch warum.

Ich staunte, daß er mich sogleich erkannt, und erfuhr, daß er mich anno 1888 auf der Volksversammlung zugunsten der Orden in Hasle gesehen und reden gehört habe; er sei extra deshalb dahin gegangen.

„Anno 1863 han ich," so sprach er, „den Hainer zum erstemol predige g'hört in unsrer Pfarrei, in Staina, un dann nimme g'sehne noch g'hört bis uf jener Versammlung. Un hüt kommt Ihr uf unsere Hof. Des freut mi."

Ich gab ihm zur Antwort: „Marti, wir welle mit anand schwätze, wie domols, wo i den Fuchs noch usgespannt hab' und von den Kesten gegessen vom Dierlisberg und d' Schof b'sucht hab' uf dem Hof — und einander Du sagen, nit Ihr. Ich bin dem Marti gegenüber nit der Pfarr, sondern des Beckephilippe Hainer."

Da traten Tränen in seine alten Augen; er reichte mir die Hand und meinte: „Des isch di letzt Freud in mim Läbe, daß i mit dem Hainer no so rede darf, wie vor fufzig Johre."

„Aber jetzt komm' ri in d' Stube, bisch so lang nimme drin g'sesse. Wenn nur au die alt' Büre des no erlebt hätt', was i hüt erleb'."

Er eilt mir voran in die Stube, wo wir am großen, tannenen Tisch uns niederlassen, und der Marte beginnt zu reden, wovon mein Herz schon voll ist, von den langen Jahren,

die ich nicht mehr da oben gewesen, von den Schafen, die damals mein waren, und von den weißen Tauben, die er, was ich nicht mehr gewußt, von mir hatte, und die so zahm und so alt bei ihm geworden seien.

Auch vom Fuchs sprachen wir, den er so oft vor meines Vaters Herberge geführt, und er lobte begeistert seine herrlichen Eigenschaften. „Der Fuchs,“ meinte er, „er war gescheiter als mancher Bürgermeister. Ich bin einmal in den sechziger Jahren mit unserm Bürgermeister aus dem Dorf drunten nach Straßburg gefahren mit dem Fuchs. Wir hatten arme Auswanderer aus dem Dorf bei uns, die ich um Gottes willen hinüber führte. Als wir nun, der Bürgermeister und ich, wieder aus der großen Stadt heraus und dem Rhein zufahren wollten, da wußte keiner von uns mehr den Weg durch die vielen Straßen zum ‚Metzgertor‘. Jetzt ließ ich den Fuchs machen, wohl wissend, daß er gescheiter sei, als wir. Der sprang bald rechts, bald links durch eine Gasse, und in kurzem waren wir am Tor, und im Galopp ging's Kehl und dem Rhein zu.“

Dann redeten wir von der alten Bürin, von der Theres, die er über alle Maßen lobte und die „Kuraschi“ hatte, einmal selbst zum Großherzog zu gehen, damit ihr Sohn, der Klaus, nicht Soldat würde.

Und als ich ihn zu loben anfing als den Retter des Dierlisberges und den Bankier, der, wie alle Leute mir erzählt hätten, überall aushelfe, da wurde der Marte innerlich selbstbewußt, und es tat ihm wohl, die verdiente Anerkennung zu finden, und er meinte: „J hab's müsse hart verdienen, bis ich's so wit brocht ha.“

Indes war die junge Bürin gekommen, des Klausen Wittib, meines alten Freundes, des Vogelsburen Tochter, eine welke, kranke Gestalt; von ihrer einstigen Schönheit war jede Spur verschwunden. Sie stellte Speck und Würste und Most und Chriesewasser vor uns auf. Doch ich war zu voll von alten Erinnerungen und mochte nicht essen; „zutrinken“

mußte ich aber der Bürin und dem Marte, sonst wär's eine Beleidigung gewesen.

Nach alter, schöner Sitte ist nur ein Glas auf dem Tisch; die Bürin schenkt's voll, trinkt zuerst davon des Gastes Gesundheit und reicht's dann diesem. Hat er getrunken, so füllt der Bur das Glas und trinkt dem Gaste ebenfalls zu und gibt's ihm dann wieder hin zum Trunk und Gegentrunk.

Und nach dem Trunk redeten wir weiter, der Marte und ich, von seinem Bergwerk, von den alten Buren unserer Jugendzeit, und wie wir beide alt geworden seien. Je länger wir redeten, um so mehr staunte ich über den Marte, wie aus dem stillen, blassen Knechtlein von ehedem ein ganzer, selbstbewußter Mann geworden war, dessen Redensarten stark und gewaltig waren, wie das Rauschen einer alten Eiche.

Als ich mich erhob, um für immer Abschied zu nehmen vom Dierlisberg, da gab mir der Marte das Geleite bis hinab ins Tal, wo mein Fuhrwerk stand, das mich am Morgen von Hofstetten zum Eckerbur und zum Erdrich in den Buchen geführt hatte. Tief unten im Tal sprach er: „Bhüet Di Gott, Hainer, 's het mi g'freut; 's wird am End 's letztmol si. Sie werde den alte Marte bald hinabführen im Totenbaum. Bhüet Di Gott!"

Ich kämpfte mit Tränen, da einer der letzten Sterne an meinem Knabenhimmel von seinem Erlöschen sprach.

Aber der Marte soll nit ganz auslöschen, drum steht von ihm hier geschrieben. Sagen durft' ich es ihm aber nicht, daß ich ihn in der Feder gehabt im vergangenen Winter, sonst wär' er teufelswild geworden. Bücher und Steuerzettel, in denen sein Name steht, haßt der Marte. Er gehört zu jenen vernünftigen Menschen, die nicht in der Welt bekannt sein, sondern, wie Bergblumen, unbekannt leben, blühen und sterben wollen in der Einsamkeit.

Aber er muß es mir doch zu gut halten, daß ich nicht schweigen konnte über den braven Mann, der mir so manche reine Freude gemacht hat in des Lebens Sonnenzeit. —

Noch zwölf Jahre, nachdem wir uns das letztemal gesehen, lebte der Marte und starb dann eines ungewöhnlichen Todes.

Er war ein Achtziger geworden, da suchte ihn ein Altersleiden heim, der Star. Längst hatte ihm der Arzt in Hasle gesagt, er müsse sich operieren lassen.

Da er aber zu diesem Zwecke den Dierlisberg verlassen und entweder nach Straßburg oder nach Freiburg wandern sollte, so besann er sich lange, während das Leiden immer mehr fortschritt.

Als er fast nichts mehr sah, ließ er sich endlich bewegen, nach Freiburg zu gehen — einmal, weil eine Tochter des Nachbarbauern, des Barbarasters, dorthin zu einem Arzt wollte und ihn so begleiten konnte, und dann, weil in Freiburg der Hansjakob wohne, der ihn sicher im Spital besuchen würde.

Eines Tages im Mai 1908 erschien des Barbarasters Maidle bei mir und meldete die Ankunft des Marte. Ich ließ ihm durch die Bötin alsbald meinen Gruß vermelden und meinen Besuch am folgenden Tag. Ehe ich aber am andern Nachmittag in die Augenklinik kam, wurde mir von dort telephoniert, mein Besuch sei unnötig, der Patient sei schon wieder fort. Er habe sich um keinen Preis halten lassen; er müsse wieder heim, er habe nichts von seiner Habe verschlossen; er komme aber wieder.

Offenbar hatte das Heimweh ihn erfaßt und die Sorge um seinen Mammon.

Man gab ihm einen Wärter mit zur Bahn. Glücklich erreichte er gegen Abend Hasle, und nun eilt er ohne Führer auf dem ihm wohlbekannten Wege dem Welschbollenbach und seinem Dierlisberg zu in den lauen Maiabend hinein.

Unten im Tale begegnete ihm der Schuhmacher von Bollenbach, welcher vom Dierlisberg, wo er auf der Stör gearbeitet hatte, herabkam, um in sein Dorf zurückzukehren. Er staunte nicht wenig, den Marte, den er in Freiburg glaubte, zu treffen.

Als der gleiche Schuhmacher am andern Morgen zur Arbeit auf den Hof zurückkehrte, sah er abseits von dem steilen Fußweg, der auf den Dierlisberg führt, in einem Graben einen dunklen Gegenstand liegen. Es war der arme Marte, der die ganze Nacht hier gelegen, wenige Minuten vom Dierlisberg entfernt. Offenbar hatte er einen Fehltritt getan oder einen Schwächeanfall erlitten.

Der Retter half ihm aus dem Graben, rief den Leuten vom Hof, und sie schleppten den gelähmten Mann ins Haus. Alsbald, es war am 24. Mai, holten sie den Pfarrer Ibald drunten in Steinach, der dem Kranken die Sterbsakramente reichte.

„Es geht nimmer lang mit mir," meinte der Marte, „der alte Kerle muß fort". Er ließ drum auch den Notar Stritt von Hasle kommen, einen jungen, rüstigen Bergsteiger, und machte hellen Geistes sein Testament. Gerecht wie er war, verteilte er sein Vermögen unter die Leute auf dem Dierlisberg und die drüben im Finsterbach. Hierher war er vor einigen Jahren gezogen, um in der Hütte seines Vaters, des Spaniolen, zu sterben. Das Heimweh hatte ihn aber wieder auf den Dierlisberg getrieben.

Als seine ewigen und zeitlichen Interessen geordnet waren, legte sich der Marte ruhig zum Sterben nieder, und am 2. Juni haben sie ihn hinabgetragen, weit hinab auf den Kirchhof von Steine. Hier ruht der brave Knecht von langer, mühevoller Lebensarbeit. Möge er im wohlverdienten Frieden ruhen. —

Am 19. August 1909, meinem Geburtstag, bin ich vor meiner Grabkapelle in Hofstetten gesessen. In der Ferne glänzte im Licht der Nachmittagssonne der Dierlisberg zu mir herüber. Ich gedachte an meinem Grabe nochmals der fröhlichen Jugendzeit und der Freuden, die mir damals der Dierlisberg und der Marte gemacht.

Nochmals strahlte heute das Glück jener Tage zu mir herüber von jener sonnigen Bergwand, und ich sah mich als

Knaben dort drüben selig sein unter den Kastanienbäumen und unter den jauchzenden Hirtenknaben.

Vorüber, vorbei ist für immer und ewig jene selige Zeit. Ich sitze, Weh in der Seele, an meinem Grabe und sage mir: „Stets das Verlorene zurückersehnen, stets in der Erinnerung leben und einsam und weinend dem Grabe zuschreiten, das ist der alte Mensch.“





Der Sepple und der Jörgle.

1.

Die Eisenbahnen haben, wie ich anderwärts schon einmal gesagt, ein großes Stück Poesie aus der Welt genommen. Die poesievollen Fußreisen der Studenten und Handwerksburschen haben aufgehört, die Post- und Eilwagen, um die und in denen sich eine Menge von eigenartigen Lebensbildern abspielte, sind eingegangen, und die schweren Frachtfuhren mit ihren stolzen „Sechserzügen" sind verschwunden. Einsam ist's auf den ehedem so belebten Landstraßen, und der Straßenwart ist oft den größten Teil des Tages der einzige Mensch, der auf ihnen verkehrt.

Die kleinen Städtchen aber, durch die einst jener Verkehr zog, und an denen heute die Lokomotive vorüberfliegt, sind still und öde geworden. Sie gleichen an Tagen, wo das Gros der Bevölkerung auf dem Felde oder in den Werkstätten ist, Kirchhöfen. Hörnerklang, Posthorn, Peitschenknall, das Stampfen mutiger Rosse und das Krakeelen lustiger Fuhrleute hat aufgehört in ihren Hauptstraßen, und in den Wirtsstuben sitzt einsam der Wirt und liest die Zeitung.

Da war's noch anders vor sechzig Jahren, anders überall,

anders auch in Hasle, und keines der kleinsten Vergnügen, die wir Knaben genossen, war unser Interesse für die täglich ankommenden und täglich abgehenden Fuhrwerke.

Dabei waren es weniger die Eilwägen und Extrachaisen, die uns interessierten, als die volkstümlichen, schweren Frachtfuhrwerke, die den Verkehr mit Mannheim und Frankfurt nach unten und mit Konstanz und Schaffhausen nach oben vermittelten.

Sie stehen noch alle lebhaft vor meinem Geiste, die ritterlichen Gestalten der Frachtfuhrleute, die vier- und sechsspännig an bestimmten Tagen in Hasle anfuhren und entweder im Kreuz oder im Engel Halt machten.

Wenn heute ein Fürst bei meinem Hause vorführe, ich würde ihn nicht mit dem Respekt anschauen, wie damals die Matadoren unter jenen Fuhrleuten. Da waren die Gebrüder Rubi, Hans und Konrad, aber jeder mit eigener Fuhre und jeder an einem andern Tage seinen Einzug haltend, ebenso die Gebrüder Schäfer, Hans und Martin, ferner der Haßfelder, der Frankfurter Hannes, der Schlenker, der Schopfer und viele andere.

Meist ritten sie daher auf dem „Sattelgaul“, dessen Kummet mit Dachsfell verziert war, während die „Vorderroß“ Glocken um ihre Hälse trugen und beim Einzug ein Glockenspiel zum besten gaben.

Waren sie vor dem „Kreuz“ oder vor dem „Engel“ angefahren, so warfen sie dem respektvoll dastehenden Hausknecht die Peitsche zu, feierlich wie Fürsten, die, vom Throne steigend, ihr Zepter einem Hofmarschall übergeben, erwiderten kurz den Gruß des herbeigeeilten Wirts, schritten in die Stube und setzten sich an ihren Stammtisch, wo alles ihren Befehlen lauschte.

Aus ihren großen Ledertaschen, die sie unter dem blauen Fuhrmannshemd hervorzogen, verlasen sie dann die Frachtbriefe für die Waren, die nach Hasle gehörten, schrieben ihren Fuhrlohn darauf und ließen expedieren.

Zu letzterem waren schon die „Spanner" angerückt; im Engel zu meiner Bubenzeit der „Nokkenjörg", der „Muserlorenz" und andere, meist Haslacher zweiter Güte aus der Vorstadt.

Der Unterschied zwischen einem Haslacher erster Qualität und dem zweiter bestand in jenen Zeiten darin, daß der letztere noch durstiger und noch mittelloser war, als der erstere, und dieser im „Städtle" wohnte, jener aber in der Vorstadt.

Die beiden genannten Spanner amteten, wie schon gesagt, im Engel, ganz in meiner Nachbarschaft — und mit ihnen stand ich in regem, fast täglichem Verkehr, seltener mit den Spannern im Kreuzwirtshaus.

Der Jörg und der Lorenz hatten nur e i n Interesse: auf jeden Frachtwagen zu spähen, seine Waren abzuladen und zu expedieren und in der Zwischenzeit, bis wieder eine Fuhre ankam, den Spannerlohn zu vertrinken.

Ihr nächster Vorgesetzter war nicht der Frachtfürst und Inhaber des Sechserzuges, sondern der Hausknecht. Der empfing die Befehle des regierenden Fuhrherrn und übermittelte sie den Spannern.

Diese selbst hatten wieder ihre Unterbeamten, und die spielten wir, die Buben, welche in der Nähe wohnten, spielten sie umsonst und mit dem größten Vergnügen. Wir holten die Handwerker: Sattler, Schmiede, Wagner; wir benachrichtigten die Krämer von der Ankunft der Spanner mit den Waren und halfen dann die Pferde tränken oder, im Sommer, ins Wasser reiten.

Es fiel keinem Menschen ein, uns auch nur den geringsten Lohn oder einen Schluck Wein zu geben, wir selber dachten nicht daran, und unser Lohn bestand in der Freude, diese Dienste leisten zu dürfen.

Der Spanner Nokkenjörg, ein großer Mann, hinkend infolge eines kranken Fußes, war in Hasle berühmt wegen seines Weibes, das den zweifelhaften Ehrennamen trug — „die Suffnokki". Sie trank dermaßen viel Schnaps, daß der

Jörg sich endlich friedlich von ihr trennte, weil er nach seiner Angabe nicht mehr so viel verdiene, als er und seine Frau zum „Suffen“ brauchten. Wir Knaben, die Untergebenen Jörgs, rächten den Braven bisweilen an seiner Ehehälfte, indem wir ihr „Suffnokki“ nachriefen, was er ihr jeweils von Herzen gönnte.

Neben dem Nokkenjörg fungierte im Engel als Spanner der Muserlorenz, ein kleines, verwachsenes Männchen. Er tatete sonst nach Weiberart, indem er Garn spulte bei seinem Schwager, dem „Muserfidele“, der ein Weber „auf dem Graben“ war. Hatte der Fidele nichts zu spulen, so verrichtete der Lorenz Spannerdienste im wahren Sinn des Wortes. Er ging mit des Engelwirts Pferden, die den Groß-Fuhrleuten als Vorspann dienten, bis ins Gutachertal, von wo er sie wieder zurückbrachte. Er ritt dann „heimzua“ und wurde wegen seiner schlechten Reiterfigur von uns Buben oft ausgelacht.

Des Muserlorenzen Bruder, der Bernhard, war aber ein vielgenannter Mann im Städtle. Er bekam schon als Knabe den Spitznamen „der Gitschebock“, weil er, die einzige Geiße seiner Base, „des Muser-Fränzelis“, hütend, seinen Kameraden erzählte, sein „Bäsle“ habe den schönsten „Gitschebock“, und den müsse er hüten.

Diesen Namen bekam er vor mehr denn siebzig Jahren und ist unter demselben in Hasle den alten Leuten heute noch wohl bekannt.

Später wurde er Schuhmacher, wanderte und arbeitete elf Jahre lang in der Schweiz; aber als er heimkam, war er eben wieder der Gitschebock, wie vorher.

Nach seiner Rückkehr schusterte er beim „Haserhans“, einem Freund meines Vaters, und ich bin als zehnjähriger Knabe oft beim Gitschebock in der Werkstätte gesessen, wenn ich seinem Meister Arbeit brachte, und habe des Gesellen Schnurrbart bewundert, den er aus der Fremde mitgebracht hatte. Ich hab' mich auch einmal in seiner Gegenwart mit

einer „Schusters-Kneipe" geschnitten und trage die Narbe heut' noch am Leibe.

In der Revolution wurde der Bernhard Freischärler und rückte mit den Haslachern aus, mehr zu deren Unterhaltung, indem sie mit ihm ihren Spott trieben, als um das Vaterland von der „Tyrannei" zu befreien. Nachdem das Letztere mißlungen, ging der Gitschebock abermals auf die Wanderschaft.

Ich war noch in der letzten Klasse der Volksschule, als, um das Jahr 1850, der Bernhard wieder Furore machte in Hasle. Er war aus der Fremde gekommen, von Lahr, deklarierte sich als „Brettschütz" (Zuschneider) und trug ein Paar hellblaue, großkarierte Tuchhosen, wie an der Kinzig noch keine waren gesehen worden. Jung und alt hatte eine helle Freude an dem Brettschützen mit den blauen Hosen, und des Gitschebocks größte Freude war es, daß andere Leute ihn endlich gebührend zu würdigen schienen, indem sie seine Hosen bewunderten und ihn abwechselnd auch Brettschütz nannten.

Nach abermaliger zehnjähriger Fremde kehrt der Brettschütz für immer heim und „setzt sich", d. h. er etabliert sich als Schuhmacher und heiratet eine ziemlich betagte Wäscherin, „das Dolden-Nanni". Sie wäscht und er schustert, aber sein Ruf und seine Kundschaft ist nicht groß.

Da legt eine Krankheit sein Weib zehn Jahre lang aufs Siechenbett; er allein pflegt sie und hungert mit ihr, bis gute Leute beiden das tägliche Essen schicken.

Das Dolden-Nanni stirbt und die üblichen zwei nächtlichen Totenwachen besorgte der arme Mann allein, indem er sich neben die Tote ins Bett legte und schlief. Als Witwer drückt er sich dann noch einige Jahre schlecht und recht durch, bis er, krank geworden, im Spital Aufnahme findet, wo er genas und in den neunziger Jahren noch lebte, ein Achtziger.

Was aber mit ihm noch lebte und alt geworden ist, das waren seine blau karierten Tuchhosen. Mit denen rückte der Gitschebock an jedem Sonn- und Festtag noch vom Spital

aus in die benachbarte Pfarrkirche und am Nachmittag, wenn ihm einer was zahlte, ins Wirtshaus.

Wenn der in Hasle viel „ge-uzte" Bernhard keine andere Tat aufzuweisen hätte aus seinem langen Leben, als die zehnjährige Pflege seiner Frau und die fast fünfzigjährige Konservierung seiner berühmten Hose — so sage ich doch: „Alle Hochachtung vor dem Gitschebock! Er gehört zweifellos und allen Ernstes zu den besseren Menschen seiner Vaterstadt, der er an der Jahrhundertwende Lebewohl sagte für immer." —

Die Handwerksleute, welche von den Frachtfürsten viel Geld verdienten, hingen direkt nicht von diesen, sondern von der Empfehlung der Hausknechte im Kreuz und im Engel ab. Jeder dieser Hausmeier hatte seine Günstlinge unter den Handwerkern, die sich in dieser Gunst zu erhalten wußten durch allerlei Spenden und Gefälligkeiten.

War eine Fuhre beim Kreuz angefahren und ein Schmied nötig, so mußten wir Buben den „Wunibald" holen, den von mir anderwärts schon geschilderten Volks- und Freiheitsredner, der Börnes Briefe auswendig wußte und doch nebenbei ein tüchtiger Mann am Amboß war.

Hatte ein Frachtfürst seine Einkehr im Engel, so holten wir den „Felix". Der Schmied Felix Walz war ein dicker, stiller, aus blauen Augen vornehm dreinschauender Mann und dabei doch ein Original, trotzdem still und vornehm tun nicht zur Haslacher Originalität gehört.

Er war lange in der Fremde gewesen und zu Fuß weithin gewandert. In Lyon und Genf hatte er gearbeitet und sprach, als er heimkam, ganz gut französisch. Er brachte aber außerdem noch eine Neuheit mit nach Hasle, ein französisches Kartenspiel, das Pikett, welches er in der Heimat einführte und leidenschaftlich gerne spielte, das mit ihm aber wieder ausstarb.

In der Schmiede war er selten zu sehen. Schon in der Frühe nahm er eine Zange aus derselben und begab sich, einen großen Lederschurz am Leibe, von einem Wirtshaus

ins andere. Er trank aber stets nur ein halbes Schöppchen Wein und entfernte sich wieder, wenn er keine Gelegenheit zum Pikettspielen bekam.

So erschien er oft am gleichen Tage fünf bis sechsmal in der gleichen Wirtschaft, immer mit seiner Zange in der Hand. Er bekam deshalb den Beinamen „der Zängle".

Überall aber sprach er sehr gewählt und vornehm und verließ alsbald die Wirtsstube, wenn die anderen Gäste sich schlüpferige oder frivole Redensarten erlaubten. Seine Frau war die Tochter des Müllers Tobias Hansjakob von Steinach, eines Bruders meines Großvaters Eselsbeck — und somit meine Base.

Ich erinnere mich noch gut, wie ich anfangs der fünfziger Jahre als Studentlein in den Ferien sie zu Grabe geleiten half, wohin der Zängle ihr bald nachfolgte. —

Als Wagner hatten die Groß-Fuhrleute alle nur einen, „den Libori", einen Freund meines Vaters. Er hieß Liborius Breithaupt, war ein tüchtiger Geschäftsmann, ein lustiges Haus und Virtuos bei der Stadtmusik als Klarinettist. Er trug den Übernamen „der Bims", weil er statt Geld stets Bims sagte.

Kam einer von uns Knaben in seine Werkstätte gerannt, um ihn zu einem der Fuhrleute zu rufen, so sprach er regelmäßig: „'s ist recht, Büble, i komm gli, do gibt's wieder Bims."

Von den Sattlern war im Kreuz in Gnaden der „Regenbogen" und im Engel der Sandhas, die wir beide aus den „wilden Kirschen" kennen.

Am Abend saßen dann um die Frachtfürsten, welche am Wirtstisch ihre mit Silber beschlagenen Ulmer Pfeifen rauchten und sich um nichts mehr kümmerten, die Handwerksleute, die Krämer und andere durstige Bürger und diskurierten, tranken und spielten mit ihnen, während wir Knaben mit den Hausknechten am Stadtbrunnen die Pferde tränkten oder zur Sommerszeit diese in die Kinzig zum Baden ritten.

Früh am Morgen, wenn wir Buben noch zu Bette lagen,

fuhren die großen Frachtwagen unter dem klingenden Spiel ihrer mit Glocken behangenen Pferde zum Städtle hinaus, der eine talauf, der andere talabwärts. Am Abend waren aber wieder andere da und außer ihnen noch täglich die Eilwägen und die Extraposten.

Jetzt ist das alles vorüber, vorüber sind auch fast alle die Menschen, die damals mitmachten. Alle Hausknechte jener Tage, alle Fuhrleute, alle Handwerksmeister sind tot, vielfach schon die Generation nach ihnen, und selbst von uns Buben, die dabei mittaten, sind schon die allermeisten in einer andern Welt.

Aber in der Erinnerung leben sie bei mir alle fort, als ob kaum zehn Jahre seitdem vorübergegangen wären. Und wenn ich sie oft in stillen Stunden der Nacht Revue passieren lasse vor meinem schlaflosen Geiste, so treten am lebhaftesten vor mich zwei Gestalten jener Tage, der Sepple und der Jörgle.

Beide waren nur Hausknechte, der eine im Engel, der andere im Kreuz; aber des „Engelwirts Sepple" und des „Krizwirts Jörgle" hatten in Hasle mehr Ansehen, als viele Bürger.

Die Haslacher sind meist, wie auch unsereiner, arme Teufel, d. h. sie müssen arbeiten ums tägliche Brot. Je leichter einer dies Brot verdient, um so mehr wird er in Hasle beneidet im bessern Sinn des Wortes, und es heißt: „Der hat's gut machen, er hat Geld g'nug."

Das galt auch von den genannten Hausknechten, die mit leichter Mühe viel mehr Geld verdienten, als die Handwerksmeister im Städtle.

Vier bis fünf Gulden und noch mehr in einem Tag einnehmen als „Trinkgelder" war für den Sepple und den Jörgle eine Kleinigkeit.

Beide gehörten, wie gesagt, in meiner Knabenzeit zu den angesehensten Leuten im Städtle, beide nahmen aber ein kläglich Ende. Sie ist in mehr als einer Hinsicht interessant, die Geschichte vom Sepple und vom Jörgle. Hören wir sie.

2.

Hofstetten bei Hasle, das Dörfchen, in dem ich meines Alters Paradies gefunden, ist die Heimat unseres Sepple. Seine Wiege stand aber nicht im Dorf, sondern weiter droben in den Bergen, auf der Breitebene. An einsamen, steilen Halden hin liegt hier eine Anzahl von Bauernhöfen, deren Bewohner gottlob heute noch unbeleckt sind von der Kultur, die, seitdem die „Iebâ" durchs Kinzigtal fährt, schon rechts und links von dem Schienenweg viele und schöne Stücke von altem, echtem Volkstum weggeschwemmt hat.

Die Frachtfuhrleute der vergangenen Zeit brachten keine Kultur, aber um sie sammelte sich ein Stück Volksleben, nicht ohne Poesie.

Fuhrleute und Hausknechte und Poesie, wie reimt sich das zusammen? Ja, das reimt sich, sag' ich. Die Poesie ist ein Ding, das sich wenig definieren und begrenzen läßt, wie das Herz einer Mutter — und deshalb hört sie nicht auf bei Haus- und Fuhrknechten, oft eher in weit höheren Kreisen, die despektierlich auf Hausknechte herunterschauen und Glacéhandschuhe anziehen und an Kölnisch-Wasser riechen, wenn man von derlei Leuten redet.

Ich frage, ist das keine Poesie, wenn bei dunkelndem Abend ein flotter Sechserzug zum Tor hereinfährt, die Glocken klingeln, die Knechte mit Laternen kommen, die Buben wie kleine Faune sich um Roß und Wagen tummeln und drinnen in der matterleuchteten Wirtsstube Städtlebürger um den Frachtfürsten sitzen und sich von ihm erzählen lassen aus den Städten, die er jahraus jahrein befährt von Frankfurt bis Konstanz und Schaffhausen?

Ja, diese Fuhrleute waren selbst Träger und Erhalter eines großen Stückes Poesie, weil sie die Kultur, diesen großen Gendarmen und Verfolger poetischen Reichtums, nicht auf ihren großen Frachtwagen in die Täler trugen, was die Eisenbahn heute so prompt und zum Schaden des Volkslebens

überall besorgt. Sie führt allerlei Hausierer, Touristen, Luftkuristen und andere schlechte Christen in alle Täler und auf alle Berge unseres Schwarzwalds, und diese verderben viel an unserm Volkstum und damit an der Poesie — durch Wort, Tat und Vorbild.

Dazu bringt die Eisenbahn eine Menge gesundheitsschädlicher und damit volksverderbender Dinge billig in die entferntesten Täler. Ich will hier nur eines nennen — den Kaffee.

Zur Zeit, als ich noch unter Sepples Zepter Pferde, welche Kolonialwaren von Mannheim gebracht, ausspannen und tränken half, trank man weder in einem gewöhnlichen Bürgerhaus in Hasle noch auf einem Bauernhof des Kinzigtals Kaffee. Er war zu teuer.

Heute trinken selbst unsere Bauernweiber ein- und zweimal im Tag dieses Nervengift, und ihre Kinder und Männer trinken mit ihnen und werden so mit der Zeit siech und blutarm, wie die Stadtmenschen. —

Die Breitebene, Sepples Heimat, wird heute nur von Menschen durchstreift, die in der Nähe wohnen; Touristen und derlei Leute wandern nie an deren einsamen Berghalden hin. An dem steinigen Weg, der sie durchzieht, liegt jetzt noch der „Rufenhof", auf dem um das Jahr 1796 unser Sepple das Licht dieser Welt erblickte, in welcher er es zu was Seltenem bringen sollte, zu einem hochangesehenen Hausknecht.

Sein Vater hatte eine Stube voll Kinder, das war sein einziger Segen; sonst blühte ihm kein Glück. Fehljahre, Unglück im Stall und harte Gläubiger brachten den alten Rufenbauer, Christian Schwendemann, im zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts um Hab und Gut.

Die Kinder mußten nun zu fremden Leuten, um ihr Brot selbst zu verdienen. Der Sepple kam hinab ins Dorf zum Schneeballenwirt als Hirtenbube in jener guten alten Zeit, wo der Schneeballenwirt noch seine Rinder weiden ließ

an der „Brand“ hinauf im lichten Birkenwald, an dessen Rand heute meine Grabkapelle steht an Stelle der Strohhütte, in welcher ich so oft gesessen bin, geschrieben und geträumt habe.

Der heutige Schneeballenwirt gehört zu jenen Hofbauern, welche an die „Herren“ glauben, die mit ihrer landwirtschaftlichen Buchweisheit im Land herumreisen und den Bauern predigen, ihr Vieh nicht mehr auf die Weide zu schicken, sondern jahraus, jahrein an die Kette zu legen und den Dung für ihre Bergfelder mit der Eisenbahn kommen zu lassen.

Die alten Bauern, die weit wohlhabender waren als die jetzigen, würden sich im Grab umdrehen, wenn sie das wüßten. —

Vom Hirtenknaben weg wurde der Sepple Unterknecht bei einem Bauern auf einem der „Niederhöfe“ am Fuß der Breitebene. Auf diesen Höfen, drei an der Zahl, sitzt bis zur Stunde ein altes Bauerngeschlecht, die Krämer, wohlhäbig, arbeitsam und sparsam in allen seinen Sippen und Generationen.

Wo in einer Familie viel Geld ist, da hat man seit Generationen gespart, und der Sparsinn hat sich vererbt von Geschlecht zu Geschlecht. Oft ist er in der Vererbung gewachsen, und drum finden wir Kinder von Millionären, die einen Pfennig zweimal umkehren, ehe sie ihn ausgeben. Aus dem Sparsinn wird schließlich Geiz, und es gibt geizige Reiche genug, die sich selbst nichts gönnen.

Ich freue mich jeweils, wenn ich höre, daß ein reicher Geizhals neben seinen Geldsäcken und Staatspapieren lebt wie ein armer Teufel und an sich selbst knausert, weil ich diesen Geldmenschen es von Herzen gönne, daß sie sich selbst in dieser Welt schon strafen. —

In den Niederhöfen lernte der Sepple sparen, weil er sah, daß dort gespart wurde, gespart in allen Zweigen des Haushaltes.

Dieser Sparsinn trieb ihn aber auch hinaus in die Welt,

wo er mehr Geld zu verdienen hoffte. Er kam zwar bei dieser Reise in die Welt, die er anno 1823 unternahm, nicht weiter als bis Hasle; aber dort war er an einer der kleinen Adern des damaligen Weltverkehrs, an dem er als Hausknecht teilnehmen und ein vermöglicher Mann werden sollte.

In Hasle lebte schon ein älterer Bruder von ihm, der Jörg, als Knecht. Auch den kannte ich in meinen Knabenjahren, und auch der war damals ein in Hasle vielgenannter Mann. Der Jörg wurde in jenen Tagen, wo man sonst noch nichts von Gründungen und Privatspekulationen wußte, der erste und einzige Gründer und Unternehmer im Städtle.

Als anfangs der vierziger Jahre die erste Eisenbahn des Landes bis Offenburg ging, wollten die Leute im obern Kinzigtal das Wunderding auch sehen und auf ihm fahren, besonders die neugierigen Haslacher.

Da verfiel der Jörg Schwendemann, des Sepples Bruder, auf die Idee, ein Fuhrmann zu werden und einen billigen „Privat-Omnibus" neben dem teuren „Staats-Eilwagen" ins Leben zu rufen und in demselben die Leute nach Offenburg zu kutschieren.

Der Omnibus, den er konstruieren ließ, erregte aber den Spott der Haslacher. Sie nannten ihn sofort „die Windmühle" und seinen Besitzer den „Mühle-Jörg", einen Namen, den er behielt bis zum Tode.

Mit seiner Windmühle fuhr er aber jahrelang talauf und talab, bis droben in Wolfe einige Wirte neumodische, elegante Omnibusse bauten, dazu billige Preise machten und so des Mühle-Jörgs Windmühle brach legten.

Der Jörg mag den Sepple bewogen haben, in Hasle auch sein Glück zu versuchen. Als Unterknecht trat er im Engel ein. Nahezu vierzig Jahre, bis zum Jahre 1862, amtete nun der Sepple im Engel, und als er Mitte der vierziger Jahre mir bekannt wurde, war er schon längst der hochangesehene Hausknecht und nach damaligen Haslacher Begriffen ein reicher Mann, den alle Bürger mit Respekt grüßten.

Ich sehe ihn heute noch vor mir, als hätte ich ihn erst vor vierzehn Tagen gesehen. Ein winziges Männlein mit kleinen, klugen, schwarzen Augen, die über einer gebogenen Nase und einem frischen, roten Gesicht hervorschauten, stand er, die Hände auf dem Rücken, in müßigen Augenblicken im blauen Fuhrmannshemd und einem samtenen, neumodischen Hauskäppchen unter der Pforte des Engels. Sein Ohrenbart und sein selbstzufriedenes Lächeln gaben ihm den Ausdruck eines gutmütigen, stillen Mannes, der er auch war.

Ruhig und gemessen gab er seine Befehle, und diese Ruhe war nicht wertlos. Sie verdiente allen Respekt, wenn man das Leben und Treiben sah, das sich am Abend vor dem Engel abspielte, wenn die großen Frachtfuhren, die Eilwagen, die Extraposten angefahren kamen und die Sorge für die vielen Pferde Sepples ganze Umsicht in Anspruch nahmen.

Schnell sich bewegen konnte er zwar nicht; er trippelte bloß, wenn er raschere Schritte machen wollte, aber er trippelte so erfolgreich hin und her, daß in kurzem alle Pferde versorgt und alle Wagen expediert waren.

Wenn er uns Buben direkt einen Auftrag gab und nicht durch die Spanner oder Unterknechte, so galt uns das als eine Ehre, und wir sprangen noch so schnell, ihn auszuführen, denn wir alle wußten, daß der Sepple ein respektierter Mann sei im Städtle.

Was die Alten singen und reden, zwitschern bekanntlich die Jungen. Wir alle hatten schon oft daheim reden hören von dem Reichtum Sepples, und daß selbst der Engelwirt von seinem Hausknecht Geld habe, sonst wäre er schon längst bankrott geworden. Wir Buben teilten demgemäß die Hochachtung unserer Väter und Mütter vor dem Hausknecht und vor seinem Geld.

Hatte er untertags eine freie Stunde, so trippelte er aus der Vorstadt ins Städtle hinein und trank bald bei diesem, bald bei jenem Wirt ein Schöpple. Sein Erscheinen wurde

aufgenommen wie das eines vornehmen Mannes, und jeder Wirt fühlte sich geschmeichelt.

Das Ansehen, so der Sepple in Hasle genoß ob seines redlich und durch manch schlaflose Nacht erworbenen Mammons, ging auch auf sein Töchterle über, auf das Lenele.

Im Engel hatte neben dem Sepple vor Jahren ein Mädchen als Magd gedient aus dem unfernen Schwabenland (Württemberg), aus Maria-Zell bei Schramberg. Sie ward die Mutter Leneles.

Der Hausknecht und die Magd hätten sich gerne geheiratet, aber es war damals noch nicht Mode, wie heutzutage, zu heiraten ohne sichere, eigene Existenz.

Der Sepple wollte drum warten, bis er noch mehr Geld verdient hätte und dann einen schönen Hof kaufen und die Schwäbin heimführen.

Einstweilen ging sie, mit Geld wohlversorgt, in ihre Heimat und wartete, bis der Sepple schreiben würde, er habe Geld genug.

In jener guten alten Zeit der dreißiger Jahre war es auch noch nicht Mode, daß zwei „Verlobte", welche fern voneinander wohnten, sich Liebesbriefe schrieben und einander allerlei Lügenwerk auf dem Papier sandten.

Heutzutag pflegen sogenannte Gebildete, wenn sie sich verloben und „es" in der höheren Töchterschule oder in einem „Institut und „er" auf der Universität oder im Kadettenhaus war, sich in der Zeit der Verlobung täglich Briefe zu schreiben. Sie wollen sich dadurch ihre unsterbliche Liebe beweisen, zeigen aber nur, daß sie närrische Leute sind, die jeder vernünftige Mensch auslacht. Die Liebe macht eben die Menschen nicht bloß blind, sondern auch dumm. Das hat schon ein griechischer Dichter mit den Worten gesagt:

Der Menschen Dummheit, Eros,[1] macht Vergnügen dir.

---

[1] Der heidnische Gott der Liebe.

Die Dummen von der Sorte findet der alte, ewig junge Schlingel Eros aber nur bei den — Gebildeten, nicht aber bei den — „dummen Bauern".

Der Sepple schrieb seiner „Anne-Marei" nie; dazu hatte er keine Zeit. Aber aus Maria-Zell und Umgegend kamen oft „Schwoben", brachten Frucht und holten Obst in Hasle. Sie stellten beim Sepple ihre Gäule ein, brachten ihm einen Gruß von der Anne-Marei und dieser jeweils einen Gegengruß und ein Stück Geld vom Sepple.

Nach Jahr und Tag kam auch bisweilen einer dieser Schwaben mit der Botschaft: „An schöne Gruoß von der Anne-Marei, und ob's nit bald amol zum Heiraten käme?" Der Sepple aber meinte, es „pressiere nit, so viel Geld wie jetzt, verdiene er nimmer, wenn er einmal verheiratet sei. Die Anne-Marei solle Geduld haben, sie bekäm's dann um so besser; denn zum Heiraten gehöre Geld, viel Geld. Dieses hebe (halte) länger an als die Liebe."

Ein-, zwei-, drei-, sechs-, zehnmal ließ die heiratssüchtige Schwäbin in Geduld anfragen, und ebenso oft bekam sie nebst einem Kronentaler die gleiche Antwort.

Weibsleute, die heiraten wollen, verlieren schließlich nicht bloß die Geduld, sondern auch den Verstand und nehmen dann den nächsten besten. So tat auch die Anne-Marei, und zwar ohne dem Sepple nochmals Meldung zu tun.

Eines Tages brachte ein „Schwob" Kernen (Spelz) auf den Haslacher Markt und zugleich dem Oberknecht im Engel die Neuigkeit, die Anne-Marei sei verheiratet an einen armen „Krummholz" (Wagner) in Maria-Zell.

Der Sepple staunte für einen Augenblick, dann aber spannte er ruhig Pferde aus und an, wie zuvor, als ein starker Mann, dem nichts zu Herzen geht. Ja, er mochte froh sein, von der lästigen Mahnerin nicht mehr ans Heiraten erinnert zu werden zu einer Zeit, da er noch im besten Geldverdienen war.

Jahr und Tag vergingen dem ehelosen Mann. Da kommt abermals eines Morgens im Spätsommer ein Mann aus dem Schwabenland Markt halbers nach Hasle und in Engel. „Woasch was neis, Sepple?" meinte er, während er diesem seinen Geißelstock übergab, „Dei Anne-Marei isch g'storbe. Wo i zuem Dorf nausg'fahre bi, Hasle zua, hat mer's vergrabe. Sie hot's Nervefiaber kriegt."

Sprach's und ging in die Wirtsstube, um einen Schoppen zu trinken. Unter Tränen spannte der Sepple des Unglücksboten Rosse aus, dann ging er zum Engelwirt und fragte um Urlaub bis zum andern Abend. Am Nachmittag fuhr er mit dem gleichen Fuhrmann, der die Trauerbotschaft gebracht und in Hasle Äpfel und Birnen gekauft und geladen hatte, talaufwärts Maria-Zell zu.

Dort geht er am andern Morgen auf den Gottesacker und betet ein paar Vaterunser für die Anne-Marei, die so früh hat sterben müssen. Dann wandert er zum Witwer Krummholz und bittet um das Maidle, welches die Anne-Marei von Hasle mitgebracht hatte. Seiner Bitte wird gerne willfahrt, und am Abend kommt der Sepple nach Hasle zurück und hat ein kleines Maidle bei sich. Er übergibt es der gebildetsten Bürgersfrau zur Erziehung, und bald ist „des Engelwirts-Sepples Lenele" unter uns Haslacher Kindern das Wunderkind, einmal weil es dem reichen, respektierten Sepple gehörte, der mehr Geld hatte als unsere Väter, dann weil die „Bas" des ganzen Städtchens seine Gouvernante ist, und endlich weil es ein reizendes, zartes, rotbackiges Maidle ist.

Die Bas war die Witwe eines Kaminfegers, eine Freiburgerin und zugleich Industrielehrerin in Hasle.

Weil sie in letzterer Eigenschaft mit allen Mädchen des Städtles in Berührung kam, trug sie den Namen die Bas, d. i. die Allerwelts-Tante von Hasle.

Ich sehe sie heute noch an Mittwoch- und Samstagnachmittagen an meines Vaters Haus vorbeischreiten dem Rathaus

zu, wo die „Strickschuol" sich befand; eine große, hagere, finstere Gestalt, mit schwarzen Haaren und tiefliegenden, dunkeln Augen. Aber keine Königin-Regentin kann würdiger zum Thron schreiten, als die Bas dahinschritt, wenn sie auf ihrem Amtsweg zur Schule sich befand. Mit stillem Respekt schauten wir wilde Gassenbuben ihr nach.

Sie hatte noch eine Adjutantin, welche die kleineren Mädchen unterrichtete, während die Bas sich den größeren widmete. Die „Unterlehrerin" in den weiblichen Handarbeiten war die Tochter des Buchbinders Hinterskirch und rothaarig und hieß „Ricke". Wenn wir Buben unter den Hallen des Rathauses krakeelten und sie bisweilen aus ihrer Schulstube herabkommen sahen, riefen wir ihr gerne nach: „Rote! Rote!" Sie wandte sich dann jeweils lächelnd um und sprach: „Ihr Buabe, rot ist schön."

Keiner von uns hatte damals eine Ahnung davon, daß unsere Dichter das rote Haar als goldenes besingen, und wir spotteten lustig weiter, wobei aber ich mich — ausnahmsweise — bescheiden im Hintergrund hielt; denn die Ricke war eine Freundin meiner Mutter und ihre Mutter eine solche meiner Großmutter.

Wie eine alte Hunnenkönigin, mit ernstem, unschönem Gesicht saß die greise „Hinterskirchin", eine Schwäbin aus dem Killertal, allabendlich bei meiner Großmutter „im Konklave", d. i. in der Spinn- und Unterhaltungsstube. —

So bösartig wir gegen 's Hinterkirchs Rote waren, ebenso zahm waren wir der Bas gegenüber. Nie hätten wir gewagt, ihr ohne Respekt zu begegnen. Sie war auch unsere Bas, und wir grüßten sie mit dem gleichen Namen, wie ihre Schülerinnen.

Seitdem nun das Lenele an der Hand der Bas durch die Straßen wanderte der Schule zu und da es sich fern hielt vom Kinder-Gassenvolk, kam es uns vor wie eine kleine Prinzessin. —

3.

Jahre kamen und Jahre gingen. Ich war indes zwanzig und mehr Jahre alt geworden und zog in den Ferien am Abend mit meinen ehemaligen Schulkameraden über den Korso von Hasle. In getrennten Gruppen wandelten damals Buben und Maidle hin und her durch die Hauptstraße von der „Gottlitbruck" bis zur „Kanone", neckten sich im Vorübergehen oder standen auch für kurze Zeit beisammen und plauderten meist über das uralte Thema der „Liebschaften"; alles in ebenso unschuldiger und harmloser, als einfältiger Art. Lange ehe um zehn Uhr ein Nachtwächter die Feierabend-Glocke läutete, hatte dieser Korso sein Ende; die Maidle waren heimgegangen, und die besser situierten Buben tranken noch ein Glas Bier.

An einem dieser Korso-Abende im Herbste 1858 erfuhr ich, eben von Rastatt heimgekommen, daß des Engelwirts-Sepples Lenele wieder da sei. Sie sei im Welschland gewesen, in Genf, habe französisch gelernt und sei gar vürnehm, schön und stolz geworden. Einige der ersten Bürgerssöhne, älter als ich, wurden bezeichnet als solche, welche bereits dem schönen Lenele „nachgingen" und es heiraten wollten.

Damals hörte ich nach vielen Jahren zum erstenmal wieder vom Lenele. Sein Vater war zur Stunde noch unentwegt Hausknecht im Engel. Der Tochter Verheiratung bildete fortan das Hauptgespräch im Städtle unter jung und alt. „Wer word's Lenele kriege (bekommen)?" hieß es allgemein.

Das Heiraten ist ein Lotteriespiel; die meisten ziehen Nieten, nur mit dem Unterschied, daß diese Nieten bald männlich, bald weiblich sind; die wenigsten bekommen, was sie wünschen.

Bei einem Lotteriespiel gewinnt aber oft einer, an den man gar nicht gedacht hat, und so wie die Lotterie, liebt auch der Genius des Heiratens Überraschungen.

Das große Los in Hasle war in jenen Tagen des Engelwirts-Sepples Lenele. Alle Heiratskandidaten setzten alle ihre Karten ein, alle fielen durch, und einer zog das Los, von dem man gar nicht wußte, daß er kandidiere und an den kein Mensch gedacht hätte.

Die Wahl weiblicher Herzen ist ein Geheimnis, und Geheimnisse haben keine Regeln.

Dieses Geheimnis ist oft, um mit den alten Römern zu reden, ein mysterium iniquitatis — das heißt ein Geheimnis der Unbilligkeit, weil es uns oft nicht recht erscheint, daß ein hübsches, reiches Mädchen einem Mann zufällt, der keines solchen Schatzes wert ist. Gar oft erfüllt sich dann das Wort der hl. Schrift, daß eine solche Frau ein goldener Ring sei am Rüssel eines Schweines.

Ein altes schwäbisches Sprichwort gibt diesem Geheimnis einiges Licht in den Worten: „Wo die Liebe hinfällt, bleibt sie liegen, selbst wenn sie auf einen Misthaufen fällt."

Jeder Mensch ist sich und andern ein Rätsel, aber weibliche Wesen sind unergründlich in alleweg, ganz besonders aber in der Richtung ihres Herzens, das oft lange schwankt nach allen Windrosen, bis der Magnet erscheint, der es zum Stillestehen bringt. Manchmal ist dieser Magnet für andere Leute nichts weniger als anzüglich und mit allen Mängeln männlicher Schönheit und männlichen Charakters behaftet, und doch will sie „den und keinen andern". Sie soll ihn haben! Sie bekommt ihn um so sicherer, als keine andere ihr Konkurrenz macht auf diesen Adonis und Schneidersgesellen.

So wählte auch das Lenele keinen der Freier, die aller Welt gefielen, sondern einen, dem keine Seele im Städtle dies Los zugedacht hätte.

Leneles Wahl fiel auf einen Vetter von mir — unsere Großmütter waren Schwestern — auf des Bachseppen August, einen jungen Fruchthändler, der so still und friedlich und harmlos war wie seine Fruchtsäcke, nur daß diese mehr Weizen in sich trugen, als Spreu, was man von ihrem Herrn nicht

sagen konnte. Ein so billig denkender Mann sollte also das kostbare Lenele erhalten.

Abgesehen von dem rätselhaften Geschmack weiblicher Wesen war mir aber gleich klar, daß Vetter August seinen Sieg dem Werber verdanke, der für ihn, den Wortkargen und Schüchternen, ausging ein Weib zu suchen und kühn auf die beste „Partie“ losging.

Dieser Werber aber war des Freiers Onkel, der spätere Bürgermeister Wölfle. Er hatte in Köln seine Lehre als Kaufmann gemacht, wo meine Großmutter und seine Mutter ihn einmal besuchten — und er sprach zeitlebens den rheinischen Dialekt. Diese rheinisch-preußische Sprachweise imponiert ja heute noch zahllosen süddeutschen weiblichen und männlichen Schafen, warum sollte sie lange vor 1870 nicht des Engelwirts-Sepples Lenele imponiert haben, das eigentlich auch nur ein schönes, niedliches Schäflein war! Und das hat sie, ich weiß es.

Es war ein schöner Herbsttag des oben genannten Jahres 1858 und droben im lustigen Dorfe Mühlenbach eine Hochzeit. Ich schritt vom Urwald herab ins Tal und traf Haslacher, welche bei der Hochzeit gewesen waren, auf dem Heimweg. Unter ihnen war das kleine Lenele, schön wie eine Odaliske, der alte Sepple, neben ihm hertrippelnd, und der Brautwerber. Dieser machte sich von der Gruppe los, blieb mit mir einige Schritte zurück und meldete, er habe eben in Mühlenbach Leneles und ihres Vaters Jawort erhalten für den „Aujust“.

Ich staunte nicht wenig, meinte aber alsbald: „Sie werden beide schön eingeseift haben mit Ihrem preußischen Maul.“ Er schmunzelte und gestand alsbald, alle Finessen seines Geistes und seines Kölner Dialektes benutzt zu haben.

Alles staunte im Städtle über die Verlobung und pries den August Krämer als Glückskind, dem so unerwartet das schöne Lenele und der reiche Sepple in seine Fruchtsäcke gefallen waren. —

Ich verließ die Heimat und kam an Ostern wieder — immer noch Student. Vetter August hatte indes das schöne Lenele heimgeführt. Er nahm mich einmal mit in sein Heim, in dem ich vor Knabenzeiten her alle Winkel kannte, vorab die düstere Stube seiner väterlichen Großmutter, der alten Bachseppe, die uns Buben jeweils mit Speck regalierte.

Ich sah die junge Gattin strahlend in Jugendschöne und Zufriedenheit. Der Sepple aber war immer noch Hausknecht und blieb's noch Jahr und Tag, bis ihm und dem August ein neuer Stern aufzugehen schien.

Der „Adler", dem Hause des Schwiegersohns gegenüber, wurde feil; der Sepple kaufte ihn, und der August wurde Wirt und das Lenele Wirtin, wozu eigentlich keines von beiden taugte.

Ein Wirt in Hasle muß ein gutes Mundstück haben, weil die Haslacher gerne reden und unterhalten sein wollen. Der August, von Natur aus ein Phlegma zu Pferd, war seit Jahren lautlos neben seinem Fruchtwagen hermarschiert nach Offenburg auf den Markt und wieder zurück. Schon für den Fruchthandel hatte ihm die nötige Redegewandtheit gefehlt, für einen Wirt aber ging sie ihm gänzlich ab.

Schön-Lenele aber war gewohnt, sich bedienen zu lassen; Schoppen auftragen und zu „jedem hinsitzen" war nicht seine Sache.

Das merkte der kluge Sepple bald, drum gab er seine vierzigjährige Hausknechtschaft auf und zog zu den jungen Leuten in den Adler. Aber er konnte wohl mit den Pferden umgehen und den Bauern, die ihm zulieb, wenn sie fortan nach Hasle zu Markt fuhren, statt wie seither im Engel, im Adler Einkehr hielten, aus- und einspannen, aber ein alter Hausknecht gibt selten einen guten Wirt ab. Zudem war der Sepple auch ein wortkarger, stiller Mann, der lieber zuhörte, als selber sprach. —

Es war dreimal wieder Sommer und wieder Herbst geworden — ich kam anno 1862 abermals heim, zum letztenmal

als Student. Im elterlichen Hause hatte neben mir sein Schlafgemach mein Freund, der Arzt Feederle. In einer September-Nacht weckte ihn und mich zugleich die Hausglocke. Er öffnet sein Fenster und spricht mit jemanden auf die Straße hinab. Ich kenne die Stimme, es ist eine Nachbarin vom Adler, des „Vaterunser-Drehers"[1] Antonie, und ich höre, wie sie sagt: „Herr Doktor, kommen Sie gleich, die Adlerwirtin ist schwer krank geworden."

Er ging und am kommenden Morgen war das Lenele tot, und tot sind heute längst auch jene Nachbarin und der Doktor selbst.

Am dritten Tage haben wir das schöne, junge Weib begraben, und ich schritt unmittelbar hinter dem Vetter August und dem Sepple im Leichenzug. Ich hatte beide nie weinen sehen, heute weinten sie.

Und wieder ward es Sommer — im andern Jahr 1863 — da hab' ich als „Neupriester" den August mit einer andern getraut in der Kirche zu Hasle, und vom Lenele redet niemand mehr, nur der alte Vater mochte noch öfter seiner gedenken.

Das Lenele war tot, die neue Frau hatte kein Interesse für den alten Mann, der zusah, wie es bergab ging im Adler, trotzdem er die letzten Reste seines Vermögens zusetzte.

Es vergingen noch einige Jahre, und mit einem Schlage wurde der Sepple ein armer Mann. Der Engelwirt, sein alter Dienstherr, dem er die Hälfte seines Vermögens anvertraut, machte Bankrott, und der einstige Hausknecht, der nur handschriftliche Schuldscheine, aber keine Hypotheken hatte, verlor alles auf Heller und Pfennig.

Bald darauf, anno 1869, wurde auch dem August alles verkauft, und der Sepple verlor die andere Hälfte ebenso gründlich. Jetzt wäre dem einst ob seines Reichtums beneideten Hausknecht nichts anderes übrig geblieben, als das Spital, in welchem sein einstiger Dienstherr, ebenso arm, wie er, Auf-

---

[1] Er hieß so, weil er Rosenkränze machte.

nahme gefunden — aber er fand, was so selten im Leben, einen Freund in der Not, und dieser Freund war ein ehemaliger — Hausknecht. Drum laß ich mir, wie schon oben gesagt, die Hausknechte nicht schelten.

Der Sepple und der Jörgle waren konkurrenzlos die ersten Hausknechte in Hasle gewesen und im Verdienst und Respekt obenan unter ihren Standesgenossen. Ihnen zunächst stand der Hausknecht in der Sonne, der wenig fremde Fuhrleute, aber an Markttagen viele Bauern hatte.

Bürger und Bauern geben lieber Trinkgelder als Herrenleute. Diese Erfahrung habe ich längst gemacht. Bei den Herrenleuten gehört es zum guten Ton, gilt es als vornehm, wenn sie irgendwo gespeist haben, den Dienstboten in der Küche nichts zu geben; weniger gebildete Leute und Bauern pflegen aber in solchen Fällen, auch wenn's kein feines Diner war, nicht ohne Trinkgeld fortzugehen.

Drum sind die Hausknechte, bei denen Bauern einstellen, nirgends schlecht daran. Diese verlangen keine Komplimente und geben gutes Trinkgeld. So kam auch der Hausknecht in der Sonne, der „Vollmersepp", aus dem unfernen Entersbach gebürtig, zu Vermögen in der gleichen Zeit, da der Sepple und der Jörgle florierten.

Er kaufte sich in den fünfziger Jahren das Haus, in welchem in meiner Jugendzeit der alte „Lichter-Läufer" wohnte, ein Lichterzieher und Musikant dazu, von uns Knaben geehrt, wie einst ein Druide und Barde beim Volk der Kelten.

Der Lichter-Läufer stammte noch aus der Glanzperiode des Haslacher Bürgertums im 19. Jahrhundert, aus der Zeit, da die Bürger noch ein Infanterie-Korps und ein Dragoner-Korps formierten. Damals war der Lichter-Läufer Kapellmeister bei der Infanterie und der Seiler Hämmerle sein Vize-Kapellmeister, während Lambert, der Schmied, Stabstrompeter beim Musikkorps der Dragoner war.

Zu meiner Knabenzeit war dieser Flor dahin, und der Lichter-Läufer hatte bei dem einzig noch bestehenden In-

fanterie-Korps seine Stelle an Lambert, den Schmied, verloren. Aber er musizierte jetzt privatim.

Jeden Abend saß er nach vollbrachtem Tagewerk in seiner Stube, rings um ihn 6—8 Zöglinge für Pikkolo, Flöte und Klarinette. Unter seinen Schülern war's ihm wohl, wie einem König. Die Noten sang er den Anfängern so laut vor, daß man ihn die ganze „hintere Gasse" hinauf hören konnte.

Fast jeden Abend, wenn ich noch ans „Schwarzbecken Brunnen" Wasser holen mußte, lauschte ich des Lichter-Läufers Musikschule.

Es sind heute mehr denn sechzig Jahre, seitdem der Tod dem alten Musikus den Taktstock aus der Hand genommen, ich meine aber, es seien erst zehn Jahre vergangen, seitdem ich vor seiner Hütte „zugehorcht" habe.

Eigentümlich starben später seine zwei ledigen Töchter. Als die eine begraben werden sollte, schaute die andere, etwas unpäßlich, vom Fenster aus der Einsegnung der Leiche zu, die vor dem Haus vorgenommen wurde — und da die Leute vom Gottesacker heimkamen, war die lebend zurückgebliebene Schwester auch eine Leiche. —

Der Vollmersepp, der Nachfolger im Hause des Lichter-Läufers, trieb einen Schnaps- und Weinhandel und war ein allgemein beliebter Mann in Hasle. Er paßte vortrefflich zu den Haslachern, war lustig und durstig und dazu allen Menschen gefällig.

Er hatte kaum erfahren, daß sein alter Kollege, der Sepple, ein blutarmer Mann geworden sei, als er ihm sein Haus nebst Verpflegung unentgeltlich zur Verfügung stellte. Er nahm den dreiundsiebzigjährigen Greisen auf wie einen Vater.

Still und zufrieden saß dieser an Sommer- und Herbsttagen vor dem Hause seines edlen Freundes und sonnte sich, nicht ohne seine Blicke öfters das benachbarte Gäßchen hinunterschweifen zu lassen, in dem der Adler lag, und wo sein Lenele so jung hatte sterben müssen.

So verlebte der Sepple bis zu seinem 1875 erfolgten Tod

noch sechs sorgenlose Jahre beim Vollmersepp, der ihm, obwohl dreißig Jahre jünger, im Tod bald nachfolgte und sicher den verdienten Lohn gefunden hat für seine Barmherzigkeit.

Sepples Geschlecht aber pflanzt ein armer Schneider fort, droben im Wiesental, das einzige Kind des schönen Lenele.

Wenn die alte Kaminfegerin, welche das Lenele aufzog wie eine Prinzessin und ihm immer predigte vom Reichtum seines Vaters, wüßte, daß Leneles Sohn ein Schneider habe werden müssen armutshalber, sie würde nicht wenig staunen.

Vetter August, der glückliche Gatte des vielbegehrten Hausknechts-Töchterleins, lebt schon längst als zweifacher Witwer. Er fand aber, nachdem er sein Eigentum verloren, gute Tage als Haus-, Hof- und Stallmeister und des weitern Leibkutscher des Arztes Heptig in Hasle, eines reichen und wohlwollenden Mannes. Bei dem galt der August als Faktotum und aß ungesorgteres Brot, denn je. Außerdem gehörte er zu jenen glücklichen, nicht empfindsamen Naturen, welche kein Unglück daniederwirft und die da singen und sagen: „Freund, ich bin zufrieden, geh' es, wie es will," und diesem Singen und Sagen gemäß auch leben.

Der Dr. Heptig starb schon vor vielen Jahren; aber sein Leibkutscher August hatte sich bei ihm etwas erspart, und davon privatisierte er in seinen alten Tagen, und als ums Jahr 1907 die Ersparnisse aufgezehrt waren, bezog er das städtische Armenspital.

Hier wurde er, wie man im Kinzigtal sagt, wißlos, d. i. geistesschwach. Und in diesem Zustand wandelt er heute 1911 noch, ohne ein Haus zu betreten, in den Gassen von Hasle hin und her und hebt jeden Papierfetzen auf, der am Weg liegt.

Wenn man ihn fragt, warum er das tue, gibt er, blöde lächelnd, zur Antwort: „Er suche das große Los!"

Merkwürdig! Vor fünfzig Jahren hat er das große Los gezogen in der Haslacher Heirats-Lotterie, d. i. er bekam das schönste und reichste Mädchen zum Weib. Er verlor es bald im Tode und mit ihm schied alles Glück von ihm.

Es träumt dem armen Manne heute immer noch vom großen Los, und er sucht es auf der Straße. — Er wird es nie finden. Die alten Zeiten sind vergangen. Es gibt in Hasle keine reichen Hausknechte mehr und keine schönen Töchter derselben.

Es fahren keine Postwagen mehr an und keine stolzen Frachtfuhrleute. Es blasen keine Postillione mehr durchs Städtle; es gibt kein Wirtshaus zum Engel mehr, und die fröhlichen Knaben, die einst vor ihm sich tummelten zur Zeit des Sepple, sind alle tot — bis auf den witzlosen August und auf mich, zwei alte, morsche Säulen aus jenen Tagen der vierziger Jahre. Beide können stürzen über Nacht.

So oft ich aber in meinen alten Tagen durch die Straßen der Heimat wandle, suche auch ich vergeblich das verlorene große Los — den Kinderhimmel.

4.

Noch weit trauriger als der Sepple endigte sein Amtsbruder und Rivale, der Jörgle, als ob beide beweisen sollten, daß das Glück nirgends zu wohnen pflegt, nicht einmal bei anscheinend glücklichen Hausknechten, und daß die Worte Solons, niemand sei vor dem Tode glücklich zu preisen, nicht bloß Königen und Krösussen, sondern selbst den Hausknechten gelten.

Wer den düstersten Tannenwald um Hasle, den Bächlewald, hinaufschreitet, der kommt nach zweistündigem steilem Waldesgang auf eine Oase inmitten der Tannenbäume — es ist der Flachenberg. Einsam wohnen hier zwei Großbauern und einige Taglöhner ein weltfernstes, idyllisches Leben, um das ich sie schon oft beneidete, wenn ich von der über ihnen liegenden Heidburg hinabschaute auf das stille, waldumsäumte Fleckchen Erde.

Und doch wohnt auch hier das Glück nicht. Als ich im wunderschönen Monat September 1895 einmal auf der Heid-

burg war, mich freute an dem Sonnenschein über den lichten Föhren und hinabsah auf den Flachenberg, trat zu mir einer der Steinhauer, die in der Heidburg Steine brechen und verarbeiten. Er klagte, daß ein harter Gläubiger ihn um sein Häuschen auf dem Flachenberg, um seine paar Felder und um seine Kühe gebracht habe und er dort drunten jetzt als der ärmsten einer leben müsse. Wenn der Steinbruch nicht wäre, wüßte er nicht, wovon er sich ernähren könnte mit seiner Familie.

Also selbst in dieser Weltferne der heute so brennende Kampf ums Dasein, der Kapitalist und der arme Mann miteinander ringend, dachte ich. Und die Natur ringsum so still und so friedlich und so Glück verheißend! —

Ich wollte — im Hinabschreiten von der Heidburg — eben ganz weltschmerzlich werden, weil es nirgends glückliche Menschen gebe, nicht einmal auf dem Flachenberg, da tönte mir ein wunderbarer Gesang von Kinderstimmen entgegen. Es waren kleine Hirten, die hier auf der Wasserscheide zwischen Elz- und Kinzigtal Rinder und Schafe weideten.

Die Buben vom Elztal, von der Herne und vom Rittacker, waren unten und hüteten zwischen im Abendsonnenschein glänzenden Föhren-Hainen ihr Vieh, und auf der Höhe stand, ebenfalls hütend, ein Mädchen vom Kinzigtal, des Schloßburen Theres, kaum 15 Jahre alt. Die Therese sang Sopran, die Buben drunten Alt, alle so schön und so geübt, daß die Engel im Himmel sicher nicht schöner singen können.

Die sind glücklich, dachte ich jetzt. Aber warum sind sie's? Weil man ihnen keine Häuser und keine Äcker nehmen und keine Kühe versteigern kann, wie dem armen Steinhauer auf der Heidburg droben. Sie nennen nichts ihr eigen als ihre Kinderfröhlichkeit, und das macht ihr Glück aus.

Drum ist die Jugend die Zeit der Glückskinder, und dreimal bejammernswert der Mensch, der eine unglückliche Kinderzeit verleben mußte; ein seltenes Unglück, aber um so furchtbarer.

Es gibt zwar auch alte Glückskinder, bezeichnender Glückspilze genannt. Es sind das in der Regel Leute, die ohne ihr Zutun eben von glücklichen Umständen am Schopf genommen und all ihr Lebtag getragen werden. Ihnen gelingt alles, wenn sie es noch so ungeschickt angreifen, es „kalbelt" ihnen, wie ein Kinzigtäler Sprichwort sagt, der Holzschlegel auf der Bühne.

Dazu sind sie noch mit einer billigen Denkungsart ausgestattet und fühlen die eigentliche geistige Not des Menschen so wenig, wie ihre Namensvettern, die Pilze im Walde.

Der Satz des Dichters, daß in unserer Brust unseres Schicksals Sterne ruhen, ist nur in homöopathischer Dosis genommen wahr. Es wohnen in manches Menschen Brust die schönsten Ideale, das ehrlichste Streben, die reinste Liebe, und sein Schicksal ist Not und Elend und Schmerz und Kampf, während charakterlose Realisten, Materialisten und — Esel Glückskinder sind.

Und doch meine ich, es sei besser, Ideale in sich zu tragen und in Schmerzen zu leben, als ein realistisch und materialistisch gesinnter, vor der Welt glücklicher Dummkopf und Geldprotz zu sein. —

Es war im Vorsommer des Jahres 1849 und ich noch ein Knabe. Im Städtle Hasle war alles auf den Beinen gewesen, um für die Fronleichnams-Prozession des andern Tages die Häuser zu zieren. Ich hatte mit unserm Knecht Birken- und Lärchenbäumchen im Walde geholt und mich müde zu Bette gelegt, voll Freude über den kommenden Tag.

Ich schlief allein hinter einer Bretterwand in der großen Wohnstube des Elternhauses. Da brach in der Nacht ein gewaltiges Gewitter los. Der Vater kam aus dem obern Stockwerk herab in meine Stube und hieß mich aufstehen und beten. Er öffnete das Fenster und schaute in das Unwetter hinein. Plötzlich erfolgte ein Schlag. Ich bekreuzte mich. Der Vater schloß das Fenster und meinte: „Es hat in den Bächlewald geschlagen."

Am Morgen in aller Frühe, da wir unsere Waldbäume vor dem Hause eingruben und aufstellten, kamen Bauersleute von den Bergen herab und meldeten, es habe heute Nacht in des Göhringer-Tonis Hof auf dem Flachenberg eingeschlagen. Der Hof sei gänzlich abgebrannt samt dem Vieh. Auch der alte Bauer, der Göhringer-Toni, welcher in der Verwirrung in den Keller geflohen, sei verbrannt. Man habe ihn noch lange schreien hören, ihm aber nicht mehr helfen können.

Das wurde an jenem Morgen erzählt, und es steht so frisch vor meiner Erinnerung, als ob es erst vor zwei Jahren geschehen wäre.

Am Grabe des Vaters und des Elternhauses stand der zweiundzwanzigjährige Sohn, der Jörgle, ein kleines, feines, rotbackiges, hübsches Männlein mit goldenen Ohrringen, damals schon Hausknecht in Hasle.

Es war ein Doppelhof gewesen, in den der Blitz geschlagen, und der „Heidensepp" hatte ihn mit dem Göhringer-Toni geteilt. Der Jörgle war noch nicht geldkräftig genug, um die Schulden seines Vaters zahlen und den Hofanteil seiner Familie erhalten zu können.

So kam des Heidenseppen Bruder zum Göhringerschen Hofanteil, der „Heidenjok". Die beiden Brüder bauten neu, jeder ein Haus, und bis zur Stunde blüht ihr Geschlecht auf dem Flachenberg. —

Mit zweiundzwanzig Jahren schon Hausknecht in Hasle im Kreuz hieß anno 1848 so viel, als ein gemachter Mann sein und eine gute Stellung inne haben. Denn das Kreuz war eine der renommiertesten Herbergen im Kinzigtal, wo man allzeit was hielt auf gute Wirtshäuser, und es war das vornehmste in Hasle. Im Engel kehrten mehr die Frachtfuhrleute ein, im Kreuz die Geschäftsreisenden, die fremden Herrschaften und die reichen Bauern. Da gab's manchmal noch bessere Trinkgelder als im Engel, und bei uns Buben war der Jörgle anfangs deshalb schon noch mehr verehrt als der Sepple,

weil er viel schönere Pferde zu vergeben hatte zum Tränken und zum in die Kinzig reiten.

Diese in unsern Augen glänzende Stelle verdankte der kleine Jörgle einem Zufall und seiner Tüchtigkeit.

Zwanzig Jahre alt war der Jörgle ins Kreuz gekommen als Feldknecht und erster Adjutant des Hausknechts, dessen Verpflichtung es war, seinem Kollegen den Jahreslohn zu bezahlen. Die Stelle eines Hausknechts in einem verkehrsreichen Wirtshaus war in jener Zeit so gut, daß der Wirt dem Oberknecht und seinen Gehilfen nur Kost und Wohnung gab, aber keinen Pfennig Lohn. Sein Reichskanzler, der Ober- und Hausknecht, mußte sich und den Unterknechten den Lohn durch die Trinkgelder verdienen.

Hausknecht im Kreuz war aber vor dem Jörgle der „Frieder". Ich war kaum zehn Jahre alt, da ich dem Frieder noch Dienste leistete, und trotzdem heute mehr denn sechzig Jahre darüber hin sind, steht er doch noch vor mir, als wären wir erst vor fünf Jahren miteinander im Verkehr gestanden.

Der Frieder war ein „Überländer", d. h. aus dem Elztal, von Oberbiederbach, ein steifer, großer Kamerad mit einer Kartoffelnase zwischen zwei kleinen, dunkeln Augen und einem Ohrenbart.

Die Uniform aller damaligen Hausknechte, also auch die Frieders, war eine blaue Bluse über dunkeln Hosen und auf dem Haupt eine gestickte „Zereviszmütze" mit Quaste.

Aber ein guter Kerl war der Frieder und ich unter den kleinen Buben sein Liebling. Wenn ich zu ihm unter die Stalltüre trat, gab er mir stets eines der schönern Pferde zum Reiten, und er schritt mit den andern nebenher dem Brunnen zu. Seine Vorliebe zu mir hatte aber einen Grund, den ich erst viele Jahre später erfuhr, und dieser Grund war der allbekannte, der so oft von Königen und Kaisern abwärts bis zum Hausknecht sich findet und der in der bekannten Frage gipfelt: „Wo ist das Weib?"

Wir hatten damals eine Magd, die hieß Regina und war

auch von den Bergen unweit von Frieders Heimat. Sie war eine große, starke, schwarzäugige und schwarzhaarige Person und frech dabei. Aber das Wort frech hat unter dem Landvolk im Kinzigtal eine gute Bedeutung, es will heißen couragiert, mundfertig. Wenn sie nun an Tagen, an denen mein Bäcker-Vater den in meiner „Jugendzeit" geschilderten „Abertag" hatte, meines Vaters Brot feil hielt unter dem Rathaus, dem Kreuz gegenüber, da kam der Frieder, wenn er Zeit hatte, und schäkerte in harmlosester Art mit der „Regi", seiner einstigen Nachbarin in den Bergen.

Ich mußte ihr manchmal noch Brot nachbringen und sah dann den Frieder bei ihr stehen, sah auch, wie die abfahrenden, fremden Fuhrleute mit den andern Mägden, die am nahen „Rohrbrunnen" Wasser — oder bei der Regi Brot holten, scherzten. Die Morgensonne sandte dazu ihre ersten Strahlen vom Urwald her ins Städtle, aber sie sah auf lauter heitere, glückliche Menschen.

Die Fuhrleute kauften und schenkten den Mädchen bisweilen eine Brezel oder nahmen von der Regi einige Wecken für sich mit auf den Weg. Wenn sie dann ihre großen, ledernen Beutel öffneten und darin ihre Kronentaler blicken ließen, da tönte es in meinem Knabenherzen: „O selig ein Fuhrmann zu sein, so viel Geld zu haben, dazu schöne Rosse, und in den frischen Morgen hineinfahren und hineinknallen zu können bis zum nächsten Wirtshaus!"

Ich hätte das Geld nicht gehabt, um auch nur eine Brezel für zwei Kreuzer kaufen zu können und zum Essen einer solchen kam ich zehnjähriger auch sehr spärlich, trotzdem ich ihres Erzeugers Sohn war. Man hat in der guten alten Zeit, zu ihrem Glück, die Kinder nicht verwöhnt. —

Der Frieder war schon lange auf seinem einträglichen Posten und hatte Geld. Drum trug ihm eine verwitwete Bürin von Hofstetten Hand und Hof an. Der Frieder heiratete und wurde „Mathislis-Bur", ist heute aber längst ein toter Mann. Die Regi starb ledig und hochbetagt in den Bergen

ihrer Heimat, nicht ohne auf dem Bauernhof, in dem sie ihre alten Tage verlebte und starb, von mir ein väterliches Zeugnis hinterlassen zu haben.

Im Frühjahr 1895 traf ich unten im Tal, über dem der Geburtshof der Regi steht, ihren Neffen, einen betagten Mann. Wir sprachen von der Regi, und er meinte, sie habe oft erzählt, was ich für ein wilder Bub gewesen sei und daß mein Vater oft gesagt habe: „Ich will nur sehen, was aus dem Kerl noch wird.“ —

Unerwartet war der Frieder 1847 von seinem Hausknechts-Paschalik im Kreuz zu Hasle geschieden, und unerwartet avancierte der zwanzigjährige Jörgle. So gut hatte er sich gemacht und gestellt, daß der Kreuzwirt Merkle ihn trotz seiner Jugend zum Wesir[1] seines Hauses ernannte.

Ich sehe ihn noch, wie wenn's erst gestern gewesen, in seiner flotten, samtenen Zerevismütze unter dem großen Haustore stehen, fein, vornehm, ein Gesicht wie Milch und Blut und sich alles dessen selbst bewußt.

„Der König ist tot, es lebe der König!“ riefen die alten Franzosen und huldigten dem neuen Regenten. Ähnlich riefen die alten Haslacher Handwerker, die von den fremden Fuhrleuten lebten, — der alte Hausknecht ist fort, es lebe der neue, — und huldigten dem Jörgle, der von Stund' an ein respektierter Mann war, weil er seinen Nebenmenschen nützen oder schaden konnte.

Aber der Jörgle war auch beliebt in den ersten Jahren seines Wesirats; denn er war freundlich und von gefälliger Art, wie sie vornehmen Leuten geziemt.

Das Kreuz in Hasle war, wie schon angedeutet, ein vornehmes Wirtshaus. Hier gab es in der Küche Gerichte und Genüsse, über die wir Buben staunten. Am meisten wunderten wir uns über die Austern, welche da verzehrt wurden und um

[1] Wesir ist bekanntlich der erste Minister des türkischen Sultans. Das Wort bedeutet aber in der türkischen Sprache so viel als Lastknecht.

deren Schalen wir junge Proletarier uns am „Schüttstein" bei der Küche schlugen. Oft standen wir auch dort und fingen die Dämpfe, die aus dem Küchenfenster zogen, in unsere hungrigen Nasen auf, und einer sprach zum andern: „Schmeck a mol, wie des guot schmeckt."

Manchmal begleiteten wir auch den Jörgle, wenn er, was seines Amtes war, Forellen holte in des Kreuzwirts Fischkasten „auf dem Graben". Ich erinnere mich noch, es war in der Revolutionszeit, wie eines Tages an diesem Fischkasten einige Haslacher Freischärler meinten, „wenn der Kreuzwirt nicht auch ein Mann der Freiheit wäre, hätte man den Kasten längst aufgebrochen und die Forellen geholt, wie die vom Amtmann, denn alles, was in der Luft, im Wasser und im Walde lebe, sei fortan Eigentum alles Volkes."

Diese Lehre gefiel uns Buben über alle Maßen, und zu den Annehmlichkeiten, welche uns die Revolution brachte in Schulfreiheit und täglichem Spektakel, gehörte auch das Forellenfangen. Bis dahin durften wir nur Grundeln stechen in den Talbächen, und wenn einer eine Forelle fing, ging's auf Kosten seines Gewissens und lief nie ohne die Angst ab, erwischt zu werden. Die Revolution machte uns hierin die Bahn frei. —

Gäste, die gut zu essen und zu trinken bekommen, sind in der Regel auch gut gelaunt beim Fortgehen und geben gerne Trinkgelder. Auf diese Art sorgte der Kreuzwirt von Hasle auch indirekt für das Einkommen seines Wesirs, und Jörgles Taschen füllten sich.

Wir Buben kamen auf die Dauer nicht so gut mit ihm aus, wie mit dem Frieder; denn der Jörgle war hitzig, und wir respektierten ihn bald nicht mehr so, wie seinen Vorgänger, weil er dazu noch blutjung aussah. Endlich trennten wir uns ganz von ihm, und das kam also:

Der Kreuzwirt pflanzte, was damals in Hasle nicht häufig war, Welschkorn, und wir Buben waren große Liebhaber der reifen „Zapfen" (Kolben), die wir am Feuer brieten

und deren also geröstete Körner wir aßen, als wären es Datteln oder Kastanien.

Die Felder des Kreuzwirts lagen an der Straße oberhalb des Städtchens, und Jörgle, der Hausknecht, holte eines Tages mit Roß und Wagen Welschkorn. Wir gingen, als er ins Städtle einfuhr, hintendrein und zogen so viele Kolben, als wir bekommen konnten, aus dem Wagen. Der Jörgle, der vornen saß, sprang ab, verjagte uns und setzte sich dann wieder auf den Wagen. Kaum saß er aber wieder, so fing unser Manöver von neuem an. So ging's die „vordere Gasse" hinunter. Er wurde schließlich teufelswild, denn er war stolz und schämte sich, daß wir ihn „vor allen Leuten blamierten", und er schwur feierlich, laut und auf offener Straße, jedem, der noch einmal in seinen Stall komme, „ein Bein abzuschlagen".

Fortan ging ich nur noch zum Sepple in Engel oder zum Franzsepp in Adler, zu welch beiden ich ohnedies der Nähe halber bisher schon mehr gewandelt war. Meine Freundschaft mit dem Jörgle war zu Ende.

Besser standen wir Buben auch nach der Feindschaft mit dem Hausknecht noch mit dem Unterknecht im Kreuz, mit dem „Wälder-Sepple". Der war unfern von Hasle im Oberprechttal daheim, hatte, ehe er nach Hasle kam, „auf dem Wald" gedient, d. h. in der Gegend von Triberg, drum gaben ihm die Haslacher den Beinamen „der Wälder", und seinen Vornamen Joseph tauften sie wegen seines Trägers Kleinheit in Sepple um, und so ging das Knechtlein als „Wälder-Sepple" durch Hasle, und niemand kümmerte sich um seinen Geschlechtsnamen.

Der Wälder-Sepple war der eigentliche Feldknecht des Kreuzwirts und ein guter Mensch, der uns nicht wehrte, wenn wir seines Herrn Welschkorn oder die Äpfel, welche an der Mühlenstraße wuchsen, versuchen wollten.

Er blieb aber nicht allzulang in Hasle. Nachdem er sich „ein Geldle" erspart hatte, zog's ihn wieder auf den Wald,

wo sein Herz geblieben war. Er kaufte sich ein kleines Gütle in Schonach, heiratete seinen alten Schatz, dem er Treue gehalten in der Fremde, und wurde ein „Bürle“. Das wollt' aber nicht „lingen“; der Sepple verkaufte sein Gütle wieder und arrangierte ein Botenfuhrwerk von Triberg nach Hasle und nach Freiburg, nach letzterm aber durch das Simonswäldertal.

Es war ein hartes Brot, das die Boten, welche, ehe die Eisenbahn ging, vom Kinzigtal her nach Freiburg fuhren, verdienen mußten, aber es ernährte seinen Mann vollauf. Drei Tage in der Woche, vom Freitag bis Sonntag abend, gab's keine Ruhe. Tag und Nacht wurde durchgefahren, vorab vom Wälder-Sepple, der die längste Route hatte; dabei war eine nächtliche, mühsame Gebirgstour mit Vorspann über die Wasserscheide zwischen Kinzig und Elz.

Am Samstag früh, wo der große Wochenmarkt in Freiburg ist, dort sein und am Sonntag wieder daheim, so verlangte es ihr Botendienst.

Zu meiner Knabenzeit fuhren der Vorrho und der Fehrenbacher, beide von Wolfach, von der obern Kinzig her über Hasle nach Freiburg; später noch vom Gutachertal her der Wälder-Sepple.

Diese Boten waren eine Art Paketpost und für die Leute sehr bequem. An jedem Hause nahmen sie Bestellungen und Kommissionen an, die sie in ihr „Gedenkbuch“, aus Pergamentblättern bestehend, eintrugen. Briefe, die zugeklebt oder gesiegelt waren, sollten sie keine befördern von wegen des Staatsmonopols. Die Kinzigtäler waren aber schlau genug und nähten die Briefe, welche sie den Boten mitgaben, mit Faden zu.

Die Eisenbahnen haben die Botenfuhrwerke im Kinzigtal weggeschwemmt, wie so vieles Alte und Praktische, am letzten den Wälder-Sepple. Jetzt kehrte er in seinen alten Tagen, nachdem er acht Kinder großgezogen, zurück zu seinem ersten Beruf; er wurde wieder Knecht und lebte 1896 noch

als greiser Hausknecht im Adler in Schönwald, wo zur Sommerszeit viele Fremde weilen.

Ich staunte nicht wenig, da ich hörte, der Wälder-Sepple, welcher uns Knaben so ruhig gewähren ließ an des Kreuzwirts Apfelbäumen, sei noch am Leben zu einer Zeit, da ich selbst dem Greisenalter mich näherte. —

Mit dem zunehmenden Verdienst wuchs auch Jörgles Stolz und Wohlleben. Er sah, wie die Herrenleute im Kreuz gut aßen und selbst Champagner tranken, und so kam ihn nicht selten die Laune an, auch Champagner zu trinken „für sein Geld". Und er tat es in Gesellschaft anderer Knechte, die den Herren zeigen wollten, daß ihnen der Champagner gerade so gut schmecke, wie diesen.

Es klirrten die Gläser, es jauchzten die Knecht'.

In Hasle wurde in jenen Tagen mehr Champagner getrunken, als heute, weil die Fuhrwerke, die den Weltverkehr vermittelten, viel Geld brachten.

Es müssen gute Zeiten sein, in denen Knechte Geld genug haben, um Sekt trinken zu können. —

Anfangs der fünfziger Jahre begann mein „Studium", und ich fand bald keine Zeit und keine Lust mehr, bei den Hausknechten und in den Roßställen Studien zu machen.

Manch freundliche Leserin wird meinen, daß ich bisweilen ein so ungalanter und unhöflicher Mensch sei, komme gewiß noch aus den Tagen meines Verkehrs mit Hausknechten und Roßställen.

Ich lasse mir aber, wie wiederholt gesagt, die Hausknechte nicht schelten. Man tut diesen Leuten ohnehin Unrecht genug an, indem man ihren ehrlichen Titel, der einen braven Mann bezeichnet, zu einem Schimpfwort mißbraucht. Grob wie ein Hausknecht sind Redensarten, die bei unsern Gebildeten gang und gäbe sind.

Ich habe nie einen groben und rohen, wohl aber stets höfliche und anständige Hausknechte kennen gelernt.

Wenn einer von ihnen bisweilen im Namen seines Herrn einen unartigen Gast vor die Türe setzen muß, so ist das nicht Grobheit, sondern Pflichterfüllung, und beklagen kann sich darüber nicht einmal der, über den des Hausknechts kräftige Hände gekommen sind.

Die Hausknechte sind überhaupt in Mißkredit wegen ihrer untergeordneten Stellung. Es kann einer als Mensch weit unter einem Hausknecht stehen, er hat aber viel Geld, bekleidet eine hohe Stelle oder ist von Adel — und er wird geehrt und ästimiert wie ein hoher Ehrenmann.

Wenn der geringste Hausknecht im Deutschen Reich heute die Millionen eines Vanderbilt erbte, morgen würden ihm Gräfinnen und Baroninnen nachlaufen, und alle Welt würde um seine Freundschaft buhlen.

Und in der Hausknechte Revier, im Roßstall, geht es viel anständiger her, als in vielen modernen Musen-Tempeln, Theater genannt. Ich habe in den Roßställen von Hasle bisweilen einen Fluch gehört, sonst nie was Böses weder gesehen noch gehört. In unsern Theatern aber wird vielfach die Tugend verhöhnt, die Liederlichkeit verherrlicht und zahllose Seelen werden verdorben.

Aber freilich, da geht alles feiner her, man macht Musik dazu, und die ganze Gesellschaft duftet von Parfüm — und drum lobt und liebt man die Theater und schimpft über die Hausknechte und ihre sittliche Roheit. —

Doch will ich aufhören, die Hausknechte zu verteidigen, sonst komme ich in den Verdacht, auch solche Menschen zu idealisieren, wie mir gewisse Leute schon vorgeworfen haben, ich hätte in meinen „Schneeballen" Lumpen idealisiert.

Ich will nun doch, da wir an einem ähnlichen Gegenstand sind, eine neue Kritik herausfordern und hier meine Lumpen verteidigen.

Ich schreibe zunächst Volksbücher und keine Heiligen-Legenden. Wenn ich aber einmal von den letzteren schreiben wollte, könnte ich alle jene Leute, welche sich über die Lumpen

unter ihren Mitmenschen aufhalten, nicht in dies heilige Buch brauchen. Die echten Heiligen und die wahren Frommen pflegen nämlich von ihren Mitmenschen, selbst wenn diese noch so tief gesunken wären, nie per Lumpen zu reden.

Und der göttliche Heiland hat seine schärfsten Verurteilungen nie gegen Lumpen der untern Stände, denen auch meine Leute angehören, sondern gegen die bessern und gebildetern, die Schriftgelehrten und Pharisäer gerichtet; um die Zöllner und Sünder aber, um verachtete Menschen, hat er sich liebevoll angenommen.

Diejenigen Sterblichen, welche sich nicht zu den Lumpen rechnen, mögen unserm Herrgott danken, daß sie keine Lumpen geworden sind und ihre Ahnen, ihre Erziehung und die eigene Kraft es ihnen möglich machten, zu den Nicht-Lumpen auf Erden zu zählen. Ich lasse mir aber „meine Lumpen" nicht schelten. Sie sind bei all ihren Schwächen, die sie großenteils nicht gekauft und nicht erlernt, sondern geerbt haben, Originale, keine Alltags- und Schablonenmenschen, keine Fabrik- und keine Dutzendware. Sie zählen unter ihren Kollegen in der Welt geniale Leute, große Künstler und große Dichter. Wie oft hört man sagen, er ist ein äußerst geschickter und talentvoller Mensch — aber ein Lump.

Wem die Götter zu viel geben, pflegten die alten Griechen zu sagen, dem legen sie einen Fluch dazu. Und so kommt es, daß wir an den begabten Menschen oft die größten Fehler entdecken.

Endlich haben meine Lumpen noch das Gute, daß sie sich idealisieren lassen. Es gibt Leute, die keine Lumpen sind, wenigstens sich nicht dafür halten, die man aber mit dem besten Willen so wenig idealisieren könnte als einen Holzschuh. —

Es ist überhaupt interessant, psychologisch interessant, in den verschiedenen Kritiken, die ein Buch erfährt, Menschenstudien zu machen.

Da schickt mir mein Verleger von Zeit zu Zeit eine An-

zahl von gedruckten Urteilen über das oder jenes Buch von mir, oder ich höre von Freunden, was der oder jener darüber gesagt hat, und muß oft laut auflachen, wenn ich lese oder höre, was Kritiker und Krittler einem für Dinge unterlegen, an die man gar nicht gedacht hat.

Ich bin auch gewohnt, zu kritisieren, und habe sicher kein Recht, empfindlich zu sein, wenn andere Leute meine Urteile und Ansichten besprechen, und ich muß dankbar sein, daß die Kritik im allgemeinen so gut mit mir umgeht. Aber ich kann gar oft aus den verschiedenen Besprechungen herauslesen, wes Geistes, wes Denkens und Fühlens der Kritiker ist.

Meine Schriftstellerei gleicht einem Drogengeschäft, in welchem allerlei Gewürze, Salze und Spezereien serviert werden. Trifft nun einer beim Lesen eines meiner Bücher auf ein Gewürz, das ihm nicht paßt, sei es in Koriander oder Pfeffer, — Zibeben und Rosinen führe ich nicht — so spuckt er dagegen aus. Versalz' ich einem andern die Suppe, die er sich über Welt, Zeit und Menschen zusammengekocht oder die, richtiger gesagt, ihm andere zum Essen vorgesetzt haben, so wird er bös über mich, weil er glaubt, seine Suppe sei vorzüglich und brauche kein Salz, obwohl sie keinen Tropfen Fleischbrühe, sondern nur Spülwasser enthält.

Drum schimpft er mich einen schlechten Koch, weil ich ihm was vorsetze, das sein geistiger Magen nicht vertragen kann, der gewohnt ist, nur das zu verdauen, was andere ihm vorher zurechtgekaut haben.

Und doch bin ich der ehrlichste Drogist von der Welt, ich gebe meinen Kümmel, Koriander und Pfeffer durchaus ungemischt und in Original-Verpackung ab.

Aber wer mag's allen Leuten recht machen? Von meinem „Leutnant von Hasle" hieß es, er habe eine „frömmelnde Tendenz", während andere meinten, „wie ein Pfarrer so was Unfrommes schreiben könne?!"

Ich bin in der Richtung überhaupt ein Pechvogel. Ich errate vielen Leuten ihren Geschmack gar nicht und habe drum

mehr Feinde, als ich nur weiß. Und doch meine ich's mit allen meinen Mitmenschen gut — selbst mit den Lumpen. Aber ich habe außer vielen Fehlern besonders einen Fehler und zu diesem einen Fehler den großen Fehler, diesen Fehler nie zu bereuen. Und dieser Fehler macht mir viele Krittler und Feinde, und dieser Fehler ist: Ich bin von — Hasle, wo die Leute reden, wie sie denken. Dumm, sehr dumm das in einer Zeit, wo alles falsch ist und alles gefälscht wird, selbst der Pfeffer, und in der man schon die kleinen Kinder lehrt, sich besser zu geben als sie sind, während die Erwachsenen hinter verlogenen Komplimenten und Redensarten einander ihre wahre Gesinnung verbergen! — Und nun zurück zum Jörgle.

5.

Es ist das Jahr 1854 und Fastenmarkt in Hasle. Sein Charakter sind die Stockfische, welche an diesem Markt in großen Massen verzehrt werden. Die Krämer und Wirte klopfen und weichen die ganze Woche vor dem genannten Markt Stockfische für die Landleute, von denen nur viele deshalb kommen, um von diesen Fischen zu essen.

Zwar schwimmen viele Forellen durch alle die zahlreichen Bächlein, die der Kinzig zueilen, hinauf bis in die höchsten Berge, aber es fällt keiner ländlichen Seele ein, solche zu fangen und zu essen, selbst wenn die Fischlein vogelfrei wären. Nur ein Fisch findet Gnade beim Landvolk, der Stockfisch, der schon tot ins Land kommt und große Stücke gibt.

Das lob' ich mir an meinen Kinzigtäler Bauern; die Fischlein im Wasser und die Vöglein in der Luft haben Freiheit bei ihnen. Keinem Bauern fällt es ein, in seiner Stube einen Vogel zu halten. Er hört sie singen „ums Haus rum" und in Feld und Wald bei der Arbeit. Das genügt ihm vollauf.

Wenn aber die Kultur so fortmacht, wird längstens bis zum Jahre 2000 jede Bürin ihren Kanarienvogel und jedes „Buremaidle" sein Pianino haben. Die Bauern und die

Knechte aber führen dann von Zeit zu Zeit einen Wagen voll Erde in die nächste chemische Fabrik und lassen sich durch die fortgeschrittene Wissenschaft das nötige Eiweiß zum Essen daraus ziehen, die übrige Zeit sitzen sie in ihrem Dorf ins „Café national" und lesen „Times" und „Figaro" oder spielen Billard.

Auch Jahrmärkte wird's bis dahin keine mehr geben. Ein Jahrmarkt ist ein Volksfest, und so blasierte Menschen, wie die Kultur bis zu jenen Tagen aus dem Landvolk gemacht haben wird, sind kein Volk mehr. Jahrmärkte werden ihnen zu ordinär sein, und was man auf einem Jahrmarkt haben könnte, gibt's im nächsten Dorf-Krämerladen. Die Jahrmärkte werden also tot und begraben sein, wie das ganze echte Volkstum.

Sie sind heute schon nicht mehr in Hasle, was sie zu meiner Knabenzeit waren und zu der Zeit, da am Fastenmarkt des Jahres 1854 des „Hofbure" Helene „aus der alte Wolfe" das erstemal vors Kreuz in Hasle fuhr.

Im Tale der Wolf, einem kräftigen Seitenflüßchen der Kinzig, das vom Kniebis und vom Bad Rippoldsau her ihr zueilt und sich zwei Stunden oberhalb Hasle „z' Wolfe im Städtle" mit ihr vereinigt — wohnt ein schöner Menschenschlag. Die Maidle aus dem „Schappe" und aus der „alte Wolfe"[1] gelten als die schönsten im Kinziggebiete, und das will viel heißen, denn die Bure-Maidle an der ganzen Kinzig hin sind alle „Jungfere wie Milch und Blut".

Ehe die Eisenbahn ging, waren aber die „Völker" aus dem Wolftale seltener zu sehen auf den Jahrmärkten von Hasle. Zum Gehen war es zu weit, denn sie wohnen bis zu sechs Stunden entfernt in dem langgestreckten Waldtale der Wolf, und zum Fahren gab's keine Gelegenheit. Nur einzelne

---

[1] Die Bauerngemeinde im untersten Wolftal oberhalb des Städtchens Wolfach heißt amtlich Oberwolfach, im Volksmund aber „die alte Wolfe", offenbar weil der Ort zeitlich älter ist als das Städtchen.

reichere Buren und Bürinnen fanden auf eigenem, kleinem Gefährt den Weg nach Hasle, fast an jedem der sieben Jahrmärkte.

Das Markt-Zentrum für die Obertäler war damals Wolfach, das nur einen einzigen bedeutenden Jahrmarkt hat, den „Kuche-Märkt" um Weihnachten, weil die Obertäler Buren nicht so marktsüchtig sind, wie die im mittleren Kinzigtal.

Wolfach ist die Amtsstadt für Hasle, seitdem dessen Amt aufgehoben, und hat viel mehr Herren als dieses, aber Hasle hat mehr Buren auf seinen zahlreichen, großen Jahrmärkten. So ist beiden geholfen. Die demokratischen Haslacher und die loyalen Wolfacher haben, was zu ihnen am besten paßt. —

Also an dem genannten Fastenmarkt fuhr der Hofbur Markus Waidele von Oberwolfach zweispännig in Hasle vor. Er, ein stattlicher Bauer, schon ein Sechziger, stammte aus einer der besten Bauernfamilien im Schappe, zwei Stunden oberhalb der alten Wolfe.

Seine Heimat war der Schlangenhof unweit vom „Seebach" und so genannt von den vielen Schlangen, die er einst beherbergte. Sagenduft umwob ihn, und Schlangen umringelten alles in ihm. Einst sei ein Kind vor dem Hof gesessen und habe Milch gegessen, in die Brot eingebrockt war. Da sei eine Schlange gekommen und habe aus des Kindes Schüssel Milch getrunken, aber kein Brot genommen. Die Kleine schlug der Schlange auf den Kopf und sprach: „Nimm auch Brocken und nicht lauter Schlapp."

Das Kind sei bald darauf gestorben, die Schlangen aber waren nicht zu vertreiben. Wie die Frösche des Moses in Ägypten, zeigten sie sich überall massenhaft in Haus und Stall. Selbst die Russen, die anno 1813 im Hof lagen und als Schlangentöter amtierten, konnten sie nicht vertreiben.

Erst als man den Hof niederriß und weiter oben neu aufbaute, verschwand das Ungeziefer, dem Hof aber blieb der Name bis heute.

Als nachgeborener Sohn war der Markus vom Schlangen-

hof ausgewandert und wurde Hofbur in der alte Wolfe; denn auf dem „Hofbure-Hof" waren lauter Maidle, drei an der Zahl, von denen der junge Schlangenhofer eine, die Franziska, heiratete.

Jahre kamen und Jahre gingen, die Kinder des Hofburen, drei Buben und zwei Maidle, wurden groß. Nur einer der Buben, nach Burenrecht der jüngere, konnte Bur werden auf der Heimat. Da wurde über dem Bach drüben, in nächster Nähe der Kirche, der „Kirchenburen-Hof" feil, der alt' Marks kauft ihn und setzt seinen gleichnamigen ältern Sohn darauf. Der stirbt bald weg, kinderlos. Der Vater übernimmt den Hof wieder und macht seine Tochter Helene zur Bürin, obwohl sie noch ledig ist.

Eine ledige Hofbesitzerin ist eine Seltenheit, der Marks hatte aber seine besondere Absicht dabei. Er dachte, seine Helene, ein großes, stattliches, schönes Maidle werde eher auf den mit Schulden gesegneten Hof einen reichen Mann bekommen, als seine Buben reiche Bräute.

Auf einen geldreichen Mann ward also gefahndet für die Helene. Der Marks denkt hin und her, und seine Nachbarn auf dem Hackerjokeleshof und auf dem Benedikts-Hansehof denken mit ihm und kommen schließlich auf den — Jörgle.

Die Hausknechte in den zwei berühmtesten Herbergen von Hasle waren allzeit, talauf und talab, als Krösusse bekannt; vom Sepple wußte man es und vom Jörgle glaubte man's.

Drum als der Hofbur aus der alten Wolfe an jenem Fastenmarkt-Montag in Hasle anfuhr, hatten er und seine Helene es auf den Jörgle abgesehen. Ihn wollten sie vorab „kromen" auf dem Jahrmarkt.

„Isch des ebbe Euer Tochter?" fragte der Jörgle, als er dem Alten die Zügel der zwei Braunen abnahm und dann der Helene vom Bauernwägele herabhalf.

„Jo, des isch mi Helene," schmunzelte der Marks.

„Die hättet Ihr scho früher bringe solle," meinte der Jörgle. „So schöne Jungfere git's nit viel dohunte."

Und schön war die Helene in ihrem kurzen, buntfarbigen Mieder, Schulter und Brust mit roten Schleifen verziert; die langen Flechten hingen bis tief auf den blauen, kurzen Rock herab, der noch die schönen weißen, rotgezwickelten Wollstrümpfe sehen ließ. Aber, so wohl ihr das Lob des kleinen, hübschen, rotbackigen Jörgle auch tat, glaubte sie doch, ihm antworten zu müssen: „I dank für de Spott."

„Kei' Spott," gab der Jörgle zurück. „Ernst ist mir's, Jungfer. So wie Ihr sinn noch nit viel vor dem Kriz abg'stiege, sit ich Husknecht bin."

Indes hatte er die Pferde ausgespannt, und der Marks erfaßte noch den Moment, ehe der Jörgle im Stall verschwand, und sprach: „Wir welle nit von der Schönheit rede, Husknecht, aber mi Helene isch Kirchebüre und no ledig. Wenn Du mir a rechte Mann für sie waisch, zahl i was!" Sprach's und verschwand mit der ledigen Bürin in der Wirtsstube, vergnügt, daß der Jörgle schon angebissen hatte.

Als der Hofbur eine „Botell Achter" vor sich hatte und mit der Helene Gesundheit trank, fragte er: „Wie gefällt er Dir?" „Nit schlecht," meinte die Tochter, „er ist klein, aber fein von Ansehen."

Dem Jörgle war's nie so ins Herz gefahren, als wie da der Hofbur ihm gesagt, er suche für sein „Meidle", das schon einen Hof habe, einen Mann.

Kirchebur werden und die nette Oberwolfacherin bekommen, das schlug dem kleinen Hausknecht gewaltig in sein Flachenberger Gemüt. War ja sein Vorgänger, der Frieder, auch auf einen Hof gekommen, warum sollte nicht auch er nach dem höchsten Ideal eines armen Bauernsohnes trachten?

Sobald er einen Augenblick Zeit bekam, streckte er den Kopf zur Wirtsstube herein und schaute, wo der alte Marks mit seiner Helene sitze. Der hatte ihn aber bereits erblickt

und rief, ihm sein Glas entgegenstreckend: „Komm, Husknecht, trink a mol!“

Der Jörgli kam, tat Bescheid, trank der Helene Gesundheit zu, und sie kredenzte ihm dann auch ihr Glas. Er entschuldigte sich, daß er sich nicht ein wenig zu ihnen setzen könne, er habe zu viel Rosse im Stall, und es führen immer noch Buren an. Über Mittag gäbe es eher Zeit, und dann komme er wieder.

„Mir (wir) zwei,“ antwortete der Marks, „wölle jetz ou z'erst uf de Märkt. I will schaue, was das Vieh gilt, und 's Meidle will a sidis (seidenes) Fürtuch krome. Uf de Mittag sinn mir wieder do, derno esse mir und trinke a Extra-Botell mit Dir, Jörgle.“

„Recht so,“ erwiderte der. „Wenn i den Nummitag (Nachmittag) Zit bikomm, gang i au an Sprung uf de Märkt, derno muaß Euer Tochter au a Krom[1] von mir ha.“

„Sell het's nit nötig!“ sprach vergnügt lächelnd die Helene.

„Nötig oder nit, aber kaufe tue i ebbis (etwas), will Ihr d' schönst Jungfer sinn, die vor dem Kriz abg'stiege isch, sit i Husknecht bin,“ erwiderte der Jörgle und eilte davon.

Der Hofbur aber meinte, als er mit seiner Tochter in das Marktgewühl hineinschritt: „Den Krom, um dessentwille mir z' Märkt gange sinn, hemm'r (haben wir) scho — den Jörgle.“

Während so der alte Marks, seines Sieges froh, in sich hineinschmunzelte, weil er glaubte, den reichen Hausknecht auf den schuldenbeladenen Kirchebauernhof zu bekommen, schmunzelte im Stall auch der Jörgle in sich hinein, weil er hoffte, mit seinem wenigen Geld Hofbauer mit einer stattlichen Bürin werden zu können.

Viel Geld hatte der Jörgle verdient und verdiente es noch, aber der Champagner und andere Luxusdinge für einen Hausknecht kosteten auch Geld. Der Jörgle war nicht sparsam gewesen, wie der Sepple und der Frieder, und drum zählte

[1] Krom (von kramen, Krämer) heißt Kauf und Geschenk.

sein Vermögen kaum so viel Hunderte von Gulden, als der Hofbur und andere aus der alte Wolfe Tausende vermuteten.

So freute sich heute im stillen ein jeder der beiden Haupt-Akteure, daß einer den andern fangen werde. Die Helene kam nicht groß in Betracht; sie hätte den Jörgle auch genommen, wenn er weniger nett und fein gewesen, da bei den Bauern-Heiraten im Kinzigtal, wie ich anderswo schon erzählt, nicht das Herz und nicht die Schönheit oder ihr Gegenteil entscheiden.

Da kommt's auf den Hof und aufs Vermögen an, und die ehrlichen Bauersleute machen kein Hehl daraus. In der Stadt und bei den sogenannten „gebildeten" Leuten ist es zwar kein Haar anders, aber man heuchelt dort die Liebe als Hauptgrund.

Lassen wir heute die vielumworbene, schöne Tochter eines Millionärs bettelarm, ihren Vater bankrott werden und gar noch in Untersuchung kommen, so wird die Tochter, der tags zuvor alle jungen Männer Liebe und Treue geschworen hätten, morgen keinen einzigen mehr finden, der sie kennen will.

Es gibt Ausnahmen unter den Mannsleuten, und man findet weiße Raben unter ihnen, die auch ein blutarmes Mädchen heiraten und mit ihm ein kummervolles Leben führen — um der Liebe willen. Es ist das heldenmäßig und edelsinnig, ob's aber vernünftig ist, aus Liebe Hunger zu leiden, will ich nicht entscheiden. —

Am späten Nachmittag, da die meisten Bauern abgefahren waren und von entfernter wohnenden Landleuten der Hofbur allein noch in Erwartung des Jörgle in der Stube saß, ging dieser auf den Markt und kromte ein prächtiges, seidenes Halstuch. Es kostete zwei Kronentaler.

Dann schritt er in die Stube, wo der Marks und die Helene abseits allein an einem Tische saßen, und übergab seinen Krom mit den Worten: „Was man versprochen hat, muß man halten. Do, Jungfer, isch mi Krom, a side Halstuach, wie in der alte Wolfe kei schöneres isch."

„Aber des isch z'viel," meinte die Helene, zögernd den Krom annehmend. „I weiß nit, wo i des verdient ha. Aber i will so frech si un de Krom annehme. I sag ou vielmol vergelt's Gott."

„Aber jetz herg'sesse zu is (uns), Husknecht! Jetz kommt a Botell Zwölfer," rief der alte Hofbur.

Der Jörgle setzte sich und trank mit ihnen. Ein Wort gab das andere, und die Botelle war noch nicht leer, als die Verlobung schon fertig war. Der Jörgle hatte daran angeknüpft, daß der Hofbur einen rechten Mann suche auf den Hof seiner Tochter, und sich frisch und frei als den Rechten bezeichnet.

Freudig hatte der Alte ihm die Hand entgegengestreckt mit den Worten: „Husknecht, i wüßt kein, der mir lieber wär als Du, und mi Helene hot de Morge scho gseit: Der Jörgle tät mir ou g'falle."

So saßen bald drei Seelen und ein Gedanke beisammen am hintern Tisch im Kriz z' Hasle, und der Jörgle rief der Aufwärterin zu: „A Flasch' Champagner!" — und bald knallte der Pfropfen als Freudenschuß zur Verlobung.

Der Hofbur und die Helene hatten noch nie Champagner getrunken, und mit Andacht schlürften sie den welschen Wein, von dem der Jörgle behauptete, er sei ihm nichts Neues, er habe schon viel getrunken, trotzdem die Flasche einen Kronentaler koste. —

Spät am Abend fuhren Vater und Tochter zum Städtle hinaus, der Heimat zu, seelenvergnügt, denn es war alles in Ordnung. Die Helene hatte ihren Hauptkrom, den Jörgle, dazu ein selbstgekauftes sidenes Fürtuch und ein vom Jörgle geschenktes „kostliches" Halstuch, und der Alte hatte einen Schwiegersohn, der ein — reicher Mann war und Champagner aufwichsen konnte.

„Am nächste Sunntig kumm ich," hatte der Jörgle ihnen beim Abschied nachgerufen und so seinen Besuch in der alte Wolfe angekündigt.

„Der Faste-Märkt," sprach der Marks zur Helene, als sie

das Tal hinauffuhren, „soll mir denke, a bessers G'schäft hab i nie g'macht." —

In der Krone in Huse ward noch einmal Halt gemacht, um eine Botelle zu trinken; denn heute, meinte der Marks, rentiere sich ein kleines Rüschle schon. Sie trafen noch einige Buren, die auch z' Märkt in Hasle gewesen und beim Kronenwirt den letzten Trunk taten. Es waren lauter Untertäler, an der Grenze zum Obertal, Buren aus dem Einbach, Breitenbach und von der Frohnau.

Unter den Einbachern saß auch ihr oberstgelegener, der Kapellenbur aus dem Osterbach. Der kannte den eintretenden Obertäler, weil dieser alljährlich am Wendelinstag in den Osterbach wallfahrtete, und die St. Wendelinskapelle zu seinem Hof gehörte.

„Grüß Gott, Hofbur, sinn (seid) Ihr au z' Märkt gsi?" so begrüßte er ihn.

„Ha, bigott, des isch jo der Kapellbur," rief der Angeredete, „jetzt zahl i a Botell vom beste. Der Kapellbur geit[1] mir jedesmol ou a Chriesewasser, wenn i zum heilige Wendel komm."

„Aber hit sinn Ihr guat ufg'legt, Hofbur," meinte der Osterbacher. „Sonst sinn Ihr Obertäler kei Freund vom Schoppezahle."

„Guat ufg'legt bin i, Kapellebur, drum zahl i ou gern. I ha mim Meidle do ou a Hochzitter kromet, und der freit mi" — entgegnete der schon angeheiterte Hofbur.

Er hatte mit seiner Helene indes Platz genommen bei den andern Bauern, die nun alle staunten, daß man auf dem Fasten-Märkt in Hasle auch Hochzeiter kromen könne. Und der alte Marks machte aus seinem Herzen keine Mördergrube

[1] Die obern Kinzigtäler sind an der schwäbischen Grenze, drum ist ihr alemannischer Dialekt schon „schwäbelnd". Sie sagen geit statt dem alemannischen git (gibt) und ou statt au (auch). Sie sagen auch Meidle statt Maidle.

und nannte seinen Kollegen den Jörgle als den zukünftigen Kirchenbur von Oberwolfe.

„Des isch meh als a Botell wert," meinte der Jorchenbur aus dem Einbach, „der Jörgle isch a netter, adliger[1] Mensch, und Geld muß er, seim G'schäft no, ha, wie Heu."

„Jo, dem gäb jeder Bur in unserm Tal si Maidle," ergänzte der Gorisbur aus dem Gechbach.

„Wenn's deweg isch," rief freudig der Hofbur, „und Ihr Untertäler den Jörgle so lobt, so freit's mi doppelt. Kronewirt, jetzt Wi her, so vil der Tisch treit (trägt)!"

Der Nachtwächter in Huse hatte schon längst an der Krone gerufen:

Höret, was i Eu will sage,
D' Glock' het zehni g'schlage,
Wohl über die zehni.
Lobet Gott und Maria — .

als die Buren sich trennten, nachdem sie mehr als eine Maß aufs Glück der Helene getrunken hatten. Und es ging Mitternacht zu, als der Marks mit seinem Meidle über die „Hofbruck" von Oberwolfe fuhr und heimkam. —

Am Sonntag drauf erschien der Jörgle mit des Kreuzwirts „Scheßle" zu Besuch in der alte Wolfe, um seine zukünftige Residenz als Kirchebur zu inspizieren und die Sache völlig zum Abschluß zu bringen.

Er ließ dabei einen großen, ledernen Geldbeutel sehen, gefüllt mit Kronentalern und Napoleons, verschwieg aber wohlweislich, daß er sein ganzes Vermögen enthalte, und tat, als ob das nur so eine Art Taschengeld wäre.

Das Hofgut kam ihm etwas „häldig" (bergig) vor, aber die Liebe zur schönen Helene und die Aussicht, ein Bur zu werden, ebnete dem kleinen Leichtfuß vom Flachenberg die steilen Halden des zukünftigen Hofes, den ihm der alte Marks so glänzend und so schuldenlos als möglich schilderte.

---

[1] freundlicher.

Dem Jörgle aber waren die Schulden, die man ihm gebeichtet, stark genug, und da er nicht so viele Hunderte hatte, als er Tausende gebraucht hätte, um den Hof frei zu machen, so schlug er vor, das Heiraten zu verschieben, bis er auf seiner Hausknechts-Pfründe noch mehr Geld gemacht hätte. Indes sollte der zukünftige Schwiegervater mit der Helene „fortburen", auch auf dem zweiten Hof.

Was tut man nicht, um schließlich den reichen Jörgle zu bekommen? Und so gingen die guten Leute darauf ein, und auch die zwei Söhne des Marks, der Roman und der David, blieben als Knechte daheim, bis der Krösus von Hasle seinen Einzug gehalten hätte.

Von jetzt ab fuhr die Helene, vom Roman kutschiert, recht oft auf die Märkte nach Hasle, um ihren Jörgle zu besuchen, der nicht wenig stolz war auf seine Braut, die jeweils zweispännig vorfuhr, was nur die größeren Buren im Kinzigtal sich leisten können.

Er gastierte den Besuch immer aufs nobelste, ließ aber auch sich unter der Zeit nichts abgehen, so daß der Reichtum sich nicht mehren wollte.

Immer mehr aber kam ihm der Gedanke, er hätte es als Hausknecht besser, denn als Bur an den Berghalden von Oberwolfe, und so pressierte es ihm gar nicht mit dem Heiraten.

Jahre und Tage vergingen, die Helene hatte getreu ausgeharrt und dem Jörgle indes alles geopfert, selbst ihre Ehre — und der Jörgle wollte trotzdem immer noch nicht Kirchebur werden.

Da, eines Tages, an dem er über den Durst getrunken, verweigerte er dem Befehl seines Herrn, des jungen Kreuzwirts — der alte war indes gestorben —, eines energischen Mannes, in offener Wirtsstube den Gehorsam und hängte dem Chef „das Maul an". Augenblicklich erhielt er seine Entlassung, und jetzt ward Hochzeit gemacht — am Tage vor St. Johann zur Sonnenwende des Jahres 1857.

Hell klangen die Glocken und die lustigen Weisen der

Spielleute ins Tal, da der stattliche Hochzeitszug in der alte Wolfe zur Kirche schritt, und in der „Linde" waren die Buren und die Bürinnen und die Völker des ganzen Wolftals versammelt zum „Hosig", denn des Hofburen Helene hielt ja Hochzeit mit dem „riche Jörgle, dem Husknecht vom Kriz in Hasle".

Doch der Wahn des Reichtums war kurz. Bald stellte sich heraus, daß der vermeintliche Krösus nur 500 Gulden und ein Rößlein in die alte Wolfe gebracht habe, und auf der andern Seite erfuhr der Jörgle zum Trost für seine Armut, daß mehr Schulden da seien, als man ihm gesagt.

Wenn zwei einander hinters Licht geführt haben, so gibt's, wenn's an den Tag kommt, in der Regel keine Händel, weil jeder sich schuldig fühlt. Und so hätte auch die gegenseitige Enttäuschung zwischen dem alten Hofbur und dem neuen Kirchebur keine Feindschaft bringen sollen. Aber der Jörgle verzieh dem alten Marks nicht, daß er ihm Schulden verheimlicht hatte, und ward dem Manne mehr und mehr gram.

Einstweilen spielte er den Hofbur nach außen mit Macht. Er fuhr zweispännig mit seinem schönen Weib nach Hasle und zeigte den Haslachern, daß er ein rechter Bur sei. Diese Fahrten waren ihm das liebste Geschäft. Die Arbeiten auf dem Felde, an den steilen Halden, das Ackern und Fahren mit schwerwandelnden Stieren waren dem alten Hausknecht ungewohnt und reizten bald seinen Mißmut.

Gewohnt, Pferde ein- und auszuspannen und zwischenhinein sich von den Bauern und den Fuhrknechten und Kutschern einen Schoppen zahlen zu lassen, konnte er sich nicht finden in die harte Arbeit eines Bergburen.

Zornig über solch ein Dasein, ging der junge Kirchebur öfters hinüber in die Linde und vertrank seinen Unmut. Noch zorniger kam er dann heim und überhäufte das arme Weib, welches der unschuldigste Teil an Jörgles Unglück war — mit Schmähungen, Drohungen und Schlägen.

Oft mußte die Helene, wenn er nachts betrunken heimkam, sich flüchten. Ging sie aber hinüber zum Vater, so war der Teufel erst recht los beim Jörgle, denn in dem alten Marks sah er den Urheber seiner schuldenbeladenen Burschaft, ohne zu bedenken, daß er selber diesen auch getäuscht hatte.

Manchmal übernachtete die schöne Helene, von dem feinen Jörgle aus dem Haus getrieben, im Freien und saß weinend auf dem Kirchhof drüben auf dem Grabe ihrer 1854 verstorbenen Mutter.

Es gibt kein unglücklicheres Wesen als ein derart unglückliches Weib, das in die Hände eines rohen Mannes gefallen ist. Die wenigsten Menschen haben einen Begriff, was solch ein Weib duldet und zu dulden vermag. Es muß im weiblichen Gemüt noch etwas stecken von der Gewohnheit der Frauen des Heidentums, rechtlos mißhandelt zu werden, sonst wäre es nicht erklärlich, wie viel Frauen zu dulden und zu tragen vermögen.

Das weibliche Geschlecht ist — und das muß man ihm zur Ehre anrechnen — im Unglück weit starkmütiger und deshalb größer als das männliche.

Aber auch in der ganzen menschlichen Gesellschaft steckt noch was von jener altheidnischen Härte gegen das Weib. Niemand will sich recht um eine unglückliche, mißhandelte Frau annehmen; überall, wohin sie sich flüchtet von ihrem brutalen Tyrannen weg, sei es zu den Eltern, zu Verwandten oder Bekannten, ist sie unwillkommen. Alle raten ihr, zu dem Unmenschen zurückzukehren, oder kleiden ihren Trost noch in die Worte ein: „Warum hast du ihn genommen!“

Daß die Männerwelt aber überhaupt so schlimm urteilt über das weibliche Geschlecht und man alles Böse den Frauen in die Schuhe schiebt, alle menschlichen Fehler ihnen auflastet und sie so hart behandelt, hängt zweifellos mit der in den religiösen Sagen aller Völker des Altertums wiederkehrenden

Anschauung zusammen, daß alles Übel vom Weibe komme. Es ist dies die Urtradition vom Sündenfall, den Eva verschuldete und durch den sie alles Elend über die Menschenkinder brachte. Wir finden unsere Eva, nur mit andern Namen, fast bei allen Völkern der alten Welt als Mutter aller Sünden und alles Übels.

Höchst merkwürdig und sicher mit der Hauptverschuldung des Weibes am Sündenfall der ersten Menschen zusammenhängend ist es, daß man in tausend Unglücksfällen, mögen sie sich in der Geschichte der Völker oder im Leben des Einzelnen ereignen, die Lösung des Rätsels und den Grund des Elends finden kann, wenn man der Frage nachgeht: „Wo ist die Frau?"

Nach dem ersten Sündenfall rief Gott, der Herr: „Adam, wo bist du?" Zur Rechenschaft gezogen, gab Adam seine Verführerin an, und seitdem können wir in gar vielen Fällen direkt fragen: „Eva, wo bist du?" —

Bei unserm Jörgle trifft diese Tatsache ausnahmsweise nicht zu. Ihm ward, jung Oberknecht im Kreuz geworden, seine gute Stellung im Leben sein Verderben. Er wurde wohllebig und hochmütig. In der alten Wolfe war er ein verschuldeter Bur und sollte hart arbeiten, was er nicht gewohnt war.

Es ging kein Jahr ins Land seit der Hochzeit, und schon herrschte „ins Kirchebure" in Oberwolfe die Hölle. Der Jörgle war ein Trinker geworden, und da die Helene nirgends Trost fand unter den Menschen, nahm auch sie in den Stunden der Verzweiflung ihre Zuflucht zum Glase. Streit und Händel und Flucht des Weibes waren bald an der Tagesordnung. Ein Stück Vieh um das andere wurde verkauft und verschwand aus dem Stall, und das Erträgnis des schlecht bebauten Hofes wurde immer geringer. So stand der Jörgle schon am Abgrund, als ein Ereignis eintrat, das ihn rasch vollends hineinstürzte.

6.

Ins Haase-Becke z' Wolfe wohnte in jenen Tagen die „latinisch Büre". Sie hieß mit dem Vornamen Monika, war auf dem Hofburenhof in der alte Wolfe daheim und eine leibliche Schwester der Frau des alten Marks, der Mutter der Helene.

Ein Wolfacher Patrizier hatte einen Sohn, der einige Zeit studiert hatte, aber aus Mangel an Talent wieder davon absehen mußte: Da er zur Erlernung eines Handwerks zu alt war, kaufte ihm sein Vater einen Bauernhof, „den Lindenhof" oberhalb Wolfe, und weil er auch vom Burenwesen nichts verstand, suchte man ihm eine tüchtige Burentochter zur Frau. Er fand sie in des Hofburen Monika.

Der ehemalige Student erhielt vom Volke den Namen der „latinisch Bur", und seine Monika wurde die „latinisch Büre" genannt bis zu ihrem Tode.

Als Witwe hatte sie sich in ihren alten Tagen nach Wolfe verzogen, während ihre Kinder in aller Welt zerstreut lebten.

Ein Sohn amtete als Bäcker in Elzach, dem Nachbarstädtchen von Hasle. Den wollte die Monika am Michelsmarkt 1859 besuchen. Sie wählte den Markttag in Hasle, um im Durchgehen auch diesen besucht zu haben, ehe sie über den Berg stieg, Elze zu.

Sie ging in der Frühe gen Hasle. Je weiter sie ins Tal hinabkam, um so größer wurde die Gesellschaft, weil von allen Seiten her Landleute dem Jahrmarkt zueilten. Oberhalb Husen traf sie noch den Jörgle. Er führte ein Rind, das nicht laufen wollte, mit sich, und so hatte sie ihn eingeholt. Er war vor Tag schon von daheim abgerückt, um das Stück Vieh zeitig zum Verkauf auf den Markt zu bringen und wieder ein Stück Geld zu bekommen.

Die latinisch Büre kannte die traurigen Verhältnisse auf dem Kircheburenhof längst. Sie nahm als Base der Helene Anteil an deren Unglück und war dem Jörgle abhold wegen

seiner Härte gegen ihre Nichte. Doch grüßte sie ihn heute, wo rechts und links andere Leute auf der Straße dahingingen, freundlich.

„Guate Morge, Kirchebur,“ sprach sie, „wennt (wollt) Ihr ou z' Märkt fahre?“

„Jo, aber der Kaib von Stier will nit laufe, i komm nit vom Platz un ha scho meh g'flucht den Morge, als recht ist,“ gab der Bur zurück.

„I will Eu helfe tribe,“ erwiderte die latinisch Büre, „gennt (gebt) mir Euer Stock, Bur.“

Jetzt ging's. Der Jörgle zog den jungen Stier vorn am Strick, und die Monika sprach ihm von hinten mit des Buren Stock zu. Unterwegs erzählte sie ihm, daß sie nach Elze wolle, ihren Sohn zu besuchen, dort übernachte und am andern Tag wieder heimkehre. Vielleicht treffe sie aber den Sohn auch auf dem Markt, dann gehe sie heute wieder Wolfe zu.

So kam es. Der Bäcker von Elze war auf dem Fruchtmarkt in Hasle, wo damals noch alle Bäcker des obern Elztals einkauften — und widmete sich seiner Mutter, sobald sein Einkauf beendigt war. Auf dem Markt mit ihr umhergehend, trafen sie vor Mittag schon den Jörgle wieder. Er hatte seinen Stier glücklich verkauft, war guter Dinge und fühlte den Unterschied von einst und jetzt nicht. Vor einem Jahr noch war er zweispännig zu Markt gefahren, und ein Knecht hatte das Vieh getrieben; jetzt war er selber Viehtreiber geworden und konnte nicht einmal mehr einspännig fahren.

Die latinisch Büre und Bas teilte ihm mit, daß sie heute wieder heimkehre und bot sich dem Jörgle als Begleiterin an.

„Jo gern,“ meinte der, „i zahl au noch a Schoppe fürs Tribe vom Stier. Aber vor Obe (Abend) reise wir nit ab.“

„'s isch rächt so,“ antwortete die Bas, „i begleit mei Su (Sohn) no a Stück Wegs Elze zuo, derno komm i gege Obe ins Kriz. I kauf ou no a paar Läbkueche für d' Helene und fürs Büable, für de Toni.“

Auf dem Markt wogte nun der Jörgle mit der Menge hin und her, bald da, bald dort, wie andere auch, in eine Wirtschaft eintretend zum Essen und Trinken.

Gegen Abend erschien, wie verabredet, die latinisch Büre im Kreuz und suchte den Kirchebur. Sie hatte ihn unter den Gästen in der großen Wirtsstube bald gefunden, denn es war nimmer so voll wie am Mittag und Nachmittag.

Er saß bei einigen Buren aus dem Mühlenbach, seiner Heimatgemeinde, und rief, als er die Base seiner Frau erblickte, ihr zu: „Jetzt isch grad rächt, daß Ihr kommt, i hätt' sonst anfange spiele mit dene (diesen) Bure, aber 's isch besser, i gang mit — Euch, unser Weg isch witer, als der für die Mühlebacher."

Die Monika sah, daß der Jörgle schon etwas „hoch" hatte und es Zeit sei, ihn fortzubringen. Sie setzte sich deshalb nicht, wie er wünschte, zu den Buren, sie trank bloß „Bescheid" mit ihnen und sprach freundlich zum Jörgle: „Kommet jetz, Kirchebur, wir welle uns uf de Weg mache, 's isch Zit und der Weg wit und zum Fahre geit's kei G'legenheit meh, die Oberländer Bure sinn scho fort. Wir könnet in Huse no a Schoppe trinke."

Und der Jörgle erhob sich und ging mit — ihr zum Verderben. —

Die Sonne war schon hinter der Ruine Geroldseck hinabgesunken, ihre letzten Strahlen vergüldeten noch den heiligen Michael auf dem uralten Kirchlein des Bergdörfchens Weiler, als, diesem gegenüber, der Kirchebur und die latinisch Büre am Haslacher Wald hinauf wanderten. Die Monika hatte was auf dem Herzen, aber sie war bisher nie allein gewesen auf der breiten Heerstraße, die heute noch allerlei verspätete Jahrmarktsgäste über sich ergehen ließ.

Hier marschierten noch Knechte und Mägde und Taglöhner aus dem Adlersbach, dem Sulzbach, dem Einbach, die zu Fuß heimgingen, dort trafen sie einen Krämer, seine Kiste auf dem Rücken, oder einen Sohn Israels, eine Kuh

oder eine Geiß am Strick — alle von Hasle kommend und von Kauf und Verkauf redend.

Je mehr sie gen Husen und oberhalb des Städtchens kamen, um so einsamer wurde die Straße; die latinisch Büre hatte jetzt nur noch einige Mühe, den Jörgle, der nach wohl einstündigem Marsche wieder Durst hatte, an den Wirtshäusern vorbeizulotsen, in denen Buren saßen, die von Hasle her Schlußstation machten — im Hirschen und in der Krone.

Es gelang ihr, indem sie das am Ende des Städtchens gelegene, kleine Wirtshäuschen „zur Eiche", in dem auch ich in jenen Tagen manchen Trunk Hornberger Bieres getan, als Einkehr vorschlug.

Hier bezahlte der Jörgle auch der latinischen Büre den am Morgen verdienten Schoppen, und friedlich zogen sie nach einer guten halben Stunde des Weges weiter, dem Städtchen Wolfach zu.

Es war indes dunkel geworden. Gleichwohl schlug die Monika den Fußweg ein, der von der Landstraße ab, aber früher als diese zur Hagenbucher Kinzigbrücke führt. Neben dem Fußweg her zieht ein Kanal, der das Rad des Hammerwerks von Husen speiste.

Jetzt war die Stunde gekommen, in der die Base ihrem Herzen Luft machen konnte. In ruhiger, wohlmeinender Art fing sie an, dem Jörgle zu predigen, hielt ihm seinen Lebenswandel und seine Roheit gegen die Helene vor, und wie er dem Bettelstab entgegengehe, wenn er kein ander Leben beginne.

Mit steigendem Zorn hörte der Kirchebur die Strafpredigt der latinischen Büre an. Heftig widersprach er, „es gehe sie nichts an, von einem alten Weib lasse er sich nichts sagen, und wenn Haus und Hof zugrunde gingen, sei das seine Sache. Er sei ihr nichts schuldig."

„Aber ich bin die Base Deiner Frau," erwiderte nachdrücklich die Monika, die auch nicht zu den „Verschrockenen" gehörte, „und ich hab' ein Recht, etwas zu sagen, wenn ich sehe, daß meiner Schwester Kind an Leib und Seel' zugrund geht."

„Nichts hast Du zu sagen, altes Luder!“ rief jetzt der Bur — und griff nach der Frau. Es entstand ein Kampf mit ungleichen Kräften. Das noch rüstige Weib wehrte sich, so gut es ging, erlag aber bald dem Angreifer, der kaum einige Jahre über dreißig zählte.

Ringsum kein menschlich Wesen, das der um Hilfe Rufenden hätte beistehen können. Mitleidslos eilten die Wasser des Kanals gurgelnd an den Ringenden vorbei, dem Hammerwerk zu. In der Ferne leuchteten vom andern Kinzigufer von der Berghalde herab die Lichter im Basilishof und im Simeshof, aber ihre Strahlen reichten nicht bis zu der Stelle, auf der ein armes Weib ums Leben kämpfte. — — —

Gegen zehn Uhr passierte der Jörgle allein das Städtchen Wolfe und eilte, ohne Aufenthalt, weiter seinem Hofe zu. Die Helene war noch auf, sie wollte warten, bis er heimkäme vom Markt; vielleicht müßte sie sich dann wieder flüchten, und angekleidet ist die Flucht leichter, als wenn man schon zur Ruhe gegangen.

Der Jörgle ist aber heute zahm. Ängstlich und verschüchtert und tropfnaß kommt er heim und spricht: „Wib, Du bist unglücklich samt Deinem Kind. Es ist mir was passiert.“

Erschrocken fragte die Helene, was ihm passiert sei. Nach langem Plagen und Fragen sprach er: „D' Bas Monika isch mir ins Wasser g'falle, und ich hab' sie nimme rusziehe könne.“

Mehr, wie und wo — konnte sein Weib, in dem eine schreckliche Ahnung aufstieg, nicht aus ihm herausbringen; er legte sich in sein Bett und schwieg beharrlich.

Die Helene getraute sich nicht am Abend noch das Haus zu verlassen und verlebte, wie schon so oft, eine lange, bange Nacht.

Am andern Morgen sah sie in aller Früh ihren Bruder Roman in der Nähe auf dem Felde arbeiten. Sie schleicht, vom Jörgle ungesehen, zu ihm hinüber und erzählt ihm, was vorgegangen. Er solle, bat sie, gleich nach Wolfe laufen und nach der Bas schauen.

Dem Roman pressiert's nicht. Er bleibt an der Arbeit bis Mittag, und über dem Mittagessen berichtet er daheim, was die Helene ihm erzählt. Der Vater Marks nimmt's ernster. Er schickt seinen Jüngsten, den David, nach Wolfe. Sei die Bas nit heimgekommen, so beauftragt er ihn weiter, solle er dem Gendarmen Anzeige machen.

Schon vor Mittag hatte man drunten am Kanal bei Husen, an einem Weidenstock hängend, die Leiche einer alten Frau gefunden; unweit davon im Wiesfeld lagen ihre Kappe und ihre Strohtasche mit dem Jahrmarktskram, daneben Stücke einer Tabakspfeife. Die Stelle, wo die Sachen lagen, zeigte überall Spuren, daß da zwei „geburschtet"[1] hatten.

Ehe es Abend geworden, saß der Jörgle unter dem Verdacht, die latinisch Büre in den Kanal geworfen zu haben, im Gefängnis zu Wolfe, und die Helene und ihr Kind waren unglücklich, unglücklicher als zuvor.

Im Verhör verwickelte er sich in Widersprüche. Er habe, so gab er an, die Bas verlassen, als sie den Fußweg eingeschlagen, und sei auf der Landstraße allein weitergegangen. Dagegen sprachen aber der „verburschtete" Platz und die Stücke der Tabakspfeife, welche ganz genau zu den Stücken paßten, die der Amtsrichter Feyerlin von Wolfe auf dem Misthaufen des Kircheburen fand. Daß dieser, trotzdem die Monika nicht mit ihm nach Wolfe kam, keine Anzeige gemacht hatte, bestärkte weiter den Verdacht gegen ihn.

Aber desungeachtet leugnete der Jörgle standhaft. 160 Tage lang saß er in den Gefängnissen zu Wolfe und Hornberg in Untersuchungshaft, aber auch diese brachte ihn zu keinem Geständnis.

Oft wanderte sein braves, unglückliches Weib den weiten Weg nach Hornberg, um nach ihm zu sehen, ihm etwas zum Essen oder Trinken zu bringen, und oft saßen beide in der düstern Zelle bald weinend, bald versteinert im Unglück.

---

[1] ringen, wie Burschen es tun.

Endlich wurde die Untersuchung wegen Mangels überführender Beweise eingestellt und der Jörgle auf freien Fuß gesetzt.

Der in Freiheit gesetzte war aber jetzt ein armer, gebrochener Mann. Er mußte seinen Hof verkaufen, und es blieb ihm nur das dazu gehörige Taglöhnergütle im Fronbach. Dorthin zog er mit Weib und Kind. Aber alles wich ihm aus, scheu betrachteten ihn die Leute, wo immer er sich blicken ließ. Das ertrug er nicht in die Länge.

Er nahm nach Jahr und Tag Weib und Kind mit sich fort und gewann es über sich, hinab zu ziehen nach Hasle, der Stätte seines Stolzes und seines Ansehens, um bei den Bürgern, die ihn nicht nur um seines Einkommens willen beneidet, sondern auch wegen seines Einflusses einst respektiert hatten, als Taglöhner zu arbeiten. Ein hartes Brot für einen ehemaligen Großwesir im Kreuz.

Abermals ging ein Jahr vorüber. Das Elend nahm nicht ab. Die Helene wurde krank. Krank und arm sein ist dreifaches Unglück. Es zog sie heim ins Vaterhaus. Sie nahm ihr Kind und ging zum Vater und zu den Brüdern, die sie gerne aufnahmen. Aus der großen, starken, schönen Helene war eine lebendige Leiche geworden, die Schwindsucht nagte an ihrem jungen Leben.

Wieder ist ein Jahr vergangen, seitdem sie zum Vater heimgekehrt, und es war Herbst geworden in diesem Jahre — es ist das von 1862 und der 20. Oktober —, die Leute in Oberwolfe waren wallfahrten gegangen in den Osterbach zum hl. Wendelin, dessen Namenstag die Kirche an diesem Tage feiert. Die Helene saß allein auf der Ofenbank, bei ihr der Bruder David.

Draußen am Fronbach hinauf und drüben im Frauenwald waren die Buchen gelb geworden, die Erlen an der Wolf hin hatten ihr Laub in die eilenden Wasser fallen lassen, die Meisen sangen in der „Bünd"[1] ihr herbstliches „Zit isch

[1] Die nächsten Felder um einen Hof, gewöhnlich eingehegt, heißen die Bünd.

do, Zit isch do". Die Kranke hörte diesen Ruf, sie sah hinaus durch die kleinen Schiebfenster in die sterbende Natur und meinte, auch für sie sei die Zeit gekommen.

„Wenn i nur den Pfarr hätt'," sprach sie zum David. „Den kann ich dir holen," entgegnete der Bruder. „Es ist ja heut Wendelstag, ein halber Festtag, da hab' ich Zit dazu."

Der David zog ein anderes Häs an und holte den Pfarrer von Oberwolfe, der ganz in der Nähe wohnte. Der kam und versah die Helene mit den Sterbsakramenten der katholischen Kirche.

Am andern Tag war die Helene eine ganze Leiche. Ihr letzter Gedanke und ihr letztes Wort galten ihrem Kinde: „David," sprach sie, „verstoß mir den Toni nit!" —

7.

Von Hasle herauf kam zwei Tage später zur Beerdigung der Helene ein blasser, verstörter Mann und ging weinend, den Toni an der Hand, hinter dem Sarge her. Es war der Jörgle.

Und als er vom Grabe weg der Kirche zuschritt, hörte er vor sich zwei Frauen sagen: „Die könnt no lebe und glücklich si uf dem Hof dort drübe, wenn si nit den leichtsinnige, versoffene Husknecht — den Mörder der Monika, g'nomme hätt'."

Der Boden brannte dem Jörgle unter den Füßen in der alte Wolfe, und sobald er konnte, ging er wieder talab, Hasle zu.

Es wurde immer trüber und düsterer um den Unglücklichen. Der Winter kam, die Arbeit ließ nach, und der Jörgle sah, daß er sich und andern eine Last war. Sein Leben war verfehlt und blieb verfehlt.

In den ersten Tagen des kommenden Jahres 1863 ging er durch eigene Hand aus dem Leben, erst dreißig und sechs Jahre alt.

Arme Selbstmörder kamen damals von weither nach

Freiburg in die Anatomie. Auch der stolze Jörgle sollte, da niemand für ihn die Leichenkosten bezahlen wollte, dorthin transportiert werden. Schon war die Transportkiste fertig. Da gelang es den Bemühungen und Opfern eines Bruders des Toten, es zu verhindern und ihm ein „ehrlich Begräbnis" zu sichern.

Hinter seinem Sarge her schritten, im Tode alles vergessend, in edler Art der Vater und die Brüder der Helene. —

Solchen Geschickes wurde der Jörgle teilhaftig, der in meiner Knabenzeit stolz und heiter und zuversichtlich in die Zukunft schaute, und dem damals in Hasle alles ein ander Los vorhergesagt hätte, als das, so sein Teil geworden.

Selbstmord ist unter dem Bauernblut selten. Dieses Unglück kommt nach meiner Ansicht stets von zerrütteten, kranken Nerven. Ein normaler Mensch verübt keinen Selbstmord; er schreckt davor zurück. Drum kann ich es nicht leiden, wenn man einen unglücklichen Menschen, der Hand an sich gelegt, verurteilt. Ich kann es um so weniger leiden, als ich aus eigener Erfahrung weiß, welche Gedanken kranke Nerven hervorbringen können.

Kranke Nerven sind entweder angeerbt oder selbstverschuldet. Doch ist bei dieser Selbstverschuldung allzeit auch ein Stück erblicher Anlage im Spiel. Es können zwei Menschen die gleichen nervenzerrüttenden Passionen haben, der eine hält's aus, der andere wird nervenkrank und zum Selbstmörder.

Unsere Kultur ist aber in den allermeisten Fällen die Mutter alles Nervenelends. Sie verzärtelt, verweichlicht die Leiber, jagt und hetzt die Seelen und Geister, bekämpft Religion und Sitte, schafft immer neue Nervenreize und Genüsse und erschwert auf der andern Seite mehr und mehr das Dasein, d. h. sie verschärft den Kampf ums Dasein und treibt so die Menschen in immer größere Hast und Arbeit und in vermehrte Not und Sorge hinein.

Je weiter der Mensch von der Kultur und ihren soge-

nannten Segnungen, die aber mehr Schädigungen sind, entfernt ist, um so weniger wird er an kranken Nerven leiden und um so seltener werden Selbstmorde sein. Drum ist bis heute unter dem Bauernvolk die Selbstmordmanie bei weitem nicht so häufig, wie bei dem Kulturvolk der Städte.

Die letzten Zeiten einer Kulturperiode, d. h. da, wo die Kultur bei einem Volk ihren Höhepunkt erreicht und alle Lebensgenüsse in ihm wachgerufen hat — zeichnen sich stets aus durch Selbstmorde in großem Styl. So die letzten Zeiten des römischen Reiches. Wie sehr unsere Zeit am Ende ihres Lateins ist, kann man, außer an vielen andern Dingen, auch an der ungeheuren Häufung der Selbstmorde erkennen. —

Wie weit die eigene Schuld bei dem unglücklichen Jörgle ging, wer weiß das. Er war von der Kultur beleckt, er kannte den Champagner, war ein Trinker und von Natur aus ein hitziger, d. i. nervös aufgeregter Mensch, litt also auch unter erblicher Belastung. Sein Vater, der bei einem Blitzschlag in der Angst statt ins Freie in den Keller floh, war sicher schon kein nervenstarker Mann.

Jedenfalls wollen wir über den Kirchebur von Oberwolfe und seine Taten und sein Ende kein Urteil fällen. Es steht das einem andern zu. —

Merkwürdigerweise wurde zwei Jahre nach der latinischen Büre eine Schwester derselben ebenfalls tot im Wasser gefunden.

Sie hatte einen Bäcker namens Bivell geheiratet, der ein einsames „Bierhus" besaß an der Landstraße ob der alten Wolfe. Er war ein armer Mann und starb „im großen Sterbet" anno 1854, wo von der „Ruhr" einzelne Familien bis auf die letzte Seele vertilgt worden waren.

Oft hatte der Mann im Leben gesagt, er sterbe einmal zusammen mit der Hofbüre, seiner Schwägerin, der Frau des alten Marks. Und richtig im eben genannten Sterbjahre schieden beide am gleichen Tag an der gleichen Krankheit aus dem Leben.

Des Bäckers Weib zog nach Wolfe und ihre Kinder nach Amerika. Die Mutter fristete ihr Leben mit Beten, indem sie für andere wallfahrtete, und mit dem, was ihr aus Amerika von den Kindern zukam.

Alte Leute erzählen heute noch von ihr, sie habe einmal eine Unwahrheit mit dem Schwure bekräftigt: „Wenn's nit wahr ist, sollen mir alle Haare ausgehen." Richtig wurde die alte „Bivelle" nach Jahr und Tag ganz kahlköpfig. Fortan verband sie ihren Kopf unter der Spitzenkappe mit einem Tuch und stellte sich in den hintersten Stuhl in der Kirche, damit niemand, hinter ihr stehend, ihre völlige Kahlheit bemerken sollte.

Es ist dem Volke eigen, gerne an Gottesgerichte zu glauben. Und drum haben die Kinzigtäler auch dem armen Bäckersweib seine Kahlköpfigkeit als ein solches ausgelegt. Es ist dies ein schöner Zug im Volksglauben, der zwar manchmal an Aberglauben grenzen mag, immerhin aber ein Zeugnis gibt vom unwandelbaren Festhalten im Glauben an eine strafende Gerechtigkeit — und unendlich mehr wert ist für die menschliche Gesellschaft, als die bei solchen Anlässen üblichen Redensarten vom Zufall und vom Naturgesetz.

Wenn übrigens allen weiblichen Wesen, die schon gelogen und ihre Lüge als wahr bekräftigt haben, alle Haare ausgehen müßten, gäbe es im ganzen deutschen Reiche nur weibliche Kahlköpfe, und unsere Friseure, die ohnehin nicht genug falsche Haare für „Damen" aufbringen können, kämen in Verzweiflung.

Doch muß man billig sein gegen die Damenwelt in Sachen der falschen Haare. Die Männer haben hierin ein Privilegium den Weibern voraus, ihnen nimmt man einen Kahlkopf nicht übel, ja er ziert noch manchen Mann und macht ihn geistreich, während Frauen mit sichtbarer Kopfhaut der Welt ein wahrer Greuel sind.

Nur das begreife ich nicht, daß, wie mir einmal ein Haarkünstler erzählte, Damen, die noch Haarschmuck haben, extra

sich mit falschen „Simpelfransen" schmücken. Die meisten Weiber schauen ja ohnedies geistlos genug in die Welt. Wozu also noch Simpelfransen? —

Mit Schrecken bemerke ich, daß mir das Wort Weiber wieder entschlüpft ist, welches meine freundlichen Leserinnen mir schon so oft untersagt haben, weil es so ordinär sei.

Ich hab' mich schon einmal wegen dieses Wortes verteidigt, diesmal will ich es aber mit Glanz tun. Hören wir zunächst einen der berühmtesten Minnesänger.

Diese Minnesänger haben bekanntlich nichts gesungen als das Lob der Frauen, die im 12. und 13. Jahrhundert Ausbünde von Tugend und Schönheit gewesen sein müssen. Der berühmtesten dieser Frauenlober einer, Walter von der Vogelweide, meint nun:

Weib müssen Weiber stets als höchsten Namen nehmen,
Mehr ehrt's als Frau.
Weib zu heißen alle krönet.

Die Leserinnen werden mich auf diesen Ausspruch hin für einen Minnesänger und es für eine Ehre halten, wenn ich von Weibern rede.

Ich habe aber noch eine Autorität für mich, welche über allen Minnesängern steht, die katholische Kirche. Sie grüßt die vornehmste und reinste Frauengestalt als die „Gebenedeite unter den Weibern". Zum Glück für diese Redeweise beten das Ave Maria bald nur noch die Bauernweiber und hält unsere akademisch gebildete Weiberwelt das Beten für unnötig, sonst würde die seligste Jungfrau in „bessern Kreisen" sicher gegrüßt werden als die Gebenedeite „unter den Damen".

Endlich hat die höchste Würde auf Erden, der Sohn Gottes, seiner Mutter selbst wiederholt den Namen „Weib" gegeben, es muß also dieses Wort auch in den Augen Gottes ein hoher Ehrenname sein.

Haben unsere Damen auch schon ernstlich darüber nachgedacht, was Dame (dama) heißt? Es heißt Geiße und ist

sicher viel ordinärer als das Wort „Weib“, das offenbar von „weben“ kommt, und der Minnesänger Walter hat deshalb die Weiber seiner Zeit so gelobt, weil sie, selbst die Edelfrauen auf den Burgen, nicht nur für sich, sondern auch für alle Mannsvölker die Kleider eigenhändig gewoben haben.

Das hat mehr Sinn, als die Schillersche Redensart von „den Rosen, welche die Frauen ins irdische Leben weben“. Ja, wenn die Dornen nicht wären, welche diese Rosenweberei so oft unterbrechen! —

Ich sehe die Zeit kommen, wo das Wort Weib ganz untergehen wird und auch die Wibervölker auf dem Lande als Damen, Frauen und Fräulein traktiert sein wollen. Hab' ich doch dieser Tage schon den Brief eines Bauern — leider aus meinem Kinzigtal — gelesen, den er sich offenbar von einem in der modernen Volksschule gebildeten, jungen Bauern hat schreiben lassen, und worin er von seinem Weib spricht als von „seiner Frau Gemahlin“.

Mich hat fast der Schlag getroffen bei dieser Entdeckung, und ruhiger hätt' ich die Kunde angehört, ein Wolf habe dem Bauer und seiner Gemahlin die Schafe und die Hühner gefressen, als so was gelesen.

Aber das hat mit ihrem Singen die moderne Schulweisheit getan, auf die ich noch in einem andern Kapitel zu reden komme. —

Und nun wieder zur alten Vivelle, die mit ihrem Haarschwur diesen langen „Schlenkerer“ wachgerufen hat.

Eines Tages war sie nach St. Roman, einem benachbarten Gebirgsdorf, gegangen, um dort für jemand, der diesen Gang ihr bezahlte, eine „Wallfahrt zu verrichten“.

Auf dem ganzen Schwarzwald und wohl auch in andern katholischen Gegenden gibt es Leute, die gewerbsmäßig für andere wallfahrten.

Da hat ein Bur oder eine Bürin im Kinzigtal in einem Anliegen, sei es daß ein Kind krank oder an einem Stück Vieh im Stall „etwas Ungrads“ ist, versprochen, wenn „alles

wieder recht werde“, eine Wallfahrt zu verrichten zum heiligen Wendel im Osterbach oder nach St. Roman oder zur Muttergottes in Zell oder Einsiedeln.

Das Unglück geht vorüber und das Versprechen soll erfüllt werden. Nun kommt aber die Ernte oder sonst eine Abhaltung, der Bur kann nicht fort, die Bürin nicht von den Kindern weg, da schicken sie irgend eine besonders fromme, ledige oder kinderlose Person an ihrer Statt. Die muß in der Meinung des Buren oder der Bürin wallfahrten und für sie beten und danken. Sie bekommt dafür Reise-Entschädigung, Proviant auf den Weg und als Lohn fünfzig Pfennig bis zu zehn Mark, je nach der Entfernung des Heiligtums.

Die Idee ist nicht schlecht, der Brauch von der Kirche auch geduldet und die Gewissenhaftigkeit der Gelübde machenden Landleute zu loben — aber die Ausführung hat sehr viele Mängel, weil die gewerbsmäßigen Wallfahrer zweifellos die allermindesten sind. Ich habe in meinem langen Leben viele solcher Leute gekannt — es sind meist Weibsleute, die männlichen sind noch weniger wert — aber alle waren Betschwestern im schlimmsten Sinne des Wortes, geschwätzig, vorlaut, krakeelend und die rechten Wallfahrer belästigend. In Hasle nannte man sie zu meiner Knabenzeit bezeichnend „Wallfahrts-Rätschen“.

Von welcher Sorte die alte Bivelle war, vermag ich nicht zu sagen, ich kannte die Wallfahrts-Prokuratorinnen im Obertal nicht.

Von dem oben berührten Wallfahrtsgange kam sie nicht mehr zurück. Im „Ippicher Bergwässerle“ lag sie am andern Morgen, eine Tote. —

Lange nach dem Jörgle und der Helene schied der alte Marks, der Hofbur, aus dem Leben. Er hatte den Hof seinem Sohn, dem Roman, übergeben und wohnte mit dem ledig gebliebenen Sohne David im Leibgedingstüble. Einmal klopfte der Tod stark bei ihm an. Es überkam den sonst robusten Mann eine allgemeine Wassersucht. In der Atemnot suchte er nach

Luft. Da kniete er auf die Stubenbank beim Fenster, stemmte die Ellbogen auf die Fensterbrüstung, öffnete das Schiebfensterchen und legte sein Haupt, auf das Kinn gestützt, unter die Öffnung, um so Luft zu bekommen.

Wochenlang lag er tagsüber so da, bis Knie, Ellenbogen und Kinn wund waren. Jetzt mußte der Marks, ein starker Siebziger, in seine Himmelbettstatt. Hier saß er fortan Tag und Nacht.

Nachts schlief der David als Krankenwärter in des Vaters Stube. Sein Dienst bestand darin, daß er dem Kranken, ehe er selbst zu Bette ging, ein großes Glas Schnaps auf das Brettchen stellte, das zu Häupten des Vaters, wie üblich, an der Himmelbettlade angebracht war.

Nach Mitternacht rief regelmäßig der Alte: „David, David!" — bis der David aufwachte und fragte: „Was isch, Vater?" „'s Glas isch leer," antwortete der Kranke. Jetzt steht der David auf und füllt das Glas wieder, von dem der schlaflose Mann dann in langsamen Zügen trank bis zum Morgen.

Am Morgen entfernte sich der David, um in Wolfe bei einem Bierbrauer als Taglöhner zu arbeiten. Jetzt übernahm das Weib des Roman, die Regine, die Tagwache beim Großvater. Sie bestand darin, daß sie zweimal des Tags jenes Glas füllte, das der David des Nachts kredenzt hatte.

So trank der alte Marks, trank, trank, bis alle Poren seines Leibes sich öffneten und die Wasser in Strömen sich von ihm ergossen. Jetzt wurde dem Kranken leicht, er stand auf und war — gesund.

Fünf Jahre noch ging er fortan täglich hinab nach Wolfe zu seinem David und trank einige Glas Bier, und erst im Januar 1870 haben sie den Hofbur, 82 Jahre alt, begraben. Er starb aber nicht an Wassersucht, sondern an — Altersschwäche.

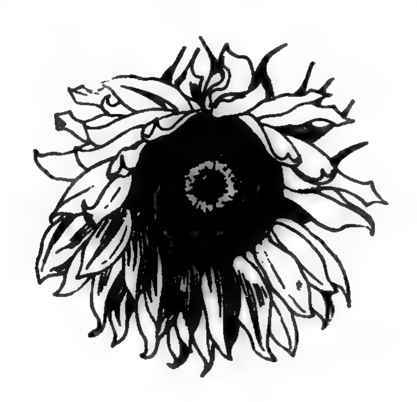
Da predigt man ganze Kreuzzüge gegen den Alkohol und verschreit ihn als Gift. Gift aber ist nach meiner Ansicht

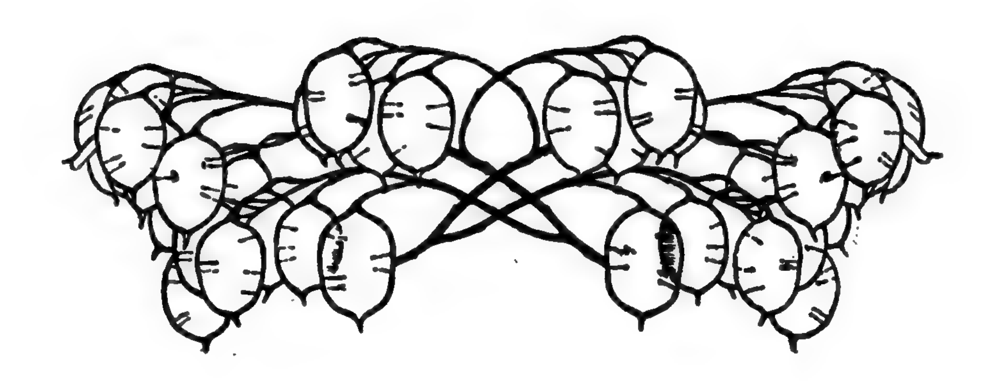
alles derartige nur relativ und individuell genommen. Bei dem einen kann Honig Gift sein, bei dem andern der Schnaps ein Heilmittel.

Und wer die Krankheitsgeschichte vom alten Marks nicht glauben wollte, dem sage ich: Der Arzt, den der Hofbur an sein Krankenlager gerufen, hat's mir selbst erzählt, der Doktor Willmann, der schon in Wolfe praktizierte, da ich noch Student war, der zur Jörgle-Geschichte, soweit sie in der alte Wolfe spielt, mir die besten Diagnosen geliefert hat und in Freiburg seine alten Tage beschloß. —

Nicht bloß der Jörgle und die Helene und der alte Marks sind längst nicht mehr, auch ihre Höfe, der Hofburehof und der Kircheburehof sind untergegangen. Sie wurden zerrissen und zerstückelt.

Auf dem Kircheburehof wohnen jetzt arme Leute zur Miete, und in des Hofbure Haus lebt die Witwe des Roman, kaum noch im Stand, ein Kühlein zu ernähren. Bei ihr wohnen der David, heute ein lediger Greis, und ein Dritter, ein Fünfziger. Den sieht man zur Sommerszeit an den stillen Wassern der Wolf hinauf Forellen fangen und im Winter bei den Buren des Tales Schweine schlachten. Es ist der Toni, der Sohn der Helene und des Jörgle, den nach der Mutter Wunsch der David nicht verstoßen und der in seines Großvaters Haus ein Heim gefunden hat bis zur Stunde.





Der Lorenz in den Buchen.

1.

Schon seit mehr denn zwanzig Jahren komme ich alljährlich ein und das andere Mal „in die Buchen" zu meinem Bauernfreund Michel Erdrich, den wir aus verschiedenen Erzählungen bereits kennen.

Unten am westlichen Fuße des waldigen Nillkopfes, der neben dem Farnkopf das ganze mittlere Kinzigtal beherrscht, liegen, noch ziemlich hoch oben, einsam in einer Bergmulde zwei große Bauernhöfe. Zweifellos standen beide einst im Schatten gewaltiger Buchenbäume, deren Urenkel heute noch unfern davon als Wald sich zeigen, und drum nannte das Volk diese Höfe „in den Buchen" oder auch „in der Buchen" oder kurz „Buchhöfe" bis auf unsern Tag.

So oft ich nun in den einen der genannten Höfe kam, über den der intelligenteste Bur jener Gegend, mein Freund Erdrich, das Zepter führt, fiel mir jeweils ein stiller, schüchterner, bärtiger Knecht auf. Es war der Lorenz, oder wie die Buren sagen, Lenz, der Oberknecht. Er gehörte seit 25 Jahren zum eisernen Bestand des Hofes, und weil er mir auffiel durch sein stilles Wesen, interessierte mich mehr und mehr sein Lebensgang.

Des unbedeutendsten Menschen Leben hat für mich etwas

Anziehendes, und wenn ich mit einem Taglöhner, mit einem Knecht oder einer Magd auch nur zehn Minuten lang rede, so pflege ich nach ihrer Heimat, ihren Eltern, nach der Zeit ihres Dienstes zu fragen und höre der Beantwortung dieser Fragen mit einer Aufmerksamkeit zu, als gälte es eine neue Entdeckung zu machen auf dem unermeßlichen Gebiete der Menschheit.

Und wie oft beneide ich nicht diese schlichten Lebensläufe, alle fast gleich, alle, äußerlich angesehen, unbedeutend, und doch, wie viel Friede und Ruhe, wie viel Glück und Zufriedenheit liegt in ihnen gegenüber dem Leben moderner Kulturmenschen und Kulturgrößen!

„Bene vixit, qui bene latuit," sagten schon die Römer. Je stiller, verborgener und geräuschloser ein Leben verläuft, um so glücklicher ist es gewesen. So leben die Menschen „in den Buchen" und überall auf den einsamen Berghöfen des Kinzigtales.

Wahrlich, der Bauersmann und seine Familie und seine Völker entbehren viel gegenüber den Stadt- und Weltmenschen, gegenüber den Gelehrten und Gebildeten, Beamten und bessern Bürgern. Sie haben kein Theater, kein Museum, keine Konzerte, keine Vorlesungen, kein Pilsner und kein Münchner, keinen Kaviar und keine Austern; sie hören keine Symphonien und keine Oratorien, wissen nichts von den neuesten Forschungen und Entdeckungen, spielen nicht Billard und Schach, haben keine Ahnung von dem, was in früheren Jahrhunderten geschehen ist, und keine Kenntnis von den großen Völkern, die über das Welttheater hingeschritten und dann untergegangen sind.

Kurzum, ihr Leben ist arm an Genuß und arm an Wissen — aber gerade deshalb reich an Ruhe und Frieden.

Ruhig und zufrieden leben sie, und ruhig und gottergeben legen sie sich nieder zum Sterben. Es plagt sie kein Zweifel über das Woher und Wohin. Sie grämen sich nicht über die Vorgänge an der Börse, kümmern sich nicht um das Wohl

und Weh fremder Völker und Reiche, und plagen sich nicht ab mit wissenschaftlichen Forschungen, Beweisen und Vernunftschlüssen.

Sie stehen mit der Sonne auf, verrichten ihre Arbeit in Feld und Flur, in Haus und Hof und gehen mit der Sonne zur Ruhe — zu gesundem, sorgenlosem Schlaf.

So kommt und geht ein Tag wie der andere und endlich der letzte, und sie empfehlen ihre Seele und ihr Lebenswerk der Barmherzigkeit Gottes, an den sie stets geglaubt, zu dem sie dreimal des Tages im Gebet aufgeblickt und dem sie jede Woche einen Tag geheiligt haben.

Welcher Mensch, der denkt und noch Ideale kennt, möchte solch einen Lebenslauf nicht beneiden?

Ich weiß, es gibt Menschen genug in unsern Tagen, die solch ein Leben ein dummes und verlorenes nennen. Aber ich weiß auch, daß keine Zeit reicher war als die unsrige an Leuten, die den Zweck des Lebens im Genießen suchen, und deren Gott, wie der Apostel sagt, der Bauch ist, und die zu gedankenlos und zu blasiert sind, um einzusehen, daß und warum der Bauer, der lebt und denkt und arbeitet und betet und stirbt, wie seine Eltern und Voreltern auch getan, fast allein noch der glückliche und zufriedene Mensch ist.

Man gibt sich in unsern Tagen, selbst von Staats wegen, alle Mühe, den Bauer aus diesem seinem glücklichen Dasein herauszunehmen und ihn in den Kreis der Kultur zu ziehen. Je mehr dies geschieht, um so unzufriedener und unglücklicher wird er werden.

Da hat anno 1905 ein evangelischer Pfarrer in Norddeutschland ein famoses Buch geschrieben[1], und der Mann, den ich selbst kennen lernte, hat in bezug auf Volksbildung die gleiche Ansicht wie ich. Er weist schlagend nach, daß dem Bauern in der Volksschule Religion, Lesen, Rechnen und

---

[1] Zur Psychologie des Bauernstandes, von L'Houet (Pseudonym), Freiburg bei Mohr.

Schreiben vollauf genüge und er alles übrige gar nicht brauchen könne.

Und unserer modernen Volksschule stellt er das folgende Zeugnis aus: „Es wird unserer Volksschule, die das natürlich durchaus nicht beabsichtigt, nach und nach gelingen, das Bauerntum nicht bloß körperlich ganz erheblich zu schwächen, sondern vor allem, was das Schlimmste ist, es zur Verachtung und zur Vernachlässigung seiner Eigenart zu bringen! Es wird aber auch die Stunde kommen, wo jedermann wissen wird, was man mit solchem Wurzeluntergraben anrichtet. Wenn das wahr ist, daß die deutsche Volksschule Sadowa gewonnen hat, so wird man merken, reicht das nicht aus, um den ausgedehnten Schaden gutzumachen, den sie am Bauerntum anrichtet. Den Bauernlehrplan als vereinfachten Stadtlehrplan zusammenstellen ist ein Unding. Der Bauer ist kein vereinfachter Städtler, so wenig Jugend vereinfachtes Alter ist!" —

Die Kultur, so viel Licht und Genuß, Glanz und Schein sie auch gebracht, hat noch alle Völker ruiniert und alle Menschen unzufrieden gemacht. Bekanntlich sind die kultiviertesten und gebildetsten Menschen auch die unglücklichsten, eben weil sie ihr Glück in der Kultur und Bildung suchen.

Aus all diesen Gründen lob' ich mir des einfachen Menschen Leben und Lebenslauf und interessiere mich selbst für Menschen in Knechtsgestalt — und so auch für den Lorenz in den Buchen, an dem ich ein Beispiel geben möchte eines einfachen Menschen, fern der Kultur.

Der Lenz ist der Sohn eines Kleinbauern oder, wie diese im Kinzigtal heißen, eines Taglöhners, der im Nordracher Tal ein „Taglöhner-Gütle" mit vier Kühen besaß. Der Vater war vorgeborner Bauernsohn aus dem „Haiger" (Haigerach, Heidenach) bei Gengenbach, jenem reizenden Waldtal unter der noch waldigeren „Moos", in welchem die letzten Heiden dieser Gegend gewohnt haben sollen — und mußte, da der Jüngste Bur wurde, anderswo sein Heim gründen.

Er heiratete die Tochter eines Taglöhners „in der Nordere", in der Nähe seines Geburtshofes, nur durch einen Höhenzug davon getrennt. Aber bald nach seiner Verheiratung verbrennt ihm das Haus; er baut ein neues und gerät in Schulden. Es kommen dazu die fünfziger Jahre, für den badischen Bauer die schlechtesten seit dem Dreißigjährigen Krieg, und unserm Taglöhner wird in jener kreditlosen Zeit sein Gütle versteigert. Er geht allein hinüber in den Haiger, wird Knecht bei seinem Bruder, und sein Weib wird Magd in den Schottenhöfen beim Hermesbur. Die Kinder werden von der Gemeinde Nordrach versteigert, d. i. an den wenigstnehmenden Taglöhner oder Buren gegen 20—25 Gulden Entgelt vergeben.

Vom zwölften Lebensjahr an, wo die Kinder arbeiten konnten, wurde wenig mehr oder gar nichts bezahlt. So war's ehedem im ganzen Schwarzwald.

Jeweils im Mai fand die Versteigerung statt, wobei alle Kinder und Eltern, bzw. Pflegeeltern zu erscheinen hatten. Von den letzteren mußten die Kinder, wenn sie dieselben länger behalten wollten, neu ersteigert werden.

Am übelsten waren die Kinder daran, die meist gerne bei ihren seitherigen Pflegern waren und nun wegen einem Gulden weniger an andere kamen oder von den bisherigen Herren abgegeben wurden, weil diese jetzt eigene Kinder hatten, die helfen konnten. Da gab es bittere Tränen beim Scheiden.

Der Lorenz kam siebenjährig zum Bur am Grafenberg, der ihn drei Jahre nacheinander steigerte, aber hart hielt. Schon im dritten Jahre mußte er den Hirten machen.

Hirtenbuben, welche noch in die Schule müssen, bekommen keinen Lohn. Sie dienen ihren harten Dienst ums Essen und ums Häs (Kleider). In aller Frühe, ehe die Sonne über die Berge geht, mit dem Vieh ausfahren, wenn's Zeit ist in die Schule, abgelöst werden, dann eine Stunde und noch mehr in die Schule laufen, von da auf mühsamem Berg-

weg zurück und nach einfachstem Mahl wieder hinaus zur Herde, bis die Sonne längst untergegangen — das ist eines Hirten-Schulbuben Lebenslauf vom Frühjahr, wenn das erste Gras zur Welt kommt, bis Allerheiligen, wo das letzte Gräslein stirbt.

Und doch hab' ich noch keinen unglücklichen Hirtenbuben gefunden, und nur von einem klagen gehört über die Hirtenzeit, und das war der Lorenz in den Buchen.

Wie oft bin ich schon auf einsamen Bergwegen mit den „Schuler-Buben" ihrer Heimat zugegangen und hab' sie ausgefragt und auf ihre Zufriedenheit geprüft: Alles war ihnen recht, selbst den weiten Weg in die Schule machten sie gern, nur daß sie außerhalb der Schule noch lernen müßten, war ihre stete Klage.

Ich habe einen Gymnasiumsdirektor in Freiburg gekannt, den alten Nokk, einen Schwarzwälder, bei dem durften die Schüler der obersten Klasse, welche bei ihm lateinische und griechische Klassiker lasen, zu Haus nie etwas arbeiten, nur mußten sie in der Schule aufpassen. Und siehe da, sie konnten jene Klassiker weit besser lesen, als die Schüler, welche von andern Gymnasien kamen und zu Hause präpariert und studiert hatten.

Könnte, was ein Gymnasialdirektor zuweg bringt bei den alten Klassikern, nicht auch ein Dorflehrer mit seinen Kindern im Lesen, Schreiben und Rechnen erreichen, ohne daß diese, vorab zur Sommerszeit, genötigt wären, daheim zu studieren?

Es wäre möglich, wird manch ein Lehrer sagen, wenn die Kinder in unsern Tagen nicht viel mehr lernen sollten, als was sie im Leben brauchen. Es muß ihnen aber bei der Kulturwut unserer Zeit noch gar viel beigebracht werden, was sie bald nach der Schulentlassung wieder völlig vergessen haben oder was ihnen, wie wir eben gehört, mehr schadet als nützt. —

Also die Hirtenbuben auf dem Schwarzwald gehören zu

den glücklichsten und zufriedensten Menschenkindern. Eine Ausnahme davon machte nur unser Lorenz, so lange er als Hirte am Grafenberg funktionierte. Er war unglücklich.

Es muß immer was Besonderes sein, wenn ein Knabenherz sich unglücklich fühlt. Ein Knabe kann einmal weinen, wenn er in der Schule Tatzen, vom Vater Schläg', von einem größern Kameraden Prügel bekommen hat, aber das alles ist im Nu wieder vergessen, und die Jugendsonne scheint gar bald wieder hell und klar in des Knaben Gesicht und Herz hinein.

Was ein Kind allein unglücklich machen kann, das ist — der Hunger. Der ist das einzige Unglück eines Kindes. Es verschmerzt leichter den Tod von Vater und Mutter als die Entbehrung genügender Nahrung.

Auf dem Grafenberg ging es „schmal" her, und das entleidete dem Lorenz sein Dasein als Hirtenbub. Er sann auf Besserung seiner Lage durch Flucht, aber wohin? Zum Vater, der ein armer Knecht war und froh sein mußte, selber Herberg beim Bruder Bur zu haben? Zur Mutter, die selber keine eigene Herberge hatte und drüben in den Schottenhöfen als Dienstmagd lebte?

Die christliche Kirche gibt jedem neugeborenen Menschenkind bei der Taufe zwei Paten und mahnt sie, gegebenen Falles die Stelle der Eltern bei dem Täufling zu vertreten.

Bei vielen unserer Gebildeten ist die heilige Taufe oder, wie der Bur im Kinzigtal sagt, „der heilig' Tauf" überhaupt nur noch eine Zeremonie, die man der Gewohnheit oder der Frau zulieb noch geschehen läßt, und unsere gebildeten Paten denken an alles eher als an Elternpflichten dem Patenkind gegenüber. Sie geben den Knaben oder Mädchen etwas als Patengeschenk in die Wiege, einen silbernen Becher, wenn's hoch geht, einen silbernen Löffel oder gar einen Serviettenring, wenn's arm aussieht, und dann scheren sie sich den Teufel um Leib oder Seele des Kindes für alle Zukunft.

Derlei Leuten gegenüber ist das ungebildete Bauernvolk

wieder hoch- und edelsinnig. Der „Götte“ und die „Göttle“ bleiben, im Kinzigtal wenigstens, lebenslänglich in enger Verbindung mit ihren Patenkindern, und deren Zahl ist bei vermöglichen Bauersleuten nicht klein. Es gilt als eine Sünde, jemanden es abzuschlagen, sein Kind „zum heiligen Tauf zu tragen“. Arme Leute suchen deshalb gerne „riche Buren und Bürinnen“ zu Taufpaten, und diese walten in alleweg gewissenhaft ihres im Hause Gottes feierlich übernommenen Amtes.

Stirbt das Kind, ehe es zur Schule geht, so trägt die Göttle den Sarg bis zum Kirchhof und der Götte von da bis zum Grab.

Jedes Jahr, so lang das „Göttlekind“ in die Schule geht, darf's am „Klausentag“ den „Klause“ holen und am Ostertag die Ostereier beim Götte und bei der Göttle.

Zur ersten heiligen Kommunion stellen Götte und Göttle das Häs. Aber auch jetzt, mit dem Eintritt des Taufkindes ins größere Leben, hört die Verbindung, welche am Taufstein geschlossen wurde, nicht auf.

Kommt der Bub oder das Maidle von daheim weg auf einen Hof außerhalb des Kirchspiels, so sagen sie den Taufpaten ihr „Behüet Gott“.

Wird der Bub später Soldat, so vergißt er nicht, bei ihnen Abschied und ein Stück Geld in Empfang zu nehmen.

Und gibt's nach Jahren eine Hochzeit beim Maidle, die erste Kunde nach Vater und Mutter bekommen der Götte und die Göttle, und Brautführer wird stets der Götte.

Und wenn Vater oder Mutter tot sind und keinen Rat und keine irdische Hilfe mehr geben können, so holt das Göttlekind beides bei den Taufpaten; und so lange diese leben und raten und helfen können, ist es nie allein in den Sorgen dieses Lebens.

Über ihren Gräbern noch beten die Göttlekinder um die ewige Ruhe und um das ewige Licht für diejenigen, welche im Leben oft mehr für sie haben tun können und getan haben, als die eigenen Eltern.

So geht's bei den unkultivierten Bauern her in Sachen der Taufgelübde, und ich frage: Wo ist, abgesehen von der Religion, die Poesie und wo das Gemüt, hier oder bei den gebildeten Taufpaten?

Auch unser Lorenz hatte einen Götte, der hilfskräftiger war, als der eigene, verarmte Vater. Es war kein Geringerer als der dritte Nachfolger des uns wohlbekannten Vogts auf Mühlstein, der Buß vom Bäumlisberg, welcher des Vogts Urenkelin geheiratet hatte und Großbauer auf Mühlstein geworden war. Zu dem floh der hungrige Hirtenknabe und klagte ihm sein Leid und seinen Hunger.

Der Götte schenkte dem Kleinen, den er als braven Buben kannte, Glauben und nahm sich seiner an. Er läßt des Flüchtlings Häs durch einen Knecht auf dem Grafenberg holen und bringt den Lorenz hinab in die Schottenhöfe auf des Muser-Christe Hof als Hirtenbub.

War dies tiefe Tälchen auch weit einsamer, als das Nordracher Tal mit dem Grafenberg, es gefiel dem Lorenz baß an des Muser-Buren Eßtisch, und sein Hauptschmerz war geheilt. Nur eines erbat er sich in treuem Gedenken an das Heimattal. Er wollte nicht hinunter in den „Hambe", wo die Schule der Schottenhöfer Kinder liegt, sondern hinüber in die alte Schule der Heimat, nach der „Nordere", obwohl diese von Musers Hof eine und eine halbe Stunde, steil bergauf und bergab, entfernt lag, die Schule im Hambe aber in einer guten halben Stunde zu erreichen war.

Des Lenzen Wunsch ward erfüllt, und freudig eilte er bei Wind und Wetter jeden Morgen bergauf bis zum Götte auf Mühlstein und von dort bergab in die Nordere und am Mittag wieder zurück. Beim Götte ward bisweilen Rast gemacht und ein Stück Brot und ein gutes Wort der Aufmunterung, ein braver Schüler und treuer Hirtenbub zu sein, entgegengenommen.

Am Weißen Sonntag 1863 erschien der Lorenz, vom Götte und von der Göttle ausstaffiert, auf Mühlstein.

Die Göttle war auch eine Bürin und zwar auf dem „Peter-Michel-Hof" im Haiger und die Schwester von des Lenzen Vater.

Der Götte gab dem Erstkommunikanten das Geleit an jenem Tage hinab in die Kirche z' Nordere, wo mein ehemaliger Freund, der stille, freundliche Pfarrherr Kern, jetzt längst unter den Toten, den zukünftigen Buren und Bürinnen, Knechten und Mägden seines Kirchspiels gute Mahnungen und Lehren mitgab auf den kommenden Lebensweg, die in der Regel unter dem Landvolk des Kinzigtals noch auf guten Boden fallen.

Einmal aus der Schule entlassen und den ganzen Tag arbeitsfähig, wollte und sollte der Lenz nicht mehr nur ums „Häs und 's G'fräß" dienen. Auch dafür sorgte der Götte. Zwar den Sommer über mußte der angehende Unterknecht noch aufs Musers Hof hüten, weil „unterm Jahr" nicht leicht ein Platz zu bekommen ist. Aber noch vor dem Martis-Märkt gelang es dem Götte, für seinen am Taufstein überkommenen Pflegsohn eine lohnbringende Stelle zu finden.

Er redete mit seinem Schwager, dem Bur in den Buchen, und empfahl diesem, unserm altbekannten Michael Erdrich, den Lenz. Der nahm ihn im Herbst 1863 schon deswegen zu sich, weil der Lenz, durch seine Mutter, eine geborene Muser, ebenfalls vom Vogt von Mühlstein stammend, sein Vetter war. Zunächst ward er als „Futterer", eine Vorstufe des Unterknechts auf größeren Bauernhöfen, in den Buchen angestellt.

Die Bauern, hab' ich schon oft gesagt, sind eine Art Fürsten und haben drum ihre „Völker". Aber sie übertreffen in ihrer Fürsten-Eigenschaft gar viele Fürsten, welche die wichtigsten und beschwerlichsten Geschäfte in der Regel andern überlassen, während die Bauernfürsten sie selber besorgen.

Den Hauptwohlstand auf seinem Hof macht das Vieh aus. Drum hat ein rechter Bur am meisten Sorg zu seinem Vieh und füttert es selbst. Die Fürstin auf dem Hof, die

Bürin, pflegt und füttert die Schweine, die Hühner, Enten und Gänse, der Fürst aber das Großvieh. Auf größern Höfen hat er dazu einen Helfer, und das ist der Futterer, und als solcher kam unser Lenz auf einen der Buchhöfe. Seines Amtes war, die Ställe zu putzen, Stroh zu schneiden, Heu zu „liechen" und dem Bur die Ochsen zu treiben, wenn er am Pflug stand. Und Lohn bekam er dafür 36 Gulden jährlich, eine Riesensumme für den armen Buben, der seither ums Häs und ums Essen gedient und jahraus jahrein keinen Kreuzer sein eigen genannt hatte.

Zu diesem Lohn versprach ihm beim „Dingen" sein Bur noch zwei Hemden und zwei Hosen, eine für Werktag und eine für Sonntag. Der junge Futterer waltete aber seines Amtes auf dem Buchhof so brav und so fleißig, daß der Bur ihn am Ende des Jahres jeweils „ganz sonntäglich" kleidete, d. h. alle Kleider machen ließ, die er am Sonntag zum Kirchgang anhatte. Alljährlich stieg der „Schlappenschnider" oder einer seiner Kollegen im Tal für Wochen hinauf in die Buchen und schneiderte für den Bur und seine Knechte und Hirten.

Drei Jahre diente der Lenz ehrlich als Futterer, und jedes Jahr, wenn der Bur den Lohn ihm auf den Tisch zählte — an Sankt Johann „zu Winächten"— wanderte der wackere Bub hinab ins Tal und über den Berg nach Nordrach ins Dorf. Hier lebte jetzt die arme Mutter. Sie hatte das Gliederweh bekommen in ihrem Dienst in den Schottenhöfen und war völlig arbeitsunfähig geworden.

Nun wurde auch sie, als Ortsarme, an den Wenigstnehmenden zur Verpflegung versteigert, und ein armer Taglöhner im Dorf übernahm sie. Hierher trug nun der brave Lenz seinen ganzen Jahreslohn und legte ihn der kranken Mutter auf den Tisch, damit sie zu ihrer spärlichen Nahrung bei einem armen Mann auch etwas zusetzen und Heilmittel für ihre Gliederschmerzen kaufen konnte.

Dann ging er wieder bergauf und bergab nach den Buchen, um ein neues Jahr des Dienstes zu beginnen und

um am Ende desselben wieder zu „Muttern“ wandern zu können mit dem Lohn. Für sich gab er nichts aus.

Dreimal war der Brave schon mit seinem Liedlohn über den Berg gegangen, und dreimal hatte er die Mutter erfreut, die indes wieder versteigert worden und auf den Hasenberg zu einem Taglöhner gekommen war. Im vierten Jahre rückte er zum Unterknecht auf, und sein Lohn stieg auf 44 Gulden. Aber der Mutter konnte er damit nimmer helfen. Er mußte vorher schon, ehe der höhere Lohn verdient und verfallen war — auf den Hasenberg hinüber, um die Mutter begraben zu helfen, die der Tod im Mai 1866 von des Lebens Kummer und Sorgen für immer befreit hatte. Sie war erst vierzig Jahre alt. Den Vater hatte man schon drei Jahre zuvor begraben. Er starb als armer Knecht in Sundersbach auf dem Hof einer seiner Schwestern, zu der er aus dem Haigerach weg gekommen war. —

Drei Jahre war der Lenz Unterknecht und wurde auch als solcher jeweils mit sonntäglichem Häs vom Bur begabt ob seines braven Verhaltens in dieser Stellung, deren Schwerpunkt mehr außerhalb des Hauses sich abspielte, im Feldgeschäft, im Mähen und im „Rüttibrennen“.

Im Spätsommer und bisweilen auch im Frühjahr zieht oft ein starker, eigenartiger Brandgeruch durch die Täler an der Kinzig, und die Leute unten in den Tälern sagen: „D' Bure in de Berge sin am Rüttibrenne, ma schmeckt's.“

Der echte Bauer hält nicht viel auf die Wissenschaft in seinem Stand. Was die landwirtschaftlichen Bücher heute Vernünftiges hierüber proklamieren, haben die alten Buren längst praktisch geübt.

Der Bauer hat die üblichen menschlichen Mittel, mit denen auf Erden etwas erreicht wird, und die da heißen Politik, Gewalt, Wissenschaft, Philosophie und Kunst — nicht vonnöten. Er braucht nichts als seine Hand, den Himmel und die Erde. Er nimmt den Samen in die Hand und streut das Leben aus.

„Während,“ sagt gar schön der berühmte Pater Lacordaire, „die menschliche Politik ihre krummen Wege verfolgt, die Gewalt die Gewalt niederschlägt, eine Wissenschaft die andere abnützt, die Philosophie von heute die Philosophie von gestern zu Grabe geleitet, und der Kluge sich in seinen eigenen Netzen verstrickt, treibt der Same, der aus der Hand Gottes in die Hand des Landmanns und von dessen Hand in den Schoß der Erde gefallen ist — dieser Same treibt, wächst, grünt, reift; man sammelt ihn, ißt ihn, und die Menschheit lebt.“

Ein kurzer Prozeß, eine klare Kunst, die der Bauer da treibt, und doch lebt die Menschheit davon.

Will er aber Wissenschaft anwenden, so hat er sie längst selbst erfunden. Die Chemie, welche ihm hilft, kannte der Bauer, ehe es eine solche Wissenschaft gab, und er wendet sie an, wo es ihm praktisch erscheint. So beim Rüttibrennen.

Die Bauern im Kinzigtal und auf dem nördlichen Schwarzwald überhaupt treiben auf einzelnen steilen Berghalden Wald- und Feld-Wirtschaft zugleich. Auf sommerigen Halden, wo noch Birke und Eiche gedeihen, lassen sie beide wild aufwachsen, zwanzig und dreißig Jahre lang. Dann wird der „Bosch“ gefällt, die Eichen geschält, das „grob' Holz“ von den Birken und Eichen verkauft, das geringe aber wird wohl geordnet zuerst im Viereck um den ganzen Platz gelegt, dann in einzelnen Linien von der obern Querlinie zur untern. Jetzt muß die Sonne das so gelegte Holz rösten und dörren.

Hat die Frühjahrs- oder Herbstsonne dies besorgt, so geht's an einem wildstillen, sonnigen Tag ans „Brennen“. Mit langen Stangen, an denen Feuerhaken angebracht sind, rückt der Bur mit seinen Knechten aus, den Berg hinauf.

Ehe das Holz an den vier Ecken angezündet wird, beten sie still ein Vaterunser, damit das Feuer keinen Schaden mache. Denn meist ist unten und oben, rechts und links vom Rüttifeld — Wald. Und wenn einmal alles brennt auf der morgengroßen Fläche, gilt's mit den Haken zu wehren, damit

das Feuer nicht „fortlauft" und den umliegenden Wald anzündet.

Was für einen Glockengießer der Tag des Gusses, das ist für den Schwarzwälder Bur der Tag des Rüttibrennens.

Es ist eine heiße Arbeit; triefend von Schweiß stehen die Leute zwischen den Feuerlinien bald schürend, bald wehrend — bis alles Asche ist. Diese Asche gibt nun dem Bur den Dung. In sie streut er seinen Samen, die Völker hacken ihn unter, und im Sommer steht auf den höchsten Bergen ein stattlich Erntefeld, weithin leuchtend wie Gold ins Tal hinab.

Der Erdrich in den Buchen brennt fast alljährlich eine „Rütti", und es gibt heiße Tage für den Bur und seine Knechte, aber des Buren Mostfaß löscht den Durst und der Bürin ihre Küchle, die in „großer Zeine" den Männern „am Für" zugetragen werden, versüßen die heiße Arbeit. —

Doch nicht bloß beim Rüttibrennen kann ein Knechtlein schwitzen; es gibt auch noch andere Schwitztouren, und die sind im kühlen Gras.

Mähen oder, wie die Kinzigtäler sagen, „maje" ist auch kein Spaß, am wenigsten in den steilen Matten der Berghöfe.

Hemdärmelig ziehen die Mähder am frühen Morgen, während der Mond noch über Berg und Tal steht, aus, um ihres Amtes zu walten. Der Bur ist der oberste in der Matte, dann kommt der Oberknecht und unter diesem das Unterknechtlein und die besonders angestellten Taglöhner.

Die zwei ältern Mähder rücken nun von oben herab dem jungen Unterknecht auf die Fersen, er muß sich alle Mühe geben, ihren Sensen aus dem Weg zu kommen, und meist schwitzt der Arme bald so, daß ihm das Wasser am Leib herunterläuft. Der Bur und der Oberknecht aber lachen. Aller Anfang ist schwer, denken sie und gönnen seinen Schweiß dem Knechtlein, das froh ist, wenn eine „Mahd" liegt und es wieder den Berg hinaufgeht, eine neue zu beginnen.

Doch unser Lenz hielt tapfer aus beim Rüttibrennen

und beim Majen, und nach abermals drei Jahren avancierte er zum Reichskanzler in den Buchen; er wurde, kaum zwanzig Jahre alt, Oberknecht mit 55 Gulden Gehalt und dem üblichen Häs, das aber der Bur ihm, wie seither, in Sonntagsform lieferte als besondere Anerkennung seiner Leistungen.

Doch der Oberknecht war diesmal fast nur ein Titel, denn kaum hat er sich zu diesem Posten emporgearbeitet, wird der Lenz zum Artilleristen gezogen und muß Soldat werden.

Ein schweres Brot zu allen Zeiten, seitdem die Werber nimmer die Trommel rühren und gutes Handgeld den Freiwilligen geben, doppelt schwer für ein Naturkind aus den Bergen des Schwarzwaldes, wie der Lenz eines war.

Er war bisher noch nie in die Welt gekommen, außer auf die Jahrmärkte nach Hasle und Gengenbach, wo es Bratwürste und freundliche Gesichter gab, und nicht einmal an Sonntagen drunten in Zell in ein Wirtshaus gegangen unter die beim Glas lärmenden Bürger und Buren.

Am Sonntagmorgen war er jeweils den Berg hinabgestiegen in die Kirche und dann wieder hinauf, hatte am Nachmittag zur Sommerszeit Kegel gespielt auf der Kegelbahn beim Hof mit den andern Knechten und im Winter Karten auf des Buren Ofenbank — um Nüsse und Äpfel.

Und jetzt sollte er hinab, tief hinab ins badische Ländle, wo grobe Unteroffiziere und herrische Offiziere seiner warteten, und das brach dem armen Lenz das Herz. Er weinte und wollte nicht fort.

Sein Bur hatte alle Mühe, dem traurigen Oberknecht Mut zuzusprechen und die Folgen klar zu machen, die ein Dableiben nach sich zöge.

So füllte denn der Lenz betrübten Herzens und mit nassen Augen die weißen Zwilchhosen, welche die Bürin ihm geschenkt, mit seiner Habe.

Es war noch jene gute alte Zeit, in der man die Soldaten alle kannte an den weißen Unterhosen, die, unten zugebunden

und dann vollgestopft, über ihren Schultern hingen, wenn sie gingen und kamen. Jetzt haben alle, wenn sie gehen und kommen, elegante Handköfferchen und Fitzerstöckle und würden sich schämen, jene Hosen zu tragen. —

Es war ein trüber Februartag des Jahres 1870, als der Lenz weinend seine Unterhosen über den Rücken legte und unter dem steten Zuspruch seines Bauern, der ihn eine Strecke weit begleitete, den Hof in den Buchen verließ.

Draußen auf der Eck nahmen sie Abschied, der Lenz von Berg und Tal und von seinem guten Meister und dieser vom braven Knecht.

Bis dieser tief unten im Tal verschwand, sah der Bauer ihm nach, voll Mitleid mit dem Lenz, der unter Tränen in eine neue fremde, kalte Welt zog.

2

An einem heißen Julitag des Jahres 1870 wanderte ein behäbiger Bauersmann in der stattlichen Tracht der Kinzigtäler Bauern durchs Ettlinger Tor in die Stadt Karlsruhe. Nachdenklich schreitet er vor sich hin, denn auf dem Herweg schon, in der Eisenbahn, hat er gehört, es gäbe Krieg mit den Franzosen.

Auf dem Marktplatz angekommen, fragt er nach dem Militär-Spital, denn er will seinen Lenz besuchen, der dort krank liegt. Der Bauersmann aber ist der Michael Erdrich, Hofbauer in den Buchen und Bürgermeister von Ober-Entersbach. Der Knecht hat ihm geschrieben, er sei im Spital, und da hat's seinen Meister nicht mehr länger geduldet, er will den Kranken besuchen.

Er findet ihn als Rekonvaleszenten, tröstet ihn mit Geld und guten Worten und erzählt auch, was er auf der Reise vom Krieg gehört. Eine schöne Bescherung für den armen Lenz. Kaum hat er seine Tränen getrocknet vom Heimweh

her, so spricht man vom Krieg, gegen den der Garnisonsdienst in Gottesaue bei Karlsruhe ein Kinderspiel ist.

Es kam, wie die Leute geredet, da der Bur aus den Buchen nach Karlsruhe fuhr. Schon als dieser aus dem Spital auf die Straße trat, war die Kriegserklärung in der badischen Residenz eingetroffen, und schweren Herzens ging unser Kinzigtäler heim.

Das Landvolk erschrickt am meisten, wenn es von Krieg hört, denn in der Volksseele sitzt seit Jahrhunderten als ein Erbstück das Bewußtsein, daß die Bauern in Kriegszeiten am meisten Opfer zu bringen haben an Gut und Blut.

Am 2. August zog unser Lorenz als Gemeiner mit der vierten schweren Batterie über den Rhein und hörte zum erstenmal gültigen Kanonendonner bei Wörth, wo die Badischen zu spät eintrafen, d. h. die Preußen und die Bayern waren mit den Franzosen schon fertig, als unser Lorenz anrückte.

Den legte man jetzt vor Straßburg in die Schanzen, wo er rüstig und mächtig bombardieren half, bis die Festung kapitulierte.

Er hatte heimgeschrieben, daß er vor Straßburg liege, und droben im Kinzigtal auf der Höhe, wo die Buchhöfe liegen, hörte man das erschreckliche, nächtliche Schießen vom Rhein her, sah die feurigen Kugeln, und wenn die Bewohner aus den Buchen draußen auf der Eck standen, um das Bombardement zu hören, gedachten sie des Lorenz und wie der jetzt mitfeuere und Löcher mache in die Festungsmauern und Häuser anzünde in der schönen Stadt.

Und er hat scharf mitgemacht, der Kanonier aus den Buchen. Bald nach dem Ende des Krieges wurde er schwerhörig, und wenn man ihn fragte, woher das gekommen, so sagte er ernst und ruhig: „Vom Bombardement von Straßburg.“ Seit jenen Tagen hat sein Gehör mehr und mehr abgenommen.

Dem Bauer aber schrieb er nach der Einnahme der Stadt den folgenden schlichten Brief:

Eckbolzheim den 30. Oktober 1870.

Lieber Vetter!

Ich will Euch nur mitteilen, daß wir Straßburg jetzt eingenommen haben. Ihr werdet uns als haben schießen hören. Das war eine harte Arbeit, Tag und Nacht keine Ruhe. Ich trank einmal nur einen Schoppen Bier in der Zwischenzeit und war nicht da beim Antreten und wurde dafür fünf Stunden an ein Kanonenrad gebunden. Das war kein Spaß. Aber in Straßburg bin ich auch gewesen und hab' mich gefreut, daß wir die Stadt doch noch bekommen haben und daß das viele Schießen nicht umsonst war.

Jetzt heißt es, wir müssen den andern nach ins Welschland hinein. Behüet Euch Gott, und betet auch für mich. Ich laß auch alle schön grüßen auf dem Hof, und sie sollen auch beten, damit wir die Franzosen zwingen und ich gesund wieder heimkomm.

Lorenz.

Wenige Tage darauf zog unser Kanonier mit der badischen Division über die Vogesen ins echte und rechte Franzosenland hinein. Seine Batterie beteiligte sich mehr oder weniger bei all den Gefechten, welche die Badener unter Werder zu bestehen hatten bis zu der großen Tapferkeitsprobe in den Schlachttagen an der Lisaine und bei Belfort.

Hier trat der stille Lorenz aus seiner Bescheidenheit heraus und wurde über Nacht buchstäblich ein Held.

Am 15. Januar 1871, da die Franzosen die Lisaine-Linie der Deutschen durchbrechen wollten, rückte die vierte schwere Batterie am Nachmittag bei Bussurel in die Gefechtslinie ein. Die Franzosen waren in der Übermacht, und ihr Infanterie- und Geschützfeuer nahm unsere Batterie scharf zum

Ziele. Rechts und links von unserm Lorenz fielen Kameraden und Offiziere, aber unerschrocken lud er immer wieder das zweite Geschütz, bis der Abend hereinbrach.

Eine der letzten Kugeln der Franzosen verwundete auch ihn, und er sank an seinem Geschütze nieder.

In einer großen, dumpfen Stube erwacht am folgenden Morgen unser Kinzigtäler. Ringsum sieht er Leidensgefährten, sich selbst findet er wohl verbunden; er hatte einen Schuß in die Lenden bekommen. Es schmerzt, ist aber zum Aushalten, während andere in Schmerzen seufzen und stöhnen.

Draußen bläst's und fährt's und rollt's, und das hat ihn geweckt. Es ist erst vier Uhr des Morgens. Der Lorenz denkt an seine Batterie und an seine Kameraden beim zweiten Geschütz, und wie sie ihn heute mangeln möchten, wenn's wieder losginge. Und daß es losgehe, verkündet ihm das Trompeten und das Rasseln der abfahrenden Geschütze und Munitionswagen.

Und je mehr er so denkt, um so weniger behagt es ihm auf seinem Strohlager. Er erhebt sich, schaut nach seiner Uniform, gürtet in Peinen sein Schwert um die kranken, wunden Lenden und schwankt hinaus in die kalte Winternacht. Er glaubt, die Batterie könnte zu wenig Leute haben, und will sich drum stellen.

Die Posten und die Kommandostellen an den Geschützen wurden eben neu verteilt, um die durch die Verluste des vorigen Abends gestörte Ordnung wieder herzustellen, als unser Lorenz daherhinkte, vor den Hauptmann trat und sprach: „Kanonier Armbruster meldet sich zur Batterie zurück."

„Sie sind ja gestern gefallen und forttransportiert worden. Wo kommen Sie her?" fragt der Hauptmann.

„Verwundet bin ich worden, Herr Hauptmann," entgegnet der Lorenz, „aber jetzt bin ich verbunden und hab', als ich das Signal zum Abmarsch hörte, gedacht, man würde

mich brauchen, und bin aufgestanden und hierhergekommen. Ich mein', es könnt's wieder tun."

„Sie sind ein braver Kerl, Armbruster," sprach nun der Hauptmann und Batteriechef von Froben, „aber Sie können nicht mehr mitmachen. Ihr Gang, Ihr Aussehen und das Urteil des Feldarztes sprechen dagegen. Ich befehle Sie deshalb zurück in die Krankenstube, werde aber Ihr tapferes Wollen nicht vergessen."

Wie gekommen, hinkte der Oberknecht aus den Buchen zurück und legte sich wieder auf sein Stroh neben die Leidensgefährten des gestrigen Tages.

Er wurde in Bälde transportfähig und kam mit der nächsten Überführung von Verwundeten in die Heimat, wo er im alten, herrlichen Schlosse der Kurfürsten von der Pfalz zu Schwetzingen im Lazarett lag, bis seine Wunden heil waren und er in die Garnison nach Gottesaue zurückkommandiert wurde.

Indes war es aber Frühling geworden und Frieden über den blutgetränkten Schlachtfeldern. Unser Held machte den Einzug der Sieger nicht mit. Er stand, als seine Kameraden am 2. April 1871 wieder in Gottesaue einrückten, hier als friedlicher Bedienungskanonier bei der Ersatzbatterie.

Hatte er so auch nicht am Siegeseinzug teilnehmen können, so ward ihm doch bald darauf ein bleibenderer Lohn zuteil. Er erhielt für seine Tapferkeit an der Lisaine die Karl-Friedrichs-Militär-Verdienst-Medaille als der einzige dekorierte Gemeine der Batterie. Sein Hauptmann sagte ihm bei der Überreichung, er hätte das eiserne Kreuz wohl verdient und auch bekommen, es sei ihm aber als armem Bauernknecht sicher die Medaille lieber. Diese gelte auch für hervorragende Leistung im Felde und sei mit einem jährlichen, lebenslänglichen Ehrensold von fünfzig Gulden verbunden, während das eiserne Kreuz seinem Inhaber nichts bringe, als die Ehre.

Daß der Lorenz all dessen baß zufrieden war, versteht sich von selbst. Er hätte an alles eher gedacht, als an eine Auszeichnung, da er gar nicht ahnte, daß er etwas Besonderes getan habe. So sind die echten Helden.

Drum zog er auch, als bald nach dem Frieden seine Dienstzeit um war, still und bescheiden wieder in den Buchen ein als Oberknecht und erzählte in der kommenden Winterszeit auf der Ofenbank vom Krieg. Aber als es Frühling ward, schied er aus den Buchen. Das Kriegsleben hatte ihm Mut gemacht, auch wo anders leben zu können. Drum wollte er auch einmal die Welt auf andern Bauernhöfen kennen lernen. Ich meine — gewiß konnt' ich's aber nicht erfahren —, daß man auch bei diesem Quartierwechsel des Lenz fragen konnte: Wo ist das Weib? Wahrscheinlich hatte es ihm eine angetan, die von den Buchen abseits wohnte.

Der Bur gab ihm zum Abschied den folgenden Segensspruch: „Lorenz, behüet Dich Gott, Du kannst jederzeit wieder zu mir kommen, sei es in gesunden, sei es in kranken Tagen."

Er diente bis 1880 in den unfernen Berghalden, erst beim „Löchlebur auf Roth" und dann beim „Lehengrundbur". Und als er so genug in der Fremde gewesen war und die Liebe ihn nimmer plagte, kehrte er wieder heim auf den Buchhof, um hier zu bleiben.

Da war aber indes in Gestalt des Hirtenbuben ein neuer Stern aufgegangen, der heute den bescheidenen Helden von der Lisaine weit überstrahlt.

Hören wir dessen Geschichte, ehe wir die des Lorenz weiter verfolgen.

Vor dreißig Jahren lebte im gleichen Tale, dem der Lorenz entstammt, ein wackerer Hofbauer. Sein Hof lag hinten im „Bärhag". Er hatte drei Buben; dem ältesten kaufte er die Mühle am „Hasenberg", und einem der zwei jüngern war der Hof zugedacht. Da stellte sich mehr und mehr heraus, daß diese zwei jungen Bärhager eine unbändige Leidenschaft für Musik hatten. Flöte und Klarinette blasen und

Geigen streichen, das war ihnen ihr Liebstes und andern zum Tanz aufspielen ihr Pläsier.

Der alte Bärhager schüttelte dazu seinen praktischen Bauernkopf, räsonierte und fluchte auch dagegen, aber die zwei Buben folgten nicht. Es blieb dem Vater nichts anderes übrig, als den Hof im Bärhag zu verkaufen, weil er sich sagte, ein Bauer, der den Tanzböden nachzieht als lustiger Musikant und daheim flötet und geigt, statt pflügt und säet, geht zugrund.

Einem Idealisten stürzt sein Himmel nie ganz ein, und so waren auch die zwei Musikanten nicht unglücklich, daß keiner von ihnen Bauer werden sollte. Sie traten vor den Vater, verlangten ihr Erbteil und gingen damit nach Amerika, wo sie samt Flöten und Geigen verschollen sind.

Der alte Bärhager hatte kein Glück mit seinen Buben, denn auch der älteste, dem er die Mühle am Hasenberg gekauft, kam nach Jahr und Tag um seine Mühle, weil er kein richtiger Müller war und auch allerlei Musikanten-Eigenschaften an sich hatte.

Der Vater ließ ihn aber nicht ganz im Stich. Er kaufte ihm wieder ein „Hüsle" im Tal, auf daß er mit Weib und Kindern eine Herberg habe und sein Brot als Taglöhner verdiene. Das letztere tat er und wurde nebenbei ein Reifschneider. Er ging in die Halden der Buren, schnitt die langen Haselgerten, spaltete und verkaufte sie im Kinzigtal draußen an Kübler und Küfer.

Taglöhnern, Reifschneiden und seine Schoppen trinken reichte aber nicht ganz hin, die Familie zu ernähren. Drum suchte sein Weib ihre hungrigen kleineren und größeren Buben von der mageren Tischlade wegzubringen.

Sie ging also bei den Bauern in nah und fern umher und hausierte mit ihren Buben. Den jüngsten, erst neun Jahre alt, trug sie dem Bur in den Buchen an.

Es ist eine Art Werk der Barmherzigkeit, solchen „Siech", wie die Kinzigtäler Buren kleine Buben nennen, ins Haus

zu nehmen, ihn zu kleiden und zu „ätzen" und alle Wochentage, die Gott vom Himmel gibt, eine Stunde weit hinab ins Tal in die Schule zu schicken.

Aber dieses Werk übernahm der Buchhofbauer gern, und so verließ anno 1876 des Reifschneiders Bernhärdle sein Vaterhaus und zog an der Mutter Hand in die Fremde, hinüber und hinauf in die Buchen.

Das Volk spricht bekanntlich nicht gern mehrsilbige Vornamen aus und kürzt diese, so gut es geht. Jakob wird im Volksmund Jok, Johannes Hans, Nikolaus Klaus und Matthäus Thes usw. Aber mit dem Namen Bernhard machen die Bauern unterm Nillwald eine merkwürdige Ausnahme. Sie nennen ihn nicht etwa Bernd, sondern ganz gegen die sonstige Regel unter Veränderung des Wortlauts „Heider".

Und da unser Siech aus dem Nordracher Tal nur ein Bernhärdle war, hieß er mit seinem Eintritt in die Buchen Heiderle.

Zu vielem war der Heiderle im Hause und auf dem Hof nicht zu gebrauchen wegen seiner Schulpflicht und seiner Jugend. Doch wurde er außerhalb seiner Schulzeit teils als Küchenjunge, welcher der Bäuerin das Kleinholz zum Herdfeuer trug, teils als Schafhirte verwendet.

Bald zeigte sich, daß der Heiderle auch „heiter", d. h. hell im Kopf sei, und der Lehrer in Ober-Entersbach und sein Hofherr merkten unschwer, daß das Büble einen „guten Kopf" habe. Aber das haben beide nicht geahnt, daß der Heiderle in seinem Leben noch zum Professor avancieren würde, auch ohne höhere Studien als in der Volksschule.

Auf dem Buchhof hatte alles den Heiderle gern, Bur, Bürin, deren Kinder, Knechte und Mägde; denn er war nicht bloß ein heiteres, sondern auch ein folgsames Büble, das jedem im Haus gern einen Gefallen tat und sich überaus willig und folgsam zeigte.

Als die Schulzeit zu Ende und der Schafhirte, vom Bur mit neuen Kleidern ausgestattet, zur ersten heiligen Kom-

munion gegangen war, rückte der Heiderle alsbald zum großen Hirten vor mit einem Jahreslohn von 45 Mark, und aus dem Heiderle ward der Heider.

Droben im Berg, unter dem gewaltigen, waldigen Nillkopf war fortan den größten Teil des Jahres des Heiders Aufenthalt. Und er zeigte sich als ein Hirte allerersten Güte: er war achtsam auf seine Tiere, trieb sie rechtzeitig zum Brunnentrog, den das Bergwasser füllte, das unter den Steinen hervorsickerte, und blieb draußen auch beim schlimmsten Regenwetter, wo es bekanntlich den Tieren am besten schmeckt.

Es war ihm eine Lust, Hirte zu sein, auch wenn er von den Wassern des Himmels triefte. Dies bewies denen drunten im Hof sein Jodeln und sein Singen, das er namentlich vor und bei Regenwetter den ganzen Tag über hinabschallen ließ in die Buchen.

Merkwürdigerweise ist das Jodeln und Singen der Hirten für die Leute drunten in den Gehöften ein Zeichen, daß es Regenwetter gibt. „Die Hirtenbuben hören heute wieder nicht auf mit Singen, es gibt ander Wetter," heißt es.

Also haben wir auch hier wieder eine meteorologische Sensibilität, das Aufgeregtsein vor Witterungswechsel, von dem ich in meinen „kranken Tagen" rede, und das von der medizinischen Wissenschaft teils geleugnet, teils noch nicht genügend erklärt wird.

Auch den Vögeln hat das Volk es abgelauscht, so z. B. daß Regenwetter in Sicht ist, wenn die Amseln so lange in den Abend hineinpfeifen. Selbst den Fischen. Wenn die Forellen in den Bergwassern aufspringen und nach Mücken schnappen, kommt „ander Wetter".

Heute noch reden sie auf dem Buchenhof davon, daß der Heider der beste Hirte und Sänger gewesen sei, der je von den Buchen ausfuhr und unter dem Nillkopf hütete.

Er sang noch das schöne alte Hirtenlied, das jetzt ausstirbt mit den Hirten, welche, wie ich schon oft erzählt, die Kultur vertreibt von ihren Bergen, auch im Kinzigtal, wo

die büchergelehrten Ökonomen den Bauern, leider mit Erfolg, predigen, das Vieh nicht mehr aus dem Stall zu lassen.

Jenes Lied aber lautete:

Ein schön'res Leben
Gibt's nicht auf der Welt,
Als hüten und weiden
Die Schäflein im Feld.

In Schäfers Gestalt
Sich trefflich wohl g'fallt,
In den Feldern und Wäldern
Sich b'ständig aufhalt.

Und da zu verbleiben,
So lang als Gott will,
Die Zeit zu vertreiben
Mit allerhand Spiel.

Bald sing ich eins draus,
Bald pfeif ich eins drauf,
Bald geh' ich, bald steh' ich,
Bald reis' ich nach Haus.

Mein Herz tut frohlocken,
Ist munter, wohlauf,
Tut Röslein abbrechen,
Steckt sie oben drauf.

Sie riechen so wohl,
Aller Lust und Freud' voll,
Meinen Augen tut's taugen,
Meinem Herzen g'fällt's wohl.

Aber auch jenes fromme Hirtenlied sang der Heider:

Inmitten der Nacht,
Als Hirten erwacht,
Von oben es klinget,
Und Gloria singet
Die englische Schar,
Ja, ja, geboren Gott war.

Die Hirten im Feld
Verließen ihr Zelt.
Sie gingen mit Eilen,
Ja ohne Verweilen
Dem Krippelein zu,
Der Hirt und der Bu.

Sie finden geschwind
Das göttliche Kind
Und bringen ihm Gaben,
Was sie g'rad haben,
Knien nieder dazu,
Der Hirt und der Bu.

Aber der Hirte in den Buchen war nicht allein das sinnige Naturkind, das singend und jodelnd im Sonnenschein wie im Wettersturm an der Berghalde saß. Ein anderer tat's ihm, wenn auch in anderer Art, zuvor.

Manchmal, zur Sommers- und Herbstzeit, wenn in aller Frühe der Heider seine Tiere „in den Berg" trieb und der Lorenz hinaus auf die Eck schritt, um für die Pferde Klee zu mähen, begegnete ihnen schon der Bur. Er war auf dem Heimweg, da die beiden eben aufgestanden. Woher kam der Meister so früh oder so spät? Ist er drunten in Zell oder in Hasle bei Spiel und Trank gesessen und hat sich erst lange nach Mitternacht aufgemacht den Berg herauf, und sind ihm so die Frühaufstehenden in den Weg gelaufen?

Nimmermehr! Mein alter Freund Michael Erdrich ist kein Spieler, kein Trinker und kein Sitzenbleiber, wohl aber ein Bauersmann mit Poesie und Elegie im Leib.

Draußen auf dem Grat, nahe der Wasserscheide zwischen der Kinzig und dem Harmersbach, von wo man weit hinabsieht in beide Täler, hat unser Bur eine Bank unter einem Kirschbaum. Hier sitzt er an Sommer-Sonntagen und schaut in die herrliche Welt hinab zu seinen Füßen. Hier sitzt er aber seit Jahren auch zur Sommerszeit manche Stunde der

Nacht und schaut heimwehvoll nach einer bessern Welt, hinauf zum Sternenhimmel.

Älter geworden, so erzählte er mir, liegt er manche Nacht schlaflos auf seinem Lager, und da denkt er an des Lebens Kürze, an die vielen Buren ringsum in Berg und Tal, die gelebt, da er noch ein Knabe war, und nun alle nicht mehr sind, und er denkt an so manchen Altersgenossen, den sie auch längst zu Tal und hinabgetragen haben auf den Kirchhof unter den Eichen, wo seine Ahnen modern, unter ihnen der Vogt von Mühlstein und die Magdalene.

Bei diesen Gedanken erfaßt den starken Mann die stille Mahnerin, die so gern in einsamen Stunden der Nacht an denkende Menschenkinder herantritt — die Wehmut. Er erhebt sich von seinem Lager, schreitet hinaus auf den Grat, setzt sich auf die Bank unter dem großen Kirschbaum und schaut den Sternen zu, wie sie ihren Lauf machen am Himmelszelt, und denkt an das uferlose, zeitlose Land der Ewigkeit, das hinter jenen Sternen wohnt.

Dazu hört er vom Nillwald her die Tannen flüstern im Nachtwind, hört die Turmuhren schlagen von Hasle und von Zell herauf oder vom Reichstal Harmersbach herunter, je nachdem der Wind weht, und hört die Kinzig rauschen in dunkler Ferne.

Und wenn das Sternbild des „Herrenwagens" drüben über der Ruine Geroldseck steht, weiß er, daß es dem Morgen zugeht und daß die Sonne bald ihre ersten, blassen Lichter über den Nillkopf wirft.

Er erhebt sich, dem Hof zu. Es ist ihm wieder leicht geworden in der kühlen Nachtluft, und wenn die andern daheim aufstehen, sucht er noch einmal den Schlaf auf.

Das, was ich hier schreibe, ist nicht etwa Dichtung. An der Bank auf dem Grat hat mir der Buchhofbauer es selbst erzählt, fast mit den gleichen Worten am gleichen Maientag des Jahres 1895, da ich meinen Jugendfreund, Martin, den Knecht, besuchte.

Wir sprachen dann noch über die Volks-Astronomie, und da erfuhr ich wieder, daß das Volk, dieses Genie von Gottes Gnaden, welches unsere Kultur jetzt verdummen will, alle Künste und alle Wissenschaften treibt und versteht. Nicht bloß alle Poesie kommt aus dem Volke, sondern auch alle andern idealen und praktischen Studien und Beschäftigungen der Menschheit.

Interessant sind zunächst die verschiedenen Namen, welche das Volk dem gewaltigsten Sternbild gibt, der Milchstraße.

Sie heißt im Kinzigtal „die Jokumstraße", d. h. Jakobsstraße. Jok gilt im dortigen Dialekt für Jakob. Wie und warum dieser Name? Im Mittelalter war die Hauptwallfahrt der Kinzigtäler Sankt Jakob de Compostela in Spanien, und deshalb nannten die alten Buren die Milchstraße Jokumstraße nach der Haupt-Pilgerstraße. Am Rhein heißt sie Kölner Straße. Die Slovenen und auch die Schweizer nennen sie Romstraße, die Türken „Weg der Waller" nach Mekka und Medina. Wir sehen, wie das Volk überall vom gleichen, sinnigen, poesievollen Geiste geleitet ist bei Benennung jenes Sternbildes.

Das großartigste poetische Denkmal der ältesten deutschen Literatur, der Heliand, ist von einem Bauern gedichtet im 9. Jahrhundert, und mein Freund Erdrich, der Bur in den Buchen, kann ohne Uhr jede Stunde der Nacht bestimmen, wenn er den Sternenhimmel sieht. Seine Lehrmeister waren alte Buren und zwei arme Schacher-Juden, die in seiner Knabenzeit auf seines Vaters Hof, auf den Mühlstein kamen, und um Gotteswillen auf der Ofenbank Nachtquartier erhielten.

Diese Hebräer sagten auch, nachdem sie zu den Sternen geschaut, seiner Mutter, der Bäuerin, jeweils, welche Hülsenfrüchte am besten in dem betreffenden Jahre gedeihen und welche sie deshalb setzen sollte.

Aber große Astronomen lebten auch unter den Bauern der Täler am Harmersbach selbst.

Da hauste, hoch oben unter dem „Regiliskopf“, an den Quellen des Harmersbachs, der öfters im Jahr mehr ein Fluß ist als ein Bach, droben „auf der Hark“, im obersten Winkel des Reichstales, in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine Bäuerin. Sie war die Veleda der Buren der ganzen Gegend, die nach dem Dreikönigs-Tag eines jeden Jahres hinaufwallten auf die Hark und bei der Seherin das Programm holten über ihr Wohl und Weh im neuen Jahr.

Die alte „Harkbüre“, wie sie im Volke hieß, betrachtete von ihrer Bergeshöhe aus alljährlich zwischen Weihnachten und Dreikönig den Lauf der Sterne in mitternächtlicher Stunde, und dann verkündete sie den Buren, ob das neue Jahr gut oder schlecht ausfalle, Krieg oder Frieden bringe. Sie hatte die napoleonischen Kriege vorausgesagt, und ihre letzte Prophezeiung waren die Stürme der Jahre 1848 und 1849.

Sie meinte, wenn die Trabanten am Himmelszelt, die sie Knechte nannte, vor ihrem Herrn hergingen, gebe es Krieg, wenn der „Herren-Stern“ aber dem Knecht vorausziehe, bleibe Frieden auf Erden.

Und als die Veleda auf der Hark selbst zu den Sternen gegangen war, da stand ein anderer Astrolog auf, tief unten im Harmersbacher Tal, ein Bauer namens Andreas Rothmann, der Roth-Andres genannt.

Wie Wallenstein zum Sterndeuter Seni, so kamen die Bauern zum Roth-Andres. Nur stellten sie keine so kritischen Fragen an seine Sternkunde, wie einst der Friedländer sie an seinen Leib-Astrologen gestellt hat. Sie wollten nur wissen, wann und ob das Wetter gut würde zum Heuen und Ernten, und ob ein harter oder ein gelinder Winter ins Land zöge.

Wie Seni sprach der Roth-Andres: „Die Sterne lügen nicht.“ Drum glaubten auch die Buren alle an ihn, und an Sonntagen ging auf dem Kirchplatz und in der Wirts-

stube die Frage um: „Was sagt der Roth-Andres vom Wetter?“ Ließ er gar sich selber blicken, so umstellte ihn alles und fragte: „Andres, wie kommt's?“

Der Andres sagte den Schnee des kommenden Winters auf den Tag schon im Sommer voraus. „Der Schnee blüht im Sommer am Himmel,“ pflegte er zu sagen, und an gewissen Wolkenzügen am sommerlichen Firmamente wollte er dies ersehen.

Halbe Nächte verbrachte der vermögliche Bauer, der für seine Sterndeuterei keinen Pfennig nahm, unter den Bäumen im Feld liegend und betrachtete den Sternenhimmel. Wenn er morgens heimkehrte, waren seine Kleider mit Tau-Schnecken übersäet, die an dem in Betrachtung des Firmaments versunkenen Andres hinaufgekrochen waren.

Es sind schon bald sechzig Jahre, seitdem der Roth-Andres auch das Zeitliche gesegnet hat. Die Bauern-Astronomen sterben aus. Unsere Zeit hat ihren Falb und ihre Zeitungen, die jetzt „das Wetter machen“, es aber mit aller Wissenschaft nicht weiter bringen und es nicht besser erraten, als der Bauer, der in den Tauschnecken gelegen.

Nur mein Freund Erdrich treibt noch in elegischen, schlaflosen Nächten im Kinzigtal Astronomie nach alter Burenart und ist, wenn er auf dem Grat unter dem Kirschbaum sitzt, ein lebendiges Sinnbild der Volkspoesie, die in ihm eine der letzten Säulen besitzt.

Die Salon-Dame Kultur sorgt dafür, daß die Volkspoeten mehr und mehr aussterben, daß die Bauern kultiviert und innen und außen ebenso prosaisch, ledern und steif werden, wie die Kulturmenschen in den Städten.

Im „finstern, bornierten Mittelalter“, wo die Volkspoesie noch frisch quellte, wie alle Ideale der Menschheit, war man von der engen Beziehung des Menschen zur Natur noch so durchdrungen, daß die Menschen poesievoll in den Sternen ihre Geschicke geschrieben sahen.

Kaum war ein Mensch geboren, so wurde ihm, vorab,

wenn er besserer Herkunft war, das Horoskop oder die Nativität gestellt nach den Sternen. Der Stern-Jahresregent und das Sternbild des Geburtstages gaben hiebei den Ausschlag.

Heutzutag suchen die Menschen das Horoskop nicht am Himmel, sondern auf Erden, und der Geldsack der Eltern, des Vaters Ämter und Titel geben den Ausschlag. Alle so gestellten Horoskope schlagen aber meist weit mehr fehl, als die von den Sternbildern genommenen.

Ich verkehrte im Frühjahr 1895 einige Zeit mit einem seltenen Manne, den ich voll mir neuer, tiefer Ideen fand über die Menschheit und ihre Zukunft. Es überraschte mich, aber nicht unangenehm, daß der Herr noch das alte Horoskop nach den Sternen glaubte. Als Anhänger aller alten, poesievollen Anschauungen und Gebräuche bat ich ihn, auch mir die Nativität einmal zu stellen.

Mein Stern-Jahres-Regent ist der Merkur, und der deutet auf einen „guten Geschäftsmann". In der Tat haben mir schon viele Geschäftsleute, mit denen ich zu verkehren hatte, gesagt, ich hätte einen guten Handelsmann abgegeben, und andere meinten, ich hätte noch alles durchgesetzt, was ich unternommen.

Ich selbst aber bin, wie wir aus meiner Jugendzeit wissen, mit List meiner Großmutter entronnen, da sie mich zu einem Jünger des Merkurius machen wollte, und ich wäre nach meiner Ansicht längst bankrott und wegen schlechter Buchführung wahrscheinlich noch eingesperrt worden, wenn ich Kaufmann geworden wäre. Denn der Greuel aller Greuel von Schreiberei wäre mir die kaufmännische Buchführung, der ich das Steinklopfen am Rande einer sonnigen Landstraße weit vorzöge.

Und doch glaube ich mit dem Merkur, dem Gott des Handels, aber auch der Gauner und Spitzbuben, wie die alten Griechen und Römer annahmen, verwandt zu sein und zwar von meinem mütterlichen Großvater her. Der war Hausierer

und später Krämer, und von dem hab' ich vieles geerbt, selbst die Gesichtszüge.

Das Sternbild meines Geburtstages ist kein geringeres als der — Löwe, und mein Astrolog wollte mir demgemäß alle rühmlichen Eigenschaften des Wüstenkönigs zuschreiben, obwohl nur eine zutrifft, und diese ist nicht des Löwen schönste und nicht die gescheiteste.

Wenn diese Riesenkatze mit der goldenen Mähne zu brüllen anfängt, so läßt sie ihre Stimme in die Wüste hinein los ohne Rücksicht auf die übrige Tierwelt, auf Elefanten, Affen, Gazellen, Urochsen, Papageien, Kolibris und wie sie alle heißen, ihre Mitbewohner im Urwald, und sie überlegt nicht, ob jene etwa im Schlafe gestört würden. Ähnlich schreibe und sage ich, wie mir's ums Herz ist, ohne Rücksicht auf das, was meine lieben Nebenmenschen dazu sagen oder über mich denken, und ohne zu überlegen, ob sie davon angenehm oder unangenehm berührt werden.

Und wie es vom Löwen eine Dummheit ist, wenn er Hunger hat, zu brüllen und so seine Kollegen aufmerksam zu machen, daß er es auf einen von ihnen abgesehen, so ist es von mir schon oft unklug gewesen, alles niederzuschreiben, was mir in die Feder und in den alten Haslacher Kindskopf gekommen ist.

Drum hör' ich selten das Wort: „Gut gebrüllt, Löwe!"

Doch es muß auf Erden auch solche Käuze und Kindsköpfe geben; Duckmäuser, Blindschleichen, Maulhalter und berechnende Streber gibt's in unsern Tagen ohnedies übergenug. —

Wir sehen also, daß es mit dem Horoskop nach den Sternbildern nicht so ohne ist. Namentlich glaub' ich, daß es in unsern Tagen viele Leute gibt, denen man nach dem Sternbild des Wassermanns die Nativität stellen könnte. —

3.

Siebzehn Jahre alt war der Heider geworden als Hirtenknabe und Hirtenbub unter dem Nillkopf. Eben hatte er um Allerheiligen des Jahres 1883 seinen Hirtenstab niedergelegt, weil der Winter vor der Türe stand, als seine Mutter den Berg heraufstieg und ihn seinem idyllischen Dasein entriß.

Sein älterer Bruder, der in Offenburg im „Zähringer Hof" Laufbursche und Kegelbub gewesen, war Soldat geworden, und die Mutter wollte den Heider an dessen bisherige Stelle bringen, weil diese weit mehr eintrug als das Hirtenamt in den Buchen und die gute Frau auf die Unterstützung ihrer erwachsenen Kinder angewiesen war.

Der sangreiche Hirte unterm Nillkopf brachte das Opfer, verließ seine Berge, zog hinab in das damals noch sehr langweilige Offenburg und wurde — Kegelbub.

Kegelbub und Hirtenknabe! Gibt es größere Gegensätze auf Erden, denn diese? Von den lichten Höhen, eine Welt zu ihren Füßen, aus dem Tannenwald, der von seinen Liedern erschallt', hinab in eine dunkle, staubige Kegelbahn, die zwischen den Hinterhäusern einer öden Stadt gelegen ist!

Und statt das liebe Vieh zu hüten, es an die Quelle zu treiben, von gefährlichen Felsen wegzujagen, in den stillen Gassen einer Kleinstadt den Laufburschen machen, heißt ein König gewesen sein und zum Bettler werden.

Und statt in Gottes freier Natur und in seiner lieben Sonne seine eigenen Jodler und Lieder zu hören, in dumpfer Bahn das Gerassel fallender Kegel und das Krakeelen lärmender Kegler zu vernehmen und zu schweigen, heißt aus dem Himmel der reinsten Poesie in die Hölle der trübsten Prosa fallen.

Das fühlte der Heider und er bekam nicht wenig Heimweh nach den Weideplätzen unter dem Nillkopf. Aber was will ein armer Teufel machen im Kampf ums Dasein? Er muß sich viel gefallen lassen um ein paar Batzen des Lohnes mehr.

Ist das „gemeine Volk" nicht überhaupt der Kegelbub der menschlichen Gesellschaft? Was muß es sich alles bieten lassen von seinen politischen Kegelschiebern, besonders wenn, um mit Goethe zu reden, „Knaben Herren der Bahn sind!" Wie oft wird nicht von solchen Kegelschiebern umgeworfen, was das Volk mit Mühe und Liebe aufgebaut hat, und wie oft, wenn die Könige gefallen sind, wie im Kegelspiel, sind's die Bauern gewesen, welche sie und ihren Thron wieder aufrichteten! —

Zwei Jahre lang setzte unser Heider den Herren von Offenburg, welche, um der Langeweile ihrer Residenz zu entgehen, Kegel spielten, auf, was sie niederwarfen. Dann ward's ihm zu wenig und zu dumm, länger Kegelbub zu sein, und er suchte wieder hinauf ins Tal zu kommen.

Bauernknecht konnte der schmächtige, kleine Heider, der zudem etwas hinkte, nicht werden; denn dieses Amt erfordert in den Bergen einen starken Mann. Dagegen spekulierte er auf den Posten eines Hausknechts in einem der vielen Wirtshäuser im obern Tal, wo Buren einkehren und aus- und einspannen lassen.

Es gelang ihm, und der Heider wurde Hausknecht und zwar an lauter renommierten Stationen; einmal in der „Stube" in Nordrach, wo einst der „Hans und die Magdalene" ihre Lieder sangen und die Reichs- und Klosterbauern des vorigen Jahrhunderts verkehrten; dann beim Pflugwirt in Unter-Entersbach, der ein kurioser Heiliger und ein nervöser Kamerad war, aber die besten Weine hatte, von denen die Buren gerne tranken, wenn sie aus Zell heimkehrten von den Wallfahrten; endlich in der Restauration am Bahnhof in Biberach, wo viel Verkehr sich abspielt. Hier fing Heiders Stern zu leuchten an.

Er ging abends manchmal hinein ins Dorf Biberach und besuchte im „Bären" seinen Amtsbruder, den Hausknecht. Im Bären kampierten nun eines Abends Zigeuner. Einer derselben offenbart dem kleinen Heider — ohne daß

dieser eine Offenbarung wünscht — er sei zum Arzt geboren und besitze von der Natur die Gnadengabe der Heilung. Er gibt ihm auch ein Buch zur Einführung in die Heilkunst, und der junge Hausknecht mit dem guten Kopf macht sich ans Studium. Zu diesem Zweck verläßt er seinen dienstlich strengen Posten am Bahnhof und wird Hausknecht auf dem unweit davon entfernten, an einsamer Straße liegenden Gröbernhof, der von alters her eine Wirtschaft hat, in der aber nicht jeden Tag Leute einkehren.

In dem Zigeuner-Buch findet er auch, daß er einen „Bergspiegel" haben müsse. Der Bergspiegel ist der Talisman des Sympathie-Doktors; in ihm sieht er alle Krankheiten, und das Volk glaubt an die Macht dieses Spiegels. Der Heider geht frisch ans Werk, einen zu bekommen.

Wie? — das lernt er auch aus jenem Buch.

In einer mondhellen Nacht steht er mit den notwendigen zwei Zeugen, die aber, mag kommen, was da will, und mögen sie was immer sehen, schweigen müssen — an der Kreuzstraße unweit des Gröbernhofs. Seine, des zukünftigen Sympathie-Doktors Aufgabe ist es, einen Spiegel an den vier Ecken mit Kreuzen zu bezeichnen, um Mitternacht, und ihn auf der Kreuzung der Straßen zu begraben, bis drei Leichen darüber geführt oder getragen worden sind.

Eben schlägt es die zwölfte Stunde von der Pfarrkirche in Zell her, da beginnt der Heider sein Werk. Kaum hat er aber das erste Kreuz gemacht, so tost's in den Lüften wie das wilde Heer; Reiter und Kutschen nahen der Straße. Die erschreckten Zeugen rufen bestürzt: „Was ist das? Siehst du dort den Reiter?" — und fliehen. Der Spuk ist aus und die Spiegelfabrikation zunichte, weil die Kollegen die Geister „beschrien" haben. Mißmutig geht der Heider heim.

Aber er gibt sein Vorhaben nicht auf und weiß sich zu helfen, klug wie er war und ist. Er sucht sich zwei Taubstumme aus, die leider in der Gegend nicht allzu selten sind. Die nimmt er mit auf die mitternächtliche Kreuzstraße. Bei

ihnen ist er sicher, daß sie die Geister nicht beschreien und das wilde Heer nicht durch die Lüfte sausen hören und so erschrecken und laut werden. Es gelingt. Die Stummen werden erst dann unruhig und fliehen, als sie über dem Haupt Heiders etwas hängen sehen wie einen Mühlstein und glauben, der Stein erschlage auch sie. Der Spiegelfabrikant aber arbeitet unentwegt weiter; die Zeichen sind gemacht, und er vergräbt nur noch seinen Spiegel. Kaum ist er damit zu Ende, so fällt er um und liegt bewußtlos auf der Straße, bis der Morgentau ihn weckt. —

So erzählten mir glaubhafte Buren und selbst ein Pfarrherr im Tale.

Jahr und Tag vergehen, bis die drei Leichen die Kreuzstraße passiert haben, denn die Unter- und Ober-Entersbacher, welche ihre Toten hier durchführen, sterben nicht gerne. Sobald aber sein Spiegel die letzte Weihe erhalten hat, fängt der Heider an zu „doktern".

Die Geschichte von seinem Bergspiegel, und wie es dabei herging, ist längst durchs Tal gegangen; das Volk glaubt deshalb, daß der Knecht auf dem Gröbernhof einen solchen Spiegel habe, und kommt, sich von ihm Heilung zu holen.

Sobald unser Heider merkt, daß es Praxis gibt, verlegt er seinen Wohnsitz und wird Hausknecht im benachbarten Zell im „badischen Hof", damit die Leute ihn leichter finden.

Die Kundschaft mehrt sich hier mit der Kunde, daß er dem und jenem, dieser und jener geholfen habe. Im Herbst 1893 hat er begonnen und im November des gleichen Jahres verschreibt er schon 230 Rezepte; mehr als mancher approbierte Arzt.

Der Sympathie-Doktor ist aber auch ein populärer Mann, er spannt den Buren erst die Pferde aus, füttert und tränkt dieselben und dann gibt er ihren Herren in einem „aparten Zimmerle" Bergspiegel-Audienz in allen leiblichen Nöten.

Es geht nicht lange, und sein Ruf dringt nach außen

über die Berge des Kinzigtales hinaus. Schon im Frühjahr 1894 kommen Fremde, Herrenleute, an am Bahnhof in „Biwere", der Station für das im Seitentale des Harmersbachs gelegene Städtchen Zell, und fragen nach dem „Professor Benz". Sie staunen, daß niemand einen solchen kennen will, hören aber nach einigem Hin- und Herfragen: „Ja, des isch der Husknecht im badischen Hof in Zell, der heißt Benz zuom G'schlecht und isch Sympathie-Dokter."

Einer, den man Professor nennt, kann nicht länger ein ständiger Hausknecht sein. Drum kündete der Heider dies Amt, machte die Hausmagd zur Doktorin und Professorin und gründete ein eigenes Heim. Aber sein „Sprechzimmer" blieb im badischen Hof, denn der Badisch-Hof-Wirt verkaufte manchen Schoppen und manche Bratwurst an die Klienten des Professors.

Der aber amtete, eingedenk seines bisherigen Standes und seiner Popularität, gelegentlich noch als Hausknecht. Er spannte, wenn sein Nachfolger gerade nicht da war, die Pferde aus und führte sie in den Stall, und dann nahm er seine Sprechstunden auf.

An Samstagen, wo die Buren und Bürinnen und ihre Völker wallfahrten nach Maria-Zell, da ist der Professor stets den ganzen Tag präsent im badischen Hof; an den übrigen Tagen fischt er draußen an der Kinzig im „schwarzen Pfuhl" am Reiherwald nach Hechten oder in den Talbächlein nach Forellen, mit denen er auch bei Bedarf seine „Kollegen" versorgt, die Ärzte im Städtle, die sonst allerdings nicht neidlos herabschauen auf den einstigen Hirtenbub und Zigeunerschüler. —

Es war ein heißer Julitag des Sommers 1895, als ich, „vom Mühlstein" herabkommend, am badischen Hof in Zell vorfuhr, um den Professor, den ich bisher nicht gekannt, von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Bei mir war der Bur, bei dem er Hirtenknabe gewesen.

Als wir anfuhren, stand ein kleiner, gesund aussehender,

junger Mann im Hof und begann, nachdem er uns begrüßt, alsbald die Pferde auszuspannen. Es war der Heider, der zweifellos heute noch mehr einem propern Hausknecht gleicht als einem Professor der Heilkunst.

Wir nahmen ihn alsbald allein in ein Nebenzimmer, und ich befragte ihn über seine Kuren und deren Erfolge. Über den Bergspiegel gab er keine Auskunft; er antwortete geheimtuend und ausweichend, und ich wollte nicht weiter in ihn dringen, denn vielleicht muß der Heider schweigen, um des Spiegels Zauberkraft nicht zu verscheuchen.

Aber Briefe wollte er mir vorlegen von Patienten, „vom Bauer bis hinauf zu den höchsten Ständen", die sich bedanken für erfolgte Heilung. Ich verzichtete auch darauf, da ich kein Recht hatte, anderer Leute Briefe zu lesen.

Ich fragte ihn über sein Verhältnis zum Hättichsbur, dem berühmten, alten Sympathie-Doktor im Harmersbacher Tal droben, der jeden Sonntag nach Zell in die Kirche kommt. „Wir sind die besten Freunde, der Hättichsbur und ich," erwiderte mir der Heider. „Wir sitzen oft bei einem Schoppen zusammen und reden von der Sympathie."

Da haben wir einen Beweis gegen die Worte Goethes:

Lebst im Volke, sei gewohnt,
Keiner je des andern schont,

und es freute mich, daß die zwei Volksärzte sich auch gegenseitig selbst Sympathie entgegenbringen und so ihrem Namen als Sympathie-Doktoren Ehre machen. Die approbierten Ärzte, so denselben Bezirk zur Ausübung ihres Berufes haben, stehen sich meist auf dem Fuße der Antipathie gegenüber.

Übrigens bemerkte ich an dem jüngsten Sympathie-Doktor im Kinzigtal ein Paar „schelmizige" Augen, und er scheint mir nicht allzu sehr Biedermann zu sein. Ich kann ihm dies aber nicht ganz verübeln in unsern Tagen, in denen im geselligen Leben und in der Welt das treffliche Wort unseres alten Dichters Logau gilt:

Wer gar zu bieder ist, bleibt zwar ein redlich' Mann,
Bleibt aber, wo er ist, kommt selten höher an.

Wer's vom Hausknecht zum Professor bringen will, der muß dies Sprüchlein sich wohl merken, und das tut der Heider.

Völlig Biedermann ist der Hättichsbur, den ich wenige Monate darauf in Zell sprach, als des Erdrichs in den Buchen Tochter, die Zezil, Hochzeit hielt. Er geht noch in alter Tracht, ein geistreich ausschauender, bartloser, alter Bauersmann mit einem Blick voll Gutherzigkeit und Wohlwollen.

Er ist weit berühmter als der Heider; zu ihm kommen sie noch viel weiter her, er praktiziert aber auch schon viel länger. Der Hättichsbur gibt sich durchaus schlicht, einfach und bescheiden — aber was er spricht, zeigt den Mann, der seiner Sache sicher ist. —

Und nun, ehe wir zum Lorenz zurückkehren, noch ein Wort über Sympathie und Volksaberglauben[1].

Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts gaben die Gelehrten der Pariser Akademie den Wahrspruch, es sei abgeschmackt und daher zu verbieten, an das Leuchten des Meeres zu glauben, weil Wasser und Feuer sich nicht vertrügen, also jenes Leuchten nicht existieren könne.

Diejenigen nun, welche damals an die Wissenschaft der berühmten Akademie glaubten, glaubten auch fortan nicht mehr, daß das Meer leuchte. Das Meer selbst aber war so frei, weiterzuleuchten, wie vorher, und leuchtet bis zur Stunde.

Ähnlich verkünden die Aufklärer unserer Tage, Sym-

[1] In der neuesten Zeit hat ein evangelischer Geistlicher, Professor Dr. Freybe in Parchim, Mecklenburg, eine Reihe vorzüglicher Aufsätze veröffentlicht, unter dem Titel: „Der deutsche Volksaberglaube und seine pastorale Behandlung“. Sie sind gedruckt in der zu Gütersloh erscheinenden Monatsschrift „zur Begründung und Verteidigung der christlichen Wahrheit“ und verdienen die weiteste Verbreitung als Separatschrift.

pathie sei Dummheit und Aberglauben, und die an diese Aufklärung glauben, folgen diesem Urteilsspruch. Die Volksseele aber, die zurückgeht und zurückahnt bis zu den ersten Menschen, also so alt ist, als die Menschheit, lacht über diese Aufklärung und läßt in sich leuchten bis zur Stunde den „Wust des Aberglaubens".

Die Volksseele ist eben von Gottes Gnaden, der das Leuchten des Meeres schuf, wie jene tiefe Sympathie zwischen allen seinen Geschöpfen, vom Stein und vom Wurm bis hinauf zum Menschen und zu den Cherubim und Seraphim in einer unsichtbaren Welt.

Alles, was Gott geschaffen hat, ist sein Kind, und deshalb jedes seiner Kinder dem andern verwandt, weil vom gleichen Vater kommend. Drum lassen die Sänger des alten Bundes Berge und Flüsse und Bäume ihren Schöpfer loben und frohlocken über die Großtaten Gottes an den Menschen. So läßt Isaias „die Bäume in die Hände klatschen" über die Segnungen, die der Herr den Menschen verheißt. Was ist das anderes als Sympathie, Teilnahme, Mitfreude?

Wenn nun umgekehrt der Mensch, der Naturmensch, das Volk, den Tieren und Pflanzen in seinem „Aberglauben" Mitteilung macht von Vorgängen im Menschenleben, wenn es an die Bienenstöcke klopft, die Stalltüren öffnet und den Tieren zuruft: „Euer Meister ist tot," und wenn es hinausgeht und an die Bäume schlägt auf dem Gute des Toten und auch ihnen diese Kunde zuruft, weil sie sonst auch sterben möchten aus Mitleid mit ihrem toten Herrn — ist das verwerflicher Aberglaube? Nein — sage ich — es ist die tiefste Religion und die herrlichste Poesie. Es ist dies die Sympathie aller Wesen, die Gott geschaffen hat, und entspringt durchaus echtem, wahrem, innerem Glauben und entspricht der Tatsache der Schöpfung durch ein allmächtiges Wesen. —

Der Mensch, ursprünglich bestimmt zum Herrn der irdischen Natur, sank, wie das Christentum uns lehrt, durch den Sündenfall in die Knechtschaft der Natur- und Sinnen-

welt. Dem entsprechend finden wir im Heidentum überall Anklänge der Gebundenheit des Menschen an die Natur, an Pflanzen und Tiere. Wir wissen, daß deshalb Griechen und Römer ihr Schicksal weissagten aus dem Rauschen der Eichen und der Lorbeerbäume, aus dem Fluge der Vögel und aus den Eingeweiden der Tiere.

Die Volksseele vergißt Dinge, die Jahrtausende lang in ihr vorgingen, nicht; drum finden wir auch bei unserm deutschen Volke heute noch ähnliche Erscheinungen, die sich an das Begegnen mit Tieren knüpfen. Je nachdem einem ein Hase, eine Katze, ein Schaf, ein Schwein über den Weg läuft, bedeutet das Glück oder Unglück. Auf dem Hause krächzende Raben bedeuten einen Todesfall.

Überall erkennen wir hier die Sympathie, das heißt die Wechselbeziehung zwischen dem Menschen und der Natur.

Ebenso finden wir auf der andern Seite bei allen Völkern und zu allen Zeiten den Glauben an das Gebundensein, an die Sympathie des Menschen mit einer überirdischen Welt, mit guten oder bösen Geistern. Ja, es gibt heute noch Völkerstämme, deren Religion einzig im Glauben an solche Geister beruht.

Es kam die Zeit der Erlösung. Christus, der Herr, dem alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden, wollte der Menschheit wieder zur Herrschaft verhelfen über die Natur und über die bösen Geister, indem er sie zu Gott, von dem sie abgefallen war, zurückführte und mit ihm vereinigte.

Er gab denen, die an ihn glaubten, Gewalt über die Natur, wie er sie selbst in göttlicher Kraft ausgeübt hatte. Sie heilten so in seinem Namen Krankheiten, befahlen den Fiebern, zu weichen, dem Blute, still zu stehen, den gelähmten Nerven, sich zu bewegen.

Der Mensch hatte so die Herrschaft wieder über die Natur. Die Sympathie, die Wechselbeziehung zwischen beiden, war wieder die von Gott ursprünglich gewollte, nach welcher der Mensch Herr der Schöpfung sein sollte.

Und diese Gnadengaben (Charismata nennt sie die Kirche), von denen der heilige Paulus wiederholt redet, finden sich heute noch. Da lebt ein frommer Priester, dort eine entsagende Klosterfrau, hier ein gläubiger alter Schäfer, dort ein schlichter Gottesmann und treibt Sympathie, d. h. sie heilen durch das Kreuzzeichen unter Anrufung der allerheiligsten Dreifaltigkeit und durch Gebet, stillen das Blut und die Fieber und nehmen den Brand.

Und der Sympathie-Doktor soll alles tun um Gotteslohn, d. h. er darf nichts fordern dafür, weil Gebet und Fürbitte aus Liebe, aus Mitgefühl (Sympathie) erfolgen sollen.

Und ich frage jetzt nochmals: Ist das Glaube oder Aberglaube? Oder sind das nicht vielmehr Heilungen von Gottes und darum von Rechts wegen?

Heilt denn Christus, der Herr, die Gebrechen unserer Seele in den heiligen Sakramenten anders als durch sichtbare Zeichen und durch das Wort Gottes? Ähnlich heilt auch der Sympathie-Doktor die leiblichen Gebrechen.

Und wenn wir Menschen alle im Glauben und Wandel inniger mit Christus und dem Vater verbunden wären, könnten wir alle heilen und brauchten selten oder gar nie einen Arzt. Von keinem der Apostel hat man gelesen, daß er je krank gewesen, und von keinem Heiligen, daß er einen Doktor gerufen habe.

Und, abgesehen von des Glaubens Kraft, gibt es nicht manche Menschen, die besondere Gaben von Natur aus haben? Es gibt Leute, welche die wildesten Tiere zähmen, Männer, die eine magische Gewalt ausüben auf Frauenherzen. In jedem Dorfe lebt ein oder das andere „Wibervolk", das immer die schönsten Blumen hat und sie auch nicht anders pflegt, denn ihre Nachbarinnen. „Sie hat eine glückliche Hand", heißt's im Volk.

Ich hab' einen Mann gekannt, dem alle Vögel zuflogen. Ähnliche Erscheinungen begegnen uns im Leben der Heiligen.

So gibt es auch Menschen, die von Natur aus besondere Heilkraft und Heilkunst haben. So war z. B. Pfarrer Kneipp zweifellos ein Naturarzt von Gottes Gnaden.

Und darum hat es zu allen Zeiten unter dem Volke Naturärzte und „Sympathie-Dökter" gegeben und wird sie geben, so lange das Volk Volk bleibt, d. h. Naturkind. Und ich hoffe und glaube, daß die Kultur nie so weit um sich greift mit ihrem Aufkläricht, daß das Volk die glaubenstiefen, poetischen Züge der Volksseele als Dummheit und Aberglauben verlacht und verwirft. In dem gleichen Augenblick wird es dann auch den echten, rechten Glauben wegwerfen und zum Unglauben überhaupt sich wenden. Dann wäre es um das Volkstum und damit um die ganze Herrlichkeit der Aufklärung geschehen. Dies erkannte schon ein klassischer Dichter, der mitten in einer Zeit der sogenannten Aufklärung lebte. Es ist Jean Paul. Der schrieb damals die trefflichen Worte: „Ich möchte lieber in der dicksten Luft des Aberglaubens, als unter der Luftpumpe des Unglaubens leben; dort atmet man schwer, hier aber erstickt man." —

Im Aberglauben liegt, wie wir gesehen haben, noch viel gesunder und tiefer Glaube. Und solange unsere Bildung noch nicht so weit ist, Licht in all die zahllosen Geheimnisse zu werfen, die uns umgeben, und alle Rätsel zu lösen, vor denen wir stehen, soll sie nicht spotten über „das dumme Volk mit seinem Aberglauben".

Einer der schärfsten und in bezug auf positive Religion ungläubigsten Denker, Schopenhauer, schrieb: „Das Volk hat nie aufgehört, an Magie zu glauben. Ein Zweig der alten Magie hat sich unter dem Volke sogar offenkundig in täglicher Ausübung erhalten, nämlich die sympathetischen Kuren, an deren Realität wohl nicht zu zweifeln ist."

„Niemals," sagt der Protestant Rocholl in seiner Geschichte der Philosophie, „hat der Unglaube den Aberglauben getötet, und am Schlusse ihrer Fahrten durch die dürre Heide wird der Aufklärung klar werden, daß alle ihre Versuche, zu sein wie

Gott, zu Wasser werden. Und aus dem Wasser wird dieser Irrtum ins Feuer taumeln. Die Mächte, welche der Unglaube tausendmal tot gesagt hatte, werden ihn wie Fieberfrost schütteln. Kant, der größte Denker unseres Jahrhunderts, glaubte an eine ‚unheimliche, uns umwitternde Welt‘. Die Bildungswelt unserer Tage glaubt an nichts, folglich wird sie an orakelnde Tische und an klopfende Geister glauben.“

Ja, dem Tischrücken, den Klopfgeistern und ähnlichen Dingen verfiel unsere ungläubige, gebildete Welt, die über Volksaberglauben spottet.

Mit Recht sagt der Dichter Geibel:

Glaube, dem die Tür versagt,
Steigt als Zauberei durchs Fenster.
Wenn die Götter ihr verjagt,
Kommen die Gespenster.

So wollen wir denn unserm Volk seinen tief poetischen und tief christlichen Glauben an die Sympathie lassen und meinen Kinzigtälern ihren Hättichsbur und ihren Heider. Und die geistlichen Herren auf den Kanzeln mögen sorgfältig umgehen mit dem „Aberglauben“, sie könnten sonst leicht, um ein Wort des Heilandes zu gebrauchen, mit dem Unkraut den Weizen, d. h. mit dem Aberglauben auch den Glauben ausjäten.

4.

Während der ehemalige Hirtenknabe in den Buchen drunten im Städtle im badischen Hof als Professor fungierte, lebte noch unentwegt droben auf dem Hof Lorenz, der Oberknecht, still, ruhig, bescheiden und zufrieden.

Und während an Sonntag-Nachmittagen der Heider Audienzen erteilte, saß der Lorenz in der Stube seines Bauern vor dem „Herrgottspfosten“ und las.

Dieser Herrgottspfosten an den Bauernhäusern des Kinzigtales ist „die Firstsul“ der alten Germanen, der Eckpfosten

des Hauses, aus der größten Eiche gezimmert, die der Bur bekommen kann.

Um ihn aufzurichten, sind dreißig bis vierzig Männerkräfte erforderlich. Ehe diese ihn heben, kommandiert der Zimmermeister: „Hut ab und drei Vaterunser gebetet!" Dann geht er auf die Höhe des Baues und erwartet die Aufrichtung des Pfostens, um diesen, wenn er beim übrigen Gebälk angelangt ist, mit hölzernen Nägeln zu befestigen.

Sobald er den ersten Nagel geschlagen hat, rufen die Untenstehenden: „Verbrennt's oder fault's?" Wenn's nämlich recht kracht beim Nagelschlagen, so verbrennt das Haus. Treibt aber der Nagel noch Wasser aus dem Holz des Pfostens, so fault das Haus, d. h. es stirbt am Alter.

Ist der Bau fertig und das Haus wird eingerichtet, so kommen in die Ecke der Stube, wo der Hauptpfosten steht, das Kruzifix und das Hausaltärchen der Bürin mit den Heiligenbildern. Deshalb der Name „Herrgottspfosten". Hier umgeben das Volk die Bilder einer höheren Welt, die es erinnern sollen, daß es nicht nur auf Erden ist, um im Schweiße seines Angesichtes zu arbeiten und dann für immer zu sterben.

Nach den Bildern am Herrgottspfosten richten der Bauer und seine Familie ihren Blick beim Gebet, dreimal des Tages. Und ich frage auch hier wieder: Wo ist der wahre Mensch — in der Bauernstube oder im Salon unserer glaubenslosen oder religiös gleichgültigen Gebildeten?

Bei diesen ist allermeist kein Zeichen von Religion und im ganzen Haus kein Bild, das an eine andere Welt erinnert. Ja, man würde sich schämen eines Kruzifixes; alles mahnt im Bild an Welt, an Genuß, an Menschentum und Menschenruhm — und Gott und die Ewigkeit sind hier verbannt.

Wer ist da, frage ich nochmals, gebildeter, vernünftiger, poesievoller und menschlicher — der Bauer oder der Herr?

Drum sag' ich immer wieder: Wollen wir Gemüt, Religion, Gottvertrauen, echte Menschlichkeit, Poesie sehen —

wir müssen zum Volke gehen und nicht zu den Kulturmenschen; drum haſſ' ich die Kultur und liebe den Bur. —

In dem Herrgottswinkel sitzt beim Essen das Haupt der Familie, der Bur. Hier saßen an Winter-Sonntagen in meiner Knabenzeit noch die alten Buren und lasen den Kalender, die Zipfelkappe auf dem Kopf; hier sitzen die neuern Bauern ohne Zipfelkappe und lesen dreimal die Woche — „'s Blättle", d. i. die Zeitung der Gegend.

Was ich an den heutigen Kinzigtäler Buren, die sonst in vielem noch dem Alten getreu sind, stark zu tadeln habe, ist das Aufgeben der Zipfelkappe.

Höchst selten sieht man noch einen alten Bauersmann mit dieser Kopfbedeckung, der herrlichsten, schönsten und praktischsten, die je getragen wurde in deutschen Landen. Die phrygische Mütze, die älteste und klassischste aller Mützen, war ihr Vorbild, sinnig angepaßt dem deutschen Gemüt.

Deutschlands einstige Zipfelkappe — was ist die Kaiserkrone eines Beherrschers aller Reußen gegen deinen Frieden, was der Fez des türkischen Sultans gegen deine Ruhe und deine Zuversicht!

Solange die Deutschen in ihrem Schatten ruhten, sangen sie Tag und Nacht ihre Nationalhymne: „Freund, ich bin zufrieden", und es gab keine Parteien, keine Sozialdemokraten und keine Reichsfeinde. Als sie sich aber vor hundert Jahren nach Frankreich verzog und in die Jakobiner-Mütze verwandelte, Europa vom Absolutismus befreite und die bürgerlichen Freiheiten schuf unter Blut und Schrecken, von da ab ging sie in Deutschland, wo man jene Freiheiten mit Redensarten erkämpfen wollte, ihrem Untergang entgegen. Sie roch nach Blut, dem besten Kitt der Freiheit, und darum ward sie bei den unblutigen, deutschen Philistern und Bauern verpönt.

Mein Großvater, der Eselsbeck von Hasle, der größte und einzige echte Demokrat des Städtchens in den ersten fünfundzwanzig Jahren des 19. Jahrhunderts, er verteidigte

ihre Existenz noch gegen die auftretenden Zerevis-Mützen der Kleinbürger und trug sie nicht bloß daheim, sondern auch öffentlich in den Wirtshäusern, wo er seine freiheitlichen Ideen vortrug, stets auf dem Kopf als seinen inspirierenden Geist.

Mein Vater schon trug ein Zerevis-Käppchen, und in meiner Knabenzeit sah man nur noch die Bauern und die Fuhrleute mit dieser edlen Kopfbedeckung, für die ich, offenbar vom Eselsbeck ererbt, von jeher eine große Vorliebe hatte.

„Sie richtet sich nach jedem Kopf," pflegte der Eselsbeck zu sagen, „und was sie über alle ihresgleichen erhebt, man kann sie Tag und Nacht tragen."

Und ich sage, unter ihr steckten auch tüchtigere Köpfe, als unter den Tanzknöpfen von Hütchen und Käppchen, wie die Männer sie heute tragen.

Schiller schaute, die Zipfelkappe auf seinem Genie-Haupte, den Schlafrock am Leibe, in Jena und Weimar zum Fenster hinaus, und ich bin fest überzeugt, daß er sie aufhatte, da er seinen Tell schrieb, dieses Freiheitsstück inmitten despotischer Zeit.

Wenn heute ein gebildeter Mensch mit der Zipfelkappe zum Fenster hinausschauen würde in unsere modernen Straßen und auf unsere modernen Menschen, man würde den Zipfelkappen-Mann für närrisch halten, und doch ist seine Kopfbedeckung die Vernunft zu Pferde und die Mode-Kleidung die Narrheit auf einem Elefanten. Aber so ist die Welt. Sie liebt das Strahlende zu schwärzen und die Dummheit und Geschmacklosigkeit glänzen zu lassen.

Ich liebe die Zipfelkappe, und in meinem Nachttische findet sich ständig eine weiße ihrer Art nicht bloß zu platonischer Liebe, sondern ich trage sie auch oft außerhalb des Bettes abends und morgens. Und wenn ich sie manchmal „in Gedanken" aufbehalte und in den unteren Stock damit komme, mahnt mich die Schwester, sie abzulegen, „weil das Dienstmädchen mich jeweils auslache".

Ein Schiller konnte mit ihr noch zum Fenster hinausschauen, unsereiner wird verlacht, wenn er sie in der Morgenfrühe innerhalb seiner vier Wände trägt.

Die Rückkehr zur Zipfelkappe wäre meines Erachtens ein Beitrag zur Lösung der sozialen Frage. Und selbst wenn die Sozialdemokraten sie einmal wieder in eine Jakobiner-Mütze verwandelten, würde jene Frage erst recht gelöst werden. —

Ich hab's schon längst auf dem Herzen gehabt, einmal über meine Lieblingskappe was zu sagen; jetzt ist's geschehen auf Kosten des Lorenz, den wir indes vor dem Herrgottspfosten sitzen und lesen ließen.

Der Bur liest heutzutag sein Blättle unter der Woche schon, drum hat am Sonntag der Oberknecht den Ehrenplatz zu seiner Lektüre. Und was las unser Lorenz?

Er hielt, so lange er lebte, auf eigene Kosten das „Mainzer Volksblatt", einst viel verbreitet in Baden, jetzt aber fast eingegangen. Zu den wenigen ihm hier treugebliebenen Abonnenten gehörte der Lorenz in den Buchen.

Ein zweites „Leses", wie die Kinzigtäler sagen, das er sich zulegte, war das Blatt, welches der badische Militärverein für seine Mitglieder herausgibt.

Beide Blätter nahm er an Sonntagen, wenn der Gottesdienst aus war, von Zell aus mit in die Buchen, und sie zu lesen war sein einziges Sonntag-Nachmittags-Vergnügen.

Nur an den höchsten kirchlichen Festen stieg er am Nachmittag nochmals zu Tal, um in die Vesper zu gehen. Und nachher trank er, was sonst nie geschah, seinen Schoppen in Zell.

Die Liebe, die ihn einst angestoßen, wie fast jeden Menschen einmal im Leben, und von der ich oben eine leise Andeutung gemacht habe — ließ den Lorenz in seinen alten Tagen gänzlich in Ruhe.

Bauer konnte er nicht werden, weil ihm die Mittel fehlten, heiraten und hinab ins Städtle ziehen und in der Fabrik oder im Taglohn arbeiten und ein hungriges, armseliges Leben

führen, das war dem Lorenz zu dumm. Drum ging „er" und ging „es", jedes wieder seine eigenen, ledigen Wege.

Wenn die Knechte und Mägde auf dem Lande nicht klüger und weiser wären, als unsere Ehegesetzgebung, die schrankenlos jeden heiraten läßt, und ledig blieben, so hätten wir bald überall, auch in den Dörfern, ein Proletariat, das mit Not und Elend kämpfte.

Doch ist diese Weisheit heute stark im Abnehmen.

Unserm Lorenz war der wohlgedeckte Tisch bei seinem Buren ledigerweise lieber, als die Wassersuppe am eigenen Herd und die mageren Bissen, die er mit Weib und Kindern hätte teilen müssen.

Wie manches Dienstmädchen oder manche Köchin in der Stadt hat die besten Tage bei ihrer Herrschaft. Aber es wird ihnen zu wohl, sie müssen heiraten, und bald ist Schmalhans Küchenmeister und die stattlichen „Damen" werden vor Elend zu Gespenstern.

Aber so ist der Mensch, und wer will's eigentlich diesen Leuten verargen, wenn das Herz, die größte Macht in uns, auch bei ihnen siegt über den Verstand, und Amor ihnen keine Ruhe läßt, bis sie im Elend sitzen.

Dieser boshafteste Genius des menschlichen Geschlechtes ist der größte Hypnotiseur desselben. Die Bosheit seiner Hypnose besteht besonders darin, daß die Leute bald daraus erwachen und sehen, wie er sie hinters Licht geführt hat.

„Der Genius der Menschheit," sagt Schopenhauer, „hat keine Ruhe, bis jeder Hans seine Grete hat. Ist das geschehen, so lacht er sie aus."

Die vielen andern Hypnotisierungen, denen ein Menschenkind ausgesetzt ist von der Wiege bis zum Grabe, halten meist fürs Leben vor, und die meisten Sterblichen erwachen nie daraus.

Was sind unsere Erziehung und unsere politischen Meinungen anders als Hypnosen? Unsere Wissenschaft hypnotisiert ihre Jünger und Zuhörer, unsere Politiker ihre Partei-

gänger so, daß selten einer erwacht und die Hypnotisierten eben zeitlebens reden, denken, politisieren, wie die betreffenden Hypnotiseure es ihnen vorgemacht haben.

Die Mode hypnotisiert so, daß die Modekinder auf einmal das seither mit Liebe und Stolz Getragene häßlich finden, wegwerfen und dem Neuen nachjagen, wenn's noch so unschön ist, bis auch dieses einer andern Mode weicht.

Und die Kunst ist eine stets wechselnde Hypnose. Bald ist dieser, bald jener Styl Mode. Die Renaissance und selbst der Zopf hypnotisierten die Menschen so, daß sie die herrlichste Gotik überall verkleisterten und verzopften. Jetzt schlägt man, wo es immer geht, die Verkleisterung wieder los. Man ist aus dieser Hypnose vielfach erwacht und nun, in Deutschland wenigstens, gotisch hypnotisiert.

Wer aber nicht mit der eben in Kunst, Wissenschaft, Erziehung, Politik, Mode usw. herrschenden Hypnotisierung geht, ist ein Sonderling, ein Narr, trotzdem die Vernunft meist auf seiner Seite steht. —

Und was treiben nicht erst Handel und Industrie für hypnotisierende Finessen, um ihre Waren an den Mann zu bringen!

Sind Fasson, Ausstattung, bemalte Schachteln, aufgeklebte Bilder etwas anderes als Hypnotisierungen?

Und erst die Reklamen in den Zeitungen! Da las man in den letzten Jahren in allen Blättern immer und immer wieder, „Odol" sei das beste Mittel zum Reinigen der Zähne. Diese Reklame wurde so lange wiederholt, bis Hypnose eintrat beim Leser, und jetzt findet man auf allen besseren Waschtischen jenes Zahnwasser.

Selbst was wir essen und trinken, beruht oft auf Hypnose. Man hört, das oder jenes neue Getränk oder diese oder jene neue Speise sei gut und gesund, flugs glaubt man's und findet's, weil hypnotisiert, ausgezeichnet.

So gibt's überall im Leben Hypnotiseure und Hypnotisierte. Die Frau übt dies Geschäft aus dem Mann gegen-

über, der Minister hypnotisiert die Volksvertreter, der Advokat die Richter und — sagt mir hier ein Leser ins Ohr, der Pfarrer von der Kanzel aus seine Zuhörer.

Fehlgeschossen! Das Wort Gottes ist ewige Wahrheit, und die Prediger von den christlichen Kanzeln suchen die Menschheit zu gewinnen für die Worte desjenigen, der gesagt hat: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen!"

Das kann keine Wissenschaft und keine Philosophie und keine Politik von sich sagen, sie sei ewig wahr, die Wahrheit selbst und unvergänglich. Beim Christentum sind nur die Irrlehrer Hypnotiseure, die ihre Meinung für die Wahrheit ausgeben.

Die katholische Kirche lehrt unverändert seit bald zwei Jahrtausenden die gleichen Wahrheiten. Wissenschaft, Politik und Kunstgeschmack wechseln ihre Lehren wie's Wetter.

Aber, so sagt man, die katholische Kirche nimmt die Sinne gefangen, hypnotisiert diese durch ihren Gottesdienst, ihren Kirchenschmuck, ihre Zeremonien. Zugestanden! Aber es gibt keine schönere Aufgabe im Menschenleben, als die Sinne, die immer abwärts streben und die sonst alles, was auf sie wirkt, zur Erde und zur Materie lockt, gefangenzunehmen für höhere, übernatürliche Dinge. Und das bezweckt die katholische Kirche durch die Äußerlichkeiten ihres Gottesdienstes.

Es wäre zu wünschen, daß alle Menschen sich vom wahren Christentum „hypnotisieren" ließen. Diese Hypnose überwindet die Welt und alle ihre Not und selbst den Tod, denn das Erwachen aus „dieser Hypnose" heißt selige Unsterblichkeit. —

Wer am wenigsten hypnotisiert wird, das ist der Bauer, weil fern der Kultur. Ihn sucht bisweilen der Metzger, wenn er ein Stück aus dem Stall kaufen will, zu hypnotisieren. Aber der Bur fällt selten herein. Eher gelingt's noch dem Sohne Israels.

Hypnotisiert von der Kultur und vom Weltleben kommen die Bauernburschen vom Militär heim, aber sie erwachen bald wieder in der gesunden Luft und gewöhnen sich ans Alte. —

Auch unser Lorenz, der Held von der Lisaine, war im Lauf der Jahre in seiner Buchhof-Einsamkeit wieder schüchtern geworden wie ein Rekrut.

Ich war in den neunziger Jahren an einem Herbsttag auf dem Buchhof und erfuhr, daß am andern Tage die reitende Batterie des Gottesauer Artillerieregiments, vom Löcherberg her, unten im Harmersbacher Tale durchziehe.

Ihr Hauptmann Ferdinand von Beck, ein guter Bekannter von mir, war als Leutnant bei des Lorenzen Feldbatterie gestanden und am gleichen Tage, wie dieser, verwundet worden. Ich riet nun dem Lenz, den Offizier zu begrüßen, und gab ihm zu diesem Zweck einen Brief an den Hauptmann mit. Der Lorenz ging hinab ins Tal, um wieder einmal Kanoniere zu sehen, meinen Brief aber gab er zur Post, ins nächste Quartier der Batterie adressiert, weil er nicht den Mut hatte, den Offizier anzureden, als der mit seinen Leuten unten im Tal Halt machte.

Als mich der Hauptmann am zweiten Tage in Hofstetten besuchte, fragte ich gleich, ob er den Helden und Kriegskameraden Armbruster gesprochen, und erfuhr zu meinem Staunen, daß mein Brief per Post gekommen und kein Lorenz gesehen worden war.

„Ich könnt' nimmer mit einem solchen Herrn hochdeutsch reden," meinte er später entschuldigend mir gegenüber.

Daß der gute Lorenz wegen seiner Schüchternheit und wegen seines Mangels an hochdeutscher Beredsamkeit bei mir nichts eingebüßt, sondern gewonnen hat, versteht sich von selbst.

In unsern Dorfschulen — der Kulturteufel mag's ihnen danken — geben sich die Lehrer in neuerer Zeit alle Mühe, den Kindern die hochdeutsche Sprache beizubringen, weil es

im Lehrplan heißt, die Kinder seien anzuhalten, sich sprachrichtig auszudrücken. Man kann jetzt solch unglücklichen Geschöpfen von Schulkindern auf dem Schwarzwald massenhaft begegnen, mit ihnen reden, und sie antworten einem, nach des Lehrers Weisung, mit Fremden hochdeutsch zu reden, wie Automaten im reinsten aufgezwungenen, lächerlichsten Hochdeutsch.

Wahrlich, die Tannen und die Felsen unserer Berge und die Rinder und Schafe auf den Matten würden lachen, wenn sie könnten, der Freund unseres Volkstums aber möchte weinen, wenn er diese zum Hochdeutsch-Reden abgerichteten keltisch-alemannischen Bauernkinder ihre Papagei-Kunst herauswürgen hört; wie sie da Worte, wie: Haus, gewesen, gegangen — hersagen, wie aus einer Eismaschine herausgepreßt.

Namentlich werden die Kinder dressiert, eu ja recht deutlich zu sprechen und nicht ei daraus zu machen, also z. B. Föuer, aber ja nicht Feier zu lesen und zu reden, noch viel weniger „Für".

Kommt gar ein Kreisschulrat, so sieht der vor allem darauf, daß die Kinder schön hochdeutsch lesen und reden. Er schreit Lehrer und Kinder an, wenn diese nicht rein hochdeutsch sich ausdrücken, und manche Lehrer selbst fahren über die Kinder her, wenn sie ein Wort im Dialekt reden, als ob sie ein Majestätsverbrechen begangen hätten, während ihr Verfahren ein wirkliches Majestätsverbrechen gegen das Volkstum von Gottes Gnaden ist.

Der Dialekt der Kinder wird als „wüst" und „ungebildet" in der Schule hingestellt, und die armen Kleinen glauben schließlich, es wäre eine Schande, bäuerisch zu reden. Drum, wenn sie größer geworden sind, schämen sich viele ihrer Sprache, ihrer Tracht, ihres Standes, ziehen in die Städte und verlumpen auf „hochdeutsch". Und das hat mit ihrem Singen die Kultur getan.

Man hat auf diese Art bereits die schönsten, mittelhoch-

deutschen Wörter aus der Sprache des Volkes verdrängt. Ich will hierfür nur ein Beispiel von vielen bringen. In meiner Jugendzeit nannte das Landvolk ganz allgemein den Schmetterling Pfiffholter, vom mittelhochdeutschen Worte vivaltra (Zwiefalter). Heute kann man hundert jüngere Landleute fragen, sie kennen das Wort nimmer, noch seine Bedeutung.

Warum nicht? Weil der Lehrer schon längst den Pfiffholter als wüstes Bauernwort bezeichnet und den Schmetterling eingeführt hat.

Es ist mir jeweils interessant, aber weniger tröstlich, bei meinem Aufenthalt im Kinzigtale derartigen Dingen nachzugehen. Ich ärgere mich stets und sage mir oft: „Ist denn alles mit Blindheit geschlagen, daß man nicht sieht, wie Schritt für Schritt, im Großen wie im Kleinen, altes, echtes, deutsches Volkstum vernichtet wird?"

Seit die Preußen die Führerschaft auch in Süddeutschland übernommen haben, wird dem alemannischen Dialekt, in welchem die größten Minnesänger ihre Werke dichteten, ein wahrer Krieg erklärt von vielen „Jebildeten". Der Bauernbursche wird beim Militär ausgelacht, wenn er in seinem Dialekt spricht, der Bauer bei Amt und Gericht angeschnauzt, wenn der Beamte, der nicht selten noch ein Preuße ist oder als Reserveleutnant bei den Preußen „jedient" hat, den Mann in seiner Volkssprache nicht gleich versteht, und das Maidle, wenn es in die Stadt kommt als Magd, muß hochdeutsch oder preußisch reden, weil seine Herrin eine dumme Gans ist und meint, es gäbe nur ein Deutsch, das nämlich, welches sie auf der höhern Töchterschule genossen hat und in dem die dort verhimmelten Klassiker geschrieben haben. —

Aber auch anderwärts siegt der preußische Sprachgebrauch über altehrwürdige Namen in Süddeutschland. So hat man seit den vielen Jahrhunderten ihres Bestehens am Oberrhein die Kathedralen der Bischofsitze Straßburg,

Basel, Konstanz und den Wunderbau in Freiburg „Münster“ genannt in Stadt und Land, in Schrift und Wort.

Weil nun in Preußen und am Mittel- und Unterrhein jene Kirchen Dome heißen, soll auf einmal auch aus dem Freiburger Münster ein Dom gemacht werden. Und man spricht dieses Wort so ehrfurchtsvoll und vornehm aus, als glaubte man, das Münster würde dadurch 100 Meter höher und noch berühmter.

Das gute Volk im Breisgau und auf dem Schwarzwald weiß gar nicht, was es sich denken soll unter dem Worte Dom, und wenn man's ihm erklärt, schaut es mitleidsvoll an dem Wunderbau hinauf, dem man seinen alten Namen nehmen will, schüttelt den Kopf und — das Münster tät' seine Pyramide auch schütteln, wenn es könnte — spricht: „So lang i leb, heißt's Münster; i will nix wisse von dem dumme Wort Dom, des bi uns kei Mensch verstoht.“

Vielleicht wird diese Änderung aber auch in den Schulen eingeführt und in fünfzig Jahren reden auch unsere Bauern von dem „jottvollen, jotischen Dom“ in Freiburg.

Vor einigen Jahren ist es gar einem preußischen Kultusminister, ich glaube, Puttkammer hieß der verdienstvolle Mann, eingefallen, auf dem Weg der Verordnung die deutsche Schreibweise zu ändern, und flugs wird dieses preußische Reglement in allen Schulen, auch Süddeutschlands, nachgemacht, und wer nicht schreiben kann à la Puttkammer, ist ein ungebildeter Mensch. Ich meine aber, die Schreibweise einer Sprache entwickle sich naturgemäß aus dem Gang der Literatur eines Volkes und sei kein Ding, das man ministeriell kommandieren könne und kommandieren sollte.

Allen Respekt vor den Haslacher Lehrern meiner Knabenzeit! Die lehrten uns hochdeutsch lesen, wie es im Buch stand, und verkehrten mit uns im Dialekt. Mein letzter Volksschul-Professor war der Oberlehrer Scherle. Der redete seinen Brisgäuer Dialekt; er war aus „Pfaffenwiler im Schneckenländle“ bei Freiburg, und wir Buben sprachen unser Has-

lacher „Ditsch", das ich heute noch ausschließlich rede im Verkehr mit meiner Schwester, die gottlob überhaupt nicht hochdeutsch sprechen kann.

Wenn heute ein Lehrer so dozierte wie damals, bekäme er eine schlechte Note und einen Rüffel vom Kreisschulrat.

Wahrlich, unser süddeutsches Volkstum ist ein großes Meer, und es geht lange, bis seine Wasser zersetzt oder ausgeschöpft sind; wenn aber unsere Kultur-Wüteriche noch lange in obiger und anderer Art hochdeutsch und preußisch hineinspucken und die seichten Bäche und Bächlein ihres Aufklärichts hineinfließen lassen, wird schließlich auch jenes Meer versumpfen und nicht mehr imstande sein, mit seinen frischen Wassern die blasierte Kulturwelt leiblich wieder aufzufrischen und zu regenerieren.

Vortrefflich schreibt der schon angeführte norddeutsche protestantische Pfarrer über die Volksdialekte: „Es ist ja richtig, sämtliche Volksdialekte, besonders in dem protestantischen Norddeutschland, sind heutzutage aufs Land und in die Ecke gedrückt, von Katheder und Kanzel, aus Literatur und Presse so ziemlich völlig ausgeschlossen und nach und nach, wenn auch vielleicht erst in Jahrhunderten, zum Tode verurteilt. Aber es bedarf zur Würdigung solcher Niederlage der Kenntnis des Gegners. Wem sind sie unterlegen? Sie sind bekanntlich sämtlich unterlegen der einen ungeheuren Tatsache der lutherischen Bibelübersetzung! Was war das Hochdeutsch? Ein Parvenu, ein Emporkömmling, ein Schreib- und Kanzleistubengewächs ohne Ahnen und ohne Geschichte. Aber daß der Gottesmann Luther seine Übersetzung in dieser Wittenberger Kanzleisprache schrieb, und daß das Kolossale seiner Persönlichkeit, die dahinter stand, gerade dieser Übersetzung zu einem so beispiellosen Erfolge und Siege verhalf, das brachte auch die Sprache, in der sie geschrieben war und die wahrlich nichts weiter war, wie ihr Träger, zum Siege, zum Siege über alle Mundarten."

„Wie um Christi willen jedes Kind den Pontius Pilatus

kennt, so wurde um Luthers willen die Sprache seiner Bibelübersetzung groß! Also zur Würdigung der Niederlage ist zu beachten, daß der Kampf ein ungleicher, daß sozusagen Gottes Hand mit dem Gegner war. Da war an ein Siegen nicht zu denken! Das ist aber nun zu beachten: Wie rein ist der Unterlegene stets geblieben, und wie wenig rein fast jederzeit der Sieger! Was wir heutzutage mit Sprachreinigung zu tun haben, das weiß ganz Deutschland! Jetzt ist die Sündenerkenntnis gekommen, wohin es geführt hat, daß nach rechts und links geschielt wurde, daß kein fremdes Heer, keine fremde Mode durchs Land ziehen, daß keine auswärtige Handelsbeziehung angeknüpft werden durfte, ohne daß die Sprache davon auffog; wohin es führt, daß bis zur Stunde jeder Unberufene, jeder Gelehrte, jeder Beamte, jeder Kaufmann auf eigene Faust Neuerungen und Verbesserungen in die Muttersprache hineindrängt."

„Bäuerliche Empfindung ist es gewesen, die allen Verlockungen von auswärts stets widerstand und ihren Dialekt rein hielt von der Zeit her, da er der Sprache der Urkunden und dem Latein ebenbürtig war. Am Herde, auf der Diele, wo die Frau als der treuere Teil des Hauses waltete, da vergaß der Mann und der Sohn immer wieder, was er von den Kriegs- oder Wanderjahren aus der Fremde mitgebracht hatte, so daß die Sprache im Bauerntum bis jetzt stets jenen Erdgeruch und Schollenduft behalten hat, jenen Tau und Hauch der Rassenreinheit, den der Kulturmensch jederzeit so schnell und leichtfertig dranzugeben bereit gewesen ist." —

Im Frühjahr 1896, am gleichen Tage, da ich Martin den Knecht aufsuchte, sah ich den Lorenz wieder. In einem Buchwald an der Berghalde, die ich übersteigen mußte, um auf den Dierlisberg zu kommen, fällte er Holz. Er war älter geworden, als ich mir gedacht, und sah mit seinem grau werdenden, kurzen Vollbart und seiner adelig gebogenen Nase aus wie ein älterer Offizier a. D. Er stammt, wie

wir wissen, durch seine Mutter vom Vogt auf Mühlstein ab und hat Bauern-Adel in seinem Geblüt, daher sein interessanter Kopf.

Ich fragte ihn, wie es ihm gehe. „Gut," war die Antwort. „Ich bin gottlob g'sund und hab' Erwet (Arbeit) g'nug." Gesundheit und Arbeit sind also des wackern Mannes Maßstab für irdisches Wohlsein, und zwar harte Arbeit, Knechtsdienste, die er nun seit dreißig Jahren tut.

Nur über eines klagte er: Sein Gehör nimmt ab, und es wird so noch einsamer um ihn, als es ohnedies in der Einsamkeit der Buchhöfe ist. „Bei dem Bombardement von Straßburg hat mir das ewige Schießen mein Gehör verschlagen," meinte er, „und ich fürcht', ich verlier's noch ganz."

Sonst sprach aus dem Lorenz das Bild absolutester Zufriedenheit. Sein Bur aber, der mich bis in den Buchwald, in welchem ich den Lorenz traf, begleitet hatte, gab ihm unentwegt das Zeugnis des brävsten und tüchtigsten Knechtes in Berg und Tal weithin.

Und er sagte mir noch was — daß der Lorenz von seinem ersparten Liedlohn auch den Armen gebe und ein barmherziger Mann sei.

Diese Barmherzigkeit nimmt mich mehr für ihn ein als sein Bravour-Stück an der Lisaine. Wahrlich, wenn ein Knechtlein, das selbst sein Geld sauer verdient, noch von diesem spärlichen Verdienst Almosen gibt, gleicht er der Witwe im Evangelium, die mit dem letzten Groschen mehr gegeben hat, als die reichen Schriftgelehrten und Pharisäer alle!

Überhaupt kann man auch in diesem Stücke, wie in so vielen andern, wieder ein Beispiel nehmen an dem „ungebildeten Bauernvolk".

Auf dem Lande, an den Bauernhöfen des Schwarzwalds, findet sich nirgends angeschrieben: „Betteln verboten", wie an den Villen der reichen Stadtleute. Die Bauern und Bäuerinnen halten stets offenes Haus und offene Hand für die Ortsarmen, die Handwerksburschen, Stromer und Vaga-

bunden. Essen und selbst Nachtquartier wird keinem versagt und jedem auch noch was auf den Weg mitgegeben.

Wenn wir Stadtmenschen gar noch vagabundierende Mitmenschen über Nacht behalten sollten, wie würden wir da Zeter-Mordio schreien! Die Bauersleute aber üben noch die Werke der Barmherzigkeit geradeso, wie sie im Evangelium stehen. Ich bin aber auch der festen Überzeugung, daß es im Himmel dereinst viel, unendlich viel mehr Bauersleute geben wird als Herren und Stadtleute, und dies von Gottes und Rechts wegen.

Und selbst unser Lorenz war in meinen Augen schon auf Erden in seiner Zufriedenheit und in seiner Knechtsgestalt weit höher zu schätzen, als manch einer, der in der Welt draußen glänzt in Ämtern und Würden und vierspännig fährt.

Was hält die Welt von einem armseligen, weltfernen Knechtlein? Nichts und abermals nichts. Bei ihr besteht der Wert des Menschen im Haben, im Wissen und im Scheinen, d. i. im Geldsack, in der Bildung und in der Stellung.

Wie das Geld verdient ist, ob ehrlich oder unehrlich, ist in der Welt gleichgültig, wenn's einer nur hat, dann gilt er, und je mehr er hat, um so mehr gilt er, und wenn er seinem Charakter nach der größte Lump und Gauner wäre.

Und gebildet muß der heutige Mensch sein, wenn er in der Gesellschaft etwas gelten will. Er muß von Darwin und Haeckel reden können, von der Urzelle und vom Urschleim, aus dem alles hervorging, der Frosch wie der Universitätsprofessor, und dadurch erhaben sein über die Finsternis des Mittelalters.

Und die Stellung, das Amt, der Titel entscheiden ferner bei der Welt, was einer in ihren Augen wert ist. Ist einer noch so dumm und borniert, wenn er nur eine hohe Stellung einnimmt, die Welt liegt zu seinen Füßen. „Stupiditas victrix", hat einer mit Recht gesagt, „ist ein Götzenbild, dem sehr viel und kostbarer Weihrauch gestreut wird."

Ehrlichkeit und Geradheit, Talent und Arbeitsamkeit

gelten in der Regel keinen Deut, wenn sie es zu nichts bringen.

Aber diese Welt ist es auch, der Christus den Krieg angekündigt hat, sein Gericht und seine Verachtung, ja seinen Fluch. 's muß auch so sein, sonst wüßte ein braver, ehrlicher Kerl, wie unser Lorenz, nicht, wozu er auf der Welt wäre.

„Bene vixit, qui bene latuit", wer im Verborgenen, fern der Welt, gelebt hat, hat gut gelebt, hab' ich zu Anfang dieser Geschichte gesagt und wiederhole es am Ende, weil diese Wahrheit in vollem Maße vom Lorenz in den Buchen gilt. Er ging nur einmal und schüchtern als weinendes Knechtlein in die Welt, er hat sich ihr als Held gezeigt. Dann kehrte er wieder heim, ward wieder ein armseliger Knecht, lebt als solcher glücklich in seiner Einsamkeit und wird als solcher sterben.

Vergessen von der Welt braucht er nicht zu werden, wie ihre Lieblingskinder, die in ihr leben, genießen und gelten — er war schon im Leben vergessen. — —

Es war aber dem braven Lorenz nicht beschieden, in den Buchen zu sterben.

In den neunziger Jahren hatte der Bur seinen Hof einem jungen Schwiegersohn übergeben. Junge Buren und alte Oberknechte kommen in der Regel so wenig gut aus, als alte Reichskanzler und junge Fürsten.

Es ging zwar Jahr und Tag, und obwohl der junge Bur ein guter Mann war und der alte Bur dem Lenz auf seinem Leibgeding ungesorgtes Brot anbot — eines Tages wanderte der Lenz aus.

Er zog hinüber auf den Mühlstein-Hof zum Sepp, dem Sohne seines alten Buren. Dem machte er noch einige Jahre den Knecht, recht und redlich, wie's der Lenz gewohnt war.

Und als die Kräfte nachließen, um Winächten 1905, zog der Lenz in der Absicht, als Privatier und gelegentlicher Taglöhner dort zu leben, hinab ins Städtle — nach Zell zum Eckbeck, dem Schwiegersohn seines alten Buren.

Am Neujahrstag wanderte er nach der Nordere, seiner Heimat, und holte beim Akzisor sein Quartalgeld für die Feldzugsmedaille. Sich weiter noch um die Invaliden-Rente bewerben, das wollte der brave Mensch nicht.

Auf dem Gang nach Nordrach erkältete er sich, wird krank an Lungenentzündung, und am 26. Januar 1906 haben sie auf dem Zeller Kirchhof unter den Eichen, wo sein Ahnherr ruht, der Vogt auf Mühlstein, und die Magdalene, den brävsten Knecht des Tales begraben — den Lorenz in den Buchen.

Seinem Bruder und seiner Schwester verblieben von seinem Erbe je fünfzig Mark. Alles andere hatte der Lenz bei Lebzeiten den Armen gegeben.

Sein Bruder aber und ich wohnen heute im gleichen Hause, in der Karthause bei Freiburg.

Der August Armbruster hat ein bewegteres Armenleben als sein Bruder, der Lenz.

Auch er war mit diesem in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts versteigert worden und am gleichen Tag, da die Mutter den ältern Lenz auf den Grafenberg brachte, brachte sie den August zum Harter-Severin auf dem Bäumlisberg.

Bei der nächsten Steigerung kommt er in die Schottenhöfe zum Meierbur und nach drei Jahren wieder zurück ins Nordracher Tal zum Gißlerbur. Dieser handelt an ihm wie ein Vater, und er bleibt bei ihm bis zum zwanzigsten Lebensjahr, wird anno 1870 Soldat und macht noch einen Teil des Feldzugs mit als Infanterist.

Nach dem Krieg dient er als Knecht auf dem Hermeshof in Lindach, dann in Zell bei Sonnenwirts August, hierauf in Offenburg bei drei Bierbrauern.

Die Wanderlust treibt ihn ins Elsaß, und er ist jahrelang Kutscher und Postle beim Sternenwirt in Erstein. Anno 1884 kommt er wieder ins Kinzigtal und kutschiert meinen alten Freund, den Dr. Willmann von Wolfe, auf seiner Praxis herum.

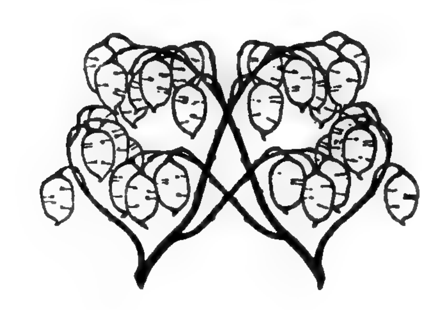
Als der 1885 seinen Beruf aufgibt und nach Freiburg zieht, macht's sein Kutscher auch so.

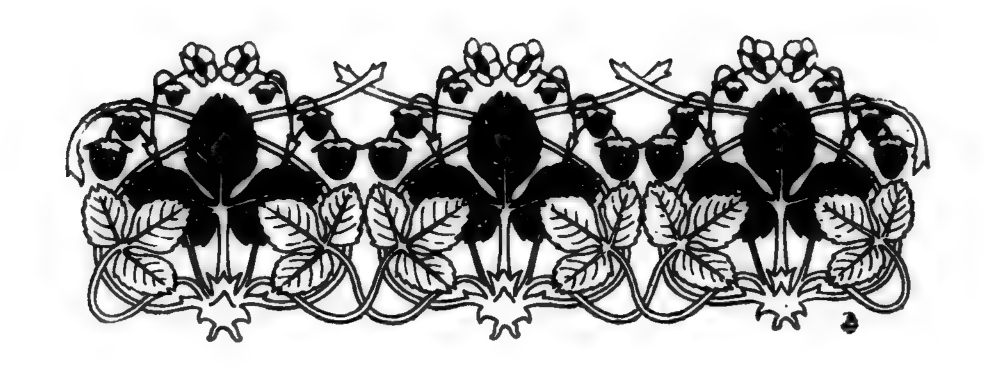
Hier dient er noch 20 Jahre als Fuhrknecht und, als sein Asthma ihn vom schweren Fuhrwerk wegzwingt, als Taglöhner bei der Stadt, wird als solcher krank und kommt 1905 zu den Armen in die Karthause, wo wir zuweilen vom Kinzigtal reden und vom toten Bruder Lenz.

Er erzählt oft, wie er als Knabe geweint habe, wenn er versteigert worden war und zu einem neuen Patron mußte und welch hartes Brot er gegessen sein ganzes Leben hindurch. Aber nie hab' ich von ihm ein Wort der Klage gehört über seinen schweren Lebensgang.

Das zeigt, daß er ein Bruder des großen Lenz ist. —

Der Heider aber, Professor und Sympathie-Dokter, lebt heute noch. Er hat mit seinem Bergspiegel so viel verdient, daß er eine eigene Wirtschaft kaufen konnte. Er ist heute Hechtwirt in Zell, Fischer und Besitzer eines großen Fischweihers; aber am meisten verdient er immer noch, wie er selber sagt, „mit der Doktorei". —





Der Vetter Kaspar.

1.

Hasle war zu meiner Knabenzeit ein „Bure-Städtle“, d. h. seine Bürger waren halb Bauern, halb Handwerker und arbeiteten bald auf dem Felde, bald in ihren Werkstätten. Bei der ersteren Arbeit waren Weiber und Kinder, Knechte und Mägde ihre Gehilfen, wie auf einem Bauernhof. Selbst die Handwerks-Lehrbuben mußten mit aufs Feld.

In jedem Haus gab es Kühe und Schweine, meist auch Hühner und Gänse, kurzum, es war ein halbes „Bureleben“.

Heute ist das anders. Viele Bürger haben den Feldbau aufgegeben, ihre Felder verkauft oder verpachtet, und immer mehr rücken die umliegenden Landleute in den Güterbesitz von Alt-Hasle. Aus den Weibern und Maidlen, die zu meiner Zeit alle Dienste bäuerlicher Bevölkerung verrichteten, Kühe molken, Schweine fütterten, Heu machten — sind jetzt Frauen und Fräulein geworden. Sie sitzen bleichsüchtig daheim in den Stuben und treiben „weibliche Handarbeiten“. Und wo überhaupt noch Landwirtschaft getrieben wird, da hält man Mägde und Knechte.

Die einfachste Bürgerstochter wird jetzt auswärts in eine sogenannte Haushaltungsschule geschickt und kommt nach

Jahr und Tag als großstädtisch aufgeputztes und dressiertes Gänschen heim.

Bei der Gelegenheit möchte ich auch sagen, daß ich auf all diese neumodischen Haushaltungsschulen, mögen sie von geistlichen oder weltlichen Leuten gehalten werden, nicht nur nichts gebe, sondern sie geradezu für das Volkstum und den Wohlstand für schädlich erachte.

Die einfachste und beste Haushaltungsschule für die Mädchen ist das Elternhaus und die praktischste Haushaltungslehrerin die Mutter. So war es in der guten, alten Zeit, in der die Menschen deshalb zufriedener lebten, weil sie einfacher waren als jetzt.

Heutzutage muß jedes Mädchen, das nur tausend Mark Vermögen zu erwarten hat, auswärts in eine bessere Schule, kommt dann heim mit allerlei neuen Ansichten über die Haushaltung und ausgestattet mit der Kunst, neue und bessere Speisen bereiten zu können. Die Küche daheim ist ihm zu finster, was darin gekocht wird, zu schlecht. Es geht nur ausnahmsweise hinein, um dem Vater Braten oder ein Kotelett zu präparieren — Gerichte, die früher nie gemacht wurden und Geld kosten.

Die übrige Zeit sitzt das „Fräulein" in der Stube und macht „Arbeiten" und läßt die Mutter, die dumm und „schaffig" genug dazu ist, in der Küche das gewöhnliche Essen kochen und das Geschirr spülen.

Kommt's zum Heiraten, so will eine solche Gans, die in der Fremde war, keinen Bauer und keinen Schuhmacher und keinen ehrsamen Schneider mehr, sie heiratet lieber einen „Staatsdiener", und wenn er nur Gendarm ist, dann braucht sie nicht mehr im Feld zu arbeiten und kann in der Stube sitzen und Kaffee trinken dazu, wenn's nicht mehr zu Koteletten langt.

Wer aber an all den Dingen schuld ist, das sind beileibe nicht die Mädchen, das ist unsere Kulturwut und die Dummheit der Eltern, die von ihr hypnotisiert sind. „Man muß die

Kinder heutzutag ausbilden lassen", ist dabei die stehende Redensart. Die Ausbildung besteht aber darin, daß die Kinder verdorben und unzufrieden gemacht werden und in eine einfache, sparsame Haushaltung auf dem Lande nicht mehr zu gebrauchen sind.

Die Menschheit unserer Tage, die Staatsweisheit voran, sucht das Glück in der „Bildung"; diese macht aber das Unglück der Menschen aus und nicht das Glück. Der Hirtenbub auf dem Schwarzwald ist ohne Bildung weit glücklicher als der größte philosophische Denker im Deutschen Reich.

Das Glück der Menschen ruht in der Zufriedenheit, und diese ist eine Tochter der Einfachheit, der Sparsamkeit und der Selbstverleugnung.

Jetzt sollen und wollen alle Stände an den Früchten der Kultur wenigstens „schlecken". Sie bekommen damit aber nur das Verlangen, alle Genüsse und Annehmlichkeiten des Kulturlebens zu genießen, damit sie ebenso unzufrieden, blasiert, skrofulös und elend werden, wie die kultivierten Stadtmenschen. — Hierin liegt das ganze soziale Unglück unserer Zeit.

Solange die Bauernmädle und die Bürgerstöchter in kleinen Städten Kühe melken, Schweine füttern, Gras holen und Heu machen, sind sie glücklich und zufrieden; sobald sie aber häkeln und sticken, Kotelette und Braten, Torten und Saucen machen lernen und machen wollen, sind sie unzufrieden und damit unglücklich.

Drum sind, wie gesagt, in meinen Augen die so vielgerühmten Haushaltungsschulen ebensoviele Schulen für Zerstörung der alten Einfachheit und des gesunden Volkstums. —

Ähnlich, wie mit den Feldarbeiten, geht's jetzt z'Hasle im Städtle her mit dem Spinnen, dieser so wichtigen und nutzbringenden Arbeit für Wibervölker.

Zu meiner Zeit wurde in allen Häusern gesponnen, und von der Frau des Oberamtmanns Dilger angefangen bis hinab zur Taglöhnersfrau in der Vorstadt saßen Mutter und

Tochter zur Winterszeit tagsüber und abends am Spinnrad. Heute könnte man abends in Hasle von Haus zu Haus gehen, man fände nirgends mehr eine Spinnerin, höchstens daß in der Vorstadt noch ein oder das andere alte Weibchen, erst kurz vom Land hereingezogen, säße und spänne.

„Man kauft ja jetzt die Sachen billiger, es ist nicht mehr der Mühe wert, daß man spinnt.“ Ja, man kauft Lumpenzeug, das jedes Jahr erneuert werden muß, und wirft so das Geld zum Fenster hinaus, während die selbstgesponnene Ware zwei und drei Generationen aushielt!

Ich bin heute ein alter Mann, aber ich habe noch Hemden, wie neu, zu welchen meine Mutter, die schon mehr als vierzig Jahre tot ist, das Garn gesponnen hat.

Alle Maschinenarbeit leistet nie und nirgends das, was die menschliche Hand leistet, die allein ihren Erzeugnissen Geist und Kraft beibringt.

Wie weit es Kultur und Bildung in der Richtung gebracht haben, selbst auf dem Lande und selbst im Kinzigtal, das zeigt die folgende, geradezu haarsträubende Tatsache:

Unsere Dorfgemeinden in Baden wurden, wie schon früher erwähnt, seit Jahren veranlaßt, ihre Industrie-Lehrerinnen in Karlsruhe ausbilden zu lassen. Dies geschieht in der Regel, und nun, nachdem diese akademisch gebildeten Lehrerinnen seit Jahren auch unter dem Landvolk im Kinzigtal wirken, höre ich von Bauern und Bäuerinnen, daß die Hälfte der jungen Mädchen, welche als Mägde gedungen werden, nicht mehr spinnen und ein Drittel keinen Strumpf mehr stricken könne.

Diese von neumodischen und staatlich gebildeten Lehrerinnen im „Normalstrumpf“ unterrichteten Mägde schauen im Winter zu, wie die älteren Wibervölker spinnen, und lassen ihre eigenen Strümpfe von ärmern Weibspersonen stricken, da sie die Normalstrumpf-Mathematik vergessen haben und nun selbst keinen tragbaren Strumpf mehr stricken können.

Und das heißt man am Ende des zweiten Jahrtausends Volksbildung!! —

Also zu meiner Zeit war Hasle ein Bure-Städtle und seine Einwohner zählten zum Bauernblut. Drum kann ich auch meinen „Vetter Kaspar" unter diesen Titel einreihen.

Mein eigenes Bauernblut ist leider nicht mehr echt, trotzdem ich in die Bure-Städtle-Zeit von Hasle falle. Bauernblut ist gesund und macht nervenstark; beides fehlt mir, aber ich weiß es zu erklären. Die alten Römer schon sagten: „Filii matrizant", d. h. die Knaben schlagen der Mutter nach, die Mütter aber ihren Vätern, so daß in der Regel die männlichen Enkel Gesundheit oder Krankheit erben vom mütterlichen Großvater.

Mein diesbezüglicher Großvater, der „Wälder-Xaveri" von Triberg, war aber ein geplagter Hausierer, der bergauf und bergab seine schwere Hausierkiste schleppte, keine Feldarbeit kannte und der zudem seine Nerven ruinierte durchs Studium. Wir wissen aus seiner Biographie in den „Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin", daß er, so oft er auf einsamen Bauernhöfen sein hartes Tagewerk endigte, nachts, wenn alles zur Ruhe gegangen war, statt im Schlaf Erholung zu suchen, eine mitgebrachte Unschlittkerze anzündete, sich an des Bauern Tisch setzte und las bis lange nach Mitternacht.

Ich sage, sein Licht brachte er selbst mit, denn in jener Zeit und noch in meiner Knabenzeit hatten die Bauern keine Beleuchtung, bei der man lesen konnte.

Damals stand noch am Abend in der Mitte der Burenstube der Spanstock und vor ihm ein Kübel voll Wasser, in den die abgebrannten Teile des brennenden Spanes hineinfielen. Um den Stock herum saßen die Wibervölker und spannen, während die Mannsvölker auf der Ofenbank saßen und rauchten.

Der Qualm in der Stube verzehrte damals die verschiedenen Krankheits-Bazillen, und die Leute waren ge-

sünder als heute, wo man in jedem Burenhus teures Petroleum in schönen Lampen brennt. Dieses Öl kostet Geld, während der Span, der im Walde wuchs, nichts kostete. Der Bauer klagt jetzt über schlechte Zeiten, denkt jedoch nicht daran, wieviel er das Jahr über ausgibt für „Kultur", für Licht und viele andere Dinge, die früher nichts kosteten, weil man sie selbst pflanzte oder sie überhaupt nicht brauchte.

In Hasle gar, wo man ehedem Öllampen und Unschlittlichter brannte, die mit Zunder, Feuerstein und Schwefelhölzle angezündet wurden, ist man bereits beim elektrischen Licht angekommen.

Wie friedlich still brannten die alten Stadtlaternen zu meiner Zeit, ein heimisches Halbdunkel verbreitend, in dem die alten Haslacher unbeschrien durch die nächtlichen Straßen zogen, wenn sie aus dem Wirtshaus heimkehrten und ein oder das andere Mal zu viel hatten, und welches Halbdunkel das unschuldige Rendezvous und den Abendkorso der Jugend so schützend bedeckte!

Jetzt sollen diese menschlichen Vorgänge alle tageshell beleuchtet werden, und wer in Zukunft seinen Zopf nicht will auf Straßenlänge beleuchtet haben, der muß nüchtern aus dem Wirtshaus kommen oder, wer am Abend nicht will auf der Straße gesehen sein, daheim bleiben.

So stirbt Alt-Hasle immer mehr aus, drum wohne ich auch seit Jahren, wenn ich ins Kinzigtal komme, bei den Bauern, um nicht auf Schritt und Tritt an den Städlemenschen und in den Straßen und Gassen die verderblichen Spuren der Kultur zu sehen. —

Also mein mütterlicher Großvater ruinierte seine Nerven durch Studium, der Mann konnte also kein Bauernblut an mich vererben.

Aber von meinem väterlichen Großvater, dem Eselsbeck, dem die Bauern viel lieber waren als die Herren, und der seine Lust darin fand, in seiner Stube Bauern um sich

zu haben und ihnen zu erzählen, habe ich meine Liebe zum Bauernstand ererbt, meine Vorliebe für Volksgeschichten und mein ganzes, bäuerisches Wesen. Auch mein demokratisches Blut und der Mangel eines Organs für Servilismus und Liebedienerei nach oben stammt von ihm, und ich sage gottlob für diese Eigenschaften.

Der gleiche satyrische, demokratische Eselsbeck, ein Meister im Erzählen und Räsonieren, hatte aber außer mir noch einen Enkel, der viel mehr von diesem Großvater ererbt, als ich, weil er durch seine Mutter des Eselsbecken „Großkind" war. Dieser Enkel aber war der „Vetter Kaspar", der als vollblütiger Alt-Haslacher vollauf zum „Bauernblut" gerechnet werden kann. Und nachdem er in den „wilden Kirschen" keinen Platz gefunden hat, obwohl er zweifellos geistig die bedeutendste wilde Kirsche ist, die Hasle im 19. Jahrhundert hervorgebracht hat, soll er im „Bauernblut" auftreten.

Sein Geburtshaus steht ganz in der Nähe des meinigen. Einst Sitz eines alten Patriziergeschlechts, der Stähelin von Stockburg, deren Burgruine heute noch bei Villingen zu sehen ist — war es schon im 18. Jahrhundert in den Besitz der Bäckerfamilie Bosch gekommen.

In meiner Knabenzeit gab es unter den vierzehn Bäckern im Städle zwei von der Familie Bosch, drei vom Geschlechte Fackler und gar vier vom Stamme Hansjakob. Heute, so geht die Zeit auch mit den Bäckern um, existiert kein Bäcker mehr in allen drei Familien.

Und was für Leute waren unter den vierzehn Teigmachern jener Tage! Man könnte ein ganzes Buch nur über sie schreiben. Ich will aber nur einzelnes andeuten, damit der Leser nicht zu sehr überrascht wird vom Vetter Kaspar.

Die Fackler: Sepp, Gast (Arbogast) und Toni, waren geniale Leute, der Sepp Bürgermeister und ein Talent ersten Ranges, seine Brüder vorzüglich musikalisch.

Unter den Hansjakoben war mein Vater ein hervorragender Erzähler und Unterhalter, wenn er dazu aufgelegt

war, der Vetter Eduard, genannt der Kastenvogt, ein halber Advokat und in allen bürgerlichen Angelegenheiten ein geistreicher Ratgeber, und meines Vaters älterer Bruder Joseph, der Schnauzbeck, in seiner Art ein Original, wenngleich ein ziemlich billiger Denker. Sein Vater, der Eselsbeck, meinte, der Sepp habe aus der Art geschlagen und sei der dümmste von seinen Buben, und doch hatte er Züge an sich, die mich heute noch freuen.

Er sprach meist in einem vornehmen, hohen Ton, den er aus der Fremde, die ihn auch nach Göttingen geführt, mitgebracht hatte, wie seinen Schnauzer, der ihm als etwas Ungewöhliches an einem Bäcker den Spitznamen eintrug. Auch er erzählte gerne und nahm ebenso gerne das große Wort an den Wirtstischen.

Vornehme Redensarten und beschränkte Wortführer konnten die alten, besseren und demokratischen Haslacher nicht lange hören. Sie lachten deshalb den Schnauzbeck aus und ließen ihn nie recht zum Wort kommen.

Da kam er auf eine geistreiche Idee, seine vom Vater ererbte Leidenschaft, andern zu erzählen, ausüben zu können; er gründete außerhalb des Städtchens, beim „Christle-Karle", einem Bierwirt, ein Kasino von lauter Bürgern dritten und vierten Ranges, dessen Präsident er wurde.

Diese Leute, meist Taglöhner und verarmte Handwerker, hörten ihm bei Bier und Schnaps andächtig zu, und das freute ihn. Als er später, ein vermöglicher Mann, sein Geschäft aufgab und privatisierte, saß er die meiste Zeit bei seinen Kasinesen und belohnte sie mit Bier und Schnaps fürs Zuhören.

Mit Vorliebe erzählte er von Amerika und drückte sich dann sehr gewählt aus. Hier ein Beispiel: „Ja, ja, der Kolumbus hat Amerika empfunden, und diese Empfindung war ein großes Glück für die Freischärler des Jahres 1848 und 49, denn sie konnten so sich retten und die Freiheit über Wasser halten. Ich wäre schon als junger

Mensch gerne auch dahin gereist, aber die stürmische Feuchtigkeit des Ozeans hat mich abgeschreckt.“

Solche und ähnliche Redensarten gingen vom Schnauzbeck im Städtle um, und mein Vater ärgerte sich oft über das dumme Geschwätz seines Bruders, den er selbst öfters bespöttelte ob seiner vornehmen Phrasen.

Sonst war der Mann äußerst gutmütig und voll tieffsten Gemütes. In den letzten Jahren seines Lebens, er starb 1856, litt er auch an unserem Erbübel, an der Gemütskrankheit. Ich sah ihn gar oft in meinen Studienjahren voll Schwermut zum Fenster seiner Wohnung herausschauen. —

Zu den geistig hervorragenden Bäckern meiner Knabenzeit gehörten noch zwei Brüder Neumaier, der Schlappenbeck und der Storchenbeck, beide sehr durstig, aber dabei Satyriker ersten Ranges.

Der eine hieß Vinzenz, der andere Wilhelm. Ihr Vater war der alte Stadtmüller gewesen.

Der Vinzenz hatte eine junge, schöne Frau, die ihn aber alsbald unter den Pantoffel, in Hasle Schlappe genannt, genommen. Daher sein Spitzname.

Welch feiner Satyriker er aber trotzdem war, zeigt e i n Beispiel für viele. Wenn, was früher allgemein üblich, am Abend Nachbarsleute z'Licht kamen in die Bäckerstube und zu lange sitzen blieben, vertrieb sie der Vinzenz dadurch, daß er zu seiner Frau sagte: „Frau, wir wollen ins Bett, die Leut' werden heim wollen.“ —

Der Vater des Vetters Kaspar, von der Lage seines Hauses am oberen Tore der obere Bosch genannt, und dessen Bruder am unteren Tore, der untere Bosch geheißen — waren die Barone und die Rotschilde unter den Bäckern, schöne, stattliche, wohlbeleibte und geldkräftige Männer. In ihren glatten, vollen Gesichtern mit stolzen Zügen sahen sie aus wie Fürstäbte deis Mittelalters.

Namentlch galt dies von des Kaspars Vater, der mit seinen blauen Augen so ernst und vornehm dreinschaute und

so gemessen redete, daß man hätte glauben mögen, er wäre noch der alten Patrizier einer, die sein Haus gebaut hatten. Ich sah ihn nie lachen oder recht freundlich sein, nicht einmal am Abend vor dem Drei-Königs-Tag, wo wir Knaben, als Dreikönige ausstaffiert, vor seinem Hause, wie altherkömmlich, sangen und dafür mit Brezeln und Wein regaliert wurden.

Der Kaspar war sein einziger Sohn neben zwei älteren Mädchen. Des Knaben Unglück war der frühe Tod der Mutter, der Schwester meines Vaters. Er erinnert sich nur noch, daß sie ihn auf ihrem Sterbebett in die Arme nahm und sprach: „Liebes Kind, jetzt hast Du bald keine Mutter mehr." Und so geschah es; am Klaustag 1835 schloß sie die Augen für immer; der Kaspar war noch nicht drei Jahre alt.

Sie war in der Blüte ihres Lebens und ihrer Schönheit gestorben. Ein Jahr zuvor war ihr ein Kind, ein Mädchen, in den Bach, der am Hause hinfließt, gefallen; sie sprang ihm nach, und als sie es herausgezogen — „in ihren Armen das Kind war tot". Der Schreck brachte ihr ein Siechtum, dem sie erlag.

Unser Kaspar bekam eine Stiefmutter, und er meinte später immer: „Wer sich einer Stiefmutter erfreut, dem braucht man sonst nichts Böses mehr zu wünschen."

In der Tat sind Stiefväter meist weit ordentlichere Leute als die Stiefmütter. Allein es ist diesen nicht alles zu verübeln. Der Grund der Stiefmütterlichkeit liegt beim Weib meist in der Eifersucht. Diese ist aber ein Geschenk der Natur, dem weiblichen Geschlechte zur Ehre, ihren Männern und Stiefkindern aber oft zur Qual.

Der kleine Kaspar wurde das Aschenbrödel des Hauses: von der Stiefmutter, einer sonst braven Frau, nicht geliebt, von den Schwestern, wie üblich, denunziert und vom Vater sehr oft unschuldig durchgeprügelt.

Er hat später lose Blätter aus seinem Leben geschrieben, die er mir nachher gegeben und die einem Bäcker, der nur die Haslacher Volksschule besucht hat, nach Inhalt und Sprache

alle Ehre machen. In ihnen schreibt er aus der ersten Zeit seines Knaben-Lebens das Folgende: „Mit meiner Mutter hatte ich alles verloren, was mich an die Menschen fesseln konnte. Wo ich nach ihrem Tode im Elternhause hinkam, wenn mein Kinderherz etwas drückte, fand ich statt Teilnahme und Liebe kalte Zurückweisung, oft und zwar sehr oft noch statt Trost unverdiente Schläge. Mir sind im Leben schon manche Kränkungen von andern zuteil geworden, welche ich alle wieder vergessen habe; aber wenn ich heute noch zurückdenke an jene Unbilden, die mir von meinen Angehörigen zuteil wurden in meiner Kindheit, so zieht es mir das Herz zusammen mit unnennbarem Wehe."

„Von jener Zeit," so fährt er fort, „datiert mein verschlossenes Wesen. Ich mußte zu oft mein Leid in mein Herz verschließen, weil ich niemandem klagen konnte. Ich lernte dabei ohne Murren Unrecht dulden, aber es wurde später mehr und mehr durch diese Behandlung ein Hang zur Satyre in mir wachgerufen. Ich wurde als Kind schon ein Menschenfeind."

„Wie oft gab ich mir Mühe, meinen Vater durch gesittetes Betragen, durch allerlei kleine Dienste, die ich ihm als Kind leistete, zu einem Worte des Lobes gegen mich zu veranlassen, aber nie kam ein solches über seine Lippen! Gab es aber etwas zu tadeln an mir, so durfte ich auf den allerstrengsten Tadel rechnen. Kam ich z. B. einmal zu spät zum Essen, wies man mich kaltblütig vom Tisch weg, und ich bekam nichts. Mit der Zeit wurde ich derart abgestumpft, daß es mir ganz gleichgültig war, ob man mich quälte oder in Ruhe ließ."

Nur eine Seele hatte der arme Knabe, die ihn bisweilen tröstete, eine alte Base, die auch ich noch wohl kannte. Sie war die Schwester von Kaspars väterlicher Großmutter und wohnte in dem kleinen Häuschen auf dem Graben, das meiner Großmutter gehörte und unweit von dem großen Haus des obern Boschen lag.

Sie war eine wunderschöne Matrone, trug die goldene Kappe der alten Haslacher Tracht und war eine Freundin des Engels meiner Jugendzeit, der Lenebas, und wie diese eine alte Köchin, die von ihrem in langen Dienstjahren ersparten Liedlohn bescheiden lebte. Lange hatte sie in der Post in Schramberg gedient, von wo sie alljährlich zu ihrem Namenstag noch eine „Punschtorte" bekam, die „der Schramberger Marti", ein Bote, brachte. Diese Torte und die Trostworte der Base das Jahr über, begleitet von allerlei sonstigen Eßwaren, gehörten zu den wenigen Glückssternen des kleinen Kaspars während seiner Knabenzeit. Die Base vermachte „ihrem Büable", wie sie ihn nannte, als sie 1850 starb, zum voraus fünfzig Gulden. —

Auch zu unserm gemeinschaftlichen Großvater, zum Eselsbeck, den ich nicht mehr kannte, da er starb, ehe ich geboren, kam der Vetter Kaspar noch als Kind. Er erinnert sich noch, daß der alte Mann am Ofen saß und dürre Bohnen „ausmachte", d. h. von ihren Hülsen befreite, und daß sein Dreispitz-Hut links neben der Türe hing. Von diesem Großvater, der ein kleiner, breitschulteriger Mann war, ererbte der Kaspar nicht bloß die Satyre, sondern auch die Statur.

Es hat mich eigen angemutet, da der Kaspar mir erzählte, er habe unsern Großvater beim Bohnenausmachen getroffen, eine Arbeit, die sonst nur Weiber und Kinder verrichten.

In seinen Mannesjahren hätte der energische Eselsbeck die Bohnen samt der Person, die ihm so was zugemutet, zum Fenster hinausgeworfen, aber im Greisenalter wird der Mensch ein Kind und läßt sich wie Kinder alles gefallen.

Wie manch einen hervorragenden Mann hab' ich schon gekannt auf dem Lande, der, ein Greis geworden, seine Enkel hütete und im Hause die Kindsmagd machte!

Drum ist nicht zu alt werden besser, um nicht kindisch zu werden. Und doch ist dieses Kindischwerden eine gute Gabe der Natur; man merkt weniger von den Folgen des Alters und noch weniger vom Tod. —

2.

Als ich in die Haslacher Knabenwelt trat, war der Kaspar schon in der „oberen Schule" und ging im Städtle um unter dem Namen „der Bosche-Kasper". Er war klein, mit kleinen, schwarzen Augen, dabei still und wortkarg, und wenn er sprach, tat er dies ruhig, wie ein älterer Mann. Und so wortkarg ist er sein ganzes Leben hindurch geblieben, nur daß später noch in seinem Gesichte, das ein dünner, kurzer Vollbart umrahmte, ein satyrischer Zug sein Spiel trieb.

Ich beneidete ihn in meiner ersten Knabenzeit um zwei Dinge, um seine Tauben und um die kleinen, marmornen Spiel-Kugeln, die er besaß.

Er hatte Tauben, lange ehe mir diese gestattet wurden, und wenn er mich bisweilen mitnahm durch die vielen Stockwerke seines Vaterhauses hinauf in seinen Taubenschlag, so war ich weit glücklicher, als wenn ich heute alle Fürstensäle der Welt durchwandern dürfte.

Und bei dem Lieblingsspiel unserer Haslacher Knabenwelt, dem „Kügeln", hatte er, der einzige, Marmorkugeln, die ihm eine Schwester seines Vaters, an einen fürstenbergischen Beamten verheiratet, geschenkt hatte. Eine einzige jener Kugeln, mir damals verehrt, wäre mir lieber gewesen, als heute ein Ordenskreuz mit Brillanten besetzt.

Auch an das erinnere ich mich noch, daß der Vetter Kaspar die Flöte spielte.

Ihm gegenüber, nur durch die Gasse getrennt, wohnte Lambert, der Schmied, der Richard Wagner von Alt-Hasle, von mir in diesem Buche schon genannt, welcher, nachdem er den Tag über auf dem Amboß gehämmert hatte, am Abend zahlreiche Schüler um sich sammelte und auf allen Blech- und Blasinstrumenten Unterricht gab.

Er entdeckte in dem kleinen Nachbar, der, wie auch ich, oft als Zuhörer zum Schmied kam, Talent zur Flöte und setzte es bei dem harten Vater durch, daß er dies Spiel lernen

durfte. Aber die erste Flöte mußte er leihen, da der Papa keinen Kreuzer dafür hergeben wollte; die zweite bekam er geschenkt. Diese begleitete ihn dann, wie wir sehen werden, auf seinen Lebensfahrten.

In der Schule, bei dem geistreichen Oberlehrer Blum, war der Bosche-Kaspar bei weitem der erste von allen Haslacher Buben. Und wenn er hätte studieren wollen, wäre es ihm nicht gegangen wie mir, von dem der Nachfolger Blums behauptete, ich wäre dazu zu dumm. Es dürfte demnach wohl richtiger gewesen sein, wenn der Vetter Kaspar studiert hätte und ich statt seiner Bäcker geworden wäre. Meine Antipathie gegen das Bäckerhandwerk war lange nicht so groß, wie bei meinem Vetter, und ich glaub', ich hätte einen bessern Bäcker abgegeben, denn er.

Es gibt kaum ein prosaischeres Geschäft auf Erden als die Bäckerei, der Kaspar aber war, wie wir sehen werden, Dichter, wohl neben dem berühmten französischen Bäcker Jean Reboul in Nîmes[1] der einzige hervorragende dieser Art in seinem Stand, der nebenbei zu den mühseligsten des Lebens gehört, besonders in seinen Anfängen.

Es gibt, vorab in den Städten, kein geplagteres und doch unbeachteteres Geschöpf als der Bäckerjunge. Wenn andere schlafen gehen, muß er aufstehen, und wenn er die ganze Nacht gearbeitet hat und die Gesellen die Ruhe aufsuchen, muß der arme Kerl von Lehrbub den Brotkorb oder Karren nehmen und bleich, frierend und schlafsüchtig durch die dunkeln Straßen ziehen und Brot austragen.

Dazu wird er von den Köchinnen in den Häusern noch

[1] Der bekannte französische Schriftsteller und Diplomat Chateaubriand besuchte 1836 diesen Dichter-Bäcker und fand ihn in der Backstube mitten unter seinen Gesellen, von denen er sich durch nichts unterschied. Er führte den Staatsmann in sein Studierzimmer, das oben unter dem Dach sich befand und auf einer Leiter erreicht werden mußte, wie ein Taubenschlag. Hier las er ihm seine neuesten Verse vor.

geschimpft; der einen kommt er zu früh, der andern zu spät, oder er läßt die Haustüre offen, und es zieht infolgedessen im Haus, oder er schlägt sie zu und weckt den Herrn und die Frau.

Eine Gabe hat der liebe Gott den armen Burschen noch gegeben, das Pfeifen. Pfeifend und so ihr Elend vergessend, ziehen sie durch die Straßen; aber kein Stadtmensch, der behaglich an seinem Frühstück sitzt, weiß es zu würdigen, daß die Nachtruhe und die Morgenplage eines Bäckerjungen an den frischen Brötchen hängen, und denkt daran, ihm bisweilen ein Trinkgeld zu geben.

Hat der arme Junge ausgelernt, so wird er ein geplagter Geselle und ist bei all seiner schlaflosen Arbeit noch schlecht bezahlt.

Und trotzdem sind sie allermeist friedliche Leute, die Bäckergehilfen; sie haben gar keine Zeit, über die Verbesserung ihrer Lage nachzudenken, und sind jedenfalls mit dem allergeringsten Prozentsatz bei der Sozialdemokratie vertreten.

So sehr ich aber Mitleid habe mit den Gehilfen der Bäckerei, ebensowenig hab' ich heutzutage, obwohl aus ihrer Zunft stammend, Sympathie für die Meister. Denen würde ich, weil sie bei spottbilligen Fruchtpreisen teures und kleines Brot verkaufen, von Herzen wieder die alte, staatliche Brottaxe gönnen.

In Sachen der notwendigen Lebensmittel waren die vergangenen Jahrhunderte weit praktischer als unsere Zeit. Sie haben Brot und Fleisch unter Taxe gestellt, weil sie wohl wußten, daß Metzger und Bäcker ein weites Gewissen haben.

In unserer Zeit wäre dies doppelt notwendig, weil in Geldsachen ein Krieg aller gegen alle geführt wird und „im Kampf ums Dasein“ einer den andern übervorteilt, so gut er kann. Drum haben die heutigen Haslacher längst für unsere Zeit das Sprichwort erfunden:

Ehrlich währt am längsten,
Und 's Betrüge geht am strengsten. —

Vetter Kaspar hatte, wie gesagt, eine weit unüberwindlichere Abneigung gegen das Bäckerwerden, als ich. Er wäre gern Kaufmann oder Wirt geworden, aber sein Vater war stets dagegen und meinte, Bäckerei sei für seinen Sohn das beste, weil dieser eines Tages einfach ins Haus und Geschäft des Vaters sitzen könne.

So mußte der Kaspar wohl oder übel in die väterliche Backstube. Sein Leid hierüber blies er in seine Flöte, und ich erinnere mich noch wohl, wie er an stillen Frühjahrs- und Sommerabenden von seinem Kammerfenster herab in die Straße hineinflötete.

Nebenbei fand er bei seinem prosaischen Backstubenleben Trost im Lesen von Büchern, die er zwei Haslacher Genies verdankte.

Das eine derselben war der Sohn eines armen Maurers, der Straßenmeister Näher, welcher großes Talent fürs Ingenieurfach hatte. Er mußte aber Maurer werden und brachte es gleichwohl durch eigene Kraft zum Straßenmeister und technischen Berater aller mittleren Kinzigtäler. Mein Vater pflegte zu sagen, der Näher sei der Gescheiteste in Hasle.

Er starb in meinen ersten Knabenjahren, vor der Revolution, aber ich kann ihn mir noch wohl vorstellen: eine schlanke, rotbartige Gestalt mit großen, halbgeschlossenen Augen, aus denen Geist und Satyre blitzten.

Seine Frau überlebte ihn lange; sie war geisteskrank und streifte still und melancholisch durch Feld und Flur.

Aus dem Nachlasse Nähers erhielt der Bäckerjunge Kaspar eine Anzahl Bücher geliehen, namentlich Reisebeschreibungen, die ihn zu seinen späteren Reisen animierten.

Aber er verstieg sich in seiner Backstube noch zu Höherem, er studierte Schiller und — Shakespeare. Wer mir, ehe ich

diese Geschichte schrieb, gesagt hätte, in Alt-Hasle sei in den vierziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts schon der große englische Dichter in der Backstube gelesen worden, den hätte ich ausgelacht und mit ihm jede Wette eingegangen, daß Shakespeare damals in Hasle so wenig existierte, wie heute.

Erst als ich dem Leben des Kaspars im Detail nachforschte, erfuhr ich von ihm diese mir sehr erstaunliche Nachricht.

Und von wem hatte er die Dichtungen? Von des Dirholden Sepp. Dieser, 1825 geboren und acht Jahre älter als der Kaspar, wollte, der Schule entlassen, Lehrer werden, fiel aber bei der Prüfung durch, weil er absolut keine Anlage zum Singen, sonst aber zweifellos Talent zum Wegwerfen hatte.

Jetzt wurde der Sepp Aktuar beim Oberamtmann Dilger und als solcher zugleich der größte Spaßvogel und der Erfinder und Ausüber aller lustigen Streiche der „goldenen Jugend" von Hasle. Sein Kanzleichef, der Oberamtmann, übersah ihm das alles, weil er ihn sehr gut brauchen konnte und selbst eine Freude hatte an den tollen, aber keineswegs schlechten Streichen.

Der Sepp trieb aber auch ernstere Dinge, er kaufte sich den Schiller und führte den Shakespeare in Hasle ein. Von ihm nahm unser Kaspar den Dichterfürsten in seine Backstube.

Ich las in meiner Backstubenzeit Rittergeschichten, von den Haimonskindern, vom Ritter Peter mit dem goldenen Schlüssel u. a., und hörte von Shakespeare erst in den oberen Klassen des Gymnasiums — und las ihn ganz erst als Pfarrer am Bodensee — während der Bosche-Kasper ihn schon als Bäckerlehrling in sich aufnahm.

Seitdem ich das weiß, hab' ich vor ihm und des Dirholden Sepp einen gewaltigen Respekt. Der Sepp muß aus Shakespeare viel gelernt haben, denn er spielte seine Rolle in alleweg trefflich, selbst in großen Gefahren.

Dichter reden viel von Freiheit, und Schillers Tell begeisterte den Sepp vorab für die Revolution der Jahre 1848—49. Drum war er, obwohl des konservativen Amtmanns Schreiber, mit Leib und Seele Freischärler. Er wurde Fähndrich beim „ersten Aufgebot“ und war als solcher die Seele des ganzen Korps. Was die Haslacher an lustigen und revolutionären Taten in jenen Tagen leisteten, war von ihm arrangiert.

Und als die Preußen kamen und alle andern Haslacher Freiheitskämpfer flüchteten, blieb der Sepp, der Rädelsführer, ruhig daheim und spielte die Unschuld so meisterhaft, daß er frei ausging, während andere im Ausland leben oder im Kerker büßen mußten.

Selbst den Staatsdienst verließ er keine Stunde und starb 1894 als Amtsrevisor in Schwetzingen. Ehre seinem Humor, seinem Talent und seiner Kühnheit! —

Der Sepp hatte einen älteren, 1806 geborenen Bruder, Xaver Dirhold, der 1881 in Freiburg als Pfarrer von Ebringen starb. Dieser ist zweifellos neben den in den „wilden Kirschen“ geschilderten Sandhasen der geistig bedeutendste Haslacher des 19. Jahrhunderts gewesen. Ich habe ihn einmal im Leben gesehen und gesprochen, anno 1875, aber erst 1909 durch Zufall seine Tagebücher gefunden und ihn daraus kennen gelernt. Wenn mich nicht Krankheit oder der Tod daran hindert, werde ich noch ein eigenes Büchlein über ihn schreiben, so sehr hat mir der Geist und vorab die Mannhaftigkeit, der Freiheitssinn und das Martyrium seines Lebens imponiert. —

Beim Vetter Kaspar sind seine überraschenden Leistungen in Poesie neben der Anlage sicher in seinen Studien bei Schiller und Shakespeare zu suchen.

Vier Jahre mußte er aushalten unter des Vaters Bäcker-Meisterschaft, bis dieser ihn im Frühjahr 1851 in die Fremde ließ. Ich war damals noch in der Volksschule und erinnere mich wohl, wie der Kaspar und sein Vetter, der Sohn des

untern Bosch, genannt „der Bosche-Sepp", in den Omnibus stiegen und landabwärts fuhren, noch in guter alter Art ausstaffiert mit Felleisen und blauen Blusen.

Unser Kaspar hatte fest vor, die badische Welt nur zu sehen auf seiner ersten Reise und nirgends Arbeit zu nehmen, eben weil das Handwerk ihm zuwider war und weil er glaubte, das, was er als seines Vaters Nachfolger brauche, bereits gründlich zu können.

In Rastatt, achtzehn Stunden unterhalb Hasle, machten sie zuerst Halt und rückten unter dem Staunen aller derer, die sie sahen, in die Festung ein. Sie hatten nämlich außer ihren Blusen, der Uniform der eben niedergeworfenen Freischärler, auch noch jene Hüte auf, die man Robert Blum-Hüte hieß und die in der Revolutionszeit vor den Heckerhüten in Hasle und anderorts vielfach getragen wurden als Zeichen der Erinnerung an den tapfern, in Wien erschossenen Barrikadenhelden und Buchhändler Robert Blum, der, wie ich in dem Buch aus meiner Jugendzeit erzählt, auch in Hasle begeisterte Verehrer hatte.

Diese Hüte von grauem Filz und mit hohem, zylinderartigem „Gupfen" wurden in Hasle von jung und alt getragen. Ich selbst hatte mit Stolz als Schüler der obersten Volksschulklasse einen solchen auf meinem jungen Freischärler-Haupt und erinnere mich noch lebhaft des Vergnügens, das mich erfaßte, als die Mutter mir die Erlaubnis gab, einen Robert Blum-Hut beim Hutmacher Nikolaus Kilgus zu bestellen.

Mit solchen Hüten zogen die zwei Bäckergesellen von Hasle in Rastatt ein, wo eben noch Hunderte von Freischärlern, unter ihnen auch Haslacher, in den Kasematten schmachteten. Alles staunte über die Kühnheit; die Träger der verfemten Hüte aber bekamen erst Aufklärung über dies Staunen, als der Polizeiaktuar Kuder sie beim Visieren ihrer Wanderbücher anfuhr: „Wo kommt ihr her, ihr Freischärler? Ich hätt' gut im Sinn, euch in die Kasematten zu schicken. Wenn

ihr euch noch länger blicken laßt auf den Straßen mit eurem Freischärlers-Anzug, so geschieht's."

Mit dieser Warnung entließ er die beiden, die eiligst ihre Hüte in ihre Blusen wickelten, sich staatsungefährliche Mützen kauften, den Staub Rastatts von ihren Füßen schüttelten und weiterzogen.

Nach überstandener Gefahr freuten sie sich aber, für Robert Blum, den unser Haslacher Volksredner, Wunibald, der Schmied, bei einer Leichenfeier auf dem Gottesacker zu Hasle vor Gesamt-Hasle als Märtyrer der Freiheit gepriesen hatte, etwas gelitten zu haben.

Und ich lasse mir diesen Robert Blum aus Köln heute noch nicht schelten. Er hatte sich vom Gürtlergesellen durch den Theaterdiener hindurch zum Schriftsteller und Reichstagsabgeordneten heraufgearbeitet, war ein ehrlicher Demokrat und starb für seine Überzeugung mutvoll und als ein guter Christ. So er heute noch lebte, wäre er sicher Sozialdemokrat, aber auf christlicher Basis.

Er ist der erste Politiker, von dem ich in meinen Knabenjahren gehört habe, drum vergesse ich ihn nie. Vielleicht sind aus seinem Hut und aus der Lobrede des Schmieds Wunibald auf den Märtyrer Robert — die ersten Wurzeln der Demokratie in mich eingezogen, Wurzeln, die heute noch treiben und mich schon in verschiedener Richtung zum Freischärler gemacht haben.

Ich wollt' aber gar nicht, daß ich in meiner Denkungsart anders wäre. Schablonenmenschen mit Kadavergehorsam, servile Knochenseelen und Byzantiner, Streber und Heuchler gibt's genug auf der Welt — es muß auch Freischärler und Demokraten geben. Es sind dies meist dumme, aber ehrliche Leute, die da in ihrem Idealismus und in ihrem Sanguinismus meinen, sie müßten für andere Leute die Kastanien der Freiheit und Unabhängigkeit aus dem Feuer holen, aber dabei vergessen, daß jene anderen Leute weder frei noch unabhängig sein wollen, sondern sich ganz glück-

lich fühlen, Knechte zu sein und zwar selige Knechte, und nur das zu sagen und zu denken, was andere ihnen vorsagen und vordenken und was nach oben beliebt macht.

Dumm sind jene demokratischen Leute auch deswegen, weil die Ideale, für welche sie eintreten, sich nie realisieren, eben weil die meisten Menschen nicht allein laufen und nicht allein denken können und wollen. —

Über Karlsruhe ging die Reise der zwei Bäcker nach Heidelberg. Hier an den Grenzen des badischen Reiches kehrten sie um und fuhren mit der Bahn direkt nach Freiburg. Da nahm der Bosche-Sepp Arbeit, und hier, in der Salzgasse, ich weiß das Haus heute noch, suchte ich den Sepp einmal auf. Ich war nach Freiburg gekommen mit meiner Mutter, die ihrer hier verheirateten Schwester einen Besuch machte.

Der Kaspar will noch weiter, an den Bodensee, erhält aber in Donaueschingen die Kunde, daß der Kronenwirt von Ohlsbach im Kinzigtal, der einen Sohn in Besançon hatte, ihm durch diesen eine Stelle verschafft habe in der gleichen Stadt. Freudig eilt er heim, packt seine sieben Sachen ein und zieht nach Besançon, wobei ihm „die weite Fremde", nicht sein Handwerk, die Hauptsache war.

Er staunt, als er jenseits der Vogesen alles welsch findet bis auf den Ohlsbacher und einen Charcutier[1], einen Kinzigtäler aus Wolfach, namens Neef, lernt aber bald auf französisch Brot backen und parlieren. Zwischenhinein stiehlt ihm ein Franzose seine Barschaft, die ihm der Charcutier aber wieder verschaffte.

Jetzt geht der Kaspar einen Schritt weiter und wird nochmals Lehrling bei einem Konditor, einem Graubündner, der zugleich Patissier[1] und Cafétier ist. Der Kaspar mochte bei seiner Vorliebe für eine Wirtschaft denken, einmal Café-

[1] Wurster.

[2] Pastetenbäcker.

tier in Hasle werden zu können. Er dachte wohl nicht daran, daß wir in Alt-Hasle — ich erinnere mich noch dunkel daran — schon einmal einen solchen hatten, der aber nicht fortkam. Er hieß Zachmann, war ein Vetter meines Vaters und Bäcker, hatte eine stolze, schöne Frau, eine Schwester des Christian aus den „wilden Kirschen," die, von Straßburg her großstädtisch angesteckt, ihren Mann zu einem Feinbäcker und Cafétier umgestaltete. Er hielt auch ein Billard. Für diese Dinge hatten aber die alten Haslacher keinen Sinn, keine Zeit und kein Geld, weder zum Kaffeetrinken außer dem Haus und noch weniger zum Billardspiel.

In meiner späteren Knabenzeit lebte dieser erste Cafétier als armer, brotloser Mann uns gegenüber beim Nachbar Strumpfwirker in Miete. Er war von Hasle weggezogen, Salmenwirt in Kehl geworden, nachher auch Wildmannwirt in Lahr und hatte durch Unglück sein ganzes Vermögen verloren. Als armer Mann und Witwer kam er heim. —

Die Neu-Haslacher hätten eher Sinn für ein „Café national" oder so was. In Ermanglung eines solchen halten sie jetzt ihre „Kaffeetage" bei den verschiedenen Wirten ab, einstweilen mit Kartenspiel und ohne Billard. —

In wenig Monaten war unser Kaspar ein flotter Patissier, sprach perfekt französisch und wurde jetzt mit Lohn engagiert von einem Landsmann seines Lehrmeisters, der in Vesoul Confiseur[1] war.

Hier bleibt er, bis ihn die Nachricht trifft, daß er heimkommen müsse „zum Spielen" als Rekrut.

Er will aber Frankreich nicht verlassen, ehe er Paris gesehen hat, und reist für vierzehn Tage dahin, mit klugen Augen all dessen Herrlichkeiten betrachtend.

Seine eigentümliche Rückkehr ins heimatliche Städtle schilderte er auf einem seiner „losen Blätter" poetisch also:

„Ein angenehmer Sommerabend neigte sich hernieder

[1] Zuckerbäcker.

auf Berg und Tal. Die Sonne zuckte in ihren letzten Strahlen, und alles schien sich zu erheben und neu aufzuleben von der drückenden Hitze des Tages. Eine freundliche Stille herrschte ringsum in der ganzen Natur, welche nur von Zeit zu Zeit unterbrochen wurde durch einzelne Gruppen Lustwandelnder, die sich fröhlich scherzend in der kühlenden Abendluft ergötzten."

„Doch wenn wir unsere Aufmerksamkeit weiterhin richten, so bemerken wir einen jungen, wohlgekleideten Wanderer, ermüdet und bestaubt, jedoch mutig voranschreitend, die Landstraße herankommen."

„Auf einmal hemmt er seinen raschen Lauf, wendet sein freudestrahlendes Gesicht gegen die aus dem Abenddunkel hervorragenden Häuser einer kleinen Stadt, trocknet sich den Schweiß von der glühenden Stirne, und die Hand auf das klopfende Herz legend, rief er aus: ‚Sei gegrüßt, liebe Vaterstadt!' und mit verdoppeltem Schritte setzte er seinen Weg fort."

„Nicht weit war er gegangen, als ihm das vom Mondlichte beschienene Türmchen einer Kapelle hinter den Bäumen hervor in die Augen blinkte, und gleich darauf befand er sich in der Nähe des Friedhofs. Durch diese Ansicht ein wenig in eine traurige Stimmung versetzt, nahm er seinen Hut ab, gedachte seiner lieben Mutter, welche schon seit vielen Jahren hier ruhte, im stillen Garten des Todes, öffnete das kleine Gitterpförtchen und ging hinein, um ihr eine stille Träne des Wiedersehens zu weihen. Er durchwandelte die vom blassen Mondlichte erhellten Reihen der Abgeschiedenen, von Zeit zu Zeit einen düstern Blick auf dieses oder jenes Grab werfend, mit den Worten: ‚Hier ruht auch einer meiner Jugendfreunde, welcher schon längst eingegangen ist in die Ewigkeit; Gott gebe ihm selige Ruhe.'"

„In solche Betrachtungen versunken, durchlief er den ganzen Friedhof, und schon wollte er sich wieder umwenden, als er in geringer Entfernung durch das Halbdunkel ein,

wie ihm schien, frisch aufgeworfenes Grab bemerkte, welches mit Blumen und Kränzen üppig geschmückt war; er drehte sich noch einmal um und flüsternd: ‚Hier ruht gewiß auch noch ein mir bekanntes, eben erst dahingeschiedenes Wesen, laß sehen, wer es ist‘, näherte er sich demselben; doch, o Schrecken! auf dem schwarzen Kreuze war ein mit weißen Buchstaben eingegrabener Name zu sehen. Ach, ein verhängnisvoller Name, welcher ihn schaudern und beben machte.“

„An der Seite des Grabes hingesunken, keiner Träne mächtig, starrte er ununterbrochen auf das unheimliche Kreuz, welches den Namen seiner — teuern Schwester trug.“

Seine Schwester Elisabeth war in den letzten Tagen gestorben, und so traf er unversehens auf ihr Grab.

Hatte die tote Schwester ihm auch manchmal beim Vater ungerechte Strafe verschafft, ihr früher, schneller Tod versöhnte alles, und der Schmerz gewann die Oberhand.

In diese Zeit fallen des Kaspars erste Lieder. Sie sind der toten Schwester geweiht. Hören wir nur eines:

Leiden waren dir beschieden
Unten hier im Jammertal,
Droben geb' der Herr dir Frieden,
Wonne, Freude — ohne Zahl.
Irdisch Glück war niemals dein,
Größer wird es jenseits sein. —

Im Spätherbst 1852 wird er durch eine hohe Nummer frei vom Militär, aber ich glaube, auch ohne diese wäre der kleine Kaspar nicht Soldat geworden. Den Winter über machte er des Vaters Bäckerknecht, und im Frühjahr trat ein Ereignis in die Haslacher Welt, das des Kaspars Wanderlust eine neue Richtung gab.

3.

Es waren schon viele Haslacher in Amerika gewesen und wieder heimgekommen, aber nur einer aus den kalifornischen Goldminen. Die Revolution hatte manche von Hasle nach der neuen Welt getrieben, die einen aus Furcht, die andern, weil die Freiheit ihren Tod gefunden. Unter den letzteren waren auch zwei vom Färber-Geschlechte der Hansjakob, der Bernhard und der „Fidele", der erstere ein Färber, der letztere ein Bäcker.

Mit Geld heimgekommen war aber von allen nur des Kreuzwirts Adolf, ein Bierbrauer seines Zeichens, der sich bis in die Minen gewagt und echtes Gold aus Kalifornien mitgebracht hatte.

Er begeisterte durch dasselbe wieder verschiedene Haslacher Idealisten für Amerika, unter ihnen den Poeten Kaspar, der eben, in der Maienzeit, seine ersten Liebeslieder losgelassen hatte. Hier ist eins:

Ein kleines Lichtlein brennt an dunkler Stelle,
Bald leuchtet düster es, bald brennt es helle,
Bald flammt es lichterloh, bald glaubt man, es vergehe;
Oft schimmert's weit entfernt, oft ganz in unsrer Nähe.
Wer nicht dies Lichtlein kennt, kennt nicht die Wonne,
Die der nur fühlt, dem scheint der Liebe Sonne.

Und da gleich noch eins, das er in seines Vaters Garten gedichtet:

An einem schönen Frühlingsabend
Bei der Sonne Untergang
Ging, an seinem Blick mich labend,
Ich dem Blumenbeet entlang.

Wohlgerüche stiegen leise
Aus der Sträucher jungem Grün,
Und mit zauberischer Weise
Zogen Zephir' drüber hin.

Alles hauchte frohes Leben
Mir entgegen voller Lust.
Ein unbekanntes süßes Beben
Zitterte durch meine Brust.

Stummes, seliges Verlangen
Machte wallen mir mein Blut,
Färbte meine blassen Wangen
Mit der Rosen Purpurglut.

Ich gedacht' der süßen Wonne,
Die ein fühlend Herz erfreut,
Wenn ihm scheint die Frühlingssonne,
Reiner Liebe Seligkeit.

Welche Haslacher Schöne damals ihm diese Lieder entlockt, wollt' ich wissen. Sie galten aber, wie ich nachforschend von ihm selbst erfuhr, keiner solchen — denn sie sind rar in Hasle — sondern einer Emilie Rheinbold aus Sinzheim bei Baden, die im „Kreuz" kochen lernte und später einen Apotheker in dem ihrem Geburtsort nahen Steinbach heiratete.

Doch auch den Haslacherinnen machte er damals auf Wunsch Liebeslieder, die, wie er sagt, „oft sehr verliebt lauteten, weil es sich sonst nicht reimen wollte". —

Sein Vater war gegen eine Reise nach Amerika, da nur solche Leute dahin gingen, die eine Existenz suchten, die hätte aber der Kaspar schon als sein Nachfolger. Die Fahrt nach Frankreich hatte der Papa gebilligt, denn er selber war einst lange im Welschland, in der Stadt Nancy, gewesen als Bäckergeselle und sprach französisch. Mich redete er stets an als „Vetter Henri". Daß der Kaspar noch besser französisch sprach als er selber, freute den alten Bäckermeister. Aber auch romanisch hatte der Enkel des „Eselsbecks" gelernt von seinem zweiten Meister aus Graubünden, und das imponierte dem Vater noch mehr.

Jetzt wollte sein Sohn aber auch englisch lernen und

sprach in seinem „Amerika-Fieber“ nur von dieser Reise. Die Stiefmutter, welche ihn nicht ungern scheiden sah, verschaffte ihm schließlich beim Vater die Erlaubnis. Im Mai 1854 fuhr er hoffnungsvoll mit dem Segelschiff „Tell“ von Havre ab und kam achtunddreißig Tage später in Newyork an. Mit ihm hatten ein Haslacher und zwei Burschen aus benachbarten Dörfern die Heimat verlassen.

Die andern haben, drüben angekommen, ihren Bestimmungsort bei Verwandten und ziehen dahin; der Kaspar muß ihn erst suchen. Wenn aber für einen Menschen Amerika nicht das Land war, zu etwas zu kommen, so war dieser Mensch unser Kaspar. Er, ein Dichter, ein grundehrlicher Kerl, abhold jedem Vordrängen und jedem Schwindel, dazu viel mehr Phlegmatiker als Sanguiniker — war zu einem richtigen Amerikaner absolut nicht geschaffen.

Dichter sind Kinder, und Kinder bekommen gerne Heimweh, eine Krankheit, die den Haslacher leicht befällt. Drum suchen sie sich in der Fremde gerne auf. In Newyork lebten zwei halbe Haslacher, Söhne eines Apothekers in Waldkirch, deren Mutter von Hasle war, der Philipp und der Karl Maier[1], der eine Sänger, der andere Pianist, beide berühmt in Alt-Hasle, weil sie daselbst, auf Besuch bei ihrem Großvater, ihre Kunst öfters hören ließen.

Die suchte der junge Haslacher Bäcker und Poet in Amerika zuerst auf und holte ihren Rat für eine Reise nach Cincinnati, wo des Kaspars Vetter Bernhard, der Färber, lebte und bei dem er die erste Hilfe erhoffte.

Er fährt den Hudson hinauf und gelangt über Albany, Buffalo, den Eriesee und Cleveland nach Cincinnati, wo er den Vetter trifft. Der aber ist ein echtes Kind seiner Heimat und seines Geschlechtes, dem ja auch ich angehöre, und hat seine Sach' auch in Amerika auf nichts gestellt; er kann drum

---

[1] Beide zogen sich später als Rentiers nach Freiburg zurück, wo der Karl heute 1911 noch lebt.

nicht helfen und ist später froh, den Krieg von 1860—64 mitmachen zu können, um auf seiner Kriegsdotation von 160 Acres 1879 selig zu sterben.

Ein Wolfacher, Jean Armbruster, Konditor in der Hauptstadt von Ohio, gibt dem Kaspar kurze Zeit Arbeit, aber lange genug, um diesen von seinem Amerika-Fieber zu heilen. Überall trifft er Leidensgefährten, meist von der Revolution verschlagene Kinzigtäler, unter ihnen den einstigen Apotheker von Hornberg, unsern Hasle, der als Holzmacher sein amerikanisches Leben fristet.

Bald schüttelt der backende Dichter den Staub Cincinnatis wieder von seinen Füßen und schaut sich nach einem andern Haslacher um.

Im Staat Kentucky wohnt der Vetter „Fidele"[1], der Bäcker; er ist Hofbäcker in einem Frauenkloster Nazaret. Dorthin gehen des Kaspars Schritte und mit Erfolg. Der Fidele weiß ihm einen Platz in dem unfernen Jesuitenkolleg zum hl. Joseph in der Stadt Bardstown.

Hier läßt der Poet sich als Klosterbäcker nieder. Die Patres sind meist Belgier, aber der Kaspar spricht so gut französisch wie sie, und zum Deutschreden findet er im Kloster drei Landsleute und Ordensbrüder: einen achtzigjährigen Gärtner, einen Hessen, der noch im amerikanischen Befreiungskrieg von seinem Landesherrn an die Engländer nach Amerika verkauft worden war; dann einen Schwaben, aus Tettnang, den der Sonderbundskrieg 1847 samt seinem Orden aus der Schweiz vertrieben hat, und endlich den Bruder Schreiner, Blasius Winterhalder aus Kirchzarten bei Freiburg.

Der Schreiner studiert nebenher, um später Priester zu werden. Als der Bäcker von Hasle auf den Namenstag des Rektors einen großen Kuchen gebacken und einen fran-

[1] Der Fidele kam Mitte der fünfziger Jahre wieder heim, blieb zwei Jahre, zog dann wieder nach Amerika und wurde Bäcker in dem Priesterseminar St. Thomas in der Diözese Louisville, wo er nach wenigen Jahren starb.

zösischen Vers darauf gemacht hatte, wollen die Väter auch ihn einladen zum Studieren.

Der Kaspar will aber lieber Bäcker bleiben, als Jesuit werden, und er hatte — recht; denn die Bäcker sind in der Welt, vorab in Deutschland, beliebter, als die Jesuiten, weil der öffentlichen Ruhe und Ordnung und der Dummheit weniger gefährlich.

Er backt ruhig sein Brot, hält in der Klosterbackstube eine Anzahl großer, zahmer Schlangen, die ihm die Mäuse fangen, wofür er sie mit Milch füttert, bläst in freien Stunden seine Flöte oder sitzt beim alten Bruder Gärtner oder unterhält sich mit den Niggers, deren zwanzig als Sklaven in der Anstalt dienen.

Jetzt wieder in einem Nest, regt der Vogel seine Dichterschwingen und der Kaspar schreibt schon im Juni seinen Eltern einen Brief in „gebundener" Sprache:

Es wundert Euch wohl mein Befinden,
Ich will es kurz Euch verkünden,
Wie mir's wohl in der neuen Welt,
Im Heiligtume hier gefällt:
Es ist, was man auch hiervon spricht,
Im ganzen gar so übel nicht.
Am Essen leid' ich keine Not,
Ich backe mir ja selbst das Brot.

In diesem Style schildert er dann weiter sein Tagewerk. Von der Stadt Bardstown singt er:

Bardstown ist eine schöne Stadt;
Wenn es lange nicht geregnet hat,
Dann darf man sich wohl unterstehn,
Zu Fuße durch die Straß' zu gehn.
Doch möcht' ich es an Regentagen
Nicht gern auf einem Pferde wagen.

Doch auch ernstere Saiten stimmte er in dem Briefe an — sein Heimweh nach Hasle. Er meint, die Seinigen

sollten ja nicht glauben, als ob er sich nicht nach der Heimat zurücksehnte:

Doch still — urteilt nicht so vermessen,
Denn wie könnte Hasle ich vergessen,
Wo ich das Licht der Welt erblickte
Und manche Freud' mein Herz entzückte,
Wo man von seinen Bergeshöhen
Das ganze Tal kann übersehen,
Wo seiner Wälder grüne Hallen
Von frohen Liedern laut erschallen,
Wo seine schönen Rebenhügel
Sich schauen in des Flusses Spiegel,
Wo auf dem frischen Wiesengrün
Vergißmeinnicht in Fülle blühn,
Kurz, wo es jedem Herzen scheint,
Als hätt' sich die Natur vereint,
Zu bilden und zu bauen dort
Dem wahren Glück ein' Zufluchtsort!

Die Schönheit der heimatlichen Natur ließ ihn die Härten des Vaterhauses vergessen.

In dieser Sehnsucht nach Hasle korrespondierte er mit allen Haslachern in Amerika und lud sie, wenn es nicht zu weit war, ein nach Bardstown. Auch ihnen schrieb er meist in Versen. Bei einem, dem er größere Intelligenz zuschrieb, glaubt er sich deshalb entschuldigen zu müssen und schreibt am Schluß seiner Reime:

Du lächelst wohl über mein Versmaß und Styl,
Denkst, solche Poeten, wie der, gibt's noch viel.
Ganz recht so, mein Freund, es muß solche geben,
Damit man geschicktere erkenne daneben.

Dieser Freund war unseres alten Oberlehrers Fritz aus dem reichbegabten Geschlechte der Blum von Hasle. Ihr Stammvater war in der Mitte des 18. Jahrhunderts als „Musterlehrer" nach Hasle gekommen und stammte aus Ober-

schwarzach bei Würzburg. Sein Sohn Ludwig Bernhard Blum, mein späterer Lehrer, war sein Nachfolger, und dessen Frau, die Mutter talentvoller Knaben, des Stadtmüllers Klausmann Tochter. Ihre Söhne waren — einen ausgenommen — echte, rechte Haslacher, Idealisten, unbekümmert um den folgenden Morgen, und leichten, heitern Sinnes in des Weltalls Kümmernissen und Sorgen. Sie waren alle viel älter als ich; ich hab' aber alle noch gar wohl gekannt und weiß, welch Leben sie in die Haslacher Fidelität der vierziger Jahre gebracht haben. Sie alle waren hochbegabt und sind es wert, daß ich sie unter den alten Haslachern nicht vergesse.

Der älteste war der August. An ihm entdeckte der schon genannte Straßenmeister Näher großes Talent zum Zeichnen. Dreizehn Jahre alt, kommt er ans Polytechnikum nach Karlsruhe und ist bald der beste Schüler im Architekturzeichnen. Er wirft sich auf die Gotik, zeichnet in den Ferien alle gotischen Kirchen des Landes und wird ein so vorzüglicher Architekt, daß er als Lehrer am Polytechnikum in Aussicht genommen war, wenn er — das Examen hätte machen wollen.

Dazu war er aber nicht zu bringen, Dinge aufs Examen zu studieren, die ihm nicht behagten. Er wird Privatarchitekt, baut Villen in Baden-Baden, hat hohes Ansehen als Künstler, aber selten Geld, weil er nur arbeitet, wenn ihn sein Genius treibt. So lebt er, solid, ledig und arm, trinkt meist nur Kaffee, raucht Zigarren und bummelt in Gottes schöner Natur. Hat er Geld, so kommt er von Zeit zu Zeit nach Hasle, besucht seine Schulkameraden und streift durch Berg und Tal.

So wird er ein Fünfziger und stirbt 1876.

Ihm folgte im Alter der Ludwig. Er sollte ob seines Talentes studieren und kam elfjährig ans Gymnasium nach Freiburg; aber schon in der dritten Klasse zeichnet er seine Lehrer und Mitschüler nach der Natur viel besser, als er La-

tein lernt. Der Vater muß ihn heimnehmen, bringt ihn dann auf die Kunstschule nach Karlsruhe, wo er unter den Professoren Heßlöhl und Koopmann Maler und Kupferstecher wird. Als letzterer zeichnet er sich sehr aus und sticht, kaum achtzehn Jahre alt, Bilder aus dem Leben Josephs II.

1842, zwanzig Jahre alt, kommt er nach Hasle zurück als Künstler. Hier macht er dem „närrischen Maler" Konkurrenz im Porträtmalen und malt im genannten Jahre auch mich als Knaben, ein Bild, das ich heute noch besitze.

Er war ein kleines, feines Männlein mit spitziger, großer Nase und schönen, großen Augen.

Die Revolution macht ihn brotlos, er sitzt in Hasle beim Vater und freut sich, ein kränklicher Mann, der Freiheitsbewegung im Städtle. Nach der Revolution malt und sticht er in Heidelberg und in Baden-Baden als Künstler von Namen. Er stirbt, kaum ein rechter Dreißiger, an der Schwindsucht.

Gesünder war der Fritz, den der Bosche-Kasper in Amerika angesungen. Er wurde Zimmermaler, lernte in Kehl, bildete sich aus in München und kam 1848 nach Alt-Hasle, nimmt Abschied und zieht nach Amerika, malte in Louisville Fresken und Glas für Kirchen und lebte dort als reicher Mann bis in unser Jahrhundert herauf.

Auch der Gustav, im Lebensalter ihm folgend, wurde ein Achtziger und starb erst 1908. Er war am wenigsten Haslacher. Ruhig, still und zufrieden — hatte er Haupteigenschaften, die sonst nicht im Lebensbuch eines richtigen Haslachers stehen.

Er sollte in Offenburg Gürtler werden, kam aber zu einem Meister — Tritschler war sein Name —, der, wenn er nachts betrunken heimkam, mit dem Lehrbuben beginnend, alle andern Personen im Haus: Gesell, Magd und Frau durchprügelte. In der ersten Nacht, da er seine Gewohnheit an dem Gustävle probierte, brannte der alsbald durch und rannte mitten im Winter sechs Stunden Wegs Hasle zu.

Jetzt tut ihn der Vater zu einem Uhrmacher, Fahrländer, nach Gengenbach, und er lernt bei dem dieses zeitmessende und zeittötende Gewerbe.

Als die Revolution 1848 losbricht, arbeitet der Gustav in Karlsruhe; er eilt der Vaterstadt zu, kommt aber nur bis Rastatt, wo er im Vorbeireisen umschaut, Arbeit erhält beim Uhrmacher Schwan und hier bleibt, bleibt, bleibt, — als Arbeiter bis anno 1878 und von da an als Meister bis zu seinem Tode.

Erst als niemand mehr von der Familie seines längst toten Meisters das Geschäft wollte — wurde der Gustav Meister und reparierte bis vor kurzem Uhren in der gleichen Stube, in welcher ich ihn einst als Rastatter Gymnasist besucht habe.

Wenn je einmal einer von Hasle unter die Heiligen versetzt werden sollte, keiner würde es mehr verdienen als der demütige, stille, sanfte, ledige Gustav, der in seinem langen Leben keinem Kinde weh getan und keinen andern Menschen je beleidigt hat; was bei einem geborenen Haslacher viel heißen will.

Rudolf hieß der fünfte von den Sechsen, hatte viel Talent und kam ans Gymnasium nach Freiburg, studierte gut, zeichnete aber noch besser. Er wollte Maler werden, doch der Vater, erbost, daß keiner studieren und alle seine Buben malen wollen, schickt ihn zu einem Gärtner nach Baden-Baden. Hier muß er Kohl setzen, Salat begießen und mit den Gemüsen seines Meisters hausieren gehen in die Hotels der Stadt. Das hält ein Talent nicht lange aus. Der Rudolf, ein bildschöner Mensch mit Schillerkopf, brennt bald der Gärtnerei durch und geht zu seinem Bruder Ludwig nach Karlsruhe. Der nimmt sich seiner an, unterrichtet ihn und läßt ihn die Fachschule besuchen, und Rudolf malt bald gute Porträts. Nebenbei treibt er eifrig Musik.

Da kommt die Revolution, er freischärlert in Hasle, wird Tambour beim Aufgebot, muß nach dem Sturm als

Rekrut zum Militär, wird hier Trompeter und stirbt, kaum entlassen, in seiner Vaterstadt am Auszehren.

Das jüngste Blümchen, der Emil, ein kleines, niedliches Männlein, wird Kaufmann, ist aber nebenher Virtuos im Klavierspiel. Er lebt einige Jahre in Köln, das Heimweh nach Hasle treibt ihn dahin zurück, und er stirbt, wie zwei seiner Brüder, in jungen Jahren an der Krankheit, die sie von der früh verstorbenen Mutter ererbt.

Der greise Vater muß dreien seiner Söhne ins Grab schauen. Er wird, weil er für die Freiheit geschwärmt und uns Buben in diese hatte einweihen lassen, wie ich in dem Buch aus meiner Jugendzeit erzählt, auf ein elendes Dörflein versetzt, Baiertal bei Weinheim. Hier schulmeistert er noch bis in sein 76. Lebensjahr. Pensioniert, zieht er 1862 nach Hasle zurück, aber er konnte, wie er sagte, „das Krakeelen der Haslacher" nimmer vertragen, schüttelte den Staub von den Füßen und zog hinab in die Stadt Bühl, wo er 1871, ein Achtziger, sein Leben beschloß.

Er war ein ernster, helldenkender Mann, zu Höherem und Besserem geboren, dem aber die Sorgen des Lebens wahrlich nicht erspart blieben. —

Nicht ohne Grund suchte der Kaspar von Bardstown aus den Fritz Blum in Louisville auf und der ihn im Jesuitenkolleg. Beide wollten vom unvergeßlichen Hasle reden und, fern davon, der lieben Heimat gedenken.

Unser Klosterbäcker konnte bald so gut englisch, daß er auch in dieser Sprache Verse machte; unter seinen Papieren findet sich noch ein oder der andere derselben.

Ein Jahr war er bei den Jesuiten gewesen, als ein Ordensbruder im Kloster eintrifft, der die Bäckerei versteht, und nun bekommt der poetische Bäckergeselle seinen Abschied nebst einem brillanten Zeugnis.

Er hat aber während des Jahres so viel gelernt, daß er einsieht, Amerika sei kein Land für Poeten von Hasle; drum beschließt er, wieder heimzukehren, dorthin, wo

Man von Hasles Bergeshöhen
Das ganze Tal kann übersehen,
Wo seiner Wälder grüne Hallen
Von frohen Liedern laut erschallen.

Aber seine Poesie läßt es ihm nicht zu, Amerika zu verlassen, ohne den Lorenzostrom und die Niagarafälle gesehen zu haben. —

Über Bremen kehrt er dann heim, ärmer an Geld, als da er fortging. Der alte Realist, sein Vater, schimpft, daß sein Kaspar schon wieder komme und ohne Geld. Er hatte gerechnet, wie so viele, daß man übers große Wasser nur gehe, um Geld zu machen. Der Dichter ertrug diesen Groll des Alten um so lieber, als der Vater Bosch, während der Sohn in Amerika gewesen war, die Bäckerei aufgegeben hatte und dieser, heimgekehrt, nicht mehr backen mußte, was er so ungern tat.

Er arbeitet auf den väterlichen Äckern und Wiesen, bricht Kirschen, Äpfel und Birnen, bläst seine Flöte und zieht an Sonntagen durch die Wälder der Heimat.

Als er sich Jahr und Tag wieder satt gesehen an ihrer Schönheit, zieht er im September 1856 abermals in die Fremde, zunächst nach Besançon, wo er seinen alten, ersten Meister besucht und bei ihm Arbeit nimmt, aber nicht allzulang. Es treibt ihn weiter; erst in Marseille macht er Halt, trifft aber schlechte Arbeit und geht bald zu Schiff nach Genua.

Es ist Winter, kurz vor Weihnachten, da der Bosche-Kasper in Genua ankommt, und er fühlt sich doppelt fremd, weil er mit seinem Romanisch die Genuesen gar nicht versteht. In der Herberge überkommt ihn am Morgen nach seiner Ankunft tiefe Schwermut in seinem Kämmerlein. Da greift er zu seiner Flöte, um sie fortzublasen.

Die Elegie seines Pfeifens ergreift einen Zimmernachbarn, der ihn dann in der Wirtsstube freundlich genuesisch anredet. Da unser Poet von Hasle nichts davon versteht,

probiert er eine französische Antwort. Jetzt fällt der Genuese in der gleichen Sprache ein, und dem Kaspar ist geholfen. Der Mann ist ein genuesischer Schiffer, der auch nach Marseille fährt, daher der französischen Sprache mächtig ist.

Er nimmt sich nun des Fremdlings an, geht mit ihm von Bäcker zu Bäcker und von Konditor zu Konditor, bis sie eine Stelle finden bei einem Süßbäcker aus Graubünden, der einst in der Küche des Königs Louis Philipp funktioniert und mit diesem Frankreich verlassen hatte.

Der Kaspar ist gerne bei ihm, denn der Meister weiß viel zu erzählen von Paris und macht so das Backgeschäft unterhaltend. Trotz seines ehemaligen Hofdienstes ist der Graubündner Konditor Demokrat und schwärmt namentlich für den großen Botaniker und Demokraten Raspail in Paris, von welchem er dem jungen Haslacher immer wieder erzählt und dem zu Ehren er einen Likör fabriziert mit dem Titel: „Lebenselixier Raspail“.

In freien Stunden geht unser Dichter auch hinab an den Hafen, sucht seinen Freund, den Schiffer, auf und lernt von diesem den genuesischen Dialekt, während er mit seinem Meister französisch spricht.

Weder der Likör zu Ehren des Raspail, noch sein und seines Gehilfen Fleiß retteten aber den ehemaligen Hofkonditor vor den Schulden seines Sohnes, der vertat, was der Vater verdiente.

Nach einem halben Jahre mußte dieser seinen Gesellen entlassen, weil sein Geschäft niederging. Unser Kaspar konnte jetzt italienisch, hatte einiges Geld verdient und beschloß nun, zu Fuß zu wandern, bis er kein Geld mehr hätte.

So zog er nach Pavia, nach der Certosa, nach Mailand, nach Turin, über Susa und den Mont Cenis nach Genf und von Genf nach Bern. Hier ging ihm die Münze aus, er nimmt Arbeit, und nachdem er auch hier Stadt und Land gesehen, zieht er weiter — wieder Hasle zu.

Lang hat's der Kaspar in der Fremde nie ausgehalten,

Hasle hatte es ihm zu sehr angetan, und des Dichters Heimweh trieb ihn immer wieder ins Kinzigtal zurück.

Er hatte jetzt auf seinen Wanderfahrten das Alter erreicht, um selbständiger Bäcker zu werden. Drum gibt ihm der Vater bei der Heimkehr Haus und Hof; er macht das Staatsexamen bei der Zunft in Hasle und wird ein echter, rechter Bäcker und Halbbur in der Vaterstadt.

In dieser und der nächstfolgenden Zeit verstummte, wie es scheint, seine Leier fast ganz, wenigstens find' ich nichts in seinen losen Blättern. Die Gründe sind mir aber leicht ersichtlich. Einmal lag der tägliche Mehlstaub seiner Backstube, die ihm ein Gefängnis war, auf seiner Seele, und dann heiratete er auf Drängen seines Vaters eine junge und schöne Haslacherin aus angesehener Familie.

Bäckermeister sind an sich nicht gerade zur Poesie besonders aufgelegt, und — so erzählten mir schon oft Freunde — mit dem Heiraten gehe jene Himmelstochter vielfach auch von dannen.

Mit Sehnsucht blickte der Kaspar auf die Zeit seiner Wanderfahrten zurück. Nach Jahr und Tag sollte sich ihm willkommene Gelegenheit bieten, wieder die große Welt zu sehen. Er wird 1867 Besitzer eines Hammerwerks in Roveredo im Kanton Tessin.

Welcher Dichter hätte nicht Sinn für die Poesie einer Hammerschmiede, besonders wenn sie in einem so herrlichen, italienischen Tale liegt, wie in dem der Moësa, des klassischen Bergstroms!

Zwei Haslacher Schwärmer für Poesie kamen zu gleicher Zeit auf die Hammerschmiede im Tessin. Der eine war der praktizierende Dichter, unser Kaspar, der andere der große Rezitator von Schillers Gedichten unter uns Knaben, Mede (Nikomedes), der spätere Hammerschmied.

Droben, oberhalb Hasle, in Husen hatte der Fürst von Fürstenberg sein Hammerwerk aufgegeben, und die Hammerschmieds-Gesellen waren ins Tessin verschlagen worden. In

Hasle auf der Hammerschmiede aber saß der Mede als Geselle und wartete auf eine eigene Hammerschmiede, um Meister zu werden und eine Enkelin des Eselsbecken heimführen zu können.

Das wußten die Gesellen im Tessin und schrieben eines Tages dem Mede, in Roveredo sei eine rentable Schmiede zu verpachten. Der Mede geht zum Kaspar, der kapitalkräftig und sprachmächtig ist. Dem Dichter leuchtet es ein, es müßte gar schön sein, wenn er bisweilen von Hasle weg käme, fort aus der Backstube und aus dem Ehehimmel und hinüber über den Bernhardin ins Tal der Moësa, wo schon die Pfirsiche blühen, während im Kinzigtal noch Eiszapfen an den Tannen hängen.

Drum wird er Kompagnon des Mede, reist mit ihm nach „Rovreit", nimmt noch einen Romanen namens Zoppi in die Gesellschaft auf, stellt das nötige Kapital und macht den Mede zum Meister in der Schmiede.

Der holt jetzt seine Nanne und läßt sich häuslich nieder in Roveredo.

Alljährlich geht der Bäckermeister von Hasle ein oder das andere Mal hinein, rechnet ab und erholt sich in der schönen Gottesnatur. Das Geschäft rentiert sich, Mede ist fleißig, Zoppi ehrlich, und jedes Jahr wird Geld verteilt. Aber — der Nanne gefällt es nicht, sie hat durch ihre Mutter, eine Enkelin des Eselsbecken, an Geist gar nichts von diesem ererbt, drum lernt sie die Sprache nicht, und wo Weiber nicht mit andern Weibern schwatzen und streiten können, halten sie es nicht aus. Drum will die Nanne fort um jeden Preis, fort aus dem welschen Land. Und der Schiller-Schwärmer Mede ist ein friedliebender Mann; er weiß aus Schillers Glocke, daß Weiber zu Hyänen werden können, und sagt seinen Kompagnons die Meisterschaft auf. Damit ist die Seele, der Hammerschmied, fort; die Gesellschaft löst sich im Frieden auf, und der Tessiner Mitteilhaber übernimmt das Geschäft allein.

Heute sitzt der Mede im malerischen Gutachtale unweit Hasle, und der Hammer, der Tag und Nacht unterm Farnkopf hintönt, ist sein Eigentum. Der Mede aber macht in Gutach den Haslacher Eigenschaften alle Ehre; er ist Sprecher in allen Gesellschaften und sagt namentlich derbe Worte den vielen Malern, die ins Gutachtal und in seine Schmiede kommen, um Studien zu machen.

Der lange, hagere, alte Hammerschmied mit dem Knebelbart und der Brille auf der Nase stellt sich in seinem Schurzfell in der Regel hinter die Künstler, schaut ihnen zu, schüttelt den Kopf und bricht endlich los: „Des isch bigott au a elends Handwerk, so a Moler. Die sinn wia Studente, die nichts g'lernt henn (haben)." Dann spricht er von Schmiererei, Zeittotschlagen, Tagdieberei. Keiner der Künstler nimmt ihm aber was übel, sie wissen, der Mede hat die Eigenschaft aller Haslacher, er meint's gut.

Während der Hammerschmiederei in Roveredo hatte der Kaspar seinen Pegasus wieder bestiegen. Die Reisen ins Land der Sonne und das große, deutsche Jahr 1870 hatten seine Leier wieder besaitet und erklingen machen.

4.

Ganz war des Kaspars Dichtergenius nie verstummt, auch nicht in der ausschließlichen Backstubenzeit als Bäckermeister zu Hasle. Die Fastnacht machte stets auch ihn mobil und seine Leier, und zu den „Moritaten", welche die Haslacher alljährlich aufführten, dichtete er jeweils den Text.

Aber als der Krieg losbrach, und Sieg auf Sieg auch nach Hasle vermeldet wurde, da fing der Kaspar wieder recht zu singen an, und er war unter den vielen Sängern jener Zeit sicher der schlechtesten keiner, jedenfalls aber der einzige Bäckermeister seines Volkes, der zur Leier griff. Ich will nur drei Lieder aus jenen Tagen hier anführen.

Gleich nach Sedan sang er voll bitteren Humors:

Daß die Franzosen Gourmands sind,
Braucht man nicht erst zu sagen,
Man kann ja ihren alten Koch,
Dezember-Louis, fragen —

Der schon so manches Leibgericht
Für sie zu stand gebracht,
Mit Cayenne-Pfeffer stark gewürzt,
Mit Lorbeer angemacht.

Pasteten à la Malakoffe,
Die machten einst Furor,
Dann kamen Solferino-Würst
Für ein'ge Zeit in Flor.

Hernach die Sauce von Mexiko,
Mit spanisch Petersil,
Hielt auch für eine kleine Weil
Die Leckermäuler still.

Doch da sie allg'mach sauer wird,
So muß was andres her,
Das wieder ihren Gaumen reizt,
Der lechzt nach Ruhm und Ehr'.

Um was Pikantes zu servieren,
Da denkt er her und hin —
Auf einmal jauchzt er: „Ja, ich hab's!
Mir kommt etwas in Sinn."

„Einbrocken will ich eine Supp'
Für meine grande Nation,
Wie sie noch nie gekostet hat,
Der ganzen Welt zum Hohn."

„Eine echte deutsche Prügelsupp'
Hab' ich für sie gespart,
Und mache mich dann aus dem Staub,
Denn ich bin Bon-à-parte."

Und an der kommenden Fastnacht spielten die Haslacher die Franzosen. Sie gingen mit einem großen Guckkasten um, in dem alle wichtigen Persönlichkeiten und Städte Frankreichs zu sehen waren. Dazu wurde ein Lied gesungen, das der Bosche-Kasper gemacht hatte. Im Eingang hieß es:

Herbei, herbei, ihr lieben Leut',
Zu sehn manch große Neuigkeit.
Ich zeig' euch hier für wenig Geld
Die neuste Rarität der Welt.

Ich führ' zuerst euch an den Rhein,
Wo ruhig schlief der Michel sein.
Er wär' bis heute nicht erwacht,
Hätt' Galliens Hahn kein' Lärm gemacht.

Der kräht ihm in das Ohr hinein:
Der Rhein ist mein, darf dein nicht sein!
Darauf der Michel schnell ergrimmt
Und seither sich als Held benimmt.

Vom Schlafen ist die Red' nicht mehr,
Er zeigt sich jetzt mit starker Wehr,
Er reißt dem Hahn die Federn aus
Und jagt ihn aus dem eignen Haus.

Dann folgt die Schilderung der Einzelheiten. Von Paris heißt es in dem langen Guckkastenlied:

Paris, Paris, du stolze Stadt,
Ein Kaiser dich verlassen hat.
Ein Kaiser ziehet wieder ein,
Doch muß es jetzt der deutsche sein.

Und in der gleichen Fastnachtszeit sprangen „Hansele" durch alle Straßen des Städtles und sangen das folgende Lied ihres poetischen Bäckermeisters:

Die Franzosen, sagt er,
Das sind Leut', sagt er,

Wenn man dran denkt, sagt er,
Ist's a Freud, sagt er.
Machen gern, sagt er,
Viel Geschrei, sagt er,
Wenig Woll, sagt er,
Ist dabei.

Und bei Sedan, sagt er,
Haben s' kriegt, sagt er,
Für den Kaiser, sagt er,
Republik, sagt er.
Jeder wollt, sagt er,
An die Spitz, sagt er,
's ist nit Platz g'nug, sagt er
Auf ei'm Sitz.

In Paris, sagt er,
Sein s' verruckt, sagt er,
Lügen tun s', sagt er,
Grad wie druckt, sagt er,
Bringen sich, sagt er,
Selber um, sagt er,
Das Vergnügen, sagt er,
Wär' mir z'dumm.

Herr Gambetta, sagt er,
Der war g'scheit, sagt er,
Möchte fortgehn, sagt er,
Vor's ihn reut, sagt er.
Doch zu Fuß, sagt er,
Kann's nicht sein, sagt er,
Sitzt in Ballon, sagt er,
Das war fein.

Und der Michel, sagt er,
Hat 'nen zeigt, sagt er,
Daß sie tanzen, sagt er,
Wie er geigt, sagt er.

Hat 'nen g'hörig, sagt er,
Aufgespielt, sagt er,
Daß sie's bitter, sagt er,
Haben g'fühlt.

Doch den Spiellohn, sagt er,
Sind s' noch schuldig, sagt er,
Drum wird Michel, sagt er,
Ungeduldig, sagt er.
Die Milliarden, sagt er,
Müssen raus, sagt er,
Sonst geht er, sagt er,
Nicht nach Haus.

Wie sehr die Bürger von Hasle nach diesen Leistungen wachsenden Respekt bekamen vor ihrem Poeten, geht sonnenklar daraus hervor, daß sie ihn im Februar 1872 zum Bürgermeister erwählten. Er hatte kurz vorher auch in seine Saiten gegriffen, um Mißstände auf dem Rathaus zu geißeln. Der Stadtrat hielt nämlich einen „Stadtboten" in der Person eines Küfers, der nichts zu schaffen hatte, weil er lieber im Wirtshaus als in der Werkstatt war. Er trug wegen seines komischen Auftretens den Spottnamen „der Staberle" und zeichnete sich trotz seiner blauen, roteingefaßten Uniform durch größte Unreinlichkeit in dieser seiner Staatskleidung aus. Schmutzig und zerlumpt zog der Staberle durchs Städtle und reizte des Bosche-Kaspers Satyre, und der sang:

Ich kenn' ein' Vogel selt'ner Art,
Doch ist er nicht weit her;
Und dennoch gibt's im ganzen Land
Kein' zweiten so wie der.

Gefiedert ist er dunkelblau,
Mit roten Streifen dran;
Doch meist so sehr mit Schmutz bedeckt,
Daß man's nicht kennen kann.

Den Schnabel hat er überall,
Wo's ihn nichts angeht, drin;
Doch auf den Füßen ist er nichts,
Er wackelt her und hin.

Die Flügel läßt er hängen stets,
Wie ein gerupfter Hahn;
Drum ist es zum Verwundern nicht,
Daß er nicht fliegen kann.

Was mag das für ein Vogel sein?
Es ist gewiß kein Schwan,
Und jedenfalls kein Papagei
Und auch kein Auerhahn.

Ein Storch, das kann es auch nicht sein,
Auch keine wilde Ent';
Ein paspolierter Dreck-Spatz ist's,
Nun hat das Lied ein End. —

Also Bürgermeister in Hasle wurde der Bosche-Kasper. Wir wissen aus den Tagen des Eselsbecks, daß Bürgermeister in Hasle sein keine Kleinigkeit ist. Die von Hasle sind an und für sich keine großen Verehrer der Herren; nach dem Herrn aber, der Fleisch von ihrem Fleisch und Bein von ihrem Bein ist, dem Bürgermeister, fragen sie erst recht nichts. Ein solcher ist der rücksichtslosesten Kritik ausgesetzt, und nicht bloß im Wirtshaus, auch in seiner Amtsstube muß er sich oft die bittersten Vorwürfe gefallen lassen.

Muß er gar einen Bürger strafen wegen nächtlichen Übersitzens, so ist der Teufel ganz los.

An allem, was Krummes vorgeht im Städtle, hat er die Schuld. Ist zu viel oder zu wenig Wasser im Stadtbach und die Wiber können nicht waschen; brennen die Stadtlaternen bei Vollmond und streiken sie in finstern Nächten; wird das Bürgerholz zu spät ausgeteilt und gefällt nicht

jedem — an allem ist schließlich „der Burgemaischter schuld, der Fulenzer und Esel“.

Hat ein solches Oberhaupt Nerven, so kann er's nicht prästieren. Wir wissen aus den „Schneeballen“, daß den genialsten Bürgermeister von Hasle im 19. Jahrhundert, Seppen-Toni II., der Zorn umgebracht hat.

In der Hinsicht paßte der Kaspar gut. Er war eine seltene Paarung, Dichter und Phlegmatiker zugleich. Er verlor seine Ruhe nie. Niemals, so lange ich ihn kannte, hab' ich ihn aufgeregt oder in der Hitze gesehen. An ihm liefen deshalb die bissigen Redensarten seiner Bürger hinunter wie salziges Meerwasser an einem Felsenriff.

Ruhig, sachlich, still und einförmig waltete er seines Amtes auf dem Rathaus. In seinem ganzen Äußern blieb er der Alte. Einen großen Filzhut oder eine Kappe auf dem Haupt, beide Hände in den Hosentaschen, präsentierte er sich ohne jedes Kompliment, selbst wenn die größten Herren im Städtle waren.

Die ersten Jahre seines Konsulates fielen in die Zeit des Kulturkampfes. Die „bessern“ Bürger von Hasle glaubten, wie so viele im deutschen Reich, der Nationalliberalismus habe allein alle Siege des Jahres 1870 erfochten; sie wurden nationalliberal und Kulturkämpfer. Unter denen, die nicht mittaten in der wüsten Agitation und Hetze, war der Bosche-Kasper. Weit entfernt, ein „Schwarzer“ zu sein, verließ ihn seine Ruhe auch in jener Zeit nicht. Dagegen wehrte er sich mit Ernst und Spott gegen die Angriffe, welche während seiner Amtszeit ein Stück Volkstum in Hasle erfuhr, der in meiner „Jugendzeit“ geschilderte Storchentag.

Man sieht jetzt mählich in höheren Regionen ein, daß man das Volkstum erhalten müsse, so gut es geht, in Tracht, Sitten und Gebräuchen. Leider fast zu spät. Jahrelang hat man in mancher Gegend alte, volkstümliche Sitten bureaukratisch verfolgt, ihre Abhaltung von polizeilicher Genehmi-

gung abhängig gemacht und damit dem Volke jede Freude daran verdorben.

Vieles haben auch die staatlich einstudierten Industrie-Lehrerinnen gesündigt und sündigen noch gegen alte Mode und damit gegen Volkstum. Erst in letzter Zeit hörte ich, daß im heimatlichen Kinzigtale eine Art Kreis-Schulrätin für Industrieschulen auf den Dörfern herumreist und nachsieht, ob die Mädchen auch die Hemden nach der neuen Mode schneiden und nähen, und sie warnt, beim Nähen „keine Bauernstiche" zu machen. Ein solches Weibsbild gehört meines Erachtens von den Bauernweibern mit Besen aus dem Dorf gefegt. Aber statt dessen höre ich, daß Bäuerinnen, die sich weigerten, ihre Leinwand dem neumodischen Schnitt und Stich auszuliefern, amtlich vorgeladen und unter Strafandrohung vermahnt wurden, es doch zu tun!

O, dieser „Bauernstich" — der hält nicht bloß die Leinwand, er hält schließlich die ganze staatliche Ordnung zusammen und sollte deshalb respektiert werden wie ein Heiligtum! —

Unter Kaspars Regierung wollte ein Gendarm einschreiten gegen den „Storchentag" und gegen das „Klappern" der Buben an Fastnacht. Der bürgermeisterliche Poet ging nicht bloß zum Amtmann Beck nach Wolfe, dem späteren tüchtigen Oberbürgermeister in Mannheim, um Verwahrung einzulegen, es sangen auch bald die empörten Haslacher dem Gendarmen ein Lied, dessen Verfasser wir unschwer erraten. Es lautete:

Hier ist's nimmer auszuhalten,
Denn die Jungen wie die Alten
Ärgern mich auch gar zu sehr.
Gelt, du meinst, ich sag dir, wer?

Klapperbuben, Storchenpeter,
Deckelbläser, Schnapstrompeter
Machen mir den Kopf so schwer!
Gelt, du meinst, ich sag dir, wer?

Meine Uhr ist abgelaufen,
Niemand zahlt mir mehr zu saufen,
Und sie klappern immer mehr.
Gelt, du meinst, ich sag dir, wer?

Das Geschäft als Storchenfänger
Kann ich nicht mehr treiben länger,
's gibt nicht viel Diäten mehr.
Gelt, du meinst, ich sag dir, wer?

Drum will lieber fort ich gehen,
Als noch länger Spott ausstehen,
Meld' mich sofort ab, auf Ehr!
Gelt, du meinst, ich sag dir wer?

So sangen sie, die Jungen und die Alten, und der Storchentag blieb erhalten bis zur Stunde. Schade, daß nicht überall so schneidige Dichter und Sänger sind, die losschlagen, so oft's an ein Stück alten Volkstums geht! —

Ein andermal zeigte sich der satyrische Konsul von Hasle als Philosoph. Als das Freizügigkeitsgesetz ins Leben trat, zogen manche ärmere, im Taglohn arbeitende Leute vom Land ins Städtle. Der Gemeinderat beeilte sich nun in allzu kluger Vorsicht, den zuziehenden fremden Leuten, in denen die Stadtväter lauter Lumpenpack sahen, das Kommen zu erschweren, indem er den Hauseigentümern verbieten wollte, solche Leute in ihre leeren Wohnungen aufzunehmen.

Wer allein gegen diese Maßregel stimmte, das war der Bürgermeister, der die folgenden philosophischen Gedanken, die seinem Bäckerherzen alle Ehre machen, als Protest niederlegte:

„Laß einen Armen nie fühlen, daß er arm ist. Behandle ihn nie lieblos und hartherzig, wenn er dich um etwas anspricht, und selbst dann nicht, wenn du weißt, daß er durch eigene Schuld ins Unglück gekommen ist. Um so mehr ist

ein solcher zu bedauern, indem sein eigenes Gewissen ihn schon daran mahnt und ihn sein Unglück doppelt schmerzlich fühlen läßt. Gebe lieber zehn Unwürdigen Almosen, als daß du es einem Bedürftigen versagst. Stelle dich in seine Lage und denke, wie schmerzlich es dich berühren würde, wenn du, um ein Almosen bittend, kalt und herzlos abgewiesen würdest."

„Verzeihe dem Armen, wenn er etwas tut, das du als einen Fehler ansiehst, und bedenke, daß jedes Menschenherz, es schlage unterm Kittel oder unter Ordenssternen, seine Wünsche hegt, und je dürftiger die Verhältnisse desselben sind, desto bescheidener sind auch die Ansprüche an das Leben."

„Wie wenig bedarf es, das Herz eines Armen zu erfreuen, und warum soll ein solcher nur sein trauriges Dasein fristen, um der ganzen übrigen Welt zum Anstoß zu dienen, und von allen Ansprüchen an die Welt ausgeschlossen sein? Dies ist jedenfalls der Wille desjenigen nicht, der die Geschicke aller Menschen leitet und einem jeden das Gefühl für Recht und Unrecht, wie auch für Freude und Schmerz ins Herz gelegt hat."

„Läßt sich daher einmal ein Armer im Drange seiner Gefühle hinreißen, etwas zu tun oder zu lassen, das vor den Augen der Welt Tadel verdiente, o so verzeihe ihm und bedenke, daß die größten Fehler nur von denjenigen gemacht werden können, welche die Mittel dazu besitzen! Schaue unparteiisch in dein Inneres und du wirst vielleicht finden, daß dein Tun weit tadelnswerter wäre, als dasjenige, über welches du zu richten dir erlaubst."

Neben diesen philosophischen Exkursen buk der Bosche-Kasper alltäglich vor Mitternacht sein Brot und seine Lebkuchen; denn er hatte sich auch als Konditor aufgetan.

In der Frühe besorgte er seine Amtspflichten, der Nachmittag aber gehörte dem Wirtshaus, wo er seine Kundenschoppen trank, wie die anderen Bäcker auch. Während aber andere Haslacher lebhaft diskurrierten beim Wein und Bier,

saß der Bosche-Kasper still bei seinem Viertele und machte höchstens eine oder die andere trockene, satyrische Bemerkung.

So zog er von einem Wirte zum andern, unterwegs friedlich vor sich hinschauend und die Hände im Hosensack; am Abend war er aber trotzdem so nüchtern, wie am Morgen, und sicher hat ihn nie jemand mit einem Zopf gesehen, was man sonst keinem Haslacher nachsagen kann. Seine Ruhe und sein Phlegma trugen dazu zweifellos viel bei. Kein Fremder aber hätte in dem kleinen, trockenen, unscheinbar gekleideten Mann den Bürgermeister von Hasle, noch viel weniger einen Dichter und Philosophen geahnt.

Und doch hat er selbst als Bürgermeister von Hasle die Lust nicht verloren, bisweilen ein lyrisches Gedicht mit Bleistift auf ein Blatt Papier zu werfen.

Ich führe nur eines davon an, das er gemacht, als er eines Tages im Schnee Veilchen gefunden, während er, wie Dichter es lieben, trüben Sinnes war.

Oft in des Winters Mitte
Beschenkt uns die Natur
Mit ihren schönsten Gaben,
Mit Blümlein auf der Flur;

Mit Blümlein, ach, so lieblich,
So schön und wunderhold!
Dem, der sie weiß zu schätzen,
Sind mehr sie wert als Gold.

So geht es auch im Leben
Uns Menschenkindern oft,
Wenn's Herz vor lauter Trübsal
Verzweifelnd nichts mehr hofft.

Wenn Unglück uns bedrohet,
Von allem Trost entblößt,
Sich nirgends Hilfe zeiget,
Selbst Freundschaft uns verstößt —

Wie wohl tut dann dem Herzen
Ein heitrer Sonnenblick
Aus tiefbewölktem Himmel,
Wie nie geahntes Glück!

Die Hoffnung kehret wieder
In unsre kranke Brust,
Wir kämpfen dann aufs neue
Mit frischer Lebenslust.

Wir danken dann dem Himmel,
Der immer unser Hort;
Denn wo die Not am größten,
Stets Hilfe kommt von dort.

An trüben Gedanken hatte unser Poet keinen Mangel. Er hatte seinem Schwiegervater, einem unternehmenden und geistreichen, aber unglücklich spekulierenden Kaufmann, unter die Arme gegriffen und mußte bald ein großes Anwesen desselben ganz übernehmen. Es war die einstige Mühle, in welcher ich den Vater des „Wendels auf der Schanz" besucht, aber umgebaut und fabrikmäßig vergrößert.

In dieses Geschäft steckte der Kaspar den größten Teil seines nach Haslacher Begriffen nicht kleinen Vermögens und, wie es sich bald herausstellte, auf Nimmerwiedersehen.

Poeten sind keine Geschäftsleute, taugen also in der Regel nicht zu Bäckermeistern und nicht zu Müllern und nicht zu Fabrikanten, auch die Bürgermeisterei in Hasle ist nichts Poetisches — drum kam unser Kaspar nirgends auf einen grünen Zweig.

Alle namhaften dummen Streiche im großen und im kleinen werden in der Regel nur gemacht von gescheiten Leuten mit poetischem Talent, weil bei Dichtergemütern die Phantasie die Hauptrolle spielt, und sie ist bekanntlich die größte Verführerin zu dummen Streichen, weil sie das ruhige Denken vollständig über den Haufen wirft und in die Tiefe ihrer Gebilde begräbt, wie das Meer die Goldkörner.

Wäre der Bosche-Kasper nicht Poet gewesen, so wäre ihm die Goldgrube in seiner Backstube gelegen, aus der auch sein Vater Gold gewonnen; und ein tüchtiger Bäcker, der zugleich Bürgermeister ist, hat doppelt leicht sein Brot zu verkaufen. Aber weil unser Kaspar Dichter war, suchte er das Gold abermals — man sollte es nicht glauben — in Amerika.

Nahezu zwölf Jahre war er Bürgermeister gewesen, als ihm in den Dichtersinn kam, nochmals aufs Eis zu gehen und sein Glück in Amerika zu versuchen.

Am 14. November des Jahres 1883 amtet er noch als Bürgermeister, backt noch in der Nacht sein Brot — und am 15. November morgens heißt's im Städtle, der Bürgermeister ist fort — nach Amerika — ohne jeden andern Grund als den, sein Los zu verbessern und, wenn er dies in der Neuen Welt erreicht hat, seine Familie nachkommen zu lassen.

Alles staunt, alles räsoniert über den unklugen Mann — keiner aber denkt daran, daß ihr Fastnachtsdichter und Liedermacher ein Poet, ein Wolkensegler ist und daß derlei Leute nichts dafür können, wenn sie dumme Streiche machen, weil ihr Genius sie dazu treibt, jener Genius, der für ihre Besitzer ein Unglück ist in dieser Welt, die keine Träumer und keine Wolkensegler, keine Idealisten und keine Gemütsmenschen brauchen kann.

Zudem stammt, wie schon der Grieche Antipater sagte, ein Dichter von mehreren Müttern ab, hat also allerlei Eigenschaften. —

5.

Wenige Wochen später, und unser Dichter arbeitet enttäuscht — als Geselle in einer Backstube zu Brooklyn, und in seinem Kalender steht von seiner Hand geschrieben:

Morgenrot, Morgenrot,
Abends voller Sorg und Not,
Gestern noch auf stolzen Rossen,

Heute aller Glanz verflossen
Mir und manchem Kamerad.

Das Wörtlein mir hat er dick unterstrichen, er mochte wohl denken, gestern noch Bürgermeister und Bäckermeister in Hasle — und heute in Amerika — Bäckergeselle.

Daß er dieser Stellung so bald als möglich wieder entfloh, versteht sich von selbst, und im Frühjahr 1884 treffen wir ihn in Philadelphia, wo er eine Konditorei gepachtet hat. Ihre Spezialität war Eis. Unser Kaspar, allzeit ein Pechvogel in irdischen Dingen, trifft es aber gerade, daß Frühjahr und Sommer des genannten Jahres sehr naß und kalt sind in Amerika — und niemand will Eis essen. Da saß nun der Poet einsam in seinem „Store", 4426 Lancaster Avenue, und wartete auf Eisgäste, die nicht kamen.

Wie sehr er mit Humor begabt blieb in dieser brotlosen Eiszeit, ersehen wir daraus, daß er den kalten Sommer besang beim Wasserkrug. Es ist dies die einzige Probe seiner Poesie aus diesen zweiten Tagen in Amerika und lautet:

Im Januar, da gehen wir
Vergnüglich auf das Eis,
Zum Schlittenfahren ist es Zeit,
Der Schnee macht uns das weiß.

Im Februar, da geht es fort
Gerade wie vorher;
Das Wetter ist nicht aufgetaut,
Drum friert's uns um so mehr.

Im März, da hofft man warme Tag',
So geht es bis April,
Und als sie noch nicht kommen woll'n,
Friert man und schweiget still.

Im Mai, da hat man gerne kühl,
Und dies bewährt sich jetzt:

Von Wärme ist die Rede nicht,
Die Kält' ist 's erst und 's letzt.

Im Juni fängt der Sommer an
Mit ihm die warme Zeit;
Doch hat bis jetzt vergebens man
Sich daraufhin gefreut.

Im Juli gab's Gewitter oft,
Die Hundstag' müssen sein;
Ein Hundewetter hatten wir,
Und öfter schlug's auch ein.

August ist erst der rechte Held,
Der zeigt, was er vermag;
Erdbeben bringt er anfangs schon,
Was weiter? — ist die Frag'. —

Wenn's jetzt kein schönes Wetter gibt,
Wo bleibt der Sommer dann?
Dann bleibt er im Kalender stehn,
Und außen denkt man dran.

Doch halt! Urteile nicht so schnell!
Die Hitze fängt jetzt an;
Und zwar, daß man für's ganze Jahr
Genug noch schwitzen kann.

Da wird so mancher schöne Durst
Am Wasserkrug gestillt,
Weil niemand uns nach unserm Wunsch
Das Bierglas immer füllt.

O weh! Der Jubel war zu früh,
Die Hitz ist schon verraucht,
Und rauhes Wetter wieder da,
Als hätte man's gebraucht.

Jetzt glaub' ich, daß der Winter wird
Dies Jahr neun Monat' währ'n,
Und drei Monate kalte Zeit:
Mehr kann man nicht begehr'n.

Dies ist, wie gesagt, das einzige Lied, welches unser Dichter bei dieser zweiten Fahrt ins Land seiner Träume gesungen hat. Aber eine andere Seite seines Talents entwickelte sich bei ihm — die Philosophie, die alte Trösterin der Betrübten. Einsam in seiner Bude sitzend, philosophierte er, und in einem Taschenkalender vom Jahre 1884 stehen die folgenden Worte:

„Zeit ist Geld, heißt das Sprichwort in Amerika, welches allgemein als richtig anerkannt wird. Bei mir hat es sich bis jetzt nicht bewährt, denn ich hätte Zeit genug, um etwas Nützliches zu schaffen, aber keine Gelegenheit dazu; dabei ist das Geld das Wenigste, was ich besitze. Könnte ich meine übrige Zeit in Geld umwandeln, so hätte ich es in den paar Monaten, in denen ich hier bin, schon viel weiter bringen können."

Wir werden bald noch mehr von ihm hören als Ausfluß philosophischer Betrachtung. —

Als der Winter kam und erst recht niemand mehr Eis von dem armen Konditor in der Lancaster Avenue haben wollte, schloß er seinen Store und verließ die undankbare Stadt.

Arm wie eine Kirchenmaus kam er zurück nach Brooklyn. Ohne einen Pfennig Geld pachtete er auf Zureden badischer Landsleute eine Wirtschaft von einem Rheinbayern namens Buchheid, der sie dem Haslacher Dichter auf sein ehrlich Gesicht hin gab ohne jede sonstige Garantie.

Zu einem Wirt paßte aber dieser noch weniger als zu einem Konditor und Bäcker. Ein Wirt muß, wie schon der alte Horatius sagt, ein „geriebener Kunde" sein, ein mundfertiger Mann, der unter Umständen auch seinen Gästen Mut

macht zum Trinken und sie zu unterhalten und dadurch hinzuhalten weiß.

Unser Kaspar aber war, wie wir wissen, ein wortkarger, stiller Mann, blutehrlich und phlegmatisch. Er würde eher Hunger gelitten haben, als daß er versucht hätte, durch übliche Wirtskniffe sein Bier und seinen Schnaps zu verkaufen. Doch die Not lehrte den Poeten von Hasle, auch einmal als Wirt sein Glück zu probieren. Seine besten Gäste waren die Haslacher in und um Brooklyn; die kamen, 12—15 Mann hoch, allsonntäglich zum Kaspar, um hinter verschlossenen Türen nach deutscher Art zu kneipen.

Die erste philosophische Betrachtung, welche der neue Wirt in dem „Pirmasenz" genannten Stadtteile von Brooklyn niederschrieb, galt dem Sonntagsgesetz, das ihn verurteilte, am Sonntag seinen Store geschlossen zu halten und nur heimlich Bier auszuschenken.

„Ein sonderbares Land, dieses Amerika," so schreibt er in seinen Kalender, „in welchem auf alle mögliche Art und Weise die Extreme sich so auffallend und schroff gegenüberstehen, daß selbst der schlichteste Mensch bei einigem Nachdenken veranlaßt wird, Betrachtungen und Vergleichungen hierüber anzustellen."

„Anerkanntermaßen werden die Vereinigten Staaten von Nordamerika am freiesten und unabhängigsten regiert, und dennoch wird in keinem Despotenstaate der Welt der intelligentere Teil des Volkes an seinen Erholungen und Vergnügungen nach tagelanger, harter Arbeit mehr verkürzt und beeinträchtigt als in der freien Republik Amerika durch die leidigen Sonntagsgesetze, durch welche das Muckertum und die Temperenzler Hand in Hand, von oben herab durch widersinnige Gesetze unterstützt, die Berechtigung haben, den aufgeklärteren Teil der Bevölkerung zu tyrannisieren."

„Erfahrungsgemäß hat kein Land im Verhältnis zur Einwohnerzahl mehr Säufer und Trunkenbolde aufzuweisen als die Vereinigten Staaten, und die Mehrzahl der Unglücks-

fälle, Verbrechen und Selbstmorde entstammen diesem Laster. Dies sind lauter Früchte von der Aussaat der Mäßigkeitsapostel.“

„Gestern war wieder einmal ein Sonntag, wie ihn das Temperenzgesetz mit sich bringt. Die Wirtslokale von außen hermetisch verschlossen, und innen der Wirt, mit seinen Augen ängstlich die von der Seitentüre eintretenden Gäste musternd, ob nicht ein Temperenzspitzel sich einschmuggle.“

„Herrliche Zustände für ein freies Land, deren sich weder der König von Dahome noch der Schah von Persien zu schämen brauchte, um sie in ihren Ländern einzuführen!“

„Ein Mann, welcher in meine Wirtschaft kam, um Bier zu holen, fragte beim Eintreten: ‚Darf man es wagen?‘ worauf ich erwiderte: ‚Wir wollen es riskieren, es wird nicht so schlimm ausfallen.‘ Dann sagte er weiter: ‚Ja, es gibt kuriose Zustände in diesem Lande; Millionen stehlen ist erlaubt, aber Sonntags Bier trinken wird bestraft.‘ Traurig, aber wahr!“ —

Es muß eine gemütliche Gesellschaft gewesen sein, wenn die Haslacher in dunkler Stube beim Kaspar saßen in seinem „Saloon“, 282 Power Street, und haslacherten, d. h. von Hasle erzählten und sich so das Heimweh stillten, denn also singt ein neuerer Dichter in seinem Lied „Zu Hasle“[1]:

Und wem die Wiege dort gewest,
Will dort sich auch sein Grab,
Haslacher Wurzeln halten fest
Gar noch den Wanderstab.
Wer fort gemüßt, besinnt sich
Auf Hasle an der Kinzig. —

Die Woche über nimmt sich der Amerikaner nicht viel Zeit zum Trinken, und Stammgäste hatte unser Bierwirt außer seinen Haslachern keine. Die Bewohner des Stadt-

[1] G. v. Oertzen, „Auf Schwarzwaldwegen“.

teiles scheinen ihn ziemlich ignoriert zu haben. Er schreibt über sie in seinem Kalender: „In dem Stadtteile, in welchem ich wohne und der, außer anderen Merkwürdigkeiten, auch den Namen Pirmasenz trägt, muß dereinst das Paradies gestanden sein, weil jeder dritte Mensch Adam oder Eva heißt und sich neben diesen ziemlich viel Schlangengezücht eingenistet hat."

„Dabei sind die Leute noch so wenig von der Kultur beleckt, daß es ihnen gar nicht einfällt, nach einer andern Bildung zu trachten, als nach der Einbildung, welche sich bei der Mehrzahl derselben in einem sehr hohen Grade ausgebildet hat."

Der Wirt in der Power Street blieb in seiner Bude jedem Treiben außerhalb derselben fern und machte nur den trockenen, satyrischen Beobachter über die Leute, die an ihm vorüberzogen. So lesen wir bei ihm weiter:

„In diesem Lande ist man gewohnt, sich über europäische Gebräuche und Sitten lustig zu machen, besonders über den Adel und die Ordensverleihungen u. dgl., wie sie drüben bestehen und üblich sind, an welchen zwar, nebenbei gesagt, mancher gute Deutsche auch keinen Gefallen findet."

„Kein deutscher Fürst ist aber eingebildeter auf seine Abstammung, als der geborene Amerikaner, und kein deutscher Ordensträger ist stolzer auf sein Kreuz oder den Stern, den er auf der Brust trägt, als der Amerikaner, wenn er eine Auszeichnung an der Weste oder im Knopfloch stecken hat, gleichviel, welchen Zweck oder Wert dieselbe hat."

„Diese Eitelkeit ist keineswegs die geringste von den vielen schwachen Seiten, die denselben zieren, und daß die Deutschen kein geringes Kontingent stellen in bezug auf diese Liebhaberei, ist Tatsache. Der Nachahmungstrieb, den viele in staunenswerter Weise entwickeln, ließe manchmal auf die Richtigkeit von Darwins Lehre schließen."

„Ebenso haben die Amerikaner eine kindische Freude am Soldätlesspielen, was am besten in die Augen fällt, wenn die

politischen Vereine (Klubs) zu einer Parade ausrücken. Da will jeder der Bunteste sein, und an Flitter, Borten und Tressen wird nicht gespart, so zwar, daß man eine solche Parade eher mit einem Fastnachtszuge von lauter Harlekins, als mit einer politischen Demonstration im ernsten Sinne vergleichen möchte."

Nichts entging dem satyrischen Philosophen in dem Store zu Pirmasenz; selbst über das Tabakkauen der Amerikaner weiß er treffende Bemerkungen seinem Kalender einzuverleiben:

„Das Tabakkauen ist der Mehrzahl der Amerikaner sozusagen zur zweiten Natur geworden, und eine große Zahl Deutscher bildet sich nicht wenig ein, diese reizende Gewohnheit anzunehmen und nachzuäffen, manche selbst auf Kosten ihrer Gesundheit."

„Stellt man hierüber im stillen Betrachtungen an, sei es, wo es wolle, in der Kirche, im Wirtshaus, auf der Straße, auf der Eisenbahn, auf dem Dampfer oder zu Hause, wie die Leute so stillvergnügt ihre Kinnladen anstrengen, um dem edlen Geschäfte des Tabakkauens mit einer Aufmerksamkeit, die eines schönern Zweckes würdig wäre, obzuliegen, so findet man sich unwillkürlich versucht, sie in die Klasse der Wiederkäuer einteilen zu sollen."

„Wenn man betrachtet, mit welchem Wohlbehagen sie das edle Kraut im Munde herumwälzen und den braunen Saft mit nicht geahnter Fertigkeit auf gewisse Punkte hinzuspucken verstehen, fühlt man sich veranlaßt zu glauben, das Glück und Wohl ganzer Völker hänge von der richtigen Besorgung dieses Geschäftes ab."

„Man meint überhaupt, diese Menschen wären unfähig, vernünftig zu denken ohne den obligaten Chique[1] im Munde."

Interessant ist auch, was er über Zeitungen, über Bil-

---

[1] chiquer (französisch) heißt Tabak kauen.

dung und namentlich über die Rechtszustände in Amerika philosophiert, der ehemalige Bäckermeister von Hasle:

„Die Zeitung spielt eine große Rolle in diesem Lande, aber leider entspricht sie ihrem Zwecke in vielen Fällen nicht.“

„Unter allen Ständen, vom Millionär bis zum Lumpensammler, trägt jeder seine Zeitung mit sich herum. An allen Orten, selbst in der Kirche (wie Schreiber dieses aus eigener Beobachtung weiß) wird die Zeitung gelesen, und wie viele ungelesen den Weg alles Vergänglichen wandern, ist schwer zu bestimmen. Es gehört allgemein zum guten Ton, überall eine Zeitung nachzutragen; man sieht den Straßenkehricht-Fuhrmann auf seinem Karren sitzend die Zeitung lesen, wie den nobelsten Kapitalisten in seinem Buggy.“

„Hier muß das Volk gebildet sein, denkt der Neuling, wenn er seine Betrachtungen hierüber anstellt. Doch wird er leider nur zu früh enttäuscht, wenn er mit den Leuten in Verkehr und Berührung kommt. Gebildet sind sie und zwar nur zu sehr eingebildet. Sie bilden sich zu viel ein auf ihr reiches, gesegnetes Land und auf ihre Freiheit, welche sie aber nur für sich und ihre Interessen beanspruchen.“

„Es ist eine allgemeine, auf Erfahrung begründete Tatsache, daß, je freier ein Land regiert wird, um so herrischer, anmaßender und rücksichtsloser ist sein Volk seinen Nebenmenschen gegenüber. Das Geld ist in Amerika der Inbegriff von Gesetz, Recht und Freiheit.“

„Wer Geld hat, besitzt die Macht zu tun, was ihm gefällt. Er darf ungestraft morden und stehlen. Das Gesetz resp. seine Vollstrecker sind käuflich von oben herab.“

„In keinem Despotenstaate wird willkürlicher und gewalttätiger gehandelt als hier. Kein Unbemittelter darf sich einbilden, einem Reichen gegenüber Recht zu finden, auch wenn dasselbe sonnenklar auf der Hand liegt. Das Gold besitzt alle Gewalt, und Gewalt geht vor Recht.“ —

Je mehr unser Kaspar Zeit hatte zu derlei geistreichen Betrachtungen, um so weniger verwandelte sich ihm diese

Zeit in Geld, und wenn er auch sein leidlich Auskommen fand mit seiner Schenke, vom Geldverdienen in dem Sinne, um auch nur seine Familie nachkommen lassen zu können, war nicht die Rede, und so sah er denn bald zum zweiten Male ein, daß Amerika nicht für Dichter eingerichtet sei.

Rings um ihn befanden sich Haslacher in behaglichen Lebensstellungen als Schuhmacher, Schneider, Schlosser; Leute, die an Talent dem Kaspar nicht bis an die Knie reichten, die aber keine Dichter waren, sondern realistische Geschäftsleute.

Dreiviertel Jahre treibt er die Wirtschaft in Pirmasenz-Brooklyn, verkauft sein Bier und seinen Whisky und philosophiert nebenher auch über das Glück des Menschen, über Hoffnung und Genügsamkeit. Diese Betrachtung ist die größte und letzte, die er seinem Kalender in Amerika anvertraute. Sie macht seiner Lebensweisheit hohe Ehre und lautet:

„Überall findet man Stoff zu Betrachtungen. Sieht man sich das rastlose Treiben und Mühen der verschiedenen Menschenklassen an, so drängt sich einem unwillkürlich der Gedanke auf: ‚Wie viele von allen diesen, dem vermeintlichen Glücke nachjagenden Menschen erreichen wohl ihr Ziel?‘ Antwort: ‚Keiner von allen, so lange er lebt.‘“

„Das Wörtchen Glück ist der Inbegriff alles menschlichen Strebens und dabei so dehnbar, daß es alle Schichten der menschlichen Gesellschaft durchzieht und überall, wo es vermeintlich einkehrt, Enttäuschung und unbefriedigte Sehnsucht zurückläßt.“

„Der menschliche Geist strebt stets nach Höherem, und wenn er wirklich glaubt, das sich vorgesteckte Ziel erreicht zu haben, so tritt ihm wieder etwas anderes in den Weg, das seine Zufriedenheit stört und ihn anfacht, noch weiter zu streben.“

„Das Menschenherz ist nie zufrieden, so lange es schlägt.“

„Wohl dem, der seine Hoffnungen auf ein besseres Jen-

seits setzt und hier stets so handelt, daß er vor keinem Nebenmenschen zu erröten braucht."

„Was ist das Leben? Antwort: Ein stetes Ringen und Kämpfen nach dem Unerreichbaren."

„Unser Herz ist nie zufrieden mit dem, was ihm gewährt wird. Geht ihm ein Wunsch in Erfüllung, so folgt schon wieder ein anderer, und ruhelos strebt es weiter, ohne je befriedigt zu werden, bis es aufhört zu schlagen. Glück und Zufriedenheit sind zwei schöne Worte, welche aber in Wirklichkeit niemals existieren ohne das kleine Wörtchen ‚Wenn'!"

„Das menschliche Leben ist ein steter Wechsel zwischen getäuschten Hoffnungen und ungestillter Sehnsucht."

„Blickt dann und wann ein Sonnenstrahl des Glückes durch die finsteren Wolken des Verhängnisses auf uns nieder, so macht er uns alles gehabte Leid vergessen und belebt uns wieder zu neuen Hoffnungen und Wünschen; doch sobald wir uns am Ziele wähnen, greift das Schicksal wieder mit rauher Hand ein und vernichtet alle unsere Pläne. Ob es uns zum Glücke oder Unglücke ist, vermögen wir nicht zu beurteilen, wir sehen nur mit tiefstem Schmerze auf unsere gestörten Erwartungen."

„Wir ermannen uns wieder, fangen von neuem an, uns mit frischen Plänen und Hoffnungen die Zukunft auszumalen, um abermals getäuscht zu werden. So geht es fort, bis wir am Grabesrande auf unser verfehltes Leben zurückblicken und die Hoffnungen aufs Jenseits richten. Werden wir dort auch getäuscht werden?"

„Hoffnung ist der Anker, die Kette, das Tau, der Faden, der Strohhalm — an den sich der Mensch anklammert, und der ihn festhält, um alle Widerwärtigkeiten des Lebens ertragen und überdauern zu können."

„Wehe dem, der in der Hoffnung keinen Halt mehr findet! Er fällt der Verzweiflung anheim, wird entweder zum Selbstmörder oder Geistesnacht überwältigt seine Sinne, und fühl- und reizlos schleppt er sein unglückliches Leben

dahin, bis der Tod sich seiner erbarmt und seinem elenden Dasein ein Ziel steckt."

„Hoffnung ist der Stern, der uns auf dem Lebenswege stets voranleuchtet, uns in verlockendem Glanze das Ziel unserer innigsten Wünsche in unabsehbarer Ferne beleuchtet, aber selten erreichen läßt."

„Gelingt es uns wirklich, dasselbe zu erreichen, so sind wir gewöhnlich nur um eine Enttäuschung reicher, und unsere Wünsche konzentrieren sich wieder auf einen andern Punkt, der von den Strahlen der Hoffnung so lebhaft beschienen wird, daß wir uns selbst glauben machen, in Erreichung desselben liege allein unser wahres, ungetrübtes Glück."

„Was anders ist es, als abermals Täuschung?"

„So lassen wir uns gängeln und führen durch dieses Traumgebilde, bis wir an den Pforten der Ewigkeit angelangt sind und der Wahn des Menschenherzens sein Ziel erreicht hat." —

„Willst du lernen genügsam sein, so schaue nur stets auf die, welche vom Schicksale weniger begünstigt sind als du, und du wirst darin Trost finden, daß es noch viele gibt, die schwerere Kämpfe zu bestehen haben, als diejenigen sind, welche dich belasten."

„Siehst du auf jene, welche nach deiner Meinung in glücklicheren, sorgenfreieren Verhältnissen leben, dann wird nie Zufriedenheit in deinem Herzen einkehren; denn der blasse Neid und die häßliche Mißgunst werden dasselbe beherrschen und es nie zur Ruhe kommen lassen, wenn du nicht so viel Selbstbeherrschung erlangst, dich vor diesen Lastern zu bewahren."

„Der Schein trügt. Wie viele Menschen, denen ihre Verhältnisse gestatten, sich mit allem Luxus und Komfort zu umgeben, und die deshalb von ihren Mitmenschen als glücklich angesehen und beneidet werden, sind, wenn der Schleier ihres innern, häuslichen Lebens gelüftet wird, viel unglücklicher, als der Arme, welcher morgens nicht weiß,

womit er sich den Tag über sättigen will, und dabei ein ruhiges Gewissen hat!"

„Der niedrigste Arbeiter, selbst der ärmste Bettler, hat seine Neider. Wie oft kommt es vor, daß ein Armer um eine Gabe anspricht bei einem Reichen, welcher durch eigene Schuld ans Krankenbett gefesselt ist infolge Mißbrauchs seiner Glücksgüter und den Bettler um seine Gesundheit und um seinen Hunger beneidet!"

„Aus eigener Erfahrung weiß ich, daß Menschen, welche die niedrigste Arbeit um geringen Lohn tun, von andern beneidet werden, weil sie doch ihren Lebensunterhalt verdienen, was jenen zur Zeit unmöglich ist, da sie weder Arbeit noch Verdienst haben und am Hungertuche nagen müssen."

Diese Betrachtungen finden sich in den Kalendernotizen vom Juli 1885. Die Wehmut, welche an einzelnen Stellen daraus hervorklingt, zeigt uns, daß der Kaspar seine Hoffnung, in Amerika das Glück zu finden, aufgegeben hatte. Ende Juli kommt einer zu ihm in die Bude zu amerikanisch Pirmasenz und erbietet sich, in die Pacht des Poeten einzutreten. Der schlägt in den Handel ein, und am 22. August betritt er wieder Europas Boden in Rotterdam.

Wenige Tage später ist er in Hasle und fortan ein armer Mann. Selbst das Haus seiner Eltern und Vorfahren muß er veräußern und in eine kleine Mietwohnung ziehen in der „vordern Gasse".

Sein Vater war 1879, neunzig Jahre alt, gestorben, aber der harte Realist hinterließ seinem poetischen Kaspar, der ihm allzeit zu wenig auf Geld sah, von seinen Kapitalien so wenig als möglich.

Es war die erste Zeit nach der zweiten Heimkehr aus Amerika die härteste für den idealen Bäcker, aber seine Ruhe verließ ihn auch jetzt nicht. Nie klagte er, er darbte und duldete wie ein echter Philosoph.

Immer härter drang die Not des Lebens an ihn heran. Wie sie vertreiben? Da wurde er, eingedenk seiner Feder-

gewandtheit und seiner langjährigen Praxis als Bürgermeister — Geschäfts-Agent oder, wie die Leute in meiner Knabenzeit von diesem Metier sagten — Winkeladvokat.

Diese Winkeladvokaten sind auch ein Stück alten Volkstums wie die Volksärzte und die sogenannten Kurpfuscher. Wie die Bauern in leiblichen Nöten gerne zu einem Sympathie-Doktor gehen, so suchen sie in amtlichen und gerichtlichen Bedrängnissen den Winkeladvokaten auf; beides aus dem gleichen Grunde, weil sie billiger wegkommen. Ärzte und Advokaten gelten beim Volke, wie der Kinzigtäler sagt, als „dürlöhnig"[1], drum sucht es, wenn möglich, zunächst billigere Intelligenzen auf, besonders in Rechtssachen.

Mißtrauen gegen die juristisch gebildeten Advokaten ist beim Volk Erbstück. Es kommt dies vielfach daher, weil eben der Gegner auch einen Advokaten hat, und der klagende Landmann so stets einen Advokaten sich feindlich gegenüberstehen sieht. Daß die Patrone der streitigen Parteien unter sich gut stehen und nach der Verhandlung miteinander reden und speisen, macht die Bauern mißtrauisch gegen beide. Ein Bauer wird nach einem gerichtlichen Termin nie in dem Wirtshaus einkehren, in welchem er seinen Widerpart weiß, drum begreift er nicht die Sympathie der beiderseitigen Rechtsvertreter.

Daß die Rechtsanwälte von den Prozessen leben müssen, ist ein weiterer Grund des Mißtrauens. So kommt es, daß beim Volk das Sprichwort geht: „Einem Advokaten ist nie zu trauen."

Und doch sind die Advokaten unter den Gebildeten sicher nicht die schlechtesten Freunde des Volkes. Ihre Unabhängigkeit vom Staat hat ihnen zu allen Zeiten Gelegenheit gegeben, zugunsten der Volksfreiheit ein Wort zu reden. Advokaten haben politisch schon viel Unheil angerichtet, aber auch schon der Freiheit viele Wege bahnen helfen. Unter

---

[1] Teuerlöhnig.

den Führern der französischen Revolution, der Großmutter unserer heutigen bürgerlichen Freiheiten, waren viele Advokaten. Advokaten waren es auch vorzugsweise, die in Deutschland die Fahne des echten Liberalismus in den zwanziger und dreißiger Jahren hoch hielten.

Selbst unser badischer Advokat Hecker, der Achtundvierziger, war ein durchaus offener, ehrlicher Volksmann, aber ein Idealist und Wolkensegler. —

Der berüchtigste Winkeladvokat in meiner Knabenzeit war der „Pappenheimer" von Husen. Sein Geschlecht stammte offenbar von einem richtigen Pappenheimer des Dreißigjährigen Krieges ab. Er war allgemein gefürchtet, weil zu allem fähig; dabei ein Mann von elegantem Auftreten und feinem Benehmen, der sich überall einzuschmeicheln wußte. Er trieb das Geschäft eines Rasierers und nebenbei das eines Winkeladvokaten und Maklers.

Im Jahre 1868 wurde der Pfarrer Keller, ein braver, rühriger Mann, den politischen Gegnern in Husen verhaßt, tot in der Kinzig gefunden. Man wollte noch gehört haben, wie er nachts rief: „Laßt mich doch gehen! Was hab' ich denn Euch getan?"

Der Rasierer war einer der Hauptgegner des Pfarrers gewesen und flüchtete bald darauf nach Amerika. Er kehrte nach Jahr und Tag zurück, ging wieder, kam wieder, irrte im Tal umher und erhängte sich eines Tages in Donaueschingen.

Merkwürdig war, daß in diesen Mord nie Licht kam; aber er geschah zu jener Zeit, da man allgemein gegen die Pfaffen hetzte.

Ein anderer Gegner des Pfarrers und der Nachbar des Pappenheimers, der damalige Bürgermeister und Gerber von Husen, kam in den siebziger Jahren oft zu mir an den See, die Geige unterm Arm, und bat um Kleidungsstücke. Er hatte, einst ein angesehener Mann und Sprecher seiner Partei, alles verloren und zog jetzt mit der Geige im Land umher, machte Musik in Wirtschaften und verdiente sich so sein Brot.

Ich hatte jeweils Mitleid mit dem Mann und eine gewisse Achtung vor der Zufriedenheit, mit der er seine armselige Existenz ertrug.

In einem Bauernwirtshaus, in welchem er am Abend zuvor aufgespielt hatte, fand man ihn eines Morgens tot im Bette.

Ich erinnere mich noch wohl, wie er, im eleganten Pelzrock, in meines Vaters Wirtsstube erschien und den Bauern liberale Vorträge hielt über Religion und Aufklärung.

Ich hab' aber auch schon öfter im Leben die Beobachtung gemacht, daß Leute, welche in ganz gläubigen Gegenden und Dörfern mit ihrer Religionslosigkeit prahlen, viel eher sichtbar heimgesucht werden, als solche, die das Gleiche tun in Städten.

Einen andern Grund für diese Tatsache weiß ich nicht anzugeben als den, daß die ersteren weit mehr Ärgernis geben als die letztern. —

Zu einem Volksadvokaten paßte unser Kaspar auch nicht, wenigstens nicht zu seinem Nutzen. Er war zu solch einem Geschäft zu hochgradig ehrlich, zu bescheiden in seinen Ansprüchen für geleistete Arbeit und verschmähte es, aus dem Unverstand der Leute Geld zu schlagen oder sie durch allerlei verlogene Redensarten hinzuhalten und zu beschwindeln.

Ein ganz ehrlicher Mann kommt aber heutzutag in der Welt, die noch nie mehr angelogen sein wollte, als in unserer Zeit, auf keinen grünen Zweig, auch nicht als Winkeladvokat.

Im Jahre 1888 ernannte die Stadt ihren einstigen Bürgermeister zum Waldmeister mit einem kleinen Gehalt von einigen hundert Mark. Dies Dienstlein tat aber dem genügsamen Poeten finanziell und leiblich und seelisch gut. Es verbesserte seine Bezüge als Ratgeber der Bauern und gab ihm Gelegenheit,

von Hasles Bergeshöhen
das ganze Tal zu übersehen —

und der Zeit zu gedenken, da er die Wälder der Heimat besang von Amerika aus — und in den „grünen Hallen",

die von „Liedern erschallen“, zu vergessen, wie das Leben ihm mitgespielt hatte.

Der Kaspar ist auch in seiner damaligen, ziemlich armseligen Lage ein stiller Mann geblieben, der niemandem klagte und äußerlich nie verriet, was in seinem Innern vorging. Ruhig vor sich hinschauend, saß er wie ehedem bei seinem Schöpple im Wirtshaus und machte seine seltenen, aber meist sarkastischen Bemerkungen.

Einmal eines jeden Tages sah man ihn beim „Kanonenwirt“, seinem jetzt auch heimgegangenen Schwager, der Wirt und Maler zugleich war und einst die „Moritaten“ für die Haslacher Fastnacht malte, die der Kaspar besang. Beide waren zu Ende des vorigen Jahrhunderts noch die einzigen Säulen aus der lustigen Zeit von Alt-Hasle, nur hatte es der malende Künstler im Leben viel weiter gebracht, als der dichtende — er war ein wohlhabender Mann, weil Realist, während der Kaspar Idealist war und blieb.

In einem aber hatte sich der letztere geändert — er machte längst keine Gedichte mehr und philosophierte auch nimmer über das menschliche Dasein auf Kalenderblättern. Es ist ihm das alles vergangen. Des Lebens Not hatte ihm das Singen und das Sinnen vertrieben, und wenn er sann, mußte er sinnen, woher Brot nehmen zum Leben. Philosophieren, sagt schon Schopenhauer, sei nur dann gut, wenn man an nichts Not leide. Und Versemachen und tägliche Sorge hausen auch nicht zusammen. Dem Vogel, auf dessen Käfig eine Katze sitzt, ist's gewiß nicht ums Singen, und dem Poeten, welchem des Lebens Kummer und Sorgen täglich ins Herz scheinen, ist's sicher nicht ums Dichten.

Die schwersten Sorgen wurden dem Kaspar übrigens in seinen alten Tagen abgenommen. Seine drei Buben waren imstande, ihr Brot selbst zu suchen. Der älteste, den er auf seiner zweiten Fahrt nach Amerika mitnahm, ist Goldgräber in „Wild-West“, im Staate Idaho, und schickte dem alten Vater bisweilen etwas von dem gefundenen Gold;

der zweite ist Mechaniker und hat ein eigen Geschäft in Hasle, und der dritte funktioniert als Koch in Genf. Mögen sie mehr Glück haben im Leben als ihr Dichter-Vater!

Ich fragte diesen kurz vor seinem Tode, ob er denn keine Lieder mehr loslasse, und er meinte trocken: „Ich singe nur noch eine Strophe, die des Valentin im ‚Verschwender‘: ‚Da leg' ich meinen Hobel hin und sag' der Welt ade.‘“

Am 25. Juli 1905 starb der Vetter Kaspar, 72 Jahre alt. Ihm gelten die Worte des sozialdemokratischen Dichters Leopold Jacoby:

Dem Dichter hat Brahma für sein Leben
Das bittere Geschick gegeben,
Daß ihn, der alle Welt entzücke,
Kein Schmuck, kein Reichtum selber schmücke
Und Lebensfreude nicht beglücke,
So wie Zuckerrohr ist der Früchte bloß,
Wie der Sandelbaum ist blütenlos.

Am 19. August 1909, an meinem 72. Geburtstag, bin ich auf dem Friedhof in Hasle am Grabe Kaspars gestanden. Seine Kinder und seine brave Witwe, der nie im Leben Rosen geblüht, haben ihm einen schlichten Grabstein gesetzt mit der Inschrift: „Hier ruht Kaspar Bosch, Altbürgermeister, geboren anno 1833, gestorben 1905. Er ruhe in Frieden.“

Daß er aber mehr war als ein Bürgermeister, nämlich ein Dichter und Philosoph, das steht nicht auf dem Stein. Drum soll ihm als solchem in diesem Buch ein Denkmal gesetzt sein.



END O

PL

RE